Globus.

XXXIX. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Neununddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1881.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polar-Gebiete.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Afrika.

Nachtigal's Reise nach Baghirmi.

Serpa Pinto's Reise durch Südafrika.

Südamerika.

Panama und Darien.

Guayana.

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXIX. GLOBUS № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Reisen im nördlichen Pandschab.

Nach dem Französischen des M. de Bérard.
(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

I.

Im April 1878 befand sich der französische Maler de Bérard auf dem Wege nach Kaschmir, wohin ihm zu dieser Jahreszeit nur die Straße über Mari (Murry) offen stand, da die zwei oder drei anderen erst später vom Schnee frei werden. Er war mit der Eisenbahn von Bombay über Allahabad, Agra, Delhi und Lahore bis Dschelam (494 m) gefahren, wo der Komfort und das Behagen ein Ende nimmt und ernstliche Schwierigkeiten beginnen, zu deren Ueberwindung guter Wille, Thatkraft und Geduld gehören.

Dschelam ist eine kleine Stadt am gleichnamigen Strome, dem Hydaspes der Griechen, an der Straße, welche von Norden her nach Indien hineinführt, und welche so viele Eroberer schon gezogen sind. Dicht dabei, nur wenig südlicher, ging Alexander der Große über den Strom und schlug des Poros' Heer (gegenüber dem heutigen Dschalâlpur, wie A. Cunningham und Droysen annehmen). Es ist diejenige Stelle, wo der Dschelam-Fluß die letzten bis 697 m ansteigenden Berge passirt und in die Ebene des Pandschab tritt; dieselbe liegt noch zwischen 5 und 6 deutschen Meilen südlich von dem Orte Dschelam, weshalb es kaum möglich sein dürfte, wie Bérard glaubt, von der langen Brücke bei Dschelam das Schlachtfeld zu erblicken. Immerhin ist dieselbe in ihrer Länge von 2 Meilen etwas Merkwürdiges, und der Fluß, dessen Ufer sie verbindet, ein klassischer Strom; er kommt von Norden, wo man eine bläuliche Kette hoher Berge mit weißen Gipfeln erblickt, den Himalaja, und verliert sich nach Süden in den weiten Ebenen des Pandschab. Zahlreiche Sand- und Kiesbänke tauchen aus seinen Fluthen auf; riesige Baumstämme aus dem Gebirge bedecken die Ränder derselben; dazwischen liegen größere Inseln, manche davon bewaldet. Große Boote von sonderbarer Form, mit hohem Hintertheile, wie die chinesischen Dschonken, liegen am Ufer, das die terrassirten Häuser von Dschelam einnehmen. Dichtes Grün hüllt sie ein, und hier und da ragen Moscheenspitzen über sie hervor.

Ansehnlich ist der Verkehr und die Menschenmenge auf dem Bazar; es ist das eine lange Straße von lauter Läden, welche alle nach einem und demselben Muster gebaut und durch je eine Scheidewand geschieden sind, welche vorn in einem Doppelpfosten endet. Da findet man Getreide, Lebensmittel, Stoffe, meist wollene, da der Winter hier schon ziemlich kalt ist, und Lederwaaren, darunter eine Art leichter und bequemer Reisesäcke. Die Läden liegen alle einige Stufen über dem Erdboden; die Häuser haben insgesammt flache Dächer und manche einen obern Stock. Gravitätisch schreiten Reihen von Kameelen durch die Menge, es theilen sie Reiter mit energischem Gesichte, deren Bart in der Mitte gescheitelt ist, eine Sitte, die häufiger wird, je näher man Afghanistan kommt. In volkreichen Straßen ist es schwierig zu zeichnen, wie M. de Bérard bald fand; die Leute waren zwar nicht böswillig, aber so zudringlich, daß er weder sehen noch sich rühren konnte. Zudem mußte er alle Augenblicke Auskunft ertheilen über seine Zwecke und Absichten, besonders wenn er einen Charakterkopf oder ein niedliches Gesicht

abzeichnen wollte; oft ging das nur mittels baaren Geldes, bei Mohammedanern auch zuweilen damit nicht.

So packte der Reisende denn seine Papiere zusammen und lenkte seine Schritte nach einem großen Karawanserai, begleitet von einigen Leuten, die sich freiwillig zu Führern hergaben und großen Eifer zeigten, ihn zu den Merkwürdigkeiten des Ortes zu führen. Ueber dem Eingangsthor erhebt sich ein Pavillon, dessen fein aus Holz gearbeitete Fenster mit verschiedenen Malereien geschmückt sind, wie in Lahore. Den weiten viereckigen Hof umgeben Bogengänge

Am Ufer des Dschelam.

und Thüren, welche in Gemächer führen, die in buntem Durcheinander von Reisenden, Pferden, Eseln und Maulthieren bewohnt werden. In der Mitte befindet sich ein Brunnen, und rings herum liegen zahlreiche schöne Kameele wiederkäuend oder schlafend. Einige Pferde von seltener Schönheit erregten die Aufmerksamkeit Bérard's; sie zeichneten sich aus durch hohen Wuchs, glänzendes Fell und seidenartige Mähne, welche von Indiern sorgfältig gewaschen

Kameel-Karawanserai in Dschelam.

und gebürstet wurde. Auf Befragen erfuhr er, daß diese Thiere, die schönsten, welche er in Indien gesehen, aus Kabul stammten.

Seine Wanderung fortsetzend kam er zu dem Karawanserai für Ochsenkarren. Die prächtigen Thiere nordindischer Race waren abgeschirrt und lagen in malerischem Durcheinander auf dem Boden; sie sind von weißer Farbe, haben den gewöhnlichen Buckel und trotz ihrer Größe und Stärke sehr zierliche Formen; ihr Kopf erinnert an den der Gazelle. Die Karren sind mit Matten bedeckt; die Räder laufen innerhalb einer Stange, welche außen an der Achse und an dem Wagen selbst befestigt ist. Hier und da liegen oder sitzen Gruppen rauchender Eingeborener, dazwischen spielen Kinder, bis sie der Anblick des zeichnenden Franzosen fesselt und sie seinem Stifte zuschauen. Reizende Jungen, allerliebste Mädchen — aber dabei welcher Schmutz! Und wie

oft fuhren sie sich während des Modellstehens kratzend in die Haare! Zuletzt suchte der Reisende, auf die Fortsetzung seiner Fahrt bedacht, das Karawanserai für Miethwagen auf. Er trat in einen riesigen viereckigen von Akazien beschatteten Hof, der wie gewöhnlich von lauter Kammern umgeben war und in dessen Mitte zahlreiche Wagen standen, namentlich solche, wie sie die Einheimischen selbst gebrauchen. Sobald sich Bérard sehen ließ, war er von einer Schaar Rosselenker umringt, die ihm ihre Gefährte anpriesen; aber man drängte dieselben zur Seite und führte den Fremden zu dem Vorsteher des Karawanserai, einem Manne mit ehrwürdigem Patriarchengesicht, der auf einer Matte saß und mit einer Gazelle spielte. Er versprach, am nächsten Morgen vor Tagesanbruch drei Wagen nach dem Gasthause zu schicken und empfing einen Theil des Miethspreises im Voraus.

Karawanserai für Ochsenkarren in Dschelam.

Der Reisende mußte sich wohl oder übel für einheimische Wagen entscheiden, weil die englische Post erstens sehr theuer ist und zweitens stets in schnellem Galopp geht und nur an den Stationen zum Pferdewechsel einige Minuten hält, so daß man auf solche Weise nichts sehen und namentlich nichts studiren und zeichnen kann, gerade wie auf der Eisenbahn, wo ebenfalls zum Bedauern eines Künstlers so viele Städte, Tempel, Trachten, Landschaften u. s. w. vorüberhuschen, ohne daß er sie auf dem Papiere festzuhalten im Stande ist. Bei den kleinen indischen Wagen hat man dagegen volle Freiheit anhalten zu lassen, wo es einem beliebt. Dieselben haben allerdings keine Federn und stoßen und rütteln den Insassen entsetzlich zusammen. Für die Engländer existiren deshalb diese Wagen gar nicht, und sie zu benutzen, gilt fast für anstößig. Das machte aber Bérard keine Sorge, welcher nur sehen wollte, so viel und so gut wie möglich, aber nicht Willens war, sich passiv wie ein Gepäckstück von einem Orte zum andern transportiren zu lassen.

Kutsche im Pandschab.

Zur verabredeten Zeit fanden sich die bestellten drei Wagen vor dem Hôtel ein, und rasch wurden die nöthigen Anstalten zur Abreise getroffen. Der eine nahm das Ge-

päck auf, der zweite den Dolmetscher, der dritte den Reisenden selbst, und alsbald erfolgte auch das Zeichen zur Abfahrt. Die Straße ist im Allgemeinen von geringem Interesse, fast eben und von Baumpflanzungen begrenzt; das Auge sieht nichts, als grenzenlose Ebenen. Allgemach nähert sich der Weg, der von den Mongolenkaisern erbaut ist und von den Engländern nur in Stand gehalten zu werden braucht, röthlich gefärbten Hügeln, welche von Regengüssen zu so sonderbaren Formen ausgewaschen sind, daß man dieselben aus einiger Entfernung für Dörfer mit Gäßchen und Gartenmauern, für Pfeiler und Säulen halten kann. Diese Hügel hängen schon mit den „Salzbergen“ zusammen, über denen die bläulichen Spitzen des Himalaja emporragen. Nur hier und da zeigen sich einige Weiler, jeder mit einem schönen geheiligten Baume in der Mitte, der gewöhnlich ein bescheidenes Heiligthum des keineswegs bescheidenen Siwà-Kultus beschattet. Die blaßvioletten Trauben des glatten Zedrach (Melia azedarach), der überall, auf den Feldern wie längs der Straße, sich findet, verbreiten einen süßen Duft.

Einen Ersatz für die Langweiligkeit der Landschaft boten die zahlreichen Wanderer auf der Straße. Reihen von Kameelen zogen gravitätisch vorbei und trugen Futter, Möbel, Geräthe von allerlei Art und einmal auch die gesammten Bedürfnisse für ein Lager; neben den Stuten liefen häufig die Jungen und ergötzten durch ihre komischen Kapriolen. Dann kamen wieder große Herden von Buckelochsen und

Ansicht aus Dschelam.

schiefergrauen Büffeln mit langen, nach hinten gekrümmten Hörnern; auf einen Zuruf ihrer Treiber drängten sie sich stets alle nach der einen Seite der Straße, aber stets auf diejenige, wo Bérard's Wagen fuhren, wobei es ein schreckliches Durcheinander gab, und die armen Pferde nur mit Mühe Hörnerstößen entgingen. Auch viele Maulthiere und Esel von niedlicher Race befanden sich unter den Herden, und die Jungen der letzteren wurden nicht selten, um sie nicht zu sehr zu ermüden, von den Treibern getragen. Ueberhaupt behandelt man in Indien die Thiere mit Liebe, und nie wird man sehen, daß eines gemißhandelt wird, in Folge wovon denn auch die Thiere viel sanfter sind, als bei uns in Europa.

Dann kamen wieder drei riesige Elephanten an, vor denen das Pferd Bérard's scheute; weiter Frauen, die rittlings zu Pferde saßen und zuweilen ein Kind vor sich und ein zweites hinter sich zu sitzen hatten, während der Mann das Reitthier führte, und auch ein Trupp von Strafgefangenen, die von Soldaten bewacht wurden.

Gern hätte der Reisende noch am selben Tage Rawalpindi erreicht; allein ein schweres Unwetter nöthigte ihn am Nachmittage, in einer großen Karawanserei, die auf einem Hügel neben den Trümmern einer alten Festung errichtet war, Unterkunft zu suchen und dort die Nacht, von Fieberfrost geschüttelt, zuzubringen.

Der Regen hatte während der Nacht die Luft etwas abgekühlt und die lästigen Fliegen, wie es schien, zum Theil verscheucht. Bald hinter dem Nachtquartier überschritt die Straße eine Linie sonderbar gestalteter, nur wenig über dem Erdboden hervorragender Felsen, die wie eine lange, zerfallene

Mauer aussahen, dem Rückgrate eines riesigen vorsintfluthlichen Thieres vergleichbar, das tief in der Ebene vergraben ist. Um Mittag war Rawalpindi erreicht. Die Stadt, deren Größe sich von fern schwer schätzen läßt, liegt in der Ebene, auf der einen Seite das Quartier der Eingeborenen und die Bazars, auf der andern das Lager der Truppen und die höchst komfortabelen Bangalos der Civil- und Militärbeamten, von Bäumen und blühenden Gärten umgeben. Alle Städte der Engländer in Indien, will sagen, die von ihren Truppen und Beamten besetzten Punkte, gleichen einander dermaßen, daß, wenn man eine von ihnen gesehen hat, man alle kennt. Offenbar ist alles, was an Indien erinnern könnte, daraus verbannt; man könnte sich mitunter nach England versetzt glauben; dieselben Vergnügungen, dieselben Gewohnheiten, wie daheim.

Unglaublich ist es fast, welche Menge von Kameelen zu Tages- und Nachtzeit, in dicke Wolken Staubes gehüllt, auf den Wegen des nördlichen Pandschab einherziehen. Namentlich kommen sie von Peschawar und Atak (Attok). Alle Produkte des nördlichen Indien schleppen sie nach dem Bazar von Rawalpindi, die Früchte von Kabul, die Stoffe und sonstigen Erzeugnisse von Kaschmir, wie jene leichten, zierlichen, aber festen Ledersäcke, in deren einem der Reisende die werthvollsten seiner Zeichnungen monatelang zu Fuß und zu Pferde mit sich herumtrug und vor den wolkenbruchartigen Regengüssen schützte. Auch mit vortrefflichen Zwiebacken kann man sich dort zur Reise nach Kaschmir versehen.

Hier miethete der Reisende noch drei Wagen und eilte dann, seine Fahrt nach dem noch 44 Meilen entfernten Mari fortzusetzen. Anfangs führt die Straße noch immer in der Ebene hin zwischen zwei Reihen von Akazien und Zedrach und dann durch einen Fluß, in dessen Bett starke, mit Ketten verbundene Pfähle eingerammt worden sind, um bei Hochwasser die Durchfurthung zu erleichtern. Allmälig

Dorf unweit Rawalpindi.

rücken die Berge näher und näher, und der Weg tritt zwischen hübsche bewaldete Hügel, in denen jetzt, zur Frühlingszeit, an Blumen kein Mangel ist. Wenn man die Trek-Brücke, welche über einen tief eingeschnittenen Gießbach führt, hinter sich hat, wird die Straße steiler und steiler; es geht zusehends in die Höhe, die Vegetation nimmt einen andern Charakter an, und Fichten verdrängen nach und nach die blüthenbedeckten Bäume und Sträucher der Ebene.

Die Nacht nahte schon, als man das Dorf Trek erreichte, wo die Kutscher zu übernachten hofften; allein Bérard erklärte durchaus noch Mari erreichen zu wollen. Natürlich lange Gesichter, die sich aber rasch glätteten, als der Reisende von Bakschisch ein Wort fallen ließ.

Schon hier machte sich die in Kaschmir herrschende Hungersnoth fühlbar; Bérard begegnete Haufen von jammervoll ausschauenden Bettlern, deren Magerkeit und Schmutz alles Glaubliche überstieg; sie hatten gerade noch Kraft genug gehabt, der Noth in ihrer Heimath zu entkommen.

Bei immer zunehmender Dunkelheit ging es durch Tannenwald weiter bergauf. An einer der steilsten Stellen, über einem wahren Abgrunde standen ausgedehnte Baulichkeiten; es war eine — Brauerei, deren Gebräu dem aus Europa importirten fühlbare Konkurrenz macht. An jener Stelle war die Straße voll großer Ochsenkarren, auf denen die Tonnen in die Ebene hinab geschleppt werden sollten.

Bei einer Biegung der Straße öffnet sich endlich ein Durchblick durch die Tannen und zur Linken, hoch oben am Himmel, zeigt sich wie ein Block Silbers, so hell wie der Mond, ein mächtiger Schneeberg, gehoben durch die dunkelen Schatten des Vordergrundes. Derselbe liegt, wie Bérard wußte, dem Orte Mari gegenüber; aber der Weg war noch lang und machte noch viele Zickzackwindungen, ehe die Stelle, ein kleines Plateau, erreicht war, wo die Wagen nicht weiter konnten und ausspannen mußten. Kulis, die erst geweckt werden mußten, nahmen hier das Gepäck in Empfang und trugen es nach dem noch weit entfernten Bangalo der Reisenden. Es wurde drei Uhr Nachts, ehe Bérard denselben erreichte, und es fror ihn dort selbst vor einem hell-lodernden Feuer bitterlich, da er erst unlängst das heiße Centralindien verlassen hatte. Der Uebergang von einem heißen zu einem kalten oder nur gemäßigten Klima war eben zu rasch. Jedesmal, wenn Bérard auf der Hin- wie auf der Rückreise von Kaschmir in Mari verweilte, erschien ihm die Kälte dort erschrecklich, während doch Nachts das

Generalansicht von Mari (Murry).

Thermometer nicht unter den Gefrierpunkt sank. So war er denn stets ängstlich für seinen Holzvorrath besorgt; sein Diener mußte an der Straße stehen und hatte den Befehl, jeden, der mit einer Holzlast vorüberging, anzuhalten und zu ihm zu führen, und erst wenn ein wahrer Berg von Brennmaterial vor der Thür aufgestapelt war, fing der Reisende an, sich etwas zu beruhigen. Freilich mußte er auch anerkennen, daß diese ihm so verhaßte Kälte seine in der übergroßen Hitze der Tropen erschlafften Kräfte und seine Energie wesentlich hob.

Reisen in Arabien.

Von Charles M. Doughty.

I.

(Mit drei Karten auf einer Tafel.)

Vorbemerkung der Redaktion. Ueber den Nordwesten Arabiens, soweit er unter nomineller türkischer Herrschaft steht, von Kerak über dem Ostufer des Todten Meeres und den Ruinen Petras an südwärts bis nach Medina hin, ist uns aus europäischen Quellen bis jetzt nur sehr wenig bekannt, von der Küste abgesehen eigentlich nur eine einzige schmale Route durch das Innere. Die heiligen Städte im Süden, Mekka und Medina (beide oder nur eine), wurden bekanntlich mehrfach besucht, von Burckhardt, Burton, G. Wallin und Baron v. Maltzan. Burton hat dann auch neuerdings im Auftrage des Chedive das zu Aegypten gehörige metallreiche Küstenland um Muêlih wiederholt bereist und genau erforscht (vergl. über sein Reisewerk „Globus" XXXV, S. 282 und 295), aber in das Innere des in Rede stehenden Gebietes ist bisher als einziger Europäer nur der oben schon erwähnte Schwede Wallin im Jahre 1848 eingedrungen; sein Weg führte ihn von Muêlih nach Tebûk an der großen Pilgerstraße, weiter nach Teimâ, Hâil, der Hauptstadt von Dschebel Schammar, und nach Meschhed Ali im Tieflande des Euphrat (vergl. Albrecht Zehme's Arabien und die Araber seit hundert Jahren S. 244 ff.). So war der Geograph für das Innere dieses Gebietes hauptsächlich auf die Angaben arabischer Autoren angewiesen, und nach denselben ist denn auch in Heinrich Kiepert's Karte zu K. Ritter's Erdkunde das betreffende Stück eingezeichnet, wie man nunmehr erkennt, mit ziemlich genügender Zuverlässigkeit. Freilich waren nach diesen Quellen nur die Stationen auf der großen Pilgerstraße nach Mekka einzutragen; gerade über den hervorstechendsten Zug dieser Landschaften aber, jene ausgedehnten vulkanischen Zonen oder Harras, berichteten sie nichts, wie sich jetzt durch die Wanderungen des Herrn Charles M. Doughty herausstellt, welche, was ihre zeitliche wie räumliche Ausdehnung betrifft, eine der ersten Stellen unter allen Expeditionen in der arabischen Halbinsel einnehmen, und von denen nur zu hoffen ist, daß ihre umfangreichen Resultate recht bald in größerer Ausführlichkeit bekannt werden, als in den nachstehenden, freilich auch so schon höchst dankenswerthen Mittheilungen.

Unlängst sind einige Bemerkungen über Medjin Salih, welche mein Freund, Herr Professor Sprenger, Briefen von mir entnommen hatte, im „Globus" (Bd. XXXVII, S. 201 ff.) erschienen. Da ich mich nun augenblicklich wieder wohl genug befinde und genügend Muße habe, auch Prof. Sprenger mich wiederholt aufgefordert hat, einen Bericht über meine gesammten Wanderungen in Arabien zu schreiben, so bin ich dieser Aufforderung im Folgenden nachgekommen.

Im Jahre 1875 war ich in Ma'an und Petra, wo ich beim Besuche der antiken Stadt öfters von den dortigen Bewohnern — welche, da sie mich allein von Süden hatten ankommen sehen, annahmen, ich sei den Derb-el-Hadsch entlang gekommen — gefragt wurde, ob ich nicht auch Medjin Salih besucht hätte. Auf meine vielseitigen Fragen nach diesem Orte wurde mir mit der bei Arabern gewöhnlichen Liebe zur Uebertreibung entgegnet, dasselbe sei ähnlich, wie die Ruinenstadt Petra im Wadi Musa, aber es sei noch viel merkwürdiger, da es aus mehreren Städten bestände, welche in ebenso viele Berge hineingehauen seien, und daß sich über den Hausthüren gewöhnlich das Bild eines Vogels mit einer Inschrift befände. Dies wurde mir später von einem literarisch gebildeten Manne aus Damaskus bestätigt, welcher damals als Schreiber bei der kleinen Garnison von Ma'an angestellt war und in früheren Jahren oftmals die ganze Straße bis Medina entlang gereist war. Außerdem erzählte man mir von Medjin Lût, den „Städten Lot's", über welche ich seitdem öfters von glaubwürdigen mohammedanischen Reisenden (kleinen Kaufleuten, die mit den Beduinen Handel treiben) hörte, daß sie in der Ebene am Todten Meere am Wege von Ma'an nach Dschebel Chalîl d. i. Hebron liegen. Medjin Lût mögen einige Felskammern ähnlich denen von Petra und Medjin Salih sein; keiner meiner Berichterstatter hat dort je Inschriften gesehen.

Die Soldaten in Ma'an hatten nicht lange zuvor eine Expedition gegen Dschauf unternommen und erzählten mir während meines längern Aufenthaltes unter ihnen merkwürdige Dinge von dem Beduinensultan Ibn Raschîd Emir el-Dschebel oder dem Fürsten von Dschebel Schammar. Ich wartete einige Zeit in Ma'an in der Absicht, Medjin Salih zu besuchen, welches zehn Kameelmärsche oder nur sechs dhelûl- (Dromedar-) Tagereisen entfernt ist. Aber der Lieutenant des Kommandos fürchtete, zur Rechenschaft gezogen zu werden, falls mir, dem Europäer, bei einer so gefährlichen Unternehmung etwas zustieße, und hatte allen seinen Untergebenen verboten, mich zu begleiten. Als ich dann nach Damaskus kam, wüthete dort die Cholera, worauf ich nach Wien reiste, von wo ich selbst sowohl wie auch der Präsident der dortigen Geographischen Gesellschaft an die Roy. Geographical Society in London schrieb, um deren Hülfe zu einer Reise nach Medjin Salih zu erbitten. Arabien aber ist ein selbst den Geographen von Fach so ungenügend bekanntes Land, daß es mich nicht überraschte, eine Antwort zu erhalten, welche ich, wenn auch nicht als einen abschlägigen Bescheid, so doch als eine leere Ausflucht ansehen mußte.

Arabien ist kein Land, welches geographische Expeditionen leicht durchwandern können; nur dem einzelnen hingebenden Reisenden, der sein Leben bei einem so mühseligen Abenteuer aufs Spiel zu setzen nicht zögert, erschließt es sich. Leute aber, die niemals Wind und Wetter Trotz geboten haben und an die üppige europäische Diät gewöhnt sind, dürften, wenn sie auch anderen Gefahren entgehen, doch zuletzt den Muth verlieren, in Folge von Noth an Kräften abnehmen und schließlich noch vor Ablauf des ersten Jahres eines natürlichen Todes sterben.

Als ich nun mich später wieder in Damaskus befand und den Plan faßte, Medjin Ṣalih und das Innere Arabiens zu besuchen, konnte ich im Verlaufe eines ganzen Jahres kein anderes Mittel ausfindig machen, ohne große Mühe und Kosten dorthin zu gelangen, als dasjenige, welches mir auch viele Mohammedaner empfahlen, nämlich mich der nächsten Pilgerkarawane anzuschließen. Leicht fand ich eine Anzahl von den ärmeren Ḥadsch-Bediensteten bereit, mich für wenig Geld auf meine eigene Gefahr nach Medjin Ṣalih zu schaffen; als ich aber den Ḥadsch-Pascha und den Generalstatthalter von Syrien offen um diese Erlaubniß bat, holten sie erst den Rath des britischen Konsulats ein und entschuldigten sich dann, daß, da ich Unterthan einer fremden Regierung und die Reise gefährlich sei, sie in keiner Weise für meine Sicherheit verantwortlich sein könnten. Der britische Konsul machte die Gründe des Lieutenant von Ma'an zu den seinigen und erklärte, daß er mir in keiner Weise behülflich sein wollte, auch nicht einmal, als ich nun unter allen Umständen mit einer nichtofficiellen Empfehlung an die Behörden die Reise antreten wollte. Meine Gefahren und Leiden in Arabien sollten dadurch nur vergrößert werden. Unter so ungünstigen Verhältnissen konnte ich mich nur auf meine arabischen Freunde verlassen, welche, soweit ihre Interessen nicht ins Spiel kommen, vortreffliche Freunde sind, und nach ihrer Weise gekleidet mich als einzelner Christ an die bevorstehende Pilgerschaft wagen. Die Ḥadsch-Karawane nach Mekka versammelt sich alljährlich an dem See von Mzerîb (Muzzerîb) [1], zwei Tagereisen zu Kameel von Damaskus entfernt. Von dort brachen wir am Sonntag den 13. November 1876 auf und schlugen 13 (englische, wie stets in diesem Artikel) Meilen von dort in der wüsten Ebene bei Ramteh (70,5) [2] unsere Zelte auf. Am zweiten Tage marschirten wir 11 Stunden und lagerten in der wüsten Ebene (69,8), am nächsten schon nach 6 Stunden im Wadi ez-Zerka (70,5). Am vierten lagerten wir, durch Regenschauer aufgehalten, wiederum schon nach 6 Stunden etwas oberhalb Ḳella'at Blât (67,8). Am fünften legte die Karawane 28 engl. Miles zurück und übernachtete vor Ḳella'at el-Belka (68,8), am sechsten nach 11½stündigem Marsche in Ḳella'at Ḳatrân (68,5), am siebenten nach 12 Stunden Marschirens in dem Wadi bei Ḳella'at Ḥaessih (67,4), welches den Dschebel Kerak (in Belka) vom Dschebel Scherrah d. h. Moab von Idumäa scheidet. Am achten Tage wurde 10 Stunden marschirt bis Ḳella'at Âneise (Âneysy) (65,7); am neunten erreichte man nach 9½ Stunden Ma'an. Die Gegend, welche wir bis hierhin durchzogen hatten, stellt sich dar als eine Hochebene aus Kalkstein, welche von Damaskus (69,5) bis Ma'an (65,3) ansteigt und mit einer dünnen Schicht von Alluvium bedeckt ist. Mein sehr empfindliches Instrument wurde sowohl vor wie nach meinen Reisen in Arabien in dem Observatorium des amerikanischen Colleges zu Beirut mit dem dortigen Normal-Barometer verglichen, und dabei ergab es sich, daß es so nahezu mit allen Oscillationen der Quecksilbersäule übereinstimmte, daß ich seine Angaben über die relativen Höhen der weiten Gebiete, welche ich beinahe zwei Jahre hindurch bereist habe, für vollkommen genügend erachte; dasselbe stellte sich auch heraus, wenn ich mitunter nach längerer Abwesenheit an denselben Ort zurückkehrte, wie z. B. nach Hail (Ḥayil), Teimâ und el Ḥedscher. Hinsichtlich der Namen einiger der in Ruinen liegenden Ortschaften oberhalb (d. i. nördlich) von Ma'an, welche bisher nicht bekannt waren, verweise ich der Kürze halber auf die beigefügte Routenkarte; ich hatte dieselben mit Ausnahme von Burma (Bormah), Niḳḳl (Nikkel) und Nscheinisch (Ensheynish) auf einem Ritte von Petra aus zwei Jahre zuvor besucht [1]).

Die Peraeische Landschaft südwärts bis Idumaea, welche ich zweimal passirt habe, ist scheinbar ein Bergrücken mit zwei Abhängen, deren einer sich unweit östlich der Pilgerstraße nach dem Todten Meere und dem Jordanthale hinabsenkt, während auf der andern (d. h. östlichen) Seite das Regenwasser in entgegengesetzter Richtung nach den inneren Wüsten Arabiens hinabfließt. Das Alluvium des Dschebel Scherra, des Berges Sair der Heiligen Schrift, die hohe Kalksteinebene südlich von Wadi Ḥaessih, gleicht östlich von der Ḥadsch-Straße einem mit schwarzen Feuersteinkieseln bedeckten Strande, bildet das Arḍ es-Sawwân (Feuersteinland) der Araber und möchte demnach ungefähr mit dem antiken Arabia Petraea übereinstimmen. Diese Feuersteinwüste bildet die Oberfläche einer durch die, Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Wirkung von Wind und Regen ausgewaschenen Kiesschicht, welche dort oft eine Tiefe von mehr als 20 Fuß besitzt. Darin habe ich bei meinem ersten Aufenthalte in Ma'an verschiedene große und wohlgeformte, anscheinend künstlich gefertigte Werkzeuge von Feuerstein gefunden, denen gleich, welche die Geologen „Aexte“ (hatchets) nennen. Die Kalkschichten des Dschebel Scherra sind von derselben Art, wie man sie auch mit dicken, tafelförmigen Feuersteinadern zwischen Jerusalem und dem Todten Meere findet. Dies ist der Weidebezirk der Howeitât-Araber, welche theils an den Küsten des Mittelländischen und Rothen Meeres sich angesiedelt haben, theils als Beduinen und nomadische Ackerbauer leben. Sie sollen von Christen, d. h. von den alten Kafirs (d. h. Heiden), die vielleicht nicht wirkliche Araber waren, abstammen. Durch ihre grobe Körperbildung unterscheiden sie sich von den Arabern der Halbinsel, und da sie bis auf den heutigen

---

[1]) Die Namen in Klammern geben die Schreibung des Reisenden.

[2]) Die Zahlen in Klammern bezeichnen Aneroïd-Ablesungen.

[1]) Ueber diese Ruinen findet sich auf der Originalkarte des Reisenden Folgendes bemerkt:

Kaṣr Schebîb ist eines von einer Reihe antiker Kastelle und Wachthürme zwischen Wadi ez-Zerka und Schobek, welche einem vormohammedanischen Sultane des ganzen Landes (nördlich bis zum Hermon), Schebîb ibn-Tubbai, zugeschrieben wird. Dies Kastell heißt auch Gwa oder B'schîr, weil sich dabei die Kapelle eines gleichnamigen Heiligen, das Maḳâm B'schîr, befindet.

Ledschûn scheint gleichfalls ein Militärposten gewesen zu sein. Der Name ist vielleicht aus legio entstanden.

Niḳḳl, eine beträchtliche Ruinenstätte, und Nscheinisch (Ensheynish) wurden nicht besucht.

Mdaibîa (Medaibîah oder 'Mdaibiah) und Meḥâi (Mhai, Mehai) sind Ruinen, die Doughty besuchte.

Dahtras, Ruinen vielleicht eines Palastes oder Tempels aus weißem, marmorähnlichem Kalkstein. Wurde besucht.

Burma (Bormah), große Ruinenstätte einer Stadt, wie die Araber angeben. Nicht besucht.

Dschardânîe, Ruinen aus Lava, wahrscheinlich einer Militärstation. Wurden besucht.

Ma'an besteht aus zwei Dörfern, Schemmîe und Ma'an, welches auf der antiken Stadtlage el-Hamâm erbaut ist.

Mortrûb, ein zerstörtes Dorf bei Ma'an.

Tag dieselben Sitze innehaben, wie die alten Nabatäer, so halte ich die Vermuthung, daß sie Nachkommen derselben sind, nicht für unwahrscheinlich.

Nachdem wir $8^1/_2$ Stunden über die Feuersteinwüste gezogen waren, lagerten wir in der offenen Ebene zu — jeder Platz in der Einöde hat seinen Namen — Umm Ajâsch (66,7); von da gelangten wir am zweiten Tage (von Ma'an aus gerechnet) in 8 Stunden an den Rand des Abstieges Akaba, wo der Kalkstein der nördlichen Hochebenen abbricht und die Hadsch-Straße durch die darunterliegenden rothen Sandsteine von el Hisma sich hinabsenkt zu der ersten Sandwüste. Der Abstieg ist schmal und zu Anfang schwierig, so daß die hintere Hälfte der Karawane hier eine halbe Stunde lang aufgehalten wurde, und nun doppelt so lang wär, als zuerst, wo zwei Kameele bequem neben einander gehen konnten.

Ich fand oben am Anfang des Abstiegs den Stand des Aneroïds zu 65,6, unten, wo sich die rings umschlossene Ebene anfängt auszubreiten, zu 66,2. Diese Nacht lagerten wir etwa 6 Stunden weiterhin in derselben sandigen, sich senkenden Ebene Ard Dschiddár am Fuße des Dschebel Hisma. Von dieser Ebene Ard Dschiddár führt ein guter, früher von der Hadsch-Karawane benutzter Paß nach dem Hochlande von Idumaea; das ist der Seil Dschiddàr, durch welchen der im Dschebel Scherra fallende Regen nach Arabien hin abfließt.

Am dritten Tage, von Ma'an aus gerechnet, reisten wir 8 Stunden bis Kella'at Mdawwara (68,6), von da 9 Stunden bis Dhât el-Hadsch (69,1), wobei wir stets den Rand des aus Sandstein bestehenden Gebirgslandes Hisma auf wenige Stunden Entfernung zur Rechten hatten, und im Osten die niedrigen fernen Sandstein-Hügelreihen des Scherarat-Landes mit der Straße parallel zu laufen schienen. Unweit von Dhât el-Hadsch soll Wadi Tubbîg endigen, welches von der Kiesgegend um Ma'an herabkommt und Ard es-Sawwân entwässert, eine Angabe, die freilich noch der Bestätigung bedarf. Am fünften Tage ging es von Dhât el-Hadsch weiter, bis wohin wir von Akaba aus beständig hinabgestiegen waren, während das Terrain nun wieder etwas anstieg. Nach 9 Stunden lagerten wir an dem öden Platze el Kâ'a (68,6), reisten die ganze Nacht hindurch und erreichten in weiteren 13 Stunden Tebûk (68,5). Am siebenten Tage 11 Stunden bis Dar el Múghr (67,7); am achten 7 Stunden, durch den Engpaß Boghaz el-akhdhar hinab nach Kella'at el-akhdhar im gleichnamigen Wadi (67,5). Ueber den weitern Verlauf des letztern bin ich noch im Ungewissen; der Derb el Bukra (auf Kiepert's Karte) ist ein Bergpfad nach el Hedscher, den die Beduinen benutzen, und kein Wadi oder Thal.

Noch am selben Abend brach die Karawane wieder auf und erreichte nach 17 Stunden, von el-Akhdhar im Wadi es-Sâni' stets ansteigend, Wasser in Birket Mo'attham (Muaddam); am nächsten Tage 13 Stunden ansteigend bis Dar el-Hamrâ (65,5). Am zehnten Tage $10^1/_2$ Stunden nach dem Lagerplatze Mufárisch er-ruz in der Wüste (67,0); nach den ersten 4 Stunden dieses Marsches wurde der höchste Punkt der Pilgerstraße Schûk el-Adschûz (64,7) passirt. Am elften Tage $7^1/_2$ Stunden abwärts zum Thalkessel von el Hedscher und nach **Medjin Salih** (68,5), welches etwas höher als Damaskus liegt.

Im „Globus" (Bd. XXXVII, S. 201) ist bereits eine Beschreibung der dortigen Alterthümer von Prof. Sprenger nach meinen Briefen enthalten; ich gebe hier nur nachträglich eine Skizze der Ebene.

Die Landschaft el Hedscher reicht bis el 'Alli, welches als Grenze der Provinz Hedschaz gilt. el Khreibi ist eine kleine Stadt in Ruinen, kaum 1 (engl.) Meile oberhalb el 'Alli, welche von den gebildeten Alowna (Einwohnern von el 'Alli) auch Keriat Hedscher genannt wird, eine der vielen zerstörten Ortschaften el Hedschers, das Egra der Alexandrinischen Geographen. Die Inschriften der Grabkammern von Medjin Salih haben einen nabatäischen Charakter, während alle monumentalen Inschriften in dem nur 10 Miles entfernten el-Khreibi in himjarischen Buchstaben geschrieben sind. In el-Khreibi finden sich noch andere in dem Sandsteinfelsen ausgehauene Grabkammern, aber es sind nur ein paar kleine Zellen, nicht gleich denen von Medjin Salih und ohne architektonischen Schmuck. El 'Alli ist ein kleiner Flecken, der Markt für jene ganze öde Gegend, aus Steinen der Ruinen von el-Khreibi erbaut. Früher hieß es Baith Naam und gehörte den nomadischen Beni Sokhr, welche jetzt in Belka (Ostjordanland) sitzen. Außerdem findet sich in der Ebene von Hedscher und zwar in den Seitenthälern Schellál und Thirba der großen mit Lava bedeckten Harrat el 'Aueirid je eine Ruinenstätte einer alten Ansiedelung und Steinhaufen (Gräber), welche in vorzüglicher Weise ohne Mörtel aus demselben Harra-Basalte errichtet sind, und, vom Material abgesehen, in Gestalt und Größe den Erdtumuli Europas gleichen; wie ich vermuthe, haben sie dieselbe Bestimmung wie jene alten Bauwerke, namûs genannt, welche ich früher auf der Sinaihalbinsel sah. Hier und da finden sich solche Gräber auch auf der Höhe der Harra, und ähnliche fand ich in Khaibar. Die einfältigen Araber wissen sich dieselben nicht anders zu erklären, denn als Marken, welche die Lage ehemaliger, ihnen jetzt verborgener Quellen bezeichnen.

Eth-Thorrêjid ist ein schmaler, von den Beduinen benutzter Pfad, welcher im Zickzack aus der Ebene durch das Sandsteingebirge nach dem nahen, sich gegen Teimâ erstreckenden Hochlande hinaufführt.

El Mezham ist ein kurzer Paß, durch welchen die Pilgerstraße herabkommt; in der mohammedanischen Mythologie heißt er Mubrak en-Naga, die Stelle, wo die wunderbare Kameelstute des Propheten Salih sich zum Sterben niederlegte[1]). Etwas mehr gegen Osten führt ein steiler Bergpfad der Beduinen durch die Felsen, welcher weiter drinnen im Gebirge durch Steinhaufen und, wie es scheint, durch eine Inschrift bezeichnet ist, wahrscheinlich die alte Straße nach Teimâ. Gegenüber der Kela'a (der Festung von Medjin Salih) führen ein paar Wege durch die Randfelsen, enge mit tiefem Sande erfüllte Anstiege, welche die leichten Kameele der Beduinen nur mit Mühe erklimmen. Die Ebene wird im Westen von der großen vulkanischen Platte Harrat el-'Aueirid begrenzt, welche sich vier Tagereisen weit, von etwas jenseits (südlich) Tebûk bis über el 'Alli hinaus, ausdehnt. Ueber dieselbe führen aus den Anfängen aller Thäler rauhe schwierige Pfade nach Westen hinüber, welche für die daran gewöhnten Kameele der Beduinen passirbar sind. Das Harra-Plateau, aus schroffen Besalten, spitzigen Laven und vulkanischen Kegeln gebildet, ist der Sommerweideplatz einiger

[1]) Salih war nach dem Koran ein Prophet Allah's vor Mohammed, welcher in den Städten el Hedschers predigte. Die ungläubigen Einwohner forderten aber vom Himmel ein Wunderzeichen, daß eine Kameelstute (Naga) aus einem Berge geboren werde. Dies wurde erfüllt. Einige Bösewichte erschlugen später die wunderbare Kameelstute, worauf die ungläubigen Städte, wie Sodom und Gomorrah, durch ein Strafgericht des Himmels vernichtet wurden.

kleinen Beduinenstämme, der Moahîb, mit welchen ich einige Zeit herumgezogen bin.

El 'Alli (69,3, dieselbe Höhe wie Damaskus) liegt im Wadi Kurra, welches die Nomaden gewöhnlich Wadi Deibban nennen; sie bezeichnen damit das ganze Tiefland zwischen el Hedscher und el Medîna, welches kein einheitlicher Wadi ist, sondern sich von beiden Punkten her in gleicher Weise absenkt. (Vergl. die Karte in der nächsten Nummer.)

Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bei Vollendung des ersten Decenniums ihres Bestehens.

I.

Jüngst hat die „Deutsche Anthropologische Gesellschaft" den Schluß des ersten Jahrzehntes, das seit ihrer Gründung verflossen, in Berlin festlich begangen. Würdig der Gesellschaft, würdig der Bedeutung des Tages, aber auch würdig der Reichshauptstadt war die in ihrer Art einzige Feier, einzig durch ihren Glanz, mehr aber noch durch ihren Gehalt, der sie zu einem Ereigniß in den Annalen der Gesellschaft macht. Die Gesellschaft konnte an diesem ihren Ehrentage auf eine zwar erst kurze Vergangenheit zurückblicken, aber auf eine Vergangenheit, die sie mit Stolz erfüllen muß, denn während vor deren Gründung Deutschland im Rathe der Anthropologen, an dessen Spitze unstreitig die Franzosen und Engländer standen, kaum Sitz und Stimme hatte, kann es sich gegenwärtig den beiden genannten Nationen ebenbürtig zur Seite stellen, Dank den Leistungen, welche die „Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" in dem so verhältnißmäßig kurzen Zeitraum hervorgebracht hat. Ihrer Anregung, ihrer Rührigkeit, vor allen Dingen aber ihrer Tüchtigkeit ist es zuzuschreiben, daß die Menschen- und Völkerkunde gegenwärtig in Deutschland zu einer populären Wissenschaft geworden ist, einer Wissenschaft, die vor einem Decennium in größeren Kreisen kaum dem Namen nach bekannt war, und gegenwärtig ihre Anhänger in allen Theilen des Reiches nach Tausenden zählt.

Bereits vor fast zwei Jahrzehnten, in den letzten Septembertagen des Jahres 1861, wurde die Idee der Gründung eines anthropologischen Vereines von einer kleinen Zahl von Anatomen, welche auf Anregung Karl Ernst von Baer's in Petersburg und Rudolph Wagner's in Göttingen behufs Besprechung anthropologischer Fragen in letzterer Stadt sich eingefunden hatten, in Erwägung gezogen, ohne jedoch festere Gestalt zu gewinnen. Der wesentlichste Gewinn, welcher aus dieser Versammlung hervorging, war der Beschluß, ein Organ zu gründen, das den Mittelpunkt für die anthropologische Thätigkeit in Deutschland bilden und vorläufig die Stelle einer in Deutschland fehlenden Gesellschaft einnehmen sollte. So wurde zunächst, und dies war wohl die wichtigste Errungenschaft des Kongresses, zu Göttingen der Grundstein zu einem periodischen Unternehmen gelegt, das aber erst im Jahre 1866 unter der Redaktion von A. Ecker in Freiburg im Breisgau und L. Lindenschmit in Mainz als „Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen" ins Leben trat.

„Der Mensch ist — wie Karl Ernst v. Baer sehr treffend bemerkt — der Gipfelpunkt oder Ausgangspunkt, je nachdem man seine Richtung nimmt, sehr verschiedener Wissenschaften, der Zoologie, der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Weltgeschichte, der Philologie, der Staatswissenschaften und der Rechtsphilosophie, sie enthält die Psychologie ganz, da wir von den Seelen der Thiere nur so viel wissen, als wir anthropomorphisch in sie hineingedacht haben, und die ganze Philosophie ist ja nur ein Ausdruck der verschiedenen Weisen, wie der Mensch die Welt zu begreifen gestrebt hat." Insbesondere, bemerkt Ecker dazu, sind es zwei durch Inhalt und Methode scharf geschiedene Gebiete, in welche sich das ungeheure Reich der Lehre vom Menschen spaltet. In dem einen betrachten wir denselben in seinem gesellschaftlichen Zusammenleben oder die Menschheit als Ganzes, und die Wirkungen, welche aus diesem Zusammenleben hervorgehen. Es ist dies das der Geschichte, insbesondere der Kulturgeschichte. In dem andern Gebiete wird der Mensch als Individuum, als Repräsentant der zoologischen Gattung „Mensch" betrachtet. Das ist die Naturgeschichte oder Zoologie des Menschen, die Anthropologie im heutigen Sinne. Wie aber die Zoologie der Thiere nicht nur die gesammte Lehre von der äußern Gestaltung und dem innern Bau, sondern auch die vom Leben derselben und zwar sowohl vom körperlichen als seelischen umfaßt, so schließt die Naturgeschichte des Menschen die gesammte Anatomie und Physiologie sowie die Psychologie in sich ein.

Hierin haben wir den Umriß des Programms des Archivs und zugleich die Aufgabe, welche die Anthropologie im Allgemeinen zu erfüllen hat. Zwölf Bände der Zeitschrift liegen jetzt vor, eine stattliche Reihe, die Zeugniß ablegen von dem ernsten Streben, das in Deutschland auf dem Gebiete der Anthropologie Platz gegriffen hat. Nicht an den nöthigen Kräften hatte es bei uns für die Menschenkunde gefehlt, sondern nur an der Gelegenheit, dieselben zu verwenden und zu verwerthen. Mit dem Augenblick, da dieselbe geboten wurde, war auch das Interesse erwacht, und hat die reichsten Früchte getragen.

Die Zeitschrift konnte aber unmöglich der großen Aufgabe in allen Stücken gerecht werden. Die Gründung eines Vereines, wozu die Idee bereits seinerzeit auf der Anthropologenzusammenkunft in Göttingen aufgetaucht, aber in Nichts zerflossen war, leuchtete immer mehr ein, denn bei dem Umfange der vielartigen anthropologischen Wissenschaften war eine „Vergesellschaftung" der Vertreter der verschiedenen Wissenszweige dringend geboten, betrachtet doch die Ecole d'Anthropologie zu Paris, die bestorganisirte anthropologische Schule, die anatomische, biologische, ethnologische, prähistorische und linguistische Anthropologie, sowie die Demographie und medicinische Geographie als einzelne Glieder unserer Universalwissenschaft. Der erste praktische Schritt zur Realisirung der erwähnten Idee fand auf der Naturforscherversammlung zu Dresden im Jahre 1868 statt, wo sich eine Sektion für Anthropologie und Ethnologie bildete, welche für die ein Jahr später zu Innsbruck tagende Naturforscherversamm-

lung die Veranlassung gab, nunmehr die Gründung einer „Deutschen anthropologischen Gesellschaft“ entschieden ins Auge zu fassen und energisch in Angriff zu nehmen.

Zehn Jahre sind es nunmehr her, daß in Mainz eine Anzahl von für unsere Wissenschaft begeisterten Männern zusammentrat und die Gesellschaft organisirte, die heute in voller Blüthe steht und den Mittelpunkt der anthropologischen Bestrebungen in Deutschland bildet.

Als Aufgabe stellte sich der in einer Versammlung am 1. April 1870 zu Mainz unter dem Namen: „Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ nunmehr definitiv konstituirte Verein, alle in die Anthropologie, Ethnologie, Urgeschichte und verwandte Wissenschaften einschlagenden Fragen zu untersuchen und die gewonnenen Ergebnisse auch in weiteren Kreisen zu verbreiten. Dies zu erreichen war die junge Gesellschaft vor allen Dingen bemüht durch Gründung von Lokalvereinen und die Vereinigung derselben zu gemeinsamem Wirken, um die einschlägigen Studien unter ihren Mitgliedern und in ihrer Umgebung zu fördern, darauf bezügliche Arbeiten und Unternehmungen, welche die Kräfte Einzelner überschreiten, zu unterstützen, das gesammte Material vor Verschleppung zu bewahren und zufällige neue Funde sowie bereits vorhandene Sammlungen der Benutzung zugänglich zu machen; dann durch wissenschaftliche Organe zweierlei Art, und zwar durch ein monatlich erscheinendes Korrespondenzblatt, welches Vereinsnachrichten, Auszüge aus den Sitzungsberichten der Lokalvereine, Verhandlungen der allgemeinen Versammlungen, kurze Mittheilungen, Anfragen und dergleichen mehr enthalten sollte, und durch eine wissenschaftliche Zeitschrift, in welcher die größeren Abhandlungen der Mitglieder veröffentlicht werden sollten, wozu man das bereits bestehende „Archiv für Anthropologie“ ausersehen hatte. Weiter wollte man durch Anregung und Unterstützung von Untersuchungen im Gebiete der oben genannten Wissenschaften sowie durch Erwerbungen von wichtigen Funden und Sammlungen und durch regelmäßige Abhaltung von allgemeinen Versammlungen, welche alljährlich ähnlich den Wanderversammlungen der Naturforscher stattfinden sollten, die Zwecke der Gesellschaft fördern. Die Idee der Vereinigung war in der gewählten Organisation auf das Glücklichste verwirklicht. Ohne, wie dies in Frankreich der Fall ist, eine absolute Centralisation anzustreben, die bei unseren staatlichen und socialen Zuständen ein Unding gewesen wäre, ja ganz unmöglich war, und das Unternehmen gleich von Anfang an gefährdet hätte, ohne also jene französische Centralisation anzustreben, hatte man doch die einzelnen Theile unbeschadet ihrer Selbständigkeit so zusammenzufassen und ihnen einen gemeinsamen Halt zu geben verstanden, daß sie fortan ein großes organisches Ganze bildeten. So war die schwere unseren eigenartigen Verhältnissen in allen Stücken gerecht werdende Aufgabe sehr glücklich gelöst; wir besaßen nunmehr ein großes, starkes Ganzes, wobei jedem Theile seine Individualität gewahrt blieb, kräftig zu gemeinsamem Wirken, unabhängig im geistigen Schaffen.

Die Leistungen, welche gegenwärtig, nach zehnjährigem Bestehen der Gesellschaft, vorliegen, haben zur Genüge die Lebensfähigkeit derselben dargethan, und den Beweis geliefert, daß Deutschland erfolgreich in den Wettstreit mit den übrigen Nationen eingetreten ist, dieselben jetzt vollständig eingeholt hat, und keiner derselben mehr nachsteht.

Die Ungunst des deutsch-französischen Krieges war auch nicht ohne Einfluß auf die den ersten Schritt ins Leben versuchende Gesellschaft geblieben. Zwar gleich zu Anfang schnell gewachsen, war doch recht bald in Folge der mißlichen Zeitverhältnisse ein Stillstand in der Entwickelung des Vereins eingetreten, der jedoch nicht zu entmuthigen vermochte. „Wir brauchen nicht zu fürchten — bemerkte der Generalsekretär Professor Semper aus Würzburg in seinem Bericht auf der Generalversammlung in Schwerin im September des Jahres 1871 —, daß dieser Rückgang, da jeder Stillstand ein Rückgang ist, auch fernerhin ein solcher bleiben werde; wir müssen uns an die Hoffnung halten, die in uns erregt wurde vor Ausbruch des Krieges durch die große Zahl der im vorigen Jahre beigetretenen Mitglieder und durch die rege Theilnahme, die aller Orten erweckt wurde. Ich schließe also mit dem Wunsche, daß dieses nicht als maßgebend angesehen werde für die Entwickelung unserer Gesellschaft, sondern daß wir in gleich erfreulicher Weise, wie wir im Jahre 1870 begonnen haben, auch in unserer Thätigkeit und Ausbreitung fortfahren werden.“

Der Wunsch des Herrn Generalsekretärs ist in glänzender Weise in Erfüllung gegangen. Bereits auf der im folgenden Jahre zu Stuttgart abgehaltenen Generalversammlung wurde ein überaus erfreulicher Aufschwung der Gesellschaft konstatirt. Nicht nur, daß die Mitgliederzahl bedeutend zugenommen hatte, auch die Thätigkeit der einzelnen Lokalvereine war eine lebhaftere geworden, Dank den wieder hergestellten friedlichen Zuständen, wodurch der durch den Krieg daniedergehaltene Sinn für friedliche Beschäftigungen und mit ihm auch das unmittelbar nach Gründung unserer Gesellschaft sich so lebhaft kundgebende Interesse für anthropologische Arbeiten in unserm Vaterlande von Neuem mächtig erwacht war.

Mit welcher Energie übrigens die Gesellschaft an ihre Aufgabe herantrat, dafür zeugen die vielfachen wichtigen Anträge, welche gleich in der ersten Versammlung zu Schwerin gestellt worden waren. Danach wurde zunächst beschlossen, die deutschen Regierungen um wirksame Maßregeln zum Schutze hervorragender prähistorischer Alterthümer, namentlich der Steindenkmäler, Erd- und Steinwälle, Gräber, Grabfelder, Höhlen und anderer urgeschichtlichen Ueberreste, zu bitten behufs wissenschaftlicher Erforschung und zeitweiliger oder beständiger Erhaltung derselben, sowie die Lokalvereine und die einzelnen Mitglieder aufzufordern, für jeden einzelnen Fall an den Vorstand Anzeige zu erstatten und denselben zu einer Mitwirkung in Anspruch zu nehmen.

Besonders maßgebend für diesen Beschluß war der Umstand, daß in Folge der so späten Aufmerksamkeit der Forscher auf die ältesten Denkmale menschlicher Existenz schon so unendlich viel kostbares Material für die Wissenschaft unwiderruflich verloren gegangen war, und durch die mächtig fortschreitende Bodenkultur voraussichtlich jeden Tag mehr die Spuren frühester Kindheit des Menschengeschlechtes verwischt und vernichtet werden würden. In der Ueberzeugung nun, daß es eine dringende Pflicht aller derer sei, die ein wahrhaftes Interesse für die Geschichte ihres Volkes haben, mit um so größerm Eifer und um so mehr Sorgfalt die noch vorhandenen wenigen Reste primitiver Kultur zu erhalten und wissenschaftlicher Erforschung zugänglich zu machen, wandte sich die deutsche anthropologische Gesellschaft alsbald an die verschiedenen deutschen Regierungen, da zahlreiche Erfahrungen ihr zur Gewißheit gemacht hatten, daß ihre eigenen Kräfte allein für das umfangreiche und schwere Unternehmen nicht ausreichen würden.

Weiter wurde eine Kommission ernannt zur topographischen und kartographischen Feststellung der bemerkenswerthesten vorhistorischen Ansiedelungen, Befestigungen, Pfahlbauten, Höhlenwohnungen, Gräber und Grabfelder, desgleichen eine solche behufs Feststellung einer Statistik der Schädelformen in ganz Deutschland nach einer von derselben vereinbarten übereinstimmenden Methode der Schädelmessung

erwählt, während eine dritte ausersehen wurde, das ganze an den Universitäten und in den größeren Städten Deutschlands vorhandene anthropologische urgeschichtliche und ethnologische Material übersichtlich nach den vorhandenen Katalogen zusammenzustellen und im Archiv für Anthropologie zu veröffentlichen, und zwar in der Weise, daß Verzeichnisse der in den verschiedenen Museen befindlichen Schädel mit kurzer Beschreibung und Angabe einiger Hauptmaßen der Racenskelete, der fossilen Thierreste quaternärer Zeit sowie der urgeschichtlichen und ethnologischen Sammlungen, Bilder und ähnlicher Gegenstände hergestellt würden.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die anthropologischen Verhältnisse der Gegenwart in Deutschland waren die auf der Generalversammlung zu Wiesbaden im Jahre 1873 gefaßten Beschlüsse, die deutschen Regierungen zu ersuchen, daß sie die Schulvorstände in allen deutschen Staaten anweisen möchten, eine statistische Zusammenstellung über die Farbe der Augen und der Haare der Schüler mit Angabe des Alters zu machen, und daß dieses Material der Gesellschaft zur Bearbeitung mitgetheilt werde, ferner einen Antrag an das Reichskanzleramt zu richten, daß bei der Rekrutirung der Armee in allen deutschen Staaten Aufzeichnungen über die Farbe des Haares und der Augen vorgenommen werden möchten, und daß sowohl dieses Material als die Aufzeichnungen über die Körperlänge, vielleicht auch über die Körperkraft bezirksweise gesammelt würden, und endlich in den einzelnen Theilen Deutschlands Specialkommissionen für die Sammlung und Bearbeitung des Materials über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung und zwar vorzugsweise der ländlichen, mit Rücksicht auf die ethnologischen Verhältnisse ins Leben zu rufen, welche Anträge sämmtlich von Virchow eingebracht und eingehend erörtert worden waren.

Es waren bedeutende, umfangreiche Aufgaben, welche die Gesellschaft sich gestellt hatte und zu lösen unternahm, Arbeiten, die alle Kräfte in Anspruch nehmen und auf eine lange Reihe von Jahren unausgesetzt in Thätigkeit halten mußten. Der jüngst in Berlin abgehaltene Kongreß hat gezeigt, was bereits Alles zur Ausführung gelangt und wie viel von dem, was man sich vorgenommen hatte, bis jetzt erledigt worden ist. Wir haben nach einem so kurzen Zeitraum schon Resultate zu verzeichnen, die der deutschen Anthropologie zur höchsten Ehre gereichen, die sie der englischen und französischen würdig an die Seite stellen und uns zum wärmsten Danke gegen alle die verpflichten müssen, welche in rastlosem Eifer dazu beigetragen haben, das Unternehmen so schnell zur Blüthe zu bringen, und das Werk der Wissenschaft, das zugleich ein nationales ist, zu fördern.

Drei Kommissionen sind bis jetzt thätig gewesen, um die von der Gesellschaft unternommenen Arbeiten zu leiten, zu überwachen und zum Abschluß zu bringen. Die eine derselben hat bereits ihre Aufgabe gelöst, es ist die, welcher die statistischen Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut obgelegen haben. Zwei in der Ausstellung aufgehängte Karten veranschaulichten die erzielten Ergebnisse, von welchen die eine uns die Blonden, die andere die Schwarzen und Brünetten in Deutschland, der Schweiz und in Belgien nach ihrem Procentsatz zeigte. Bezeichnender hiernach, anstatt von einer blonden und von einer schwarzen oder brünetten Bevölkerung Deutschlands zu reden, dürfte es sein eine helle und dunkele anzunehmen, indem wir stets finden, daß mit dem blonden Haare auch blaue Augen und eine helle Haut, dagegen mit den schwarzen oder braunen Haaren dunkele Augen und Hautfarbe sich vergesellschaften, so daß nicht eine einzelne Eigenschaft, sondern ein Komplex solcher charakteristisch ist, der wohl besser durch eine allgemeine Bezeichnung, als durch eine Theilerscheinung gekennzeichnet wird, wenn man auch sonst den Grundsatz: „de potiori parte fit denominatio“ gelten lassen kann.

Noch wollen wir anführen, daß besonders Norddeutschland, und zwar vorwiegend Schleswig-Holstein, ferner das Land an der Unterelbe sowie Pommern und Hannover durch eine helle Bevölkerung, dagegen Süddeutschland, und zwar sowohl Ober- und Niederbayern wie das Rheinland, und hier namentlich das Elsaß, dann das westliche Belgien und die Ost- und Westschweiz durch eine dunkele Bevölkerung sich auszeichnen, und vollkommen bestätigt sich der Ausspruch Kollmann's, „daß die sogenannte Mainlinie nicht allein eine politische Entdeckung ist, sondern in der That eine ethnische Begründung besitzt“. „Wir dürfen aber nicht denken — bemerkt er hierzu —, daß hier eine neue Race, modificirt durch Zuchtwahl, uns entgegentrete; es sind dieselben Typen, aber das gegenseitige Zahlenverhältniß zu einander ist verschieden,“ was Kollmann so aufgefaßt wissen will, daß man sagt, ein blonder Friese und ein blonder Holsteiner sind Stammesgenossen des blonden Berners, der am Fuße der Centralalpen lebt, es sind Genossen eines und desselben Stammes. Eine ähnliche Stammverwandtschaft existirt nun auch zwischen der dunkelern Bevölkerung Norddeutschlands und der, welche sich bis in die tiefen Thäler der Schweiz hinein erstreckt, so daß man von einem brünetten Mecklenburger und von einem brünetten Walliser oder Waadtländer sagen kann, daß sie gleicher Abstammung seien. Danach hat eine Einwanderung der dunkelen Bevölkerung allmälig vom Süden nach Mittel- und Norddeutschland stattgefunden, während hinwiederum die blonde Bevölkerung vom Norden und Nordosten nach dem Süden und Südwesten vorgedrungen ist.

Mit Recht hebt nun Kollmann hervor, daß die Ergebnisse einer solchen Statistik nicht allein genügen könnten, sondern daß sie durch die Untersuchungen der Kraniologie bis zu einem gewissen Grade kontrolirt werden müßten. Der Mensch ist eben ein Ganzes, das in seiner Gesammterscheinung aufgefaßt und beurtheilt sein will. So tritt hier die Kommission ergänzend und prüfend ein, welcher die Feststellung der Statistik der Schädelformen in Deutschland, überhaupt der sämmtlichen somatischen Verhältnisse obliegt. Manches ist schon in dieser Beziehung geleistet worden, aber noch vieles bleibt zu thun übrig. Vor allen Dingen thut aber Einigkeit der Forscher über die zu befolgende Methode noth. Bevor nicht von allen Seiten ein gleiches Verfahren bei der Untersuchung nach allgemein angenommenen Gesichtspunkten eingeschlagen wird, können wir nicht auf brauchbares Material rechnen; wie viel Mühe und wie viel Scharfsinn auch auf dessen Beschaffung verwendet wird, es bleibt für die Vergleichung, auf die es doch hier in erster Linie ankommt, ganz werthlos, und sehr zu wünschen wäre es, daß eine internationale Meßmethode zur Ausführung käme, doch wird dies vorläufig noch ein frommer Wunsch bleiben, und zwar so lange, als Deutsche und Franzosen sich nicht einigen können; wären diese über eine gleiche Verfahrungsart übereingekommen, so wäre gewonnenes Spiel, und die übrigen Nationen würden sich, wie die Verhältnisse jetzt stehen, sofort anschließen. Doch sollte die gegenwärtige Unerreichbarkeit des Bessern uns nicht abhalten, wenigstens das erreichbar Gute anzustreben, eine Einigkeit unter den deutschen Forschern. Diese anzubahnen und zu verwirklichen sollte unsere erste und zunächstliegende Aufgabe sein, mit deren Lösung der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet und für dieselbe viel gewonnen wäre.

Wie wichtig aber eine Statistik der Schädelformen und deren Vergleichung mit den Ergebnissen der Statistik der Farbe der Haut, Augen und Haare ist, erhellt schon aus

der Beobachtung, daß sowohl die helle wie die dunkele Bevölkerung Deutschlands nach der Schädel- und Gesichtsbildung verschiedene Racenmerkmale zeigen. So finden wir bei den hellfarbigen Deutschen einen Langschädel mit schmalem Gesicht, den sogenannten fränkisch-alemanischen Typus, und einen Langschädel mit breitem Gesicht, welcher mit dem von Davis und Thurnam als „altbritisch“ bezeichneten übereinstimmt, bei den dunkelfarbigen Deutschen ist der Schädel dagegen brachycephal und zwar gleichfalls bei den einen mit schmalem, bei den anderen mit breitem, niederm Gesicht, welch letztere Form die französischen Anthropologen mit den Namen des „Mongoloiden-Typus“ belegen.

Sitten und Aberglauben auf Nias.

Von Missionar **J. W. Thomas** in Ombolata auf Nias (Niederländisch-Indien).

Was die Niasser von Träumen halten.

„Träume sind Schäume!“ sagt das Sprichwort. Auch die Niasser sagen das, wenn sie von Dingen träumen, von denen sie Tags vorher sprachen oder die Tags vorher einen besondern Eindruck auf sie machten. Ist das aber nicht der Fall, so halten sie sehr auf Träume; obgleich es auch bei ihnen Ausnahmen giebt; d. h. es giebt Leute, die mit Sirach sagen: „Träume betrügen viele Leute,“ weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß Träume unwahr sein können.

Wenn sie von unerwarteten Dingen träumen, oder wenn sie sich des Abends schlafen legen um zu träumen, weil sie am folgenden Tage etwas zu thun vorhaben, oder, weil sie heute etwas begonnen haben und nun durch einen Traum erfahren wollen, ob sie Glück oder Unglück bei dem Unternehmen haben, so halten sie solche Träume für eingegeben. Wer aber die Träume eingiebt, darüber sind sie sich nicht recht klar, und darin gehen die Ansichten sehr auseinander. Ich habe Leute getroffen, die sagten, daß die Träume herrührten von den Ahnengötzen (d. h. demnach von den Ahnen, indem diese vermöge des aloloa dodo [Extrakt des Herzens] in den Bildnissen wohnen sollen); andere sagen von Barasiluluo, andere von dem Uala'ika. Andere wieder sagen Lowalangi gäbe die Träume mit guter Bedeutung und ein Bechu die mit schlechter Bedeutung, die Unglück prophezeienden Träume. Letzteres scheint mir aber nicht der Fall zu sein; denn nach ihrem ganzen Religionssystem muß ein Menschenfreund und kein Menschenfeind die Träume herbeiführen. Er zeigt ihnen ja im Traume an, ob sie bei der betreffenden Sache oder dem Unternehmen Segen oder Unglück haben werden, oder wenn ihnen ein Unglück bevorsteht. Segen prophezeiet er ihnen, indem er ihnen gute Bilder im Traume vorführt, und Unglück durch schlechte Bilder. Es müßten dann die Niasser Bechus den Nihilisten in Rußland gleichen, die auch ihren ausersehenen Opfern vorher Bescheid sagen. Aber das wäre hier schlecht angebracht, weil die Niasser opfern könnten, wenn sie einen bösen Traum gehabt hätten, und dann hätten die Bechus verloren, weil die durch die Opfer gewonnenen Adus stärker sein sollen als die Bechus.

Träume mit schlimmer Bedeutung sind folgende: Wenn sie träumen, daß sie ihre Schweine geschlachtet haben, so hat sie (die Hausbewohner) Lature geschlachtet, d. h. sie werden sterben. Ebenso werden sie sterben, wenn sie träumen, daß eins ihrer Messer entzweigegangen, oder einer ihrer Kokosbäume durchgebrochen, oder ihr Haus eingestürzt ist, oder sie eine Schüssel, oder Teller, oder Lanze zerbrochen haben; oder wenn sie von Salz träumen.

Krankheit bedeutet, wenn sie träumen von starkem Wind, von Fluth, daß sie ein Stück Schweinefleisch erhalten, daß sie nahe beim Feuer sind, daß sie gekitzelt werden (was ein Bechu thun soll), und wenn sie von Seefischen träumen.

Dem Gericht verfallen sie durch eine große Sünde, wenn sie träumen von Schlangen, oder Affen, oder Gürtelthieren, oder wilden Katzen, oder ō'ō (einer Eidechsenart), oder Auswurf, oder daß sie ein Tausendfuß beißt oder eine geto (eine Insektenart) sticht.

Träumen sie von rothem Tuch, so bedeutet das Blut, und es wird jemand aus dem Hause ermordet; träumen sie von einem Muschelarmring, so werden sie in den Block gesteckt; träumen sie, daß sie nackt seien, so stirbt jemand aus dem Hause oder sie kommen vor Gericht, oder die Wildschweine fressen ihre Pflanzen; träumen sie, daß Wildschweine in ihr Feld einbrechen, so bedeutet es, daß Feinde ihre Köpfe holen oder sie bekriegen; wenn sie träumen, daß sie eine Lampe anstecken, so bedeutet das Streit; träumen sie, daß ihre Kopfhaare abrasirt werden, so wird Lature ihre Haare (d. h. die Borsten seiner Schweine) abschneiden, und sie werden sterben. Denn wenn die Niasser ein Schwein schlachten, so schneiden sie erst etwas Borsten ab, die den Ahnengötzen dargebracht werden, und nun glauben sie, daß es auch Lature so mit ihnen, d. h. seinen Schweinen, mache. Wenn sie träumen, daß eine Trommel (gong) geschlagen, so bedeutet das eine Todtenklage, also Sterben. Lachen im Traume bedeutet Weinen und Weinen Lachen. Träumen sie von Kupferdraht, so bedeutet das eine lange Streitsache, oder von Reis, so bedeutet das Würmer am Leichnam, also Sterben. Träume von Leinwand bedeuten ein weißes Gesicht, d. h. man wird blaß werden vor Scham über irgend eine Sache.

Träume von guter Bedeutung sind folgende:

Klares Wasser; was ein Bild ist der Herzenszufriedenheit mit den Erfolgen. Beim Feld z. B. bedeutet es reiche Ernte.

Kokosnußsetzlinge; sie sind ein Bild des Alters und der Fortpflanzung des Geschlechtes und zwar durch kluge Sprößlinge.

Fische im Süßwasser oder große Fischerei sind Bilder des unaufhörlichen Nehmens.

Träumen von leimartigem Baumsaft ist auch ein Bild des Nehmens, d. h. es hängt ihm an.

Träumt einer vom Götzen Golu, so wird er adelig (heißt auf Nias so viel als reich werden).

Auf Träume wird geachtet beim Wählen eines Bauplatzes, eines Feldes, eines Kinderjungen oder einer Kindermagd, beim Freien, beim Ankauf eines Zuchtschweines, beim Kaufen einer Gong (kleine Metalltrommel), beim Kaufen eines schön geschliffenen Messers, beim Kaufen irgend eines Kleidungsstückes, und zwar wenn man es von Niassern, nicht von den Fremden ersteht.

Die Enthaltungen und Beobachtungen bei Schwangeren auf Nias.

Ist die Niasserfrau schwanger, so muß sie sowohl als ihr Mann sich einer solchen Menge Dinge enthalten, die an und für sich durchaus nicht böse sind (d. i. mamoni ira), daß man meinen sollte, sie müßten in steter Angst leben während der ganzen Zeit der Schwangerschaft. Sie dürfen nicht an solchen Orten vorübergehen, wo früher eine Ermordung eines Menschen, oder Schlachtung eines Karabau, oder Verbrennung eines Hundes (wie letzteres bei gewissen Verfluchungen geschieht) stattfand, weil sich sonst bei dem zu erwartenden Kinde irgend etwas finden wird von den Krümmungen und Windungen des sterbenden Menschen oder Thieres. Aus demselben Grunde, und noch anderen, stechen sie kein zahmes noch wildes Schwein, noch zerschneiden sie sie, es sei denn, es hätte ein anderer vorgeschnitten; noch schlachten sie ein Huhn. Und wenn sie das Unglück haben, ein Hühnchen todtzutreten, dann ist das natürlich etwas Böses, und es muß der Fehltritt durch Opfern wieder gut gemacht werden, so wie jeder andere Fehltritt. Sie dürfen an keinem Hause zimmern, noch es decken, noch Nägel einschlagen, sich in keine Thür und auf keine Leiter stellen, weder Tabak nach Siriblatt im Betelsack abbrechen, sondern dasselbe erst herausnehmen, das alles, weil sonst das Kind nicht zur Welt geboren werden kann. Dennoch hatte ein freisinniger Niasser bei mir gezimmert; als aber seine Frau nicht gebären konnte, kam er und fragte mich, ob er einen Nagel ausziehen dürfe; er erhielt von mir angemessene Belehrung, aber auch die Freiheit, nach seinem Glauben thun zu dürfen; er zog also einen Nagel aus, und bald war er glücklicher Vater. Sie gucken in keinen Spiegel und in kein Bamburohr, weil sonst das Kind schielen wird; sie essen keinen bujuwu (Art Vogel), denn sonst spricht das Kind nicht, sondern krächzt gleich diesem Vogel. Sie packen keinen Affen an, weil sonst das Kind Augen und Stirn bekommt, wie ein Affe. Sie gehen nicht in das Haus, worin ein Todter liegt, weil sonst die Frucht des Leibes stirbt; essen nichts von dem zu einer Beerdigung geschlachteten Schweine, weil sonst das Kind Krätze bekommt, pflanzen keine Pisangbäume, weil das Kind sonst Geschwüre bekommen wird. Sie essen keinen era (Art Holzkäfer), weil sonst das Kind brustleidend wird. Sie fassen keinen baiwa (gewisser Fisch) an, noch schlagen sie eine Schlange, weil sonst das Kind magenkrank wird; keltern auch kein Oel, denn sonst bekommt das Kind Kopfschmerzen infolge dieses Pressens. Auch kochen sie kein Oel aus, weil es sonst einen wehen Kopf bekommt. Sie gehen an keinem Ort vorbei, wo früher der Blitz eingeschlagen hat, weil sonst der Körper des Kindes schwarz sein wird. Sie stecken kein Feld in Brand, denn dabei möchten Ratten und Mäuse verbrennen, und das Kind krank werden. Sie treten nicht über die ausgestreckten Beine eines andern, weil sonst das Kind nicht kann geboren werden. Sie essen keine Eule, weil sonst das Kind ebenso schreien wird wie diese. Sie werfen kein Salz ins Schweinefutter, weil das Kind sonst krank werden wird; eben aus demselben Grunde essen sie kein Aas und schwören nicht. Aus dem Kochtopf essen sie nicht, weil sonst das Kind an der Nachgeburt festhängen wird.

Die Tagewählerei der Niasser.

Die Niasser, welche unsere Monate und das Sonnenjahr nicht kennen, haben den synoptischen Monat und das Mondjahr. Aber 30 Tage zählen sie voll in jedem Monat, wovon jeder seinen eigenen (resp. seine eigenen) Namen hat. Jedoch sind nicht alle Tage Glückstage; zwei sind sogar dabei, an welchen sie nicht ins Reisfeld gehen dürfen. Feststehende Glückstage sollen bestehen, ich habe aber gefunden, daß darin die verschiedenen Gegenden, ja Dörfer nicht übereinstimmen. Und wiederum hat Jedermann noch seine besonderen Glückstage, sei es der Monatstag seiner Geburt oder sonst ein der Erfahrung nach ihm günstiger Tag.

Auf die Tage wird geachtet beim Pflanzen, sei es von Reis oder süßen Kartoffeln, Pisang, Kokosbäumen und dergleichen. An einem guten Tage wird ein Stück Land zum Feld gesucht, wird gepflanzt, wird das Feldhäuschen gemacht, wird die Vorrichtung hergestellt zum Vögelverscheuchen, wird die kleine Dreschscheune gebaut, wird die Ernte begonnen. Die glücklichen Tage hierbei sollen sein der 2., 5., 7., 9., 11., 13., 17., 20. und 22., jedoch, wie gesagt, werden in anderen Gegenden andere genannt. Werden dabei die guten Tage nicht beobachtet, so giebt es viele taube Aehren, und Ratten, Mäuse und Reisvögel verzehren das Uebrige.

Glückstage beim Bauen des Hauses sollen sein der 8. und 12., und man wählt an einem dieser Tage den Bauplatz, richtet die ersten Pfosten auf, macht den Feuerherd und zieht ein ins neue Haus.

Geschieht das nicht, so kränkeln die Bewohner desselben fortwährend, ihre Schweine und Hühner wollen nicht wachsen, eine Menge Stechfliegen und Stechmücken plagen die Bewohner, und man kann nicht ruhig schlafen in dem Hause vor innerer Hitze; besonders leiden darunter die Gäste, die daran nicht gewöhnt sind; und schließlich zanken sich die Leute immer. Glückstage beim Freien und Heirathen sollen nach den einen sein der 2., 5., 7., 8., 11. An diesen Tagen trifft man beim Freien die Leute zu Hause, macht keine vergeblichen Ansprüche und zankt sich nicht. Als Eheleute werden die Betreffenden nicht viel mit Krankheiten geplagt, werden zusammen alt, bekommen Nachkommen, und ihre Hühner- und Schweinezucht glückt.

Gehen sie weg zu handeln oder bringen sie Reis zum Verkauf an den Seestrand, so sollen Glückstage sein der 2., 9., 11., 17. Sind sie an diesen Tagen von Hause gegangen, dann verkaufen sie gut und werden nicht betrogen.

Aus demselben Grunde achten sie auf die guten Tage, den 7., 9. und 17., beim Mahnen.

Gute Tage zum Umhauen des Bambus zu Wasser- und Oelgefäßen sind der 12. und 17., und des Binsenkrautes zu Matten und Säcken der 8. und 12.; holen sie es an den Tagen, so giebt es in beiden Fällen bald Nachwuchs; manche Leute behaupten auch, das an anderen Tagen gehauene Bambu sei nicht wasserdicht.

Thonerde meinen sie nur zu finden am 7., 9., 11., 12., 17. und 18.; hingegen können sie die Töpfe alle Tage brennen mit Ausnahme des 21. und 25., der beiden großen Unglückstage, an denen sie nicht einmal in das Feld gehen dürfen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das statistische Bureau der Stadt Berlin veröffentlicht folgende Mittheilung: „Die am 1. December dieses Jahres vorläufig ermittelte Einwohnerzahl der Stadt Berlin beträgt 1 118 630 incl. Militär, excl. Schiffsbevölkerung und diplomatisches Korps.“ Zur Vergleichung knüpft die „National-Zeitung“ daran die Notiz, daß am 1. December 1875 gezählt wurden 964 240. Der Zuwachs innerhalb des fünfjährigen Zeitraums beträgt somit 154 390 Personen, fast genau 16 Procent. Berlin hat sein gegenwärtiges Weichbild seit dem Jahre 1860 und damals wurde die Bevölkerung angenommen auf 528 900 Einwohner. Seit jener Zeit hat sie sich etwa verdoppelt. In den vier Jahren zwischen den Volkszählungen von 1871 und 1875 stieg die Zahl von 824 580 auf 964 240, also um 139 660 oder um 17 Procent in einer vierjährigen Periode. Eine gewisse Verlangsamung der Vermehrung ist also inzwischen eingetreten.

— Das statistische Bureau in Karlsruhe hat eine Erhebung über den Bestand an Obstbäumen im Großherzogthume Baden im Herbst 1879 und über die Zerstörungen vorgenommen, welche die darauf folgende Winterkälte daran angerichtet hat. Danach sind von 10 044 684 Obstbäumen im Lande 2 262 903 oder 22,5 Procent, mithin mehr als ein Fünftel, vernichtet worden. Unter den erfrorenen Bäumen sind mehr als die Hälfte (1 153 331) Zwetschenbäume. Am wenigsten haben Maulbeer- und Birnbäume, am meisten Pfirsichbäume gelitten. (A. Z.)

— Wie der in Dresden erscheinenden Zeitung für die gesammten Interessen der Binnenschifffahrt, dem „Schiff“, aus München mitgetheilt wird, haben kürzlich mit dem von dem königl. bayerischen Oberbaurath Schmid erfundenen selbstthätigen Tiefen-Meßapparat Peilungen der 385 km langen bayerischen Strecke der Donau von Ulm bis zur österreichischen Grenze unterhalb Passaus stattgefunden. Da die ganze Donaustrecke mit Eintheilungssteinen in Entfernungen von je 200 m versehen ist, so gelang es ein vollkommenes Bild über den derzeitigen Zustand des Donaubettes zu gewinnen, eine für den Wasserbau und die Binnenschifffahrt sehr wichtige Errungenschaft. Der Apparat arbeitete während der zehntägigen Fahrt ohne jede Störung. Wie das „Schiff“ ferner mittheilt, wurde in Bayern die jährliche Wiederholung derartiger Erhebungen angeordnet, wodurch sehr werthvolle Aufschlüsse über die Aenderungen in den Flußzuständen werden geliefert werden. (Allg. Ztg.)

— J. Kutzen, Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. 3. verb. und vielfach umgearb. Aufl. von W. Koner. Breslau (Ferd. Hirt), 1880, VIII, 564 S. gr. 8. (8 M.)

Sehr anerkennenswerth ist es, daß die so thätige Hirt'sche Buchhandlung ein Buch, welches seiner Zeit sich einer gewissen Beliebtheit erfreut hatte, für die Jetztzeit aber nicht allein in vielen Einzelheiten, sondern auch, wie es nicht anders möglich war, in größeren Partien veraltet erschien, einer neuen Ueberarbeitung unterworfen hat. Daß aber eine solche Ueberarbeitung durch eine andere Hand als durch die des Autors selbst so manche Schwierigkeiten bietet, wenn anders der Herausgeber der Eigenthümlichkeit des Verfassers in seiner Auffassung des zu behandelnden Themas und seiner Diktion Rechnung tragen will, darf wohl als bekannt angenommen werden, und es verdient daher unsere volle Anerkennung, wenn, wie in vorliegendem Falle es geschehen ist, der Herausgeber diese Schwierigkeiten mit Geschick überwunden hat. Durch die politischen Verhältnisse der letzten beiden Decennien haben sich in Bezug auf die innere und äußere Abgrenzung des deutschen Landes tief eingreifende Veränderungen vollzogen, und durch ein reich gegliedertes Eisenbahnnetz, bei dessen Anlage weder hohe Bergzüge noch tiefe Flußthäler hindernd in den Weg treten, sind neue Verbindungen, neue Verhältnisse geschaffen, welche den alten Verkehr auf neue Bahnen hinübergeleitet haben. Diesen Veränderungen, zu denen wir auch den großartigen Aufschwung so mancher Industriezweige, namentlich der unterirdischen Bodenschätze, zu rechnen haben, mußte der Bearbeiter des Kutzen'schen Werkes zunächst Rechnung tragen, und daß dies geschehen ist, beweist ein Vergleich der vorliegenden 3. Auflage mit der frühern. Hieran reihen sich Umarbeitungen einzelner Abschnitte, wie z. B. derjenigen über die Urzeit der norddeutschen Tiefebene, über Pfahlbauten, Hünengräber u. s. w., und endlich die nothwendig gewordenen Verbesserungen, welche durch den oft sehr schwerfälligen und dadurch unklaren Stil des Verfassers geboten erschienen. Selbstredend sind auch in dieser neuen Ausgabe die alten Höhen- und Längenangaben in Metermaßen ausgedrückt; wir können es jedoch nicht gutheißen, wenn bei großen Flächenangaben statt der älteren, dem Gedächtniß sich leichter einprägenden Angaben in geographischen Quadratmeilen, Quadratkilometer in Anwendung gebracht werden. Jedenfalls verdient diese neue Ausgabe, in welcher übrigens, weil zum Gebrauch der Lernenden bestimmt, die neue Orthographie (mit Ausnahme da, wo Citate aus früheren Schriftstellern angeführt werden) beobachtet ist, unsere warme Empfehlung.

— In der Sitzung des französischen Senats vom 3. December 1880 erwirkte Henri Martin einen Kredit von 30 000 Francs für die Erhaltung der besonders in der Bretagne noch zahlreichen megalithischen Monumente, welche für die Geschichtsforschung sehr werthvoll sind und in Folge der Achtlosigkeit der Behörden häufig zu Macadam verarbeitet werden. In Carnac allein ist, wie Herr Audren de Kerdrel mittheilte, die Zahl dieser Steine schon von viertausend auf zwölfhundert zurückgegangen.

Asien.

— Mr. Oswald J. Cattley, der erste Engländer, welcher mit Sibirien via Karisches Meer Handel treibt, hat Anfang December England verlassen und begiebt sich zu Lande nach dem Ob, um Vorbereitungen für den im nächsten Sommer zu eröffnenden Handelsverkehr zu treffen.

— In seinem letzten Berichte an das Auswärtige Amt in London lenkt der englische Vicekonsul Kitchener in Kastamuni (nördliches Kleinasien) die Aufmerksamkeit darauf, daß sich das gleichnamige Wilajet durch ausgedehnte und vorzügliche Wälder auszeichnet. Die ansehnlichsten finden sich auf den Bergen um Sinope, längs der nördlichsten Bergketten, um Duztsche Boli und an den Abhängen des Algaz Dagh, und zwar stets auf der Nordseite der Berge, wo die feuchten Seewinde ihre größte und die sommerlichen Sonnenstrahlen ihre geringste Wirkung haben. Auf den höheren Abhängen gedeihen Pechtanne und Kiefer, auf den tieferen Buche, Eiche, Haselnuß, Kastanie, Platane und andere in großer Ueppigkeit. In den bebauteren Strichen sind mächtige Wallnußbäume häufig und ihre knorrigen Auswüchse als Handelartikel gesucht, ebenso das hier und da

vorkommende Buchsbaumholz. Leider giebt es keine Forstgesetze; überall wird rücksichtslos Holz geschlagen, und die oft wochenlang wüthenden Brände vernichten die kostbarsten Stämme. Nominell besteht freilich eine Steuer auf das Holzfällen, aber sie wird so selten eingetrieben, daß die türkische Regierung jährlich nur circa 140 000 Mark von den Forsten einnimmt. Neuerdings ist ein Inspektor nebst Unterbeamten ernannt worden; ob das aber helfen wird, ist eine andere Frage. Kitchener berichtet auch, daß das Wilajet reich an Mineralschätzen sei; es werden Kohlen-, Kupfer- und Chromminen bearbeitet; dagegen liegt die Industrie wegen Mangels an Straßen und schlechter Verwaltung schwer darnieder.

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (Palestine Exploration Fund) hat zu Anfang December 1880 beschlossen, die bekanntlich vollständig abgeschlossene Aufnahme von Westpalästina über den Jordan hinüber auf die Landschaften Baschan, Gilead, Moab und den Hauran auszudehnen.

Afrika.

— In London sind bei der Anti-Sklaverei-Gesellschaft Nachrichten eingetroffen, wonach der Krieg zwischen Aegypten und Abessinien bald wieder beginnen wird. 16 000 Soldaten sollen schon Kairo verlassen haben. Andererseits hat König Johannes von Abessinien befohlen, daß sämmtliche Mohammedaner in seinem Lande sich taufen lassen oder dasselbe verlassen müssen, so daß es den Anschein hat, als wollte der kommende Krieg den Charakter eines Religionskrieges annehmen. Johannes hofft auf die Sympathien der christlichen Nationen Europas.

— Nach einer am 15. November 1880 in Rom eingetroffenen Depesche wäre es den beiden italienischen Reisenden Matteucci und Massari (s. „Globus" XXXVIII, S. 319) schließlich doch noch gelungen, den Widerstand des Sultans von Dar Tama zu überwinden und die Grenze von Wadai zu überschreiten. Ihr Gefährte, der Prinz Borghese, kehrt indessen über Aegypten heim.

— Nach dem letzten Berichte des Major von Mechow an das Reichsamt des Innern hatte derselbe den Quango an der Mündung des Kambo im Gebiete der Hollo erreicht und stand im Begriffe, mit seinem Boote dem Strome abwärts bis zu seiner Mündung in den Kongo zu folgen. In der Nähe der Kambo-Mündung befinden sich zwei Wasserfälle im Bette des Quango, welchen v. Mechow die Namen des deutschen und des österreichischen Kaisers beigelegt hat; weiter abwärts sollen indessen keine Stromhindernisse mehr gefunden werden. Der Punkt, an welchem v. Mechow den Quango erreicht hat, liegt etwas nördlich von der Gegend, in welcher ihn Schütt vergeblich zu überschreiten versuchte, und südlich von den am Westufer des Stromes verlaufenden Reiserouten der Portugiesen Brito Capello und Joens und ist einige 100 km von Malange entfernt.

Australien.

— Nachdem der Versuch, auf dem Dampfer Strathleven Fleisch in gefrorenem Zustande von Australien nach England zu versenden, vollständig gelungen war (s. „Globus" XXXVIII, S. 111), haben sich an verschiedenen Orten Australiens sogenannte Frozen Meat Export Companies gebildet. Die bedeutendste darunter ist die Melbourne Company. Diese hat nach den neuesten Nachrichten den deutschen Dampfer Protor (der Flensburger Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehörig) gechartert, welcher Ende Oktober dieses Jahres mit einer vollen Fracht gefrorenen Fleisches auf London gehen sollte.

— In Band 36, S. 383 ff., verbreiteten wir uns ausführlich über eine wichtige Entdeckungsreise, welche der in geographischen Kreisen wohlbekannte Forscher Alexander Forrest im unbekannten Nordosten der Kolonie West-Australien ausgeführt hatte. Er hat jetzt das Journal seiner Expedition veröffentlicht, in welchem er den Umfang des von ihm aufgefundenen und für Ansiedelung geeigneten Areals auf 25 Millionen Acres oder 39 062½ englische Quadratmeilen angiebt. Der große Distrikt ist, zu Ehren des Lord Kimberley, der Kimberley-Distrikt benannt worden, und die von der westaustralischen Regierung über die Ansiedelung desselben erlassenen Bestimmungen haben die Genehmigung des englischen Staatssekretärs erhalten. Die Gesuche, welche um Ueberlassung von Land bei der Regierung eingegangen sind, erstrecken sich bereits auf 5 Mill. Acres oder 7812½ Quadratmiles. Alexander Forrest sind in Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung West-Australiens 10 000 Acres als freies Eigenthum geschenkt worden, welche er sich im Kimberley-Distrikte aussuchen mag.

— Im nördlichen Queensland ist 9 Miles von Schnapper Island und südlich von Cooktown ein großer bisher unbekannter Fluß entdeckt worden, der ein Nebenfluß des Ruby River zu sein scheint. Seine Ufer sind mit Cedern und anderen nützlichen Bauhölzern bestanden.

— Neu-Süd-Wales zählte am 30. Juni 1880 eine Bevölkerung von 750 700. Im Jahre 1879 kamen 800 Bankerotte in der Kolonie vor oder 140 mehr als im Vorjahre, ein Beweis, daß die Verhältnisse in Australien keineswegs so glänzend liegen, wie sie häufig geschildert werden. Die öffentliche Revenue in 1879 belief sich auf 4 481 665 Pf. St. oder 510 253 Pf. St. weniger als im Vorjahre, und schloß mit einem erheblichen Deficit, wie das jetzt bei allen australischen Kolonien alljährlich der Fall ist. Durch eine neue vom Parlamente bewilligte Anleihe von 10 Mill. Pf. St. wird sich die öffentliche Schuld nunmehr auf 25 Mill. Pf. St. steigern. Im Jahre 1879 bis 1880 befanden sich 635 204 Acres Land unter Kultur und davon standen 233 368 unter Weizen und 135 034 unter Mais u. s. w. Die Orangerien der Kolonie lieferten im Jahre 1879 einen Ertrag von 2 763 800 Stück Apfelsinen. Auf den Goldfeldern wurden im letzten Jahre 109 649 Unzen Gold im Werthe von 407 218 Pf. St. gewonnen oder 9809 Unzen weniger als in 1878. Goldgräber mit Einschluß der Chinesen gab es 8102. In den Kohlenbergwerken der Kolonie wurden im Jahre 1879 im Ganzen 1 583 332 Tonnen Kohlen gehoben, geschätzt auf 950 878 Pf. St. Davon wurden zwei Drittel exportirt.

— Das Ministerium der Kolonie Tasmanien hat dem Parlamente eine Bill vorgelegt, in welcher beantragt wird, die Hauptstadt dieser Kolonie hinfort nicht mehr Hobart Town, sondern kurzweg Hobart zu benennen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Neu-Caledonien stand bisher mit Frankreich nur in halbregelmäßiger Weise mittels der englischen Paketboote Australiens in Verkehr, und der Handel Frankreichs mit Australien war ebenfalls auf die englischen Schiffe angewiesen. Jetzt soll nun ein französischer Postdienst mit Personen- und Waarenbeförderung zwischen Neu-Caledonien und Frankreich über Australien eingerichtet werden. Eine Kommission ist von der Regierung ernannt worden, welche die Einrichtung dieser Seepostlinie näher untersuchen soll.

(Allg. Ztg.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Reisen im nördlichen Pandschab.

Nach dem Französischen des M. de Bérard.
(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

II.

Am Morgen nach seiner Ankunft erkundigte sich der Reisende nach der Art und Weise, wie er seine Reise nach Kaschmir, dessen schneebedeckte Berge im Osten erglänzten, bald fortsetzen könnte, erfuhr aber zu seinem Schrecken, daß wenige Tage zuvor ein Verbot in den indischen Zeitungen erschienen sei, die Grenze von Kaschmir zu überschreiten, und zwar wegen der dort herrschenden Hungersnoth, welche das Land verheerte und die Straßen unsicher machte. Bérard schrieb also an die Behörden in Rawalpindi und bat um die Erlaubniß, seinen Weg fortsetzen zu dürfen; die Zeit bis zum Eintreffen einer Antwort benutzte er, Mari zu durchwandern.

Mari ist eigentlich der Name eines großen, mit Wald bedeckten Berges, auf welchem die Engländer unlängst ein Sanitarium eingerichtet haben, wie sie deren schon mehrere im Himalaja besaßen, allen voran Simla, wohin der Vicekönig alljährlich während der heißen Zeit seine Residenz verlegt. Zuerst geschah das im Jahre 1841, wurde seit 1867 Regel, und jetzt befinden sich regelmäßig von April bis Oktober die sämmtlichen höchsten Behörden daselbst. Ueber die beiden Gipfel des Berges Mari zieht sich in der ungefähren Form einer 8 die Hauptstraße hin, an welcher die wichtigsten englischen Gebäude liegen, Telegraphenamt, Klub, Kirche, Gasthöfe und selbst ein photographisches Atelier. Auf den Höhen und an den Abhängen, zwischen Gärten und Fichtenwäldern sind zahllose Villen und Landhäuser in englischem Geschmacke mit Rasenbeeten, Wasserbecken u. s. w zerstreut. Drinnen spielen Kinder Croquet, draußen tummeln sich die Kavalkaden: man könnte sich nach England versetzt glauben.

Ostwärts führt der Weg in den Schatten riesiger Fichten und anderer europäischer Bäume, wo tiefe Dämmerung herrscht. Zuweilen öffnet sich der Wald, und dann erblickt man hoch oben einen ganz von Schnee bedeckten Berggipfel; so nahe derselbe aber erscheint, so liegen doch noch tiefe Abgründe vor ihm, so tief, daß man die unten rauschenden Gewässer nicht zu erblicken vermag. Rings um Mari erblickt das Auge mächtige Bodenerhebungen; nur nach dem Pandschab zu werden sie nach und nach niedriger, und ganz in der Ferne zeigen sich die geraden Linien der Ebene. Nach dorthin liegt auch ein Salzberg, wilden Aussehens und ohne menschliche Wohnungen, wie alle seines Gleichen. Durch Abgründe getrennt, erhebt sich gegen Nordwesten zu ein hoher Berg einige tausend Fuß über Mari; zwischen den Fichtenwäldern, die ihn bedecken, sieht man im Zickzack sich eine Straße hinwinden; sie führt nach Abbotabad, der letzten englischen Stadt in dieser Richtung. Nach Norden aber ziehen sich, soweit das Auge reicht, Bergketten hin, eine hinter der andern, schwarz an ihrem Fuße und die Gipfel in lichte Wolken gehüllt.

Auf dem nach Süden gerichteten Abhange befindet sich der große indische Bazar, dessen Buden sich durch ihre flachen

Landschaft bei Mari.

Ansicht von Mari mit dem Bazar.

Dächer auf den ersten Blick von allen englischen Häusern unterscheiden. Dort befindet man sich wieder ganz in Indien und kann seiner Schaulust an den neuen, interessanten Waaren und den geschäftigen Käufern und Verkäufern, welche, stets rauchend, die schmalen steilen Gassen erfüllen, Genüge thun. Zahlreich sind auch hier die hungernden Flüchtlinge aus Kaschmir vertreten; man erzählte, daß dort ganze Dörfer hülflos ausstürben und entsetzliche Scenen vorkämen.

Diese englischen Bergstationen sind eine wahre Wohlthat für die ganze weiße Bevölkerung, welche zu langjährigem Aufenthalte in dem schrecklichen Klima Indiens verurtheilt ist. Schon in Bombay hatte Bérard unter dem Einflusse der Hitze gelitten und alle seine Energie verloren; auf den kleinsten Spaziergang, die geringste Arbeit folgte stets vollkommene Ermüdung, ja Erschlaffung. Die Kälte, welche ihm anfangs so empfindlich gewesen war, übte aber sofort ihren wohlthätigen Einfluß aus; er war jetzt im Stande den ganzen Tag vom frühen Morgen an herumzugehen, bergauf und bergab, die schlimmsten Wege, und das mit einer Kraft, die ihm vorher ganz unbekannt gewesen. Allerdings lebte er auch anders, als seine Umgebung. Alle Augenblicke hörte er, wie man neben ihm Flaschen Sodawasser öffnete, und welche Masse Brandy man dort in ein Glas Soda gießt, ist oft kaum zu glauben. Gewiß leiden die Engländer unter dem indischen Klima; aber die Geißel, welche sie überallhin mitbringen, und welche ihre Sterblichkeit in den Kolonien so erhöht, ist, wie allbekannt und wie viele Angloindier selbst zugestehen, der zu jeder Zeit genossene Brandy.

Nachdem de Bérard einige Zeit vergeblich auf die Antwort der Regierung gewartet hatte, entschloß er sich, nach Rawalpindi zurückzukehren, um sie selbst direkt zu erbitten; als er aber auch dort keinen bessern Erfolg hatte und kein Bescheid aus dem doch nicht so entfernten Lahore kommen wollte, unternahm er zur Zerstreuung der Langweile einen Ausflug nach der geschichtlich merkwürdigen, etwa 80 km entfernten Festung Atak am Indus, welche ihm mehrere gerade von dort zurückkehrende Offiziere als einen malerischen Punkt empfohlen hatten. Sein Gepäck ließ er unter der Obhut seines Dieners in dem Bangalo der Reisenden in Rawalpindi zurück, nahm nur seinen Dolmetscher oder Führer mit und verließ am frühen Morgen in einem jener kleinen, schon beschriebenen einheimischen Wagen die Stadt. (Jetzt führt bekanntlich eine Eisenbahn von Rawalpindi nach Atak und weiter nach Peschawar.) Die Straße ist in der Nähe von Rawalpindi zu beiden Seiten mit Akazien eingefaßt und gut im Stande; auch sie rührt noch aus den Zeiten der Mongolenkaiser her und braucht von den Engländern nur unterhalten zu werden. Ein Gewitter hatte kurz vorher den Staub gelöscht; unangenehm aber war die blendende Weiße des Erdbodens und die Schwärme von Fliegen, die den geduldigsten Menschen schließlich zur Verzweiflung bringen können. Von Zeit zu Zeit passiren lange Reihen von Kameelen, welche das Gepäck irgend eines englischen Regimentes fortschaffen, ferner Offizierspferde von Pandschabi-Soldaten am Zügel geführt, große Herden von Büffeln, Eseln und Maulthieren, die das Vorwärtskommen arg hinderten.

Im Walde bei Mari.

Sonst war der Weg überaus einförmig, nichts Interessantes in Sicht, und die höher steigende Sonne begann lästig zu werden. Endlich zeigten sich hier und da einige Akazien mit dürftigem Laube, dann ärmliche Dörfchen mit ganz niedrigen Hütten, deren Dächer flach sind wie bei den Fellachen; zuletzt Gruppen von Bäumen, in deren spärlichem Schatten Menschen, wie Kameele, Büffel und Esel, alle anscheinend von der Hitze erschöpft, ausruhten. Weiterhin traf man auf einen Bach, dessen Ufer etwas reichere Vegetation und mehr Frische darboten, und zur Rechten erhoben sich allmälig einzelne Hügelketten von schwarzem Felsgestein und mit versengtem Grase bedeckt. Eine derselben trägt eine kleine, weiße, weithinleuchtende Moschee, einen Wallfahrtsort, zu dessen Füßen sich eine ziemlich ansehnliche, aber gänzlich verlassene Stadt ausdehnt. Bérard begab sich dorthin, fand aber nur verfallene Straßen und eingestürzte und von Gestrüpp überwucherte Mauern — kein Geräusch, kein Ton, kein Mensch, nur ein regungsloser Elephant stand da unter einem Baume, wie aus Stein gehauen. Nicht oft genug kann man wiederholen, wie wesentlich die Sonnenstrahlen in solcher Landschaft sind. Unter einem grauen Himmel wären solche schwarzen Felsen, solch dürftiger verbrannter Rasen, zerfallene Mauern, Gestrüpp und dünnen Bäume ohne jegliche Wirkung; aber von so goldigem Lichte umhüllt und gegen diesen türkisblauen Himmel erscheinen sie in fahlen, wunderbar harmonischen Tönen.

Sodann zieht sich die Straße durch eine Spalte, die wie mit dem Messer durch einen Hügel geschnitten ist. Ein Obelisk, zum Gedächtniß an irgend einen englischen General errichtet, erhebt sich auf dem Hügel; schon seit lange war er von der Ebene aus sichtbar gewesen und hatte die Richtung angezeigt. Eine angenehme Ueberraschung wird

aber dem Reisenden unten an der Straße zu Theil: eine frische Quelle sprudelt dort, neben der sich ein steinernes Haus für die Wächter derselben erhebt; plätschernd fällt der Wasserstrahl in das von einer Trauerweide beschattete Becken.

Weiterhin wurde ein ziemlich großer Fluß auf einer schönen Holzbrücke überschritten und zwischen Erdhügeln, welche der Regen vielfach zerrissen hatte, die Ruinen einer zweiten verlassenen Ortschaft passirt, deren häufiges Vorkommen einem Charakterzuge der Bevölkerung entspricht.

Um Mittag auf dem Wege nach Atak.

Baber, der erste Großmogul, sagt darüber in seiner Lebensbeschreibung: „In Indien erfolgt die Anhäufung oder Zerstreuung einer großen Bevölkerung, die völlige Zerstörung von Dörfern und selbst Städten fast augenblicklich.

Eine verlassene Stadt.

Binnen 24 oder 36 Stunden sind große, seit langen Jahren bewohnte Städte, wenn irgend ein plötzlicher Alarm die Einwohner zur Flucht veranlaßt hat, so vollständig ausgeleert und verlassen, daß man kaum noch eine Spur von der Gegenwart menschlicher Wesen entdeckt. Wenn umgekehrt eine Bevölkerung sich eine Stelle zur Niederlassung auswählt, so strömt alsbald von allen Seiten eine Masse Volks herzu, da man keine Wasserläufe und Deiche benöthigt, weil die Ernten auch ohne Bewässerung gedeihen, und da Hindustan eine unendliche Bevölkerung besitzt; ihre erste Sorge ist, einen Teich zu

Atak am Indus.

bauen oder einen Brunnen zu graben. Die Errichtung eines Forts oder fester Mauern ist für sie etwas ganz Ueberflüssiges. Stroh und Bretter sind leicht zu beschaffen; damit errichten sie ihre Hütten, und die Erbauung einer Stadt oder eines Dorfes ist Sache eines Augenblicks."

Interessant sind die Typen der vorüberziehenden Leute; ihr Gesichtsausdruck ist stolzer, ihre Farbe heller, als weiter im Süden. Den Bart tragen die Männer in der Mitte gescheitelt, den Turban sehr hoch, und beide Geschlechter haben Hosen an. Welch' Gegensatz gegen die graziösen faltenreichen Gewänder der Hindufrauen, in denen die leuchtenden Farben roth, gelb, rosa, violett und grün vorherrschen! Von Delhi an sieht man häufig auch schöne Kaschmirshawls, selbst bei Frauen der mittleren Stände. Die Männer kleiden sich meist in Weiß, tragen aber häufig auf der Schulter graue oder schwarze Wolldecken für die keineswegs warmen Winternächte.

Gegen Abend näherte sich Bérard's Wagen seinem Ziele, der Stadt Atak. In den Akaziengehölzen zur Seite lagerten zahlreiche Karawanen, deren Thiere und Wagen den Vordergrund belebten. Weithin dehnte sich die Ebene am Indus, dessen Gewässer sich jedoch noch nicht zeigten, und darüber erhoben sich die schneebedeckten Spitzen des Himalaja. In einem kleinen Flusse, der sich durch die Ebene schlängelte, badeten und scherzten eine Masse von Menschen zwischen Herden von Büffeln umher, die bis auf die Schnauze vom Wasser verdeckt waren und auch diese von Zeit zu Zeit eintauchten, um die lästigen Fliegen zu verscheuchen. An den Ufern der Wasserläufe sind Gruppen von Schnittern mit dem Abernten und Sammeln goldigen Getreides beschäftigt, selbst Kinder betheiligten sich an der Arbeit. Die versengte Farbe der Felder, einige Mimosengruppen und selbst die Form einiger Häuser erinnern hier durchaus an Aegypten. Stellenweise ist der Erdboden von einer fast auffallenden Weiße; blauschwarz zeichnen sich darauf die Schatten der vorbeiziehenden Menschen und Thiere ab. Der Charakter dieser Gegend ist der der Trockenheit; das Malerauge aber ist entzückt von den harmonischen warmen Tönen der Landschaft. Vertrocknet und wild schauen die hellgelben Ebenen, die hier und da schroff aufsteigenden Ketten schwarzen Felsgesteins aus. Es ist ein Land des Durchzugs, nicht für den Aufenthalt geschaffen; man sieht darum auch überall zwar Lager von Reisenden, aber nur sehr wenig Dörfer und selbst Weiler oder einzelne Häuser. Indessen ändert sich das Aussehen indischer Landschaften so sehr nach den Jahreszeiten, daß die hier beschriebene in der Regenzeit wahrscheinlich ein ganz anderes Bild darbietet: der durch monatelange Hitze versengte Rasen schlägt nach dem ersten Regenfalle wieder frisch aus, die Bäume bedecken sich mit dichtem Laube, die ganze Färbung der Landschaft wird eine andere. So ist es überall in den Tropen, vornehmlich aber in jenen Strichen Vorderindiens, wo volle acht Monate lang nicht ein Wassertropfen die Erde netzt, und dann drei bis vier Monate hindurch sintfluthartige Regen sich ergießen und die Auferstehung der Vegetation veranlassen. Ein Künstler freilich, wie Bérard, zieht die trockene Jahreszeit vor, welche diesen Gebieten erst ihre wahre Harmonie verleiht, Sonnenstrahlen und prächtige Farbenspiele.

Endlich war die Vorstadt von Atak erreicht und mit einem Schlage zeigt sich zur Rechten eine weite Wasserfläche, von Sand- und Kiesbänken unterbrochen; deutlich hört man das Rauschen der Strömung, welche sich bei Atak zwischen den hohen schwarzen Bergen des rechten Ufers und der Anhöhe, welche die Festung des Ortes trägt, hindurchzwängt. Es sind die Wasser des Indus, des fünften und letzten Stromes im Pandschab, den der Reisende kennen lernte, und dessen Quellen weit jenseits der Riesenkette des Himalaja auf den kalten Hochlanden Tibets entspringen.

Reisen in Arabien.

Von **Charles M. Doughty.**

II.

Zwei Stunden unterhalb el 'Alli liegen die Trümmer einer in dem ganzen Lande berühmten Stadt el Mubbîat, welche nur durch einen niedrigen Gebirgszug vom Wadi Kurra (in welchem el 'Alli liegt) getrennt ist. Einige letzthin dort gefundene Goldmünzen trugen, wie ich hörte, in kufischen Charakteren die Inschrift la elah illa ullah, stammten also aus mohammedanischer Zeit, zu welcher, ihrem Rufe im Lande nach zu schließen, die Stadt ansehnlich gewesen zu sein scheint. Es stehen dort noch Reste von Häusern aus Lehm, in welchen öfters bakhûr (Weihrauch), wie in Madjin Salih, gefunden wird, der wahrscheinlich von alten Einbalsamirungen herrührt. Die Thäler im benachbarten Gebirge sind voll kleiner zerstörter Städte und Dörfer, die zum Theil nicht unbeträchtlich sind. Es ist das nach meiner Ansicht, was Alterthümer anlangt, eines der interessanten Gebiete im nördlichen Arabien, und wäre es nicht so gefährlich gewesen und hätte so abseits von meiner Route gelegen, so hätte ich versucht, dasselbe zu erforschen.

Während ich im Winter von 1876 auf 1877 in Madjin Salih die Rückkehr der Pilgerkarawane erwartete und viele Erkundigungen über die Umgegend einzog, erzählten mir die Araber stets zuerst, daß das ganze Gebiet, sowie der Seil el-Hedscher nach dem Wadi el-Humd oder, wie andere sagten, nach dem W. Dschizzl entwässert werde. Weiter erfuhr ich von ihnen, daß W. Humd und W. Dschizzl identisch seien, und daß man unter W. Dschizzl vornehmlich jenen Zweig versteht, welcher von el Ferá und der Landschaft Scheffa westlich von der Harrat el-'Aueirid herabzieht. Wadi el Humd kommt, wie man mir sagte, von Henakîeh herab bei Medîna vorbei und nimmt bei Hedîeh durch das Thal et-Tubbdsch alle Gewässer der Harrat Khaibar auf. Er soll seinen Namen von dem reichlichen Vorkommen des gleichnamigen Wüstenstrauches in seinem Bette haben, welcher den Nomaden das Hauptfutter für ihre Kameele liefert, wie es ein Vers angiebt, den Sir William Jones in seiner Auswahl arabischer und persischer Dichter anführt: „el arafedsch en Nedschedi wa el humd" (der Wüstenstrauch Arafedsch ist gleichfalls ein vorzügliches Kameelfutter). Das Thalsystem des W. el-Humd ist nach Aussage der Araber

fast ebenso groß wie das des W. er-Rummah, dessen Ursprung in der Harrat Khaibar liegen und welches, zwischen Aneisi und Bereida hindurchziehend, bei Zbeir unweit Bosra in das Euphratthal münden soll. W. er-Rummah, das große trockene Thal von Nedsched, kann demnach als natürlicher Zufluß (wenn man dies Wort gebrauchen darf) des Euphrat gelten.

Wadi en Nedsched besteht in Wahrheit aus zwei Wadis, welche auf den entgegengesetzten Seiten des zweigipfeligen Berges Schorafat en-Nedsched seewärts (westlich) der Harrat el-'Aueiriḍ entspringen, und deren einer in dem Wadi Dschizzl, deren zweiter nördlich von Wedschh in das Rothe Meer mündet, so daß Leute, welche die sechstägige Reise von el-'Alli nach Wedschh machen, halbwegs einen Tag im W. Nedsched zubringen.

Bis soweit hatte ich über meine Reise an meinen Freund, den Orientalisten Hrn. von Kremer, geschrieben und das Manuskript nebst einem Berichte über Madjin Ṣaliḥ, anderen Briefen und Abklatschen von Inschriften durch die in der ersten Februarwoche des Jahres 1877 zurückkehrende Pilgerkarawane abgesandt; das hätte mich des vorliegenden Berichtes überhoben, wenn nicht diese Pakete, die ein türkischer Offizier richtig und gewissenhaft dem britischen Konsulate in Damaskus überlieferte, dort mit Absicht bis zu meiner Rückkehr uneröffnet liegen gelassen worden wären.

Die Karte, welche die Harrat el-'Aueiriḍ und das Seil-System des Wadi Ḥumḍ enthält, ist nach rohen Zeichnungen von vertrauenswerthen Nomaden entworfen, welche sie nach ihrer Weise für mich, während sie sprachen, mit ihren Kameelstöcken in den Sand malten. Es ist eine Kunst, die man durch Uebung erlernen kann, die Topographie eines Landes von ungeduldigen Nomaden zu erfragen, welche zwar die beste Kenntniß ihres eigenen Gebietes besitzen, aber nicht geschult sind, darüber hinaus die richtigen Verhältnisse nach Länge und Breite zu wahren. Gewöhnlich kennen sie von anderen Landstrichen nur die Wege der Ghazzus oder Kriegsexpeditionen, auf welchen sie vielleicht einmal in ihrem Leben geritten sind, erzählen aber dann nach Hörensagen weiter, und darin darf man ihnen dann nicht mehr trauen, muß vielmehr durch Kreuz- und Querfragen Verbesserungen anbringen und ihre Aussagen mit einander vergleichen und kontroliren. Oft gehört eine gewisse Geschicklichkeit dazu, ihre koboldartige Bosheit zu durchschauen, weshalb ich selten eine Angabe von Personen unsicherer Glaubwürdigkeit oder von mir ganz unbekannten Leuten als richtig angenommen habe. Dann stellte ich vieles als Augenzeuge fest, indem ich fast ein Jahr lang mit den Nomaden ihre Gebiete durchwanderte. Trotz ihrer Falkenaugen blieben ihnen meine Aneroid-Ablesungen stets verborgen. Sie waren aber um so mißtrauischer hinsichtlich meines Ausfragens, als ich mich offen als Nassarani (Christen) bekannt hatte, was in ihrer wilden Unwissenheit zunächst und bis sie mich besser kennen lernten, so viel bedeutete, als einen jener alten Heiden und Missethäter, welche nach ihrer phantastischen Vorstellung von ihren eigenen Vorfahren aus dem ganzen Lande vertrieben worden waren. Wie sie glaubten, war ich nicht in guter Absicht zu ihnen gekommen, sondern um jene Schätze zu heben, welche meine Vorfahren, die Kafirs, als sie das Land verließen, verborgen hatten, und über welche sich in meinen Büchern, die ich vor Aller Augen las, alte Nachrichten fänden; auch meinten sie, könnte es das Kafir-Volk, dessen Spion ich sei, wohl noch jetzt im Sinne haben, sie mit Krieg zu überfallen und ihnen ihre arabischen Wüsten wieder abzunehmen. Solches waren die gefährlichen Ansichten des niedern Volkes. In den Zelten aber war ich durch das alte Ehrengesetz der Wüste geschützt, kraft dessen sie auch einen Verbrecher, der Zuflucht unter ihnen sucht, aufnehmen. So glaubten manche, welche diesen meinen Fall mit Vorgängen aus ihrem eigenen Leben verglichen, ich müßte wegen irgend einer Blutschuld zu ihnen geflohen sein, und die Anwesenheit meiner Person, d. h. eines Nassarani, eines ihrer erblichen Todfeinde, war ihnen ein neues sonderbares Räthsel; dasselbe wurde jedoch, als sie mich erst besser kennen gelernt hatten, meist ruhig hingenommen, selbst von den fanatischesten Nomaden und den mir am wenigsten freundlich Gesinnten.

Der in alter Zeit berühmte Wadi 'Aise (Ays) nimmt seinen Ursprung eine starke Tagereise vor Janb'a en-Nakhl und fließt in den Wadi Dschizzl oder el-Ḥumḍ; in ihm befinden sich viele Brunnen und Quellen, Dôm-Palmen und Ruinen von Dörfern. Der kleinere Wadi desselben Namens oder Wadi el-'Îs, welchen die Karte angiebt, ist ein Seil, welcher auf dem kleinen Dschebel 'Îs entspringt. Derselbe liegt zwei Tagemärsche südlich von Madjin Ṣaliḥ und ist geologisch merkwürdig, weil er Kalkschichten zeigt, welche die Sandsteinbasis überlagern, und welche Mörtel für gelegentliche Ausbesserungen des Birket und der Kela'a (Cisterne und Fort) liefern. Die Vereinigung des von Medîna herabkommenden Wadi el-Ḥumḍ mit dem Wadi el-Ḥumḍ oder Dschizzl, das an der Westseite der Harrat el-'Aueiriḍ und in dem granitischen Gebiete Scheffa seinen Ursprung nimmt, sowie die Vereinigung des Wadi 'Aise mit dem Wadi el-Ḥumḍ mögen nahezu so sein, wie ich sie auf der Karte hier dargestellt habe; in meinen Papieren habe ich keine besondere Notiz über die Stelle des Zusammenflusses gefunden und bin darüber in einiger Ungewißheit [1]).

---

[1]) Weitere Erläuterungen zu der hydrographischen Skizze des Wadi Dschizzl = el-Ḥumḍ.

Wadi Rumthâ entspringt am Fuße der vulkanischen Kegel Scheibân und Witter in der Harrat el-Khúderi, fließt ostwärts und scheidet die Weidegebiete der 'Aneze und der Beni 'Aṭîe von einander.

Wadi Gârib ist der nordöstliche Ursprung des Wadi el-Ḥumḍ-Dschizzl. Westlich von der Ḥ. el-'Aueiriḍ beginnt der Wadi Dschizzl bei el-Ferâ und nimmt die westlichen Seils von den beiden hohen Tehama-Granitbergen Dschaula und Wuttid auf, weiter abwärts die von el-Dschau kommenden Seil-Gewässer, dann den östlichen Wadi Nedsched und vereinigt sich zuletzt unterhalb Bîr el-ghanem mit dem östlich von der 'Aueirid herabkommenden Zweige (dem Wadi Gârib). Wadi Dschizzl heißt auch in seinem Oberlaufe, der von el-Ferâ herabkommt, Wadi Nedschl.

Bei Bîr el-ghanem liegt eine zerstörte Ḳela' el-Zedschir; ein Tränkplatz der Nomaden.

Scheffa bezeichnet das ganze Gebiet landeinwärts von Dschebel Dschaula und Dschebel Wuttid bis zur Ḥ. el-'Aueiriḍ, welche zuweilen selbst noch mit zu Scheffa gerechnet wird.

Der Weg von Wedschh nach Tebûk passirt die Ḥ. el-'Aueiriḍ in el-Dschau (Mehrzahl Dschiran, d. i. Tränkstelle in ebenem Grunde) und erreicht in Ḳela'at el-akhdar den Derb el-Hadsch.

Wadi 'Aise im Dscheheina-Lande entspringt einen starken Tagemarsch nördlich von Janba en-Nakhl.

Beḍâ: Ruinen mit Dôm-Palmen, dabei ein Zeltdorf der Billi-Araber.

In Wadi Ṣadr Ruinen eines großen Dorfes.

Dschebel Ussdhub ist der hauptsächlichste Vulkankegel über el-'Alli auf der Harra.

In Wadi Ḳura, das von der Ḥ. el-Hareiri kommt, befinden sich Reste eines aus Lehm erbauten Dorfes.

Ḥ. el-Hareiri ist von runder Form, kleiner an Umfang, aber höher als die Ḥ. el-'Aueirid.

Als ich später südostwärts reiste, fand ich durch barometrische Messungen, daß die Harrat Khaibar, deren Höhe in der Mitte 6000 Fuß beträgt, die beiden Systeme des Wadi-Rummah (Wadi e'-Rumem bei H. Kiepert) und des Wadi el-Ḥumḍ von einander scheidet. Der obere Anfang des ersteren findet sich nach Angabe der Nomaden bei den Dörfern el-Hajat und Howejat, welche am Rande jener Harra liegen, auf den Karten aber noch nicht angegeben sind. Als ich in Khaibar war, erfuhr ich von einigen Leuten des Stammes Harb, daß Wadi el-Ḥumḍ auch ihren Harb-Distrikt zwischen den Haramein (d. h. den beiden heiligen Städten Mekka und Medîna) entwässere, und daß seine süd-

Hydrographische Skizze des Wadi Dschizzl-el-Ḥumḍ von CHARLES M. DOUGHTY.

R. K. red. — Lithogr. v. L. Kraatz. Berlin

lichen Ursprünge bei Wadi Laimûn in der Gegend von Mekka liegen. Dies hielt ich anfangs für eine Fabel, fand aber später, daß es gleichfalls die Ansicht der Nomaden an den Grenzen des Nedsched zunächst oberhalb des Wadi Laimûn ist, und es wurde sowohl durch meine Aneroid-Beobachtungen, als auch durch die Versicherungen einiger Harb-Araber, Vertrauenspersonen des Scherifs von Mekka, welche ich in et-Tâif traf, bestätigt. Diese gaben an, daß das ganze Grenzgebiet gegen Nedsched nach Medîna hin entwässert wird, und zwar mindestens von der Harrat el-Ḳes-

Bei Mogheira ein zerstörtes Dorf und, wie einige behaupten, im Felsen ausgehöhlte Grabkammern. Andere leugnen dies.

Korh ist das Ruinenfeld einer Stadt, die größer als el-'Alli war.

Istabal Antar, ein Berg bei Sudschwâ. Auf Prof. Kiepert's Karte von Arabien ist nördlich von Wedschh ein Fort dieses Namens verzeichnet.

schub an, wo ich die Höhe der Nedsched-Ebene zu 65,7 fand. In jener Gegend etwa ist wahrscheinlich der Anfang des großen Wadi el-Hunud zu suchen, wo das Land jährlich von dem Monsun-Regen getroffen wird, welcher gewöhnlich im September zu fallen beginnt und in et-Tâif 5 bis 6 Wochen anhält. Dieser Umstand tropischen Regenfalls scheint mir das wüste Arabien und Arabia Felix in natürlicher Weise von einander zu scheiden, wie es zu der einfachen, naturgetreuen Anschauung der Alten paßt. Die Einöde bietet dort dem aus Nord- und West-Arabien kommenden einen neuen wunderbaren, entzückenden Anblick; kein unfruchtbarer harter Boden mehr oder trockene, wie eine Chaussee so staubige Wüste, vielmehr der Sand angenehm mit Weidekräutern überwachsen, ein Land in der That, das in den Augen der Nomaden von Milch, ihrer Hauptnahrung, fließt, wo ihr Vieh (Kameele, Ziegen und Schaafe) reichliche Nahrung findet und sich jeden Tag schon um Mittag zur Ruhe niederlegen kann. So lieblich aber auch solch Anblick einer lachenden Steppe inmitten der schrecklichen Wüsten Arabiens ist, so ist dieselbe doch keineswegs so schön und fruchtbar, als etwa Haiden oder sonst wüstes Land in Europa.

An dieser Stelle will ich leicht und rasch über diese Wüste hinweggehen, deren Durchwanderung von el Hedscher aus einst so schwer und langsam sich vollzog, bis ich von el-Kasîm zu reden habe. Nachdem ich in Gesellschaft der Nomaden lange Zeit das ganze Wüstengebiet von Teimâ und Hedscher durchwandert hatte bis Dschebel Irnan, wo ihnen zufolge Nedsched, das arabische Hochland, beginnt, und bis zum Berge el-Kharram, kam ich nach Goffar und Hâil (66,4). Letzteres, die Hauptstadt des Reiches des Mohammed ibn-Raschîd, des Fürsten von Schammar, ist ein Städtchen von 3000 Seelen, wie ich es schätze. Goffar hat etwa ebensoviel oder wenig mehr Einwohner. Tellal ibn-Abdullah ibn-Raschîd, der erste Statthalter von West-Nedsched, hat sich, wie man erzählt, in einem Anfalle von Melancholie mit einer Pistole erschossen, nachdem ihm, wie man vermuthet, bei seinem letzten Besuche der Wahabbi-Hauptstadt er-Riad, wo er noch alljährlich seine Huldigung darbrachte, Gift beigebracht worden war. Ihm folgte sein nächster Bruder Metaab nach mohammedanischer Sitte als Aeltester des Hauses, indem Tellal's heranwachsende Kinder übergangen wurden. Bundur, Tellal's ältester Sohn, ein hitziger unreifer Jüngling, wollte das nicht leiden und verschwor sich mit seinem nächstjüngsten Bruder Béder, als ihr Oheim im zweiten Jahre regierte. Die Jünglinge erschossen Metaab von der Brustwehr der Citadelle aus und zwar, da er ein Amulet gegen Blei bei sich trug, mit einer silbernen Kugel, als er nach dem Nachmittagsgebete auf öffentlichem Markte saß und Audienzen ertheilte.

Nach seinem Tode übernahm Bundur die Würde des Emir und regierte anmaßend und stolz. Noch war sein Oheim Mohammed, Metaab's jüngerer Bruder und Abdullah's Sohn, am Leben, welcher entkommen und bei dem ersten Alarm nach er-Riad zu dem Wahabbi-Fürsten Ibn Saud geflohen war. Bundur ließ ihn zurückrufen und versprach ihm Sicherheit, wobei Ibn Saud den Vermittler spielte. Mohammed kehrte zurück, um sein früheres Amt als Geleiter der von Persien über Bagdad kommenden Pilgerkarawane wieder zu übernehmen, welche in letzter Zeit unter dem kräftigen Schutze des Fürsten von Schammar in ziemlicher Stärke durch dessen Gebiet nach den heiligen Städten wandert. Mohammed, der wieder einmal von Mesopotamien zurückkehrte, wohin er den heimkehrenden Hadsch geleitet hatte, hatte den Auftrag, für des Fürsten öffentliche Küche oder Gasthalle die jährlich erforderliche Menge von temmen oder mesopotamischem Reis nach Hâil mitzubringen. Zu diesem Zwecke miethete er Kameele von den Duffîr-Beduinen, einem entfernt wohnenden Stamme, der weder freundlich gesinnt noch der kräftigen Herrschaft des Fürsten von Dschebel Schammar unterworfen war. Als der junge Bundur vernahm, daß sein Oheim Mohammed mit den Duffîr-Kameeltreibern nahe, ließ er seine Stute vorführen, nahm keine andere Begleitung als seinen ältern Vetter Hamud, Abeid's Sohn, mit sich, ließ die Thore der Stadt hinter sich schließen und ritt dem Ankömmling entgegen. Als er ihn traf, fragte er: „Warum hast Du, Mohammed, die Duffir, welche doch, wie Du weißt, unsere Feinde sind, hierher gebracht?“ — „Ich konnte nicht anders, oh el Mohafud“! (o Statthalter!) entgegnete dieser, „da ich diesen Deinen Reis mitbringen sollte und in Mesopotamien keine anderen Kameeltreiber fand.“ Da aber Bundur ein böses Gesicht machte, gab Mohammed einem Manne, der in seiner Nähe ritt, ein Zeichen, ihm sein Pferd zu borgen, als wenn er sofort hinreiten und das Abladen des Reis überwachen wollte, stieg auf und, als er dicht an Bundur herangekommen war, packt er ihn bei den „Hörnern“, jenen langen gedrehten Locken, wie sie die Beduinen tragen. „Ach, mein Onkelchen, ach, thue das nicht, Du liebes Onkelchen mein!“ rief Bundur in Todesangst. „Warum hast Du denn Deinen Onkel getödtet?“ antwortete Mohammed mit fürchterlicher Stimme, zog seinen krummen Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn Bundur bis an das Heft in den Bauch, daß er sofort todt niederfiel. Hamud aber galoppirte nach der Stadt zurück, befahl die Thore geschlossen zu halten und rief: „Ein Raschîdi (Mitglied der fürstlichen Familie Ibn-Raschîds) hat den andern getödtet! Daß keiner sich von seiner Stelle rühre oder seine Stimme erhebe, oder ich werde ihm den Kopf abschlagen mit diesem Schwerte hier, bei Allah!“

Inmitten dieser allgemeinen Bestürzung wurden auf Mohammed's Befehl alle Kinder seines Bruders Tellal eines nach dem andern ergriffen und nebst ihren Sklaven abgethan, weil dieselben, wenn sie am Leben geblieben wären, verpflichtet gewesen wären, die jungen Prinzen, die Söhne ihres Herrn oder „Vaters“, zu rächen. Im Ganzen wurden auf diese Weise etwa 20 Personen in jungen Jahren umgebracht und lagen im Grabe, ehe noch die Sonne zum zweiten Male aufging, wo Mohammed unter der Bestürzung und den Beglückwünschungen der Angesehensten des Volkes die Herrschaft übernahm. Das war der Mann, den ich als Fürsten in Hâil vorfand, ein Mann von großen Fähigkeiten, der als Privatmann stets ehrenhaft gewesen wäre. Ein böser Unstern, die vorgebliche Blutrache, Furcht für sein eigenes Leben und ehrgeizige Absichten, durch schreckliche Nothwendigkeit angetrieben, hatten ihn dahin gebracht, sein Glück mit dem Blute seiner Verwandten zu erkaufen. An dem Bettlerhof dieses verwandtenmörderischen Beduinenfürsten war ich stets ein sehr schlechter Höfling. Ich hatte ihn mit dem mohammedanischen Friedensgruße angeredet; aber er, der fromme Mörder, spielte den Fanatiker und wollte als Muselmann dem Christen diesen Gruß nicht zurückgeben. Ich meinerseits wollte mich in meinem Gewissen nicht zur Nachgiebigkeit bequemen und kümmerte mich nicht um die drohenden Blicke, die der mächtige Mann bis zu blutdürstigem Grimme zu steigern sich geübt hatte.

Als ein fanatischer Rechtsgelehrter gleichfalls die christlichen Nationen, ihren Glauben und ihre Wissenschaft beschimpft hatte, tadelte ich denselben scharf und wies ihm nach, daß er fast in ebenso finsterer Unwissenheit lebte, wie die unvernünftigen Thiere. So hätte ich mir fast die Un-

gnade des von böswilligen Fanatikern umgebenen Emirs zugezogen; ich wurde aber damals geschützt durch Salz und Brot, d. h. durch die Gastfreundschaft Hamud's, des toleranten Sohnes des Abeid, welcher jetzt der zuverlässige Verbündete seines Vetters, des Emir, war. Bundur's Schicksal war, wie manche glauben, zwischen beiden vorher verabredet worden.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Hâil, wo ich noch verweilte, um ein Kind Hamud's zu kuriren, kam daselbst die persische Pilgerkarawane auf ihrem Zuge von Mesopotamien nach Mekka an. Sie hielt sich ein bis zwei Tage auf, und ich besuchte ihr Lager, als sie gerade aufbrechen wollte. Da redete mich ein junger Mann, den ich schon an seiner Physiognomie als Fremden erkannt hatte, an und theilte mir zu meinem Erstaunen alsbald mit, daß er auch ein Europäer und zwar ein Italiener sei. Da wir uns in einem gefährlichen Lande befanden, so fragte ich ihn nach seinem Namen und nannte ihm den meinigen, damit, wenn einer von uns glücklich heimkehrte, und der andere nicht, jener den Freunden des andern diese Nachricht bringen könnte. Er nannte sich Francesco Ferrari aus Piemont, war, wie er erzählte, sehr jung nach Mesopotamien gekommen, hatte ein mohammedanisches Kolleg besucht, war in acht Jahren ein vollendeter Arabist geworden und bekannte sich äußerlich zum Islam. Jetzt machte er unter dem Schutze ihm befreundeter, ehrenwerther Personen die Pilgerreise und wollte dann mit der heimkehrenden syrischen Karawane nach dem Mittelländischen Meere zurückgehen.

Ich hatte schon länger als einen Monat in Hâil zugebracht, wo ich dem blutigen ungeduldigen Emir ein Dorn in der Hand und den böswilligen Fanatikern ein Schrecken war, doch stets von der bessern Klasse Leute heimlich begünstigt wurde. Als Hamud's Kind schließlich in der Genesung begriffen war, erklärte ich, daß die Zeit für meine Abreise gekommen sei, und bat ihn, daß er mich sicher nach Khaibar senden wolle. Er rieth mir von dieser Reise ab und meinte, ich würde nicht leicht von dort zurückkehren, da das Klima der Khaibar-Thäler sehr gefährlich sei, und wenn ich von dort weiter reisen wollte, so könnte ich schwerlich irgend wo anders hin gehen, als nach el-Medîna. Der Emir ließ mir durch den Befehlshaber seiner Leibwache sagen, daß er mich schicken würde, wohin ich immer wünschte, nach jedwedem Orte, den ich nennen möchte. Ich antwortete aber: „Khaibar“, was ihm mißfiel, da dasselbe einen Hauptbestandtheil seines Reiches gebildet hatte, den er kürzlich an die Regierung von el-Medîna verloren hatte. Da ich schon fast zu lange in Hâil verweilt hatte, so beeilte man sich, mich, den Ungläubigen, fortzuschaffen, und zwar in gewaltsamer und verrätherischer Weise, indem man mir nicht gestattete, ein paar Tage länger auf eine sichere Gelegenheit zu warten. Denn ich wurde, wie ich allerdings erwartet hatte, bei den ersten Nomadenzelten, die wir antrafen, von denen, die mich sicher geleiten sollten, verrathen und verlassen. Indessen diese Nomaden, Heteim ihrem Stamme nach, standen nicht an, mich für Entgeld weiter nach Khaibar zu senden, einem Punkte, welcher zu jeder Zeit über die rauhe und in der damaligen Winterzeit ganz verlassene Harra hinweg schwierig zu erreichen ist und sonst beständig von feindlichen Ghazzus durchzogen wird. Ich hatte freilich nahezu ein volles Jahr mit meinen mancherlei Versuchen, Khaibar zu erreichen, gebraucht. Von den türkischen Behörden in Khaibar (68,5) festgenommen, wurde ich $2\frac{1}{2}$ Monate lang bewacht und war die ganze Zeit gefaßt, von diesen Schuften zur Hinrichtung hinausgeführt zu werden, angeblich wegen meines Unglaubens, in Wirklichkeit aber, damit sie nach meinem Tode sich meiner geringen Habe bemächtigen könnten; allein ein angesehener Mann im Orte, von el-Medîna gebürtig, nahm sich meiner an und schützte mich vor dem blutdürstigen Fanatismus des Pöbels. Schließlich wurde ich auf Befehl des Gouverneurs von Medîna, Sabri Pascha (augenblicklich Finanzminister in Konstantinopel), in Freiheit gesetzt und kehrte unter großen Schwierigkeiten nach Hâil zurück, da kein anderer Ausweg von Khaibar so sicher war. Als ich ankam, war der Emir auf einem Kriegszuge im Norden abwesend, und so geriethen die wenigen gefährlichen, fanatischen Leute von Neuem in Wuth, daß der Kafir zu ihnen zurückgekehrt war, und jammerten, daß der verfluchte Nassarani nie umkommen würde, da er nicht einmal durch die pestilentialische Luft von Khaibar sein Leben verloren hätte. Der Sklave[1]) also, welchen der mit Hammud und allen seinen Streitkräften zum Kampfe abwesende Emir zurückgelassen hatte, um Ordnung in Hâil zu halten, jagte mich am folgenden Tage zur Stadt hinaus und befahl den mich begleitenden Beduinen, mich wieder nach Khaibar zurückzubringen, ohne sich an das Empfehlungsschreiben zu kehren, welches ich von dem wohlwollenden Gouverneur von el-Medîna an den Emir mitgebracht hatte. Als ich nun wieder durch die Wüste zurückkehrte, wurde ich von meinen doppelt bestochenen Führern wiederum im Lande der Heteim verlassen.

Ich wollte nun durch die Landschaft el Kasîm gehen. Jene Heteim schickten mich zu Nachbaren der Harb, Arabern von Haramein (Mekka und Medîna), die für sehr fanatisch gelten, wo ich aber allen Gefahren entrann und Mittel und Wege fand, nach B e r e i d a zu reiten. Am selben Abende, als ich ankam, wurde ich dort beraubt, und als sich das böswillige fanatische Volk am nächsten Tage tumultuarisch zusammenrottete, befand ich mich in größerer Gefahr, als jemals sonst. Wider seinen Willen errettete mich der anwesende fanatische, aber politische Emir aus ihren Händen und schickte mich auf den Weg nach Aneisi, aber mit dem geheimen Befehle an die Kameeltreiber, mich in der Nähe jenes Ortes in den Palmenwäldern am Wadi er-Rummah zu verlassen. Und so geschah es auch; allein ich fand glücklicherweise einen Mann, welcher gegen Entgelt mein Gepäck auf seinem Esel nach Aneisi schaffte. Die Entfernung zwischen Bereida und Aneisi (69,3) beträgt nur 10 bis 11 (engl.) Meilen; zwischen den beide Städte umgebenden Palmen liegen aber nach meiner Ansicht kaum 6 Meilen Nefûd (Sandwüste), durch welche, indessen näher an Aneisi, das W a d i e r - R u m m a h sich zieht (auf keiner Karte genau, sondern nur vermuthungsweise angegeben); in demselben treten einige schwache Quellen brakischen Wassers zu Tage, und ich ritt dort über einige schwache, fließende Wassertümpel.

Bereida hat nach meiner Schätzung schwerlich mehr als 5000 Einwohner, während Aneisi, eine selbständige Stadt, welche sich in den letzten 15 Jahren sehr vergrößert haben soll, über 7000 Seelen zählt. Diese beiden großen Städte sind schlechte Nachbarn und, da Bereida die Partei Ibn-Raschîd's ergriffen hatte, einander fast feindlich gesinnt; obwohl sie nur eine Stunde Reitens von einander entfernt sind, fand damals doch nicht der geringste Handelsverkehr zwischen ihnen statt. Die Bewohner beider Orte, welche daheim und in der Fremde Handel treiben, Karawanen aussenden und in Syrien, Mesopotamien, Mekka und Medina unter dem Namen el-'Akeil bekannt sind, sind gleichsam

[1]) Sklaven-Bruder d. i. in seines Vaters Hause von einer Sklavin geboren oder mit ihm aufgewachsen.

die Lombarden der arabischen Halbinsel. Aneisi ist ein hübscher, freundlicher Ort; doch hängt fast die Hälfte seiner Bewohner dem alten fanatischen Wahabitenthume an. Dasselbe war es auch, wodurch ich nach einiger Zeit aus der Stadt getrieben wurde; der Emir Zamil sah sich genöthigt, mich zur Nachtzeit nach Chubbera zu senden. Indessen wurde ich durch die Dazwischenkunft meiner Freunde von dort reclamirt und am dritten Tage nach Aneisi zurückgebracht. Es waren das gereiste Leute und gehörten zu jenen reichen Kaufleuten, welche in Dschidda und Bosra am Persischen Meerbusen Niederlassungen haben, Männer von freisinniger Denkungsart und sehr geneigt, den „Ingleisi“ zu unterstützen und ihm tolerante Gastfreundschaft zu gewähren, obwohl sie sehr überrascht waren, mich dort zu sehen. Trotzdem wurde es mir nicht erlaubt, die Stadt wieder zu betreten; vielmehr wurde ich nach einer 2 englische Meilen vor der Stadt gelegenen Palmpflanzung gebracht, wo ich nahezu weitere zwei Monate verweilte. Es war jetzt Hochsommerszeit und ich wartete auf die Butter-Karawane nach Mekka. Tamil wollte mich nach er-Riad oder nach dem Persischen Meerbusen senden, oder wohin ich sonst wollte; ich aber wählte die Straße nach Dschidda, damit ich unterwegs das andere große vulkanische Gebiet, von welchem ich damals gehört hatte und welches unter dem Namen Harrat el-Kusschub zusammengefaßt wird [1], kennen lernte und die Höhe und Abdachung des großen Wüstenstriches zwischen el-Kasîm und et-Tâif beobachten könnte. Dies, wie ich voraussah, eine gefährliche Reise, da ich in der Nähe von Mekka vorbeikommen mußte, wurde mir zugestanden. Ich übergehe die Einzelheiten derselben bis zu meiner Ankunft in et-Tâif an dieser Stelle und schiebe die Besprechung der Harrat el-Kusschub bis dahin auf, wo ich die Geologie Westarabiens und des vulkanischen Gebietes im Allgemeinen behandle.

In et-Tâif zeigte man mir drei rohe Steinidole der altarabischen Gottheiten el Uzzah, el Hubbal und el Latah; es sind mächtige, unbearbeitete Blöcke des gewöhnlichen grauen Granites, welche wahrscheinlich lange, bevor das Menschengeschlecht auf Erden lebte, von den Bergen herabgerollt sind und an ihrer jetzigen Stelle gelegen haben. Das gemeine Volk soll dieselben, wenn auch nicht öffentlich, mit abergläubischer Scheu betrachten, und es giebt noch jetzt Leute, welche heimlich zur Nachtzeit hingehen und sich an diesen ehrwürdigen heilkräftigen Steinen reiben. Man findet gewöhnlich in den Landschaften Arabiens, jedoch außerhalb des Bereiches der reformirten oder wahabitischen Lehre, und selbst in Syrien, etliche ähnliche Ueberreste des alten Heidenthums; was ich davon unter den Beduinen Westarabiens, unter denen ich lebte, beobachtet habe, will ich hier mittheilen.

In diesen Gegenden giebt es gewisse menahil (Plur. von menhel, eigentlich ein Platz, wo man zum Wasser hinabsteigt) el melûk, so zu sagen Plätze, wo der Geist der Luft oder Engel herabsteigen. Der menhel ist gewöhnlich ein Strauch oder ein Baum, um welchen Leute, die sich noch am Leben befinden, mitunter gespenstische Reiter haben herumjagen sehen, und wo man bei Nacht oft das Geräusch und die Musik eines Elfentanzes hört. Wenn abergläubische Nomaden auf ihren Wanderungen an eine solche Stelle kommen, so opfern sie dort ein Schaf oder eine Ziege. Ein Kranker, der unter solch heiligem Baume schläft, ist seines Uebels ledig, wann er am nächsten Morgen erwacht, schläft aber ein Gesunder daselbst, so erhebt er sich Morgens als ein gebrochener Mann und wird schwerlich je wieder gesunden. Ich hatte einmal einen Billi-Beduinen in der Kur — denn ich spielte in Arabien den Hakîm (Arzt) —, dessen Freunde seine Krankheit nur auf eine solche Ursache zurückführten. Es giebt unter den Beduinen verständigere Männer, welche in ihrem Innern diese alten Gebräuche als thörichten, eitlen Aberglauben tadeln; andere haben zum Spott jene Bäume mit Feuer und Schwert verstümmelt. — „Aber,“ sagen die Beduinen, „wir haben diese binnen kurzer Zeit elendiglich umkommen sehen, sie sowohl, wie ihr Vieh.“

Unter diesen geheiligten Stätten sah ich einen Hain wilder Feigenbäume, „Hamâta“, im Wadi Thirba (unweit Medjin Salih) und eine heilige Talh- oder Gummi-Akazie in Medjin Salih selbst. Als ich von demselben ohne weitere Ueberlegung einige Zweige zu Zeltpflöcken abhauen wollte, lief ein mir befreundeter Beduine herzu, umarmte und bat mich, sofern mir meine Gesundheit lieb wäre, davon abzulassen und den geheiligten, unheilbringenden Baum nicht zu beschädigen. Da bemerkte ich erst, daß die Beduinen Ziegenhörner und andere werthlose Dinge in seinen Zweigen aufgehängt hatten, und daß von syrischen Pilgern Nägel in den Stamm eingeschlagen worden waren. Denn die Verehrung von Hainen und Bäumen ist noch heutigen Tages unter dem Volke in Syrien lebendig, wie z. B. im Wadi Barrada unweit Damaskus, wenn sie auch wenig beachtet wird, und findet sich mehr oder weniger in allen arabischen Ländern.

Die Inschrift in himjaritischen Buchstaben, welche Professor Sprenger im „Globus“ XXXVII, S. 202 erwähnt hat, und die sich zwischen Kurn el-menazil oder es-Seil und et-Tâif an der Gebirgspassage Ria ez-Zellâla findet, steht über dem Abbilde einer menschlichen Gestalt und ist undeutlich mit einem Steine in einen Granitblock eingeritzt. Die Buchstaben, wie ich sie bei meinem Besuche dort im Scheine der Sonne erkennen konnte, sind, wie unten folgt. Der

[1] Die Araber zeichneten mir die Harrat Beni 'Abdillah nebst der H. Turra, welche so scharf und zerrissen ist, daß nur Esel, aber nicht Kameele sie passiren können, ferner H. Kesschub, 'Aschiri, 'Ateifa und Seina als eine lange ununterbrochene Zone in den Sand, gaben aber schließlich zu, daß zwischen ihnen Lücken und Ebenen existirten.

größere Theil der himjaritischen Inschrift ist senkrecht gestellt, und das ist, wie ich fand, das Gewöhnliche in den nordwestlichen Landschaften Arabiens.

Die menschliche Figur ist nur bis zum Gesäß abwärts dargestellt und hält einen Kameeltreiber-Stock in der Hand. Ein zweites, bei den Nomaden berühmtes Bild sah ich bei dem See Ibba Moghair zwischen Teimâ und dem Berge Irnân; ein drittes, welches ich nicht gesehen habe, befindet sich nach Angabe der Beduinen bei Siddût unweit Palmyra. Die beiden letzteren stellen nach ihrem Glauben den berühmten Abu Zaid vor.

Von dem Himjarischen habe ich bisher nicht mehr studirt, als daß ich die vielen Inschriften, die ich auf den Felsen Nordwest-Arabiens sah, abzuschreiben pflegte, und hinsichtlich des Literar-Arabischen, welches ich aus Abneigung nur obenhin kennen lernte, lasse ich mich von den studirten Orientalisten Europas stets willig belehren. Wollte mich aber irgend wer in Sachen der Nomaden-Geographie berichtigen, so kann er sich doch nur auf seine Bücher stützen, um die Natur zu verbessern. Es wäre mir zu mühselig und, glaube ich, ein vergebliches Unternehmen, aus der unendlichen Masse von Literatur die weisen Aussprüche, die schwächlichen Phantasien und mangelhaften Beobachtungen der eitlen arabischen Autoren herauszusuchen. Es möge mir genügen, mit größerer Freiheit auf Grund dessen zu sprechen, was ich mit meinen Augen gesehen habe, auf Grund von vielleicht tausend barometrischen Beobachtungen und der Aussagen der glaubwürdigsten Beduinen. Denn es liegt auf der Hand, daß Niemand Arabien besser kennen kann, als diese Nomaden, welche so zu sagen Landschifffahrer sind, welche alle Zufälligkeiten des Terrains, wie Seils (Betten von Gießbächen), Berge, Abfall des Bodens &c., ebenso fleißig beobachten, wie Seeschiffer die Ebbe und Fluth, Strömungen, Anzeichen des Wetters oder die Sternbilder zu ihren Häuptern.

Ich habe nun im Allgemeinen von der Geologie Westarabiens und von den Harrats oder großen vulkanischen Gebieten zu reden. Der geologische Aufbau der arabischen Halbinsel ist in seiner Einfachheit echt arabisch. Sie ist im Großen das, was man im Kleinen schon an der Sinai-Halbinsel sehen kann: eine Grundlage krystallinischer, granitischer Formationen, darüber Sandsteine, und auf den Sandsteinen lagert Kalk. Die ältesten Basalte der Harrats oder Lavafelder in Arabien (arabisch Sing. harrah, Plur. ahrar oder harrar) haben sich im Gebiete von Mekka und dem benachbarten Nedsched, Harrat el Kusschub, über die krystallinischen, plutonischen Gesteine ergossen. Die große Harrat Khaibar und Harrat el-'Aueirid sind Basalte und Laven, welche Sandsteine überfluthet haben. In der Belka oder Dschebel Scherra sind die Basalt-Eruptionen durch die obere Kalksteinkruste hindurchgebrochen. Die Harrats 'Aueirid, Khaibar und el Kusschub habe ich voll vulkanischer Kegel (Hilliân) und Krater gefunden, dergestalt, daß ich, als ich mit den Nomaden auf 'Aueirid umherzog, zu gleicher Zeit ringsum an 30 Hillahs im Gesichtsfelde zählte. Der größte derselben oder, wie die Araber sagen, „hillah scheikh“, Dschebel Anaz, läßt sich meiner Ansicht nach mit dem Gipfel des Vesuvs oberhalb des Observatoriums vergleichen. Ueberall sah ich Obsidian, Tuff, Säulenbasalt, Basaltflüsse unter der Lava, Bimsstein und aschenähnliche Laven, welche, obgleich man sie für ganz junger Entstehung halten möchte, doch in jener reinen trockenen Atmosphäre unendliche Zeiträume fast unverändert überdauert haben mögen. Und dennoch giebt es Thäler, wie Wadi Thirba und Schellal, welche 600 bis 700 Fuß tief in den Basalt der Harrat el-'Aueirid eingegraben sind, während in dem nahen Medjin Salih die in den weichen Sandsteinfelsen eingeritzten Inschriften sich schon weit länger als 1000 Jahre erhalten haben. Die Nomaden werden sagen, daß jene basaltischen Felsen aussehen, als hätten sie gebrannt; allein irgend welche Ueberlieferung über thätige Vulkane habe ich nicht gefunden, und in den Ortschaften waren Erdbeben nur dem Namen nach bekannt und sind nie verspürt worden. Doch ist es historisch, daß im ersten Menschenalter nach Mohammed ein vulkanischer Ausbruch in der Ahrar el-Medîna, welcher für die benachbarten Städter munter ein Gegenstand des Schreckens gewesen ist, stattgefunden hat.

Vorher hatte ich die Lava-Eruptionen des Wadi Arabah, die am Todten Meere und im Jordanthale nebst denen in Idumaea, el Belka und im Hauran kennen gelernt. Als ich dann Arabien betrat, fand ich eine kleine Harra am Abstieg Akaba und vulkanisches eruptives Gestein und vulkanisches Geröll längs der Pilgerstraße bis Tebûk hin, ferner die erstaunliche Harrat el-'Aueirid nebst der kleinen Harra oder el Harreiri und sodann die große Harrat Khaibar. Namen und Lage des Ahrar el-Medîna habe ich nach den Angaben jenes edlen Mannes, der mich so lange in Khaibar beschützte, verzeichnet. Als ich darauf vom mittleren Nedsched kommend über die großen Harrats nach dem Distrikte von Mekka reiste, passirte ich el-Kusschub, el'Aschîri, 'Ateifa u. s. w. Die Harrats Dscheheina und Rodwa fügte ich nach Mittheilungen befreundeter Araber, welche sie gesehen hatten, hinzu. So finde ich, daß sich eine große, vulkanische Zone durch die arabische Halbinsel von Palmyra bis Mekka hinzieht und sich von dort wahrscheinlich in den vulkanischen Inseln des Rothen Meeres bis Perim und Aden fortsetzt. Einige derselben haben vorüberfahrende Schiffskapitäne den „Sailing Directions“ zufolge mitunter Feuer und Rauch ausstoßen sehen.

So habe ich kurz zusammengefaßt, was nach meinem Dafürhalten für gelehrte Geographen und Orientalisten von meinen Reisen in Arabien von augenblicklichem Nutzen sein dürfte. Ich könnte ein andermal einige weitere Mittheilungen über dieselben veröffentlichen. Falls sich dann einige geringe Aenderungen der hier angegebenen Höhen ergeben, so liegt der Grund darin, daß ich vorstehenden Artikel fern von der Mehrzahl meiner Aufzeichnungen geschrieben habe, weshalb ein Theil der Höhen hier nur nach einer einzigen Beobachtung gegeben sind. Deshalb werde ich bei größerer Muße das Mittel aus vielen Beobachtungen an einem und demselben Orte, wo ich längere Zeit verweilt habe, berechnen, wie z. B. für Medjin Salih aus mehr als 100 Ablesungen.

Was die Sand- und Kalksteine Arabiens anlangt, so scheinen letztere den Kalken Englands so ziemlich gleichartig zu sein. Die Sandsteine halte ich deshalb jetzt für identisch mit dem englischen „greensand“ und die arabischen Nefuds (tiefe Sandwüsten) für Gürtel oder Zonen von „greensand“.

Unter den Thieren der Halbinsel findet sich eine dem Zoologen bisher unbekannte Antilope, welche die Araber „wilde Kuh“ (Bakr el-Wahasch) nennen, die Beduinen aber eigentlich el odjâhi; ich habe ihre langen, geraden, einhornähnlichen Hörner mitgebracht und habe in Hâil ein solches Männchen und ein Weibchen lebend gesehen. Dieses schöne Thier lebt in dem wasserlosen sandigen Gebiet der Scherrarat-Nomaden im westlichen Arabien und im Süden in dem sandigen Lande der Kahtan und anderer Nomaden am Wadi Dauâsir und darüber hinaus.

Was den Sultan der Wahabbis anlangt, so war dessen Macht, als ich Arabien betrat, kürzlich gebrochen. Söhne Feisal's waren Abdullah und S'aud der jüngere. Da Abdullah bei seines Vaters Tode succedirte, zog sich S'aud, darüber unzufrieden, nach Wadi Dauasir[1]) hin zurück, sammelte dort eine Schaar Männer aus dem Süden, zog damit gegen er-Riad, verjagte seinen Bruder und übernahm die Würde seines Vaters. Abdullah aber, der Flüchtling, zog mit den Beduinen umher. S'aud wurde dann die Ursache des Verfalles der Wahabbi-Macht, und zwar auf folgende Weise. Er versammelte alle ihm untergebenen Beduinen, um sie nebst seinen eigenen Leuten zu einem Ghazzu gegen den großen Beduinenstamm 'Ateiba zu führen, welcher in allen Lagen der treueste Verbündete und Beschützer seines Bruders Abdullah war. Beim ersten Zusammenstoße aber wich seine Abtheilung der Kahtan, welche jederzeit die verrätherischesten unter allen Beduinen waren, plötzlich zurück, kehrte die Waffen gegen ihn, fing in einem Augenblicke alle seine Pferde ein und ritt damit hinweg. Dieser unersetzliche Verlust machte an jenem Tage der berühmten und ein Jahrhundert alten Herrschaft der Wahabbi ein Ende. S'aud wurde von den tapferen 'Ateiba geschlagen, büßte sein ganzes Gepäck und seine Zelte ein und kehrte, nachdem er alles verloren, durch die Wüste nach er-Riad zurück, wo er noch zwei Jahre lebte und dann an einer Krankheit starb. Nun kehrte Abdullah friedlich zurück, und herrschte über sein verkleinertes, fast vernichtetes Reich, welches jetzt nur auf einige nahe Dörfer beschränkt war. Alle Städte weigerten sich, ihm unterthan zu sein oder noch länger Tribut zu zahlen, alle Beduinenstämme fielen von ihm ab, ihm aber fehlte die Macht, sich jene wieder zu unterwerfen, und so verfiel das Nomadenland wieder in seine frühere Wildheit und Unsicherheit.

[1]) Wadi Dauasir liegt südwestlich von er-Riâd, der Hauptstadt von Ost-Nedsched, und ist derjenige Theil Arabiens, welcher vor allen untersucht zu werden verdient und eines kühnen Reisenden wie Doughty harrt. Wie uns Herr Prof. Sprenger schreibt, wäre der geeignetste Ausgangspunkt für eine Reise dorthin Baghdad, in dessen westlich vom Tigris gelegenen Stadttheile man stets viele Geschäftsleute aus diesem Lande findet, die zwar fromme, aber nicht übermäßig fanatische Menschen sind. Red.

Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bei Vollendung des ersten Decenniums ihres Bestehens.

II.

In sehr erfreulichem Fortschreiten ist auch der unter der Redaction von Schaaffhausen in Bonn stehende Gesammtkatalog des in den Sammlungen der deutschen Universitäten und in den Museen der größeren Städte Deutschlands sowie in verschiedenen Privatsammlungen vorhandenen anthropologischen, ethnologischen und urgeschichtlichen Materiales begriffen. Vier Hefte liegen davon bereits gedruckt vor uns, und zwar die anthropologische Sammlung des anatomischen Museums der Universität Bonn, die von Blumenbach gegründete anthropologische Sammlung der Universität Göttingen, die anthropologischen Sammlungen der Universität Freiburg im Breisgau sowie die anthropologischen Sammlungen zu Königsberg in Ostpreußen, welche sich sowohl bei der königlichen anatomischen Anstalt, wie im Besitz der königlich physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, und in der Alterthumsgesellschaft „Prussia“ befinden, umfassend.

Bereits auf der Anthropologen-Zusammenkunft zu Göttingen war es als wünschenswerth bezeichnet worden, daß einige Bearbeiter der vergleichenden Anthropologie sich vereinigten, um über möglichst gleichmäßige Methoden sowohl der Messungen, als der Darstellungen verschiedener Art sich zu besprechen, wie denn auch von der kraniologischen Kommission ein übereinstimmendes Meßverfahren angestrebt worden ist. Wie wenig aber damit erreicht worden ist, davon legen schon die bis jetzt gedruckten Hefte ein beredtes Zeugniß ab, sie sind ein neuer Beweis für die deutsche Einigkeit, der uns zum Gespött des Auslandes machen wird. Wie soll aber im Großen Einmüthigkeit hergestellt werden, wenn dieselbe auf dem kleinen, doch nur von vernünftigen Menschen, denen der Eigensinn fremd sein sollte, bebauten Gebiete der Kraniologie nicht zu erzielen gewesen ist.

Viel und reiches Material liegt auch für den Katalog, dieses große Sammelwerk von ebenso praktischer wie wissenschaftlicher Bedeutung, vor. So ist auch schon der Darmstädter Katalog vollständig fertig gedruckt, ist aber noch nicht ausgegeben. Weitere Publikationen werden folgen, sie liegen theils schon im Manuskript vor, theils sind sie in der Bearbeitung, so daß in ungefähr zwei Jahren Schaaffhausen das große Unternehmen zum Abschluß zu bringen gedenkt. Wünschen wir ihm und der Gesellschaft Glück dazu, wobei wir aber den maßgebenden Persönlichkeiten doch nochmals recht dringend ans Herz legen möchten, wenigstens bei den nunmehr in Angriff zu nehmenden Arbeiten, sowohl was die Schädel- als die Skelet- und Körpermessungen betrifft, ein nach gleichen Principien festgestelltes Verfahren einzuschlagen. Sollte dies der Autorität Virchow's, der doch schon ganz andere Dinge durchgesetzt hat, zu bewirken nicht möglich sein? Selbst eine weniger vollkommene Methode, wenn sie nur allgemein befolgt wird, ist werthvoller und von größerer praktischer Bedeutung, als die vollendetste, die nur ein pium desiderium ist und als Ideal vorschwebt, aber nicht greifbar ist.

Mit dem Ausdruck des nicht ganz Befriedigtseins ging Fraas an die Berichterstattung über den Stand der deutschen prähistorischen Karte. „Ich muß — bemerkte er nicht ohne eine gewisse Bitterkeit und Mißstimmung — nun bei der dankbarsten Anerkennung der vielen mühevollen Arbeiten, welche einzelne Mitarbeiter der Karte zugewandt haben, leider mit dem Bekenntniß beginnen, daß die Mehrzahl der darum angegangenen Mitglieder im Laufe der hinter uns liegenden sieben Jahre noch nicht die Zeit gefunden haben, ihre Einträge in unsere Sammelkarte zu machen.“ Doch Fraas ist auch gerecht und erkennt die Schwierigkeiten, die entgegenstehen und nicht geringe sind, vollkommen an. Nicht der Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit schreibt er die „tabula rasa“ unserer Karten zu, sondern der Mangelhaftig-

keit unseres Wissens und dem berechtigten Zweifel über die archäologische Deutung einer ganzen Reihe von Funden, wobei die „skandinavische Trilogie“ nicht wenig verwirrend mitgewirkt hat.

Fraas glaubt nicht, daß man auf dem bisherigen Wege zum Ziele und zu brauchbaren und erfreulichen Resultaten gelange, er verwirft die bisher beliebte Methode, nach welcher alle Funde der verschiedenen Perioden zusammen nach einem doktrinären Schema in Eine Karte eingetragen werden sollen, und hält es für viel zweckmäßiger, die sämmtlichen prähistorischen Alterthümer in mehrere Karten einzutragen, und zwar mit den vier adoptirten Farben, Roth für Stein, Gelb für Bronze, Grün für Bronze und Eisen und Blau für Eisen, auf vier verschiedenen Karten. Die erstere würde die ältere, paläolithische Steinzeit umfassen und die Gestaltung dieser Periode innerhalb Deutschlands auf den ersten Blick zeigen, wonach der Schwerpunkt derselben in den Süden fällt. Eine zweite Karte würde die Zeit des geschliffenen Steines und die ersten Anfänge der Metallzeit umfassen, welche etwa bis in die etrurische Zeit hinab greift. Die dritte Karte würde die Periode bis zur römischen Okkupation umfassen und das eigentlich Römische darstellen, das von nun an alle Verhältnisse beherrscht. In ein viertes Blatt wäre endlich das Nachrömische bis zur Zeit der Merowinger aufzunehmen. Als Grundlage für die prähistorische Karte schägt Fraas die auf der zoologischen Karte Deutschlands zu Grunde liegende von Dechen'sche Karte vor, in welche je eine der vier unterscheidbaren Perioden der deutschen Vorgeschichte einzutragen wäre.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Fraas'sche Vorschlag viel Verlockendes namentlich in praktischer Beziehung hat, denn die verschiedenen Farben und zahlreichen Zeichen sämmtlich auf ein Blatt einzutragen würde ungemein verwirrend wirken und große Unzuträglichkeiten mit sich bringen, abgesehen von der Schwierigkeit der Herstellung. Ob damit aber alle Uebelstände, die sich bisher bemerklich gemacht haben, sollten beseitigt werden, möchten wir doch bezweifeln. Ja neue streitige Punkte werden sogar dadurch geschaffen, welche beizulegen die prähistorische Archäologie, mit den ihr gegenwärtig zu Gebote stehenden Mitteln, nicht wohl in der Lage sein dürfte.

Nicht minder als der Unternehmungen der Gesellschaft in ihrer Gesammtheit müssen wir auch der Thätigkeit der verschiedenen Lokalvereine wie der Leistungen einer großen Anzahl von Mitgliedern Erwähnung thun. Die Berichte im Korrespondenzblatt wie die größeren Arbeiten im Archiv für Anthropologie legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, wie eifrig und wie erfolgreich gegenwärtig bei uns in Deutschland das Gebiet der Anthropologie, das vor einem Jahrzehnt noch ziemlich brach dalag, bebaut wird, und wobei die Forscher von den Regierungen und Behörden wie von der Laienwelt nicht nur das bereitwilligste Entgegenkommen, sondern auch die erwünschteste Unterstützung finden.

Es ist unmöglich hier auf die Thätigkeit und die Leistungen der einzelnen Zweigvereine näher einzugehen, obgleich auch von diesen zahlreiche treffliche Unternehmungen, welche meistentheils lokale Verhältnisse ins Auge fassen, in Angriff genommen und ausgeführt worden sind. Diese Specialuntersuchungen haben zum Theil sehr wichtiges Material geliefert, welches für eine Gesammtdarstellung der deutschen Urgeschichte und Anthropologie ganz unentbehrlich ist und eine solche erst dann ermöglichen wird, wenn eine hinreichend umfassende Menge vorliegt. Vieles ist bereits geschehen, aber noch sehr viel bleibt zu thun übrig. Vor allen Dingen gilt es aber das vorhandene Material herbeizuschaffen und es vor dem Untergange zu bewahren, denn überall droht in unseren hochkultivirten Ländern den Ueberresten aus einer frühern urgeschichtlichen Zeit eine nicht zu unterschätzende Gefahr, indem dieselben durch Fluß-, Wege- und Eisenbahnbauten, sowie durch die weiter und weiter sich ausdehnende Melioration des Bodens immer mehr der Vernichtung preisgegeben werden und zu Grunde gehen. Unsere zunächstliegende Aufgabe muß daher sein, schleunig zu retten, was noch zu retten ist, denn die Zeit dürfte nicht mehr allzufern sein, in welcher das ganz unmöglich sein wird und die frühesten Spuren unserer Vergangenheit gänzlich verwischt und unwiederbringlich verloren sein werden. Hier ist auch der Laie im Stande, an der Arbeit Theil zu nehmen und am Gelingen des großen Werkes mit beizutragen. Oft wird es genügen, guten Willen und ein offenes Auge zu haben, und wo mehr erfordert wird, da wird auch die Gesellschaft mit Rath und That helfend zur Seite stehen. Sehr erfreuliche Wahrnehmungen sind in dieser Beziehung zu verzeichnen, aber trotzdem herrscht auch andererseits noch viel Gleichgültigkeit unter den großen Massen, unter denen ein lebhafteres Interesse für die Sache zu erwecken eine Hauptaufgabe der Gesellschaft sein dürfte. Der so wohlgelungene Berliner Kongreß, wie die unvergleichliche anthropologisch-prähistorische Ausstellung, auf welche wir zum Schluß noch zurückkommen, werden nicht wenig zur Erreichung dieses Zweckes beigetragen haben. Gewinn genug, selbst wenn nichts mehr erzielt worden wäre. Mag man gegen derartige Versammlungen einwenden, was man will, mag man sie als überflüssig oder gar nutzlos bezeichnen, so sind sie doch unstreitig das beste und geeignetste Mittel, um das allgemeine Interesse wach zu rufen, und dadurch wenigstens indirekt der Wissenschaft zu dienen und ihr Nutzen und Vortheil zu bringen.

Ganz besondere Verdienste um die Lokalforschung hat sich der Zweigverein in München erworben, was wir hier anerkennend hervorheben müssen, wenn wir hier auch nicht näher darauf eingehen dürfen; nur erwähnen wollen wir noch, daß von demselben eine ganz vortreffliche Zeitschrift: „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, von welcher gegenwärtig der dritte Band vollendet vorliegt, in München im Verlag der „Literarisch-artistischen Anstalt“ herausgegeben wird. Wir können, sowohl was den Stoff wie die Behandlung desselben betrifft, das Unternehmen als mustergültig hinstellen und es der allseitigsten Beachtung bestens empfehlen.

Daß natürlich von allen Zweigvereinen der der Reichshauptstadt obenansteht, ist wohl selbstverständlich. Was derselbe in dem Decennium seines Bestehens geleistet, davon kann man sich in dem Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, der Zeitschrift für Ethnologie überzeugen; dieselbe, seit 1869 bestehend und gegenwärtig bis zum zwölften Jahrgang gediehen, ist eine wahre Fundgrube werthvollen Materiales aus den verschiedensten Gebieten unserer Wissenschaft.

Die Ausstellung vorgeschichtlicher und anthropologischer Funde Deutschlands in Berlin bildete den Glanz- und Schwerpunkt der diesjährigen Versammlung, durch welche derselben die Signatur aufgedrückt worden ist, die ihr allezeit eine hervorragende Stellung einräumen und deren Bedeutung kund thun wird. Dieselbe bildete ein Seitenstück zu den Ausstellungen, welche im Jahre 1878 in Paris und im Vorjahre zu Moskau stattgefunden haben. Lernten wir dort vornehmlich die Urgeschichte des Westens, hier die des Ostens kennen, so wurde durch die Ausstellung in Berlin das Bindeglied zwischen beide eingefügt, und der Reigen, welcher Europa umschlingt, damit abgeschlossen, denn auch der skandinavische Norden wie der romanische

Süden waren uns vorangegangen, aber, wenn wir auch die letzten waren, so waren wir doch nicht die Untergeordneten, und konnte Deutschland getrost mit seinen Vorgängerinnen in die Schranken treten.

Seitens der Geschäftsführung war Alles aufgeboten worden, um ein möglichst vollständiges Bild der deutschen Urgeschichte zu bieten, wie es bisher noch nicht zur Darstellung gelangt war, und wohl auch sobald nicht wieder zur Ausführung gelangen wird, da die Realisirung des großartigen und für die prähistorischen Wissenschaften so bedeutungsvollen Unternehmens nur den überaus günstigen Verhältnissen, unter welchen diesmal der Kongreß der deutschen Anthropologen in der Reichshauptstadt zusammentrat, und der unvermeidlichen aufopfernden und umsichtigen Thätigkeit der geschäftsführenden Herren zu danken gewesen ist, denen die anthropologische Welt dadurch sehr verpflichtet ist.

Wie schon kurz angedeutet worden ist, umfaßte die Ausstellung die wichtigsten anthropologischen und urgeschichtlichen Funde Deutschlands. Fremdes, aus dem Auslande herrührendes Material war gänzlich vom Plane ausgeschlossen. Dabei hatte man aber nicht nur eine Ausstellung des Schönsten, Seltensten und Interessantesten ins Auge gefaßt, sondern namentlich auch eine instruktive, übersichtliche und das Studium erleichternde Darstellung des für die einzelnen Gegenden eigenthümlichen und für den Gang ihrer Kulturentwickelung wichtigen Funde bezweckt, um, wenn auch in engem Rahmen, doch ein vollständiges Bild von dem vorgeschichtlichen Entwickelungsgange und den sehr mannichfaltigen, für die Kulturgeschichte entscheidenden Beziehungen der einzelnen Theile unsers Vaterlandes zu gewähren.

In der dankenswerthesten Weise ist man von allen Seiten bemüht gewesen, das großartig angelegte Unternehmen zu unterstützen und zu fördern, wobei die preußische Staatsregierung in rühmlichster Weise vorangegangen ist, während die anderen Regierungen dem Beispiele gefolgt sind. Welche Bedeutung man sogar dem Unternehmen in den allerhöchsten Kreisen beigemessen und welch inniges Verständniß man ihm in denselben entgegengebracht hat, davon zeugen das lebhafte Interesse, welches der Kaiser für dasselbe an den Tag gelegt hat, und dessen thatkräftige Unterstützung desselben wie nicht minder die rege Theilnahme der kronprinzlichen Herrschaften.

Die Ausstellung hatte in den Räumen des Abgeordnetenhauses, die dazu von der Regierung auf das Bereitwilligste gewährt worden waren, ihren Platz gefunden, und war am 5. August, am Tage, an welchem der Kongreß begann, im Beisein des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, der das Protektorat über dieselbe übernommen hatte, sowie in Gegenwart der Kronprinzessin eröffnet worden. Der Beifall war ein allgemeiner, und wenn auch hier und da Lücken bemerklich waren, so war dies einzig und allein der vis inertiae der einzelnen Vereine und der Sammlungsvorstände, keineswegs aber der ausgezeichneten Geschäftsführung zuzuschreiben.

Die Berliner Sammlungen, namentlich die königlichen Museen und das märkische Provinzialmuseum der Stadt Berlin, hatten sich, um den Raum nicht unnöthig zu schmälern, an der Ausstellung zwar nicht direkt betheiligt, es war dagegen in der umfassendsten Weise Sorge getragen worden, daß dieselben den Mitgliedern und Theilnehmern der Versammlung in der liberalsten Weise zugänglich waren, und daß die Aufstellung ihrer Schätze möglichst übersichtlich geordnet, allen Theilnehmern am Kongreß in der uneingeschränktesten Weise zugänglich war, was auch nicht minder von den olympischen Ausgrabungen wie von den pergamenischen Schätzen galt.

Endlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß man mit dem Nützlichen sehr wohl auch das Angenehme, mit dem Ernst der Wissenschaft die Heiterkeit der Geselligkeit zu vereinen verstanden hatte, die von Anfang an ungetrübt bis zu Ende gewährt und namentlich auf der Fahrt nach dem Spreewalde, wie bei dem Ausfluge in das malerische Havelland sich die allgemeinste Geltung verschafft hat.

H. Obst.

Aus allen Erdtheilen.

Vermischtes.

— Die christliche Mission unter den Juden wird namentlich von England aus und mit englischem Gelde betrieben. Durchaus wohlwollend gegen die Juden trifft sie doch nicht auf Gegenliebe und, wiewohl sie außerordentlich eifrige Missionäre in alle Judenländer sendet, sind die Bekehrungsresultate doch gering. Man darf ruhig behaupten, daß in Deutschland mehr Juden durch äußere Verhältnisse veranlaßt zum Christenthum übertreten, als durch Judenmissionäre dazu bekehrt.

Die London Society for Promoting christianity amongst the Jews wurde 1809 begründet und unterhielt im Jahre 1877 schon 118 Agenten und Kolporteure, von denen die Hälfte Proselyten. Sie hat ein Jahreseinkommen von 740 000 Mark und unterhält Stationen in London, Jerusalem, Liverpool, Manchester, Amsterdam, Rotterdam, Hamburg, Berlin, Leipzig, Breslau, Posen, Königsberg, Danzig, Lemberg, Krakau, Kischinew, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Crefeld, Wien, Paris, Marseille, Rom, Triest, Bucharest, Konstantinopel, Smyrna, Damaskus, Mogador, Tunis, Alexandria und Abessinien.

Von dieser ältern Gesellschaft trennte sich 1842 die British Society for the propagation of the gospel amongst the Jews. Sie unterhielt 1877 im Ganzen 27 Agenten, lauter getaufte Juden, und besitzt Stationen in London, Manchester, Adrianopel, Bokschan, Rustschuk, Wien, Preßburg, Lemberg, Breslau, Frankfurt a. M., Hamburg, Königsberg, Stuttgart, Nürnberg, Prag, Paris, Rom, Warschau, Odessa, Algier.

Auch die schottischen Missionsgesellschaften befassen sich mit der Bekehrung der Juden von Beirut, Smyrna, Alexandria, Salonichi, Konstantinopel und Pest. Die presbyterianische Kirche von Irland begründete 1843 eine eigene Judenmission und hat dafür ein Jahreseinkommen von 40 000 Mark und Stationen in Wien, Bonn, Hamburg, Venedig und Beirut. Die presbyterianische Kirche von England unterhält in London einige Judenmissionen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Reisen im nördlichen Pandschab.

Nach dem Französischen des M. de Bérard.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

III.

Zuerst zeigt sich von Atak eine verfallene Moschee, die über einen Haufen von Buden hervorragt, zwischen welchen zahlreiche Büffel nebst Treibern, Kameele und auch einige Elephanten im Schatten der Bäume ausruhen. Ein echt orientalisches Bild, aber Bérard hielt sich damit nicht auf, sondern eilte weiter nach dem Bangalo der Reisenden; denn der Tagemarsch war ein starker gewesen und die Sonne hatte den ganzen Tag über heiß vom Himmel herabgebrannt. Man gelangte nun in eine sehr unebene Straße, an welcher kleine Häuser mit flachen Dächern und niedliche Miniatur-Moscheen standen; imposante Pagoden und großartige Moscheen, wie in Agra, Delhi, Lahore u. s. w., finden sich hier nicht mehr. Zuletzt erreichte man eine Plateform, welche den Bangalo der Reisenden, einen, was Aussicht anlangt, der bestgelegenen in ganz Indien trägt. Schnell suchte sich Bérard ein Zimmer aus, erquickte sich durch ein Bad, streckte sich dann unter der Veranda auf einem Lehnstuhl aus und erfreute sich an der herrlichen, vor seinen Blicken sich ausbreitenden Landschaft in voller Muße.

Es geht dem Fremden hier nicht so, wie an manchen anderen historisch berühmten Orten, von denen sich die erregte Phantasie im Voraus ein Bild entworfen hat, hinter welchem die Wirklichkeit später weit zurückbleibt. Der Indus bietet hier einen wahrhaft großartigen Anblick, welcher der Berühmtheit seines Namens entspricht. Majestätisch rollt er durch die Ebene dahin, die sich in ungemessener Weite ausdehnt, so weit der Blick reicht. Da es nicht die Zeit des Hochwassers war, tauchten zahllose Sandbänke aus ihm hervor und erzeugten ein dumpfes Rauschen, das an dieser Stelle feierlicher zu erklingen schien, als anderswo. Gegenüber dem Bangalo mündet der Fluß von Kabul in den Indus; in der Ferne zeigen sich die blauen, schön geformten Berge, zwischen welchen er hervorbricht. Diese gesammte Wassermasse wird dann, wie gesagt, durch die schwarzen Berge auf der rechten Flußseite und die Steilufer der linken zusammengedrängt, so daß sie wild schäumend und wirbelnd mit großer Schnelligkeit dahinschießt. Vom Fuße der Festung aus führt eine riesige Schiffbrücke über den Strom nach einem von Akazien beschatteten Dorfe; der Erdboden rings um dasselbe ist von fahler oder weißer Farbe und hier und da tauchen Bänke schwarzen Gesteines aus ihm auf.

Wendet man sich nach links, so wird man durch den imponirenden Anblick der Festung überrascht, welche mit ihren röthlichen Zinnenmauern und zahlreichen Thürmen einen weiten Raum einnimmt; von dem höchsten Gebäude weht die britische Flagge. Vor der Festung zieht sich eine tief eingeschnittene Schlucht zum Flusse hinab; jenseit derselben laufen die rosafarbenen Mauerlinien den mit verbranntem Rasen bedeckten Hügel hinan, der zum Flusse mit einer dunkelfarbigen Felswand abfällt, und dahinter erheben sich die dunkelvioletten Berge jenseit des Stromes, deren nackte, bestimmt umgrenzte Gipfel sich scharf von dem warmen Himmel abheben. Von Pflanzenwuchs ist fast nichts zu bemerken; die wenigen verkrüppelten Sträucher bringen in die Landschaft keinen neuen Ton hinein.

Akbar der Große hat die Festung Atak (der Name bedeutet „Hinderniß, Verbot“) im sechszehnten Jahrhundert erbaut. Der dem Flusse zunächst liegende Theil hat äußerlich seine hohen, dicken Mauern, seine Thürme und Zinnen

Bangalo der Reisenden in Atak.

Der Indus bei Atak.

bewahrt; im Innern ist er aber eine vollständige Ruine, welche von den Engländern gar nicht mehr besetzt gehalten wird. Es geht sogar eine Straße hindurch, welche nach dem ansehnlichsten Viertel der Stadt führt, und es hausen jetzt

Die Festung von Atak.

Die Stadt Atak; vorn eines der Thore der Festung.

arme Leute in diesem so stattlich und malerisch ausschauenden Gemäuer. Merkwürdig ist ein nach der Stadt zu führendes Thor: es besteht aus Holz von fast unglaublicher Dicke und ist mit großen, in Rautenform befestigten Eisenspitzen bewehrt. Drinnen findet man Cisternen und Brunnen und eine Anzahl mächtig gewölbter Räume; in den Mauern selbst führen Treppen auf die zinnenbesetzten Wälle hinauf. Von jenem Thore geht ein Pfad nach links abwärts, überschreitet auf einer steinernen Brücke eine Schlucht und leitet nach der Hauptstraße der Stadt oder wenigstens nach derjenigen, welche die meisten Läden aufzuweisen hat.

Ein Thurm auf der Nordseite der Festung und das ganze Mauerwerk in der Nähe ist mit Kugellöchern wie übersäet; zahlreiche Zinnen fehlen dort und die zerstörten Stellen der Mauern sind nie ausgebessert worden. Aber die Rosafarbe der Festungsmauern ist im Verein mit dem grasbewachsenen Boden, den nahen Bergen und dem Wasser des Stromes von so gefälliger Wirkung, daß man beim Anblick aller dieser Thürme und der langen Mauerlinien gern über diese Trümmer hinwegsieht.

Von Resten aus dem Alterthume hat sich auf dem Festungshügel nichts erhalten; aber die Lage desselben ist von so großer strategischer Wichtigkeit, daß er schon vor Akbar befestigt gewesen sein muß. Wie viel Eroberer sind seit Alexander des Großen Zeit, der unweit nördlich von hier über den Indus ging, auf diesem Wege nach Indien eingedrungen! Araber und Tataren, Dschengis Khan und Timur, Mongolen und Afghanen sind sich hier gefolgt.

Die Festung von Atak ist gleich denen von Agra und Allahabad, alles drei Werke des großen Akbar, merkwürdig durch ihre wichtige Position, durch die ungeheuere Ausdehnung ihrer Wälle und die Festigkeit ihrer Mauern, welche ihr selbst in diesem Lande, das an Befestigungen und militärischen Palästen wahrlich keinen Mangel hat, Bedeutung verleihen. Sie werden sich noch lange gegen die Unbilden der Witterung erhalten; noch viele Jahrhunderte werden sie

Ein Bazar in Atak.

stehen sehen; aber auch wenn sie wie alles Menschenwerk verschwunden sein werden, wird das Andenken an ihren großen Schöpfer fortleben und mit hellem Glanze bis in die fernsten Zeiten hineinleuchten. Akbar, der größte Mongolenkaiser Hindostans (1556 bis 1605), war den Wissenschaften und Künsten zugethan; er herrschte mit einer im Orient ungewohnten Milde und setzte seine Unterthanen durch sein einfaches und mäßiges Leben, das zu dem Glanze seines Hofes und der Macht seines Thrones in so scharfem Gegensatze stand, in Erstaunen. In glücklichen Feldzügen eroberte er Guzerat und Sind, Bengalen, Kabul und Kaschmir, das Paradies Indiens, schließlich im Süden den Dekhan bis an die Godaveri, so daß sein Reich von Norden nach Süden eine Länge von 375 Wegstunden hatte und von Osten nach Westen eine solche von 500. Was ihm aber vor allem andern dauernden Ruhm verschaffte, war die eifrige und gerechte Verwaltung dieser weitgedehnten Gebiete. Dadurch daß seine Nachfolger von seinen Principien abgingen, haben sie den Sturz des Mogulreiches herbeigeführt, und dadurch, daß die englische Verwaltung den Ideen des großen Akbar gefolgt ist und seine Regierungspraxis wieder aufgenommen hat, hat sie, Dank auch der Hülfe, welche die Fortschritte der europäischen Civilisation gewährten, seine mächtige Schöpfung wieder aufgerichtet und wunderbar vergrößert.

Einer seiner merkwürdigsten Charakterzüge ist die Duldung, welche er anderen Religionen gegenüber übte. Er verglich dieselben mit einander und suchte die beste zu ermitteln. Von Goa ließ er Jesuiten kommen und hatte lange Unterredungen mit ihnen über den Katholizismus. Sein Versuch jedoch, einen ganz neuen Kultus (ilahi) ohne Tempel, Altäre und Priester einzuführen, war nicht von Erfolg begleitet; diese Reform sank mit ihm ins Grab. Er hinterließ einen unermeßlichen Schatz an Gold, Diamanten, Rubinen, Perlen u. s. w., den er aus Abgaben, Tributen und Geschenken allmälig angehäuft hatte; 5000 bis 6000 Elephanten, 12000 Pferde, 1000 Kameele und 1000 Leoparden zur Jagd, die er leidenschaftlich liebte, hatten seine Ställe beherbergt. Den Jesuiten zufolge, welche ihn zum ersten Male als einen Mann von 40 Jahren sahen, war er von robuster Konstitution, mittlerm Wuchs, edlem, sanftem Gesichtsausdruck, lebhaften und merkwürdig intelligenten Augen.

Da sich de Bérard nur wenige Stunden von Peschawar befand, hatte er sich zu einem kurzen Ausfluge dahin entschlossen, hatte schon die riesige Schiffbrücke passirt und befand sich auf dem jenseitigen Ufer des Indus, als er, wohl in Folge von Anstrengungen während der vorhergehenden Tage, vom Fieber ergriffen wurde. Ein Weilchen hielt er ihm noch Stand; da er aber seinen Chininvorrath in Rawalpindi zurückgelassen hatte, mußte er sich bald zur Umkehr und zur sofortigen Rückkehr dorthin entschließen. Noch einmal hatte er den Genuß, das herrliche Landschaftsbild von Atak in warmer Abendbeleuchtung zu sehen; dann sank die Nacht herab. Der Mond stand zwar nicht am Himmel; trotzdem aber war derselbe so rein, daß der Schatten wie durchsichtig erschien und die weiße Straße, die man entlang fuhr, weithin sichtbar war. Wieder gelangte Bérard's Wagen in die weite kahle Ebene, in welcher nur ganz in der Ferne höhere Hügelketten auftauchten, und zu dieser Stunde das Geheul der Schakale von allen Seiten her ertönte. Bald war auch der Engpaß erreicht, dessen Schatten und dessen Quelle bei der Hinfahrt so erwünscht gewesen waren; jetzt wirkten die hohen steilen Wände und die Dunkelheit fast beängstigend, und der Kutscher eilte, wieder die freie Ebene zu erreichen. Da ließ sich in der Ferne ein Horn hören, und bald darauf vernahm man das Trampeln von Pferden und Schellengeläute, ein Zeichen, auf welches jeder Privatwagen zur Seite biegt, um der stets im Galopp fahrenden englischen Post — sie ist seitdem auf dieser Strecke durch die Eisenbahn verdrängt worden — Platz zu machen. Mit Windeseile sauste der kleine offene, von drei Pferden gezogene Wagen vorbei, von einer dichten Staubwolke umhüllt, und war gleich darauf den Blicken entschwunden.

In einem Dörfchen wurde gehalten, um das Pferd zu füttern. Bérard benutzte die Pause, um sich die Füße zu vertreten, und folgte der Straße, vorbei bei Gruppen schweigsamer Reisender, welche rauchend am Feuer saßen oder lagen. Jenseit des Dorfes trat er wieder in die Ebene, deren Stille nur vom Geheul der Schakale und mitunter vom Krähen der sich antwortenden Hähne unterbrochen wurde.

Erstaunlich ist die vollkommene Sicherheit der Straßen in diesem Lande, welche erst so kurze Zeit eröffnet sind, inmitten einer fanatischen und kriegerischen Bevölkerung. Es

Landschaft zwischen Atak und Rawalpindi.

sind das die praktischen Resultate der mächtigen englischen Organisation, daß ein Europäer ganz einfach, wie in Europa, einen Wagen miethen, sich auf die Ehrlichkeit der Kutschers verlassen und Tag und Nacht auf den Landstraßen herumfahren kann, ohne daß ihm nur der Gedanke an Mord oder Raub käme. Dieses Uebergewicht einer Hand voll weißer Leute über Millionen Indier und das praktische Geschick, welches so vollkommene Ordnung herstellt, sind wahrhaft bewundernswerth. Bérard hat manche Theile Frankreichs zu Fuß durchwandert, wo er weite Märsche nicht ohne gewisse Befürchtungen und namentlich nicht ohne Waffen angetreten hätte. Hier dagegen, an den Ufern des Indus, ist er mit einem Spazierstock in der einen, einem Bleistifte in der andern Hand herumgewandert, hat nach Belieben alles betrachtet, gemalt, gezeichnet und zwar mit jener völligen Sorglosigkeit, welche fremdartigen Eindrücken gegenüber so sehr am Platze ist. Sicherlich ist der Charakter der englischen Politik dem einen mehr, dem andern weniger sympathisch; wenn aber eine Regierung bei unterworfenen Völkern schon nach wenigen Generationen sich derart festgesetzt hat, so muß man ihr wohl oder übel eine moralische Kraft und ein Verwaltungstalent zusprechen, welche der Civilisation alle Ehre machen.

Bérard setzte die Nacht hindurch seine Fahrt fort und erreichte am Vormittage des nächsten Tages Rawalpindi, wo er klopfenden Herzens einen großen Brief in Empfang nahm. Derselbe enthielt die Erlaubniß der Regierung zur Reise nach Kaschmir, jedoch unter Hinweis auf alle die Gefahren, welche die dort herrschende Hungersnoth und die Begegnung mit den darbenden, verzweifelnden Eingeborenen zur Folge haben könnte. Der Gouverneur lehnte jede Verantwortlichkeit ab, hatte aber doch schließlich die nachgesuchte Erlaubniß ertheilt — und das war die Hauptsache. Am nächsten Morgen schon befand sich de Bérard wiederum unterwegs nach der Grenze und der Gesundheitsstation Mari.

Die Goldfundstellen auf den Philippinen und ihre Ausbeutung.

Von Prof. Ferd. Blumentritt.

Der Marquis Caicedo hat soeben in Madrid bei Moreno und Rojas eine Broschüre: „El oro su explotacion y consideraciones acerca de los yacimientos auriferos de las Islas Filipinas“ herausgegeben. Caicedo bespricht sehr summarisch das Vorkommen des Goldes in Spanien, Rußland, Sibirien, Californien und Australien, um schließlich zu den Philippinen zu gelangen, denen er in seinem Aufsatze ein Drittel der Seitenzahl widmet. Wenn auch in einer etwas confusen Darstellungsweise bringt Caicedo manche interessante Notiz, weshalb ich es nicht für überflüssig erachte, einiges hiervon in diesen Spalten mitzutheilen, zumal spanische Werke in Deutschland nur wenig Beachtung zu finden pflegen, vielleicht auch nur aus dem Grunde, weil man in Deutschland von den neuen Erscheinungen der spanischen wissenschaftlichen Literatur keine Kenntniß erhält. Ich will die Nachrichten Caicedos etwas vervollständigen, da mir ein reicheres Quellenmaterial zu Gebote steht, als dem spanischen Autor.

Gold findet man nahezu in allen Theilen des philippinischen Archipels und zwar in nicht geringen Quantitäten vor, so daß schon vor der Ankunft der ersten Europäer Goldstaub (nach dem Gewichte gemessen) die Stelle des Geldes unter den Eingeborenen malaiischer Abkunft vertrat. Obzwar die Spanier bei der Eroberung dieser Inseln (1565 bis 1572) sich einigermaßen enttäuscht fühlten, weil sie durch den Reichthum an edeln Metallen verwöhnt waren, den Méjico und Perú aufzuweisen hatten, so waren doch die leitenden Kreise genügsamer in ihren Anforderungen und der Vicekönig von Neuspanien schreibt dem Könige 1573 über die Philippinen: „Ay muchas minas de oro“ [1]). Wenn wir den Berichten über die Conquista folgen, begegnen uns mannigfache Nachrichten über den Goldreichthum des Landes, besonders über das häufige Vorkommen dieses edlen Metalles in Mindanao und Luzon. Ende März oder Anfang April 1565 schickte der Eroberer der Philippinen Don Miguel Lopez den Capitän Isla mit einem Schiffe nach Butuan (Nordküste Mindanaos), um dort Lebensmittel und Zimmt einzukaufen. Capitän Isla traf dort auch muhammedanische Kaufleute aus Luzon, und es entwickelte sich hier ein lebhafter Handel zwischen Spaniern und Eingeborenen. Die Spanier zahlten mit Silber und es gaben die Eingeborenen und Luzonesen eine Unze Gold für sechs Unzen Silber [2]). Lange Zeit hindurch galt das Gebiet von Butuan als das goldreichste Land im südlichen Theile der Philippinen. Es ist auch in der That die Insel Mindanao ein verhältnißmäßig goldreiches Land. Noch heute dient Goldstaub in einigen Theilen dieser Insel als Tauschmittel, da gemünztes Geld dort selten ist; der Goldstaub wird zu diesem Behufe, wie zu den Zeiten des Magallanes, in kleinen Säckchen aufbewahrt. Mit Goldstaub wurden auch die verlorenen Wetten bei den Hahnenkämpfen bezahlt. Findet ein Hahnenkampf statt, so nehmen die wettlustigen Zuschauer dieser in den Philippinen leidenschaftlich geliebten Thierquälerei das Säckchen in die linke Hand und ergreifen mit den Fingerspitzen der Rechten eine Prise Goldstaub, um sie für dieses oder jenes der kämpfenden Thiere einzusetzen.

[1]) Carta que dirige el virey de la Nueva España D. Martin Enriquez al Rey D. Felipe II. etc. Datum: Méjico, 5. December 1573. S. Cartas de Indias. Madrid 1877, Fol. 291.

[2]) Fray Juan de la Concepcion. Historia general de Filipinas. Sampaloc (Manila) 1788—92. Vol. I, p. 357.

Das Gold wird auf den Philippinen in zweierlei Arten des Vorkommens gefunden, nämlich in den Grünsteinen und den aus denselben zusammengesetzten neptunischen Gebilden, und zweitens in Quarzadern, welche die metamorphischen und krystallinischen Schiefer durchsetzen. Was die erste Art des Vorkommens anbelangt, so wird das Gold hier erst aus den Alluvionen gewonnen; ist zwar der Reichthum an Gold im Quarze ein größerer [1]), so stammen doch die meisten der gewonnenen Goldquantitäten aus den Wäschen, indem diese bequeme Ausbeutungsmethode der Faulheilt und Indolenz der farbigen Eingeborenen mehr zusagt.

Die wichtigsten Fundorte des Goldes sind folgende: Auf Luzon die Landschaften: Ilocos und Pangasinan, Benguet, Nueva Ecija, das Territorium des Apayaos, Tayabas und Camarines; in den Visayern auf den Inseln: Mindoro, Panay, Cebú und Paragua (Palawan der Engländer und Deutschen); auf Mindanao in den Landschaften Misamis, Surigao und Caraga.

In Nordluzon wird das Gold meist von den Eingeborenen aus den Flüssen und Bächen gewonnen und zwar in ziemlich beträchtlichen Massen. In den ersten Zeiten der Conquista galten Ilocos und Pangasinan als die goldreichsten Lande des Archipels, und die wenigen Daten, welche uns die dickleibigen Mönchschroniken über diesen Gegenstand überliefern, bestätigen einigermaßen diese Ansicht. Als der Cortés der Philippinen, Don Juan de Salcedo, auf seiner Umsegelung Luzons (Sommer 1572) in einer geräumigen Bucht oder vielmehr einem der zahlreichen Aestuarien von Ilocos einlief und die Umwohner der Gegend zur Anerkennung der spanischen Herrschaft zwang, brachten ihm die Häuptlinge der unterworfenen Dörfer 120 Unzen Gold als Geschenk [2]). Nach der Rückkehr Salcedo's schickte Labezares, der Gobernador der Philippinen, den Maestre de Campo Goyti nach Nangasinan und Ilocos ab, um die neu entdeckten und eroberten Landschaften vollends zu unterwerfen; Goyti hob von den Eingeborenen den Tribut ein und brachte von diesem Zuge mehr als 12000 Taels [3]) Gold nach Manila zurück [4]). In neuerer Zeit muß der Goldreichthum in den Alluvionen erheblich geschwunden sein, denn solche Quantitäten wären dort heute nicht mehr aufzutreiben. Der meiste Goldstaub, der in Ilocos und Pangasinan in Handel kommt, stammt aus den Bergen der Igorroten her, denn dieser interessante Malaienstamm (jetzt noch heidnisch) handelt von den civilisirten Indiern gegen Goldstaub und Kupfer Eisen, Büffel und Schweine ein [5]). Dasselbe gilt

[1]) Ritter von Drasche. Fragmente zu einer Geologie der Insel Luzon. Wien 1878, S. 63. D. José Centeno y García. Memoria geologico-minera de las Islas Filipinas. Madrid 1876, p. 46 seq.

[2]) Fray Gaspar de San Augustin. Conquista de las Islas Filipinas. Madrid 1698, p. 265.

[3]) Ein Tal oder Tael = 10 Dollar (V. Barrantes, Guerras piráticas de Filipinas. Madrid 1878, p. 296).

[4]) Fray Gaspar de San Augustin, l. c. p. 273.

[5]) La Ilustracion Filipina. Jahrg. 1860, Nr. 11, S. 128.

für die übrigen Theile des nördlichen und mittlern Luzon; das reinste Gold soll in Gapan gefunden werden [1]). Die Berge von Altimonan in der Provinz Tayábas enthalten auch Gold, doch ist darüber nur wenig bekannt.

Die reichsten Fundstätten an Gold hat Camarines Norte aufzuweisen. Wenige Monate nach der Gründung Manilas (1571) drang der ritterliche Salcedo, gereizt durch die Gerüchte von dem Goldreichthum von Camarines, unter unsäglichen Schwierigkeiten in diese Landschaft vor. Er war der erste Europäer, welcher die Goldfelder von Paracáli und Mambuláo betrat, deren reichste Mine aber erst 1626 von dem Offizier Don Diego de Espina entdeckt wurde. Die beiden Orte, welche früher Paracale und Mamburao geschrieben wurden, liegen an der nördlichen Ostküste von Camarines, an der sogenannten Contracosta, welchen Namen sämmtliche Ostküsten Luzons und Samars wie Leytes und der übrigen Inseln führen. Paracáli wie Mambuláo sind durch das Vorkommen von Rothbleierz bekannt, dieses kommt auch bei dem benachbarten Diniánan vor [2]). Südlich von Mambuláo findet man einen schwarzen in Bänken geschichteten Thonschiefer mit zahlreichen Quarzgängen, welche goldhaltig sind. Der Talkschiefer von Paracáli ist auch goldhaltig, doch wird auch hier das meiste Gold in den Quarzgängen gefunden. Gold wird, wie erwähnt, außer bei dem Berge Diniánan [3]), auch in dem nahen Dagupan gegraben. Rafael Diaz Arenas führt noch folgende Minen an [4]): Caloccot und Millit bei Mambuláo und Taruyog bei Paracáli.

Luzon ist überhaupt das reichste Goldgebiet der Philippinen und in vielen (ebenen) Gegenden findet man nach jedem heftigen Regen Gold auf der Erdoberfläche. Don Sinibaldo de Mas erwähnt in seinem anonym erschienenen „Informe sobre el estado de las Islas Filipinas" (Madrid 1843) [5]), daß er mit eigenen Augen gesehen hätte wie die Eingeborenen nach heftigen Platzregen mitten auf dem Stadtplatze und den Gassen von Vigan und anderen Orten nach Goldkörnchen suchten, was auch Bowring in seinem bekannten Touristenwerk berichtet.

Ueber den Goldreichthum der Visayer sind wir schlecht unterrichtet, da die modernen Reisenden größtentheils nur Luzon besuchten; wir müssen daher oft bis auf die Reisewerke des vorigen Jahrhunderts zurückgehen und Deguignes und Renouard mitunter neben Buzeta-Bravo und Centeno benutzen. Fast auf allen größeren Inseln der Visayer findet man Gold, hauptsächlich in den Alluvionen.

Sehr ergiebig an Gold ist die große Insel Mindanao, besonders in den Provinzen Caraga und Misamis (Pictao und Pijoluan). Das Gold kommt in Alluvionen und in Quarzgängen vor, letztere enthalten sehr viel von diesem Metalle. In den unabhängigen Landschaften der Insel soll auch sehr viel Gold gefunden werden, aber sichere und neuere Nachrichten hierüber sind mir nicht bekannt. Vielleicht finden sich diesbezügliche Notizen in: Duc d'Alencon, Luçon et Mindanao, Paris 1870; ich selbst aber habe dieses Werk nirgends auftreiben können. Die Beamten und Geistlichen von Caraga trieben mit dem Goldstaub, den die Eingeborenen einsammelten, in den vergangenen Jahrhunderten einen ergiebigen Handel, indem sie das Gold den Eingeborenen wegnahmen und ihnen dafür werthlose europäische Waaren gaben.

So sind die Philippinen in allen Theilen des Archipels reich an Goldfundstätten, selbst die Catanduanesgruppe an der Ostküste von Camarines und die Batanes (Bashee-Inseln) im hohen Norden haben in ihren Bächen Gold aufzuweisen. Dieser Goldreichthum des Landes wird nur wenig ausgebeutet, die Ursachen sind leicht einzusehen. Der fachgemäß betriebene Bergbau erheischt Kapitalien und industriellen Unternehmungsgeist, Eigenschaften, welche den meisten Spaniern und Kreolen fehlen, und Ausländern legt die Kolonialregierung auf gesetzlichem Wege wie in versteckter Weise alle Hindernisse in den Weg, selbst Caicedo, der doch mit seiner Broschüre für eine bessere Ausbeutung der philippinischen Goldminen Propaganda machen will, spricht sich ausdrücklich dafür aus, daß nur Spanien die Ausnützung der Metallschätze des Archipels zukomme, damit die gewonnenen Schätze das heruntergekommene Mutterland wieder bereichern und seinen Handel und seine Industrie zu neuer Blüthe bringen könnten [1]). Ihm bangt vor dem Gedanken, es könnten einst Ausländer die Goldfelder der Philippinen überschwemmen, wie dies in Californien, Australien und dem Cap geschah. Man sieht, daß der Nativismus der Spanier in allen Fällen, Lagen und Zeiten sich gleichbleibt, sowohl bei der Regierung wie bei dem einzelnen Individuum.

Sehr erschwerend für die Entwickelung eines ordentlichen bergmännischen Ausbeutens der Goldminen waren vordem einerseits die ungeheuer hohen Abgaben, welche erst später auf ein Zehntel der gewonnenen Goldmassen herabgesetzt wurden, der Mangel an im Bergbau erfahrenen Leuten sowie an Arbeitern [2]) überhaupt und schließlich der verhältnißmäßig geringe Gewinn bei solchen Unternehmungen. Die Minen im Innern waren stets der Gefahr von Ueberfällen ausgesetzt, welche die zahlreichen wilden Stämme auszuführen pflegten, und dann waren die Besitzer solcher Minen im Binnenlande nur mit großen Kosten im Stande, das gewonnene Erz bis zur Küste zu schaffen, während an den Gestaden des Meeres selbst die unaufhörlichen Angriffe mohammedanischer Piraten („moros" der Spanier) eine Ausbeutung im größern Maßstabe unmöglich machten. Auch zeigten die nach den Philippinen kommenden Spanier keine Lust zu diesem wenig lukrativen Gewerbe, indem der bequeme Acapulcohandel in viel kürzerer Zeit und ohne jede Gefahr Reichthümer brachte. So sind denn nur sehr wenig Goldminen in bergmännischer Weise ausgebeutet worden, am meisten noch in Camarines bei den uns schon bekannten Paracáli und Manbuláo. Don Nicolás Araujo de Troncoso und Don José Rojo de Briones y Arias versuchten durch kurze Zeit (1701) ein Bergwerk bei Mambulao in Betrieb zu setzen, das Unternehmen ging aber allmälig zu Grunde. 1755 büßte ein Don Francisco Estorgo (oder Estorga) den größten Theil seines Vermögens in den Minen

[1]) Fr. Manuel Buzcta y fr. fr. Felipe Bravo. Diccionario geográfico estadístico histórico dc las Islas Filipinas. Madrid 1850, I, p. 21.

[2]) F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, S. 145.

[3]) Drasche (a. a. O. S. 63) schreibt Dinaan. — [4]) Memorias históricas y cstadísticas de Filipinas y particularmente de la grande Isla de Luzon. Manila 1850, p. 200.

[5]) l. c. im 1. Bd. Abtheilung: minerales, S. 2.

[1]) Caicedo, S. 39.

[2]). Die Indier durften nur unter gewissen Bedingungen zum Bergbau verwendet werden, weil in Folge der Beschwerden der Mönche, welche die harte Bedrückung ihrer Pfarrkinder durch die Encomenderos (Lehensgutsbesitzer) nicht dulden wollten, sowohl der Rath von Indien als die Kolonialbehörden Erlasse zu Gunsten der Indier publicirten. Eine königliche Verordnung vom 22. September 1636 traf insbesondere Anstalten, um die beim Bergbau beschäftigten Indier vor jeder Ausbeutung und Bedrückung nachhaltig zu schützen. Da Sklaverei auf den Philippinen nie geduldet worden war und die Chinesen sich lieber mit dem einträglichern Handel als mit Taglöhnerarbeiten befaßten, so war es in der That schwer, billige Arbeitskräfte zu erlangen, denn der philippinische Malaie arbeitet nur, wenn der Hunger ihn treibt.

von Mambulao ein, mit dem Reste eröffnete er Gruben bei Paracáli. Der um die Philippinen hochverdiente Gobernador Arandia unterstützte den Estorgo auf alle Weise, indem er sämmtlichen Behörden den Befehl gab, sich Estorgo zur Verfügung zu stellen, denn der Gobernador hoffte von diesem Unternehmen eine neue glänzende Zukunft der Kolonie. Estorgo fand auch in der That fünf ergiebige Goldadern, sah sich aber genöthigt, zwei Forts (San Fernando und San Cárlos) auf eigene Kosten zu errichten, um die in den Gruben arbeitenden Eingeborenen vor den Ueberfällen der Piraten von Mindanao und Suluh einigermaßen zu schützen. Trotz der günstigen Auspicien und dem hinlänglichen Goldreichthume sah sich Estorgo aber schließlich genöthigt den Bergbau aufzugeben, indem es einerseits an den nöthigen Maschinen und Bergbau-Utensilien mangelte, andererseits die Indier sich weigerten, den von den Provinzpräfekten (Alcalden) und Landrichtern (Justicias) vorgenommenen Repartimientos[1]) Folge zu leisten[2]).

Erst 1788 wurden drei Minen in Mambulao bergmännisch wieder in Betrieb genommen, aber nach kurzer Zeit scheiterte auch dieses Unternehmen[3]); dann gab man für nahezu zwei Menschenalter den Versuch auf, Bergwerke in Camarines zu öffnen, bis zwischen 1846 und 1850 eine Art „Gründungsfieber" entstand; die Aktiengesellschaften „Ancla de oro" und „La Exploradora" begannen von Neuem Schachte zu teufen, die „Ancla de oro" beim Cerro de Caloccop in der unmittelbaren Nähe von Mambulao, die Exploradora beim Monte Lugás bei Paracáli. Zu diesen Gesellschaften gesellte sich später eine dritte Aktienunternehmung, „Nueva California", welche sieben Goldminen in Angriff nahm, ebenso ein Privatmann D. Manuel Moreno. Um den Bergbau zu ermuntern hatte die Kolonialregierung am 29. Januar 1846 ein neues „Reglamento de Minas" herausgegeben, doch gingen trotzdem alle diese Unternehmungen zu Grunde. Jagor sagt darüber[4]): „So viel aber scheint fest zu stehen, daß sie (die Aktienunternehmungen) nur von Spekulanten ins Leben gerufen, niemals mit genügenden Mitteln sachkundig betrieben worden sind und verfallen mußten, sobald die Spekulanten ihre Aktien untergebracht hatten." Die Rothbleierzgruben von Mambulao und Dinianan wurden gänzlich verlassen.

Von einem Bergbau auf Gold in größerem Maßstabe ist jetzt keine Rede, die Eingeborenen teufen in den Talkschiefer von Paracáli kleine Schachte und schlämmen dann die gewonnenen Massen, wobei, wie erwähnt, die Quarzgänge das reichste Erträgniß liefern. In Mambulao wird jetzt (ebenfalls von den Eingeborenen) sehr eifrig nach Gold gegraben. Finden die Eingeborenen irgendwo Quarzadern auf der Erdoberfläche, so graben sie bis dreißig Meter tiefe Schächte. „Die geförderten Quarze wurden geröstet, gepocht und geschlämmt. Bei den sehr urwüchsigen Aufbereitungsmethoden ist es sehr natürlich, daß ein großer Theil des Goldes verloren ging, indeß schien mir der Verdienst damals gut zu sein, da mehr als 700 Männer und Weiber damit beschäftigt waren"[1]).

Das meiste Gold in Camarines aber und in den übrigen Landschaften und Inseln der Philippinen wird aus Bächen und Flüssen auf die primitivste Weise durch Waschen gewonnen. Die Methode, die hierbei angewendet wird, ist folgende: Ein Erdklumpen wird zwischen zwei Steinen zu kleinen Bröcklein zerrieben, die auf diese Weise erhaltene Masse wird in eine Mulde geschüttet, in welche man Wasser gießt, dann wird das Gefäß so lange geschüttelt bis der Goldstaub sich am Boden desselben setzt. Mitunter finden sich Goldkörnchen von der Größe eines plattgedrückten Weizenkornes und hier und da selbst Goldstücke im Werthe von 20 bis 30 Dollars, doch sind solche Funde selten.

Die wichtigsten Goldwäschen befinden sich in Camarines, Benguet und Ilocos (bei Snyuc und dem Lande der Apayaos), überhaupt an allen Flüssen und Bächen, welche von dem Caraballo-Gebirge Nord- und Central-Luzons herabströmen. Vom Goldwaschen allein leben viele Familien an den Ufern des Flüßchens Caibunga, in Sapanglau und Camandac in der Provinz Tondo, in Abayon, Matalantang und Cabiao de la Pampanga 2c. 2c.

Beträchtlich ist auch der Ertrag der Goldwäschereien auf Mindanao; in der Provinz Misamis allein wurden um das Jahr 1833 gegen 4400 Taels gewonnen[2]). Butuan, Surigao, Liangan, Bislig, Caraga und Davao sind im östlichen Mindanao jene Orte, wo der meiste Goldstaub in den Handel kommt.

Was die jährliche Goldausbeute anbelangt, so läßt sich hierüber keine genaue Ziffer angeben, da insbesondere über die von den wilden Stämmen gewonnenen Goldquantitäten natürlich nur vage Schätzungen existiren. Am Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts betrug der Zehent, den die Goldgräber und Goldwäscher zu entrichten hatten, 10 000 Dollars, die Masse des gewonnenen Goldes muß daher mindestens 100 000 Dollars betragen haben[3]). Wenn man aber bedenkt, daß selbst in den den Spaniern direkt unterworfenen Ländern von den Goldgräbern viel verheimlicht wurde, wenn man erwägt, daß damals der größte Theil der Philippinen noch unabhängig war oder, wie Leyte und Samar, noch eingeborene Radschas besaß, welche zwar Spanien unterworfen waren, aber eine lässigere Kontrole über die Einhebung des Goldzehents führten als die spanischen Behörden, so erscheint die Angabe Gemelli-Carreri's gerechtfertigt, daß zu seiner Zeit (1696) die Goldausbeute auf den Philippinen 200 000 Pesos (= Dollar) betrug, wovon der größte Theil auf Paracáli entfiel. 1843 schätzte man den jährlichen Goldertrag ebenfalls in dieser Höhe[4]). Jedenfalls würde eine rationelle Ausbeutung der vorhandenen Goldschätze den Philippinen eine hervorragende Stelle unter den Goldländern zweiten Ranges verschaffen.

---

[1]) Gewaltsame Aushebung zu Frohnden.
[2]) Fray Juan de la Concepcion XIV, p. 357.
[3]) Diaz Arenas p. 197.
[4]) A. a. O. S. 150.

[1]) Drache S. 63. Neben diesem primitiven Bergbau wird viel Gold durch Waschen gewonnen, indem die Bäche bei Paracáli, Mambulao, Longos und Dagupan zersetzte Trümmer krystallinischen Gesteins, Quarzgerölle 2c. führen, die sämmtlich Gold enthalten.
[2]) Arenas S. 206.
[3]) Jagor S. 150 (nach Morga).
[4]) Mas. A. a. O. S. 2.

Oberst Unterberger's Reise in China von Tien-tsin bis Tsching-kiang[1]).

I.

Im November 1875 machte ich in Dienstangelegenheiten eine Reise durch China. Mein Weg führte durch die nördliche Mongolei und die Wüste Gobi nach Kalgan, von dort nach Peking, Tien-tsin, Schanghai, Hongkong. Nachdem ich auf dem Rückwege dieselben Häfen Chinas berührt, ging ich über Japan in die „Primorskaja Oblast" (das Gebiet Rußlands am Stillen Ocean) und kehrte endlich im Oktober 1876 nach Irkutsk zurück, von wo ich also im Ganzen etwa ein Jahr abwesend gewesen.

Schon diese flüchtige Aufzählung der von mir berührten Städte weist auf die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse hin, denen ich im Laufe eines Jahres ausgesetzt gewesen, auf die Mannigfaltigkeit der Transportmittel, unter denen ich meine Reise habe machen müssen. Wenn einerseits das Gedächtniß mit Wohlgefallen an der Fahrt über den Stillen Ocean auf einem mit allem europäischen Luxus und Comfort ausgerüsteten Dampfer weilt, so weckt andererseits die Erinnerung an den Marsch durch die Gobi zu Pferde bei einem Froste von — 25° (R.) viel düsterere Gedanken. Zum Glücke schwinden in der Erinnerung vorwiegend die schweren Momente und von den mannigfaltigen Reiseeindrücken bleiben besonders die erfreulichen im Gedächtniß zurück. So ist es auch mir ergangen.

Sobald ich vom mongolischen Wüstenplateau hinabzusteigen begann und mein Blick die reiche chinesische Ebene umfaßte, voll Dörfer und wogenden Lebens, waren die schweren Tage der Gobi vergessen, wo ich trotz der 14 Stunden, die ich zuweilen im Sattel verbrachte, doch nur 5 km Wegs zurückgelegt hatte, weil ich beständig genöthigt war von der Route abzuweichen, bald um eine Jurte (Filzzelt) zum Obdach zu suchen, bald um einen Tabun (Herde) zu erspähen, aus dem ich meine erschöpften Pferde und Kameele durch frische ersetzen könnte. Besonders im Jahre 1875 war die Reise durch die Gobi dadurch sehr erschwert, daß auf einer Strecke von 350 km die eine Postverbindung unterhaltenden Mongolen in Folge von Futtermangel und des Durchzuges vieler chinesischer Truppen weit vom gewöhnlichen Wege seitab gezogen waren.

Nachdem ich Kalgan, an der Grenze zwischen China und der Mongolei gelegen und von der chinesischen Mauer durchschnitten, verlassen hatte, erreichte ich in wenigen Tagen Peking, wo ich einen Monat verweilte, dann nach kurzer Reise Tien-tsin, von wo ich, ohne die Navigationsperiode abzuwarten, zu Lande nach Schanghai reiste.

Dieser Weg, dessen Beschreibung Gegenstand gegenwärtigen Aufsatzes bildet, wird von Europäern sehr selten benutzt, weil zwischen den Endpunkten desselben jährlich neun Monate hindurch eine bequeme Dampfschiffverbindung besteht. Dennoch ist dieser Weg von großer Bedeutung, sowohl in kommercieller als auch in politischer Beziehung, weil er die Verbindung bildet zwischen dem bedeutendsten Hafen Chinas am Stillen Ocean und der Hauptstadt des Reiches.

Bekanntlich sieht die chinesische Regierung nur ungern einen Besuch des Innern ihrs Reiches Seitens eines Europäers, und wenn sie schließlich die Erlaubniß zu einer solchen Reise nicht verweigert, so geschieht es nur in Folge der bestehenden Traktate und nicht ohne daß sie alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen sucht. Als ich die Landreise von Tien-tsin nach Schanghai beschlossen hatte, verfehlte der Gouverneur nicht unserm Konsul eine Menge von Schwierigkeiten und Entbehrungen vorzuhalten, die eine solche Reise bieten sollte, und die Gefahren derselben in den grellsten Farben zu schildern. Eine kategorische Erklärung von Seiten unseres Konsulates führte aber schließlich doch zum gewünschten Resultate, und ich erhielt endlich einen Schein zu ungehinderter Reise, geschrieben auf chinesischem Papier, an den Seiten verziert mit dem bekannten Drachen und versehen mit einem großen rothen Siegel. Dieselben Erfahrungen machte das englische Konsulat, als es einen eben solchen Paß für Herrn Milne forderte, der über Schanghai nach Japan gehen wollte, wohin er als Professor der Mineralogie an eine der höheren Lehranstalten in Jeddo berufen war. Herr Milne hatte der bequemen Reise auf einem der schön eingerichteten Dampfer, welche die Verbindung zwischen England und China vermitteln, die weit beschwerlichere und an Entbehrung reichere Route über Rußland, Sibirien, die nördliche Mongolei und die Gobi nach Peking und Tien-tsin vorgezogen. Als er hier meine Absicht zu Lande nach Schanghai zu reisen erfuhr, wollte er die Gelegenheit mit Land und Leuten näher bekannt zu werden nicht versäumen und beschloß sich mir anzuschließen und lieber den interessanten, aber auch beschwerlichern Weg durch das Innere zu wählen, als in Tien-tsin die Eröffnung der Navigation abzuwarten und dann auf einem Dampfer die Reise in fünfmal geringerer Zeit zu machen. Da ich Herrn Milne schon in Irkutsk kennen, seine vielseitige Bildung und scharfe Beobachtungsgabe, seine Anspruchslosigkeit und Akkommodationsfähigkeit an die mannigfaltig schwierigen Verhältnisse schätzen gelernt hatte, so war ich sehr erfreut ihn als Begleiter für meine zwanzigtägige Reise zu haben durch ein uns fremdes Land, dessen Sprache uns unbekannt war und wo die vielen neuen Eindrücke, die unserer harrten, einen Gedankenaustausch um so erwünschter erscheinen ließen. So willigte ich denn mit Freuden ein, ihn als Kameraden in den schmutzigen Gasthöfen der Städte und Dörfer des Reiches der Mitte zu haben.

Als zweiten Begleiter hatte ich einen jungen Chinesen zum Diener und Dolmetscher angenommen. Er sprach Französisch, das er in einer Jesuitenschule Chinas erlernt hatte. Da er nur den südlichen Dialekt des Landes kannte, der nördliche aber ihm fremd war, so gaben wir uns keinen Illusionen in Bezug auf den Nutzen, den er uns als Uebersetzer erweisen würde, hin, rechneten vielmehr auf seine Eigenschaften eines guten Dieners, worin wir uns indessen täuschten, da er entschieden mehr Neigung hatte die Rolle des Herrn als diejenige des Dieners zu spielen.

Es hält überhaupt schwer, einen guten chinesischen Uebersetzer zu finden. Am häufigsten erlernen die Chinesen die

[1]) Frei und verkürzt aus dem Russischen übersetzt nach einer Abhandlung aus dem 11. Bande der Sapiski der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft.

englische Sprache, nächstdem die russische, viel seltener die französische. Englisch wird vorwiegend in allen den Europäern geöffneten Häfen gesprochen, Russisch besonders in Maimatschin, in der Nähe Kjachtas; Französisch reden nur solche Chinesen, welche die Schulen katholischer Missionäre besucht haben. Eigenthümlich ist den Chinesen das entsetzliche Verstümmeln der englischen und russischen Sprache. Französisch hingegen sprechen die Chinesen ziemlich richtig. Es erklärt sich dieser Umstand daraus, daß die letztere Sprache in den katholischen Schulen erlernt wird, die beiden ersteren hingegen nur praktisch.

Nachdem wir unsere Pässe erhalten, mietheten wir vier chinesische Karren, ein Reitpferd und vier Fuhrleute zu den Karren. In diesen Fuhrwerken hatten wir den Weg von Tien-tsin bis Zsin-zsian-pu (Tsching-kiang-pu) zurückzulegen, um dann weiter auf dem Kaiserkanale bis Tsching-kiang in einem Kahne zu reisen.

Eine Postverbindung besteht in China nur für Regierungsdepeschen und Ausnahmefälle. Die gewöhnliche Reise zu Lande geschieht je nach der Oertlichkeit zu Pferde oder auf Mauleseln, in Tragbahren oder in Karren, wobei die Last- und Zugthiere sammt Führern den ganzen Weg ohne Wechsel zurücklegen. Den üblichsten Reisemodus bildet der Karren, der von zwei hinter einander gespannten Mauleseln gezogen wird, und es wurden hierbei ohne Rasttage und ohne merkliche Erschöpfung der Thiere Tausende von Kilometern zurückgelegt. So z. B. machten wir mit unseren Mauleseln während 15 Tage täglich 45 bis 50 km und fuhren gegen Ende der Reise nicht selten im Trabe, und doch waren die Thiere bei der Ankunft in Zsin-zsian-pu (Tsching-kiang-pu) so wenig erschöpft, daß unsere Fuhrleute schon am folgenden Tage die Rückreise antraten, die sie mit der gleichen Geschwindigkeit, wie die Hinreise, zu machen beabsichtigten. Für die Chinesen ist der Maulesel ein unschätzbares Thier; seine große Kraft und Ausdauer, die Stärke seiner Füße und Hufe befähigen ihn zum Transport jeglicher Last; er ist im gleichen Grade brauchbar zum Tragen von Gepäck, zum Reiten und als Zugvieh.

Der chinesische Karren hat zwei Räder, die auf einer hölzernen Achse sitzen. An derselben sind ferner zwei Zugstangen befestigt, die einen hölzernen Kasten tragen, der oben halbrund und mit Baumwollenzeug überspannt ist. Der Kasten ist etwa $1\frac{1}{2}$ m lang, 3 m hoch und fast ebenso breit. Vorn ist er offen und kann durch einen Vorhang geschlossen werden. Der Reisende sitzt im Karren, der Führer vorn auf einem Sitzbrette, das auf die Zugstangen aufliegt. Um Führer und Thiere vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen geht ein baumwollenes Zeltdach vom Karren bis zum Kopfe des Maulesels. In diesem Fuhrwerk kann man nur wie der Chinese mit kreuzweise untergeschlagenen Füßen sitzen, jede andere Stellung ist höchst unbequem.

Die Reise in solchem Karren auf steinigem oder stark ausgefahrenem Wege kann füglich eine Tortur genannt werden. Den schlechten Wegen entsprechend müssen die Räder sehr solide gearbeitet und stark beschlagen sein. Da die Wege nie reparirt werden, auch nicht künstlich aufgeschüttete, sondern natürliche sind, so kann man sich denken, in welchen Zustand sie nach anhaltenden Regen gerathen; doch auch bei trockener Witterung ist der Weg entsetzlich, da alle Karren gleiche Spurweite haben und in Folge dessen tiefe Geleise in den Weg geschnitten haben.

Von den zwei Maulthieren wird das eine in die Zugstangen gespannt, das andere ist nebenbei an Stricke geschirrt. Nur das erste wird mit Leinen gelenkt, das zweite durch Zuruf und mit der Peitsche. Das Geschirr ist einfach und bequem. Die Maulesel sind in der Regel sehr gut eingefahren und folgen leicht dem Zuruf des Führers, der mit ihnen gut umgeht und die Peitsche nur selten anwendet. Unsere Fuhrleute waren chinesische Tataren, in deren Händen im nördlichen China das Fuhrmannswesen fast ausschließlich sich befindet.

Den 5. Februar um $10\frac{1}{2}$ Uhr nahm ich Abschied von der Familie unseres Konsuls in Tien-tsin und trat meine Reise an. Auf staubiger Straße bewegten sich unsere Karren fort, einer hinter dem andern. Ich folgte ihnen zu Pferde. In dem einen Karren befand sich H. Milne, in einem zweiten unser Chinese, der dritte war für mich bestimmt, während der vierte unser Gepäck und Lebensmittel enthielt, zudem eine beträchtliche Anzahl von Bündeln chinesischer Kupfermünze. Diese Münze, von der etwa 300 Stück auf einen Thaler gehen, ist wegen ihres beträchtlichen Volumens für den Reisenden äußerst lästig und doch nicht zu vermeiden; sie besteht aus einer Legirung von Kupfer und Gußeisen, ist rund und besitzt ein viereckiges Loch, um die Münzen zu je 500 Stück auf eine Schnur reihen zu können. Da alle Zahlungen in den Gasthöfen mit dieser Münze gemacht werden, so kann der Reisende sie nicht missen. Die europäische Münze, den Rubel oder auch den Dollar, ist es immer vortheilhaft in Peking zu wechseln, wo sie einen höhern Kurs hat: besonders gut geht dort der mexicanische Dollar. Im Innern des Reiches verloren wir beim Wechseln bis 30 Procent. An Lebensmitteln nahmen wir außer Wein eine Menge Konserven mit, die uns indessen nach wenigen Tagen so sehr zum Ueberdruß wurden, daß wir die chinesische Küche und in Dampf gekochtes Weißbrot vorzogen.

Anfangs, bis zur Stadt De-tschau (Te-tschau), ging unser Weg in Südwestrichtung den Kaiserkanal entlang, der noch seine Eisdecke trug, auf welcher Reisende und Lasten in „Topais" fortbewegt wurden. Mit diesem Namen bezeichnet man einen großen niedrigen Schlitten, welcher von einem hinten stehenden Führer mittels einer mit eiserner Spitze beschlagenen Stange rasch vorwärts geschoben wird.

Während der Reise war unser Tagewerk folgendermaßen eingetheilt. Um 5 Uhr standen wir auf und brachen gegen 6 auf; um 11 wurde zwei Stunden gerastet, ein Mittagsmahl eingenommen und das Zugthier gefüttert. Gegen 1 Uhr brachen wir abermals auf, um gegen 6 unser Nachtlager zu beziehen. Mit geringen Abweichungen war dies unsere gewöhnliche Tagesordnung, die wir bis Zsin-zsian-pu (Tsching-kiang-pu) einhielten; von dort an änderten wir dieselbe und paßten sie der Reise im Kahne an.

Während der Fahrt auf ungeschütteten, natürlichen Wegen über Lehmboden, auf welchen seit Monaten kein Tropfen Regen gefallen war, wurde der Staub für uns zu einer wahren Geißel; Windstille oder, was noch schlimmer, ein schwacher Wind in den Rücken machte unsere Lage fast unerträglich. Der feine Lehmstaub dringt überall durch, in wenigen Stunden bedeckt sich das Gesicht mit dicker Staubschicht und nimmt ein aschfarbenes Leichenansehen an. Anfangs versuchte ich das Gesicht während der Fahrt von diesem Staube zu reinigen, unterließ dies aber bald, da der Staub dabei in die Augen drang und heftigen Reiz verursachte; ich verschob in Zukunft die Reinigung bis zur Einkehr im Gasthofe, wo den Reisenden stets sogleich Gefäße mit warmem Wasser zum Waschen gereicht werden. Wind von der Seite oder steiniger Boden bildeten für uns Festtage; aber ein heftiger Sturm, wie der am 9. und 10. Februar, brachte uns fast zur Verzweiflung und gehört zu den größten Plagen eines Reisenden in China. Der von der ganzen Ebene emporgewirbelte Staub füllte die Atmosphäre dicht an und begrenzte den Gesichtskreis in einer Entfernung von

100 bis 200 Meter, der Wind trieb ihn ins Gesicht und in die Augen und peitschte uns mit kleinen Steinen auf das Empfindlichste. Am Abend des ersten dieser Tage zeigten sich meine Augen stark geschwollen, am andern Morgen hatte ich die heftigsten Augenschmerzen und Kopfweh. Zum Glück legte sich der Wind zum 11. Februar, sonst hätte ich meine Aufnahmen aufgeben müssen oder wäre gezwungen gewesen, meine Reise auf mehrere Tage zu unterbrechen. Am 17. Februar trat feiner Regen ein, der den Staub auf zwei Tage zwar unterdrückte, dafür aber den Weg fast grundlos machte; Karren und Maulesel versanken tief im Boden, und wir kamen nur äußerst langsam vorwärts. Ich bin überzeugt, daß zur Regenzeit dieser Weg ganz unpraktikabel und jede Bewegung auf ihm unmöglich werden muß, hatte ihn doch ein schwacher Regen von einem Tage fast grundlos gemacht.

Der Weg von Tien-tsin bis Du-zsia-miao führte durch eine ganz von Ackerfeldern eingenommene Ebene, die so stark bevölkert ist, daß man stets mehrere Dörfer in Sicht hat. Trotzdem bot die Landschaft ein einförmiges Bild dar. Alles war zur Zeit todt und leer und nur die vielfach zerstreuten Grabstätten boten dem Auge einige Abwechselung dar. Die Dorfbewohner Chinas bestatten ihre Todten auf den Ackerfeldern und führen über dem Grabe einen kegelförmigen Erdhügel von 1 bis 2 Meter Höhe auf. Daher sieht man solche Hügel auf allen Feldern in großer Menge, und in ihrer Gesammtzahl nehmen sie einen ganz beträchtlichen Theil nutzbaren Bodens fort; diese Einbuße an Ackerland ist für die an Boden Mangel leidende arme Bevölkerung sehr empfindlich. Wohlhabendere Familien kaufen ein eigenes Stück Land, auf dem sie eine Familiengruft errichten. Dieser Raum wird dann mit einer Lehmmauer umgeben, dessen Vorderfronte aus gebrannten Ziegeln besteht, die in durchsichtigen, oft sehr gefälligen Mustern zusammengefügt sind. In dieser Umzäunung sind die Gräber halbkreisförmig geordnet mit dem Grabe des Ahnherrn der Familie im Mittelpunkte. Das Ganze wird dann mit einer Art Cypresse bepflanzt, deren dichtes, dunkles Grün eine äußerst harmonische Zierde für diese letzte Ruhestätte bildet. Es ist bekannt, daß der Chinese den verstorbenen Gliedern seines Geschlechts sehr hohe Achtung und Ehrfurcht erweist; daher verwendet er auf die Herstellung ihrer Ruhestätte ganz besondere Sorgfalt.

Im Allgemeinen habe ich auf den Gräbern steinerne Denkmale nur selten gesehen, außer einigen buddhistischen. Ehrenpforten traf ich wiederholt in der Nähe von Dörfern an; sie waren zum Gedächtniß an die Tugenden irgend eines der Bewohner des Dorfes errichtet, der durch tadellosen Lebenswandel dieser hohen Ehre theilhaft wurde.

Unsern Weg kreuzten beständig kleinere Wege und Fußpfade, die in verschiedenen Richtungen zu den benachbarten Dörfern und Gehöften führten. Es war nicht leicht aus diesem Labyrinthe verschlungener Wege den rechten herauszufinden, da keinerlei Merkzeichen dazu halfen und unsere Fuhrleute mit der Oertlichkeit zu wenig bekannt waren, um uns die erforderliche Auskunft geben zu können. Zuweilen mußten wir ausgetrocknete Kanäle von beträchtlichen Dimensionen überschreiten, die als unnöthig oder aus Nachlässigkeit ganz verfallen waren.

Die Straße, auf der wir hinzogen, war außerordentlich belebt, wie sich das bei einer so starken Bevölkerung nicht anders erwarten läßt. Abwechselnd begegneten wir Reisenden und Waarentransporten bald in Karren, gleich den unserigen, bald in Schubkarren, auf Pferden, Eseln und Mauleseln, dann wieder Fußwanderern. Wohlhabendere reisen in der Regel in verdeckten zweiräderigen Karren, die mit zwei Mauleseln bespannt sind, Aermere benutzen zur Reise den Schubkarren auf einem hohen Rade; zu beiden Seiten eines solchen Karrens sind Sitze angebracht, die von je einem Reisenden eingenommen werden, oder aber es sitzt der Reisende auf einer Seite, während der andere Sitz vom Gepäck eingenommen wird. Als Schutz vor Regen und Sonnenschein dient ein Dach aus Zeug, so daß ein solcher Karren einem anspruchslosen Reisenden recht komfortabel erscheint. Der Karren wird in der Regel von zwei Leuten fortbewegt, von denen der eine den Karren von hinten schiebt, während der andere ihn von vorn zieht. Solche Schubkarren sind in der gebirgigen Provinz Schang-dung sehr im Gebrauch und dienen nicht nur zum Befördern von Reisenden, sondern auch zum Waarentransport, in welchem Falle bei größeren Lasten vorn statt eines Menschen ein Esel angespannt wird. Die Arbeit der Führer ist eine sehr schwierige und ermüdende, bei günstigem Winde wird sie erleichtert durch ein auf den Karren gestelltes Segel. In Schanghai konkurrirt der Schubkarren mit Erfolg gegen ein anderes leichtes Fuhrwerk, „Dshinrikscha", das aus Japan nach China importirt ist und aus einer leichten zweiräderigen, zuweilen sehr sauber gearbeiteten, Kalesche mit dem Sitze für eine Person besteht. Das Fuhrwerk hat zwei Zugstangen, an denen es von einem Menschen, zuweilen im Trabe, gezogen wird. Der Dshinrikscha wird vorwiegend von Europäern benutzt, der Schubkarren von Chinesen. Zu größerer Bequemlichkeit des Reisenden ist der Sitz des Schubkarrens mit einem kleinen Polster, gewöhnlich von rother Farbe, gedeckt; der Reisende hält auf ihm den rechten Fuß, während der linke herabhängt und in einer Schlinge ruht.

Das Leben auf der großen Straße steht dem Gewoge in unseren größeren Städten nicht nach. Kaum ist man von der Staubwolke befreit, welche eine Reihe vorüberrollender Karren mit verschlafenen Chinesen aufgewirbelt hat, so begegnet man einem großen offenen Karren, einem Omnibus, der von Reisenden vollgepfropft ist, welche in ihm in allen möglichen und unmöglichen Lagen Platz gefunden haben. Diese unbequeme Lage hindert sie indessen nicht mit Begeisterung einem unter ihnen befindlichen Erzähler zu lauschen oder den Witzen eines Spaßvogels zuzulachen. Der Kutscher ist in die Erzählung vertieft oder nimmt am herzlichen Gelächter Theil; nur lässig treibt er sein langsam vorschreitendes, merkwürdiges Dreigespann an: in der Mitte ein Maulesel, ihm zu beiden Seiten ein Pferd und ein Esel. Um den Wagen drängen sich Verkäufer von Süßigkeiten, dem Erzähler mit solchem Eifer lauschend, daß sie selbst vergessen mit monotonem Rufe die Vorzüglichkeit ihrer Waare anzupreisen und die Reisenden zum Kaufe aufzufordern. Der Chinese ist ein großer Freund von Erzählungen, denselben zu lauschen ist ihm Hochgenuß. Wie oft trifft man in den Straßen volkreicher Städte wogende Massen der Einwohner, einem Improvisator oder einem Erzähler von Neuigkeiten verschiedenen, am liebsten politischen Inhaltes zuhörend.

Hinter dem Omnibuskarren bewegt sich ein langer Zug belasteter mit ihren Schellen klingelnder Maulesel und hinter ihnen Fußgänger, mit den Armen weit ausschwenkend, in eifrigem Gespräch über irgend eine Handelsangelegenheit, welche stets den beliebtesten Stoff zur Unterhaltung bietet, denn ein jeder Chinese ist geborener Händler. Nun erblickt man eine geschminkte Chinesin mit verkrüppelten Füßchen, in rosafarbenem Gewande, tadellos koiffirt, mit künstlichen Blumen geschmückt. Sie sitzt rittlings auf einem mit vielen Blechstücken verzierten Esel; ihr zur Seite springt, den Esel antreibend, ein kleiner chinesischer Treiber. Gesetzt reitet sie an uns vorüber ohne uns zu beachten, wie es einer chinesischen

Dame geziemt. Schon von weitem hören wir Rädergequike und bald erblicken wir eine Reihe mit Waaren beladener Schubkarren. Aus dieser Gesellschaft ist der Frohsinn verbannt. Die Kärrner, erschöpft mit stumpfen Gesichtern, von denen der Schweiß, trotz der kühlen Witterung, in großen Tropfen niederfällt, erregen das tiefste Mitleid. Mit Anstrengung aller Kräfte stoßen sie die Karren vorwärts, aufmerksam darauf achtend, daß das Rad derselben nicht aus dem ausgefahrenen Geleise kommt. Die Zeit für eine kurze Rast ist herangekommen, die Karren stehen still, hockend setzen sich die Kärrner zusammen, wischen sich den Schweiß von den Gesichtern und rauchen sich langsam ihre Pfeifen an. Eine Unterhaltung zwischen ihnen hört man nicht. Während dessen wird ein hoher Regierungsbeamter in der Sänfte vorübergetragen; Reiter eröffnen den Zug, ihm den Weg durch die Menge bahnend, Reiter schließen auch wieder den Zug. Die Träger, den einen Arm in die Seite gestemmt, den andern im Takte schwingend, schreiten in leichtem, frischem Schritte daher, von Zeit zu Zeit die Tragstange von einer Schulter auf die andere hinüberwerfend. Sie schreiten rasch einher, denn ihnen zur Seite geht noch ein doppelter Wechsel von Trägern. Mit Neid blicken die Kärrner auf diese im Vergleich zu der ihrigen so leichte Arbeit; nach einer kurzen Rast von wenigen Minuten nehmen sie ihre Karren wiederum schweigend auf und mürrisch beginnen sie von Neuem ihre schwere Arbeit. Für die Einwohner des Landes ist dieser Anblick ein zu gewohnter, um irgend welchen Eindruck hervorzubringen; dem Fremden dagegen flößen diese Arbeiter das tiefste Mitleid ein.

Bei größeren Entfernungen zwischen Städten und Dörfern findet man einzeln stehende Gasthöfe, in welchen die ärmeren Reisenden kurze Rast zu halten pflegen. Ein solcher Gasthof besteht in der Regel aus einer großen Küche, einem kleinen Gelasse für die Familie des Wirthes und einem großen Zeltdache für die Gäste, welches mit Tischen und Bänken aus Lehm versehen ist. Um die Mittagszeit sammelt sich hier eine große Menge Reisender an und es entwickelt sich eine gesteigerte Thätigkeit der Köche und Diener. Die Einen bereiten auf großen hölzernen Brettern süße Brote, die gedämpft werden, oder eine Art Fleischkuchen oder Nudeln, die eine Lieblingsspeise der Chinesen bilden, Andere besorgen das Kochen derselben und vertheilen die Portionen in Thonschalen. Es sammeln sich immer mehr Menschen, die Plätze an den Tischen werden immer mehr gefüllt, die neu Hinzukommenden drängen sich um die Herde, um die verlangten Speisen zu erhalten, und hocken dann auf dem Boden, wo sie gerade Platz finden, den Durst mit warmem Thee stillend oder Makkaroni und Fleischkuchen mit stark gewürztem Gemüse verzehrend. Nachdem das Mahl beendet und die Pfeife angeraucht, legt sich ein Theil auf den Boden zur Ruhe; ein anderer begiebt sich in die Küche über den warmen Herd, um sich dem Genusse des Opiumrauchens hinzugeben; ein dritter endlich sammelt sich zu kleineren Gruppen, um sich die Zeit mit Kartenspiel und Würfeln zu vertreiben. Wein wird gewärmt aus Metallbechern und in der Regel nur in geringer Quantität genossen, dagegen werden Karten- (fast ausnahmslos Hazard-) spiele leidenschaftlich gespielt. So mäßig der Chinese in Allem zu sein pflegt, so maßlos ergiebt er sich der Leidenschaft des Hazardspieles. Diese Leidenschaft und das Rauchen von Opium enthalten die Keime zum sittlichen Verfalle der Bewohner des Reiches der Mitte. Nachdem sie der Ruhe gepflegt, entfernen sich die Reisenden allmälig, der Gasthof wird leer, um am folgenden Tage einer neuen Menge Reisender der niedern Klasse Obdach zu geben.

Näherten wir uns dem Dorfe oder der Stadt, wo wir zu rasten beabsichtigten, so wurden unsere Maulthiere aus Brunnen, die zu diesem Zwecke am Wege angelegt sind, getränkt. Den Weg entlang steht eine Reihe Eimer, damit die Gespanne vieler Karren gleichzeitig bedient werden können, ohne den Weg zu sperren. Aus dem Hause, zu welchem der Brunnen gehört, treten die Besitzer hervor, empfangen die Bezahlung und füllen wiederum die Eimer. Nach der Tränkung hatten wir bis zur Haltestelle in der Regel noch $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde zu fahren.

Eine Gruppe niedriger, einstöckiger Lehmgebäude, mit Schilf gedeckt, von Lehmwänden umgeben, mit Bäumen bepflanzt, das ist das Bild eines chinesischen Dorfes. Der Chinese pflanzt und pflegt mit Sorgfalt die das Dorf umgebenden Bäume, welche im Sommer durch ihr reiches Laub dem Orte ein lebensvolles und heiteres Ansehen geben. Beim Eingang in das Dorf befindet sich in der Regel ein Teich von ovaler Form zum Ansammeln von Regenwasser; außerdem giebt es aber noch in jedem Dorfe eine Menge Brunnen. Der Weg führt durch das Dorf in engen krummen Gassen, zwischen Mauern aus Lehm hin, weil die Wohngebäude im Hofe angelegt sind; nur die Kramläden münden auf die Straße. An den Straßenecken stehen Händler, die Süßigkeiten auf Tragbrettern feilbieten, oder es tummeln sich Haufen von Kindern jeglichen Alters herum. Die kleineren, welche nicht zeitig genug vor uns flüchten können, erheben ein klägliches Geschrei, die kühneren unter ihnen folgen unseren Karren, beschauen uns und tauschen gegenseitig ihre Gedanken über uns aus. Sobald wir uns von ihnen genugsam entfernt haben, hören wir dann ihren Spottruf: „Jang-gwei-tze" = überseeischer Teufel, eine Benennung, welche der Chinese jedem Europäer giebt; nicht selten wurden diese Rufe von Steinwürfen begleitet. Begegneten wir Erwachsenen, so folgten sie uns mit neugierigen Blicken oder sie gingen an uns würdevoll vorbei, sich das Ansehen gebend, als bemerkten sie uns nicht.

Die Unsauberkeit und der Schmutz in chinesischen Niederlassungen ist unglaublich. Aller Unrath wird auf die Straße gegossen. Die menschlichen Auswurfstoffe werden als Dünger für die Felder sehr hoch geschätzt, daher sieht man zu beiden Seiten des Weges viele Retiraden, eigens für die Reisenden angelegt und mit Schilfgeflecht umgeben. Der Geruch derselben, verbunden mit dem aller anderen auf der Straße faulenden organischen Reste ist entsetzlich und verpestet die Atmosphäre in weitem Umkreise.

Doch da erblicken wir schon die zwei an dem Thore ausgehängten großen Troddeln und erkennen daran das Wirthshaus. Sobald der in die Zugstangen gespannte Maulesel das Thor erreicht, wendet ein Zuruf des Führers den Karren und im Trabe geht es durch das Thor. Sogleich werden die Thiere abgeschirrt und zu den Futtertrögen geführt, welche mit gehacktem Stroh einer Cerealie, „Gaulian", gefüllt sind, die im nördlichen China unser Heu vertritt, während das Korn der Pflanze den Hafer ersetzt. Sobald für die Thiere gesorgt ist, werden die Karren abseits gezogen und in einer Reihe aufgestellt; das Geschirr wird nebenbei gelegt. Dann wird der Reisende in ein Zimmer des Gasthauses geführt, wo er sogleich ein Gefäß mit warmem Wasser erhält, um Gesicht und Hände von dem fingerdick aufliegenden Staube zu reinigen; während der kalten Jahreszeit erhält er ferner ein Kohlenbecken, um die erstarrten Hände zu wärmen. Kehrt man zum Nachtlager ein, so wird ein kleiner Ofen angeheizt, welcher die Schlafstelle von unten durch Röhren erwärmt, die in einen Rauchfang münden. Ohne den Befehl dazu abzuwarten, werden eine Theekanne mit siedendem Wasser und kleine Porcellantassen gebracht; dann erst erwartet man fernere

Befehle. Zu den gewöhnlichen Ruhestunden um die Mittagszeit und um 5 Uhr Abends sind die Gasthöfe, deren es in jedem Dorfe mehrere giebt, mit Reisenden dicht gefüllt. Das Ansehen dieser Wirthshäuser ist immer dasselbe: ein großer viereckiger Hof, von der einen Seite ein gedeckter Raum mit Futtertrögen für das Vieh, zwei andere Seiten von einstöckigen Gebäuden eingefaßt, die durch Querwände in einzelne Zellen getheilt sind, von denen jede ihren besondern Ausgang auf den Hof hat. Neben dem Thore befindet sich der Raum für die Küche und die Wirthschaft. In größeren Gasthäusern befindet sich noch ein zweiter Hof mit Absteigequartieren für besonders vornehme Gäste. Jede Abtheilung, welche einer einzelnen Nummer unserer Hotels entspricht, enthält zwei Zimmer, die durch eine dünne Bretterwand getrennt sind. Durch die Außenthür tritt man in das erste Zimmer, in welchem sich ein hölzerner Tisch und zwei gestrichene Stühle befinden, der Bretterwand entlang laufen Schilfpolster hin, welche als Schlafstellen dienen. Hinter der Bretterwand, im zweiten kleinern Zimmer, befinden sich gleichfalls Schlafstellen. Beide Abtheilungen erhalten ihr Licht durch kleine Oeffnungen, die mit Papier verklebt sind. Der Boden ist aus gestampftem Lehm, die Wände sind gleichfalls mit Lehm gedeckt, dem fein geschnittenes Stroh beigemengt ist. In besseren Wirthshäusern findet man in den Zimmern gitterförmige Decken, die mit Papier beklebt sind, gewöhnlich aber fehlen diese Decken, und man erblickt über sich die Dachsparren, an welche das Schilf des Daches befestigt ist oder auf welchen Bretter liegen, die mit Lehm oder fein geschnittenem Stroh gedichtet sind. In der Bereitung dieses Lehmes besitzen die Chinesen große Meisterschaft; solche Verkleidung von Dächern hält den Regen vollständig ab. Die Wirthshäuser sind schmutzig und ohne alle Verzierungen; selten findet man Schnitzwerk an den Holzwänden, nur ausnahmsweise trifft man in ihnen Bilder an, zuweilen freilich auch Fresken an den Lehmwänden. Solche Bilder sind vom bekannten chinesischen Typus, ohne Perspektive, und stellen in der Regel Scenen aus dem häuslichen Leben oder auch Landschaften dar. Vorwiegend jedoch sind die Wände kahl und nur durch verschiedene Bemerkungen der Reisenden verunziert. Bei heftigen Winden werden die Wohnungen sehr unkomfortabel; der Wind dringt durch die Spalten der schlecht schließenden Thüren oder durch die Löcher im Papiere der chinesischen Fenster und treibt mächtige Staubmassen in die Zimmer.

Mit zunehmender Zahl der Einkehrenden wächst der Lärm auf dem Hofe. Die ausgeschirrten Esel und Maulthiere erheben in Erwartung ihres Futters ein durchdringendes Geschrei oder aber sie wälzen sich auf dem Hofe, mächtige Staubwolken aufwirbelnd; die Führer lärmen beim Aufkramen ihrer Gefährte und Geschirre; die Diener laufen aus der Küche in die Wohnungen und zurück; Händler rufen ihre Waaren aus, die vorwiegend aus Lebensmitteln bestehen, Schmiede mit transportabeln Essen bieten ihre Arbeit zum Beschlagen der Lastthiere oder zur Reparatur der Karren an.

Die Dshatak-Kirghizen[1]).

Das Wort „Dshatak" bedeutet „liegen"; mit demselben (Russisch Kirgisy-Dshataki) werden in Sibirien, im orenburgischen und turkestanischen Gebiet diejenigen Kirghizen bezeichnet, welche in unmittelbarer Nähe von russischen Ortschaften feste Wohnsitze haben, d. h. nicht nomadisirende oder ansässige Kirghizen.

Bei allen Städten, Dörfern oder Kosakenstanizen Westsibiriens wohnen seit alten Zeiten die Dshatak-Kirghizen, welche aus verschiedenen Kreisen der Gebiete von Akmolinsk und Semipalatinsk dahin gezogen sind. Im Allgemeinen sind dieselben arm, sie leben meist als Arbeiter und Hirten bei den Russen, einzelne wenige, welche Handel treiben, gelangen zu etwas Wohlstand. Die Gründe, warum die Dshatak zu den bewohnten Orten hinziehen, sind sehr verschieden: der Verlust aller Herden durch starke Kälte z. B., Streit- und Zwistigkeiten mit einflußreichen und mächtigen Stammesgenossen, deren Bedrückung unerträglich wurde; der Mangel an passenden Winterquartieren und anderes.

Die Dshatak leben in nächster Nähe der Ortschaften im Winter in Behausungen, welche nach Art der kirghizischen Zelte („Kibitka" wird ein solches Zelt genannt) aus Rasenstücken und Schilf hergestellt sind, im Sommer in gewöhnlichen Filzzelten (Jurten).

Von Zeit zu Zeit, ein oder zwei Mal im Jahre, kommen zu den Dshatak die betreffenden Gemeindevorstände, die Aeltesten der einzelnen Aule, zu welchen sie gehören; ihr Kommen ist nicht erfreulich, denn sie sammeln Abgaben, wobei sie sich selbst nicht vergessen.

Die Dshatak sprechen fast alle Russisch, einige sogar ganz vortrefflich. Auch sonst ist der russische Einfluß unverkennbar; sie beobachten lange nicht so streng ihre alten Sitten und Gebräuche, wie ihre in der Steppe lebenden Stammesbrüder. Allmälig geben sie ihre eigenthümliche kirghizische Tracht auf. Die Männer tragen nicht mehr die zugespitzten hohen Mützen („Tumak"), sondern gewöhnliche Mützen aus Lammfell; statt der langen kirghizischen Gewänder (Chalat) tragen sie kurze Röcke mit Knöpfen, statt der langen kirghizischen Hemden kurze; sie benutzen einen einfachen Gürtel statt der langen Leibbinde mit der Tasche („kalt"). Die Frauen haben den eigenthümlichen Kopfputz, welcher die verheiratheten Steppenkirghizinnen auszeichnet, den sogenannten Dshawluk, fast ganz aufgegeben; sie tragen ein einfaches Mützchen, wie die unverheiratheten Kirghizinnen. Auch der zugespitzte besonders kostbare Kopfschmuck, welcher bei den Steppen-Kirghizen einen Theil der Mitgift macht, ist fast ganz verschwunden.

Die Dshatak halten ihre Behausungen sehr reinlich; haben Stühle, Tische, allerlei Geräthe, Löffel, Gabel, Teller, benutzen die russische Theemaschine, den sogenannten Samowar, und anderes.

Bemerkenswerth ist es, daß die Dshatak sehr ungern ihre Töchter an Steppen-Kirghizen verheirathen, sondern lieber wieder an Dshatak-Kirghizen. Wenn es vorkommt, daß die Töchter der Dshatak an Steppen-Kirghizen verheirathet werden, so geschieht dies unter bestimmten Verhältnissen, welche die Dshatak zur Einwilligung zwingen. Die

[1]) Nach dem Russischen „Die Russische Rede", Jahrgang 1879, Augustheft S. 318 bis 330. Von einem Kirghizen.

Steppen-Kirghizen wählen sehr gern Frauen unter den Dshatak, aber geben ihre Töchter niemals her. Es ereignet sich oft, daß die Steppen-Kirghizen eine Dshatak-Schöne nach altem kirghizischen Brauch rauben und dann den Eltern weder einen „Kalym“ (Kaufpreis für die Braut) noch „Aib“ (Sühne für den Raub) bezahlen. Die Dshatak müssen einfach schweigen; ihre Klagen helfen nichts. Doch muß man im Allgemeinen sagen, daß die Heirathen der Dshatak-Töchter mit den Steppen-Kirghizen deshalb nicht ohne Nutzen sind, weil dadurch mancherlei Vortheile der Civilisation den Steppen-Kirghizen bekannt werden.

Die Bewohner der russischen Ortschaften sind mit der Nachbarschaft der Dshatak sehr zufrieden. Der Dshatak-Kirghize ist arbeitsam, ehrlich, vor allem nüchtern (d. h. trinkt keinen Branntwein) und zu allen Arbeiten bereit und anstellig; er kann ackern, pflügen, Heu machen, Holz hauen u. s. w. Die russischen Bauern nutzen oft die gutmüthigen Dshatak so aus, daß diese fast umsonst arbeiten. Der Dshatak ist für den russischen Bauern und den Kosaken alles: nicht allein ausgezeichnete Arbeitskraft in allen Haus- und Feldarbeiten, sondern daneben auch Häscher, Advokat und Uebersetzer. Die Dshatak erfüllen alles, was man von ihnen verlangt, nach bestem Wissen und Vermögen, freilich nicht gern, aber aus Furcht, wieder in die Steppe zurückgejagt zu werden. — Hiermit drohen ihnen die russischen Bauern beständig. Vor allem benutzt der Einwohner der russischen Ortschaften die Dshatak dazu, um sich mit den Steppenkirghizen in allerlei Dingen auseinander zu setzen, so z. B. wenn, was häufig vorkommt, die Steppenkirghizen bei den russischen Bauern Pferde gestohlen haben. — Im Herbst nämlich bereiten die Steppenkirghizen den „Sugum“, d. h. sie schlachten so viel Vieh, Pferde und Schafe, als sie für den ganzen Winter brauchen. Da nun nach Meinung der Steppenkirghizen diejenigen Pferde, welche mit Hafer und Brot gefüttert worden sind, besonders geeignet zur Nahrung sind, so rauben sie dieselben bei den russischen Bauern und Kosaken.

Die Bauern, denen die Pferde gestohlen sind, kennen natürlich die Räuber nicht; sie machen aber den Dshatak den Vorschlag, die Räuber aufzusuchen, wofür die Dshatak gewöhnlich nur einen sehr unbedeutenden Lohn bekommen. Sie übernehmen solche Kommissionen äußerst ungern; abgesehen von dem ihnen dadurch erwachsenden Zeitverlust fürchten sie die Collision mit ihren Stammesbrüdern, deren Rache ihnen oft empfindlicher ist, als die Ungnade der Russen. — Um den Dschatak dazu zu bestimmen, solche Aufträge auszuführen, beschuldigen die Russen völlig rücksichtslos den Dshatak selbst des Diebstahles. — So gerathen die armen Dshatak zwischen zwei Feuer. — Hat mitunter der Dshatak den Raub unter den Steppenkirghizen ermittelt und ihn angezeigt, so rächt sich derselbe. Ist der Räuber, was oft vorkommt, ein mächtiger und einflußreicher Kirghize, so veranlaßt er den Kirghizenhäuptling, zu dessen Botmäßigkeit der Dshatak gehört, ein Schreiben an die Verwaltung des Ortes zu erlassen, wo der Dshatak lebt, des Inhalts, der Dshatak solle heimkehren in die Steppe, er sei Abgaben schuldig u. s. w. Kommt der Dshatak nicht, so wird ihm der zum Aufenthalt nöthige Erlaubnißschein entzogen und schließlich muß der Arme doch in die Steppe zurück. Hier in der Steppe, obwohl in seiner Heimath, findet ein solcher Dshatak, der schon mehr oder weniger an das Leben in einer Ortschaft gewöhnt war, eine sehr unbehagliche Existenz; er wird verlacht und verspottet, hat kein eigenes Vermögen und muß bei den reichen Kirghizen Dienste suchen.

Wenn der Dshatak sich etwas Geld verdient hat, so beginnt er mit besonderer Vorliebe zu handeln. Um das zu lernen, gehen sie zu tatarischen Kaufleuten, besuchen mit diesen die Jahrmärkte, und sobald sie sich hinreichend sicher fühlen, fangen sie einen selbständigen Handel an. Solche Dshatak siedeln dann gewöhnlich in solche nahe der Steppe gelegene Stadt, in welcher auch Tataren leben.

Unter dem beständigen Einflusse der tatarischen Händler nehmen die Dshatak in kurzer Zeit viel Tatarisches an, werden tatarisirt, und das um so schneller, da einfach Heirathen zwischen Tataren und Dshatak zu Stande kommen. Solche tatarische Dshatak erhalten den Namen „Tschala-Kasak“, d. h. unvollkommener Kirghize, Halbkirghize.

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— Zu den jüngsten Industriezweigen in der Argentinischen Republik gehört der Holzhandel, der entschiedene Symptome rascher Entwickelung zeigt. Schon jetzt wird Cedernholz aus Tucuman in solcher Menge nach Buenos Aires geschafft, daß es dort den Preis amerikanischen Fichtenholzes gedrückt hat. Es sollen neue Sägemühlen im Gran Chaco errichtet werden; dieses weite Gebiet ist reich an Zimmerholz, und nicht selten werden mit dort geschlagenen Stämmen Schiffe direkt nach Havre oder anderen europäischen Städten befrachtet.

— Es ist eine fraglos richtige Behauptung, daß Brasilien ein reiches Land ist, ja daß es unendliche Reichthümer in seinem Boden, in seinen unterirdischen Schätzen und seinen ungeheuern landwirthschaftlichen Hülfsquellen birgt, von denen bis jetzt erst der 150. Theil ausgebeutet oder gar entdeckt ist. Mais soll 150- bis 400fach tragen, Reis nicht weniger als 1000fach, Weizen 30- bis 70fach, ein Acre Baumwolle viermal so viel einbringen als in den Vereinigten Staaten, und ein kräftiger Mann mit Leichtigkeit auf einer Fläche von 5 Acre 2000 Kaffeebäume mit einer Durchschnittsernte von 6000 Pfund Kaffee im Werthe von 80 Pf. St. ziehen können. Aber es kommt nicht darauf an, was ein Land einbringen könnte, sondern was es in der That einbringt, und da sieht es mit Brasilien schlimm aus: die Summe von 21 000 000 Pf. St., welche seine Ausfuhr schon 1873 erreichte, hat es heute noch nicht überschritten, während Cuba damals schon an Zucker allein für circa 20 Mill. Pf. St. exportirte. Jene wunderbaren Gold- und Diamantenfelder von Minas Geraes, welche im vorigen und einem Theil dieses Jahrhunderts so viele Millionen einbrachten und in die portugiesische und brasilianische Krone jene beiden berühmten Steine setzten, den Südstern und den Albacete, sind zum Theil Dinge der Vergangenheit. Kaum 1000 Mann arbeiten jetzt in den Gruben, die sonst 80 000 beschäftigten, und der Ertrag ihrer Arbeit füllt keine großen Posten im Budget aus. Einige ausländische, besonders englische Gesellschaften haben die verlassenen Schachte wieder aufgenommen und bearbeiten jetzt die Gruben von Morro Velho,

Pary und anderen Ortschaften, aus denen sie Gold im jährlichen Betrage von 280 000 bis 300 000 Pf. St. gewinnen. Das einzige Produkt, welches guten Ertrag und dem Lande sein halbes Einkommen liefert, ist der Kaffee; zwischen 1865 und 1870 soll sich die jährliche Ausfuhr durchschnittlich auf 164 114 Tonnen im Werthe von 10 190 000 Pf. St. belaufen haben. 530 000 000 Kaffeepflanzen, die 1 500 000 Acres bedecken und die sich noch jährlich vermehren, sollen im Reiche sein; ihre jährliche Ernte beträgt 260 000 Tonnen, von denen 50 000 im Lande selbst verbraucht werden. Und dennoch, obgleich die Hälfte des Kaffees, der in der ganzen Welt erzeugt wird, aus Brasilien kommt, obgleich der brasilianische Kaffee auf den Ausstellungen zu Wien und Philadelphia Preismedaillen errungen hat, so steht er doch auf dem Markte in so geringem Ansehen, daß man ihn, um den Verkauf zu sichern, als Java, Porto Rico, Ceylon oder Mokka anbringen muß. Dieser Erwerbszweig kann also in Brasilien noch verbessert und ausgedehnt werden. Der Kaffee kann allerdings überall im Reiche gebaut werden, aber Ref. erfuhr auf der bekannten Fazenda des Barons Faro in Rio Bonito bei Barra do Pirahy, daß die Kaffeeplantagen oberhalb des Breitengrades von Rio Janeiro der Gefahr des Vertrocknens unterworfen seien, während dieselben unterhalb des Breitengrades von San Paulo oft durch den Frost litten; am günstigsten wären Erdboden und Klima in den Distrikten nördlich von San Paulo, wo man mit Kaffee um $\frac{1}{3}$ höhere Einkünfte erzielen könne, als Faro aus seiner Musterfarm, welche mit zwei Nebengütern 2 300 000 Pfund Kaffee im Werthe von 60 000 Pf. St. erzeugt. Fast alle anderen Zweige der landwirthschaftlichen Industrie Brasiliens sind im Abnehmen. Der Zucker nimmt nicht mehr wie früher den ersten Rang unter den Stapelwaaren ein; die Ausfuhr wird auf 2 680 000 Pf. St. jährlich berechnet. Baumwolle ist auf 3 670 000 Pf. St. das Jahr gesunken, Gummi auf 1 150 000 Pf. St., Maté oder Paraguay-Thee auf 410 000 Pf. St. Tabak hat nur einen Export von 800 000 Pf. St., obgleich Bahia-Cigarren in Montevideo und Buenos Aires ein gesuchter Artikel sind. Brasilien soll 20 Mill. Stück Hornvieh besitzen und exportirt für 1 400 000 Pf. St. Felle das Jahr. Der Rest der Ausfuhr wird mit 1 000 000 Pf. St. durch verschiedene Waaren gedeckt. England nimmt unter sämmtlichen Abnehmern, die mit dem Reiche in Handelsverbindung stehen, den ersten Rang ein, indem es 30 Proc. der importirten und 25 Proc. der exportirten Waaren trägt. Die Vereinigten Staaten machen größere Einkäufe, 35 Proc., verkaufen aber nur 5 Proc. Der französische Handel — 19 Proc. Einfuhr, 13 Proc. Ausfuhr — soll im Zunehmen begriffen sein, besonders wegen des großen Weinkonsums, denn, trotz eines gewissen Erfolges in Peru und Chile, wird sowohl in Brasilien wie in ganz Südamerika der Weinbau wahrscheinlich nie sehr ausgedehnt werden, und in dieser Beziehung wird die neue Welt der alten stets zinspflichtig bleiben. Die übrigen Abnehmer Brasiliens sind die La-Plata Staaten, Portugal, Belgien, Deutschland ꝛc., die zusammen 32 Proc. Einfuhr und 17 Proc. Ausfuhr tragen.

(„The Mail" 15. Sept. 1880.)

Japanische Sprichwörter.

— Im 20. Hefte der „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Juni 1880), welches uns durch die Güte des Vorstandes der Gesellschaft zuging, veröffentlicht Dr. Lange 100 japanische Sprichwörter, wie sie dem gemeinen Manne geläufig sind. Von chinesischen Sentenzen, welche im Munde der Gelehrten sprichwörtlich gebraucht werden, sieht er ganz ab. Wir theilen daraus einige der interessantesten in der deutschen Uebersetzung (das Original giebt auch den japanischen Wortlaut in Transscription) mit, namentlich auch solche, die im deutschen Volksmunde ihre Analoga haben.

„Wenn der Teufel (= gestrenger Hausherr) nicht zu Hause ist, thut man sich gütlich." Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse.

„Mit einem Bissen kann man sich die Backe verbrennen." Kleine Ursachen, große Wirkungen.

„Ein Mann, ein Wort."

„Selbst ein Bauer, der Packpferde führt, sieht in guten Kleidern besser aus." Kleider machen Leute.

„Gewaschene Kleider sind besser als geliehene." Es ist besser eigene Sachen zu brauchen, wenn sie auch schlecht sind.

„Wer von der Großmutter erzogen ist, ist drei Sen billiger," weil er verzogen ist.

„Auch ein Teufel (= häßliches Mädchen) ist mit siebenzehn Jahren nett, auch schlechter Thee hat seinen ersten Aufguß." Jeder hat einmal eine Zeit, in der er hübsch ist.

„Kleide Dich in Brokat, wenn Du nach der Heimath kommst!" Gehe nicht eher in die Heimath zurück, als bis Du etwas erworben und dort gut auftreten kannst.

„Selbst Eltern und Kinder sind in Geldsachen wie Fremde."

„Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel."

„Was gut ist, thue gleich."

„Wenn man Geld leiht, macht man ein (freundliches) Gesicht, wie ein Götze, wenn man es zurückgiebt, macht man ein (fürchterliches) Gesicht, wie der Höllengott Emma."

„Wenn Du Gift nimmst, lecke den Teller mit ab!" Wenn Du Schlechtes thust, thue es gleich ordentlich!

„Warte schlafend auf das Glück!" Wie sehr man dem Glück nachjagt, holt man es nicht ein; es kommt, wenn man es nicht erwartet.

„Ein Reiskuchen in den offenen Mund." Was man gewünscht, kommt unverhofft.

„Es giebt auch Insekten, die Wasserpfeffer lieben." Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.

„Ein gefüttertes Seidenkleid nimmt man auch im Sommer geschenkt." Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.

„In der Hitze (trägt man) ein gefüttertes Winterkleid, in der Kälte ein einfaches Sommerkleid." Verkehrte Welt.

„Auch ein Götze wird zornig, wenn man ihm dreimal übers Gesicht fährt." Selbst der Geduldigste wird endlich zornig.

„Wenn man nichts säet, geht nichts auf." Aus nichts wird nichts.

„Nur wenn man in Noth ist, bittet man die Götter um Hülfe."

„Man kann aus der Blüthe erkennen, ob ein Baum Früchte trägt." Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will.

„Wein ist der Besen, mit dem man die Sorgen auskehrt."

„Wenn man den Raum unter dem Dachsims vergiebt, wird einem das ganze Haus genommen." Wenn man ihm den kleinen Finger reicht, nimmt er die ganze Hand.

„Man kann auch zum Kopf einer Sardelle (Iwashi) beten: es kommt nur auf den Glauben an." Iwashi ist der am wenigsten geschätzte Fisch in Japan.

„Eine hunderttägige Predigt — eine Blähung." Ein großes Unternehmen kann durch eine kleine, unbedeutende Sache vereitelt werden.

„Niemand ist mehr zu fürchten, als der Dummkopf."

„Es giebt kein Mittel, einen Dummen klug zu machen."

„Die Wände haben Ohren."

„Gute Erziehung ist besser, als gute Familie."

„Eine Theetasse auf dem Brunnenrand," ist in Gefahr.

„Der Färber trägt ungefärbte Beinkleider."

„Der Barbier macht sich seine Haare nicht."

„Gestern eine tiefe Stelle im Flusse, heute eine flache," sagt man von schnell sich ändernden Dingen.

„Selbst ein Insekt von einem Zoll Länge hat einen Verstand von einem halben Zoll." Man soll auch den kleinsten nicht verachten.

„Er verbrennt weder Aloëholz als Räucherwerk, noch läßt er einen Wind," d. h. er zeichnet sich durch nichts aus.

„Die Lüge ist der Anfang der Diebe."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

VIII [1]).

Reclus und Wyse blieben ein halbes Jahr in Frankreich, um ihre Beobachtungen zu berechnen, und reisten am 7. November 1877 von Saint-Nazaire ab, um mit dem Beginne der trockenen Jahreszeit in Darien einzutreffen. Nur ein einziger ihrer früheren Gefährten, Pouydesseau, Wyse's Sekretär, begleitete sie; Verbrugghe erwartete sie in Panama.

Das Dorf La Capitana bei Ebbe.

Da Lacharme und dessen vorzügliche Arbeiter erst Ende December zu ihnen stoßen konnten, so hatte Wyse beschlossen, zuerst den Isthmus von San Blas, den schmalsten in Mittelamerika, vollständiger zu untersuchen, als dies der Nordamerikaner Kommandant Selfridge gethan, der von der atlantischen (nördlichen) Seite her nur bis zu den Madroño-

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus" XXXVIII, S. 273, 289 u. f. f. (Nro. 18 bis 24).

Fällen des obern Mamoni gekommen war. Jener Isthmus zieht sich in einer Breite von nur 48 km von dem Meerbusen von San Blas oder Carti südwärts bis zur Mündung des Rio Bayano. Im Norden schneidet eine weite Bucht in ihn ein, welche zwar durch Inseln und Riffe etwas versperrt, aber gegen Winde vorzüglich geschützt ist, im Süden die breite Mündung des trotz seines beschränkten Gebietes wasserreichen und tiefen Bayano. Die letzten zehn bis zwölf Kilometer strömt er rechtwinklig zu dem niedrigsten Uebergange über diesen Theil der Cordillera, so daß ein Durchstich von weniger als 9 Lieues genügte, um die Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Oceane herzustellen. Leider aber verhindert die Höhe der dazwischen liegenden Berge die Anlage eines gewöhnlichen Kanals, und man müßte einen Tunnel von der Länge desjenigen im St. Gotthard bohren. Die Central-Cordillere, deren mittlere Höhe über 400 m beträgt, wird zu beiden Seiten von anderen, nicht weniger hohen Ketten begleitet, und die verhältnißmäßig tiefen Einsenkungen zwischen diesen Gebirgen stehen mit den großen Küstenebenen an den beiden Oceanen nur durch enge Schluchten in Verbindung, durch welche die Flüsse in einer Reihe von Fällen hinunterstürzen.

Unter allen Uebergangsstellen bietet die besten Bedingungen noch die Linie, welche die Mündung des Bayano mit dem Meerbusen von San Blas verbindet. Auf dem rechten Ufer des Bayano und seines Nebenflusses Mamoni dehnen sich weite Savanen aus, welche bis Panama reichen. Auf ihnen liegen zahlreiche Haciendas und weiden gewaltige Herden, deren einzelne drei-, auch viertausend Häupter zählen. Nach Osten hin aber bedeckt Urwald Ebenen und Berge; doch finden sich an den Ufern des Flusses soweit, als die Fluth reicht, d. h. bis zum Einflusse des Rio Terable (s. Karte), Bananenpflanzungen, deren Früchte zu den besten im ganzen Staate Panama gehören. Dieselben bilden die hauptsächliche Nahrung der Neger und Mulatten in Mittelamerika; eine lächerlich geringe Arbeit genügt, um einem Landbauer dort zu dem zu verhelfen, was dort als Wohlstand gilt: d. h. zu zwei bis drei Hemden und Baumwollhosen, Anizado-Schnaps nach Belieben und Ambalema-Cigarren. Oberhalb des Terable finden sich nur noch wenige Hütten, und bald wird Ufer, Fluß und Wald vollständig menschenleer bis hin zu den Sitzen der Pirrea-Indianer. Dieselben stehen im Bunde mit den ihnen verwandten Eingeborenen am Chucunaque, sind nie unterworfen worden und flößen den Anwohnern des untern Bayano solche Furcht ein, daß sich dieselben nie bis zu ihren Dörfern wagen. Wyse ist, soviel Reclus erfahren hat, der einzige Weiße, der sie aufgesucht hat, und zwar im Jahre 1868.

Generalkarte des Westlichen Darien von Schiffslieutenant Wyse.

Die Bevölkerung des westlichen Darien hat wenig Indianerblut und noch weniger weißes in ihren Adern, besteht vielmehr fast ausschließlich aus Negern. Sie soll in jeder Hinsicht weniger werth sein, als ihre Vettern im Thale des Tuyra, wenn möglich noch trunksüchtiger und fauler, als diese, weil die Bananenpflanzungen ein viel leichteres Leben gewähren, als das Kautschuksammeln. Zumeist leben sie zerstreut in der Savane und haben nur zwei Dörfer, Chepo und la Capitana. Ersteres, heut ein Flecken von 1500 Seelen, war früher eine wahrhaftige Stadt mit hölzernen und steinernen Häusern; aber trotzdem es ein angenehmer und gesunder Aufenthalt war, haben ihn alle besseren Familien mit Panama vertauscht, und die beide Orte verbindende, 80 km lange Straße, einst trefflich unterhalten, ist jetzt ganz verfallen, versumpft und vom Urwalde überwuchert.

Am 7. December verließen die Reisenden auf der Canoa „La Bruja“ Panama, verfehlten aber die Mündung des Bayano, mußten deshalb auf der reizenden Waldinsel Chepillo das Einsetzen der Fluth abwarten, und erreichten dann erst in der Nacht la Capitana am Rio Mamoni, den Hafen von Chepo.

Die Ufer des untern Mamoni sind wenig angebaut; riesige Mimosen mit überaus feinem und zartem Laubwerke, das sich wie ein grüner Schleier über das mächtige Geäst legt, wechseln mit Schneckenbohnen und Mangroven, die sich durch dichtes, üppiges Laub auszeichnen. Anfangs ist das Thal breit; erst vom „chorro“ (Stromschnelle) Capero an wird es von Hügeln, die stetig an Höhe zunehmen, eingeengt. Die steilen Ausläufer des Cerro de Garapatas zwingen den Fluß zu weiten Biegungen; die Stromschnellen werden stärker und häufiger; überall zeigen sich Gesteinsbänke, und zwar nicht mehr halb zersetzte Schichten, wie in Peña Miron, sondern Konglomerate und harte Sandsteine. Bei der Mündung der Quebrada de Tagua tritt man in die Cordillera.

Während des Tages bemerkten die Reisenden zahlreiche Iguanen von mittlerer Größe, zuweilen bis zu zehn Stück auf einem Baume. Ihre Leute tödteten vier davon, deren Fleisch dem des Huhnes ähnlich schmeckt und selbst für verwöhnte Magen ein treffliches Essen abgiebt. Die Indianer stellen ihnen mittels Schlingen viel nach, aber wenn sie nicht besondern Hunger haben, so öffnen sie nur den Weibchen den Leib und nehmen ihnen die als größten Leckerbissen geschätzten Eier heraus. Die Wunde soll so vollkommen ver-

Fälle des Rio Mamoni.

heilen und die inneren Organe sich ergänzen, daß dasselbe Verfahren im nächsten Jahre wieder vorgenommen werden kann. Ueberhaupt haben sie ein zähes Leben und sind schwer zu Tode zu bringen. Am Inquati sah Reclus in jeder Hütte unter dem Schilfdache ganze Reihen dieser harmlosen Thiere lebend an einer wagerechten Stange hängen, Schwanz und Beine auf dem Rücken zusammengebunden, ein qualvoller Zustand, in welchem sie Monate lang aushalten. Ebenso grausam ist es, sie lebendig in die Kohlengluth zu werfen, damit sich die Haut leichter ablöst.

Am Einflusse des Chararé wurde übernachtet, und früh am folgenden Morgen der Kampf mit den Stromschnellen aufgenommen, welche unterhalb der Fälle des Mamoni, den sogenannten „Saltos de Chararé", liegen. Der erste Fall, aus mehreren Abtheilungen bestehend, hat drei Meter Höhe. In Voraussicht dieser Schwierigkeiten hatten die Reisenden möglichst kleine Boote, „lanchas" gemiethet, solche zu 1500 Bananen; am Bayano nämlich, wo man hauptsächlich diese kostbare Musacee anpflanzt, werden die Boote nach der Zahl dieser Früchte, die sie zu fassen vermögen, klassifizirt. Am Fuße des Falles angelangt, entlud man zuerst die leichteste der drei lanchas und schleifte sie über das Geröll nach dem Becken oberhalb des Sturzes. Das war mit großen Anstrengungen verbunden, und die lancha mußte ein gutes Theil ihres Bodens an den scharfen Felsvorsprüngen zurücklassen. Nahe darüber aber zeigt sich der zweite Sturz und weiter aufwärts immer mehr Stromschnellen und Fälle, einer immer tobender und rauschender, als der andere. Ein Theil der Leute mußte nun eine pica (Pfad) quer durch das Gestrüpp hauen bis zu einem Punkte am Rio oberhalb der Kaskaden; der andere versteckte die überflüssigen Lebensmittel, Instrumente und Vorräthe in einem Felsloche, während der Rest auf dem eben geschaffenen Wege nach dem Platze des Nachtlagers getragen wurde. Von diesem Pfade aus übersah Reclus mit einem Blicke die riesige Stufenfolge der Fälle, eines der schönsten Schauspiele in Mittelamerika. Auf einer Strecke von weniger als 500 m fällt der Mamoni, einen Halbkreis beschreibend, aus seinem Hochthale in das Flachland herab. Riesige Felsblöcke liegen in seinem Bette, über welche der durch die Regenzeit geschwellte Fluß hinwegrast; zweimal stürzt er sich gegen 10 m hoch hinab. An beiden Ufern wachsen trotz deren Steilheit große Bäume und mildern durch ihre gefälligen Formen und ihr üppiggrünes Laub die Wildheit der Schlucht.

Golf von San Miguel. Einfahrt in die Boca Chica.

Auf einen so anstrengenden Tag folgte eine böse Regennacht und wieder ein Tag, während dessen die Expedition unaufhörlich zwischen den Felsen des Flußbettes auf- und abklettern und zuletzt den Mamoni durchschwimmen mußte, um einen vortheilhaften Lagerplatz zu erreichen. Die Leute, welche nur in ihrer Piroge zu brauchen waren, wurden durch diese Anstrengungen so schwach und kraftlos, daß Reclus den kräftigsten, den Eugenio, nach dem vier Marschstunden stromaufwärts gelegenen Gaspar-Sabana sandte, um bei den dortigen Tagua-Sammlern ein Boot und Arbeiter zu miethen. Allein er kehrte unverrichteter Sache zurück, da die Leute im Gebirge abwesend waren.

Reclus hatte von Wyse den Auftrag erhalten, denjenigen Punkt zu bestimmen, wo der Tunnel des interoceanischen Kanals anzufangen hätte, und dann die Aufnahmen bis zum Salto Madroño, wo Selfridge aufgehört hatte, fortzuführen. Da er aber keine Boote hatte und das Wasser zu hoch war, um im Flußbette hinaufsteigen zu können, auch seine Mannschaft erschöpft und der Hauptzweck erreicht war (der Tunnel des auf der Karte mit einer starken Linie bezeichneten Kanals müßte offenbar am Fuße der Chararé-Fälle beginnen; er ist auf der Karte gestrichelt angegeben), so kehrte er um. Später hat Wyse selbst die fehlende Strecke bis zum Salto Madroño aufgenommen. Auf diese Erforschung des obern Mamoni folgte diejenige des Rio Terable, über welchen nur so viel gesagt sei, daß die schluchtenartigen Zusammenschnürungen und die vielen Zickzackwindungen seines Thales der Anlage eines großen Schifffahrtskanales hindernd im Wege stehen. Am 18. December um Mitternacht traf Reclus wieder in La Capitana ein. Am 20. um 4 Uhr Morgens ritt die ganze Gesellschaft bereits wieder auf der Straße von Panama. Der Mond beleuchtete die Savane von Chepo, die Temperatur war entzückend und die Pferde trabten im Paßgange dahin, eine Bewegung so angenehm wie die eines Schaukelstuhles. Anfangs ging alles gut. Die Savane ist mit spärlichem, kniehohem, aber ganz vertrocknetem Grase, das unter den Pferdehufen zerbricht, bewachsen; das stark gewellte Terrain besteht aus festem, rothem Thone, welcher wie der Löß in China sich in Gestalt von Mauern und Bastionen erhebt, die ausgedehnten verfallenden Festungen gleichen. Trotz der Sonnengluth geht es auf der Savane lustig vorwärts; böse wird es aber, wenn ein Rio zu überschreiten oder ein Sumpf in der Nähe des Meeres zu passiren ist, in welchen die Gäule bis an die Brust einsinken. Zu beiden Seiten sieht man da Skelete

Manglebäume am Tuyra.

von Ochsen liegen, die hier ihren Tod gefunden haben und die von Geiern verzehrt wurden. Da Pferde und Rinder stets die Gewohnheit haben, in dieselben Fußtapfen zu treten, so bildet sich auf allen Wegen, sie mögen so breit sein, wie sie wollen, bald eine Rinne, so tief, daß der Bauch der Thiere beiderseits anstößt. Dies und das Waten im Schlamme ermüdet sie so, daß sie sich zuweilen mit ihren Reitern in den Morast hinlegen. Faul aber sind sie nicht; geschickt klettern sie steile Uferwände hinauf und suchen sich ihren Weg durch dorniges Gestrüpp; daß die Reiter dabei nicht stets gut fortkommen, ist klar: bald fangen sie sich in einer Liane, bald stoßen sie sich an Baumstämmen, bleiben in Dornen hängen oder fallen herunter. Langsam verrannen die Stunden während dieses endlosen Rittes. Man begegnete Herden prächtigen und, wie fast immer in den Tropen, sehr sanften Rindviehes, sah auch einzelne Haciendas und öfter elende Tambos, die ihre Insassen kaum gegen Sonne und Regen schützten. Inzwischen wurde es dunkel und Panama war noch immer nicht erreicht. Erst um zehn Uhr Abends wurde der Weg gut: man hatte die Straße erreicht, auf welcher die reichen Panamaner spazierenfahren, und noch vor Mitternacht stärkte man sich im Grand Hôtel.

Panama schwamm im Vergnügen der Weihnachtswoche, und Einladungen regneten auf die Reisenden herab. Aber deren Zeit war durch das Zeichnen von Plänen und Berechnungen in Anspruch genommen, und Wyse hatte die Vor-

Yaviza.

bereitungen für eine neue Reise in eine vollkommen öde Gegend zu treffen.

Am 29. December schiffte sich die ganze Gesellschaft auf der kleinen Goëlette „Le Chucunaque" ein, erreichte am Morgen des folgenden Tages die reizende Insel Chepillo, wo Eugenio mit dem erforderlichen Material schon wartete, und fuhr am Nachmittage weiter. Dunkel waren Himmel und Meer; nur in der Ferne schwamm die Insel San Miguel in vollem Lichte. Scharen von Pelikanen folgten dem Schiffe; aus einer Höhe von 50 bis 60 m ließen sie sich mit halb ausgebreiteten Flügeln auf das Wasser herabfallen, tauchten unter und erschienen sofort wieder an der Oberfläche.

Am nächsten Tage, dem letzten des Jahres, wechselten Windstille und starke Brise, und man passirte die Pajaros- (Vogel-) Inseln und Farallon Ingles (Englisches Inselchen) und langte an der Einfahrt zum Golfe von San Miguel an. Um Mitternacht waren diejenigen, welche nicht schliefen, grausam genug, die übrigen zu wecken und ihnen ein glückliches Neujahr zu wünschen; da aber kein Mond schien und der Raum auf dem Schiffe sehr beschränkt war, verschob man die „officiellen Besuche" auf den Morgen. Um 9 Uhr wurde der Anker gelichtet und stetig lavirend wegen des starken Stromes fuhr man in den Meerbusen hinein, setzte bei la Palma einen Reisegenossen ab und legte um Mittag vor Chepigana an. Da Wyse hier erfuhr, daß die Goëlette wegen des Anschwellens des Rio Chucunaque nicht sofort bis Yaviza (s. Karte im Globus XXXVIII, S. 307) hinauffahren konnte, miethete er eine kleine Lancha, in welcher er einen bis zwei Tage früher anzukommen und die Ar-

beiten um eben so viel zu beschleunigen vermochte. Er nahm Verbrugghe, Sosa und die besten Arbeiter Lacharme's mit sich, während letzterer selbst mit Reclus zurückblieb. Dieser lichtete um 9 Uhr Abends die Anker, erreichte mit der Fluth die Alligatoreninsel und fuhr dann am nächsten Tage den von Mangrovebäumen umsäumten Tuyra bis zur Mündung des Chucunaque hinauf, wo man eine schlaflose Nacht zubrachte; denn der Wind hatte sich gelegt und die Muskitos sich erhoben.

Mit Hülfe der Ruder kam man am nächsten Morgen bis zur Mündung des Lagartero; von da ab mußte ein Boot voraus geschickt werden, welches ein Seil an einem Baume oder sonst wo befestigte, an welchem man das Schiff aufwärts zog. Da kein ordentlicher Strick an Bord war, mußte ein solcher nothdürftig aus lauter kurzen Tauenden hergestellt werden; natürlich versagte derselbe häufig den Dienst, und mit funfzehnstündiger schwerer Arbeit kam man kaum eine Meile vorwärts.

Yaviza, wo sich die Gesellschaft wieder vereinigte, war seit dem vorigen Jahre sehr heruntergekommen; fast die Hälfte seiner Einwohner ist nach Pinogana oder Tucuti gezogen, weil sich dort noch Tagua findet, während in Yaviza diese Nuß gar nicht vorkommt und der Kautschuk erschöpft ist. Bald werden von diesem Dorfe, welches einst an 1000 Einwohner zählte, nur noch ein paar Strohhütten übrig sein und der Wald wird wiederum die Savane und alle Lichtungen überwuchern.

Oberst Unterberger's Reise in China von Tien-tsin bis Tsching-kiang.

II.

Unser gewöhnliches Mittag- und Abendessen bestand aus Thee, Eiern, Reis und Huhn mit sehr piquanter Sauce. Die aus Tien-tsin mitgenommenen Konserven wurden uns bald zum Ueberdruß, die süßen chinesischen Brote, zu denen wir greifen mußten, als unser Brotvorrath erschöpft war, wollten uns nicht munden, um so besser schmeckte uns eine Art in Fett gebratener Kuchen, die unseren heimischen sehr ähneln. Das Wasser ist in der Regel gut, in einigen Dörfern war es jedoch so schlecht, daß wir den Thee durch Baumwolle filtriren mußten. Für Alles, was wir in den Gasthöfen bezogen, mußten wir den dreifachen Werth bezahlen; wir hatten es übrigens nicht anders erwartet, denn in ganz China hat der Fremde diese indirekte Abgabe zu entrichten. Man muß aber auch nicht vergessen, daß in ganz China der Europäer verachtet wird, und wenn der äußere Umgang in der Regel einen höflichen, zuweilen sogar einen freundschaftlichen Charakter annimmt, so ist das wohl stets dem Vortheile zuzuschreiben, welchen der Chinese von dem Umgange erwartet; im innersten Herzen haßt er den Europäer und weiß sehr wohl, daß letzterer unter der Aegide der Civilisation nur sein Land auszubeuten bestrebt ist. Das dem Chinesen ins Blut übergegangene „Jang-gwei-tze“ (überseeischer Teufel) bezeichnet treffend die öffentliche Meinung Chinas von uns. Aus diesem Grunde geschah es häufig, daß man uns in den besseren Gasthöfen keine Aufnahme gewährte, und wir mußten in der Regel mit den mittelmäßigeren oder selbst mit den schlechtesten Absteigequartieren fürlieb nehmen; die Leute wollten eben die Reputation ihrer Häuser nicht aufs Spiel setzen. Ja einmal geschah es sogar in einem Dorfe, daß man uns unter dem Vorwande, es gäbe keine freien Zimmer, kein einziges Gasthaus öffnete, so daß wir genöthigt waren, bei einer Privatperson abzusteigen, wo wir in einem Raume untergebracht wurden, der füglich ein Stall genannt werden konnte, in welchem wir uns vor Ungeziefer nicht zu schützen wußten. Am folgenden Morgen erklärten wir unserm Führer, wenn ein solcher Fall noch einmal eintreten sollte, würden wir dieses seiner Böswilligkeit zuschreiben und darnach unsere Maßregeln treffen. Am Abend desselben Tages wiederholte sich in der That der Fall; bei sechs Wirthshäusern wurden wir unter dem Vorwande, es sei Alles besetzt, abgewiesen. Unser Führer, eingedenk der Ermahnung vom Morgen, gab sich die größte Mühe uns unterzubringen und berichtete mir, der Vorwand sei ein müssiger und es gäbe noch Raum genug für uns. Unter solchen Umständen blieb kein anderer Ausweg als energisch vorzugehen, das mit Gewalt zu ertrotzen, was gutwillig nicht hergegeben wurde. Wir kehrten in eines der Wirthshäuser zurück, von welchem man uns abgewiesen hatte, ich ging in den Hof, überzeugte mich, daß wirklich noch Raum vorhanden, und befahl den Führern die Karren in den Hof zu fahren. Den Protest des Wirthes ließ ich unbeachtet. Wir hatten uns indessen kaum in unserm Zimmer niedergelassen, als wir durch wüsten Lärm und Geschrei gestört wurden, welches anfangs nur der Wirth und seine Familie ob solcher Willkür erhoben, in welches jedoch bald eine Menge in den Hof geströmter Neugieriger einfiel. Anfangs suchten wir dieses Gebahren zu ignoriren, als aber die unzufriedene Menge zusehends wuchs und der Wirth sich weigerte unseren Thieren Futter zu reichen, standen wir vor der Entscheidung entweder mit Sack und Pack wieder abzuziehen oder aber unsern Willen durchzusetzen. Es blieb uns übrigens nicht einmal die Wahl zwischen diesen zwei Entscheidungen, denn Nachgiebigkeit hätte nur unsere Schwäche bewiesen und der Volkshaufe hätte so viel Zuversicht gewonnen, daß wir uns auf die heftigsten thätlichen Ausbrüche seines Zornes hätten gefaßt machen müssen. Zum Ueberlegen war keine Zeit, ich trat daher auf den Hof hinaus und befahl unserm Uebersetzer mit lauter Stimme der Menge zu sagen, wer wir seien, und nach dem Dorfältesten zu senden, damit er die Ordnung wieder herstelle; bis zur Ankunft desselben drohte ich einen jeden niederzuschießen, der sich unterfangen wolle uns oder unsere Bedienung zu insultiren oder aber unseren Befehlen nicht nachzukommen; dem Wirthe befahl ich sogleich Futter für die Thiere herbeizuschaffen. Dieses wirkte: einige Sekunden folgte tiefes Schweigen, dann beeilte sich der Wirth als Erster meinen Befehlen nachzukommen und damit war die Angelegenheit erledigt, das Volk wurde aus dem Hofe gewiesen und alle ferneren Befehle ohne Widerstand befolgt. Der Aelteste erschien nicht, unter dem Vorwande nicht zu Hause zu sein; ich hatte keine Veranlassung auf seinem Erscheinen zu bestehen. Ein solcher Auftritt ist mir nur einmal begegnet, er hatte die gute Folge, daß unser Führer nun aufmerksamer und fügsamer wurde. Unsere willkürliche Handlungsweise darf uns nicht zum Vorwurfe gemacht wer-

den, die Noth zwang uns dazu, denn hätten wir uns dem Willen der Masse gefügt, so wäre sie in ihren Forderungen nur um so unverschämter geworden. Wenn ich auch weit vom Gedanken entfernt bin, daß man dem Chinesen gegenüber sich grob und anmaßend zu betragen habe, so habe ich doch erfahren, daß höfliches Benehmen nicht ein gleiches hervorruft, sondern im Gegentheil häufig durch Frechheit erwidert wird, weil der Chinese Höflichkeit und Zuvorkommenheit unsererseits für einen Ausdruck der Schwäche ansieht, die ihn veranlaßt den überseeischen Teufel sein Uebergewicht fühlen zu lassen. Ernstes und festes Auftreten dem Chinesen gegenüber führt stets zum gewünschten Ziele.

Ich kehre nochmals zu den Wirthshäusern zurück. Am Vormittage kehrten wir nur ein um unsere Thiere zu füttern und eine Mahlzeit einzunehmen; als Rast kann nur die Einkehr am Nachmittage um 5 oder 6 Uhr gezählt werden. In Städten oder größeren Dörfern wandern an den langen Abenden geschminkte [1]) und geputzte Mädchen umher, auf Saiteninstrumenten spielend und dazu singend; sie entsprechen unseren Harfenistinnen und besuchen im Gasthause abwechselnd alle Zimmer um die Gäste durch Spiel und Gesang zu erheitern, wobei sie mit Nüssen, Süßigkeiten und Thee traktirt und mit einiger Münze beschenkt werden. Spiel und Gesang entbehren jeglicher Harmonie und sind dem europäischen Ohre unerträglich. Trotz guter Bewirthung und hoher Zahlung betrugen sich die Harfenistinnen in unserm Zimmer sehr sittsam und schüchtern, ihr ungezwungen heiteres Lachen schallte nur aus den Nebenzimmern zu uns herüber, wenn sie in der Gesellschaft ihrer Landsleute waren. Um 10 Uhr begaben wir uns zur Ruhe und bald darauf versank auch das ganze Wirthshaus in tiefe Stille, die nur hin und wieder durch das Klappern des Wächters und gelegentlich durch den Schrei eines Esels oder Maulthieres unterbrochen wurde. Die Wächter bethätigten eine seltene Fertigkeit in der Handhabung ihrer Schnarren und störten häufig unsern Schlaf durch kunstvoll ausgeführte Triller und Rouladen. Noch in der Dunkelheit wurden wir geweckt, darauf wurde ein Talglicht angezündet mit einem Docht aus mit Baumwolle umwundenem Schilfrohre oder es diente eine gußeiserne Schale mit Thran als Lampe. Es wurde Thee getrunken und bei Anbruch der Morgenröthe brachen wir auf.

Städte trafen wir im Durchschnitt nach je 80 bis 85 km; sie haben gewöhnlich das Ansehen von Festungen und sind mit einer krenellirten Mauer von 6 bis 8 m Höhe und Eckthürmen umgeben. Die Mauer bildet ein Viereck, wobei die Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind; sie ist aus Lehm gebaut und mit Ziegeln bekleidet, das Fundament aus behauenen Steinen; oben ist die Mauer nicht unter 4 m dick; ein Graben ist nicht immer vorhanden. Zum Schutze der Thore hat die Mauer Ausbauchungen von halbrunder Form. Die Vorstädte liegen außerhalb der Mauer und sind oft größer als die Stadt selbst. Die Städte Chinas sind Handelscentra und außer Amtsgebäuden, Beamtenwohnungen und Tempeln bestehen sie fast ausschließlich aus Wohnungen für Händler. Daher befindet man sich sogleich, sobald man das mit Eisen beschlagene Thor passirt und das Innere der Stadt betreten hat, in von Läden und Buden eingefaßten Straßen. Die Gebäude der Städte sind von ähnlichem Charakter wie in den Dörfern, nur dauerhafter konstruirt; die Ecken der Häuser sind mit gebrannten Ziegeln ausgelegt, die Dächer mit Dachpfannen gedeckt. Das Straßenpflaster ist sehr schlecht, es besteht aus großen Steinen, die durch lange Benutzung ausgefahren sind, daher ist das Rütteln der Karren hier ganz unerträglich. Am Tage wogt in den Straßen dieser Städte ein mächtiges Leben, besonders an den Straßenecken muß man beständig Halt machen vor den sich drängenden Volksmassen. Schon wenn man sich der Mauer nähert, hört man das einer großen Stadt eigenthümliche Geräusch, das sich bald darauf in verständliches Gerede und Geschrei der in der Straße auf und ab wogenden Masse von Menschen und Thieren auflöst. Schmale Straßen führen in das Innere der Stadt, so schmal, daß zwei Karren sich mit Mühe ausweichen können; der Straße entlang führen, dicht an den mit Kaufläden überfüllten Häusern, erhöhte Gänge für die Fußgänger. Die lackirten Theile der nach außen vortretenden Holztheile der Häuser, die schweren und reich geschmückten Karniese, bunt bemalte Friesen mit vergoldeter Holzschnitzerei, die Mannigfaltigkeit der Aushängeschilder von den absonderlichsten Formen, Ziegeldächer von einer der chinesischen Architektur eigenen Ausbauchung, an den Ecken verziert mit den verschiedenartigsten Figuren und Drachen — Alles dieses zusammen giebt einer solchen Handelsstraße ein höchst phantastisches Ansehen.

Ueberall erblickt man das geschäftige Treiben der Söhne des himmlischen Reiches in ihren blauen Röcken, schwarzen Jacken und schwarzen Käppchen. Auch Frauen trifft man auf der Straße, sauber und rein, ja stutzerhaft gekleidet, in seidenen mit Silber gestickten Jacken, mit künstlichen Blumen in der tadellosen Coiffüre; sie bewegen sich geschäftig, ohne auf die Umgebung zu achten, durch die Menge mit kurzen Schritten ihrer mißgestalteten in gestickten Schuhen steckenden Füßchen. Kinder tummeln sich auf der Straße, laufen, springen, spielen und necken die Händler, ihren Ruf nachäffend. Die Kinder sind gewöhnlich schmutzig und nachlässig gekleidet; so lange sie klein sind, werden ihnen die Köpfe geschoren und nur ein oder zwei Zöpfe gelassen, die bei der Kürze der Haare emporstarren und ihnen ein höchst drolliges Aussehen geben.

In einer und derselben Straße findet man die verschiedensten Gewerbe und Handelsartikel. Hier stehen dicht bei einander Seidenwaaren, Schuhe, Schreinerarbeit und Equipagen, dann weiter Särge, Kleider, Schmiede- und Schlosserarbeit, Korbflechterwaare, Wechselbuden und Coiffeurläden. Außerdem stehen überall Tische für Kleinhändler oder Krämerbretter mit Obst und Gemüse, alten Kleidern, Süßigkeiten und verschiedenstem Hausgeräth. Zwischen den Karren und Lastpferden drängen sich Kinder und zerlumpte Leute, welche die Exkremente der Thiere in Körbe sammeln. Ueberall wird man von Gestank und Schmutz verfolgt, von dem erstickenden Geruche der öffentlichen Aborte. Die Schmutzwässer werden in die Straße gegossen und von einer Meute hungeriger Hunde überfallen, die sich um das wenige noch Genießbare raufen, welches in den Küchenabfällen einer chinesischen Wirthschaft enthalten sein kann.

Noch einer Erscheinung in China muß erwähnt werden, nämlich der Bettler. Sie werden überall angetroffen, wo die Bevölkerung dichter zusammengedrängt ist. In großen Städten, wie in Peking, bilden sie eine wohlorganisirte Zunft, mit einem Aeltesten an der Spitze. Einige öffentliche Verrichtungen, wie z. B. das Tragen von Leichen bei den Processionen, werden ausschließlich von ihnen besorgt. Sie erhalten für die Dauer einer solchen Prozession Kleider, die sie später wieder gegen ihre Lumpen abzuliefern haben. Dies sind jedoch nur solche Leute, welche aus Arbeitsscheu einen möglichst leichten Erwerb suchen. Viel trauriger steht es mit den durch Krankheit ins Elend gerathenen. Das

[1]) Im nördlichen China sind nur alte Weiber und Kinder ungeschminkt. Beim Schminken wird das Gesicht geweißt und dann werden ovale, rosenrothe Flecken aufgetragen, welche über das Auge und die Wange gehen.

Bild, welches man von diesen erschöpften, ausgedörrten Krüppeln, die von Krätze und Seuchbeulen überdeckt sind, mit sich fortträgt, ist ein so erschreckliches, daß es lange Zeit nicht aus dem Gedächtnisse schwinden will.

Das Volksgedränge in den Straßen, der Lärm und das Geschwätz, der monotone Sang der Ausrufer, das Gebell der Hunde, das Geschrei der Esel, das Geklapper der Karren auf dem holprigen Straßenpflaster, das Hämmern der Schmiede und der Lärm aus anderen Werkstuben, das Alles zusammen erzeugt in dem Kopfe des Reisenden ein solches Chaos, daß man unter diesem Eindrucke noch lange, nachdem man die Stadt im Rücken hat, verbleibt.

Auf dem Wege von Tien-tsin bis zu den Bergen von Schan-dung passirten wir die Städte: Zan-tschau (Tsang-tschau), Nang-pi-siang, De-tschau, Pin-juan-siang und Zi-ho-siang (Tsi-ho-hsien).

Je weiter wir in das Innere des Landes vordrangen, um so mehr wurden wir Gegenstand der Neugierde. Beim Eintritt in ein Dorf wurden wir sogleich von einer Schaar neugieriger Knaben umzingelt, denen sich bald Erwachsene anschlossen; die Schaar der Müssiggänger wuchs rasch, sie begleitete uns in den Hof des Gasthauses. Oft gab uns die Menge keine Ruhe und zwang uns sie fortzutreiben. Das Schließen der Thüren half nicht; dann krochen die Buben zum Fenster, erweichten mit der Zunge das Papier desselben und benutzten die so geschaffenen Gucklöcher, um uns unausgesetzt zu beobachten.

Je weiter wir nach Süden vorrückten, um so reicher zeigten sich die Dörfer von Obstbäumen umstanden, um so mehr änderte sich der Charakter der Baulichkeiten. Die Pritschen entbehrten der Heizvorrichtungen, die Fenster wurden immer kleiner, um den sengenden Strahlen der Sommersonne weniger Zugang zu gewähren.

Am 11. Februar setzten wir bei der Stadt Zi-ho-siang (Tsi-ho-hsien) über den Fluß Huan-ho (Hwang-ho). Der Uebergang dauerte 50 Minuten; der Fluß ist hier gegen 200 m breit, seine Stromgeschwindigkeit 0,6 bis 0,9 m in der Sekunde; das Wasser ist gelblich trübe, woher auch der Name: „Gelber Fluß" stammt. Der umgebende Boden besteht aus Lehm.

Das neue Jahr der Chinesen traf uns auf der Reise, und in einem Dorfe hatten wir Gelegenheit dem Lampenfeste beizuwohnen, das im Wesentlichen in einer Illumination der Häuser und Straßen mit bunten Lampen besteht. Die Form derselben ist die allermannigfaltigste: kugel- und würfelförmige, dann Lampen von der Gestalt von Kiosken, Lauben, Kähnen, Drachen u. s. w. Von den einfachsten Lampions beginnend, findet man solche von sorgfältig lackirtem und vergoldetem Holzgerüste, beklebt mit Seidenstoffe, auf welchem verschiedene Inschriften, Landschaften oder Scenen aus dem häuslichen Leben dargestellt sind. Wegen ihrer Dauerhaftigkeit sehr beliebt sind Lampen aus Horn. Als wir uns der Stadt De-tschau näherten, sahen wir eine große Menschenmenge einem leuchtenden Drachen folgen. In der Ferne schien dieser bis 12 m lange Drache sich in der Luft zu winden, seine Augen glühten feurig und aus dem weit geöffneten Rachen hing eine feurige, hin und her schwingende Zunge. In der Nähe erkannte man, daß dieser Drache aus einer Reihe durch bewegliche Schuppen unter einander verbundener Lampen bestand, in deren jeder ein Licht brannte. An jeder Lampe war unten ein Stab von etwa 2 m Länge befestigt, an dem sie getragen wurde. Die einzelnen Laternen waren so zusammengefügt, daß sie sich frei bewegen konnten. Die sorgfältige, ja man kann sagen künstlerische Ausstattung des Drachen, besonders des Kopfes desselben, machte dem Verfertiger alle Ehre. Der Drache wurde von einer großen Menschenmenge begleitet, die sich durch ohrzerreißende Musik und Losbrennen von Petarden ergötzte. Von Excessen bemerkte man trotz der ausgelassensten Fröhlichkeit keine Spur. Ich muß bemerken, daß im stärksten Volksgedränge, dem ich nicht selten beigewohnt habe, bei dem entsetzlichsten Lärmen, ich doch nie eine Rauferei gesehen, nie einem ungebührlichen Betragen begegnet bin. Ein wesentlicher Grund hierfür ist in der Nüchternheit der Chinesen zu suchen. Der oben beschriebene feurige Drache scheint bei der Feier des neuen Jahres eine bedeutende Rolle zu spielen, denn wir trafen ihn in einem der nächstfolgenden Dörfer wieder an. Hier wurde der Zug noch von Jongleuren und von als Mädchen verkleideten Tänzern begleitet.

Den 11. Februar erreichten wir die Berge. Obgleich die Reise nun langsamer vor sich ging, so wirkte doch andererseits die Abwechselung der Scenerie wohlthuend auf unser Gemüth; die ebene Fläche, auf der wir uns bisher fortbewegt, war uns zum Ueberdruß geworden, da die allen Dörfern gemeinsame Gestalt, das gleichförmige Ansehen der die Kirchhöfe umgebenden Cypressengärten, nur im Anfange der Reise unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermochten.

Schon einen Tag, bevor wir die Berge erreichten, erblickten wir ihre scharfen Umrisse am Horizonte. Nach den hohen Kämmen erwarteten wir auch hohe Pässe übersteigen zu müssen; hierin täuschten wir uns indessen, da die größte Paßhöhe nur etwa 225 m über der Ebene betrug. Nur selten und nur auf kurze Strecken trafen wir auf steile oder felsige Anstiege, gewöhnlich führte der Weg in Thälern, kleinen Flüssen entlang oder an Gebirgsabfällen mit sanftem Steigen und Fallen. Die Flüsse wurden gewöhnlich durch Furthen überschritten. Die Chinesen verstehen meisterhaft Wege durchs Gebirge anzulegen mit Vermeidung von Brücken oder künstlichen Aufdämmungen auf schwachem Boden. Der Uebergang aus der Ebene in die Berge war ganz plötzlich, da die Ausläufer des durch die Provinz Schang-dung sich von N.-O. nach S.-W. hinziehenden Tai-shan-Gebirges in das Thal steil abfallen. Gleich beim Eintritt ins Gebirge stießen wir auf Schafherden, während wir in der Ebene, außer Zugochsen, gar keinem Vieh begegnet waren.

Anfangs war der Weg recht eben, er führte über festen Sandstein und war ohne Staub; mit welcher Wollust sogen wir die frische reine Bergluft ein! Trotz des unebenen Bodens sahen wir überall Ackerfelder, die sich nicht nur an den sanfteren Abhängen hinzogen, sondern in Terrassen angelegt auch auf den steilsten Höhen bis zum Kamm des Gebirges reichten. Solche Terrassen werden durch Wände aus Feldsteinen gestützt, wodurch das Abwaschen der Ackererde durch Regengüsse verhindert wird. Solche künstliche Feldanlagen machen einen überraschenden Eindruck auf Reisende, die aus einem Gebiete kommen, in welchem wegen zu schwacher Bevölkerung viele Hunderte von Kilometern des schönsten Ackerbodens unbebaut liegen bleiben müssen. Wald und Buschwerk fehlt in den Bergen vollständig.

Dörfer trafen wir in den Bergen fast ebenso häufig wie in der Ebene, die Lehmbauten waren aber durch solche aus Feldsteinen verdrängt. Als Reisefuhrwerk wird hier fast ausschließlich der Schubkarren verwendet; besonders in der Nähe der Stadt Tai-an-fu (Tai-ngan-fu) stießen wir auf eine Menge solcher Karren mit Leuten, die von einem Feste heimkehrten. Die Gegend war hier wunderbar schön. Die 2000 bis 3000 Fuß hohen Berge, die bisher nur aus der Ferne sichtbar waren, traten hier dicht an den Weg heran, zeigten ihre herrlichen, felsigen Schluchten, ihre scharfen Kämme und steilen Gipfel. Man erblickt in ihnen eine

Menge Götzentempel, welche zwischen den Felsen hoch in den Bergen gelegen, von Cypressen umstanden, von weißen Mauern mit vorspringenden Thürmen eingefaßt, einen malerischen Anblick gewähren und sich von den nackten Felsen scharf abzeichnen.

Zuweilen wurde der Weg sehr schwierig, nicht sowohl wegen des steilen Anstieges, als vielmehr wegen der Felsen und des den Weg dick überlagernden Steingerölles. Solchen Weg trafen wir zwischen den Städten Sin-tai-hsien und I-tschau-fu. Stellenweise bedeckte das Geröll den Boden in solcher Mächtigkeit, daß es selbst dem Fleiße der Chinesen nicht gelungen ist, hier Ackerfelder anzulegen. In solchen Gebieten wuchert das Proletariat in erschreckender Fülle, mit seinen gewöhnlichen Begleitern: Diebstahl und Raub. Massen von Bettlern jeglichen Alters und Geschlechtes lagern hier am Wege und wenden sich an das Mitgefühl der Vorüberreisenden. Weiber, erschöpft und bis aufs Aeußerste abgezehrt, mit Lumpen ihre Blöße nur nothdürftig bedeckend, mit Brustkindern auf dem Arme, strecken ihre Hände nach einer milden Gabe aus. Kinder umringen den Karren in Schaaren, folgen demselben weite Strecken und flehen mit kläglichem Wimmern Barmherzigkeit. Kleinere, die noch nicht laufen können, hocken am Wege, winseln den Vorüberziehenden an und schlagen um sein Herz zu rühren vernehmlich mit den Köpfen an die Steine. Ein entsetzliches Bild! Man kann es nicht über sich gewinnen an dieser sterbenden Menge vorbei zu gehen, ohne ihr eine Handvoll Kupfermünze zuzuwerfen; aber sowie die Menge das bemerkt, folgt sie den Karren viele Kilometer weit mit Bitten und Weinen um ein Almosen, und nur um sich diese schreckliche Eskorte fernzuhalten, giebt man sich den Anschein, das Elend nicht zu sehen, verschließt Herz und Börse, wie der Chinese es gewohnt ist zu thun. Selbstverständlich kann einer solch massenhaften Bettelei die Spende Einzelner nicht abhelfen, die Noth zwingt die Unglücklichen daher zum Diebstahl, zum Raube. Wiederholt erblickten wir in Dörfern dieses unfruchtbaren Gebietes in Käfigen die Häupter bestrafter Raubmörder ausgestellt. Es ist beachtenswerth, daß eine kurze Strecke unfruchtbaren Bodens von etwa 20 km genügt, um das Elend und die Bettelei zu verursachen. Es ist dies gewiß ein deutlicher Beleg für die Uebervölkerung des Gebietes.

In den Bergen trafen wir häufig einzelnstehende, große, steinerne Thürme, die offenbar für militärische Besatzungen dienten, zur Zeit unserer Reise indessen leer und verlassen standen.

Der südliche Abfall der Berge war bedeutend flacher als der nördliche, der Weg in die Ebene führt über langgestreckte sanfte Hügel. Kurz vor der Stadt I-tschau-fu hörte der Abfall ganz auf. Im Ganzen hat unsere Reise durch die Berge $4\frac{1}{2}$ Tage gewährt, wobei wir zwei Städte: Tai-an-fu und Sin-tai-hsien passirten. Hinter der Stadt I-tschau-fu überschritten wir durch eine Furth den Fluß I-ho, wobei unser Gepäck beinahe gelitten hätte, da der Fluß sich tiefer erwies, als unsere Führer es angegeben. Nächst dem Hwang-ho ist der Fluß I-ho der größte, da alle übrigen nur Bäche genannt werden können; es scheinen übrigens einige derselben während der Regenzeit nicht passirbar zu sein. Die Wasserscheide überschritten wir am 13. Februar bei dem Dorfe Hua-ma-wang; übrigens speisen alle Flüsse, sowohl die des nördlichen als auch des südlichen Abfalles, den Kaiserkanal.

In der Stadt I-tschau-fu begegnete uns eine Procession, die von einer Beerdigung heimkehrte. An der Spitze derselben schritt ein ältlicher Chinese, der seinen Vater durch den Tod verloren hatte, ihm zur Seite sein kleiner Sohn; beide weiß gekleidet, hatten um den Kopf und den Leib Hanfseile gewunden, deren Enden auf der Erde nachschleiften. Ihnen folgten die an der Beerdigung Theilnehmenden, alle in weißen Gewändern; vor ihnen zogen Musikanten, die auf Flöten und Schalmeien eine entsetzliche Musik hervorbrachten. Der leidtragende Chinese schien von Gram ganz niedergebeugt. Die Achtung seiner Eltern ist eine charakteristische Eigenschaft des Chinesen, und ist sogar in Chinas religiöse Dogmen übergegangen, daher wird der Tod der Eltern als das größte Mißgeschick angesehen, welches einen Menschen treffen kann, und die Trauerkleider werden drei Jahre hindurch getragen.

Hinter I-tschau-fu begann wiederum die Ebene, schien aber hier noch stärker bevölkert zu sein, als im Norden der Berge; die einzelnen Gehöfte folgten einander in ununterbrochener Reihe mehrere Kilometer weit und bildeten so gleichsam ein lang sich hinziehendes Dorf; die Obstbäume bildeten große Gärten. Der Weg ging den Kaiserkanal entlang, näherte sich ihm bald mehr, bald entfernte er sich von demselben; bei Zin-zian-pu (Tsching-kiang-pu) führte er dicht am Kanal vorbei, der hier frei von Eis und mit Dschunken überfüllt war. Wir erreichten diesen Ort am 19. Februar, nachdem wir in seiner Nähe den ausgetrockneten Lauf des Hwang-ho überschritten hatten. Zin-zian-pu ist einer der reichsten Orte am Kaiserkanal und spielt als Ausgangspunkt für diesen eine hervorragende Rolle. Im nördlichen Theile, bis zu dieser Stadt, ist der Kanal nämlich sehr flach und kann als Verbindungsweg nur zwischen einzelnen Oertlichkeiten dienen, eine ununterbrochene Kommunikation besteht hier nur während der Regenzeit. In Zin-zian-pu angekommen, trafen wir sogleich Anstalten um einen Kahn zur Reise auf dem Kaiserkanal bis Tschin-kiang am Jang-tse-kiang zu miethen; denselben Tag noch bezahlten wir unsere Fuhrleute und schafften unser Gepäck in den Kahn um unsere Reise am folgenden Tage fortzusetzen. Um das Gepäck zu transportiren mußten wir besondere Träger miethen, da unsere Fuhrleute, trotz des versprochenen Extralohnes, aus Furcht vor Unannehmlichkeiten mit der Zunft der Träger hierzu nicht zu bewegen waren. Die Arbeitstheilung in China ist eine specifische Eigenthümlichkeit seines öffentlichen Lebens; jede Arbeit hat ihre Zunft und nur eine solche Theilung ermöglicht die Existenz einer so gedrängten Bevölkerung. Trotzdem sich unsere Führer geweigert hatten, das Gepäck zu tragen, begleiteten sie uns dennoch zum Kahne, wobei ein jeder von ihnen irgend eine Kleinigkeit trug. Wir wußten diese Aufmerksamkeit zu würdigen, und die strahlenden Gesichter beim Empfange eines Extratrinkgeldes zeigten, daß wir ihren Wunsch richtig erkannt hatten. Nachdem wir gemeinschaftlich uns hingehockt, nahmen wir Abschied, uns gegenseitig das Beste wünschend, und begannen uns in der Behausung möglichst bequem einzurichten.

Unser Kahn gehörte in die Klasse der Passagierboote, war 9 bis 10 m lang und 1,8 m breit, mit einer gewölbten Decke in der Mitte für die Kajüte. Am vordern Theile war ein Mast befestigt, an welchen ein mit leichten Querhölzern versehenes Segel aufgesteckt werden konnte. Die Kajüte bestand aus zwei Abtheilungen, in deren größerer für uns zwei Hängematten waren. An der Spitze des Bootes und im Rücktheile waren Räume für die Matrosen und das Gepäck. Ueber dem Steuer befand sich ein Schirm aus Rohrgeflecht als Schutz gegen Regen und Sonne für den Steuermann. Das Feuer für die Bereitung der Speisen wurde im Hintertheile des Schiffes in einem mit Erde gefüllten Holzkasten gemacht. Den Wanten entlang lief ein Steg von 0,5 m Breite für die Matrosen, wenn sie den

Kahn mit Stangen weiterstießen. An den Seiten der Kajüte liefen Laden für Gepäck, die als Sitze dienten. Das Boot war sehr sauber gehalten, die Holzarbeit solid. Die nöthigen Stangen, Bootshaken und ein kleiner Anker waren in gutem Zustande; die Bedienung bestand aus vier Mann. Der Kahn wurde je nach Umständen fortbewegt, mittels Segel, Stangen, Ruder oder an der Leine, er hatte einen Tiefgang von höchstens 0,5 m, und dennoch streiften wir manchmal den Grund des Kanals.

Der Kanal war in der Umgebung von Zin-zian-pu bedeckt von Booten, Dschunken und massenweise angehäuftem Rohr, welches als Baumaterial dient und von unten hierher geschafft war. Beide Ufer waren durch eine Brücke, die auch als Schleuse dient, verbunden.

Den 20. Februar stießen wir ab und gingen anfangs mit Rudern; der Patron des Bootes stand am Steuer, zwei Matrosen ruderten, ein dritter, ein Knabe, richtete die Speisen an und wurde außerdem zu verschiedenen anderen Arbeiten benutzt. Gleich beim Beginn sahen wir das traurige Bild der Beerdigung eines Armen. Vier Träger trugen einen einfachen Sarg, dem die weißgekleidete Wittwe in einem Schubkarren folgte; andere Begleitung gab es nicht. Wir bewegten uns mit der Strömung ziemlich rasch und bald war uns in den Windungen des Kanales Zin-zian-pu entschwunden. An beiden Ufern zogen sich Dämme hin um bei Hochwasser das Land vor Ueberschwemmungen zu schützen; dadurch war unsere Aussicht auf den Kanal und die in demselben verkehrende Volksmenge beschränkt. Auf dem Damme standen hin und wieder vereinzelte kleine Gehöfte wie Wachposten. Bei Zin-zian-pu ist der Kanal etwa 40 m breit, 2 bis 3 m tief. Der Verkehr auf ihm ist sehr lebhaft, namentlich sahen wir Hunderte von Dschunken, die, aus dem Süden Reis für die Regierung bringend, mit geblähten Segeln langsam stromaufwärts trieben und mit Flaggen voll chinesischer Inschriften geziert waren. Jährlich werden für die Regierung auf diesem Wege große Mengen von Reis transportirt.

In Cha-guai befand sich ein Zoll, um den sich eine Menge von Booten tummelte und die Visitation abwartete; wir wurden fast gar nicht untersucht und sogleich durchgelassen. Bei den vielfachen Windungen des Kanals mußten wir bald zum Segel, bald zu der Leine greifen. Letztere wurde an den Mast befestigt und von zwei Matrosen gezogen. Gewaltig schwer sahen stets die zuweilen von 10 bis 20 Menschen gezogenen Kähne aus. Weit vorgebeugt mit äußerster Anstrengung aller Kräfte schreiten die chinesischen Burlaken[1]) langsam im Takte zu einem monotonen Gesange des Führers vorwärts, unterstützt in ihrer Arbeit von den Gefährten, die vom Kahne aus denselben vorwärts stoßen.

Am häufigsten trafen wir mit Reis beladene Kähne an, dann solche, welche, zuweilen paarweise gekoppelt, mit Schilf hochgeladen waren oder mit Bambusstäben verschiedener Dicke. Der Bambus ist ein unschätzbares Material und findet in China die mannigfaltigste Verwendung. Leichtigkeit, Biegsamkeit und große Festigkeit sind seine hervorragenden Eigenschaften, daher ist er im gleichen Grade brauchbar für Stangen, Bootshaken, Masten und Querleisten für die Segel.

In der Regel ist der Kanal von Erdböschungen eingefaßt; nur in Städten und Dörfern, oder an besonders engen Stellen, sind die Ufer mit Ziegeln oder Feldsteinen bekleidet, übrigens ist er sehr vernachlässigt und wir haben nicht selten Ziegelgebäude gesehen, deren Material dem Damme selbst entnommen war. Man staunt aber über die Großartigkeit der Anlage, mit der sich in dieser Beziehung nur die berühmte Mauer vergleichen läßt. An schadhaften Stellen kann man noch jetzt die aus Pfahlwerk gebildete Grundlage der Uferbekleidung sehen und staunt über die Vorzüglichkeit dieser Arbeit. Häufig sieht man Schleusen, die zu Seitenkanälen führen und nicht minder sorgfältig gearbeitet sind, als die Kanalufer; aber auch hier bemerkt man Nachlässigkeit in der Ausbesserung. Der Kaiserkanal verfällt zusehends. In seinem nördlichen Theile ist er schon so verflacht, daß eine regelmäßige Kommunikation nicht mehr besteht, und er stellenweise nicht mehr 0,5 m Tiefe hat, während sie bei Hochwasser 3 bis 4 m beträgt und er dann für die größten Dschunken schiffbar ist. Gegen die Verflachung werden gar keine radikalen Mittel angewandt; nur Palliative kommen in Anwendung; an Stellen z. B., wo eine Verschlämmung bemerkbar wird, reinigt man den Kanal nicht, sondern verengt ihn durch Faschinen; dadurch wird hier die Strömung beschleunigt und der Schlamm wieder fortgeführt zum Schaden einer andern unterhalb gelegenen Stelle. Wie schädlich ein solches Verfahren ist, sieht man leicht ein, und in nicht zu ferner Zeit wird dieser Kanal entweder ganz unbrauchbar werden oder die Reinigung desselben wird große Summen verschlingen.

Den ersten Tag passirten wir die Stadt Bao-in-sian (Pao-jing-hsien?) und legten zur Nacht in Fang-schui an. Wir machten am Tage gar keine Rast, brachen bei der ersten Dämmerung auf und landeten mit Sonnenuntergang an irgend einem bewohnten Orte; unser Mittagsmahl nahmen wir an Bord ein. An Orten, wo wir nächtigten, trafen wir stets eine Menge von Kähnen, die zum selben Zwecke angelegt hatten. Auf ihnen tummelten sich eine Menge von Krämern mit allen möglichen Lebensmitteln, es brannten die Ufer entlang Feuer und es begann die Zubereitung des Nachtessens. Gegen 9 Uhr verstummte alles, bis zur Morgendämmerung herrschte die tiefste Stille, dann brach alles wieder auf. Auch während der Kanalfahrt waren wir beständig Gegenstand der Neugierde für die müssige Menge am Ufer, beim Begegnen eines Kahnes rief der uns zuerst begegnende Chinese das Allen so bekannte „Jang-kwei-tze" aus, worauf uns dann die Insassen des Bootes anstarrten; selbst die Hunde bellten bei der ungewohnten Erscheinung. Einst wurde die Neugierde einer uns begegnenden Bootsgesellschaft von unserm Anblicke so gefesselt, daß die Leute unsern Führer um Erlaubniß baten, ihr Boot an das unserige legen zu dürfen, um uns genauer besichtigen zu können. Da das andere Boot besser segelte als das unserige, so ging unser Führer auf den Vorschlag gern ein; nun war des Fragens kein Ende, Alles interessirte die Leute vom geringsten unserer Geräthe bis zum Stoffe unserer Kleider. Unser Uebersetzer ermüdete nicht in seinen Erklärungen, bis uns die Sache zum Ueberdrusse wurde und wir den Leuten befahlen abzustoßen.

Die nächste große Stadt nach Bao-in-sian war Gao-ju-tschau (-kao), an beiden Ufern des Kanals gelegen. Bald darauf führte der Kanal durch einen großen See des gleichen Namens; hier trafen wir Fischer mit ihren Fangvögeln, mit Ringen an den Hälsen, um sie am Verschlingen der Fische zu hindern. Einige Kähne tragen am Schnabel besondere Vorrichtungen, mittelst welcher horizontale Netze leicht in das Wasser gesenkt und dann emporgeschnellt werden konnten. Eine ähnliche Vorrichtung diente nicht nur den Fischern zum Fange, sondern wurde auch von Bettlern zum Einsammeln von Almosen benutzt. So fanden wir bei einem am hohen Ufer stehenden Tempel einen Bettler, der

[1]) Burlaken werden an der Wolga die Arbeiter genannt, welche die Schiffe an der Leine den Strom hinaufziehen.

sich eine sinnreiche Vorrichtung konstruirt hatte, um vom Ufer aus Almosen in Empfang zu nehmen. An einem sehr langen Bambusstabe hielt er einen Beutel, der durch ein Gegengewicht im Gleichgewicht gehalten war. So wie sich ein Boot näherte, senkte sich der Beutel in dasselbe und folgte ihm einige Zeit hindurch. Der Bettler beobachtete die Reisenden scharf und auf ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe wanderte der Beutel zum Nachbar, worauf er ans Ufer gezogen und seines Inhaltes entleert wurde.

Das zweite Nachtlager wählten wir in Schao-bo (Schao-pai), 65 km vom ersten; hier sahen wir die ersten zweistöckigen Häuser, welche wir weiter im Süden häufig antrafen. Von Schao-bo bis Tsching-kiang blieben noch etwa 55 km. Auf halbem Wege passirten wir die Stadt Jang-tschau-fu, welche durch die Schönheit ihrer Frauen berühmt ist. Bei der Annäherung an diese Stadt begann auf dem Kanale ein besonders reges Leben, am linken Ufer sahen wir eine geräumige Erdbefestigung mit wehenden Fahnen an den Eckthürmen, vor welcher Truppen geübt wurden. Es erschienen Kanonenboote in Form von Dschunken, die mit alten gußeisernen Geschützen zu je einem an der Spitze und am Hintertheil armirt waren. Am Vordermast wehte die orangefarbene, mit einer Inschrift bemalte Fahne, ebensolche Inschriften schmückten die Segel. Die Kanonenboote hatten ein hübsches, ja stutzerhaftes Ansehen und waren von gut gekleideten Matrosen bedient; ein über dieselben gespanntes Zelt schützte die Mannschaft vor den sengenden Sonnenstrahlen. Bei der Stadt Jang-tschau-fu, deren Mauern und Thürme am linken Ufer des Kanals erschienen, zeigte sich ein Gewoge, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann; so dicht gedrängt habe ich die verschiedenartigsten Boote selbst in Canton nicht gesehen, wo doch Hunderttausende von Menschen auf dem Wasser leben. Von der Zollstation, welche durch zwei festliegende Boote gebildet wurde, wurden wir bald durchgelassen, und nun befanden wir uns plötzlich in einem Labyrinthe von Kähnen, die aneinandergekettet in vier bis fünf Reihen am Ufer lagen und nur einen schmalen Weg im Kanale frei ließen. Man sieht Dschunken von den größten Dimensionen neben dem kleinsten Fischerkahne, und man kann alle Phasen chinesischen Lebens auf dem Wasser studiren. Die Chinesen richten sich auf den Booten sehr komfortabel ein, und das hübsche Schnitzwerk mancher Dschunke läßt auf luxuriöse Einrichtung der Kajüten schließen, in welchen man geschminkte und geputzte Frauen sieht, die den Kalian rauchen, sich mit ihren Kindern beschäftigen oder müssig auf- und abgehen. Ueberall wird gearbeitet, neue Segel werden genäht oder alte ausgebessert, Wäsche wird gewaschen und getrocknet, Kleider geflickt, Kähne kalfatert. Man hat nicht die Zeit, all' die mannigfaltigen Bilder aufzufangen. Knaben, die Drachen steigen lassen, schwimmende Enten mit einer Schnur ans Boot gefesselt, an das Verdeck gebundene Kinder, eine Mutter, die den verkrüppelten Fuß ihres vierjährigen Töchterchens bandagirt — Alles fliegt am Auge des Reisenden vorüber. Da plötzlich erschallt Gesang, begleitet von Saiteninstrumenten, aus einer zur Restauration umgewandelten Dschunke mit Räumen für Opiumraucher, Coiffeurladen, Harfenistinnen und allem zu einem solchen Lokale erforderlichen Luxus. Etwas weiter stehen mit Bambus geladene Boote, oder mit Porcellanwaare und anderen Handelsartikeln; überall drängen sich Käufer. Beständig muß man halten oder laviren, um nicht überfahren zu werden. Jede Minute gehen flache Boote von einem Ufer zum andern, in welchen die Ueberfahrenden stehen, an den Landungsstellen drängt sich das Volk in Erwartung des Fährbootes; Alles geht indessen mit Anstand vor sich, ohne Geschrei und Willkür. Erst weit hinter Jang-tschau-fu gelangten wir aus diesem schwimmenden Gewoge, doch nicht auf lange, da wir uns in der Nähe von Gua-tschau abermals in einer Unzahl von Booten befanden. Wiederum drängen wir uns durch dieses schwimmende Labyrinth, aus dem Chaos fliegen an uns die verschiedensten Bilder vorbei — da plötzlich erschallt der Pfiff eines Dampfers. Ein eigenthümliches Gefühl überkam mich bei diesem Laute, den ich zuletzt vor einem Jahre im fernen Westen gehört, als ich das Coupé der Eisenbahn verließ und in die Kibitke stieg, die mich mit raschem Dreigespanne in den fernen Osten entführte. Das Dampfschiff schoß an uns vorüber, und in wenigen Augenblicken befanden wir uns an der Mündung des Kaiserkanals in den Jang-tse-kiang.

Vor unserm Blicke erschien der herrliche breite Strom, am jenseitigen Ufer das amphitheatralisch ansteigende europäische Quartier der Stadt Tsching-kiang, eingefaßt von Bergen neben einer hohen, ganz mit Tempeln bebauten Insel, die malerisch aus dem Grün der Bäume vortraten. Am Nachmittage um $1\frac{1}{2}$ Uhr landeten wir in Tsching-kiang. Der englische Konsul, an welchen wir Geleitschreiben hatten, war abwesend; daher machten wir dankbar Gebrauch von der Gastfreiheit anderer dort lebender Europäer. Am Abend desselben Tages, am 22. Februar, langte eines der großen, nach dem Systeme amerikanischer Flußdampfer gebauten Schiffe an, welche die Verbindung zwischen Hang-kau, dem Theehafen des Jang-tse-kiang, und Schanghai unterhalten. Wir schifften uns sogleich ein und der Komfort des prachtvollen Salons sowie der einzelnen Kajüten ließ uns bald alles Unangenehme unserer 18 tägigen Reise vergessen. Nachdem das Schiff eine halbe Stunde gewartet, stieß es ab, und schon am folgenden Morgen befanden wir uns am Ufer des Haupthafens Chinas für den europäischen Handel, in Schanghai.

Zur Ethnographie der Südsee.

R. A. Es sind zwei hervorragende, theilweise grundlegende Werke über die Ethnographie und Anthropologie der Südsee, welche wir hier kurz zu besprechen gedenken. Sie führen die Titel:

Süd-See-Typen. Anthropologisches Album des Museum Godeffroy in Hamburg. 28 Tafeln mit 175 Originalphotographien, einer ethnologischen Karte des Großen Oceans und einem beschreibenden Text. Hamburg. L. Friederichsen u. Comp. 1880.

Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südsee-Völker von J. D. E. Schmeltz und Dr. med. R. Krause. Mit 46 Tafeln und einer ethnologischen Karte des Großen Oceans. Hamburg. L. Friederichsen u. Comp. 1880.

Wenn es nicht schon zu Genüge bekannt wäre, daß die Südsee-Völker, zumal die östlichen, im raschen Hinschwinden begriffen sind, so würde dieses durch neuere Reisende, wie Finsch und Bastian, vollauf bestätigt werden. Finsch klagt, wie schwer es ihm selbst auf den abgelegenen Marshall-Inseln geworden sei, noch ursprüngliche ethnographische Gegenstände zu sammeln, so schnell schreitet auch dort die „Europäisirung“ fort. Selbst die heimische Fauna geht zu Grunde und wird (z. B. auf den Hawaii-Inseln) durch eine fremde ersetzt. Bastian endlich, der kürzlich verschiedene Südsee-Inseln besuchte, hebt hervor, daß selbst das Bild von dem vor der Sonne schmelzenden Schnee nicht mehr genüge, um den schnellen Untergang der Polynesier zu charakterisiren. Die zwölfte Stunde sei hier hereingebrochen, der Ethnograph habe die höchste Eile von Nöthen, wenn er noch etwas fixiren wolle.

Unter solchen Verhältnissen tritt uns die Publikation des größten auf die Südsee bezüglichen Schatzes entgegen, der sich in Europa befindet, und sagen wir es gleich, in einer ganz vorzüglichen, ja theilweise mustergiltigen Ausführung. Beide Veröffentlichungen präsentiren sich als Originalwerke, die von nun an, wenn es sich um die Ethnographie der Südsee handelt, von Niemandem außer Acht gelassen werden dürfen.

Wenn die braunen und schwarzen Völker im Stillen Ocean dahingegangen, zerschmolzen oder durch Mischung mit einströmenden Fremden — Weißen, Chinesen, Malayen — gänzlich verändert sein werden, dann mag später der Forscher das Südsee-Typen-Album aufschlagen und ihre Bilder wenigstens anschauen. Sie sind fast durchweg nach Originalnegativen wiedergegeben, die sich im Museum Godeffroy befinden und von den Reisenden desselben, Kubary, Hübner, Kleinschmidt, Garrett, aufgenommen wurden. Von manchen Inselgruppen, z. B. Duke of York, erhalten wir hier überhaupt die ersten guten Racentypen. Auch von den Anchorites-Inseln, die kürzlich Miklucho-Maklay schilderte, erhalten wir hier gute Abbildungen, wie denn überhaupt Melanesien im Album am stärksten vertreten ist. Der kurze aber inhaltschwere Text zu dem Album, von L. Friederichsen herrührend, giebt über Lage, Größe, Einwohnerzahl der Inseln, von denen Typen dargestellt sind, Auskunft, erläutert das anthropologisch Interessirende an dem abgebildeten Individuum und bringt allgemein wichtige ethnographische Notizen.

„Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung“, welche gegen 700 Seiten umfaßt, ist ein in seiner Art einzig dastehender Katalog, welcher mit einer ganz ungewöhnlichen Genauigkeit von dem Custos des Museum, J. D. E. Schmeltz, ausgearbeitet ist. Einen besondern Werth erhält dieses Werk noch dadurch, daß ihm zahlreiche, unveröffentlichte Berichte der Reisenden des Museum einverleibt sind. Selbstverständlich ist die einschlägige Literatur reichlich benutzt und stets darauf verwiesen; keine kleine Arbeit, da es sich um mehr als 3500 Objekte handelt. Freilich hätten wir bei der Literaturbenutzung gewisse sekundäre Kompilationen, die ihre Abbildungen erst aus Wood und anderen kopirten, gern vermißt. Die Anordnung ist geographisch nach den einzelnen Inselgruppen; innerhalb derselben werden zuerst die auf die Religion, dann die auf Kleidung und Schmuck, Krieg, Jagd, Fischerei und Schifffahrt, endlich die auf Haushaltung, Nahrung, Spiele ꝛc. bezüglichen Gegenstände abgehandelt. Auch hier ist Melanesien vorzugsweise gut vertreten, dann Mikronesien. Von Polynesien wiegen Samoa und Tonga vor. Einzelne Sachen sind auch aus Australien und Alaska vorhanden. Das Ganze wollen wir als überreiche Fundgrube zur Kunde der Südseeinsulaner bezeichnen; ein Eingehen auf Einzelheiten ist bei der ersten, rein ethnographischen, Abtheilung jedoch unmöglich. Es könnte sich dieses doch nur auf ein willkürliches Hervorheben erstrecken.

Eine ganz musterhafte Arbeit, welche den zweiten Theil des Katalogs des Museum Godeffroy ausmacht, ist das Verzeichniß der Schädel und Skelete von Dr. R. Krause. Das Museum besitzt 375 Schädel und 53 Skelete, fast alle nach ihrer Herkunft genau bekannt; viele stammen aus alten Begräbnißstätten und Höhlengräbern, geben also Kunde von der frühern Bevölkerung jener Gegenden zu einer Zeit, als die Möglichkeit einer Racenmischung noch nicht so leicht gegeben war, wie jetzt. Vom Neu-Britannia-Archipel mit Einschluß der Duke-of-York-Gruppe, von den Neu-Hebriden, von den Fidschi-Inseln, von den Gilbert-Inseln, von den Carolinen, selbst von den Tonga- und Samoa-Inseln sind Schädel in solcher Anzahl vorhanden, daß Dr. Krause brauchbare Mittelwerthe aufstellen konnte.

Für die Aufstellung nahm er Ihering's Horizontale (unterer Augenhöhlenrand — Mitte der Ohröffnung) an; die Maße der Länge, Breite und Höhe wurden mit dem Spengel'schen Apparat ermittelt, die Kapacität wurde mit Hirse gemessen. Krause bearbeitete das reiche Material lediglich in Bezug auf die Schädelmessung ohne auf die Ethnologie und Linguistik Rücksicht zu nehmen; diese beiden wurden erst zuletzt zu Rathe gezogen und auf Uebereinstimmung verglichen.

Zwei Typen, der dolichokephale und brachykephale, sind die vorherrschenden in der Südsee und zwischen diesen beiden zeigen sich verschiedene Mischformen. Die 74 Fidschi-Schädel ergeben eine durchschnittliche Kapacität von 1359,2 ccm; sie bleibt etwas hinter der von A. B. Meyer für die Papuas von Neu-Guinea von 1398 ccm zurück, übersteigt aber jene des Neu-Britannia-Archipels (1232,1 ccm) bedeutend. Die von Krause für die Fidschi-Schädel berechneten Indices sind folgende:

Längenbreitenindex . . .	69,5
Längenhöhenindex . . .	76
Breitenhöhenindex . . .	109,3

Es besitzen danach die Fidschi-Insulaner sehr hohe schmale, hypsistenokephale Schädel mit extremer Dolichokephalie. Ethnographisch sehr interessant und für den Werth der Messungen sprechend ist die von Dr. Krause gefundene Thatsache, daß der Längenbreitenindex und der Längenhöhenindex wächst, während der Breitenhöhenindex abnimmt, je weiter wir von Westen nach Osten innerhalb der Inselgruppe vorschreiten, und dies bedeutet eine Zunahme der Breite und Abnahme der Höhe der Schädel im Verhältniß zur Länge. Offenbar tritt hier die Einwirkung der brachykephalen Tonganer in Erscheinung, deren Einwanderung auf den östlichen Fidschi-Inseln eine bekannte Thatsache ist.

Von Mallicollo und den Neu-Hebriden sind 16 Schädel vorhanden, die sämmtlich Spuren künstlicher Deformation zeigen, ohne indessen ihren papuanischen Typus im geringsten einzubüßen. Die Kapacität beträgt im Mittel 1274; die Indices lauten:

Längenbreitenindex . . .	69,8
Längenhöhenindex . . .	76
Breitenhöhenindex . . .	106,8

Vom Neu-Britannia-Archipel sind 150 Schädel vorhanden, darunter allein 120 von Mioko (Duke-of-York-Gruppe). Die Kapacität (1232 ccm) ist geringer als bei den Fidschi-Insulanern. Die Indices sind folgende:

Längenbreitenindex . . . 72,3
Längenhöhenindex . . . 76
Breitenhöhenindex . . . 105,1

Da nun die Breite der Neu-Britannia-Schädel im Mittel ganz dieselbe ist, wie bei den Fidschi-Insulanern, so kommt die Zunahme des Längenbreitenindex lediglich auf Kosten des geringen Längendurchmessers zu Stande, welcher in der That um 7 mm kleiner ist. Trotzdem gehören diese Schädel immer noch zu den schmalen Hochschädeln, allerdings mit geringerer Dolichokephalie und etwas geringerer Höhe als bei den Fidschis.

Den Bewohnern des Neu-Britannia-Archipels reihen sich zunächst die Einwohner der Gilbert-Inseln an, welche mit 22 Schädeln vertreten sind und eine durchschnittliche Kapacität von 1320 ccm zeigen. Die Indices wurden folgendermaßen berechnet:

Längenbreitenindex . . . 73,8
Längenhöhenindex . . . 77,7
Breitenhöhenindex . . . 104,5

Die 46 Schädel von den Carolinen zeigen eine Kapacität von 1304,9 im Mittel und folgende Indices:

Längenbreitenindex . . . 75,3
Längenhöhenindex . . . 78,2
Breitenhöhenindex . . . 103,8

Krause hat diese Schädel nach den einzelnen Inseln, von denen sie stammen (Ponapé, Mortlok, Ruk, Yap, Palau), zusammengestellt und hierbei gefunden, daß der Längenbreitenindex von Osten nach Westen hin zunimmt und immer mehr Einfluß einer breitschädeligen Bevölkerung hervortritt. Da nun die westlichen, den Carolinen benachbarten Inseln, die Philippinen und Molukken, unzweifelhaft von einer ausgesprochen brachykephalen Menschenrace bewohnt sind, so werden wir in ihnen das Element annehmen müssen, durch dessen Einmischung die Zunahme der Schädelbreite auf den Carolinen nach Westen zu bewirkt wird. Ponapé, die östlichste der vertretenen Inseln, ist am meisten dolichokephal, in ihren Verhältnissen sich fast ganz mit Neu-Britannien deckend, Yap und Palau, die westlichsten Carolinen, zeigen bereits ausgesprochene brachykephale Einwohnerschaft.

Die 13 Schädel von Samoa (Upolu) haben eine durchschnittliche Kapacität von 1391,7 ccm und nachstehende Indices:

Längenbreitenindex . . . 77,5
Längenhöhenindex . . . 78,8
Breitenhöhenindex . . . 101,7

Danach gehören die Samoaner zu den Mesokephalen, indessen sind auch so viel dolichokephale und brachykephale Formen vertreten, daß das Gepräge der Vermischung zweier entgegengesetzter Menschenracen deutlich zu Tage tritt.

Von den Tonga-Inseln sind 19 meist defekte Schädel vorhanden, so daß nur unsichere Mittelzahlen erhalten werden konnten. Die Kapacität wurde zu 1538,2 ccm im Durchschnitte befunden; die Indices lauten:

Längenbreitenindex . . . 83,5
Längenhöhenindex . . . 82,2
Breitenhöhenindex . . . 100,9

Es gehören somit die Tonganer zu den ausgesprochenen Brachykephalen.

Wir übergehen diejenigen Inseln, welche nur in einzelnen Schädeln in der Sammlung vertreten sind, und wenden uns den allgemein anthropologisch-ethnographischen Resultaten zu, welche Dr. Krause aus seinen Messungen gewonnen hat. Zunächst ist zu wiederholen, daß nur zwei ausgesprochene Typen, ein dolichokephaler und brachykephaler, als Grundformen in der Südsee vorhanden sind und daß alle übrigen Kopfformen bloß Mischformen beider Typen darstellen. Vorherrschende Form in der Südsee ist die Dolichokephalie; die langschädeligen Menschen waren ursprünglich über die meisten Inseln verbreitet. Rein und unvermischt sind sie auf den Fidschi-Inseln, auf Neu-Guinea, Neu-Britannien, den Neu-Hebriden, auf Ponapé und in Nordost-Australien. Wahrscheinlich gehören hierher auch die Bewohner der Salomo-Inseln und von Neu-Caledonien, doch fehlen hier ausreichende Messungen. Diese dolichokephale Race nennt Krause die papuanische.

Die brachykephalen Menschen der Südsee sind rein nur auf den Tonga-Inseln, vielleicht im Ellice- und Hervey-Archipel vertreten. „Polynesier“ will Krause diese Kurzköpfe nicht nennen; er bezeichnet sie nach ihrer Abstammung als malayische Race. Außer diesen beiden Formen sind zahlreiche Mittelformen, bald mehr dem brachykephalen, bald mehr dem dolichokephalen Typus zuneigend, gefunden worden. Sie sind aus Vermischung der beiden Grundformen entstanden. Auffallend zeigt sich dieses auf den Fidschi- und Carolinen-Inseln, wie weiter oben besprochen wurde. Soweit hat Krause seine Resultate nur aus den Schädelmessungen erhalten, und sie stimmen, das liegt für jeden Kenner auf der Hand, überein mit den bekannten ethnographischen Verhältnissen der Südsee: die Melanesier sind die dolichokephalen, die Polynesier die brachykephalen.

Woher stammen nun die beiden Racen? Daß sie ihren Ursprung auf den Südsee-Inseln selbst nicht gehabt haben können, bedarf keines Beweises mehr. Krause weist nun auf die auch schon von Wallace betonte Uebereinstimmung der Papuas in Körperbau, Schädelbildung und äußerm Ansehen mit den afrikanischen Negern hin und findet keinen anatomischen Grund, die beiden schwarzen Völker trotz ihrer Entfernung anthropologisch zu trennen. Da die Melanesier aber bei der jetzt bestehenden Vertheilung von Land und Wasser nicht aus Afrika abgeleitet werden können und „Afrika selbst in seiner jetzigen Gestalt ein verhältnißmäßig junger Welttheil ist“, so entstand auch hier die schwarze Race nicht. Krause greift daher auf Sclater's „Lemurien“ zurück, den hypothetischen im Indischen Ocean untergegangenen Erdtheil, von wo die Neger nach Westen, die Melanesier nach Osten zogen. „Es sind mithin die Neger und Papuas nicht autochthone Bewohner der Südsee und Afrikas, sondern nur unmittelbare Nachkommen der langschädeligen, südoceanischen Urrace; sie sind Bruderstämme, deren Trennung schon vor einer Reihe von Jahrtausenden erfolgte.“ (Wallace giebt übrigens in seinem neuesten Werke der Existenz von „Lemurien“ einen harten Stoß.)

Was die brachykephalen Polynesier betrifft, so verlegt auch Krause ihren Ursprung in das südöstliche Asien, zu den Malaien.

Bisher blieb der Name „Mikronesier“ unerwähnt. Krause verwirft ihn, sofern er eine besondere Race bezeichnen soll, gänzlich. Sie sind nach anthropologischen Merkmalen nur als eine aus Polynesiern und Melanesiern gemischte Bevölkerung anzusehen, „für welche einen eigenen Namen zu wählen bloß Verwirrung anrichtet“.

Das Resultat der Untersuchungen Krause's ist also: In der Südsee bestehen nur zwei Racen, die dolichokephale dunkle und brachykephale helle. Beide sind aus verschiedenen Schöpfungscentren eingewandert; die dunklen aus Lemurien, die hellen aus Südostasien. Die ersteren stehen

in einem verwandtschaftlichen Verhältniß zu den Afrikanern, die letzteren zu den Malaien.

Wohl stehen diesem Resultate manche ethnologische und linguistische Ergebnisse entgegen. „Das Skelet des Menschen aber und besonders der Schädel als Ausdruck des Gehirns sind diejenigen Bestandtheile des Körpers, welche am konstantesten den Typus der Race festhalten, während Größe, Hautfarbe, Haar, Sitte, Sprache viel leichter Veränderungen in Folge von Klima, Lebensweise, Nahrung, Wohnort, Gewohnheiten und Gebräuchen unterliegen. Somit können allein die auf anatomisch-craniometrischem Wege erlangten Resultate positive Grundlagen für eine richtige Systematik der Menschheit abgeben."

Beigegeben ist beiden Werken eine ethnographische Karte der Südsee, auf Grundlage der Petermann'schen Karte des Großen Oceans in 1 : 40 000 000. Das ethnographische Colorit zu derselben ist eine Wiederholung der Whitmee'schen Karte (Journ. Anthropol. Inst. VIII). Daß die l'Echiquier-Inseln nördlich von Neu-Guinea zu Melanesien gezogen sind, stimmt nicht. Sie sind nach Miklucho-Maklay von Mikronesiern bewohnt. Abweichend von Krause hält nämlich die Karte die Mikronesier noch aufrecht.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Times" erhalten aus St. Petersburg, 21. December 1880, die Nachricht, daß eine russische Abtheilung von 10 Ingenieuren, 5 Compagnien Infanterie und 3 Sotnien Kosaken emsig damit beschäftigt ist, den Amu Darja von seinem bisherigen Laufe ab- und dem Kaspischen Meere zuzuleiten. General Gluchowski beaufsichtigt die Arbeiten, für welche die Regierung eine Summe von 600 000 Rubeln angewiesen hat.

— Die Expedition zur Erforschung des Irtysch unter Michaelis ist, den „Semip. Oblastn. Wjed." zufolge, glücklich zu Ende geführt bis zum Ausflusse desselben aus dem Zaisan-Nor, auch ein Theil des Sees wurde untersucht. Am Oberlaufe des Flusses hatte die Expedition viele Mühe, weil das Schilf, durch welches sonst Schiffe leicht hindurchgehen, diesmal vom Hagel zusammengeschlagen eine dichte Masse bildete, an anderen Stellen hatte Hochwasser die sonst benutzten Leinpfade überschwemmt. Im See Zaisan-Nor fand man einen trefflichen Hafen, der für einige Dampfer als Winterstation dienen kann; andere Buchten bei Kap Goly und Topolny können nur vorübergehend zum Aufenthalte dienen, da sie für einige Windrichtungen offen daliegen und das Verweilen dort sehr beunruhigt ist.

— Im Oblast Semirjetschensk ist im November 1880 bei der Stanitze Lepsinskoje eine Stadt Lepsinsk neu errichtet, gleichzeitig die Stadt Sergiopol in eine Stanitze umgewandelt worden.

— Auch in Kopenhagen hat man seine Aufmerksamkeit auf die Produkte des nördlichen Sibirien und den Seeweg dorthin gerichtet; zwei Vertreter der Kaufmannschaft haben an Ort und Stelle die Verhältnisse geprüft, dieselben besser gefunden, als sie erwartet hatten, und zu Ende des vorigen Jahres wurde deshalb eine dänisch-sibirische Handelsgesellschaft gebildet.

— Von Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" (s. „Globus" XXXVII, S. 79) liegt der erste Band von 20 Lieferungen nunmehr abgeschlossen vor; derselbe behandelt außer den allgemeinen geographischen und ethnographischen Verhältnissen in 13 Kapiteln Bombay, Dekhan, Haiderabad, Madras, die Nilgiris, Orissa, Bengalen und Behar. Wir weisen nochmals darauf hin, daß den prachtvollen Abbildungen ein so gediegener Text zur Seite steht, wie ihn kaum ein Zweiter zu schreiben im Stande wäre. Der Autor ist mit der erste Kenner und zudem Besitzer der einschlägigen Literatur, die seltensten Werke nicht ausgeschlossen, ist philologisch gebildet, Autorität im Tibetanischen, und bringt als Beamter die Kenntniß der Verwaltung zu seinem schwierigen Werke mit. Der zweite Band, für welchen zahlreiche Originalbilder bereit liegen, wird Hindostan, Pandschab, die Vasallenstaaten von Central-Indien und von Radschputana und die Grenzgebiete im Himalaja und gegen Afghanistan vorführen und soll im laufenden Jahre fertig erscheinen.

— Mr. Baller von der China-Inland-Mission hat kürzlich eine Reise durch die wenig bekannte Provinz Kweitschau gemacht, als die Bevölkerung gerade mit der Opiumernte beschäftigt war. Er beschreibt den Hergang dabei folgendermaßen. Mit einem kleinen dreiklingigen Messer wird ein Einschnitt in den Mohnkopf gemacht, sobald die Blumenblätter abfallen. Nach kurzer Zeit wird der Tropfen Milchsaft, der danach zum Vorschein kommt, mittels eines kleinen gekrümmten Messers abgeschabt und in einer Bamburöhre aufgefangen, ein neuer Einschnitt gemacht, und damit fortgefahren, bis kein Saft mehr ausfließt. Derselbe wird in der Sonne getrocknet, bis er schwarz wird, und ist dann fertig für den Verkauf.

Afrika.

— Die Società d'Esplorazione commerciale beabsichtigte, gegen Ende November eine Expedition nach Benghazi zu senden, um dort und in Derna Handelsstationen zu errichten und eine gründliche Erforschung der Kyrenaika für Kolonisation und Wissenschaft vorzunehmen. Zu den Kosten steuert die Gesellschaft 10 000 Lire, die italienische Regierung 20 000 bei, das Unterrichtsministerium außerdem eine Extrasumme für die wissenschaftlichen Arbeiten. Im kommenden Frühjahre sollen dann zwei Delegirte über Kufra nach Wadai geschickt werden, falls der Chef der Snussi-Sekte seine Einwilligung dazu giebt.

— Die ethnologische Stellung der Tibbu oder Tubu wurde in einer der letzten Sitzungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde von G. Nachtigal besprochen und damit eine offene ethnographische Frage ihrer Lösung näher gebracht. In dem ersten Bande seines Werkes „Sahara und Sudan" war Nachtigal darauf nicht eingegangen, jetzt aber hat er dieselbe, nachdem er sein linguistisches Material durchstudirt, gründlich erörtert. Die „Leute von Tu", denn das bedeutet Tubu, sind in ihrer Heimath nur von Nachtigal beobachtet worden, und dort wies die Körperbeschaffenheit, sowie manches andere, darauf hin, daß sie in verwandtschaftlicher Beziehung zu der großen Berberrace stehen. Regelmäßige Gesichtszüge, häufig helle Hautfarbe, gut entwickelte Nasenbeine, fehlender Prognathismus, aristokratische Gestaltung des Gemeindewesens, Stellung der Frau, das alles unterschied sie von den Negern des Sudan. Heinrich Barth aber hatte schon früher gezeigt, daß die Sprache der Tubu und die Sprache von Bornu — eine echte Negersprache, wie man glaubte — einander nahe verwandt seien, und so stellte

man dann auch die Bewohner der östlichen Sahara, die Tubu, zu den Negern.

Nachtigal zeigt nun, daß bereits Makrisi und Leo Africanus von einer Einwanderung resp. Einwirkung der Tubu auf die Kanuri (Bewohner Bornus) reden, und diese historischen Zeugnisse begründet Nachtigal auch anderweitig. Freilich beweist Lepsius, daß die Tubusprache unzweifelhaft eine Negersprache sei, „obgleich er zugesteht, daß sie den eigentlichen Charakter der Negersprache ganz aufgegeben habe". Andererseits sind aber nach Nachtigal die Kanuri ein Mischvolk, bei dem vielfach die nördlichen Tubu-Elemente noch zum Vorschein kommen.

„Die Kanuri sowie ihre Sprache haben ihren Ausgangspunkt im nördlichen Afrika, und zwar bei den Tubu; das Volk gehört zwar jetzt durch Vermischung und Anpassung zu den Negern, aber die Sprache läßt den ursprünglichen Gegensatz zu diesen noch wohl erkennen und man darf also nicht schließen: die Tubu sind Neger, weil sie sich sprachlich als nahe Verwandte der Kanuri erweisen." Ganz ist aber der Gegensatz, in welchem Anthropologie und Linguistik in Bezug auf die Tubu stehen, nicht zu beseitigen. Sprachlich nähern sie sich den Negern, physisch, psychisch, gesellschaftlich den hamitischen Nordostafrikanern, und Nachtigal ist vorläufig geneigt, sie den letzteren selbst beizuzählen; eine Lösung, die uns mehr befriedigt, als wenn er, auf das bloß sprachliche Element bauend, sie zu den Negern gestellt hätte.

— „Natur- und Kulturleben der Zulus" ist der Titel einer kleinen Schrift des in Südafrika als Arzt angestellten Dr. med. M. Kranz (Wiesbaden, Niedner 1880), in welchem der Verfasser das kürzlich in den Vordergrund getretene interessante Volk für ein größeres Publikum schildert. Freilich möchten wir darin mit ihm nicht übereinstimmen, daß die Zulu zu den „bis jetzt wenig gekannten" Völkern gehören, da die Literatur über dieselben doch eine sehr reiche ist. Auch möchten wir die Leser davor warnen, mit Dr. Kranz (S. 105) anzunehmen, daß gewisse Gesetze und Gebräuche unter den Zulu „auf mosaischen Ursprung hindeuten". Das ist unbewiesen, denn die bloße Uebereinstimmung beweist gar nichts; dieselben Sitten und Gebräuche kommen neben einander auch anderwärts vor, und der umgekehrte Schluß, daß die jüdischen Sitten von den Zulu stammen, hätte genau so viel Berechtigung. Im Allgemeinen orientirt das Schriftchen, theils hervorgegangen aus eigener Beobachtung, theils aus den Mittheilungen des dem Verfasser befreundeten Missionärs Horner, sehr wohl über Land und Leute. Dr. Kranz stellt Englands Kulturmission in Südafrika sehr hoch. Die Mittel dazu sind freilich nicht immer lobenswerth und das Vorgehen gegenüber Transvaal ist einfach rechtswidrige und rohe Vergewaltigung gewesen, worüber man in England sich ja selbst vollkommen klar war.

— R. E. Flegel, welcher mit Unterstützung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland eine zweite Reise nach dem Oberlaufe des Benuë angetreten hatte (s. „Globus" XXXVIII, S. 240), hat sich gezwungen gesehen, seinen Plan zu ändern, da das Missionsdampfschiff „Henry Venn", auf welchem er seine erste Reise hatte machen können, 1880 nicht wieder den Benuë hinaufging. Er beabsichtigt nun, zunächst den mittlern Niger zu erforschen, und hat, wie er an Dr. Behm schreibt, sowohl die nöthige Erlaubniß dazu als auch Unterstützung Seitens des Herrschers von Nupe (unter 9° nördl. Br. am Niger) erhalten. „So hoffe ich denn glücklich nach Sokoto zu gelangen und, wenn nur irgend möglich, bald einen Beitrag zur Kenntniß des alten Niger zu liefern, die Karte von der Strecke Jaurie-Say. Zwar hat mich der König ernstlich gewarnt, über Jaurie (11° 15' nördl. Br.), namentlich aber über Komba (12° nördl. Br.) hinaus zu gehen, doch hoffe ich noch, daß ich es möglich machen werde. Wenn nicht, so erhalte ich in Sokoto jedenfalls Briefe vom Sultan für die Quellgebiete des Benuë, und das muß mich dann trösten, da es entschieden von Bedeutung für mein eigentliches Unternehmen ist."

Polar-Gebiet.

— Die „Royal Geographical Society" hat es zwar abgelehnt, das arktische Projekt des Commodore Cheyne, der bekanntlich den Pol mittels Luftballons erreichen will, zu unterstützen, scheint aber neue Schritte zur Förderung der Polarforschung thun zu wollen. Es soll ein Ausschuß ernannt werden, dessen Aufgabe zunächst sein soll, alle seit Rückkehr der Nares'schen Nordpolexpedition eingelaufenen Nachrichten zusammenzustellen. Von den Ergebnissen dieser Enquête wird es abhängen, ob die Geographische Gesellschaft irgend welche Schritte thun wird.

— Von dem bereits früher angekündigten Reisewerke A. E. von Nordenskjöld's: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878 bis 1880" ist in F. A. Brockhaus' Verlag noch vor Schluß des vorigen Jahres die erste reich illustrirte Lieferung erschienen. Das Werk ist auf 2 Bände in circa 20 Lieferungen (à 1 Mark) berechnet, erscheint gleichzeitig mit der schwedischen Ausgabe und soll noch im Laufe des Jahres 1881 zum Abschluß kommen. Es rührt aus der Feder des berühmten Nordpolfahrers selbst her, wird die Beschreibung der ganzen Vega-Fahrt bringen, dann Schilderungen der arktischen Natur, des Klimas, des Thier- und Pflanzenlebens, der Polarvölker (Samojeden, Tschuktschen und Eskimos) und soll zahlreiche Abbildungen nach Originalaufnahmen und Karten enthalten. Dasselbe giebt aber außerdem eine historische Uebersicht der wichtigsten Entdeckungsreisen längs der Nordküsten der alten Welt, über die Fahrten von Nordenskjöld's Vorgängern, und so enthält gleich die erste Lieferung den merkwürdigen Bericht des Norwegers Othere, welcher vor etwa einem Jahrtausend die Nordspitze Europas zum ersten Male, soweit unsere Nachrichten reichen, umsegelt, und dessen Forschungen kein Geringerer als König Alfred in seiner angelsächsischen Bearbeitung des Orosius der Nachwelt überliefert hat.

Vermischtes.

— Im Jahre 1870 wurde in Neuyork eine Judenmission begründet; in Philadelphia besteht gleichfalls schon länger eine solche, und auf dem europäischen Kontinent bestehen gleichfalls einige kleine Gesellschaften zu Basel, Berlin, in den Rheinlanden, in Stavanger, in den baltischen Provinzen u. s. w.; alle reichen aber an Bedeutung nicht an die englischen Vereine heran. Alle diese Gesellschaften hatten 1877 ein Einkommen von 1 340 000 Mark. Sie unterhielten 220 Agenten oder einen auf je 31 000 Juden, wenn man die Gesammtzahl der letzteren zu sieben Millionen annimmt[1]).

[1]) Mission Work among the Jews by J. Alexander in Israel's Watchman. April 1877, 35.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

IX.

In fünf Pirogen fuhren die Reisenden mit 13 Arbeitern von Yaviza aus den Rio Tupisa (s. Karte „Globus" XXXVIII, S. 307) aufwärts; anfangs, in seinem Unterlaufe, durchströmt derselbe in starken Krümmungen ebenes Land, weiter aufwärts öfters enge Schluchten. Am Ufer folgen sich die Gesteine genau in derselben Ordnung, wie am mittlern Tuyra: erst kompakter Thon, dann Schwemmland, aus Bänken bläulichen Gerölls bestehend, dessen bloße Berührung schon nach dem Glauben der Indianer Fieber erzeugt, endlich Thonschiefer und Sandstein. Am zweiten Tage erweiterte sich das Thal und zeigte Spuren früherer Bewohnung; entartete Fruchtbäume und eine sehr geschätzte Bananenart wuchsen in Menge an den Ufern. Es ist dies derjenige Theil des Staates Panama, welcher das reichste Thierleben aufzuweisen hat. Scharen von Vögeln, Beutelstaare, graue Tauben, Pavas Reales (Königshühner) und andere erhoben sich beim Nahen der Boote von den Büschen und Bäumen; auf den Sandbänken gewahrte man reichliche Spuren vom Tapir, Wildschweine und Pekari, und der Fluß wimmelte von Kaimans, Fischen und Schildkröten, deren Eier gesammelt wurden. Leider verweilte die Expedition nur kurze Zeit in diesem Schlaraffenlande, dessen Wildstand die beschwerliche Mitnahme von Lebensmitteln überflüssig gemacht hätte. Gegen Mittag erreichte man die Mündung des Tiati, wo das Land so eben ist, daß sich eine Strömung kaum bemerkbar machte, obwohl die Regenzeit noch nicht lange vorüber war. Das Gewässer ist schwarz, übelriechend und mit einer dicken Schicht von Wasserlinsen, Erde, Blüthenstaub und dergleichen bedeckt; die Bäume des Ufers strecken ihre Aeste dicht über dem Wasserspiegel aus, die Schifffahrt wird ungemein schwierig. Bald zeigen sich auch Untiefen und gleichzeitig Anhäufungen von Baumstämmen, deren Beseitigung viel Arbeit und Zeit in Anspruch genommen hätte. Wyse errichtete hier also ein Dépôt, wohin allwöchentlich Lebensmittel und Briefe von Yaviza gebracht werden sollten, und gab sofort auf der Karte die Richtung des Durchhaues (trocha) an, welcher nach dem Markirungspfahle 1091 b, wo die Arbeiten im vergangenen Jahre aufgehört hatten, angelegt werden sollte. Derselbe überschritt dreimal den Tiati, blieb dann dauernd auf dessen linkem Ufer und trat darauf in eine hügelige Gegend, deren oft steile Hänge das Vorwärtsschaffen des Materials unendlich erschwerten. Um nur das Allernöthigste zu transportiren, mußte die gesammte Mannschaft, von drei Holzfällern abgesehen, denselben Weg dreimal hin und zurück machen. Begreiflicher Weise rückten die Arbeiten nur langsam vorwärts, und erst am 14. Januar fand man die Trocha vom vorhergehenden Jahre wieder auf, welche in der Zwischenzeit vollkommen verwachsen war. Die Rancheria war noch vorhanden; aber erst nachdem eine Familie von mapanas, der giftigsten Schlangenart Dariens, daraus entfernt worden war, konnte man darin die am wenigsten nöthigen Instrumente und Lebensmittel unterbringen. Je weiter man vordrang, desto schneller stieg das Land an; das Bett des Tiati liegt hier schon 72 m hoch; er ist reißend, von Stromschnellen durchsetzt und von nackten Felswänden eingefaßt.

Inzwischen war Wyse nebst Verbrugghe und einem Theil der Leute nach Panama zurückgekehrt, um in Aspinwall mit dem französischen Admiral Maudet, Kommandanten des Antillen-Geschwaders, zusammenzutreffen, welcher ihm versprochen hatte, zur Untersuchung der Acanti-Bai einen Aviso zu detachiren. Ein Theil der unter Reclus' Befehl zurückgebliebenen Arbeiter war erkrankt, vielleicht weil das von Panama mitgenommene Fleisch schlecht getrocknet war, und es blieben nur 6 Arbeiter anstatt 14, um das Material zu tragen. Die Arbeit selbst war gleichfalls schwierig; weiter unten, wo das Thal stellenweise breit ist, bildet der Fluß zahlreiche Arme und hat die ganze Thalsohle mit Sumpf erfüllt; höher hinauf durchströmt er eine Schlucht, die so eng wird, daß Reclus in derselben um 5 Uhr Abends kaum für das Eintragen seiner Notizen Licht genug hatte, während hoch über ihm die Tropensonne die Baumwipfel und mit Blüthen bedeckten Lianen mit ihren Strahlen vergoldete. Und der Nordwind, welcher durch die Schlucht pfiff, durchkältete die Europäer in ihren nassen Kleidern oft bis auf das Mark. Ja, es kamen mehrere Tage, wo die Arbeiten trotz eines von Wyse gesendeten Nachschubes von Leuten wegen der zahlreichen Erkrankungen fast ganz ruhten. Zuletzt aber erreichte man die das Thal des Tiati einschließenden Höhen und folgte nun dem Kamme des Gebirges, welcher oft nicht breiter als 4 m war und beiderseits oft 40 m tief abstürzte, dann einem Sporn mit gekrümmten Abhängen: ein Windstoß hatte dort die Bäume vom Gipfel herabgestürzt und ein wildes Durcheinander von halb verfaulten Stämmen, Wurzeln und Aesten, ein „mal paso" (schwer zu passirende Stelle) in höchster Vollendung gebildet. Mit Händen und Füßen arbeitend, mußte man von Ast zu Ast zu gelangen suchen; glücklicherweise war das Hinderniß nur 150 m lang, sonst hätte man die Richtung der Trocha ändern müssen. Mehrere Tage lang blieb das Terrain in gleicher Weise schwierig; bis zum Tupisa hin hatte man sich auf zerrissenen Berghängen zu halten, die von nahe bei einander liegenden Schluchten und Runsen durchfurcht waren; ohne Aufhören senkte sich die Trocha und stieg wieder an, und die beste Arbeitszeit wurde durch das Fortschaffen des Gepäcks in Anspruch genommen. Dafür wurde die Gegend dort sehr wildreich: auf Schritt und Tritt hörte man das Heulen der Affen, und es wimmelte von Hokkos und wilden Truthühnern, welche gute Braten für die Tafel lieferten, ebenso wie die Corcovados, eine Art großer Wachtel mit rebhuhnartigem Gefieder, welche ganz vorzüglich schmeckt, und der deswegen von allen fleischfressenden Thieren eifrig nachgestellt wird. Morgens und Abends gegen 6 Uhr giebt dieser Vogel fünf oder sechs laute, rhythmische Töne von sich, was ihm den Namen „reloj del pobre" (Uhr des Armen) verschafft hat.

Acht Tage später wurde die Wasserscheide zwischen dem Rio Chico und dem Tupisa überschritten; am selben Tage aber erkrankte selbst der alte Waldläufer Lacharme sehr stark am Fieber, so daß am folgenden Tage Sosa die Führung der Holzfäller und Reclus den Tachcometer übernahm. Allein sehr bald erschien Lacharme, entschieden erholt, um seine Arbeit selbst fortzuführen. In der Cordillere regnete es, das Thal war von Nebel erfüllt. Das wurde indessen aufgewogen durch die Ankunft von sechs Arbeitern, welche einen Brief von Wyse überbrachten: demselben zufolge hatte Admiral Maudet den Kreuzer „Le Dupetit-Thouars" beauftragt, die genaue Position von Acanti zu bestimmen und die Bucht hydrographisch aufzunehmen. Das Schiff sollte mit Wyse und Verbrugghe an Bord gegen den 10. Februar in Acanti sein, und Reclus erhielt die Weisung, zur selben Zeit dort am Ufer des Atlantischen Oceans einzutreffen, sollte es auch deshalb unmöglich sein, den Durchhau und die tacheometrischen Aufnahmen fortzuführen; in diesem Falle sollte er sich auf eine Rekognoszirung der Gegend, wo der Tunnel auf der atlantischen Seite seinen Anfang zu nehmen hätte, beschränken. Bis zu jenem Termin waren es noch zehn Tage, zu wenig, um die Aufnahmen zu Ende zu führen; doch konnte er dieselben noch etwa eine Woche hindurch fortsetzen und sich dann mit einigen auserwählten Leuten rasch einen Pfad nach der Küste bahnen. Allein im entscheidenden Augenblicke vergaßen die Leute, welche ihn aus dem Dépôt mit Lebensmitteln zu versorgen hatten, das Wichtigste, den Reis, und in Folge dessen verlor er zwei Tage und erreichte Acanti erst als das Schiff schon wieder die Bucht verlassen hatte.

Aufnahme im Bette des Tiati.

Am 4. Februar Mittags wurde der Tupisa erreicht, dessen Richtung auf zwei bis drei Tage mit derjenigen des Durchhaues zusammenfiel. Der Fluß ist dort sehr breit, kaum geringer an Wassermenge, wie weiter unten, wo der Tiati in ihn mündet; sein Bett mit Geröll erfüllt. Nach wenigen Kilometern indessen ändert er seinen Charakter; sein Thal wird zusehends enger, schroffe Wände schließen ihn ein und verursachen Stromschnellen und Wasserfälle. Er hat auch Nebenarme, welche damals zwar trocken lagen, zur Regenzeit indessen viel Wasser führen, und mit entwurzelten Bäumen, sogenannten trancos, die oft natürliche Brücken

bilden, angefüllt sind. Stellenweise verengt sich die Schlucht sogar noch mehr und wird eine tiefe Spalte von nur wenigen Metern Breite. Das Klima dieser Gegend ist feucht, der Pflanzenwuchs üppig: über den Palmen und Baumfarnen erheben sich die unvergleichlichen Espavé-Bäume und alle Felsen sind mit Schlinggewächsen dicht überdeckt.

Inzwischen ging der Reisvorrath zur Neige, die nach dem Dépôt geschickten Boten mit neuem waren noch nicht eingetroffen, und der strömende Regen des letzten Tages hatte die Arbeitslust der Leute sehr herabgemindert. So setzte denn Reclus seine Arbeit mit nur fünf möglichst wenig beschwerten Begleitern fort und sandte Sosa und Lacharme mit den übrigen zurück. Am nächsten Morgen ging das Vordringen zuerst rasch von statten. Der Fluß nahm an Wassermenge zusehends ab; Engschlucht folgte auf Engschlucht; plötzlich machte er einen Bogen — und vor den Augen des Reisenden öffnete sich in der gewünschten Richtung das Thal eines ansehnlichen Nebenflusses. Dort wurde das Nachtlager aufgeschlagen und der letzte Reis verzehrt; hier mußte man auf neuen Proviant warten; denn nur allzuleicht konnten sich die Träger an dieser Stelle verirren und dadurch sich wie Reclus in Gefahr stürzen. Man kehrte also Abends nach einem schweren Tagewerke in sehr ungünstigem Terrain nach demselben Lagerplatze zurück, wo inzwischen der Nachschub eingetroffen war. Am folgenden Morgen brach man in der Erwartung auf, die höchste Wasserscheide zu erreichen und den Atlantischen Ocean zu erblicken. Die Cordillere ist an dieser Stelle merkwürdig regelmäßig gestaltet: ein geradliniger, horizontaler Kamm, von welchem sich unter rechtem Winkel Seitenzweige ablösen, die sich ihrerseits wieder ebenso verästeln, wie die Adern eines Blattes, und dabei fortwährend an Höhe abnehmen. Hält man sich beständig auf den Kämmen dieser Verzweigungen und steigt stetig an, so kann man die Hauptwasserscheide niemals verfehlen. Anders ist es beim Abstiege, wo ein Verirren leicht ist; da ist es vorzuziehen, dem Laufe des Wassers zu folgen, um in das Hauptthal hinabzugelangen. Trotz des dichten Urwaldes ging der Aufstieg leicht und sicher vor sich; allein kurz ehe der höchste Punkt um 3 Uhr Nachmittags erreicht war, umhüllte ein dichter Nebel die ganze Landschaft und beraubte Reclus der erhofften umfassenden Aussicht; obendrein vermochte er sich nicht zu orientiren und zu sehen, ob die dort entspringenden Quellen auch wirklich dem Rio Acanti angehörten oder einem andern, weiter nördlich oder südlich mündenden Flusse. Aber was half es? Man mußte vorwärts und begann nach kurzer Rast den Abstieg. Während auf der südöstlichen Seite üppiger Wald alle Spitzen und Abhänge bedeckte, wuchsen hier auf dem Schiefergerölle und der rothen Erde nur wenige dürftige Sträucher, und der Boden war dermaßen glatt, daß die Träger fast bei jedem Schritte ausrutschten und bald völlig erschöpft waren. Man machte also lange vor Dunkelwerden Halt und suchte, zitternd vor Kälte wegen des heftigen Nordwindes, Feuer anzuzünden; aber alles Holz, was man fand, war zu feucht, und ohne ein stärkendes Mahl begab man sich zur Ruhe. Noch vor Sonnenaufgang war alles auf den Beinen, und bald darauf zertheilte sich der Nebel und es zeigte sich das Meer und die ersehnte Bai und darin ein großes Schiff, sicher der erwartete „Dupetit-Thouars“; aber zugleich erkannte Reclus, daß es ihm unmöglich sei, vor dem dritten Tage sein Ziel zu erreichen.

Ein „mal paso“.

Das Vorwärtskommen war zudem unendlich schwierig; die Schlucht, in welcher man abwärts stieg, fiel sehr steil ab, so daß der Bach und seine Zuflüsse zahlreiche Wasserfälle bildeten, längs denen man an Bäumen und Schlingpflanzen hinabklettern mußte. Mitunter konnte man gestürzte Baumriesen benutzen, um auf ihnen balancirend und seiltänzernd einen tiefer gelegenen Punkt zu erreichen: durch das Gewirre knotiger Wurzeln hindurch mußte man mühselig bis zu dem verfaulten, glitschigen Stamme hinaufklettern, dann, auf seinen Bergstock gestützt, mit kurzen Schritten denselben hinunterschreiten, ohne einen Blick seitwärts in den Abgrund zu thun, und zuletzt durch das Geäst den festen Boden wieder gewinnen. Ein anderes Mal füllte der Rio das ganze Thalbecken aus; dann hieß es, seitwärts auf einen Kamm hinaufklettern und demselben folgen, bis er in einem Sporn gegen den Fluß ausläuft; dann wieder hinaufklettern und so fort. Mitunter sind die Kämme so schmal, daß ein einziger großer Baum genügt, sie völlig zu sperren; einen Ausweg giebt es nicht, weil zu beiden Seiten der Abhang

steil abstürzt: dann muß man sich rittlings auf die nächste größere Wurzel setzen, sich an die folgende anklammern und hinüberklettern und so fort, bis man wieder festen Boden unter den Füßen spürt. In dieser Weise brauchten sie etwa eine halbe Stunde, um über einen riesigen Feigenbaum hinwegzukommen, dessen Wurzeln, höher, als ein aufrecht stehender Mensch, sich wie die Arme eines Polypen ausstreckten und zehn Meter tiefer nach nährendem Boden suchten. Stellenweise suchte sich jeder seinen eigenen Weg, um nicht von den durch seine Gefährten losgerissenen Steinen getroffen oder durch deren Sturz etwa mit in die Tiefe gerissen zu werden. Kleinere Unfälle kamen trotzdem zuweilen vor.

Gegen Abend wurde der Fall des Thales ein geringerer, die Wasserfälle verschwanden, und man konnte im Flußbette selbst hinabsteigen; beim Nachtlager zeigte das Barometer eine Höhe von höchstens 100 m über dem Meere

Trancos.

an. Am nächsten Morgen wurde eine letzte Schlucht umgangen, und nun wurde das Thal breit, der Rio weit und seicht und sein Bett war mit Kieseln oder Sand bedeckt, worauf sich leicht marschirte. Die Gegend wird flach, der Fluß windet sich mehr und mehr, bedeckt sich mit Inseln und tritt zuletzt in angeschwemmtes Land. Gegen Mittag traf Reclus vier mit dem Speere fischende Indianer, welche ihm von der Anwesenheit eines großen Schiffes in der Bai erzählten; eilig setzte er seine Wanderung fort, um nicht nochmals in seinem abgerissenen Zustande die Cordillere nach Süden überschreiten zu müssen, und begierig nach Ruhe, Pflege und dem Wiedersehen mit Wyse und seinen Kameraden. Bald darauf aber begegneten sie Caucheros, welche ihnen mittheilten, daß das Schiff gerade abgefahren sei, als sie ihr Lager an der Mündung des Acanti verlassen hätten. Nun war kein Halten mehr; Reclus eilte seinen schwer bepackten Trägern voraus und erreichte das Indianerdorf eine halbe Stunde vor ihnen. Dort empfing ihn der Kazike, von den

Passirung eines auf einem Bergkamme stehenden Baumriesen.

Vornehmsten umgeben, vor seinem Hause; ihm zu Füßen saß einer seiner Söhne und hielt den Stock, welcher das Abzeichen seiner Würde war. Offenbar waren die Indianer durch die Ankunft des Schiffes wie durch Reclus' Erscheinen mißtrauisch geworden; denn sie empfingen ihn ziemlich kalt. Von gegenseitiger Verständigung war nicht die Rede; nur so viel brachte Reclus heraus, daß das Schiff in der That am Morgen desselben Tages die Bai verlassen habe; als dann die Träger erschienen, erfuhr er durch deren Vermittelung noch, daß Wyse bei der Abfahrt für ihn einen Brief und Lebensmittel einem Aufseher von Tagua-Sammlern, Namens Santos, übergeben habe, der an der Mündung des Rio Acanti wohne. Der Kazike Wisapilele ging darauf ein, dem Fremden zwei Pirogen zu leihen, und ließ ihn durch erfahrene Bootsleute nach dem eine halbe Stunde entfernten Lager des Caucheros schaffen. Unterwegs erst erfuhr Reclus, daß er sich auf dem Guati, dem Hauptnebenflusse des Acanti, befand. In dem Lager der aus Cartagena gekommenen Kautschuksammler fand er dann reichliche Vorräthe und einen langen Brief von Wyse, welcher ihm die ganze Sachlage ausführlich mittheilte.

Der Acanti-Stamm gehört zu den sogenannten Indios mansos oder zahmen, unterworfenen Indianern, welche sich dadurch von den wilden unterscheiden, daß sie eine Spur vom Christenthum angenommen haben und Fremden das Betreten ihres Gebietes gestatten. Sie konnten nicht gut anders, weil ein paar Soldaten schon genügten, ihre winzigen pueblos zu nehmen. Ihr ganzes Wissen von der neuen Religion besteht in einigen Namen von Heiligen und christlichen Tugenden, welche sie ihren einheimischen Namen zufügen. Die Armuth ihrer Wälder hatte sie bisher vor jedem Handelsverkehr mit den Colombianern bewahrt; höchstens hatten nordamerikanische Schiffe Tagua von ihnen gegen Baumwollenzeug, eiserne Töpfe, Branntewein und dergleichen eingetauscht. Seitdem aber die sinnlose Verwüstung der Kautschukpflanzen viele Cartagener gezwungen hat, die viel weniger werthvolle Elfenbeinnuß zu sammeln, findet eine regelmäßige Ausfuhr derselben statt. In den Wäldern am Rio Tolo und Rio Acanti ist dieselbe so häufig, daß sich an der Mündung des letztern ein festes Lager gebildet hat, wo etwa 60 Neger leben, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt. In Folge dessen aber hat der Tauschverkehr mit den Nordamerikanern aufgehört, und die Indianer erhalten keine Waaren und namentlich keinen Branntewein mehr; daher ihr Haß gegen die Cartagener und alle Fremden überhaupt, und der kalte Empfang, den sie Reclus zu Theil werden ließen. Nur die Furcht vor Wiedervergeltung hält sie von einem Ueberfalle jener Neger zurück.

Die Bucht von Acanti. (Erste Ansicht.)

Die Bucht von Acanti. (Zweite Ansicht.)

Einen Tag verweilte Reclus im Lager. Veranlassung war ein leichter Fieberanfall; auch hatte er Erkundigungen einzuziehen und einen Führer für den Rückweg zu beschaffen. Am Morgen untersuchte er den Unterlauf des Acanti und die Meeresküste. Trotz der vorgerückten trockenen Zeit hatte der Fluß noch Wasser genug, um seine Sandbarre zu überfluthen; bei Ebbe soll der Nordost die Wogen in den Fluß hineintreiben. In einer gar nicht fernen geologischen Zeit reichte das Meer landeinwärts bis zur Mündung des Guati und bildete eine geräumige Bucht, welche zuerst durch eine Sanddüne vom Meere abgesperrt und dann ausgefüllt worden ist. Noch heute ist diese ganze Strecke sumpfig. Die jetzige Bucht ist offen und bietet keinen besondern Schutz; aber vom hohen Meere aus gesehen, muß sie mit ihrem zierlich gekrümmten Gestade, über welches waldige Hügel und weiter im Hintergrunde die dunkelblaue Cordillere emporragen, einen prächtigen Anblick darbieten.

Die albanesische Blutrache.

Von Spiridion Gopčević.

Dem Menschen ist das Rachegefühl angeboren. Schon die Bibel stellt den Grundsatz auf: Auge für Auge, Zahn für Zahn! Christus meinte freilich dagegen, daß es die schönste Tugend sei, seinem Feinde zu vergeben, aber es giebt eben sehr wenige so sanftmüthige und humane Menschen wie er war. Mit dem Gerechtigkeitssinn ist unmerklich ein wenig Rachegefühl verbunden, das sich bei uns am besten in dem Sprichworte charakterisirt: „Wie du mir, so ich dir!“

In civilisirten Ländern ist es das Gericht, welches für Beleidigungen Rache nimmt; in uncivilisirten der einzelne Beleidigte. Statt der Justiz finden wir dann die Blutrache, welche heute noch bei Arabern und Albanesen furchtbare Blüthen treibt, in Montenegro hingegen schon seit 20 Jahren erloschen ist.

In Albanien fordert noch jetzt die Blutrache schreckliche Opfer. Dies hat seinen Grund theils in der Leidenschaftlichkeit des Volkes, theils in dessen Empfindlichkeit, was Ehre anbelangt, theils in den von den Altvorderen überkommenen Blutgesetzen, denn die Albanesen sind sehr konservativ und das Aendern eines alten Herkommens (Adet) ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden.

Es gäbe nur ein einziges Mittel, die Blutrache zu unterdrücken, und zwar dasselbe, welches Fürst Danilo mit Erfolg in Montenegro angewandt hat: auf die Ausübung der Blutrache Todesstrafe zu setzen! Aber dies ist gegenwärtig in Albanien unmöglich. In Montenegro ging es leicht, weil dort der Fürst unumschränkte Autorität genießt und sein Befehl stets Vollzieher findet. Wer sollte aber in Albanien ein so drakonisches Gesetz erlassen? Die türkische Regierung ist ohnmächtig, denn in den Bergen der Malissoren und Mirediten war sie niemals Herrin. Diese Gebirgsvölker, eben jene, bei welchen die Blutrache am meisten im Schwung ist, sind heute vollständig unabhängig von der Pforte und der Pascha von Scutari würde ausgelacht werden, wenn er ihnen befehlen wollte, der Blutrache bei Todesstrafe zu entsagen. Die Häuptlinge der Bergstämme — Barjaktars, Dovrans, Gjobars — würden es jedoch niemals wagen, ihren Landsleuten einen solchen Vorschlag zu machen, der so ganz gegen alles Herkommen ist, selbst wenn sie damit einverstanden wären, was aber schwer anzunehmen ist. Mithin bleibt die Blutrache nach wie vor als national durch Gesetze geregelte Institution bestehen. Diese Gesetze und das ganze Wesen der Blutrache zu schildern soll die Aufgabe der nachstehenden Zeilen sein.

Die Blutrache wird durch verschiedene Beleidigungen bedingt. Außer Mord ziehen noch Verführung, Entehrung oder Entführung eines Mädchens, Ehebruch, Verleumdung, Ehrabschneidung und Verletzung eines Eheverlöbnisses, oft auch ungünstige Zeugenschaft vor Gericht die Blutrache nach sich. Diebstahl hingegen wird nach den bestehenden Gesetzen mit Schadenersatz und Geldstrafe gesühnt. Auch an einem Gastfreund begangene Unbill erfordert Blutrache.

Wenn ein Albanese den andern umgebracht hat (wozu es eines geringfügigen Anlasses bedarf; fielen doch einmal 12 Personen an einem Tage, weil ein Albanese dem andern vier versprochene Patronen verweigerte!), so geräth die ganze Nachbarschaft in Aufregung. Neutrale Personen eilen zum Bulukbaschi und melden den Vorfall. Dieser schickt seine Leute aus, welche im Verein mit den Gjobars das Haus des Mörders verbrennen und seine Verwandten gefangen nehmen. Vor dem Jahre 1857 wurden letztere bloß mit einer Geldstrafe belegt, seit dieser Zeit werden sie jedoch so lange in Haft gehalten, bis sich der Mörder gestellt hat. Dieses Mittel ist auch oft von Erfolg begleitet.

Der Mörder ist glücklich entkommen, aber deshalb befindet er sich noch keineswegs in Sicherheit. Gleich einem Damoklesschwert schwebt über seinem Haupte die Blutrache; er muß jeden Augenblick befürchten, daß ein Verwandter oder Freund seines Opfers vor ihm auftaucht und ihn niederschießt. Früher fand er — besonders wenn er einen Mächtigen getödtet — leicht in jeder Hütte Zuflucht und sichern Schutz. Seit 1857 kann er jedoch nicht mehr mit Zuversicht darauf rechnen, da obenerwähntes Gesetz auch verordnet, daß jede Familie, welche einem Mörder Unterkunft gewährt, verbannt werden soll, die härteste Strafe, welche einen Albanesen treffen kann.

Während sich aber der Mörder auf flüchtige Sohlen begab, müssen seine Verwandten und Freunde die Sache ausbaden. Jene des Opfers nämlich haben gleich auf die erste Nachricht vom Morde zu den Waffen gegriffen und die Verwandten und Freunde des Mörders angefallen. Ein Straßenkampf entspinnt sich, der entweder mit dem Rückzug oder Vernichtung der einen Partei, oder durch Intervention neutraler Personen (am häufigsten Weiber) endet. Nun legt sich der Kawaß des Bulukbaschi ins Mittel, versammelt den Rath, und die Gjobars verkünden dann gewöhnlich den Richtspruch: „Die Familie des Mörders muß 1500 Piaster dem Vali, und eine entsprechende Summe als Geldstrafe zahlen.“ Will sich die Familie des Opfers mit einer Geldentschädigung begnügen, und kann und will jene des Mörders auch diese noch zahlen, so ist die ganze Sache beigelegt. Es trifft sich aber höchst selten, daß bei der Familie des Opfers die Habsucht den Schmerz und das Rachegefühl überwiegt. Bei den Mirediten und Pulati wäre es sogar schimpflich, seine Rache zu verkaufen. Die beiden Familien leben daher von nun an in Blutrache, d. h. ihre Mitglieder und Freunde müssen Tag und Nacht sinnen, wie sie ein Mitglied oder einen Freund der andern Familie umbringen könnten.

Ist der Mord von dem Bewohner eines andern Dorfes begangen worden, so ist es Sache des ganzen beleidigten Dorfes, sich Genugthuung zu holen. Bewaffnet rückt dessen männliche Bevölkerung gegen das Dorf des Mörders, dessen Bewohner selbstverständlich ebenfalls zu den Waffen greifen und sich zur Wehr setzen. Es entspinnt sich ein Gefecht, das entweder mit dem Abschlagen des Angriffes oder der Erstürmung des Dorfes endigt, wenn nicht die Weiber sich rechtzeitig ins Mittel legen und eine Waffenruhe anbahnen. Während derselben wird berathen, ob es sich lohne, die Feindseligkeiten fortzusetzen. Der Bulukbaschi oder sein Kawaß erscheinen, herbeigerufen, an Ort und Stelle und suchen zu vermitteln. Gewöhnlich beschließen beide Parteien, die Austragung der ganzen Sache den beiden betheiligten Familien zu überlassen und zwischen den beiden Dörfern Frieden zu schließen. Dabei muß jedoch jenes Dorf, welches weniger gelitten hat, dem

andern die Differenz der beiderseitigen Verluste vergüten, und zwar für jeden Todten 1500 Piaster (225 Mark), für jeden Schwerverwundeten 750, für Leichtverwundete 100 bis 200 Piaster (15 bis 30 Mark).

Es ist eigenthümlich, daß die Albanesen dermaßen auf die Blutrache erpicht sind, daß sie der Verlust eines ihnen theuren Wesens weniger schmerzt, als die Unmöglichkeit Rache zu nehmen, weil vielleicht der geflohene Mörder keine Verwandten oder Freunde hinterlassen hat. In diesem Falle geschieht es nicht selten, daß der rachsüchtige Albanese seine Kugel solchen Leuten zusendet, welche mit dem Mörder gar nichts gemein haben, als daß sie vielleicht einmal mit ihm gesprochen haben. Die Sache bleibt indeß gefährlich und fällt auf den Thäter zurück. Denn die Sippschaft seines Opfers rächt sich für diesen ungerechtfertigten Mord ihrerseits wieder an seiner Familie. Auf diese Weise spinnen sich diese Blutrachen oft ins Unendliche, weil immer neue Familien hineingezogen werden. Manche derselben pflanzen sich durch Jahrzehnte fort.

Für die hohe Gastfreundschaft der Albanesen (die Stadtkatholiken ausgenommen) zeugt der Umstand, daß die Ermordung eines Gastes (mnore) für eine größere Beleidigung gehalten wird als jene eines Familiengliedes. Auch ist in diesem Falle das ganze Dorf, welches der Gast bewohnte, oft auch der ganze Stamm zur Rache verpflichtet. Wurde ein Fremder, welcher die „Bessa" („Treue", Waffenstillstand, Sicherheitsgarantie) eines Stammes oder Dorfes besitzt — es genügt sogar die Bessa eines einzelnen Stammesmitgliedes — in dem Gebiete eines andern Stammes ermordet, so ist dieser dafür verantwortlich und muß sich gefaßt machen, von jenem bekriegt zu werden. Aus diesem Anlasse entstehen oft jene großen Fehden, welche in förmlichen Bürgerkrieg ausarten. Letzterer kann übrigens auch durch andere Streitigkeiten veranlaßt werden.

Solche Blutrachen en masse sind furchtbar. Jeder diesen beiden Stämmen angehörende Albanese muß auf dem „Wer da?" leben. Wenn er einen ihm fremden Albanesen begegnet, ruft er ihm zu: „Nga če fis je?" (aus welchem Stamm bist du?), und wenn der Unglückliche dem feindlichen angehört, folgen seiner Antwort zwei Schüsse nach. Die Antwort zu verweigern oder zu lügen, verbietet die Ehre. Während meines Aufenhaltes in Albanien entzweiten sich die Klementi und Pulati mit der Liga. Letzterer entzog ihnen die Erlaubniß, den Scutariner Bazar zu besuchen, und erstere drohten, sich mit Gewalt Zutritt zu verschaffen. Es bedurfte nur eines Anlasses, um eine Blutrache en masse heraufzubeschwören, doch gelang es dem Vali, die beiden Theile zu versöhnen, bevor noch das erste Blut geflossen. Die Versöhnung wurde jedoch nur durch die gemeinsamen Interessen an dem Widerstande gegen Montenegro veranlaßt; andernfalls wäre ein Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen.

In Miredita ist der Beleidigte unversöhnlich, im Maljsoren-Gebiet hingegen trifft es sich oft, daß mittels Geldbesänftigung oder aus anderen Gründen die Blutrache auf einen Monat und mehr, oft sogar auf mehrere Jahre verschoben wird. In diesem Falle muß sich jedoch der Mörder zur Unterhandlung mit der Familie seines Opfers eines Dritten bedienen, welcher an der ganzen Sache unbetheiligt ist. Wenn dieser von der beleidigten Familie die „Bessa" erhält, kann der Mörder und seine Familie in vollster Sicherheit leben, denn seine Ermordung würde für den andern Theil eine ebensolche Schande sein, als wenn er Gast desselben gewesen wäre. „Du hast deinen Gast getödtet," ist das Furchtbarste, was man einem Albanesen sagen kann.

Auch wenn der Mord unfreiwillig geschah, tritt keine Blutrache ein, sobald der Thäter die vorgeschriebene Geldentschädigung leistet. Doch ist es immer gut, wenn er und seine Familie sich bis zur Austragung der Sache den Blicken des beleidigten Theiles entziehen, um nicht zu einer plötzlichen Racheaufwallung Anlaß zu geben.

Geldentschädigung beugt häufig auch der Blutrache vor, wenn der Mord in demselben Dorfe geschah und der Bulukbaschi oder sonst eine Autorität interveniren kann, bevor noch die beiden Familien sich gegenseitig erschießen. Im Allgemeinen wird ein Menschenleben in Albanien auf 225 Mark (1500 Piaster) taxirt. Soviel muß also der Mörder den Angehörigen seines Opfers zahlen; außerdem aber noch dem Bulukbaschi eine entsprechende Summe für seine Intervention. Sollten darnach die Beleidigten trotzdem die Blutrache ausüben, so käme der Bulukbaschi mit seinen Zaptjés, verbrännte ihre Häuser und jagte sie selbst davon. Dann dürften sie nur mit Erlaubniß der gegnerischen Familie zurückkommen, müßten derselben ihre 1500 Piaster zurückerstatten und außerdem einen gleichen Betrag dem Vali zahlen. Dies war oft genug für den Generalgouverneur und die Bulukbaschis ein Grund, die Blutrache zu unterstützen, ja sogar künstlich hervorzurufen.

In Pulati, wo die wilden Schalla und Schoschi wohnen, nimmt man es mit der Blutrache gar genau. Wenn alle Verwandten des Mörders verbannt und schon Jahre seitdem verflossen sind, kann der Rachestahl noch die mittlerweile aufgewachsenen kleinen Kinder weitläufig mit dem Mörder in Beziehung stehender Familien treffen. Jene dürfen es daher, sobald sie großjährig, d. h. waffenfähig geworden, nur mehr in Begleitung von Weibern oder Gästen wagen, sich öffentlich sehen zu lassen.

Uebrigens ist es, wie ich schon erwähnt, nicht bloß Mord allein, welcher die Blutrache nach sich zieht. Im Punkte der Ehre sind alle Albanesen (die katholischen Städter ganz allein ausgenommen) sehr empfindlich. Die Verführung, Schändung oder Entführung eines Mädchens betrachtet man als das größte Unglück, welches einer Familie widerfahren kann. Jede Versöhnung ist da unmöglich, denn eine Familie, welche sich mit einer Geldentschädigung zufrieden gäbe, würde sich um alle Ehre und Achtung bringen. Nur Blut kann solchen Schimpf rächen! Ungerecht ist man jedoch gegen das arme Mädchen. Selbst wenn sie nur der Gewalt zum Opfer gefallen und hierdurch schwanger geworden, wird sie von den Verwandten unnachsichtlich getödtet, bevor das Kind zur Welt kommt. Gelang es ihr, sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen, so rasten Bruder und Vater nicht eher, als bis sie ihren Schlupfwinkel ausgespürt und Mädchen wie Kind dem Tode geweiht hab'en. Auch Ehebruch hat nebst Ermordung des Weibes jenen des Verführers zur Folge.

Bei der Empfindlichkeit der Albanesen ist es äußerst schwer, Zeugenschaft abzulegen, ohne sich der Blutrache des davon unglücklich betroffenen Theils auszusetzen. Um daher überhaupt Zeugen auftreiben zu können, hat man den „Kaputzar" eingeführt. Wenn z. B. ein Diebstahl stattgefunden hat und Jemand darüber Näheres weiß, so schleicht er sich nächtlicherweile zu einem der Richter, dessen Verschwiegenheit er sicher sein kann, und theilt ihm mit, was ihm über die Angelegenheit bekannt ist. Der Richter erzählt das Gehörte seinen Kollegen und garantirt für die Glaubwürdigkeit seines Gewährsmannes. Darnach wird das Urtheil gefällt und Niemand weiß, wer Kaputzar gewesen war. Auch in Civilprocessen sind Kaputzars zulässig, doch müssen sie dann in großer Anzahl übereinstimmend aussagen, um die Richter überzeugen zu können.

Im Allgemeinen gilt es in Albanien für sehr schimpf-

lich, eine Beleidigung ungerächt zu lassen, und der schwerste Vorwurf, den man einem Albanesen machen kann, ist: „Du hast deinen Gast ungerächt gelassen." In Folge dessen nehmen auch die Blutrachen selten ein rasches Ende; gewöhnlich ziehen sie sich Jahre lang hinaus. In Dukadžin und bei den Malisoren giebt es mehrere Orte (gewöhnlich Kirchen oder Moscheen), wo die Blutrache streng verpönt ist, um dem armen in Blutrache und daher in ständiger Angst Lebenden Gelegenheit zu geben, sich von Zeit zu Zeit auszuschnaufen.

Wenn die Blutrache zwischen zwei Stämmen oder Barjaks herrscht, giebt es eine Zeit, in welcher gesetzlich Waffenstillstand eintritt. Sie währt vom Antonstag bis St. Nikolaus, und zwar wurde die Zeit vom 13. Juni bis 1. November vom Vali, jene vom 2. November bis 6. December von den Barjaktars festgesetzt und nach ihnen benannt. Wer sich während dieser Waffenruhe an einem Mitgliede des feindlichen Stammes rächte, müßte 3000 Piaster Geldstrafe zahlen und würde obendrein verbannt werden. Diese Waffenruhe gilt jedoch nur für den Bürgerkrieg oder die Blutrache en masse. Die Privatblutrachen nehmen ihren ungestörten Fortgang.

Für die beiden feindlichen Stämme hat der fortwährende Kriegszustand sein Unangenehmes. Man kann weder die Felder bestellen noch das Vieh auf die Weide treiben, ohne plötzliche Angriffe zu riskiren; zudem muß man Tag und Nacht vor Ueberfällen auf der Hut sein. Denn da Sieg und Ruhm von der Anzahl der Erschlagenen abhängen, sucht jeder Albanese so viel Angehörige des feindlichen Stammes zu tödten, als nur möglich.

Wenn endlich des Blutes genug geflossen ist, und beiderseits Abspannung eintritt, oder auch wenn der eine Stamm einsieht, daß er den Kürzern ziehen muß, denkt man an Friedensschluß. Der Bulukbaschi fordert den Vali auf, sich ins Mittel zu legen. Der Pascha kommt diesem Wunsche nach und entbietet die Barjaktars beider Stämme auf einen bestimmten Tag nach Scutari. Dort versammeln sich die Aeltesten (Plekjte) der neutralen Stämme, die Mitglieder der Provinz-Medschlis und die Delegirten der Kriegsparteien unter Vorsitz des Vali zur Berathung. Die ganze Angelegenheit wird untersucht und abgeurtheilt, die beiderseitigen Verluste gezählt, und festgestellt, wer den Streit begonnen. Dieser Stamm muß dann eine entsprechende Geldstrafe zahlen, welche in acht Theile getheilt wird: vier Achtel erhält der Kjaja (Stellvertreter) des Vali, drei Achtel der Bulukbaschi von Hotti und das letzte Achtel der Bulukbaschi des beleidigten Stammes. Außerdem muß jener Stamm, welcher weniger gelitten, dem andern die Differenz in Geld auszahlen. Selbstverständlich sparen beide Theile nicht mit dem „Ruchvet" (Bestechungsgeld), um für sich Recht zu erlangen. Uebrigens haben sich solche große Fehden schon seit vielen Jahren nicht mehr zugetragen und die veränderte politische Lage läßt erwarten, daß derartige Bürgerkriege künftig zu den Unmöglichkeiten gehören werden.

In früheren Zeiten herrschte die Blutrache in Albanien gleich einer bösen Epidemie. Um ihren Verheerungen ein Ziel zu setzen, war von den Gouverneuren von Zeit zu Zeit (alle 7 bis 10 Jahre) eine allgemeine Bessa ausgeschrieben worden. Zu diesem Zwecke erwirkte der Pascha einen kaiserlichen Firman, der dies anbefahl. Alle Albanesen, welche mit irgend Jemanden in Blutrache lebten, wurden sodann aufgefordert, an einem bestimmten Tage vor ihren Aeltesten zu erscheinen und daselbst öffentlich und feierlich zu schwören, daß sie ihren Feinden aufrichtig vergäben. Die Fehden zwischen einzelnen Dörfern, Barjaks oder Stämmen wurden durch Schiedsrichter ausgeglichen.

Nach einer solchen allgemeinen Versöhnung herrschte eine Zeitlang Ruhe. Bei der Leidenschaftlichkeit der Albanesen ist es jedoch nicht zu verwundern, wenn nach und nach die einzelnen Blutrachen wieder begannen, sich naturgemäß mit Schnelligkeit vergrößernd. Dazu kam, daß es im Interesse der Bulukbaschis und der Vali lag, neue Geldstrafen und Versöhnungsgelder einzukassiren; sie begünstigten also heimlich den Wiederbeginn der Blutrachen. Nach einigen Jahren befand sich daher das ganze Land abermals in einem völligen Kriegszustande. In den fünfziger Jahren hatte die Blutrache ganz entsetzliche Dimensionen angenommen. Seit 1844 war keine allgemeine Bessa verkündet worden und die eine Hälfte der Bevölkerung stand gegen die andere in Waffen. Morde waren an der Tagesordnung und man berechnete, daß jährlich auf je 10 Häuser ein Erschlagener kam. Einer stand gegen alle und alle gegen einen! In Scutari allein zählte man fünfhundert Albanesen, welche dort vor der Blutrache ein (übrigens sehr unsicheres) Asyl gesucht hatten!

Das konnte so nicht länger fortgehen, wenn die Bevölkerung sich nicht gegenseitig aufreiben sollte. Zudem sah es die Regierung mit Bedauern, daß die Malisoren über ihre Privatfehden ganz die Bekämpfung der Montenegriner vergaßen. Als daher am 19. Januar 1857 Mustafa Pascha von Scutari dem Medschlis ein Gesetz vorlegte, welches die Einschränkung der Blutrache und eine allgemeine Bessa bezweckte, fand dies nicht nur Seitens der Medschlis-Mitglieder, sondern überhaupt im ganzen Lande begeisterte Zustimmung. Eine Folge davon war der Erlaß des obenerwähnten Gesetzes über Verhaftung der Verwandten des Mörders und Verbannung seiner Hehler.

Seit jener Zeit haben die Verheerungen der Blutrache viel beschränktere Dimensionen angenommen, ohne daß indeß diese Institution dadurch unterdrückt worden wäre.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Albanesen zu sehen, welche sich wegen Blutrache geflüchtet hatten und nunmehr stets auf dem „Qui vive?" lebten. Einen derselben fragte ich, weshalb er denn seinen Nachbar umgebracht, wenn er doch wisse, was für unangenehme Folgen dies für ihn nach sich ziehen müßte. Er meinte sein Opfer habe ihn so tief beleidigt, daß nur dessen Blut die Schmach löschen konnte. Ich erwartete nun etwas über Ehebruch, Entführung oder dergleichen zu vernehmen, und war nicht wenig erstaunt, als der Albanese fortfuhr: „Ja, denken Sie sich nur, der Schändliche hat meine Kerze verflucht!" Mühsam meinen Ernst bewahrend, gab ich ihm den Rath, Entschädigung zu zahlen und sich mit der Familie seines Opfers um jeden Preis auszusöhnen; es sei dies immerhin besser, als zu warten, bis jene von Tirana hierherkämen, um ihn zu massakriren. Der Albanese war jedoch der Ansicht, daß jetzt Versöhnung unmöglich wäre, indem die Wunde noch zu frisch sei. Er müsse erst Gras über die Angelegenheit wachsen lassen.

In der That ist auch eine Aussöhnung — wenngleich selten — doch nicht ausgeschlossen. Wenn schon mehrere Jahre verflossen sind und der Verlust bereits verschmerzt ist, dann kann ein entfernter Verwandter oder Freund des Mörders, am besten der Pfarrer, es wagen, sich zur Familie des Opfers zu begeben, um daselbst im Namen des geflohenen Missethäters Verzeihung zu erflehen. Wenn die nächsten Verwandten des Opfers durch keinerlei Anträge dazu zu bewegen sind, nimmt man die Religion zu Hülfe. Der Priester legt sein Meßornat an, läßt sich durch den Meßner Kreuz und Bibel vorantragen und begiebt sich in diesem feierlichen Aufzug direkt in die Wohnung des nächsten beleidigten Anverwandten. Er beschwört ihn Namens der

christlichen Religion, welche befiehlt, dem Feinde zu vergeben, und mit Hinweis auf das Beispiel Jesu Christi, der diese Tugend an sich bewies, seinem Feinde zu verzeihen. Zur Staffage werden mit Erfolg kleine Kinder verwendet, die kniend die Füße des Unversöhnlichen umfangen und ihn mit ihren Bitten und Jammern belästigen. Bleibt der Verwandte verstockt, so nimmt der Priester zu Drohungen seine Zuflucht, indem er ihm die Strafe des Fegfeuers und der Hölle mit den lebhaftesten Farben ausmalt und mit überzeugender Entschiedenheit versichert, daß sie alle des Unversöhnlichen harren, denn „wer seinen Beleidigern nicht vergäbe, dürfe auch seinerseits auf keine Verzeihung hoffen“. Selten widersteht ein Albanese länger. Sollte es aber dennoch der Fall sein, dann entfernt sich der entrüstete Pfarrer mit entsprechendem Knalleffekt: Er verhüllt das Kreuz und schleudert über den Hartherzigen das Anathema der Kirche, welche dieser nicht mehr betreten darf. Dabei spricht er die härtesten Verwünschungen aus, welche ein Albanese zu hören bekommen kann, als: „Dein Pulver möge niemals Feuer fangen, Deine Kugel nie ihr Ziel treffen, Dein Geschlecht vom Erdboden verschwinden und Du nebst Deiner ganzen Familie mit geladenen Waffen sterben!“

Wenn der Pfarrer auf diese Art den Kirchenfluch über ihn ausgesprochen und alles nichts hilft, trocknet er sich den Schweiß und verläßt erboßt das Haus. Aber soweit kommt es selten. Der abergläubische Albanese fürchtet sich doch vor den geheimen unsichtbaren Gewalten, und um nicht seine Kugeln vergebens zu verschießen und um der Gefahr zu entgehen, mit geladenen Waffen sterben zu müssen, ruft er den erzürnten Priester zurück und erklärt sich unter gewissen Umständen zur Versöhnung geneigt.

Um das heiße Eisen zu schmieden, drängt ihn jetzt der Pfarrer, sogleich einen Tag zu bestimmen, an dem die große Versöhnungskomödie stattfinden könnte. Am festgesetzten Tage versammeln sich die entferntesten Verwandten des Beleidigten bei der Familie des Mörders, woselbst auch der Pfarrer mit dem Meßner eintrifft. Dann setzt sich die ganze Karawane in Bewegung. Voran der Meßner mit Kreuz und Evangelium, dann der Pfarrer im Ornat, dann so viel Wiegen mit Säuglingen, als man auftreiben kann, dann der Mörder mit auf den Rücken gebundenen Händen, die Mordwaffe um den Hals hängen habend (was sehr unbequem ist, wenn der Mord mittels eines der sieben Schuh langen Gewehre stattfand), endlich seine ganze Familie und die weitläufigen Verwandten des Opfers. Vor dem Hause des Beleidigten angekommen, machen alle Halt. Die Männer nehmen ihre Mützen ab und legen sie auf die Wiegen, welche vor der Thür so aufgestellt werden, daß die Kinder nach Osten sehen. Der Mörder wird vom Pfarrer zum Eingang geführt, wo er sich einstweilen niedersetzt.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen, zeigt sich der Beleidigte auf der Schwelle und fragt mit geheuchelter Verwunderung, was denn dieser ganze Aufzug zu bedeuten habe. Der Pfarrer (oder wenn dessen Beredtsamkeit gerade nicht ciceronisch sein sollte, ein anderer Demosthenes) nimmt sodann das Wort, um die Entstehung der Blutrache kurz zu rekapituliren und alle Schuld auf den Mörder zu wälzen, der mit gesenkten Blicken dasitzt. Dann beruft er sich auf das Beispiel Christi, der seinen Feinden und Beleidigern vergab, und appellirt an das gute Herz des Beleidigten, welcher ebenfalls Gnade vor Recht ergehen lassen solle. Dieser schüttelt verneinend den Kopf und will nichts wissen. Der Priester verdoppelt seine Bitten. Der Beleidigte scheint einen innern Seelenkampf zu kämpfen. Endlich bemächtigt er sich einer Wiege, geht mit ihr mehrmals von links nach rechts durch das Zimmer und setzt sie endlich wieder verkehrt an ihren Platz, so daß jetzt das Kind nach Westen blickt. Die anderen Verwandten folgen seinem Beispiele mit den übrigen Wiegen. Dann ziehen sie sich in das Haus zurück.

Der Priester und ein halb Dutzend Freunde des Mörders folgen ihnen, letztern hinter sich schleppend. Dann knien sie sich vor den im Zimmer versammelten Verwandten des Opfers nieder und flehen das Familienoberhaupt an, seinem Feinde im Namen Gottes und des heiligen Kol (Nikolaus, der in großem Ansehen steht) zu vergeben. Jener scheint abermals mit sich selbst zu kämpfen, weint, seufzt, schildert alle die guten Eigenschaften seines ermordeten Verwandten und antwortet auf alle ihn bestürmenden Bitten mit: „Mein Herz ist nicht bereit!“

Wenn er den Feind recht demüthigen will, setzt er die Komödie stundenlang fort, bis sich schon auf allen Gesichtern peinliche Langweile malt und er selbst müde und der Rolle überdrüssig wird. Dann tritt er endlich an den noch immer vor ihm knienden Mörder heran, reißt die Mordwaffe von seinem Halse, schleudert sie weg, wirft auch seine eigenen Waffen von sich und hebt ihn auf, ihn mit den Worten umarmend und küssend: „Ich verzeihe Dir auf meine Ehre!“ (Te kloft alát.) Die übrigen Verwandten sagen dasselbe und umarmen ihn gleichfalls. Damit ist die Blutrache erloschen. Gewissermaßen als Versöhnungsgeschenk bieten alle Verwandten und Freunde des Mörders das Kostbarste an, was sie besitzen: ihre Waffen, welche der Beleidigte als Geschenk annimmt, aber gewöhnlich nach dem nun folgenden Versöhnungsmahl ganz oder theilweise ihrem Eigenthümer zurückstellt. Bei den Miremiten, Dukadžin und Pulati, welche es, wie schon erwähnt, mit der Blutrache besonders streng nehmen, werden weder Waffen noch Geldentschädigungen angenommen, da diese stolzen Bergbewohner der Ansicht sind, daß vergossenes Blut sich durch kein Geschenk vergüten lasse. Bei ihnen giebt der Hausherr seinen Gästen nach dem Mahle alle Geschenke zurück und behält nichts für sich, als das Gewehr und die Pistolen des Mörders zur Erinnerung.

Es giebt übrigens außerdem noch einen Zeitpunkt, während dessen alle Blutrachen sistirt werden, wenn sich nämlich die albanischen Stämme auf dem Kriegspfade befinden. Ich erinnere mich, daß unter den Miriditen Dod Gega's, welche während meiner Anwesenheit in Scutari daselbst eintrafen, einer von seinen eigenen Gefährten erschossen wurde, weil er während des Marsches einen Kameraden, mit dem er in Blutrache lebte, niedergeschossen hatte. Die jetzigen Ereignisse haben überhaupt die Blutrache stark eingedämmt, und es steht zu erwarten, daß sie unter einer stärkern Regierung, als die türkische, gänzlich unterdrückt werden wird.

Die Eismeer-Tschuktschen[1]).

L. Der „Globus“ hat seinen Lesern vor einiger Zeit den Bericht Neumann's über seine Expedition in das Tschuktschenland (Bd. XXVI, S. 313) und später auch eine Mittheilung über Neumann's Reise in die Beringsstraße gebracht (Bd. XXXVI, S. 173 u. 189). In dem einen wie dem andern Aufsatz wird des interessanten doch wenig bekannten Volkes der Tschuktschen gedacht. Kürzlich nun hat Nordenskjöld während seiner Ueberwinterung an der Küste des nördlichen Eismeeres auch vielfach Gelegenheit gehabt, mit den Tschuktschen in nahe Berührung zu kommen. Einer seiner Begleiter, der Finnländer O. A. Nordqvist, ordentliches Mitglied der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft in Petersburg, hatte es sich zur besondern Aufgabe gemacht, die Tschuktschen zu studiren. Einige Resultate seiner Beschäftigungen mit jenem Volksstamme sind kürzlich (Juni 1880) in den Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft veröffentlicht worden. Da die Mittheilungen Nordqvist's auf die Skizzen Neumann's Bezug nehmen und dieselben vielfach ergänzen, so bringen wir hier das Wesentliche derselben zur Kenntniß des deutschen Publikums.

Die Tschuktschen werden nach ihrer Lebensweise eingetheilt in die nomadisirenden (Renthier-)Tschuktschen und die seßhaften, Jagd und Fischerei treibenden Tschuktschen. Herr Nordqvist nennt die letzteren „promyschlennije“, d. h. solche, welche die Jagd und den Fischfang als ihr Hauptgewerbe betreiben. Der Ausdruck promyschlennije (Adj.) oder auch promyschlennik (Subst.) ist nicht direkt im Deutschen wiederzugeben; wenn man denselben mit „Jäger und Fischer“ übersetzen wollte, so würde man in diesem vorliegenden Falle das Richtige treffen; im andern Falle aber nicht. Einige Autoren, z. B. Neumann, bezeichnen die Jäger- und Fischer-Tschuktschen direkt als „seßhaft“.

Die Jäger- und Fischer-Tschuktschen bewohnen die Küste des Eismeeres vom Kap Schelagskoi (Erren oder Ertryn von den Tschuktschen genannt) bis zum Ostkap (Pe-ek) und weiter von hier die Küste des Beringsmeeres bis zur Anadyr-Bai. Nordqvist kam nun während des Winteraufenthaltes der „Vega“ mit den am Eismeer lebenden Tschuktschen in Berührung. Diese erzählten ihm, daß südlich vom Ostkap ein Volk existire, dessen Sprache ihnen unbekannt sei; das Volk heiße Aiguan. Darunter verstehen sie denselben Volksstamm, welcher von Wrangel „Onkilon“, von Neumann „Angkali“ (oder seßhafte Tschuktschen), von Maydel „Aigwan“, von Dall „Tschukluk“ benannt worden sind. Nach der Ansicht Nordqvist's sind auch dies Tschuktschen — er lernte sie später aus eigener Anschauung kennen —, welche sich von denen des Eismeeres eigentlich nicht unterscheiden. Freilich besitzen einige derselben mehr den Eskimo-Typus als den reinen Tschuktschen-Typus, aber nach ihrer Sprache, ihrer Kleidung und ihren Sitten, nach der Methode des Tattuirens, nach der Art ihre Zelte, „Jaranga“, aufzubauen, sind es Tschuktschen. Sie behaupteten die Bezeichnung Aiguan nicht zu kennen. Nach Nordqvist's Auffassung sind die am Beringsmeer lebenden Tschuktschen, von denen eben die Rede ist, nicht rein, sondern stark mit Eskimos gemischt, und wegen ihres Mischcharakters wollen die Eismeer-Tschuktschen sie nicht als Stammesgenossen anerkennen.

Die wechselseitigen Beziehungen der Eismeer- und Beringsmeer-Tschuktschen zu einander sind sehr gering.

Nordqvist sagt, man dürfe nicht ohne Weiteres die an der bezeichneten Küste des Eis- und Beringsmeeres lebenden Tschuktschen als „ansässig“ oder „seßhaft“ bezeichnen. Es geschehe oft, daß sie auch mitten im Winter den Aufenthaltsort wechselten, wenn z. B. an dem ursprünglichen Wohnort Mangel an Lebensmitteln sich einstellt. Als Beispiel erzählt er, daß während der Ueberwinterung der „Vega“ alle Einwohner der Niederlassung Pitlekai, wo die „Vega“ lag, in eine größere Ansiedelung, Naitschkai, zogen, weil hier mehr Fische gefangen wurden. Ueberdies begegneten den Reisenden oft Tschuktschen mit ihren Zelten und ihrer Familie, welche von einem Ort zum andern übersiedelten.

Um die Menge der Tschuktschen zu ermitteln, zog Nordqvist bei verschiedenen Individuen Erkundigungen ein über die einzelnen Niederlassungen und die Zahl der darin befindlichen Zelte. Er führt die Namen seiner Gewährsmänner an, welche wir, um unseren Lesern einige Tschuktschen-Namen mittheilen zu können, hier reproduciren: Urtridlin von der Insel Koljutschin; Notti aus Ryraitinop; Tschentscho aus Pidlin, ferner je ein Einwohner von Tjäpka und Wankarema. Nordqvist giebt eine Tabelle aller Ansiedelungen mit der Zahl der in jeder befindlichen Zelte; nachdem er die Angaben der verschiedenen Tschuktschen neben einander gestellt, berechnet er daraus das Mittel. Darnach beträgt die Zahl der Zelte 432. Mit Hülfe der Annahme, daß zu jedem Zelte durchschnittlich fünf Menschen gehören, bestimmt er die Gesammtmenge der am Ufer des Eismeeres lebenden Tschuktschen auf 2160, oder rund auf 2000.

Die Tschuktschen sind übrigens keineswegs gleichmäßig über die ganze Strecke vom Kap Schelagskoi bis zum Ostkap vertheilt, sondern das große Gebiet von Kap Schelagskoi bis zur Insel Koljutschin ist nur wenig, das kleine Gebiet an der Insel Koljutschin dagegen bis zum Ostkap ist stärker, etwa um das Zehnfache, bevölkert. Dabei ist noch zu erwähnen, daß die Ufer der Bai Koljutschin während des größten Theils des Jahres nicht bewohnt sind: nur auf der Insel Koljutschin ist eine Ansiedelung und am Ostufer der Mündung der tiefen Bucht ist eine kleine aus vier Zelten bestehende Niederlassung, Pidlin. Darnach heißt die Koljutschin-Bai bei den Tschuktschen die Pidlin-Bai. Nach Maydel sitzen rundum an der Bucht Tschuktschen; das ist nicht ganz richtig. Nur während des Sommers ziehen viele Renthier-Tschuktschen dahin, um zu fischen. Im Winter werden in der Bucht selbst keine Fische gefangen. Dagegen fangen die Bewohner von Pidlin Fische hart am östlichen Ufer der Bucht und die Bewohner von Koljutschin in einem kleinen Flüßchen der Insel. Im Sommer wird in der Bucht mit Netzen gefischt. Die Eingeborenen nennen alle hier erbeuteten Fische „ankanna“, d. h. Meerfische; sie unterscheiden zwei Arten: „mynne“ und „eutsch“. Nordqvist vermuthet, daß es sich hier um zwei Lachsarten handelt; er bekam selbst die betreffenden Fische nicht zu Ge-

[1]) O. A. Nordqvist, Bemerkungen über die Kopfzahl und die gegenwärtige Lage der am Eismeer lebenden Tschuktschen (Iswestija der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft in St. Petersburg 1880, Bd. XVI, S. 95 bis 106).

sicht, da die Reisenden den Winterplatz früher verließen, ehe der Fischfang begonnen hatte.

Die Ursache, daß die Ufer der Koljutschin-Bai im Winter wenig bewohnt sind, ist eben darin zu suchen, daß die Menge der Fische hier sehr gering ist. Andererseits ist die verhältnißmäßige Dichtigkeit der Bevölkerung bis zum Ostkap nur daraus zu erklären, daß die Tschuktschen hier genügende Nahrung finden. Es werden hier Robben (Phoca foetida), Wallrosse und je nach der Jahreszeit verschiedene Fischarten gefangen (verschiedene Gadus-Arten, Stinten, Cottus-Arten, Lachsforellen und andere). Die Wallrosse sind sehr gesucht, weil ihre Zähne einen beliebten Handelsartikel mit den Amerikanern abgeben; die Haut wird zur Anfertigung von Röcken benutzt; das Fleisch wird gegessen. Für die günstigste Zeit zur Jagd auf Robben und Wallrosse halten die Tschuktschen diejenige Periode des Winters, während welcher sich im Eis Spalten bilden und hier und da freies Wasser sich zeigt.

Außer dem Fleisch der Robben und Wallrosse und den Fischen genießen die Tschuktschen verschiedene Wurzeln und Blätter. (Nähere Angaben darüber werden leider vermißt.)

Ein anderer Grund, daß die Gegend zwischen Koljutschin und dem Ostkap besonders bevölkert ist, liegt offenbar in dem Umstande, daß dieser Theil der Küste mit Vorliebe von den amerikanischen Schiffen aufgesucht wird. Von den Amerikanern aber erwerben sich die Eingeborenen Tabak, Branntwein, Flinten, Pulver, Blei. Mit ihnen unterhalten die Tschuktschen sehr lebhafte Handelsbeziehungen. Die Amerikaner entsenden in das Eis- und Beringsmeer entweder Walfischfänger, große dreimastige Schiffe, oder kleine zweimastige nur dem Handel dienende Schiffe. Die Walfischfänger sind bei den Tschuktschen nicht beliebt, weil sie die Wallrosse und Wale tödten und dadurch den Tschuktschen Schaden zufügen. Dagegen sind die Handelsschiffe der Amerikaner beliebt und gern gesehen und sie bringen den Tschuktschen auch allerlei begehrenswerthe Sachen: Flinten, Pulver, Blei, Kleidungsstücke, Tabak und vor allem Branntwein wird gegen Pelzwerk und Wallroßzähne verhandelt. Als unumstößlichen Beweis für die Versorgung der Tschuktschen mit Branntwein von Seiten der Amerikaner führt Nordqvist Folgendes an: Der Tschuktsche, bei welchem er wohnte, ehe er seine Fahrt zu den südlich wohnenden Renthier-Tschuktschen machte, reichte ihm zum Abschied Branntwein in einem versilberten Becher. Der Becher trug die Inschrift: Captain Ravens Brig Timandra 1878. Der Tschuktsche hatte den Becher auf dem Schiffe erhalten, wo er seinen Branntwein gekauft hatte. Neumann nun berichtet schon, er habe im August 1875 eine amerikanische Brig, „Timandra", angetroffen, welche die Tschuktschen der Lorenzbai mit Branntwein versorgte. Es hat hiernach den Anschein, meint Nordqvist, als ob das Schiff „Timandra" seine menschenfreundliche Mission unter den Tschuktschen ungestört fortsetze.

Die Tschuktschen haben aber auch mit den an der Beringsstraße lebenden Eskimos direkte Handelsbeziehungen. Diese Eskimos führen bei den Tschuktschen die Namen „Kiumy" oder „Jekirgauly". Da die Wurzel des letzten Wortes jekirgin, Mund, bedeutet, so ist jene Benennung offenbar darauf zu beziehen, daß die Eskimos Stücke von Glas oder Holz sich in die Mundwinkel stecken. Die Tschuktschen tauschen gegen Renthierfelle und russischen Tabak anderes Pelzwerk, aber vor allem Branntwein ein.

Die Beziehungen zwischen den Tschuktschen und den Russen sind nur sehr locker. Die Mehrzahl der Eingeborenen weiß so gut wie nichts von Rußland; sie wissen, daß in Rußland ein Ort Koljuma (Kolymsk), ein Ort Jakutska existirt, daß hier große „Ermat" (Mehrzahl von erem = Anführer) leben; aber das ist Alles. Selbst Wassily Menka, der nach seinen Zeugnissen der Aelteste (Starost) aller Tschuktschen des Kaps war, hatte keine Vorstellung vom Kaiser von Rußland, und keine Vorstellung von Petersburg.

Einen Jassak (Abgabe) zahlen nur diejenigen Tschuktschen, welche nach Nishne-Kolymsk auf den Markt ziehen.

Bis jetzt sind die Tschuktschen der Eismeerküste ein unverdorbenes Naturvolk; ehrlich, gutmüthig; ihr Hauptlaster ist die Liebe zum Branntwein. Wenn die Amerikaner ungestraft fortfahren werden, die Tschuktschen mit Branntwein zu versorgen, so werden unbedingt die guten Eigenschaften der letzteren bald verschwinden.

Ein Volk auf dem Niedergange.

Von **W. Keßler.**

(Die Grusiner.)

„Wissen Sie, Ihrem Burschen könnte auch etwas mehr Reinlichkeit nichts schaden. Die Anwendung von Seife und Bürste würde sein intelligentes Aeußere entschieden noch vortheilhafter hervortreten lassen." So sprach ich, jüngst in Tiflis angekommen, zu meinem Freunde F., während uns sein kleiner Laufbursche, der zugleich den Substitut der Köchin machte, ein gutes Frühstück servirte. Mein Freund, der gerade damit beschäftigt war, sich einen delikaten blin, jene specifisch russischen Fasten-Pfannenkuchen, mit Kaviar, frischer Butter und saurer Sahne zu belegen, entgegnete lächelnd: „Respekt vor meinem Sossiko! er stammt aus einem der ältesten grusinischen Fürstenhäuser!" — „Was, der Junge ist ein Prinz!" rief ich erstaunt aus. „Laufen denn hier die Prinzen für gewöhnlich als solche kleinen Schmutzfinken umher und betreiben solche ehrsamen Gewerbe wie der Ihrige?"

„Gewiß; die meisten Köche hier in Tiflis gehören der hohen grusinischen Aristokratie an. Sie können hier genug Prinzen als Eckensteher, Tagelöhner, Droschkenkutscher und dergleichen finden."

Mein Freund hatte im vollsten Maße Recht. Je bekannter ich im Lauf der Zeit mit den Verhältnissen wurde, desto mehr lernte ich die eigenthümlich niedrige Stellung kennen, welche auch die ersten Stände der Grusiner heute in ihrem eigentlichen Heimathlande einnehmen. Freilich ist es im Orient mit der Arbeit und dem Dienen ein ander Ding als in Europa. Wenn der Orientale auch die Arbeit überhaupt nicht gerade liebt, so macht er doch nicht die

uns geläufigen Unterschiede zwischen höherer und niedrigerer Arbeit. Ihm ist jede Arbeit ziemlich gleichwerthig. Auf der großen Siemens'schen Kupferhütte Hedabeg in Transkaukasien arbeiteten Edelleute der verschiedensten asiatischen Völkerschaften als gewöhnliche Tagelöhner, grusinische Fürsten fungirten als unterste Aufseher, und persische Paschas suchten Steine zu Flußuferbauten zusammen. Mit den Grusinern aber hat es noch seine besondere Bewandtniß.

Als der König Georgios XIII. im Jahre 1801 sein Reich den Russen völlig abtrat, welche schon sein Vater Herakleus ins Land gerufen hatte, waren zwar auch schon die Zeiten vorüber, wo die grusinischen Großen durch Reichthum geglänzt hatten; immerhin aber gab es noch eine Anzahl recht wohlhabender Familien unter den Edeln des Landes. Die Orbeliani, die Tschawtschawadze, die Bagration [1]) und andere alte Fürstenhäuser waren allein durch ihren werthvollen Grundbesitz noch Herren eines wirklich fürstlichen Vermögens. Wegen mangelnden Fleißes und fehlender Kultur brachten diese Besitzungen zwar geringen Ertrag, aber immerhin blieben sie doch in den Händen ihrer alten Eigenthümer. Während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wo unausgesetzte Kriege mit den Bergvölkern die Russen wie die ihnen Heeresfolge leistenden Grusiner in Athem hielten, traten ebenfalls im Allgemeinen keine sehr umfassende Aenderungen in den Besitzverhältnissen ein.

Da wurde (im Jahre 1856) der energische manchmal etwas despotische Fürst Alexander Iwanowitsch Variatynski, der Jugendgespiele und Freund des Kaisers Alexander, Statthalter über den Kaukasus. Auf allen Gebieten wurde jetzt kolossale Energie entfaltet, um den Kaukasus wirklich zu einer russischen Provinz zu machen. Man arbeitete mit der Gewalt der Waffen, wie mit der Macht des Geldes.

Wie man Schamyl bezwang und gefangen nahm, den mißliebig gewordenen Fürsten Dadischkiliani von Suanetien ohne Weiteres erschießen ließ und die Tscherkessen zur Auswanderung nöthigte, so wurde man auch — nur auf leichtere und angenehmere Weise — der grusinischen Reichthümer Herr. In Tiflis entfaltete sich ein prunkvolles Leben voller Glanz und Herrlichkeit. Fest auf Fest ward im Sardaarpalast gefeiert, eins herrlicher und kostspieliger als das andere. Die grusinischen Großen aber glaubten es in ihrer thörichten Nachahmungssucht dem Statthalter gleich machen zu müssen und wetteiferten mit demselben im Glanz der Feste und Höhe des Aufwands. Bei diesem ungleichen Wettkampf aber bekam, wie leicht zu denken, ihr Geldbeutel rasch die Schwindsucht, während die dem Statthalter zur Disposition stehenden Mittel nicht versiegten. So verarmten die grusinischen Großen bis auf wenige Ausnahmen. Ihr Geld und ihr Besitz ging theils in die Hände der Europäer über, welche ihre Modewaaren und Luxusartikel zu wahrhaft kaukasischen Preisen absetzten, größtentheils aber traten die Armenier, die Juden des Orients, die Erbschaft der Grusiner an.

In früherer Zeit haben die grusinischen Adelsgeschlechter übrigens dem russischen Staate manche bedeutende Männer geschenkt (wie den ersten großen Statthalter des Kaukasus, den heldenmüthigen Tizianoff, und die Generäle Bagration und Bebutow); in neuerer Zeit haben sich Grusiner kaum höher als zu Gouverneuren und ähnlichen Posten aufgeschwungen.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Grusiner ein sehr fleißiges und mäßiges Volk sind, wie das z. B. den Armeniern auch von ihren Feinden nachgerühmt werden muß. Trotzdem ist es auch übertrieben, wie manche flüchtige Reiseschriftsteller es thun, immer von der Trägheit und den schlechten Sitten der Grusiner zu sprechen, die allein ihren Fall verschulden sollen. So viel steht fest, die Grusiner sind ein Volk, welches bestimmt ist, als Nation von der Welt zu verschwinden. Es spielt lediglich die Rolle des *historisch gewesenen Volkes*. Dagegen hat es noch heute *eine* Bedeutung, welche ihm auch früher schon sehr gegen seinen Willen auoktroyirt worden ist, die Bedeutung als Faktor der Racenkreuzung resp. Veredlung. Wie seit Jahrhunderten grusinische Sklavinnen bei den meisten herrschenden moslemitischen Völkern des Ostens, den Arabern, Türken, Persern und Tataren, nicht wenig zur Verbesserung und Veredlung des rohen wilden Blutes haben beitragen müssen, so werden heute Grusiens schöne Töchter mit Vorliebe von Russen aller Stände geheirathet. Auch der schlaue Armenier zieht nicht selten die üppige, lebhafte Grusinerin seinen schüchternen sittsamen undt reuen Landsmänninnen vor. Die wenig zahlreichen noch existirenden wohlhabenden grusinischen Familien sind schon fast völlig russificirt. Russische Sitte, russische Bildung gelten bei ihnen als das non plus ultra der Civilisation und haben die nationalen Eigenthümlichkeiten fast gänzlich verdrängt.

Schon heute kann man kaum noch von einem besondern nationalen Volksleben bei den Grusinern sprechen, wie dies in den vierziger Jahren nach Bodenstedt's lebhaft gefärbten Schilderungen sich noch deutlich abgezeichnet haben muß. Wenigstens in Tiflis ist davon herzlich wenig mehr zu verspüren. Höchstens kann man noch *grusinische Trinkgelage* kennen lernen. Meist an Sonntag-Nachmittagen im Sommer zieht eine Gesellschaft von Grusinern in einen der zahlreichen Gärten in der „Kolonie“, der einst ausschließlich von Deutschen bewohnten Vorstadt auf dem linken Ufer des Kur. Dort wird dann eine ganz kommentmäßige Kneiptafel errichtet, ein Präses ernannt, der hier den Titel Tolum-baschi führt, und eine unglaubliche Menge von den schweren feurigen Weinen Kachetiens vertilgt. Der Komment ist ziemlich streng und von dem deutschen auf Universitäten ꝛc. üblichen nicht sehr verschieden. Nur muß bei dem Ausbringen der zahllosen Gesundheiten, bei denen alle Familienmitglieder der Zechgenossen einzeln berücksichtigt werden, stets ausgetrunken werden. Es ist aber nicht erforderlich, immer „Ganze“ zu trinken, und besonders für den Europäer, dessen Magen noch nicht auf solche Leistungen eingerichtet ist, ist es sehr rathsam, sparsam mit dem Füllen der Gläser vorzugehen. Der beim Zutrinken übliche Spruch „Allah werdi!“ (Gott geb's!) und „Jachschi jol!“ (Guten Weg!), d. h. „wohl bekomms!“ ist übrigens bei weitem schöner als die Formeln des deutschen Studentenkomments.

Mit echten Grusinern, deren Magen durch den beständigen Genuß des, in mit Naphta ausgeschmierten Schläuchen aufbewahrten und dadurch stark geharzten Weines förmlich ausgepicht ist, beim Zechen der heimischen Weine Stand zu halten, ist selbst für ein deutsches Kneipgenie eine starke Zumuthung. Einer der jüngsten deutschen Orientreisenden, der Dr. jur. v. Thielmann, welcher in Gesellschaft mehrerer junger Freunde einige Streifzüge durch den Kaukasus unternommen und auch einige Mal mit Grusinern gezecht hat, behauptet freilich die deutsche Kneipfähigkeit siegreich gegenüber den Asiaten vertreten und bewährt zu haben; wahr-

[1]) Bei den ersten Familien der grusinischen Aristokratie, welche ihre Stammbäume fast Jahrtausende weiter als die europäische zurückzuführen vermag, zeigt sich übrigens die interessante Erscheinung, daß dieselben meist eingewandert sind. So sind die Bagration, welch lange auf dem georgischen und armenischen Königsthron gesessen haben, ursprünglich *Juden* und behaupten von David abzustammen. Die Ortelian aber sollen chinesischen Ursprungs sein.

scheinlich hat man indessen ihn mit der schonenden Rücksicht behandelt, welche im Kaukasus stets auch der sonst nicht gerade feingebildete Eingeborene seinem Gaste gegenüber beobachtet.

Uebrigens muß man den grusinischen Zechern eins lassen, daß sie nämlich sich niemals betrinken. Wohl bringen sie halbe Tage mit Trinkgelagen zu, werden lustig und aufgeräumt und singen ihre nicht gerade melodischen Trinklieder zu den Klängen der primitiven asiatischen Musikinstrumente, aber niemals erlebt man Streit und Zank; niemals sieht man sinnlos Betrunkene nach Haus schwanken oder gar auf den Gassen umherliegen. Es mag dies wohl zum Theil mit dem Umstande verdankt werden, daß stets während des Trinkgelages gegessen wird; am meisten beliebt sind salzige und pikante Sachen und frisches Grünzeug, wie Zwiebeln, Gurken, Estragon und dergleichen. Auch darf niemals ein Hammelspießbraten, der sogenannte Schischlik, fehlen.

Ueberhaupt ist eine solche asiatische Zecherei ungleich schöner arrangirt, als dies in Deutschland bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Fast stets sind die Gelage im Freien; die Tafel, wenn eine solche existirt, oder sonst der Teppich, auf dem man sitzt, ist mit Blumen reich bestreut; Blumen auch hält jeder der Tischgenossen in den Händen. Wenn man bei solchem Anblick an die verräucherten schmierigen von Tabaksrauch erfüllten deutschen Kneiplokale denkt, in denen die deutsche Jugend eifrigst bestrebt ist, ihren Magen mit dem häufig entsetzlichen Gebräu, welches den Namen Bier führt, zu ruiniren und überhaupt ihren Körper als einen lebenden Filtrirapparat zu mißbrauchen; wahrlich, so kann man nur mit Bedauern auf diese „Fortschritte der Kultur“ gegenüber den verachteten Sitten der „wilden“ Asiaten blicken.

Es ist übrigens in vieler Hinsicht recht bezeichnend, daß grusinisches Volksleben sich am meisten noch bei diesen Trinkgelagen zeigt. Ein sinnlicher, leichtsinnig materieller Zug charakterisirt überhaupt die Grusiner, welche darum auch weit weniger an geistigen Leistungen aufzuweisen haben, als z. B. ihre alten Nachbarn und Schicksalsgenossen, die Armenier. Abgesehen von der alten grusinischen Literatur, welche ungleich unbedeutender ist, als die armenische, ist auch neuerdings kaum irgend hervortretendes literarisches Leben auf dem Gebiet der grusinischen Sprache zu bemerken. Allerdings erscheint zu Tiflis eine grusinische Zeitung; auch findet zuweilen eine grusinische Theatervorstellung statt; aber für eine Stadt, welche als die frühere Hauptstadt Grusiens recht eigentlich die grusinische Kultur repräsentiren sollte, ist dies Alles doch verzweifelt wenig. Allerdings schwindet auch der Procentsatz der grusinischen Bevölkerung im Vergleich zu den übrigen Nationalitäten in Tiflis immer mehr; gegenwärtig sind unter den circa 120 000 Einwohnern von Tiflis nur noch etwa 20 000 (also circa 17 Proc.) Grusiner, während die Armenier über 40 Proc. und die Russen ebenfalls circa 17 Proc. ausmachen. Auch läßt sich nachweisen, daß der Procentsatz der Vermehrung seit früheren Jahren bei den Grusinern verhältnißmäßig am niedrigsten gewesen ist. Von jenen 20 000 Grusinern gehören übrigens weit mehr als ein Drittel dem Adelsstande an.

Mehr als in Tiflis herrscht noch nationalgrusinisches Leben in Kutais, der Hauptstadt Imeretiens. Hier ist die grusinische Sprache wirklich noch die Verkehrs- und Umgangssprache selbst in den besseren Kreisen, die sich in Tiflis schon beinahe ihrer Muttersprache zu schämen scheinen. Nach europäischen Begriffen ist übrigens die grusinische Sprache keineswegs schön und wohlklautend mit ihren vielen harten und rauhen Tönen; auch ist sie für den Europäer nur schwer zu erlernen. Daß es auch unter den Grusinern lobenswerthe Ausnahmen giebt, welche die geistige Kultur Europas kennen und in nationalem Sinne für ihr Volk zu verwerthen streben; auch selbst Tüchtiges für die Wissenschaft zu leisten suchen, wie der gelehrte und fleißige Bagradse, dem wir sehr schätzenswerthe archäologische und historische Arbeiten verdanken, kann die allgemeine Regel nicht entkräften. Im Allgemeinen hat das Eindringen europäischer Kultur den nationalen Verfall nur beschleunigt, und selbst die gutgemeinten und anerkennenswerthen Maßregeln der russischen Regierung, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft und die sonstigen Versuche zur Hebung der durch jahrhundertelange Hörigkeit gefesselten Landbevölkerung, haben ihren Zweck großentheils verfehlt.

Während bei dem Adel ein gewisser chevaleresker Leichtsinn ernste Arbeit und Sparsamkeit nur zu sehr hindert, ist das gemeine Volk, dessen Genügsamkeit außerordentlich wenig zur Befriedigung seiner Ansprüche verlangt, zu träge und zu apathisch, um irgend welche erheblicheren Anstrengungen zur Verbesserung seiner Lage zu machen.

Nur eine Tugend haben die Grusiner aus der Zeit ihrer Blüthe und Selbständigkeit sich bis heute bewahrt: die Tapferkeit. Wie das verhältnißmäßig wenig zahlreiche Volk Jahrhunderte lang sich gegen die Uebermacht der Türken und Perser und andererseits gegen die Ueberfälle der feindlichen räuberischen Gebirgsvölker, besonders der Lesghiner, zu vertheidigen gewußt hat, wie keine Qualen und Martern Grusiner vermocht haben, ihrem alten Christenglauben, von dem sie nicht viel mehr als das äußere Ceremoniell kannten, untreu zu werden; so haben auch noch in den Kriegen der Russen gegen die Bergvölker die Grusiner die wesentlichste Rolle gespielt. Ohne die heldenmüthige Tapferkeit der grusinischen Miliz würden Tscherkessen und Lesghiner noch heute schwerlich unterworfen sein. Die Grusiner sind zumal als Fußsoldaten bei asiatischer Kriegführung eine unübertreffliche Truppe.

„Stark und schön sind Grusiens Söhne“ heißt es in einem alten grusinischen Liede, und es ist wahr; zumal in den oberen Klassen sind herrliche körperliche Erscheinungen nicht selten. Die breite gewölbte Brust und die dabei doch elegante Taille, und der hohe Wuchs verleiht dem Grusiner etwas Ritterliches, das allerdings nicht selten in späterm Alter vor einem weniger schönen Embonpoint verschwindet.

Und dann die Frauen! Nicht umsonst haben zahllose Dichter die Schönheit der Georgierinnen gefeiert. Vielleicht findet man wirkliche Schönheiten auch hier recht selten, zumal die Eigenthümlichkeiten des echt grusinischen Typus, relativ niedrige Stirn und hervortretende nicht selten große Nase, nicht Jedermanns Geschmack sind, aber dafür sind fast alle weiblichen Erscheinungen während ihres jüngern Alters wenigstens gesund und nicht ohne hohe körperliche Reize. Verkümmerte Mädchengestalten wird man hier kaum finden. Daß die grusinischen Frauen ohne geistiges Interesse und meist ziemlich sinnlich sind, liegt an ihrer Erziehung; auch mögen sie leichter und rascher altern als die Frauen westeuropäischer Länder. Aber auch hierin giebt es genug rühmliche Ausnahmen, und das Beispiel der letzten Königin von Grusien, der heldenmüthigen Maria, und der schönen Nina Orbeliani, welche ihren geliebten Gatten, den Dichter Gribogédoff, dreißig Jahr lang beweinte, ohne seinem Andenken untreu zu werden, beweist, daß auch die edelsten Frauentugenden nicht fremd sind unter den Töchtern des uralten, leider, wie es scheint, dem Untergang geweihten Grusinervolkes.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der Livingstonia-Ausschuß der Free Church Foreign Missions hat seinen am Njassa-See stationirten Missionären den Auftrag gegeben, die Ostküste des Sees aufzunehmen und dabei nach einem guten Hafen und einer gesunden Station in den Bergen oder oben auf dem Plateau zu suchen. Die Aufnahme soll mittels des Dampfers „Ilala" nach Schluß der nächsten Regenzeit im Juni ausgeführt werden. Das Haupt der Mission, Dr. Laws, hat im Jahre 1880 bereits das nordöstliche Ende des Sees im Dampfer besucht, wobei er an zwei Stellen Kohlenlager entdeckte.

— Die auf Seite 93 des vorigen Bandes mitgetheilte Nachricht, daß Dr. Buchner schon über die Residenz des Muata Jamvo hinaus vorgedrungen sei, hat sich leider nicht bestätigt. Soeben (5. Januar) ist ein längerer Bericht des Reisenden in Berlin eingetroffen, wonach er sich im Juni 1880 noch immer in der Residenz (Mussumba) befand, allerdings mit der Hoffnung, in den nächsten Tagen nach Norden aufbrechen zu können. Weitere Einzelheiten werden wir später mittheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— „Prähistorische" Bewohner Neu-Seelands. In dem kürzlich erschienenen Werke J. v. Haast's: „Geology of the Provinces of Canterbury and Westland", behandelt derselbe S. 407 bis 431 das erste Auftreten des Menschen in Neuseeland. Nach ihm existirte dort in der quaternären Zeit eine Urrace, welche dem melanesischen Typus nahe stand. Es waren dies die Jäger der Riesenvögel (Moas), die ihre Jagd auf den Dünen der Nordinsel betrieben. Diese quaternäre Bevölkerung hatte noch keine gezähmten Hunde, wohl aber gab es einen großen wilden Hund, den die Jäger tödteten und verzehrten, wie die Küchenabfälle bezeugen. Diese bestehen aus verschiedenen heute noch in Neu-Seeland vorkommenden Muschelschalen und Knochen von Vögeln (Apteryx, Nestor, Stringops). Von Steingeräthen besaßen die Moajäger sowohl geschlagene als polirte, so daß sie in einer Uebergangsperiode von der paläolithischen zur neolithischen lebten (wenn beide Perioden überhaupt zu trennen sind). Daß sie Menschenfresser waren, läßt sich nicht nachweisen, da Menschenknochen in den Abfällen fehlen. Nephritwerkzeuge kommen darin auch nicht vor. Einheimische Ueberlieferungen sprechen von mehreren Racen, welche die Inseln vor der Ankunft der ersten Einwohner von Hawaiki bewohnten. Die Traditionen der Nordinsel sprechen von wilden Einwohnern im Innern, auf welche die ankommenden Maori stießen. Auf der Südinsel ist von Riesen und Zauberern die Rede, welche dort ursprünglich hausten. Die hier und da gefundenen alten Schädel sind jedoch zu sehr zerstört, um endgiltige Schlüsse auf die Urbewohner zu erlauben. Von den heutigen Einwohnern, den Maori, sagt Flower: „Wenn sie wirklich Polynesier wären, so würden sie stark abweichen von der Samoa-Race, denn sie sind dunkler, krauser von Haar, stärker von Bart und langköpfiger und haben zudem Adlernasen. Diese Abänderung im Laufe der Zeit könnte von Mischung mit Melanesiern herrühren."

(Nach „Ethnogr.-anthropol. Abtheilung des Museum Godeffroy".)

— Die „Transactions of the Royal Society of Victoria" veröffentlichen, als Vorläufer eines umfassenden Werkes über Sitten und Sprachen Melanesiens, einen Abriß von Bemerkungen über die Gebräuche der Banks-Insulaner, welche Rev. R. H. Codrington, Fellow des Wadham College in Oxford, in Briefen an den Missionar der Fidschi-Inseln, Rev. Lorimer Fison, niedergelegt und dieser mit einigen Erläuterungen versehen hat. Danach haftet Landbesitz an der Person, doch findet unter den Eingeborenen selbst weder Kauf noch Verkauf von Land statt; davon getrennt ist das Eigenthum an Bäumen, die man auf einem Gebiet, auf welches man keinen Anspruch hat, selbst gepflanzt oder durch Erbschaft erhalten haben kann. Grundbesitz geht auf Verwandte „auf derselben Seite des Hauses", d. h. auf die Kinder der Schwester über. Ein Erstgeburtsrecht existirt nicht. Auf den Fidschi-Inseln, fügt Rev. Fison hinzu, ist der Grund und Boden Eigenthum des Stammes, und der Besitz an Bäumen erstreckt sich nur auf deren Früchte, nicht auf das Holz. Es herrscht Vielweiberei. Ist ein Kind geboren, so ißt weder Vater noch Mutter irgend etwas, wovon das Kind selbst krank werden könnte. Durch hohes Alter oder lange Krankheit elende Individuen werden, häufig auf eigenes Begehren, lebendig begraben. Kindermord ist häufig, doch werden mehr Knaben als Mädchen getödtet, weil die weibliche Nachkommenschaft für die Erbschaft von Bedeutung ist. Man unterscheidet genau zwischen Geistern Verstorbener, den „Tamate", und eigentlichen Geistern oder unkörperlichen Wesen, den „Vui". Diese hausen in einer „Panoi" genannten Gegend dieser Welt; ob für ewig oder vorübergehend, scheint zweifelhaft, eben so wie die Meinungen der Eingeborenen über die Vorgänge an diesem Orte schwer darzulegen sind. Die Vuis stehen in Verbindung mit zu Göttern gewordenen Vorfahren und werden nicht als bösartig gedacht, sondern in Gefahr angerufen. Alle ernstlichen Krankheiten werden von Zauberei oder dem direkten bösen Einfluß der Tamate hergeleitet. Fison widerspricht energisch Sir John Lubbock's Behauptung („Origin of civilization" p. 45), Wilde wären selten krank; im Gegentheil, Wilde sind sehr oft krank und ihre Sprachen sind reich an Wörtern für alle Arten von Krankheiten, für Zaubermittel, sie zu bewirken, und Gegenmittel, sie zu entfernen. Die Medicinmänner glauben fest an ihre Kraft, Krankheit verursachende Geister austreiben zu können. Einer von ihnen, ein Missionsgehülfe, versicherte Fison alles Ernstes, daß wenn er seine Hände über den Körper des Patienten gleiten ließe, er den Sitz des Geistes an einer zitternden Bewegung seiner Fingerspitzen entdecke; dann gäbe er sich Mühe, ihn in eine der Extremitäten, Hand oder Fuß, herabzuziehen, doch erfordere dies viel Ausdauer und Sorgfalt, weil diese Dämonen schlau seien und leicht in den Rumpf zurückschlüpften, „ja sogar," fügte er hinzu, „wenn man ihn schon im Arm oder Bein greifen kann, versteckt er sich noch gar zu leicht in ein Gelenk oder einen Knochen, und ihn da heraus zu bekommen ist sehr schwierig; hat man ihn aber glücklich im Finger oder Zehen, so muß man ihn mit einem plötzlichen Ruck herausziehen, ihn weit fortwerfen und hinter ihm pusten, sonst kehrt er zurück." Die Tänze tragen durchaus keinen religiösen Charakter, wie Bischof Patteson behauptete, sondern sind reines Vergnügen und werden von Männern und Weibern getrennt ausgeführt. Während der Kannibalismus sonst in Melanesien geübt wird, ist er auf den Banks-Inseln unbekannt. Was die Sittlichkeit betrifft, so werden Mord und Diebstahl allerdings nicht so wie in civilisirten Ländern angesehen, doch unterscheidet man sehr wohl zwischen einem heftigen

und einem sanften Charakter, zwischen einem Dieb und einem ehrlichen Manne, und es sind genug Ausdrücke vorhanden, um schlechte Thaten zu tadeln und gute zu loben.

— Die junge Ansiedelung auf den zu Neu-Seeland gehörigen und ungefähr 95 Meilen in östlicher Richtung davon gelegenen Chatham-Inseln scheint rasch aufzublühen. Die Gruppe umfaßt gegen dreißig deutsche geographische Quadratmeilen, und setzt sich aus drei größeren und vielen kleinen unbedeutenden Eilanden zusammen. Nur die ersteren sind bewohnt. Die gesammte Seelenzahl beläuft sich in runder Zahl auf 340, nämlich 200 Weiße, 100 Maoris und 40 Maoriories. Die letzteren sind die Ureinwohner. Sie waren, als die Inseln im Jahre 1794 entdeckt wurden, weit zahlreicher und blieben es bis Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Um diese Zeit wanderten aus Neuseeland Maoris, welche von kriegerischen Nachbarn im Waikato-Gebiete aus ihren Wohnsitzen in Taranaki vertrieben worden waren, ein. Obgleich freundlich von den Maoriories aufgenommen, schlachteten sie doch nach und nach einen großen Theil derselben für ihre kannibalischen Mahle ab und die Uebrigen wurden zu Sklaven gemacht. Die eigentliche Ansiedelung von Weißen datirt erst aus dem Anfange der sechsziger Jahre, wiewohl Walfischfahrer die Inseln schon früher besucht, und fortgelaufene Matrosen sich dort zusammengefunden hatten.

Flüsse und Landseen — unter den letzteren umfaßt einer im Innern von Rangahauria, der größten Insel in der Gruppe, fast eine deutsche Quadratmeile — sind zahlreich vorhanden. Der meist torfartige Boden, mit Gras und Kräutern gut bewachsen, eignet sich vortrefflich zu Viehzucht, und diese wird daher auch hauptsächlich betrieben. Der Schäferei wird der Vorzug gegeben, und auf den Inseln weiden zur Zeit schon 70 000 Schafe. Der Rindviehstapel, früher stärker, ist auf 500 Stück gesunken, und wenigstens eben so viel sollen im verwilderten Zustande leben. Die Pferde mögen sich auf 800 bis 900 belaufen. An manchen Stellen der Inseln tritt auch guter Lehmboden auf, und hier haben die Versuche mit Weizenkultur lohnende Erfolge ergeben. Der Export der Chatham-Inseln im letzten Jahre hatte einen Werth von 17 000 Pf. St. und steigert sich rasch.

— Am letzten Tage des Jahres 1880 ist die officielle Ankündigung erschienen, daß die Königin von England in Uebereinstimmung mit einem Ansuchen der eingeborenen Häuptlinge die Insel Rotuma der Kolonie Fidschi als Theil des englischen Reiches einverleibt hat. (Vergl. Globus XXXVII, S. 176 und 224.)

Polargebiete.

— Der zur Bundesmarine gehörige Schooner „Yucon“ ist nach einem sechsmonatlichem Aufenthalte im Arktischen Ocean und an der Küste von Alaska nach San Francisco zurückgekehrt. An Bord des Fahrzeuges befand sich eine Anzahl Gelehrter, die unter der Leitung von Dr. Dall geographische und meteorologische Untersuchungen angestellt haben. Der „Yucon“ hat während seiner Abwesenheit 12 000 Meilen zurückgelegt und nicht weniger wie 16 000 Messungen vorgenommen.

Eine Anzahl interessanter Entdeckungen wurden gemacht. Dr. Dall sagt, daß er sich davon überzeugt habe, daß es keinen Polarstrom giebt, dessen Existenz bis jetzt allgemein angenommen wurde. In der Beringsstraße hat er gefunden, daß das Wasser in allen Tiefen eine ziemlich hohe Temperatur hat, und er ist der Ansicht, daß die Strömungen zum großen Theile durch die Ebbe- und Fluthverhältnisse bedingt werden und mit den Jahreszeiten wechseln. Mit Bezug auf die „Jeannette“ sagt der Doktor, daß nicht der geringste Grund für die Annahme vorhanden sei, daß ihr ein Unglück widerfahren sei. Man könne unmöglich von ihr Nachrichten erwarten, da die Natur ihrer Mission dieses unmöglich macht, doch sei es sehr wahrscheinlich, daß Capt. De Long an der Küste von Wrangel's Land einen guten zum Ueberwintern geeigneten Ankerplatz gefunden hat. Der Umstand, daß man in diesem Sommer außergewöhnlich große Quantitäten Eis unter den südlichen Breitengraden gefunden habe, berechtige zu der Annahme, daß das Meer im Norden verhältnißmäßig eisfrei gewesen ist, und dieses würde der „Herald“-Expedition in hohem Grade zu Statten kommen. Die Walfischfahrer „Mount Wollaston“ und „Vigilant“ giebt der Doktor verloren. Mehrere neue Vögel- und Fischarten sind von der Expedition aufgefunden worden. Der Fischkommissär Dr. Bean, der die Reise mitgemacht hat, sagt, daß er sich davon überzeugt habe, daß der Stockfisch, der an der Küste von Alaska gefunden wird, derselbe ist, den man in den atlantischen Gewässern fängt. Auch mehrere neue Lachsarten sind entdeckt worden. Mit Bezug auf die Verhältnisse in Alaska sagt Dr. Dall, daß jenes Territorium dringend irgend welcher Regierungsform bedürfe. Wenn ein Matrose in Alaska mit einer Flasche Schnaps ans Land geht, setzt er sich der Gefahr aus, verhaftet in Eisen nach Portland gebracht und zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt zu werden, während ein Matrose, der sich auf dem Schiff betrunken hat und dann auf dem Lande Jemanden umbringt, nicht dafür zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die Anstellung von Richtern mit beschränkter Jurisdiktion ist nothwendig, und ferner die Beschaffung einiger kleiner Dampfer, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Inseln und dem Festlande aufrechterhalten. Der in Alaska befindlichen Minen thut der Doktor in lobender Weise Erwähnung, und überhaupt scheint er der Ansicht zu sein, daß sich das Territorium noch als eine werthvolle Acquisition erweisen wird.

— Unter dem Titel „Mediterranea“ hat Rudolf Kleinpaul eine Anzahl von Lebens- und Landschaftsbildern aus Süditalien, Griechenland und von der Riviera gesammelt erscheinen lassen (Leipzig, F. A. Brockhaus 1881), welche wohl nur zum kleinern Theile schon früher im „Ausland“, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und sonst gedruckt sind. Kleinpaul zeichnet sich vor den zahlreichen Autoren, die über Italien schreiben, durch genaue Kenntniß des Landes, seiner Bewohner und ihrer Sprache und durch umfassendes kulturhistorisches und philologisches Wissen aus, und das eigene Ich tritt in seinen Schilderungen hinter den Objekten zurück. Ein sehr interessantes kulturgeschichtliches Kapitel ist „Das zerbrochene Hörnchen“, von der Symbolik des Hornes, dem bösen Blicke und seiner Abwendung handelnd; lehrreich auch die Zusammenstellung (S. 376 und 377) der antiken Götter mit denjenigen christlichen Heiligen, die nach Ausweis ihrer Attribute oder monumentaler Zeugnisse an ihre Stelle getreten sind. Unter den Landschaftsbildern verdienen „Während Sorrent schläft“, „Am Rande der Hölle“ (Aetna), „Ein Ausflug nach Theben“ und „Der Golf von Spezia“ hervorgehoben zu werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

X.

Es kam jetzt Reclus vor allen Dingen darauf an, seine Rückkehr nach Panama in möglichst kurzer Zeit zu bewerkstelligen, und so wandte er sich, um einige zuverlässige Führer zu erhalten, noch an dem nämlichen Tage an einen reichen Indianer, dessen Hütte der Niederlassung der Caucheros gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Flusses lag. Aber dasselbe Mißtrauen, das ihm schon vorher in dem Dorfe am Guati entgegengetreten war, machte sich auch hier geltend. Wieder mußte Reclus die Klagen über die Neger, die den Indianern den Kautschuk, die Taguanüsse und Bananen genommen hätten und ihre Pflanzungen verwüsteten; wieder auch die Vermuthung hören, daß die Fremden hierhergekommen seien, um die Neger und Einwohner von Cartagena in ihren Uebergriffen und ihrem Uebermuthe zu bestärken. Von einem Versuche, dem Indianer den Zweck seines Kommens zu erklären, stand Reclus bald ab: es war nicht möglich dem Manne auch nur einen annähernden Begriff davon beizubringen und ihm sein Mißtrauen zu benehmen. Ein Einkauf von mehreren Hühnern, den der Reisende bei ihm machte, stimmte den Indianer indessen etwas freundlicher. Er versprach sich wegen der gewünschten Führer an den versammelten Rath des Stammes zu wenden, dessen Antwort dann der große Kazike in eigener Person überbringen werde. Und nach wenigen Stunden erschien dieser auch mit einigen Begleitern in der Hütte am Flusse: ein auffallend hagerer, aber rüstiger Greis, der, wie er alle hier versammelten Indianer an Größe weit überragte, sich durch intelligenten Gesichtsausdruck und eine gewisse Würde auch vortheilhaft von ihnen unterschied. Nachdem er sich dem Fremden gegenüber niedergelassen hatte, fing er sogleich an zu „leriar“, d. h. in näselndem, singendem Tone eine lange Rede zu halten, die der versammelte Rath des Stammes in der vorhergehenden Nacht unter dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Massenkonsum von Chicha zur Begrüßung des Weißen entworfen hatte. Die Art des Vortrages war äußerst merkwürdig: der erste Theil eines jeden Satzes wurde langsam, mit erhobener Stimme und noch besonderer Betonung aller Endsylben der einzelnen Worte recitirt; ohne jeden Uebergang schloß sich daran der mit größter Schnelligkeit und leiser, allmälig zu tonlosem Flüstern herabsinkender Stimme gesprochene zweite Theil. Nach jedem Satze aber machte der Redner eine Pause, in der die Versammlung ein langgezogenes beistimmendes „Hm“ oder „Bä“ hören ließ. Den Inhalt der schier endlosen Rede bildete zunächst wieder die Frage nach dem Zwecke, der den Weißen in das früher so friedliche arme Land der Indianer geführt habe, dann folgten die Klagen über die Caucheros und das Volk von Neu-Granada im Allgemeinen. Reclus beruhigte, so gut sich dies durch die Vermittelung seines betrunkenen Dolmetschers thun ließ, die aufgeregte Versammlung und unterstützte durch das Geschenk einer Flasche Wein und einer Scheere, die er dem Alten, sowie einiger Biscuits, die er dem Enkel desselben gab, seine Forderung, einen Führer gestellt zu erhalten. Endlich erreichte er seinen Zweck; aber wenn auch einige der Indianer, und unter ihnen der Kazike, sich freundlich bezeigten, so machte die große Mehrzahl aus

ihrer Abneigung gegen die „Eindringlinge" kein Hehl; und diese in dem ganzen Volke herrschende Stimmung würde ohne Zweifel der Ausführung des Kanals durch das südliche Darien manche Schwierigkeiten, wenn auch keine wesentlichen Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Auf etwas anderm Wege, als den man gekommen war, wurde in der Frühe des nächsten Morgens der Rückmarsch angetreten. Da die Cordillere nach der atlantischen Seite bedeutend steiler abfällt als nach der pacifischen, war der Anstieg eine beschwerliche, anstrengende Sache. Endlich, gegen ein Uhr Mittags, war der Kamm erreicht, der hier in nordwestlicher Richtung läuft, und nach einigen Stunden schon befand man sich an der Stelle, von wo man vor wenigen Tagen zur Küste hinabgestiegen war. In raschen Tagemärschen ging es nun von hier aus weiter bis Yaviza; zu den mancherlei Beschwerden, die Reclus von dem Hinmarsche schon kannte, und unter denen die Plage der Garrapatas nicht die geringste war, gesellte sich jetzt noch die üble Laune seiner mit dem schnellen Marsche und den kurzen Aufenthalten in den Rancherien unzufriedenen Leute; die Streitigkeiten unter ihnen über die Menge des von Jedem zu tragenden Gepäcks und die Klagen über Erschöpfung wollten kein Ende nehmen. In Port Tiati fand man wohl die beiden Kanoes vor, die Herr Sosa verabredetermaßen dorthingeschickt hatte, doch verschafften sie den Leuten nicht die erhoffte Befreiung von der ihnen unerhört dünkenden

Unterredung mit dem großen Kaziken.

Anstrengung. Die Flüsse waren jetzt wasserarm; der Tiati bestand nur aus einer Reihe von Pfützen oder Pozos, deren braunes stinkendes Wasser mit grünem Schimmel bedeckt war. Etwas besser war es mit dem Tupiza, doch mußten auch hier die Boote, die an Stricken gezogen wurden, mehr als einmal abgeladen und am Ufer entlang getragen werden, weil große Baumstämme in dem seichten Wasser den Weg versperrten. Endlich war La Palma glücklich erreicht, und mit Sosa und Lacharme, die in Yaviza sich ihm wieder angeschlossen hatten, kam Reclus am 25. Februar nach ziemlich beschwerlicher Fahrt längs der Küste in Panama an. Und sie hätten nicht später eintreffen dürfen: noch an demselben Tage mußte Wyse seine nicht länger aufzuschiebende Reise nach Bogota antreten, um mit der Regierung der Republik Columbia über einige nothwendige Modifikationen des Koncessionsvertrages zu verhandeln. Die wenigen Stunden bis zur Abfahrt des Dampfers, der ihn zunächst nach Buenaventura bringen sollte, benutzte er, um mit Reclus die Arbeiten festzusetzen, die während seiner Abwesenheit auszuführen waren. Dieselben bezogen sich auf das Panama-Projekt und sollten auf der atlantischen Seite in Aufnahmen der Thäler des Chagres und eines seiner Nebenflüsse bestehen, auf der pacifischen aber sowohl die Depression des Rio-Grande-Thales als auch die Thäler des Caïmito und seiner Nebenflüsse gründlich erforschen.

Reclus' Absicht, am folgenden Tage schon die Arbeiten im Caïmitothale zu beginnen, wurde durch ein Unwohlsein, das ihn an das Zimmer fesselte, vereitelt. So mußte er sich entschließen, Sosa mit einigen Arbeitern vorangehen

zu lassen, und seine Genesung in Panama abwarten. Und dieser gezwungene Aufenthalt von wenigen Tagen ließ ihn die furchtbare Katastrophe mit erleben, von der die Stadt Panama sich heute noch nicht wieder erholt hat: die große Feuersbrunst, die am 7. März 1878 beinahe drei Viertel der Stadt in Asche legte. Durch eine Explosion in einem chemischen Laboratorium ausgekommen, griff das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich. Der gänzliche Mangel an geeigneten Löschapparaten (außer einigen im Privatbesitz befindlichen und der der Eisenbahnverwaltung gehörigen Feuerspritze, die erst nach fünf Viertelstunden von Colon herüberkam, war in der Stadt von 40 000 Einwohnern keine Spritze vorhanden) ließ die vereinte Thätigkeit der Bürger, der Soldaten der Garnison und der Mannschaften vieler im Hafen liegender Schiffe sich auf das lange fruchtlose Bemühen beschränken, dem Feuer mit Aexten, Beilen und Spaten Einhalt zu thun. Die Verwirrung war eine unbeschreibliche und wuchs noch, als ein vorzugsweise aus Magazinen bestehender Stadttheil ergriffen wurde, und sich die unaufhörlichen Detonationen von explodirenden Spiritus- und Petroleumfässern, von Feuerwerkskörpern u. s. w. vernehmen ließen. Nach drei angstvollen Stunden gelang es, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken, und nun erst konnte man die Größe des ungeheuren Schadens annähernd übersehen.

Der werthvolle Besitz der Expedition, die zahlreichen Karten, Pläne und Tagebücher, welche die Resultate ihrer zweijährigen Forschungsarbeiten repräsentirten, waren glücklich gerettet, aber das Haus ihres tüchtigen Mitarbeiters Sosa war niedergebrannt, und in demselben mehr als ein werthvolles und für die Fortführung der Arbeiten nur schwer zu entbehrendes Instrument.

Die geretteten Schätze überließ Reclus der Obhut des Herrn Lacharme, der in Panama zurückblieb, um die Vorarbeiten für die Chagres-Aufnahmen zu machen, für welche ihm in den betreffenden Zeichnungen und Bauentwürfen der Eisenbahnverwaltung ein sehr werthvolles Material zu Gebote stand. Reclus selber begab sich zu Schiffe nach dem sogenannten Puerto de la Chorrera an der Mündung des Caïmito, dessen unterer Lauf in mäandrischen Windungen zwischen dem dichten Wurzelwerk und den Schlingpflanzen eines ebenen sumpfigen Urwaldgebietes geht. Oberhalb der Einmündung des kleinen Rio Martin Sanchez hört der Wald auf und der thonige Boden des sich verbreiternden Flußthales läßt nur noch großblättrige Guajaben gedeihen. Noch etwas weiter aufwärts, kurz vor dem Einflusse des Bernardino und Aguacate, wird das Ufer breit und schlammig; hier lagen, als Reclus' Canoe die Stelle passirte, nicht weniger als 60 bis 70 Alligatoren in der Sonne ausgestreckt. Durch das Schreien und Lärmen der Ruderer aufgestört, hoben einige von ihnen lässig den Kopf empor und sahen dem Boote nach, andere gingen langsam in den Fluß und blieben, den Kopf und Rücken aus dem Wasser herausstreckend, hier unbeweglich stehen.

Fall des Rio Cope.

An der Einmündung des Rio Bernardino angelangt, fuhr Reclus diesen Fluß hinauf bis zu dem gleichnamigen elenden Dorfe, in dessen Nähe er mit Sosa zusammentraf. Derselbe hatte hier wohl ein vages Gerücht von dem Unglück, das Panama betroffen hatte, vernommen, von der Ausdehnung desselben jedoch und von der empfindlichen Art, in der er selber dadurch heimgesucht worden war, erfuhr er jetzt zuerst durch Reclus. In der Hütte eines Hirten in der Nähe des Flußufers fanden Sosa und Reclus für die nächsten Nächte ein mehr als bescheidenes Unterkommen; die Tage wurden zu eifrigen Arbeiten in den Thälern des Bernardino und des Rio Cope benutzt.

Das Thal des erstern Flusses bildet von der Mündung an einen tiefen schmalen Einschnitt in der zu beiden Seiten sich ausdehnenden Savane. Höher hinauf ist es von Felsen (Doleriten) eingeengt und bildet an einer Stelle nur eine tiefe Schlucht; in großen Stufen ansteigend, zeigt es den Fluß bald in einer Reihe von Kaskaden. Am Fuße der untersten beträgt die Höhe des Terrains schon 64 m, eine Erhebung, welche die weitere Erforschung des Bernardino-Thales für die Zwecke der Expedition als überflüssig außer Frage stellte. Von der Höhe einer ansehnlichen Loma, die Reclus und sein Gefährte hier zu besserer Orientirung bestiegen, überblickten sie die Thäler der drei Flüsse, die sich zu dem Caïmito vereinigen; weiterhin das glänzende

Meer, aus dem sich deutlich erkennbar die Gruppe der Talogas erhebt; zur Rechten in blauer Ferne zeigte sich das Profil der hohen Cordilleren von Cerro Trinidad.

Die Aufnahme des obern Thales des Rio Cope ergab ein ähnliches negatives Resultat. Mit den Quellen dieses in fast südlicher Richtung strömenden größten Nebenflusses des Rio Bernardino korrespondiren auf dem nördlichen Abhange des Gebirgsrückens die Quellen des Rio Paya, eines Nebenflusses des Caño Quebrada, der seinerseits wieder dem Chagres zugeht. Auch bei dem Cope treten die Felswände des Thales bald eng aneinander, auf häufige Stromschnellen folgen mächtige Kaskaden zwischen steil ansteigenden Wänden. Ueber dem ersten Fall liegt ein geräumiges Becken, dessen von hohen Felsmauern beschattetes Wasser fast schwarz erscheint; weiter oberhalb öffnet sich das Thal etwas und die zweite Kaskade, ein breiter weißer Schaumstreif von etwa 15 m Höhe, erglänzt im blendenden Sonnenlichte.

Es galt nun noch, den dritten, östlichsten, Quellfluß des Caïmito, den Aguacate, zu untersuchen, der dem vom Nordabhange strömenden Rio Mandingo, einem Zuflusse des Chagres, entspricht.

Den berühmten Camino Real zur Linken lassend, die Trümmer der breiten Kunststraße, welche zur Blüthezeit der spanischen Herrschaft die Stadt Panama mit David in der Provinz Chiriqui verband, führte der Weg der Reisenden zunächst über die verdorrte Grasfläche der weiten Savane am linken Ufer des Rio Bernardino. Kurz vor dem Eintritt der Regenzeit werden hier allgemein die Savanen abgebrannt, theils um den magern Boden zu düngen, theils um das Vorrücken des Waldes zu verhindern. Die schnell über die Ebene hinziehende Flamme hat im kurzen Aufflackern nicht Zeit, dem hin und wieder verstreuten Gebüsch Schaden zu thun, welches den auf die Weide in den Savanen angewiesenen Rinderherden erwünschten Schutz gegen die glühende Sommersonne darbietet. Auf diesem festen, kahlen Terrain gingen die Vermessungsarbeiten leicht und schnell von Statten; doch waren sie für die damit Beschäftigten oft unangenehmer als die Aufnahmen in den feuchten Waldregionen, und daran war nicht allein die Sonnenhitze, sondern vorzugsweise der feine röthliche Staub schuld, der bei dem leisesten Luftzuge in dichten Wolken von dem trockenen Boden aufwirbelte, und der nicht selten schlimme Halsübel entstehen lassen soll.

Vermessungen in der Savane am Rio Bernardino.

Nachdem man das schmale Gehölz, das sich längs des Ufers des Rio Bernardino hinzieht, passirt und den Fluß selber überschritten hatte, gelangte man in eine mit reichem Busch- und Strauchwerk bedeckte Savane, deren wellenförmiger Boden noch frischern Graswuchs zeigte. Ein stattliches weißes Wohnhaus mit Ziegeldach erhob sich weithin sichtbar auf einem nicht unbedeutenden Hügel: es war die Hacienda la Constancia, das Eigenthum des Herrn Francisco Hurtado, der einer der ältesten und angesehensten kreolischen Familien des Landes angehört. Die ganze Niederlassung, zu der ein Areal von mehreren tausend Hektaren Landes gehört, macht den Eindruck der größten Wohlhabenheit. Ein Garten mit wohlgepflegten Blumenpartien und schattigen Bäumen zieht sich vor dem Hause hin; an der Rückseite befindet sich das sogenannte „Corral“, der von hohen Mauern umgebene Hofraum, in den die Herden von Zeit zu Zeit zusammengetrieben werden, um die für den Markt in Panama bestimmten Thiere auszusuchen. Neben dem Corral erheben sich die Häuser des Majordomo und der Vaqueros oder Ochsenknechte, sowie die anderen Wirthschaftsgebäude. Ein Bestand von mehr als tausend Rindern gehört zu der Hacienda; die Thiere weiden unbeaufsichtigt auf dem weiten Terrain, das durch tiefe Rios und künstliche Gräben, an deren Furthen Verhaue angebracht sind, inselartig abgeschlossen ist. Mit eigentlicher Rindviehzucht befaßt man sich hier nur in unbedeutendem Maßstabe; meistens werden ganze Herden elenden, schlechtgenährten Viehs aus der Provinz Chiriqui angekauft und mit dem bessern Futter der hiesigen Grasebenen für den Markt tauglich gemacht. Nicht, als ob die natürliche Vermehrung der Herden nicht auch hier einträglich und lohnend sein könnte: aber sie würde eine größere Sorgfalt und eine bedeutende Vermehrung des Personals der Hacienda erfordern. Die Gefahren, die hier den Rindern drohen, nicht nur durch Angriffe von Jaguaren, sondern mehr noch durch die das Vieh decimirende Plage

der Garrapatas und Gusanos, würden einem größern Bestande an Jungvieh und Kälbern ohne die sorgsamste Pflege und Ueberwachung leicht verhängnißvoll werden.

Von dem ganzen Grund und Boden der Hacienda sind nur wenige Morgen sumpfigen Landes am Ufer des Aguacate in Kultur genommen; Zuckerrohr und Yamswurzeln gedeihen hier auf das Ueppigste.

Die Arbeiten in dem Thale des Aguacate waren nach wenigen Tagen beendet; auch dieser Fluß geht in seinem obern Laufe, Kaskaden bildend, durch ein auf beiden Seiten von hohen Dolerit- und Porphyrfelsen eingefaßtes schmales Thal, das wenige Kilometer von der Hacienda entfernt schon eine Erhebung aufwies, die weitere Vermessungen überflüssig machte. So trat Reclus mit seinen Begleitern den Weg nach der westlich von Caïmito gelegenen kleinen Savanenstadt La Chorrera an, die seit längerer Zeit schon ein beliebter Sommeraufenthalt der reichen Einwohner von Panama ist, und das früher von ihnen besuchte Chepo ganz überflügelt hat. Der Weg durch die hügelige Savane zwischen dem untern Bernardino und Caïmito führte wieder mehrfach an Ueberresten alter, zum Theil gepflasterter Straßen aus der spanischen Zeit vorbei, die das häufige Vorkommen von spitzen und behauenen Steinen auf den Savanenpfaden erklären. Nachdem man einen ausgedehnten Wald passirt hatte, sah man gegen Sonnenuntergang am hintern Rande einer ausgedörrten weiten Grasfläche das freundliche La Chorrera auf einem niedrigen Hügel vor sich liegen, mit seinen größtentheils einstöckigen, aber sauberen, geräumigen Häusern und der anmuthigen Umgebung stattlicher Bäume. Der große Vorzug gesunder und reiner Luft, den die Stadt besitzt, wird leider durch empfindlichen Wassermangel wett gemacht. Um ein Flußbad zu nehmen muß man von hier aus einen Weg von 1500 m bis zu einem Nebenflusse des Caïmito machen.

Die Chorrera.

Die Shiba in Jedo.

Ein von dem lesenden Publikum hochgeschätztes, an geistvollen Bemerkungen und Urtheilen reiches Buch, Baron von Hübner's „Ein Spaziergang um die Welt", wird jetzt durch die Verlagsbuchhandlung von Schmidt und Günther in Leipzig in illustrirtem Prachtgewande neu herausgegeben (in circa 30 Lieferungen zu 1,50 M.). Dies Buch, welches die Vereinigten Staaten, Japan und China behandelt, ist kein streng geographisches, aber ethnographisch von hohem Interesse, keine eigentliche Reisebeschreibung, aber es enthält eine Fülle feiner Beobachtungen, wie man sie in den durchschnittlichen Reisewerken selten findet, eine angenehme Lektüre, und dabei belehrender über das Leben der geschilderten Völker, als manches gelehrte Buch. Der „Spaziergang um die Welt" sei in seiner neuen Ausstattung unseren Lesern bestens empfohlen; wir theilen im Folgenden ein Bruchstück von Text und Illustrirung mit.

„(21. August 1871.) Ich war heute zum dritten Male in der Shiba und habe dort den ganzen Morgen zugebracht.

Die Shiba (ein Hügel im südlichen Theile von Yedo oder Tokio) enthält mehrere Shogungräber, Tempel und reiche Klöster. In diesem Augenblicke werden die Bonzen der letzteren theilweise ihres Besitzthums beraubt. Mit ein wenig Geld und der Aufhebung des Cölibats findet man sie ab. Die mit Beschlag belegten Klöster werden in Kasernen verwandelt. Dies ist die neueste Maßregel, schwerlich die letzte ihrer Art. Im Ministerrathe erheben sich Stimmen, welche die Abschaffung des Buddhism von Amtswegen, die Aufhebung aller Klöster und die Abtragung der Shibatempel verlangen. Letztere enthalten bekanntlich, mit denen von Kiyôto, die äußersten Leistungen japanischer Kunst. Heute bestehen sie noch in all' ihrer zauberhaften Pracht.

In der Mitte des Hofes erhebt sich die große Tempelhalle, neben ihr die mit einem schweren Dache bedeckte Estrade; zwischen alten Bäumen ein mehrstöckiger, vierseitiger Thurm. Diese Gebäude sind im gewöhnlichen Style der Buddhatempel aufgeführt, aber alle anderen übertreffen sie durch die Vollendung des Schnitzwerkes, durch den Reichthum im Einzelnen, durch den verschwenderischen Aufwand an Vergoldung. Die unbeschreibliche Harmonie der Farben läßt das Barbarische der Architektur, das Groteske der Bildhauerei übersehen. Gewiß, die Gottheit herrscht hier, aber umweht von Hofluft. Unwillkürlich denkt man an die Kapelle Ludwig's XIV. in Versailles.

Die wahren Schätze der Shiba sind die Gräber. Von einander durch niedere Mauern getrennt, folgen sie sich eine breite Allee entlang. Die Bäume, Koniferen verschiedener Art, wurden zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Taiko-Sama gepflanzt.

Die ältesten Gräber reichen nicht über das erste Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts zurück. Ich habe sie alle zu wiederholten Malen besucht und aufmerksam besichtigt. Sie zeugen von einer allmäligen Entartung der Kunst. Dies ist wenigstens mein Eindruck . . .

Die Mausoleen der Shiba bestehen aus drei verschiedenen Elementen: diese sind der Hof, die Tempelhalle und, hinter dem Tempel, das Grabmal.

Der Hof ist von dem großen soeben erwähnten Baumgange durch eine Mauer getrennt, die nach innen eine bedeckte Gallerie bildet. Die Fenstergitter dieser Mauer sind durchbrochene Hautreliefs in Holz geschnitzt, Pfauen, auf Wolken sitzende Fasanen, schwimmende Wasservögel vorstellend. Das Vor- und Zurücktreten der Glieder verräth eine seltene technische Fertigkeit. Die Farbenpracht und die reiche Vergoldung erhöhen den wundervollen Eindruck dieser kleinen Meisterstücke, in denen die Naturwahrheit der schuldigen Rücksicht für den idealen und symbolischen Charakter des Gegenstandes mit merkwürdigem Zartgefühl bis zu einem gewissen Grade geopfert wird.

Im Hofe sind hohe Steinlaternen, wie sie in keinem Tempel fehlen und in den meisten Gärten vorkommen, in doppelter Reihe aufgestellt. Bei jedem Schritte neues Erstaunen über die Verschwendung des Materials, den Reichthum an Ornamenten, die Vollendung im Einzelnen, die feierliche Pracht des Ganzen.

Gegenüber dem Eingange steht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Größe des verblichenen Potentaten, an seine Macht, seinen Reichthum, seinen mystischen Glauben. Zu beiden Seiten der Thür gewahrt man die in Buddhatempeln selten fehlenden zwei Götzen in Lebensgröße. Der eine, mit roth lackirtem Gesichte und zornigem Ausdruck, ermahnt den Eintretenden zur Gottesfurcht oder zu anständigem Benehmen; der andere, gewöhnlich grün lackirten Antlitzes und mit verhältnißmäßig minder scheußlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Diese Erklärung gab mir ein Bonze. Wenn irrig, bitte ich Fachgelehrte um Berichtigung. Eine reich geschnitzte und mit Goldbronzen eingelegte Thür führt in das Innere. Bei meinem ersten Besuche stand die Sonne bereits tief, und mein Auge bedurfte einiger Zeit um sich an das geheimnißvolle Dunkel zu gewöhnen; dann aber gewahrte ich in seiner vollen Majestät, unter den goldkantigen Balken und Gesimsen des Heiligthums, hinter dem blumengeschmückten Altartisch, Gott Buddha, das Symbol der äußersten Unempfindlichkeit, der absoluten und ewigen Ruhe.

Grato m'è il sonno e l'esser di sasso.

Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rothbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab.

Der Geschmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, technische Vollendung, eine schöpferische Phantasie und das zarteste Naturgefühl, beide beschränkt und zurückgehalten durch die Ansprüche der indischen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes: dies sind die charakteristischen Merkmale der wunderbaren Schöpfungen, mit welchen die Shogune ihre letzte Wohnstätte verherrlichten. Wie kommt es, daß hier gewisse Skulpturen ein offenbares Gepräge des italienischen Barokism tragen? So lange der Künstler mit heiligen Vorwürfen zu thun hat, hält er sich strenge an die Ueberlieferung; aber mit Vögeln, Blumen, Wolken, Meereswogen legt er sich weniger Zwang auf, verläßt er gern die alten Pfade, bewegt er sich, wenn er es wagen darf, mit aller Freiheit und schafft Werke, die aus Borromini's oder Bernini's Studien zu stammen scheinen. Erkläre das, wer kann!

Hinter dem Tempel ist das Grab: eine Steinsäule, die in einen Federbusch ausläuft. Zwei koncentrische mit Schnitzwerk verzierte Steingeländer umgeben sie. Einige Stufen

Eine Begräbnißstätte der Shiba in Jedo. (Aus dem bei Schmidt und Günther in Leipzig erscheinenden Prachtwerke: „Freiherr Alexander von Hübner, Ein Spaziergang um die Welt.")

führen hinan. Das Ganze großartig, einfach, barbarisch. Taiko-Sama's ehrwürdige Bäume bilden die Einfriedung. Von ihnen tönt unablässig der monotone, eigentlich zweitönige Triller der Cikaden herab. Er erhöht den Eindruck der Verlassenheit und der Trauer an den Gräbern der Helden."

Die chinesische Auswanderung seit 1875[1]).

Von Prof. **F. Ratzel.**

I. A.

Die Stellung der Chinesen zu den Westvölkern. Bevölkerungszahl Chinas. Entwickelung der Auswanderung und des Handels.

Das Wort Sir John Bowring's von der chinesischen Auswanderung: „Dieser wunderbare Exodus ist eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in der modernen Völkergeschichte und wird außerordentliche und dauernde Ergebnisse haben," ist in den letzten fünf Jahren immer mehr in seiner Berechtigung gewürdigt worden. Weite Kreise beginnen die geschichtliche Nothwendigkeit zu empfinden, welche in dieser großen Völkerbewegung aus den Tiefen eines 400 bis 500 Mill. starken Volkes heraus gelegen ist, und fangen andererseits an, die Folgen zu erwägen, welche das unvermeidliche Ueberquellen einer solchen lebendigen, immer neu sich erzeugenden, immer nachwachsenden Masse nach sich ziehen muß. Je näher man die Chinesen kennen lernt, um so mehr verlieren sie von dem Kindischen, Pagodenhaften, mit dem sie unseren Altvordern erschienen waren, welche sie nur auf Porcellan und Seidentapeten kannten, und nehmen dafür ernsthafte Züge an, welche sie als gar nicht unverächtliche Wettbewerber irgend eines europäischen Volkes auf allen Gebieten des Wirthschaftslebens erscheinen lassen. Aber auch rein politisch betrachtet, nähert sich die Stellung des riesigen Reiches im Kreise der Mächte, welche die Weltgeschicke bestimmen helfen, immer mehr dem europäischen Begriff von Großmachtsstellung, wenn auch von früheren Entwickelungsstufen her anhaftende Eigenthümlichkeiten noch in Masse vorhanden sind und nur schwer überwunden werden. Jedenfalls sind in die selbstgenügsame Abschließung, welche Jahrhunderte, ja, man kann sagen, Jahrtausende die Politik des chinesischen Reiches war, im Laufe der letzten 40 Jahre so viele und so weite Breschen gelegt worden, daß sie als politischer Grundsatz der Vergangenheit angehört. Nur in Einzelheiten ihrer Durchführung ist die Erschließung des Reiches für den unbeschränkten Gedankenverkehr und Güteraustausch noch einer sehr großen Entwickelung fähig. Als dieser Grundsatz gefallen war, gerieth das alte Reich in eine Unsicherheit, ein Schwanken und eine Schwäche, welche an den Zustand erinnern, in welchem ein halbgenesener Kranker sich befindet, welcher aus dem Bette und der Zimmerluft zum ersten Mal ohne Stütze ins Freie geht. Er hat den selbständigen Gebrauch seiner Glieder verlernt, und der frische Lufthauch droht ihn schwindelig zu machen. Indessen lasse man ihm nur Zeit sich zu regen, so wird er sich nach und nach seiner Gliedmaßen schon zu bedienen wissen und bald vielleicht eben so sicher und keck einherschreiten, wie irgend einer von denen, welche niemals das Unglück hatten, sich in enge Mauern, in Abschluß von Luft und Licht zu verlieben. In diesem nothwendigen Folgezustand seiner viel zu langen und zu engen Abschließung befindet sich nun China, und nicht ohne Theilnahme verfolgt man seine Versuche, sich auch aus dieser Schale zu lösen und immer mehr den freien, kühnen Völkern ähnlich zu werden, mit welchen es so sehr gegen seinen Willen in zahlreiche und innige Berührungen gekommen ist.

Bei der **Beurtheilung** der heutigen Chinesen darf dieses zweimalige, rasch aufeinander folgende Herausringen aus so ungünstigen Verhältnissen nicht außer Betracht gelassen werden. Denkende Beurtheiler haben denselben auch stets Rechnung getragen und es ist daher die Einsicht in ihr Wesen, ihren Charakter, wie wir schon andeuteten, zusehends immer tiefer gegangen. 1840 kannte man sie so wenig, daß die gerechten Würdigungen eines Crawfurd, Gützlaff und weniger anderen das größte Erstaunen hervorriefen und vielfach ungläubig aufgenommen wurden. Das hat sich seitdem so sehr geändert, daß man jetzt oft sogar in die Lage kommt, vor ihren Ueberschätzungen zu warnen. Man ist schon einmal in diesen Fehler verfallen. Zu Bayle's und Voltaire's Zeiten verehrte man nicht nur aufrichtig die Philosophie der Chinesen — sagte doch Voltaire selbst einmal: „die glücklichste und wahrhaft ehrwürdigste Zeit, die es jemals auf der Erde gab, war die, in der man nach den Gesetzen des Konfucius lebte" — sondern man vermuthete dazu eine viel höhere und tiefer wurzelnde Blüthe der Wissenschaft bei ihnen, als in Wirklichkeit sich gefunden hat. Heute kann uns die Philosophie und Wissenschaft der Chinesen bei Weitem nicht mehr so sehr imponiren; wir müssen mit O. Peschel sagen: „An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tiefern Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen." Aber man hat sie dafür um so besser als Kaufleute und Gewerbetreibende kennen gelernt und sieht sich genöthigt, auf diesen Gebieten ihnen Eigenschaften zuzuerkennen, welche in solchem Maße kein anderes civilisirtes oder halbcivilisirtes Volk besitzt. Schon Montesquieu stellte den Chinesen als Typus der Gewinnsucht hin. „Die Natur des Bodens und des Klimas," sagt er, „bedingen es in China, daß man nur durch angestrengte Arbeit seinen Lebensunterhalt verdient. Diese Nothwendigkeit hat in den Chinesen eine maßlose Gewinnsucht entwickelt, und die Gesetze haben dieselbe nicht gehemmt. Alles ist verboten, wenn es sich um gewaltthätige Aneignung handelt, alles erlaubt, wenn Fleiß und Schlauheit es gewähren." Die europäischen Kaufleute, welche mit den Chinesen zu thun haben, unterschreiben längst aus vollem Herzen diese Aufstellung des scharfsinnigen Geschichtsphilosophen. Aber in dem Staunen über diese unvermuthete Versatilität, Regsamkeit, Unermüdlichkeit, die keineswegs immer am Kleinen haftet, sondern oft mit großem Unternehmungsgeist gepaart ist, sehen sie noch

[1]) Diesen Aufsatz und seine Fortsetzung möchte der Verfasser betrachtet wissen als Ergänzung und Fortführung zu seinem Buche über „Die chinesische Auswanderung", welches 1876 in Breslau erschien.

mehr, als in der That vorhanden ist, und erblicken wohl gar in den schlitzäugigen Söhnen des himmlischen Reiches die künftigen Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner der Welt. In den Spekulationen über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Ueberschwemmung Europas mit chinesischen Arbeiten spielt diese übertriebene Meinung von den Fähigkeiten der Chinesen eine große Rolle. Wir werden darauf zurückzukommen haben. Hier ist nicht Raum des Breitern auf die Urtheile gewiegter Beobachter über diese Seite der Begabung der Chinesen einzugehen. Wir haben dieselben ziemlich ausführlich zusammengestellt und gewürdigt in einer kleinen Arbeit über „Die Beurtheilung der Chinesen" im Decemberheft 1876 der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" und werden im Folgenden noch öfter Gelegenheit finden, bemerkenswerthe neuere Urtheile anzuführen über ihr Verhalten zu den Europäern in ihren verschiedenen Ansiedelungen. Aber im Ganzen ist es doch nur der chinesische Kaufmann und der chinesische Taglöhner, und zwar dieser von der niedersten Sorte, welche bis heute Gelegenheit gehabt haben, sich so zahlreich mit den Europäern zu messen, daß ein wohlbegründeter Vergleich der beiderseitigen Kräfte möglich ist. Was den erstern betrifft, so kann man ihm alle jene Eigenschaften, welche den guten Kaufmann in der ganzen Welt machen, nur einfach zuerkennen, denn der Erfolg hat für ihn in einer Deutlichkeit gesprochen, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Wir werden im Nachfolgenden oft genug auf die Zurückdrängung der Europäer in diesem und jenem Handelsplatz des Ostens durch die chinesische Wettbewerbung zurückzukommen haben und werden dabei immer auf dieselben Gründe stoßen, welche hauptsächlich sind: Sparsamkeit und Emsigkeit. Ob die Chinesen vielleicht auch noch weniger skrupulös als die europäischen und nordamerikanischen Kaufleute in der Ausnutzung günstiger Gelegenheiten sind, läßt sich nicht beurtheilen. Das europäische Geschäft in Ostasien ist gerade in dieser Beziehung von Nichtkaufleuten oft so ernstlich getadelt worden, daß man sich hierüber besser jedes Urtheils enthält. Uebrigens braucht man nur an den Opiumhandel zu erinnern, um nicht allzu große Lust nach Anlegung eines moralischen Maßstabes zu empfinden. Aber was wohl zu beachten bleibt, ist die bisherige Beschränkung dieser Wettbewerbung auf die ost- und südostasiatischen Gebiete, wo der Chinese sich nach Klima, Sprache, Sitten heimischer fühlt als der Europäer. Er operirt auf einem ihm wohlbekannten Terrain, während dieser oft ganz im Dunkeln tappt. Gewiß eine häufige Ursache von Mißerfolgen für den Europäer, welche dann dem Chinesen zu gute kommen! Dabei bleibt es freilich immer noch fraglich, ob der letztere unter entgegengesetzt liegenden Verhältnissen dieselbe Ueberlegenheit bewahren würde, ob er z. B. in London ebenso siegreich aus dem Kampfe hervorgehen würde wie in Saigon, Manila oder Canton. Die Frage der Intelligenz ist von den besten Beobachtern, von Männern wie Elgin, Oliphant, Crawfurd, Scherzer, Medhurst und Anderen, in einer dem Chinesen günstigen Weise beantwortet, aber in der Regel in dem Sinne, daß sie sie als die begabteste Rasse des Ostens bezeichneten, während sie von einem ernsten Vergleiche mit dem Europäer sich zurückhielten. Das Zaudern in dieser Beziehung rechtfertigt sich vollkommen durch die Erwägung, daß in den Wettkämpfen der Völker auf wirthschaftlichem Gebiet die Intelligenz nicht in erster Linie entscheidet, sondern zunächst die Thätigkeit, die Ausdauer, der Unternehmungsgeist, oft auch die Rücksichtslosigkeit des Vorgehens. Lassen wir den Blick nicht auf diesem Gebiete haften, sondern ziehen wir auch alle anderen Gebiete menschlicher Thätigkeit in Betracht, so müssen wir sagen, daß in Wissenschaft und Kunst, im Staatsleben, in den Einrichtungen der Gesellschaft, in den Künsten des Krieges und der Seefahrt die Chinesen einstweilen noch so weit hinter den westlichen Völkern zurückstehen, daß ihre Ueberlegenheit im Handel und in manchen Handarbeiten nicht im Stande ist, ihr Zurückbleiben auf allen diesen Gebieten aufzuwiegen. Wo sie in Masse unter den westlichen Völkern aufgetreten sind, wie in Kalifornien oder Australien, haben sie auch immer nur durch ihre Masse imponirt und sind hauptsächlich nützlich geworden durch die Billigkeit ihrer Arbeit, in welcher doch sicherlich ein Zeichen von Kulturüberlegenheit zu erkennen ist. Zunächst liegt auch immer noch, alles erwogen, in diesen beiden Eigenschaften der einzige Grund zu Bedenken über die Folgen eines entschiedenern Herausdrängens dieser Völkermasse auf die Bühne der gemeinsamen Geschichte der Kulturvölker. Wenn es ihnen gelingt, sich auch ohne strenge Abschließung als ein einziges zusammenhängendes Volk zu erhalten, so wird ihr Hervortreten eine durchaus neue und gänzlich unberechenbare Thatsache konstituiren, von deren Wirkungen man nur sagen kann, daß das Massengewicht allein schon eine große Nachhaltigkeit ihnen verleihen wird. Aber es wird sicherlich noch lange dauern, bis die Chinesen den Nachweis geliefert haben werden, daß sie sich ohne innere Zersetzungen, die in ihrer Geschichte so oft dagewesen sind, in die Formen unserer Kultur und vor allem unseres Staatslebens einzuleben im Stande sind.

Ihre Masse, die unter allen ihren nach außen wirksamen Eigenschaften stets die hervortretendste und zunächst auch folgenreichste sein wird, ist auch die einzige der wissenschaftlichen Betrachtung in nennenswerthem Maße zugängliche.

In Ermangelung einer zuverlässigen Basis für die Schätzung der Bevölkerung des großen Reiches bleibt freilich die Zahl dieser letztern noch immer eine Größe, die dem Zweifel offen steht, wiewohl die Autoritäten auf diesem Gebiete sich fast einstimmig für die Annahme von 400 bis 500 Millionen aussprechen, welche sie in der Regel durch die mittlere Zahl von 450 Mill. ausdrücken. Schwerwiegende Gründe hat man neuerlich gegen diese Annahme nicht angeführt, doch ist es vielleicht nicht unbillig, einige zweifelnde Stimmen zu verzeichnen. In der „Alta California" von San Francisco erschien 1878 eine Reihe von Briefen über China aus der Feder eines Kwang-chang-ling, welche sich durch gesunden Verstand und durch anscheinend sehr gute Kenntniß und Beurtheilung des Landes und der Zustände auszeichneten, jedoch verdächtig erschienen durch die Tendenz, die Gefahr der chinesischen Auswanderung (im Besonderen nach Amerika) als eine geringe hinzustellen, weil die Bevölkerung Chinas eher zurückgehe, als zunehme. Das Land habe die Grenze seiner Hülfsquellen erreicht, seine Bevölkerung sei mit seiner wirthschaftlichen Blüthe seit 1761 immer mehr zurückgegangen und betrage heute höchstens 100 bis 120 Millionen. Ebenso erschien im Juli 1878 gelegentlich der Diskussion über die gewaltige Sterblichkeit, welche der Hungersnoth gefolgt war, ein Brief von einem in China Ansässigen, in der „Times", unterzeichnet „An Old Resident", der gleichfalls Sachkenntniß bekundete und in welchem der Satz aufgestellt war, daß die Bevölkerung Chinas nicht über 250 Millionen stark sein könne. Dies, behauptet er, sei die Zahl, welche von den meisten europäischen Residenten in China als die richtigste angesehen werde. Außer Sze-tschwan und Kwangtung gebe es keine Provinz des Innern oder des Südens, deren Bevölkerung zu mehr als 15 Millionen veranschlagt werden könne, die meisten blieben sogar weit darunter. Dagegen nannte Marquis Tseng in einer Anrede an eine Deputation der British and Foreign Anti-Slavery-Society, welche ihm am

30. April 1879 aufwartete, die Zahl von 420 Millionen als die wahrscheinlichste, indem er aus ihr den Schluß zog, daß der Auswanderung aus China keine Hindernisse in den Weg gelegt werden dürften. Den wenig gründlich motivirten Zweifel an dieser allgemein angenommenen Bevölkerungszahl von rund 450 Millionen, welche eine Autorität in chinesischen Dingen, W. Williams, neuerdings ausgesprochen, haben Behm und Wagner in ihrer neuesten „Bevölkerung der Erde" (Nr. VI, Geogr. Mitth. Ergänz.-Heft 1880) in, wie uns dünkt, schlagender Weise widerlegt. Dieselben nehmen 405 Millionen für China (ohne die Vasallenstaaten) an.

Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk[1]).

I.

Hochzeitsgebräuche.

Die Kirghizen, welche im Gebiet von Semipalatinsk leben, sind Mohammedaner; aber trotzdem genießen die kirghizischen Mädchen große Freiheiten: sie verhüllen nicht ihr Gesicht und haben die Möglichkeit frei mit der männlichen Jugend zu verkehren.

Einer alten Sitte nach müssen die kirghizischen Mädchen des Nachts die Schafherde hüten; es gilt das als leicht und bequem. Dagegen ist das Hüten der Herden am Tage eine schwere, nur von gemietheten Arbeitern geleistete Arbeit; zur Strafe schickt der Kirghize wohl auch seine Frau oder Töchter über Tags zu den Herden. Wenn eine Frau über ihren Mann klagt, so sagt sie: „er hält mich schlecht; er läßt mich des Tags die Schafe hüten."

Und wirklich das Hüten am Tage ist schwer, weil es gilt den Schafen zu folgen und sie auf ihren oft kühnen Wanderungen im Gebirge zu begleiten; des Nachts aber liegen die Thiere ruhig und ihre Hüter sollen nur die Raubthiere abhalten. Alle Mädchen eines Aules kommen dazu zusammen; auch die männliche Jugend findet sich ein, um die Mädchen zu unterhalten. Man singt, man musicirt auf der Dombra (einem zweisaitigen Instrumente), auf der Sybysga (einer Flöte). Natürlich geschieht das nur in der guten Jahreszeit: die volle Freiheit des Willens, die Jahreszeit und die schöne Natur gestatten und begünstigen die aufkeimende Liebe unter diesen Kindern der Natur. Und sie lieben einander in vollen Zügen! — Im Allgemeinen wird von gewissen Beziehungen der Jünglinge und Jungfrauen zu einander kein großes Aufsehen gemacht; nur dürfen bei den Mädchen keine sichtbaren Spuren zu Tage treten. Um den Folgen der Liebe zu entgehen, trinken die jungen Kirghizinnen einen aus drei verschiedenen Kräutern bereiteten Thee; eines der Kräuter heißt Kyshyltscha, die Namen der anderen sind unbekannt. Man erzählt, daß dieser „Thee" seine Wirkung nicht verfehle. Doch werden derartige zarte Verhältnisse nur geduldet unter der Jugend eines und desselben Auls; das Verhältniß einer Jungfrau zu einem Manne eines andern Auls entehrt den ganzen Aul.

Trotz dieser Freiheit sind die jungen Kirghizinnen in Bezug auf ihre Ehebündnisse durchaus von ihren Eltern abhängig. Schon in der Wiege werden sie verlobt, vor Erreichung der Volljährigkeit (nach dem Gesetz das 16. Lebensjahr) werden sie verheirathet. Die Kirghizen lassen zwischen den Genossen eines und desselben Stammes (Auls) keine Heirath zu, sie holen sich die Braut aus einer andern Gemeinde, oft 700 Werst oder weiter entfernt, so daß bis zum Eintreffen des Bräutigams bei der Braut die jungen Leute vorher einander nie gesehen haben.

Durch eine gesetzliche Bestimmung des Jahres 1868 wurde den Kirghizinnen das Recht gegeben, sich der ehelichen Verbindung mit dem ihnen in frühester Jugend verlobten Bräutigam zu entziehen. Die Eltern müssen den sogenannten „Kalym" dem Bräutigam zurückzahlen und außerdem noch neun Stück Vieh als Strafe erlegen für das nicht gehaltene Wort. Die Kirghizen verheimlichten dieses Gesetz lange Zeit vor den Frauen; als es endlich publicirt wurde, so machte das einen großen Effekt. Bei der ersten Zusammenkunft des Wolost- (Gemeinde-) Gerichts im Kreise Kloster Kamenogorsk erschienen elf Jungfrauen vor dem Richter mit der Anzeige, daß sie mit dem in ihrer Kindheit ihnen Verlobten keine Ehe einzugehen wünschten.

War schon die Lage einer Kirghizin vor dem Jahre 1868 traurig, weil sie wie eine Sache an einen Meistbietenden verkauft wurde, so war die Lage einer Wittwe noch viel trauriger. Die Familie des Mannes läßt die Wittwe unter keiner Bedingung fort, sie erbt nichts, aber geht selbst als Erbtheil über auf einen andern Mann, auf den nächst ältesten Verwandten des Verstorbenen, einerlei ob er jung oder alt. Ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes muß die Wittwe zum „Nachfolger", welcher Kirghizisch „Amenger" genannt wird. Ist der Amenger noch ein Kind; so muß die Wittwe die Volljährigkeit abwarten. Jetzt geschieht es wohl auch, aber wenn der Wittwe der „Amenger" nicht gefällt, so nimmt sie — stets mit Erfolg — den Schutz der russischen Gesetze in Anspruch.

Die kirghizischen Ehen können auch getrennt werden; damit das geschehen kann, muß die Frau ihrem Manne drei Mal entlaufen. Wenn dann durch eine Untersuchung festgestellt ist, daß der Mann die Frau schlecht behandelte, so wird die Ehe getrennt.

Die Brautwerbung geht in folgender Weise vor sich.

Der Vater, der für seinen Sohn um die Tochter eines andern Mannes werben möchte, schickt irgend einen Verwandten als Freiwerber, um die Verhandlungen einzuleiten. Der Freiwerber, „Dshautschi" genannt, reitet in den Aul der Auserkorenen und trägt seine Wünsche vor; wird er angenommen, so wird ein Hammel geschlachtet, ein Mahl hergerichtet und der Tag festgesetzt, an welchem „die großen Freiwerber" erscheinen sollen; es pflegt gewöhnlich ein Mittwoch oder Donnerstag ausgewählt zu werden, weil diese Tage als glückliche gelten. An diesem Tage reiten der Vater des Bräutigams in Begleitung einer Anzahl (etwa 15) Verwandten reich gekleidet auf geschmückten Rossen zum Aul der Braut, woselbst sie in einer festlich geschmückten Jurte

[1]) Nach dem Russischen. (Der Russische Bote 1878, Moskau Bd. 137, S. 22 bis 66 von P.)

empfangen werden. Man weist ihnen den Ehrenplatz an; es folgt die übliche Bewirthung, bei welcher ein Sänger und eine Sängerin nicht fehlen darf. Gute und beliebte Sänger sind sehr hoch geschätzt; man holt sie Hunderte von Wersten weit herbei, damit sie durch ihr Talent die Freier verherrlichen. Besondere Gesänge giebt es nicht, es werden nur Improvisationen vorgetragen. Die Berichterstatterin war einige Mal bei solchen Improvisationen zugegen und fand einige derselben nicht schlecht, andere dagegen sehr lächerlich. Der Sänger singt, während er auf der Dombra sich begleitet; je nach dem Grade der Extase wechselt er den Rhythmus. Und was sang einst ein Improvisator? „Du bist ein Berg, ein fliegender Paßgänger, Du bist ein Elephant, Du bist ein Dampfschiff.“ Das Dampfschiff schien der Sänger für die höchste Stufe des Lobes zu halten. Für seine Lobesgesänge empfängt dann der Sänger aus der Hand der Freier ein Geschenk, einen langen Rock (Chalat) oder ein Pferd, oder irgend etwas anderes.

Nachdem der Tag so geendet, legen die Gäste sich zur Ruhe. Am andern Morgen werden sie nach abermaligen Begrüßungen im Aul herumgeführt, und dann wieder in die Jurte zurückgeleitet. Die bestimmte Braut befindet sich unterdeß in einer andern Jurte; liegt sie ihrer großen Jugend wegen vielleicht noch in der Wiege, so bleibt sie in der Jurte, aber sie wird nicht gezeigt. Nachdem man sich nun durch Essen und Trinken — Schaffleisch und Kumyß — wieder gestärkt, beginnt endlich das eigentliche Geschäft: die Festsetzung des Kalyms, des Preises, um welchen genau genommen die Braut verkauft wird.

Ein bedeutender Kalym repräsentirt einen Werth von 100 Baital (d. i. junge Stuten). Der Kalym wird stets in Vieh ausgezahlt und zwar nach folgenden Werthen: ein Kameel gilt fünf Stuten, eine Stute nebst Hengst gilt zwei Stuten, eine eingefahrene Stute gilt für zwei; ein guter Paßgänger gilt statt eines oder zwei Kameelen; ein gutes Rennpferd gilt ein bis drei Kameele. Oben darauf wird gewöhnlich ein stählernes Panzerhemd, eine Flinte, ein Königsadler gegeben. (Ein besonders beliebtes Vergnügen der Kirghizen ist die Jagd mit einem Adler; vor allem werden Füchse auf diese Weise gejagt.) Wenn es an solchen Gegenständen mangelt, so giebt man wohl noch 5 bis 20 Stuten dazu. Nicht so große Kalyms repräsentiren einen Werth von 77, 67, 47, 37 oder 27 Stuten; geringer pflegt kein Kalym zu sein; doch hängt alles ab von der gegenseitigen Verabredung; mitunter bezahlt ein Armer nur den vierten Theil des Kalyms. In Betreff der Mitgift der Braut ist das Verhalten nicht immer dasselbe: bisweilen übertrifft die Mitgift den Werth des Kalyms, bisweilen ist sie viel geringer. Wenn beide Parteien auf freundschaftlichem Fuß zu einander stehen, so wird auf die verschiedenen Berechnungen kein großer Werth gelegt, andern Falles genirt man sich nicht, sondern giebt offen seine Unzufriedenheit zu erkennen und verlangt eine Zulage.

Hat man sich endlich über den Kalym geeinigt, so veranstaltet der Vater der Braut abermals zum Abend eine Bewirthung, bei welcher die Freiwerber natürlich den besondern Ehrenplatz einnehmen. Ein Gericht, welches hierbei nicht fehlen darf, ist der „Tjustjuk“, das gebratene Bruststück eines Hammels. Der Tjustjuk wird in ganz kleine Stücke zerschnitten, in einer besondern Schale aufgetragen und alle Anwesenden essen eine Kleinigkeit — zum Zeichen des Unterpfandes der Unverletzbarkeit des geschlossenen Vertrags. Ist die Ceremonie des „Tjustjuk“-Essens vorbei, so wird abermals Fleisch herumgereicht; den Freiwerbern aber giebt man ein besonderes Gericht, welches besteht aus fein zerbröckeltem Hammelfett und Hammelleber mit einer Beimischung von „Katyk“ (russ. Warenetz — ein Milchgericht) oder „Kurt“ (ein aus Quark — russ. tworog — gemachter Käse). Der älteste Freier kostet etwas von diesem Gericht und reicht die Schüssel weiter, bis dieselbe zum jüngsten Freiwerber kommt. Dieser letzte nimmt davon, um den Gästen davon zu reichen. Man nennt das „asamak“. Sobald nun ein Gast sich auf die Hand des Gebers hinabbeugt, um das Essen zu probiren, so schmiert ihm der Freiwerber dasselbe in das Gesicht; nur wer sehr geschickt ist, kann durch ein zeitiges Abwenden dieser nicht gar angenehmen Procedur entgehen.

Während dieses Scherzes stehlen sich einige muthige Jünglinge und Mädchen unbemerkt in die Jurte und nähen einem Theil der Freiwerber die langen Röcke fest an die Polster, auf welchen sie sitzen, nur die ältesten Leute bleiben hiervon verschont. Sobald nun die Freier nach beendigter Mahlzeit aufstehen, so ziehen sie die Polster mit sich, wobei es viel zu lachen giebt.

Endlich versammeln sich die Gäste wieder in der Jurte. Auf einer Seite sitzen alle Freiwerber, auf der andern ihnen gegenüber die Mädchen und jungen Frauen. Es fangen nun die jungen Freiwerber an mit den Mädchen und Frauen durch Improvisiren von allerlei Gesängen zu wetteifern. Wenn ein Freier nicht singen kann oder sich weigert, so wird er zu einem Gewässer gebracht und ohne Rücksicht sofort übergossen. Die Frauen ziehen und zerren ihn nach allen Seiten, seine Freunde vertheidigen ihn, es hilft alles nicht, er wird fortgeschleppt und übergossen. Hat dies Bad stattgefunden, so wird der Freiwerber in die Jurte zurückgeschleppt und abermals zum Singen genöthigt. Kann er jetzt auch nicht singen, so zieht man ihm ein Weibergewand an, und setzt ihm ein „Dschauluk“ (ein besonderer Kopfputz) aufs Haupt, bindet ihm etwas auf den Leib, um eine schwangere Frau darzustellen, lacht über ihn und verspottet ihn: „unsere Freiwerberin ist anderer Umstände!“ Schließlich muß er schreien wie ein Bock und muß hinter den Weibern herlaufen. So wird den ganzen Abend fort gesungen und verschiedene Spiele werden vorgenommen.

Am andern Morgen geht der Vater der Braut um die Freiwerber wieder zu sich in seine Jurte zu laden. Unterdeß stellen sich zwei Weiber vor die Jurte, in welcher die Freiwerber sich Nachts befanden, sie haben Mehl und Kienruß in den Händen und sobald die Freiwerber den Kopf hervorstrecken, so beschmieren sie ihnen das Gesicht mit Kienruß oder bestreuen sie mit Mehl. Ein sehr gewandter Mann vermag auch hier ungeschädigt durchzuschlüpfen, im Allgemeinen giebt auch dieser Scherz viel Veranlassung zum Lachen. Dann werden alle Freiwerber namentlich mit Kumyß und Thee bewirthet, wobei der jüngste eine Tasse stehlen muß, und schließlich giebt der Vater der Braut den einzelnen Freiwerbern Geschenke, „Klit“; das erste Geschenk besteht in 15 Stuten; dasselbe erhält der Vater des Bräutigams; die anderen erhalten viel weniger.

Nun verabschieden sich die Gäste vom Wirth und laden ihn auf einen andern Tag zu Gaste. Die jungen Frauen und Mädchen führen die Pferde herbei, nachdem sie in die Mähnen, den Schweif und unter den Sattel die verschiedenen Knochen des gestrigen Mahles gesteckt haben. Auch die linken Steigbügel schieben sie unter den Sattel. Nachdem die Frauen sich über die armen Reiter, welche nicht aufs Pferd kommen können, lustig gemacht haben, helfen sie endlich alles in Ordnung setzen und nun ziehen die Freiwerber ab.

Auf den festgesetzten Tag kommt wirklich der Vater der Braut mit gleichem Gefolge zum Vater des Bräutigams: der Empfang, der Schmaus, die Spiele, alles wiederholt

sich. Aber wie dort die Braut, so kommt hier der Bräutigam nicht zum Vorschein. Hierbei wird ein Theil des Kalyms abgezahlt.

Alljährlich nun begiebt sich der Vater der Braut ein Mal zum Vater des Bräutigams und empfängt einen Theil des Kalyms. Sobald der größte Theil abgezahlt ist und die Brautleute unterdeß herangewachsen sind, so schickt der Vater des Bräutigams zur Braut (kalymdyk uynamak) in Begleitung einzelner Personen (9), welche die Geschenke mitnehmen. Es haben die einzelnen Geschenke ganz bestimmte Namen: iliu, dshirtyss, kys-kutschakmar u. s. w. Der erste Besuch des Bräutigams bei der Braut ist natürlich von großer Bedeutung.

Während die Eltern der Braut die Geschenke und die Gäste empfangen, begeben sich die Freundinnen der Braut zu dem vor dem Aul zurückgebliebenen Bräutigam, welcher hier mitunter in einem eigens mitgebrachten Zelt sie erwartet. Er begrüßt sie mit einer vorschriftmäßigen Verneigung, „tadschim“. Er beugt den Oberkörper so, daß die Finger die Spitzen der Stiefel berühren, dann richtet er sich allmälig auf und führt die Hände bis an die Knie.

Die jungen Mädchen schmausen mit dem Bräutigam, welcher ihnen Geschenke verabfolgt, welche tschatys-baikasy heißen.

Unterdeß findet in der Jurte des Vaters der Braut eine abermalige Bewirthung statt. Nach Beendigung dieses Mahles führt irgend jemand die Braut bei Seite und versteckt sie — dann wird wieder ein Mahl hergerichtet und Gäste dazu eingeladen. Nach dem Essen bleiben die Frauen und Mädchen in der Jurte, aber die männliche Jugend draußen — es beginnt ein Wechselgesang zwischen der männlichen und weiblichen Jugend, welcher die ganze Nacht hindurch andauert.

Beim Anbruch des Tages theilen sich die Gäste in zwei Parteien. Die eine Partei, zu deren Aul die Braut gehört, verlangt, daß die versteckte Braut freigelassen werde; die andere Partei, welche eben die Braut irgendwo verborgen hält, verweigert die Auslieferung. Es beginnt ein Kampf; die Partei der Braut siegt und im Triumph wird die Braut auf einem Teppich zu ihrer Familie getragen. Kann die Braut nicht mit Gewalt befreit werden, so wird sie mit neun Schüsseln und neun Schalen irgend eines Essens oder mit einer Waare in demselben Werthe losgekauft. Hat man sie in die Jurte getragen und hier auf ein Lager hinter einen Vorhang gesetzt, so fängt sie an zu weinen und zu klagen, weil sie sich von der Familie trennen soll.

Der Nachbar, welcher die Braut bei Seite schaffte und die Bewirthung herrichtete, empfängt von den Eltern der Braut ein Geschenk, „Kys-Kaschai“. Jetzt begeben sich zwei junge Frauen zum Bräutigam und bitten ihn zur Braut zu kommen. Der Bräutigam reicht den Frauen ein Geschenk und macht sich auf den Weg in Begleitung eines Gefährten, welcher kleine Geschenke trägt. Sie treffen eine mit dem Gesicht abwärts zur Erde liegende Frau, welche sich todt stellt; sie empfängt ein Geschenk, steht auf, und geht mit. Eine andere arme Frau stellt sich ihm entgegen und bellt wie ein Hund; auch diese erhält ein Geschenk. So hat der Bräutigam immerfort Geschenke zu vertheilen an die verschiedenen Frauen, an eine, welche ihm die Thür der Jurte öffnet, an eine andere, welche den Vorhang hebt, damit der Bräutigam dadurch zur Braut schlüpfen kann. Bei der Braut sitzt eine „Freiwerberin“, sie zeigt gegen ein Geschenk dem Bräutigam die unverhüllte Braut und läßt das junge Paar allein. Hinter dem Vorhang bleibt das Paar drei bis vier Tage. Obgleich der Bräutigam hier sofort in die Rechte des Mannes tritt, so gilt es doch für eine Schande, wenn die Braut die Folgen spürt, sie braucht deshalb sofort den schon erwähnten Trank. Erst wenn die Braut im Hause des Mannes sich aufhält, dann darf sie völlig als Frau erscheinen, und die Folgen der ehelichen Verbindung zur Schau tragen.

Nach Verlauf von drei oder vier Tagen schleicht sich der Bräutigam unbemerkt aus der Jurte, besteigt sein Roß und reitet fort. Der Vater der Braut schickt ihm unterdessen eine Anzahl Geschenke, welche je nach der Großmuth oder Freigebigkeit des Vaters sehr verschieden ausfallen. Nach Haus heimgekehrt, stellt sich der Bräutigam so, daß niemand es merken soll, wo er gewesen, dann vertheilt er die mitgebrachten Geschenke an seine Gefährten, welche nicht versäumen den Eltern die einzelnen Mittheilungen über den Ausflug zu machen.

Mitunter jedoch besteht der ganze Erfolg der ersten Begegnung des Bräutigams mit der Braut nur darin, daß sie einander sehen.

Gewöhnlich besucht der Bräutigam seine Braut mehre Male mit Erlaubniß des Vaters, bis er sie endlich in seine eigene Jurte führt. Doch muß vorher der ganze Kalym entrichtet sein. Die Braut macht vorher überall Abschiedsbesuche, wobei ihre Freundinnen sie begleiten; diese sammeln auch die der Braut von allen Seiten abgelieferten Geschenke.

Um die Braut aber endlich abzuholen, kommt der Bräutigam mit einem großen oder kleinen Gefolge von Gefährten, eine Anzahl Vieh mit sich hertreibend. Man empfängt feierlich den Bräutigam; er wird mit derselben Ceremonie wie früher zur Braut geführt. Vorher wurde viel gegessen und getrunken, Geschenke gewechselt.

Am andern Tage richten die Frauen und Mädchen eine neue Jurte für das junge Paar ein und die Bewirthung beginnt in dem neuen Logis aufs Neue.

Während des Essens übergiebt eine der Frauen dem Bräutigam den abgenagten Halswirbel eines Schafes, an welchem ein weißer Lappen befestigt ist. Der Bräutigam muß den Wirbel durch die obere zum Durchgang des Rauches bestimmte Oeffnung hindurchschleudern, zum Zeichen, daß der Rauch auch mit Leichtigkeit fortziehen kann. Vermag der Bräutigam das Kunststück nicht auszuführen, so wird er ausgelacht. Unterdeß wird das vom Bräutigam zur Bewirthung hergegebene Vieh geschlachtet und das Mahl angerichtet. Gleichzeitig werden aus der Schaar der anwesenden Frauen zwei ausgewählt; die eine wird mit den Prachtgewändern der Braut bekleidet; darunter ist bemerkenswerth ein hoher konischer mit Perlen, Münzen, Federn und Steinen geschmückter Kopfputz aus rothem Tuch oder Pelzwerk; der Werth dieses „Saukele“ genannten Prachtstücks kann bis 2000 Rubel (gegen 4000 bis 5000 Mark) betragen. Ferner kleidet sich die Frau in ein besonderes Prachtgewand, „Ton“, welches aus chinesischen mit Gold- und Silberfäden durchwirktem Seidenzeuge angefertigt und gleichfalls reich mit kostbarem Pelzwerk besetzt ist. Die andere der erwählten Frauen rüstet das Paraderoß der Braut, zäumt, sattelt und schmückt es; beide Frauen besteigen das Roß und reiten durch den Aul, die Einwohner desselben zur Hochzeitsfeier in die Jurte des Vaters der Braut einzuladen. Hier wird in bekannter Weise wieder geschmaust. Die alten Leute gehen jetzt heim, die männliche Jugend besteigt ihre Pferde: alle reiten zur Jurte der Braut und fordern hier ein sonderbares Geschenk, „Musch“, einen Knochen aus dem Hinterbeine eines Schafbocks. Die Mutter der Braut reicht ihnen den begehrten mit Fleisch bedeckten Knochen in einer Umhüllung von verschiedenen Zeugstoffen. Einer der Jünglinge ergreift das Packet und sprengt damit

fort, die anderen jagen nach, um ihm dasselbe zu entreißen: ein lebhaftes Spiel des Jagens und Rennens beginnt, bis ein Glücklicher mit der Beute sich aus dem Staube macht. Jetzt suchen die Jünglinge die Freiwerber auf und führen sie zu Pferde zur Jurte der Braut, woselbst die jungen Frauen noch versammelt sind. Von der Jurte ist ein Theil der vordern Filzbekleidung fortgenommen, so daß hier eine Oeffnung entstanden ist. Die Freiwerber werden nun einzeln ergriffen und durch diese Oeffnung zwischen die versammelten Frauen geschleudert; die Frauen empfangen den Freiwerber mit Nadelstichen, bis er durch die Thür glücklich entwischt ist. Ein gewandter Mann springt behende vom Pferde durch die Oeffnung mitten unter die Frauen und macht sich schleunigst durch die Thür fort.

Dann zieht die ganze Schaar der männlichen und weiblichen Jugend zur Jurte derjenigen Frau, deren Familie bei der ersten Ankunft des Bräutigams das Geschenk „Kys-Kaschar“ (für die Entführung des Mädchens) erhielt. Hier wird eine Zeit lang noch gescherzt, gespielt und gesungen, das junge Ehepaar betheiligt sich nicht mit dabei.

Seitdem die Kirghizen sich zum Mohammedanismus bekennen, wird am Abend, vor dem die Braut das elterliche Haus verläßt, ein Mullah herbeigezogen, welcher den Ehebund schließt. Vor ihm sitzen im vordersten Theile der Jurte Braut und Bräutigam, daneben die Eltern, rechts an der Thür stehen die Zeugen. Vor dem Brautpaare steht eine Schale mit Wasser; in diese wirft der Mullah den aus der Hand der Braut genommenen Ring, dabei liest er Gebete und fragt dazwischen, ob sie sich haben wollten; dann holt er den Ring wieder aus dem Wasser heraus, und reicht ihm der Braut; der Bräutigam, die Eltern, die Zeugen und schließlich auch die Braut müssen von dem Wasser, in welchem der Ring lag, trinken. Damit ist die Feierlichkeit beendigt und der Mullah schreibt die Namen des Paares in das metrische Buch (so werden die von den Geistlichen geführten Ehestands-, Tauf- und Todtenregister genannt). Ist ein Mullah nicht in der Nähe zu finden, so begeben sich die Zeugen zu einem solchen, melden ihm den Abschluß des Ehebundes, die Namen werden in das Buch eingetragen, die Zeugen unterschreiben und damit ist Alles beendigt. — Mitunter übrigens in weit abgelegenen Aulen beobachtet man nicht einmal diese Regel.

An dem Morgen des zur Abreise bestimmten Tages wird der Bräutigam feierlichst aus seiner Jurte in die des Vaters der Braut geladen. Hier ist die Mitgift der Braut ausgestellt: jeder Gegenstand ist neun Mal vertreten; neun Teppiche, neun Prachtgewänder (Ton), neun einfache Gewänder, neun Hemden u. s. w. Bei reichen Leuten giebt man zehnmal neun, also neunzig, Teppiche, neunzig Gewänder u. s. w. Dann sattelt sich die Braut noch ein Pferd aus der Herde des Vaters. Unterdessen wird die Jurte abgebrochen und nebst der Mitgift der Braut auf bereitstehende Kameele geladen. Der Braut wird der Kopfputz, „Saukele“, aufs Haupt gesetzt und das Prachtgewand angezogen, unter Thränen nimmt sie Abschied zuerst vom Vater, dann von der Mutter und den übrigen Bekannten. Während des Abschieds nimmt einer der Anwesenden ein Stück Fleisch, wickelt es in einen Lappen und führt es zwei oder drei Mal ums Haupt der Braut, „damit das Glück des Hauses nicht mit ihr aus dem Hause entweicht“.

Jetzt führt man die junge Frau aus der Jurte, ein Wechselgesang zwischen einem Jünglinge und einer Frau wird vorgetragen, man hebt die junge Frau auf das prachtvoll geschmückte Roß, und von der Mutter und einigen der Freiwerber begleitet, zieht die junge Frau in den Aul, der ihr zukünftiger Aufenthaltsort sein wird.

Kurz vor Ankunft des Zuges im Aul reitet der junge Ehemann voraus, um den Aul vom Kommen zu benachrichtigen. Feierlich wird die junge Frau von den Frauen empfangen, welche unterdeß eine neue Jurte für das junge Paar aufgestellt haben. Sie eilen der Frau entgegen und bedecken sie mit einem Teppich oder Schleier und führen sie zur neuen Jurte. Hier versammelt sich die junge Welt, Spiel, Tanz, Gesang wird vorgenommen, während der Vater des Bräutigams die ihm zugebrachte Mitgift mit Kennermiene genau prüft und für genügend erklärt. An Geschenken, welche nach allen Seiten ausgetheilt werden, fehlt es hierbei auch nicht.

Am vierten Tage nimmt die Mutter mit schwerem Herzen Abschied von ihrer Tochter und zieht mit reichen Geschenken zurück in ihren heimathlichen Aul.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Herr Stadtrath Ernst Friedel in Berlin ist einer unserer eifrigsten Prähistoriker. Das in kurzer Zeit zu hoher Blüthe gelangte Märkische Provinzial-Museum verdankt ihm seine Entstehung. Wieviel hier bereits aufgespeichert liegt, erkennt man aus seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend“ (zweite Auflage, Berlin 1880), welche wesentlich auf den Materialien jenes Museums basirt. Es ist keine dürre Aufzählung der Funde, die mit den bekannten prähistorischen Signaturen auf einer beigegebenen Karte eingetragen sind, sondern zugleich eine höchst klare, mit großer Sach- und Literaturkenntniß geschriebene Vorgeschichte Berlins und seiner Umgebung, von dem Auftreten der ersten Menschenspuren, bis in die historische Zeit hinein, wobei Albrecht des Bären Auftreten und der Untergang des Wendenthums den Schlußpunkt machen. Mit den (geringen) paläolithischen Funden wird der Anfang gemacht; wir sehen den Urmenschen neben dem Renthier auftreten. In der Bronzezeit sitzen germanische Siedler auf den höher gelegenen Punkten der Landschaft. Sie haben „die Spuren ihrer Wohnplätze und Wohnungen, Mahlzeiten, Jagdbeute, Hauswirthschaft, ihrer Jagd-, Kriegs- und Handwerksgeräthe, ihrer Kunstfertigkeit, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer religiösen und kulturellen Anschauungen, soweit sie sich auf Todtenbestattung beziehen, hinterlassen.“ In den tieferen Lagen, an den Flüssen, in den Sümpfen hauste dann später zur Eisenperiode ein in seiner Lebensweise verschiedenes Volk. Wir finden hier die Reste der amphibienartig lebenden wendischen Fischerbevölkerung, namentlich auf den Spreeinseln bei Köpenick, bei Treptow, Stralau, im jetzigen Berlin, Spandau u. s. w. In Sitte und Brauch sowie in der Sprache (S. 108) hat sich von dieser jetzt wieder in den Deutschen aufgegangenen Bevölkerung noch Mancherlei erhalten.

Wenn (S. 111) noch von einem „heiligen Biebogs-Weg“

die Rede ist, so hat dieses, insofern auf slavische Mythologie dabei geschlossen werden soll, vor der Kritik keinen Bestand. Die slavische Mythologie besaß keineswegs einen Dualismus, einen Gegensatz zwischen einem guten und bösen Gott, wie Ahriman und Ormuzd. Veranlaßt wurde dieser verbreitete Irrthum durch den Umstand, daß die Chronisten (Helmold) von einem Czernebog sprechen, dem man naturgemäß einen Bielobog entgegenstellte. Dies ist jedoch nur ein Niederschlag christlicher Anschauungen auf spät heidnische; diese secundären Gebilde haben mit der slavischen Mythologie nichts zu schaffen (Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme 41. Bestuschew-Rjumin, Geschichte Rußlands, Mitau 1873, 13. Gregor Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1874, 108).

— „Opfersteine Deutschlands" ist der Titel einer Schrift des Lehrers der Mineralogie in Proskau, Dr. H. Gruner (Leipzig, Duncker u. Humblot), in welcher ein in der letzten Zeit vielbesprochenes Thema der Archäologen durch die Geologie eine sehr wünschenswerthe Beleuchtung erhält. Kleine und größere schalen- oder napfförmige Vertiefungen in Steinen werden vom Volke als Näpfchensteine, Opfersteine, Teufelssteine, Hexenkessel u. s. w. bezeichnet, und das Volk sowohl als eine Reihe von Archäologen erkannte darin Opferstätten, die Schalen, in welchen zur heidnischen Zeit das Blut der geopferten Menschen und Thiere gesammelt wurde. Ein reicher Sagenkranz umgiebt diese durch ganz Deutschland vorkommenden Steine mit Höhlungen, die vorzugsweise in Granit und Porphyr sich finden und namentlich bei erratischen Blöcken beobachtet wurden. Aber auch fast in allen übrigen europäischen Ländern, wo man mit den einschlagenden Beobachtungen sich beschäftigte, sind sie angetroffen worden, in Großbritannien und Skandinavien, in Savoyen, der Schweiz und im fernen Indien. Dr. Gruner hat sie namentlich in Schlesien und im Fichtelgebirge studirt und ist hier durch ihre Häufigkeit und Regelmäßigkeit überrascht worden. Schon der alte berühmte Geologe Goldfuß schrieb von den letzteren: „Ihrer Regelmäßigkeit wegen können sie nicht leicht für ein bloßes Naturspiel angesehen werden und ebensowenig möchte Jemand zum bloßen Zeitvertreib den harten Granit auf diese Weise bearbeitet haben. Wahrscheinlich haben daher diese Felsen in der Vorzeit zu einem gottesdienstlichen Gebrauche gedient."

Und doch ist dem nicht so. Gruner's Untersuchungen über die Glacialwirkungen in Schlesien ergaben schon, daß auch hier viele sogenannte Opfersteine natürlichen Ursprunges sind. Seine vorliegende Arbeit weist nun mit Sicherheit nach, daß es im Fichtelgebirge genau so der Fall ist; es waren das Eis zur Gletscherzeit, das Wasser, theilweise auch schalenförmige Absonderung des Granits, welche die Entstehung der „Opferschalen" bewirkten, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß hier und da echte „Hexenkessel" vorkommen mögen. Aber im Fichtelgebirge ist dies nicht der Fall. Die Einzelheiten des geologischen Beweises müssen nachgelesen werden. Der Verfasser sagt zum Schluß: „Sie sind nicht durch Menschenhand erzeugt, sondern durch die fort und fort schaffende Natur, durch die Kraft des in ihrem Haushalte thätigen Wassers, das wir auf seinen rastlosen Wanderungen begleiteten und das uns, wie so manches andere, auch dieses Geheimniß offenbarte." Die Archäologie ist im vorliegenden Falle der Geologie zu Dank verpflichtet.

— Simons' „Spanien", von Prof. Alexander Wagner in München illustrirt (Berlin, Gebr. Pätel), ist noch vor Schluß des abgelaufenen Jahres mit der 29. Lieferung vollendet worden. Richtiger wäre es, zu sagen, Prof. Wagner's „Spanien" mit begleitendem Texte von Simons; denn wenn auch letzterer kein geringes Geschick der Darstellung verräth, so tritt er doch gegenüber den kraftvollen charakteristischen Bildern Wagner's zurück, in deren Lobe Einstimmigkeit herrscht. F. Pecht, namentlich der geistvolle Kritiker mit seiner sonst so scharfen Feder, ist des Preises und Lobes dieser Abbildungen voll (Allgem. Zeitung 1880, Nr. 319 Beil.); er rühmt, wie sich der Künstler in den Charakter des Landes und Volkes hineingelebt und sie mit großer Schärfe und mit der ganzen malerischen Freiheit, wie es ein alter spanischer Maler selbst gethan hätte, uns vorgeführt hat. „Der Wiedergabe volksthümlicher Figuren aus Werken des Velasquez, Murillo 2c. gehört denn auch eine Anzahl der besten Blätter, dann wird sehr ausführlich in einem Dutzend meisterhafter Zeichnungen der ganze Verlauf eines Stiergefechts geschildert, dieses für den Charakter der Nation so bezeichnenden grausamen Schauspiels. Der Stolz, die Gravität, eine eigenthümlich feierliche Würde bilden dann die versöhnende Hülle jenes sich durch die ganze spanische Geschichte, durch das Auftreten dieses Volkes in allen Welttheilen sich ziehenden Zuges der Grausamkeit. Spaniens eigene Künstler gaben uns darüber den besten Aufschluß in ihren finsteren Bildern, und daß Wagner's so glaubwürdige Figuren dies durchaus bestätigen, ja sich von den ihrigen kaum unterscheiden, ist sein großes Verdienst. Indeß zeigt er auch viel Blick für landschaftliche Schönheit, hat ihr wie der Architektur des Landes eben so rasch das Charakteristische, jene eigenthümliche Mischung von langer Oede und Dürre mit Intervallen von phantastischer, berauschender Pracht, abzugewinnen verstanden."

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus Konstantinopel geschrieben, daß dort nächstens von dem hellenischen Syllogos eine genaue Karte der Landmauern Konstantinopels und der anstoßenden Viertel herausgegeben werden wird, welche von den Ingenieuren Konst. Karatheodory und Dimitriadi aufgenommen wurde und an deren Edition die als langjährige Forscher auf dem Gebiete byzantinischer Geschichte bekannten Herren Dethier, Paspati, Curtis und Mordtmann sich betheiligten. Beigefügt sind etwa 24 Ansichten besonders wichtiger Punkte dieser Befestigungen, welche vor zehn Jahren angefertigt wurden und heute um so werthvoller sind, als während der letzten Jahre die Zerstörung der alten Mauern große Fortschritte gemacht hat.

Afrika.

— Dr. Weisgerber's anthropologische Beobachtungen in Südalgerien. Dr. Weisgerber war der Expedition Choisy's beigegeben, welche die Linie Laghuat, El Goleah, Wargla, Tuggurt, Biskra zur Erreichung einer Saharabahn untersuchen sollte. Er berichtete hierüber in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris und hob hervor, daß er namentlich zahlreiche zugehauene Feuersteine an verschiedenen Orten, am meisten zwischen Ogla Zebbacha und El Goleah, in El Goleah selbst und bei Wargla gefunden habe. Bei El Hassi, 180 km südlich von Laghuat, konstatirte Weisgerber die bearbeiteten Feuersteine selbst tief im Boden in einer kalkigen Schicht. Im Thale von Aïn Massin sah er einen Tumulus, auf welchem ein Cromlech sich erhebt.

Bei El Goleah grub Weisgerber alte Gräber aus, deren auf der Seite liegende, mit den Knien unter das Kinn gezogene Skelette zerfielen, und die er von einer vorislamischen Bevölkerung herrührend annimmt. El Goleah „wie eine alte Ruine der Vogesen" auf einem Berge liegend, ist von 30 Zenata-Familien bewohnt, welche die Berbersprache reden und sich für Berbernabkömmlinge ausgeben. „Aber alle," sagt Dr. Weisgerber, „zeigen den Negertypus, sind dolichokephal, haben wolliges Haar, schwachen Bart, kupferfarbige Haut. Doch ist die Nase wenig abgeplattet und bei einigen ist der Prognathismus schwach entwickelt." Nach Sonnenuntergang wurde ein „religiöses Fest" gefeiert, das in der Aufführung eines Scheinkampfes bestand, bei welchem Stöcke, Säbel, Pistolen und Flinten benutzt wurden, und wobei Männer, Frauen und Kinder zum Klange der Trommel mit Gesang und Geschrei um die Kämpfer tanzten.

Da in El Goleah auch Negersklaven, Fulas, Sudanier, Leute aus Sokoto, Bornu und vom Tschadsee lebten, so

wurden an diesen anthropologische Messungen vorgenommen. Die Herren des Ortes, die Schamba-Muadhi, waren abwesend, da sie während des Winters mit ihren Herden die Weiden aufsuchen.

Wargla ist gleich El Goleah von zahlreichen Ruinenorten umgeben; die Bevölkerung ist auch dieselbe und spricht gleichfalls Berberisch, doch ist bei ihr der Negertypus womöglich noch stärker entwickelt und fortwährend dringen neue schwarze Elemente aus dem Sudan ein. Auch die Araber nehmen sich Frauen aus diesem Stamme. Dasselbe ist im Ued Rir der Fall, wo die Araberbevölkerung nur dünn und die Negerphysiognomien vorherrschen. „Ich glaube, daß diese ganze Zenata- und Rurara-Bevölkerung den Negern sehr nahe verwandt ist, wiewohl mit Berbernblut gemischt. Die Araber haben wegen des ungesunden Klimas niemals in diesen Landschaften eine Rolle gespielt.“

— Die französische Abgeordnetenkammer hat kurz vor Schluß des Jahres 1880 dem Ministerium der Marine und dem der Telegraphen und Posten zwei Kredite bewilligt, welche dazu dienen sollen, Algerien in Verbindung mit den Gebieten des Niger und Senegal zu setzen. 1 700 000 Francs wurden für die Legung eines Telegraphen zwischen Dakar und St. Vincent und 8 553 000 Francs für die Eisenbahnarbeiten am Senegal (zwischen Medina und Bafulabe) bewilligt. Ferner soll eine vom Marineminister mit der anonymen Baugesellschaft von Batignolles abgeschlossene Konvention die Herstellung einer Eisenbahn zwischen Dakar und Saint-Louis ermöglichen. [Hierbei sei bemerkt, daß die für Erhaltung der megalithischen Denkmale Frankreichs geforderten 30 000 Francs (s. oben S. 15) von der Kammer schließlich doch abgelehnt wurden, jedoch nicht aus principiellen, sondern mehr formalen Gründen.]

— Von Gerhard Rohlfs sind vom 22. November und 12. December vorigen Jahres einige kurze Briefe aus Massawa und der Umgegend dieses Hafenplatzes in Berlin eingetroffen. Der Reisende stand im Begriff, mit seinem Begleiter Dr. Stecker nach Ailet aufzubrechen, wo er vom Ras Alula, einem abessinischen General, in Empfang genommen werden sollte, um von diesem durch die Grenzlande geleitet zu werden, die theils durch Räuberbanden, theils in Folge des thatsächlich wieder ausgebrochenen Krieges zwischen Abessinien und Aegypten sehr unsicher sind.

— Die ostafrikanische Expedition unter der Leitung des Hauptmanns a. D. von Schöler ist gleichzeitig mit der vom Kapitän Ramaeckers geleiteten belgischen am 17. Oktober 1880 in Tabora eingetroffen. Die Reise war nicht ohne Schwierigkeiten, indem die Reisenden wegen eines Krieges zwischen den Häuptlingen Muin Mtuana und Mdaburu lange in Kouko aufgehalten und sogar gezwungen wurden, Partei gegen den letztern zu ergreifen, der übrigens von jeher den fremden Karawanen den Weg verlegte und sie brandschatzte. In Tabora ging man an eine Berathung über den Ort der definitiven Niederlassung. Der von der Association Internationale Africaine vorgeschlagene Stationsort Manyara erweist sich als durchaus ungeeignet, da er jetzt das Hauptquartier des berüchtigten Bandenchefs Nyungo ist, des gewaltthätigen Verbündeten Mirambo's. Nach eingehender Ueberlegung mit dem belgischen Expeditionschef wird die Wahl wahrscheinlich auf Kisinda unweit des Gombeflusses, nördlicher als Manyara gelegen, fallen.

— Die bereits auf S. 79 dieses Bandes erwähnten Briefe von Dr. Max Buchner datiren vom Februar, 20. Mai und 1. Juli 1880 (andere vom Januar und April sind verloren gegangen) und geben über seine Gesundheit und wissenschaftliche Thätigkeit sehr erfreuliche Nachricht. Der Reisende hat etwa sechs Monate in der Musumba (Residenz) des Muata Jamvo verweilt, doch nicht etwa weil dieser Gewalthaber ihn so lange zurückgehalten hatte, sondern um topographische, naturwissenschaftliche und photographische Arbeiten auszuführen, denen er, nach den überschickten Notizen zu urtheilen, mit großem Erfolge obgelegen hat. Gleichwohl gewann er die Ueberzeugung, daß der Muata Jamvo ihn nicht nach Norden oder Nordosten weiter reisen lassen werde, und beschloß, sobald die günstige Jahreszeit eingetreten sein würde, sein Standquartier zu verlassen, wie wenn er nach Angola zurückreisen wolle, um dann, sobald er den Lulua überschritten haben werde, sich nach Norden zu wenden. Diesen Plan hat er auch ausgeführt. Er schreibt unter dem 1. Juli von Muene Tschikambo, daß er, nachdem er den größern Theil seiner Leute mit seinen Sammlungen nach Angola expedirt habe, im Begriff stehe, noch Norden zu gehen. Etwa 50 Leute haben sich entschlossen, ihn zu begleiten. Unter den zahlreichen Höhenmessungen, den genauen Angaben über die überschrittenen Flüsse, und den in großer Zahl und mit Sorgfalt an denselben Orten gemachten astronomischen Bestimmungen sind besonders die letzteren werthvoll, da sie Aufklärung über die bedeutende Verschiebung, welche aus den Aufnahmen von Schütt für die verschiedenen Oertlichkeiten resultirte, zu bringen versprechen.

— Der Botaniker J. M. Hildebrandt, welcher mit Unterstützung der preußischen Akademie der Wissenschaften Madagaskar erforscht, hat zuletzt eine ergebnißreiche Reise von der Westküste der Insel nach dem Central-Plateau ausgeführt, wurde aber dicht vor der Hauptstadt des Hova-Reiches, Antananarivo, von einem heftigen Blutsturze befallen. Bei dem Chef der norwegischen Mission in der Hauptstadt, dem Dr. Borchgrevinck, fand er liebevolle Aufnahme und Pflege, brauchte dann eine Badekur in den 39° (C.) heißen Quellen von Sirabé, erkrankte nochmals an Dysenterie und war erst gegen Mitte Oktober ziemlich wieder hergestellt. In Sirabé fand er Gelegenheit, das Skelet einer ausgestorbenen Hippopotamusart aus einem Moore auszugraben, sowie manche Pflanzen zu sammeln. „Es sind — schreibt er — meist hübsch blühende Gebirgstypen, sowie Moose und Flechten. Da aber die trockene kalte Zeit herrschte, so war nicht allzuviel in Blüthe. Jetzt folgt die trockene heiße Zeit, wo alles vollends verdorrt. Im November aber beginnen die Regen und dann tritt die Natur in Flor. Ich finde übrigens, daß für den Sammler in West- und Central-Madagaskar fast weniger zu holen ist als in irgend einer Wüste, die ich durchzogen. Insekten sind nicht! Vögel im Innern sind nicht! Quadrupeden sind nicht! Pflanzen giebt es nur wenig. Die Wälder hat man niedergebrannt; feuchte Stellen sind in Kultur, trockene kaum begrast und abgeweidet. Nur die unter dem Einflusse des wassergetränkten Südost-Monsun entstandenen und bestehenden Urwälder der Osthälfte haben Madagaskar den Ruf überschwenglicher Fruchtbarkeit verschafft. Die Vorläufer dieses Waldgürtels beginnen nicht weit von hier und habe ich bereits einige meiner Diener dorthin gesandt, um während meiner Reconvalescenz dort Pflanzen zu suchen, wozu ich sie angelernt habe.“ Nach den letzten Briefen befindet sich Hildebrandt jetzt in den Bergen östlich der Hauptstadt, vollständig hergestellt und eifrig mit Sammeln beschäftigt.

— Schon im XXXVII. Bande dieser Zeitschrift (S. 64) berichteten wir kurz über die Erforschung der Nigerquellen, welche in erster Reihe der hochherzigen Initiative des Marseiller Rheders C. A. Verminck zu verdanken ist; war er es doch, der, auf seine mächtigen Verbindungen mit dem Westen Afrikas gestützt, die Expedition auf eigene Kosten ausrüstete und an ihre Spitze zwei Führer stellte, wie sie besser kaum zu wählen waren: seit sechs Jahren hatte Josua Zweifel die Faktorei von Rotombo für ihn geleitet, und seit acht Jahren war Marius Moustier in Boke am Rio-Nunez thätig gewesen, und durch Karawanen aus dem Innern und eigene Reisen waren beide der Sprachen der Eingeborenen — des Tinne, des Susu und des Fulah — vollkommen mächtig. Jetzt liegt im „Bulletin de la Société de Géographie de Marseille“ ein ausführlicher Bericht der ersteren vor, den

wir hier in großen Zügen wiedergeben wollen. Sie nahmen den ersten Vorschlag, den ihnen Verminck im März 1879 machte, ohne Bedenken an und betrieben die Vorbereitungen mit solchem Eifer, daß sie bereits am 8. Juli ihre Reise antreten konnten. Der Zug bestand aus zwei Dolmetschern, von denen der eine, Josef Reader, 1869 den Engländer Winwood Reade nach Falabah begleitet hatte, und circa 30 starken, an Regen und Sonne gewöhnten, Congos, die man anstatt der in Freetown schwer zu beschaffenden Lastthiere als Träger genommen hatte; weiterhin verstärkte man sich durch fernere 30 Mann. Am 11. verließ man bei Port Lokko definitiv die Küste. Unter stetem Regen erreichte man vom Thale der Rokelle das des Scarcies, auf dessen sumpfigem Boden man nur mit Mühe und indem man möglichst auf Baumwurzeln trat, fortzukommen vermochte; mehr als einmal mußte eingeschritten werden, um Desertionen zu verhindern. So durchzog man das Land Tinne, dessen Bewohner mit staunenswerther Leichtigkeit über die Freiheit ihrer schwächern Landsleute verfügen; der Boden ist gut bebaut, aber nur von den Weibern, welche durch ihre Arbeit den Reichthum der Männer ausmachen, während letztere faulenzen; die großen Wälder, von denen Reade noch spricht, hatten Saatfeldern Platz gemacht, nur der Palmbaum war geschont worden. In Big-Bumba, der Hauptstadt von Limbah, wurde der Zug vom König Sekoli gut aufgenommen und erreichte am 28. Juli Katimbo, wo man sich wieder mit Lebensmitteln versehen konnte. Von hier an ging der Marsch durch gebirgiges, aber von Regen aufgeweichtes, schlüpfriges Terrain, dessen zahlreiche Geleise sich in förmliche Ströme verwandelt hatten. Auch fingen die Eingeborenen an, sich feindselig zu zeigen.

Am 16. August hielten die Reisenden ihren feierlichen Einzug in Falabah, der Hauptstadt des Königs Sewa, welcher sie in der Mitte seiner Würdenträger unter der Veranda seines Palastes erwartete. Einer seiner Vettern, Filah, den er ihnen zur Verfügung stellte, versprach sie zu den gesuchten Quellen zu führen, und von Gesandten der Koraukos, welche zur Feier eines zwischen diesem Volke und dem Könige Sewa geschlossenen Friedens anwesend waren und noch nie einen weißen Mann gesehen hatten, erfuhren sie, daß der „große Strom" aus drei Quellflüssen gebildet wird, die drei verschiedene Namen tragen und sich bei Liah vereinigen, von wo an der Fluß Dhiolibah genannt wird; der hauptsächlichste derselben fließt zwischen zwei Bergketten, deren eine Lomah heißt, und seine Quellen liegen zwei Tagemärsche hinter dieser Kette.

Diese Nachrichten erhöhten den Eifer der Reisenden, doch durften sie sich nicht nach der Seite von Faranah wenden, da dies Land durch ein zahlreiches Heer von Haussahs überschwemmt war, sondern faßten auf den Rath des Königs den Plan, in südöstl. Richtung durch das Land der Koraukos hindurch zum Tembi, der heiligen Mutterquelle des Dhiolibah, vorzudringen. Am 28. verließ man den gastlichen König, erreichte die Quellen der Rokelle, setzte nach Affenart über den Taminonco, durchschritt bis an die Brust im Wasser den Falico und gelangte so unter tausend Gefahren nach Socora, der Residenz des Königs Schimiti Foreh. Hier hatte man große Mühe, das plötzlich auftauchende Gerücht zu zerstreuen, die Weißen hätten die Absicht, den Tembi direkt nach der Küste abzuleiten, damit die Haussahs trockenen Fußes in Korauko einfallen könnten. Jeder Tag brachte neue Schwierigkeiten. Man befand sich auf der Wasserscheide zwischen dem Niger und den Küstengewässern, wo der sich südlich von Sierra Leone in den Ocean ergießende Karamanka entspringt. Immer mehr wurden feindliche Einflüsse sichtbar: Aberglauben, Handelseifersucht, Habgier des Königs von Tantafara, Foreh Woleh, ja auch Meutereien der Träger mußten überwunden werden, ehe man das Plateau gewinnen konnte, welches die Stadt beherrscht. Da, am 26. September, sah Zweifel zum ersten Male den heiligen, aus einem Granitblock bestehenden Hügel vor dem Berge Daro, aus dessen Seite der Tembi entspringt: bei diesem Anblick bemächtigte sich seiner eine lebhafte Freude, und die Zuversicht, endlich sein Ziel zu erreichen, begeisterte ihn zu einem lauten Triumphgesang; aber ach, vergebene Hoffnung! Auf einem Inselchen mitten in dem „großen Wasser", dessen Windungen man erblickte, haust, weit und breit verehrt und angebetet, der Oberpriester Tembi Sale, über dessen Person und Wesen unzählige Sagen verbreitet sind; so soll er auf dem Grunde des Wassers ein goldenes Haus bewohnen. Dieser mächtige Mann nun widersetzte sich mit aller Energie dem Vorhaben der Reisenden; Bitten, Drohungen, alles war umsonst: Weiße dürfen sich den heiligen Quellen nicht nahen, aber auch sonst haben sie Wenige gesehen, denn jeder Krieger muß sterben, der sich ihnen zu nahen wagt. Zweifel zog es vor, das Verbot nicht zu überschreiten, um als Freund, wie er gekommen, auch wieder zu scheiden, und am 3. October betrachtete er zum letzten Male den Hügel, welcher dem Dhiolibah zur Wiege dient, und von dem ihn kaum 6 km trennten.

Der Rückweg zur Küste geschah in Eilmärschen. In Falabah fand man die Träger wieder, die man zurückgelassen, aber die Vorräthe waren erschöpft. Auf demselben Wege wie sie gekommen kehrten die Reisenden nach Port Lokko zurück, wo sie am 6. November eintrafen.

Bleibt nun auch zu bedauern, daß an topographischen und astronomischen Beobachtungen die Ausbeute nur gering ist, ja daß die kühnen Reisenden trotz aller Gefahren und Strapazen das letzte Endziel ihres Zuges nicht erreicht haben, so können wir uns doch freuen, daß sie der Wissenschaft neue Gegenden und Völker erschlossen und dem Handel und der Civilisation neue Bahnen geöffnet haben.

— Savorgnan de Brazza, welcher sich im vorigen Jahre zur Anlegung einer französischen Station nach dem Ogowe, seinem früheren Forschungsgebiete, begeben hatte (s. „Globus" XXXVII, S. 48 und XXXVIII, S. 255), hat seinen Plan glücklich ausgeführt: es ist ihm gelungen, vom Oberlaufe des Ogowe aus den Congo bei dessen seeartiger Erweiterung, dem Stanley-Pool, am 7. September 1880 zu erreichen und mit Stanley zusammenzutreffen (letzteres wohl viel weiter stromabwärts).

Südamerika.

— Der brasilianische Senat hat am 21. November 1880 das Wahlreform-Gesetz angenommen, wodurch Protestanten, Freigelassene und Naturalisirte die Wählbarkeit in die Kammern erlangen, ein wichtiger Schritt nach vorwärts für die in den südlichen Provinzen des Kaiserreiches und besonders in Rio Grande do Sul angesiedelten Deutschen, welche sich nun direkt an der Verwaltung des Landes und der Politik betheiligen können. „Brasilien — schreibt die in Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung" — weiß selbst vielleicht nicht genau, welchen gewaltigen, zukunftsreichen Schritt es gethan hat; denn jetzt ist die letzte Schranke gefallen, die bisher noch einer starken that- und arbeitskräftigen Einwanderung entgegenstand. Dieser eine Beschluß wird dem Lande mehr nützen, als 50 Jahre politischer Diskussion und parlamentarischer Schönrednerei."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

XI.

Von der Stadt Chorrera aus führte ein Fußweg in nördlicher Richtung durch die Savane nach dem Zusammenflusse des Rio Congo und des Rio Caïmito, der beiden Flüsse, die jetzt noch erforscht werden sollten. Die Savane mit ihrem verdorrten spärlichen Grase bot hier einen traurigen Anblick, der durch die Staffage der hin und wieder weidenden mageren elenden Rinder kaum mehr erheitert wurde, als durch die häufig am Wege liegenden von den Geiern rein abgenagten Skelete so mancher ihrer Vorgänger. Wenn die Geier in den Wäldern des Isthmus nur äußerst selten einmal sich zeigen, so sind sie in der Savane desto häufiger; zu Tausenden sieht man sie Nachmittags hier in der Luft kreisen und nach Beute ausschauen oder schwerfälligen Fluges nach Panama ziehen, dessen Vorstädte und nächste Umgebung ein fruchtbares Feld für sie sind. Von einem in der Savane gefallenen Stück Vieh sollen gewöhnlich schon nach einer Stunde nur noch die Knochen übrig sein; und kommt es auch gelegentlich einmal vor, daß die „Galinazos" einem unachtsamen Haziendero ein Kalb rauben, so ist doch ihre Nützlichkeit eine so allgemein anerkannte Thatsache, daß sie nicht nur geduldet werden, sondern daß es sogar bei Strafe von einem Piaster verboten ist, einen Geier zu schießen.

Der mittlere Lauf des Caïmito ist von steilen, 4 bis 5 m hohen Ufern eingefaßt, die, häufig zurücktretend, eine ganze Reihe von tiefen Wasserbecken (pozos) entstehen lassen. In eines dieser Becken ergießt sich der von Norden kommende Rio Congo, der, bedeutend schmaler als der Caïmito, in zahlreichen Windungen zwischen steilen Rändern daherfließt. Sein Wasser ist schwarz und trübe, seine Ufer nicht weniger von Bäumen, Gesträuch und Lianen überwuchert, als die des Caïmito. Oft verschlingen sich die Zweige über dem Wasserspiegel dermaßen, daß die mühsam auf der steilen Böschung Vorwärtsschreitenden durch das dichte Geflecht auch keinen Schimmer desselben wahrzunehmen vermögen. Ziemlich dicht unterhalb der Einmündung des Rio Congo geht an einer besonders hohen Uferstelle eine Brücke über den Caïmito, ein leichtes hängendes Bauwerk, das nur aus drei mit Lianen zusammengebundenen langen schwankenden Palmenstämmen besteht, aber über dem hier brausenden Flusse und gegen den hellen Himmel sich abzeichnend ein anmuthiges Bild abgiebt. Noch einige 100 m weiter abwärts folgt dann der Wasserfall des Caïmito, wo der Fluß, der nach einer Strecke schnellen, reißenden Laufes sich in tausend kleinen Wirbeln und Wellen über ein breites, von hochragenden Basalten zerrissenes Bett zertheilt hat, plötzlich sein Wasser zu einer mächtigen Masse vereint und aus einer Höhe von 15 m in ein von schwarzen Wänden eingeschlossenes großes Becken hinabstürzt.

Die Arbeiten auf diesem ungünstigen Terrain gingen nur langsam von statten: war es doch schon viel, wenn man sich in vier Stunden einen Weg von etwa 500 m am Flußufer entlang bahnte. Endlich konnte man aber die Vermessungen für vorläufig abgeschlossen erklären und den Rückweg nach Panama antreten. Die große Savanenebene zur Rechten lassend, erreichte man nach einem Marsche über

Fall des Caïmito.

hügeliges Terrain, das erst etwa 2 km vor der Küste in eine niedrige Ebene übergeht, Puerto de la Chorrera. Von hier bis zur Mündung des Rio Grande ist der flache Küstenstrich noch bedeutend schmaler; an einigen Stellen treten ansehnliche Hügel, auf denen der Weg nach Panama entlang führt, bis dicht an das Meer; einer ihrer Ausläufer bildet das Vorgebirge Vaca de Monte. Weiterhin, am Abhange des Cerro de Cabras, steigt der Weg hinab und geht etwa 6 km weit auf einem schmalen sandigen Sandstreifen unmittelbar am Meere hin, um dann bei der Punta Guinea wieder landeinwärts und durch die Sumpfgegend von Alvina de Farfan zum Aestuarium des Rio Grande zu führen, wo ein Boot die Reisenden nach Panama hinüber beförderte.

Es erübrigten nun nur noch die Vermessungen des Chagres- und des Rio-Grande-Thales, d. h. Vorarbeiten für das (jetzt zur Ausführung bestimmte) Projekt Colon-Aspinwall-Panama. Da die interoceanische Eisenbahn die Depressionen dieser beiden Flüsse schon verwendet hat, war, wie oben erwähnt, in den für jene Anlage gemachten Entwürfen und Zeichnungen des Ingenieurs Totten ein reiches Material auch für den Kanalbau vorhanden; und es handelte sich nur noch um die Aufnahme einiger Strecken, wo der Lauf des Kanals bedeutend von dem der Eisenbahn abweichen sollte. So benutzte man die letztere bis zu der etwa auf einem Drittel des Weges von Panama bis Colon gelegenen Station Emperador und begann hier die Aufnahme des Terrains an der östlichen Seite der Bahnlinie unweit des zum Chagres gehenden Rio Obispo. Der zu anderen Zeiten des Jahres wasserreiche Fluß, der viele Stromschnellen und einen über gewaltige Felsblöcke stürzenden Wasserfall bildet, bestand jetzt auch nur aus einer Reihe

Ansicht von Gatun.

schwarzer schlammiger Becken. Zu den bekannten Hindernissen der dicht verwachsenen stachelichten, dornigen Vegetation, zu den zähen Lianen, die den Axthieben der den Weg bahnenden Arbeiter oft genug Trotz boten, kam als Erschwerung der Arbeit jetzt noch der Mangel des zweiten, bei dem Brande von Panama eingebüßten Tachometers. Es gehörte ein gutes Theil Geduld dazu, um mit dieser ungenügenden Ausrüstung das Erforderliche zu leisten. Eine angenehme Abwechselung von dem langsamen Vorschreiten der Nivellirungs- und planimetrischen Arbeiten in dem Waldgestrüpp des bergigen Terrains bildeten nur die Stellen, wo das sich verbreiternde Flußthal kleine Ebenen stehen läßt, die zur Reiskultur benutzt werden. Ist es doch schon an und für sich erfreulich, einmal die Spuren menschlichen Fleißes zu sehen, wo man so oft sich an der Indolenz und Faulheit der Bevölkerung stößt. Das Dorf Matachin, wo den von Colon kommenden Zügen eine zweite Lokomotive zur Ueberwindung des Cerro de Culebra vorgelegt wird, führt ein rechtes Bild dieser Indolenz des Volkes vor Augen. Schöne Gehölze von Gujaven, Orangen- und Mangobäumen, die sich bis an das Dorf ziehen, erzählen von einer bessern Zeit, wo hier große Hazienden gestanden haben, von denen heute keine Spur mehr zu sehen ist, einer Zeit, wo die Straße von Cruces nach La Chorrera wahrscheinlich über diesen Ort geführt hat. Heute bildet der Verkauf von Früchten und Erfrischungen an die Eisenbahnpassagiere, ein wahrlich nicht zu einträglicher Handel, den Hauptnahrungszweig der faulen Einwohner.

In dem Thale des Chagres angelangt, schlug man für einige Tage das Quartier in Mamei auf, dem Kreuzungspunkte der von Colon nach Panama und zurück fahrenden Züge. Nach eingehenden Vermessungen des ganzen Terrains bestimmte man San Pablo als den geeignetsten Punkt, wo der Kanal und die Eisenbahn sich kreuzen sollten, und wo ohne wesentliche Aenderungen der Traces eine Drehbrücke anzubringen sein würde. Mit dieser Feststellung und mit einer andern in Betreff des Obispothales, wo nach Reclus' Aufnahmen eine Modificirung des Projektes geboten erschien, war der wichtigste Theil der Arbeit gethan. Es blieben noch die leicht auszuführenden Vermessungen auf der Hochebene des Rio Gatun östlich von der Eisenbahn. Der kleine Ort Gatun, ein Haufen elender Hütten, zeigt nur an einem Tage in der Woche ein etwas reges Leben: dann nämlich, wenn der Bananenmarkt hier abgehalten wird, zu dem das arme Landvolk auf seinen Pirogen ein bis zwei Meilen weit kommt, um seine Früchte abzusetzen, und um

oft genug unverrichteter Sache zurückzukehren. Ein New-Yorker Spekulant hat nämlich mit der Eisenbahngesellschaft sowohl als auch mit der Gesellschaft der Dampferlinie von Colon einen Vertrag abgeschlossen, der ihm allein das Recht des Transports von Bananen zusichert. So hat er das ganze Geschäft hier in Händen, und die Producenten müssen dankbar sein, wenn sie ihre Bananen zu dem niedrigsten Preise überhaupt loswerden. Die Agenten dieses Menschenfreundes kaufen nur den kleinsten Theil des zu Markte Gebrachten, meist nur große Kolben von über einem Meter Länge, an denen sich oft mehr als zweihundert Früchte befinden. Von dem Geschrei und Fluchen, von den Drohungen und Verwünschungen, die man auf diesem Markte in dem sonst so todten Flecken zu hören bekommt, macht man sich nur schwer einen Begriff. Die für den Verkauf gezogenen Bananen haben für die Neger selber keinen Werth; zum eigenen Gebrauche lassen sie die Früchte, die sie nur gekocht genießen, nicht zur Reife gelangen. Es ist darum, sozusagen, ein doppelter Verlust, wenn sie ihnen nicht abgenommen werden.

Noch einmal kehrte Reclus von Gatun nach Panama zurück, um zunächst einige Vermessungen in der Nähe der Stadt selber vorzunehmen, wo eine Depression zwischen dem Cerro d'Ancon und der Loma de Boca de Rio Grande zum Mündungspunkt des Kanals geeignet erschien, und um dann das ganze in den drei Jahren gesammelte Material zu klassifiziren und für den Transport zu verpacken. Am 1. Mai schiffte er sich endlich mit Herrn Lacharme nach der Heimath ein.

Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

„Könnte sich die Saône nur entfernt dem Rhône an Wassermasse vergleichen, so hätte sie zweifellos dem ganzen Stromgebiete den Namen gegeben, denn nach Richtung, geologischer Zusammensetzung der umgebenden Felsarten und Geschichte ihrer Anwohner ist sie die Hauptader des Rhônegebietes. Seinerseits verdiente der Doubs, daß man seinen Namen der Saône gäbe, wenn es nach der Länge des Flußlaufes ginge; denn er übertrifft um 165 km die Entwickelung dieses centralen Stromes des ganzen Beckens. Zuerst fließt er, parallel dem Orbe und der Reuse [1]), klaren Bächen des Rheingebietes, nach Nordosten, einer Falte des Jura folgend; noch als einfacher Bach vereinigt er sich mit dem Ausflusse des Sees von Remoray, durchfließt dann den See von Saint-Point und tritt jenseits Pontarlier in eine Reihe von Engschluchten, wo jedes freie Plätzchen für die Arbeiten der Industrie ausgenutzt wird. Im schönen Cluse-See von Chaillexon oder les Brenets angelangt, von welchem angefangen das Flußthal als politische Grenzscheide zwischen Frankreich und der Schweiz dient, beruhigt er seine Gewässer oberhalb einer natürlichen Felsbarre, von deren Rande er sich in einem prächtigen Falle von 27 m Höhe hinabstürzt: das ist der berühmte Saut-du-Doubs. Weiter abwärts tritt der Fluß ganz auf Schweizer Gebiet, macht dann eine jener plötzlichen Biegungen, die ihm, wollte man einer offenbar falschen Etymologie glauben, seinen Namen Dubis (dubius = zweifelhaft, irrig, irrend [2])) eingetragen haben, fließt westwärts, also seinem Oberlaufe gerade entgegengesetzt, und tritt wieder auf französisches Gebiet, indem er eine der Ketten des Jura quer durchbricht. Bei Saint-Hippolyte wiederum Aenderung der Richtung: der Doubs fließt nun nach Norden durch eine finstere Cluse, in welcher er einen zweiten Gebirgswall, die Kette des Lomont, durchbricht und bis nahe an die Pforte, welche zwischen dem System des Jura und der Vogesen bei Belfort sich öffnet, herantritt, wo der natürliche Wasserweg durch einen künstlichen Fluß, den Rhein-Rhône-Kanal, der einst, als Elsaß noch zu Frankreich gehörte, von solcher Wichtigkeit war, verlängert worden ist. Südlich von Montbéliard biegt der Doubs nochmals um und fließt nach Südwesten, weite Bogen beschreibend, zuerst zwischen Felsen und hohen Hügeln, dann inmitten einer weiten schwach gewellten Ebene. Es giebt wenig Flüsse in der Welt, welche in ihrem Laufe so scharfe und geometrisch abgemessene Biegungen haben. Der Hauptzufluß des Doubs, die Loue, welche aus einer sehr starken Quelle entspringt, macht eben solch launische Bogen, wie der Hauptfluß. Am Ausgange des gewundenen Thales von Ornans ist sie nur 3 km vom Doubs entfernt; da aber die Felsen, welche an dieser Stelle beide Strombetten von einander trennen, sich nicht haben durchbrechen lassen, so biegt die Loue plötzlich nach Südwesten um und ergießt sich erst nach einem weitern Laufe von 80 km in den Doubs."

Nebenfluß der Loue ist der berühmte Lison. Verschiedene Schlünde, darunter der an 300 m tiefe Puits Billard, nehmen die Bäche und Rinnsale auf den Hochebenen der Freigrafschaft auf und vereinigen in unterirdischen Kanälen ihre Gewässer, welche plötzlich bei Nans-sous-Saint-Anne wieder zu Tage treten. Dort stürzt sich in einem prächtigen „Ende der Welt" aus der Mündung einer Höhle der Lison heraus, und zwar als Kaskade und mit solcher Wasserfülle, daß die Loue selbst ihm darin ohne den Zufluß der Mène-Quelle (unterhalb Cléron und oberhalb der Lison-Mündung) kaum gleichkäme.

„Der Höhlenreichthum der Kalkfelsen, welche der Doubs durchfließt, machte seine Wasserführung noch vor Kurzem ziemlich sonderbar. Das Bett des Hauptflusses und mehrerer seiner Zuflüsse werden von Spalten durchschnitten, in welchen früher ein Theil der Gewässer, bei Mont-Benoît, verschwand. In Zeiten der Trockenheit war der Doubs unterhalb Pontarlier nur ein winziger Wasserfaden, so daß die meisten Fabriken gezwungen waren zu feiern. Da die Spalten allmälig an Breite zunahmen, fürchteten die Anwohner, daß schließlich der ganze Fluß bei Niedrigwasser verschwinden würde, bis man auf den guten Gedanken kam, die Spalten mit Mauerwerk in Gestalt von Brunnenrändern zu umgeben, die etwas niedriger waren, als der höchste Wasserstand. Bei Ueberschwemmungen kann nun der Ueber-

---

[1]) Beide münden in den Neuchâteler See.

[2]) Nach A. Delacroix hängt der Name Doubs vielmehr mit derselben Wurzel zusammen, wie Doue, Doué, Douix, wie in Frankreich viele Flüsse und Quellen heißen.

schuß an Wasser zum Theil dadurch abfließen, während bei Trockenheiten nicht ein Tropfen verloren geht, und die gewerblichen Anlagen ihre Arbeit ganze Wochen lang fortführen können. Die mittlere Wassermenge des Doubs, welche wegen ihres beträchtlichen Falles von Pontarlier bis zum Saut-du-Doubs eine Summe von über 5000 Pferdekräften darstellt, steht also seinen Anwohnern jetzt vollkommen zur Verfügung."

Vorstehender Schilderung des Flußlaufes, wie sie Elisée Reclus in seiner trefflichen „Nouvelle Géographie Universelle" (Bd. 2) giebt, fügen wir zur Ergänzung einige Daten aus Onésime Reclus' „Géographie de la France" an.

Der Doubs hat danach eine Länge von 430 km, während seine Quelle und seine Mündung nur 90 bis 95 km von einander entfernt sind, so daß es vielleicht keinen andern großen Fluß giebt, der solche Umwege macht. Wo er in die Saône mündet, führt er mindestens ebenso viel Wasser mit sich, wie diese, und sein Lauf ist um 160 km länger, als derjenige jenes friedlichen Hauptstromes von Burgund. Sein wunderbar blaues Wasser fließt lange in tiefen Spalten desselben Jura-Gebirges hin, welches seine Quelle auf einem Plateau in 937 m Seehöhe umschließt, bei Mouthe in einer Höhle des zu 1299 m ansteigenden Noirmont. In dem schon oben erwähnten See von Saint-Point ist er noch

Die Quelle des Lison.

850 m hoch, weiterhin im See von les Brenets an der Grenze der romanischen Schweiz aber nur noch 400 m.

* * *

Saint-Hippolyte am Doubs, südlich von Belfort und Montbéliard gelegen, diene als Ausgangspunkt unserer Wanderung nach dem Wasserfalle. Man stelle sich einen von amphitheatralisch angeordneten Bergen gebildeten, riesigen Trichter am Fuße des Lomont vor, bewachsen mit Fichten, Nußbäumen und Eichen, deren kräftig dunkeles Laub von dem hellern der Buchen, Eschen und Haselstauden sich wirksam abhebt. Im Grunde dieses Kessels liegen etwa ein hundert Häuser von allerhand Färbungen, manche aus Hausteinen, andere mit Kalk verputzt, gelb, weiß, grau, grün oder rosa, mit rothen Dachziegeln gedeckt. Ein lustiger Anblick trotz der Strenge der Landschaft! Dazu die beiden Flüsse Doubs und Dessoubre, welche das Städtchen umfließen und sich dann vereinen: das ist Saint-Hippolyte, einst eine feste Stadt und Hauptort der Grafschaft de la Roche, später Sitz eines Unterpräfekten, jetzt nach Bedeutung und Bevölkerung kaum einem großen Dorfe vergleichbar. Allein abgesehen von seiner mittelalterlichen Kirche mit den Gräbern der alten Grafen und von seinem Kloster bietet der Ort in seiner nähern und weitern Umgebung mancherlei des Besuchenswerthen dar. Vier Straßen gehen von dem Städtchen nach verschiedenen Richtungen aus; eine nach Norden dem Laufe des Doubs folgend, die zweite westwärts am Flusse hinauf, die beiden letzten in südwestlicher Richtung nach Morteau und in südsüdwestlicher am Dessoubre-Flusse hinauf. Die erste Straße führt nach Mandeure, dem antiken Epamanduodurum, wo in früheren Jahrhunderten durch Ausgrabungen Reste von Tempeln, Bädern, eines Theaters, einer Wasserleitung und zahlreiche kleinere Gegen-

Lauf des Doubs zwischen Felsenwänden.

stände zu Tage gefördert worden sind. Die zweite Straße führt im Thale des Doubs — welches hier den Namen Vallée d'Or führt, weil der Fluß Goldkörnchen mit sich führen soll — hinauf nach dem Château de la Roche, einer tiefen Höhle in einer hohen, senkrechten Felsenwand, welche einst das wahre Schloß la Roche getragen hat. Der Tradition zufolge erlitt Bernhard von Sachsen=Weimar vor demselben eine schwere Niederlage; 1668 wurde es auf Befehl Loui's XIV. zerstört. Die Straße führt weiter über Soulce, Montjoye, Vaufrey und Glères nach dem letzten französischen Dorfe Bremoncourt, welches mit La Motte, dem ersten schweizerischen, durch eine Brücke verbunden ist. Von Vaufrey aus kann man auf Bergpfaden den Roche d'Or, den höchsten Gipfel in jenem Theile der französischen Grenze, einen Ausläufer des schweizerischen Mont=Terrible, ersteigen, von dem aus den Sonnenuntergang zu betrachten seine ganz besonderen Reize haben soll.

Die dritte Straße ist steil; in den Felsabhang eingeschnitten, tritt sie nach einigen Windungen in die Passage Fondereau, wo rechts senkrechte Felsenklippen aufragen und zur Linken ein Abgrund gähnt, in dessen Grunde der Dessoubre schäumt. Kunst mußte hier der Natur sehr zu Hülfe

Die Brücke über den Doubs in Saint=Hippolyte.

kommen, um die Straße zu sichern und auf die Hochebene hinauf zu führen. In weiten Wellen dehnt sich dieselbe aus bis zur Schweizer Grenze, jenseit deren in weiter Ferne die Schneespitzen der Alpen sich von dem blauen Himmel abheben. Trévilliers ist das erste Dorf, welches man berührt. Seine meist mit Brettern verschälten Häuser ragen mit ihren Dächern, die mit großen Steinen beschwert sind, kaum über dem Erdboden hervor; sie scheinen sich vor dem Nordwinde wie eine Herde Schafe zusammenzudrängen und diesem ihrem Feinde den Rücken zu kehren. Die Vegetation ist hier oben ohne Kraft und Saft. Dafür entfaltet sie auf den tieferen Plateaus ihren ganzen Reichthum; da wachsen Tanne, Fichte, Eiche, Nußbaum, Buche, Espe, Esche, Linde, Eberesche, Birke, Haselstrauch, Mehlbeerbaum, Holunder, Ahorn, Apfel=, Birn= und Kirschbaum, Akazie, Pappel, Weide und so fort, da finden sich die verschiedensten Sträucher, wilde Stachelbeeren, Alpenrosen, Maulbeerbäume, Himbeersträucher, Schwarzdorn, Geisblatt, Schlinggewächse und eine Legion von anderen Pflanzen, deren Aufzählung ein Buch füllen würde. Die Freigrafschaft bringt alles hervor, was man zum Leben braucht: Wein, Getreide, Gemüse, Früchte, Vieh, Wild und Fische. Umgäbe man sie mit einer undurchdringlichen Mauer, sie könnte ihre Kinder allein ernähren, ohne die übrige Welt um irgend etwas bitten zu müssen.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

I. B.

Entwickelung der Auswanderung und des Handels. Stellung der chinesischen Regierung zu der Auswanderung. Gründe der Abneigung der Westvölker gegen die chinesischen Einwanderer.

Kommen wir auf unsern Gegenstand, die Auswanderung, zurück, so umfaßt das chinesische Besiedelungsgebiet außer den China nicht oder nicht mehr unterworfenen Nachbarländern im Indischen Archipel, in Hinterindien, Polynesien und in den transpacifischen Gebieten Nord- und Südamerika sammt Westindien drei mit dem Reiche in inniger Verbindung stehende Außen- oder Nebenländer: Mandschurei, Mongolei und Formosa. Dazu ist jetzt jener seit seiner gewaltsamen Loslösung von chinesischer Herrschaft der chinesischen Einwanderung wieder erschlossene Strich von Centralasien gekommen, welchen schon Carl Ritter als „Land der Eingänge" besonders gekennzeichnet, dem er eine große geschichtliche Rolle zugewiesen hat; es ist die Oasenkette, welche vom obern Hwangho über Hami nach Kaschgar und Yarkand und damit bis an die Grenze West-Turkestans und Afghanistans reicht. Seit langer Zeit, im Falle dieses letzterwähnten Gebietes sogar seit nicht weniger als 2000 Jahren, werden diese Länder von auswandernden Chinesen aufgesucht und weite Striche von ihnen sind nicht minder dicht bewohnt als manche der ältesten Provinzen des Reiches. Im Allgemeinen werden aber die nächstgelegenen am meisten aufgesucht und sind in Folge dessen bereits am dichtesten besetzt. So die südliche Mandschurei, die zum Ackerbau und damit zum seßhaften Leben passenden Grenzstriche der Mongolei und in neuerer Zeit auch Formosa. Jedoch sind die unmittelbar an China grenzenden Länder Korea, Birma und selbst Tibet aus politischen Gründen — denn alle diese Staaten üben dieselbe Abschließung gegen einander und gegen andere Nachbaren wie einst China — entweder ganz den Chinesen verschlossen, wie das erstere, oder doch nur in geringem Maße ihnen zugänglich, wie die beiden letzteren. Auch Japan zählt eine schwächere chinesische Bevölkerung, als man oft annimmt. Dafür ziehen dann wieder gewisse Länder durch auffallende Begünstigungen an, welche sie einräumen, wie wir das bei Siam finden werden, oder durch die „Lockmittel des Handels", welche sie bieten, wie das Goldreich Borneo, das zinnreiche Larut, das dem Ackerbau günstige Sumatra und andere, während endlich die transpacifischen Gebiete durch organisirte Kuli-Einfuhr sich eine chinesische Bevölkerung zu verschaffen suchten.

Im engsten Zusammenhang mit der Ausbreitung der chinesischen Kolonien steht die des chinesischen Handels. Beide bedingen sich gegenseitig. China nimmt unter den Ländern Asiens die zweite Stelle nach Gesammtsumme der Ein- und Ausfuhr ein. Ein Konsularbericht des deutschen Handelsarchivs giebt für das Jahr 1879 folgende Zahlen in Haikuan-Taels (6,06 deutsche Reichsmark): Fremde Nettoeinfuhr 88 928 083; einheimische Nettoeinfuhr 49 121 947; Ausfuhr 115 801 185; in Summa 204 729 268. Schon ist die Versorgung Formosas, der Philippinen, Tongkins, Annams, Cochinchinas, Siams, der Halbinsel Malakka mit europäischen Waaren, welche aus chinesischen Häfen oder aus Singapur reexportirt werden, fast ausschließlich in chinesischen Händen, und nicht minder ist es die Ausfuhr der Erzeugnisse dieser reichen Gebiete nach China. In fast allen größeren Plätzen des chinesischen Auswanderungsgebietes werden wir den Einfluß zu betonen haben, welchen die Chinesen auf den dortigen Handel ausüben. An manchen derselben hat man Einschränkungen für nöthig befunden, um dem wahrhaft wuchernden Wachsthum ihres Einflusses vorzubeugen. Die Schifffahrt, welche noch lange einen schwachen Punkt ihrer wirthschaftlichen Leistung bilden wird, hat sich doch soweit entwickelt, daß die Dampfer einer chinesischen Gesellschaft (der China-Merchants-Dampfschiff-Gesellschaft) bereits einen großen Einfluß auf den Verkehr der Plätze am Yangtsekiang und zwischen Tientsin und Ningpo üben. Dieselbe Gesellschaft ließ im verflossenen Sommer zum ersten Mal einen eigenen Dampfer nach Honolulu und San Francisco gehen. Von dem Werthe des Verkehres der 21 chinesischen Vertragshäfen unter einander und mit dem Ausland entfielen 1879 28 Proc. auf die chinesische Flagge, und es verkehrten unter derselben in diesem Jahre 6932 Schiffe mit 4 353 695 Tonnen (30 Proc. des Gesammtverkehrs). Diese Zahlen berühren unmittelbar eine chinesische Bevölkerung von (geschätzt) gegen 6 Mill., welche in den Vertragshäfen sowie in Hongkong und Makao lebt.

Aeußere Umstände verbinden sich mit dieser gesteigerten Bewegung der Güter, welche nicht denkbar ist ohne eine entsprechende Bewegung der mit ihnen handelnden Menschen und eine daraus ebenso nothwendig folgende größere Beweglichkeit der letzteren, um den nach außen führenden Kanälen immer mehr Menschen zuzuführen. Außer dem Bedarf an Arbeitskräften in manchen Ländern, welche sich gezwungen sehen, den chinesischen Auswanderern alle möglichen Vortheile zu bieten, um sie anzuziehen, außer der noch immer wachsenden Zahl billiger Schiffsverbindungen nach dem Auslande ist die Noth im eigenen Lande die mächtigste Triebfeder der Auswanderung. Nie sah man das klarer als in den bösen Jahren 1877 und 1878. Die Hungersnoth trieb Hunderttausende von Haus und Feld, die in anderen Provinzen sich eine neue Heimath suchten, wenn sie nicht auf dem Wege Hungers starben. Die Mehrzahl ging nach der Mongolei in der Richtung auf Kalgan und Kwei-hwa-tscheng. Man verkaufte die Dächer und das sonstige Holzwerk von den Häusern und alles entbehrliche Gut, um Reisegeld für ein paar Tage zu gewinnen. Weiber und Kinder blieben in der Regel zurück und aus beiden rekrutirten sich denn hauptsächlich jene schrecklich großen Sterblichkeitszahlen, welche nach mäßigen Schätzungen schon im Frühling 1878 die Zahl der vor Hunger Umgekommenen auf Millionen steigen ließen. In Tientsin waren im Sommer 1878 allein gegen 50 000 Flüchtlinge aus den Hungerbezirken von Petschili und Schansi angesammelt, meist Weiber und Kinder. Die bettelnden Scharen der Männer durchzogen das ganze Land und kamen von Honan bis Canton. Die Mandschurei empfing eine nicht unbeträchtliche Einwan-

derung, zumal sie gute Ernten hatte in diesen Unglücksjahren, welche für Nordchina Mißwachs, für die mittleren Provinzen Heuschrecken und für die südlichen Ueberschwemmungen brachten.

Im Vergleich zu solch mächtigen, die Auswanderung fördernden Anregungen fallen die in China selbst und in wenigen Theilen des Auslandes gemachten Anstrengungen, sie zurückzudämmen, nicht sehr stark ins Gewicht.

Die Ausweise des Hafenmeisters von Hongkong ließen zwar die Wirkung der letzteren Ursachen, nämlich der Ablehnung weiterer chinesischer Zuwanderung in Californien und Australien, auf die chinesische Auswanderung deutlich genug erkennen. Die Zahl der nach Californien von diesem Platze Auswandernden hatte 1876 um 4472 mehr betragen als 1877. Es zählte in diesem letztern Jahre die gesammte Auswanderung überhaupt um 6609 weniger als im vorigen. Nach Oregon gingen dagegen 168 mehr, im Ganzen 1083. Die Auswanderung nach Queensland stockte nicht bloß ganz, sondern es setzte sogar ein Rückstrom ein. Nach Cooktown waren von 1875 bis 1877 (einschl.) 20 960 gegangen und 6193, eine verhältnißmäßig hohe Zahl, wieder zurückgekehrt. Port Darwin empfing nur 97. Auch die Straits Settlements und Manila empfingen weniger, jene um 1225, diese um 1940. Dagegen betrug die Zahl der nach Hawaii Auswandernden 1102 und war im Steigen. Diese Zahlen spiegeln sich natürlich im Rückgang der Einwanderung in den betreffenden Ländern ab, und wir werden sie wiederfinden.

Die Abschreckung der Bevölkerung durch weit verbreitete und manchmal wohl auch übertriebene Schilderungen der Scheußlichkeiten, die in Peru und Cuba an chinesischen Kulis verübt wurden, dürfte auch nicht ganz ohne Rückwirkung geblieben sein. 1879 erschien z. B. in Canton ein chinesisches Buch, betitelt „Lebende Höllen“, welches seinen Titel zu rechtfertigen sucht, indem es eine große Anzahl von Grausamkeiten schildert, welche in den Barrakuns von Macao, auf den Schiffen, hauptsächlich aber auf den Pflanzungen Perus und Cubas an den Kulis verübt worden sind. Sind auch die Bilder, die der Verfasser von den Menschenfängern, den Schiffskapitänen und Pflanzern zeichnet, welche natürlich ohne Ausnahme als wahre Teufel geschildert werden, etwas stark aufgetragen und schematisch, wie es für den chinesischen Geschmack paßt, so liegen doch leider nur zuviel Thatsachen vor, welche diese Grausamkeiten bestätigen und jenen Optimismus Lügen strafen, mit dem der chinesische Weise Mencius behauptete, „alle Menschen haben natürliche Sympathien“. Das Buch soll sich bereits weit in der Bevölkerung verbreitet haben, und es wurde sogar behauptet, daß dasselbe nicht ohne Einfluß auf den Plan der chinesischen Regierung gewesen sei, hinfort ihre Auswanderer nur auf eigenen Schiffen zu transportiren.

In Hongkong war schon seit 1872 die Ausrüstung oder (angebliche) Ausbesserung von Schiffen, die zur Aufnahme von Kulis aus Macao bestimmt waren, mit solchen Schwierigkeiten umgeben, daß es thatsächlich verboten war, und damit hörte auch der „Kulihandel“ hier auf. Seiner Fortdauer in Macao setzten Schranken die Beschwerden der chinesischen Regierung und befreundeter Mächte in Spanien und Peru, und die Verbote der Auswanderung nach Cuba und Peru, wohin bis dahin die Kulis großentheils verschifft worden waren. Noch 1880 wurde der deutsche Dampfer „Hesperia“, der Kulis für Hawaii und Callao geladen hatte, durch die chinesischen Behörden am Auslaufen verhindert. Die Engländer, denen man es lassen muß, daß sie ein werkthätiges Gefühl für die Leiden der unterdrückten Rassen überall bekundet haben, unbeschadet ihrer kaufmännisch egoistischen Gesinnung, gingen auch in Singapur und Pinang mit Verbesserungen vor, welche den Einwanderern zu Gute kommen sollten, wie mit der Anstellung von Beamten zum Schutz der Chinesen, mit Anlegung von eigenen Landungshallen in den Häfen, wo sie vor Ver- und Entführung geschützt waren u. s. f. (vgl. u. den Abschnitt „Straits Settlements“). Derartige Einrichtungen haben freilich zunächst die Wirkung, die Zahl der in keiner Weise nach europäischer Kontrole lüsternen Einwanderer zu vermindern, aber sicherlich nur vorübergehend. Auf die Dauer werden sie dieselbe wieder vergrößern, indem sie Sicherheiten bieten, welche der für patriarchalische Regierungsfürsorge, auch wo sie etwas despotisch auftreten sollte, immer empfängliche Chinese sicherlich bald zu würdigen wissen wird.

Am meisten wird aber zur Förderung der Auswanderung die Haltung der chinesischen Regierung ihr gegenüber beitragen. Früher war Auswanderung strafwürdig (s. meine „Chinesische Auswanderung 1876“ S. 64), aber längst ist sie geduldet. Formell erlaubt wurde sie erst 1860. Aber viele chinesische Beamte und Staatsmänner sind sich noch immer nicht klar über ihre Nothwendigkeit und ihre Bedeutung und betrachten sie engherzig fiskalisch als reinen Verlust an Menschenkräften des Staates. So wurden z. B. 1879 Tausende von Auswanderern, die nach Singapur gehen wollten, zwangsweise nach Formosa gebracht, wo es allerdings auch Lücken in der Bevölkerung giebt, die aber bei der Nähe dieses Landes ganz von selbst sich ausfüllen werden. Die Mißhandlungen der Kulis in Cuba und Peru trugen freilich auch dazu bei, die chinesische Regierung etwas scheu zu machen. Marquis Tseng versuchte die unklare, allem Anschein nach principlose Stellung, welche die chinesische Regierung zu der Auswanderung aus ihrem Gebiete in der ganzen Zeit, daß die letztere im Gange ist, eingenommen hat, in der schon oben berührten Ansprache an eine Deputation der British and Foreign Anti-Slavery-Society einigermaßen aufzuklären. Er sagte, daß wenn auch die gewaltige Bevölkerung Chinas, deren Zahl er auf 420 Mill. schätze, es wünschenswerth mache, daß nicht das kleinste Hinderniß der Auswanderung in den Weg gelegt werde, so sei doch seine Regierung zu wenig sicher über die Behandlung, welche die Chinesen im Auslande finden, um ihre Auswanderung geradezu zu ermuthigen. Weitaus die meisten verlassen das Land gegen ihren eigenen Willen, getrieben aus Noth oder irgend anderen von ihnen unabhängigen Beweggründen; natürlicherweise seien diese selten in der Lage neben ihrem eigenen Fahrpreis auch noch den ihrer Familie zu bezahlen und viele von ihnen seien nicht verheirathet. Es sei also die in Nordamerika und Australien so oft erhobene Forderung, daß die chinesische Regierung die Einzelauswanderung der Männer beschränken möge zu Gunsten der Auswanderung der Familien oder mindestens einer für Herstellung normaler Verhältnisse hinreichenden Anzahl von Frauen, nicht so leicht zu erfüllen. — Marquis Tseng ist anerkanntermaßen einer der aufgeklärtesten unter den hohen Mandarinen, und seine Meinungen über die Auswanderung seiner Landsleute würden als vereinzelte Gedanken eines hellern Kopfes nur eine geringe Bedeutung beanspruchen, wenn nicht durch die Macht der Thatsachen die regierenden Kreise selbst zu einer ähnlichen Anschauung immer mehr gedrängt würden. Spielte doch in den Verhandlungen der letzten Jahre mit europäischen und amerikanischen Mächten die Auswanderungsfrage immer eine der ersten Rollen und zwar nicht zum Nachtheil Chinas und seiner Auswanderer.

Die chinesische Auswanderung hat ohne Zweifel unter der Theilnahmlosigkeit der Regierung bisher gelitten. Manche von den Ursachen der Mißstimmung, welche den chinesischen

Auswanderern fast überall begegnet, sind gerade vermöge einer größern Sorge der Regierung gewiß, wenn nicht der Beseitigung, so doch der Milderung zugänglich. Zunächst kann die Qualität der Auswanderer ohne Frage erheblich verbessert werden, wie sie schon sich gebessert hat durch die Maßregeln, welche dem Kulihandel gegenüber von der chinesischen Regierung und den Behörden von Hongkong ergriffen worden sind. In dieser Beziehung ist es als ein sehr wichtiger Fortschritt zu bezeichnen, daß die chinesische Regierung selbst sich entschlossen hat, jenen unverständlichen Widerstand gegen die Auswanderung ihrer Unterthanen, die nun doch einmal unvermeidlich geworden, durch eine weise Kontrole dieser Bewegungen und einen kräftigen Schutz an Ausgewanderten zu ersetzen. Die Begründung der Konsulate in Cuba, Singapur und Hawaii und die diplomatischen Unterhandlungen mit Peru, Spanien und den Vereinigten Staaten, die Entsendung von Sonderkommissionen nach einigen der wichtigsten Auswanderungsgebiete setzen die Anerkennung der Auswanderung voraus und ihr muß nothwendig ein Studium ihrer Bedingungen und Folgen Seitens der Regierung des Mutterlandes sich anschließen. Bisher herrschte dort fast überall die größte Unwissenheit über diesen Punkt[1]). Von diesem Punkte, der jetzt erreicht ist, bis zur Einsicht, daß die Auswanderer, für deren Schutz die heimische Regierung Sorge trägt, dieses Schutzes auch würdig sein, daß also nicht die Gefängnisse und die Höhlen des Lasters in die Kulischiffe entleert werden sollten, ist es hoffentlich nicht allzu weit. Eine Beaufsichtigung der Auswanderung in diesem Sinne, wenigstens soweit sie nach den Ländern der Vertragsmächte geht, würde wesentlich zur Verbesserung der Stellung der Chinesen im Auslande beitragen. In derselben Richtung würde eine Förderung der Frauenauswanderung von Nutzen sein. Sprachkundige Beamte, die ebensowohl im Stande sind, auf die chinesische Bevölkerung einzuwirken als auch die Interessen derselben zu vertreten, würden nicht wenig zur Begleichung mancher Schwierigkeiten beitragen. Es ist sicher, daß die Beziehungen zwischen den europäischen Vertretern in China und der chinesischen Regierung sich in demselben Maße gebessert haben, als des Chinesischen kundige Dolmetscher jenen an die Seite gestellt werden konnten. Endlich lehrt aber auch die Erfahrung chinesenreicher europäischer Kolonien wie Hongkong und Singapur deutlichst den günstigen Einfluß, den auch die kleinste Heranziehung der Chinesen zur Theilnahme an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten auf sie selber übt. Die Holländer haben mit ihren „Capitän China“ und die Engländer mit chinesischen niederen Beamten in Hongkong und Singapur gute Erfahrungen gemacht.

Der Widerwille gegen die chinesischen Einwanderer, der sich vor allem unter den angelsächsischen Bevölkerungen kundgiebt, indessen nirgends ganz fehlt, wo Chinesen in irgend beträchtlicher Zahl auftreten, erklärt sich zu einem guten Theil aus den oben erwähnten Eigenschaften, welche ihnen einen Vorsprung in so manchen Geschäften und Bestrebungen geben. Selbst zu den in wirthschaftlicher Beziehung fortgeschrittensten Europäern nehmen sie eine Stellung ein, welche in einigen Richtungen entschieden überlegen ist. Wie gering jene auch von der chinesischen Kultur im Vergleich zu der europäischen im Allgemeinen und von fast jeder chinesischen Persönlichkeit im Einzelnen denken mögen, sie fühlen alle, daß der Chinese als Arbeiter und als Kaufmann das Zeug hat, sie wenigstens in einigen Richtungen zu übertreffen. Dieser selbst fühlt das nicht minder, wobei der sprichwörtliche chinesische Hochmuth ihm wesentlich zu Hülfe kommt. Nicht bloß in China dünkt sich der Chinese hoch über dem Europäer stehend, sondern auch im Ausland ist er gar nicht übermäßig geneigt, sich von demselben imponiren zu lassen. Darum verstehen auch die besten Chinesen nur unvollkommen die ganze Größe des Vorsprunges, welcher die europäische Kultur von der ihrigen trennt, und es ist kaum zweifelhaft, daß ein feindlicher Zusammenstoß der beiden sie noch heute in demselben Dunkel finden würde, der 1840 und 1857 ihre wahrhaft lächerlichen Niederlagen von vornherein besiegelte. Ihre Stellung zu Eisenbahnen und Telegraphen kennzeichnet diese Gesinnung zur Genüge, nicht minder die Schnellfertigkeit, mit der sie ihre europäischen Lehrmeister im Kriegswesen, der Marine, dem Bergbau verabschieden, sobald sie unter ihrer Führung einige kleine Resultate erreicht haben. Selbst langer Aufenthalt unter Westvölkern ändert wenig an dieser Gesinnung. Eines der bemerkenswerthesten Zeugnisse hierfür liefert ein 1879 in Melbourne erschienenes Pamphlet über „The Chinese Question in Australia“. Von drei chinesischen Verfassern: L. Kong Meng, Cheok Hong Cheong und Louis A. Mouy, herausgegeben, stellt es sich in sehr geschickter Weise auf diesen Boden, dessen Unebenheit allerdings klar genug durchscheint. Es wird von der Schilderung des Zwanges ausgegangen, welchen die westlichen Mächte anwandten, um China ihrem Handel zu öffnen, und damit die Gattung von Gewaltthätigkeiten verglichen, deren sich die Weißen in Australien gegen die Chinesen schuldig machen. Gänzlich unwissend über Chinas Regierung, Literatur, Sprache und Civilisation, vergessend, daß China einen hohen Grad von Civilisation zu einer Zeit erreicht hatte, als Britannien noch von nackten Wilden bewohnt war, und daß die Sittenlehre des Konfucius nicht zu ihrem Nachtheile der des Christenthums verglichen werden kann, verdammen sie jeden Chinesen als unwissenden Heiden oder niedrigen Barbaren und sagen ihm: „Du mußt nicht mit Hacken oder Graben, oder um Taglohn in dieser Kolonie Dein Brot verdienen, Du mußt davon abstehen, den Garten zu bebauen oder Möbel zu machen; Du mußt vielmehr entweder Hungers sterben, betteln, stehlen oder verschwinden.“ Aus Meadow's rosigen Schilderungen des chinesischen Lebens und aus Miß Martineau's und H. Dixon's etwas stark gezeichneten Ansichten der Laster und Schwächen der westlichen Völker ziehen die Verfasser den Schluß, daß nur gemeiner Neid die weißen Bevölkerungen sich gegen die Zumischung von Chinesen verwahren lasse, daß diese nur durch rohe Gewalt aus den Kulturkreisen jener sich ausgeschlossen sähen, während ihr Charakter und ihre Kultur ihnen eine ebenbürtige Stellung anweisen.

Neid ist allerdings zu einem guten Theile in dem leidenschaftlichen Hasse wirksam, mit dem die Europäer beziehungsweise Amerikaner und vor allem diejenigen niederer Klassen die chinesischen Zuwanderer verfolgen. Aber es nimmt genau derselbe Dünkel, von dem die Chinesen besessen sind, in diesem Gefühle ebenfalls eine hervorragende Stelle ein. Man tadelt an ihnen eben einfach das Fremde, weil man alles Eigene für das einzige Gute in seiner Art hält. Und so manche von den Vorwürfen, die man ihnen macht, würden mit geringen Aenderungen auf die Auswanderer irgend welcher civilisirtesten Nation Anwendung finden können, welche ja der überwiegenden Zahl nach immer weder gebildet, noch reich, noch dazu vorbereitet sein werden, ohne Wider-

[1]) Wie wenig Kenntniß die chinesischen Behörden von der Auswanderung ihrer Unterthanen besitzen, mag folgende Schätzung zeigen, welche 1874 in einer Denkschrift des Statthalters von Fukian gegeben wurde: Chinesen in Siam 30 000, in Singapur 100 000, in Sumatra 80 000, in Californien 200 000 bis 300 000, in Nagasaki 10 000!

streben in dem Volke aufzugehen, in dessen Mitte sie nicht aus idealen, sondern aus sehr materiellen Gründen sich begeben haben. Man erinnere sich der Bewegungen, welche in den Vereinigten Staaten vor 40 bis 50 Jahren von den „Natives“ und „Knownothings“ gegen die deutschen und irischen Einwanderer angezettelt wurden, oder des Widerstandes, der schon heute in den älteren australischen Kolonien von manchen Seiten der europäischen Einwanderung entgegengesetzt wird, und man wird in den „Plateformen“ dieser Parteien fast denselben Gründen für die Zurückdämmung dieser Einwanderung begegnen, welche heute von den Anti-Chinesen-Agitatoren ins Treffen geführt zu werden pflegen. Nur konnten freilich die von der tiefen Verschiedenheit der beiden Racen hergenommenen Argumente damals nicht so stark betont werden wie heute, und hier liegt freilich auch der Punkt, der dieser Bewegung eine gewisse Berechtigung selbst in den Augen solcher Politiker verleiht, die, wie manche nordamerikanische Chinesenfeinde, mit Entschiedenheit für die Aufhebung der Sklaverei und die Gleichstellung der Schwarzen mit den Weißen gestimmt haben. Man kann in der That einem Volke höherer Race nicht das Recht absprechen, sich gegen die Niederlassung eines niedriger gearteten in seiner Mitte zu verwahren, da dieselbe mit Hülfe der unvermeidlichen Mischung immer eine Aenderung seines körperlichen Bestandes herbeiführen muß. Die Schwierigkeit liegt nur immer in der Bestimmung der Größe dieses Unterschiedes. Während manche ihn leugnen, übertreiben ihn andere ins Krasse und tragen nicht im Geringsten Rechnung dem unberechenbaren Einfluß des neuen Mediums, in welchem die Chinesen hier leben. Und doch läßt gerade ihre außerordentliche Lernfähigkeit mit Sicherheit erwarten, daß wenige Jahrzehnte in fremdem Lande sie gründlich umzuändern im Stande sein würden. Sie sind viel zu verständig, um sich auf die Dauer in einer Abgeschlossenheit zu erhalten, welche sich ihnen freilich ganz von selbst auferlegt, so lange man sie nur bis an die Schwelle unserer Civilisation gelangen läßt.

Da es nicht ohne Interesse sein dürfte, sich noch einmal die landläufigsten der Klagen zu vergegenwärtigen, welche in den europäischen Kulturkreisen und vor allem in Californien und Australien gegen sie laut werden, möge hier eine der vollständigsten und präcisesten Formulirungen Platz finden, welche uns bekannt geworden ist. Wir entnehmen sie dem Vortrage, welchen ein australischer Politiker, Herr A. Macalister, December 1877 im Colonial Institute zu London über die Chinesenfrage hielt: „Sie kommen,“ heißt es dort, „aus Hafenplätzen, wo die verwerflichsten Theile des chinesischen Volkes wohnen. Sie kommen auf Verträge mit Unternehmern hin, welche sie oft nur unvollkommen verstehen, nach einem fremden Lande, und für ungewisse Beschäftigungen. Weder die Regierung Chinas noch der Kolonie hat eine Sicherheit, daß diese Verträge richtig sind, oder daß der Unternehmer seine Versprechungen erfüllt. . . Nirgends hat der Chinese sich in größerer Zahl niedergelassen, ohne unsere Institutionen zu verletzen und zu beflecken. Selbst in den Städten, mitten unter den Annehmlichkeiten städtischen Lebens, bildet die „China Town“ ein betrübendes Bild. Nirgends mischt er sich mit den Angelsachsen. Die Kluft zwischen beiden ist zu groß, um überbrückt werden zu können. Die Fortschritts-Ideen der westlichen Welt stimmen nicht mit denen einer Welt, die vom Alter gebeugt ist. Sie sind keine Kolonisten in unserm Sinne des Worts. Sie kommen allein und bringen nicht Weiber und Familie mit sich. Wenn Huc von ihnen sagt, „sie sind skeptisch und gleichgiltig gegen Alles, was die moralische Seite des Menschen angeht,“ so verdienen sie diesen Vorwurf doppelt in der eigenthümlichen Lage, in der sie bei uns leben. Sie betrachten einen guten Sarg für wichtiger als ein tüchtiges Leben. Was wir von ihren Gewohnheiten hören, entzieht sich der Besprechung und ist gewiß geeignet, jede Regierung davon abzuschrecken, sie einer Bevölkerung aufzuzwingen, welche nichts von ihnen wissen will. Sie sprechen weder noch verstehen sie unsere Sprache. Sie hegen keinen Wunsch nach Fortschritt. Sie haben keinen Begriff von repräsentativen oder freien Staatseinrichtungen. Sie kommen nach Queensland oder anderswohin nicht wegen eines der normalen Lebenserwerbe, sondern um Besitz zu nehmen von den Goldfeldern, die Erde ihrer Goldschätze zu berauben, dadurch das Land ärmer zu machen und nach dieser Leistung sich nach China zurückzubegeben und dort ihre Tage zu verleben. Sie legen kein Kapital in unseren Unternehmungen an und unternehmen kein Gewerbe von dauerndem Charakter. Wenn sie fort sind, bleibt keine Spur von ihnen, nicht einmal ein Grabstein, um ihr Andenken zu verewigen. Selbst ihre Asche lassen sie mit aller Anstrengung nach dem „Blumenland“ bringen.“

Es haben sich nur wenige Stimmen zum ernstlichen Versuche der Widerlegung dieser und ähnlicher Vorwürfe erhoben. Dieselben sind nicht werth widerlegt zu werden, insoweit sie sich auf Aeußerlichkeiten beziehen, welche die wahren Gründe der Abneigung gegen dieses Volk: Racenhaß und Neid, doch nur verhüllen. Andererseits ist es nicht leicht, die chinesische Auswanderung soweit auf ihre Quellen zurückzuverfolgen, als nöthig ist, um die Ursachen gewisser unleugbarer Mißstände und die Mittel zu ihrer Besserung zu erkennen. Die Sachkenntniß, welche dazu gehört, ist sehr selten. Am meisten Beiträge zur Richtigstellung mancher irrthümlicher Meinungen in dieser Beziehung hat wohl der bekannte Sinologe Sir Walter Medhurst in seinem Aufsatze im „Nineteenth Century“, Januar 1880, gegeben. Es ist dies der thatsachenreichste Beitrag zur Literatur über diesen Gegenstand, welchen diese letzten Jahre gebracht haben. Medhurst hebt z. B. gegenüber dem Vorwurf, daß nur die Hefe der chinesischen Bevölkerung auswandere, treffend hervor, wie es nur drei Provinzen seien, deren Bevölkerung bis heute die Neigung gezeigt habe, seewärts „überzufließen“: Kwangtung, Fukian und Tschikiang. Diese Provinzen sind nun nach den Census-Nachrichten weder die bevölkertsten noch die städtereichsten, und es ist, soviel man weiß, nicht so sehr die Städte- als die Landbevölkerung, welche den größten Theil zur Auswanderung beiträgt. Daß in dem Strom der chinesischen Auswanderung ganz wie in dem der europäischen eine Masse Schlamm und Unrath mit fortreibt, ist unzweifelhaft; aber vorwiegend schlecht war sie nur dort, wo sie sich aus dem Auswurf Cantons und anderer Städte rekrutirte, welcher auf die Kulischiffe „gepreßt wurde“, um nach Westindien, Peru oder den Bergwerken Niederländisch-Indiens gebracht zu werden. Schlecht wie die Europäer waren, die diesen Menschenhandel betrieben, war die Mehrzahl derer, die als „Waare“ von denselben umgesetzt wurde. Ganz anders ist von jeher und ist noch heute die Qualität der Auswanderer, welche über die Häfen von Swatau, Amoy und Tschintschu nach den hinterindischen und malaiischen Plätzen gehen, wo sie in Malacca, Pinang, Singapur, Brunei und hundert anderen Orten lange vor der Ankunft der Europäer blühende Kolonien gegründet hatten. Hier herrscht unter der Bevölkerung des flachen Landes ein Wandertrieb ganz, wie wir an unseren Seeküsten finden; Herkommen und Gewohnheit machen das Auswandern zu einer in keiner Weise ungewöhnlichen Sache, und so kommt denn aus diesen Gegenden eine Gattung von Auswanderern, deren Eigenschaften mit denen irgend einer Klasse von euro-

päischen Auswanderern den Vergleich aushält. Auch die Auswanderer aus Hainan, welche vorwiegend nach der Halbinsel Malacca gehen, verdienen nicht den Namen eines Auswurfes, denn auch hier steht die von Alters her an die Auswanderung gewöhnte Bevölkerung zu der Durchschnitts-Qualität ganz in demselben Verhältniß wie bei uns.

Medhurst sucht noch einige andere Klagen zu entkräften, welche gegen den chinesischen Auswanderer vorgebracht werden. Daß die Chinesen im Ganzen und Großen nicht unmoralischer sind als manche europäischen Nationen, ist eine Thatsache, welche dem Völkerkenner und vorsichtigen Völkerbeurtheiler nicht erst klar gemacht zu werden braucht, denn auf dem moralischen Gebiete gehen die Unterschiede der Völker viel weniger tief als auf dem geistigen, sobald man durch die Hülle des Scheines in den Kern, in das Wesen der Moralität vordringt. Die Abschließung der Chinesen gegen die Völker, in deren Mitte sie sich niederlassen, kann sicherlich nicht ihnen allein zur Last gelegt werden. Sie sind zwar ein konservatives Volk, das an seinen Sitten und Gebräuchen fester hält als die meisten anderen Völker. Aber schließen sich diese nicht auch ihrerseits gegen die Chinesen ab? Zweifellos sind die geheimen Gesellschaften (Hoei), zu welchen die Chinesen wie mit einer Naturnothwendigkeit allüberall zusammenklubben, wo immer eine Anzahl sich zusammensindet, eine Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft, welche sie aufgenommen hat. Aber diese Gesellschaften haben ihre Wurzeln einerseits in dem patriarchalischen Zuge, der durch das Leben der Chinesen geht und die Angehörigen eines Stammes mit einer Festigkeit aneinander halten läßt, die außerordentlich ist, andererseits in der Schwierigkeit, die der Einzelne findet, „sein Leben zu machen“, in dem Bedürfniß nach gegenseitigem Halt und Schutz, wie er auch in den dichten Bevölkerungen Südeuropas, man denke an die Camorra, Maffia und ähnliche, hervortritt. Auch der Schutz gegen Mißregierung durch schlechte Beamte ist ein Motiv zur Bildung solcher Gesellschaften und dasselbe ist in China gewiß kein schwaches. Indessen sind an den Orten, wohin die Chinesen wandern, viele von den Gründen nicht mehr gültig, welche dieselben in der Heimath in die „Hoeis“ trieben, und tiefeingewurzelt wie die Neigung zu Geheimgesellschaften sein mag, ist sie doch gewiß kein Charakterfehler, sondern kann durch Energie der Regierenden auf ein unschädliches Maß herabgemindert werden. In der menschlichern und vertrauensvollern Politik, mit der die englischen Beamten Hongkongs, Singapurs, Pinangs u. s. f. neuerdings den Chinesen entgegenkommen, ist der Wunsch mitbestimmend, sie aus ihren Gemeinschaften, in welche sie sich verschließen, heraus und in höherm Maße, als sie es bisher thaten, in die gesunde Luft des öffentlichen Lebens zu bringen. Wir sind überzeugt, daß dieses Mittel gerade gegenüber den Hoeis sich glänzend bewähren wird.

Auch die Theilnahmlosigkeit gegenüber den öffentlichen Angelegenheiten wird den Chinesen zum Vorwurf gemacht. Aber woher sollen sie die Theilnahme für dieselben in ihrer patriarchalisch-despotisch regierten Heimath nehmen? Es ist möglich allerdings, daß gerade in ihren Anschauungen von Politik etwas von der einzigen seltsamen Geistesbeschaffenheit hervortritt, welche sie anders denken und auf anderen Wegen (wenn auch mit demselben Ergebniß) handeln läßt als andere Menschen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß sie keineswegs ohne Gemeinsinn und noch weniger ohne Verwaltungstalent sind, und jedenfalls lohnt es sich, Versuche mit ihrer Erziehung zur Selbstregierung, wenn auch nur zu den ersten Anfängen derselben, zu machen.

Man darf sich eben ihnen gegenüber nicht einfach auf den Standpunkt der unbedingten Ueberlegenheit und Geringschätzung stellen, den man Indianern oder Australiern gegenüber einnimmt, sondern muß den Sitten und Anschauungen der Chinesen, welche in einer alten Kultur wurzeln, mindestens einige Berechtigung zugestehen. Manche der Mißstände, welche die Verwaltung der Chinesen in Singapur, Pulo Pinang u. s. f. gezeitigt hat, würden anerkanntermaßen zu vermeiden gewesen sein, wenn die betreffenden europäischen Beamten der chinesischen Sprache mächtig gewesen wären und noch mehr, wenn sie den chinesischen Anschauungen von Recht und Staat nicht wie einem versiegelten Buch gegenübergestanden hätten.

Noch einige Worte über die Versuche, diese verwickelten Probleme auch für Europa praktisch werden zu lassen. Ein zwingender Grund für dieselben liegt nicht vor und die Besprechung des Werthes chinesischer Arbeit in Europa hat sich daher bis jetzt in akademischen Grenzen gehalten. Das ist selbstverständlich. Auch haben sich fast nur englische Stimmen über diese Frage vernehmen lassen, denen der Arbeitermangel auf dem flachen Lande in Verbindung mit dem Ueberfluß auffässiger, anspruchsvoller Arbeiter in dem Mittelpunkte der großen Gewerbthätigkeit und endlich die durch die beherrschende Stellung Englands im Weltverkehr erzeugte Neigung die fernsten Länder- und Völkerbeziehungen in den Kreis der Beobachtung und Besprechung zu ziehen, derartige Betrachtungen näher rückt. Was dort über die Verwendung chinesischer Arbeit im Großgewerbe gesprochen worden ist, machte mehr den Eindruck von Schreckschüssen, für die streikenden Arbeitermassen berechnet, als von ernsthaften, praktischen Erwägungen. Praktisch ist für jetzt nur die Möglichkeit, daß die Chinesen, welche als Studenten, selbständige Kaufleute und in viel größerer Zahl unter der Mannschaft und Bedienung der indischen und ostasiatischen Dampfer immer häufiger nach England kommen, die dortigen Verhältnisse lockend genug finden, um sich dauernd niederzulassen und andere von ihren Landsleuten nachzuziehen. Sachkenner sehen es als wahrscheinlich an, daß die Chinesen in steigendem Maße auf eigenen Schiffen ihren Verkehr mit Europa besorgen und eigene Häuser bei uns gründen werden. Ein langsamer Zuzug derselben nach Europa und vorzüglich nach England ist also wahrscheinlich, ja gewiß. Aber ein langsamer. Von der Einfuhr großer fremder Arbeitermassen nach Europa hat man alle Ursache abzustehen in einem Augenblick, wo uns bei fortschreitender Bevölkerungszunahme bei immer gleichem Raume und damit gleichen Hülfsquellen ein an chinesische Uebervölkerung erinnernder Zustand näher gerückt ist als je vorher. Heute, wo die eigenen Völker der Mutter Europa Sorge genug machen, wird man sich selbst nur theoretisch weniger als je mit einer großherzigen Ansicht befreunden, wie sie z. B. Daily Telegraph in einem Aufsatz über chinesische Einwanderung im December 1877 äußerte: „Sollte,“ heißt es dort, „diese alte, begabte, abgeschlossene Race in nie dagewesenen Schaaren ihr Vaterland verlassen, um nach fremden Gebieten kommercieller und gewerblicher Arbeit sich zu begeben, so würde es ganz vereinbar sein mit der Pflicht, welche die westlichen Nationen sich selber schulden, daß diese Fremdlinge nicht zurückgewiesen würden, sondern daß man sie eher ermuthigte auf der Bahn der Civilisation fortzuschreiten.“

Aus den Tagesblättern gingen jene Gedanken auch in mehr wissenschaftliche Zeitschriften und Bücher über, ohne indessen an Vertiefung zu gewinnen. So sprach ein Aufsatz im Oktoberheft der „Annales de l'Extrême Orient“ die Meinung aus, daß in 100 Jahren die Chinesen die Arbeiter von ganz Europa sein würden. „Die europäische Race,“ hieß es dort, „ist aristokratisch, der Handarbeit abgeneigt und hat zu nichts weniger Lust als zum beschränkten

Leben des gewöhnlichen Arbeiters. Das kommende Geschlecht wird sich vor die Frage gestellt sehen, auf welche Weise es Hände für seine Arbeit findet (?). Hier ist es, wo die Chinesen außerordentlich gelegen kommen werden, um eine Lücke auszufüllen."

Praktische Bedeutung haben derartige Meinungsäußerungen nicht, ganz abgesehen davon, daß sie auf falschen Voraussetzungen beruhen und darum zu anwendbaren Grundsätzen nicht zu führen vermögen. Sie sind wohl auch gar nicht so recht ernstlich gemeint, sondern entfließen offenbar großentheils dem Bedürfniß nach sensationeller Behandlung der Tagesfragen. Diese Schriftsteller würden es selber nicht wünschen, daß man ihre Ansichten mit dem Prüfstein der Erfahrung in Berührung brächte; ihre Aeußerungen sollen gelesen, aber nicht allzu ernst genommen werden[1].

Ein Gesichtspunkt ist indessen beachtenswerth, auf welchen im Zusammenhang mit dieser Frage in der Januar-Nummer 1879 des „Builder" hingewiesen worden war, nämlich die Unmöglichkeit bei den immer inniger werdenden Verkehrsbeziehungen der Völker, bei so großen Lohnunterschieden, wie sie thatsächlich z. B. zwischen englischen und chinesischen Arbeitern bestehen, eine industrielle Wettbewerbung auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Da auf jener Seite die Löhne kaum so erheblich erhöht werden können, um den europäischen Sätzen gleichzukommen, scheint es allerdings nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage ganz unvermeidlich, daß auf dieser eine Erniedrigung Platz greifen muß, sobald die chinesische Arbeit in ihrer Leistungsfähigkeit hinsichtlich der Beschaffenheit und Güte der Waaren solche Fortschritte gemacht hat, daß sie mit der der westlichen Völker in eine wirksame Wettbewerbung zu treten vermag. Sie hat in Californien und anderwärts gezeigt, daß sie dazu im Stande ist. Eine diese Wettbewerbung zurückdrängende Gesetzgebung nach Art der Erschwerung der chinesischen Einwanderung ist nicht denkbar, und wir werden diese „Wirkung in die Ferne" vielleicht schon in Kurzem sich geltend machen sehen.

[1] Auch die Versuche, japanesische Arbeiter für den englischen Markt, vorzüglich im Bauhandwerk, zu empfehlen, welche unter anderen Anfangs 1878 durch den mit Japans Arbeiterbevölkerung wohl vertrauten Civilingenieur Brunton in mehreren Briefen an die „Times" gemacht wurden, welche damals Aufsehen erregten, hatten gar keine praktische Folge. Selbst die Diskussion dieser Vorschläge verlief in Möglichkeiten und Ausblicken. Dagegen wurden Versuche mit japanesischen Zimmerleuten, welche vortrefflich arbeiten sollen, in Südamerika mit Erfolg angestellt.

Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk.

II.

Die Pflege der Wöchnerin.

Sobald bei einer Frau die Wehen ihren Anfang nehmen, so versammeln sich alle anderen Frauen des Auls bei ihr, um ihr behülflich zu sein. Kurz vordem die Geburt erfolgen soll, giebt man der Frau ein an die Wand der Jurte befestigtes starkes Band in die Hand, damit sie sich daran halten kann. Im Moment der Geburt kniet die Frau nieder, zwei Weiber unterstützen sie; eine dritte umfaßt sie von hinten, stemmt das eine Knie in das Kreuz und drückt ihr mit beiden Händen auf den Leib. Ist die Geburt beendet, so wird der Leib mit Binden gewickelt und die Frau wird auf ein Lager gebracht, auf welchem sie halbliegend, von Kissen umgeben ruht; auf besondern Wunsch wird es ihr auch gestattet sich zu legen. Ist das alles geschehen, so wird über die Frau weg ein Strick gezogen und daran werden einige geistliche Bücher angehängt, um den Teufel („schaitan")[1] abzuhalten.

Die anderen Frauen bleiben die ganze Nacht bei der Wöchnerin in der Jurte; sie zünden Kerzen oder eine Nachtlampe an und achten darauf, daß auf dem Herde das Feuer nicht verlösche — sonst kommt der Teufel und es geschieht ein Unglück.

Unmittelbar nach der Niederkunft wird ein Schafbock geschlachtet, das rechte Hinterviertel, die Leber, der Fettschwanz, das Rückgrat und der Hals werden in einen Kessel gethan und gekocht; das übrige Fleisch wird roh aufgehoben und im Verlauf der drei auf die Niederkunft folgenden Tage verbrannt.

Ist das angesetzte Fleisch gar, so werden die Nachbaren herbeigerufen, um ihnen die Geburt des Kindes zu melden; das gekochte Fleisch wird an die anwesenden Frauen vertheilt — den Hals bekommt diejenige Frau, welche das Kind entgegen nahm.

Der auf die Niederkunft folgende Tag gilt als ein besonders glücklicher und wird in Heiterkeit verbracht, die versammelten Frauen werden bewirthet, so gut man kann. Nach drei Tagen erhebt sich die Wöchnerin vom Lager, wenn ihre Kräfte es erlauben, und geht — im Winter — in die Badstube (d. h. in eine dazu dienende Jurte); im Sommer wäscht sie sich in der Jurte mit einem Aufguß von Heidekraut.

Die Wöchnerin trinkt unmittelbar, nachdem sie das Bad genommen, „Surpa", d. h. eine aus Schaffleisch bereitete, stark mit Zimmt bestreute Bouillon, welche auch sonst vorzüglich zur Nahrung der Wöchnerin dient.

Jetzt werden die über dem Lager hängenden geistlichen Bücher entfernt, die Wöchnerin gilt schon als rein; sie darf nun wieder dem Manne das Essen reichen, was ihr in den ersten Tagen nach der Niederkunft nicht gestattet war.

Geht die Geburt nicht leicht von Statten, giebt es Hindernisse, so werden zuerst alle Weiber aus der Jurte der Gebärenden verjagt, weil man annimmt, daß unter ihnen ein Weib böse und vom „Schaitan" besessen sei. In der Jurte versammeln sich aber die Männer, und um die Jurte herum stellen sich alle übrigen Einwohner des Auls auf. Man schreit, lärmt, schießt, schlägt mit Peitschen um sich, ja mitunter schlägt man — jedoch nur zum Schein — auf die Wöchnerin. Nun ruft man einen „Dargon", d. h. einen mit der Wirkung der Arznei vertrauten Mann, also eine

[1] Satan

Art Arzt, aber viel häufiger ruft man einen „Baksa“ [1]). Der Baksa spielt auf einem Saiteninstrument, „Kobysa“, geräth in Verzuckungen und in diesem Zustand kann er heilen. In ausnahmsweise schweren Fällen holt man zwei Baksen herbei. Es können auch Frauen „Baksa“ werden, doch findet man das selten.

Die von einem Baksa geübte Ceremonie geht in folgender Weise vor sich: alles Feuer in der Jurte wird verlöscht bis auf das in der Mitte der Jurte befindliche Herdfeuer. Die Kranke wird am Herde niedergelegt, während der „Baksa“ in ein weißes langes Hemd gekleidet niederkniet und seine „Kobysa“ (ein dreisaitiges mandolinenartiges Instrument, welches am Rande mit allerlei metallischen Verzierungen behängt ist) vor sich stellt. Zuerst beginnt er langsam sich hin- und herneigend auf dem Instrument zu spielen, von Zeit zu Zeit es schüttelnd, daß die metallischen Anhängsel klingen, dann singt er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme eine wilde, fremdartige Melodie. Ab und zu wird der Gesang durch unartikulirte laute Schreie unterbrochen; ab und zu hört die Begleitung des Instruments auf. Endlich ist alles still, aber nur einen Moment: der Baksa springt mit rollenden Augen und verzerrtem Gesicht auf, wirft das Instrument von sich und fängt an im Kreise um die Jurte zu gehen; offenbar ist er seiner Sinne nicht mächtig. Er geht, er strauchelt, er fällt auf die Umstehenden, er erhebt sich, er schreit, schluchzt, beißt seine Hände, dann krümmt er sich wie in Krämpfen, dann springt er in die Höhe, ergreift irgend ein Kissen mit den Zähnen und schleudert es fort; kurz er rast. Wenn — wie es bei vielen vorkommt — gar zwei Baksen herbeigezogen worden sind, so ist das Rasen erst recht toll, sie suchen einander zu überbieten; sie beißen sich, werfen sich mit glühenden Feuerbränden u. s. w., und hören nicht früher auf, als bis der schwächere Baksa kraftlos zusammensinkt. Unterdeß soll — nach Meinung der Kirghizen in Folge dieses Rasens — die Geburt vor sich gehen.

Will die Nachgeburt nicht kommen, so werden der Frau lederne sehr weite Beinkleider, welche zugleich den ganzen Rock einhüllen, angezogen [2]), dann wird sie einem Kirghizen aufs Pferd gesetzt und dieser sprengt mit ihr weit über Berg und Thal, begleitet von den hinter ihnen lärmenden und schreienden Einwohnern des Auls.

Aber was hilft denn das? fragte die Berichterstatterin. „Nun, mitunter hilft es, mitunter stirbt die Frau,“ antwortete ruhig die Erzählerin.

Wenn die Frau von diesem wilden Ritt lebend heimkehrt, so ist sie zum mindesten ohnmächtig; der Baksa reibt ihr die Stirn mit den Händen, zieht ihr die Zunge hervor und giebt ihr eine Ohrfeige. Hilft das nicht, d. h. erwacht sie nicht aus ihrer schweren Ohnmacht, so wird ein Schmied herbeigebracht, der auf seinem Amboß das glühende Eisen tüchtig hämmern muß, daß die Funken nach allen Seiten fliegen; ja das glühende Eisen wird der Kranken nahe ans Gesicht gebracht; der Baksa redet ihr zu, sie solle antworten „Ich danke, Herr“. Endlich kommt das geplagte Weib zu sich und stammelt „Ich danke, Herr“. Der Schmied steckt ihr dann eine eiserne Feile in den Mund, damit sie dieselbe mit den Zähnen halte. Jetzt hat das Weib endlich Ruhe.

In den folgenden sieben Tagen muß die Kranke die „Sjurpa“ trinken (Bouillon von Hammelfleisch), dick bestreut mit einem Pulver aus Zimmt, Ingwer und Galgant (kirgh. „dshemdshemil“, russ. „kalgan“) und einer unbekannten Wurzel, welche auf kirghizisch „Sarbug“ heißt.

Der Baksa und sein Gehülfe, der Schmied, erhalten für die Heilung reiche Geschenke.

III. Die Pflege der Kinder.

Das neugeborene Kind wird zuerst in dem Schaum gebadet, welcher von jener unmittelbar nach der Geburt angerichteten Schafssuppe geschöpft worden ist; dann wird der Nabel mit schwarzer kirghizischer Seife („Sabyn“), einer dünnen Schicht Hammelfett, bedeckt und verbunden.

In den ersten drei Tagen nach der Geburt stillt die Mutter ihr Kind nicht, sondern irgend eine andere Frau desselben Auls, welche gerade ein Brustkind hat, stillt auch das Neugeborene.

Ist der Nabel verheilt, so wird das Kind in warmem Salzwasser gebadet, und ohne Weiteres in beliebige Lappen von Baumwollenzeug gewickelt; so muß es liegen, bis es getrocknet ist. Nun wird es mit einer aus Gewürznägelchen, Galgantwurzel und Ingwer und geschmolzener russischer Butter bereiteten Salbe eingeschmiert. Die reichen Kirghizinnen lassen für das Kind Hemde und Obergewand nähen; die armen Kirghizen wickeln das Kind einfach in „Dschabaga“ (damit wird das Winterhaar der Kameele bezeichnet; im Frühjahr, wenn das Kameel sein Haar wechselt, wird das zu einem dichten Filz gewordene Winterhaar abgenommen. Dschabaga ist äußerst zart und weich wie Dunenfedern.) Sechs Wochen lang wird das Kind einen Tag um den andern in gewärmtem Salzwasser gebadet und mit der oben beschriebenen Salbe eingerieben.

Am dritten Tage wird der feierliche Akt der Lagerung des Kindes in die Wiege vorgenommen. Die kirghizische Wiege [1]) (russ. Sybkadi, Schaukelwiege) wird aus Weidenruthen geflochten und stellt eine kleine Bettstelle auf Füßen mit nicht hohen Rändern und einem Stab für den Vorhang dar. Am Gestell ist das eigentliche aus Dschabaga bereitete Bettchen befestigt, der Art, daß Wiege und Bettchen stets rein sind. Das Kind wird in die Wiege gelegt, in das weiche Kameelfilz eingeschlagen und dann mittels eines breiten Bandes an das Bettgestell befestigt. Das gewindelte Kind ruht vollkommen frei und bequem, und kann doch nicht aus der Wiege herausfallen. Die Mutter trägt die Wiege an der Stange wie wir einen Korb am Henkel tragen. Auf dem Pferde stellt sie die Wiege bequem vor sich. Weil diese Vorrichtung so handlich ist, so nehmen die Kirghizinnen nur äußerst selten die Kinder auf ihre Arme.

Die erwähnte Ceremonie läßt sich kurz so zusammenfassen: Es wird ein Hammel geschlachtet und alle Nachbaren und Freunde werden zum Schmause zusammengerufen, die angesehenste Frau legt das Kind in die Wiege und der angesehenste Mann giebt ihm einen Namen. Bei reichen Kirghizen erscheint heute zu diesem Akt wohl ein Mullah, der dann auch ein Gebet liest. Der Name wird ganz zufällig gewählt, je nach dem Gegenstande, welcher dem Namengeber gerade in die Augen fiel, z. B. kutschuk (junger Hund); mitunter erhält ein kleines Mädchen den Namen „Aigys“ (Hengst). Ist das Neugeborene ein Knabe, so wird bei dieser Gelegenheit ein Wettrennen veranstaltet; man läßt dreijährige Pferde laufen; dabei werden allerlei andere

[1]) Die Berichterstatterin läßt sich über das Wesen dieser „Baksen“ nicht näher aus. Es scheint der Baksa nichts anderes als der Schaman des Heidenthums zu sein.

[2]) Solche Beinkleider heißen Tschembary.

[1]) Der Beschreibung nach ist es eigentlich keine Wiege im wahren Sinne des Wortes, aber ich kenne keine andere Bezeichnung für eine derartige „Lagerstätte“ neugeborener Kinder. Am ehesten ließe es sich noch vergleichen mit dem an einigen Orten Deutschlands bekannten „Steckbettchen“ der Säuglinge.

Possen getrieben; man läßt z. B. zwei Weiber mit einander kämpfen. Oder man veranstaltet ein Wettrennen, bei welchem statt der Pferde einige Weiber laufen müssen; sie laufen nur eine Viertelwerst; der Preis besteht in einem Stück Baumwollenzeug (Zitz). Mitunter wird auch bei erstgeborenen Mädchen das Hineinlagern in die Wiege durch ein Fest gefeiert. Die vornehmen Kirghizinnen betheiligen sich übrigens niemals an den hierbei stattfindenden Possen und Spielen, sondern bleiben in der Rolle von Zuschauerinnen.

Bei reichen Kirghizen finden weitere Feste statt, sobald das Kind zum ersten Male lächelt und sobald es anfängt zu laufen. Bei letzterer Gelegenheit wird in folgender Weise verfahren: Man bindet dem Kinde die Füßchen mit einer wollenen Schnur zusammen und stellt eine Schüssel mit irgend einer Speise vor dem Kinde auf; dann löst eine der angesehenen Frauen des Auls mit einem Messer diese Fessel und wirft sie aus der Jurte heraus; sie erhält dafür ein Geschenk (aktyk), ein Stück Zeug. Dann werden alle Gäste reichlich mit Fleisch bewirthet — ein Gebet wird verlesen und man bringt dem Kinde seine Glückwünsche dar — Gesundheit, Reichthum und langes Leben.

Und wieder wird ein Fest gefeiert, wenn das Kind[1]) drei Jahr alt geworden ist; dann wird es nämlich feierlich zum ersten Mal auf ein Pferd gesetzt. Zu dieser Ceremonie werden, wie üblich, mehrere Stück Vieh geschlachtet, die Nachbaren eingeladen und eine Bewirthung findet statt, bei welcher die Männer getrennt von den Frauen essen. Nach Beendigung des Mahles werden wieder allerlei Scherze und Wettläufe vorgenommen, worauf alle Männer auseinandergehen und nur die Frauen und ein Mann, der angesehenste des Auls, zurück bleibt. Die Frauen holen das Kind aus der Jurte, die Eltern übergeben es dem anwesenden kirghizischen Edeln und dieser reicht es einem Dschigit (kirghizischen Reiter) aufs Pferd. Der Dschigit reitet mit dem Kinde durch den ganzen Aul, wobei Jedermann ihm etwas schenkt. Gewöhnlich macht man es so, daß man dem Kinde einen Hengst schenkt, welcher von der Lieblingsstute in demselben Jahr wie das Kind geboren ist; beide werden gemeinschaftlich auferzogen, so daß, wenn das Kind zur bestimmten Frist aufs Pferd gesetzt wird, das Pferd eingeritten und so zahm wie ein Stubenhund ist.

[1]) Es wird nicht mitgetheilt, ob diese Sitte für Knaben und Mädchen gilt, oder etwa für Knaben allein; es ist hier nur die Rede von „dem Kinde".

An den Knaben wird in ihrem siebenten Jahr die übliche Beschneidung vorgenommen; dieselbe wird gewöhnlich von einem Mullah vollzogen und gleichfalls durch ein großes Fest gefeiert.

Ist ein Kind krank, so wird ein „Dargon" oder ein „Baksa" herbeigerufen; doch wüthet und raset der Baksa am Krankenbette eines Kindes nie; er spielt nur leise auf seiner „Kobysa". Hat das Kind Leibweh, so setzt der Baksa ihm eine Art trockener Schröpfköpfe auf den Bauch, kaut Gewürznägelchen oder Zwiebeln und bespritzt mit der Mundflüssigkeit das Kind oder bläst das Kind an; er läßt einen schwarzen Schafbock schlachten und schlägt mit der Lunge desselben das kranke Kind.

Der „Dargon" fühlt dem Kranken den Puls, indem er beide Hände sowohl an die Schläfe als an die Arme legt. Wenn er meint, daß das Kind in Folge der Muttermilch erkrankt sei, so verbietet er der Mutter innerhalb drei Tagen Essen zu sich zu nehmen, reicht ihr dahingegen einen schwachen Aufguß zu einer Brechung.

Die Zahl der in Anwendung gezogenen Arzneimittel ist sehr groß; neben vielen pflanzlichen werden auch mineralische Gifte, z. B. Zinnober und Quecksilber, gebraucht, auch die Kenntniß der heilbringenden Wirkung des Chinin ist unter den Kirghizen verbreitet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die russ. Gesellschaft für Dampfschifffahrt und Handel wird im Frühjahr dieses Jahres eine Untersuchung im Mittellauf des Dnjestr vornehmen lassen, um festzustellen, ob es möglich ist durch Regulirung des Flusses eine Dampfschifffahrt von Odessa bis nach Mohilew hinauf (850 Werst) einzurichten, von der man sich für Handel und Industrie des Gouvernements Podolien wesentliche Vortheile verspricht. (Nach dem Kiewlanin.)

— Nach dem Bericht des statistischen Comité für das Gouvernement Perm zählte dieses Ende 1879: 2 403 164 Einwohner, die volkreichste Stadt war Jekaterinburg mit 28 604 Einwohner, die Stadt Perm hatte 24 643 Einwohner.

Asien.

— Wie die Turkest. Ztg. mittheilt, haben die Kaufleute Gebr. Wanjuschin, welche die Dampfschifffahrt auf dem Ural betreiben, im letzten Sommer auch die Utwa, Nebenfluß des Ural, untersuchen lassen und vom Aufgehen des Eises im Juni ab vollkommen schiffbar befunden. Die Dampfschifffahrt auch auf diesem Flusse wird den Transport von Getreide und Holz bis weit in das Innere der Kirghizensteppe ermöglichen, und auch schon 1880 sind die Genannten für die Versorgung der Kirghizen mit Nahrungsmitteln thätig gewesen.

— In der Sitzung der russ. geogr. Gesellschaft in Petersburg am 5. (17.) November dieses Jahres wurden aus einem Schreiben Tscherski's Mittheilungen gemacht über dessen mehrjährige Untersuchungen betreffend den geologischen Bau des Baikal-Beckens. Der nordöstliche Theil dieser Einsenkung hatte anscheinend gleich dem südwestlichen eine selbständige Verbindung mit den Gewässern des alten silurischen Meeres und zwar zwischen den Kaps Elochin und Kosinsk. Es fanden sich auch Anzeichen, daß eine fernere Verbindung statthaben konnte in dem Gebiete der jetzigen Deltas der Kitschera und der oberen Angara; man kann deshalb annehmen, daß der Baikal-See damals aus drei Buchten oder Föhrden des nördlichen silurischen Oceans bestand, die durch eine gleiche Anzahl von Vorgebirgen oder Halbinseln getrennt waren. Das jetzige Olchon und Swjatoi Nos scheinen die getrennten Ueberbleibsel des Kaps, welches den Meerbusen von Goloustensk von dem von Elochin trennte, während das Kap, welches den Busen von Elochin von dem nördlichsten, Kitschera-Angarischan, schied, zum Theil der jetzigen Verengung am Nordostende des Sees zwischen Kap Kotelnikow und dem Flusse Tempuda (Smolich) entsprach. Es läßt sich annehmen, daß aus den letztgenannten Buchten später zwei Seebecken entstanden, die in Verbindung tre-

ten mit dem dritten, dem Golonstenskischen, d. h. mit der südwestlichen Hälfte des Baikal-See, deren Niveau beträchtlich niedriger war als das Niveau jener nordöstlichen Theile; die Untersuchung bestätigte die Ungleichmäßigkeit der Erhebung im Bereiche der beiden Enden des jetzigen Sees.

Die Exkursion Tscherski's an der Lena verschaffte die Ueberzeugung, daß dieser Fluß 9 oder 10 Werst vom Baikal-See entspringt, im Meridian der Mündung des Flusses Sucha und zwar aus Gebirgsquellen. Die Lena wendet sich dann nach N.-O., im Allgemeinen parallel der Uferlinie des Baikal und in demselben geringen Abstande vom See bis zum Meridian der Quellen des Flusses Perjama; von dort aber, nach Aufnahme eines Zuflusses von rechts, bekannt unter dem Namen Arbun, schlägt sie die Richtung nach N.-W., nach W. und schließlich nach S.-W. ein, wie sie schon auf der Karte des Astronomen Schwartz mit großer Genauigkeit dargestellt ist.

Australien.

— Im Royal Albert Dock in London fand an Bord des „Orient" kurz vor Weihnachten eine Untersuchung der von jenem Schiffe aus Australien herübergebrachten frischen Lebensmittel statt, an welche sich ein aus denselben bereitetes Mahl anschloß. Die Bestandtheile desselben, welche insgesammt Beifall fanden, waren: Suppe aus Sydneyer Austern, Bouillon von australischem Rindfleische, Pudding von australischen Austern, „snapper" (?), Stockfisch aus der Murray-Bay, Lamm-Cotelettes, Rindsfilet, das durch die Aufbewahrung im Refrigerator eine etwas dunkle Farbe angenommen hatte, sonst aber sehr zart und saftig war, gebratene Gans, Hammelkeule, Schinken, Zunge, Schweinefleisch, grüne Erbsen, Spargel, Artischoken, Tomaten, Bohnen, Queensländer Ananas, Erdbeeren aus Victoria und Apfelsinen aus Sydney.

— Der „Sydney Morning Herald" vom 27. Oktober 1880 bemerkt: Die Opal-Gruben in Queensland versprechen in einer nicht fernen Zukunft mit den berühmten ungarischen Minen dieses Edelsteines zu rivalisiren. Opale sind schon an vielen Stellen gefunden, aber nie mit Vortheil ausgebeutet worden. Jetzt aber hat Mr. R. S. Allen von Winton vor Kurzem Lager aufgefunden, welche wirklich lohnend zu werden versprechen.

— Die Regierung von Süd-Australien hat durch ihren Feldmesser Mr. J. W. Jones das große, wenig bekannte Gebiet bereisen lassen, welches nordöstlich von Port Eucla, an der Großen Australischen Bucht, und östlich von der Grenze der Kolonie West-Australien liegt. Wie Mr. Jones berichtet, hat er dort reichen Graswuchs vorgefunden, welcher sich zu Schafweiden bestens eigne. Es existirt aber nirgends offenes Wasser, und es ist fraglich, ob man sich dies nöthige Element in anderer Weise verschaffen könnte als durch Auffangen von Regenwasser, welches auch nur spärlich fällt. Zur Lösung dieser Frage läßt die Regierung jetzt Tiefbohrversuche anstellen. Sollten dieselben günstig ausfallen, so werden jene Grasgegenden sehr bald von Squattern mit Vieh bejagt werden.

Nordamerika.

— Die Orkane, welche das Missouri-Thal und andere Gegenden so arg verwüstet haben, sind nach den Untersuchungen des Professor Tiee elektrischer Natur gewesen. Diesen Schluß zieht der Gelehrte aus dem Umstande, daß diejenigen Gebäude, welche am meisten von den Stürmen gelitten haben, mit Zink oder irgend einem andern Metall gedeckt waren, während die mit Schiefer- oder Ziegelbedachung fast ohne Spur davongekommen sind. Der eiserne Schornstein eines Hüttenwerkes wurde abgerissen und in wunderbare Spiralen gedreht, das übrige Gebäude erlitt keinen Schaden; ebenso wurde die zinnerne Glockenkuppel einer großen Schule gänzlich zerstört. Als besonders eigenthümlich wurde wahrgenommen, daß die Bäume, welche von dem Sturme zu leiden hatten, nicht etwa von der Windseite aus beschädigt, auch nicht nach einer Richtung hin gebogen oder geknickt waren, sondern daß sie von oben bis unten gleichmäßig wie Besenstiele ihre Blätter verloren hatten und ihre Rinde wie verbrannt aussah. (Mail.)

— Das Census-Bureau der Vereinigten Staaten macht bekannt, daß die ungefähre Bevölkerung der Vereinigten Staaten am 1. Juni 1880 50 152 559 Seelen betrug und der Zuwachs in den letzten zehn Jahren 11 594 188, wovon etwa ein Viertel auf die Einwanderung entfällt. Die Bevölkerungen der größten Städte sind: New York 1 206 590; Philadelphia 846 984; Brooklyn 566 689; Chicago 503 304; Boston 262 535; St. Louis 350 522; Baltimore 332 190; Cincinnati 255 708; San Francisco 233 956 und New Orleans 216 140.

— In dem letzten Jahresberichte des General Sherman über das Heer der Vereinigten Staaten wird erwähnt, daß während der letzten vier Jahre in den Kämpfen mit den Indianern 27 Offiziere und 433 Gemeine gefallen sind (also fast jeden dritten Tag ein Soldat).

— James Stephenson, von dem U. S. Geological Survey (Distrikt Neu-Mexico), hat im letzten Jahre 40 Miles von Santa Fé, 10 Miles vom Rio Grande eine neue Höhlenstadt besucht, deren Existenz ihm Indianer mittheilten. Dieselbe, vielleicht die größte vorhandene, besteht aus Höhlungen, welche sich volle 30 Miles weit in den Felswänden eines Cañons ununterbrochen hinziehen sollen. Die einzelnen Wohnungen sind, anscheinend mit Steinwerkzeugen, 15 bis 20 Fuß tief in den Fels hineingearbeitet und von der Ebene aus fast unzugänglich. Stephenson gelang die Ersteigung, und er fand in einzelnen der besuchten Höhlen Reste der früheren Bewohner. Näheres bleibt abzuwarten.

— Etwa 22 engl. Meilen südwestlich von Santa Fé in Neu-Mexico werden im Berge Chalchuitl (der indianische Name für Türkis) Türkisen gegraben. Das Gestein, in welchem sie gefunden werden, zeichnet sich aus durch weiße Farbe und zersetztes Aussehen, welches dem der Porzellanerde etwas ähnelt, letzteres nach Prof. Silliman eine Folge von Wasserdampf und vielleicht noch anderen Dämpfen und Gasen, welche das Gestein durchdrangen, die ursprünglich krystallisirte Masse zersetzten und metamorphosirten. Der Edelstein findet sich in kleinen Adern und Klumpen, welche außen mit einer weißen tuffartigen Kruste bedeckt sind. Steine von großem Werthe sind selten, und so manche Tonne Gesteins muß entfernt werden, ehe man ein einzelnes Exemplar findet. Die blaue Farbe des Türkis rührt von Kupferoxyd aus dem umgebenden Gestein her, wovon die mexikanischen Edelsteine 3,81 Procent enthalten. (Mail.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Wir kommen zur vierten und letzten der Straßen, welche von Saint-Hippolyte ausgehen, zu derjenigen, welche uns durch das Thal des Dessoubre nach Morteau und an den Wasserfall des Doubs führt. Jenes Thal ist von großer Schönheit; der Theil bis Consolation, etwa fünf Wegstunden lang, bildet eines der malerischesten und wechselvollsten Schaustücke in diesem Theile der Franche-Comté, welche der nahen Schweiz sich an die Seite stellen kann, allein ungleich weniger bekannt ist. Der Fluß ist ein klares, rasches Gewässer, ringsum von Bergen eingefaßt, von deren Halden der erquickende Duft der Tannen und Eichen, der wilden Münze und anderer Pflanzen herabweht. Zu beiden Seiten der Straße sind Haufen von Brettern in langer Reihe aufgeschichtet.

Bei Vieux-Moulin („Alte Mühle") unterbricht das schnelle Tiktak der Siebe, das Knirschen der Säge, das Rauschen in der Schleuse die Stille des Thales. Dann macht die Straße einen Bogen und tritt in eine ernste, traurige Landschaft: graue, nackte Felsen bilden die Bergeshänge; riesige Gesteinsblöcke liegen zwischen spärlichen Sträuchern und lautlos wälzt der tief eingeschnittene Fluß seine Wasser zu Thale. Wenn man Lavoyèze, die Brücke von Fleurey und Saint-Maurice hinter sich hat, wird der Weg schwieriger und geht im Zickzack aufwärts nach der Mühle von Gaudion, wo derjenige, welcher am frühen Morgen von Saint-Hippolyte aufgebrochen ist, zum Mittagsmahle rastet. Eine hübsche Bäuerin empfängt den Reisenden in dem großen ländlichen Zimmer zur ebenen Erde; will sie ihm eine Ehre anthun, so legt die „Bichette" — so heißen dort die jungen protestantischen Frauen — wohl ihr Feiertagsgewand an: kurzen Tuchrock, Leibchen mit weißem Latz, die Haare unter einer schwarzsammetnen, mit Gold- und Silberflittern besetzten Binde, welche an den Kopfputz der Maria Stuart erinnert. Auf das weiße Tischtuch setzt sie die bemalten Teller, die zinnernen Eßbestecke, einen riesigen Laib Schwarzbrodes und viereckige, weiße Glasflaschen voll Wein von der Farbe der Zwiebelschale, worin das Sonnenlicht wie in einem Topase funkelt. Wahrlich, man versteht hier zu leben! Zuerst wird eine rauchende Kohlsuppe aufgetragen, dazu eine mächtige Schüssel voll Sauerkraut mit Speck, geräucherter Wurst und Schinken; es folgt eine Forelle aus dem Dessoubre, eine Schüssel mit Krebsen, ein Salat von Lattich-Herzen, Schweizerkäse, „moûss" (Eingemachtes von kleinen wilden Birnen, hier bressons genannt), eine große Scheibe Honig und Walderdbeeren, roth wie Blut, deren Duft die Nase kitzelt. Dann eine Tasse Kaffee und ein Glas Kirsch, und man muß gestehen, daß diese Verpflegung in wenigen Gebirgsorten ihres Gleichen finden dürfte.

Nähert man sich dem Weiler Consolation, so nimmt die Landschaft einen so schwermüthigen Charakter an, daß selbst das festeste Herz von einer unüberwindlichen Stimmung der Trauer und Hoffnungslosigkeit übermannt wird. Es giebt auf Erden kaum einen stillern, ernstern Winkel, eine wildere, imponirendere Einöde, als diesen von hohen Steinwänden eingeschlossenen Circus, der wie geschaffen ist, um über menschliches Elend zu brüten. Dort liegt das

Seminar von Consolation, ein großes einzeln stehendes Gebäude mit weißen Mauern, kalt und schweigsam. Der Fuß des Gebirges dahinter bildet eine Reihe von riesigen Gesimsen, auf welchen Wassermühlen angebracht sind; aber diese Werke von Menschenhand bringen kein Leben in die Landschaft, sie verschwinden gegenüber der erdrückenden Größe der aufsteigenden Bergesgipfel. Oberhalb dieser Gesimse, am Fuße eines kreisrunden Felsens entspringt der Dessoubre. Die krystallklare Quelle kommt aus einer grabesartigen Krypta, die sich nach hinten zu verengert und niedriger wird; anfangs läuft sie in einem schmalen gemauerten Kanal, theilt sich dann in verschiedene Bächlein, welche über eine senkrechte Felswand hinabstürzen und die Räder jener Mühlen treiben. Nichts Großes hat einen großen Anfang: die

Der Weg von Moulin de la Mort.

mächtigsten Ströme haben selten eine so ausgezeichnete Quelle, wie der kleine Dessoubre.

Bald hinter Consolation erreicht man das Plateau, welches hier und da Tannenwälder trägt, und steigt auf demselben noch weiter an, bis sich der Weg in weiten Bogen wieder in das Thal des Doubs nach Morteau hinabsenkt, welches von Saint-Hippolyte in der Luftlinie 33 km, mit allen Biegungen des Weges aber mindestens deren 40 entfernt ist. Im Hôtel de la Guimbarde („Zum Brummeisen") findet man dort in Morteau Unterkunft; sein merkwürdigstes Stück ist die große, wie ein Arsenal so reichlich ausstaffirte Küche, in deren riesigem Kamine, dessen Vorplatz um eine Stufe höher liegt als der übrige Raum, ein Feuer von Tannenholz lustig knistert und knastert. Der Rauch steigt bis zum Dachfirste durch einen mächtigen pyramidenartigen Fang, in welchem an Eisenhaken rußbedeckte Schinken und Würste hangen.

Am folgenden Morgen ein kurzer Ausflug nach dem

nahen Dorfe Grande-Combe, das am Fuße eines kolossalen Felsens liegt, dann geht es auf der Straße längs des Doubs weiter, dessen Thal auch hier Ansichten von ganz besonderer Schönheit darbietet. Als Beispiel diene der Moulin de la Mort (Todesmühle). Ein gewundener Pfad steigt von dem der Straße gegenüberliegenden Ufer empor bis zum Fuße einer Felsmauer, deren Gipfel man auf den Echelles de la Mort (Todes-Stufen) erreicht. An den Abhängen der Berge sieht man dort Blöcke weißen Gesteines, die menschlichen Gestalten gleichen, und ihre Gipfel sind von kolossalen Felsen, Riesenburgen ähnlich, gekrönt.

Weiterhin wird das Thal weiter; man kommt durch einen großen Tannenwald, dann bei einer Schlucht vorbei, jenseits deren Bauernhäuser am Abhange zerstreut liegen, und erreicht den Col de Roches (Felsenpaß), gleichsam eine einzige Felsmasse, aus der von der Basis bis zum Gipfel ein Stück von der Gestalt eines umgekehrten Dreiecks herausgeschlagen ist, einer Kirche mit zwei spitzen Thürmen von fern gleichend. In den Höhlungen und auf den Vorsprüngen des Gesteins, wo nur eine Hand voll Humus Platz hat, haben sich Fichten mit ihren Wurzeln festgeklammert und strecken ihre Zweige über den Abgrund aus. Weiterhin folgt ein Tunnel, durch welchen die Straße auf Schweizer Gebiet nach dem nahen Locle, einem reinlichen, regelmäßigen Städtchen, führt; dort hat man wieder eine Eisenbahnstation erreicht, deren nächste an Saint-Hippolyte, unsern

Becken oberhalb des Saut-du-Doubs.

Ausgangspunkt, sonst Porrentruy oder Pruntrut in der Schweiz und Montbéliard (deutsch Mömpelgard) in Frankreich sind. Nächstens wird wohl übrigens Saint-Hippolyte selbst Kopfstation einer eigenen Zweigbahn werden.

Im Doubs-Thale abwärts erreicht man les Brenets unweit des danach benannten Sees von 3 km Länge und 400 m Breite. Das Dorf ist neuerdings, ebenso wie Morteau, durch eine Feuersbrunst zerstört worden; seine neuen weißen Häuser schauen so zierlich darein, wie lauter Villen. Von dort führt der Weg in Windungen zum See, aus dessen Mitte sich ein Felsen erhebt. Am Ufer liegen zahlreiche Vergnügungsboote für Reisende, welche von hier aus zu Wasser den Saut-du-Doubs besuchen wollen. Bis dorthin hat man fünf Becken, welche durch engere Pässe mit einander in Verbindung stehen, zu durchfahren; im Winter, wenn das Eis trägt, kann man sich eines zweispännigen Wagens zur Zurücklegung der Strecke bedienen. Wohlbekannt unter dem hiesigen Volke ist die Erzählung von zwei Neuvermählten, welche sich auf dem See von les Brenets in einem Boote schaukelten und erst zu spät gewahr wurden, daß sie die Strömung mit sich hinweg geführt hatte. Ihr Kahn schoß den Saut-du-Doubs hinunter in den Abgrund, wo sie für immer verschwanden.

Gelangt man in das erste Becken, so sieht man den Gesichtskreis rings begrenzt von Bergen, die mit dunklen Fichten und hellerm Gesträuche bewachsen sind, und deren Fuß aus nackten Felsen besteht. Rechts das Kreuz der Eidgenossenschaft, links die drei französischen Farben am Felsen. Unter dem erstern öffnet sich die Grotte de Toffière; gegenüber findet sich ein Winkel, wo das Wasser fast still-

Der Saut-du-Doubs.

steht: mit merkwürdiger Klarheit schallt aus demselben zurück, was an dem gegenüberliegenden Ufer gesprochen wird. Die Modulationen von Aelplerweisen kehren sogar mehrfach in unendlicher Weichheit zurück. Durch einen engen, kurzen Kanal erreicht man das zweite Becken, einen regelmäßigen Circus senkrechter Felsen, welche ein schier unbewegliches Becken grünen spiegelglatten Wassers umschließen. Zur Rechten hat man Wasserstandsmarken eingemeißelt, deren Spuren sich auf den durchfurchten Wänden erhalten hatten. Danach war der Strom im Jahre 1801 um 10 Fuß über seinen mittlern Stand gestiegen, im Jahre 1863 um 8 Fuß. Wie überall in der Franche=Comté sind die Felsen und Steine hier sonderbar gestaltet und gleichen bald menschlichen Figuren, bald phantastischen Dingen, die ihr Aussehen je nach dem Standpunkte des Beschauers oder schon je nach dem Spiele von Licht und Schatten wechseln. So giebt es hier einen Felsen, der von der einen Seite den Kopf Louis Philipp's, von der andern denjenigen Napoleon's I. zeigt. In anderen Becken haben die Felsmassen fast die Regelmäßigkeit von Bauwerken; man glaubt von fern Säulen, Gesimse, Façaden u. dergl. zu sehen, welche die Natur in launenhaftem Spiele nur angedeutet, nicht vollendet hat.

Ein etwas breiterer Eingang führt in das dritte Becken, einen länglichen, elliptischen Kessel von Felsen, deren Gipfel bewaldet sind; zur Linken liegt ein riesiger Felsblock, der „Todtenkopf“. Es folgt als viertes Bassin ein Circus, von

Fabrik beim Saut=du=Doubs.

senkrechten Felsen eingefaßt, welche auf Schweizer Seite durch eine große wellige Wiese, den Pré Philibert, unterbrochen werden. Im Juni feiern auf derselben die Anwohner des Flusses, Franzosen wie Schweizer, mit Essen und Trinken das Fest des Saut=du=Doubs. Links steigt ein Felsen in die Luft, welcher „Die Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem Arme“ darstellt; rechts zeigt der Bootsmann einen Steinblock, der von vorn die strengen Züge Calvin's, von der Seite gesehen ein Löwenhaupt aufweist.

Nun fährt das Boot in einen weiten viereckigen See mit gerundeten Ecken, das fünfte und letzte Bassin; Fichten bedecken die regelmäßig gestalteten Felsen, die in horizontalen Schichten über einander liegen. Hier erblickt man das Schweizer Bureau, auf beiden Ufern je ein Gasthaus, Boote am Ufer und eingerammte Pfähle; die Schifffahrt nimmt hier ihr Ende, und man steigt nun einen mit Kies bestreuten Pfad zur Linken aufwärts. An der höchsten Stelle, wo man schon das Tosen des Falles vernimmt, steht ein hoher, aufrechter Stein, der „Steinleuchter“, von dem es unsicher sein soll, ob ihn die Natur oder Menschenhände in vorgeschichtlichen Zeiten aufgerichtet haben. Nun schreitet man über eine Wiese bis zu einer schmalen moosbewachsenen Klippe, von welcher man den schäumenden Fall völlig überschaut. Wendet man sich stromaufwärts, so vermag man das enge Bett des tief in den Berg eingeschnittenen Doubs zu verfolgen: 600 Fuß hoch steigen die Felsen empor, an deren Basis entlang der Fluß, stark fallend und die in seinem Bette lagernden mächtigen schwarzen Felsblöcke umtosend, dem Punkte zujagt, wo er mit einem Satze sich 27 m tief hinabstürzt. Der Schlund am Fuße des Falles soll

unergründlich sein, und das hineinstürzende Wasser sich in den Schooß der Erde verlieren; nichts von allem, was es mit sich reißt, kommt wieder zum Vorschein. Bei Hochwasser verschwindet alles vor der glasfarbenen, glatten Wassermasse, bei Niedrigwasser bleibt nur ein dünner Wasserfaden übrig; bei mittlerm Stande wird der Fall oben von schwarzen Felsinselchen zertheilt. Links fließt nur ein starker Bach, rechts aber ein breiter Fall, der sich mit dem erstern unterhalb des beide trennenden Felsens wieder vereint.

Die Macht des stürzenden Falles ist so groß, daß ein gegen seine Oberfläche geworfener Stein zurückprallt. Dennoch behaupten die Anwohner, daß Forellen ihn im Zickzack hinaufschwimmen, was indessen kaum glaublich ist.

An den Fuß des Falles führt kein Weg, nur ein Ziegenpfad windet sich durch Steine und Gebüsche hinab, wo der eiskalte Wasserstaub herumfliegt und der Boden von der Wucht des Sturzes erdröhnt.

Die Verwendung der Füße als Greiforgane.

Von **Richard Andree.**

Es ist im Allgemeinen richtig, daß der Mensch mit den Füßen nicht greifen kann, wenigstens ist die Hand sein normales Greiforgan. Aber der großen Zehe wohnt dennoch eine bedeutende Greifkraft inne, und wenn sie auch nie den übrigen Zehen gegenüberstellbar ist, wie der Daumen den Fingern, so vermag sie doch bis zu einem gewissen Grade den letztern zu ersetzen, wie denn überhaupt der Fuß an die Stelle der Hände treten kann.

Freilich darf man die Beispiele hierfür nicht bei den Schuhe tragenden Kulturmenschen suchen, deren Füße dadurch deformirt, deren Zehen zusammengepreßt sind, während bei barfuß gehenden Individuen oder Völkern die Zehen in ihrer natürlichen Lage verbleiben und mehr oder minder von einander abstehen. Namentlich ist der Zwischenraum zwischen der großen Zehe und der zweiten oft ziemlich beträchtlich, eine Erscheinung, die besonders bei den Annamiten hervorgehoben wird. Contourenzeichnungen der Füße von Naturvölkern zeigen dieses Verhältniß recht deutlich, so diejenigen, welche Ascherson in Aegypten, Pechuel-Loesche in Loando machte [1].

Auch der französische Reisende Dr. Crevaux fand an den Quellen des Oyapoc in Französisch-Guiana die Oyampy-Indianer ausgezeichnet durch einen constanten Abstand der großen Zehe von den übrigen Zehen. Le pouce fortement écarté regarde toujours en dedans, tandis que le troisième, le quatrième et le cinquième sont tournés en dehors [2].

Wir haben übrigens ausnahmsweise auch in Europa Gelegenheit uns davon zu überzeugen, wie weit die Fertigkeit des Menschen in der Benutzung der Füße als Greiforgan zu gehen vermag. Auf Messen und Jahrmärkten lassen sich armlos Geborene sehen, welche mit den Füßen malen, schreiben, sticken, und der französische Maler Ducornet, ein keineswegs ungewöhnlicher Künstler, malte, indem er mit dem linken Fuß die Palette, mit dem rechten den Pinsel hielt. Ein Gipsabguß seiner Füße ist im Besitze der Pariser Anthropologischen Gesellschaft [3].

Wir begegnen der Verwendung der Füße als Greiforgane sofort, wenn wir uns nach dem Orient wenden, wo das Barfußgehen beginnt. Seiff [4] schreibt: „Bewundernswerth ist bei allen Handwerkern Beiruts die Geschicklichkeit, mit welcher sie sich der Fußzehen zum Halten des Arbeitsstückes oder Werkzeuges bedienen, und dasselbe berichtet Porter von den Holzschnitzern in Damaskus, die ein Brett mit den Fußzehen festklemmen, während sie Meißel und Schlägel in der Hand führen [1]). Diese Manier der Holzschnitzer geht noch weiter nach Osten, wie uns der hier beigegebene Holzbildhauer aus Simla im nördlichen Pandschab zeigt, der nach einer englischen Photographie abgebildet ist.

Jagor traf in Singapur bei einem Feste Klings, Malaien und Chinesen auf dem Boden umhersitzend und jeder hatte die behaglichste Stellung eingenommen, die aber zum Theil derart war, daß sie bei uns kaum ein Turner auf die Dauer ausgehalten hätte. Diese Leute, die von Jugend auf nie einen Tisch oder Stuhl benutzen, weder enge Kleider noch Schuhe tragen, wissen aus ihren unteren Gliedmaßen viel mehr Nutzen zu ziehen, als wir. Die Beine müssen häufig als Arme aushelfen, wobei die Füße die Stelle der Hände vertreten; so heben sie Sachen vom Boden auf, ohne sich zu bücken, halten das eine Ende eines Gegenstandes mit den Füßen fest, während sie das andere Ende mit den Händen bearbeiten [2]). Derselbe in Detailbeobachtungen äußerst sorgfältige Reisende sah, wie Andamanesen an zwei drei Zoll starken Rundhölzern, die statt einer Treppe zu einem Schuppen führten, hinaufkletterten, indem sie dieselben zwischen großer und zweiter Zehe und zugleich mit einer Hand, wie mit Zangen, packten [3]).

Man muß bemerken, sagt Marsden, daß die Sumatraner im Gebrauche ihrer Füße vorzüglich geschickt sind, indem sie selbige wie die Hände gebrauchen, und eine Sache, welche nicht sehr schwer ist, zwischen der großen und zweiten Zehe oder auch wohl mit dem ganzen Fuße fassen und von der Erde aufheben. Selbst beim Ballspiel brauchen sie die Zehen [4]). Von den Zehen der Javanesen sagt A. H. Kiehl, daß sie alle von einander abstehen, da diese Leute keine Schuhe tragen. Die Muskeln der Zehen sind im Allgemeinen so wohl entwickelt, daß die Javanesen sich nicht zu bücken brauchen, um einen Gegenstand aufzuheben; sie besorgen das einfach mit den Füßen [5]).

Die Zehen der Negritos auf Luzon, sagt Dr. A. Schadenberg, dienen ihnen zum Greifen und Festhalten von Sachen und unterstützen sie sehr beim Klettern [6]).

Eine besondere Erwähnung verdienen hier die Füße der Annamiten. Topinard erzählt uns nämlich, daß bei diesem Volke der Zwischenraum zwischen der großen und der ersten Zehe ein ganz ungewöhnlich großer sei, und er be-

[1]) Ztschr. f. Ethnol. VI, Taf. 9, und VIII, Taf. 24.
[2]) Tour du Monde. Vol. XL, 76.
[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. VIII, 570.
[4]) Reisen in der asiat. Türkei. Leipzig 1875, 139.

[1]) Porter, Five years in Damascus I, 47.
[2]) F. Jagor, Singapore—Malacca—Java. Berlin 1866, 16.
[3]) Verhandl. Berlin. Anthropol. Ges. 1877 (59).
[4]) Marsden, Sumatra, Leipzig 1875, 304.
[5]) Journ. Anthropol. Instit. VI, 347.
[6]) Ztschr. f. Ethnologie XII, 143.

ruft sich dabei auf den Gipsabguß eines in Paris befindlichen annamitischen Fußes. Hier soll der Zwischenraum nicht weniger als ungefähr drei Centimeter betragen [1])! Das ist doch höchst auffallend, und ich habe daher nach anderweitiger Bestätigung gesucht. Wie wir durch den britischen Consul Tremelet in Saigon wissen, werden die Annamiten schon in uralten chinesischen Schriften Giao-chi oder diejenigen mit gekreuzten Zehen (crossed toes) genannt. Die große Zehe derselben, bemerkt Tremelet, steht in einem Winkel zu den übrigen Zehen, nicht parallel zu denselben; sie sei gleich einem Daumen an der Hand, sei ganz unabhängig in ihrer Beweglichkeit an den übrigen Zehen und charakteristisch für die Annamiten [2]). Dagegen meint ein französischer Arzt, Dr. Morice, daß von den Autoren der Abstand der großen Zehe von den übrigen bei den Annamiten übertrieben worden sei. Der Fuß derselben hat, wie der Fuß aller Racen, welche für gewöhnlich kein Schuhwerk tragen, die Form eines stumpfen Dreiecks, dessen Basis eine durch die Extremität der Zehen gezogene Linie bildet. Diese quetschen sich nicht zusammen, sondern entwickeln sich frei. Die große Zehe ist nur ein wenig entfernt von den übrigen (seulement un peu ecarté). Es ist zu bemerken, daß sie den Annamiten dazu dient, winzige Gegenstände zu ergreifen und den Steigbügel zu halten. „Ich habe oft gesehen, wie der Steuermann sein Steuer mit dem Fuße regierte, um sich unterdessen mit den Händen eine Cigarre zu wickeln“ [1]).

In den meisten älteren Reiseberichten der Erforscher der Südsee spielt der Diebstahl mit den Füßen eine Rolle. Die Eingeborenen wußten sich geschickt mit den Füßen kleine auf Deck liegende Gegenstände anzueignen und selbst einer dem andern zuzureichen. Diese Fähigkeit ist heute noch nicht verloren gegangen.

Indischer Holzschnitzer in Simla. (Nach einer Photographie.)

Als M. Buchner sein schwerbeladenes Boot über die Sandbänke der Angaloabai bei der Fidschi-Insel Kandavu schob, leistete einer seiner Burschen ein Kunststück, welches die große Gewandtheit illustrirt, die den Füßen dieser Melanesier innewohnt. Er blieb nämlich plötzlich stehen, tastete mit dem Fuße auf dem Grunde herum, hob ihn auf und brachte einen Sohlfisch zum Vorschein, den er mit den Zehen gefangen hatte [2]).

Bei den Samoanern sind nach Gräffe die Zehen lang, den Fingern an Biegsamkeit sich nähernd, und Gegenstände, die am Boden liegen, mit den Zehen zu ergreifen, ist allen eine geläufige Kunst. Jedenfalls, meint Gräffe, hat die beständige Uebung die Kokospalmen zu erklettern, großen Einfluß auf die Gelenkigkeit des ganzen Fußes. Zu bemerken ist noch, daß die neben dem Hallux liegende Zehe die längste ist und denselben stets überragt [3]).

Die Neu-Caledonier, erzählt der französische Schiffs-

[1]) Revue d'Anthropologie 1878, 720. Vous serez frappés de l'écart d'environ trois centimètres qui existe sur ce pied entre le pouce et le second doigt.
[2]) Journ. Anthropol. Instit. IX, 461.

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. X, 145 (1875).
[2]) M. Buchner, Reise durch den Stillen Ocean. Breslau 1878, 307.
[3]) Journ. Mus. Godeffroy. Heft XIV, 228.

arzt V. de Rochas, haben Füße, welche nicht wie die unserigen durch Schuhwerk deformirt und gehemmt sind. Sie sind groß mit von einander entfernt stehenden Zehen und besitzen in allen ihren Gliedern eine ganz erstaunliche Beweglichkeit. Sie sind nicht nur eine ausgezeichnete Basis, sondern auch gleichzeitig künstliche Organe für die Prähension. Dadurch sind diese Wilden geschickt mit einer ungewöhnlichen Behendigkeit die Bäume zu erklettern und zwar in einer Weise, welche von der unserigen ganz verschieden ist. Sie ergreifen den Baumstamm mit beiden Händen und klammern sich unten mit den Zehen in die Unebenheiten der Rinde ein. Nun beginnen sie sich in die Höhe zu schieben, wobei jedoch der Körper stets bogenförmig vom Baumstamme absteht und die Zehen gerade so wie die Finger gebraucht werden. Dabei benutzen sie Füße und Hände alternirend, wie die Vierfüßer gehen, so daß rechte Hand und linker Fuß gleichzeitig in Thätigkeit sind, worauf die linke Hand und der rechte Fuß folgen. Weder die Brust noch die Schenkel berühren dabei den Baum, was bei der Rauheit der Rinden für den nackten Körper ohnehin nicht gut paßt [1]).

Von den Füßen der Eingeborenen im östlichen Neu-Guinea sprechend bemerkt Dr. Comrie [2]), sie seien sehr flach und die große Zehe, welche sehr lang ist, stehe in einem Winkel vom Fuße ab. Sie gleicht mehr einem Daumen und kann ähnlich wie ein solcher bewegt werden. Die Greifkraft, welche solchergestalt dem Fuße eigen ist, benutzten die Eingeborenen, indem sie versuchten mit kleinen für sie höchst werthvollen Gegenständen, wie Nägel oder Eisenstückchen, die auf Deck lagen, davonzueilen. Auch beim Halten der sehr langen Bögen gebrauchen sie den rechten Fuß. Das aus dem westlichen Neu-Guinea stammende Papuamädchen, welches der anthropologischen Gesellschaft in Berlin [3]) vorgestellt wurde, hatte einen so beweglichen Fuß, daß sie, obgleich sie seit längerer Zeit Schuhwerk trug, doch noch fähig war, den Fuß als Hand zu gebrauchen und damit und namentlich mit der großen Zehe zu greifen und zu präsentiren. Brauchte man für die Papuas in der in Rede stehenden Beziehung noch eines Beweises, so wäre der Ausspruch A. B. Meyer's anzuführen, der von den westlichen Papuas berichtet, daß nicht nur die große Zehe im Gegensatze zu den anderen, sondern die ganze Fußsohle gewissermaßen als Klammerorgan, mit welchem etwas festgehalten werden kann, verwendet wird [4]).

Auf dem australischen Festlande finden wir dieselbe Fähigkeit, und King [5]) weiß davon zu berichten, daß die Schwarzen ihre Speere zwischen den Zehen fortschleppten, während E. Jung von den Narrinjeri, einem australischen Stamm im Mündungsgebiet des Murray, erzählt, daß sie sitzend mit den Zehen Gegenstände ergreifen, ohne die Hände zu gebrauchen; sie klettern mit affengleicher Fertigkeit an den höchsten Bäumen empor, als einzigen Halt eine vorspringende Unebenheit der Rinde benutzend, das ganze Gewicht auf der großen Zehe ruhend [6]).

Es ist damit in Amerika nicht anders, wenn mir auch augenblicklich nur wenige Beläge zu Gebote stehen, denn überall, wo das Schuhwerk fehlt und nicht hemmend wirkt, zeigt sich die Fähigkeit den Fuß als Greiforgan zu benutzen. Nach Waldeck [7]) hoben die Indianer Yukatans Geldstücke mit den Füßen auf oder schleuderten selbst Steine mit denselben, und die wilden Muras am Amazonenstrom fassen, um sicher zu zielen, das untere Ende des Bogens auf dem Boden mit den Zehen [1]).

Normaler Fuß der Oyampys-Indianer in Französisch-Guayana.

Wenden wir uns nach Afrika. Die Ausbildung der Fußzehen bei den Somal erregt nach v. d. Decken Staunen; jede derselben stellt ein selbständig bewegliches Glied dar und dient in vielen Fällen zum Ersatz der Finger. Gilt es z. B. einen am Boden liegenden Gegenstand, und wäre er noch so klein, aufzuheben, so fällt es dem Somal nicht ein sich zu bücken: er ergreift ihn mit der großen und der zweiten Zehe und bringt ihn mit rascher Bewegung zu den Händen empor. Und dies führt er so natürlich aus, daß man sofort sieht, jeder andere Weg zum Ziele würde ihm lästig sein [2]).

Von den schwarzen Negermatrosen auf dem Rothen Meer berichtet Klunzinger, daß sie mit ein paar Zügen in den Mastbaum klettern, indem sie ein Tau mit den Händen fassen und die Füße gegen ein anderes benachbartes anstemmen, ja wie die Affen das letztere mit der großen Zehe umfassen. „Diese Vierhändigkeit zeichnet neben anderen Eigenthümlichkeiten die schwarze pithekoide (!) Menschenrace aus“ [3]).

Nach Simonot ist bei den Schwarzen am Senegal die große Zehe viel weiter von den übrigen Zehen getrennt, als es bei uns der Fall; dieses hängt bei ihnen theilweise von der Art ab, wie die Sandalen dort befestigt werden, nämlich mittels eines Riemens, der zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgezogen wird. Allein erklärt dieses jedoch den Abstand nicht, denn auch diejenigen Schwarzen, welche den Riemen und Sandalen nicht tragen, haben eine Lücke zwischen der großen und den übrigen Zehen [4]).

Sir Thomas Herbert, welcher 1626 das Kapland besuchte, berichtet von den Hottentotten: „An den Füßen tragen sie mit Riemen festgebundene Sandalen, welche die Hottentotten, die bei uns waren, in der Hand hielten, damit die Füße besser stehlen konnten, denn sie stahlen geschickt mit den Zehen während sie uns ansahen“ [5]).

---

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. I, 395.
[2]) Journ. Anthrop. Instit. VI, 104, 112.
[3]) Verhandlungen 1876 (63).
[4]) A. B. Meyer, Anthropol. Mitth. über die Papuas. Wien 1874, 13.
[5]) Narrative of a survey of the coast of Australia 1827, I, 370.
[6]) Mitth. d. Ver. f. Erdk. zu Halle 1877, 29.
[7]) Voyage dans la Province de Yucatan 1838 I, 65.

[1]) v. Martius, zur Ethnogr. Amerikas 409.
[2]) v. d. Deckens Reisen in Ostafrika II, 297.
[3]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten 289.
[4]) Bullet. soc. d'Anthropol. I, 500 (1860).
[5]) Merensky, Beiträge zur Kenntniß Südafrikas, Berlin 1875, 80.

Wir sehen also dieselbe Fähigkeit, die Füße als Greiforgan zu benutzen, über die Erde überall da verbreitet, wo der Fuß unbeengt durch Schuhwerk in seinem natürlichen Zustande verbleibt. Es ist das im Alterthum nicht anders gewesen, denn in den Gräbern von Theben erblicken wir einen altägyptischen Gerber dargestellt, der einen Streifen Leder unten mit den Zehen, oben mit der Hand festhält[1]).

In letzter Linie ist es eine klimatische Ursache, welche die Völker der gemäßigten und kalten Zone eines Greiforganes beraubt, das bei den barfuß gehenden Völkern in warmen Landstrichen allgemein benutzt wird.

[1]) Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians III, 159, Fig. 360.

Rev. Comber's Reisen im Innern von Congo.

Die „Baptist Missionary Society" hat bekanntlich in dem Gebiete südlich vom untern Congo eine Station errichtet, und zwar in San Salvador, der Hauptstadt des kleinen Reiches Congo (s. „Globus" XXXIV, 208; XXXV, 175). Dort wirken die Herren Comber und Hartland, von denen ersterer ein reges Interesse für geographische Dinge entwickelt. Die Proceedings (1881, Januarheft) der R. Geographical Society veröffentlichen jetzt von ihm bereits die zweite Originalkarte aus Afrika; die erste betraf das Camerun-Gebirge (s. „Globus" XXXV, S. 344), die zweite stellt die Gegend am untern Congo dar, von welcher wir vor einigen Jahren die erste genauere Zeichnung durch Lieutenant Grandy erhielten. Derselbe war 1873 zur Aufsuchung des damals verschollenen Livingstone ausgesendet worden, drang aber nicht tief in das Land ein, was indessen wohl nicht seine Schuld war, sondern in den dortigen Verhältnissen begründet erscheint, und wurde schließlich zurückberufen. Das Einzige, was er je über seine Reise veröffentlichte, war jene Karte, die Comber nunmehr einer scharfen Kritik unterzieht und in vielen Stücken für falsch erklärt. Es scheint demnach, als ob Grandy aus der Zahl derjenigen Afrikareisenden, die etwas geleistet haben, gänzlich gestrichen werden muß.

Comber hat auf wiederholten Reisen das Land im Osten und Norden von San Salvador kennen gelernt, ohne freilich auf eine größere Entfernung als 60 englische (13 deutsche) Meilen vorgedrungen zu sein. Das Land ist überreich an Sümpfen, die mit Schilf und Papyrus bewachsen sind und zahlreichen Strömen Existenz verleihen; dieselben vereinigen sich zu den größeren, Kwilo, Luvu und Mpozo, welche sich in den Congo ergießen; der Mpozo gerade gegenüber von Vivi, Stanley's mehrfach genannter Station unterhalb der Jellala-Fälle. Etwa 30 engl. Meilen südlich von San Salvador fließt der Brije (spr. j wie im Französischen), der bei Ambrizette in den Atlantischen Ocean mündet und das meiste Interesse erweckt. Als Grandy von Congo nordwärts nach Makuta reiste, erblickte er durch den zur damaligen Jahreszeit gewöhnlichen Dunst im Osten ein Hochland, welches er „Zombo-Berge" benannte. Comber bewunderte dieselben öfters; als er dann später in der Regenzeit, wo die Luft klarer ist, dieselbe Straße, wie einst Grandy, entlang zog, wurde er durch den Anblick eines hohen Wasserfalles, der von der Spitze der Bergwand herabfiel, überrascht. Danach sah er ihn wieder von seinem Hause in San Salvador aus und von einer Höhe bei Quanza (nördlich von San Salvador). Seinen Entschluß, diese hervorragende Naturerscheinung bei erster Gelegenheit zu besuchen, konnte er zu Anfang August 1880 ausführen. Von seinem Kollegen Mr. Hartland und nur einem Knaben als Träger begleitet, brach er von Lembelwa (20 engl. Meilen nordöstlich von San Salvador) auf und marschirte anderthalb Tage in genau östlicher Richtung, wobei er zahlreiche Ortschaften passirte, welche stets auf dem Gipfel steiler Hügel lagen und von einander durch tiefe Sümpfe geschieden waren. In Banza Zulu angelangt, befand er sich am Fuße eines steilen Berges, welchen er im dicken, durchnässenden Morgennebel zu erklimmen begann. Seine relative Höhe schätzte er zu 450 Fuß — Instrumente hatte er wegen Trägermangels auf diesen Ausflug nicht mitnehmen können. Kaum im Stande, irgend etwas in dem schweren Nebel erkennen zu können, folgten sie dem Pfade, der sie zu einer Stadt auf dem Gipfel des Berges brachte; obwohl dieselbe noch niemals von einem Weißen besucht worden war, so nahmen sie sich doch die Freiheit, in ein Haus zu treten und Wasser zu kochen, um sich Thee zu bereiten und die Füße zu waschen. Durch den Nebel von außen und das Schwitzen von innen war ihre Kleidung völlig durchnäßt, und zum Wechseln hatten sie nichts bei sich. Die Stadt, Mbangu genannt, war ansehnlich und zählte etwa 2000 Einwohner. Sie wurden höflich aufgenommen, weil es der Geburtsort des Senhor Garcia, „Staatssekretärs" des Königs von Congo, war. Als sich die Nebel verzogen hatten und ihre Kleider getrocknet waren, machten sie sich auf, den Fall zu betrachten, näherten sich ihm auch auf 500 Yards, von wo sie ein prächtiges Schauspiel genossen. Aus einer Schlucht nahe dem Gipfel bricht der Strom hervor und stürzt sich senkrecht und ununterbrochen zunächst 150 Fuß hinab. Sie tauften ihn Arthington-Fall, nach Robert Arthington, dem freigebigen Förderer der innerafrikanischen Missionen. Der allgemeine Eindruck, den der Fall macht, ist sehr großartig und eigenthümlich, da das Wasser über den scharfen Rand des senkrecht abstürzenden Felsens sich in die darunter befindliche Schlucht ergießt und von dem Punkte aus, wo die beiden Missionäre standen, seine Bewegung nicht als reißend erschien, eine Täuschung, die wohl eine Folge des Flugwassers ist. Unten angelangt, fällt und stürzt der Fluß wohl noch weitere 250 Fuß hinab, so daß sein gesammter Fall volle 400 Fuß hoch ist, bis er die Ebene unten erreicht. Dort fanden ihn die Reisenden, als sie ihn überschritten, 15 Yards breit, durchschnittlich 2 bis 3 Fuß tief und seine Strömung zu etwa 8 Knoten die Stunde, so daß sie ihnen fast die Füße unter dem Leibe fortriß. Und das war in der Höhe der trockenen Jahreszeit. Woher der Fluß kommt, konnten oder wollten die Eingeborenen nicht sagen; da er aber mit solcher Wassermasse fast von dem Gipfel der Höhe herabfällt, so ist kein Zweifel, daß man es hier nicht mit einem Berge, sondern mit dem Rande einer innern Hochebene zu thun hat. Den Lauf des Brije oberhalb Mbangu zu verfolgen, wird eine interessante kleine Aufgabe für spätere Zeiten sein. Die beiden Missionäre waren damals durch ihre dürftige

Ausrüstung gezwungen, auf dem nächsten Wege nach Congo (San Salvador) zurückzukehren, ein ermüdender Marsch von 15 Stunden, welchen sie in zwei Tagen zurücklegten.

Eine zweite Reise nach Norden hatte einen sehr ungünstigen Ausgang. Expeditionen in jenen Gegenden — und nach den bisherigen Erfahrungen darf man sagen, daß die gesammte Westküste Afrikas vom Camerun-Gebirge an bis fast hinab nach S. Paulo de Loando, vielleicht den Ogowe ausgenommen, den Reisenden dieselben Schwierigkeiten entgegenstellt — haben stets mit dem Mangel an Trägern zu kämpfen. Das beweist Grandy's Reise und die deutsche Loango-Expedition. Auch Comber schreibt: „Wenn wir nur Träger hätten, wären unsere Schwierigkeiten überwunden; aber ich glaube, es ist weit leichter von Bagamojo aus Uganda oder Udschidschi zu erreichen, als den Stanley Pool von hier aus, da es hier kein Aequivalent für die Zanzibar-Träger giebt." Kru-Neger, welche er auf einem Ausfluge mitnahm, liefen ihm aus Furcht vor den Eingeborenen davon; andere hielten später etwas besser aus. In der zweiten Hälfte August versuchten dann Comber und Hartland, über Banza Makuta (bis in dessen Nähe schon Grandy 1873 kam) nach dem Congo-Strome vorzudringen, wurden aber in Banza Makuta von einer erregten Menge mit Stößen und Steinwürfen empfangen und mußten eiligst flüchten, in toller Hetze von ihren Feinden verfolgt, wobei Comber durch einen Schuß in den Rücken nicht unbedeutend verwundet wurde. Ohne Ruhe und Rast flohen sie auf San Salvador zu, selbst die Nacht hindurch, auf Zehen die Ortschaften passirend, um die Einwohner nicht zu wecken, damit dieselben mit ihren Verfolgern nicht etwa gemeinsame Sache machten. Zuletzt mußte Comber getragen werden; in San Salvador wurde ihm ein viereckiges Stück Eisenstein aus der Wunde genommen, worauf sein Zustand sich rasch besserte. Ein zweiter Versuch in derselben Richtung wird wohl so bald nicht unternommen werden können.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

I.

Miß Isabella L. Bird, die durch ihre interessanten Schilderungen früherer Aufenhalte auf den Sandwich-Inseln und in den Rocky Mountains rühmlichst bekannte englische Reisende, hat jetzt unter dem Titel „Unbeaten tracks in Japan" (London: John Murray, 1880) ein neues Werk veröffentlicht, welches selbst neben den umfassenden wissenschaftlichen Publikationen über Land und Volk von Japan, die uns die jüngste Zeit gebracht hat, ein mehr als gewöhnliches Interesse beanspruchen darf. Denn wenn unsere Kenntniß der physischen Verhältnisse des japanischen Insellandes durch die unermüdliche Arbeit berufener Forscher jetzt auch in wünschenswerthester Weise gefördert und vervollständigt worden ist, so sind die politischen Verhältnisse des merkwürdigen Reiches doch von so exceptioneller Art, so komplicirt und vielseitig, daß sie einstweilen noch leichter aus Einzelheiten zu erkennen, als im Ganzen zu übersehen sind. Ein richtiges Verständniß für die augenblickliche äußere und innere Lage des Landes, ein Verständniß, das uns zugleich erlauben würde, Schlüsse zu ziehen über den dereinstigen Erfolg der großen Reformbewegung, durch welche Japan sich von den übrigen asiatischen Ländern getrennt hat, können wir eben nur durch eine fortlaufende Reihe von Beobachtungen des japanischen Volkes und seiner Eigenart erlangen. Ist doch auch das wunderbar rasche Gedeihen der auf den alten Stamm einer zweitausendjährigen Kultur gepfropften abendländischen Civilisation nur zu sehr dazu angethan, falsche Vorstellungen über die heutigen Zustände des Landes entstehen zu lassen! Auf die gänzliche Umgestaltung des Regierungssystems im Jahre 1868 folgte zunächst die Organisation des Heeres und der Marine nach europäischem Muster und die Einrichtung einer Polizeiverwaltung, die heute über nicht weniger als 18000 geschulte Beamte in allen Theilen des Landes verfügt; daran schloß sich die Einführung eines neuen Münzsystems, sowie eines europäischen Post- und Telegraphenwesens, welches schon eine derartige Ausdehnung gewonnen hat, daß beispielsweise in dem Verwaltungsjahre vom Juni 1878 bis Juni 1879 eine Anzahl von 29 Millionen Briefen, 13 Millionen Postkarten, $11^1/_4$ Millionen Zeitungen, 250000 Geldanweisungen und mehr als eine Million Telegramme in Japan befördert wurden. Ein im Jahre 1879 veröffentlichter offizieller Bericht über die Reform des japanischen Unterrichtswesens zählt an Lehranstalten nicht weniger als 25495 Elementar-, 389 Mittel- und 52 Fachschulen, 98 Seminarien und eine Universität (Tokio) auf; überdies finden wir seit einer Reihe von Jahren schon auf den meisten europäischen und amerikanischen Hochschulen eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl japanischer Studirender, die sich im Auftrage und auf Kosten ihrer Regierung in den höheren Disciplinen ausbilden. Angesichts aller dieser bewunderns-werthen Erfolge der neuen civilisatorischen Aera bleibt im Auslande die Kehrseite des japanischen Fortschrittes oft ganz unbeachtet. Man vergißt hier die zahllosen Schwierigkeiten, von denen die Regierung sich bei ihrem Vorwärtsstreben auf Schritt und Tritt umgeben sieht: das zähe Material, mit dem sie in der großen von Vorurtheilen befangenen Masse des Volkes zu arbeiten hat; den blinden Eifer ungeduldiger Neuerer auf der einen, den Widerwillen gegen die Fremden auf der andern Seite. Man vergißt die nicht ohne Verschulden der europäischen Mächte herbeigeführte prekäre Finanzlage des Landes, sowie auch den fortgesetzten passiven Widerstand einiger dieser Mächte, die dem gleichberechtigten asiatischen Kulturstaate eine untergeordnete, auszunutzende Schutzmacht vorziehen würden. Wie dies bei keiner eingreifenden Umgestaltung alter Zustände ausbleiben kann, sind auch bei den japanischen Reformen mehr als einmal verhängnißvolle Mißgriffe gemacht worden; dieselben haben dem Lande nicht nur bedeutende Summen gekostet, sondern oft genug auch die auf allen Seiten vorhandenen schwer auszugleichenden Widersprüche noch verschärft, die Kluft zwischen dem Japan von „Sonst" und dem von „Jetzt" nur erweitert. In den häufig geschilderten Centren der neuen Kultur und Verwaltung, Jokohama, Tokio, Kioto und einigen anderen großen Städten, treten jene Widersprüche begreiflicherweise weniger auffällig zu Tage, als in den entlegeneren Theilen des Landes, die von der neuen Strömung einstweilen nur

wenig, in vielen Fällen noch gar nicht, berührt worden sind.

Einige vorübergehende Aufenthalte in jenen großen Städten abgerechnet, führte Miß Bird's siebenmonatliche Tour „auf unbetretenen Pfaden" zum großen Theil durch das Japan der alten Zeit, d. h. durch Gebiete, die bisher von Europäern selten oder nie besucht worden sind, und „in denen man auch heute noch von dem Rollen der Räder des großen Kulturfortschrittes kaum etwas vernimmt." Und wenn die Reisende in dem Vorworte ihres Werkes bescheidenerweise sagt, daß sie „kein Buch über Japan, sondern nur eine Schilderung ihrer Reiseerlebnisse" geben wolle, so gewähren doch gerade diese lebhaften, unter dem Eindrucke des Augenblicks geschriebenen Schilderungen einen vollständigen Einblick in das vielgestaltige Leben der großen Masse des japanischen Volkes, wie er uns noch durch keinen frühern Bericht geboten worden ist. Wir theilen nachstehend einige Auszüge aus dem interessanten Buche mit.

Nach achtzehntägiger Fahrt von San Francisco erreichte der Dampfer „City of Tokio", auf welchem Miß Bird sich befand, am Morgen des 20. Mai 1879 Erratatsi, das Cape King der Engländer, am östlichen Eingange der Bai von Jedo. Das Wetter, das während der ganzen Reise regnerisch und stürmisch gewesen war, hellte sich, als man in den tiefen Golf einfuhr, etwas auf, und unter dem mattblauen Himmel und der von leichtem Nebelgewölk verschleierten Sonne kam die oft gerühmte träumerische Anmuth der japanischen Küstenlandschaft zur vollen Geltung. Dicht bewaldete, oft tief zerklüftete Anhöhen ziehen sich an einigen Stellen bis zum Ufer hin, an anderen bilden sie den Hintergrund der in steilen Terrassen hoch ansteigenden lichtgrünen Reisfelder. In den schluchtartigen Thälern liegen zahlreiche große Dörfer zerstreut, deren graue Häuser mit den hohen einförmig grauen Dächern malerisch und alterthümlich genug aussehen. Tausende von kleinen Fischerbooten mit weißen Segeln bevölkerten den Golf und zwangen den Dampfer zu langsamer Fahrt; hin und wieder glitt eine Dschunke durch das Gewimmel der kleineren Fahrzeuge; auch an ihr, wie an jenen, keine lebhafte Farbe zu sehen: alles eintönig grau und weiß.

Von den an Bord befindlichen Japanesen schon lange mit Sehnsucht erwartet, tauchte jetzt an der Westküste des Golfs der über 13 000 Fuß hohe Schneekegel des Fusi-no-yama aus dem Nebel auf. Wie er „in einsamer Größe aus der Ebene ansteigend, seine schönen Linien gegen den Himmel abzeichnete, konnte man es wohl begreifen, daß gerade dieser majestätische Berg zu einem vielbesuchten Heiligthum des Volkes werden mußte, und daß die japanische Kunst nicht müde werden kann, ihn immer und immer wieder darzustellen.

Gegen Mittag ging der Dampfer im Hafen von Jokohama vor Anker, einer kleinen Seitenbucht des noch 20 Miles weiter in das Land einschneidenden Golfes. Ein rothes Leuchtschiff, auf dem in Riesenlettern die Worte Treaty-Port zu lesen sind, bezeichnet den Eingang des Hafens und zugleich die Stelle, außerhalb deren kein fremdes Schiff vor Anker gehen darf. Eine Menge von Schiffen aller Art und aller Nationen lag in dem Hafen: eisengepanzerte und andere Kriegsschiffe Englands und Rußlands, Frankreichs, Italiens und der Vereinigten Staaten auf der einen Seite dicht bei einander, mitten unter ihnen ein gewaltiges, in England erbautes Panzerschiff, von dem die japanische Flagge, ein rother Ball auf weißem Grunde, herabwehte. Unter den zahlreichen Handelsschiffen, die an den beiden weit hinausragenden Hafendämmen mit Einnehmen oder Löschen ihrer Ladung beschäftigt waren, befanden sich zwei große Postdampfer von Hakodate und Schanghai, Eigenthum der Mitsu Bischi Company, einer japanischen Gesellschaft, die seit mehreren Jahren schon erfolgreich bemüht ist, den ganzen japanesischen Küstenhandel sowie den Verkehr mit China zu monopolisiren. Die Stadt Jokohama macht, ebenso wie das hinter ihr sich ausbreitende flache Land, vom Hafen aus gesehen, einen traurigen Eindruck. Die eigentliche japanische Stadt ist ein ausgedehntes unregelmäßiges Gewirr niedriger grauer Häuser; auch die am Fuße einer niedrigen Hügelreihe, auf der die englischen, deutschen und französischen Marinehospitäler stehen, sich hinziehende Vorstadt mit den obligaten „Internationalen Hotels", mehreren Hongs oder Häusern europäischer Handelsfirmen, dem britischen Konsulat, einer häßlichen englischen Kirche und den in europäischem Style erbauten Post-, Zoll- und Gerichtsgebäuden — das Ganze untermischt mit Speichern und Magazinen —, vermag diesen Eindruck nicht zu verbessern. Und was dem im Hafen Ankommenden von dem Leben der Stadt zuerst entgegentritt, ist eben auch nicht dazu angethan, ihm zu imponiren. Die Leute in den kleinen, von je zwei oder vier Ruderern geführten, dreieckigen Sampans oder Landungsbooten sind ohne Ausnahme kleine, hagere Gestalten mit eingefallener Brust und mehr oder weniger krummen Beinen. Ihre Kleidung besteht aus einem einzigen knappen Gewande aus blauem baumwollenen Stoffe, das mit weiten Aermeln versehen, aber ohne Gürtel ist, und wenn sie im Boote stehend das Ruder führen, den gelben vielfach tatuirten Körper nur sehr unzureichend bedeckt; an den Füßen tragen sie Strohsandalen, die mit einer zwischen der großen und den anderen Zehen durchgehenden Schnur befestigt sind, der Kopf ist bei den meisten unbedeckt, nur einige haben einen Streifen dunkelblauen Baumwollenstoffes um das Gesicht geschlungen, der eben auch nicht viel zur Verschönerung beiträgt. Auf das Angenehmste aber wird der Reisende durch das ruhige, höfliche Wesen der Leute überrascht: da ist weder etwas von dem sonst üblichen Schreien und Fluchen der mit ihren Booten in dem Gedränge Aneinanderstoßenden die Rede, noch von dem endlosen Handeln und Feilschen um den auf das Höchste geschraubten Fahrpreis. Ein von der Regierung normirter Tarif überhebt den im Hafen Ankommenden dieser Unannehmlichkeit. In dem Zollhause, wo die in europäischer Dienstkleidung wenn möglich noch dürftiger erscheinenden Beamten das Gepäck untersuchen, herrscht dieselbe Höflichkeit; vor demselben aber steht, zur Weiterförderung der Reisenden und ihrer Effekten bestimmt, eine große Anzahl der seltsamen Kurumas oder, wie die Chinesen sie nennen, Dschin-ri-ki-schas, kleiner hoher zweirädriger Wagen, die von Menschen gezogen werden. Vor sieben Jahren erst erfunden, sind diese merkwürdigen Fuhrwerke schnell in allgemeine Aufnahme gekommen, in Tokio (Jedo) allein soll es heute ihrer schon 23 000 geben; und das Gewerbe eines Kurumaläufers soll so einträglich sein, daß alljährlich Tausende von jungen Leuten vom Lande nach den großen Städten kommen, um sich als Zugthiere zu vermiethen, trotzdem vielfach behauptet wird, daß auch die stärksten diese Thätigkeit, die zahlreiche Herz- und Lungenkrankheiten im Gefolge führe, nie länger als fünf Jahre aushalten können. Auf ebenem Terrain soll ein guter Läufer den Wagen mit einem Insassen 40 Miles (etwa 65 km) täglich befördern können. Auch für die Kurumas giebt es einen die Entfernungen und Lasten genau festsetzenden Tarif; und wenn der Fremde sich durch längern Aufenthalt erst an den zuerst verwunderlichen Anblick, an das ziemlich beschwerliche Besteigen des auf den hohen Rädern befestigten Lehnsessels und an das, seinen Ideen von Menschenwürde vielleicht nicht entsprechende, Schauspiel des vor ihm her keuchenden,

von Schweiß triefenden „Kurumaja“ gewöhnt hat, so benutzt er dieses meist einzige Beförderungsmittel nur zu gern. Die Kuruma hat eine Gabeldeichsel, deren beide Stangen vorn durch ein Querholz verbunden sind; der sesselförmige Kasten, der oft aus Messing, häufiger noch aus lackirtem Holz besteht, ist, je nach Geschmack und Vermögen des Eigenthümers, mit Malerei, eingelegter Arbeit, sehr oft auch mit großen Muscheln verziert. Gegen Regen und Sonne ist er mit einem aufzuklappenden Schutzdache von geöltem Papier versehen; für die Dunkelheit mit einer Papierlaterne. Wenn schon die zahllosen oft von zwei und drei Leuten gezogenen Kurumas, denen man auf allen Straßen und Wegen des südlichern Japans begegnet, einem den Gedanken nahe legen, daß die Arbeitskraft hierzulande einen noch sehr geringen Werth haben muß, so spricht für diese Ansicht noch mehr die Beförderung aller möglichen Lasten auf kleinen, zweirädrigen schwergebauten Karren, die ebenfalls von Menschen gezogen werden. Meilenweit werden Baumaterialien u. s. w. auf diese Weise befördert; zwei Männer ziehen den schwerbeladenen Karren, zwei andere schieben ihn von hinten, indem sie mit den Schultern, und wenn es bergauf geht, mit den glattrasirten Köpfen gegen zwei vortretende Stangen drücken. Ganz unglaubliche Lasten schaffen sie auf diese Weise fort, und, als ob die Anstrengung, die aus jedem Athemzug ein Stöhnen oder Aechzen macht, noch nicht genug wäre, begleiten sie dieselbe unaufhörlich mit einem monotonen, melancholisch klingenden Gesange.

Von fremdem Gelde gilt in Japan nur der mexicanische Dollar; da das Land seit der neuen Aera aber im Besitze von vielem satsu oder Papiergeld ist, thut man am besten, zu einer weitern Reise sich mit einem ausreichenden Vorrath desselben zu versehen. Bei diesem unerläßlichen Geschäfte macht der Fremde dann gleich die Bekanntschaft der von allem Handelsverkehr zwischen In- und Ausländern hier untrennbaren Erscheinung der „Compradores“, der Faktotums, Vermittler, oft auch Tyrannen jeder großen Firma. Schon bei dem ersten Gange durch die Straßen von Jokohama fallen dem Neuankommenden die zahlreichen Chinesen auf, die sich durch ihre stattliche Gestalt, ihre reiche Kleidung, vor allem durch das selbstbewußte, oft impertinente Auftreten von den kleinen, spärlich gekleideten Japanesen wesentlich unterscheiden. Von den 2500 in Japan ansässigen Chinesen leben 1100 allein in Jokohama, und wenn sie plötzlich einmal von hier sich entfernen wollten, würde eine vollständige Geschäftsstockung eintreten. Denn der chinesische Einwanderer weiß sich hier, wie überall, unentbehrlich zu machen. Die japanesischen Producenten, ja selbst die Mäkler verkehren nur in den seltensten Fällen mit dem Inhaber der fremden Firma selber; alles geht durch die Vermittelung des Compradore, der seinen Herren nie eigentlich bestiehlt, sondern nur, was jener auch wohl weiß, aus jedem Geschäfte sich soviel zu „klemmen“ pflegt, wie er als zukömmlich betrachtet. Genießt er trotzdem das volle Vertrauen der fremden Kaufleute, so ist der Compradore dagegen den japanesischen Händlern und Producenten aufs Aeußerste verhaßt; ihnen gegenüber tritt er meist in anderer Weise auf, von allem weiß er seine Procente zu erpressen, und die Kaufleute haben kein Mittel in Händen ihm hier Schranken zu setzen. Diejenigen Chinesen von Jokohama, die nicht als Compradores ihren einen großen Lebenszweck des Gelderwerbes verfolgen, betreiben meist selbständige Wechsler-, Mäkler- oder auch Trödlergeschäfte; in jedem Falle aber erreichen sie diesen Zweck und sind sich dessen auch wohl bewußt. Sie haben hier ihre gegenseitigen Unterstützungsanstalten, ihre Gilden, ihre Tempel; und trifft einen von ihnen das Schicksal, aus dem Leben abberufen zu werden, ehe er das Erworbene in der Heimath verzehren konnte, so hat er doch wenigstens Vorkehrungen getroffen, daß seine Gebeine nach China zurückgebracht werden. Ohne Frage sind die Chinesen der fleißigste, rührigste und das meiste erreichende Theil der Bevölkerung Japans — zum allgemeinen Fortschritte, zur Förderung des Nationalwohlstandes aber tragen sie nichts bei.

Nach kurzem Aufenthalte in Jokohama begab sich Miß Bird nach Tokio, wo sie in dem Hause des englischen Gesandten, Sir Harry Parker's, einige Wochen verweilte, um die Vorkehrungen für ihre Reise nach dem Norden zu treffen. Tokio (Jedo), seit dem Beginne des neuen Regimes die Hauptstadt Japans und Residenz des Kaisers, ist mit Jokohama durch eine Eisenbahn verbunden, auf der man die geringe Entfernung in einer Stunde etwa zurücklegt. Von Engländern gebaut — wie es heißt mit einem nur der Regierung bekannten, unverhältnißmäßigen Kostenaufwande — wird die Bahn viel benutzt und bringt jetzt jährlich ungefähr 8 Millionen Mark ein. Die Landschaft, durch welche der Zug fährt, ist ungemein anmuthig; bald hinter Jokohama passirt man hügeliges, bewaldetes Terrain, in dessen kleinen malerischen Thälern sich der ganze Reichthum der japanischen Flora zeigt. Weiter nach Norden kommt man in die große fruchtbare Ebene von Jedo, die von unzähligen Dörfern und Städten bevölkert, und deren jeder Fußbreit wohl angebaut ist. Die alte Erzählung von dem wie ein großer Garten bestellten japanischen Reiche paßt, wenn auch nicht für das ganze Land, so doch jedenfalls für diese Ebene, die von zahlreichen Flüssen durchströmt, an der westlichen und nördlichen Seite von einem Kranze bewaldeter Gebirge eingefaßt ist, und sich nach Süden bis an den blauen Golf von Jedo erstreckt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nur einen fast verschwindend kleinen Theil Deutschlands behandelt Hauptlehrer Becker's „Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel“ (Hamburg, O. Meißner 1880; 3,60 Mark), aber einen, der, weit vorgeschoben in die Nordsee, stetig um seine Existenz und seinen Wohlstand zu ringen hat und gerade dadurch unser Interesse erweckt. Die Schilderung der Geest und Marsch, der Sände und Watten, Deiche und Uferwerke, der Sturmfluthen und Deichbrüche wird viele Leser mächtig anziehen, und sie werden fast staunen, welchen Einfluß und welche Wichtigkeit das wenig genannte Cuxhaven durch sein Lootsen- und Rettungswesen, durch seine Sturmwarnungssignale, Tonnen, Baaken, Feuerschiffe u. s. w. für die Schifffahrt und den Handel des mächtigen Hamburg gewonnen hat. Das Buch geht natürlich sehr in das Detail, bringt auch wohl in dem geschichtlichen Theile einiges Unhaltbare, ist aber überwiegend interessant.

— Die Triester Börsen-Deputation veröffentlicht soeben

die Statistik der Seeschifffahrt und des Seehandels in den österr. Häfen im Jahre 1879. Darnach zählte die österr.-ungar. Handelsflotte im Jahre 1879 8226 Fahrzeuge mit 330 672 Tonnen Gehalt und 27 431 Mann Besatzung; darunter waren 8122 Segelschiffe mit 270 391 Tonnen und 24 977 Mann und 104 Dampfer mit 60 281 Tonnen, 2454 Mann und 16 998 Pferdekräften. Für „lange Fahrt" bestimmt waren 72 Dampfer (mit 58 604 Tonnen und 16 000 Pferdekräften) und 477 Segelschiffe (darunter 147 ungarische).

Ohne die ungarischen Häfen betrug der Gesammtimport 7 476 696, der Gesammtexport 5 526 332 metr. Ctr., davon wurden 4 207 077 metr. Ctr. unter inländischer und 3 269 619 metr. Ctr. unter ausländischer Flagge eingeführt und 3 522 925 metr. Ctr. unter inländischer und 2 003 407 metr. Ctr. unter ausländischer Flagge ausgeführt.

Vom Gesammtimport kamen aber 2 303 843 metr. Ctr. aus österr. Häfen, der Rest von 5 172 853 metr. Ctr. kam aus ausländischen Häfen und zwar aus Nordamerika 613 513, aus Südamerika 79 446, Aegypten 135 354, Frankreich 65 483, Großbritannien 984 811, Griechenland 233 147, Ostindien 259 398, Italien 1 118 270, Rumänien 313 517, Rußland 829 178, aus der Türkei 485 806 metr. Ctr.

Vom Gesammtexport waren 2 522 487 metr. Ctr. nach anderen österreichischen und 3 003 845 metr. Ctr. nach ausländischen Häfen bestimmt, und zwar nach Nordamerika 50 952, nach Südamerika 103 966, nach Aegypten 113 820, nach Frankreich 125 248, nach Großbritannien 452 844, nach Griechenland 165 115, nach Ostindien 27 709, nach Italien 1 159 499, nach Rumänien 26 570, nach Rußland 32 099, nach der Türkei 688 955 metr. Ctr.

Dem Werthe nach betrug der Verkehr des Triester Hafens in der Einfuhr 144 871 873 Gulden, in der Ausfuhr 116 633 441 Gulden. (Deutsche Zeitung.)

— Nach einer der Russischen Geographischen Gesellschaft gemachten vorläufigen Mittheilung über die im Jahre 1880 ausgeführte Reise des Herrn Malachow in das Gouvernement Perm sowie in den mittlern und nördlichen Ural hat der Genannte reiche Sammlungen über die Thierwelt dieses Gebirges angelegt, deren Ankunft in Petersburg demnächst erwartet wird.

— Nach den Angaben des statist. Comité für das Gouv. Perm waren 1878 in demselben vorhanden 8339 Fabriken mit 84 448 Arbeitern; in Städten befanden sich davon nur 5 Proc.; die meisten lagen in den Kreisen Jekaterinburg, Solikamsk und Krasnoufimsk. Mit Metallbearbeitung beschäftigten sich 595 Anlagen mit 6118 Arbeitern und einem Werthe der Produktion von 27 905 927 Rubel, die Gesammtproduktion aller Fabriken ist zu 44 159 014 Rubel angegeben.

— Die „Kommission zur Verbesserung der Landwirthschaft" gab im Herbst 1880 die Vertheilung des Grundbesitzes im europäischen Rußland in folgender Weise an: Die Kronsbauern (Benennung aus der frühern Zeit noch erhalten) besitzen 43,6 Millionen Dessjätinen, Kolonisten 3,7 Millionen, die früheren Apanage-Bauern 4,3 Millionen, die früheren Gutsbauern 64,5 Mill., die Krone 177,4 Mill., die Apanage-Güter 7 Mill., die Gutsbesitzer 63,7 Mill. und andere Besitzer 24,6 Mill. In Procenten entfallen danach auf die Besitzungen der Krone 45,6 Proc., der Bauern 30 Proc., der Gutsbesitzer 16,4 Proc., anderer Besitzer 6,2 Proc. und. der Apanagegüter 1,8 Proc.

— Entwässerungsarbeiten im Kuban-Gebiet. (Nach dem Bericht im Russ. Inval. 1880, Nro. 100.) Im Niederungsgebiete des Kuban von der Einmündung der Bjelaja abwärts bis Temrjuk haben 1879 die Vorarbeiten zu umfassenden Entwässerungen begonnen.

Der Kuban sowie viele seiner Zuflüsse entspringen im Hochgebirge des Kaukasus, meist nahe der Schneegrenze. Der reißende Oberlauf derselben führt bei Regenwetter und bei der alljährlichen Schneeschmelze große Wassermassen bergabwärts, die sich dann im Unterlaufe hoch anstauen und oft 20 000 Quadrat-Werst Landes unter Wasser setzen. Meist steht das Wasser dann etwa ½ Arschin (1 Arschin = 0,711 m) hoch, wird von dem schlammigen Boden aufgesogen und verdampft bei eintretender Sommerhitze vollständig; oft aber, wie zuletzt bei der furchtbaren Ueberschwemmung von 1877, steigt es 5 bis 8 Arschin hoch, bleibt das Jahr über bis zum neuen Hochwasser stehen, versumpft das Land und zerstört auf weite Strecken alle Kulturen, wie dies 1877 mit den seit 1865 am Ufer des Kuban entstandenen Ansiedelungen, Wein- und Tabakpflanzungen, Gärten und Feldern der Fall war. Von etwa 800 000 Dessjätinen des eigentlichen Niederungsgebietes (das nach Süden vom Fuße des Gebirges begrenzt wird, nach Norden den Wasserlauf der Protoka sowie die Flüsse Korpeli und Kotscheti mit umfaßt) ist etwa die Hälfte bereits Sumpfland, das Uebrige sind Wälder, Gärten, Ackerland, Plantagen und auch ausgedehnte Steppenweiden. Letzteren gilt es eine regelmäßige Bewässerung zu geben, ersteren und den Sümpfen den Ueberfluß an Wasser zu nehmen resp. ihn schneller zum Meer abzuführen, dadurch den Bodenertrag zu erhöhen und die Gesundheitsverhältnisse des Landes zu verbessern.

Das eigentliche Mündungsgebiet — westlich der Linie Temrjuk- (am Kuban) Novo-Nishestebliewskaja (an der Protoka) und von da nach Osten umbiegend zur Stanitza Timaschewskaja am Flusse Korpeli — blieb außer Betracht, weil dieser Küstenstrich längs des Azowschen Meeres von Temrjuk nordwärts bis zum Salzsee Achtarsk etwa 100 Werst lang und im Mittel 20 Werst breit, ein niedriges Sumpfland von Limans durchschnitten, häufig von den Fluthen des Meeres bedeckt und ganz von bittersalzigem Wasser durchzogen, vollkommen ertraglos ist und seine Austrocknung sehr kostspielig ohne entsprechenden Vortheil sein würde.

Im Jahre 1879 sind bereits 1100 Werst Nivellements längs des Kuban, der Protoka, des Angliiski Erik und im Gebiete des Kotscheti ausgeführt, dazu Beobachtungen über Wasserstand, Gefälle und Abflußmengen der Haupt- und Nebenflüsse, Bjelaja, Pschisch, Psekups rc., Tiefbohrungen zur Untersuchung der Bodenbeschaffenheit u. s. w. Wie die Untersuchung ergab, besteht der Boden aus schwarzer Erde, der Untergrund aus festem Thon, Steine finden sich erst in den Vorbergen des Kaukasus. Die außerordentliche Fruchtbarkeit hat die Ansiedler immer aufs Neue alle Unbilden der Ueberschwemmungen mit in den Kauf nehmen lassen. Der Wasserabfluß beträgt im Kuban bei Jekaterinodar 54,6 Kubik-Sashen (1 Sashe = 2,134 m) in der Sekunde, an der Abzweigung der Protoka nur 47, unterhalb derselben nur 24 Kubik-Sashen und der Abfluß in der Protoka nur 8 Kubik-Sashen, die ganze übrige Wassermasse verliert sich in den Gräben und Sümpfen, deren Schlammboden undurchdringliche Rohrdickichte erzeugt, welche durch die Ablagerungen des Flusses alljährlich erhöht und vermehrt den Abfluß zunehmend erschweren. Die Stromgeschwindigkeit schwankt jetzt zwischen 3 und 5 Fuß auf die Sekunde im Kuban, sie beträgt 2 Fuß in der Protoka; die Breite des Kuban bei hohem Wasserstande (am 12. Oktober 1879) betrug bei Jekaterinodar 120 Sashen, oberhalb des Ausflusses der Protoka bei normalem Wasserstande 77, unterhalb desselben 64 Sashen, die Breite der Protoka, da wo sie sich vom Kuban abzweigt, 36 Sashen und an der Mündung 42 Sashen. Die Tiefe des Wassers wechselt zwischen 1,5 bis 4 Sashen.

Die zur Entwässerung des oben bezeichneten Gebietes vom General Shilinski vorgeschlagenen Maßregeln bestehen in 1. Anlage eines regelmäßigen Kanalnetzes, um das Wasser aus den Sümpfen dem Kuban zuzuleiten und Verbindung dieser Kanäle auch mit den geradegelegten und

gereinigten Betten der Flüsse Anschedz und anderen mehr; 2. Geradelegen des Kuban an seinen Hauptwindungen; 3. Anlage niedriger Dämme (1½ bis 2½ Arschin hoch) zur Vermehrung der Stromgeschwindigkeit und Sicherung des niedrigen Uferlandes gegen Ueberschwemmung; dazu allmälige Erhöhung des ganzen rechten und einiger Stellen des linken Ufers; 4. Anlage eines besondern Kanals mit mehrfachen Verzweigungen, der einen Theil der Gebirgsgewässer aufnimmt; 5. Ableitung eines Theiles der Hochwasser des Kuban in den trockenliegenden Angliiski Erik mittelst eines 6 Werst langen und 2 Sashen tiefen Durchstichs nebst Anlage von Dämmen (höchstens 2 Arschin hoch) um einige niedrige Stellen, die der Durchstich berührt, vor Ueberschwemmung zu schützen. Diese Ableitung soll zugleich eine Anzahl Stanitzen, die jetzt an Wassermangel leiden, mit reinem süßen Wasser versorgen. Die Verbindung des Kotscheti mit dem Kuban würde einen Durchstich von 10 Werst Länge und 8 Sashen Tiefe erfordern. Die Entscheidung darüber, welche Richtung gewählt wird, soll der Abschluß der Nivellements im Jahre 1880 bringen. Die bis jetzt festgestellten Arbeiten hofft man binnen vier Jahren bei einer Bodenbewegung von jährlich 50 000 Kub.-Sashen ausführen zu können.

Asien.

— Trotz des Elends und der entsetzlichen Sterblichkeit unter den mohammedanischen Flüchtlingen in der Umgebung Konstantinopels trifft die türkische Regierung noch Anstalten, deren Zahl zu vermehren. Fast allwöchentlich langen Transporte von Tausenden dieser Unglücklichen von Batum an und werden am Ufer des Marmora-Meeres bei Jsmid und Gemlik gelandet, ohne daß irgend welche Vorbereitungen für ihren Empfang getroffen wären. Selbst in den warmen Sommermonaten, wo Getreide und Früchte verhältnißmäßig reichlich vorhanden waren, erlag ein ansehnlicher Theil jener Leute dem Hunger und Krankheiten — wie viel schlimmer muß ihre Lage also jetzt sein! Ob der Sultan selbst an der Agitation, welche die Auswanderung der Mohammedaner aus Batum bezweckt, betheiligt ist, ist unbekannt; aber so viel steht fest, daß Agenten zu diesem Zwecke von Stambul ausgesandt werden und die Regierung die Sache durch Hergeben von Transportschiffen unterstützt. Die Noth unter den Flüchtlingen in Jsmid soll unbeschreiblich sein; trotzdem hat sich der Zustand der öffentlichen Sicherheit dort letzthin gebessert, einfach dadurch, daß die lazischen Emigranten den Plagegeistern von Tscherkessen gegenüber, welche einen Theil der Flüchtlinge ausmachten, zur Selbsthülfe schritten und Richter Lynch walten ließen. Sobald erst einige notorische tscherkessische Briganten am hellen Tage erschossen worden waren, wozu die Behörden die Augen zudrückten, verschwanden die meisten ihrer Landsleute und verzogen sich nach anderen Gebieten, wo sie hoffen durften ihren sauberen Geschäften ungestörter nachgehen zu können. Die christlichen Bauern, welche bei der Ankunft der wilden, malerischen Lazen sehr entsetzt waren, hoffen und wünschen jetzt, daß ein guter Theil derselben die Leiden des Winters überstehen und sich dauernd in ihrer Nachbarschaft ansiedeln möge. So wird den „Times" von Konstantinopel, 21. Januar, geschrieben.

— Dem „Kawkaz" zufolge ist der Bau der Chaussee von Alexandropol nach Kars im November 1880 beendet worden.

— In der Decembersitzung 1880 der Russ. Geogr. Gesellschaft in Petersburg hielt Herr Muschketow einen Vortrag über seine Expedition zum Zerawschan-Gletscher (vergl. Bd. XXXVIII, S. 159 und 343). Zur Ergänzung unserer früheren Mittheilungen entnehmen wir demselben Folgendes. Er bezeichnet das Thal des obern Zerawschan oder Mattschi als den Typus eines Längenthales, das zwischen den Gebirgsketten von Turkestan und Hissar gelagert ist. Die Hänge desselben bestehen aus metamorphosirtem Schiefer, auf dem bis zum Dorfe Pastigai aufwärts Ablagerungen der Kreideformation verstreut sind. Der Boden des Thales ist, namentlich in den Erweiterungen, bedeckt mit mächtigen Schichten Schwemmlandes, auf dem auch die spärlichen Niederlassungen der Eingeborenen liegen. Dieselben sind Galtschen, vom Tadshik-Stamme, die ihren iranischen Typus bis jetzt bewahrt haben. Sie sind Mohammedaner und treiben etwas Ackerbau, der ihnen übrigens schlecht lohnt; sie halten Schafe, große Hausthiere aber, Kameele und Pferde, fast gar nicht; alle ihre Arbeiten verrichten sie mit Mauleseln. Alle sind unermüdliche Fußgänger: Muschketow erwähnt, daß ein gewisser Abdu-Samat in dreißig Stunden etwa 100 Werst im Gebirge zurücklegte. Die elenden Hütten sind aus Löß errichtet, der bei den Galtscha dieselbe universelle Rolle spielt wie in den Niederungen der Lehm. Die Ansiedelungen enden erst am Gletscher selbst. Das untere Ende des Gletschers liegt auf 9000 Fuß Höhe und bildet eine malerische großartige Wölbung von 250 Fuß dickem Eise, unter welcher der schmutzige, aber mächtige Quellfluß des Zerawschan hervortritt. Auf der Oberfläche des Gletschers ist Eis und Schnee so vollständig mit Moränenschutt bedeckt, daß man den Eindruck hat wie in der Wüste Kara-kum, nur daß statt der Sandhügel Steinhaufen aufgethürmt sind; auch litt man am ersten Tage Wassermangel. Die von Norden kommenden Seitengletscher liegen in tiefen Schluchten, sind sehr lang, fallen sanft ab und führen gewaltige Moränen; diejenigen der Hissar-Kette sind kurz und steil mit kleinen Moränen. Am dritten Marschtage trat an Stelle des Schiefers der Seitenwände Granit, der Gletscher erweiterte sich zu einem gewaltigen Firnfelde, das nur im Norden eine Begrenzung zeigte. Die Paßhöhe liegt auf etwa 14 000 Fuß. Der Aufstieg bei 20° Böschung war äußerst beschwerlich, der Abstieg nach Zardala auf einem Hange von 40° mit vielen Eisspalten auch direkt gefährlich.

— In der Decembersitzung der Russ. Gesellschaft für Dampfschifffahrt hielt Herr Rakint einen Vortrag über die Entwickelung des auswärtigen Handels vom Amurgebiet aus. Er rühmte die Naturschätze des Landes, zu deren Hebung es nur an Arbeitskräften fehle. Zunächst von Vortheil würde der Holzhandel sein, da das Gebiet Ueberfluß an Bau-, Nutz- und Brennholz habe, die in China und Japan in solchem Grade mangelten, daß man dort das Holz nach Gewicht verkaufe, z. B. in Schanghai einen Balken von 15 Pud Gewicht zu 18 Rubel, und dort sei der Preis noch billig, in Chonkoi (?) werde das Pud Erlenholz mit 9 Rubel bezahlt. Jetzt sei die Holzausfuhr verboten, aber Fremde schlügen bereits Holz am Amur zum Bau von Fischerbooten. Für Landwirthschaft und Viehzucht eigne sich das Amurgebiet ebenso gut wie das schwarzerdige Kleinrußland. Wolle, Schafpelze und Leder würden in China guten Absatz finden. Die Gewässer des Amurgebietes hätten zudem Ueberfluß an Fischen, seine Wälder an kostbaren Pelzthieren, nur Arbeitskräfte, Ansiedler, fehlten. Der Vortragende empfahl schließlich die Einwanderung in das Gebiet durch äußerliche Vortheile, wie zehnjährige Befreiung von allen Abgaben und dergleichen, zu fördern.

— Die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft läßt in diesem Jahre durch Herrn J. S. Poljakow eine Erforschung der Insel Sachalin vornehmen.

— Der österreichisch-ungarische Lloyd hat beschlossen, seine erst kürzlich begonnenen Hongkong-Fahrten noch im Laufe dieses Jahres bis Schanghai und Jokohama auszudehnen und so einen regelmäßigen Verkehr zwischen dem Adriatischen Meere und Japan, der bisher gänzlich fehlte, herzustellen. Das Arsenal in Triest wurde beauftragt, die eben im Bau begriffenen und für die China- und Japan-Fahrten bestimmten Dampfer „Helios", „Selene" und „Pandora" noch im Laufe dieses Jahres fertig zu stellen.

— Die erste, 23 engl. Meilen lange Theilstrecke der Eisenbahn auf der Insel Jeso, deren Erbauung vor Jahresfrist angeordnet wurde, ist zu Anfang Januar 1881 eröffnet worden. Dieselbe führt vom Hafen Otarunai an der Westküste über die Hauptstadt Sapporo (Satsuporo) nach den Parona-Kohlengruben und ist die erste amerikanische Eisenbahn in Asien. Sie wurde gebaut unter Leitung eines Ingenieurs aus Pennsylvanien und seiner amerikanischen Gehülfen.

Afrika.

— Die französische Regierung hat die Errichtung einer Schule für orientalische Archäologie in Kairo beschlossen, nach dem Muster derjenigen in Rom und Athen. Maspero, Professor der Aegyptologie am Collège de France, ist mit der Organisation des neuen Unternehmens beauftragt.

— Aus Aegypten kommt die Nachricht von einer religiösen Reform, welche vor Kurzem noch kaum glaublich erschienen wäre. Der neue Scheich el-Bakri, das Haupt aller Derwische, hat in Uebereinstimmung mit dem Chedive befohlen, bei dem bevorstehenden Feste des Propheten jene wohlbekannte Ceremonie, über die Körper von Gläubigen zu reiten, vollständig zu beseitigen. Alle Schaustellungen, welche geeignet sind, den muhammedanischen Fanatismus zu erregen und die Religion herabzuwürdigen, sind streng verboten.

— Die englische Regierung beabsichtigt, eine Forschungs-Expedition unter Dr. Gouldsbury, einem Afrika-Reisenden von Erfahrung, den Niger aufwärts zu senden, um mit dem westlichen Sudan Handelsverbindungen anzuknüpfen und so mit den französischen Bestrebungen daselbst in freundschaftliche (?) Konkurrenz zu treten. Lieut. Dumbleton von den Ingenieuren und der Marinearzt Browning sollen an der Fahrt theilnehmen.

— Die englische Kolonie Mauritius, deren Areal 33,29 deutsche geogr. Quadratmeilen umfaßt, zählte am 1. Januar 1880 eine Bevölkerung von 357 339 oder 10 734 auf der Meile, und ist damit eins der bevölkertsten Länder der Erde. Davon waren nicht weniger als 241 894 Eingeborene Indiens, so daß verhältnißmäßig nur ein geringer Theil der europäischen Abkunft zufällt. In dem tropischen Klima können nur Kuliarbeiter Verwendung finden. Unter den Erzeugnissen der Insel nimmt Zucker den ersten Rang ein, und wurde davon im Jahre 1879 für 3 361 784 Pf. St. exportirt. Mauritius zählt gegen 300 Zuckerplantagen, von denen die größte 1000 Arbeiter beschäftigt. Ein sehr lebhafter Handelsverkehr besteht mit Australien. Es fand dahin im Jahre 1879 ein Export im Werthe von 1 178 627 Pf. St. (meistens Zucker) statt, gegen einen Import von 115 422 Pf. St. (meistens Weizenmehl). Andere Ausfuhrartikel der Kolonie bilden Rum, Kokosöl, Vanille und Aloefaser, deren Export im Jahre 1879 resp. 44 240 Pf. St., 32 691 Pf. St., 16 996 Pf. St. und 9 349 Pf. St. bewerthete.

Vermischtes.

— Nach einer Zusammenstellung in „L'Exploration" (Nr. 207) giebt es jetzt 66 geographische Gesellschaften auf der Erde, die handelsgeographischen eingerechnet. Die älteste ist bekanntlich Paris (gegründet 1821), dann folgen Berlin (1828) und London (1830). In den dreißiger Jahren entstanden ihrer drei (Frankfurt a./M., Rio de Janeiro, Mexico), in den vierzigern zwei (St. Petersburg, Darmstadt), in den funfzigern sechs (Tiflis, Irkutsk, Haag, New-York, Wien, Genf) und ebensoviel in den sechszigern (Leipzig, Dresden, Wilna, Rom, Orenburg, München). 1870 bildete sich die Bremer Gesellschaft, und in den letzten neun Jahren von 1872 bis 1880 folgten nicht weniger als 45! England hat nur die eine Royal Geographical Society, welche freilich vielleicht 60 andere aufwiegt; Frankreich (nebst Algerien) besaß bis 1873 ebenfalls nur die Pariser, hat aber heute bezeichnender Weise 20. Deutschland zählt jetzt 13, wovon 6 aus der Zeit vor 1870 datiren. In Halberstadt, Magdeburg und Jena befinden sich derzeit Zweigvereine der Gesellschaft zu Halle im Entstehen, womit ihre Zahl in Deutschland auf 16 stiege. Auf Rußland entfallen sechs (?), lediglich Sektionen der einen großen K. Russischen Geographischen Gesellschaft. Asien hat außer den russischen in Tiflis, Irkutsk und Omsk nur Tokio, Afrika Kairo (von L'Exploration vergessen), Oran und Alger, Nordamerika Mexico (schon 1839 gegründet), New-York und Québec und Südamerika Rio de Janeiro (vom Jahre 1838), Lima und Buenos Ayres.

— Friedrich v. Hellwald, der schon durch mehrere Werke seine große Befähigung für populäre Zusammenfassung weitschichtigen geographischen und ethnographischen Stoffes dargethan, veröffentlicht jetzt eine „Naturgeschichte des Menschen" (Stuttgart, W. Spemann. 2 Bände von je 35 Heften à 50 Pfg.). Er schildert ausführlich und mit Anführung zahlreicher Belegstellen (wobei sich der „Globus" besonderer Berücksichtigung erfreut) von jedem Volke Körperbeschaffenheit, Charakter und Geistesanlagen, Kleidung und Obdach (Tatuirung, Trachten, Schmuck und Putz, Höhlen, Zelte, Steinbauten), Nahrung, Geräthe, Bewaffnung und Beschäftigung, Feste, sociale Verhältnisse, Stellung der Frauen und Kinder, Ansichten über Eigenthum, Krankheiten und Tod, religiöse Begriffe u. s. f. Sämmtliche Illustrationen rühren von J. Keller-Leuzinger her, dessen am Amazonas und Madeira aufgenommene Bilder (s. Globus XXVI, S. 1 bis 4, 66 bis 69; XXVII, S. 167 und 168) bekanntlich zu den trefflichsten gehören, die je Reisebeschreibungen zierten.

Omikokozira, Sprüche oder krumme Antworten der Ovaherero.

Gesammelt von Missionär Viehe.

1. Humbuhumbu ka i uru muini.

   Humbuhumbu ermüdet mich selbst nicht, sagt ein Herr zu Dienstboten, welche weg gehen; d. h. lauf nur, ich kann selbst arbeiten.

2. Tyiuti kora, muhuka tyi kore o.

   Ernähre Tyiuti, daß er Dich morgen auch ernährt; d. h. versorge Dein Kind, damit es Dich später auch versorge.

3. Nokokure ku nouoye.

   Auch in der Ferne ist das Deine. Zu Häuptlingen gesagt, daß sie auch der fern wohnenden Untergebenen gedenken sollen.

4. Nomukuenu u parura.

   Auch Deines Nächsten unterhält Dich; d. h. weil Deines Nächsten Kind Dir einmal nützen kann, darum verachte es nicht.

5. Ngu na zo u na zo.

   Wer sie (ozongama, Zuneigung) hat, der hat sie. So sagen Eltern, wenn Jemand ihr Kind verachtet; d. h. ich betrachte mein Kind mit anderen Augen, weil ich es liebe.

6. Okuta ku ku vaza ue kuta.

   Wo der Tod Dich erreicht, er findet Dich satt; d. h. Du lebst vergnügt, weil Du nicht weißt, welches Elend Deiner wartet.

7. Ka ri tokere poyoye.

   Bei Deinem (Hause) geht die Sonne nicht unter; d. h. Du denkst, es werde immer wohl gehen, aber es können dunkle Zeiten kommen.

8. Pa ta mukuru noye, opu moo tu.

   Wo Dein Vorfahr gestorben ist, da wirst Du sterben; d. h. Du wirst auch den Weg des Verstorbenen gehen, darum halte ihn in Ehren.

9. Mba kambura enga meso.
Ich habe gefaßt den Speer am Stil, d. h. ich bin fest entschlossen, meine Absicht auszuführen.
10. Hakorna, ke rikoro.
Hakorna, erzähle von Dir selbst; d. h. Eigenlob stinkt.
11. Ongunga kuza ya tu, ka kuza ya tira.
Es wird gesagt, Ongunga sei gestorben, aber nicht, daß er sich gefürchtet hat; d. h. er ging ohne Furcht in den Tod, als die Menge der Feinde ihn überwältigte.
12. Ehi ra ura ovikombo, ovakazendu va ura ovarumendu.
Der Boden beherrscht die Besen, Frauen beherrschen die Männer; d. h. wie es in einem Hause aussieht, in dem der Schmutz sich so angehäuft hat, daß man mit Besen seiner nicht kann Herr werden, so ist's da, wo Frauen über die Männer herrschen.

Dr. Franz v. Czerny: Die Veränderlichkeit des Klimas und ihre Ursachen. Wien 1881. A. Hartleben. 2,50 M.

Dr. v. Czerny, Professor der Erdkunde an der Universität Krakau, der unter den Bearbeitern der physischen Erdkunde einen guten Namen hat, untersucht die Frage von der Variabilität des Klimas und deren Gesetze. Der erste Theil des Werkchens behandelt die Veränderlichkeit des Klimas in historischen Zeiten und konstatirt die südliche Verschiebung der Verbreitungsgrenze mehrerer Kulturpflanzen. Evident ist auch die zunehmende Vereisung Grönlands, welche besonders auf eine Erkaltung des Klimas deutet und ihren Einfluß bis nach Island fühlen läßt, wo das Getreide nicht mehr reift und dadurch die Bewohner zur Auswanderung nach Amerika veranlaßt. Der Urgrund aller klimatischen Veränderungen ist die ungleiche Vertheilung der Wärme auf der Erde, und die wechselnden Bedingungen, in denen sich die Erde der Sonne gegenüber befindet. Die Veränderlichkeit der kosmischen Klimabedingungen beruht zunächst auf der Aenderung der Excentricität der Erdbahn und der Neigung der Erdachse; ferner auf dem rechtläufigen Vorrücken der Absidenlinie und dem rückläufigen Vorrücken der Aequinoktialpunkte. Des Weitern treten nach langjährigen Beobachtungen die meteorologischen Vorgänge auf der Erde mit der im Mittel elfjährigen Periode der Sonnenflecken in Beziehung. Die Maxima und Minima der Nordlichter und der täglichen Oscillationen der magnetischen Deklinationsnadel fallen fast genau mit den Maxima und Minima der Sonnenflecken zusammen. Wahrscheinlich ist auch ein Zusammenhang der Schwankungen des Luftdruckes mit der Häufigkeit der Sonnenflecken. Die Geschwindigkeit und Stärke der Winde ist zur Zeit der Fleckenmaxima stärker, ebenso die Maxima der Niederschläge, wenn sich auch an einzelnen bei Betrachtung der Summe lokaler Niederschlagsquantitäten je nach den lokalen Bedingungen eine Differenz unter einander und von dem allgemeinen Cyklus ergiebt. Die trockenen Jahre sind wiederum von Einfluß auf das Auftreten von Hungersnoth, die dann ebenfalls periodisch wiederkehrt, wie das Erscheinen von Heuschreckenschwärmen in heißen trockenen Jahren. Durch vermehrte Niederschläge zur Zeit der Fleckenmaxima wird auch die Periodicität im Wasserstande der Flüsse und Landseen und das Vorrücken der Gletscher bestimmt. In gleichem Verhältnisse steht das Maximum der Sonnenflecken mit der Anzahl, der Intensität und dem Areal der Wirbelstürme, der Häufigkeit der Hagelschläge; Moffat will sogar eine periodische Veränderung des Ozongehaltes der Luft beobachtet haben. Nach der Ansicht der Astrophysiker ist die Ab- und Zunahme der Sonnenflecken ein Zeugniß der Ab- und Zunahme der solaren Energie, von der wieder die Ab- und Zunahme der terrestrischen Energie abhängt. Die Einflüsse des Mondes auf die klimatischen Zustände der Erde dürften aber noch für lange ein nicht bestimmt definirbares Objekt der Meteorologie bleiben. Nächst diesen Periodenveränderungen in Folge kosmischer Einflüsse unterliegt das Klima nichtperiodischen Veränderungen, die an die tellurischen Zustände geknüpft sind. Neben der geographischen Lage gehören zu diesen tellurischen Bedingungen die Höhen der Gebirge, welche oft meteorologische Scheidewände bilden, ferner die absolute Erhebung großer Gebiete, die Nachbarschaft gewisser Länder mit großen Seen, Flüssen, Sümpfen, Meeren oder Waldungen, und endlich die Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Erde. Auch die Thätigkeit des Menschen hat auf Veränderungen des Klimas großen Einfluß. Durch Anlage von Wohnplätzen, Entwässerungen und Bewaldungen bessert er das Klima, er verschlechtert es aber durch Entwaldung, und dies ist die bedeutendste Umwandelung des Klimas durch die Hand des Menschen. Verfasser betont besonders den noch immer nicht hoch genug gewürdigten klimatologischen Werth der Wälder und ihren Einfluß auf Wind-, thermische und hydrologische Verhältnisse. Sie sind die Regulatoren der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, der Niederschlagsmenge, der Temperatur und Feuchtigkeit des Bodens und somit des Reichthums der unterirdischen Wasserbehälter und des Wasserstandes der Flüsse. Kurz erwähnt werden noch die Projekte der Unterwassersetzung der Colorado-Wüste, der algerischen Schotts und der westlichen Theile der Sahara. Alle besonders an das letzte Projekt geknüpften Hoffnungen scheinen uns allzu sanguinisch, da vorerst die Möglichkeit einer Bewässerung erwiesen werden muß. Zur Zeit sind wir aber über die Höhenverhältnisse der westlichen Sahara, besonders im el Dschuf genannten Theile, noch völlig im Unklaren, so daß das Projekt des Engländers Skertchly durchaus nicht spruchreif ist. Hoffentlich erhalten wir hier durch Lenz Auskunft.

Im zweiten Theile wird die Veränderlichkeit des Klimas in der geologischen Vergangenheit der Erde behandelt, zuerst die Hypothesen über die ursprünglichen Temperaturen der Erde. Zum Schluß folgt eine Uebersicht und kritische Betrachtung der Theorien über die Ursache der Eiszeit resp. der Eiszeiten. Wir stimmen mit dem Autor vollkommen überein, wenn er sich der Ansicht von Campbell anschließt, „daß es niemals auf der Erde eine allgemein herrschende, ausnahmsweise kalte Eiszeit gegeben, daß dieselbe keineswegs eine universelle, sondern lediglich eine lokale Erscheinung und ihre Ursachen eine terrestrisch-meteorologische, nicht aber eine kosmische gewesen."

Diese Skizze giebt einen kurzen Ueberblick des zusammengearbeiteten Materiales, das streng gesichtet und in dankenswerther Weise mit Quellenangaben vorliegt. Hypothesen sind von Beobachtungen getrennt, und das Ganze behandelt in interessantester Weise die klimatischen Veränderungen und ihre Ursachen, so daß wir in genanntem Werk eine schätzbare Ergänzung der meteorologischen Disciplin und einen werthvollen Beitrag zur physischen Erdkunde begrüßen.

A. Scobel.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

I.

Früh am Morgen des 23. Februar 1877 näherte sich der Dampfer, auf welchem sich D. D. Veth befand, der Rhede von Padang auf der Ostküste Sumatras, zu deren Erforschung der Reisende als Mitglied einer wissenschaftlichen Expedition von der Amsterdamer Geographischen Gesellschaft ausgesandt worden war. Die Berge, hinter welchen sich noch die Sonne verbarg, schienen wie eine scharf gegen den lichten Horizont abschneidende Mauer aus dem Ocean emporzutauchen. In ansehnlicher Höhe ragten über sie die Vulkane Ophir, Singalang, Merapi, Padang und Korintji empor, die drei letzten durch eine weiße Rauchwolke ihre Thätigkeit verrathend. Dicht fuhr das Schiff bei einigen kleinen Inseln vorüber, deren üppige Vegetation, reich an prächtigen Kokospalmen, den erquickendsten Gegensatz zu den nackten heißen Küsten von Aden bildete, die noch im Gedächtnisse des Reisenden hafteten. In diesem Augenblicke tauchte der glühende Sonnenball über dem Horizonte auf und übergoß mit seinen warmen Strahlen die Hänge des Gebirges, während die Thäler noch in Dunkelheit getaucht blieben. Während sich der Dampfer der Küste näherte, stieg das Tagesgestirn höher und höher, so daß die Bergmasse, die zuerst wie eine Mauer erschienen war, immer deutlicher erkennbar wurde und die Mannichfaltigkeit ihres Baues mehr und mehr hervortrat. Und als gegen 9 Uhr der Anker hinter der Insel Pisang hinabrasselte, lag das weite Küstenpanorama in seiner ganzen Majestät vor den Augen des Reisenden, mit all seinen von Steilküsten umschlossenen Buchten, seinen Thälern und dem Ocean zueilenden Bächen.

Dr. Veth.

Allein es war nicht viel Zeit übrig, diese nie gesehenen Herrlichkeiten zu bewundern; es galt, die Gepäckstücke zu-

sammenzusuchen und sich fertig zu machen, um das kleine Dampfboot, welches die Verbindung mit Padang besorgt, zu besteigen. Die Stadt selbst war noch hinter dem „Affenberg“, der als langer Sporn weit in das Meer hineinragt, versteckt. Auch solche Reisende, welche weiter nach Batavia fuhren, wollten die wenigen Stunden, die der Dampfer hier verweilte, ausnutzen; jeder beeilte sich, von einem der kleinen Boote, die in Masse herangekommen waren, sich an Land rudern zu lassen. Um 10 Uhr nahm das kleine Dampfboot den Reisenden und einen Theil seines Gepäcks auf und brachte ihn nach dem Flusse von Padang. Da aber der Wasserstand zu niedrig war, um den eigentlichen Landungsplatz zu erreichen, so ward Veth mittels großen Fährbootes an dem gegenüberliegenden Ufer gelandet und mußte dort in glühender Sonnenhitze das Ausladen seiner Koffer überwachen. Um so angenehmer war es ihm, von Herrn van Hasselt, seinem zukünftigen Reisegefährten, in Empfang genommen zu werden. Zu Pferde legten sie die große, von Kasuarinen eingefaßte Straße zurück, welche am Strande entlang nach dem Sumatra-Hotel führt. Unglücklicherweise war dasselbe aber in Folge der Anwesenheit von drei Dampfern der „Nederlandsch-Indische Stoomvaartmaatschappij“ auf der Rhede vollständig besetzt; nicht nur war kein Zimmer mehr zu haben, sondern es war selbst bei der um 1 Uhr servirten „Reistafel“ schwer ein Platz zu erlangen. Erst am folgenden Tage wurde das Gasthaus

Veth's Reisen in Sumatra.

ruhiger, weil zwei der Schiffe abgefahren waren. Viel war damit freilich nicht gewonnen; denn das Essen war widerlich, die Zimmer unreinlich. Dazu wimmelten sie von Ratten und kleinerm Geziefer, unter welchem sich Ameisen besonders unangenehm machten, und boten gegen nächtliche Regengüsse fast keinen Schutz.

Folgt man der Straße, welche von der Flußmündung nach dem Hotel führt, so gelangt man auf den Michiels-Platz mit dem Denkmale des Generals gleichen Namens und einigen europäischen Häusern, darunter dem Gerichtsgebäude. Weiterhin steht die katholische Kirche, wo sich der Weg theilt: links die große Poststraße nach Priaman und Padang-Pandjang, rechts Avenuen mit den hauptsächlichsten europäischen Gebäuden; bei der vorläufigen Residenz des Statthalters vorbei kommt man auf die große Straße, welche über die Barisan-Kette nach Solok führt.

Die Häuser der Europäer sind mit wenigen Ausnahmen alle aus Holz gebaut und ruhen auf Pfählen von 1 bis 2 m Höhe. Meist gehört viel Land zu denselben, so daß das eine von dem nächsten oft durch einen weiten Zwischenraum getrennt ist; so kommt es, daß man 4 bis 5 km zurücklegen muß, wenn man vom Landungsplatze nach den letzten Häusern des Viertels Belantong, und eben so viel, wenn man von dort nach der Residenz des Statthalters sich begeben will.

Am Ufer des Flusses oberhalb des Landungsplatzes liegen die verschiedenen Regierungsämter und Handelshäuser, und auf dem Flusse selbst schaukeln eine Anzahl Boote von landesüblicher Gestalt, welche Waaren von der Stadt nach der

Rhede bringen oder zur Küstenschifffahrt und zum Fischfange dienen. 2 km weiter geradeaus gelangt man nach dem Kampong Klingala, dann, sich links haltend, auf einen kleinen Platz mit einem bescheidenen Gebäude, dem chinesischen Tempel, der den Eingang zum Chinesenquartier zu vertheidigen scheint. In nördlicher Richtung erreicht man von dort wieder die europäischen Stadttheile; östlich dehnen sich weithin malaiische Kampongs aus.

Zwei knappe Wochen etwa genügten Veth und seinen Begleitern, die unumgänglichen Besuche und Einkäufe zu erledigen und den Transport ihres Gepäcks nach Solok (nordöstlich von Padang im Gebirge) zu organisiren. Dann wurde auch der Tag der Abreise festgesetzt, und es fehlte nun nur noch an Pferden. Es ist noch nicht so lange her, daß der Verkehr zwischen Padang und Solok viel zu wünschen übrig ließ. Um die Strecke im Wagen zurückzulegen, mußte man in einem weiten nördlichen Bogen über Padang-Pandjang fahren, d. h. eine Entfernung von 84 Paal (der an der Westküste von Sumatra gleich 1507 m ist); der gerade Weg nämlich, von nur 40 Paal Länge, war selbst für Pferde fast unpassirbar. Seit 1877 hatte man jedoch angefangen letztern fahrbar zu machen, und die Arbeiten waren bereits weit genug gediehen, daß man die ganze Strecke ohne Schwierigkeiten benutzen konnte, freilich noch nicht mit größeren Wagen. Herr van Hasselt sollte deshalb mit seinem kleinen einsitzigen „bendi“ voranfahren und

Der Affenberg bei Padang.

seine Gefährten in Loeboe-Prakoe (12 Paal von Padang) erwarten. Bis dorthin konnten sie fahren und gedachten dann zu Pferde zu steigen.

Am Morgen des 10. März verließen sie also Padang in einem zweirädrigen Karren mit zwei schlechten Pferden, die sie bis an eine 7 Paal von Padang entfernte Brücke schafften, wo der Kutscher aus nichtigen Gründen die Weiterfahrt verweigerte. Kein Zanken, kein Gestikuliren half — der Mann war nicht zu bewegen, die durchaus tragfähige Brücke zu überschreiten, und da die Reisenden wegen der Sättel und Gepäckstücke, die sie bei sich hatten, den Weg nicht zu Fuß fortsetzen konnten, so blieb nichts übrig, als nach Padang zurückzukehren. Dort ließen sie den Vermiether kommen und brachten ihn dahin, daß er zwei neue Pferde stellte und den Wagen selbst kutschirte. Diesmal wurde die bewußte Brücke ohne Anstand passirt — allein nur 3 km weiter hin, bei dem Hause des Straßeninspektors van den Broeken, weigerte sich der Mann aufs Energischste weiter zu fahren, da die Strecke bis Loeboe-Prakoe für zwei Pferde zu viel sei. Durch Vermittelung des Inspektors gelang es jedoch den Reisenden, zwei Eingeborene zum Tragen des Gepäckes zu miethen, so daß sie, noch dazu durch einen Schluck Bier gestärkt, die Reise zu Fuß fortsetzen konnten.

Von hier an änderte sich das Aussehen der Gegend vollständig. Von Padang an hatten sie zuerst die fruchtbare Ebene gleichen Namens gekreuzt, welche aus nichts als Sawahs (überschwemmte Reisfelder) bestand; näher dem Gebirge kamen sie dann durch reiche, stark bevölkerte Kampongs. Nun, hinter Loeboe-Kilangan, wurde der Anstieg

steiler; man gelangte in ein Thal, das von Höhen mit Urwäldern eingeschlossen war und sich mehr und mehr verengte, bis schließlich die letzte Spur menschlicher Thätigkeit verschwand. Nach einstündigem Marschiren erreichten sie Loeboe-Prakoe, einige Hütten, worin Züchtlinge, die beim Straßenbau verwendet wurden, wohnten. Es sind das Eingeborene, die, zu Zwangsarbeit verurtheilt, an einem eisernen Halsringe zu erkennen sind und „kettingjongens" (Kettenjungen) heißen. Da es dort keine Pferde gab, mußten sie weiterlaufen, bis sie der ungewohnten Anstrengung müde und schweißtriefend gegen 4 Uhr auf steilem, sonnigem Wege Datar erreichten. Dasselbe besteht aus zwei europäischen Häusern mit Nebengebäuden; das eine davon stand leer, das andere war anscheinend bewohnt, aber rings verschlossen. Doch entdeckten sie schließlich in einem Stalle zwei Gäule, die ein alter Strafgefangener bewachte. Da sich die Eingeborenen nicht an die Thiere heranwagten, mußten die Europäer das Satteln übernehmen und waren nach anderthalb Stunden endlich so weit, die Reise fortsetzen zu können. Noch waren sie keine halbe Stunde unterwegs, als ihnen zwei Europäer begegneten, van Ophuizen, der in Datar als Verwalter von seines Vaters Kaffeepflanzungen wohnte, und der Bergwerksinspektor Faber, welcher vorläufig mit der Aufsicht über die Zwangsarbeiter beauftragt war. Diese Herren theilten ihnen mit, daß es unmöglich sei, Solok vor Mitternacht zu erreichen, und außerdem unklug wegen des schlechten Zustandes der Brücken und der Tiger nach Sonnenuntergang zu reisen, so daß die beiden Fremden, welche überdies den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten, Ophuizen's freundliche Einladung, bei ihm zu übernachten, von Herzen gern annahmen. So kehrten sie also nach Datar zurück, erquickten sich dort durch ein Bad in dem klaren, kühlen Bache, der hinter dem Hause vorbeifloß, und freuten sich bei Sonnenuntergang der prächtigen

Europäisches Haus in Padang.

Aussicht, in deren Vordergrund der von ihnen zurückgelegte Weg sichtbar war, die aber weiterhin die ganze Umgebung von Padang und in der Ferne selbst ein Stück Meer mit seinem kleinen Archipel umfaßte.

Am nächsten Morgen folgten sie dem im Zickzack durch Urwald aufsteigenden Wege und erreichten nach mehreren mühevollen Stunden die Paßhöhe über die Barisankette, welche 1100 m über dem Meeresspiegel liegt. Dieses Gebirge durchzieht dicht an der Südwestküste die ganze Insel Sumatra und theilt sie in zwei Theile von sehr ungleicher Größe. Jenseits ging es weniger steil hinab in eine mehr bewohnte Gegend; über Reisfelder und bei lachenden Dörfern vorbei, welche zur Rechten an den Abhängen des Vulkans Falang sich hinaufziehen, betraten sie die fruchtbare, gleichfalls mit Sawahs und Ortschaften bedeckte Ebene von Solok. Den Ort selbst, Sitz eines Resident-Adjunkten, erreichten sie erst nach mehrstündigem Marsche durch die Ebene um 4 Uhr Nachmittags; von Lieutenant Albrecht und Militärarzt Cremer wurden sie dort auf das Beste bewirthet.

Am nächsten Morgen brachen sie frühzeitig nach dem 14 Paal entfernten Kampong Soepajang auf. Der Weg führte in anderer Richtung als am vorhergehenden Tage quer über die Ebene, überschritt dann einen Berg und senkte sich in das Thal des Batang (d. i. Fluß) Lawas. Auf einer bedeckten Brücke wurde der Fluß überschritten und dann das gegenüberliegende Plateau erstiegen, wo zwischen herrlichen Reisfeldern die Kampongs Soepajang und Siroekam liegen, und zwar ersterer am Rande der Hochebene nahe einer Schlucht, deren einschließende Felsen an 100 m steil abstürzen, und durch die ein Bach sich seinen Weg gebrochen hat.

Dort trafen sie mit van Hasselt zusammen, der alle Hände voll zu thun hatte, um die Geschäfte seinem Nachfolger zu übergeben und zugleich seine Einrichtung zu verkaufen. Veth benutzte seinen hiesigen Aufenthalt, einige Leute für seine bevorstehenden Expeditionen zu miethen, darunter einen frühern Polizeibeamten Si Maïl, der den Mandur, d. i. Aufseher der Kulis, spielen sollte, und Djemain, früher Bedienten van Hasselt's.

Am 16. März waren alle Vorbereitungen beendet, so daß die Reisenden ihr Vorhaben ausführen konnten, Fort Kock, den Sitz des Residenten, zu besuchen, ehe sie ihre größeren Reisen nach Süden und Osten in die weniger bekannten Theile des Padang'schen Hochlandes antraten. Sie kehrten also nach Solok zurück, übernachteten dort und durchkreuzten am folgenden Morgen bei herrlichem Wetter die schöne Ebene von Solok, welche diesesmal ein höchst belebtes Bild

darbot. Ueberall waren Leute damit beschäftigt, ihre Sawahs zu bestellen, und Legionen weißer Reiher schritten über die Felder und suchten nach Futter; allabendlich kehren sie dann in langen Zügen nach ihren Horsten auf den Bäumen, welche den See Singkarah umgeben, zurück. Letzteres Gewässer sieht so trüb und traurig aus und hat so gar kein Leben, weder an seinem Gestade, noch auf seiner Oberfläche aufzuweisen, daß es den stärksten Gegensatz zu der heiteren Ebene bildet. Zwei steile Bergabhänge steigen zu beiden Seiten des Sees an; der des linken Ufers ganz dicht bedeckt mit Hochwald, der gegenüberliegende vollständig kahl, nur daß hier und da einige Tabakspflanzen stehen, welche die Eingeborenen zu eigenem Gebrauche anpflanzen. Ganz hinten am fernen Horizonte erheben sich die Vulkankegel Singalang und Merapi.

Während die Gesellschaft am westlichen Ufer des Sees hinritt, brach plötzlich ein so heftiges Unwetter los, daß das gegenüberliegende Gestade nicht mehr zu sehen war, und die in den See fallenden Bäche zu tobenden Flüssen anschwollen. Doch erreichten sie glücklich Moeko-Moeko, wo der See seinen Ausfluß nach dem berühmten Flusse Ombilin hat, an welchem die gleichnamigen Kohlengruben liegen. Dort stieg man von den Pferden und nahm in einer der „lapan“ genannten landesüblichen Herbergen etwas Reis und einige Pisangs (Bananen) zu sich. Das Wetter hellte sich auch bald auf, so daß man die Reise fortsetzen konnte. Sanft

Chinesischer Tempel in Padang.

ansteigend führte der Weg hinauf auf die Ebene von Padang-Pandjang, welche 300 m über dem Singkarah-See liegt und einen herrlichen Blick auf diesen und seine Umgebung gewährt. Einige Kilometer weiter begegneten sie drei Reitern, die ihnen entgegengeschickt waren und sofort mit ihnen umkehrten. Dieser letzte Theil des Weges bewies ihnen übrigens die Ausdauer der sumatranischen Pferde; denn obgleich die ihrigen an diesem Tage schon zehn Wegstunden zurückgelegt hatten, so hielten sie doch ohne Mühe mit den neu angekommenen im Trabe aus.

Ein ziemlich bequemes Gasthaus, das dem „Papa Schulze“, einem altgedienten Soldaten, gehörte, nahm sie in Padang-Pandjang auf. Die Ortschaft liegt auf dem Südabhang des Bergrückens, welcher die beiden schon erwähnten Vulkane Singalang und Merapi verbindet. Im Osten ist derselbe durch eine ziemlich große Schlucht durchbrochen, durch welche die an den Südabhängen jener beiden Vulkane entspringenden Gewässer, im Batang Anei vereinigt, südwärts abfließen und die Anei-Schlucht durchströmend an der Westküste von Sumatra münden. Man hat diese Schlucht benutzt, um eine ziemlich gute Verbindung zwischen dem Padang'schen Ober- und Unterlande herzustellen; es ist ein wahres Vergnügen, auf dieser Straße zu fahren, welche, nur an wenigen Stellen steil, meist auf dem rechten Flußufer im Zickzack die bewaldeten Hänge des Gebirges erklimmt. Am Ende der Schlucht wird der Reisende auf das Angenehmste durch einen prächtigen Wasserfall überrascht, der klar und hell vom steilen Felsen herabrauscht. Einen ganz besondern Eindruck muß dieser Anblick auf diejenigen Reisenden hervorbringen, welche direkt von Padang

Wasserfall in der Schlucht des Anei.

nach Padang-Pandjang gehen und mehrere Stunden lang durch die einförmige Küstenebene gefahren sind.

Noch am selben Tage setzte unsere Gesellschaft ihre Reise nach Fort Kock fort, einige in einem gemietheten Wagen, um die Hufe ihrer unbeschlagenen Thiere zu schonen. Der Weg steigt stark und zieht sich in einer Höhe von 1100 m zwischen dem Singalang und Merapi hindurch. Von der Paßhöhe sahen sie die schöne Ebene von Agam mit ihrer prachtvollen vulkanischen Umrahmung zu ihren Füßen sich ausdehnen. Dann ging es steil hinab nach Fort Kock, welches $12^1/_2$ Paal von Padang-Pandjang entfernt ist; Veth wurde dort im Hause des Residenten nach Wunsch untergebracht, seine beiden Gefährten bei dem Kontroleur de Grève, dessen Bruder, Bergmann seines Zeichens, den Fluß Koeantan (Kwantan; in denselben ergießt sich der oben erwähnte Ombilin) erforscht hat und dann ein Opfer seines Entdeckereifers wurde.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

II.

Kolonisation innerhalb der Grenzen des eigentlichen China.

Ein Blick auf die Geschichte des chinesischen Reiches lehrt, daß es zu seiner heutigen gewaltigen, ja, was die Zahl der Bevölkerung anlangt, geradezu beispiellosen Größe nicht durch große Eroberungen oder durch nach einem großen Plane geführte diplomatische Feldzüge gelangt ist, sondern daß es vielmehr die kolonisirende Arbeit der Einzelnen ist, welche das Reich zu dem erwachsen ließ, was es heute darstellt. Die Chinesen drangen aus dem Nordosten des heutigen China nach Süden, Westen und zuletzt auch nach Norden langsam in dem Maße vor, wie ihre Bevölkerung zunahm, sie erwarben sich einen Strich Landes nach dem andern, indem sie das, was ihre Krieger eroberten, mit jenem emsigen Fleiße, welcher sie schon vor Jahrtausenden charakterisirte, der Kultur gewannen. Die fremden Völker werden ausgerottet oder nach den schon gewonnenen Gegenden versetzt und an ihre Stelle tritt ein wohl ausgedachtes System von Militär- und Ackerbaukolonien. Kluge Verwaltung, Ackerbau, Gewerbe, Handel und Verkehr vollenden die Eroberungen und schieben sich langsam immer weiter vor, indem sie einen neuen Schritt immer erst wagen, nachdem sie sich auf der Stelle des vorherigen festgesetzt und gesichert haben. Heute sind es zwar nur noch einige wenige Bezirke von beschränkter Ausdehnung im Süden und Westen des Landes, welche dieser langsamen aber sichern Arbeit noch nicht gewonnen sind, aber wie fast Alles in China ist diese Kolonisationsarbeit von Alters her dieselbe geblieben. Man geht mit der Vorsicht, mit der man die Unterwerfung einer überwältigenden Masse wilder Völkerstämme zu einer Zeit plante, wo China noch nicht ein Viertheil seines heutigen Gebietes umfaßte, an die Kolonisation der schon seit Jahrhunderten rings von Chinesen umschlossenen Gebirgsvölker in Kweitschau oder Szetschuen, oder der schon halb von Chinesen besiedelten Insel Formosa. So kommt es, daß das volkreiche, längst nach außen kolonisirende Reich im Innern noch eine Reihe unbesiedelter und ununterworfener Landschaften umschließt, welche freilich immer mehr eingeengt werden, deren Bewohner aber von Zeit zu Zeit durch Ueberfälle der Kolonisten der Regierung schwere Sorgen machen. Vorzüglich in den Provinzen Kweitschau, Szetschuen, Kuangtung und Jünnan findet man noch solche Gebiete, wie denn die ganze Bevölkerung derselben, zum Theil auch Hunans und Kiangsis, durch Mischung mit diesen „Wilden“ sich in manchen Beziehungen von den Chinesen unterscheidet und manche Züge an sich trägt, die man auch anderwärts als „Kolonistencharakter“ kennt. Hier haben sich auch, nachdem diese fremden Elemente längst aufgesogen sind, ganz wie bei uns, in der Volkssage Erinnerungen an die wilden Völker erhalten, welche einst die Wälder und Gebirge bewohnten. Von wirklichen Resten der Mantze konnte z. B. Fr. Garnier trotz den eifrigsten Erkundigungen nichts erfahren, als er 1873 im Gebiete des Yuen-kiang und Wukiang reiste, aber in schwer zugänglichen Höhlen sollten sie Kisten mit Büchern in „europäischer Schrift“ zurückgelassen haben, und nur die abergläubische Furcht vor diesen Höhlen hält davon zurück, diese wunderbaren Reste näher zu erforschen.

Kapt. W. J. Gill, welcher 1877 die westlichen Grenzprovinzen Chinas bereiste, gab von dem Vordringen der chinesischen Kolonisten in Szetschuen, wo sie die Mantzes immer mehr in die Gebirge zurückdrängen, soweit dieselben sich nicht durch Heirath assimiliren lassen, eine Schilderung, welche die von Richthofen, Cooper und Anderen[1]) früher gegebenen bestätigt und vervollständigt. Er zählt 18 Mantze-Stämme von Jünnan bis in den äußersten Norden von Szetschuen, deren jeder einen König oder eine Königin besitzt. Diese Herren erhalten Abgaben in Arbeit und Feldfrüchten. Die Chinesen verheirathen sich mit Mantzefrauen, aber Verbindung zwischen Mantzemännern und Chinesinnen kommen nicht vor. Die in der Nähe von Ngan-Schun wohnenden Kong-kia-tze sind eine solche Mischung, halten sich aber von beiden, Chinesen wie Mantze, fern. Die hier lebenden Mantze sind erst seit 18 bis 20 Jahren aus manchen Thälern in die höheren Theile des Gebirges zurückgedrängt, wo ihre Dörfer oft wie Adlernester zwischen Felsen kleben. Tiefer unten findet man zahlreiche Ruinen neuern Datums und oft hart daneben ein Chinesendorf: ein sprechendes Zeugniß der Veränderung des einen Volkes durch das andere.

Die Mantze, welche Gill sah, glichen den Chinesen, kleideten sich wie sie und sprachen neben ihrer eigenen Sprache meist auch Chinesisch. So wie die Mantze sind die westlich von ihnen wohnenden Sifan von den Chinesen in die Gebirge gedrängt und diese letzteren haben manche neue Ansiedelungen in dem ihnen zugefallenen Gebiete begründet. Die Bevölkerung von Szetschuen zeigt auch ihren kolonialen Charakter in dem Uebergewicht, das Ackerbauer

---

[1]) Proceedings R. G. Soc. 1877 — 1878.

und Gewerbetreibende bei ihr über Beamte und Gelehrte behaupten. Gill führt die Höflichkeit, mit welcher Fremde in Szetschuen behandelt werden, auf den geringen Einfluß zurück, welchen diese Klassen bei der Bevölkerung haben. Auch drängt diese Bevölkerung offenbar auch nach anderen Seiten als denen, wo Mantze oder Sifan wohnen. Mc Carthy fand auf seiner Reise von Tschinkiang nach Bhamo, in Kweitschau eine von Einwanderern aus Szetschuen gegründete neue Stadt, Tsunisu, neben der ältern gleichen Namens. In Jünnan trifft man überall Hausirer aus Szetschuen.

Der ebengenannte Missionär giebt in seinem Reisebericht (Proceedings R. G. Soc. 1879, I) auch einige Daten über Jünnan, welche einiges Licht werfen auf die interne Kolonisationsarbeit der Chinesen. In den Schandörfern um Momein fand er zahlreiche, aber arme chinesische Einwanderer, deren Elend in scharfem Gegensatze stand zu der Behäbigkeit der altansässigen Schan. Unter den letzteren sind nur wenige des Chinesischen mächtig. In Lanting fand er zahlreiche ansässige Chinesen sowie chinesische Beamte. Auf seinem Wege durch Jünnan begegnete er manchen Spuren einer einst größern Einwanderung aus der Provinz Kiangsu und speciell aus Nanking. Den Dialekt der Bevölkerung von Yung-tschang fand er fast übereinstimmend mit dem von Nanking. In der That wird diese bedeutende Handelsstadt des westlichen Jünnan von einigen mit dem Namen „Klein-Nanking“ belegt, und Mc Carthy wurde versichert, daß in ihr und ihrer Nachbarschaft zahlreiche Auswanderer aus Kiangsu sich niedergelassen hätten.

Andererseits fand Margary kleine Karawanen der Schan, welche auf ihren Ponies Salz verfrachten, bis nach Jünnanfu hinab und in Talifu sieht man sie häufig. Den Gebrauch lebhaft farbiger Kleider fand er in Jünnan allgemeiner als sonst in China und führt ihn auf das Beispiel der grelle Farben liebenden Schan zurück.

Nach Dupuis (Voyage au Yun-Nan. Bull. Soc. Geogr. Paris 1877 II, 1 seq.) besteht die Bevölkerung von Jünnan im Süden und Südosten etwa zu $^1/_{10}$ aus Chinesen, welche aber die besten Ländereien an sich gebracht haben, so daß ein Theil der Eingeborenen sein Getreide bei ihnen kaufen muß, wofür mit Arbeitstagen gezahlt wird. Unter den letzteren herrschen die Stämme der Pai-y und Tën-Laos vor, im Innern der Provinz die schwarzen und weißen Lolos, aber die Mannigfaltigkeit der Stämme ist überall in Jünnan sehr groß und alle sind sie durchsetzt von chinesischen Kolonien aus verschiedenen Theilen des Reiches. Die Eingeborenen suchen zum Theil sich von denselben ebenso wie von einander abzusondern und bei einigen ist der einzige Mann, der Chinesisch versteht, ein chinesischer Sekretär zur Vermittelung des amtlichen Verkehrs mit den Landesbehörden. Ein Theil der einheimischen Bevölkerung ist offenbar bei der Eroberung Jünnans durch die Chinesen über die Grenze gedrängt worden. So traf Dupuis (Voyage au Yun-Nan. Ebendaselbst II, 52) in dem nordöstlichen Winkel von Tonkin zwischen Songka und Jünnan einen Kleinkönig, der von einer Anzahl von Stammeshäuptern anerkannt wurde und der behauptete, ein Abkömmling der vorchinesischen Herrscher von Jünnan, ja sogar der legitime Herr aller eingeborenen Stämme von Jünnan, Kweitschau und Kwangsi zu sein. Seine Residenz heißt Shuien-tian, und Dupuis hatte oft in Jünnan von ihm sprechen hören. Aehnliche Kleinkönige giebt es mehrere zwischen den Grenzen von Jünnan und Annam. Dieselben waren an Tonking tributär bis zur Eroberung dieses Landes durch die Annamiten. Seitdem sind sie unabhängig. Im nächsten Abschnitt werden noch mehrere von diesen kleinen Fürsten zu nennen sein, deren Erhaltung, allerdings in sehr engen Grenzen der Selbständigkeit, zu den Grundsätzen der chinesischen Politik gehört. Zu denselben Grundsätzen gehört auch die Abschließung anderer Mächte oder überhaupt der Fremden von dem Verkehr mit derartigen nicht ganz unterworfenen Völkern oder halbselbständigen Vasallenstaaten. So wurde z. B. auch den englischen Missionären Riley und Mollman, welche Ende 1879 das Lololand von Ngo-mi-schan in Szetschuen aus besuchen wollten, der Eintritt in dasselbe von den chinesischen Beamten nicht gestattet, angeblich um sie vor Angriffen zu bewahren. Die dortigen Lolos sind nach den Schilderungen dieser Reisenden bisher weniger von der chinesischen Kultur beleckt als die meisten anderen nicht chinesischen Gebirgsbewohner.

Uebrigens ist die Provinz Jünnan sammt dem Südwesten von Szetschuen offenbar der noch am meisten eigenartige unchinesische Theil des Reiches. Außer ihrer peripherischen Lage hat dazu der Panthay-Aufstand am meisten beigetragen, welcher in vielen Gegenden zur völligen Vernichtung des chinesischen Elementes führte. Das ändert sich nur allmälig.

Als Margary 1874 Jünnan bereiste, begann sich diese reiche Provinz langsam von den Verwüstungen des Panthay-Krieges zu erholen. Handel und Wandel waren wieder in Gang gekommen und die Ruinen bevölkerten sich „wenn auch langsam, entsprechend dem trägen Gang chinesischer Unternehmungen“. In den letzten Jahren ist in Folge des langdauernden Kriegselendes mit seinem unvermeidlichen Gefolge von Hunger und Krankheiten auch noch die Pest in Jünnan aufgetreten und richtete fürchterliche Verheerungen an (vergl. „Globus“ XXXV, S. 191). Diese von der Natur sehr begünstigte Provinz soll allem Anschein nach nicht sobald zum Genuß der großen Vorzüge ihrer Lage und ihres Bodens gelangen.

Der ebengenannte Reisende (Journal of A. R. Margary, London 1876) fand auf der Grenze von Hunan und Kweitschau und in der letztern Provinz noch vielfältige Spuren der Verheerungen, welche der letzte große Aufstand der Miaotze in Anfang der 50er Jahre in seinem Gefolge gehabt hatte. Weite Strecken waren ganz verödet, Dörfer verlassen, Einwanderer aus Kiangsi und Szetschuen wohnten da und dort in elenden Strohhütten. Doch war schon damals die Kette der Schutzforts, jedes mit 5 Soldaten, die in Zwischenräumen von 5 Li erbaut waren, soweit vollendet, daß die friedlichen Einwohner ruhig ihren Beschäftigungen nachgehen konnten. In Kweitschau waren die meisten Städte, die der Reisende passirte, zu Dörfern herabgesunken, und die Miaotze, welche aus ihren Bergen herabgestiegen und friedlich geworden waren, lebten unter den Ruinen, welche ihnen selbst ihr Dasein verdankten. Der wilde Blick, welcher Margary an die Mischlinge in Nordformosa, die Pepohwan, erinnerte, unterschied selbst die Frauen der Miaotze deutlich von den Chinesen. In den Gewölben der Städte von Kweitschau fand Margary fast immer nur Waaren aus Szetschuen, und wenn er fragte, was Kweitschau dagegen ausführe, pflegte man zu antworten: „Kweitschau erzeugt nichts.“ Salz und Gyps werden in Masse aus Jünnan eingeführt. Einwanderer aus dieser reichen und thätigen Provinz des Westens sind so häufig in Kweitschau, daß Margary erst, nachdem er Wochen in dieser letztern gereist war, eine Ahnung vom Vorhandensein eines eigenen Kweitschau-Dialektes erhielt. Uebrigens geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß auch vor dieser Periode verwüstender Einfälle der Bergvölker die Bevölkerung Kweitschaus hinter der der Nachbarprovinzen an Intelligenz, Bildung und Thätigkeit zurückstand. Die eingewanderten Chinesen hatten wohl etwas zu viel wildes

Miaotzeblut in ihre Adern übergehen lassen. Thatsächlich gilt ja der Kolonist von Kweitschau für träg, schwerfällig und dazu ist er noch „hoffnungslos im Opiumrauchen versunken“ (Margary). Der Nord- und Mittelchinese unterscheidet ihn von sich selbst als Tschung-tschia und hält ihn fast ebenso tief unter dem echten Bürger des himmlischen Reiches stehend wie den Miaotze. Dafür betheiligte er sich auch an den Aufständen des letztern und haßt den Chinesen nicht minder wieder.

Man darf wohl annehmen, daß bei der großen Bewegung, welche die Hungersnoth im Norden, die Heuschreckenplage und Ueberschwemmung im Osten und Südosten des Reiches in der Bevölkerung dieser mit am dichtesten bewohnten Provinzen hervorgebracht hat, auch diese noch nicht ganz kolonisirten Gebiete von den nicht nur Nahrung und Arbeit, sondern auch Boden suchenden Schaaren derer betreten wurden, welche jenen Plagen zu entrinnen dachten. Einerseits fördern solche Heimsuchungen die Verschiebungen und Vermischungen innerhalb der Bevölkerung, und damit die Kolonisirung des Reiches, beziehungsweise Chinesisirung seiner Bevölkerung. Andererseits vermindern sie auch wieder durch die Sterblichkeit, welche sie erzeugen, die Volksdichtigkeit und damit die Anregung zur Auswanderung. Der Begriff Verödung ist ein sehr subjektiver, aber wenn man Schilderungen liest, wie sie Margary (a. a. O. S. 55), Sosnowski („Globus“ XXX, 173) von den verwüsteten und entvölkerten Strichen geben, möchte man glauben, daß in der Bevölkerungszahl des Reiches durch diese da oder dort fast alljährlich wiederkehrenden Geiseln Schwankungen von Dutzenden von Millionen vorkommen müßten. In seiner Arbeit über die ältere und verhältnißmäßig ruhigere Provinz Kwangtung und ihre Bevölkerung (Geogr. Mitth. 1878, S. 419) hat J. Nacken neuerdings wieder die Buntheit der Mischung betont, welche einer so alten, dichten, dabei doch ziemlich beweglichen und mit einer gewissen Nothwendigkeit durcheinandergewürfelten Bevölkerung eigen sein muß. Es giebt thatsächlich vier durch besondere Dialekte, zum Theil auch durch besondere Sitten und ein eigenes Stammesbewußtsein verschiedene Gruppen der Bevölkerung in dieser einen Provinz und dazu noch zwei Gruppen von Ureinwohnern, die Mandschu-Garnisonen und die Fremden. Jenen vier Gruppen weisen die chinesischen Geschichtsschreiber folgende Ursprünge zu: Als die Chinesen eindrangen, unterwarfen sie innerhalb der Grenzen dieser Provinz verschiedene wilde Stämme, wie die Lu, Lin und Wei, mit denen sie sich vermischten. Aus dieser Mischung gingen die Pun-ti oder Eigenerdigen hervor, die eigentlichen Cantonesen. Sie haben die besten Felder, bewohnen die bequemen Ebenen, sind in den Städten dem Handel und Handwerk ergeben. Zu ihnen wanderten aus Nordosten die Hakka oder Gastfamilien, welche auf bisher unbesetzten Ländereien von geringerer Güte sich niederließen. Sie sind mit der Zeit fast ebenso zahlreich geworden wie die Pun-ti und haben sich auch in den Besitz von besserm Lande gesetzt, während sie in den Städten sich meist mit den kleineren Gewerben begnügen. Alle Barbiere in Kwangtung, sagt Nacken, sind Hakkas. Als dritter Stamm sind die Hoklo aus Fukian (Hok-kien) längs der Küste hereingedrungen, wo sie als Fischer, Schiffer und Bauern sich ernähren. Als vierter erscheinen Einwanderer aus Kiangsi in den nördlichen Theilen der Provinz, wo in einem Distrikt, welchen im 15. Jahrhundert eine Seuche fast entvölkert hatte, dazu noch Leute aus Tschikiang angesiedelt sind. Als Ureinwohner gelten bei den Chinesen außer den bekannten Miaotze der Grenzgebirge auch die Tan-ka oder Bootbewohner, welche in der Zahl von etwa 40 000 auf Booten und Pfahlbauen im Canton-Flusse wohnen. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkler, ihre Statur kleiner, ihre Gesichtszüge gröber als bei den Chinesen.

Außer diesen festländischen Provinzen ist unter den zum Reiche unmittelbar gehörenden Theilen Chinas, welche noch in der Kolonisation begriffen sind, die einen Bestandtheil der Provinz Fukian bildende Insel Formosa (chinesisch Taiwan) mit in erster Linie zu nennen. Die Kolonisation schreitet dort rüstig vorwärts. Nach der friedlichen Beseitigung des japanesischen Zwischenfalles (1874) hat die chinesische Kolonisation ihre langsame aber stetige Arbeit auf Formosa neuerdings wieder aufgenommen. Ja, sie hat durch jene zeitweilige Besetzung einiger Punkte am Südende der Insel nur noch stärkere Impulse empfangen. Jedenfalls hat die verhältnißmäßige Leichtigkeit, mit welcher die Japanesen sich dort einen beträchtlichen bis dahin unabhängigen Landstrich unterworfen hatten, die Aufmerksamkeit der Chinesen gerade dahin gelenkt. Außerdem aber lehrte dieser Konflikt, daß die chinesische Regierung für diejenigen Völker, deren Herrschaft sie beansprucht, auch nach außen hin Verantwortung trägt. Um den Räubereien an den Küsten Formosas zu steuern, mußten endlich die Formosaner gründlich unterworfen werden. Seit 1876 kamen dort häufige Gefechte zwischen chinesischen Truppen und Eingeborenen vor. Jene, welche sonst vor den rücksichtslosen tagalischen Kopfabschneidern großen Respekt bekundeten, fühlten sich mit ihren neuen Hinterladern den Eingeborenen weit überlegen und räumten gehörig unter denselben auf, erlitten indessen im Sommer 1878 unter General Tsung dort einige Schlappen, welche zusammen mit dem Fieber ihre Armee auf die Hälfte zusammenschmelzen ließen. Erst nachdem im September desselben Jahres neue Truppen dahin gesandt worden waren, trat Ruhe ein. Seit einigen Jahren sind beständig einige chinesische Kanonenboote in den ostformosanischen Gewässern stationirt.

Auch die Verwaltung empfing einen starken Impuls durch die Lehre, daß man ein vielbegehrtes Land wie Formosa fest besitzen muß, wenn sich keine andere Hand darnach ausstrecken soll. Da das chinesische Besiedelungsgebiet auf dieser Insel sich beständig erweitert, wurde 1876 die Zahl der Beamten erheblich vermehrt. Die chinesische Bevölkerung Formosas schätzte P. Ibis 1875 („Globus“ XXXI, 149 f.) auf 3 Millionen, die der Eingeborenen auf 150 000 bis 200 000. Die Chinesen geben indessen für die erstere mehr als dreimal so große Zahlen. Im Laufe des Jahres 1877 brachte das Pekinger Regierungsblatt mehrere Berichte des Futai Ting-Jih-Chang, welche die Verbesserung des Steuersystems, des Verkehrs- und Kriegswesens der Insel im Auge hatten. Es gilt dieser Beamte für einen der besten unter den hohen Mandarinen. Leider verließ er noch im selben Jahre die Insel. Er beantragte schon Anfangs der 70er Jahre eine ganze Reihe „westlicher“ Reformen für die unter seiner Verwaltung stehende Insel, und es hatte eine Zeitlang den Anschein, als sollte Formosa das Corpus vile werden für officielle chinesische Experimente über europäische Verwaltungskunst. Eine Eisenbahn durch die ganze Insel von Nord nach Süd und eine unterseeische Telegraphen-Verbindung zwischen Futschau und Nord-Formosa wurden damals als Beispiele der Pläne genannt, mit denen er sich trug. Aber diese Dinge zeigten sich als zur Zeit nicht zu verwirklichen, und die 500 000 Dollar, welche der Futai für Eisenbahnzwecke angesammelt hatte, wurden 1878 in Tschili an die Hungerleidenden vertheilt. Immerhin besitzt aber Formosa in der 2 km langen Kohlenbahn von Kilung derzeit die einzige Eisenbahn auf chinesischem Boden, und außerdem 60 km Telegraphen von Taiwanfu bis

Takau. Dafür warf er sich auf die Reinigung des korrupten Beamtenstandes mit einer seltenen Energie und erzielte Bedeutendes in dieser Richtung. „Ting-Jih-Chang,“ sagt der englische Konsulatsbericht aus Tamsui für 1876, „ist in vielen Beziehungen ein hervorragender Mann und vor allem ein hervorragender Chinese. Die unaufhörliche Verfolgung, welche er seit seinem Amtsantritt der Beamtenkorruption jeder Art hat angedeihen lassen, findet wenig ihres Gleichen in der Geschichte des Landes.“ Durch die Ausbeutung der Kohlenlager von Kilung (Nordformosa) nach europäischen Grundsätzen und mit europäischen Maschinen hat er die Einnahmen der Insel in einer Weise gesteigert, welche die Aufhebung einer ganzen Anzahl von jenen kleinlichen Steuern erlaubte, in welchen die chinesische Verwaltungskunst eine wahrhaft komische Erfindungsgabe zeigt. Ein Bericht des Futai im Pekinger Regierungsblatt vom 31. Mai 1877 in dieser Hinsicht verdient als interessanter Beitrag zum chinesischen Besteuerungswesen verzeichnet zu werden. Es wird dort unter anderen die Aufhebung der Steuern auf Fischernetze, Taue, Bambusstöcke, Fischreusen verfügt; einige andere, „wenn auch kleine und lästige Steuern, welche wenigstens insofern gerechtfertigt erscheinen, als sie vom wirklichen Gewinn erhoben werden“ und die in eine Linie zu stellen sind mit den Haselnuß- und Kastaniensteuern von Tschili, werden einstweilen noch beibehalten. Der Straßenbau nahm unter der Leitung dieses Beamten einen hohen Aufschwung. Den Anstoß dazu gab wohl hauptsächlich das seit der japanischen Invasion lebhafter hervortretende Streben der chinesischen Regierung, das ganze Formosa möglichst rasch sich zu unterwerfen. Mehrere neue Straßen von der Hauptstadt ins Innere eröffneten das letztere den Ansiedlern, welche amtlich zur Auswanderung nach Formosa aufgefordert und in Regierungsschiffen dahingebracht wurden. Ein eigener Auswanderungskommissär wurde aus der Zahl der höheren Beamten von Futschau ernannt. Diese wahrscheinlich nicht immer freiwillige Auswanderung wurde mit solcher Energie betrieben, daß der Assistant Protector der Chinesen in Pinang die Abnahme der Einwanderung nach den Straits unter anderen auf sie zurückführte. Eine große Zahl der Auswanderer wurde an die Süd- und Ostküste gebracht, wo ihnen die Regierung Land anwies. Ebendort wurde in der Kwaliang-Bucht eine neue Stadt an derselben Stelle angelegt, wo die Japanesen ihr Lager gehabt hatten.

Zugleich wurden die Mandarinen angewiesen, durch Freundlichkeit sich das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Der Mandarin von Long-Kiau, das die Japanesen besetzt gehabt hatten, hielt z. B. offenes Haus für die Eingeborenen, wo sie sich satt essen und ausruhen konnten. (P. Ibis, „Globus“ XXXI, S. 199.) Leider sind seit 1878 einige von diesen Reformen in Formosa zum Stillstand gekommen, so vor allem die gehoffte „Transinsular-Eisenbahn“. Auch die Kohlenwerke von Kilung und die Erdölwerke haben nicht die Fortschritte gemacht, zu welchen sie berechtigten, so lange sie unter Leitung von Europäern und Amerikanern standen. Ein britischer Konsularbericht für 1878 aus Taiwanfu klagt, vielleicht etwas zu pessimistisch, daß der ganze Reformeifer für die 8 Millionen Dollar, welche er in wenigen Jahren verausgabt habe, nichts Dauerndes geleistet habe, als die Telegraphenlinie und einige kostbare Befestigungswerke. Indessen ist mindestens die sehr starke Hebung der wirthschaftlichen Leistung dieser vor 15 Jahren für den großen Handel fast bedeutungslosen Insel als unleugbare Thatsache zu bezeichnen, welche vielleicht zugleich den besten Maßstab giebt für den Fortschritt der chinesischen Kultur auf derselben. Der Haupthafen für den Verkehr zwischen Formosa und dem Festland ist Amoy (die größeren Kaufleute in Formosa sind vorwiegend aus Amoy) und die Konsularberichte von diesem Platze führen von Jahr zu Jahr größere Summen an für Aus- und Einfuhr Formosas. In der Regel sind die betreffenden Zahlen nicht genau specificirt, doch giebt z. B. der britische Konsularbericht für 1878 den Werth der aus Amoy reexportirten Waaren, die fast ausschließlich nach Formosa gehen, auf 1 151 798 Haikwan Taels = circa 6 900 000 Mark an, während der Fremdhandel der drei offenen Häfen in dem genannten Jahre genau 30 Mill. Mark umsetzte. Ein wenig löblicher, aber für die „Kolonie“ bezeichnender Zug der chinesischen Händler in Formosa ist die geringe Reellität, welche sich hauptsächlich im Theehandel geltend macht. Der formosanische Thee hat in den letzten Jahren durch schlechte Mischung und Packung erheblich von dem Rufe verloren, den er besonders in Nordamerika besaß. In Europa hat er, wie alle Ulongsorten, wegen seiner Bitterkeit nie Fuß fassen können.

Die europäischen Reisenden, welche in den letzten Jahren Formosa besuchten, theilen manche Einzelheiten mit, welche die Fortschritte der chinesischen Kolonisation auf dieser Insel näher beleuchten. Arthur Corner fand 1876 auf einer Reise durch Formosa von Süden nach Norden die Chinesen überall in voller Arbeit. Die Ebene von Taiwanfu ist jetzt ganz von Chinesen eingenommen und bildet den Brennpunkt der chinesischen Kultur auf Formosa. In der Nähe der erstern Stadt wurde das alte Fort Zealandia abgebrochen und aus seinen Steinen eine neue Küstenbefestigung unter Leitung eines französischen Ingenieurs erbaut. In der Nähe von Tarniu und Toapana setzten ihn die sehr gut angelegten terrassenförmigen Bewässerungsanlagen in Erstaunen. Bei Chip-Chip, einem ausschließlich chinesischen Dorf, waren chinesische Kulis beschäftigt einen Wald zu lichten, hatten aber ihre Steinflinten nahe bei der Hand liegen, um sofort jeden Angriff der Eingeborenen abwehren zu können. In der Ebene von Posia fand er die Mischlinge zwischen Formosanern und Chinesen in großer Zahl (H. J. Allen giebt in Proceedings R. G. S. 1877/78 5000 und daneben nur wenige Chinesen an); sie trugen sich völlig chinesisch, waren aber an entschieden malaiischen Zügen ihrer Physiognomie zu erkennen. Sie sind fleißig und ehrlicher als die Chinesen, gleichen ihnen aber nicht in der Geschicklichkeit, mit der sie den Acker bebauen. Die Chinesen nennen sie Pepauhoan oder Pepohuan (auch der Name Sekhuan, d. h. civilisirte Barbaren im Gegensatz zu den Wilden, Tschihuan, wird ihnen beigelegt) und sie wenden diesen Namen wohl auch selbst auf sich an. Manche von ihnen sind Christen. Den unvermischten Eingeborenen stehen sie ganz ebenso scheu oder feindlich gegenüber wie die Chinesen, und es würde nicht möglich sein, einen Führer in das Gebiet, das jene bewohnen, aus ihrer Mitte zu erhalten. Selten versteht einer noch die Sprache derselben und nur einige von ihnen geraubte oder zu ihnen geflohene Weiber dienen als Dolmetscherinnen. Ungemischte Eingeborene, welche von den Chinesen hauptsächlich durch Zufuhr von Branntwein korrumpirt wurden, und nun großentheils von denselben als Sklaven benutzt werden, fand H. J. Allen am See Tsui-siahai, d. h. dem See der Wassermenschen. Sie machten den Eindruck einer heruntergekommenen Race. Bullock giebt (Proceedings R. G. Soc. XXI) ihre Zahl zu 100 bis 200 Familien an. Fast alles Land um den See gehört jetzt den Chinesen. Wie groß die Scheu der Chinesen ist, sich ohne den drängendsten Zwang auf das Gebiet der Eingeborenen auszubreiten, zeigt Margary sehr gut in seinen geistvollen Briefen aus Formosa (The Journal of A. R. Margary. London 1876) an der Thatsache, daß sie selbst hier schon auf die höchsten Höhen, deren Bebauung unendliche Mühe

macht, mit ihrem Ackerbau vorgedrungen sind, trotzdem es nur einiger Energie bedürfte, um die Eingeborenen vom trefflichsten Thalboden zu verdrängen.

Einen Einfluß auf die inneren Wanderungen üben ohne Zweifel endlich auch die europäischen Ansiedelungen in den Vertragshäfen. Dieselben hatten von Anfang an eine große Anziehungskraft auf die chinesische Bevölkerung, welche nicht nur in den Noth- und Kriegszeiten sich mit Vorliebe in den Schutz der europäischen Reservationen flüchtet, sondern auch in gewöhnlichen Zeiten mit Begierde den bessern Verdienst aufsucht, den dieselben bieten. Ein Konsularbericht im preußischen Handelsarchiv (1880 II, S. 532) schätzte ihre chinesische Bevölkerung auf 5 190 000, wovon 1 600 000 auf Kanton, 920 000 auf Tientsin, 620 000 auf Futschau, 600 000 auf Hankau, 269 000 auf Schanghai, 260 000 auf Ningpo, 235 000 auf Taiwanfu und Takau, 130 000 auf Tschinkiang, auf die übrigen 12 jeweils weniger als 100 000 entfallen.

Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

I.

Wenn sich ein Schriftsteller die Mühe nehmen wollte, ein Werk über die Ehe und Eheceremonien der verschiedenen Völker der Erde zu schreiben, das Buch müßte sehr interessant werden und würde zugleich eine Art Kulturgeschichte darstellen, da man aus den Umständen, unter und mit welchen bei einem Volke die Ehe geschlossen wird, auf den Kulturzustand desselben schließen könnte. In einem solchen Buche würde das Kapitel „Albanesen“ zu den anziehendsten gehören und aus diesem Grunde biete ich es den Lesern des „Globus“ als Monographie.

Da es in Oberalbanien Mohammedaner und Katholiken giebt, ist es selbstverständlich, daß nicht bei allen Schkipetaren die Ehen in gleicher Weise geschlossen werden und es ist daher nothwendig jede Religion getrennt zu behandeln.

1. Bei den Mohammedanern.

Die Mohammedaner betrachten es bekanntlich als religiöse Vorschrift sich zu beweiben, da Mohammed in einer Sure des Korans sagt: „Schließt mit jenen Weibern Ehe, die zu heirathen euch erlaubt ist.“ Demnach gehört ein alter Junggeselle bei den Mohammedanern zu den größten Seltenheiten; es sei denn, daß er zu arm ist, um eine Frau ernähren zu können. Der Scherijat (Religionsgesetz) erlaubt jedoch den Rechtgläubigen nur Frauen zu nehmen, welche folgende Bedingungen erfüllen: 1. Sie muß dem Islam angehören. 2. Sie muß entweder Jungfrau, oder Wittwe, oder rechtlich von ihrem ersten Gatten getrennt sein. 3. Sie muß die Geschlechtsreife erlangt haben. (In Albanien wird dafür ein Alter von 12 Jahren für genügend erachtet.) 4. Sie muß gut beleumdet und ihre sociale Stellung jener des Mannes gleich sein. Bezüglich des ersten Punktes nimmt man es jedoch in Albanien nicht so streng, denn es geschieht nicht selten, daß mohammedanische Schkipetaren Christinnen heirathen und diesen erlauben, ihrer Religion treu zu bleiben.

Im Koran findet sich unter anderm Unsinn auch folgende Stelle: „Der Ehebruch mit den Augen ist ein viel schwereres Verbrechen als jener de facto vollbrachte. Kein Mann darf das Gesicht eines Weibes sehen, das nicht seine Gattin, Mutter oder Schwester ist. Aber auch letztere darf er nicht ansehen, wenn ihn bei ihrem Anblick unlautere Gedanken beschleichen. Deshalb darf sich das Weib unter keinerlei Umständen vor einem Manne entschleiern und wenn ihr bei dem Anblick desselben unlautere Gedanken einfallen, hat sie die Augen niederzuschlagen.“

Nach diesem Gebote ist es selbstverständlich, daß der Bräutigam das Gesicht seiner Verlobten vor der Hochzeit nicht sehen kann und daher auch eine Heirath aus Liebe, wie bei uns, zu den Unmöglichkeiten gehört.

Es ist allerdings richtig, daß man es in manchen Gegenden des osmanischen Reiches mit dem Gebote des Korans nicht so genau nimmt. In Konstantinopel z. B. ist der Jaschmak so dünn und durchsichtig, daß er so viel wie gar nichts verbirgt und man jede Bekannte ohne Schwierigkeit erkennen könnte. Dagegen nehmen es viele Mohammedanerinnen wieder sehr genau, und es giebt sogar viele öffentliche Dirnen, die ihr Gesicht um keinen Preis entschleiern würden. Ob dabei nicht etwa der Umstand ins Gewicht fällt, daß die betreffenden Dirnen alt und häßlich sind, will ich nicht untersuchen. Soviel habe ich jedoch auf meinen Reisen im Orient entdeckt, daß gerade die alten Weiber ihre Mumienzüge sorgfältig versteckt halten, die jungen Mädchen jedoch gern „zufällig“ den Schleier lüften, und beide thun meiner Meinung nach recht daran. In manchen Gegenden, z. B. in Smyrna, werden die armen Frauen gezwungen, schwarze Drahtmaulkörbe zu tragen, die es absolut unmöglich machen, auf das Alter oder Aussehen der Trägerin einen Schluß zu ziehen; in Albanien hingegen begnügen sich die Vornehmen mit einem dünnen Stambuler Jaschmak; die armen Mohammedanerinnen verhüllen ihr Gesicht mit einem undurchsichtigen groben Leinentuche, in dem sich, weil enganschließend, bloß Nase, Lippen und Kinn abzeichnen. Die Mädchen nehmen (wie die deutschen Bauernmädchen bei Regen ihre Röcke) ein violett-weiß oder roth-weiß gestreiftes Tuch, das um die Hüften befestigt ist, über den Kopf und halten die beiden Ränder entweder mit den Händen zusammen, oder sie nehmen den Zipfel in den Mund, wenn sie die Hände benöthigen. Naht sich dann ein junger Franke, der ihnen gefällt und dem sie zu gefallen wünschen, so verstehen sie es mit meisterhafter Kunstfertigkeit den Zipfel kokett aus dem Mund gleiten zu lassen und sich mit dem Erhaschen des Flüchtlings so lange zu bemühen, bis der Franke vorbei.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Sache zurück. Da ein mohammedanisches Mädchen aus gutem Hause sich niemals öffentlich zeigt (bloß jene der ärmeren Familien kann man auf der Straße sehen und selbst deren Freiheit wird nach eingetretener Pubertät beschränkt), gehörte es zu den Unmöglichkeiten selbes zu verheirathen, wenn nicht die weiblichen Verwandten wären. Sobald der mohammedanische

Jüngling sein 18. Jahr erreicht hat, denkt gewöhnlich seine Mutter oder verheirathete Schwester (im Nothfall thut es auch eine alte erfahrene Tante) daran, ihm eine passende Frau zu suchen. Wenn sie unter den ihr bekannten Familien kein Mädchen findet, das würdig wäre, ihre Schwiegertochter zu werden (was aber schwer glaublich), so hat sie das Recht, in das nächstbeste Haus zu treten, die Frau zu besuchen und zu fragen, ob heirathsfähige Mädchen vorhanden. Auf die bejahende Antwort läßt sich die Mutter dieselben vorstellen, und wenn ihr eine davon gefällt, beginnt sie die Hausfrau um ihre Verhältnisse auszufragen. Lauten die Antworten befriedigend, so theilt die Mutter ihrerseits der Hausfrau alles mit, was dazu dienen kann, die guten Eigenschaften ihres Sohnes in das richtige Licht zu setzen und ebenso die Ehre und die Vortheile, welche eine Heirath des Mädchens mit ihm böte. Wenn die Hausfrau davon überzeugt ist, folgt sie der Einladung der Mutter, besucht diese, sieht sich durch das vergitterte Haremfenster den Sohn an, und wenn sie von dem Gehörten und Gesehenen befriedigt ist, giebt man sich gegenseitig das Eheversprechen. Weder Sohn noch Tochter werden dabei gefragt. Da sie sich gegenseitig nicht kennen, ist es ihnen ganz gleichgültig und verlassen sie sich in dieser Beziehung ganz auf den Geschmack und das Urtheil ihrer respectiven Mütter.

Selbstverständlich darf kein gesetzliches Ehehinderniß bestehen. Solche aber sind: 1. wenn der Bräutigam schon vier rechtmäßige Frauen hat; 2. wenn die Braut vor Zeugen erklärt, daß sie nicht freiwillig die Ehe eingehen wird. Doch hat zu einer solchen Erklärung (die überhaupt nur äußerst selten abgegeben wird) bloß eine majorenne Braut Berechtigung. Eine minorenne hat keinen Willen; 3. wenn eine der vier oben angeführten Bestimmungen des „Scherijat“ nicht vorhanden; 4. wenn es bekannt ist, daß Braut oder Bräutigam wahnsinnig, hinfällig (resp. impotent) oder mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist; 5. wenn die zu Verheirathenden Verwandte sind.

Bezüglich des letztern Punktes hat man jedoch in Albanien ganz eigene Ansichten. Die beiden Familien dürfen seit Menschengedenken nicht mit einander verwandt gewesen sein. Die Verwandten selbst der Amme sind von der Ehe in der betreffenden Familie ausgeschlossen. Auf dem Lande und in den Bergen heirathen die Mitglieder mancher Stämme oder Barjaks niemals unter sich, weil sie behaupten von gemeinsamen Vorfahren abzustammen. In den Städten dürfen die beiderseitigen Familien niemals mitsammen verschwägert gewesen sein, wobei auch die Verwandten der eingeheiratheten Weiber mit einbezogen sind. Wenn ein Mohammedaner mehrere Frauen nimmt, so dürfen dies niemals Schwestern sein, noch Nichten einer seiner Frauen oder auch Verwandte von Weibern, mit denen er illegitime Verhältnisse unterhalten hat. Also auch niemals Verwandte seiner Odalisken, Kadinen und als Konkubinen benutzten Sklavinnen.

Ist alles in der Ordnung, so wird der Vermählungstag bestimmt und die Ehe vor dem Kadi abgeschlossen. Er befragt das Brautpaar um seine Zustimmung und fleht dann den Segen des Himmels auf dasselbe herab. Es ist auch gestattet per procura zu heirathen: nur muß in diesem Falle der abwesende Theil durch zwei Zeugen vertreten sein (selbstverständlich mohammedanische), und wenn er minderjährig, durch seinen Vormund. Als solcher gelten der Vater, Bruder oder Onkel für den Mann, der Herr für den Sklaven, die Mutter für das Mädchen. Doch verdient bemerkt zu werden, daß bloß bei dieser Gelegenheit die Mutter als Vormund gilt; sonst kann sie niemals diese Stelle bekleiden.

Nachdem der Kadi sein Gebet herabgeleiert, wird der Ehekontrakt unterzeichnet. In demselben ist die Summe festgesetzt, welche der Bräutigam für seine Frau zahlt, sowie die Mitgift, welche letztere mitbekommt; diese besteht jedoch lediglich in einer Ausstattung, d. i. Kleidern, Wäsche, Schmuck, selten Geräthschaften.

Nachdem der Kontrakt unterfertigt, drücken sowohl der Kadi wie auch die Beiständе und Vormünder ihre Siegel bei und die Ehe ist gesetzlich vollzogen. Der Bräutigam hat das Recht, seine Frau von diesem Augenblicke an zu sich zu nehmen, sobald es ihm beliebt. Sollte ihn die Ehe jetzt gereuen, so steht es ihm frei, sich von ihr sogleich wieder scheiden zu lassen, bevor sie sein Haus betreten; in diesem Falle hat er ihr bloß die Hälfte der stipulirten Summe zu zahlen. Jedoch kommt derlei selten vor, da ein solcher Fall unzweifelhaft die Blutrache Seitens der Verwandten der Verschmähten nach sich ziehen würde.

Der Hochzeitszug, welcher die Braut in die Wohnung ihres jungen Gatten geleitet, ist gewöhnlich (besonders bei Reichen) imposant. Die Gäste, deren oft bis zu mehreren Hundert eingeladen werden, sind sämmtlich in ihren prächtigsten Kostümen erschienen. Da wird das Auge von dem Glanze der blitzenden Waffen, der mit funkelndem Golde besetzten bunten Gewänder förmlich geblendet. Sämmtlich sind die Geladenen auf ihren besten prachtvoll aufgezäumten Pferden erschienen und tummeln sich jetzt vor dem Hause. Ein weißer Zelter mit kostbarem Geschirr ist dazu bestimmt, die Braut zu tragen. Diese wird dicht verschleiert in den Sattel gehoben, die Musikanten beginnen einen ohrenzerreißenden Lärm, die Reiter stoßen übermüthige Rufe aus und bemühen sich, ihre Reiterkunststücke zu zeigen, und der ganze Zug setzt sich in Bewegung. Auf jedem freien Platze wird Halt gemacht und der Braut zu Ehren das Dscherid-Spiel aufgeführt. Während des Marsches bilden die Freunde des Bräutigams den Vortrab, jene der Braut den Nachtrab.

In der Mitte befindet sich die junge Frau, im Sattel durch zwei ihrer Verwandten festgehalten. Ein Diener führt den Zelter. Hinter diesem marschiren die dudelnden Musikanten und die „Sänger“, mit gräulichen Stimmen um die Wette brüllend. Entsetzt fliehen alle Passanten und drücken sich scheu an die Häuser, um nicht niedergeritten zu werden.

Vor der Wohnung des Bräutigams angekommen, wird die Braut sorgfältig vom Pferde gehoben und von den Weibern in das Brautgemach geführt. Von den Gesängen, welche während des ganzen Zuges gesungen werden, hat v. Hahn eine Uebersetzung gegeben, welche ich mir hier zu citiren erlaube. Wenn die Braut abgeholt wird, singen die Verwandten: „Möge Dein Weg glücklich sein, Aeltester der Geladenen! Wende Dich rechts; wenn Du eine schöne Gattin bringst, mögen Dir Süßigkeiten und das Backwerk, welches man Dir darbieten wird, Deinem Herzen süß sein. Bringst Du jedoch eine häßliche und ungestaltete Frau, so seien Dir die Süßigkeiten bitter.“

Unterwegs, wenn schon die Braut geführt wird, singt man: „Die Gattin ist unterwegs; sie ist eine sich öffnende Nelke. Die Gattin steht vor dem Thore; sie ist eine duftende Nelke. Die Gattin ist im Hofe; sie ist eine aufgeblühte Rose. Die Gattin ist auf der Stiege; ihre Stirn ist weiß wie Jasmin. Die Gattin ist schon im Saale; ihr Hals ist geneigt wie eine Lilie. Vergieße keine Thränen, o Gattin! — O ich habe schon genug geweint, mein Gatte, denn ich mußte meinen Vater verlassen und werde niemals zu ihm zurückkehren!“

Wenn sodann die Begleiter der Braut sich zurückziehen,

wird gesungen: „Haltet, meine Brüder, haltet! Die Gattin hat euch einen Auftrag zu geben. Wartet noch ein wenig! Grüßet mir meinen Vater und meine Brüder! Haltet, haltet! Grüßet mir meine Mutter und meine Schwestern! Sagt ihnen, daß mein Herz sie niemals vergessen wird. Haltet, haltet! Sagt ihnen, daß der Abendwind ihnen stets die Gebete überbringen wird, welche ich für sie zum Himmel senden werde. Haltet, haltet!"

Sobald die Gattin bei dem Gatten angekommen ist, wird gesungen: „Du bist verloren; was suchst Du, Gattin? — Die Thür des Gatten! — Was giebst Du mir, Gattin, wenn ich sie Dir zeige? — Nett gefaltete und schöngestickte Hemden, mein Gatte! — Für diese danke ich Dir nicht, o Gattin! denn ohne Dich darum zu fragen, werde ich sie Dir nehmen!"

Einmal verheirathet wird die Frau die Sklavin ihres Mannes. Denn der Koran sagt: „Die Frauen müssen ihren Pflichten nachkommen, aber auch die Männer nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit sich ihnen gegenüber betragen. Doch kommt stets dem Gemahl die Herrschaft über die Frau zu." Der Koran geht in Bezug auf das eheliche Leben in die genauesten Details ein. Alles ist geregelt, so daß der Mann niemals im Zweifel über seine Rechte und Pflichten sein kann. Der Koran verpflichtet ihn zur Ernährung seiner Frau; er muß sie kleiden und beherbergen und mindestens zweimal monatlich seiner Gattenpflicht nachkommen, widrigenfalls ihn die Frau beim Kadi verklagen und dazu verhalten lassen kann. Seine Weigerung wäre Scheidungsgrund.

Hat der Mann mehrere Frauen, so ist jede derselben berechtigt, ein eigenes Gemach zu beanspruchen. Wenn er der einen Gattin ein Geschenk macht, müssen auch die anderen auf Verlangen dasselbe erhalten und der Gemahl darf niemals der einen Frau etwas abschlagen, was er der andern gewährt hat. Diese lästigen Bestimmungen mögen nicht wenig dazu beitragen, daß die Vielweiberei im Orient nur bei den sehr Reichen vorkommt und die Anderen sich weniger rechtmäßige Frauen nehmen, dagegen mehr auf Sklavinnen halten und sich noch lieber — leider sehr allgemein! — mit Knaben abgeben.

Ich habe oben eines Scheidungsgrundes erwähnt. Solcher giebt es indeß mehrere. Ehebruch zählt selbstverständlich auch dazu, obwohl der Albanese in diesem Falle die Scheidung schneller und kürzer durch einen Pistolenschuß oder Messerstich besorgt. Schlechte Behandlung und beständiger häuslicher Hader begründen ebenfalls das Gesuch um Ehescheidung. Wenn der Gatte verreist oder verschollen ist und nicht innerhalb einer vom Kadi bestimmten Frist zurückkehrt, hat die Frau das Recht Scheidung zu verlangen. Ebenso kann eine Scheidung stattfinden, wenn der Mann nachträglich findet, daß seine Frau hinkt (so zwar, daß sie weder gehen noch stehen kann), blind oder mit Geschwüren behaftet ist. Auch wenn sie verrückt, unfruchtbar, ja selbst wenn sie übermäßig dick ist, kann der Mann Scheidung verlangen. Nur muß es gleich nach dem Entdecken dieser Eigenschaften geschehen. Die Frau darf ihrerseits Scheidung beanspruchen, wenn der Gatte impotent, verrückt oder allzu dick ist. Sollte sie jedoch dies nicht gleich thun, verliert sie ihren Anspruch auf die vom Manne zu zahlende Mitgift. Diese muß jedoch der Mann ganz zahlen, sobald die Scheidung auf seinen Wunsch erfolgt. Nach dem Koran hat auch der Mann das Recht, seine Frau zu verstoßen. Nach der Scheidung darf sich der Mann sofort wieder verheirathen; die Frau jedoch erst vier Monate und zehn Tage später. Ebenso lange muß auch die Wittwe mit der zweiten Ehe warten. Die Ehescheidungen sind in Albanien gar nichts Seltenes, doch finden sie meist bei kinderlosen Paaren statt.

Wenn ein Kind geboren wird, so begnügt sich die Behörde mit der einfachen Anzeige der Eltern, da keine Dokumente über dieses Ereigniß ausgestellt oder sonstige Akte aufgenommen werden. Das Kind ist legitim, sobald es der Vater als solches betrachtet. Doch haben seine Erben das Recht, die Legitimität zu bestreiten, sofern sie beweisen können, daß die Mutter vor weniger als sechs Monaten vor Geburt des Kindes in das Haus des Gemahls gekommen. Illegitim ist auch jedes vor der Hochzeit geborene Kind, selbst wenn es der Vater anerkennen wollte. Ebenso hat ein zehn Monate nach dem Tode des Gatten geborenes Kind keinen Anspruch auf Legitimität. Die Kinder von Sklavinnen werden frei und erbberechtigt, wenn der Vater (der indeß selbst frei sein muß) sie dazu erklärt. Originell und erheiternd ist die Bestimmung des Gesetzes: „Wenn ein Mann sich in der Eile vergreift und irrthümlich die Frau oder Sklavin eines Andern für die seinige haltend sie schwängert, so wird das Kind frei und erbberechtigt." Darnach scheint es, als ob solche sonderbaren „Versehen" und „Irrthümer" nicht so selten wären.

Außer der Beschneidung sind die Kinder auch dem Rasiren des Kopfes unterworfen, das am siebenten Tage nach der Geburt stattfindet.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

II.

Wenn Jokohama dem Fremden, der den Boden Japans hier zum ersten Mal betritt, fast unausbleiblich wie ein Bild der traurigsten Monotonie und grauen Nüchternheit erscheinen wird, so bietet ihm Tokio dagegen eine schwer zu bewältigende und immer von Neuem überraschende Fülle des verschiedenartigsten Beobachtungsstoffes dar. In den heterogenen Theilen, aus denen die gewaltige Hauptstadt besteht, spiegeln sich die Hauptphasen der wechselvollen neuern Geschichte des japanischen Reiches wieder. Seitdem im 12. Jahrhundert die Entwickelung eines mächtigen Vasallenthums der Kriegsfürsten begonnen hatte, war das Land mit nur kurzen Unterbrechungen der Schauplatz fortgesetzter Kämpfe zwischen den einzelnen Daïmios oder Vasallen. Die Gewalt des in seiner Hauptstadt Kioto residirenden Mikado, des „direkten Nachkommen der Sonnengöttin", war in stetem Abnehmen begriffen, der Herrscher selber in seiner geheiligten Zurückgezogenheit gar oft ein Spielball seiner kämpfenden Lehnsfürsten. Da gelang es gegen das Ende des 16. Jahrhunderts dem tapfern Ijejasu, einem der mächtigsten unter den Daïmios, alle streitenden Parteien zu besiegen und die eigentliche Herrschaft über das Reich an sich zu reißen. Er nahm den alten Titel der Lehnsfürsten, Sei-i-Schogun (Feldherr gegen die Barbaren), wieder an und kennzeichnete dadurch seine Absicht, die auf der alten religiösen Fiktion begründete Oberhoheit des Schattenmikado aufrecht zu erhalten. Unter ihm und seinen Nachfolgern,

dem stolzen Geschlechte der Tokugawa, folgte nun eine lange Zeit ersehnten Friedens und mächtigen Aufschwunges für das Land. Diese unumschränkte Machtstellung der Schoguns und die daneben fortdauernde Scheinregierung des Mikado hat die Veranlassung zu der so lange bei uns verbreitet gewesenen irrigen Vorstellung von dem dualistischen Regierungssystem Japans gegeben, von dem gleichberechtigten Nebeneinanderbestehen eines „geistlichen und eines weltlichen Kaiserthums“. Wie man sieht, hat ein derartiges System nie bestanden: dem Namen nach haben vor dem Beginn der sogenannten historischen Dynastie, d. h. von dem 6. Jahrhundert v. Chr. an bis herab auf den jetzigen Herrscher des Landes, den 123. Nachkommen der Sonnengöttin, die Mikados unverändert die höchste Regierungsgewalt in Händen gehabt und der Schogun (oder Taikun) ist nie etwas anderes gewesen als ein Vasall. Zur Hauptstadt des Schogunats wurde Jedo gewählt; und in dieser Wahl wie in allen anderen Maßnahmen seiner kräftigen Regierung bewies Ijejasu sich als einsichtsvoller fähiger Herrscher. Die kolossalen Bauten, die er begann und seine Nachfolger beendeten; die gewaltige Burg mit den starken, 80 bis 100 Fuß hohen Umfassungsmauern, den tiefen Gräben und steilen Wällen; die zahlreichen in größerer und geringerer Entfernung die Burg umgebenden Festungen und feudalen Schlösser der Daïmios; die langen finsteren barackenartigen Gebäude, in denen die Samurai, die Kriegerscharen der einzelnen Fürsten, untergebracht wurden: alle diese Bestandtheile der alten „Regierungsstadt“ Jedo erzählen heute noch von der vergangenen Größe des alten abgeschlossenen Japan und von der Tokugawa-Dynastie, vergangene Größe erst seit 12 Jahren; denn noch nicht länger ist es her, seitdem der Schogun sich in das Privatleben zurückzog, und der damals erst siebenzehnjährige Mikado, von einer großen Partei Unzufriedener aus den höchsten Schichten des Volkes veranlaßt, aus seiner geheiligten Verborgenheit hervortrat, die Zügel der Regierung ergriff und die meist willig dargebotenen Lehnsgüter der Daïmio für die Krone einzog. Er konnte die veränderte Stellung, die er in Zukunft dem Lande gegenüber einzunehmen gedachte, nicht besser kennzeichnen, als er es durch die Verlegung seiner Residenz aus dem Palasttempel von Kioto nach der östlichen Hauptstadt Jedo that, die sich unter dem Schutze der Schoguns und begünstigt durch das rege Treiben der verschwenderischen Lehnsfürstenhöfe zu der volkreichsten und wichtigsten Stadt des Landes entwickelt hatte. Nicht weniger als 125 Dörfer der ehemaligen Umgegend waren schon in den Bereich der stets wachsenden Stadt hineingezogen worden, und wenn auch jetzt die bisher in Jedo stationirt gewesenen Samuraï der einzelnen Fürsten entlassen wurden und zum großen Theil sich in die Provinzen zerstreuten, so behielt die neubenannte Hauptstadt Tokio doch immer noch über eine Million Einwohner. Von den sieben Städten des Reiches (Jokohama, Tokio, Kobe, Osaka, Nagasaki, Niigata und Hakodate), in denen heute Ausländer unter gewissen Beschränkungen sich niederlassen und Handel treiben dürfen, hat Tokio am meisten den Charakter einer Zukunftsstadt angenommen. Die Zahl der Häuser von europäischer Bauart wächst von Jahr zu Jahr, ohne daß die Stadt dadurch zu ihrem Vortheile verändert würde; denn das feine Gefühl und richtige Verständniß, welches die Japanesen in ihrer eigenen Kunst fast immer das Rechte und Zweckentsprechende treffen läßt, wird ihnen leider untreu, wo es sich um Nachahmung fremder Vorbilder und Aufnahme fremder Erzeugnisse handelt. Bis auf den monumentalen Prachtbau der technischen Hochschule und noch einige andere unter den öffentlichen Gebäuden weisen die „Bauten der Neuzeit“ in Tokio, das Residenzschloß des Mikado nicht ausgenommen, den nüchternsten „Kasernenstyl“ oder auch den in Amerika beliebten „Styl der billigen Villa“ auf. Und bei dem konservativen, stereotypirenden Charakter alles japanischen Kunstbetriebes liegt die Gefahr nahe, daß diese falsche Geschmacksrichtung, die durch die mehr als fragwürdigen Leistungen europäischer und amerikanischer Architekten hier ins Leben gerufen worden ist, von jetzt an die einheimische Baukunst beherrschen wird. Zum Glück aber giebt es auch in Tokio noch ganze Stadttheile, die durch den fremden Einfluß äußerlich kaum verändert erscheinen; und wenn auch die langen Reihen der niedrigen ungestrichenen Holzhäuser nichts weniger als imposant oder schön aussehen, so harmoniren sie doch besser mit dem eigenartigen Volksleben, das sich in den Straßen der Stadt bewegt. Die Geschäftsstadt des alten Jedo ist heute noch der am dichtesten bevölkerte Stadttheil; über einen der zahlreichen Kanäle, welche den Straßenverkehr entlasten, führt hier die berühmte Nippon-Baschi-Brücke, das geographische Centrum des Reiches, von dem aus alle Entfernungen bemessen werden. Große Magazine und feuerfeste Speicher mit hohen grauen Ziegeldächern geben diesem Theil der Stadt ein verhältnißmäßig großartiges Ansehen; von den zahllosen Läden Tokios befinden sich die hervorragendsten in diesem Quartier. Auf den Kanälen drängen sich die hochbeladenen Boote; schwerbepackte Lastpferde, mit den üblichen Strohschuhen an den Füßen, Wagen und Karren, von Menschen gezogen, Lastträger und Arbeiter, die mit dem Auf- und Abladen, dem Ein- und Auspacken der verschiedensten Waaren beschäftigt sind, erfüllen die Straßen vom Morgen bis zum Abend mit einem lauten Leben, das an die geräuschvollsten Straßen von New York und Liverpool erinnert. Die verschiedenen anderen Stadttheile — Tokio besteht aus 1400 Straßen — sind meist durch ausgedehnte Gärten, Parks, Begräbnißplätze und Tempelhaine, ja in einigen Fällen auch durch Felder von einander getrennt und lassen dadurch deutlich erkennen, wie hier einst viele Ortschaften zu einem großen Ganzen zusammengeflossen sind. So breitet sich denn auch die Stadt über ein unverhältnißmäßig großes Terrain aus, das man im Ganzen nur aus der Vogelperspektive überblicken könnte. Was man von einer der benachbarten Höhen zu sehen vermag, sind immer nur einzelne Theile: verstreute dichtgebaute Massen grauer Häuser, zahlreiche waldartige Baumpartien, Gruppen von kleinen Tempeln mit geschweiften Dächern, dann wieder zwischen Gärten sich hinziehend eine Reihe ehemaliger Landhäuser, die jetzt inmitten der Stadt liegen; die Anhöhe, auf der das von hohen Tannen und Kryptomerien überragte gewaltige Mauerwerk der Burg steht; ausgedehnte Gartenanlagen mit Theehäusern darinnen; die großen Tempel von Schiba, Asakusa und Ujeno; einzelne Blicke von Kanälen und breiten Gräben mit steilen Böschungen, europäische Gebäude, die durch ihre Farbe und ihre vielfenstrigen Fronten das Auge auf sich ziehen. Das Einzige, was dem Beschauer in diesem Bilde imponiren kann, das sind eben die ungeheuren Entfernungen zwischen den einzelnen Punkten und das dichte Menschengewimmel in einigen Stadttheilen, dessengleichen auch keine andere Stadt Japans aufzuweisen hat.

Die meisten der heute noch im Dienste der japanischen Regierung stehenden Ausländer leben in Tokio, wo sie in ihrer Eigenschaft als Beamte auch außerhalb der engen Grenzen des traurigen Fremdenstadttheils Tsukij wohnen dürfen. In Tsukij befindet sich außer einer Anzahl von Handelshäusern und einer großen Niederlassung von christlichen Missionären, die hier, wie im ganzen Japan, mit

wenig Erfolg arbeiten, auch das Gesandtschaftsgebäude der Vereinigten Staaten. Die Politik der Reserve, welche die Regierung der Vereinigten Staaten mit so vielem Glück in ihren Beziehungen zu Japan befolgt hat, findet auch in dieser freiwilligen Zurückhaltung einen leicht verständlichen Ausdruck. Die deutschen, russischen, italienischen und englischen Gesandtschaften haben sich innerhalb des einst geheiligten Raumes der „Regierungsstadt“ des alten Jedo niedergelassen, wo auch die Mehrzahl der alten feudalen Schlösser heute zu Regierungszwecken verwendet wird.

In dem Hause des englischen Gesandten fand Miß Bird die freundlichste Aufnahme und jede nur mögliche Unterstützung in ihren Reisevorbereitungen. Es handelte sich für sie zunächst darum, einen brauchbaren, zuverlässigen und des Englischen einigermaßen kundigen Diener für die Reise ausfindig zu machen; aber wenn sich auch eine Menge von Bewerbern in allen Stadien der Europäisirung zu diesem Posten meldeten, so reichte ihr Englisch selten bis über die Beantwortung der Frage nach ihren Lohnansprüchen hinaus, die sie regelmäßig mit einem geläufigen „Twelve dollars a month“ beantworteten; ihre Reiseerfahrungen aber beschränkten sich auf die großen Straßen nach den vielbesuchten Heiligthümern und Städten. Während so die Abreise sich von einem Tage zum andern verzögerte, benutzte Miß Bird den unfreiwilligen Aufenthalt zu gründlicherer Besichtigung der Wunder von Tokio.

Unter den 3000 Bauwerken, die in der Hauptstadt allein dem Schinto- und dem Buddha-Kultus geweiht sind, nimmt der Tempel von Asakusa die erste Stelle ein. Derselbe ist der Verehrung der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit, der „tausendarmigen Kwannon“, gewidmet. Im Großen und Ganzen sind die buddhistischen Tempel Japans in Form und Ausführung alle einander gleich; sie haben sämmtlich den einfach oder doppelt überdachten Thorweg, in dessen Seitennischen grellbemalte Figuren stehen; den gepflasterten Tempelhof mit einer größern oder kleinern Anzahl von Steinlaternen; amainu oder himmlische Hunde, die, aus Stein gehauen, auf steinernen Postamenten stehen; offene oder von einem Dache überwölbte Steinsarkophage für das geweihte Wasser; dann mehrere Stufen, die zum eigentlichen Tempel hinaufführen, einen Portikus, der sich als Veranda rings um den Tempel fortsetzt; die hölzernen Wände des Tempels, die auf steinernem Fundament ruhen, sind nach außen gewöhnlich mit starken, lackirten oder auch ungestrichenen Brettern bekleidet, nach innen aber mit dünner schön geglätteter und in Mustern zusammengefügter Täfelung von dem Holze der Retinospora obtusa belegt. Das unverhältnißmäßig schwere Dach, das in der bekannten Form ausgeschweift ist, hat entweder eine Deckung von seltsam geformten und künstlich aufgelegten Ziegeln, oder von mit Gold verzierten Kupferplatten; bei einigen Tempeln ist es auch mit saubergearbeiteten Schindeln gedeckt. Die quadratische oder längliche Halle im Innern ist durch ein Gitter von einem erhöhten Platze mit zwei Altären und einem Schreine getrennt, in dem sich ein Bildniß Buddhas oder der Gottheit, der der Tempel geweiht ist, befindet. Einige stereotype Zierrathen und ein Weihrauchbrenner sind ebenfalls in allen Tempeln vorhanden; die weitere Ausschmückung sowie die Art der Symbole und Idole hängt von der Sekte ab, welcher der Tempel angehört, sowie auch von dem größern oder geringern Reichthum ihrer Anhänger und der Phantasie ihrer Priester. Die breite Straße, die von Ost-Tokio nach dem ehemaligen Dorfe Asakusa führt, ist stets von Fußgängern und Fuhrwerken, die zum Tempel gehen oder von dort kommen, überfüllt. Hier ist auch der Endpunkt einer der wenigen Omnibuslinien der Stadt, einer Neuerung, die sowohl in Bezug auf die elenden kleinen Pferde als auch auf die schlechten Wagen fast alles zu wünschen übrig läßt. Am Ende dieser Fahrstraße schon zeigt sich die Nähe eines „Gotteshauses“ in der hier üblichen Weise an: Restaurants, Theehäuser, kleine Theater, wo die Geischas, d. h. Tänzerinnen und Sängerinnen, für die Unterhaltung sorgen, laden die Pilger zu ihren mehr oder weniger unschuldigen Freuden ein. Ein gepflasterter Fußweg führt von hier nach dem Haupteingange, einem zweistöckigen, dunkelroth gemalten Thore mit doppeltem Dache. Auch auf beiden Seiten dieses Weges ziehen sich Reihen von Buden hin, in denen vorzugsweise Spielzeug, Tabak und Rauchutensilien und die künstlich geschnitzten oder reichverzierten Haarnadeln der Frauen verkauft werden. Näher am Tempel nimmt der Inhalt der Buden einen andern Charakter an. Rosenkränze, kleine, im Aermel oder Gürtel zu tragende Götzenbilder, Amuletbeutel, vor allen Dingen aber Abbildungen des fröhlich aussehenden Daikoku, des Gottes des Reichthums, der der populärste von allen japanischen Hausgöttern ist, und zahlreiche ähnliche Dinge werden feilgeboten. Täglich ist in Asakusa Festtag, und täglich strömen viele Hunderte von Männern, Weibern und Kindern hier zusammen, um die Hülfe der Göttin zu erflehen oder an einem der zahlreichen anderen hier vorhandenen Schreine zu beten. An den großen Festtagen des matsuri jedoch, wenn der heilige Wagen der Göttin nebst verschiedenen heiligen Symbolen ausgestellt und nach religiösen Aufführungen und Tänzen in feierlicher Procession zum Meere gebracht wird, zählen die Gläubigen, die sich hier versammeln, nach Zehntausenden. Die beiden verzerrten gigantischen Figuren, das männliche und das weibliche Princip der chinesischen Tempel, stehen auch hier als Thorhüter am Eingange, der eine roth, mit weit geöffnetem, der andere grün, mit festgeschlossenem Munde. An dem Gitter, das sie umschließt, hängen eine Anzahl von Strohsandalen, Votivgaben von Leuten, welche die Stärke der in den Muskelpartien besonders ausgearbeiteten kolossalen Gestalten erlangen möchten. Von dem Dache des Haupteinganges, das auf einer Anzahl runder Säulen ruht, hängen mehrere, zehn Fuß lange Papierlaternen herab; die große Tempelhalle besteht aus einem nicht mit Matten belegten äußern und einem durch ein Gitter abgetheilten innern Raume, in den man nur gegen eine kleine Bezahlung Einlaß erhält, wenn man in größerer Abgeschlossenheit beten oder auch die Priester für sich Gebete sprechen lassen will.

Der Lärm, die Unordnung und das fortwährende Kommen und Gehen in dem äußern Raume wirken auf Jeden, der zum ersten Male hierher kommt, fast betäubend. Das unaufhörliche Klappern der Holzschuhe, welche die Japanesen außerhalb des Hauses unter den Füßen zu tragen pflegen, das Hin- und Herschwirren von zahllosen Tauben, die unter dem Thordache nisten, das Läuten der Gebetglöckchen vermischt sich mit dem Schall von dumpfen Trommeln, dem eintönig kreischenden Gebet der Priester, dem leisen Murmeln der anderen Beter und dem gelegentlichen lauten Lachen und Sprechen der Andächtigen. Verkäufer von Amuleten und Rosenkränzen hocken überall auf dem Boden; ein unterhaltendes Studium aber gewähren die Votivgaben, die hier rings an dem Gitter aufgehängt sind. Neben zahlreichen staubigen Haarzöpfen von Männern und Frauen, die als Gelübde für Kranke dargebracht zu werden pflegen, sieht man hier Dankopfer der verschiedensten Art für Gebetserhörung sowie auch große, zum Theil rohe, grellbunte Bilder, auf denen irgend eine durch die Göttin bewirkte wunderbare Errettung aus großer Lebensgefahr dargestellt ist. Eines dieser Bilder, das besonders in die Augen fällt, zeigt eine Dampferexplosion auf dem Sumidagawa, bei der 100 Men-

schen ums Leben gekommen sind und der dankbare Stifter des Bildes allein gerettet wurde. Der heiligste Raum des Tempels, der Hochaltar, der Schrein mit dem Bilde der Göttin, u. s. w., ist durch ein grobes Netz aus Eisendraht abgeschlossen; in diesem Allerheiligsten stehen die großen Leuchter, kolossale Lotosblumen aus vergoldetem Silber, heilige Bücher, seltsame Geräthe aus lackirtem Holz, Glocken, Gongs und Trommeln und der ganze übrige Symbolapparat der buddhistischen Religion, die für die Gebildeten und Wissenden ein System der höchsten Moral und Metaphysik, für die Massen aber ein Wust abergläubischen Bilderdienstes ist. In dem trüben, durch Weihrauchdunst noch verdüsterten Raume innerhalb des Netzes sieht man die Priester mit den kahlgeschorenen Häuptern, mit reichen Gewändern bekleidet, geräuschlos über die weichen Matten um den Altar schreiten, auf dem der Schrein der Göttin steht; sie zünden die heiligen Kerzen auf den großen Leuchtern an, indem sie Gebete murmeln und die kleinen ringsum hängenden Glocken berühren. Ein großer Kasten, der vor dem Gitter steht, ist zur Aufnahme der Opfer der Gläubigen bestimmt, und fast unaufhörlich ertönt das leise Klingen der hineinfallenden Kupfermünzen. Verschiedenartig wie die bunte Menge, die hier zusammenströmt, ist auch ihre Weise zu beten; bei den einen besteht das Gebet in einem nachdrücklichen Wiederholen unverstandener Worte in einer fremden Sprache; bei den anderen im Erheben und Aneinanderreiben der Hände, im Auf- und Niederbewegen des Kopfes, Abzählen des Rosenkranzes u. s. w. Nur wenige, die wirklich von Leid bedrückt sind, zeigen etwas wie Andacht oder werfen sich in inbrünstigem Gebete zu Boden. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren mehrere von den großen Götterbildern, die über und über mit kleinen, fest anklebenden Papierkugeln bedeckt sind, von denen auch Hunderte in dem umgebenden Drahtgitter stecken. Wer eine Bitte an die Gottheit zu richten hat, schreibt dieselbe auf ein Stück Papier, oder, was noch wirksamer ist, er läßt sie von einem Priester aufschreiben, zerkaut dann den Zettel und spuckt ihn gegen das Götterbild. Hat er gut gezielt, geht die Kugel durch das Gitter und klebt an dem Bilde fest, so gilt dies für ein gutes Omen; bleibt sie im Gitter stecken, so findet das Gebet keine Erhörung.

Rings um den Tempel der tausendarmigen Kwannon liegen noch zahlreiche kleine Heiligthümer und Schreine zerstreut; einige derselben gehören dem Schintokultus an, der ursprünglichen Religion Japans, einem fast jedes ethischen Gehaltes baaren Bilder- und Ahnendienste, der lange Zeit durch die höhere buddhistische Lehre ganz in den Schatten gestellt und durch das vereinte Bemühen der Schoguns und der Buddhapriester schließlich mit derselben vermischt worden war. Bei dem Beginne des neuen régime wurde der Schintoismus mit seinem Glauben an die göttliche Abstammung und Gottgleichheit des Herrschers wieder zur Staatsreligion erhoben; doch vertrug sich das alte verrottete Glaubenssystem so wenig mit den Fortschritten der Regierung auf der eingeschlagenen Bahn, daß schon wenige Jahre später (im Jahre 1877) die mit so vieler Feierlichkeit inaugurirte Staatsreligion stillschweigend wieder in den Hintergrund verwiesen und eine Behörde für die Verwaltung aller Kultusangelegenheiten eingesetzt wurde.

Der weite Tempelgarten von Asakusa, mit seinen Wundern von zu Figuren verschnittenen Bäumen, den als Gemälden gezogenen Blumenbeeten und Miniaturlandschaften, ein Prototyp der japanesischen Gärtnerkunst, ist vom Morgen bis zum Abend von einer auf- und niederwogenden Menschenmenge bevölkert. Der lebhafte Natursinn der Japanesen, deren Hauptvolksfeste in dem Bewundern der frühjährlichen „Kirschenblüthe", des „Iris- und Päonienflors", der „Lotos- und Chrysanthemumblüthe" bestehen, zeigt sich auch hier wieder vereint mit der harmlosen Freude an den bunten Sehenswürdigkeiten und kindlichen Belustigungen, welche die in dem Garten aufgestellten Buden wie auf unseren Jahrmärkten darbieten. Aber welch ein Unterschied zwischen der Volksmenge auf unseren Märkten und diesen still und gesittet umherwandelnden Gruppen des japanischen Volkes. Man sieht sich unwillkürlich nach einigen der 6000 in Tokio stationirten Polizeibeamten um, die diese ihrem Vergnügen nachgehende Menge so im Zaume halten. Aber es ist von keiner Beaufsichtigung die Rede, und wie man das Volk hier erblickt, so findet man es im ganzen Japan wieder: in der Oeffentlichkeit stets gesittet und höflich; auch in der größten Volksmenge während des Tages nur selten ein Betrunkener zu sehen oder ein lautes Wort des Streites zu vernehmen. Ein genaueres Bekanntwerden mit den japanischen Zuständen belehrt den erstaunten Fremden aber nur zu bald, daß man nach diesem ernsthaft-anständigen Verhalten durchaus nicht auf besondere sittliche Reinheit, Mäßigkeit oder ähnliche Tugenden schließen darf. — Nach strenger Landessitte dürfen Männer und Frauen hier auf den Straßen und an öffentlichen Orten nie neben einander gehen; unter den Gruppen der Weiber, deren kleine schwächliche Gestalt oft unter der Last eines auf dem Rücken in den Falten ihres Obergewandes hockenden Kindes gebückt ist, sieht man nur selten eine anmuthige Erscheinung. Die abscheuliche Mode des Schwarzfärbens der Zähne, des Ausreißens der Augenbrauen, der dicke weiße Puder auf dem Gesichte, die scharlachroth bemalten Lippen und nicht zum wenigsten die ungünstige hinderliche Tracht stimmen mit unseren Begriffen von Schönheit nicht überein. Das Untergewand oder kimono, das von Männern und Frauen getragen wird, muß bei den letzteren so eng nach vorn zusammengezogen werden, daß es die freie Bewegung hindert und nur ein mühsames, leichtgebücktes Gehen erlaubt. Die ungeschickte Fußbekleidung der hohen Holzsandalen und die den ganzen Rücken bedeckende, abstehende Schleife des breiten Gürtels verbessern den Anblick nicht. In den niederen Volksklassen unterscheidet sich die Tracht der Männer nur wenig von der der Weiber; oft genug erkennt man die beiden Geschlechter nur durch die verschiedene Anordnung des Haars. Merkwürdig alt und ernsthaft sehen die Kinder aus, in ihrer derjenigen der Erwachsenen vollständig gleichen Tracht; die Knaben mit glattrasirten Köpfen, auf denen nur drei kleine Haarbüschel stehen bleiben, die Mädchen mit den kunstvollen „Chignons" und Haarpolstern ihrer Mütter.

Am 10. Juni endlich konnte Miß Bird Tokio verlassen und ihre Reise nach dem Norden antreten. Es war ihr zu guterletzt gelungen, sich in der Person eines achtzehnjährigen Burschen von ungewöhnlich kleiner Statur und einem mit Vorliebe zur Schau getragenen Ausdruck größter Dummheit auf dem häßlichen Gesichte einen Diener zu engagiren, der in der Folge alle Befürchtungen über seine Unbrauchbarkeit glänzend zu Schanden machen sollte. Der Reisepaß, der ihr von der Regierung ausgestellt worden war, und der dem Ausländer eine Tour ins Innere nur „aus Gesundheitsrücksichten oder zum Zwecke botanischer oder anderer wissenschaftlicher Forschungen" gestattet, war in diesem Falle besonders liberal gehalten; er schrieb der Reisenden nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die einzuhaltende Route vor, sondern gab ihr volle Freiheit, das ganze Land nördlich von Tokio zu durchstreifen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. №. 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

II.

Fort Kock nahmen Veth und seine Genossen zum Ausgangspunkte für verschiedene Ausflüge, darunter einen nach Manindjoe. Der Weg dahin führt zunächst in das breite tiefe Thal des Batang Masang, dessen senkrechte Thalwände überall von der Jahrhunderte langen Wirkung des Wassers auf den vulkanischen Boden zu erzählen wissen. Der immerhin ziemlich geräumige Engpaß, „Büffelloch“ (Karbuwengat) genannt, bietet dem Wanderer nicht immer genügenden Raum. Damals, als Veth ihn besuchte, war nichts leichter, als den Fluß zu durchwaten; aber zur Regenzeit füllt der geschwellte Strom die ganze Senkung und unterbricht dadurch den gesammten Verkehr zwischen Fort Kock und den nördlich davon gelegenen Gebieten. Weiterhin kommt man in eine enge, starkgeneigte Schlucht, Namens „Pantar-Loch“, und dann auf das Plateau von Matoea. Dort hatten die Eingeborenen während der Padrikriege drei Verschanzungen errichtet, von denen die Holländer verschiedentliche Male zurückgetrieben wurden, bis endlich im Jahre 1834 der Oberstlieutenant Bauer die Stellung überrumpelte. Bei dem Kampong Matoea theilt sich der Weg: rechts geht es nach Bondjol, einem Dorfe, welches bei der Eroberung der Südwestküste von Sumatra eine große Rolle gespielt hat, und weiter nach der Sektion Rau des Padangschen Oberlandes; links nach dem See Manindjoe. Von welch' unsäglicher Pracht ist hier die Landschaft! Kaum bemerkten die Reisenden tief unter sich den See, als sie rasch die Pferde anhielten, erstaunt über den sich ihnen bietenden Anblick. Wahrhaft phantastisch erscheint das ruhige, klare Wasserbecken in seiner Umrahmung von bewaldeten Bergen, deren senkrecht abstürzende, wilde Abhänge sich in dem

van Hasselt.

azurnen Gewässer spiegelten. Mehr gleitend als schreitend gelangten die Pferde nach dem Kampong Manindjoe, der am Seeufer liegt, hinab.

Der Rest des Tages verlief in angenehmster Weise: das nahe Gewässer bot den Reisenden die Erquickung eines kalten Bades und das gastliche Haus des Kontroleurs van Delden eine trefflich besetzte Tafel. Ein Spaziergang nördlich vom See folgte; man kam durch die Schlucht des Batang Antokan, durch welche der See Abfluß nach der Westküste hat, bis Lubu-Basoeng und Ficu. Am nächsten Morgen kehrten sie nach Fort Kock zurück. Ein nicht weniger interessanter Ausflug war derjenige nach dem nahen Dorf Kota Gedang, welches in Anbetracht seines Gewerbefleißes der reichste und ansehnlichste Ort des Padangschen Oberlandes ist. Dort werden die schönen und kostbaren, mit Goldfäden durchwebten Gewänder gefertigt; auch die Goldschmiedekunst, welche wahrhaft bewundernswerthe Stücke erzeugt, hat dort ihren Hauptsitz, und außerdem liefert das Dorf eine sehr große Zahl einheimischer Beamten.

Zwei Flüsse entspringen auf dem Plateau von Agam und auf den umliegenden Bergen, nämlich der Batang Masang und der Batang Agam. Da Fort Kock auf einer Hügelkette liegt, welche das umliegende Land ein wenig überragt und auf der Grenzscheide beider Stromgebiete liegt, so genießt man von dort eine prächtige Aussicht über das ganze Plateau. Die Gegend gehört zu den am besten angebauten und am meisten bevölkerten des Padangschen Hochlandes. Kampongs und Reisfelder bedecken nicht nur die Ebene, sondern ziehen sich an den Abhängen des Singalang und Merapi weit hinauf. Namentlich letzterer Vulkan ist von mächtiger Wirkung; selten kann man einen schönern Anblick genießen, als an einem heitern Abend von der Gallerie des Residentenhauses aus, wenn sich der Mond in seiner ganzen tropischen Pracht über der schwarzen Bergmasse erhebt und die Ebene mit seinem silbernen Lichte übergießt, das in so scharfem Gegensatze steht zu den dunkelrothen Rauchsäulen, die aus dem Vulkane aufsteigen, und dem gelben Lichte der aus dem Krater ausgespieenen weißglühenden Steine.

Haus eines Häuptlings in Padang.

In solcher Weise verstrich Veth und seinen Gefährten eine höchst interessante Woche in Fort Kock, das sie erst am 20. Oktober verließen. In einem Wagen schlugen sie den Weg nach Paja-Koemboeh ein. Zuerst führte derselbe östlich durch die Ebene von Agam und dann hinab in das Thal des Batang Agam, der etwas nördlich von der Straße sich seinen Weg durch eine enge Schlucht gebahnt hat. Dort angelangt stiegen die Reisenden aus, um zur Linken einen Pfad einzuschlagen, der sie in einer Viertelstunde vor eine Grotte in dem Kalkfelsen führte. Sie ist nicht sehr groß, verdient aber einen Besuch wegen der Lichteffekte, welche das durch mehrere Oeffnungen eindringende Sonnenlicht darin hervorbringt. Dann ging es zu Wagen nach Paja-Koemboeh, der größten und schönsten Ortschaft im Padangschen Oberlande, 23 Paal von Fort Kock entfernt. Die als L Kotas bekannte Gegend, deren Hauptort Paja-Koemboeh ist, gehört gleichfalls zu den

reichsten und bevölkertsten der Padangschen Hochlande. Der Sonntagsmarkt (pasar) ist berühmt wegen der großen Zahl von Neugierigen und Käufern, welche dort zusammenströmen, und durch den großen Umsatz, welcher dabei stattfindet. Einst galt der Ort für so wichtig, daß die Niederländische Handelsgesellschaft dort eine Agentur errichtete. Dieselbe machte allerdings sehr schlechte Geschäfte und wurde bald nachher wieder aufgehoben; aber vielleicht lag der Grund davon darin, daß sie ihre Geschäftsräume am Sonntage, d. h. gerade dem Markttage, zusperrte.

Obwohl nur 500 m hoch gelegen, ist Paja-Koemboeh wegen seiner gesunden Luft berühmt. Es ist dort eine Gesundheitsstation errichtet worden, in welcher sich oftmals Beamte und Privatleute mehrere Wochen lang aufhalten, um sich von chronischen Dysenterien zu befreien.

Das Thal des Batang Sinamar, der von Nordwesten herabkommt, wird hier breiter; nachdem er den Batang Arau aufgenommen, vereinigt er sich unterhalb Paja-Koemboeh mit dem Batang Agam, fließt dann nach Südosten am Vulkan Sago hin nach Lintau und Boea und ergießt sich südlich von diesen beiden Provinzen in den uns bereits bekannten Batang Ombilin. Die Reisenden verweilten einen Tag, um die vom Arau in den röthlichen Kalkfelsen gewühlte tiefe Schlucht, in welche sich zahlreiche Bäche als Wasserfälle hinabstürzen, zu besuchen, und fuhren dann weiter nach dem circa 12 Paal entfernten Alaban, das am Abhange des Sago liegt. Dort stiegen sie zu Pferde und ritten nach dem 15 Paal weiter hin liegenden Boea. Der Weg führte an den dicht mit Wald bedeckten Abhängen des Sago hin; leider aber verdeckten Regen und Nebel die ohne Zweifel sehr schöne Landschaft vollständig — nicht zehn Schritte weit konnten sie sehen.

Brücke über den Batang Masang.

In Boea trafen sie leider den Kontroleur van Swieten nicht zu Hause; doch hatte derselbe dafür gesorgt, daß es ihnen an Obdach und Nahrung nicht fehlte. Das Thal des Sinamar, welches zwischen dem Sago und den östlich ihm gegenüberliegenden Bergen nur eine schmale Spalte ist, wird bei Boea wieder breiter und bildet eine weite Ebene, inmitten derer sich auf einer Erhöhung das Haus des Kontroleurs erhebt. Prächtig ist der Anblick, den von dort aus gesehen der Sago und die anderen umliegenden Berge gewähren. Einst war auch diese Ebene blühend und reich; als sie aber in den sogenannten Padri-Kriegen zum Herde des Widerstandes ward, verlor sie einen großen Theil ihrer Einwohner, während die übrigbleibenden verarmten. Seitdem sind 35 Jahre verflossen, ohne daß der alte Wohlstand wieder eingekehrt ist.

Am 30. März überschritten sie den Marapalm, einen südlichen Ausläufer des Sago, um Fort van der Capellen zu erreichen. Auch dieser Berg war damals der Schauplatz heftiger Kämpfe; die Bewohner von Lintau und Boea hatten sich dort verschanzt und brachten 1832 den Holländern eine schwere Niederlage bei, wobei dieselben vier Kanonen verloren. Etwas oberhalb der Straße liegen noch die Ruinen einer kleinen Bastion, welche einen prächtigen Blick über die Provinz Tanah-Datar und die umliegenden Berge ge-

währt, und von wo man selbst die meisten Gipfel im Innern der Insel erkennen kann. Ein steiler Abstieg führt von dort in die Ebene hinab, wo sie um 1 Uhr Mittags das Fort van der Capellen erreichten. Ein halbes Dutzend alter Freunde und Bekannte machten ihnen den nur kurzen Aufenthalt daselbst überaus angenehm. Allein schon am nächsten Morgen ging es weiter nach den Goldminen am Ombilin, und zwar in Gesellschaft des Civilingenieurs Reinier D. Verbeek, der selbst die Bearbeitung eines der Lager leitete. Bis zum See Singkarah ist die Straße vortrefflich; bald aber mußte man links auf einen beschwerlichen Pfad einbiegen, welcher noch vor Kurzem, ehe die große Straße längs des Sees eröffnet worden war, die einzige Verbindung zwischen Singkarah und Tanah-Datar gebildet hatte. Dieser schlechte Weg zieht sich durch unermeßliche Djoear-Wälder, welche jetzt die Stelle einstiger Kaffeepflanzungen einnehmen. Früher wurde nämlich durch Regierungsbefehl der Djoear für den einzigen Baum erklärt, der im Stande sei, den Kaffeepflanzen den nöthigen Schatten zu gewähren. Der Baum aber erfüllte seinen Beruf nur allzugut und hat seine Schützlinge bis auf den letzten Strauch erstickt.

Nach Ueberschreitung des Ombilin führte ein sehr rauher Weg unsere Gesellschaft auf ein Plateau, welches den Singkarah-See im Osten begrenzt und fast ganz mit Ilalang und Büffelgras bewachsen ist. Dort genossen sie Verbeek's Gastfreundschaft und besuchten Nachmittags die Mine, welche früher von Malaien bearbeitet worden und dann eingestürzt war. Verbeek hatte den Stollen wieder geöffnet, in der Hoffnung, auf tertiäre Flußablagerungen zu stoßen, die von den Eingeborenen noch nicht ausgebeutet wären; aber er sah leider bald ein, daß nicht unzureichende Instrumente die Leute zum Einstellen der Arbeit veranlaßt hatten, sondern der Ertrag derselben nicht lohnte. So gab denn auch der Ingenieur einige Monate nach Veth's Besuch die Weiterarbeit auf und versuchte sein Glück an anderen Stellen.

Haus des Chatib Negri in Soepajang.

Am nächsten Morgen begleitete sie Verbeek an den Rand des Plateaus und wies ihnen den Weg nach dem Ufer des tief zu ihren Füßen liegenden Singkarah-Sees. Der Anblick des weiten Wasserbeckens war prächtig. Die waldbedeckten Berge der Barisan-Kette am jenseitigen Ufer, welche etwa 1000 m über den See ansteigen, spiegelten sich in dem klaren Wasser ebenso scharf wieder, als sie sich von dem Blau des Himmels abhoben. Rutschend und gleitend trugen die an solche Pfade gewöhnten Pferde ihre Reiter den Abhang hinab bis auf die Straße, welche dieselben einige Tage zuvor, als sie von Solok nach Padang-Pandjang gingen, passirt hatten. Solok aber vermochten sie an demselben Tage nicht mehr zu erreichen, da der angeschwollene Soemani die Brücke fortgerissen hatte. Sie blieben also in Singkarah, wurden am nächsten Tage mittels eines Flosses über den Strom gesetzt und fanden dann in Solok ihr Gepäck und ihre Instrumente, welche sie von Padang aus dorthin gesandt hatten. So konnten sie denn ohne Zaudern an die letzten Vorbereitungen für ihre Reisen durch den Süden der Residentschaft Ober-Padang gehen, welcher einstweilen

den eigentlichen Schauplatz ihrer Erforschungen abgeben sollte. Dazwischen führten sie noch kürzere Ausflüge aus, so nach dem 14 Paal gegen Osten entfernten Siloengkang, welches durch seine einheimische Schule (soeran) und seine mit Gold durchwirkten Sarongs sich einen Namen erworben hat. Eine andere interessante Exkursion ging nach Kota-Baroe, welches von Solok eine Stunde in der Richtung nach Padang entfernt ist. Dort findet sich eine warme Quelle, deren Wasser sich in ein Becken ergießt, das von einem „Wariginboom" beschattet wird. Merkwürdiger aber noch ist die Menge von Kalongs (riesige Fledermäuse), welche dort anzutreffen sind. Mächtige Koebangs, die gänzlich ihrer Blätter beraubt waren, waren statt dessen an ihren obersten Aesten mit Hunderten dieser Säugethiere, die an ihren Hinterfüßen hingen, bedeckt; ebenso fast alle Kokospalmen des Dorfes. Erst bei Sonnenuntergang fliegen sie oft stundenweit fort, um sich auf Fruchtbäumen zu äsen, kehren Morgens zurück und schlafen über Tags in der beschriebenen Stellung.

Am 16. April verließen sie Solok nach Südosten und begaben sich nach ihrer ersten Station Soepajang, wo ihnen Chatib Negri in seinem Hause das Erdgeschoß einräumte. Unweit des Ortes finden sich Goldlager, die man als Minen bezeichnet, obwohl sich die Ausbeutung auf einfache Gallerien beschränkt, welche die Eingeborenen in den Berg graben, um auf die das anstehende Schiefergestein

Thal des Pelangki.

durchziehenden Quarzadern zu kommen. Der Quarz wird gestoßen, durch Waschen das Geröll entfernt, dann die größeren Goldstücke mit der Hand herausgesucht und der Rest auf die gewöhnliche Weise nochmals gewaschen. Diese Art der Gewinnung ist ziemlich anstrengend und dabei wenig lohnend; doch zweifelt Veth nicht, daß ein mit besseren Geräthschaften, in wissenschaftlicher Weise und mit europäischem Gelde unternommener Betrieb wesentlich günstigere Erträge abwerfen würde.

Erst zu Anfang Mai waren die Geschäfte der Expedition in Soepajang und Umgegend so weit beendet und die Gesellschaft so vollzählig, daß sie ihre Reise nach entfernteren und unbekannteren Gegenden fortsetzen konnte. Sie bestand aus vier Europäern: van Hasselt, seit mehreren Jahren Civilbeamter auf Sumatra als Haupt, zugleich mit linguistischen und ethnologischen Untersuchungen betraut; Snelleman als Zoologe; Veth als Geograph und Geologe und van Gussum, ein ehemaliger Soldat, der sich als Jäger angeschlossen hatte. Das eingeborene Gefolge bestand aus einem Aufseher über die Träger, einem Schreiber, einem Koche, einem Bedienten, einem Reitknechte und 25 Kulis; außerdem wurden vier Pferde für den persönlichen Gebrauch der Reisenden mitgenommen.

Früh am 8. Mai wurde aufgebrochen. Zuerst kreuzte man die ganz mit Sawahs bedeckte Ebene von Soepajang bis zum Kampong Siroekam; weiter brachte sie ein Zickzackweg an dem Abhang eines steilen kahlen Berges bis in eine Höhe von circa 1000 m und dann ging es stetig auf dem Kamme entlang. Tief unten wälzte, so weit das Auge reichte, der Batang Lowas seine schäumenden Wogen, und

ab und zu zeigte sich ein prächtiger Blick auf die gegenüberliegenden Berge. Zuletzt ging es einen waldigen Hang hinab nach dem Nachtquartier Ajar-Boesoek, wo die Kulis erst viel später eintrafen: noch nicht an einander und an ihren Aufseher gewöhnt und unzufrieden über die nicht ganz gleichmäßige Vertheilung der Lasten, deren Gewicht 20 kg nicht überschreiten darf, hatten sie sich erst unendliche Zeit gezankt, ehe sie zum Aufbruch sich entschließen konnten. Einige Uebung in der Behandlung der Leute führte bald dahin, dergleichen Unzuträglichkeiten, welche anfangs mehrfach vorkamen, ganz zu vermeiden.

Am folgenden Morgen führte der Weg an der Nordseite eines mit Urwald bedeckten Berges hin, den Veth aus Unkenntniß des einheimischen Namens als „Berg der Mitte“ bezeichnete, weil er die Wasserscheide zwischen den zwei Hauptflüssen Mittel-Sumatras, dem Koeantan und dem Batang Hari, bildet. Nach 4 bis 5 Stunden Marsches, während deren sie den ersten rothen Affen und einen von den Hunden aufgejagten Hirsch zu Gesichte bekamen, erreichten sie das Dorf Ringkiang-Loeloes am Flusse Pelangki, wo sie einige Tage zu bleiben gedachten und sich deshalb in einem europäisch gebauten Hause einquartierten, welches ein eingeborener Aufseher eines Regierungs-Kaffee-Magazins bewohnte. Von dort aus überschauten sie das schöne, grünende Thal des Pelangki bis dorthin, wo es der Boekit (Berg) Dalie abzuschließen scheint. Am 13. Mai folgten sie dem Flusse aufwärts, nahmen im Weiler Moeara ein noch unvollendetes Haus für sich und ihr Gefolge in Beschlag und statteten dann noch dem circa $^3/_4$ Stunden entfernten Dorfe Sabit-Ajer am gleichnamigen Flusse einen Besuch ab. Dasselbe liegt auf einem steilen, ganz isolirten Hügel, wie früher die meisten Ortschaften Sumatras, welche außerdem noch mit Lehmmauern, Bambupalissaden oder Dornhecken gegen Handstreiche feindlicher Dörfer geschützt wurden. Diese Kirchthurmsfeindschaften haben aber mit der Einsetzung holländischer Verwaltung ein Ende genommen, und die Eingeborenen bauen heutigen Tages ihre Wohnungen an möglichst bequeme und angenehme Plätze. In Folge dessen verschieben sich die Bevölkerungscentren allmälig; z. B. siedeln die Bewohner von Sabit-Ajer unmerklich nach Moeara über, so daß ihr ursprüngliches Dorf bald ganz von der Erde verschwinden wird. So war das unfertige Nachtquartier der Expedition in Moeara die zukünftige Wohnung des Ortsvorstehers von Sabit-Ajer, welcher nur auf deren Vollendung wartete, um dorthin überzusiedeln.

„Passantenhuis“ oder Fremdenhaus in Silago.

Nach einer schlechten Nacht wurde am folgenden Morgen die Reise am Pelangki entlang fortgesetzt und nach einem steilen Aufstiege die Paßhöhe des „Berges der Mitte“ (1245 m) erreicht. Auf der andern Seite ging es ebenso steil nach dem Flusse Sibanang-Banang hinab, der weiter abwärts Sikia heißt, den Goemanti aufnimmt und in den Batang Hari mündet. Bei dem Dorfe Grabak, wo übernachtet wurde, sah Veth zum ersten Male eine Tigerfalle. Diese Bestien scheinen dort ziemlich häufig zu sein, wodurch die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Kühen und Büffeln erklärlich wird. Die Falle ist ein enger, aber hoher Käfig aus starken, mit spanischem Rohr verbundenen Baumstämmen, dessen Fallthür sich schließt, wenn das Thier sie passirt hat. Als Köder dient eine Ziege oder ein Hund. Manche Fallen haben auch zwei Thüren, die zu gleicher Zeit sich senken, so daß der Tiger weder an den Köder noch ins Freie gelangen kann. Von Grabak erreichte man das nur eine Stunde entfernte Datar, malerisch gelegen an einer Stelle, wo das meist enge Thal etwas breiter wird und ein den Fluß um 30 m überragendes Plateau bildet. Ringsum Reisfelder und darüber ein bis mehr als 1000 m ansteigender Kranz von Bergen, welche bis zur Spitze mit Urwäldern bedeckt sind und insgesammt von der 1900 m hohen majestätischen Spitze des Goenoeng-Soengiri überragt werden.

Am 20. Mai bewegte man sich auf einem höchst schwierigen Pfade nach Osten, um den Mamoen, einen andern Zufluß des Batang Hari, zu erreichen. An Reiten war nicht zu denken; war es doch selbst mit Schwierigkeiten verknüpft, die Pferde am Zügel zu führen. Als der Fluß glücklich gefunden war, mußte man ihn noch elf Mal überschreiten, ehe man Loeboe-Taras, den ersten bewohnten Ort seit Datar, erreichte. Die Kulis mit dem Gepäcke langten aber erst am folgenden Tage um Mittag an. Der folgende

Marsch ging südwärts nach Silago, wo sie im „negrihuis“ oder „passantenhuis“ abstiegen, einer Art Gasthaus für reisende Beamten, welches von den Eingeborenen unterhalten wird. Daneben befindet sich unter einem offenen Schuppen ein „taboe“, d. h. ein ausgehöhltes und mit einem Ziegenfelle überspanntes Stück Baumstamm, eine

Taboe in Silago.

Pauke, welche bei Festlichkeiten, Unglücksfällen oder dergleichen kräftig geschlagen wird, um die Bewohner herbeizurufen, und deren dumpfer Ton auf sehr weite Entfernungen hin gehört wird.

Da ihnen Silago für 5 bis 6 Wochen als Hauptquartier dienen sollte, so richteten sie sich in dem Passantenhuis nach Möglichkeit wohnlich ein.

Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

II.

Bei den katholischen Malissoren.

Bei den Malissoren haben sich noch die lächerlichen Hochzeitsceremonien der katholischen Städter bis auf den heutigen Tag erhalten, während diese sich in dieser Beziehung schon mehr den fränkischen Anschauungen angepaßt haben. Noch vor einem Decennium hielten sie jedoch ebenso fest an den althergebrachten Gebräuchen, wie die Malissoren.

Sowie früher in Montenegro, so herrscht auch jetzt noch bei den Malissoren die Unsitte, die Kinder schon in der Wiege zu verloben und unter keiner Bedingung von diesem Verlöbniß abzuweichen. Die Geistlichkeit sträubte sich stets gegen diese Unsitte und bot alles auf, die Ehe von der beiderseitigen Zustimmung des Brautpaares abhängig zu machen, aber bisher konnte sie noch keinen vollständigen Erfolg erringen, wenngleich es anzuerkennen ist, daß jetzt schon viele Familien sich des Verlobens in der Wiege enthalten. Die Geistlichkeit ging sogar gewaltsam vor, indem sie sich an die

Behörden wandte und auf Ungültigerklärung der Verlobungen in der Wiege und Rückerstattung der bereits gezahlten Summen drang. Die Folge davon war indessen bloß ein verstärktes Wüthen der Blutrache, die nunmehr in einen förmlichen Krieg zwischen den einzelnen Dörfern ausartete. Ebenso eiferte die Geistlichkeit gegen die in vielen Dörfern und Stämmen häufigen Mischehen zwischen Mohammedanern und Katholiken, eine ganz überflüssige Agitation, da in den albanischen Mischehen beide Theile ihre Religion unbeirrt ausüben dürfen.

Da die Maljsorinnen unverschleiert gehen (auch die mohammedanischen), wäre es dem Jüngling leicht möglich, eine Liebesheirath zu schließen, wenn er nicht schon durch das „sežess" (Treueversprechen, Verlobung) gebunden wäre, welches seine Eltern für ihn in der Wiege gegeben. Ein solches Verlöbniß wird aber von den Maljsoren als unverletzlich betrachtet. Wollte sich das einmal verlobte Mädchen an einen Andern verheirathen, so hätte dies die Blutrache Seitens der Familie des Verschmähten gegen jene der abtrünnigen Braut und ihres Mannes zur Folge. Ist schon dieser Umstand sehr fatal, so wird die Lage eines Mädchens noch verhängnißvoller, wenn ihr Bräutigam keinen Gefallen an ihr findet. Neben anderen unsinnigen Gesetzen haben nämlich die Maljsoren auch eines, welches anordnet, daß die Kinder einer Familie nur in der Reihenfolge ihres Alters heirathen dürfen. Dadurch wird es zur Unmöglichkeit, ein jüngeres Kind zu verheirathen, so lange noch dessen ältere Geschwister unvermählt sind. Wenn nun ein Jüngling seine Verlobte durchaus nicht heirathen will, so bleibt ihm, um der Blutrache vorzubeugen, nur das Mittel, auszuwandern oder einen mehrjährigen Urlaub zu nehmen. Beides ist aber für die Familie seiner Braut verhängnißvoll, denn so lange nicht sichere Kunde vom Tode des Verschollenen eingetroffen ist, darf die verlassene Ariadne und demnach auch ihre jüngeren Geschwister nicht heirathen.

Die Mädchen bekommen in Albanien überhaupt keine Mitgift, sondern bloß eine Ausstattung. Letztere besteht aus Wäsche, gestickten Kleidern, Juwelen und dergleichen und ist durch Gesetze nach den Vermögensklassen genau festgesetzt. An dem Bräutigam ist es, für seine Frau deren Familie einen Kaufschilling zu entrichten, der zwischen 300 bis 4000 Piaster (45 bis 600 Mark) beträgt. Stirbt der Bräutigam, bevor er sein Ehegelöbniß erfüllen konnte, so steht es seinem Bruder frei, dessen Braut zu heirathen, ohne dieselbe oder deren Familie um Erlaubniß zu fragen. Er muß dann jedoch 150 Piaster mehr zahlen, als sein Bruder sich zu zahlen anheischig gemacht hatte.

Es ist selbstverständlich, daß die Verlobung für ungültig erklärt wird, wenn sich nachträglich die Existenz eines gesetzlichen Ehehindernisses herausstellt. Ein solches ist hauptsächlich nahe Verwandschaft. Ueber diese haben indeß die Maljsoren ähnlich ausgedehnte Begriffe, wie die Mohammedaner. Sie gehen dann oft so weit, den ganzen Stamm für Verwandte anzusehen. Die Škreli, Hotti und das Barjak Gjoani suchen sich daher ihre Frauen stets bei anderen Stämmen.

Wenn der Bräutigam den Kaufschilling für die Braut entrichtet hat, schickt er seinen Vater, diese abzuholen. Gewöhnlich geschieht dies, wenn sie das 12. bis 14. Jahr erreicht hat. Sie älter werden zu lassen ist gefährlich, da, wie erwähnt, ihre jüngeren Geschwister nicht eher heirathen dürfen, bevor sie nicht an den Mann gebracht ist.

Der Vater des Bräutigams bringt auch der Braut den „Dunti", d. i. das Hochzeitsgeschenk, mit. Er hat schon einige Tage vorher ihre Eltern von seiner Ankunft avisirt. Diese findet stets an einem Donnerstag statt, da die Hochzeit nur an einem Montag zulässig ist.

Der Dunti besteht aus einem eleganten Kistchen, das verschiedene Toilettegegenstände, den „Selman", Schuhe, gelblederne, goldgestickte Babuschen (Pantoffeln), Zuckerbrod, Kaffee und andere Kleinigkeiten enthält. Der Selman ist das Diadem, welches die christlichen Albanesinnen auf dem Kopfe tragen. Es besteht aus einem mit Seide überzogenen und mit Korallen, Perlen und Stickereien besetzten Holzgestell.

Zwei der nächsten Anverwandten des Bräutigams überbringen den Dunti. Bei der Thür des Hauses der Braut werden sie von deren Familie erwartet, begrüßt und in das Empfangszimmer geleitet, wo der Dunti auf einen Tisch oder Kasten niedergesetzt wird. Im Augenblick, da dies geschieht, rufen alle Anwesenden: „Per heir!" d. i. zum Wohlsein![1]) Nachdem dies geschehen, werden die Ueberbringer eingeladen, sich auf dem Ehrenplatze niederzulassen, der ihnen den ganzen Tag über reservirt bleibt. Die Verwandten der Braut hingegen stehen gelangweilt in feierlichem Stillschweigen umher. Der unvermeidliche Kaffee, Rosensyrup, Raki, Mastix, Bäckereien und dergleichen machen zweimal die Runde. Ueberhaupt bietet die Familie der Braut Alles auf, den Dunti-Ueberbringern durch Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit eine gute Meinung von dem Tone beizubringen, der in dem Hause der Braut herrscht.

Nachdem man sich mehrere Stunden auf diese Weise und durch fade beglückwünschende Redensarten gelangweilt, werden endlich die Gäste hinauskomplimentirt.

Nach deren Entfernung setzen sich die speciellen Bekannten und Verwandten der Braut, welche sämmtlich eingeladen werden, zu einem Gelage zusammen, das die ganze Nacht hindurch währt. Es wird da renommirt, gesungen, getanzt und musicirt, vornehmlich aber gegessen und getrunken, denn alle Albanesen sind besondere Freunde von Schmausereien und Gelagen. (So wie vordem auch die Montenegriner.)

Die gleichen Schwelgereien finden um dieselbe Zeit im Hause des Bräutigams statt, der seine Freunde und Verwandten zu sich geladen hat.

Wenn der Morgen graut, ziehen sich die Männer zurück und bloß die Weiber bleiben zum Schwatzen beisammen.

Andern Tags, d. i. Freitag, wird die Braut von ihren Freundinnen gewaschen, gebadet, gekämmt und geschminkt, kurz so schön als möglich gemacht. Die arme Braut muß sich widerstandslos und schweigsam kneten, treten, abreiben und malen lassen, denn Haare und Augenbrauen dürfen keine andere Farbe als schwarz aufweisen. Andere weibliche Verwandte stellen die Ausstattung zusammen und beschäftigen sich mit den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten.

An diesem wie an dem vorhergehenden Tage durchläuft ein junger Mann die Straßen und besorgt die Einladungen; und zwar Donnerstag für Rechnung des Bräutigams, Freitag für jene der Braut. Da er von jedem Eingeladenen einen bis zwei Piaster erhält, und die Zahl derselben bei Vornehmen oft fünf bis sechs Hundert beträgt, so hat der Schreier eine ganz hübsche Einnahme zu verzeichnen. Seine

[1]) Ueber den Gesang, welcher während der Ueberreichung des Dunti angestimmt wird, entnehme ich der Hecquard'schen Uebersetzung Folgendes:

„Weißer Flachs, weißer als das Drinwasser (dieses sah ich immer nur sehr schmutzig gelb! S. G.), N. N. (der Bräutigam) schickt den Dunti in einem vergoldeten Kästchen. O weh! sagt der Gatte, meine Kleider sind noch beim Schneider! Lauft, lauft, sagt ihm, daß er sich spute und da wir Gevattern sind, wird er sich beeilen und sie mir umsonst machen."

Einladung lautet: „N. N. verheirathet sich und bittet euch, Montag mit dem ganzen Hause zur Hochzeit zu kommen." Soll bloß der Hausherr allein erscheinen, muß dies eigens bemerkt werden.

Samstag darf sich die Braut etwas erholen und für die Quälereien stärken, die ihrer an den folgenden Tagen harren.

Sonntag kommen wieder die Freundinnen, welche die Braut am Freitag gewaschen haben, und schmücken sie abermals auf das Beste. Je reicher die Familie, desto größer der Luxus, welcher in den Brautkleidern entfaltet wird. Ist die Familie arm, so leiht sie sich Kleider und Schmuck von reichen Nachbarinnen, denn am Hochzeitstag darf der Braut nichts mangeln. Sobald die Toilette beendet, wird die Braut in das Empfangszimmer geführt und den Frauen des Hauses vorgestellt. Diese begucken das Mädchen von allen Seiten und suchen Mängel an der Toilette zu entdecken, ob deren die freiwilligen Zofen zu schelten wären. Die Braut hingegen darf kein unschönes oder tadelndes Wort vernehmen.

Abends treten dann der Vater und die Brüder ein. Sofort muß sich das Mädchen ihnen zu Füßen werfen, wohl oder übel Thränen vergießen und schluchzend um Verzeihung für alle seit der Geburt begangenen Unarten bitten. Die Braut wird unter tröstlichen Versicherungen aufgehoben, dagegen verlangt es die Sitte, daß jetzt sämmtliche weibliche Verwandte in ein Geheul mit obligatem Thränenvergießen ausbrechen, seufzen und schluchzen. Dadurch soll der Schmerz angedeutet werden, den alle über die bevorstehende Trauung empfinden.

Das Gejammer muß eine volle Glockenstunde dauern. Sobald diese abgelaufen, verstummt wie mit einem Zauberschlage jedes Gewinsel, sämmtliche Anwesende greifen in die Tasche, ziehen ihre Schnupftücher, schneuzen sich und trocknen die Thränen. Ohne weitern Uebergang werden wieder alle lustig und stimmen Gesänge an [1]).

Am nächsten Morgen (Montag, dem eigentlichen Hochzeitstage) rücken sämmtliche Eingeladenen vor die Häuser der beiden Brautleute. Jeder bringt sein Hochzeitsgeschenk mit, das für den Gemahl in einer Oka ($2^1/_4$ Pfund) Zucker und einer Oka Kaffee, für die Braut jedoch in einem Seidentuche und einem Goldstück besteht. Gewöhnlich wird ein Dukaten gegeben, doch schenken nähere Verwandte oder Reichere auch einen Napoleon oder eine türkische Lira, Aermere oder bloße Bekannte einen halben oder Viertelnapoleon. Vierfache Dukaten können sich bloß Geldprotzen erlauben. Die Braut wählt sich die schönsten Goldstücke zur Herstellung von Stirn- und Halsketten aus und verwendet den Rest zur Ergänzung ihrer Ausstattung. Von den Seidentüchern behält sie sich auch bloß soviel, als ihr gefällt, die anderen verkauft ihr Gemahl später heimlich. Dasselbe thut er auch mitunter mit dem Kaffee, wenn er mehrere Centner von diesem erhalten hat; dagegen läßt er sich durch den Zucker die Bitterkeiten des Ehestandes versüßen.

Beim Morgengrauen ist bereits die Braut geweckt worden. Ihre Freundinnen besorgen wieder ihre Toilette, schmücken sie heraus und schminken sie frisch. Bei Sonnenaufgang muß jedoch das Opfer mit der Toilette fertig sein. Es wird sodann in das Empfangszimmer geführt, wo man es in eine Ecke stellt. Hier muß nun das arme Mädchen gleich einer Marmorstatue bis gegen Mittag stehen bleiben. Seine Augen hat es züchtig auf den Boden geheftet, seine Arme über die Brust gekreuzt, deren Wogen so viel als möglich verbergend. Rechts und links stehen zwei Weiber als Wache, während die übrigen Weiber auf den längs den Wänden laufenden Ottomanen und Polsterbänken sitzen und starr die Braut angaffen, um zu kontroliren, ob sich diese „anständig" (d. i. regungslos) verhält.

Das ist übrigens noch gar nichts! Auch während der ersten drei Tage nach Eintritt in die Wohnung ihres Gemahls muß die junge Frau vom Morgen bis zum Abend in dieser Weise gleich einer Bildsäule im Winkel stehen, sie darf sich weder regen, noch sprechen, noch die Augen erheben, noch einschlafen. Niedersetzen darf sie sich bloß zum Speisen, bei welcher Gelegenheit sie den Blicken der anwesenden Frauen durch einen Schleier entzogen wird. Doch will es der Anstand, daß ein gut erzogenes Mädchen nicht ißt, es sei denn, daß man es mit Gewalt dazu nöthigt. Der ganze Unsinn soll den Zweck haben, den Schmerz der jungen Gattin über das Verlassen des Vaterhauses auszudrücken. Die ganze Komödie wird mit tiefem Ernst behandelt und aufgeführt, da die Eingeladenen die Erziehung der Braut nach ihrem Verhalten bei diesem Martyrium beurtheilen.

Während die Braut im Empfangszimmer „winkelsteht", lassen es sich die Gäste in den anderen Gemächern, im Hof und vor dem Hause wohlsein. Die Musikanten kratzen ihre Instrumente, daß diese vor Schmerz laut aufheulen, worin sie von sogenannten „Sängern" unbarmherzig unterstützt werden. Die geistigen Getränke machen natürlich wiederholt die Runde. Bloß die Frauen stecken leise flüsternd die Köpfe zusammen, sich mit dem Ausrichten der Nachbarinnen beschäftigend und häufig durch einen Schluck Kaffee oder Schnaps die trockene Kehle anfeuchtend.

Endlich schlägt es zehn Uhr, ein Albanese zeigt sich, der ein Maulthier mit sich führt und vor dem Hause Halt macht. Der Bräutigam hat beide geschickt, die Ausstattung seiner Frau abzuholen; diese ist in einer großen, plump mit Blumen und Verzierungen bemalten Kiste eingeschlossen. Unter Weihwasserbesprengung und Gebetherableiern wird der Koffer auf das Maulthier geladen, welches sich unter dem donnernden „Per-heir"-Rufe der Gäste wieder in Bewegung setzt.

Sobald das Maulthier mit seinem Schatz zum Bräutigam zurückgekommen, schickt dieser seinen Vater mit den geladenen Gästen ab, die Braut zu holen. Dem Zuge voran wird ein weißer Zelter mit prächtiger Aufzäumung geführt. Vor dem Hause der Braut angelangt, stellen sich alle in Schlachtordnung auf. Der Hausherr schickt einige seiner Verwandten oder Freunde mit Rosensirup, Raki, Mastix, Bäckereien und dergleichen hinab, um die neuen Ankömmlinge entsprechend zu bewirthen. Diese lassen sich nicht erst bitten, sondern langen tapfer zu, so daß oft eine volle Stunde damit vergeht.

Endlich erscheint die Braut, geführt von zwei Freundinnen. Sie wird wie ein Stück Holz auf den Zelter gesetzt, denn sie muß Gliedersteife affektiren (so will es der Anstand); dann setzt sich der ganze Zug in Bewegung. Voran marschiren die Gäste des Bräutigams, dann folgt die Braut, zu deren beiden Seiten zwei Verwandte reiten, von denen sie an den Armen im Sattel festgehalten wird; dann folgen die Musikanten und Sänger, den Schluß bilden die Gäste der Braut. Letztere muß sich vor dem Verlassen des väterlichen Hauses und bei jeder Straßenecke dreimal

---

[1]) Nach Hecquard's Uebersetzung lauten diese: Senkt euch, ihr Berge, senkt euch, damit der Mond hervorkommen und diesen schönen Abend beleuchten kann. Unsere Braut wurde durch die Mutter unterwiesen. Sie sagte ihr: „Meiner Treu, theure Tochter, achte und liebe deinen Schwiegervater." — „Meiner Seele, theure Mutter, sei ruhig, ich werde ihn achten und lieben, denn er ist es, welcher mir einen so schönen und guten Jungen zum Gemahl giebt."

verneigen, um dem Heim ihrer Kindheit das letzte Adieu zu sagen.

Vor dem Hause des Bräutigams angelangt, wird die Braut von den sie bereits erwartenden Frauen des Hauses aus dem Sattel gehoben und in das Brautgemach geleitet. Als wohlerzogenes Mädchen darf sie sich jedoch nur mit Gewalt dorthin ziehen und stoßen lassen. Im Brautgemach nimmt sie auf einem schwellenden Kissen Platz, um sie herum gruppiren sich die nächsten Verwandten. Es wird Kaffee herumgereicht, worauf sich die Gäste der Braut zurückziehen. Deren Aeltester giebt noch vorher folgende Erklärung ab: „Bis hierher gehörte sie uns und Gott; von jetzt an und in der Zukunft gehört sie aber euch und Gott, welcher über sie wachen möge.“

Die Gesänge, welche während des ganzen Zuges angestimmt wurden, sind dieselben, welche ich schon oben für die mohammedanischen Heirathen citirt habe. Nur einmal kommt darin eine Abweichung vor, indem der Aelteste aufgefordert wird, sich zu bekreuzen.

Nach der Entfernung der Verwandten der Braut begiebt sich der Zug zur Einsegnung in die Kirche, oder, da es nicht viel Kirchen in den Malissoren-Dörfern giebt, in ein eigenes Gemach, in dem ein Altar errichtet worden ist. Religiöse Malissoren haben übrigens beständig einen Hausaltar, vorausgesetzt, daß es ihre Räumlichkeiten gestatten. Gewöhnlich befindet sich der Traualtar in dem Brautgemache. Der Ceremonie wohnen bloß die Familienmitglieder bei. Zuerst tritt die Braut vor den Altar und kniet daselbst nieder. Dann wird der Bräutigam von seinen zwei Beiständen, scheinbar mit Gewalt, hereingeschleppt und zum Niederknien gezwungen. Seine Beistände, eine Kerze in der Hand, stehen neben ihm. Vorerst liest der Priester eine Messe, dann wendet er sich an die Braut, welche er dreimal fragt, ob sie gesonnen sei, den neben ihr knieenden Bräutigam zu ehelichen. Die Sitte will es, daß die Braut, welche den ganzen Tag über die Lippen nicht öffnen darf, auch jetzt stumm bleibt und wie bisher den Holzklotz spielt. Die zustimmende Antwort wird daher gegeben, indem die Kranzjungfer nach der dritten Frage der Braut mit Gewalt den Kopf tief hinabstößt. Hierauf wird der Bräutigam befragt; ihm ist es gestattet, die Antwort selbst durch ein entschiedenes, kräftiges „Popo!“ (Ja, ja) zu geben.

Nach Beendigung der Trauung entfernt sich der Gemahl, um sich für die ausgestandene Pein durch ein Glas Schnaps zu entschädigen. Die arme Braut muß jedoch noch verweilen und sich von den nunmehr eingelassenen Weibern besingen lassen. Sei sie auch noch so häßlich, ihre eingebildeten Reize werden da enthusiastisch verhimmelt, ohne daß sie sich über diese drastische Ironie gekränkt fühlen darf.

Nachdem auch dies überstanden, setzt man sich zur Tafel und zwar die weiblichen Gäste in dem einen, die männlichen im andern Zimmer. Wenn die Zahl der Gäste sehr groß ist, müssen selbstverständlich mehrere Zimmer, oft auch noch der Hof und Garten in Anspruch genommen werden. Die Gäste sitzen dabei zu zehn bis zwölf an viereckigen Tischen. In der Mitte der männlichen Tafeln befindet sich der Bräutigamstisch, dessen Ehrenplatz der Gemahl einnimmt; ihm zur Seite sitzen der Pfarrer und die Beistände. Der Gemahl erscheint übrigens erst zum Dessert, wenn die Schnapsflaschen aufgefahren werden. Die Beistände stoßen ihn dabei mit Gewalt vor sich in das Zimmer, nöthigen ihn zum Niedersetzen und stopfen ihm scheinbar gegen seinen Willen die Bissen in den Mund. Aus eigenem Antrieb zu essen, fällt keinem anständigen Bräutigam ein. Das Gleiche geschieht im andern Zimmer bei den Weibern mit der Gattin. Nach der Tafel beginnen die Männer zu spielen, rauchen, tanzen und scherzen; die Weiber geben sich dem beseeligenden Tratsch hin, wobei natürlich die Kaffeeschale unaufhörlich klappert.

Bei Anbruch der Nacht wiederholt sich das Gelage. Gegen Mitternacht wird dann die Braut in ihr Gemach geleitet und der Gemahl hiervon heimlich benachrichtigt. Er benutzt einen günstigen Moment, da alles mit den Schwelgereien beschäftigt ist und sich um ihn nicht kümmert, um sich heimlich und ungesehen fortzuschleichen. Er stiehlt sich in das Gemach seiner Braut, bleibt daselbst einige Stunden und kehrt dann in den Kreis seiner zechenden Freunde zurück, seine Abwesenheit mit der Nothwendigkeit nach dem Wetter zu sehen und dergleichen entschuldigend. Auch an den folgenden Tagen hütet er sich gehörig, beim Besuchen seiner Gattin gesehen oder beim Verlassen ihres Gemaches ertappt zu werden, da dies für ihn eine große Schande wäre. Wenn daher bei armen oder zahlreichen Familien das neue Ehepaar nicht sein eigenes Gemach hat, ist es Sitte, daß sich die Neuvermählten bis zur Geburt des ersten Kindes nur heimlich an abgelegenen Orten sehen.

Die ersten drei Tage nach der Hochzeit muß die Frau, wie schon erwähnt, im Winkel stehen, ohne sich rühren oder sprechen zu dürfen. Wenn die Weiber des Morgens das Brautgemach betreten, finden sie bereits die junge Frau in dieser Stellung. Nur muß sie sich noch mit den Händen das Gesicht bedecken, als ob sie sich schämte. Diese drei Tage sind von tödtlicher Langweile und Pein für die arme Frau, denn sie muß die Besuche aller Weiber über sich ergehen lassen und dabei die Statue vorstellen. Von weit und breit ziehen nämlich die neugierigen Weiber herbei, um sich die Braut anzusehen. Kein Mann darf sich dabei im Hause blicken lassen und dem Gemahl ist es überlassen, sich im Freien oder wo er sonst will herumzutreiben. Erst mit dem dritten Tage haben die Komödien ihr Ende erreicht und tritt die Frau in ihre häuslichen Rechte ein.

Ein Jahr nach Geburt eines Kindes — bei manchen Stämmen schon kurze Zeit danach — wird dieses getauft, bei welcher Gelegenheit ihm der Pathe den Kopf scheert. Dabei geht es drei Tage lang lustig zu. Die abgeschnittenen Haare werden nebst dem Pathenpfennig während dieser Zeit in einem Beutel aufbewahrt und nach drei Tagen verbrannt. Das Pathenkind wird der „Heilige Johann“ genannt.

Erwähnt sei noch, daß der Mann kein Recht auf das Eigenthum seiner Frau hat, bestehend aus den Geschenken, die sie vor und nach der Heirath von ihren Verwandten bekommen hat. Er darf sie züchtigen, aber nicht mißhandeln, denn die geringste sichtbare Verletzung würde eine Klage seiner Frau zur Folge haben. Die Plekjte müßte ihn dann zu einer starken Geldstrafe verurtheilen.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

III.

Die ersten drei Tagereisen bis nach dem etwa 90 engl. Meilen entfernten Nikkô wurden zu Kuruma zurückgelegt auf der belebten, breiten, aber stellenweise in sehr schlechtem Zustande befindlichen Straße, die von Tokio nordwärts durch die Ebene von Jedo führt. Auf beiden Seiten dieses Weges ziehen sich meilenweit in fast ununterbrochener Folge gartenumgebene Häuser hin, deren offene Fronten einen ungehinderten Einblick in das häusliche Leben und die Beschäftigungen ihrer Bewohner gestatten. Besonders zahlreich sind die Tschajas oder Theehäuser vertreten, die, wenn auch oft kaum etwas anderes als ein niedriger Holzschuppen mit einer mattenbelegten Erhöhung auf der einen und den einfachsten Kochvorrichtungen, meist nur einem am Boden angezündeten Holzkohlenfeuer, auf der andern Seite des offenen Vorraums, doch für alle des Weges Kommenden eine ebenso große Anziehungskraft zu besitzen scheinen, wie die mehrstöckigen, mit Fahnen und bunten Lampen geschmückten und stets reich besuchten Tschajas der großen Städte. Auch Miß Bird's Kurumaläufer, die den Weg bis Nikkô ohne Ablösung machten, unterbrachen ihr gleichmäßiges Traben durch häufige Ruhepausen in diesen Theehäusern, wo jeder Gast, ehe er den mattenbelegten Raum betritt, auf dem polirten Holzrand desselben niedersitzen und sich die Füße in der lackirten Schale waschen muß, die ihm von einem der bedienenden Mädchen entgegengebracht wird. Eine zweite Dienerin bringt dann das tabakobon, ein kleines viereckiges Brett aus lackirtem Holze mit einem Kohlenbehälter und Aschenbecher aus Bambus oder Porcellan — denn die Japanesen, und besonders die Männer und Frauen der niedern Klasse, sind fast ausnahmslos leidenschaftliche Verehrer des Tabaks, den sie aus ganz kleinen nur drei bis vier Züge gewährenden Thonpfeifen rauchen —, eine dritte endlich setzt das zen neben ihn, ein etwa 6 Zoll hohes Tischchen, auf dem eine Theekanne und zwei Becher von der Größe unseres Kinderspielzeuges stehen. Der japanische Thee giebt, wenn man ihn richtig behandelt, d. h. wenn man die Blätter nicht länger als eine Minute im Wasser läßt, ein aromatisches, wohlschmeckendes und ebenso erfrischendes wie anregendes Getränk von hell strohgelber Farbe, das ohne Zuthat von Zucker oder Milch genossen wird. Auch die gewöhnlichen volksthümlichen Delikatessen der Japanesen — verschiedenartiges Zuckerwerk, getrocknete Fische, eingesalzene Früchte und Gemüse, darunter besonders der Daikon oder Gartenrettig (Raphanus sativus), gedörrte Dattelpflaumen und die beliebten mochi, kleine ungebackene Kuchen aus Reismehlteig — werden hier verkauft. Die Hauptspeise der niederen Volksklassen, der auf die einfachste Art zubereitete, d. h. nur in Wasser weichgekochte, Reis, ist in den Tschajas gewöhnlichen Ranges zu drei bestimmten Stunden des Tages warm zu haben; in den Zwischenzeiten genießt man ihn kalt oder erwärmt ihn sich durch Aufgießen von heißem Thee. Vor dem am Boden kauernden Gaste sitzt dann eine Dienerin, die dem Speisenden aus einem großen eimerartigen Gefäße seine Reisschale so lange immer von Neuem füllt, bis er Einhalt gebietet. Der durchschnittliche Reiskonsum der unteren Klassen soll sich pro Kopf und Tag auf etwa 2 englische Pfund (etwas über 900 Gramm) belaufen; doch ist diese Angabe wahrscheinlich etwas zu hoch gegriffen.

Von der wichtigen Rolle, welche die Reiskultur in Japan spielt, empfängt man schon bei der Reise durch die Ebene von Jedo ein deutliches Bild. Auf meilenweit in die Runde ist das ganze Land hier nur ein großer künstlicher Reissumpf, aus dem wie Inseln die Dörfer mit ihrer Umgebung von Bäumen und die trockneren Stellen hervorragen, auf denen Weizen, Zwiebeln, Hirse, Bohnen und Erbsen gezogen werden. Dazwischen finden sich auch vereinzelte größere und kleinere Teiche, in denen neben der schönen Nelumbo nucifera auch eine Art Sagittaria kultivirt wird, deren Samen resp. Wurzelknollen eine beliebte Speise abgeben. Ganz ausnahmsweise nur werden hier Ochsen oder Pferde zur Bestellung der Felder verwendet; dafür aber hat die unablässige angestrengte Arbeit der Menschen auch den Erfolg, daß man nirgend etwas von Unkraut sieht, und daß der stets überreich gedüngte Boden regelmäßig zwei, oft auch drei Ernten im Jahre gestattet. Scharen von Männern, die der Mehrzahl nach nur mit einem Maro oder Lendentuche bekleidet waren, wateten jetzt überall knietief in den übelriechenden Sümpfen, denn man befand sich gerade in der Zeit des Versetzens der jungen Reispflanzen. Je weiter man nach Norden kommt, desto mehr verliert sich der monotone Charakter der Landschaft; die Reisfelder werden etwas seltener, bewaldete Hügel zeigen sich in der Nähe; in der Ferne aber ragen mächtige Berge empor. Die großen am Waldrande liegenden Ackerbaudörfer tragen alle den Anstrich einer gewissen Wohlhabenheit; große Scheunen mit geschweiften Dächern, schöne Thore, die durch die 2 Fuß breiten und oft über 20 Fuß hohen glattgeschnittenen Hecken führen, mit denen die wohlhabenden Grundbesitzer hier ihre Gehöfte umgeben, bieten reiche Abwechselung für das Auge. Als einen auffallenden Mangel in dem Landschaftsbilde aber muß jedem europäischen Reisenden das Fehlen alles Viehs auf dem Felde und in den Gehöften auffallen; Weideländereien sind nirgends vorhanden, da man weder Schafe noch Rinder zieht, und so sind Hühner, die allein um des Eierertrages willen, nicht zum Schlachten, gehalten werden, und elende Hunde von schlechter Race fast überall die einzigen Hausthiere.

Das erste Nachtquartier in Kasukabe bot, ebenso wie das zweite in der großen Stadt Totschigi, ehemals dem befestigen Sitze eines Daimjo, einen Vorgeschmack von den mannigfachen Widerwärtigkeiten, die von einer Reise durch Japan untrennbar sind. Auf die ungesunde, einem europäischen Magen nur schwer zusagende Nahrung, auf den Ueberfluß an Flöhen und Mosquitos und den fast vollständigen Mangel an brauchbaren Pferden war Miß Bird durch die Erzählungen ihrer Freunde in Tokio schon vorbereitet; nach einigen unliebsamen Erfahrungen fügt sie zu der Liste der Schattenseiten einer japanischen Reise noch die schlechte Luft und den Mangel an einem abgeschlossenen Aufenthaltsraum in den Gasthäusern (Jadoja) hinzu.

Die Jadoja bessern Ranges ist meistens ein großes zweistöckiges Gebäude, in dem an den vielbesuchten Straßen oft weit über hundert anspruchslose Reisende Aufnahme finden. Das Erdgeschoß wird zum großen Theil durch das Daidokoro, die geräumige offene Küche, eingenommen, in der eine Schaar von Dienern und Dienerinnen, oft dreißig

und mehr an der Zahl, ihr geräuschvolles Wesen treibt. Das obere Geschoß, zu dem eine steile Stiege, häufig auch nur eine Leiter aus dunkelpolirtem Holz hinaufführt, besteht in der Regel aus einem einzigen weiten Raum mit alkovenartigen Nischen an den beiden schmalen, mit einer Gallerie an den offenen Längsseiten. Je nach Bedürfniß und Wunsch kann dieser Raum durch Einschieben großer papierbeklebter Holzrahmen, die in korrespondirenden Rinnen im Fußboden und in den Deckenbalken laufen, in mehrere kleinere Gemächer verwandelt werden. Außer diesen fusuma genannten Tapetenwänden giebt es noch die sogenannten schodschi, d. h. Rahmen, die mit durchscheinendem Papier beklebt sind und an Stelle der Fenster eingeschoben oder auch gelegentlich zur Abtrennung noch kleinerer Räume, als durch die fusuma möglich ist, wie Schirme aufgestellt werden. Die Fußbodenmatten oder tatami, welche die einzige Einrichtung eines solchen Gemachs bilden, sind oft eines der kostbarsten Besitzstücke des Hauseigenthümers. Ein sehr feines, weiches, zwei bis drei Zoll dickes Gewebe, von fast weißer Farbe und von einem dunkelblauen Rande eingefaßt, werden sie immer in einer bestimmten Größe (ungefähr 2 m Länge auf 1 m Breite) hergestellt, nach der man sich bei der Anlage der Innenräume eines Hauses richtet. Leider bietet diese schöne Bodenbekleidung, die kein Japanese je mit unsauberen Füßen oder gar mit Schuhen betreten wird, ein stehendes Obdach für Millionen von Flöhen, die im Verein mit Mosquitos den gegen solche Plagen noch nicht abgehärteten Reisenden den Aufenthalt zu einer Art von Tortur machen können. Und zu dieser am Schlafe hindernden Plage kommt noch das Gefühl persönlicher Unsicherheit, wenn bei Tage und bei Nacht nicht nur die zahlreichen Löcher und Risse, die sich oft in den Tapetenwänden befinden, ohne Unterlaß von neugierig hineinstarrenden Augen belagert sind, sondern auch die Wände immer und immer wieder bei Seite geschoben werden, um der zudringlichen Dienerschaft, neugierigen Fremden, schwer abzuweisenden Tänzerinnen und Sängerinnen oder den blinden Leuten, die ihre Dienste zum Schampuiren anbieten, Eingang zu gewähren. Bis weit in den Morgen hinein herrscht in einer vielbesuchten Jadoja ein wahrer Höllenlärm; Gesang und Gekreisch mischt sich mit den Tönen chinesischer Trommeln und der landesüblichen Saiteninstrumente, des samisen und des koto; auf der einen Seite hört man dazu wohl in dem Nebengemache stundenlang mit gellender Stimme buddhistische Gebete recitiren, auf der andern das wüste Geschrei und das unaufhörliche Plätschern einer Gesellschaft Badender; und froh kann man noch sein, wenn nicht, wie es Miß Bird in Totschigi widerfuhr, die trennenden Zwischenwände mitten in der Nacht umgeworfen werden, und man zum unfreiwilligen Zeugen einer wüsten Scene ausschweifender Lustigkeit gemacht wird. Von der Straße herauf erschallt das eigenthümliche Pfeifen der blinden Schampuirer und das laute Klappern des Wächters, der zum Zeichen seiner Wachsamkeit mit zwei großen Hölzern aneinanderschlagen muß. Rechnet man zu diesen Störungen noch die widrigen Gerüche, die theils auf schlechte häusliche Einrichtungen, nach denen z. B. die Dünger- und Abfallgrube unmittelbar neben dem Eingange des Hauses angebracht wird, theils auf die strengen und nichts weniger als lieblichen Düfte vieler japanischer Speisen, des beliebten Daikon vornehmlich, sowie auf das Qualmen der primitiven Lampen und Kerzen zurückzuführen sind, so kann man sich eine Vorstellung von einem Nachtquartier in einer großen Jadoja machen. Freilich giebt es fast in jedem größern Orte eine ganze Reihe von Häusern, die durch ihre Schilder ebenfalls als Herbergen gekennzeichnet werden, und auf deren ruhige reinlich gehaltene Gänge, weiße Matten und schöne Wandgemälde oder kakemonos der Fremde, der eine unruhige Nacht in einer schmutzigen Jadoja zugebracht hat, mit einer Art von Neid blickt. Auf die Frage, weshalb man nicht lieber hier eine Unterkunft gesucht habe, erhält er dann regelmäßig zur Antwort, daß diese schönen Häuser, durch deren untere, oft von einem zierlich überbrückten Wasserlauf durchströmte Halle man einen weiten Garten mit Blumen und Fontänen erblickt, sämmtlich Kaschitsukeya oder verrufene Häuser seien.

In den Dörfern hinter Totschigi ist fast jedes Haus von einer kleinen Pflanzung von Theesträuchern umgeben, deren Blätter jetzt gerade gesammelt und zum Trocknen auf Matten ausgebreitet wurden. Allenthalben erblickt man auch die Anzeichen von Seidenzucht in den ausgedehnten Maulbeerkulturen und in den vor den Häusern auf großen flachen Schüsseln in der Sonne ausgelegten weißen und gelben Kokons. Die häusliche Textilindustrie scheint in dieser Gegend eine wichtige Rolle zu spielen; vor fast allen Häusern saßen hier die Frauen: die jüngeren mit dem Weben eines schmalen Baumwollstoffes, die älteren mit Spinnen beschäftigt; und in jedem Dorfe sah man gefärbtes Baumwollgarn, das zum größten Theil aus England importirt wird, in großen Quantitäten zum Trocknen aufgehängt. Die hierzu verwendete Farbe ist ein einheimisches Indigo, das von dem Polygonum tinctorium gewonnen wird. Unter den Weibern, die man mit Spinnen und Weben, mit dem Einsammeln des Thees oder mit Gartenarbeit beschäftigt sah, waren nur wenige, bei denen nicht auf dem Rücken in den Falten des Gewandes ein kleines Kind gekauert und mit klugen schwarzen Augen über die Schulter der Trägerin hinweg geschaut hätte. Auch die Mehrzahl der kleinen Mädchen, die an der Straße spielten, war in der nämlichen Weise, oft ersichtlich weit über ihre Kräfte, belastet. Zahllose Dörfer, überfüllte Häuser und in allen große Schaaren von Kindern jeden Alters zeigen hier überall ein ungewöhnlich reich bevölkertes Land an.

Nach Nikkô, dem ehemals berühmten Wallfahrtsorte, wo die beiden größten Schoguns Jjejasu und Jjemitsu begraben liegen, führen zwei großartige Baumalleen, die wohl kaum ihres Gleichen in der Welt haben dürften. Sie sollen zum Andenken der beiden Heldenfürsten von einem Manne gepflanzt worden sein, der zu arm war, um eine bronzene Laterne an ihren Schreinen zu stiften; und man kann sich in der That kein herrlicheres Denkmal vorstellen, als diese stattlichen Reihen von über 100 Fuß hohen Kryptomerien, deren Stämme bis 30 Fuß Umfang haben und erst 50 bis 60 Fuß über dem Boden sich zu verzweigen anfangen. Aus der Ferne durch ihre pyramidenförmige Krone den Cedern gleichend, erscheinen die Kryptomerien durch das Aufplatzen ihrer röthlichbraunen Rinde zu schmalen Längsstreifen meist noch höher, als sie in Wahrheit sind. Die erste Allee, welche die große Straße von Oschiu-kaido einfaßt, hat eine Länge von 50 engl. Meilen; die von Reiheischi-kaido dagegen ist nur 30 Meilen lang. Bei dem von einem klaren Strome durchflossenen Bergdorfe Imaitschi vereinigen sich diese beiden Wege, und von hier aus führt dann die Allee immer bergauf noch bis zu dem acht Meilen entfernten Heiligthume. Die Landschaft zu beiden Seiten der mächtigen Baumgänge ist unvergleichlich schön. Große schneebedeckte Berggipfel überragen die hügelartigen Vorberge, häufig gekrönt von Schintotempeln, die inmitten schattiger Gehölze stehen, und zu denen man auf einer breiten Flucht von Steinstufen emporsteigt. Das Unterholz in dem Walde besteht zum großen Theil aus roth- und weißblühenden Azaleen; goldene Weizenfelder und ausgedehnte Flächen, auf denen der in dieser Gegend

vielfach angebaute Hanf sein zierliches Grün zeigt, umgeben die Dörfer, an deren Eingange sich hier meist ein hohes Gerüst mit großen, lauttönenden Glocken erhebt. Kleine heilige Schreine, vor denen Blumen und an Stäben befestigte Lappen und Papierstreifen als Opfergaben dargebracht sind; Steinbilder Buddha's und seiner Jünger, zum Theil arg verwittert oder auch umgefallen, aber auf den Gesichtern der meisten noch der charakteristische Ausdruck glückseliger Ruhe und Weltabgeschlossenheit erkennbar; verfallene Tempel aus lackirtem Holze, deren kleine Glöckchen der leiseste Windhauch erklingen macht, sind überall zwischen den Dörfern längs der Straße zu sehen. Je höher der Weg an den Vorbergen des Nantaisan-Gebirges emporsteigt, desto üppiger wird die Vegetation; jeder Stein ist mit dichtem Moose bedeckt, die Wegränder sind durch Protococcus viridis und mehrere Marchantia-Arten grün gefärbt. Der Wald zieht sich bis zu dem Gipfel der schroffen Felsen hinauf, zwischen denen Hunderte von größeren und kleineren Bächen hinabströmen. An dem Gebirgsdorfe Hatschiischi endigt der für Kurumas befahrbare Weg; wer weiter ins Land eindringen will, muß zu Fuße gehen, sich tragen lassen, oder zum Reiten auf den übelberufenen Packpferden sich entschließen. Das Dorf Hatschiischi besteht nur aus einer steilen Straße, die mit ihren von hohen, weit überhängenden Dächern bedeckten Holzhäusern, den großen Stufen, in denen sie ansteigt, der über das Ganze verbreiteten warmen Färbung und der umgebenden großartigen Bergscenerie eine gewisse Aehnlichkeit mit einem malerischen Schweizerdorfe hat. Und noch mehr wird man an die Schweiz erinnert, wenn man, das Dorf zu Fuß hinaufschreitend, überall künstliche Holzschnitzereien und seltsam geformte Körbe aus dünnem Holz und Grasgeflecht zum Kaufe für die den Wallfahrtsort besuchenden Fremden ausliegen sieht. Die Straße selber sowie das Innere und Aeußere der kleinen Häuser zeichnen sich durch fast ängstliche Sauberkeit aus; ebenso ist auch die große Jadoja des Ortes ein Muster an Reinlichkeit und Ordnung. Trotzdem blieb Miß Bird ihrem Vorsatze treu, für den beabsichtigten mehrtägigen Aufenthalt in einem Privathause ein Unterkommen zu suchen. So setzte sie ihren Weg noch etwas weiter fort bis zu dem auf der andern Seite des Heiligthums am Fuße des Berges belegenen Dorfe Irimitschi. Zahllose terrassirte Steige führen hier durch den dunklen Bergwald zu den Tempeln und heiligen Gräbern empor, die, geheimnißvoll von einem dichten Haine von Kryptomerien und Tannen umgeben, auf der Höhe stehen. Ueber die um diese Jahreszeit durch häufige Regengüsse zu einem reißenden Strome angeschwollene Daijagawa, die mächtig brausend in einer Felsschlucht herabstürzt, führt die berühmte heilige Brücke oder Mihaschi, ein 80 bis 90 Fuß langes, etwa 20 Fuß breites Bauwerk aus dunkelroth lackirtem Holze, das auf gemauerten Seitenpfeilern und steinernen Querträgern ruht. Im Jahre 1636 erbaut, durfte diese Brücke allein von den Schoguns, den Gesandten des Mikado und von zwei alljährlich zu den heiligen Schreinen wallfahrenden Pilgerzügen benutzt werden. Auch heute sind ihre beiden Zugänge durch Gitterthore verschlossen, und man gelangt zu dem am andern Ufer liegenden Irimitschi auf einem weiter unterhalb über den Strom führenden Steg.

Das Haus, in dem die Reisende durch die geschickte Vermittlung ihres Dieners Ito Aufnahme fand, gehörte einem in guten Verhältnissen lebenden Manne, dem sein Amt als Leiter der Festmusiken an den Schintoschreinen, eine halbe Sinekure, hinreichende Muße ließ, um sich fast unablässig mit der Verschönerung seines Hauses und Gartens zu beschäftigen. So war denn auch diese am Fuße des Berges, etwas abseits von dem malerischen grauen Dorfe Irimitschi belegene Heimstätte ein vollkommenes japanisches Idyll. Von dem Berge, der an seinem obern Theile mit reichem Baumwuchse, am untern mit blühendem Azaleengesträuch bedeckt ist, strömt ein Bach herab, der durch das Haus geleitet und im Garten von zierlichen Bambusstegen überbrückt und zu kleinen Kaskaden verwendet ist. Das ganze innere Holzwerk des Hauses, eines mit zwei Veranden versehenen zweistöckigen Pavillons, ist schön polirt und mit reichem Schnitzwerk versehen. An der polirten Wand des einen Seitenalkoven hängt ein kakemono, ein auf weißer Seide gemalter Zweig röthlicher Kirschblüthen, das Werk eines berühmten, in der Satsuma-Rebellion gefallenen Künstlers, der ausschließlich Kirschenblüthen gemalt hat. Von gutem Geschmack zeugt die auffallend sparsame Verwendung von Zimmerschmuck in allen japanesischen Häusern, wo ein einziges Wandgemälde, ein kleines Kabinetschränkchen mit vergoldeten und schönbemalten Thüren, eine zierliche weiße oder bunte Vase von schöner Form, die an die Wand gehängt und mehrmals am Tage neu gefüllt wird — d. h. niemals mit mehr als einer Blume oder einem einzigen Blüthenzweige —, von entschieden größerer Wirkung sind, als die bei uns beliebte reichliche Entfaltung von dekorativen Kunstprodukten. Nicht, als ob die wohlhabenden Japanesen nicht auch reiche Schätze an derartigen Kunstwerken besäßen: aber ein richtiges, und wenn man will raffinirtes Schönheitsgefühl läßt sie diese Schätze immer nur einzeln und in häufig abwechselnder Auswahl zum Schmucke ihrer Wohnräume verwenden. Auch die Kura oder das neben dem Wohngebäude liegende feuerfeste Vorrathshaus von Miß Bird's Wirth beherbergte eine große Sammlung von Kostbarkeiten aller Art: wunderbare alte Lack- und Porcellanarbeiten, alte reichverzierte musikalische Instrumente u. s. w. Der einzige religiöse Schmuck im Hause war hier das kamidana oder das „Gottesfach“, ein kleines Fach, auf dem ein hölzerner Schrein von der Form eines Schintotempels steht, der die Gedächtnißtafeln mit den Namen der verstorbenen Verwandten enthält. Jeden Morgen wird ein Zweig Immergrün und zwei kleine Schalen, die mit Reis und Saké (Reiswein) gefüllt sind, jeden Abend eine brennende Lampe davor aufgestellt.

Das Dorf Irimitschi besteht aus etwa 300 Häusern, die in drei bergaufgehenden, terrassirten Straßen gebaut sind. In der Mitte jeder Straße läuft ein rascher Bergbach in einer steinernen Einfassung, der hier wie überall für die Kinder des Dorfes der Hauptsammelplatz ist und den größeren Knaben Gelegenheit zur Aufstellung von allerhand Wasserrädern bietet, deren künstliche Ausführung oft von nicht geringem technischen Verständniß zeugt. Regelmäßig um sieben Uhr Morgens leert sich die Straße von den Kinderschaaren, die durch den Schall einer Trommel nach dem in europäischem Style gebauten Schulhause gerufen werden, wo sie einstweilen noch in ungewohnt-unbehaglicher Weise auf Bänken und an Tischen sitzen müssen, während sie in der Häuslichkeit nur das Liegen und Kauern auf den Matten kennen. Der strikte Gehorsam, an den die japanesischen Kinder von früh auf gewöhnt sind und der auch das ganze spätere Leben hindurch das Verhältniß der Kinder zu den Eltern charakterisirt, macht dem Lehrer leichte Arbeit. Fast traurig ernsthaft und alt sehen die langen Reihen der aufmerksamen über die Bücher gebeugten Kindergesichter aus; ein Eindruck, zu dem freilich die kahlgeschorenen Köpfe der Knaben und die Haartracht der Mädchen das Ihrige beitragen. Die Erlernung der chinesischen Schriftzeichen, die neben dem einfachern Sylbensystem der Japanesen immer noch unentbehrlich ist, nimmt unverhältnißmäßig viel

Zeit und Mühe in dem Gange des Unterrichtes fort; und, wie das kaum anders sein kann, sind es doch immer nur wenige Schüler, welche die Schwierigkeiten derselben wirklich bemeistern. Die Elemente der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften sowie Arithmetik, Geographie und Geschichte werden jetzt in allen Dorfschulen gelehrt. An Orten, wo sich noch keine von der Regierung eingerichteten Schulen befinden — denn von einer auf 5 000 000 Köpfe geschätzten schulpflichtigen Bevölkerung sind einstweilen nur wenig über 2 000 000 in den neuen Schulen untergebracht —, pflegen sich seit lange schon die wohlhabenderen Familien zusammenzuthun und gemeinsam einen Lehrer für ihre Kinder zu halten, an dessen Unterricht sie die Kinder der Aermeren umsonst theilnehmen lassen. Der Lehrer in Nikkô, der von der Regierung angestellt war und zu der achten Klasse der dreizehn verschiedenen Stufen von Lehrern gehörte, war trotzdem mit seinem Gehalt allein auf freiwillige Beiträge der Einwohner und auf das Schulgeld angewiesen, das je nach dem Vermögensstande der betreffenden Eltern in unserm Gelde zwischen 5 und 35 Pfennigen monatlich für jedes Kind betrug. Für fünfstündigen täglichen Unterricht (von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags) bezog er ein Monatsgehalt von etwa 20 Mark.

Die heilige Sage der Polynesier[1]).

α Im August des vorigen Jahres kehrte Adolf Bastian von seiner letzten Reise um die Erde zurück, und bereits im November konnte der fleißige Gelehrte das Manuskript des vorliegenden 300 Seiten starken Bandes abschließen. Wie bei allen Werken staunen wir auch hier wieder über die Fülle des Gebotenen, über die unerschöpfliche Menge der herbeigezogenen Parallelen, über die stupende hier zu Tage tretende Gelehrsamkeit, bei welcher es selbst dem Fachmann, welcher mit den hier behandelten Dingen vertraut zu sein glaubt, oft schwindlig wird.

Bastian ist von einem heiligen Feuereifer beseelt, für die Ethnographie „in der zwölften Stunde" noch zu retten, was zu retten ist, das Material aufzuspeichern, aus dem dereinst mit Hülfe der Induktion die Wissenschaft vom Menschen auferbaut werden kann, denn daß unsere lebende Generation trotz rastloser Thätigkeit davon noch etwas schaue, daran zweifelt er mit Recht. Es geht uns hier wie Mose, wir können nur einen Blick in das gelobte Land thun, ohne es selbst zu erreichen, was aber nicht abhalten darf kommenden Geschlechtern vorzuarbeiten. Bastian, ein glücklicher Entdecker auf unserm Gebiete, dessen rastlose Thätigkeit die Räume des ethnographischen Museums in Berlin schon mit so manchem Schatze bereichert hat, gelangte auch auf seiner letzten Reise zur Hebung neuer Kostbarkeiten, welche uns zum ersten Male einen tiefen Einblick in das religiöse Wesen der Südseevölker gestatten. Hundert Jahre sind jetzt verflossen, seit Cook der zweite Entdecker Neuseelands wurde und die Sandwich-Inseln fand; diese hundert Jahre haben gereicht, um die einheimische Bevölkerung beider Inselgruppen zusammengenommen auf etwa 100 000 Seelen zu reduciren; von den eigentlichen religiösen Ideen der Urbewohner haben wir aber trotz eines hundertjährigen Verkehrs mit denselben nur geringe Bruchstücke kennen gelernt, wir sind ahnungslos an großen Schätzen vorübergewandelt, wir haben sie nicht gehoben, trotzdem aus ihnen „der Gedankenkreis Polynesiens, einer der wunderbarsten, der von dem Menschengeist auf der Erde geschaffen ist", sich hätte rekonstruiren lassen. Dahin sterben die letzten Träger der alten unverfälschten Traditionen; ehe sie aber auf immer den Mund schließen, zwingt an zwei wichtigen, von einander entlegenen Stellen der glückliche Reisende sie noch zum Reden. Sie enthüllen das lange mit priesterlicher Heimlichkeit gewahrte Mysterium und es wird uns möglich, einen mehr als flüchtigen Blick in die religiösen Vorstellungen der Südseevölker zu thun.

Im Nachstehenden vermögen wir Eigenes nicht zu bieten, müssen vielmehr uns darauf beschränken, dem Leser einen kurzen Bericht über den Inhalt des Werkes zu geben, der hoffentlich ausreicht, um einen Begriff von der hohen Wichtigkeit des Buches zu geben, das für Kosmogonie und Theogonie der Polynesier ganz neue Anschauungen eröffnet.

Wie in der alten Welt, so bewahrten auch in Polynesien die Priestergilden mit emsiger Eifersucht die Geheimnisse der Religion, und der Reisende drang nur in den seltensten Fällen in das Mysterium ein. Die Missionäre, den heimischen Priestern gegenüber auf feindlichem Standpunkte stehend, versuchten nur in den seltensten Fällen den Schleier zu lüften; viele arbeiteten systematisch an der Austilgung der alten Traditionen, gerade wie in Yukatan und Mexiko die Dominikaner einst die kostbaren Bücher verbrannten. So besaßen wir eigentlich nichts weiter als „hier und da auf den verschiedenen Inselgruppen unterscheidungslos aufgeraffte und willkürlich durcheinandergewürfelte Mythen." Vom tiefern Gehalt war dagegen nichts vorhanden.

Tangaroa, Taaroa oder Kanaloa ist der Schöpfer bei den Polynesiern. In seinem weit verbreiteten Kultus erscheint er in verschiedenen Masken; so weilt auf Raiatea seine Schöpferkraft in einer Muschel, anderwärts tritt er als Schildkröte auf und erneuert sich durch Abwerfen der Schale oder er schwebt in einem vom Winde umhergetriebenen Ei. Die Schiffszimmerleute von Tonga, deren Schutzgott er war, übertrugen auf ihren Seefahrten seinen Dienst an andere Küsten; in Neuseeland schreitet er als Spukgespenst über die Wogen. Seine schöpferische Thätigkeit auf den Markesas schildert ein erst kürzlich bekannt gewordener Sang:

> Im Anfang der Raum und Gefährte,
> Der Raum in des Himmels Höhe
> Tanaoa erfüllte, durchwaltet den Himmel
> Und Mutuhei schlingt drüber sich hin.
> Keine Stimme damals, kein Laut noch war,
> Nichts Lebendes in Bewegung.
> Noch Tag war nicht, noch war kein Licht,
> Eine finstere, schwarzdunkelnde Nacht.
> Tanaoa war's, der die Nacht beherrscht
> Aus Tanaoa hervor Atea (das Licht) entsprang
> In Lebenskraft schwellend, mächtig und stark,
> Atea war's nun, der den Tag beherrscht 2c.

Ueberall in Polynesien beginnen die Kosmogonien mit dem Begriffe der Po, in welchen Räumliches und Zeitliches verbunden ist. Aus diesen Urnächten treten die Welten ins

[1]) Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Von Adolf Bastian. Leipzig. Brockhaus 1881.

Dasein und die Götter hervor, die Atua fauna po, die nachtgeborenen Götter, im Gegensatz zu den jüngeren niederen Göttern, welche durch Heroen in die Menschen übergehen. Po, räumlich und zeitlich gedacht, umfaßt das Ganze, die Keime und gesetzlichen Vorbedingungen für die künftige Schöpfung. Es ist die causa absoluta prima Spinoza's. „Wo immer wir den Gedankengang in ungestörter Fortbildung der kosmogonischen Theorie antreffen, gelangen wir, seiner Leitung folgend, früher oder später zu solch allumfassend Zeit und Raum durchwaltender Nacht, in deren Dunkel nichts weiter unterschieden werden kann, als letzten Abschluß, in phönizischen, assyrischen, indischen, hellenischen Theogonien, den milesischen und pythagoräischen Philosophien und so in Polynesien."

So viel im Allgemeinen. Speciell bringt Bastian die Kosmogonien von Neuseeland und Hawaii ans Licht. Während bereits nach Trollope die Literatur über Neuseeland „einige tausend Bände umfaßt" (!), ist der spekulative Inhalt der Glaubenslehre der Eingeborenen bis jetzt ein verschlossenes Buch gewesen. Mythen freilich erzählte man genug, aber ein tieferer Einblick in die Weltanschauung ist nirgends gewährt. Bastian traf nun, „von einem gütigen Geschick geleitet", mit mehreren Männern zusammen, die tiefer als andere in das Wesen der Maori eingedrungen waren, mit Judge Manning, dem Verfasser der „Pakeha Maori", mit John White, welcher in die Geheimnisse des Priesterordens eingeweiht ist und der ein Werk über die Neuseeländer vorbereitet. Ihm verdankt Bastian die Mittheilungen über deren Kosmogonie und Theogonie. Auch hier beginnt die Schöpfung mit dem Po, der Urnacht, mit cyklischen Kreisungen von Nachtperioden; in diesen manifestirt sich zuerst das Kore, das Nichtsein, und damit scheidet sich die Nacht, Te-Po, als bestimmter Zeitraum ab. Nach ungezählten Perioden erwacht Te Rapunga, das Sehnen, das sich in Waia oder Fortdauer der ersten Sehnsuchtsregungen zur Sehnsucht ausbreitet; in der Folge macht sich Te Kukune, die Empfindung, bemerkbar, die in Te Pupuke, der Ausbreitung, erstarkt. Als Folgewirkung beginnt ein erstes Pulsiren des Lebens, Te Hiriri oder Luftschnappen, und hieraus emanirt Te Mahara, der Gedanke, fortentwickelt zu Te Hinangara, dem Geisteswirken. Jetzt entspringt Te Manako, der Wunsch, welcher sich auf Wananga, das heilige Geheimniß oder große Lebensräthsel, richtet. In verzückter Anschauung des Versenkens über die umgebenden Wunder entfaltet sich Te Ahua, der Glanz der Glorie, und damit als schöpferischer Liebesgott Te Atamai, die Zeugungskraft der Liebe, die in materielle Schöpfungen niedersinkt, wodurch Te Whiwhia, das Festhalten am Dasein, hergestellt ist, durchdrungen von Navea, der freudevollen Wollust, und somit ist dann eine bestimmte Gestaltung gegeben in Hoputu, dem Aufrichten, belebt durch Hau-Ora, dem Lebensathem, und jetzt fluthet Atea, das Weltall, im Raume, gespalten durch Geschlechtsdifferenz in Rangi und Papu, Himmel und Erde. Wir haben also nach einander in diesem philosophischen Produkte kannibalischer Wilden:

1. Das Nichtsein,
2. Die Urnacht,
3. Das Sehnen,
4. Fortdauer des Sehnens,
5. Empfindung,
6. Ausbreitung,
7. Pulsiren des Lebens,
8. Der Gedanke,
9. Geisteswirken,
10. Der Wunsch,
11. Das große Lebensräthsel,
12. Der Glanz der Glorie,
13. Die Zeugungskraft,
14. Festhalten am Dasein,
15. Wollust,
16. Gestaltung der Form,
17. Lebensathem,
18. Das Weltall,
19. Himmel und Erde.

„Wir stehen hier vor einer neuen Welt im Geisterreich, vor der Welt eines Ideenkreises, der fast ein Viertel unseres Globus räumlich gerechnet umfaßt und von dem wir dennoch so gut wie nichts wissen."

Nachdem Bastian nähere Erläuterungen zu dieser Maori-Kosmogonie geliefert, giebt er uns die in ihrer Kraft und Großartigkeit dem biblischen Bericht kaum nachstehende Schöpfungssage der Maori oder, wie sie einheimisch bezeichnet wird, die Geschichte der Söhne des Himmels und der Erde, welche „seit Jahrtausenden" wörtlich von Priester auf Priester überliefert wurde. Sie ist allegorisch, doch ist die Bedeutung der Allegorie dem gemeinen Volke nie mitgetheilt worden und heute auch unter den Priestern zum größten Theile verloren.

Ebenso glücklich war Bastian auf Hawaii, „wo das ursprüngliche Geistesleben bereits ganz in dem neuen und mächtigern (europäischen) Ideenkreis verschwommen" ist und wo eine ethnologische Sammlung hawaiischer Geräthe, wie sie das dortige Museum besitzt, ebenso angestaunt wird, wie bei uns. Selten nur hört man noch von einem alten Kahuna reden, der die Traditionen der Vorfahren bewahrt hat, er ist wie ein Märchenerzähler und „kundiger Mann" bei uns. Auf dem Kultusministerium fand Bastian indessen das bereits benutzte, aber in seiner ganzen Bedeutung nicht erkannte Manuskript David Malos, eines der ersten Bekehrten und von den Missionären im Schreiben Unterrichteten, in welchem dieser Mann seine Kenntniß über das alte Hawaii niederlegte. Dieses war der eine Schatz, den unser Reisende ausbeuten konnte, den zweiten fand er beim Könige Kalakaua selbst. „Da der König, wie er sagte, sich den Riten priesterlicher Weihe unterzogen hatte, um ungehinderten Zutritt zu den Geheimlehren zu erhalten, so eröffnete sich in den Stunden, die mir wiederholt für längere Gespräche gewährt wurden, eine Reihe neuer Einblicke in das polynesische Geisterleben." Alte Manuskripte, niedergeschrieben als die Schreibkunst auf Hawaii eingeführt wurde, dienten als Grundlage der Gespräche. Von „Skalden und Barden" im Gefolge der Könige verfaßt, verknüpfen sie die Genealogie der Könige durch Heroen und Götter mit der Theogonie der Inseln. Eines dieser alten, bei hohen Festen recitirten Tempelgedichte, im ἱερος λόγος der Priester, aus dem Anfange des Jahrhunderts stammend, fand Bastian ganz und intakt. Er durfte es benutzen, kopirte es theilweise und fand, daß der neuseeländischen Kosmogonie entsprechend auch hier die Schöpfung mit der Entstehung einer neuen Welt aus dem Schattenreflex einer vergangenen beginnt, das ganze vom Po umhüllt, aus welcher die Erscheinungen hervortreten. Demgemäß beginnt der erste Vers:

Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder,
Noch sonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und schwankend nur im matten Mondgeschimmer
Aus Makaliis mächtigem Wolkenschleier,
Durchzittert schattenhaft das Grundbild künftiger Welt.
Des Dunkels Beginn aus den Tiefen (Wurzeln) des Abgrundes,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weitesten Fernen her, von weitesten Fernen
Weit aus den Fernen der Sonne, aus den Fernen der Nacht.

Wir müssen hier abbrechen. Die weitere Entwickelung mit ihren zahllosen Einzelheiten, mit der Summe philosophischer Parallelen, die Bastian herbeizieht, muß studirt, mühsam studirt werden. Das hier Excerpirte vermag aber nur einen schwachen Abglanz zu geben von der wichtigen Gabe, welche für die geistige Geschichte der Menschheit der verehrte Verfasser uns in seinem neuesten Werke darbietet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem officiellen Werke: „Die Bergwerksproduktion Rußlands 1878" wurden in ganz Rußland gewonnen: (in Pud = 16,38 kg) Gold 2572, Silber 699, Platina 126, Blei 85 281, Kupfer 214 702, Zink 283 398, Zinn 156, Gußeisen 25 397 279, Eisen 16 607 674, Stahl 5 378 750, Stahlschienen 3 376 506, Eisenguß 3 238 289, Steinkohlen 154 034 302, Naphta 15 324 167, Petroleum 6 285 133, Schwefel 29 971, Alaun 3600, Chromeisenstein 955 367, Kochsalz 47 678 528 Pud zc. Münzen wurden geschlagen für 48 740 854 Rubel.

Die Zahl der Arbeiter betrug in den Bergwerken und Hütten (abgesehen von der Salzgewinnung) 282 319. Dampfmaschinen waren in Betrieb 971, durch Wasserkraft betrieben 1964, die mechanische Kraft (ohne die beim Goldbergbau benutzte) repräsentirt 64 364 Pferdekräfte. Von dem eigenen Bedarf Rußlands deckt die Produktion an Eisen 69, an Stahl und Stahlschienen 45, Kupfer 27, Zink 49, Steinkohlen 58, Kochsalz 82, Kerosin (Petroleum) 73 und an Schwefel 6 Procent.

— Nach der von der russischen Telegraphenverwaltung kürzlich herausgegebenen Uebersicht über ihre Thätigkeit im Jahre 1878 hatte das russische Telegraphennetz am 1. Januar 1879 folgende Ausdehnung:

	Werst Linien	Werst Leitungen	Stationen
Staatstelegraph	70 356	134 405	979
Eisenbahntelegraph	18 943	40 578	1347
Engl.-indischer Telegraph	3 407	7 290	53
Alands-Kabel	92	92	—
Andere Privattelegraphen	481	610	53
Militärpolizeiliche Telegraphen	361	361	102
Zusammen	93 640	183 336	2534

Der Zugang 1878 betrug bei den Staatstelegraphen 3815 resp. 5293 Werst und 44 Stationen, bei den Eisenbahntelegraphen 1184 resp. 1960 Werst, 116 Stationen, Telegraphen von Privatgesellschaften 112 resp. 378 Werst und 53 Stationen.

Asien.

— Ueber die Ernte im Zerawschan-Gebiet schreibt die „Turkest. Ztg.": Die Ernte von 1880 ist weit besser als die von 1879, was zur Folge hatte, daß seit Mitte Juni der Preis des Weizens von $8\frac{1}{2}$ bis 9 Rubel für das Batman (8 Pud = 130 kg) auf 5 Rubel sank. Nicht eben so gut war der Ertrag auf Feldern ohne Bewässerung. Der schneereiche Winter und das regnichte Frühjahr versprachen zwar auch hier eine gute Ernte, und es waren deshalb in allen Wolosts alle irgend zur Aussaat geeigneten Felder besäet worden, aber die Trockenheit seit Mitte (Ende) April gestaltete diesen Theil der Ernte schlecht, ausgenommen im Wolost Pendshekent, wo der Regen länger anhielt und der Höhenlage wegen die Hitze geringer war. Wasser gab es 1880 im Zerawschan-Gebiete hinreichend; nirgends wurde über Mangel daran geklagt. Neben dem reichen Schneefall am Oberlauf des Flusses hat die Herrn Shishemski zu dankende gute Einrichtung der Bewässerungsanlagen und die regelmäßige Speisung der Kanäle hieran einen wesentlichen Antheil.

Buchara hat 1880 mehr Wasser erhalten als im Vorjahre, wie die regelmäßigen Beobachtungen beim Austritt der Gewässer in das Gebiet des Chanats und auch die Aussagen der Bucharen beweisen.

Die Anpflanzung von Bäumen ist in dem ganzen Gebiete kräftig gefördert worden; in allen mit Wasser versehenen Wolosts gedeihen die Pflanzungen gut, selten sieht man abgestorbene Exemplare. Dank den Bemühungen des als Gärtner für den Bezirk kommandirten Herrn Newjeski gab die im Herbst 1879 begonnene Einführung von Korkulme, weißer Akazie, chinesischer Esche (Ailanthus) und der Gleditschen auf den nicht bewässerbaren Stellen völlig zufriedenstellende Resultate. Die Anpflanzungen dieser Bäume befinden sich zwischen Samarkand und Kara-tübe, sowie auf den Vorbergen vor dem Passe von Schahrisabz; auf den letzteren sind etwa 45 Tanapen Land mit den genannten Bäumen bepflanzt; ihr Gedeihen, so schließt der Bericht, läßt hoffen, daß auch die Bewaldung der unbewässerten Höhen nicht bloß eine Chimäre bleibt.

— Auf einer herbstlichen botanischen Exkursion in den Tiön-Schan, von der er am 6. Oktober n. St. zurückkehrte, ging Herr Fetisow von Pischpek aus durch die Alexander-Kette an den Susamir, dann auf Ketmen-tübe, Kara-su, den See Kara-kul und schließlich über den Paß Dawan hinab in die Schlucht von Maily (Ferghana); er verweilte drei Tage in Andidshan und trat von dort aus den Rückweg an. Bis Ketmen-tübe verfolgte Fetisow dieselbe Straße, dann aber wandte er sich nach dem Dokus-torau und von da über den Paß Tschernandy zum Flusse Dshumgal, dem er bis zu seinem Ursprunge folgte; dann erstieg er den Paß von Kyzart, ging von da hinab zum Flusse Kötschkar und endlich über den Paß von Schamsi zurück nach Pischpek. Die Reise ergab eine gute Ausbeute an Gewächsen und Samen. Südwestlich von Ketmen-tübe in den Bergen von Tschitschikty traf er prächtige Ahornbäume mit sehr großen platanenartigen Blättern; die Stämme hatten bei einigen Exemplaren einen Umfang von $2\frac{1}{2}$ Arschin (1,78 m). Diese Bäume trifft man von der Grenze des Kreises Tokmak bis in den Kreis Andidshan und auch auf dem Dokus-torau. Unterhalb des Passes Tschemandy erregten reiche Mineralquellen mit eisenhaltigem Wasser Fetisow's Aufmerksamkeit. Weiter abwärts nach dem Flusse Dshumgal zu fand er zahlreiche Spuren von Steinkohlen und Jaspis.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

III.

Kaum war die Reisegesellschaft in Silago angelangt, so empfing sie dort einen unheimlichen Besuch, der zum Glück während des ganzen übrigen Verlaufes der Expedition der einzige seiner Art blieb: als sie bei brennender Lampe und lebhaft plaudernd beim Abendbrote saßen, schlich sich ein Tiger in eine kleine anstoßende Hütte (pendopo), packte den dort liegenden Hund und verschwand mit demselben.

Von Silago aus unternahmen sie mehrere Ausflüge, so am 7. Juni südlich nach Padang-Ilalang, am 8. südwestlich nach Simauoeng (Simawung), welches sie wegen des schlechten Zustandes der Wege indessen nicht an demselben Tage noch zu erreichen vermochten. Sie mußten am Flusse Sibelaboe übernachten, wo sie eine kleine Hütte vorfanden, welche sie mit den großen Blättern der Salo-Pflanze so weit vergrößern konnten, daß sie allesammt zur Nacht, wo es mit Strömen vom Himmel herabgoß, darunter Obdach fanden. Am nächsten Tage erreichten sie nach einem steilen Auf- und Abstieg gegen Mittag den Sikia, der wegen seiner heftigen Strömung und seiner Tiefe schwer zu passiren war. Vielfach ging das Wasser den Reisenden bis an den Hals. Nur mit Hülfe zweier Eingeborenen erreichten sie das andere Ufer und schließlich Simauoeng, welches nur aus zwei gerade unbewohnten Hütten bestand; die Einwohner befanden sich in anderen Behausungen inmitten ihrer Felder, so daß die Reisenden genügende Unterkunft fanden. Sie hatten zuerst beabsichtigt, dort 24 Stunden zu verweilen, damit sich die Träger ausruhen könnten, und dann nach Alahan-Tiga, eine Tagereise weiter stromab gelegen, zu gehen. Als aber am nächsten Morgen der Strom so geschwollen war, daß er unpassirbar geworden, verfielen sie auf den unglücklichen Gedanken, aus Bambus ein Floß zu bauen, auf welchem am dritten Morgen acht Personen Platz nahmen, während die Kulis mit dem Gepäcke zu Lande marschirten. Sehr bald wurden sie gewahr, daß sie der Strömung völlig preisgegeben waren und kein Mittel besaßen, ihr Fahrzeug zu lenken. Gleich hinter der ersten Biegung liefen sie so stark auf einen Felsen auf, daß zwei Mann in den Strom geschleudert wurden; dem einen gelang es noch, schwimmend das Floß wieder zu erreichen, der andere dagegen mußte nach Simauoeng zurückkehren und von dort den Landweg einschlagen. Das Floß aber wurde weiter geführt, bald gegen mächtige Steinblöcke, bald an überhängende Baumstämme streifend, hier festsitzend, dort an einer Felswand scheiternd, bis es zuletzt zwischen zwei Klippen hängen blieb und verlassen werden mußte. Mit Axthieben mußten sich nun die Reisenden einen Pfad durch das Gestrüpp am Ufer bahnen; nachdem sie sich dann mit durchnäßtem Zwieback gestärkt, blieb ihnen nichts anderes übrig, als einfach den zahllosen Windungen des Flusses zu folgen. Von ihm abzuweichen war unmöglich, weil man dann sofort in ein unentwirrbares Dickicht gerieth, wo an Fortkommen nicht mehr zu denken war. Um 1 Uhr Mittags hatten sie ihr gescheitertes Floß verlassen, vier Stunden später aber noch nicht die geringste Spur menschlicher Thätigkeit bemerkt, außer

einer längst verlassenen Goldmine. Die eingeborenen Führer tummelten sich vergeblich, um noch vor Anbruch der Nacht Alahan-Tiga zu erreichen; denn gegen 6 Uhr bezog sich plötzlich der Himmel und es begann zu regnen. Eiligst wurde nun ein Lager hergerichtet; etwa $1^1/_2$ m über dem Boden wurde eine Bambusstange an zwei Bäumen befestigt, sechs Pfähle dagegen gelegt und dieselben mit Aesten und Blättern bedeckt. An drei Seiten war diese Hütte zwar offen, aber sie schützte doch gegen den Regen. Da der Boden ganz durchweicht war, legte man darauf einige Bambus neben einander und bedeckte sie mit Zweigen und Laub. Gegen 7 Uhr hörte es zwar auf zu regnen; aber alles war dermaßen durchnäßt, daß es unmöglich war ein Feuer anzuzünden. Aus einer Hand voll Reis bestand das Abendessen; dann legte man sich nieder zum Schlafen. Aber Legionen von Muskitos, Blattwanzen und anderm Geziefer ließen es schwer dazu kommen, abgesehen von dem Froste, der die völlig durchnäßten Reisenden schüttelte. Am nächsten Morgen aber trafen sie schon nach $1^1/_2$ Stunden auf ihre Kulis, welche sich aufgemacht hatten, sie zu suchen, erreichten bald darauf Alahan-Tiga, wo sie den Rest des Tages der wohlverdienten Ruhe widmeten. Den ganzen folgenden Tag marschirte man ostwärts bis Sibelaboe am gleichnamigen Flusse, wo sie sich in kleinen, aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Booten einschifften. Dieselben heißen bidoek, sind 8 m lang, 0,8 m breit und 0,27 m tief ausgehöhlt; außer den beiden lenkenden Eingeborenen vermag jedes drei Menschen und etwas Gepäck zu fassen. Diese Fahrt auf dem ruhigen Flusse, unter dem Schatten des dunklen Gebüsches, das ab und zu von den jungen rothen Blättern des Kassienbaumes unterbrochen wird, war höchst angenehm. Gegen 10 Uhr erreichten sie den Sipotar, fuhren denselben aufwärts bis Padang-Ilalang, wo sie am nächsten Morgen eintrafen, und kehrten von dort nach Silago zurück.

Einige Tage später gedachten sie einigen nicht unter holländischer Botmäßigkeit stehenden Stämmen am Batang Hari einen Besuch abzustatten. Zu Fuße begaben sie sich an den Mamoen und fuhren denselben in fünf etwas größeren Booten, als den eben beschriebenen, hinab. Die Nacht verbrachten sie in Kota-Baroe, dem letzten holländischen Dorfe, und erreichten um Mittag des folgenden Tages die Einmündung des Mamoen in den Batang Hari, welcher dort schon eine Breite von mehr als 100 m hat. Hier erfuhren sie indessen von vorausgesandten Eingeborenen, daß Bagindo Ratoe, Radschah von Sigoentoer, ihnen das Betreten seines Gebietes untersagte und sie selbst mit Gewalt zurückzutreiben drohte. Sie beschlossen also, diesen Tag und die folgende Nacht in einem Hause an der Mündung zu verweilen und erhielten während dieser Zeit den Besuch des Radschah von Soengei-Kamboet, der ihnen gern geholfen hätte, es aber aus Furcht vor seinem mächtigern Nachbar nicht zu thun wagte, sondern sie sogar bat, so schnell wie möglich umzukehren.

Brücke über den Goemanti.

Als Veth am nächsten Morgen gerade mit Photographiren beschäftigt war, sandte derselbe Radschah die Meldung, daß Bagindo Ratoe mit 200 Mann unterwegs sei, die Fremden zu vertreiben. Dieselben mußten also sofort aufbrechen. Sie fuhren den Batang Hari aufwärts und übernachteten in dem fast verlassenen Dorfe Loeboe-Oelang-Aliëng, setzten am nächsten Tage ihre Reise bis an die Mündung des Sipotar fort und folgten demselben bis zum Sibelaboe, wo sie unter einem Schuppen übernachteten. Am dritten Tage erreichten sie dann auf schon betretenen Pfaden ihr Standquartier Silago. Erst gegen die Mitte des Juli verließen sie dasselbe endgiltig und siedelten weit nach Nordwesten nach Sidjoendjoeng über. Von dort machten sie verschiedene Ausflüge, um das Land zwischen den Kohlenfeldern am Ombilin und dem Zusammenflusse des Batang Hari und seines nördlichsten Nebenflusses Pangean kennen zu lernen und zu sehen, ob sich dort eine Eisenbahn anlegen ließe, welche den Transport der Kohlen an die Ostküste erleichterte. Nachdem diese Forschungen abgeschlossen waren, kehrten sie auf verschiedenen Routen nach Soepajang zurück und waren am 8. August wieder alle in Alah'an Pandjang versammelt.

Dieses Dorf liegt auf einer Hochebene von 1500 bis 1600 m Höhe über dem Meeresspiegel; selten wird dort,

selbst um Mittag, die Hitze unerträglich. Da sich außerdem dort ein europäisches Haus befand, welches nur zum kleinern Theile von dem Koffiemantri, dem eingeborenen Aufseher über die Kaffeepflanzungen, bewohnt war, so hielten sie die Gelegenheit für günstig, dort einen längern Aufenthalt zu nehmen, ihre Tagebücher in Ordnung zu bringen und sich etwas von den ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen.

Jener Weg von Soepajang nach Alahan Pandjang bietet herrliche Aussichten, namentlich von der Paßhöhe auf die ganze Ebene. Noch schöner ist der Blick, wenn man durch das Dorf Alahan Pandjang geht, die im malaiischen Style erbaute Brücke über den aus dem Danau di Atas (See von Alahan Pandjang) entspringenden und hier noch unbedeutenden Goemanti überschreitet und an der gegenüberliegenden Bergkette hinaufsteigt. Auf der einen Seite erblickt man dann die südliche Hälfte des Sees und die hier über 2000 m hohen Barisan-Berge, auf der andern tief unten das Dorf mit seinen niedlichen, ja, im malaiischen Geschmacke gesprochen, schönen Häusern. Nach Südosten hin erhebt sich die Bergkette, welche den Goemanti vom Batang Hari trennt; bis hoch hinauf sind ihre Abhänge mit Gräsern und Jlalang (Imperata Königii) bedeckt, während Wald den Gipfel krönt. Das sind Weideplätze für die hier zahlreichen Kühe und Büffel, unter denen allerdings Tiger große Verwüstungen anrichten. Namentlich die Kühe fallen ihnen leicht zur Beute, während die Büffel, sobald sie die Nähe des Raubthieres merken, sich zusammenzuscharen pflegen und so den gemeinsamen Feind abwehren. Noch während der Anwesenheit der Expedition tödtete ein Tiger in der Nähe des Dorfes von 14 jungen Kühen 8 Stück auf einmal.

Der „Balei" in Alahan Pandjang.

Um auf die Häuser von Alahan Pandjang zurückzukommen, so findet sich dort, wie in jedem einigermaßen ansehnlichen Dorfe, ein „Balei", eine Art Gemeindehaus, wo sich die Vorsteher zur Besprechung der Angelegenheiten des Dorfes versammeln und Reisende übernachten können. Manche derselben sind sehr reich mit Schnitzwerk verziert; dasjenige von Alahan Pandjang war zwar einfacher, aber doch ein schönes Muster derartiger Gebäude. Auch sonst besitzt der Ort sehr schöne Häuser, deren Skulpturen zwar grob sind, aber mit ihrer bunten Bemalung doch einen angenehmen Eindruck hervorbringen. Ebenso sind die Reisscheuern, welche sich vor den Häusern befinden, und der schon oben erwähnte Taboe-Schuppen mit Schnitzwerk geschmückt. Letzterer liegt vor den Häusern der angesehensten Bewohner. Veth benutzte seinen dortigen Aufenthalt dazu, sowohl diese verschiedenen Arten von Gebäuden als auch Eingeborene zu photographiren.

Der erste Ausflug, welchen sie von dort aus unternahmen, galt der Besteigung des Goenoeng-Talang, eines 2540 m hohen Vulkanes, der alle umliegenden Berge überragt. Sie ritten am 29. August um 2 Uhr Nachmittags in Gesellschaft von 18 Trägern ab und befanden sich schon nach zehn Minuten auf der Höhe der Hügelkette, welche den größten der vier Talang-Seen, den Danau di Atas, umgiebt; man konnte denselben von dort oben ganz übersehen, ebenso wie den majestätisch im Hintergrunde aufsteigenden Vulkan-

Ein Haus in Alahan Pandjang.

kegel. Der Weg folgt nun dem Kamme jener Hügelkette, so daß man zur Linken den See, zur Rechten die Ebene von Alahan Pandjang und dahinter die Oeffnung des breiten Goemanti-Thales überblickt. Jenseits des länglichen Sees, dessen Ufer nur von Farnkräutern und Gräsern bedeckt sind, steigen die bewaldeten Höhen der Barisan-Kette empor. Da das im Südosten liegende Gebirge, welches den See von der Quelle des Batang Hari trennt, gleichfalls niedrig ist, so sieht man auch das Thal dieses letztern Flusses, die dasselbe einschießenden ansehnlichen Berge und am Horizonte die mächtige Spitze des Korintji.

Der Weg überschreitet zuletzt die Wasserscheide zwischen dem Danau di Atas und dem Danau di Bawah, welch' letzterer etwas niedriger liegt. Ringsum einförmige Wüste und Einöde, nur unterbrochen von zwei „lapau" oder einheimischen Gasthäusern. Plötzlich zeigt sich unten der Spiegel des Sees, von steilen bewaldeten Bergen umgeben, und geradeaus an seiner Nordseite der Ausfluß des Batang Selajoe, der weiter abwärts Batang Soemani heißt und durch den Singkarah-See fließt. Durch diese Spalte erblickt man in der Ferne den Goenoeng-Merapi. Der Weg führt in einer Höhe von 60 bis 100 m über dem See entlang; in der Mitte seiner Längserstreckung liegt der „lapau" Pasar-Rebaa, wo sie sich halb mit Gewalt und gegen den Willen des Besitzers einquartierten.

Um 7 Uhr des nächsten Morgens stiegen sie den den

Haus mit Reisscheunen in Loeboe.

See im Westen begrenzenden Berg hinan und erblickten eine Stunde später den dritten See, den Danau di Talang, zu ihren Füßen. Derselbe ist kleiner als die beiden anderen, rings von Waldbergen umgeben, aber trotz seiner düstern Umgebung von imposantem Anblick. Der Weg umzog ihn im Süden und Westen und erreichte nach kurzem Anstieg eine Hütte, deren Bewohner als Führer dienten. Tief unter derselben liegt als letzter, kleinster und höchster der vier Seen der Danau Kete. Schon von hier genoß man eine prächtige Aussicht auf den Gipfel des Talang.

Nun folgte ein mehrstündiger langsamer Marsch durch Wald; dann folgte man eine Stunde lang einem trockenen Bachbette bis zu einem kleinen Plateau, über welchem zur Rechten der eigentliche Gipfel ansteigt. Geradeaus lag eine Spalte, aus welcher beständig Wasser und schwefelige Dämpfe entweichen, zur Linken etwas tiefer ein Platz, der zum Nachtlager geeignet erschien. In $^3/_4$ Stunden war derselbe erreicht und, da sich in der That dort Wasser fand, machten sich die Kulis an die Herstellung einer Hütte. Während dessen erklomm Veth den noch 300 m höhern Gipfel und kam noch zeitig genug um eine gute Aussicht zu haben; bald darauf hüllte Nebel alles ein, und er mußte eilen, das Lager wieder zu gewinnen. Dort hatte die Kälte die Kulis so vollständig demoralisirt, daß die Reisenden selbst das zum Feuer nöthige Holz sammeln mußten.

Am folgenden Morgen wurde die ziemlich mühsame Ersteigung wiederholt, diesmal jedoch unter ungünstigen Verhältnissen, da Nebel und Wolken jede Aussicht verhüllten. Um drei Uhr begann es sogar zu regnen, so daß man wieder zu der Hütte hinabstieg und dort wieder eine naß-

kalte Nacht zubrachte. Der dritte Tag ließ sich günstiger an, da um $8^1/_2$ Uhr das Wetter sich aufhellte. Zwar trat kein Moment ein, wo der ganze Horizont klar gewesen wäre; allein abwechselnd zeigte sich bald dieses, bald jenes Stück des Panoramas, das an ganz klaren Tagen von hoher Schönheit sein muß.

Betritt man den Gipfel, so erblickt man zuerst, soweit das Auge reicht, ein wirres Durcheinander von wilden Bergen, Thälern, Seen und in der Ferne zunächst in unbestimmter Weise das Meer mit seinen Inseln. Bald aber ruht der Blick auf den drei Seen Danau di Atas, Danau di Bawah und Danau di Talang, hinter denen sich nach Südosten zwei Flußthäler öffnen, links das des Goemanti, rechts das des Batang Hari, welches der Korintji abschließt. Im Südwesten erheben sich die keineswegs verächtlichen Gipfel des Barisan, und weiter rechts zeigt sich der Ocean mit seinem felsigen Archipel und schroffen Küsten. Genau im Westen liegt Padang mit dem Apenberg und der inselbedeckten Rhede, davor einige Gipfel der Barisan-Kette und dahinter die großen Inseln Batoe, Mentaweh und Pageh draußen im Meere. Dreht man sich immer weiter nach rechts (Norden), so sieht man den Singalang-Berg, der in dieser Richtung die Barisan-Kette abschließt, und dahinter den Ophir; gerade im Norden zeigt sich ganz in der Nähe die Ebene von Solok mit ihren Dörfern, deren dunkelgrüne Obstbäume und Espen sich scharf von den gelbgrünen

Der Danau di Talang.

Reisfeldern abheben. Am Singkarah-See endet die Ebene; hinter diesem schönen Wasserspiegel, etwas rechts von Singalang, steigt der Merapi auf, weiter rechts der leicht kenntliche Sago, und zwischen diesen beiden Bergkolossen die Berge von Bondjol und Rau. Vor dem Sago liegen mäßig hohe, aber schroffe, fast unzugängliche Sandsteinberge, zwischen denen reiche Kohlenlager eingebettet sind. Dicht dabei unterscheidet man leicht die Kalkfelsen Boekit-Poetoes und Boekit-Benting, vor welchen sich die fruchtbaren Ebenen von Soepajang und Sirockam ausdehnen. Läßt man das Auge immer weiter nach rechts schweifen, so trifft es auf das wasserscheidende Gebirge zwischen dem Batan Hari und dem Kocantan, einer riesigen Mauer, wenn man vor ihr steht und sie überschreiten will, von hier oben gesehen aber klein und unbedeutend. Jenseits derselben mag sich dann die Phantasie die unabhängigen Fürstenthümer, die sumatranische Ostküste und den Ocean vorstellen; das Auge aber kehrt zu näherliegenden Dingen, vor allen zu jenen drei Seen zurück, auf welchen es ganz zu Anfang schon geruht hatte. Man hat vom Talang aus keine großartige Aussicht auf schneegekrönte Gipfel, wie vom Faulhorn oder anderen Schweizer-Bergen; dafür aber beherrscht der Berg eine völlige Rundsicht, ohne daß sich die Dinge, wie z. B. auf dem Brocken, in der Unendlichkeit verlieren.

Am 1. September gegen Mittag traten sie den Rückweg nach Alahan Pandjang an, und zwar über den Danan Kete, wo sie einige der dort sich aufhaltenden wilden

Enten, die übrigens den europäischen sehr ähnlich waren, erlegten. Auch zwei Schlangen fielen ihnen dort zur Beute und wurden in den Flintenröhren heimgebracht.

Von Alahan Pandjang aus machte Veth theils allein, theils in Gesellschaft von van Hasselt noch eine Reihe anderer Ausflüge. So besuchte er das schöne Thal des Goemanti, soweit es bewohnt war, und überschritt die wilden öden Berge, welche dasselbe von Sikia trennen; zweimal ging er nach Nordosten an den Abhängen des „Berges der Mitte“ in 1800 bis 2000 m Höhe, das eine Mal von Alahan Pandjang nach Ringkiang Loeloes, das andere Mal von Talang-berboenga am Goemanti nach Sabit-Ajer. Dann umzog er den Danau di Atas im Süden und überstieg die Barisan-Berge, um die Quelle des Batang Hari zu suchen; auf der andern Seite des Gebirges kam er in das üppige, ganz von Kaffeepflanzungen bedeckte Thal des Batang Bajang, der auf der Westküste mündet. Auch erforschte er die Berge zwischen dem Goemanti und Batang Hari, kurz er suchte nach Kräften seine geographische und geologische Kenntniß der Umgebung zu erweitern, wobei es an reichen landschaftlichen Genüssen nicht fehlte. Alle diese Wanderungen aber mit ihren Mühen, Entbehrungen und Reizen zu schildern, würde zu weit führen und gäben doch nur ein einförmiges Bild, trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Einzelheiten und Reiseerlebnisse.

Der Gipfel des Talang.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

IIIa.

Die Grenzgebiete und Vasallenreiche. (Mongolei. Dsungarei und Ost-Turkestan. Tibet. Vasallenstaaten zwischen China und Tibet.)

China beherrscht politisch das innerasiatische Hochland- und Steppengebiet zwischen den Grenzen Rußlands und Indiens. Die Aufgabe dieser Beherrschung wird als eine einzige betrachtet und ist demgemäß dem Li Fan Yüan zugewiesen, welches wir etwa als „Reichsamt der mongolischen Angelegenheiten“ bezeichnen könnten. Nach Mayers (The Chinese Government, 1878, p. 22) ist es bezeichnender Weise wohl auch „Kolonialamt“ genannt worden. Auch in diesen Gebieten ist allerdings die kolonisirende Thätigkeit des Volkes die Hauptstütze der Oberherrschaft seiner Regierung über die meist nomadischen Gewohnheiten huldigenden Völker. Insofern ist dieser Name höchst berechtigt. Bis in dieses Jahrhundert wurden übrigens auch die Beziehungen zu Rußland von dieser Stelle aus geleitet.

Was zunächst die **Mongolei** betrifft, so zerfällt diese für die chinesischen Regierungsmänner unter der jetzt herr-

schenden Dynastie in zwei sehr ungleiche Hälften. Die eine umfaßt die sogenannten „Inneren Mongolen“, welche wieder in 49 Banner getheilt werden. Diese bewohnen die Grenzstriche längs der Mandschurei und Chinas bis gegen Tibet. Die Ordos-Mongolen gehören zu ihnen. Dagegen werden zu der folgenden Abtheilung „Wandernde Hirten“ gerechnet, die im Gebiet der Inneren Mongolen nomadisiren, weil ihnen der Uebergang zum Ackerbau durch ihre chinesischen Oberherren verboten ist. Die andere Abtheilung, welche als die der „Aeußeren Mongolen“ bezeichnet wird, umfaßt die Chalchas-Mongolen und die West-Mongolen oder Kalmüken. Die Chalchas zerfallen in vier Abtheilungen mit zusammen 83 Bannern. Die Hauptstadt der östlichen Chalchas ist Urga, die der westlichen Uliassutai, wo die chinesischen Statthalter residiren, unter welchen die vier Khans der Chalchas ihre Stämme regieren. Jeder Khan hat jährlich acht weiße Pferde und ein weißes Kameel dem Kaiser als Tribut zu verehren. Die Kalmüken oder Oelöt wohnen südlich und westlich von den Chalchas bis in die Ili-Gegend und zum Kukunor. Zu ihnen gehören die von Sining aus regierten Mongolen des Tangutengebietes und die von Alaschan.

Die gesammte mongolische Bevölkerung wird in Gruppen von zehn Familien getheilt, welche unter Dekurionen stehen, welche ihrerseits wieder Glieder einer militärischen Hierarchie bilden. Die Spitzen dieser letztern hat man in den drei militärischen Generalstatthaltern zu sehen, welche in Civilsachen den Generalgouverneuren von Tschili beziehungsweise Kansu unterstellt sind. Sie residiren in Jehol, Kalgan und Urumtsi. Außerdem giebt es höhere Militärs, die über einheimische Regenten gesetzt sind mit Titeln wie Militärgouverneur, kaiserlicher Agent und dergleichen in Urga, Uliassutai, Ili, Tarbagatai, Yarkand, Turfan und anderen Orten [1]).

Hoch wichtig wie die militärische und politische Unterwerfung der Mongolen durch China zweifelsohne für die Geschichte Asiens und Europas gewesen, wird sie doch übertroffen von den Folgen der kulturellen Unterwerfung dieser einst in beiden Erdtheilen gefürchtetsten Völker. Diese bricht ihre wilde Kraft viel gründlicher als jene. Wir werden im Nachfolgenden aus den in den letzten fünf Jahren über den Fortgang dieser auf Einwanderung, Ackerbau und Handel der Chinesen sich gründenden Unterwerfung zu uns gelangten Nachrichten ein Bild chinesischer Kolonisation zu entwerfen haben, welches kaum einen andern Schluß zuläßt, als daß die „friedliche Vernichtung“ der Mongolen ihr letztes Ziel sein muß. Geschichtlich folgenreicher tritt die chinesische Kulturarbeit nirgends auf als hier.

In Bezug auf das Vordringen der chinesischen Kolonisten in der **Mongolei** ist zunächst als bemerkenswerthe Kundgebung ein Bericht vom Mandschu-General in Jehol zu verzeichnen, welcher in der Pekinger Staatszeitung vom 14. November 1876 erschien. Es wird darin beklagt, daß „Squatters“ (wir wissen kein entsprechendes deutsches Wort) die kaiserlichen Jagdgründe überrannt haben, wo an einzelnen Stellen ganze Dörfer entstanden sind. Gleichzeitig wird allerdings zugegeben, „daß das Unheil jetzt nicht mehr zu bessern ist, da es mit dem kaiserlichen Wohlwollen unvereinbar sein würde, die Leute wegzujagen, welche ihr Land nun seit einigen Jahrzehnten innehaben.“ Leider haben sich aber, wie man weiter aus dem Bericht ersieht, diese widerrechtlichen Ansiedler noch etwas mehr zu Schulden kommen lassen als die Besitznahme kaiserlichen Landes. Sie haben nämlich das Werk ihrer Vorgänger in ausgiebigstem Maße fortgesetzt, indem sie die Hügel ihrer Wälder beraubten, und fahren also fort, jene Schädlichkeiten über die südöstliche Mongolei heraufzubeschwören, welche mit der Entwaldung in einem ohnehin so excessiven Klima unvermeidlich verknüpft sind.

Dieses Squatterthum ist nun freilich keineswegs neu, sondern die widerrechtliche Einwanderung der Chinesen in die Mongolei ist eine Jahrhunderte alte Thatsache. Die diesseits der öden Gobi-Steppe nach der chinesischen Grenze zu wohnenden Mongolen, die **Tzachar-Mongolen**, sind daher durch Mischung mit Chinesen und durch Aneignung chinesischer Sitten und Gebräuche äußerlich bereits ganz chinesenartig geworden. Prschewalski bezeichnet sie als „Bastarde, welche weder die mongolische Geradheit noch die chinesische Arbeitsamkeit besitzen“. Die Mischlinge heißen Erlidsy, d. h. mit zwei Lebern begabte; sie werden von den Chalcha-Mongolen ebenso gehaßt wie von den Chinesen und gelten als unzuverlässig und diebisch. Wenn diese Mongolen auch insofern noch ein nomadisches Leben führen, als sie in Filzjurten wohnen und von ihren Herden sich nähren, mit denen sie von Weide zu Weide wandern, so hegen sie doch in der Regel nicht mehr jene begeisterte Liebe für die Freiheit des Steppenlebens wie ihre von diesen chinesischen Kultureinflüssen weniger berührten Brüder im Norden. Uebrigens sind sie ja auch politisch sehr eng mit China verbunden, indem ihre acht Banner eine Art Militärgrenze im Dienste des chinesischen Staates herstellen. Daß ihr mongolischer Charakter indessen noch immer deutliche Unterschiede vom chinesischen zeigt, beweisen in sehr interessanter Art die ganz verschiedenen Ergebnisse der Thätigkeit der Missionäre bei den einen und den anderen. In Sijinsa und einigen anderen Orten des mongolisch-chinesischen Grenzgebietes unterhält die Propaganda seit einigen Jahren Missionen, welche wenig Erfolg bei den zäh an ihrem buddhistischen Aberglauben hängenden Mongolen, beträchtlich mehr aber bei den viel indifferenteren Chinesen finden, welche vor allem den unentgeltlichen Schulunterricht und die Unterweisung ihrer Kinder in allerlei Handfertigkeiten zu schätzen wissen. Aehnlich sind auch die Mongolen von Alaschan chinesisirt. Mit besonderer Beziehung auf sie sagt Prschewalski (Reisen in der Mongolei. 1877, S. 202): „Der Einfluß der Chinesen auf die Mongolen ist immer derselbe. Man kann ihn eher als einen demoralisirenden, denn als einen civilisirenden bezeichnen. Meinem Dafürhalten nach giebt es nichts Ekelhafteres als einen chinesisirten Mongolen, der immer seine früheren guten Eigenschaften einbüßt und dafür nur schlechte Angewohnheiten annimmt, welche mehr der Natur des faulen Nomaden entsprechen. Bei einer solchen Ausgeburt findet man weder die mongolische Geradheit noch den chinesischen Fleiß, wenngleich ein so umgestalteter Mongole auf seine Stammesgenossen immer mit Verachtung herabschaut.“ Politisch scheint indessen Alaschan weniger eng mit China zusammenzuhängen als die Nordmongolei. Dem Fürsten des Landes, welcher in Dyn-juan-in (chinesisch Wa-jan-fu) residirt, ist kein chinesischer Beamter zur Seite gesetzt, doch hatte er (1871) eine Frau aus dem Hause des chinesischen Kaisers und pflegte häufig nach Peking zu reisen. Er ist in seinen Sitten ganz chinesisirt und raucht Opium. Dafür sind chinesische Kaufleute hier wichtige Personen, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß Prschewalski bei seiner ersten Audienz in der Fanse des Fürsten außer diesem selbst nur noch einen reichen chinesischen Kaufmann fand. (Es erinnert dies an die einflußreiche Stellung der chinesischen Kaufleute in Birma, wo man ihnen ebenfalls bei Hofe begegnet.) Nach Prschewalski's Angaben scheint nur wegen der Dun-

[1]) Eine ausführliche Darstellung des chinesischen Verwaltungsapparats in der Mongolei findet der Leser in dem obengenannten Werke von W. F. Mayers: The Chinese Government. Shanghai 1878.

ganen-Unruhen zur Zeit seines Aufenthaltes in Alaschan eine starke chinesische Kriegsmacht dort gestanden zu haben. Chinesische Ansiedler sind übrigens über das Land hin zerstreut und wohnen sogar ziemlich dicht in der Nähe des Gelben Flusses. Im Süden von Alaschan findet man sie nicht, da dort das Land entschieden wüstenhaft ist, aber Dadschin, eine hart an dieser Wüste gelegene Grenzstadt in Kansu, hat rein chinesische Bevölkerung und Garnison.

Im Ordoslande ist die Zahl der Chinesen groß im Norden und überall längs dem Gelben Flusse. Die meisten fruchtbaren Strecken sind in ihrem Besitze, aber auch minder fruchtbare, welche für die Mongolen sogar als Weideplätze keinen großen Werth hatten, haben sie mit ihrem sprichwörtlichen Fleiß und Geschick zu befruchten und anzubauen verstanden. Hier findet man überall ihre Kaufläden und Gasthäuser. Sie herrschen hier politisch ebenso unbeschränkt, wie in Urga oder Kobdo, wenn sie auch ihre Macht wie überall klugerweise nur indirekt ausüben. Chinesen sind bereits die Fährleute, welche bei Bantu den Verkehr über den Gelben Fluß mit dem Ordoslande unterhalten. Chinesische Ansiedler wohnen dicht am Ufer des Urgun-Noor und in den nahen Thälern, soweit dieselben fruchtbar sind. Sie bauen unter anderm auch Mohn zur Opiumbereitung und haben in der hiesigen mongolischen Bevölkerung das verderbliche Opiumrauchen allgemein verbreitet. In der innern Mongolei ist, wie andere chinesische Sitten und Unsitten, auch diese noch nicht so weit verbreitet. Am Dabasan- und am Kusuptscha-See gewinnen sie Salz, welches neben den Erzeugnissen der Viehzucht den einzigen bemerkenswerthen Gegenstand der Ausfuhr aus dem Ordoslande bildet, und welches sie über den Fluß nach den benachbarten chinesischen Provinzen bringen. Bantu und Düntschu, jenes am Nord- und dieses am Westrande des Ordoslandes, sind volkreiche Städte mit Garnisonen, welche von Generalen befehligt werden. In Bantu fand Prschewalski unter anderen eine Gießerei, wo eine Masse jener eisernen Schüsseln verfertigt wurden, welche für die Mongolen wie die Chinesen dieser Gegenden eines der unentbehrlichsten Küchengeschirre darstellen.

Das Ordosland wird von den Chinesen in drei Fürstenthümer Tung-Kung, Tschung-Kung und Si-Kung (Ost-, Mittel- und West-Reich) getheilt und jedes dieser Ländchen wird unter chinesischer Oberherrschaft von eingeborenen Fürsten regiert. Diese vereinigen sich jährlich mit den ähnlich abhängigen Fürsten der nördlicheren Grenzländer von Mao-Min-Ngan und Targan-Pei-Li zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten und haben sich alle drei Jahre nach Peking zu begeben, um dem Kaiser zu huldigen. Diese Fürsten thun wenig oder nichts, um ihre mongolischen Unterthanen und Landsleute vor den Uebergriffen der massenhaft aus Schensi herüberdringenden Chinesen zu schützen, welche unter allerlei Vorwänden das fruchtbarste Land in Besitz nehmen. Im Gegentheil, sie nehmen nicht selten eine Steuer an Getreide oder Geld von den Chinesen, welche dadurch das Recht erwerben, den nomadischen Mongolen zu depossediren. Wie überall sind auch hier die Nomaden im Kampf, aber in einem zuletzt immer wieder nachtheiligen Kampf gegen die langsam vordringenden, aber um so zäher an der Scholle festhaltenden chinesischen Ackerbauer. Dieses Ringen zweier Kulturen, die von Völkern getragen werden, welche sich hassen, bricht oft genug in hellen Flammen aus. So berührte Abbé David (Bull. Soc. Géogr. Paris 1875. I, 163) auf seiner Reise im Ordoslande ein wüstes, von beiden verlassenes Gebiet, wo in einem Kampfe zwischen den den Boden innehabenden und den zu seiner Bebauung herbeigekommenen Chinesen 40 Menschen gefallen waren. Dieser Streit schwebte damals vor dem kaiserlichen Gericht zu Kuku-Choto, wo in solchen Fragen fast immer die Chinesen durch ihr Geld und ihre List die Partie gewinnen. Man begreift, daß unter solchen Umständen den Mongolen das Nomadisiren schwer genug gemacht wird, und nicht selten lassen sie ihre Viehherden fahren, um gleich ihren Feinden dem Ackerbau sich hinzugeben. Aber es ist doch nur eine kleine Zahl, die das thut. Dieselben nehmen dann mit der neuen Beschäftigung auch neue Sitten, natürlich die chinesischen, an, wie sie sich denn auch mit wenig Abweichungen chinesisch tragen.

Von diesen Streitigkeiten giebt Abbé David eine charakteristische Schilderung (a. a. O. S. 167) aus dem Fürstenthum Mao-Min-Ngan, dessen Herrscher damals den chinesischen Einwanderern gegen eine bestimmte Steuer sein Land vollständig übergeben hatte. Diese waren bereits im Begriff, sich steinerne Häuser zu bauen, für welche sie sich eine der besten Lagen des Landes ausgewählt hatten. Vergebens protestirten die Mongolen, welche den Boden bis dahin besessen hatten; die Chinesen beriefen sich auf ihre vom Fürsten erworbenen Rechte. Um aber den Mongolen zu zeigen, daß sie es ernst meinten, schossen sie von Zeit zu Zeit ihre Gewehre in die Luft ab. In allen diesen Fällen behalten die Chinesen am letzten Ende Recht. „Vergebens,“ sagt David, „kämpfen die trägen Nomaden Mittelasiens gegen die überquellende Bevölkerung Chinas an. Dieses Land entvölkert sich von Tag zu Tag durch das Elend und durch die große Menge der ehelosen Lamas. Die Chinesen sind berufen es wieder zu bevölkern, indem sie die Reste der mongolischen Bevölkerung in sich aufnehmen.“

Kulturell viel selbständiger sind die Nordmongolen noch bis heute. Zwar wird auch die Nordmongolei von Urga durch einen aus Peking gesandten Statthalter (Mandschu) regiert, welchem pro forma einer aus der Reihe der Hochadeligen des Landes zur Seite gesetzt wird; und ebenso sind die mongolischen Khane, welche mit den Rechten regierender Fürsten ihre Aimakate verwalten, chinesischen Beamten untergeordnet, welche ihnen zur Seite stehen. Auch ist ohne Zweifel die Pekinger Regierung mit Eifer darauf bedacht, sich durch den thatsächlichen Besitz Urgas, dieser heiligsten der mongolischen Städte, denselben Einfluß auf die innerasiatischen Nomaden zu wahren, welchen sie durch eine ähnliche „moralische“ Oberherrschaft in Lhassa auf die Tibeter ausübt. Ohne Zweifel beeinflußt sie die Wahl des Kutuchta, dieses mongolischen Dalai Lama, in hervorragendem Maße und soll sich, nach Gerüchten, welche Prschewalski erwähnt (Reise in der Mongolei 1877, S. 10), unter Umständen sogar des Giftes bedienen, um allzu begabte Kutuchtas, die ihr gefährlich werden könnten, aus dem Wege zu räumen. Aber in der Bevölkerung dieser Gegenden ist noch wenig chinesischer Einfluß zu verspüren. Sie kleidet sich zwar in chinesische Stoffe (auch die gewöhnliche Kleidung besteht in der Regel aus dem blauen chinesischen Baumwollenzeug) und trinkt chinesischen Ziegelthee, welcher auch ihre Münze bildet, aber sie bewahrt die rohe ehrliche Einfachheit des Hirten. Die Chinesen, von denen nur Beamte und Kaufleute vertreten sind, bewohnen in oder vielmehr bei Urga eine eigene Stadt, welche den Namen Maimatschin, d. h. Handelsstadt, führt. Sie liegt vier Kilometer östlich vom eigentlichen Urga. Da die Chinesen gesetzlich keine Familien bei sich haben, überhaupt sich nicht fest ansiedeln dürfen, leben sie mit Mongolinnen zusammen.

Ein großer Theil der Thätigkeit der chinesischen Kaufleute von Urga besteht in der Vermittelung des chinesisch-russischen Landhandels, welcher allerdings die Mongolen allein nicht gewachsen sein würden. Beiläufig sei hier ein-

geschaltet, daß dieser Handel seit Jahren, soweit er über Kjachta geht, in Abnahme begriffen ist, und zwar größtentheils wegen der geringeren Mengen von Thee, die seit der Benutzung des Seeweges nach dieser Seite ausgeführt werden. 1877 führte Rußland nach China über Kjachta für 4 127 301 Rubel Waaren und Geld aus, während es auf demselben Wege aus China für 11 745 828 Rubel einführte. Außerdem wurde noch ein Betrag von ungefähr $1\frac{1}{3}$ Mill. Rubel von Chinesen durch Transbaikalien nach Irkutsk und anderen Orten gebracht. Unter den russischen Ausfuhren sind Webwaaren am stärksten vertreten, daneben Pelzwerk, dann Saissi-Silber, Gold und russisches Papiergeld. Unter den Einfuhren ist der Thee mit nahezu 11 Mill. Rubel der einzige bedeutende Gegenstand, und zwar findet sich darunter für 4 Mill. Ziegelthee. Russisches Papiergeld, europäische Drilliche und chinesische Kleinwaaren machen den unbedeutenden Rest der Einfuhren aus. Kjachta selbst hat schon 1862 die Zollstätte verloren, welche ihm einst eine so große Bedeutung verlieh, während dagegen Maimatschin die seine behalten hat. Mit der Verlegung der Zollstätte nach Irkutsk hat sich dagegen die Zahl der Chinesen in Transbaikalien ungemein vermehrt. Nach Angaben sibirischer Zeitungen schrieb London and China Telegraph, Nr. 873, 1880: „Es giebt, wie es scheint, kein Dorf, keinen Weiler, welcher in seiner Bevölkerung nicht mindestens einige Chinesen zählt, und doch sind es noch nicht 20 Jahre, daß dieselben zum ersten Male ins Land kamen. Dieselben können sich mit den Juden in der Kunst der Ausbeutung ihrer Nebenmenschen messen. Sie kaufen das Gold, welches die Arbeiter in den Bergwerken entwenden, und sind zu jedem unehrlichen Handel gern bereit.“ Weiter heißt es, daß sie in der Regel die vorgeschriebenen Steuern nicht zahlen und daß unter ihnen als Kaufleute verkleidete Lamas seien, welche die Buräten dem Christenthum abwendig zu machen streben.

Die für diese Handelskolonien wichtige Verbindung zwischen der russischen Grenzstation und Kalgan beziehungsweise Peking ist bei dem Rückgange des Handels keine sehr lebhafte. Von Posten unterhält die russische Regierung eine monatlich dreimalige Briefpost und eine monatlich einmalige Packetpost, während die chinesische Regierung eine eigene Postverbindung von Kalgan nach Urga unterhält. Von der Station Sairussu auf der Straße Kalgan-Urga zweigt eine Poststraße nach Uliassutai ab. Der Personenverkehr bedient sich auf diesen Straßen nicht der Kameele, sondern der chinesischen zweirädrigen Karren, vor welche Kameele gespannt werden. Stärker scheint der Verkehr auf der Straße Dolon-Noor-Kalgan zu sein, denn Dolon-Noor (Lama-Mjao bei den Chinesen) ist nicht bloß ein wichtiger Platz für den chinesisch-mongolischen Handel, welcher hauptsächlich Vieh, Wolle und Felle gegen Ziegelthee, Baumwollstoffe und Tabak umsetzt, sondern es giebt auch das Salz, welches in einem Steppensee nördlich von Dalai-Noor gewonnen wird, Anlaß zu regem Verkehr. Nach Prschewalski findet sich in Dolon-Noor eine Gießerei, wo Götzenbilder aus Eisen und Erz für den mongolischen und tibetanischen Bedarf gegossen werden, und chinesische Dörfer und Gasthäuser finden sich genug auf dieser Strecke. Unter manchen minder wichtigen Gegenständen der Ausfuhr aus der Mongolei nach China spielen auch junge Hirschgeweihe eine große Rolle. Sie kommen sowohl aus der nördlichen als der westlichen Mongolei, selbst aus Alaschan, wo der Fürst die Hirschjagd verboten hat, in Menge nach Kalgan. Als Prschewalski im Muni-Ulla-Gebirge jagte, gelang es ihm nicht, einen einzigen Hirsch zu erlegen, weil die Mongolen der Gegend die Hirschjagd wegen dieser jungen Geweihe ohne jede Schonung betreiben. Dieselben nehmen im Arzneischatz der Chinesen eine der ersten Stellen ein. Ihren medicinischen Aberglauben wissen übrigens die Chinesen zu eigenem Vortheil den Mongolen gehörig einzuimpfen, sie setzen hundert verschiedene Arzneimittel für theures Geld an dieselben ab. Eine der größten Plagen der Reisenden in diesen Gegenden bezieht sich auf das beständige Verlangen der Mongolen nach Arzneien. Sowohl A. David als Prschewalski wurde durch dasselbe überall gequält, wo die chinesischen Trödler dieses Bedürfniß in den Mongolen erweckt hatten.

Ueber die Zahl der chinesischen Ansiedler in der Nordwest-Mongolei und die Fortschritte ihrer dortigen Kolonisationsarbeit sind wir sehr wenig unterrichtet. Seitdem Ney Elias 1873 (Journal Roy. Geograph. Society 1873, p. 130) seine Beschreibung von Kobdo und Uliassutai gegeben hat, in welcher er jener 4000, dieser 6000 Einwohner zuweist (ein nicht großer Theil dieser Zahlen dürfte auf die chinesischen Soldaten und Kaufleute entfallen), ist zwar diese Gegend nicht selten besucht worden, aber die Lage der daselbst wohnenden oder wandernden Chinesen hat Niemand zum Gegenstand eines eingehendern Berichtes gemacht. Noch weniger ahnen wir, wie groß die Zahl der dort angesiedelten Chinesen sei. Pewtsow reiste 1878 im letzten Theil seines Weges von Kobdo nach Kuku-khoto, welches die Chinesen Kwei-hwa-tscheng nennen, durch ein von Chinesen dicht besetztes Gebiet. Doch lag diese Strecke größtentheils schon im Gebiet der „inneren Mongolen“. Der Handel mit Sibirien über Kobdo und Uliassutai, wo russische Agenten stationirt sind und russische Kaufleute wohnen, soll sich in den letzten Jahren erheblich vergrößert haben; aber seit 1878 die Kuldschafrage schärfer hervortrat, legten die chinesischen Behörden denselben Hindernisse in den Weg.

Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević**.

III.

Bei den katholischen Städtern.

Früher waren bei den katholischen Städtern dieselben Gebräuche üblich wie bei den Malissoren. Jetzt hat man schon einen großen Theil der lächerlichen und für die Braut peinlichen Komödien abgeschafft.

Die Malissorinnen gehen sämmtlich unverschleiert, daher ist dem Bräutigam die Möglichkeit geboten, seine Auserkorene wenigstens vorher schon zu sehen. Anders bei den Städtern. Hier zwingt die erbärmliche Eifersucht der

entarteten Krämerseelen das Weib zum Tragen des lästigen Jaschmaks. Zudem bleibt es hinter Schloß und Riegel und darf bloß beim Kirchgange sich öffentlich zeigen. Dies gilt von den Frauen. Was die Mädchen betrifft, so ist ein solches aus gutem Hause nach vollendetem zwölften Jahre für jedermann unsichtbar. Aus diesem Grunde gehört es auch zu den Unmöglichkeiten, daß ein Jüngling seine Zukünftige vor der Trauung zu sehen bekommt. Die Ehen werden daher gleichwie bei den Mohammedanern durch Uebereinkunft der beiderseitigen Eltern geschlossen.

Nach vollendetem 18. Jahre denkt des Jünglings Mutter daran, ihm eine passende Frau zu suchen. Sie wählt entweder selbst oder beauftragt damit eine Freundin. Sind die beiderseitigen Eltern über die abzuschließende Ehe einig geworden, so bekommt die Vermittlerin Seitens der Braut ein Geschenk. Die Abmachung erfolgt entweder schriftlich (sejess) oder in Gegenwart von Zeugen. Der Jüngling schickt dann durch zwei Verwandte dem Mädchen einen Ring, einen Rosenkranz und andere Kleinigkeiten, durch deren Annahme die Braut ihre Zustimmung bezeugt.

Gewöhnlich ein Jahr nach der Verlobung findet die Hochzeit statt. Den genauen Zeitpunkt zu bestimmen wird den Eltern des Bräutigams überlassen. Doch müssen diese zum mindesten einen Monat vorher die Anzeige machen, um der Familie des Mädchens Zeit zum Herstellen der Ausstattung zu geben. Das Weitere ist wie bei den Maljsoren. Nur ist zu erwähnen, daß beim Abholen der Braut aus dem Elternhause diese in den ungeheuerlich geschmacklos-plumpen, rothen Mantel (Japandsché) der Scutariotinnen gehüllt und so dicht verschleiert ist, daß sie einem Zuckerhute gleicht. Wenn sie die Treppe herabkommt, wird sie gleich einer Hinfälligen unter den Achseln gestützt. Die anderen Weiber entfalten rechts und links Seidentücher und stellen dadurch eine Mauer her, welche die Braut bis zum Besteigen des Pferdes den Blicken der Anwesenden entzieht.

Eine weitere Abweichung findet bei der Trauung statt. Sobald nämlich die Braut niederkniet, wird sie entschleiert, was einen Ausbruch stürmischen Entzückens der Anwesenden über die Schönheit der Braut zur Folge hat, auch wenn diese ein Modell abstoßender Häßlichkeit wäre. Nach der Ansicht der Scutarioten kann nämlich eine Braut niemals häßlich sein. Von dem Gesang, der dabei angestimmt wird, theilt Hecquard nachstehende Uebersetzung mit:

Wie schön sie ist, die Gattin! Gott schütze sie!
Ihre Stirn ist breit und erhaben! Gott schütze sie!
Ihre Augenbrauen gleichen dem Regenbogen! Gott schütze sie!
Ihre Augen sind weit wie die Kaffeeschalen! Gott schütze sie!
Ihre Wangen sind roth wie Karmin! Gott schütze sie!
Ihr Mund gleicht einer kleinen vergoldeten Büchse! Gott schütze sie!
Ihre Lippen gleichen den Kirschen! Gott schütze sie!
Ihre Zähne gleichen den Perlen! Gott schütze sie!
Ihr Teint ist weiß wie Milch! Gott schütze sie!
Ihre Taille ist schlank wie eine Cypresse! Gott schütze sie!

Trotz dieses schönen Gesanges ist oftmals der Gatte über seine neue Lebensgefährtin wenig erbaut. Denn wenn sie auch fingerdick geschminkt ist, läßt sich manchmal das abstoßend Häßliche ihrer Züge nicht vertuschen. Der unglückliche Gemahl darf aber dann keine Miene verziehen, denn wenn er jetzt protestiren wollte, müßte diese Schmach Seitens der Verwandten der beschimpften Braut blutig gerächt werden. Bloß in dem Falle, daß diese hinkend, bucklich oder einäugig wäre, hat der Gatte Anspruch auf eine Geldentschädigung; denn bei dem habsüchtigen Krämergesindel von Schkodra gleicht Geld alle Unebenheiten aus.

Die Schmausereien nach der Trauung sind dieselben wie bei den Maljsoren. Originell ist jedoch das Weitere.

Um 11 Uhr Nachts wird die junge Gattin in das Brautgemach geleitet, woselbst sie die Frauen entkleiden und in das Bett legen. Dann entfernen sie sich, nachdem sie das Gesicht der Frau mit einem Schleier verhüllt und sorgfältige Zimmervisitation gehalten, um sich zu überzeugen, daß sich kein Neugieriger versteckt hat.

In den Speisesaal zurückgekehrt blinzelt die eine Frau den Beiständen des Gemahls verständnißinnig zu. Diese verstehen und suchen ihn auf. Wenn sie ihn gefunden, theilen sie ihm mit, sie hätten ihm etwas zu zeigen, einen Fehl in der Hausthür oder dergleichen; er möge hinauskommen. Mit der harmlosesten Miene folgt der Gatte und wird von den Beiständen zum Brautgemach geleitet. Vor dessen Thür angelangt meint der eine: „Halt, ich muß Dir etwas sagen." Der Gemahl blickt ihn unbefangen an und bleibt stehen. Der andere Beistand öffnet heimlich die Thür, und ehe es sich der „arglose" Gatte versieht, wird er in das Brautgemach gestoßen und hinter ihm zugesperrt.

Nachdem er vergeblich einige Augenblicke lang „hinaus" verlangt, fügt er sich resignirt in seine „unfreiwillige" Gefangenschaft, und da er das Bett gewahrt, verfällt er auf die Idee, er könne nichts Klügeres thun, als sich zur Ruhe zu begeben.

Gesagt, gethan — oder vielmehr nicht gethan. Denn sich dem Bette nähernd, stößt er einen Schrei der Ueberraschung aus, da er darinnen ein „schlummerndes" Mädchen erblickt.

Er lüftet den Schleier und die Galanterie erfordert es, daß er, sei seine Frau auch noch so häßlich, über ihre Schönheit in Entzücken geräth und sie laut lobpreist. Dann fragt er sie: Wer bist Du? Wie kommst Du hierher? Was machst Du? Was willst Du hier? &c.

Die Gemahlin muß sich schlafend stellen, den Athem an sich halten und darf keinen Laut von sich geben.

Der Gemahl nimmt Bonbons vom Tischchen und schiebt einige seiner Frau in den Mund, nachdem er sie gefragt, ob sie solche wünsche und keine Antwort erhalten, dann legt er sich zu ihr. Jetzt erst scheint die Gattin plötzlich aus dem Schlummer zu erwachen; sie erschrickt über die Kühnheit des „fremden" Mannes und setzt sich kräftig zur Wehre. Doch darf sie dabei keinen Laut ausstoßen noch ein Wort sprechen.

Wenn das Mädchen wohlerzogen und der Mann schüchtern ist, wird sein Angriff nicht nur in dieser, sondern auch in den beiden darauf folgenden Nächten siegreich abgeschlagen. In diesem Falle preisen die Weiber laut die Tugend und den Heldenmuth des Mädchens. Uebrigens bestimmt die Sitte, daß die Gattin niemals länger als drei Nächte Widerstand leisten darf.

Bei Tagesanbruch stiehlt sich der Gemahl ungesehen davon und die Frau stellt sich in den Winkel. Des Tags über hält sich der Gatte in seiner Bazarbude auf, wo er von seinen Freunden und Bekannten aufgesucht und beglückwünscht wird. Er muß ihnen dafür Tabak und Kaffee reichen.

Zwei Wochen nach der Hochzeit wird die Frau von zwei Freundinnen wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, bei welchem sie 8 bis 14 Tage verweilt. Der Gemahl geleitet sie hin und nimmt am selben Tag an der Mittagstafel Theil, kehrt jedoch Abends in sein Haus zurück. Erst am Abend vor der Rückkehr seiner Frau begiebt er sich wieder zu seinem Schwiegervater.

Um 2 Uhr Nachmittags wird die Frau wieder von den Freundinnen in Empfang genommen und in ihren Hochzeitskleidern in das Haus ihres Gemahls zurückgebracht. Die Sitte will es, daß die Frau jetzt Traurigkeit heuchelt, häu-

fig sehnsüchtige Blicke nach dem Elternhaus zurückwirft und laut erklärt, daß sie dasselbe den Süßigkeiten des Ehestandes vorziehe. Umgekehrt hat sie vorhin, da sie wieder in das Elternhaus gebracht wurde, Freude und Ungeduld heucheln müssen. Wie man sieht, ist Alles bei den Hochzeitsceremonien der Albanesen eitel Komödie und Heuchelei!

Zu Hause angekommen, zieht die Gattin die bis dahin getragenen gelben Mädchenpantoffeln aus und bekleidet sich mit den Frauen-Babuschen. Dies ist ein Zeichen, daß sie von jetzt an das Haus regiert, soweit dies natürlich in das Ressort der Frau fällt.

IV. Bei den Mirediten.

Die Mirediten haben viel einfachere Hochzeitsceremonien als ihre Landsleute; auch bei ihnen werden die Ehen auf Befehl des Vaters geschlossen, wenn der Sohn das 18. Jahr erreicht hat. Da die Mädchen und Frauen der Mirediten unverschleiert gehen, kann der Vater selbst seinem Sohne eine passende Braut suchen. Hat er eine solche gefunden, setzt er sich mit deren Vater ins Einvernehmen.

Ist dieser mit der ihm angebotenen Kaufsumme einverstanden, so wird zur Verlobung geschritten. Gewöhnlich beträgt jene 500 bis 1500 Piaster (75 bis 225 Mark), bei besonders vornehmen Familien steigt jedoch der Betrag zu 4000 Piaster (600 Mark). Dies ist aber schon der äußerste Preis, der für ein Mädchen gezahlt wird.

Nachdem der Kaufschilling festgesetzt, sendet der Vater des Jünglings der Mutter des Mädchens einen in ein Tuch gewickelten Ring[1]). Nimmt sie ihn an, so gilt die Verlobung als besiegelt. Der Braut einen Dunti zu geben, ist nicht üblich.

Bezüglich der Ehehindernisse sei bemerkt, daß erstens kein Nichtmiredit eine Mireditin heirathen darf. Zweitens gilt Stammesgemeinschaft und drittens Verwandtschaft als Ehehinderniß. Nun gehen auch bei den Mirediten die Begriffe von Verwandtschaft so weit, daß die Barjaks Kušneni, Oroši und Spaši nicht unter sich heirathen dürfen, sondern die Weiber aus den anderen Barjaks beziehen müssen. Eine eigenthümliche Sitte verlangt es bis in die neueste Zeit, daß die Häuptlinge der Mirediten ihre Frauen aus vornehmen türkischen Familien raubten und gewaltsam tauften. Auch die Fürstin Marcella, Prenk's Mutter und Bib Doda's Wittwe, ist die geraubte Tochter eines Begs von Kruja, was sie nicht hindert, heute die frömmste Katholikin zu sein.

Die Heirathen finden stets am Tage des Schutzpatrons des betreffenden Barjaks statt. Solche sind: für Oroši Šin Leš (Alexander); für Kušneni San Stefano; für Fandi Šin Marku (Markus), für Spaši Šin Kola (Nikolaus), für Dibri S. Michael.

Am Donnerstag vor diesem Festtage versammeln sich alle Bekannten des Bräutigams in dessen Hause, wo sie auf Rechnung des Vaters bis Montag zechend und schmausend verweilen.

Samstag setzen sich zwölf festlich gekleidete Freunde des Bräutigams nach dem Hause der Braut in Bewegung und holen sie im Triumphe ab. Sie wird aber nicht zuerst in das Haus ihres Zukünftigen, sondern gleich direkt in die Kirche gebracht. Bloß wo eine solche fehlen sollte, kommt die Braut gleich in das Haus des Verlobten. Dabei trägt sie ihre besten Kleider, den schönsten Schmuck und ist tief verschleiert. Von der Mutter oder Schwester wird sie sodann zum Altar geleitet.

Obwohl, wie schon erwähnt, die Mireditinnen keinen Schleier tragen, finden es doch die beiderseitigen Eltern selten der Mühe werth, die Verlobten schon früher einander zu zeigen. Daher sehen sie sich gewöhnlich erst bei der Trauung zum ersten Male. Wenn dann die Braut entschleiert wird und dem Jüngling mißfällt, kann er sich allerdings weigern, den Ehestand einzugehen, nur muß er dann die Blutrache riskiren, wenn es ihm nicht gelingen sollte, vorher den Sturm zu beschwören. Indeß kommen solche Fälle fast nie vor.

Die albernen Brautquälereien der Nordalbanesen finden in Mittelalbanien nicht statt; doch muß sich die Braut während des Festes abseits bei den Frauen halten und bei dem Vorbeigehen des Gatten oder eines seiner Verwandten ehrerbietig erheben. Dadurch zeigt sie den Respekt, welchen sie ihrem Manne und dessen Familie schuldet.

Am Montag Abend (oder wenn das Fest mehrere Tage dauern sollte, am Abend des letzten Tages) wird die junge Frau in das Gemach ihres Gemahls gebracht.

Nach dem ersten Monate darf sie, wenn sie will, einen 2- bis 4wöchentlichen Urlaub nehmen und diese Zeit im Elternhause zubringen. Ebenso hat sie das Recht vom Gatten zu verlangen, daß er ihr jährlich zu gleicher Verwendung ein paar Wochen Urlaub ertheilt.

Ehemals geschah es häufig, daß die Ehen erst nach der Geburt des ersten Kindes kirchlich eingesegnet wurden; doch hat der Widerstand der Kirche diese Sitte zum Verschwinden gebracht.

Bemerkenswerth erscheint noch, daß die Mirediten über die Mädchenehre ganz sonderbare Begriffe haben. So z. B. würde ein Mädchen, das mit einem fremden jungen Manne im Gespräch betroffen wurde und sei es das harmloseste gewesen, für entehrt gelten und keinen Mann mehr finden. Auch eine Wittwe findet keinen Mann mehr; es müßten denn ganz besondere Umstände obwalten.

Ein eigenthümliches Mittel haben außerdem die miriditischen Mädchen, wenn sie der Ehe mit einem Verhaßten entgehen wollen, ohne Blutrache gegen ihre Familie heraufzubeschwören. Sie geben dann nämlich ihre Absicht kund, „Mann“ werden zu wollen. In diesem Falle bringt der Pfarrer nach der Messe zur öffentlichen Kenntniß, daß die Jungfrau N. N. von nun an den (männlichen) Namen Džon, Gjergj, Dod ꝛc. (oder welcher ihr sonst gefiel) annehme und daher künftig als „Mann“ zu betrachten sei. Sie kleidet sich dann in männliche Gewänder, nimmt die Waffen ihrer Verwandten und streicht als „Mann“ umher. Nur muß sich dieser neue Mann in Acht nehmen, bei seinen Herumstreifereien nicht — schwanger zu werden, denn dies hätte seinen Tod zur Folge.

[1]) Bei sehr armen Familien thut es auch ein Apfel.

Wein und Weinbereitung im Kaukasus.

Von **W. Keßler.**

I.

Wer zu Lande von Westen her den Küsten des Pontus entlang nach den wunderbaren Ländern zieht, welche die Riesenmauer des Kaukasus gleichsam vor dem kältern und unfreundlichern Westen und Norden abschließt, dem fehlt es nicht an Gelegenheit, sich langsam und allmälig auch bezüglich der Weine auf das vorzubereiten, was ihn in Transkaukasien erwartet. Da kommen zunächst die ziemlich starken, durch ihren erdigen schweren Geschmack ausgezeichneten Weine der Krim, unter denen übrigens nicht zu verachtende Lagen und Jahrgänge sich finden. Dann kommen die Weine des Don; auf Steppenboden an den Ufern des gefeierten Flusses erwachsen, sind sie meist von dünner, theilweise etwas säuerlicher Beschaffenheit. Bekannt ist die Neigung derselben zu moussiren und in eine Art von Kwas überzugehen, die dann mit dem stolzen Namen donske schampanske (donischer Sekt) belegt wird.

Freilich giebt es auch wirklichen rationeller zubereiteten donischen Champagner, und auch die primitiveren Formen sind im heißen Sommer ein angenehmes, kühlendes Getränk; nur kann es nicht jeder Magen vertragen und Mancher hat schon nach diesem Genuß eine Beschleunigung des Stoffwechsels verspürt, welche ihm nichts weniger als erwünscht war. Da lobe ich mir die donischen Mädchen, vor allem die von Nowo-Tscherkask, das wirklich in dieser Hinsicht noch immer seinen alten Ruf bewährt. An kerniger Kraft und Schönheit sind sie den Weinen ihres Landes weit überlegen.

Weiter ziehen wir von den Gestaden des Don durch das endlose Steppenland am Kuban aufwärts, wo die Weinkultur längst verschwunden ist, bis zum Terek. Hier bildet die Gegend um Kislär den Mittelpunkt eines ziemlich ausgedehnten Weinbaues. Der rothe Wein von Kislär, ebenfalls Steppenwein, ist recht trinkbar, zumal wenn man sich an seinen etwas erdig-säuerlichen Geschmack gewöhnt hat. Aehnlich mögen die Weine sein, welche an der Westküste des Kaspischen Meeres gebaut werden. Wir aber steigen am Terek aufwärts über den Kamm des Kaukasus, um auf kürzestem Wege das Weinland Grusien zu erreichen. Das Thal der Aragua, der wir abwärts folgen, führt uns bald an das Ziel unserer Sehnsucht.

Wer nun übrigens voll von Mirza-Schaffy'scher Weinpoesie und voll Bodenstedt'scher Romantik zum ersten Mal die alten echten transkaukasischen Weine probirt, der wird nicht ohne bittere Enttäuschung sich von den harzigen herbfeurigen oder dickgerbstoffhaltigen Weinen abwenden und mit Sehnsucht nach leichterm „süffigerm“ Getränk verlangen. Mit der Zeit indessen befreundet man sich auch mit diesen Weinen und lernt außerdem weitere Sorten kennen, welche dem europäischen Geschmack mehr zusagen.

Wenn man den Kamm des Suramgebirges, die Wasserscheide zwischen Rion und Kura, als Grenzlinie annimmt, welche Transkaukasien in einen kleinern westlichen und einen größern östlichen Theil zerlegt, so hat man auch bezüglich des Weinbaues eine scharf markirte Trennungslinie erhalten. Im westlichen Transkaukasien, vor allem den Küstenländern am Schwarzen Meer, tritt der eigentliche künstliche Weinbau völlig zurück. Nur am mittlern Rion, in der Landschaft Radscha, wird in nennenswerther Weise noch Wein gebaut; in allen übrigen Landschaften beschränkt sich fast die gesammte Bodenkultur auf den Anbau von Mais und Hirse.

Freilich war es nicht immer so. Aeltere Reisende wissen noch Wunderdinge von der Wein- und Obstkultur in Imeretien und Mingrelien zu erzählen. Aber neben den umfassenden Veränderungen in den politischen und socialen Verhältnissen der Länder, welche in wirthschaftlicher Beziehung keineswegs immer günstig gewirkt haben, sind durch Kalamitäten anderer Art die Vegetationsverhältnisse bedeutend verschlechtert worden. So haben in Mingrelien, wo einst Seide, Baumwolle und Wein in Fülle gebaut wurden, seit fast einem Vierteljahrhundert diese edlen Arten der Bodenkultur fast gänzlich aufgegeben werden müssen. Die Baumwolle verträgt die immer ungleicher und wechselvoller werdenden Jahrestemperaturen nicht mehr; Seidenzucht und Weinbau aber sind durch Pilzkrankheiten immer mehr reducirt, ja fast ganz vernichtet worden. Selbst der wilde Wein, der in den mingrelischen Wäldern so verbreitet ist, liefert seit jener Zeit nur noch selten normale Trauben, welche für die Weinbereitung brauchbar sind. Im benachbarten Gurien gedeihen diese wilden Trauben noch besser und werden überall gekeltert und ein angenehm schmeckender hellrother, allerdings nicht sehr haltbarer Wein daraus gewonnen.

Auch die Weine Imeretiens und der Radscha sind vorzugsweise leichtere Gewächse von röthlicher Farbe. Von besseren, sorgfältiger behandelten und deshalb länger haltbaren Weinen dürften die Keller des alten Knäs Eristaw auf der herrlichen stromumrauschten kleinen Halbinsel Barakoni am Rion wohl bei Weitem das Beste aufzuweisen haben.

Ganz anders und unvergleichlich besser sieht es in dieser Hinsicht westlich des Suramgebirges aus. Hier ist die Heimath der altberühmten kaukasischen Weine und ihrer Kultur. Allen anderen Landschaften steht hierin Kachetien voran. Der kachetische Wein ist gewissermaßen der kaukasische Wein κατ' ἐξοχήν, er ist ohne Frage der älteste, berühmteste und urspünglichste Wein des Landes. Der ganze Höhenzug, welcher das Thal des Alasau nach Süden und Südwesten von dem der Jora scheidet, ist mit Weinbergen und freundlichen Grusinerdörfern besetzt. Hier ist der Sitz des kachetischen Weinbaues, hier liegen auch die berühmten Weinberge der Familie Tschawtschawadse, vor allem das schöne Tinondali, durch den Ueberfall Schamyl's im Jahre 1854 und den Raub seiner schönen Bewohnerinnen in der kaukasischen Geschichte bekannt. Bei diesen größeren Besitzern, die sämmtlich in Tiflis eigene Niederlagen haben, trifft man im Ganzen sorgfältig behandelte edle Weine an, die unter Umständen dem alten Ruf des Kachetiners alle Ehre machen. Stark und feurig, dabei für Magen und Kopf gleich gut bekömmlich, entbehren sie jedoch meistens der Blume, des Bouquets, einer Eigenschaft, die man an abendländischen Weinen so sehr zu schätzen pflegt. Der weiße Kachetiner hat stets gelbliche Färbung, die zuweilen sogar ins Gelblichrothe übergeht; der rothe ist fast ähnlich wie manche oberitalienischen Weine, sehr dick und tanninhaltig, fällt schwer auf die Zunge, ist aber ebenfalls sehr gesund.

Um in „Kachetiner“ kneipen zu können, bedarf es erst längerer Uebung und Gewohnheit und es kann vor allen Dingen nur empfohlen werden, den orientalischen Gebrauch nachzuahmen und während des Trinkgelages stets etwas zu essen.

Eine zweite ebenfalls echt kaukasische Weinspecies ist der sogenannte Muchranski-Wein. Er trägt seinen Namen nach der Besitzung Muchran, welche Eigenthum der Familie Bagration ist und unweit des Aragnathales im Bezirke von Duschett liegt.

Der Muchranski-Wein steht in Geschmack und Farbe etwa in der Mitte zwischen einem milden Rheinwein und einem weißen Burgunder; nur das größere Feuer beweist seinen östlichen Ursprung. Leider ist seine Produktion der Quantität nach ziemlich beschränkt, so daß er im allgemeinen Konsum mehr zurücktritt.

Unter den weinbauenden Völkern Transkaukasiens stehen, wie leicht zu denken, die Grusiner obenan, ebenso wie sie auch im Konsum ihrer Weine das Meiste leisten. Nächst ihnen haben die übrigens ungleich mäßigeren und nüchterneren Armenier die Weinkultur ziemlich fleißig betrieben, wo es ihre freilich meist zu hoch gelegenen Wohnsitze ihnen erlaubten. Auch der Tatar hat Weingärten, die er pflegt und bebaut; doch keltert er als Muselman selbstredend keinen Wein, sondern verwendet seine Trauben lediglich zum Essen. Ja, der streng nach den Vorschriften des Koran lebende Tatar geht in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er selbst den Ueberfluß seiner Weingärten niemals zur Weinbereitung auch an Andersgläubige abgiebt. An trocknen luftigen Orten aufbewahrt, halten sich übrigens die Weintrauben fast den ganzen Winter und bilden eine theils roh, theils in weiterer Zubereitung sehr beliebte Frucht.

Einen völlig neuen und höchst bedeutenden Aufschwung hat die Weinkultur in Transkaukasien durch die deutschen Kolonien genommen, die wohl unstreitig heute die bedeutendsten Weinproducenten des Landes sind. Namentlich Katharinenfeld und Helenendorf sind in dieser Hinsicht zu nennen; beide Kolonien verdanken gerade dem Weinbau hauptsächlich ihren beträchtlichen Wohlstand. Schon im Jahre 1868 betrug die Anzahl der Weinstöcke in den sämmtlichen Kolonien circa zwei Millionen und wurden 179 675 Tungen (etwa 718 000 l) Wein gemacht. Seitdem hat sich diese Produktion noch ganz erheblich gesteigert.

Von den Kolonisten werden die allerverschiedensten Traubensorten angebaut und demzufolge auch Weine von sehr verschiedener Beschaffenheit erzielt. In Helenendorf z. B. spielt neben der rothen und weißen Kachetinertraube und der durch eiförmig spitze, kolossal große Beeren ausgezeichneten Tatarentraube die schwarzrothe Isabellen- und Muskatellertraube eine bedeutende Rolle. Leider ist der hellrothe Isabellenwein meist nicht recht haltbar, sonst würden wir diesem herrlichen würzigen Wein unbedenklich die Krone unter den kaukasischen Weinen zuerkennen. Auch Katharinenfeld hat seine besonderen Specialitäten in Weinen, darunter eine milde weißgelbe Sorte, welche wie Oel die Kehle hinabrinnt und dem besten Chablis nichts nachgiebt.

Die meisten größeren Gasthäuser und viele Privatleute, namentlich Europäer, in Tiflis beziehen heute ihren Weinbedarf von den deutschen Kolonien, da sie auf diese Weise jedenfalls reeller bedient werden als von den Asiaten. Damit ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß man unter Umständen von Armeniern und Grusinern vorzügliche und preiswürdige Weine kaufen könnte, aber man wird selten auf eine gleichbleibende einheitliche Qualität rechnen können.

Wie die Preise aller Lebensmittel, haben sich auch die Weinpreise im Kaukasus in dem letzten Decennium ganz erheblich gesteigert. Während man noch vor 8 bis 10 Jahren die Tunga, also etwa 4 l, gewöhnlichen guten Weines um 15 bis 20 Kopeken kaufte, muß man heute mindestens 1 Rubel zahlen. Ja in den größeren Tifliser Gasthöfen wird heute kaum noch die Flasche gewöhnlichen Weines unter 75 Kopeken verkauft.

Besonders der letzte Feldzug von 1877/78 soll in dieser Hinsicht eine ganz enorme Steigerung der Preise hervorgerufen haben. Selbst in der kleinen Landschenke muß man heute 30 bis 40 Kopeken für die Flasche Wein zahlen. Unter diesen Umständen ist es leicht begreiflich, daß der Weinbau immer höhere Erträge bringt und namentlich die Kolonisten denselben mit stets wachsendem Eifer betreiben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Kungura im Gouvernement Perm, dicht beim Dorfe Banno, befindet sich eine Höhle, mit deren näherer Erforschung in prähistorischer Hinsicht der bereits durch mehrere anthropologische und archäologische Arbeiten bekannte Herr Iw. S. Poljakow von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg beauftragt war. Herr Poljakow, der den ganzen Sommer des Jahres 1879 zur Erforschung Inner- und Ostrußlands in anthropologisch-archäologischer Beziehung benutzte und dem wir die Entdeckung ganz eigenthümlicher Küchenabfälle, welche aus Knochen vom Mammuth und anderen Thieren bestehen, verdanken, untersuchte die Höhle im Juni 1879 in Begleitung des Bauern Romanowski, welcher bereits seit 40 Jahren den Besuchern derselben als Führer dient und mit ihrem Innern aufs Innigste vertraut ist.

Ohne uns hier mit einer eingehenden Beschreibung der Kungurer Höhle, wie sie Herr Poljakow in seinem unlängst erschienenen Reiseberichte [1]) giebt, zu befassen, bemerken wir nur, daß sie aus mehreren Sälen besteht, die durch enge Gänge mit einander verbunden sind, und daß sich in ihr mehrere Seen befinden und ein ganz mit Eis gefüllter Saal, weshalb er von den Bewohnern der Umgegend die „Brillanten-Grotte“ genannt wird. Bei den Verfolgungen, denen in Rußland diejenigen ausgesetzt waren (und theilweise noch sind), welche den Satzungen der herrschenden orthodoxen Kirche nicht folgen, war es sehr natürlich, daß die Verfolgten, die „Raskolniki“ (abgefallene Sektirer), in ihr Zuflucht suchten, um in diesem Verstecke ihren Kultus zu üben, ja sogar um zeitweise in ihm zu wohnen. Der vorhistorische Mensch hat in dieser Höhle nicht gewohnt; zum Mindesten haben diejenigen, welche sie bisher erforscht und beschrieben haben (Lepjechin, Kittari und zuletzt Poljakow), nicht die ge-

[1]) Anthropologische Reise durch das innere und östliche Rußland, ausgeführt im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Petersburg 1880. (Russisch.)

ringste Spur von demselben in ihr gefunden. Die niedrige Temperatur (0° C.), welche in dieser Höhle herrscht, das ewige Dunkel, das nur durch künstliches Licht verscheucht werden kann, machte diese Höhle selbst für den primitiven Bewohner des westlichen Abhanges des Uralgebirges unbewohnbar; nichts unterbricht in der Höhle von Kungura die Todtenstille, in ihr giebt es keinen lebenden Organismus.

Der Besuch und die Erforschung der Höhle von Kungura veranlaßt Herrn Poljakow zu einer für den Ethnologen höchst interessanten Bemerkung. Diese Höhle erinnerte ihn nämlich „an das Bild, unter welchem sich die Ostjaken die ihnen nach dem Tode zugängliche Welt vorstellen. Indem die Ostjaken die Existenz von sieben Welten annehmen, von denen fünf höheren Wesen als Aufenthaltsort dienen, glauben sie, daß ihnen, den gewöhnlichen Sterblichen, nur zwei Welten zugänglich sind; die eine derselben ist diejenige, auf welcher sie leben, Noth leiden und mit der Natur und habsüchtigen Menschen, welche sich bereichern wollen, kämpfen, die andere eine noch schlechtere Welt: das ewig finstere Unterirdische, in das kein Lichtstrahl dringen kann. Aber hier befinden sich Seen und Flüsse. Die Ostjaken, welche in diese unterirdische Welt gelangen, leben zwar ebenso, wie auf dieser Welt, aber keiner spricht mit dem andern, jeder bewahrt ewiges Schweigen. Jeder besitzt das, was er auf der Oberwelt besessen hat, und deshalb wird den Verstorbenen ihre beste Habe mitgegeben, vom Renthiere, das geschlachtet wird, bis zur Kleidung und den Waffen; ja dem Verstorbenen wird manchmal sogar (wie ich in meinen Briefen und Berichten über meine Reise im Obigebiete erwähnte) Branntwein mit ins Grab gegeben. Da im Jenseits nichts angeschafft werden kann, senden die Verwandten des Verstorbenen ihm einen Vorrath von Kleidungsstücken nach. Diese Glaubensansicht der Ostjaken steht sichtlich in Verbindung mit der entlegenen vorhistorischen Epoche, als noch die Urbewohner Höhlen bewohnten, und kann wohl gar mit derjenigen Periode dieser Epoche in Verbindung gebracht werden, in welcher der Mensch sich noch keine recht verständliche Sprache geschaffen hatte."

So düster die Anschauung der Ostjaken über das Leben nach dem Tode, wie sie uns Herr Poljakow darstellt, auch sein mag, so lehrreich ist sie für den Alterthumsforscher; diese einfache Notiz dürfte manche Thatsache aufklären, die uns bei archäologischen Ausgrabungen bisher unerklärlich oder dunkel gewesen ist, und dürfte uns veranlassen, das Leben der vorhistorischen Menschen mehr, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, mit dem Leben der nordeuropäischen und nordasiatischen Völkerschaften, die ja noch jetzt in der Eisperiode, in der vorgeschichtlichen Zeit leben, eingehend zu vergleichen. Aus den alten Gräbern tönt uns die düstere Glaubensansicht der Ostjaken deutlich entgegen, und deshalb glauben wir nicht zu irren, wenn wir diejenigen, welche in den Steinsetzungsgräbern des östlichen Europa, wie wir im Mai 1878 zwei bei Slabowzewo im Mogilnoer Kreise geöffnet haben, für Finnen und nahe Verwandte der heutigen Bewohner des hohen Nordens Europas und Asiens halten.

Albin Kohn.

— Wie Prof. Dr. W. Förster in der Februarsitzung der Berliner Geographischen Gesellschaft mittheilte, wird die Berliner Sternwarte in nächster Zeit im Stande sein, angehenden Forschungsreisenden theoretische und praktische Unterweisung in der astronomischen Beobachtung zu ertheilen und die Kontrole und Verpackung der Instrumente zu beaufsichtigen. Es ist das ein Schritt vorwärts, der in England, Frankreich und Rußland schon vor längerer oder kürzerer Zeit gethan worden, und dessen hohe Wichtigkeit nicht zu verkennen ist. Leider wird aber auch er nicht allzuviel beitragen, unsere Karten fremder Erdtheile zu berichtigen; denn, wie es uns wenigstens scheint, liegt der Grund der Unzulänglichkeit neuerer Routenaufnahmen weniger in der Unkenntniß der Reisenden, als in ihrer oft vielleicht selbst verschuldeten Ueberbürdung mit den heterogensten Arbeiten. Wenn ein Einzelner nicht nur alles rein Praktische einer Expedition zu ordnen hat, sondern Tags über kartographisch thätig sein, Vierfüßer und Vögel schießen, Insekten und Reptilien fangen, Pflanzen und Gesteinsproben sammeln, Abends sein Tagebuch und Routier redigiren, die Pflanzen pressen, die Handstücke etikettiren u. s. w. will oder soll, so bleibt ihm wenig Lust, Kraft und Zeit, noch astronomische Beobachtungen anzustellen. Also Entlastung der Reisenden entweder durch Vertheilung der Arbeit auf mehrere, oder durch direkten Befehl, sich nur des Sammelns oder nur des Aufnehmens und astronomischen Beobachtens zu befleißigen. Zersplitterung der Kraft nutzt hier nichts; bei zu vielseitiger Arbeit leidet das eine unter dem andern, und wirklich Tüchtiges wird nur durch kluge Beschränkung erreicht werden. Die seiner Zeit vielgeschmähte Loango-Expedition ist ein Beispiel dafür, daß durch Theilung der Arbeit etwas Ordentliches zu erreichen ist — daß sie gerade an einem für das Eindringen in Afrika durchaus ungünstigen Orte sich niederließ, war nicht ihre Schuld.

— Die Ehre, als Hauptstadt des Schweizer Kantons Tessin zu fungiren, wechselte bisher alle sechs Jahre zwischen den drei Städten Lugano, Locarno und Bellinzona. Am 31. Januar dieses Jahres hat sich nun der Große Rath von Tessin zum letzten Male in Locarno versammelt. Vom 3. März ab wird dies stets in Bellinzona geschehen, welches von da an auch ständiger Sitz des Staatsraths oder mit anderen Worten Hauptstadt von Tessin sein wird.

— Professor Dr. Franz Toula hat im Spätsommer 1880 seine im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften 1875 begonnenen, aber seitdem durch die Kriegsereignisse unterbrochenen geologischen Untersuchungen im westlichen Balkan wieder aufgenommen und dieselben, von Georg Zlatarsky unterstützt, für das Gebiet zwischen der obern bulgarischen Morawa und der Wasserscheide zwischen Isker und Vid zum vorläufigen Abschlusse gebracht. In der kurzen Zeit von kaum vier Wochen hat er den Balkan sechsmal überschritten. Die Ergebnisse der Reise sind derartige, daß dadurch die Ausführung einer geologischen Uebersichtskarte des bezeichneten Gebietes möglich wird. Auch die Errichtung der ersten binnenländischen meteorologischen Station auf der Balkan-Halbinsel, und zwar im k. k. österreichisch-ungarischen Generalkonsulate in Sofia, ist eine Frucht dieser Reise.

(Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien 1881, I.)

— In Folge der Anfangs Februar dieses Jahres neuerdings eingetretenen Ueberschwemmung im Kuban-Gebiet (vergl. oben S. 125) müssen bis auf Weiteres alle Postsendungen nach Noworossijsk, Anapa, Sotschi, Suchum-kale, Tuapse, Poti und Batum über Sebastopol zur See befördert werden.

Asien.

— Oberlieutenant G. Kreitner, welcher den Grafen Bela Széchenyi auf dessen bekannter Reise durch Indien, Japan, China, Tibet und Birma als Geograph begleitete, hat die Beschreibung seiner Fahrten unter dem Titel „Im fernen Osten" begonnen. Das Buch erscheint in circa 30 Lieferungen (à 50 Pf.) bei A. Hölder in Wien und soll 200 Original-Holzschnitte und mehrere Karten bringen. Die Bilder sind nach den vorliegenden Proben außerordentlich schön, Text und Karten aber versprechen viel Neues zu bringen, da die Expedition, wenn auch nicht das vorgesteckte Ziel, so doch Gebiete erreichte, über welche unsere Kunde überaus dürftig ist. Ueber Lan-tschou-fu, Su-tschou, Scha-tschau-wei ist in unserer Literatur fast nichts zu finden (Pjasetzki's eben in Rußland erschienenes Buch, welches diesen Weg beschreibt, soll ziemlich dürftig sein); eine kartographische Darstellung

jenes Gebietes gehört noch heute zu den größten Desideraten in der Geographie Chinas. Möge uns Kreitner's Werk darüber wie über vieles andere auf seiner langen Wanderung vom Rande der Gobi bis zum Irawadi Auskunft ertheilen!

— Alexander Sibiriakow, der bekannte Förderer von Polarfahrten, welcher (wie wir auf S. 320 des vorigen Bandes mittheilten) selbst in seinem Schiffe „Oskar Dickson" eine Fahrt nach dem Jenisei unternommen hat, hat sich mit demselben, durch die Eisverhältnisse gezwungen, in die Gyda-Bucht (zwischen den Mündungen des Ob und Jenisei) flüchten müssen und ist dort eingefroren. Der Dampfer ist auf 13 Monate verproviantirt, so daß von dieser Seite nichts zu befürchten steht. Sibiriakow selbst hat das Schiff verlassen und ist zu Lande über Tobolsk glücklich nach St. Petersburg gelangt.

— In Zusammenhang mit der indischen Volkszählung steht ein kleiner Aufstand, welcher im Januar unter den Sontal (vom Stamme der Kol, südwestlich von Calcutta, zwischen dem Ganges und dem Flusse Baitarni) ausgebrochen ist. Doch hat die Schnelligkeit, mit welcher englische Truppen zur Hand waren, die Eingeborenen, die überdies eine große Scheu vor Pferden haben, sehr erschreckt, so daß sie den Census-Beamten weiter keinen Widerstand leisteten. Es hatte sich nämlich unter den Sontal des Maubhoon-Distriktes das Gerücht verbreitet, daß in der Nacht des 17., wo die Zählung stattfinden sollte, die Männer auf der Schulter, die Frauen auf der Stirn gebrandmarkt werden sollten; auch konnten sie nicht begreifen, warum die Zählung gerade zur Nachtzeit stattfinden sollte, und fürchteten, daß die Regierung irgend etwas Unheimliches im Schilde führe. Auch scheint das starke Anwachsen der Steuern in letzter Zeit ein Hauptgrund ihrer Unzufriedenheit gewesen zu sein. (Nach „The Mail.")

— Nach „Les Missions Catholiques" hat die chinesische Regierung auf Verlangen des Vicekönigs Li-hung-tschang in den Bau einer Telegraphenlinie von Peking nach Schanghai gewilligt. Dieselbe soll über Tientsin und längs des Kaiserkanals nach dem Jang-tse-kiang und weiter nach Schanghai gehen. Wenn nur nicht, wie schon öfters, die Sache der Regierung wieder leid wird!

— Mr. Boulangier ist am 13. November 1880 von Saïgon nach den vielgerühmten Rotheisenerzlagern in Kambodja, welche bis 95 Proc. Eisen enthalten sollen, abgereist, um dieselben näher zu untersuchen.

Afrika.

— M. Tarry, Mitglied der französischen Transsahara-Kommission, soll südlich von Wargla die Ruinen einer großen Stadt, Cedrada genannt, entdeckt haben, welche der Wüstensand begraben hat. Dieselbe liegt im Wed Mia und dabei befinden sich zahlreiche Quellen, welche früher Tausende von Palmen bewässerten. Tarry möchte die Regierung veranlassen, dort Bohrungen vorzunehmen und eine Niederlassung zu gründen.

— Lucereau, ein junger Franzose, wurde zu Anfang Oktober 1880 auf dem Wege von Harrar nach Schoa ermordet. Er soll für seine Unternehmung wenig vorbereitet, auch bis an die Zähne bewaffnet gewesen sein, ein Umstand, welchem d'Abbadie vornehmlich sein Unglück zuschreibt. Nach ihm sollen europäische Reisende in jenen Theilen Afrikas nie eine Waffe bei sich tragen, wenn sie sicher sein wollen; er selbst hat diesen Grundsatz streng befolgt und hat ihm zu danken, daß er volle elf Jahre in jenen Gegenden unbehelligt sich hat aufhalten können.

— Nach den letzten Berichten, welche die „Church Missionary Society" aus Rubaga in Uganda d. d. 1. Juli 1880 von ihrem dortigen Missionar Pearson erhalten hat, ist König Mtesa, von dessen Sehnsucht nach christlicher Unterweisung Stanley einst nicht genug Rühmens machen konnte, zur Abwechselung wieder einmal und zwar in Folge eines Traumes zum Islam übergetreten. Vorher war er bekanntlich zum angestammten Heidenthum zurückgekehrt (s. „Globus" XXXVIII, S. 107 und 367): Im Ganzen ist er bis jetzt nach einander gewesen: Heide, Mohammedaner, Protestant, Katholik, Heide, Mohammedaner. Es sollte uns nicht wundern, wenn er binnen Kurzem, um die bisher befolgte Reihenfolge nicht zu verletzen, wiederum Protestant würde. Wenn es ihm nur nicht an einem Lehrer und Unterweiser fehlt, denn die Missionäre scheinen sich jetzt noch heftiger von Rubaga fort zu sehnen, als vor einigen Jahren dahin.

— Der Sultan von Zanzibar hat dem erfolgreichen Afrikareisenden Joseph Thomson eine vortheilhafte Stellung angeboten, welche demselben Gelegenheit zu Arbeiten von wissenschaftlichem Werthe verschafft und ohne Zweifel von ihm angenommen werden wird. Seine Hauptaufgabe, welche der Sultan ihm in jeder Hinsicht erleichtern wird, besteht in geologischen Aufnahmen im Gebiete des Flusses Rovuma.

— Im Jahre 1880 hat Mr. Burnet 2607 Auswanderer nach der Kap-Kolonie gesandt, darunter 1205 Regierungs- und 1402 unterstützte Auswanderer. Erstere bestanden aus 149 Beamten, 497 Rekruten für die berittenen Kap-Schützen und 559 Ackerbau treibenden Ansiedlern, welche 88 Familien und 73 einzelne Männer umfaßten und zusammen ein Vermögen von 10 743 Pf. St. besaßen. Angenommen, daß diese Ansiedler insgesammt nur das geringste zulässige Maß von Ackerland erwarben, so belief sich dasselbe doch auf 32 000 Acres, wofür sie innerhalb einer bestimmten Zeit 16 000 Pf. St. und später eine dauernde, jedoch ablösbare, jährliche Rente von 1 Proc. ersterer Summe zu bezahlen haben. Die Zahl der unterstützten Auswanderer zeigte 1880 eine Zunahme von 63 Proc. gegen 1879 und von 800 Proc. gegen 1874; dieselbe hatte fast jede Klasse von Handwerkern und häuslicher Dienerschaft aufzuweisen.

— Von der Expedition des französischen Hauptmanns Gallieni, welche im Frühling 1880 an Ahmadu, den Sultan von Segu am Niger, abgesendet und am 11. Mai von aufständischen Bambaras überfallen wurde und schwere Verluste erlitt (s. „Globus" XXXVIII, S. 240), sind erst jetzt, nachdem man sie schon halb verloren gegeben hatte, beruhigendere Nachrichten eingetroffen. Gallieni meldet von Nango am 25. Oktober v. J., daß sie vier Tage nach jenem Ueberfalle den Niger überschritten und in Nango, einen Tagemarsch von Segu entfernt, auf Ahmadu's Befehl gastlich aufgenommen wurden. Nach langen Verhandlungen gelang es ihm, das gegen ihn herrschende Mißtrauen zu beseitigen, und er hofft freien Handel und Schifffahrt auf dem Niger bewilligt zu erhalten. Während der Zwischenzeit litten die jeder Arzenei beraubten Offiziere stark am Fieber, befanden sich aber Ende Oktober wohl. Sie sollten über Kaarta nach S. Louis heimkehren, sobald dieser durch die aufständischen Bambaras versperrte Weg frei wäre.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

IV.

Als Veth und seine Genossen ihre Obliegenheiten in Alahan-Pandjang erfüllt hatten, beschlossen sie nach Moeara-Laboe, einem 60 km entfernten Dorfe, wohin ein guter Weg führte, überzusiedeln. Ihr Gepäck sollte zur einen Hälfte von den Kulis, zur andern von einem pedati, einem zweiräderigen Büffelkarren, dorthin geschafft werden, während sie selbst, von zehn Trägern begleitet, einen weniger bequemen Weg einschlagen wollten, um einigen Goldminen einen Besuch abzustatten. Am 30. September Nachmittags brach man auf, stieg in das tiefe, mit Reisfeldern und Dörfern erfüllte Thal des Goemanti hinab, folgte demselben abwärts und quartierte sich zur Nacht in dem kaum fertig gewordenen Passantenhuis von Talang Berboenga ein. Dieses Dorf unterschied sich von den bisher besuchten dadurch, daß es nicht ohne jede Ordnung und Symmetrie gebaut war, sondern aus drei geraden einander parallelen und durch Quergäßchen verbundenen Straßen bestand. Dafür waren die Häuser schlecht gehalten und baufällig. Im nächsten Nachtlager verweilten sie länger, weil hinter demselben völlig wilde Gegend ihren Anfang nahm, und sie sich hier einen Führer verschaffen mußten. Die Pferde wurden von hier nach Alahan-Pandjang zurückgesandt, um auf der direkten Straße nach Moeara-Laboe geführt zu werden.

Am 3. Oktober erst ging es durch Urwälder, über verschiedene Zuflüsse des Goemanti und über Bergketten, welche jene von einander scheiden, nach der Ansiedelung der Goldgräber von Soengei-Pentoewan, die man aber erst am folgenden Tage erreichte. Dieser Tagemarsch war einer der längsten und mühsamsten, welche man bisher zurückgelegt hatte; es nahm daher die Reisenden nicht sehr Wunder, daß von den erst spät anlangenden Trägern zwei auf Nimmerwiedersehen ausgerissen waren. Am Morgen des 4. Okt. begegnete man auf Schritt und Tritt den Spuren ehemaligen Bergbaues, künstlich aufgeworfenen Erdhügeln von regelmäßiger Gestalt und von Menschenhand gegrabenen Löchern; auch deutete das Vorkommen von Fruchtbäumen darauf hin, daß sich hier einst eine blühende Ortschaft befunden hatte. Die Erschöpfung des goldhaltigen Geschiebes hatte ihren Untergang herbeigeführt.

Der bisher zurückgelegte Weg war gut im Vergleich zu demjenigen, der nun folgte; denn letzterer, der nach Moeara-Laboe führte, war vielleicht seit zwei Jahrzehnten nicht betreten worden, während auf dem andern die Goldsucher fleißig nach Soengei-Aboe wandern, um ihre Ausbeute dort zu verkaufen und ihre Bedürfnisse zu erwerben. So war denn der dritte Tagemarsch kurz, aber anstrengend. Steil ging es auf das Gebirge hinauf und ebenso steil auf der andern Seite hinab nach Soengei-Sapei. Dort fanden sie einen reizenden Punkt, wo ein kleiner Wasserfall in ein Becken fiel, das zum Bade wie geschaffen war. Sie verweilten dort den Rest des Tages, erreichten am nächsten die Ufer des Soengei-Doerian, stießen am fünften auf die Fährten einer Elephantenherde und kamen in das Thal des Batang-Hari.

Hier widerfuhr Beth das Mißgeschick, daß er sich von seinen Gefährten trennte und dieselben nicht wiederzufinden vermochte. Ohne Waffen und Nahrungsmittel bei sich zu haben, ohne Weg und Steg brachte er volle 36 Stunden in der Wildniß zu, ehe er mit Hülfe seines Kompas Moeara-Laboe im Thale des Seliti, eines südlichen Nebenflusses des Batang-Hari, müde, abgehungert, durchnäßt und mit zerrissenen Kleidern erreichte und bei dem dortigen Kontroleur Welsinck gastliche Aufnahme fand. Seine Gefährten waren noch nicht eingetroffen, weshalb er am nächsten Morgen Eingeborene aussandte, um sie aufzusuchen, ihnen den richtigen Weg zu zeigen und sie über sein Schicksal zu beruhigen. Er selbst benutzte den Tag dazu, um die Umgebung des Ortes aufzunehmen.

Parallel mit der ganz Sumatra durchziehenden Barisan-Kette verläuft hier ein Längsthal, das gegen Südosten von dem höchsten Massiv der Insel, dem Pik von Korintje, abgeschlossen wird. Durch den nördlichen Theil desselben fließt der Batang-Seliti von Nordwesten nach Südosten, durch den südlichen in umgekehrter Richtung der Batang-Pelake und B. Bangko, welche sich vereinigen und an dem tiefsten Punkte der ganzen Einsenkung in den Seliti ergießen, der dort nach Osten und Nordosten umbiegt und sich einen engen Ausweg durch das Gebirge bricht.

An dem Zusammenflusse liegt Moeara-Laboe, ein Dorf von junger Entstehung, während das gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Bangko gelegene Dorf Kota-Baroe viel älter ist. Ersteres besteht aus den Wohnungen des Kontroleurs und einiger anderer Beamten, einem Kaffeemagazin und einigen wenigen Häusern von Eingeborenen. Diese liegen um einen Rasenplatz herum, auf welchem Palmen und zwei in und durch einander gewachsene Bäume stehen, ein langsano und ein waringin, deren durchaus verschiedenes Laub in höchst sonderbarer Weise durch einander gemengt erscheint. Zwei Tage nach Beth's Ankunft war hohes Fest, der letzte Tag des Ramadan-

Reisfelder im Thale des Goemanti.

Monates und das Neujahr der Eingeborenen. Fast die gesammte Bevölkerung der umliegenden Dörfer strömte nach Moeara-Laboe zusammen, um dem Kontroleur ihre Achtung zu bezeugen. Ueber 600 Frauen in ihren besten Gewändern und mit Goldschmuck angethan brachten Geschenke, die aus einem Kuchen, ein paar Händen voll Reis oder dergleichen bestanden, und empfingen dafür ein kleines Gegengeschenk. Ein Schauspiel voller Reiz und Abwechselung! Gegen zwei Uhr entfernte sich alles und nur die Häuptlinge blieben beim Kontroleur zum Mittagsmahle. Als auch das vorbei war, langten, um diesen Tag zu einem wahren Freudentage zu machen, auch Beth's verlorene Gefährten, van Hasselt und Snelleman, an. Auch sie hatten, nachdem Beth von ihnen getrennt war, den Weg verloren, waren mit vieler Schwierigkeit an den Batang-Hari gelangt und hatten dort den ganzen 8. Oktober zugebracht, um dem Führer Zeit zu lassen den Weg wieder aufzufinden und um ihren Gefährten wiederzutreffen; als beides mißlang, beschlossen sie am 9., als Beth sich schon wohlauf und munter in Moeara-Laboe befand, diesen Ort mit Hülfe des Kompas zu erreichen. Am nächsten Morgen trat man den Marsch an, nachdem man alles überflüssige Gepäck unter den Wurzeln eines mächtigen Baumes wohl verborgen und so die Kulis entlastet hatte. Der reißende Strom wurde mit Hülfe eines darüber gespannten Rotang (spanisches Rohr) gekreuzt, dann unter tausend Schwierigkeiten die gegenüberliegende steile Bergwand erklettert und gegen Abend in einer zufällig entdeckten Höhle das Lager hergerichtet. Am nächsten Morgen begegneten sie dann einem von Moeara-Laboe aus geschickten Truppe, der ihnen über Beth's Schicksal Gewißheit brachte und sie ihrem nicht mehr allzufernen Ziele zuführte. Es war das ein großes Glück für sie; denn ihre letzten Vorräthe waren am selben Morgen aufgezehrt worden und hatten nicht mehr als zwei Kartoffeln für jeden Kuli ergeben, während die Europäer leer ausgegangen waren.

Da die Wohnung des Kontroleurs nicht groß genug war, die ganze Gesellschaft aufzunehmen, so mietheten sie zwei leerstehende Häuser an dem pasar, dem rechteckigen, 150 m langen und 50 m breiten Marktplatze, der auf drei Seiten von schlecht gebauten Häusern umgeben war. Der Hauptnachtheil derselben war ihre ungenügende Helligkeit; so fing in Beth's Stube das nur 70 cm hohe Fenster unten

in gleicher Höhe mit dem Fußboden an, so daß das einzige Licht, welches auf den Tisch fiel, durch Ritzen und Spalten in Dach und Wänden kam. Dafür war allerdings das Fenster um so breiter; denn es nahm nebst der Thür die ganze Länge des Hauses ein. Die Thür ihrerseits war aber wieder so niedrig, daß man sie nur gebückt passiren konnte.

Am 2. November unternahmen Veth und van Hasselt eine Rekognoscirung durch die Landschaft XII Kota, die südlichste unter den Residentschaften des Padangschen Oberlandes, mit der Absicht, falls es anging, den Pik von Korintji, dessen Lokalname Goenoeng-Gedang ist, zu ersteigen. An dem ersten Tage war ihr Ziel Loeboe-Gedang, der zweite Kampong der Provinz, wo sie schon etwa 12 Tage vorher gewesen waren, um durch Eingeborene einen Weg nach dem Gipfel ausfindig machen zu lassen. Damals waren sie zu Fuße gegangen, weil man ihnen gesagt hatte, daß Pferde ihnen mehr zur Last als zum Vortheil sein würden, und hatten zwei Tage gebraucht, zugleich aber gesehen, daß der Weg nicht so schlecht war. Das zweite Mal ritten sie also und sparten dadurch einen ganzen Tag. Zuerst durchfuhrteten sie den Batang-Bangko und ritten durch Kota-Baroe, wo ihnen ein hübsches neues Haus auffiel, das Eigenthum eines Kaufmannes, welches eben aus den Händen der Holzschnitzer und Maler hervorgegangen war. Nun folgte eine Stunde lang eine wenig bewaldete und nur hier und da Reisfelder aufweisende Ebene. Große Strecken waren früher ebenfalls mit Reis bepflanzt gewesen, dienten jetzt aber Büffeln zur Weide; hier konnte man mehr als im übrigen Süden von Ober-Padang deutlich wahrnehmen, daß das Land einst viel blühender und stärker bevölkert gewesen ist, als heutzutage. Nun folgte Wald und der Weg begann zu steigen, blieb aber gut bis auf einige schlammige Stellen, wo Büffel und, den Fußspuren nach, auch Elephanten zu fielen pflegten. Die schlimmste Stelle kam erst, als man sich der Paßhöhe zwischen Bangko und Liki näherte; dort bedecken unzählige Pflanzenschichten den Boden, die Sümpfe sind tief und häufig, und der Regen der letzten Tage hatte das seinige dazu beigetragen, sie möglichst unpassirbar zu machen. Jenseits des Passes ging es steil hinab nach dem reißenden Wildbache Batang-Liki, der auf einer aus zwei neben einander gelegten Baumstämmen bestehenden Brücke überschritten wurde. An demselben führte der Weg entlang über mehrere Zuflüsse, deren hohe und steile Ufer den Pferden viel zu schaffen machten, bis zu einer von Reisfeldern bedeckten Ebene, welche zur Provinz XII Kota gehört. Dort passirten sie zuerst den Kampong Doerian-Tarong und eine halbe Stunde später befanden sie sich im „Negrihuisje“ des Dorfes Loeboe-Gedang, das außer den „Logirzimmern“ noch ein Kaffeemagazin unter seinem Dache barg. Da die Kulis, wie gewöhnlich, erst vierundzwanzig Stunden später eintrafen, so benutzten die Reisenden die Zwischenzeit, um nochmals Leute auszuschicken und einen Pfad auf den Gipfel des Korintji suchen zu lassen.

Palmen in Moeara-Laboe.

Am 4. November stieg man wieder zu Pferde und ritt am rechten Ufer des Liki aufwärts, der nach etwa 50 Minuten überschritten werden mußte. Die unbeladenen Fußgänger konnten eine aus Rotang hergerichtete Hängebrücke benutzen, die lasttragenden Kulis aber mußten den Fluß durchfuhrten und die Pferde durch die reißende Strömung hindurch geführt werden. Jenseits des kleinen Kampong Kota-Nemba, gegenüber dem Punkte, wo sich der Liki in den Batang-Sangir ergießt, tritt der Weg in eine etwa eine gute halbe Stunde lange Ebene, die mit dem 2 bis 3 m hohen Alang-Grase bedeckt ist; dann wird das Thal sehr eng, und man muß fleißig klettern, um zwischen den Felsen vorwärts zu kommen.

Weiterhin bildet das Thal wiederum eine mit Gesträuch und einigen großen Bäumen bewachsene Ebene, jenseits deren der Fluß Sangir zu überschreiten war. Für Menschen war eine Brücke vorhanden, die Pferde aber und das Gepäck mußten auf einem Flosse hinübergeschafft werden, da der Strom zu tief war, um durchfuhrtet werden zu können. Die Bewohner des gegenüberliegenden Dorfes waren aber durch den ungewohnten Anblick der Pferde dermaßen erschreckt, daß sie anfangs alle Hülfeleistung verweigerten und erst nach längerem Zureden sich bewegen ließen, die Fähre zu lösen und über den Fluß zu kommen. Wieder folgte eine lange trockene

Haus eines reichen Kaufmanns in Kota-Baroe.

Ebene, dann war ein Gebirgszug zu übersteigen, worauf man im Dorfe Loeboe-Melaka Halt machte, um für die Pferde Gras zu schneiden, weil man im Bedar-Alam, dem Nachtquartier, wahrscheinlich keine Fourage antraf. Der Weg bis dorthin war völlig flach; zur Rechten dehnte sich die Ebene aus, soweit nur das Auge reichte: nur hier und da ein vereinzelter Hügel, aber am Horizonte keine Spur von Gebirge. Am linken Ufer des Batang-Sangir dagegen erhoben sich die Berge noch 200 bis 300 m über das Thal, wurden aber nach Norden hin, d. h. in der Richtung des Thales, zusehends niedriger.

Bedar-Alam ist bei Weitem der größte Kampong in der Provinz XII Kota, aber auch ebenso ärmlich wie die anderen. Die Häuser sind schlecht unterhalten; überall fehlen Bretter; altes Schnitzwerk sieht man fast gar nicht und die Umgebung der Häuser liegt voller Unreinlichkeiten. Auch hier beweist die Ausdehnung der Reisfelder und die Menge der Kokospalmen, daß der Ort einst bessere Zeiten gesehen hat. Von Lebensmitteln war dort fast nichts zu haben, so daß die Kulis von Loeboe-Gedang Reis holen mußten, was einen Aufenthalt von zwei Tagen verursachte. Am 7. November setzte man die Reise am Sangir abwärts fort bis Abei, welches, 9 bis 10 m über dem Flusse gelegen, an den drei landeinwärts gerichteten Seiten von einer Erdmauer nebst Graben umgeben ist. Der von derselben eingeschlossene Raum ist jedoch zum Theil von Rasenplätzen

Haus in Bedar-Alam.

und Baumgruppen bedeckt, in deren Schatten die kleinen verfallenden Häuser stehen. Auch hier ein Aufenthalt von zwei Tagen, um von Bedar-Alam Reis zu holen.

Am 10. verließen sie unterhalb Abei bei Doesoen-Tengah den Batang-Sangir und stiegen in westlicher Richtung über die Berge nach dem Batang-Hari hinüber, den sie bei Soengei-Panoe erreichten, wo ihnen eine gut gehaltene Arena für Hahnenkämpfe auffiel, die, nach den sie bedeckenden blutigen Federn zu urtheilen, stark benutzt wurde. Von dort begaben sie sich nach Gasing, das weiter aufwärts am B. Hari liegt; doch erlaubten ihnen die steilen Kalkfelsen nicht, dem Flusse unmittelbar zu folgen, sondern zwangen sie zu einem weiten Umwege landeinwärts durch die Berge. Von da aus befuhren sie zu Boote den Batang-Hari bis zur Mündung des Goemanti, wo einige Leute zur Herstellung eines Lagers zurückblieben, und diesen bis zur Mündung des Sikia. Ihres wohl hergerichteten Lagers sollten sie sich aber nicht erfreuen; denn gegen Abend begann es in Strömen zu regnen, und obwohl es später nachließ, so schwoll der Fluß in der Nacht dermaßen an, daß sie schleunigst auf höheres Land flüchten mußten. Der ganze Anwachs betrug zwar nur, wie sie am folgenden Morgen sahen, einen Meter; aber dadurch war der Strom doch an jener Stelle um das Vierfache breiter geworden. Am nächsten Morgen fuhren sie den Batang-Hari vier Stunden weiter hinauf, kehrten dann nach Gasing zurück und folgten dem Strome weiter abwärts, um das noch nicht besuchte Stück seines Laufes bis zur Mündung des Sipotar kennen zu lernen. Dasselbe liegt schon außerhalb der holländischen Besitzungen. Diese Fahrt ging in den beiden nächsten Ta-

gen ohne weitern Zwischenfall von statten; am dritten trafen die Reisenden schon wieder in Abei ein, von wo sie die Goldminen beim Kampong Telaki im obern Thale des Sangir besuchten. Es sind fünf Gruben von 10 m Tiefe, die zum Schutze gegen nachstürzendes Erdreich mit Balken ausgefüttert sind und drunten horizontal gegrabene Gänge haben. Das Edelmetall findet sich in Kieslagern, Porphyr- und Schiefergestein, welches große Eisenkieskrystalle einschließt. Die Gruben waren einige Zeit vorher verlassen worden und drohten damals einzustürzen; man wusch nur noch wenig Gold aus dem Bache, obwohl nach Ansicht der Expeditionsmitglieder diese Gewinnungsart noch ziemlich lohnend sein mußte. Dann kehrten sie nach Loeboe-Gedang zurück, nachdem ihre Exkursionen durch die XII Kotas im

Reisscheuern in Loeboe-Gedang.

Ganzen drei Wochen gedauert hatten. Hasselt reiste sofort nach Moeara-Laboe, während Veth die Zeit zum Ordnen seiner Aufzeichnungen und, soweit es das schlechte Wetter erlaubte, zum Photographiren benutzte. Der Ort Loeboe-Gedang ist seiner Bauart nach den Dörfern im Thale von Soengei-Pagoe ähnlicher, als denen der XII Kotas; nur sind die Häuser weniger groß und in schlechtem Zustande. Die Reisscheunen sind hier auch nicht, wie überall im Padangschen Oberlande, neben den Häusern, zu welchen sie gehören, errichtet, sondern stehen, wie in der Umgegend von Moeara-Laboe, alle an einer und derselben Stelle neben einander.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

III b.

Es möge gestattet sein, über die in meiner „Chinesische Auswanderung (1876)" aus zufälligen Gründen nur berührte Geschichte der Kolonien im Ili-Lande, dem westlichsten Ausläufer der Mongolei, das man mit den Russen sich gewöhnt hat kurzweg als Kuldscha zu bezeichnen, einige rückgreifende Bemerkungen beizubringen. Als die Chinesen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Ili-Land eroberten, scheinen seine Vorzüge für den Ackerbau und die Kolonisation ihnen sofort eingeleuchtet zu haben, denn sie gingen mit besonderer Energie an die Kolonisation, welche in der That binnen Kurzem hier einen Mischmasch von Menschen schuf, wie er selten an einem Orte so künstlich zusammengebracht werden mag. Das Land soll fast menschenleer gewesen sein, und jedenfalls fehlte es nicht an Raum für die neu Hinzukommenden. Die Festungen Kuldscha und Bajandai erhielten zunächst mandschurische, fünf andere Festen chinesische Besatzung und aus Ost-Turkestan (Kaschgar, Yarkand, Turfan u. s. f.) wurden 6000 acker-

bauende Tatarenfamilien hierher gebracht, deren Zahl 1834 sich auf 8000 erhöht hatte, so daß sie vor dem 1865er Aufstande 39 000 Seelen gezählt haben sollen. Sie führten hier den Namen Tarantschen. Dann brachte man etwa 8000 Familien von den Stämmen der Schiba und Solonen (Tungusen) aus der nördlichen Mandschurei. Die Männer bildeten eine Art stehender Miliz und bebauten daneben das Land. Es waren also militärische Ackerbau-Kolonien; eine bei den Chinesen von Alters her beliebte Form der Kolonisation in Gegenden, wo unter schwierigen Verhältnissen Fuß gefaßt werden soll. Ihnen stehen die Mandschu nahe, welche als reguläres Militär hier stationirt sind, und von welchen 1862, als Radloff das Ili-Land besuchte, allein in der Festung Kuldscha 5000 Mann gestanden haben sollen (Geogr. Mitth. 1862, S. 255). Mandschu-Offiziere und -Beamten führten die Verwaltung des Landes. Verbannte, Verbrecher aus den allerverschiedensten Provinzen des Reiches bildeten den Kern des eigentlich chinesischen Elementes, in welchem die Nordchinesen überwiegend vertreten gewesen zu sein scheinen. Zu den Verbannten gehörte wohl auch der größte Theil der später so gefährlich gewordenen Dunganen, d. h. mohammedanischer Chinesen aus den Nord- und Ost-Provinzen. Endlich gehörte derselben Klasse das verachtetste und gehaßteste aller Elemente dieser bunten Bevölkerung an, die Tschampans, Verbannte aus Süd-China, die sich ganz wie die Chinesen trugen, aber einen so eigenthümlichen Dialekt sprachen, daß selbst ihre chinesischen Landsleute sie nicht verstanden. Ueber die Zahl dieser verschiedenen Arten von Chinesen, zu welchen noch chinesische Beamte, Soldaten und Beamte gehörten, giebt Radloff (a. a. O. S. 252) einige annähernde Angaben. Er führt 17 800 Familien chinesischer und dunganischer Ackerbauer an, setzt aber hinzu, daß bei Weitem die größte Zahl die acht Städte bewohnt und daß die chinesische und dunganische Städtebevölkerung sich „bis über 100 000 Seelen“ belaufe. Kuldscha schreibt er eine Bevölkerung von 80 000 zu, wovon wenigstens dreiviertel Chinesen und Dunganen seien. Zu allen diesen Völkern kamen nun einige Jahrzehnte nach der chinesischen Eroberung noch Kalmüken, die früher hier ansässig gewesen waren, nun aber mit Wohnsitzen in den Gebirgen der Grenzstriche vorlieb nehmen mußten. Ein anderer Theil desselben Volkes war in Kuldscha und vielleicht auch in anderen Städten geblieben[1]).

In dieser Bevölkerung wütheten nun die Aufständischen ganz gräulich. Kuldscha wurde gänzlich zerstört, seine Bevölkerung ausgerottet und die Stadt nach dem 40 km weiter östlichen Alt-Kuldscha zurückverlegt, wo sie vor der chinesischen Invasion sich befunden hatte. A. Petzholdt, welcher wenige Wochen nach dem Einmarsch der Russen (1871) diese Trümmerstätten besuchte, hat im 7. Abschnitt seiner „Umschau im russischen Turkestan“ (Leipzig 1877) eine Schilderung des damaligen Zustandes dieses Landes entworfen, welche oft ans Unglaubliche streift. Abgesehen von dem historischen Werth, sind diese Mittheilungen völkerkundlich interessant, indem sie gleichsam aktenmäßig die oft bezweifelte Gründlichkeit belegen, mit welcher diese Völker bei Ausbrüchen ihres Racen- und Religionshasses mit allem tabula rasa machen, was ihnen irgend feindlich gegenübersteht. Innerhalb 100 Jahren war dies die zweite große Metzelei im Ili-Lande, kleinerer Aufstände, die oft, wie der von 1827, sehr blutig waren, nicht zu gedenken. Nachdem beim Ausbruch der Rebellion 1865 fast alle Chinesen, friedliche wie waffentragende, von den Dunganen gemordet worden waren, geschah ihnen sechs Jahre später beim Aufkommen der Tarantschen das Gleiche. Petzholdt berichtet, daß 1871 in einer einzigen Juninacht, als die Russen im Anmarsche waren, 2000 Dunganen in und um Kuldscha hingeschlachtet wurden und daß die russischen Soldaten aus einem Wassergraben bei Kuldscha 500 Leichname zogen. Dabei war aber die chinesische Kultur, welche ja auch die der Dunganen gewesen war, hier offenbar viel tiefer eingewurzelt als in dem geographisch entlegeneren und ethnographisch fremdartigeren Altischar. Wenigstens fand Petzholdt nach all diesen erschütternden Ereignissen in Kuldscha eine wesentlich chinesische Stadt, chinesisches Geld, chinesische Waaren, chinesische Tracht und so fort. Aber freilich hatte die ganze Dunganen-, Chinesen- und Tschampanbevölkerung sich seit der Schätzung Radloff's (s. o.) fast auf $^{1}/_{10}$, nämlich auf 16 000, reducirt (Petzholdt a. a. O. 350). Ungefähr ebensoviel Sibo und Solonen giebt Wenjukow für Ende 1871 an (Russ.-asiat. Grenzlande), wiewohl nach dem erstern Reisenden die Dörfer dieser mandschurischen Stämme alle von Grund aus zerstört waren.

Diese Bevölkerung mochte im Jahre 1871, als Rußland sich gezwungen sah, das aufständische Ili-Land zu besetzen, um der Beunruhigung seiner Grenzen zu steuern, nicht mehr 100 000 erreichen (nach Petzholdt's Schätzung 70 000). Sie hatte jedenfalls außerordentlich abgenommen. Aber gewiß sind Angaben über die einst dichtere Bevölkerung, wie sie Ujfalvy im Bull. de la Soc. de Géogr. de Paris (1879, II) bringt, wo der Stadt Kuldscha 300 000 Einwohner, Baiandai 150 000, Tschimpansi 50 000 u. s. f. zugeschrieben werden, sehr stark übertrieben. Sie sind sicherlich aus chinesischen Quellen geschöpft, welche diesen westlichen Städten allen unglaubliche Dimensionen beimaßen. Veranschlagt doch Wells Williams in seinem „Middle Kingdom“ nach ähnlichen Quellen den Umfang der Mauern von Yarkand zu 17 englischen Meilen! (Chapman spricht [„Globus“ 1878, II, S. 98] von 1 deutschen Meile, was glaublicher klingt, und giebt ihr 20 000 Einwohner.) Doch giebt auch Dr. Regel in den Geogr. Mittheilungen 1879, S. 381, 100 000 als die Zahl der chinesischen Bevölkerung von Neu-Kuldscha „noch vor 17 Jahren“ an. Nach den neuesten Angaben sind die Bevölkerungsverhältnisse folgende: Das Gebiet von 1035 Quadratmeilen, welches Rußland nach dem Vertrag von Livadia (1879) abzutreten gehabt hätte, besitzt 104 000 Bewohner, während das von ihm zurückzubehaltende Gebiet des Tekes-Thales deren 26 000 umfassen soll. Es wären dies 130 000 Einwohner für das ganze Kuldscha-Gebiet[1]).

Auch in dem chinesisch gebliebenen Theil der Dsungarei ist die Kolonisation allem Anschein nach seit jenen Kriegszeiten ins Stocken gerathen. In den letzten Jahren sind nur die Truppen in der angrenzenden Dsungarei erheblich vermehrt worden, und es wurden unter anderen bei Tschugutschak zwei neue Forts angelegt; ebenso schufen die Chinesen Befestigungen auf den Höhen des Tarbagatai. Den Sitz der obersten Militärbehörden der chinesischen Dsungarei, Schiho, nennt Dr. Regel „weniger eine Stadt als eine Reihe vereinzelter Ansiedelungen, Niederlagen, Bazare, Forts &c., mit 5000 bis 6000 Seelen.“ Es zerfällt wie die meisten Städte dieser Theile in eine chinesische und Eingeborenen-Stadt. Vor den Verhandlungen zwischen China und Rußland über Kuldscha sollen hier 20 000 Mann chinesischer

[1]) Vor der Besitzergreifung Kuldschas hatten sich 100 kirgisische und chinesische Familien bei Borochudsir auf russischem Gebiete angesiedelt, und bauten dort mit Erfolg Baumwolle. (Vergl. Petzholdt, Turkestan. Leipzig 1877, S. 122.)

[1]) Ujfalvy (a. a. O.) giebt für das Ili-Land 2849 Chinesen an, welche größtentheils in Kuldscha, Tschimpansi, im Suidun-Thal wohnen.

Truppen gestanden haben. Die Turkestaner Zeitung vom 22. Juni gab die Zahl der Truppen in Tschugutschak zu 1000 Tschampans, in Sarlytain ebensoviel und in Aktam zu 500 an. 1879 gingen viele Klagen über Grenzverletzungen durch diese, wie immer, sehr undisciplinirten Bande durch die russischen Blätter. Der chinesische Gouverneur in Tschugutschak sollte einigen russischen Unterthanen die Ohren haben abschneiden lassen und die Grenzstriche sollen ebenso radikal verwüstet worden sein, wie vor 1871. Der am 21. Januar 1881 endlich von Rußland und China geschlossene Vertrag dürfte, wie man fürchtet, beim Rückzug der Russen noch weitere Ausschreitungen gegen die von den Chinesen am meisten gehaßten Tarantschen bringen.

Man begreift daher sehr wohl, daß die Russen in diesem neuen und, wie es scheint, endgültigen Vertrag sich ein Stück Land zurückbehalten haben, um die mit ihnen das Territorium verlassenden Dunganen und dergleichen darauf anzusiedeln.

In Ost-Turkestan oder Altischar war die Lage der Chinesen vor dem Einmarsch ihrer Landsleute eine höchst traurige. Nur diejenigen unter ihnen, welche den Glauben Mohammed's angenommen, sich in tatarische Tracht gesteckt, und den Zopf abgeschnitten hatten, wurden von den wüthenden Fanatikern verschont. Um sie besser unter den Augen zu halten, wurden die meisten von ihnen nach den Hauptstädten gebracht, wo sie als „Yangi“ sich mit den niedrigsten Diensten ihr Leben fristeten. Bellew fand 1874 ihre zerlumpten Haufen an den Thoren von Yarkand wie sich in China die Armen um die Stadtthore zu drängen pflegen, wo sie von den Reisenden oder Thorwächtern für kleine Dienste ihre Pfennige empfangen. Doch gab es auch noch manche Gewerbe, in denen sie ihre Kunstfertigkeit bethätigten und für welche sie das Monopol behalten hatten, welches ihr Wissen und Können ihnen verschaffte. Das Uebergewicht ihrer Kultur war kaum erschüttert. „Alles in diesem Lande,“ sagte ein Einwohner von Artosch zu Bellew, „ist chinesisch: unsere Kleidung, unsere Sitten, unsere Geräthe und Speisen.“ Die Jadeït-Industrie, einst die originellste und werthvollste von Yarkand, war indessen ganz in Verfall gerathen, ebenso der Bergbau auf diesen von den Chinesen so hochgeschätzten Stein. Forsyth sah bei Jakub Beg eine große Sammlung desselben. Auf dem chinesischen Markt kam jetzt von dieser Seite nur noch das, was die russischen Kaufleute an verarbeitetem Jadeït im Lande aufkauften. Ueberhaupt entwickelte sich der Handel mit Rußland, der unter der Herrschaft der Chinesen nur in schwachen Anfängen vorhanden gewesen, nach dem Sturze derselben ganz erheblich. Auch die Engländer suchten von diesem Ereigniß Gewinn zu ziehen. Die indische Regierung gründete 1866 einen Markt in Palampur, um die Entwickelung des Handels mit Kaschgar und Yarkand über Klein-Tibet zu fördern. 1868 machte Shaw seine Reise nach Kaschgar und Yarkand, welchem 1870 ein Gesandter des Atalik Ghazi an den Vicekönig von Indien folgte. Noch in demselben Jahre ging von Indien eine Gesandtschaft unter Forsyth an den centralasiatischen Herrscher ab, welcher 1871 eine Gesandtschaft dieses an den Vicekönig folgte. 1871 schloß Baron Kaulbars in Yarkand einen Handelsvertrag für Rußland und 1873/74 ging wiederum eine englische Gesandtschaft nach Kaschgar. Mit der Besetzung des Landes durch die Chinesen hörten alle diese Vortheile auf und eine halbamtliche Gesandtschaft, welche 1880 unter Ney Elias aus Indien nach Yarkand ging, wurde von den chinesischen Behörden zwar freundlich aufgenommen, aber in allen Handelssachen mit leeren Versprechungen abgespeist.

In Kaschgar fanden Bellew und Forsyth noch einen Rest der chinesischen Truppen, etwa 3000 Mann, welche nach chinesischer Weise gekleidet und bewaffnet waren. Als ein weiterer unzweifelhafter Rest chinesischen Einflusses blieb die Sitte des Opiumrauchens im Lande, welches aber der Bevölkerung schädlicher geworden sein soll, seitdem dieselbe die beständige Regsamkeit und Beweglichkeit der Chinesen für die mongolisch-türkische Trägheit ausgetauscht hat. Der unter den Chinesen gestattete Genuß von geistigen Getränken sowie der damals sehr freie Verkehr der Geschlechter sind unter dem Einfluß fanatischer Priester verboten worden. Das Leben zur Zeit der Chinesenherrschaft war jedenfalls ein angenehmeres, verfeinerteres. Da allen Angaben nach auch die Verwaltung der Chinesen, welche großentheils in einheimischen Händen ruhte, keine drückende war, so versteht man den Ausruf jenes vorhin erwähnten Gastfreundes Bellew's: „Ich hasse die Chinesen. Aber sie regierten nicht schlecht. Damals hatten wir alles, heute nichts.“

Nachdem die Chinesen 1878 durch einen unverhofft raschen Feldzug, bei dessen Erfolgen übrigens die Bestechung der feindlichen Generäle und der Zwist im Hause Jakub Beg's keine kleine Rolle gespielt zu haben scheinen, sich Altischars wieder bemächtigt hatten, machten sie sich sofort von Neuem mit ihrer bekannten Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit an die Kolonisation des Landes. Die Grausamkeiten, zu denen sie sich dabei hinreißen ließen, riefen sogar, wie in dem Falle der beabsichtigten Verstümmelung der Kinder Jakub Beg's, den entrüsteten Einspruch europäischer Vertreter in Peking hervor. Aber was im Lande selbst geschah, kam natürlich nur gerüchtweise nach Europa. Sie hatten in kurzer Zeit einen großen Theil der mohammedanischen Bevölkerung getödtet, einen andern, vielleicht noch beträchtlichern durch Furcht über die Grenze getrieben, und ohne Zögern neue Befestigungen angelegt, von denen eine Anzahl der russischen Grenze zugekehrt ist. Die liberale Handelspolitik Jakub Beg's stellten sie sogleich ein.

Als im Juni 1880 Ney Elias und Godwin Austen aus Indien nach Yarkand reisten begegneten sie ganz menschenleeren Dörfern und vielen sonstigen Zeichen der Verarmung. Die Requisitionen der Chinesen lasteten schwer auf der Bevölkerung. Die chinesischen Besatzungen schildern sie als eine undisciplinirte und schlecht bewaffnete Bande. In ihrer Noth begann die Bevölkerung nach Indien auszuwandern.

Bemerkenswerth ist eine Schilderung, welche wir neuestens von einem der bis dahin wenigst bekannten Orte Mittelasiens erhielten. A. Regel, welcher im Sommer 1879 als der erste Europäer seit mehr als 100 Jahren Turfan besuchte, fand sowohl die chinesische wie die sartische Stadt sehr unbedeutend, nur von einigen 1000 Einwohnern bewohnt, von welchen die Mehrzahl Dunganen sind. Die mächtigen Ruinen des östlich von hier liegenden alten Turfan führen auf eine vor der chinesischen Besitzergreifung liegende Zeit zurück. Von Urumtsi, dem Sitze des Statthalters von Turfan, sagt er, man spreche von 30 000 Einwohnern, es habe jedenfalls 10 000. Er fand in der 2 km langen Bazarstraße eine Menge schön gebauter Läden mit der feinsten Auswahl chinesischer Waaren. Die chinesische Bevölkerung machte ihm jedoch den denkbar schlechtesten Eindruck; er nennt sie den „Auswurf der Chinesen, welcher allerdings meist aus notorischen Dieben und Mördern besteht“. Von der Zeit der Wiedereroberung her dauert hier der Handel mit Dunganenkindern fort und wurden Dr. Regel mehrere derselben angeboten. Die chinesische Landbevölkerung wird von dem Reisenden nicht besonders erwähnt, scheint aber in diesen Theilen nicht beträchtlich zu sein.

Kehren wir aus dieser südwestlichsten Ecke des Reiches

nach Osten zurück, so finden wir in der Provinz Kansu eine ähnlich wie die Dunganen chinesisirte Völkerschaft in den Dalden, welche jedoch nicht nur zum größten Theil chinesische Tracht und chinesische Sprache angenommen hat, sondern auch gleich den Chinesen gänzlich von Ackerbau lebt. Diese Bevölkerung betheiligte sich am Dunganen-Aufstande der 60er Jahre und wurde schrecklich decimirt. Als Soßnowski 1876 durch Kansu kam, fand er allenthalben am Wege die gräulichste Zerstörung und Verödung. Fast nur die Militärposten, welche zugleich Ackerbau trieben, brachten etwas Leben in dies graue Bild. (Vergl. „Globus" XXX, S. 155.) Die Dalden dürften verwandt sein dem in dieser Provinz am stärksten vertretenen Volke der Tanguten (chinesisch Si-Fan), diesem Nomadenvolk tibetanischen Stammes, dessen Erwerb die Viehzucht ist. Keines von den in enger Berührung mit Chinesen oder unter ihrer Herrschaft lebenden Völker hat sich so wenig von den chinesischen Gebräuchen angeeignet wie dieses. Einige wenige haben sich mit den Chinesen gemischt und sind sedentär und Ackerbauer geworden, aber dies ist eine Ausnahme. Sie regieren sich durch eigene Beamten, welche jedoch dem Statthalter von Kansu, der in Sining seinen Sitz hat, untergeben sind. Wirthschaftlich sind sie freilich ganz von den Chinesen abhängig, welche nicht nur die Steinkohlen und Salzseen ihres Landes ausbeuten, sondern auch die von den Tanguten gesponnene Yakwolle zu dem Tuche verweben, aus dem sie alle ihre Kleider fertigen, die den gewinnreichen Handel mit Rhabarber, dem Haupterzeugniß des Landes, betreiben.

Die bereits dem tibetanischen Grenzgebiete angehörenden Tanguten von Kuku-Nor sind nominell dem chinesischen Statthalter von Kansu untergeordnet, und werden gleich den Mongolen, unter denen sie leben, von einheimischen Häuptlingen regiert. Es hat keine praktische Bedeutung, wenn sie den Dalai-Lama von Tibet als ihren angestammten Herrscher bezeichnen. Das Gebiet ist in eine größere Anzahl von Choschunaten getheilt, die ihrerseits wieder von zwei dem Statthalter von Kansu direkt untergeordneten Wans regiert werden. Fünf Choschunate bilden die Provinz Tsaidam, welche ohne eigenen Herrscher von Siningfu aus unmittelbar regiert wird. Da dieses Land unwirthlich ist, wird es anders als zu Handelszwecken oder auf Pilgerreisen nach Lassa von Chinesen nicht besucht. Nur in der Nähe der Lamaserie von Scheibsen treiben Chinesen mit Tanguten vermischt Ackerbau. Aber westlich von hier fand Prschewalski auf seiner letzten Reise, wie man einer kurzen Notiz entnimmt, „rein chinesische Dörfer am Südrand der Gobi", und bei den chinesischen Beamten von Barkul und Hami freundliche Aufnahme. Dem Vordringen desselben Reisenden stellten sich aber 1880 die Tanguten in den Umgebungen des obern Hoangho feindlich entgegen, worin vielleicht die Hand der Chinesen von Siningfu zu erkennen.

Das Land zwischen Kuku-Nor, Küenlün und Himalaya, welches wir seit Marco Polo's Zeiten als Tibet kennen, während die eigenen Einwohner es Bodjul und die die Oberherrschaft über dasselbe innehabenden Chinesen Tsang oder Sitsang nennen, steht seit mehr als 200 Jahren in einem erst lockern, aber mit der Zeit, und vorzüglich durch die Feldzüge der Chinesen nach Tibet 1725 und 1750, sehr festgeknüpften Abhängigkeitsverhältniß. Ungefähr seit dem letztgenannten Jahre besteht die Form der tibetanischen Regierung, wie man sie heute kennt. Formell liegt sie in den Händen der zwei obersten Lamas, des Dalai-Lama und des Pandschen-Lama, denen vier Minister zur Seite stehen. Die Oberleitung aber liegt bei den zwei kaiserlichen Residenten, welche aus den höchsten Offizieren der Mandschu-Banner gewählt zu werden pflegen und die im Rang gleich stehen dem Generalstatthalter der benachbarten Grenzprovinz Szetschuen. Dieselben stehen unter dem Reichsamt der mongolischen Angelegenheiten, haben aber das Recht, in wichtigen Sachen unmittelbar an den Thron zu gehen. Die Verwaltung Tibets ist in einigen Beziehungen eng mit der Szetschuens verbunden; so hat diese Provinz die Soldaten für die Garnisonen Tibets zu liefern, während ihr Schatzmeister die Ausgaben der chinesischen Verwaltung in Tibet zu bestreiten hat. Diese Residenten sind die Oberbefehlshaber der chinesischen Garnisonen (circa 1500 Mann) sowie des tibetanischen Heeres; sie unterbreiten dem Kaiser die Ernennungen zu den wichtigsten Posten der weltlichen und geistlichen Hierarchie Tibets, vor allem der tibetanischen Minister, welche auf der dritten tibetanischen Rangstufe stehen. Eigentlich chinesische Beamte sind noch zwei kaiserliche Kommissäre vom Rang der Unterpräfekten, welche die chinesischen Interessen in Taschilumbo und Ngari vertreten, sowie ein Kommissär in Lassa. Außer den tibetanischen Angelegenheiten haben die Residenten in Lassa auch die Beziehungen zu Nipal zu unterhalten.

Da Europäer in das Innere Tibets seit Huc's (in ihren Ergebnissen so zweifelhafter) Reise nicht vorgedrungen sind, wissen wir über Zahl und Rolle der Chinesen im Lande selbst sehr wenig. Man entnimmt nur aus dieser oder jener Thatsache, welche gelegentlich erwähnt wird, daß dieselben als Kaufleute eine bedeutende Rolle spielen. Gill, der allerdings Tibet nur an der Grenze berührte, schildert in seinem „The River of golden Sand" (1880) die Chinesen als die „einzigen im Lande, welche Geld haben" und sagt, daß sie als Bankiers und Wucherer Zinsen nehmen, die einen europäischen Wucherer in Erstaunen setzen würden. Durch Tibet dringen sie bis nach Nipal vor. Als der Pundit Nain Singh nach Lassa kam, war z. B. eben ein von Nipal dahin gekommener Chinese unter der Beschuldigung verhaftet worden, ein englischer Spion zu sein.

Aber eigentliche Auswanderung findet von China nach Tibet nicht statt und ist bisher nicht beabsichtigt. Es sollen im Gegentheil, um dem Druck der Lamaherrschaft zu entgehen, neuerdings immer mehr Tibetaner nach China auswandern (Gill a. a. O.). Für die Zukunft scheint aber Tibet nicht minder vorherbestimmt zu sein, einen Theil des chinesischen Bevölkerungsüberschusses aufzunehmen, wie die Mongolei. In neuester Zeit hat zwar der wirthschaftliche Einfluß Chinas einige Einbuße erlitten, indem sich der Handel Rußlands mit Tibet bedeutend entwickelt und dem chinesisch-tibetanischen Handel Abbruch gethan hat. Nach einer Mittheilung des apostolischen Vikars für Westchina, M. Biet, hat der Handel von Tatsienlu in Folge dessen bereits abgenommen, und die tibetanischen Kaufleute brachten vor allem keine Wolle, weil, wie sie behaupteten, die Russen den doppelten Preis dafür zahlten. Sie bezahlten mit Rubeln, die schon auf dem Bazar von Tatsienlu Kurs haben. Indessen dürfte dies kaum als eine dauernde Erscheinung gelten, da China schon als der alleinige Inhaber der Nord- und Ostgrenze von Tibet einen Vorsprung vor Rußland hat, welchen die geschickten Kaufleute von Sining und Szetschuen mit der Zeit wohl besser auszunutzen wissen werden.

Wir wissen so gut wie nichts von den Handelsverhältnissen an der Nordgrenze von Tibet, über welche wir indessen genaueren Berichten aus der Feder des eben erst nach Petersburg zurückgekehrten Reisenden Prschewalski entgegensehen dürfen. Dieselben können jedoch kaum von irgend welcher Bedeutung sein, weil außer den jährlichen Lassa-Karawanen, welche über Kuku-Nor und Tsaidam gehen, sehr wenige Menschen diese Einöden durchziehen. Prsche-

walski sagt von der Strecke der Nordgrenze, welche er 1872 berührte, daß dort in einem Strich von 800 km überhaupt kein Mensch wohne.

Nach den Berichten des Pundit Nain Singh, welcher 1873/74 von Leh nach Lassa reiste, führen von Tibets Hauptstadt nur zwei gebräuchliche Wege nach Pèking, wovon der leichtere, welcher zu allen (?) Jahreszeiten offen sein soll, der über Tsiamdo und Bathang nach Szetschuen ist, während ein anderer, welcher im Sommer vorgezogen wird, über Nak-tschu-kha nach Tsaidam und dem Kuku-Nor und von da über Sining-Fu führt. Der letztere ist bei seiner hohen Lage und der Oede der Gebirge, die er durchzieht, sehr gefährlich und nicht selten gehen ganze Karawanen auf demselben zu Grunde. Man reist mit Yaks, welche als Reitthiere 30 km, beladen nur die Hälfte zurücklegen. Der Weg ist also ein sehr langer. Von Donkyr nach Lassa braucht man zwei Monate. Er ist übrigens von 1860 bis 1871 in Folge der Dunganen-Aufstände in Kansu, Schensi und so fort gar nicht benutzbar gewesen. (Vergl. die Mittheilungen über diesen Weg bei Prschewalski, Reise in der Mongolei 1877, S. 401.)

Verhältnißmäßig viel lebhafter ist der Verkehr zwischen China und Tibet über des erstern Reiches Westgrenze, beziehungsweise durch die chinesische Provinz Szetschuen. Ueber die für denselben am meisten in Frage kommenden Grenzstädte und Vasallenfürstenthümer liegen einige neuere Nachrichten vor. Gill fand in Lithang und der Umgegend 98 chinesische und 300 tibetanische Soldaten. Cameron (Geogr. Mittheil. 1879, S. 309) giebt Lithang 1000 Familien. Derselbe besuchte auch die Grenzhandelsstadt Yatschau, giebt aber keine näheren Mittheilungen über dieselbe. Der auf dem Wege nach Tibet liegenden Stadt Kiang-tschau weist er 15 000 Einwohner zu. In Atenze, einer chinesischen Stadt auf dem Wege von Talifu nach Bathang, fand er die chinesische Bevölkerung das Tibetanische besser sprechend als ihre Muttersprache. Desgodins fand 1877 in Lithang mehr Verkehr als in Bathang, aber hier wie dort herrschten trotz der ziemlich großen Chinesenstadt und der Garnison eigentlich die Lamas, gegen welche, wegen ihrer Bedrückungen 1874 sowohl die Chinesen als die einheimischen Nichtlamas sich erhoben hatten. Trotzdem damals einige der widerspenstigsten Lamas enthauptet wurden, hat sich ihr Einfluß nicht vermindert. In Hokëm fand derselbe Reisende eine chinesische Garnison und eine aus Mischlingen beziehungsweise Tibetanern und Chinesen bestehende Schifferbevölkerung. Die Verwaltung hat ein Fu-Ye (niederer Offizier), der aus Tatsienlu gesandt wird. Hauptgeschäft derselben ist, die Pässe zu visiren, welche zu Reisen nach Tibet in Tatsienlu genommen werden müssen. Dieselben sind nur chinesischen Männern zugänglich, da chinesischen Frauen der Eintritt in Tibet verboten ist. Diese Bestimmung fördert natürlich erheblich die Mischung der Bevölkerung in den Grenzdistrikten, denn fast jeder Chinese hält sich eine Tibetanerin. In Olong-tsche fand Desgodins einen chinesischen Posten und ein großes chinesisches Gasthaus „für Mandarinen und andere hohe Reisende". In Tong-go-lo und Umgebung stammt die Bevölkerung von chinesischen Einwanderern ab, die sich zu 3/4 tibetanisirt haben. Manche Sitten und ihr Fleiß bezeugen ihre Abstammung. Außerhalb der Städte und der Grenzposten ist aber eine eigentlich chinesische Bevölkerung in diesen Grenzstrichen fast nirgends vorhanden. Es scheint von allen zu gelten, was Abbé Desgodins vom Gebiet von Bathang sagt: „die ganze Bevölkerung (wahrscheinlich 40 000 bis 50 000 Seelen) ist tibetanisch. Man trifft Chinesen oder Chinesenmischlinge nur in der Stadt Bathang, wo sie etwa die Hälfte der Civilbevölkerung ausmachen, und in den sechs Posten der Heerstraße" (nach Lassa). Die eingewanderte Mosso-Bevölkerung südlich von Bathang hat sich natürlicher Weise nicht chinesisirt, sondern ist in Sitte und Glauben und großentheils auch schon in Sprache tibetanisch geworden.

Ueber die politischen Verhältnisse dieser Grenzlandschaft hat der Abbé Desgodins in mehreren seiner werthvollen Beiträge zur Geographie von Tibet und Westchina, namentlich aber in einem Aufsatze „Notes sur le Thibet" im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (Jahrg. 1877, II, S. 429 f.) die einzigen genauen Mittheilungen gemacht. Das Land, welches die Chinesen Tschu-tui und die Tibetaner Dege nennen, und welches am obern Ya-lung-kiang, zwischen dessen Quellen im Süden des Kuku-Nor und seiner Südbiegung, gelegen ist, wird von einem König regiert, welcher thatsächlich China unterworfen ist, indessen seit 1863 auch „belle mine" den Tibetanern von Lassa macht, d. h. eine formale Abhängigkeit von denselben zugesteht. An demselben Flusse weiter abwärts liegt das Land Tschan-tui, welches die Tibetaner Nja-rong nennen. Es lag 1863/64 im Kampf mit dem Kleinkönig von Tatsienlu und den Tibetanern, worauf die Chinesen einschritten und so gefällig waren, es den Tibetanern zu überlassen. Das Land fühlt das Joch Lassas viel schwerer, als es das der Chinesen und seines angestammten Häuptlings gefühlt hatte. Südlich von hier folgt dann Tatsienlu (tibetisch Kia-la), wo unter chinesischen Mandarinen ein eingeborener Häuptling regiert. Dasselbe ist der Fall bekanntlich in Lithang und Bathang, welche beide von den Chinesen zur Provinz Szetschuen gerechnet werden.

Derselbe Missionär, unzweifelhaft der beste europäische Kenner dieser Gegenden, schildert das Verhältniß zwischen den einheimischen Häuptlingen und den Chinesen in dem Aufsatze „Le Territoire de Bathang" (Bull. Soc. Géogr. Paris 1876, II, 620) folgendermaßen: „Die einheimischen Herren sind in Bathang durch zwei Häuptlinge vertreten, welchen die Chinesen ohne Unterschied die Titel Tu-se (Häuptling) und Tu-Kuan (Häuptling des Lagers) beilegen. Der letztere Name erinnert an die Eroberung. Um ihnen beständig ihre vollständige Unterwerfung unter China ins Gedächtniß zurückzurufen, zwingt man sie, sich chinesisch zu kleiden; und wiewohl sie den Korallenknopf und die Pfauenfeder tragen, müssen sie doch in allen Fällen der Etikette den chinesischen Mandarinen den Vortritt lassen. Diese erwidern oft nicht einmal ihre Höflichkeiten. Zum Ueberfluß giebt ihnen China, um ihnen die Verwaltung zu erleichtern, einen Se-Ye zum Gehülfen, den sie bezahlen, dem sie aber zugleich den Vorrang zu lassen haben. Ihre Rolle ist also sehr beschränkt. Sie haben keine Autorität über die chinesische Bevölkerung und können Angelegenheiten, welche diese betreffen, nur als Ausführer empfangener Befehle behandeln. Was die Tibetaner anbetrifft, so können sie Prozesse derselben entscheiden, so lange es sich nicht um Angriffe auf das Leben handelt und insoweit die Betheiligten nicht vorziehen, sich an den chinesischen Richter zu wenden. Es liegt ihnen ferner ob, die Steuern einzutreiben, die Frohnden ausführen zu lassen, und sie haben das Recht, die tibetanischen Bezirksvorsteher zu ernennen. Immer bleibt aber ihre Hauptbeschäftigung, sich zu amüsiren und das Volk nach Möglichkeit zu quälen. In diesem Bemühen werden sie von den Ku-tsop, dem einheimischen Adel, unterstützt, aus dessen Mitte die vier Vorsteher der ländlichen Bezirke, die Offiziere, und die Zöllner genommen werden, welche den Zoll auf die Salzausfuhr erheben."

Ein weiteres kleines chinesisches Vasallenland liegt etwa zwei Tagereisen südlich von der Hauptstraße Bathang-Lassa

und zugleich südlich von den tibetanischen Posten Tschu-pan-to und Lali. Es heißt Pomi bei den Chinesen, Po-Yul bei den Tibetanern. Als Oberherrn erkennt es den Kaiser von China an und wird von dem dritten der Botschafter in Lassa regiert, welcher den Titel J-tsin trägt. Die lokale Regierung liegt in den Händen von vier eingeborenen Häuptlingen, die fast unabhängig von einander sind.

Ebenso wie an der Grenze von Szetschuen liegen auch einige Vasallenstaaten an der Grenze von Jünnan. Desgodins giebt in seinem Itinerar von Yerkalo nach Tse-ku (Bull. Soc. Geogr., Paris 1877, I, 176), eine Schilderung der Rechte und Pflichten des Vasallenfürsten von Ye-tsche, welcher 80 Taels Tribut an den Mandarinen von We-si zahlt, der sein unmittelbarer Vorgesetzter ist, im Kriege ein Kontingent, das er befehligt, nach We-si führte und so fort. Es giebt wenige Chinesen in seinem Lande, mit Ausnahme einer Anzahl, welche die Cypressenhaine ausbeuten, um Holz zu Särgen zu gewinnen, das sie in den Städten von Jünnan absetzen. Dieser Vasall ist seinerseits formaler Herr der Lissu am obern Lutze-kiang. Die westlich von Tse-ku zwischen Lan-tsan-kiang und Lutze-kiang wohnenden Lutze und Lissu sind nämlich entweder den Häuptlingen der Mosso oder unmittelbar den Chinesen unterworfen. Sie begnügen sich aber mit der Einsendung eines unbedeutenden Tributs, leisten Kriegsdienste nur soweit es ihnen gefällt und nur die den Mandarinen zunächst Wohnenden lassen sich zu Frohnarbeiten herbei. Dubernard, der im Bull. Soc. Géogr. de Paris (1875, II, 55 seq.) eine lebhafte Schilderung von ihnen entworfen hat, sagt: „Die Berührung mit Chinesen, Tibetanern und Mosso hat diese Wilden nicht zu civilisiren vermocht. Es ist bei ihnen gleichsam Ueberlieferung, alle 20 bis 30 Jahre einen Aufstand zu machen, den sie aber dann jeweils dem Mandarinen oder Häuptling vorher durch eine Art Kriegserklärung anzeigen.“ Die chinesischen Behörden haben bisher keine thatsächliche Herrschaft über diese Stämme gewonnen und die chinesischen Ansiedler von We-si leben in beständiger Furcht vor ihnen. Ueber Kämpfe mit weiter nördlich „zwischen Szetschuen und Kansu“ wohnenden Bergstämmen erschien am 1. September 1880 ein Bericht des General-Statthalters der erstern Provinz in der Pekinger Zeitung. Dieselben werden darin als unabhängige Tibetaner bezeichnet. Zwei Truppenkörper aus Szetschuen und einer aus Kansu gingen gegen sie vor und nahmen ihren Häuptling gefangen, worauf die Häupter von 300 befestigten Dörfern dem Generalstatthalter ihre Unterwerfung anboten.

Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete[1]).

I.

Die in Angola verbreiteten Gerüchte (s. „Globus“ XXXVIII, S. 93), es sei Dr. Buchner vergönnt gewesen, schon nach kurzem Aufenthalt in der Mussumba des Muata Jamvo die Weiterreise anzutreten, haben sich nicht bestätigt. Vielmehr hat der Reisende, der am 11. December 1879 die Mussumba erreichte, fast ein volles halbes Jahr daselbst zubringen müssen, und als endlich die Stunde der Erlösung schlug, durfte er auch dann nicht wagen, den verlockenden Zug in das so nahe angrenzende, völlig unbekannte innere Becken des Kongo auf geradem Wege anzutreten. Aber wenn der Reisende auch in den unten folgenden Briefen unter dem unmittelbaren Eindruck seiner langwierigen Abgeschiedenheit von allem, was Kultur heißt, sehr begreiflicher Weise mehr die Schattenseiten dieser langen Halbgefangenschaft hervorhebt, so haben wir bei allem Mitgefühl, welches uns seine gewiß nicht immer beneidenswerthe Lage einflößt, doch auch vielfachen Grund, uns dieses etwas ausgedehnten Verweilens in der Hauptstadt des Lunda-Reiches zu freuen. Denn die Förderung der wissenschaftlichen Arbeiten, denen gerade Dr. Buchner in seltener Vielseitigkeit gerecht zu werden weiß, kann dabei nur gewonnen haben. Wenn auch die ethnographischen, botanischen, zoologischen und mineralogischen Sammlungen bisher noch nicht in Berlin eingetroffen sind, so genügt doch schon ein Blick in die bereits eingegangenen Verzeichnisse derselben, um sich zu überzeugen, mit wie großer Sorgfalt er der für einen Einzelreisenden so schwer zu lösenden Aufgabe des Sammlers obgelegen hat[2]), und daß die in den Briefen vorkommende herbe Selbstkritik seiner Thätigkeit wohl in einem Augenblick des Unmuthes geschrieben und entschieden zu hart ist. Wenn ebenso die als beigelegt bezeichnete Karte leider in den eingegangenen Briefen nicht enthalten war, so lassen doch schon die in den Briefen mitgetheilten (von uns übergangenen) Zahlenwerthe kaum einen Zweifel daran, daß die astronomischen, topographischen und hypsometrischen Arbeiten Buchner's die gerade für diese Gegenden so dringend wünschenswerthe, zuverlässige Grundlage geographischer und kartographischer Kenntniß abgeben werden.

Daß der etwas ausgedehnte Aufenthalt seinen photographischen Bemühungen zu gute gekommen, beweisen die vorliegenden 60 zum Theil recht wohl gelungenen Aufnahmen, darunter verschiedene Porträts des Muata Jamvo, der Lukokessa und der Hauptwürdenträger sowie gegen 20 landschaftliche Ansichten. Höher noch ist der Vortheil anzuschlagen, der daraus unzweifelhaft den linguistischen Forschungen erwachsen sein muß, denen Buchner, wie frühere Briefe und auch die neu eingegangenen beweisen, verständnißvolles Interesse zuwendet, da sich gerade auf diesem Gebiete zuverlässiges Material nur durch gründliches Vertrautwerden mit dem sprachlich zu erforschenden Volke gewinnen läßt.

Briefe des Reisenden.

Mussumba des Muata Jamvo, 18. Febr. 1880.

Es ist dies innerhalb kurzer Zeit der dritte Brief von hier aus, den ich an Sie zu richten die Ehre habe. Hoffent-

[1]) Aus den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ Bd. 2, Nro. 4 auszugsweise abgedruckt.

[2]) So weist der bis Anfang Mai reichende Katalog des Herbars 194 auf dem Marsch von Malange bis Mussumba und 66 in Mussumba selbst gesammelte Pflanzen mit genauen Standortsangaben ꝛc. auf, darunter 26 Proben von Bäumen, die auf den von dem Reisenden aufgenommenen Photographien vorkommen.

lich wird wenigstens einer an seine Adresse gelangen. Die beiden anderen waren datirt vom 17. Januar und vom 9. Februar; den erstern vertraute ich einem Bangala Namens Kassandsch, den letztern einem Kakuata des Muata Jamvo an. Der jetzige soll morgen mit dem Bangala-Mbansa (= Soba d. i. Häuptling) Tengo abgehen.

Ich wiederhole hier, daß ich am 11. December in Mussumba angekommen bin, daß meine Gesundheit fortwährend vortrefflich ist, während meine Mannschaft viel an Krankheiten zu leiden hat, ebenso wie auch die einheimische Bevölkerung, und daß meine Arbeiten so gut vorwärts schreiten, als die Verhältnisse es gestatten.

Die Breite von Mussumba fand ich zu 8° 24′ 18,5″; von Längenbeobachtungen habe ich bisher nur zwei berechnet, nämlich eine Mondhöhengruppe, mit 1 Stde. 31 Min. 17,5 Sec. = 22° 49′ 22,5″, und Moon Culminating Stars mit 1 Stde. 31 Min. 19,2 Sec. = 22° 49′ 48″ als Resultaten [1]).

Das gegenwärtige Mussumba ist nun allerdings bereits wieder ein anderes als jenes, in welchem Pogge war, und liegt eine Tagereise weiter westlich; doch ist auch, wenn man dies in Anbetracht zieht, der Punkt auf der (?) Karte zu sehr nach Nordosten gerückt. Der gegenwärtige Platz heißt Kauenda, nicht zu verwechseln mit dem Kannibalenstamm der Akauànda oder Mauanda (Plural von Kauanda), dessen Gebiet eine oder zwei Tagereisen nördlich von hier beginnt.

Morgen will ich die Lukokessa photographiren und sobald als möglich auch den Muata Jamvo. Derlei Zauberei stößt hier auf viel geringere Hindernisse als in Malange, wo die Neger weit mißtrauischer sind. Ich habe überhaupt niemals mit meinen Instrumenten Aergerniß erregt, habe sie überall ganz ungestört aufgestellt und damit observirt, als ob sich das von selbst verstände. Mit 100 Mann und 20 Gewehren (ich hatte deren ungefähr 60) ist in dem Theile von Afrika, den ich kennen gelernt habe, keine Gefahr.

Ich gebe nun noch nicht alle Hoffnung auf, von hier aus nach Nord oder Nordost eine wenn auch geringe Entfernung in das so nahe, geheimnißvolle Kannibalencentrum eindringen zu können, wenn auch Muata Jamvo eine dahin zielende Willensäußerung meinerseits abschlägig beschieden hat. Hätte ich eine Armee von 3 oder 4 Weißen bei mir, so würde ich mich um Muata Jamvo gar nicht kümmern und würde meine unzuverlässigen und feigen Träger, welche gegen meine Absichten mit den Eingeborenen intriguiren, einfach dorthin dirigiren, wohin ich wollte. So aber muß ich mich den Launen seiner Liliputmajestät anbequemen. Allem Anschein nach werde ich in etwa einem Jahr nach Malange oder Loanda zurückkehren müssen. Ich will dann über Musemvu und Kahungula Mudäba (es giebt auch einen Kahungula Madaba) westwärts reisen, und wenn meine Mittel ausreichen, über Muene Putu Kassongo und San Salvador die Küste zu gewinnen suchen. Ich habe für letztern Weg ein Itinerar, welches zwar noch etwas zweifelhaft ist, aber doch ein erhebliches Vordringen nach Norden verspricht. Beim Musemvu oder beim Nguv am Kassai, einem großen Lundafürsten, ist die einzig mögliche Stelle, an der Expeditionen, wie die bisher hier gewesenen, deutschen, nach dem Centrum durchzuschlüpfen Aussicht haben; dort verläuft auch die (allerdings einigermaßen unklare) Route Ladislaus Magyar's. Der Nguv war erst kürzlich hier und einer meiner häufigsten Besucher und wärmsten Freunde. Er hat mir dringend ans Herz gelegt, zu ihm zu kommen, und Andeutungen gemacht, daß er mich ins Land der Tuschilange (Sing. Kaschilange) bringen wolle, bei Muata Jamvo solle ich keine weiteren derartigen Versuche machen. Er ist aber eben auch ein Neger, das heißt ein lügnerischer Spitzbube, wie alle, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte, obgleich einer von den weniger unverschämten.

Mit Muata Jamvo lebe ich auf ziemlich gutem Fuß. Er ist bisher nur dreimal bei mir gewesen und ich ebenso oft bei ihm. Seiner Unersättlichkeit setze ich gewöhnlich ein sehr entschiedenes „boát“, die barsche Verneinungsform der Lundasprache, entgegen, und er und seine Boten sind jetzt bescheiden und selbst artig, nachdem ich ihre anfängliche Frechheit mit Grobheit erwidert habe. Mit den Geschenken rücke ich nur ganz allmälig heraus. Würde ich gleich alles auf einmal weggeben, so wäre ich jeglicher Mittel beraubt, noch weiter zu reisen. Einen Revolver erhält er erst, wenn ich eine gute photographische Platte von ihm habe. Den auch für Muata Jamvo bestimmten Revolver werde ich kaum überreichen können, denn er trägt zu sehr den Stempel eines Berliner Hoflieferanten, „theuer und schlecht“, an sich, die Feder ist viel zu schwach und die 1000 Kartuschen sind jämmerlich unsolide gearbeitet, unter vier gehen drei nicht los. Vielleicht gelingt es mir, 100 Kartuschen neu zu füllen (welche entsetzliche Arbeit!); wenn nicht, werde ich einen meiner Lancaster geben müssen, obgleich ich selbst nur noch 350 Lancasterkartuschen habe.

Ueber die Qualität meiner 100 Malangeneger habe ich mich bereits in den früheren Briefen ausführlicher ergangen. Meiner Absicht, 50 Träger zurückzuschicken, tritt nun ein neues, unvorhergesehenes Hemmniß entgegen. Sie fürchten sich nämlich, allein zu gehen! So werde ich also sämmtliche hundert theuren Häupter weiter zu füttern haben. Das giebt schmale Kost, denn die Bohnenpflanzungen, die wir angelegt haben, werden erst in zwei oder drei Monaten Früchte tragen. Die Verabreichung von Ration auf das nur immer mögliche Minimum herabzudrücken (aber erst, nachdem mein ganzer Reichthum in dem diebessichern Magazin, vor dessen Thüren ich mit meinen treuen Schießwaffen schlafe, geborgen war), wurde mir auch dadurch zur Pflicht gemacht, daß die Träger jeglichen Ueberschuß, den sie ersparen konnten, zum Ankauf von Sklaven verwandten. Ich habe vor, am Lulua oder am Kassai die Rolle eines englischen Kanonenbootes zu spielen und sämmtliche Sklaven gewaltsam zu befreien.

Mussumba, 27. Februar 1880.

Während wieder alles in meinem Hause von Besuchern voll ist und wieder alles durcheinander schreit, kommt der Mbansa Tengo plötzlich vom Luisa zurück und sagt, daß er erst jetzt abreise.

Ich füge deshalb noch schnell den Muata Jamvo und die Lukokessa in Photographie bei. Meine Hoffnungen steigen. Meine Träger, wenigstens ein Theil, haben erklärt, daß sie mir nach Norden folgen wollen, wenn ich gut bezahle. Ich werde wahrscheinlich im Mai oder Juni über den Lulua zurückgehen und dann zwischen Lulua und Kassai nordwärts zu dringen suchen. Muata Jamvo glaubt dann, ich sei auf dem Heimweg, und bis er Nachricht vom Gegentheil erhält, bin ich schon weit. Einer eventuellen Erlaubniß seinerseits, die vielleicht zu erreichen wäre, traue ich gar nicht. Ich muß auf jeden Fall meine Sachen wie ein Dieb fortzubringen trachten, alles in Kisten verpackt unter der Bezeichnung „Eßwaaren für mich“. Einheimisches esse ich deshalb, so lange ich hier bin, nur heimlich. Sonst geht alles gut.

[1]) Einer Notiz auf einer der eingesandten Photographien entnehmen wir, daß die Kipanga Muata Jamvos, also das eigentliche Centrum Mussumbas, 1½ km nördlich vom Beobachtungsort, dem Hofe Dr. Buchner's, liegt.

Mussumba, 20. Mai 1880.

Ich beehre mich hiermit ganz ergebenst, meinen fünften und hoffentlich letzten Bericht von hier aus an Sie zu richten.

. . . .

Thätigkeit in Mussumba. Ich blicke auf meinen nunmehr beinahe sechsmonatlichen Aufenthalt in Mussumba mit wenig Befriedigung und viel Aerger zurück. Die sogenannte Freundschaft des Muata Jamvo (nirgends wird ein schöner Begriff schmählicher mißbraucht!) hat mir schweres Geld gekostet, ohne mir etwas Nennenswerthes einzutragen, und daß ich noch nicht gänzlich ausgeplündert wurde wie Pogge, war nur durch konsequent durchgeführtes schroffes Benehmen zu erreichen. Je mehr man dem habsüchtigen Häuptling giebt, desto mehr verlangt er. Davon habe ich mich so oft überzeugt, daß ich die Spieldose lieber in den Lulua werfe, weil sie mir unbequem ist, als an Muata Jamvo gebe, der dadurch nur wieder ermuntert würde, von Neuem zu betteln. Hätte ich sie gleich im Anfang gegeben, so wäre sie in kürzester Zeit ruinirt gewesen, und ich würde dann unaufhörlich mit der Zumuthung gequält worden sein, sie zu repariren. Was Mussumba an alten verrosteten Flinten, zerrissenen Sonnenschirmen, zerbrochenen Spiegeln, Gläsern und Tassen, schäbigen Uniformen und sonstigem europäischen Trödel besitzt, ist mir bereits insgesammt zum Auffrischen ins Haus geschleppt worden. Ich sollte Muata Jamvo ein Feldbett machen, ich sollte ihm ein Haus bauen, ein Löwenmonument aus Thon anfertigen, ich sollte für ihn Giftmischerei treiben, Arzneien gegen Pest, Zauber, Schlangen und Kriegsgefahr bereiten, ja sogar ein Paar Stiefel schustern und seine Tochter heirathen! Einmal überraschte er mich durch Zusendung mehrerer Schwerkranker mit der Weisung, daß für diese neben mir Hütten gebaut werden und daß sie so lange neben mir wohnen sollten, bis ich sie gesund gemacht hätte. Kurz, mein ganzer Aufenthalt hier war ein steter Kampf mit Zumuthungen von Seiten Muata Jamvo's sowohl als eines großen Theiles der hier wohnenden Ilolo.

Als ich noch hoffen zu dürfen glaubte, auf dem Wege der Erkundigung in die Geschichte, Sprache und Geographie des Lunda-Volkes einzudringen, hielt ich offenes Haus und war in Folge dessen oft Wochen lang tagtäglich von Neugierigen und Bettlern ununterbrochen belagert. Jetzt sperre ich mich ein und lasse fast niemand mehr vor. So ein Kilolo sitzt einem Stunden lang nebst Gefolge auf dem Hals, sieht mit großem Vergnügen zu, wie ich esse und trinke und rauche und schreibe, möchte alles sehen und mit seinen schmutzigen Fingern anfassen, möchte sämmtliche Zündhölzer anstreichen und bettelt beständig um alles Mögliche. Ich ertrage ruhig ihn und sein Gefolge und die übele Ausdünstung so vieler, niemals gewaschener Negerhäute, weil ich ihn um dieses und jenes ausfragen will. Aber es stellt sich fast ausnahmslos heraus, daß er absolut nichts weiß, oder er zieht es vor, statt ein wenig nachzudenken, mir die nächstbeste Lüge, die ihm gerade einfällt, zu sagen, und schließlich langweilt ihn das Ausgefragtwerden, er fängt an zu gähnen und empfiehlt sich. Ich habe dieses Mittel, lästige Besucher zu vertreiben, in der letzten Zeit mehrmals mit schleunigem Erfolg angewendet. Einen einzigen Kilolo kenne ich hier, der einigermaßen Bescheid über sein Vaterland weiß. Diesem, dem Schakambunsch, bezahlte ich jedesmal zwei Ellen für die Stunde Geographie, aber auch er bleibt jetzt aus, ehe ich die Liste sämmtlicher Ilolo des Lundareiches (es sind ungefähr 300, aber viele sind nicht bedeutender an Macht als unsere Großbauern) fertig habe: die schreckliche Arbeit des Nachdenkens ist auch ihm, dem intelligentesten von allen, zu viel geworden.

Von den bisherigen Muata Jamvo's besitze ich ungefähr sechs Reihenfolgen, von denen jede anders lautet, und es existiren in der Geschichte doch nur 13 vollgültige Muata Jamvo's. Der jetzige ist der vierzehnte. Außer Unkenntniß und Denkfaulheit ist an diesem Wirrwarr noch die Menge von Spitznamen Schuld, welche existiren, und auch in Bezug auf geographische Begriffe giebt es verschiedene Nomenklaturen. So werden zum Beispiel von den Ambakisten manche Oertlichkeiten anders genannt als von den Eingeborenen, ganz abgesehen davon, daß die Ambakisten die Lundasprache, welche ihnen zu rauh klingt, überhaupt anders aussprechen als die Lunda selbst und nach ihrem Geschmack zu verschönern suchen, indem sie namentlich die abgestoßenen Endvokale wieder anfügen. Tschiman lautet bei ihnen „Kimana", Kayembe mu Guor „Kayembe mu Kulu", Nuru „Lulua", Nuémb „Luembe", Nuis „Luisa". Die Luba nennen sich selbst Márrubb, es giebt indeß auch ein anderes, ebenfalls Márrubb benanntes Volk im Osten. Den Namen Kauilla für Pogge's Mussumba kennt nicht ein einziger Lunda. Nur ein Ambakist, der schon mehrere Jahre hier lebt, behauptet, es hieße Kauilla, und ein solcher Kerl kann 100 Jahre hier leben, ohne daß es ihm auffällt, daß sein einmal adoptirter Name niemals gebraucht wird. Dagegen ist Pogge's Mussumba allgemein als Kapuek' a mash gleich „Blutstätte" bekannt; auch Muata Jamvo, der diesen blutigen Namen verschuldet, nennt es so. Quisimeme ist ku Issuamäm gleich „am Issuamäm-Bach", ich möchte die Schreibart Kuissuamäm vorschlagen. An Kabebe ist nichts zu mäkeln; der Bach, an dem es liegt, heißt nicht „Giba", sondern Ishib oder Ishiba, übrigens ein sehr unbedeutendes Gewässer, über welches man ohne Mühe springen kann (er ist Ende der Regenzeit nur 2 Meter breit und 1 Fuß tief gewesen). Casserigi ist in Kashidish umzuändern; ersteres ist ganz Ambakka-Mundart, in welcher das r nicht bloß mit l, sondern auch mit d variirt.

(Es folgen Bemerkungen über die leider noch nicht eingetroffene Karte, welche hier übergangen worden sind.)

Wein und Weinbereitung im Kaukasus.

Von W. Keßler.

II.

Die Kultur des Weines steigt in Transkaukasien wohl bis zu 3000 Fuß Meereshöhe in den Thälern auf, bewegt sich aber vorwiegend in den Steppen und unteren Flußthälern bei etwa 500 bis 1000 Fuß Meereshöhe. Ebenso interessant als schwierig zu entscheiden ist die Frage, ob der Weinstock wirklich im Kaukasus und zumal in den

Küstenländern des Schwarzen Meeres seine eigentliche und ursprüngliche Heimath habe. Daß derselbe überall in den Waldungen etwa bis zu 1000 Fuß Meereshöhe als häufigstes Schling- und Klettergewächs mit theilweise uralten Stöcken vorkommt, ist bekannt. Hat man es nun hier mit wirklich wildem oder verwildertem Wein zu thun? So sehr der gegenwärtige Zustand für das erstere zu sprechen scheint, so nöthigen doch die eigenthümlichen historischen Kulturverhältnisse gerade dieser Länder zu großer Vorsicht im Urtheil über derartige Fragen. Wie viele mehr oder minder hoch entwickelte Kulturen haben hier geblüht und sind untergegangen! Fast alle großen Völkerbewegungen, alle Eroberungszüge haben hier nur zu deutliche und fühlbare Spuren hinterlassen. Alte Geographen und Reisende berichten zu verschiedenen Zeiten von der hohen Bodenkultur speciell Grusiens und der Länder am Pontus, die als ein Garten voll Wein und edler Früchte geschildert werden. Es fragt sich nun, ob das, was man heute als scheinbar wilde Gewächse findet, nicht Ueberreste jener alten Kultur sind, welche vielleicht dieselben noch weiter von Osten her bezogen hat. Wie Wallnußbaum und Spargel überall in den transkaukasischen Bergen in der Nähe alter Ruinen von Klöstern und Festungen wie wild wuchern und sich auch an Orten finden, wo heute kaum noch die Spur ehemaliger menschlicher Wohnsitze zu erkennen ist, so könnte auch die Weinrebe — allerdings in noch weit größerm Maße — von den Stätten ihrer ursprünglichen Kultur aus sich verbreitet haben und deshalb nur als verwildertes, nicht als wirklich von Natur wildes Gewächs anzusehen sein.

Diese hochinteressante Frage definitiv und mit wissenschaftlicher Schärfe zu entscheiden, halten wir heute kaum für möglich. Was nun die jetzige Art der Kultur der Weinrebe in Transkaukasien anlangt, so ist dieselbe durchweg Stockkultur. Nirgend findet man, ähnlich wie dies in Wälschtirol und Oberitalien der Fall ist, daß der Wein in Längsspalieren und in Laubgang ähnlicher Weise von Baum zu Baum fortrankend gezogen wird, obgleich die heiße Sonne Transkaukasiens eine solche größere Beschattung wohl als zulässig, vielleicht sogar als zweckmäßig, erscheinen ließe. Allerdings mag die Stockkultur, abgesehen von etwaigen anderen Vorzügen, den Vortheil bieten, daß die Bewässerung der Stöcke leichter und gründlicher erfolgen kann. Denn wie alle Bodenkultur, so ist ganz besonders das Gedeihen der Weingärten, zumal auf Steppenboden, in diesen Ländern von der möglichen genügenden Bewässerung abhängig. Ohne Wasser kein Wein, dies ist hier buchstäbliche Wahrheit!

Die übrige Behandlung der Weinstöcke unterscheidet sich nicht wesentlich von der allgemein gebräuchlichen, nur daß hier alles weit nachlässiger und primitiver betrieben wird. Von Düngen im Winter ist hier natürlich keine Rede; die spätere Bewässerung muß auch in dieser Hinsicht alles ersetzen. Auch das Beschneiden der Stöcke im Frühjahr wird von den Asiaten meist nur sehr nachlässig geübt, so daß ein solcher Weingarten mit dem wilden Geranke seiner Stöcke nur zu oft einen wildnißartigen Charakter trägt. Die deutschen Kolonisten haben auch in dieser Hinsicht einen sehr günstigen Einfluß auf den kaukasischen Weinbau ausgeübt und entschieden zeichnen sich ihre Weingärten vor denen ihrer Nachbaren durch die weit sorgfältigere Behandlung rühmlich aus.

In manchen Steppengegenden ist es nicht ohne Schwierigkeit, die erforderlichen Pfähle zum Aufbinden der Stöcke zu beschaffen, so wenig skrupulös man auch in der Auswahl des Holzmaterials ist. Man hilft sich in diesem Falle wie in der römischen Campagna durch die Verwendung des starken bambusähnlichen Rohres, welches längs den Flüssen wächst und auch namentlich von den Tataren zur Herstellung von Flechtwänden für ihre Sommerzelte benutzt wird. Selbstredend ist die Dauer dieser Weinpfähle keine sehr lange.

In den Weingärten wird zwischen den Reihen der Stöcke nicht selten auch noch einige Gemüsezucht betrieben. Namentlich Bohnen und Kartoffeln findet man hier vorzüglich gedeihend. Der mit dem Weinbau sehr gut zu vereinigenden Obstzucht wird dagegen noch viel zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet und meist sind Pfirsiche, Granatäpfel und Quitten die einzigen Früchte, welche halb wild in den Weingärten sich finden. Ebenso primitiv wie bei der Behandlung der Weingärten geht es bei der eigentlichen Weinbereitung zu. Die Weinernte, der „Herbst“ nach schwäbischer Bezeichnung, fällt je nach Lage und Witterung in den September resp. Oktober. Bei den Asiaten, namentlich den Armeniern und ganz besonders dann, wenn der Weinbau des Ortes nur beschränkt ist und also in um so höherm Ansehen steht, ist die Weinlese ein förmliches Fest. Zu demselben eilen alle Angehörigen, wenn irgend möglich, auch aus größerer Entfernung nach ihrer Heimath; überall erschallt die allerdings nicht sehr melodische nationale Durná (d. h. Musik von Flöten, Geigen u. s. w.); Freudenschüsse werden abgefeuert, kurz es herrscht ein ähnlicher und vielleicht nicht weniger herzlicher Jubel als in manchen Gegenden Süddeutschlands beim „Herbsten“. Die Trauben werden mit Messern abgeschnitten und in Körben oder auch den hier für alle Transportzwecke dienenden Sunken (Quersäcke, die hauptsächlich beim Reiten benutzt werden) nach der Kelter getragen. Diese besteht aus weiter nichts als einer an einem höhern Punkte des Gartens angelegten gemauerten und mit Kalk ausgeputzten, mehr oder minder großen und regelmäßigen Vertiefung. Von derselben laufen eine oder mehrere ebenfalls gemauerte Röhren nach den Stellen, wo die riesigen, zur Aufbewahrung des Weines bestimmten, nach unten zu schmäler werdenden Thongefäße, die sogenannten „Kufschinen“, eingegraben sind. In diese Kufschinen läßt man die obigen Röhren einmünden. Die in die Kelter geschütteten Trauben werden nach uralter orientalischer Manier mit den Füßen zertreten. Meist übernehmen die stärkeren Männer dies Geschäft, welches bei einiger Dauer nicht unbeträchtliche Anstrengung erfordert. Der Saft fließt in den Rinnen direkt in die Kufschinen, in denen er gährt und alle weiteren Processe durchmacht. Nach der ersten Gährung werden diese Gefäße bedeckt und zugemauert, so daß der Wein erst bei seiner oft Jahre später erfolgenden Verwendung wieder das Tageslicht erblickt. Dann wird er mit Kupfergeschirren in Schläuche geschöpft, auch schließlich wohl die ganze Kufschine herausgenommen, gereinigt und einige Zeit der Luft ausgesetzt, ehe sie wieder benutzt wird. Bei den deutschen Kolonisten ist das ganze Verfahren ungleich reinlicher und rationeller. Hier werden die Trauben in hölzerner Kelter von Arbeitern mit langen schweren Stiefeln zerstampft; der Saft läuft in darunterstehende große Gährbottiche, in denen er seine erste, meist schon nach 1 bis 2 Tagen beendete Gährung durchmacht. Aus den Gährbottichen leitet man dann meist mit Zuhülfenahme von Gummischläuchen den Wein in größere oder kleine Fässer, aus denen er ferner beim Verbrauche in Gebinde oder Flaschen abgefüllt wird. Hier erfolgt auch der Transport ausschließlich in Fässern, während die Asiaten noch heute, wie bekannt, sich vorwiegend der Schläuche, der burdschuks, wie zum Transport aller Flüssigkeiten so auch des Weines bedienen.

Es giebt Burdschuks von allen Größen, je nach der dazu verwendeten Thierhaut; die kleinsten sind aus Ziegenfellen, die größten aus Büffelhäuten. Da diese Schläuche, deren Haarseite nach innen gekehrt ist, stets stark mit Naphta ein-

geschmiert sind, um sie geschmeidig und wasserdicht zu erhalten, so erhält der Wein hiervon jenen eigenen harzigen Beigeschmack, welcher dem Westeuropäer zuerst den Weingenuß im ganzen Orient fast verleidet. Mit der Zeit freilich gewöhnt man sich an diesen Pechgeschmack und es giebt Leute, welche später ungeharzte Weine kaum noch trinken mögen. Jedenfalls sind gesundheitlich die Burdschuk-Weine mindestens ebenso zuträglich als die in Fässern aufbewahrten.

Bei dem Mangel an fahrbaren Straßen in Transkaukasien und dem Vorherrschen des Transportes per Juck, d. h. auf dem Rücken von Saumthieren, werden die Burdschuks sich noch lange im Gebrauch erhalten, zumal bei dem hohe Satze der Arbeitslöhne die Herstellungskosten der Fässer recht beträchtliche sind. Freilich ist auch ein guter völlig dichter Burdschuk nicht gerade wohlfeil. Die Burdschuks größten Kalibers, welche eine enorme Quantität Wein fassen, werden übrigens auch per Achse transportirt, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, einen solchen noch genau die Gestalt des frühern Inhabers der Haut zeigenden Riesenschlauch schwärzlich und schmierig von roher Naphta auf einer mit 6 bis 8 Ochsen bespannten Arbe (der primitive ganz aus Holz bestehende westasiatische Wagen) transportiren zu sehen.

So primitiv und einfach es in vieler Hinsicht, wie wir gesehen haben, bei der Weinbereitung im Kaukasus hergeht, so würde man doch sehr irren, wenn man annähme, daß die Künste des verfeinerten Europas bezüglich der Verfälschung und künstlichen Behandlung der Weine im fernen Osten gänzlich unbekannt wären. Gerade das enorme Steigen der Weinpreise mag in dieser Beziehung verführerisch gewirkt haben. Und — der Wahrheit die Ehre — unter den Weinfälschern und Weinchemikern stehen leider wieder unsere Landsleute, die Deutschen, obenan. Sie verstehen es vortrefflich durch Beimischung geringerer Sorten eine gute werthvolle Marke zu „verlängern", auch durch Zusetzen von Wasser und Zucker einen gar zu sauer und streng ausgefallenen Wein milder und mundgerechter zu machen; aber alles das möchte noch hingehen, wenn nicht auch Manipulationen konstatirt werden müßten, welche nahe an Giftmischerei grenzen. So wurden in dem Bodensatz eines rothen Helenendorfer Kachetiners nachweislich nicht unbeträchtliche Mengen des Samens vom Stechapfel (datura stramonium) gefunden, die vermuthlich dazu dienen sollten, einen ausgesprochenern pikantern Geschmack hervorzubringen! Diese Früchte hereindringender Civilisation und Kultur berühren den Liebhaber und Kenner kaukasischer Weine eigenthümlich; er möchte wieder zu den biederen Asiaten zurückkehren und von ihnen ausschließlich kaufen, aber leider haben dieselben, sonst so ungelehrig in Bezug auf gute und nützliche Dinge, diese verwerflichen Künste den Deutschen nur zu schnell abgelernt und suchen ihren Lehrern möglichste Ehre zu machen. Am sichersten und besten fährt man noch, wenn man von kleinen Weingutsbesitzern und Weinproducenten, sei dies nun ein Kolonist oder ein Asiat, direkt kauft. Der Wein, den man erhält, ist wenigstens sicher rein und kann bei geeigneter Kellerbehandlung unter Umständen sich zu einem recht angenehmen Getränk entwickeln.

Der Export kaukasischer Weine nach dem Westen wird wohl kaum jemals ernsthaft in Frage kommen. Nur die stärksten Sorten dürften unter Umständen überhaupt den weiten Transport ertragen; bei diesen aber würde der unumgängliche hohe Preis durch keine genügende Nachfrage gedeckt werden.

So werden denn wohl die Kaukasier mehr oder minder ausschließlich sich ihrer Weine erfreuen dürfen. Sie verachten die Gottesgabe auch wahrhaftig nicht und Deutsche, Russen und christliche Asiaten huldigen noch heute wie zu Bodenstedt's Zeit dem Princip:

Trinken macht weise,
Fasten macht dumm.

Uebrigens bieten die asiatischen Trinkgelage vielleicht noch das schönste und versöhnlichste Bild dieser Art dar, während bei den Europäern leider Gottes nur zu oft die häßliche und abschreckende Seite des Trinkens hervortritt.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Am Dienstag den 1. Februar hielt Sir Bartle Frere, der frühere Gouverneur des Kaplandes, vor der Society of Arts in London einen Vortrag über die industriellen Hülfsquellen Südafrikas. Den ersten Platz unter denselben wies er den Mineralien und unter diesen wieder der Kohle an. Letztere findet sich von der Nieuweveld-Kette bei Beaufort West in der Kapkolonie unter 32° südl. Br. an zu beiden Seiten des großen Küstengebirges bis mindestens zum Oliphants River unter 24° südl. Br.; außerdem weiß man, daß ausgedehnte Kohlenlager nordnordöstlich von Transvaal existiren und an verschiedenen Stellen im Thale des Zambesi und Rovuma zu Tage treten. Bis jetzt verhindert der Mangel an billigen Transportmitteln die Ausbeutung dieser Lager. Wird erst das Brennmaterial billiger, so wird auch Südafrika mit seinem Eisenbedarf nicht mehr auf fremde Zufuhr angewiesen sein, wie jetzt, sondern kann seine eigenen Erzlager, die nahe bei den Kohlenfeldern liegen, ausbeuten. Von Werth sind ferner die Mangan-, Kobalt-, Blei-, Kupfer- und Goldgruben.

Vor 14 Jahren wurde der erste Diamant in Südafrika entdeckt. Seitdem hat der Export derselben derartig zugenommen, daß in einem Jahre für 2 Mill. Pf. St. durch das Postamt in der Kapstadt gegangen sind. Auch über die Verhältnisse des Ackerbaues äußerte sich Sir Bartle Frere sehr günstig; viele Partien in Transvaal und längs der Küste eigneten sich besonders für Schafzucht. Die Flußsysteme böten die Möglichkeit, eine ausgiebige Bewässerung ins Dasein zu rufen. In den westlichen Distrikten ist die Straußzucht bereits ein namhafter Erwerbszweig geworden. Schließlich berührte er die Fischerei an den Küsten und die Möglichkeit, Büffel, Kameele, Elephanten und dergleichen zu züchten.

— Mit Lieferung 34 ist das Holub'sche Reisewerk „Sieben Jahre in Südafrika" vollständig geworden. Dieselbe enthält außerdem drei Specialkarten nach Kompasaufnahmen des Reisenden (Route im Ost-Bamangwato- und West-Matabele-Lande; die Viktoria-Fälle und der mittlere Lauf des Zambesi), deren Details annehmbar sind, wogegen es mißlich erscheint, ihren Positionen zu Liebe an den Aufnahmen ꝛc. eines Livingstone oder Mohr zu rütteln.

Das Buch ist reich an Jagdgeschichten und persönlichen Erlebnissen; eigentlich Geographisches ist weniger vertreten; als sein Hauptverdienst erscheinen die zahlreich eingestreuten ethnographischen Schilderungen, namentlich die über das Marutse-Reich. Kenntnisse und Erfahrung bringt Dr. Holub zu seiner neuen großartig angelegten Unternehmung einer Reise durch ganz Afrika sicherlich mit — möge ihm die Ausführung derselben beschieden sein und möge er selbst nicht zu vielerlei Gesichtspunkte dabei verfolgen, daß nicht eines dem andern schade.

— Ueber Savorgnan de Brazza's Marsch vom Ogowe zum Kongo, den wir bereits auf S. 96 d. B. erwähnten, liegen weitere Einzelheiten vor. Er brach von der von ihm gegründeten Station Maschogo am obern Ogowe auf und erreichte im Juli den Kongo zwischen den Mündungen seiner Zuflüsse Mpaka Mpama und Lawson, d. h. zwischen 2° und 3° südl. Br., im Gebiete Makokas, des Königs von Ubandschi. Die Entfernung von Maschogo bis dorthin betrug 12 Tagereisen; dazwischen liegt ein Plateau von 800 m Höhe, ein gesundes, reich bevölkertes Land. Wenn sich in das Telegramm Brazza's kein Fehler eingeschlichen hat, müßte der Kongo-Lauf an jener Stelle gegen Stanley's Karte um circa 2 Grad (!) nach Westen rücken. Brazza gewann die Gunst des Makoko und durfte ungehindert den Kongo hinabfahren. Am 3. Oktober gründete er in Ntamo Nkuna, wo ihm Makoko Land geschenkt hatte, eine Station, wo er vier Leute zurückließ, traf Anfang November in Mdambi Mbongo, Stanley's vorgeschobenem Posten (etwa 30 engl. Meilen oberhalb der Jlala-Fälle), mit letzterm zusammen und erreichte dessen Hauptlager Vivi am 12. November. Falls sich die neue Station in Ntamo Nkuna leicht verproviantiren läßt, ist von ihr manches zu hoffen; denn sie liegt recht eigentlich mitten im unbekannten Lande.

Australien.

— Daß die australischen Kolonien in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum ihres Bestehens rapide Fortschritte gemacht haben, beweist auch ihr Eisenbahnwesen. Am 3. Juli 1850 wurde der Bau der ersten Eisenbahn in Australien unternommen. Es war dies die 14 Miles lange Strecke von der City of Sydney westlich nach der Stadt Paramatta, welche aber erst am 26. September 1855 eröffnet wurde und anstatt 6000 Pf. St., wie kalkulirt war, 46 000 Pf. St. pro Mile gekostet hatte. Die erste Bahn, welche in Australien in Betrieb kam, gehört der Kolonie Viktoria und ist die $2\frac{1}{2}$ Miles lange Strecke von der City of Melbourne nach dem Hafen Sandridge. Sie wurde am 14. September 1854 eröffnet. Es folgte dann am 21. April 1856 die Kolonie Südaustralien mit der $7\frac{1}{2}$ Miles langen Bahn von der City of Adelaide nach Port Adelaide. Gegenwärtig werden die australischen Kolonien nach allen Richtungen hin von Eisenbahnen durchzogen. Neu-Seeland steht oben an und hatte am 31. März 1880 insgesammt 1169 Miles in Betrieb, während 1394 Miles theils im Bau, theils projektirt waren. Es hat sich dadurch, wenn auch nicht ruinirt, so doch auf viele Jahre hinaus finanziell gebunden. In der Kolonie Viktoria waren am Schlusse vorigen Jahres $1182\frac{3}{4}$ Miles dem Verkehr übergeben und für den Bau von weiteren 485 Miles hatte das Parlament die Geldmittel bewilligt. Neu-Süd-Wales besaß 853 Miles fertiger Bahnen, 117 waren im Bau begriffen und für 678 die Geldmittel angeliehen. Süd-Australien hatte 677, Queensland 580, Tasmanien $172\frac{1}{2}$ und West-Australien 72 Miles in Betrieb. Gleichzeitig wurde in Queensland an 321, in Süd-Australien an $306\frac{1}{2}$ und in West-Australien an 59 Miles gebaut. Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß die australischen Kolonien am 31. December 1880 insgesammt $4705\frac{1}{2}$ Miles oder $1024\frac{3}{4}$ deutsche geographische Meilen Eisenbahnen im Betrieb hatten.

— Ein erster Versuch, Apfelsinen, welche in Australien in außerordentlicher Menge und Güte producirt werden, von dort nach England zu exportiren, ist geglückt. 643 Stück, in fünf Kisten verpackt, trafen bis auf 63, welche mehr oder weniger geschädigt waren, in vortrefflichem Zustande in London ein. Man wird in Zukunft diesen Export so leiten, daß die Waare in Europa zu einer Zeit eintrifft, wo es dort solche Früchte nicht giebt.

— Wenngleich die Goldfelder Australiens an ihrer frühern Ergiebigkeit sehr verloren haben, so werden doch noch immer dann und wann beträchtliche Klumpen Gold gefunden. So kürzlich am Black Hill bei Balarat in Viktoria in der Tiefe von 500 Fuß ein Goldstück, welches 300 Unzen wog und einen Werth von 20 000 Mark hatte.

— Ernst Giles ist von einer Forschungsreise, welche er im August vorigen Jahres von Mount Eba aus in 30° 50' südl. Br. und 135° 5' östl. L. Gr. nach Westen zu mit Kameelen unternahm, glücklich wieder bei Mount Eba eingetroffen. Näheres ist darüber noch nicht bekannt.

— Die Zollbarren sind zwischen Neu-Süd-Wales und Süd-Australien gefallen. Letztere Kolonie hat dafür an erstere jährlich 47 500 Pf. St. zu zahlen. Alle anderen Kolonien bleiben gegen einander gesperrt.

— Aus Sydney wurde den „Times" am 27. Januar gemeldet: „Ein Bushman Namens Skulthorpe telegraphirte aus Blackall, daß er das Grab des Forschungsreisenden Leichhardt entdeckt und das Tagebuch seiner ganzen letzten Expedition nebst anderen Reliquien aufgefunden habe. Skulthorpe weigert sich, irgend etwas von diesen Sachen vor seiner Ankunft in Sydney zu zeigen."

Nordamerika.

— Das „Événement" von Québec giebt eine Etymologie der beiden Namen Canada und Québec, welche man schon so oft und stets vergebens zu erklären versucht hat. Jacques Cartier, der erste Europäer, der dieselben anwendet, hörte sie aus dem Munde der Bewohner von Tadoussac und der Küsten von Labrador, die zu den Montagnais gehörten. In deren Sprache aber bedeutet Kanata, woraus Canada anerkanntermaßen erst entstellt ist, soviel als „Fremde"; Kepek aber, die Urform von Québec, heißt „steigt ans Land" oder „landet". Cartier selber erzählt, wie ihn die Wilden 1535 in der Gegend des heutigen Québec freundlich empfingen, und ihn einluden, sich in ihre Mitte zu begeben, wobei sie ihm offenbar wiederholt die beiden Worte: „Kanata Kepek" (Fremde, landet!) zuriefen. Alle bisherigen Versuche, die Namen aus den Sprachen der Irokesen, Kri oder Mikmak zu deuten, sind vergeblich, weil diese Stämme niemals in der Gegend von Québec gewohnt haben. Der Autor der neuesten Erklärung ist Pater Arnaud, Missionär bei den Montagnais von Betsiamite, deren Sprache er aufs Genaueste kennt. Wir geben seine Deutung, wie wir sie gefunden (Le Tour du Monde Nro. 1046, Umschlag) und bemerken nur, daß es uns noch nicht aufgeklärt erscheint, wie Cartier dazu kam, die beiden ersten gehörten Worte sofort auf die Landungsstelle und das weitere Gebiet zu übertragen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

V.

Während der $2^1/_2$ Monate, welche die Expedition in Loeboe-Gedang zubrachte, hatte sie, wenige Tage ausgenommen, fast gar kein helles Wetter. Den einen Tag war der Himmel mit Wolken bedeckt und es regnete ein wenig bei angenehmer Temperatur; den nächsten erglänzte die Sonne und es war eine erstickende Hitze, in beiden Fällen aber hinderten die in der Luft suspendirten Wasserdämpfe den freien Ausbick auf die umgebenden Berge: Veth konnte den Pik von Korintji nicht im Ganzen zu sehen bekommen oder eine photographische Aufnahme von ihm machen. Trat jedoch auf Augenblicke günstiges Licht ein, um Personen zu photographiren, so gab es gerade dann gewiß nichts zu thun, da die Häuptlinge nach Moeara-Laboe gegangen waren, um den Kontroleur zu besuchen und ohne ihr Beispiel und ihre Unterstützung andere Einwohner nicht zum Sitzen zu bewegen waren. So vertrieb sich denn Veth die Zeit damit, „doerians“ (Frucht von Durio zibethinus) essen zu lernen, deren unangenehmer Geruch — nach Jagor schmecken sie besser als der beste Crême und riechen schlechter als Knoblauch — den meisten Europäern einen unüberwindlichen Abscheu einflößt, mit dem Affen seines Koches zu spielen und mit anderen ähnlichen interessanten Beschäftigungen. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der braune Affe oder Lampong (Inuus nemestrinus) der sumatranischen Westküste zum Pflücken der Kokosnüsse abgerichtet wird. Es ist höchst unterhaltend, zuzusehen, wie diese Thiere, an einer langen Leine, mittels welcher sie gelenkt werden, befestigt, die gewünschte Frucht suchen und dann mit den Zähnen und Nägeln so lange arbeiten, bis sie herabfällt. In der Nähe der Kampongs giebt es rothe und graue oder javanische Affen in Menge, welche ihre Unverschämtheit so weit treiben, bei hellem Tage Früchte aus den Gärten zu stehlen. Der Siamang (Hylobates syndactylus), ein großer schwarzer Affe mit langen Haaren, scheint hier weniger häufig zu sein oder macht sich wenigstens mit seinem Geheul nicht so bemerkbar. Kommt man in die Nähe solcher Thiere, so erheben sie sofort ein ohrenzerreißendes Geheul; von den höchsten, schärfsten Tönen gehen sie plötzlich zu den allertiefsten über; bald bellen sie wie Hunde oder schreien wie kleine Kinder, bald scheinen sie die Kunst eines Bauchredners zu treiben oder einen entfernten Freund herbeizurufen. Mitunter geht ihr Freudengeheul urplötzlich in trauriges Stöhnen über. Wenn man sie zum ersten Male hört, möchte man schwören, daß man an zwanzig Stück vor sich hat; sieht man aber näher zu, so bemerkt man, daß nicht mehr als ihrer drei oder vier im Stande sind, solchen abscheulichen Lärm zu verursachen.

Wenn man die Einwohner der Provinz XII Kota's nur ganz oberflächlich beobachtet, so scheinen sie von ihren Nachbaren in den übrigen Theilen des Padanger Oberlandes nicht sehr abzuweichen. Ihre Sprache ist ganz dieselbe; nur schnarren sie mehr und verschlucken mehr Buchstaben und selbst Silben, so daß man sie schwerer versteht. Lasten tragen sie auf eine andere Weise, nämlich nicht auf dem

Der Pik von Korintji.

Kopfe, wie jene, sondern auf dem Rücken. Auch ihre Kleidung ist dieselbe, nur die Haartracht eine andere, indem die Männer hier ihre Haare bis auf die Schultern herabwachsen lassen, dort sie aber kurz verschneiden. Das schöne Geschlecht nimmt in den XII Kota's sein Haar in einen Knäuel zusammen und umwickelt es mit einem Stück Zeug, während es in den anstoßenden Provinzen einen Zopf auf einer Seite des Kopfes flechtet. In ihrem Benehmen sind die Bewohner der in Rede stehenden Provinz weit angenehmer; ihre Weiber sind erstaunlich furchtsam und flüchten beim Anblick eines Europäers mindestens hundert Schritte weit.

Am 29. November kehrten sowohl van Hasselt und Snelleman als auch die zur Auffindung eines Weges abgeschickten Leute zurück; ihre Abwesenheit hatte 19 Tage gedauert, nach ihrer Rechnung aber nur 12, nämlich 4 Tage für den Aufstieg, 2 für den Abstieg, 3 für Nichtsthun, weil es regnete und neblig war. So fehlten selbst nach ihrer Rechnung noch 3 Tage, über deren Verbleib keine Auskunft zu erlangen war — nach der Rechnung Veth's aber deren 10. Sicher war nur, daß sie den Gipfel nicht erreicht hatten, obwohl sie bis dorthin, wo der Wald aufhörte, vorgedrungen zu sein behaupteten.

Am 1. December zeigte sich endlich der Pik vollständig klar und bot ihnen ein großartiges prachtvolles Schauspiel dar, wobei zu erinnern ist, daß Loeboe-Gedang kaum 500 m über dem Meere liegt, während der Korintji steil und plötzlich zu nahe 3700 m emporsteigt, und zwischen beiden Punkten sich nur niedrige Bodenanschwellungen befinden, welche die Mächtigkeit des Vulkans nur noch mehr hervortreten lassen. Nur zur rechten Hand zeigten sich noch einige Gipfel der Barisankette, welche aber wegen ihrer großen Entfernung durch den Pik von Korintji vollständig in den Schatten gestellt wurden.

Toeankoe di Sembah.

Am 5. December brachen sie auf, im Ganzen 21 Personen, nämlich Veth und van Hasselt, der Koch, der Anführer der Kulis mit 16 seiner Untergebenen, der Häuptling Tara von Doerian-Taroeng mit zwei Dienern und zwei von den Pfadfindern. Mit Lebensmitteln hatten sie sich auf 14 Tage versehen. Der Marsch ging südwestlich bis zum Flusse Timboeloen, welcher kurz vor seiner Mündung in den Lili einen etwa 30 m hohen Sturz in eine finstere unzugängliche Schlucht thut, und dann am erstern Flusse nach Süden aufwärts. Anfangs war der Weg noch gut, da ihn die Einheimischen häufig beim Sammeln von Erzeugnissen des Waldes benutzen, und da es weder Bäume zu entfernen noch viel zu steigen gab, so legte man am ersten Tage ein ziemliches Stück Weges zurück und schlug das Nachtlager in 1045 m Höhe am Ufer des Timboeloen unter einem überhängenden Felsen auf. Der nächste Tag ließ sich schon schwieriger an: man kam auf Pfade von Elephanten und Nashörnern, und es gab manchen Baum zu beseitigen. Abends erreichte man in 2025 m Höhe die oberste Hütte, welche die Pfadsucher erbaut hatten, und es war nun klar, daß dieselben, wenn sie auch noch etwas weiter vorgedrungen sein mochten, doch die Baumgrenze gewiß nicht erreicht hatten. Während dieser beiden ersten Tage hatte man ziemlich gutes trockenes Wetter gehabt; am dritten begann es kurz nach Mittag zu regnen und man war gezwungen, in dem felsigen Bette des hier zahlreiche Kaskaden bildenden Timboeloen Halt zu machen. Die erreichte Höhe betrug 2450 m. Gegen Abend hörte der Regen auf und der Gipfel des Berges wurde wieder sichtbar. Von nun an aber wurde der Marsch viel schwieriger, weil in solcher Höhe die Elephanten- und Nashorn-Stiege aufhören, und weil das Dickicht, in welchem eine Art großer Farnkräuter mit biegsamen Stielen besonders häufig war, den Waldmessern und Aexten bedeutenden Widerstand darbot. Schon Vormittags geboten undurchdringliches Gestrüpp und unersteigliche Felswände den Reisenden Halt, und da sich obendrein Nebel herabsenkten, so mußte man wohl oder übel das Lager aufschlagen. Zwar machten sich Veth und zwei Führer auf, um einen Weg zu suchen, kehrten aber unverrichteter Sache zurück; am nächsten Tage jedoch fand Hasselt wenigstens weiter aufwärts in 2950 m Höhe einen gut gegen den Wind geschützten und mit Wasser versehenen Lagerplatz, wo man mehrere Tage zu bleiben beschloß und deshalb mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich eine Hütte errichtete.

Am nächsten Morgen machten sie sich muthig an die Erklimmung des Gipfels, dessen Anblick nicht mehr durch Bäume versperrt war, und den sie rasch zu erreichen hofften. Das Vorwärtskommen wurde aber durch die losen Steine, welche sich unter ihren Tritten lösten, sehr erschwert. Dieselben waren so spitz, daß die Eingeborenen mit ihren nackten Füßen kaum vorwärts kommen konnten, und daß es im höchsten Grade unangenehm war, sie mit den Händen oder Knien berühren zu müssen. Man war statt der erwarteten halben Stunde etwa schon die vierfache Zeit gestiegen, als man an einen großen, tiefen Krater gelangte, dessen Rand so schmal war, daß man kaum darauf Platz hatte, sich umzuwenden. Nach rechts hin stieg dieser Rand bis zu seinem höchsten Punkte an; aber es war wegen steil abstürzender Felsen den beiden Reisenden nicht möglich, von ihrem Standorte aus den Gipfel zu erreichen. Auch links waren die Aussichten nicht gut, und da man sich auf der niedrigsten Stelle des Randes befand so konnte man nur diejenige Seite des Panoramas, von welcher man gekommen

war, überschauen. Der Anblick des Kraters, aus dessen etwa 100 m tiefem Grunde sich Rauch und Dampf in Wirbeln erhob, war sicherlich ergreifend — aber das war auch alles, was man sah.

Mit vieler Mühe gelang es endlich Veth, auf dem Rande nach links hin sich vorwärts bewegend einen höhern Punkt zu erreichen, von wo aus er die ersten Reisfelder des Thales von Korintji und zugleich den gerade im Osten gelegenen schönen Bergsee Goenoeng-Toedjoeh erblicken konnte. Leicht ließ sich der vulkanische Ursprung dieses Sees erkennen, den mit Urwäldern bedeckte Steilwände umgeben, den nie ein Europäer vorher gesehen und dessen Vorhandensein nie jemand außerhalb Sumatras geahnt hat. Leicht erklärte sich Veth, wie seine hellblauen Gewässer sich durch die niedrigste Stelle des eine Strecke weit eingekerbten Kraterrandes einen Ausfluß gebahnt hatten und wie sie in das Thal Korintji sich ergossen hatten, wo sie erst einen hohen Wasserfall bildeten und dann sich in einer tiefen finstern Schlucht verloren, bis sie tief unten in weiter Ferne sich durch die Ebene schlängelten. Leider genoß Veth die prächtige Aussicht nur wenige Minuten. Kaum war van Hasselt ihm nachgeklettert, als Wolken alles verhüllten und sie den noch schwierigern Rückweg anzutreten zwangen. Immerhin hatten sie soviel erreicht, daß sie nun einen leichtern Weg nach dem Gipfel wußten, welchen sie am folgenden Morgen um $7\frac{1}{2}$ Uhr erreichten. Das Wetter war nicht ganz so klar, wie am vorhergehenden Tage; dafür aber konnten sie bis 11 Uhr verweilen, ohne von Nebeln eingehüllt zu werden. Vom ganzen Westen war nichts zu sehen; um so schöner aber war der Blick auf das Padanger Oberland. Gegen Norden begrenzten Talang, Merapi und Sagoe den Blick; davor zeigte sich der „Berg der Mitte“ mit all seinen Thälern und Abhängen und ganz vorn das Thal von Soengei-Pagoe und das des Sangir. Das Thal Korintji im Süden, welches die Reisenden nicht, wie sie gehofft, betreten sollten, war nur zum Theil sichtbar; was sie davon aber erblickten, entsprach den Vorstellungen, welche man sich meist von seinem Reichthume und seiner Bevölkerung macht, nicht ganz. Man überschaute den See Korintji und südlich von demselben den mächtigen Berg Goenoeng Rajah, den niedrigere Höhenzüge mit dem Patah Sembilan (gerade westlich vom Pik Korintji gelegen) verbinden.

Rotang-Brücke über den Bangko.

Am nächsten Morgen versuchten sie noch ein drittes Mal ihr Glück mit der Ersteigung der höchsten Spitze, sahen sich aber schon halbwegs zur Umkehr gezwungen. Immerhin wurden sie für ihre Mühe durch die nun klare Aussicht nach Westen auf den Patah Sembilan und das Meer belohnt. Gern wären sie noch länger an ihrem Standorte geblieben, wenn sie nicht durch die Unwahrscheinlichkeit, daß es klareres Wetter würde, und den zunehmend schlechtern Gesundheitszustand ihrer Leute daran gehindert worden wären. Der eingeborene Häuptling nebst seinen Begleitern hatte sie schon verlassen, vier Kulis und ein Führer hatten wegen Krankheit hinuntergesandt werden müssen, und auch die übrigen litten stark von der Kälte und Feuchtigkeit, deren Einflusse sich übrigens auch die Europäer nicht ganz zu entziehen vermochten. So sagten sie denn ihrer Hütte, den Felsen und Kaskaden des Timboeloen Lebewohl, brachen noch um Mittag desselben Tages auf und langten um 3 Uhr des folgenden in Loeboe-Gedang an, von wo sie im Ganzen 10 Tage abwesend gewesen waren. Zukünftige Forscher werden, wenn sie Veth's Erfahrungen berücksichtigen, nur 4 bis 5 nöthig haben.

Die Freude über die gewonnenen Resultate wurde aber nur allzubald durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode getrübt, welcher ihren Freund und Reisegefährten, den

Marinelieutenant Schouw Santvoort, in Djambi ereilt hatte. Derselbe war zu derselben Zeit wie sie in Padang eingetroffen, um eine Rekognoscirungsreise quer durch Sumatra zu unternehmen, ehe er von Djambi aus mit dem dazu bestimmten Dampfer sich an die genaue Aufnahme des Batang-Hari machte. Zu diesem Zwecke war er Mitte März auf dem kürzesten Wege von Padang nach Bedar-Alam in der Provinz XII Kota's gereist. Von dort aus hatte er seinen Weg in Gesellschaft des Häuptlings von Soengei-Pagoe, Toeankoe di Sembah, fortgesetzt, welchen der Gouverneur der Westküste von Sumatra dazu veranlaßt hatte, weil er sich bei den unabhängigen Malaien im Osten einer besondern Achtung erfreute. So brach er am 4. April von Bedar-Alam nach Osten auf, überschritt noch am selben Tage die Grenze des holländischen Besitzes, erreichte nach einigen Tagen den Fluß Djoedjoehan, einen rechten Nebenfluß des Batang-Hari, und folgte demselben abwärts. Er durchkreuzte die noch ganz unbekannten kleinen Staaten Soengei-Koenjit, Indamar und Tandjoeng-Alam und erreichte am 10. die Grenze des großen Königreiches

Rafflesia Arnoldi.

Djambi. In Rantau-Ikir, welches von Djambi abhängig ist, konnte er durch Vermittelung seines Reisegefährten Toeankoe di Sembah ein Boot nebst Bemannung miethen, worauf jener nach den XII Kota's zurückkehrte. Er wurde zwar überall mit Mißtrauen und bösem Willen aufgenommen, überwand aber durch sein freundliches Wesen alle Hindernisse; nur am 15. April, als er sich an der Mündung des Djoedjoehan auf dem Gebiete des Sultans Taha, den die niederländische Regierung aus Djambi vertrieben hatte, befand, lief er ernste Gefahr und mußte sich vor den Eingeborenen versteckt halten. Am Abend des 19. April langte er in der Hauptstadt Djambi an, reiste von dort aus nach Palembang und Batavia und kehrte dann wieder dorthin zurück. Da der Batang-Hari aber noch zu niedrig war, mußte er den ganzen Monat auf die Erforschung seines Unterlaufes verwenden, und als dann endlich der lange erwartete Regenmonsun einsetzte, wurde er plötzlich in der Nacht des 23. December durch eine Kongestion dahingerafft.

Drei Tage nach Empfang dieser Trauerbotschaft begab sich Veth wieder nach Moeara-Laboe, was diesmal dadurch erschwert wurde, daß die Regengüsse der letzten Tage die meisten Brücken weggerissen hatten. Auch der B.-Bangko war, wie viele andere Flüsse, so geschwollen, daß es gefährlich war, ihn zu durchfuhrten. Der in der Mitte seines Bettes aufgerichtete Pfahl, welcher sonst die ausschließlich für Fußgänger bestimmte Rotang-Hängebrücke trug, war fortgespült worden und hatte den Steg ohne jeden Halt gelassen. Veth's Genossen, welche einige Tage später gleichfalls nach Moeara-Laboe kamen, um den Sylvestertag in Gesellschaft des Kontroleurs zu verleben, fanden die Ströme noch höher und die Straßen noch schlechter; als Beute aber brachten sie eine große Blume von 60 cm Durchmesser mit, in welcher Prof. Suringar in Leiden eine neue Species erkannte und die er ihrem Entdecker zu Ehren Rafflesia Hasseltii benannt hat. Die Blüthe ist dunkelrothbraun mit helleren Flecken, schlägt sehr in die Art des Champignon, hat sehr dicke Blumenblätter, aber weder Stiel noch Blätter und findet sich als Schmarotzer auf den Stämmen einiger Cissus-Arten.

Am 1. Januar 1878 begab sich Veth auf der großen Straße nach Soerian; dieselbe führt gegen Nordwesten im Thale des Seliti aufwärts, erst durch angebautes Land, dann durch Wald, der durch undurchdringliches Bambudickicht und prächtige große Farne ausgezeichnet ist, dann über eine unbedeutende Wasserscheide hinüber in das unmittelbare Gebiet des B.-Hari. 130 m über demselben, am östlichen Abhange der hier zu 1600 bis 1800 m ansteigenden Barisan-Kette liegt in 1000 m Höhe Soerian inmitten größerer Kaffeepflanzungen, bei deren Aufseher Veth gastliche Aufnahme fand. Neben dem Hause, das einen sehr schönen Blick auf die gegenüberliegenden Berge gewährt, liegt eine Wassermühle, welche den Kaffee enthülst, und große Speicher, deren Dächer sich vollständig öffnen lassen, so daß man Licht und Sonne nach Belieben hineinscheinen lassen und sie eben so leicht bei Nacht oder Regen schließen kann. Auch das nahe Lolo erzeugt vielen Kaffee; es sind dort etwa 390 Leute mit dem Anbau der Pflanze beschäftigt und die jährliche Ernte beträgt im Durchschnitte 900 bis 1000 Pikul oder 60 000 kg.

Am 13. trafen van Hasselt und Snelleman ein, wiederum mit einer unerfreulichen Botschaft: die Amsterdamer Geographische Gesellschaft hatte sich aus Mangel an Mitteln genöthigt gesehen, Snelleman in die Heimath zurückzuberufen, und dieser wollte noch im laufenden Monate von Padang abreisen. Von Lolo führte der Weg in das enge, schöne, nur spärlich bewohnte Thal des hier noch kleinen Batang-Hari hinab, an demselben aufwärts beim Dorfe Ajere Dingin vorbei und über die 1620 m hohe Wasserscheide nach dem See Danau di Atas hinab. Leider wurde der schöne Blick von der Höhe über den See und den jenseits aufsteigenden Goenoeng Talang gerade durch Regen gestört.

In Alahan Pandjang wurden die ganzen Sammlungen verpackt und zu den alten Kulis, deren Zahl nicht ausreichte, eine Anzahl neuer gemiethet. Am 20. Januar traten dieselben den Marsch nach der Küste nach Padang an: am nächsten Tage folgten ihnen die Reisenden, von denen Snelleman und Hasselt voraneilten, während sich Veth noch am Abhange des Talang etwas verweilte, um photographische Aufnahmen zu machen. Von dort stieg er in das Thal des Batang-Baroes hinab und erreichte über einen Ausläufer des Talang kletternd die neue Straße von Padang nach Solok bei dem Dorfe Loeboe-Selasie, welche er schon vor elf Monaten kennen gelernt hatte, und die in der Zwischenzeit so bedeutend verbessert worden war, daß man sie jetzt von dem einen Ende bis zum andern mit Karren und Wagen befahren konnte. Am selben Abend noch traf Veth in Padang ein, von wo

Snelleman am 26. Januar über Batavia nach Europa abreiste. Die beiden Zurückgebliebenen richteten sich in der Chinesenstadt in einem Hause, das ihnen der Kapitän derselben überließ, ein, und machten sich daran, ihre Tagebücher und ihre Beobachtungen zu ordnen, das Gepäck sorgfältig zu revidiren und alles für weitere Reisen in Ordnung zu bringen.

Scheunen zum Trocknen des Kaffees in Soerian.

So sehr sie auch in diesen Arbeiten durch die lärmenden Feierlichkeiten des chinesischen Neujahrs gestört wurden, so hatten sie dieselben doch zu Anfang März beendet und konnten am 7. März über Batavia nach Palembang im östlichen Sumatra abreisen, wo sie bald nach Mittag des 22. April eintrafen.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

IV.

Hongkong. — Macao.

Die Gesammtbevölkerung der englischen Kronkolonie Hongkong wurde bei der Zählung vom December 1876 auf 139 144 festgestellt, was gegen 1872 eine Zunahme von 17 159 bedeutet. Darunter sind 2849 Europäer und Amerikaner, die um 247 zugenommen haben. Der Rest ist mit Abzug der wenigen tausend Inder, Malaien, Armenier u. s. f. chinesisch [1]). Bei der rapiden Zunahme der chinesischen Bevölkerung ist es nicht erstaunlich, daß der europäische Stadttheil immer enger von chinesischen Häusern beziehungsweise Hütten eingeschlossen wird und daß man sich in Hongkong die Frage vorlegt, wohin es führen solle, wenn Hongkong immer weniger europäisch und immer chinesischer

[1]) Derselbe Census gab, beiläufig gesagt, für die Fremdenstadt von Schanghai neben 1673 Fremden 95 662 Chinesen an, was für letztere eine Zunahme um 20 000 seit 1870 bedeutet, für erstere um 7.

werde? Die Erscheinung hat tiefe Wurzeln: „Die Ausbreitung der Chinesenstadt an sich würde verhältnißmäßig unwichtig sein,“ schreibt der „London and China Telegraph“ vom 3. December 1877, „wenn sie bloß Bezug hätte auf das Aussehen und den Komfort von Hongkong, obwohl selbst unter diesem Gesichtspunkt der Gegenstand Erwägung verdient und das vor allem in einem tropischen Klima. Aber unglücklicherweise ist sie nur ein äußerliches Zeichen einer tieferliegenden Schwierigkeit, die seit Jahren sich in Hongkong fühlbar machte. Alles scheint dort mit Beschleunigung in chinesische Hände überzugehen. Der Handel hat diese Bewegung so stetig innegehalten, daß die fremden Kaufleute aus einem Zweige ihrer Thätigkeit nach dem andern herausgedrängt worden sind, bis sie sich in vielen Fällen damit begnügen mußten, wenig mehr als Agenten der Chinesen zu sein. Aber nicht nur dies. Wir haben jetzt chinesische Dampfer-, Versicherungs- und andere Gesellschaften, durch welche bis dahin europäische Arbeitsfelder von den unermüdlichen und scharfsinnigen Chinesen eingenommen werden. Wie wohl Hongkong englische Kolonie ist, so wissen die Chinesen es dennoch mit ihrer Geschicklichkeit dahinzubringen, daß sie ihren Handel wesentlich in derselben Weise führen wie in anderen Städten. Die Macht ihrer Gilden ist in Hongkong ebenso groß wie in irgend einer chinesischen Stadt und macht sich nicht selten in sehr drückender Weise den Europäern fühlbar. Wir könnten einen Fall aufführen, wo das Haupt einer großen fremden Firma buchstäblich mit einer Strafe belegt ward von Seite der Stückgut-Gilde wegen eines Geschäftes, das dieselbe nicht billigte, und gezwungen ward dieselbe zu bezahlen unter Gefahr jede Möglichkeit zu weiteren Geschäften zu verlieren. So haben sie unter der Flagge eines chinesischen Hospitals Regierungsunterstützung für eine Einrichtung gewonnen, als deren Zweck wieder und wieder das Streben der Chinesen hervorgehoben ward, den Gesetzen der Kolonie sich zu entziehen, wenn immer sie wünschen, und eine Art von Protektorat über die chinesischen Einwohner der Kolonie herbeizuführen. In kleineren Dingen haben sie ähnliche Organisationen verschiedenster Art, Verbindungen von Händlern, Kulis, Dienern, Matrosen, Marktverkäufer und dergleichen, jede mit ihrem eigenen Gesetzbuch und jede mit dem Hauptziel, die Fremden von jeder Wettbewerbung mit ihnen auszuschließen und den größtmöglichen Gewinn aus allen herauszuquetschen, welche gezwungen sind, mit ihnen zu handeln. Kein Wunder, wenn die Fremden es schwer finden, in der einst blühenden Kolonie vorwärts zu kommen und daß das Vordringen der Chinesen mit Bedauern und nicht ohne einige Erbitterung betrachtet wird.“ Das um so mehr als sie sich gewisser Praktiken bedienen, welche weiße Geschäftsleute ihnen in der Regel nicht nachmachen mögen, wie z. B. die ausgedehnten Stempeldefraudationen, welche geradezu zu den Geschäftsgewohnheiten der weitaus meisten Chinesen gehören.

Als ein in besonders hohem Grade der Abhülfe bedürftiger Umstand wird die Thatsache bezeichnet, daß die meisten Chinesen nicht ihre Familien in Hongkong haben, sondern bloß der Geschäfte halber hier sich aufhalten, im Uebrigen aber vorziehen unter Gesetzen und Gebräuchen zu leben, welche ihnen mehr zusagen als die Regierung einer europäischen Kolonie. Die schlimmen Folgen, welche hieraus für Sicherheit und öffentliche Sittlichkeit entstehen, sind seit Jahren vergebens Gegenstand der Diskussion am Regierungstisch und in den Blättern gewesen: es ist auf gütlichem Wege nicht möglich eine Aenderung dieser Doppelstellung zu bewirken. Freilich wird eines der schlimmsten chinesischen Laster; das vielen anderen zu Grunde liegt, das Opiumrauchen, von der Regierung gefördert, welche das Monopol der Opiumbereitung 1879 für 205 000 Doll. per Jahr gegen 132 000 in den Vorjahren verpachtete.

Bis 1865 herrschte in dieser Kolonie eine lässige Art der Behandlung der Chinesenangelegenheiten, welche zum Ergebniß hatte, daß die Unsicherheit der Personen und der Güter zu Wasser und zu Lande auf den Nullpunkt sank, und daß die Kolonie der Zufluchtsort wurde aller Verdächtigen und Uebeles im Schilde Führenden aus den Nachbarprovinzen und vor allem aus dem wegen seiner Unsicherheit stets übel berüchtigten Canton. Mit am meisten blühte die Falschmünzerei, welche geradezu in großem Stil als auf die Ausfuhr angelegtes Gewerbe betrieben ward. Man behauptet, daß bei der Einführung einer strengern Polizeiverwaltung durch Governor Sir R. Macdonnell (1865) nicht weniger als 10 000 übelberüchtigte Individuen, denen „der Boden zu heiß“ ward, die Stadt verlassen hätten. Die chinesische Bevölkerung ward in diesem System soviel wie möglich unter Vormundschaft gestellt, das Waffentragen ihr und ihren Schiffen verboten und ebenso das nächtliche Verweilen auf den Straßen, alle öffentlichen Stellen bis zum Polizeidiener und Gefängnißwärter herab wurden nur mit Nichtchinesen besetzt, Prügelstrafen in ausgedehntestem Maße angewandt u. s. f. Zuerst suchte wieder der 1877 eingesetzte Governor Pope Hennessy eine mildere Form der Behandlung der Eingeborenen einzuführen, sah sich aber sehr bald schon genöthigt, seine diesbezüglichen Pläne zu vertagen, als dieselben einen heftigen Widerstand auf Seiten der ihre Sicherheit bedroht glaubenden Europäer fanden. Schon der Versuch, die Prügelstrafen für chinesische Verbrecher auf das Nothwendige zu beschränken, den Zwang der Nachtpässe für dieselben aufzuheben und ihre Gefängnisse mit chinesischen statt mit europäischen Wärtern auszustatten, zog dem Governor die Anschuldigung zu, daß er es leicht mit der Sicherheit der Kolonie nehme. In der That war in den vier Jahren von 1875 bis 1878 die Zahl der wegen schwerer Vergehen Verurtheilten von 786 auf 1196 und im Jahr 1877 die Zahl der Vergehen überhaupt um 842 gewachsen. Indessen wurden über die Folgen des unmenschlichen Auspeitschens der chinesischen Sträflinge ärztliche und richterliche Urtheile laut, welche erkennen ließen, daß hier schwere Mißbräuche sich eingeschlichen hatten und daß die Zumischung von etwas Menschlichkeit zu der bisherigen Strenge ein Gebot der Nothwendigkeit sei. Gegen die Anstellung von Chinesen als Gefängnißwärter und Polizeidiener wurde ihr geringeres Maß von Körperkraft, Gewandtheit und Entschlossenheit geltend gemacht. Dagegen wurde mit Beginn des Jahres 1880 ein wichtiger reformatorischer Schritt gethan, der übrigens in Singapur und Labuan schon früher gemacht worden war, indem ein Chinese, Ng Tschoy, zum Mitglied der Gesetzgebung der Kolonie ernannt ward. Auf der andern Seite wurde mit gerechtfertigter Strenge gegen gewisse Mißbräuche der Chinesen, vor allem die sogenannte Haussklaverei, vorgegangen als gegen die englischen Gesetze verstoßend. Es herrschte in 1879 eine wahre Manie des Kinder- und Mädchenraubs in Hongkong und der Umgebung („Verbrechen, sagte damals der Oberrichter von Hongkong Sir J. Smale, kommt periodisch über Hongkong wie die Fluth der Gezeiten; gegenwärtig sind wir in der Hochfluth des Weiber- und Kinderraubs“) und manche der Geraubten blieben als Sklaven in Hongkong. Mit den in gesetzlicher Weise zu Sklaven gewordenen oder als solche geborenen — die Zahl beider ist in China überall beträchtlich — rechnete man auf die chinesische Bevölkerung Hongkongs von 140 000 nicht weniger als 10 000 Sklaven! Seitdem die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet wurde, wandten die Gerichte die gegen „Pressung“ bestehenden Gesetze

mit größerer Schärfe an und es wurden seit Anfang 1879 allmonatlich mehrere Sklaven freigesprochen, welche nachweisen konnten, daß sie durch gewaltsame Entführung zu Sklaven geworden seien. Die Nummer der „Government Gazette“ vom 4. März 1880 enthält auf nicht weniger als 35 Seiten Verfügungen und Urtheile in Fällen von Menschenraub! Durch die Verschiedenheit der Ansichten des Governors und des Attorney General über den Begriff Sklaverei in seiner Anwendung auf die chinesische Gesellschaft entstand ein Konflikt innerhalb der Kolonialregierung, welcher unter anderm beweist, wie schwer unsere Begriffe auf asiatische Verhältnisse anzuwenden sind. Unzweifelhaft ist der Verkauf der Kinder eine chinesische Institution, welche sogar nicht ungünstig wirkt, indem sie geeignet ist, dem Kindermord Abbruch zu thun; auch führt sie nicht unmittelbar zur Sklaverei, indem z. B. das Recht des Wiederverkaufes ins Ausland dem Eigenthümer eines solchen Sklaven nicht zukommt. Die britische Regierung scheint ihren Governor und Oberrichter in Hongkong dementirt zu haben, indem sie diese Einrichtung als eine nicht nach englischem Rechte zu beurtheilende bezeichnete. Besser als Gesetze kann jedenfalls die Privatthätigkeit hülfreicher Menschen gegen diese Sitte ankämpfen, und es wurde ein hoffnungsvoller Anfang in dieser Richtung mit der Gründung einer „Gesellschaft zum Beistand der Weiber und Kinder“ gemacht, welche 1880 von Rev. Dr. Eitel in Hongkong ins Leben gerufen ward, und von der man hofft, daß die Chinesen der besseren Klassen sie mit der Zeit ganz werden in die Hand nehmen können.

Noch einige Worte über die Handelsstellung Hongkongs, welche ja nach dem vorher Gesagten zu einem guten Theile auf chinesischer Arbeit ruht. Hongkong hat mit der Zeit den größten Theil des früher in Canton betriebenen Handels an sich gezogen, so daß es heute unbestritten neben Schanghai den wichtigsten Platz für Handel der Westvölker mit China einnimmt. Der dortige Schiffsverkehr betrug 1879 die gewaltige Zahl von 28 778 mit einem Raumgehalt von 4 352 668 Tonnen. Davon waren 25 722 chinesische Dschonken und 3057 Schiffe europäischer Bauart. In allen 19 Vertragshäfen betrug der Schiffsverkehr in demselben Jahre 21 409 Schiffe mit 13 927 221 Tonnen, in dem verkehrsreichsten derselben, Schanghai, 4376 mit 3 062 682 Tonnen.

* * *

In Macao war es, wo der Kulihandel vom Anfang seines Bestehens an sich zur größten Blüthe entfaltete. Unter dem Schutze einer schwachen Regierung, welche auf keine andere Weise dieser Kolonie einige Einnahmen verschaffen konnte, als indem sie die Quellen gänzlich übersah, aus denen dieselben flossen, genoß er hier einer fast unbeschränkten Freiheit und es sind Portugiesen selbst, welche Zeugniß dafür abgelegt haben, daß lange Jahre hindurch die Menschenfänger und Kulihändler eine der einflußreichsten Klassen in Macao waren. Damals schrieb ein Sekretär des Gobernadors von Macao: „Die Herrschaft der Kanaille ist unbeschränkt; ich wage zu behaupten, daß kein Vertreter der Kolonie in die Kortes gewählt werden könnte, der sich nicht der Gunst der „Barracons“ (Kuli-Gefängnisse) erfreute.“ Anfangs der 70er Jahre passirten 30 000 bis 40 000 Kulis jährlich durch die Barracons. Die gewöhnliche Karriere eines solchen Händlers war folgende: Er kaufte sich ein Haus mit festen Mauern und Thüren, eine genügende Anzahl von Revolvern oder Flinten und ließ die „Makler“ wissen, daß er in der Lage sei „Waare“ entgegenzunehmen. Diese letzteren, welche sich aus den niederen Klassen der Portugiesen und Portugiesenmischlinge und aus Leuten ungewisser Nationalität, zu einem kleinen Theile auch aus chinesischen Desperados zusammensetzten, begaben sich nun aufs Land und in die Nachbarstädte, von denen vor allem das menschenreiche Canton eine große Menge von exportfähigen, menschlichen Wesen lieferte, und es wurde da mit allen Mitteln der Ueberredung und Gewalt die erforderliche Zahl von Kulis zusammengepreßt. Diese Massen bestanden gewöhnlich 1. aus mit Gewalt Eingefangenen; 2. aus durch Ueberredung, falsche Vorspiegelungen und dergleichen Gewonnenen; 3. aus Bettlern, denen keine andere Hoffnung übrig blieb; 4. aus Spielern, Opiumrauchern, Dieben. Nicht selten schiffte sich zugleich mit dieser Gesellschaft noch eine Gruppe von Piraten ein, welche die Absicht hegte, die Schiffsmannschaft zu tödten und die kostbare Ladung an irgend einem Orte zum Verkauf zu bringen. Es war nur der Auswurf der Menschheit, der sich mit dieser Art von Handel beschäftigen konnte, denn derselbe setzte von Anfang bis zu Ende eine Verhärtung des Gemüthes voraus und nöthigte zur Ergreifung so vieler bald gewaltthätiger, bald schmutziger Mittel, daß sein Betrieb dem Gefühl des normalen Menschen gänzlich widerstreben mußte. Die lügenhaften Vorspiegelungen, welche dazu dienten, die Armen und Unwissenden zum Verlassen ihres Vaterlandes zu bewegen, die Gewaltthaten, welche angewandt wurden, wenn jene zur Erreichung des Zweckes nicht hinreichten, die Prämienzahlungen an willfährige Mandarinen und an die fachmäßigen Menschenfänger pro Kopf ihrer Opfer, die blutigen Mittel, welche nothwendig waren zur Niederhaltung der Aufstände in den Barracons und auf den Schiffen mußten ehrenhafte Menschen vor solcherlei Gewerbe zurückscheuchen. Kein Zufall ist es daher, daß gerade Macao in so ausgezeichnetem Maße der Sitz desselben wurde, denn der moralische Stand dieser kleinen portugiesischen Kolonie ist schon längst ein tiefer, nachdem sie seit mehr als einem Jahrhundert für den ehrlichen Handel fast jede Bedeutung verloren hat und sich hauptsächlich von Schmuggel und Hazardspiel nährte. Der Kulihandel fand hier die natürlichen Wachsthumsbedingungen und schoß ganz von selbst auf, wie Brennesseln auf einem Schutthaufen. (Vergl. die Zahlenangaben über den Kulihandel von Macao und die Urtheile Hübner's über diese Stadt in meiner „Chinesischen Auswanderung“ 1876, S. 66.) Man begreift, daß die chinesische Regierung nicht sehr entzückt ist über eine Nachbarschaft dieser Art. Es war daher nicht klug von der portugiesischen Regierung, daß sie sich im verflossenen Jahre plötzlich ein formelles Recht auf diesen historischen Fleck Erde zu erwerben suchte, welcher ihr nie von Rechtswegen zugehört hat. Bekanntlich gründeten die Portugiesen hier 1563 eine Handelsfaktorei, zu welcher sie 23 Jahre später noch ein kleines Stück Land (nach neuester Messung 0,21 deutsche Quadratmeilen mit 77 230 Bewohnern) erwarben; für dieses Land haben sie fast 300 Jahre lang eine Art Miethe von jährlich 500 Tael bezahlt, aber von 1848 an hielten sie das für überflüssig und unterließen es einfach. Im Frühling 1880 stattete der Vicekönig von Canton dem Gobernador von Macao einen Besuch ab, der Aufsehen erregte, und es wurde damals in Portugal allgemein geglaubt, daß derselbe Macao zurückgefordert habe, und in den Kortes von Lissabon wurde gelegentlich eines unbestätigten Gerüchtes von einer chinesischen Blockade Macaos sehr ernsthaft über die Vertheidigung des Platzes debattirt, und der Ministerpräsident hielt es der Mühe werth, einen interpellirenden Abgeordneten darüber zu beruhigen, daß Portugal nicht gesonnen sei, im Falle eines Krieges zwischen Rußland und China auf der Seite des erstern ins Feld zu ziehen. Immerhin gingen am 8. April Verstär-

kungen nach Macao ab, um es gegen einen etwaigen Handstreich zu sichern. Gleichzeitig scheint sich aber England mit Erfolg ins Mittel gelegt zu haben, um sowohl China als Portugal zur Beibehaltung des bisherigen Zustandes zu veranlassen, so daß die Macao-Frage heute auf dem alten Punkte steht.

Uebrigens betrug der Gesammtwerth des Ein-, Aus- und Durchfuhrhandels zwischen Portugal und seinen gesammten asiatischen Besitzungen 1877 nicht mehr als 147 673 Milréis, woraus man auf die geringe Handelsbedeutung schließen kann, welche Macao für das Mutterland besitzt.

Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete.

II.

Meteorologisch habe ich leider nichts Nennenswerthes arbeiten können, obgleich viel Interessantes zu beobachten wäre, so die eigenthümlichen regelmäßig nach Sonnenuntergang mit dem Wechsel des Windes von Ost nach Süd und selbst West eintretenden Wolkenniederschläge (während der Regenzeit) und der ganz merkwürdige, innerhalb weniger Tage sich vollziehende Umschwung von extremer Feuchtigkeit in extreme Trockenheit. Hier im Innern beginnt der unangenehme, scharfe Kassibowind (Ost) bereits mit Sonnenaufgang, in Malange erst von 9 bis 11 Uhr; der dort regelmäßige Morgennebel fehlt hier gänzlich, auch ist hier merkwürdig wenig Thaufall. Im Ganzen habe ich von der größtentheils hier verlebten Regenzeit den Eindruck, daß es nicht mehr regnete als bei uns in einem regnerischen Sommer. Genaue Messungen fehlen mir allerdings, aber ich kann behaupten, daß mir niemals das Trocknen der Pflanzen in Papier mißlungen wäre, falls ich die Zeit zu größerer Sorgfalt gehabt hätte.

Geologisch ist in diesem reinen Erosionslande, abgesehen von höheren Problemen wie in Bezug auf Verwitterung, so viel wie nichts zu beobachten. Ueberall ist der Boden horizontal geschichtet, nirgends eine Versteinerung auffindbar. Bis zum Kuillu findet man überall nichts als Sandstein und Konglomerat, erst vom Kuillu an, also erst im Gebiet des Kassai, haben die Wasserläufe bis zur Urgesteinsunterlage und in diese hineingesägt. Hier ist dann in jedem Thal dieselbe Reihenfolge, oben die charakteristische (von der Küste bis hierher) ziegelrothe Thonerde, dann etwas Sandstein mit Eisenerz und Quarz, dann ganz unten die schönen klaren Granit- und Gneißplatten, Kuppen und Blöcke, häufig Riffe und Wasserfälle bildend. Ich habe von jedem Thal Gesteinsproben sehr niedlichen Formats den ethnographischen Sammlungen beigepackt: den bezüglichen Etiketten sind meine Zweifelsqualen anvertraut.

Bemerkungen zu den Photographien. Auch hier gilt dasselbe wie bei allen übrigen Resultaten meiner zu sehr zersplitterten Bestrebungen. Sie haben darunter gelitten, daß ich mir nicht Zeit genug zur Ausrüstung nahm und daß ich zu vieles treiben wollte. Die jetzt beinahe vollen sechs Monate hier sind mir verflogen ich weiß nicht wie; Muße habe ich niemals gehabt, aber beständig, nur mit Ausnahme der ersten hoffnungsreichen Zeit, das peinliche Gefühl, daß ich nur den hundertsten Theil von dem, was ich gern möchte, wirklich leisten kann.

Erst Mitte Januar ungefähr konnte ich ans Photographiren gehen. Ich glaubte anfänglich, eingedenk Pogge's Lehren, damit nur ganz allmälig und vorsichtig an die Oeffentlichkeit treten zu dürfen, jetzt weiß ich aber, daß die damals gefürchteten Gefahren durchaus nicht bestehen, und habe wenigstens das Eine erreicht, daß der nächste Photograph, den sein Unstern zu Muata Jamvo führt, sofort ohne Weiteres die Apparate auspacken und in Thätigkeit setzen kann. Die Photographie ist bereits Mode hier und wird wahrscheinlich von jedem künftigen Weißen verlangt werden.

Von den Hauptpersonen fehlen mir nur die beiden Hauptweiber Muata Jamvo's, die Moari und die Temena. Diese sollten zwar auch an die Reihe kommen, aber die Sache zog sich hin, Muata Jamvo wollte sich dafür bezahlen lassen, und jetzt ist es zu spät, mein Kollodium arbeitet nicht mehr. Am meisten Schwierigkeiten hat mir Muata Jamvo selbst gemacht. So oft ich ihn auch bat, mich nur bei gutem Tageslicht zu besuchen, so blieb er doch starrsinnig dabei, jedesmal erst am Abend gegen Sonnenuntergang zu erscheinen, und verstand sich dann gewöhnlich erst nach längerm Hin- und Herreden dazu, mir zu sitzen oder zu stehen. Einmal erreichte ich dies nur dadurch, daß ich ihm drohte, die verlangten und bewilligten acht Ellen wieder zurückzuziehen. Ueberraschend war mir das schnelle Verständniß der Porträts, welche in der Regel sofort erkannt wurden, obgleich bildliche Darstellungen in der Fläche nirgend üblich sind. Ich werde deshalb Muato Jamvo's und der Lukokessa Bildnisse als Talismane mit mir führen, auch jenes des Nguo, und möchte künftigen Reisenden der Gesellschaft, welche in diese Gegend geschickt werden, anrathen, sich gleichfalls mit solchen zu versehen.

Von Ansichten habe ich wohl so ziemlich das Wesentliche, was in Mussumba zu holen ist, freilich größtentheils in Platten, die dem Holzschneider viel Hingebung abverlangen, sie zu enträthseln. Es giebt hier nicht viel Mannichfaltigkeiten zu reproduciren. Sehr wünschenswerth wäre mir ein transportabler Thurm gewesen oder ein hohes Stativ aus drei schlanken Bäumen; ich war daran, etwas derartiges zu konstruiren, hatte aber nicht Zeit und Kraft genug dazu übrig, denn meine Neger sind kaum im Stande, eine Kiste ordentlich zuzunageln. Es ist entsetzlich, was für Zeit die geringsten Kleinigkeiten kosten. Meine anfänglich gehegte Idee, ein vollständiges Album anzufertigen, würde den doppelten Aufenthalt und dreimal so viel Kollodium, als ich hatte, erfordern. Erst jetzt bin ich orientirt, erst jetzt könnte ich eigentlich mit voller Sicherheit beginnen. Sehr gern würde ich noch Muata Jamvo und die beiden Hauptweiber sowie die Lukokessa und die Soanamulund, die Großsiegelbewahrerin des Reiches, nebst dem ganzen malerisch bunten Gesindel von Gefolge, die genannten Größen auf ihren von je 8 Mann getragenen Sänften hocherhaben, besitzen. So kamen sie nämlich das erste Mal vor mein Haus gezogen, mich feierlich zu besuchen. Sehr gern hätte ich auch ein großes „Tetama“ auf dem weiten Platze vor dem Rsov, Muata Jamvo unter seinem

Reisesonnenschirm thronend und die Ilolo mit mehreren hundert Bewaffneten um ihn versammelt, dem ich beiwohnte, photographirt, aber damals jagten Sturm und Regen das ganze lebhafte Schauspiel auseinander, ehe ich meine Apparate in Thätigkeit setzen konnte. Wie in so vielen Dingen, muß ich auch hierin Entsagung üben. Jetzt allerdings, da es zu spät ist, möchte Muata Jamvo ein eigenes Tetama für mich zum Photographiren berufen.

Ich habe fast von allen Platten Abzüge genommen, von den meisten drei. Davon schicke ich je einen mit, zwei behalte ich bei mir, in verschiedenen Koffern verpackt. Auch von den Platten habe ich die gleichartigen getrennt in zwei verschiedene Kisten verpackt, welche zwei verschiedenen Trägern anvertraut werden sollen, denn zwischen hier und Malange sind gar viele Flüsse. Ich überziehe die Plattenkasten mit in Kautschuksaft, den ich mir in Flaschen kommen lasse, getränktem Zeug. Ich glaube, daß sich dieses Verfahren bewähren wird. Auch mein Boot habe ich mit natürlichem Kautschuksaft geflickt.

Letzte Nachrichten.

Linkes Ufer des Kahunguisch, ungefähr 8° 44' Süd.
22. Juni 1880.

Ich bin nun glücklich den Klauen Muata Jamvo's entronnen und am Kahunguisch. Muata Jamvo ließ ich schließlich sagen, wenn er jetzt noch mehr von mir wolle, müsse er mir schon mit Krieg kommen, dann würde ich aber auch schießen, übermorgen würde ich auf jeden Fall marschiren, und wenn er mich noch verabschieden wolle, müsse er das morgen thun. Und siehe da, er kam richtig zu der von mir bestimmten Zeit, verabschiedete mich, und die Lukokessa, welche ich gänzlich ignorirte, schickte mir noch einen großen Zahn nach. So ist es immer mit diesen Negern, denen gegenüber man nur mit einem guten Theil Selbstbewußtsein gut durchkommt.

Ueber den Lulua und hier beim Mniesch über den Kahunguisch wurde ich mit einer geradezu wunderbaren Schnelligkeit expedirt, obwohl meine Karawane mindestens 160 Köpfe zählt. Ich habe nämlich außer meinen 60 „Getreuen" noch 40 nach Malange zurückkehrende Träger und einige Ambakisten mit etwa 50 Sklaven, lauter Weibern und Kindern, bei mir. Diese elenden Wesen würden nur den Lunda in die Hände fallen, wenn ich sie in Freiheit setzte, und ihre Leiden würden von vorn beginnen. Das Fliehen steht ihnen frei, da ich keine Kette dulde, und die Ambakisten würden verhungern, wenn sie nicht von der Ration meiner Leute, ihrer Freunde, mitessen könnten. Vom Kassai ab muß dieses abscheuliche Anhängsel verschwinden, denn dort gedenke ich nach Norden abzuschwenken. Den Weg am Kahunguisch nach Norden kann ich nicht finden, der scheint ganz unter Sumpfschilf verborgen zu sein, und es macht mir schon Mühe genug, meine Karawane den geraden Weg zum Nguv zu steuern. So waren wir heute 5 Stunden auf dem Marsch und haben nur 9 km zurückgelegt, fast $3^1/_2$ Stunde verloren wir durch Halten wegen Pfadsuchens und beim Passiren von acht kleinen Sumpfbecken. Das Vorwärtskommen in den Thalgebieten ist entsetzlich schwierig, und am Kassai wird es wahrscheinlich nicht anders sein. Quer über Savane und Thäler von Osten nach Westen ist das Reisen viel leichter. An Führer ist hier nicht zu denken, die Leute fürchten sich, von mir zu Sklaven gemacht zu werden und nehmen regelmäßig außer Sicht ihres Dorfes Reißaus.

Muene Tschikamb, 8° 35' S., 1. Juli 1880.

Ich schicke soeben die Leute nach Malange von mir weg. Ich selbst gedenke morgen oder übermorgen auf diesem, also rechtsseitigem, Ufer des Rusanseisch nach Norden zu gehen. Nach Malange gehen ab:

712 Pfd. Elfenbein;
2 Lasten ethnographischer Sammlungen;
2 Packete mit je einem Plattenkasten und ein 9 Pfd. schwerer zu einer Trompete zugerichteter Elfenbeinzahn, der ans Tukongo sein soll;
1 große Kiste enthaltend verschiedene Gegenstände, unter anderen das Herbar.

Ich schreibe dies bei einer echt afrikanischen Morgenkälte, zähneklappernd und steiffingerig. Muß schließen. Meine nunmehr gereinigte und gegliederte Expeditionsschaar zählt 51 Träger, 12 Gehilfen (kipessa), 5 Weiber, 1 Soba, 3 Diener.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

IV.

Nicht mit Unrecht sagt ein altes japanisches Sprichwort: „Wer Nikkô nicht kennt, darf das Wort kek'ko (herrlich, schön) nicht gebrauchen"; denn neben aller Schönheit einer großartigen Gebirgslandschaft, neben der überreichen Fülle der herrlichsten Vegetation treten dem Besucher des so hochgerühmten Ortes auch in den Wunderbauten der Tempel und Mausoleen gewaltige Kunstschöpfungen entgegen, die durch die Schönheit ihrer Formen und den Glanz und Reichthum ihrer Farbenzusammenstellungen jeden Beschauer zu staunender Bewunderung hinreißen. In ihrer ganzen Anlage sowohl als auch in der Ausführung den reinsten japanischen Stil aufweisend liefern diese glänzenden Bauwerke den Beweis, daß das lackirte Holz, allen hergebrachten Anschauungen der abendländischen Kunst zum Trotze, gar wohl ein Material sein kann, dessen sich die Architektur und die Skulptur mit erfreulichstem Erfolge bedienen können. Die Tempel mit ihren zahlreichen Nebengebäuden, die kostbaren Thore und Säulenhallen, die hohen Pagoden und endlich die aus gewaltigen Steinen kyklopisch aufgesetzten Gräberbauten vereinigen eine wahrhaft überwältigende Fülle von schönster Bronze-, Lack- und Holzbildhauerarbeit in sich. Wir dürfen uns hier leider auf keine Wiedergabe von Miß Bird's anziehender Schilderung dieser „Wunder Japans" einlassen, an deren Schluß sie sagt: „Alle diese Einzelheiten verschwinden mit jedem Tage, an dem ich mich weiter von Nikkô entferne, mehr und mehr aus meinem Gedächtnisse, und an ihre Stelle tritt ein buntes Gesammtbild: unübersehbare Massen von Gold und schwarzer und rother Lacki-

rung, hohe vergoldete Thüren, die sich geräuschlos öffnen, weite Hallen, auf deren weichen Matten jeder Fußtritt unhörbar verklingt, in deren Dämmerlicht die schräg einfallenden Sonnenstrahlen hier die reiche Arabeskenbemalung der Wände, oder die kunstvoll geschnitzten Blumen und Vögel des Getäfels, dort ein Stück der schön skulptirten Decke beleuchten; goldene Schreine, sechs Fuß hohe goldene Lilien, schwere wallende Vorhänge von Goldbrokat; Weihrauchduft und kolossale Glocken; Götter und Dämonengestalten, die mythischen Thiere, kirin, Drachen und howo; daneben Elephanten, Affen und Tiger, und zwischendurch in seltsamer Zusammenstellung Blumen und Bäume; goldene Schnörkel und dunkles Rankenwerk auf goldenem Grunde, lackirte Schirme und Pagoden und ein Wald von hohen Bronzelaternen; Priester mit kahlgeschorenem Haupte in Gewändern aus Goldstoff und Schintodiener mit schwarzen lackirten Priestermützen, und hell in der Sonne aufblitzendes Gold hier und dort, und einfach ernste Grabmonumente und eine Bergwand mit hohem Kryptomerienwalde, dessen tiefseierlicher Schatten von leuchtend rothen Azaleen erhellt wird."

Bot Miß Bird's zwölftägiger Aufenthalt in Irimitschi ihr so Gelegenheit zu eingehendem Studium japanischer Kunst, so benutzte sie alle ihr bleibende Muße zur Beobachtung des stillen, einförmigen Lebens im Dorfe. Von dem Fleiße und den mannichfachen Beschäftigungen der meist armen Dorfbewohner, von ihrem ruhigen gesitteten Verhalten, ihrer Liebe zu den Kindern, ihren bescheidenen Vergnügungen (dem eifrigen Lesen von Romanen und den abendlichen Besuchen der Nachbarn, wo man sich mit japanesischem Schachspiel, mit Produktionen auf dem samisen, mit Sakétrinken und barbarisch-klingendem Gesange die Zeit bis gegen Mitternacht zu vertreiben pflegt) entwirft die Reisende manch' anziehendes Bild. Am 24. Juni brach sie von dem freundlichen Orte auf, um sich, nicht auf der großen Straße, sondern auf einem Wege durch das Gebirge, nach Niigata zu begeben. Genauere Angaben über diesen Weg hatte sie trotz vielfacher Erkundigungen nicht zu erlangen vermocht, und so blieb der Reisenden nichts anderes übrig, als sich auf ihre für diese Gegend freilich auch ziemlich lückenhafte Brunton'sche Karte zu verlassen und die Gebirgstour, allen Warnungen zum Trotze, auf gutes Glück anzutreten. Schon wenige Stunden hinter Nikkô zeigte es sich, daß die Beschreibung in Bezug auf die Bergpfade nicht ganz übertrieben gewesen war. Nachdem man einen Ausläufer der Nikkôberge überschritten hatte, führte der schmale rauhe Pfad stundenlang bald an den schroffen Wänden, bald in dem schlammigen Grunde tiefer, schluchtartiger Thäler entlang, deren Vegetation eine fast tropische Ueppigkeit aufwies. Als besonders hinderlich erwiesen sich hier schon die Strohschuhe der Pferde, diese unbegreiflich plumpe und unpraktische Erfindung der Japanesen. Bei dem Hinauf- und Hinabklimmen lockern sie sich immer wieder und auf dem felsigen Boden zerreiben sie sich noch schneller als sonst schon. Die Thiere, deren Hufe durch die fortwährende Umhüllung mit der zolldicken Strohmatte weich und empfindlich geworden sind, fangen dann an zu stolpern, und der Mago oder Pferdeführer, der, einige Schritte voranschreitend, das Pferd am Stricke leitet, erklärt einen Stillstand der Kavalkade für nothwendig. Derartige Aufenthalte zum Festbinden der Schuhe oder zum Ersatz der abgetragenen durch neue, die erst in Wasser eingeweicht werden müssen, kommen im Laufe eines Tages zu unzähligen Malen vor; und da während der sechs Tagereisen von Nikkô bis Kurumatoge nicht weniger als siebenzehn Bergpässe überschritten werden mußten, wurde die Geduld der Reisenden auf eine nicht ganz leichte Probe gestellt. Trotzdem aber und trotz der häufigen starken Regengüsse waren diese beschwerlichen Ritte doch nicht ohne ihre Reize. Die landschaftliche Schönheit des vorher noch von keinem Europäer besuchten Kinugawathales und die herrlichen Fernsichten von den Pässen und Berghöhen aus finden wohl nicht oft ihres Gleichen. Zwei Tage lang ging man das malerische Thal der Kinugawa hinauf, die, durch den Regen angeschwollen, in brausenden Kaskaden und Schnellen zwischen den Porphyrwänden ihres engen Bettes dahinschoß, dessen auf der einen Seite steilansteigende Ufer von dem herrlichsten Nadelwalde bedeckt sind, während die gegenüberliegenden breiten Hänge hier kleine Reis- und andere gutbestellte Felder, dort schönes Laubholz, vorzugsweise Kastanien und Ahorn, zeigen, unter dem eine Fülle blühenden Strauch- und Buschwerkes, Azaleen, Syringen, blaue Hydrangea, Clematis und Caprifolium, Farnkräuter, weiße und gelbe Lilien und verschiedene Irisarten den Blick erfreuen. Die schöne Wistaria, deren zähe Ranken in Japan überall verwendet werden, wo Hanfstricke nicht fest genug erscheinen, schlingt sich mit ihrem zierlichen Grün in anmuthigen Bogen von Baum zu Baum. Bald nach dem Verlassen des Kinugawathales überschritt man einen Paß von etwa 2500 Fuß Höhe und mit ihm die Wasserscheide des Landes; die zahlreich hier in vorzugsweise westlicher Richtung zu Thal strömenden Bäche gehörten ohne Zweifel dem Gebiete des Schinanogawa an, der sich bei Niigata in das Japanische Meer ergießt. Während das Land sich hier der Reisenden von seiner schönsten Seite zeigte, lernte sie bei dem Volke dieser Gegend Zustände kennen, die mit dem, was sie bis Nikkô von japanischem Leben gesehen hatte, kaum in Einklang zu bringen waren. Von der Unsauberkeit der meisten der am Wege liegenden Dörfer, von dem verfallenen Aussehen der Häuser macht man sich nur schwer einen Begriff: und bei dem Anblick der fast nackten, von Schmutz und Ungeziefer starrenden Bewohner, die in diesen schmutzigen, räucherigen Behausungen leben, muß man es sich immer wieder in das Gedächtniß rufen, daß man sich hier in dem civilisirten Japan befindet. Betrachtet man den unermüdlichen Fleiß dieser Leute, ihr von keinem Sonntage unterbrochenes Schaffen, ihren Ackerbau, der die Umgebung ihrer Dörfer in große Gärten verwandelt, und endlich ihre sparsamen und mäßigen Lebensgewohnheiten, so kann man sich die scheinbare Armuth und den sehr realen Schmutz, die nach unseren Begriffen immer mit Trägheit und Unordnung Hand in Hand gehen, kaum erklären. In allen diesen Dörfern war die Erscheinung der europäischen Reisenden ein bisher nie gesehenes Wunder. Stundenlang konnte eine oft nach vielen Hunderten zählende Volksmenge in strömendem Regen vor der Jadoja stehen, in der die Reisende übernachtete, um den wunderbaren Anblick zu genießen. In einem Dorfe brach das Dach einer Scheune unter der Last von 40 bis 50 Neugierigen zusammen, die hinaufgestiegen waren, um Miß Bird auf der Veranda vor ihrem Zimmer mit Messer, Gabel und Löffel essen zu sehen; mehrmals wurde sie für eine Chinesin oder für einen Mann, einmal sogar für einen Aino gehalten.

Außer dem unbehaglichen Gefühl, sich von so vielen ernsthaft und verwundert blickenden Augen angestarrt zu wissen, erfuhr die Reisende aber nirgends eine Belästigung von dieser still und, wie es ihr oft scheinen wollte, stumpfsinnig dastehenden Menge, und in einem Dorfe, wo ein Kind der vermeintlichen Chinesin ein beleidigendes Wort nachrief, stellte sich nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde schon der Polizeibeamte des Ortes ein, um ihre Verzeihung für dies Vergehen zu erbitten. Zu den Scharen der Neugierigen gesellten sich bald in allen Dörfern unzählige Kranke, die, nachdem Miß Bird erst einmal kleine Hausmittel aus

ihrer Reiseapotheke verabfolgt hatte, ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Geradezu erschreckend ist die Häufigkeit von Augen- und Hautkrankheiten, die man hier vorfindet; ein gesunder nicht von Ausschlag oder Geschwüren entstellter Körper ist unter Kindern wie Erwachsenen eine Seltenheit. Wenn die Stiche der zahllosen peinigenden Insekten, der Flöhe, Mosquitos und Ameisen in vielen Fällen die erste Veranlassung zu derartigen Krankheiten geben mögen, so muß der größte Theil der Schuld doch der Unsauberkeit und den schlechten Einrichtungen in den Häusern zur Last gelegt werden. Der enge, durch die hölzernen andons oder Fensterläden hermetisch verschlossene Schlafraum, der, mit Tabaks- und Kohlendunst, mit allen möglichen schlechten Gerüchen erfüllt, die sämmtlichen Bewohner des Hauses in der Nacht vereinigt, die selten, eigentlich nie, gewechselten Kleider, die schädlichen Ausdünstungen des durch die Dünger- und Abfallgruben verunreinigten Bodens in den Häusern, wo die Matten oft nur einen Fuß hoch über dem feuchten Erdreich liegen, schlechtes Trinkwasser und vor allem durchaus ungenügende Säuberung des Körpers (Seife ist ein unbekannter Gegenstand) und in vielen Fällen ungesunde Nahrung, rohe oder halbgare gesalzene Fische und eingesalzene Gemüse: dieses sind wohl die Hauptgründe der traurigen Erscheinung. Auf Miß Bird's ernsthafte Ermahnungen zu größerer Reinlichkeit, zu Bädern und Waschungen wurde ihr überall die Antwort, daß man ja gewohnt sei, allwöchentlich ein warmes Bad zu nehmen — dabei dient aber ein vier Fuß hohes Faß, das gerade weit genug ist, um eine Person in kauernder Stellung in sich aufzunehmen, als Badewanne, und dasselbe Wasser, das in einer unvernünftig hohen Temperatur erhalten werden muß, wird in Privathäusern von sämmtlichen Familiengliedern, in den öffentlichen Badehäusern aber von vielen verschiedenen Gästen benutzt. Die Resultate dieses Verfahrens liegen auf der Hand.

Nachdem man die Stadt Tadschima und bald darauf auf einer Fähre auch den Fluß Arakai passirt hatte, kam man in eine weite, von bewaldeten Bergen eingeschlossene Ebene, deren Dörfer ein besseres Aussehen zeigten. Neben einer alles bisher Gesehene übertreffenden Mannigfaltigkeit der angebauten Feld- und Gartenfrüchte (Weizen, Gerste, Hirse, Reis, Hanf, Bohnen, Erbsen, Wassermelonen, Gurken, süße Kartoffeln, Eierpflanzen, Tigerlilien, eine Coleusart, deren Blätter wie Spinat gegessen werden, Lattich, ein kleiner gelber Chrysanthemum, dessen Staubfäden eine beliebte Delikatesse sind, und endlich Indigo standen hier dicht bei einander) wurde der chinesische Ginseng (Panax repens), das nindschin der Japanesen, besonders viel kultivirt. Diese Pflanze, die eine Hauptrolle in der chinesischen Pharmacie spielt, wird seit einigen Jahren in großartigem Maßstabe nach China exportirt, und wenn sie auch heute nicht mehr wie früher mit Gold aufgewogen wird, so gilt das Kilogramm immer noch etwa 80 Mark nach unserm Gelde.

Ueber die Pässe von Sanno und Itschikawa und durch eine unvergleichlich schöne Gebirgslandschaft, deren hohe Schneegipfel einen anmuthigen Kontrast mit den an südlichere Klimate erinnernden Magnolien, Bambus, tropischen Farnen und ähnlichen Gewächsen der Thäler bildeten, kam man in die weite fruchtbare Ebene, an deren südlichem Ende die bedeutende Stadt Wakamatsu, und nicht weit von ihr der große See Iniwaschiro liegt. In den zahlreichen Dörfern und Städten dieser Ebene wird vorzugsweise Papier- und Lackfabrikation betrieben. Die Broussonetia papyrifera, der Papiermaulbeerbaum, und der Rhus vernicifera, der Lackbaum, werden viel kultivirt; daneben auch Rhus succedanea, der Baum, welcher das vegetabilische Wachs liefert, mit dem Jeder, der Japan kennt, die Vorstellung von grünlichen, trübebrennenden und nur von Zeit zu Zeit aufflackernden Kerzen mit Papierdochten und von einem widerlichen Talggeruch verbindet. Die Stadt Bange, ein nicht unbedeutender Handelsort von 5000 Einwohnern, liegt mitten in ausgedehnten Reissümpfen; Malariafieber herrschten zur Zeit in so hohem Maße in der unsaubern Stadt, daß die Regierung schon eine Verstärkung von Aerzten aus der Hauptstadt hergesandt hatte. Man näherte sich jetzt dem Aidsugebirge mit seinen schroffen Felsengipfeln, Schneefeldern und Schneeschluchten — aber die Freude an der herrlichen Scenerie wurde durch das elende Aussehen der Gebirgsdörfer und die Armuth ihrer Bewohner getrübt. Erst wenige Tage zuvor hatte sich in dem malerisch gelegenen Nozogawa ein Mann erhängt, der nicht im Stande gewesen war, seine Familie zu erhalten, und von diesem Ereigniß wurde als von etwas ganz Natürlichem, häufig Vorkommendem gesprochen. Selbstmorde um der geringfügigsten Ursachen willen sind freilich in Japan so wenig selten, daß das neue Gesetzbuch auf den Versuch desselben zehnjährige Zwangsarbeit gesetzt hat. In zwei Dörfern dieser Gegend waren jetzt die Brunnen unbrauchbar, weil sich erst wenige Tage zuvor zwei Frauen hineingestürzt hatten.

Die letzte Strecke des Weges von Tsugata bis Niigata legte Miß Bird an Bord eines Transportschiffes zurück, das die Tsugawa hinabfuhr. Der Fluß, der zuerst zwischen hohen felsigen Ufern dahinströmt, die an die Ufer des Rheins erinnern, fließt in seinem untern breiten Laufe durch eine weite, stellenweise von Schneebergen begrenzte Ebene; Bambudickicht und schöner Laubwald bedecken hier seine Ufer und verstecken die zahlreichen dahinterliegenden Dörfer. Mehrmals zeigen sich Weinberge, in denen die Reben auf horizontalen Spalieren gezogen werden. Ein reges Leben herrscht auf dem Flusse, das, jemehr man sich Niigata nähert, auch um so mehr zunimmt. Vielbesuchte Theehäuser, aus denen Gesang und die Töne des samisen schallen, und niedrige, verfallen aussehende Holzbauten fassen ihn schon lange vor der Stadt auf beiden Seiten ein.

Von der Landseite gesehen macht Niigata, der offene Hafen und Haupthandelsort des westlichen Japan, die Hauptstadt der reichen Provinz Etschigo, einen wenig imposanten Eindruck. Und doch ist es eine Stadt von 50 000 Einwohnern, die sich durch größte Reinlichkeit und die zierliche Bauart ihrer mit den spitzen Giebelseiten nach der Straße gerichteten Häuser vortheilhaft vor den meisten anderen Städten Japans auszeichnet. Die regelmäßig angelegten Straßen sind von breiten Kanälen durchzogen, auf denen ein lebhafter Verkehr von Booten und Sampans herrscht; der neue Theil der Stadt, in dem sich neben den modernen Regierungsgebäuden auch verschiedene große Lehranstalten sowie ein vortrefflich eingerichtetes Hospital befinden, ist durch 300 große Laternen erleuchtet, in welchen das in Etschigo gewonnene Petroleum gebrannt wird. Als Hafenstadt hat Niigata heute nur geringe Bedeutung; es ist dem Handelsverkehr mit dem Auslande geöffnet, aber es fehlt ihm der Handel, und es fehlen auch die Niederlassungen der Ausländer. In den letzten zwei Jahren ist kein fremdes Schiff hier eingelaufen; zwei fremde (deutsche) Firmen sind hier nur vertreten, und von den 18 hier ansässigen Ausländern gehört nur der kleinste Theil diesen Firmen und den Missionsniederlassungen an; die meisten stehen im Dienste der japanischen Regierung. England hat wohl ein Vicekonsulat hier, doch betrachten die Beamten, die zu demselben berufen werden, den Aufenthalt hier nie als etwas anderes, als eine Uebergangsstufe. Der Grund, der aus diesem so günstig gelegenen Orte, dem natürlichen Ausflußpunkte für die Produkte des reichen Hinterlandes, einen so verlorenen Posten

gemacht hat, besteht in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Versandung des Hafens. Der hier mündende Schinano, der größte und wasserreichste Fluß Japans, führt, wie die meisten anderen Flüsse des Landes auch, große Massen von Sand und Geröll mit sich, und die schmale Durchfahrt in der großen Barre vor seiner Mündung hat heute nur noch eine Tiefe von sieben Fuß. Die Regierung soll schon seit lange mit Projekten zur Abhülfe dieser das Gedeihen der westlichen Provinzen hemmenden Zustände umgehen, hat sich bis jetzt aber immer noch durch die hohen Kostenanschläge der Sachverständigen zurückhalten lassen. Leider treten die Lebensfragen der Hafenverbesserungen und nothwendigsten Wegebauten immer in den Hintergrund, wenn es sich um Anschaffungen von Panzerschiffen und ähnlichem europäischen Spielzeug handelt, und so werden der Reis, die Seide, der Thee, Hanf und Indigo, das Gold, Kupfer, die Kohlen und das Petroleum der reichen Provinz gewiß für lange noch vermittels Lastpferden auf schlechtesten Wegen über das Gebirge nach Tokio geschafft werden; denn der durch Dschunken und kleine, außerhalb der Barre ankernde japanische Dampfer vermittelte Export aus Niigata ist nicht der Rede werth.

Das Klima von Niigata und des größten Theils dieser ganzen Provinz steht in unerfreulichem Gegensatze zu dem des Landes auf der andern Seite der Berge, das durch den Kuro Siwo gemildert wird. Hier frieren die Kanäle und Flüsse, selbst der rasche Schinano fast regelmäßig zu; das Jahr hat im Durchschnitt 32 Tage Schneefall, während des Januar und Februar liegt der Schnee oft drei bis vier Fuß hoch, und starke nordwestliche Winde herrschen während fast sechs Monaten an der ganzen Küste.

Da der Dampfer, den Miß Bird von Niigata nach Jesso zu benutzen gedacht hatte, erst in vier Wochen abgehen sollte, änderte sie ihren Plan dahin um, daß sie beschloß, ihre Reise in der begonnenen Art fortzusetzen und sich zu Lande nach der Tsugaru-Straße zu begeben. Das Wetter, das während ihres ganzen Aufenthaltes in der Stadt regnerisch gewesen war, änderte sich nicht, und so war der Weg durch die Centralgebirge Japans oft beschwerlich genug. Die Dörfer auf der ganzen ersten Strecke boten den schon bekannten Anblick der Armuth und des Schmutzes und aller möglichen, durch die Ungunst des Klimas noch verschärften Plagen des Lebens. Der Rauch in den Häusern, die zerrissenen Papierfenster, durch welche Wind, Kälte und Regen ungehinderten Eingang finden, die frierend um die hibatschi oder Kohlenbecken kauernden Gestalten mit dem leeren apathischen Blick in den Augen: das alles machte den traurigsten Eindruck. In diesen Bergdörfern existiren noch keine Schulen, auch keine anderen Aerzte als die Quacksalber der alten chinesischen Schule. Die Einwohner haben in dem Steuereinnehmer, der unerbittlich der Ernte auf dem Fuße folgt, bis jetzt nur die Schattenseiten des Fortschrittes, und noch keine einzige seiner Segnungen kennen gelernt.

Ueber den Paß von Utsu gelangte die Reisende in die schöne reichbevölkerte Ebene von Jonezawa, wo vorzugsweise Seidenzucht getrieben wird. Diese Ebene, an deren südlichem Ende die reiche Stadt Jonezawa, an deren nördlichem der vielbesuchte Badeort Akaju mit seinen Schwefelquellen liegt, ist einer der berühmten Gärten Japans, ein sorgsam angebautes fruchtbares und durch die Berge wohlgeschütztes Terrain, dessen Obstreichthum sprichwörtlich geworden ist. So ist denn auch die Straße hier in vorzüglichem Zustande, ebenso wie in der Ebene von Jamagata, durch welche der Weg der nächsten Tage führte. Trotz des Reichthums und der hohen Bodenkultur der Gegend schienen freilich die Telegraphendrähte längs des Weges in seltsamem Widerspruch zu stehen zu der Menge der nur mit einem großen Sonnenhute und einem Fächer „bekleideten" Männer, zu den bis zum Gürtel nackten Weibern und ähnlichen noch nicht fortgeschrittenen Erscheinungen. Jamagata ist eine Stadt von 21000 Einwohnern und Sitz der Provinzialregierung; es hat eine medicinische Schule und ein großes Hospital, seine Hauptbedeutung in den Augen des Volkes aber hat es durch die großen mit Dampf betriebenen Seidenspinnereien, die ausschließlich für den Export arbeiten, und durch das große Gefängniß, dessen Sträflinge in ihrer rothen, mit chinesischen Charakteren bedruckten Kleidung mit Wegebauten und Feldarbeit beschäftigt werden. Von dem nördlichen Theile der Ebene von Jamagata genießt man einen der schönsten Blicke Japans; den Blick nämlich auf den 7000 bis 8000 Fuß hohen schneebedeckten Tschokaisan, auf die Schneefelder von Udonosan und die malerischen Höhenzüge vor denselben. Die weitere Fortsetzung des Weges über Schindscho, Jokote und Schingodschi bot nicht viel Bemerkenswerthes. Schlechte Wege, schlechte Pferde, anhaltendes Regenwetter und körperliches Uebelbefinden bewogen Miß Bird zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Kubota, das sie, von Schingodschi aus zu Boot den Omono abwärts fahrend, erreichte. Dicht an der Mündung des Omono in das japanische Meer gelegen, ist Kubota, eine schöne und rein Japanische Stadt von 36000 Einwohnern, die Hauptstadt des Akitadistriktes. Obgleich es früher die Festungsstadt eines Daïmio gewesen ist, hat es doch nichts von dem „lebendig-todten" Aussehen an sich, das heute den meisten dieser Städte eignet. Sein Handel und seine Seidenindustrie sind großartig, und der Anblick der auf einem weiten Terrain ausgebreiteten Stadt mit ihren zahllosen Gärten und Baumreihen, ihrem breiten Strome, dem tiefblauen Meere auf der einen, dem hohen Taiheifanberge auf der andern Seite gewährt ein selten liebliches Bild. Ein großes, mit einer medicinischen Lehranstalt verbundenes Hospital und eine Normalschule, in der 700 Schüler im Alter von 6 bis zu 20 Jahren unterrichtet werden, befinden sich hier. Beide, von Europäern eingerichtete, jetzt ausschließlich von Japanesen geleitete Anstalten können in jeder Beziehung mit den besten derartigen Instituten Europas wetteifern.

Die näheren Angaben über den Landweg nach Aomori, die Miß Bird in Kubota zu erhalten gedacht hatte, konnten ihr auch hier wieder von Niemandem mitgetheilt werden; selbst auf dem Centralpolizei-Bureau des Distrikts ging die Kenntniß der Beamten nicht über einen Umkreis von wenigen Meilen hinaus: das „nördliche Bergland" war ihnen unbekannt. Und unter ganz abnormen Verhältnissen sollte die Reisende dieses unbekannte Gebiet kennen lernen. Helles Wetter begünstigte die erste Tagereise bis Minato und das glänzende Matsurifest an diesem Orte, zu dem eine bunte, für japanesische Gewohnheiten merkwürdig fröhliche Menge von nah und fern zusammenströmte. Aber schon am Abend dieses Tages begann ein Unwetter mit Sturm und Regen, das mit kurzen Unterbrechungen die ganzen vierzehn Tage der Reise anhielt. Die in den Thälern am westlichen Abhange des Gebirges belegenen Dörfer waren in Sümpfe verwandelt, die Bergpfade kaum gangbar, die Ebene näher an der Küste fast überall von den ausgetretenen Flüssen überschwemmt. Mehr als einmal mußten die Aufenthalte in den überfüllten Jadojas, wo es wohl viel Kohlenfeuer und Rauch, aber nirgends einen trockenen Raum gab, ausgedehnt werden, weil eben an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Ueber Odaté, eine Stadt von 8000 Einwohnern, die in einem hügelumkränzten Thale an der Jonetsurugawa liegt, und über Schirasawa,

ein freundliches Gebirgsdorf, führte der Weg, der stellenweise knietiefer Sumpf war, zu einer schönen Bergstraße, die im Zickzack zu dem Paß von Jadate hinanfleitet. Ein Steinobelisk auf der Höhe des Passes bezeichnet die Grenze zwischen den Provinzen Akita und Aomori. Der herrlichste Kryptomerienwald bedeckt hier alle Berghänge, zahllose Bäche strömen zu Thal — aber der kurze Sonnenblick, der der Reisenden die schöne Berglandschaft in hellem Lichte gezeigt hatte, ging bald vorüber und Ströme mächtigen Regens ergossen sich, wie sie Miß Bird vorher nur in den Tropen kennen gelernt hatte. Große Bäume wurden entwurzelt, auf allen Seiten gab das Erdreich nach, und nur mit genauer Noth und unter größter Lebensgefahr kam man in dem Dorfe Ikarigasiki an, kurz bevor die über die mächtig angeschwollene Hirakawa führende Brücke hinweggerissen wurde.

Nach einem unfreiwilligen Aufenthalte von fünf Tagen in dem ganz von Wasser umgebenen Dorfe konnte die Reise endlich über Kuroischi, eine Stadt von 5000 Einwohnern, nach dem am Meere gelegenen Aomori fortgesetzt werden. Die außergewöhnlichen Naturereignisse hatten die lebhafte Phantasie und den Aberglauben des Volkes im höchsten Maße erregt, und so bot sich Miß Bird in diesen Tagen reichlich Gelegenheit zum Studium der mannichfachen abergläubischen Vorstellungen und des Zauberglaubens, die für den größten Theil des ungebildeten japanischen Volkes das Einzige sind, was ihnen von ihrer Religion noch übrig geblieben ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In einer Korrespondenz aus Südungarn macht die „Allgemeine Zeitung" vom 17. Februar 1881 auf eine großartige Fälschung aufmerksam, welche sich augenblicklich der herrschende Stamm in Ungarn, der der Magyaren, bei der Volkszählung zu Schulden kommen läßt. Um ihre Zahl größer erscheinen zu lassen, als sie ist (in Wirklichkeit beträgt sie etwa ein Drittheil der Gesammtbevölkerung), wird grob gelogen. Die Volkszählungskommissionen bestehen meist aus Beamten, welche sich verpflichtet fühlen, dem Magyarenthum dienstbar zu sein. Ueberhaupt hat das ganze Heer von Beamten in Ungarn, vom Dorfnotar bis zum Ministerialrath, fast durchgehends seine Muttersprache als „magyarisch" angegeben. „Aber nicht nur bei Beamten, sondern auch bei ganzen Bevölkerungen hat man die Rubrik „Muttersprache" mit „magyarisch" ausgefüllt, wo es in Wahrheit keine Magyaren giebt. So hat man bei den katholischen Serben in Südungarn (die sogenannten Bunjevacen, Schokazen), die als Katholiken keine Serben sein wollen, die Rubrik „Muttersprache" mit „magyarisch" ausgefüllt, nur in den seltensten Fällen mit „croatisch". Bei diesem Verfahren wäre es nicht zu verwundern, wenn der sehnlichste Wunsch der Magyaren in Erfüllung ginge: mit der neuesten Volkszählung zu zeigen, daß sie doch die Hälfte der Bevölkerung des Landes ausmachen. Am meisten wird diese angebliche Vermehrung der Magyaren auf Rechnung der Deutschen gehen."

— Die „Nordlandfahrten", welche wir auf S. 357 des vorigen Bandes eingehender besprachen, bringen in ihrer 3. und 4. Lieferung eine große Fülle schön ausgeführter landschaftlicher und architektonischer Bilder aus Irland mit begleitendem Texte von Francis Brömel, der als gründlicher Kenner der Insel gilt und auch die Schlußredaktion seiner Skizzen über Land und Leute in Irland selbst besorgt hat. Diese Lieferungen sind gerade jetzt von besonderm Interesse, wo die Insel die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich gelenkt hat.

Asien.

— Einem Briefe des Residenten Riedel in Amboina vom 5. December 1880 an Herrn Direktor Dr. A. B. Meyer in Dresden entnimmt Dr. Behm (Petermann's Mittheilungen 1881, S. 113) Folgendes: „Vorigen Monat habe ich eine sehr interessante Reise gemacht nach dem Watubela-, Kei-, Aru-, Tanahimbar- und Timorlao-Archipel, dann nach den Inseln Babar, Sermata, Luwang, Leti, Kiser, Weeter, Roma, Dama und anderen. Die Lage dieser Orte auf den Karten ist überall verkehrt und die Namen sind sehr entstellt geschrieben. Die holländischen und englischen Seekarten über Aru u. s. w. sind sehr ungenau, die Skizze von Wallace in seinem „Malay Archipelago" hat ebenfalls keinen Werth. Die Aru-Gruppe ist sehr merkwürdig. Ich hoffe später mehr darüber mittheilen zu können, denn auf geographischem und ethnographischem Gebiete habe ich viel Material gesammelt. Auf Aru giebt es 11 Dialekte. Walter Bagetot schreibt in seinen „Physics and Politics", daß die Mestizen in unserm Archipel nach der dritten Generation unfruchtbar sind, wie auf Jamaika. Das ist nicht richtig, denn auf Kiser traf ich eine Mestizenkolonie, welche von dem Ende des 17. Jahrhunderts her datirt; ihre Mitglieder heirathen unter einander und sind kräftig. Einige Männer und Frauen haben hellblondes Haar und sind so weiß wie Nordeuropäer. Sie sprechen wenig Malaiisch, aber sehr gut Kiseranisch. Alle haben kleine Hände und Füße. Den Namen nach zu urtheilen stammen sie von Holländern, Franzosen und Deutschen, ihre Vorväter waren im Dienste der Ostindischen Kompagnie, welche auf Kiser zwei Forts besaß. Von Aru brachte ich ein lebendes Exemplar von Paradisea apoda mit, es ist sehr eitel und putzt sich den ganzen Tag."

— Dr. O. F. von Möllendorff, welcher in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. XVI, Heft 2) zwei sehr werthvolle Reiseberichte und Karten über die Gegend nördlich und westlich von Peking veröffentlicht, erzählt folgende charakteristische Episode, welche er in Hsinnghsien (etwa 1 Breitengrad südlich von Peking) erlebte. „Ich hatte das Boot verlassen, war demselben einige Kilometer voraus und wartete vor der Stadt auf dasselbe. Ein alter ziemlich respektabler Chinese gesellte sich zu mir, mit dem ich einige Höflichkeitsformeln wechselte, und ein Gespräch über Ziel und Zweck unserer Reise, Ernteaussichten und anderes mehr anknüpfte. Bald sammelte sich ein Kreis von Chinesen um uns, deren jüngere mit der gewohnten insolenten Neugierde meine Kleider betasteten und den Codex der obligaten Fragen, woher, wohin, wie alt u. s. w. abfragten. Mein alter Freund schien sich darüber zu ärgern; als aber ein Jüngling mich lachend fragte, was ich denn für Bücher feil hätte, fuhr er auf: „Laßt doch ab mit Eurer Impertinenz; das ist ja kein Bücherverkäufer, das ist ein anständiger Herr! Zur Erklärung diene, daß Missionäre wegen ihres Handels mit Traktätchen ꝛc. im Lande allgemein „Bücherverkäufer" (Maishudi) heißen und in nur sehr geringer Achtung bei der Bevölkerung stehen. Dies hat aber weniger die Sache der Mis-

sion überhaupt zur Ursache, so wenig populär dieselbe ist, sondern hier im Norden wenigstens den durchschnittlichen Charakter der Missionäre, namentlich der amerikanischen — handwerksmäßige, wenig gebildete Gesellen, die in Ermangelung eines andern lukrativen „business" den behaglichen, gut bezahlten Posten eines Sendboten bekleiden. Auf unserer Reise kamen wir wiederholt in die Lage, einen Wechsel der Stimmung zu unseren Gunsten zu bemerken, so wie die Leute wußten, daß wir nicht Missionäre waren, und das war durchaus kein religiöses Vorurtheil, welches uns ja hätte mittreffen müssen. Daß der ganze Zweck der Mission durch so bedauerliche Mißgriffe in der Wahl der Personen verfehlt wird, bedarf keiner Erklärung. Ich bemerke hierzu gern, daß ich selbst rühmliche Ausnahmen kenne, namentlich im Süden Chinas, wo besonders unsere rheinische Mission viel Gutes wirkt."

— Nach einer Abhandlung des Freiherrn von Gödel-Lannoy in Teheran: „Kommunikationswesen in Persien" (Oesterreich. Monatsschrift f. den Orient 1881, Nro. 2, S. 20), verkehren Postwagen nur auf der halbfertigen Straße Teheran-Kaswin. Auf 12 Hauptverkehrslinien, nämlich Dschulfa-Tauris, Khoï-Tauris, Tauris-Teheran, Teheran-Schiraz, Kaschan-Kirman, Teheran-Chamgin, Hamadan-Senneh, Hamadan-Burudschird, Burudschird-Schuschter (letztere beiden augenblicklich nicht im Betriebe), Kaswin-Rescht, Teheran-Astrabad und Teheran-Meschhed, sind von der Regierung Tschaparhanes oder Stationen errichtet, wo von Privatunternehmern Pferde zum Gebrauche der Reisenden gehalten und gegen bestimmte Taxen (1 Kran = 95 Cent. per Pferd und Farsach = 6,2 km) vermiethet werden. Der Regierungs-Telegraph, seit 1860 bestehend, umfaßt Linien von einer Gesammtlänge von 3191 engl. Meilen mit 77 Stationen, arbeitet aber sehr unregelmäßig, da alle Beamten Perser sind, und überliefert Telegramme in fremden Sprachen meist ganz verstümmelt. Außerdem existiren seit 1864 die Linie des englischen Regierungs-Telegraphen Teheran-Buschir von 735 engl. Meilen mit 13 Stationen und seit 1869 die Linie der indoeuropäischen Gesellschaft von Teheran über Tauris nach Dschulfa, 415 engl. Meilen lang, welche aber nur Transit-Depeschen befördert. Eine Briefpost wurde 1874 durch den österreichischen Postrath von Riederer organisirt und durch seinen Nachfolger Stahl weiter ausgebildet, so daß gegenwärtig alle wichtigeren Orte des Reiches durch Postlinien, deren 16 existiren, verbunden sind. Eine Statistik der Post ist nicht vorhanden; ihre Einnahmen betrugen 1879 326 659 Krans, ihre Ausgaben 322 782 Krans. Eine Haupteinnahme bezieht sie aus Geldsendungen, für deren Verluste indessen keine Garantie geleistet wird. Die Post ist eben so gut wie ein Privatunternehmen des Kommunikationsministers, der damit nach Belieben schaltet. In den Jahren 1878 und 1879 haben die Kurden in Azerbeidschan der Post im Ganzen 104 000 Francs geraubt, von denen nur 6000 ersetzt worden sind.

— Am 18. December 1880 ist der neu erbaute Vorhafen von Landjong Priok bei Batavia dem öffentlichen Verkehre übergeben worden. Derselbe soll noch durch einen Kanal und eine Eisenbahn mit Batavia in Verbindung gebracht werden.

— In einem Vortrage, den der am 4. (16.) Januar 1881 nach Petersburg zurückgekehrte Oberst Przschewalski im Saale der dortigen Generalstabs-Akademie hielt, gab er nach einem Ueberblick über seine bisherigen vier Reisen nach der Mongolei, Dshungarei, östlichen Tatarei und Tibet nur eine kurze Schilderung der Topographie, Bevölkerung, Flora und Fauna der zuletzt (seit Ende Februar 1879) von ihm besuchten Gegenden und wandte sich dann zu einer Schilderung der chinesischen Armee, so weit er sie persönlich kennen gelernt hatte, sowie zu einer strategischen Besprechung der russisch-chinesischen Grenzgebiete mit zahlreichen Hinweisen auf die Möglichkeit kriegerischer Begebenheiten an dieser Grenze. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der Resultate seiner letzten Reise soll binnen zwei Jahren erscheinen.

Afrika.

— Nach „L'Etat de l'Algérie" wurden in den Jahren 1878 und 1879 in Algerien insgesammt 5562 Raubthiere getödtet, nämlich

	1878	1879
Löwen	31	25
Panther	151	150
Hyänen	156	114
Schakale	2760	2175
	3098	2464

Constantine ist von den drei Provinzen diejenige, welche die meisten Wälder und deshalb auch die meisten wilden Thiere besitzt. In jenen beiden Jahren wurden denn auch in Constantine 47 Löwen (in Alger 9, in Oran 0) und 175 Panther (in Alger 67, in Oran 59) erlegt.

— Zu den Aufnahmearbeiten in Algerien waren bisher so wenig Offiziere kommandirt, daß das Unternehmen nur langsame Fortschritte machte und über einige Küstenpartien nicht hinweggekommen ist. Jetzt hat der französische Kriegsminister angeordnet, daß 30 Generalstabsoffiziere nach Algerien gesandt und in den drei Provinzen behufs topographischer Aufnahmen vertheilt werden sollen. Die Karte wird, wie diejenige von Frankreich, im Maßstabe von 1 : 80 000 ausgeführt werden.

— Die Expedition des Dr. Riebeck aus Halle (s. vorigen Band S. 94), welche bekanntlich ihr Mitglied, den Dr. Mook, in Palästina durch Ertrinken im Jordan verloren hatte, hat sich in Aegypten durch den Dr. Manthey verstärkt und wird zunächst in Gesellschaft des erfahrenen Reisenden Dr. Schweinfurth die ostafrikanische Insel Scotra besuchen.

Australien.

— Norfolk Island in 29° 3′ 45″ südl. Br. und 167° 58′ 6″ östl. L. Gr. wurde im Jahre 1825 zu einer Strafkolonie eingerichtet. Von den aus England nach Sydney geschickten Sträflingen ward wieder die schlechteste Sorte, welche man „the hell upon earth" zu nennen pflegte, nach dieser Insel geschafft. Als dies im Jahre 1855 aufhörte, siedelte die englische Regierung die Pitcairn-Insulaner [1]), welche zu zahlreich geworden waren, um sich auf ihrem kleinen Eilande ernähren zu können, auf Norfolk an. Ein Australier, welcher letztere Insel im November vorigen Jahres besuchte, veröffentlicht folgende Mittheilungen über dieselbe.

Die Pitcairner trafen im Juni 1856 in der Anzahl von 194 auf Norfolk ein, jetzt zählen sie schon 440. Der Ort, in und um den herum sie sich meist angesiedelt haben, heißt Kingtown, benannt nach Kapitän P. G. King, welcher vom 28. September 1800 bis 12. August 1806 Gouverneur von Neu-Süd-Wales war. Sie kultiviren Kumara (eine süße Kartoffelart), Mais, Yams, Kartoffeln, Arrowroot, Roggen, Kaffee u. s. w. Weizen will nicht recht gedeihen. Die Pitcairner sind vortreffliche Fischer und verstehen sich besonders auf den Walfischfang. Oel und Thran exportiren sie nach Sydney, während sie den Ueberfluß an vorgenannten Erzeugnissen nach Auckland auf Neu-Seeland verschiffen. Das Areal der Insel umfaßt gegen 4040 Hektar. Der höchste Punkt ist der im Norden gelegene, 305 Meter hohe Mount

[1]) Die Pitcairner sind bekanntlich die Nachkommen der Meuterer des englischen Schiffes Bounty, welche sich mit Weibern aus Otaheite versehen und im Jahre 1789 auf der kleinen Insel Pitcairn in 25° 3′ 37″ südl Br. und 130° 8′ 23″ westl. L. Gr. ansiedelten.

Pitt, von dessen Spitze aus man ein herrliches Panorama vor sich hat. Das Innere der Insel liegt meist 90 bis 120 Meter über dem Meeresspiegel. Couch grass, Hundsgras, herrscht vor, aber auch fremde Grasarten sind mit Erfolg eingeführt worden und gewähren dem Vieh nährendes Futter. Das Scrub oder niedrige Gestrüpp wird durch die wilde Kartoffel und den wilden Tabak gebildet. Die Limone, die Guava, die Baumwollenstande und eine große Menge semitropischer Bäume wachsen in Ueppigkeit, und die Thäler sind voll der hübschesten Lilien. Die Fichte ist der größte Baum der Insel, und die Species Altringia excelsa gewinnt einen Umfang von 35 Fuß. Eine mit diesem schönen Baume bestandene Allee in der Länge von $2\frac{1}{2}$ Kilometer bietet einen herrlichen Anblick. Sehr verbreitet ist auch die weiße Eiche, welche ebenfalls zu einem beträchtlichen Umfange anwächst. Die Natur scheint überhaupt ihre besten Gaben an Norfolk verschwenderisch ausgetheilt zu haben. An vortrefflichem Wasser fehlt es nirgends. Schlangen und andere Reptilien sowie wilde Thiere, welche die Ruhe der Menschen stören und die Früchte ihrer Arbeit vernichten könnten, giebt es nicht.

Die Regierung der Insel ist sehr einfach. Es wird von den Bewohnern alljährlich aus ihrer Mitte eine Magistratsperson gewählt, deren Namen dem Gouverneur der Kolonie Neu-Süd-Wales zur Bestätigung angezeigt werden muß. Diese Person fungirt in Civil- und Criminal-Sachen als Richter und kann eine Geldstrafe bis zur Höhe von 200 Mark auferlegen. Geht das Strafmaß darüber hinaus oder ist der Fall von besonderer Wichtigkeit, so kommt die Angelegenheit vor eine Jury. Der jetzige Magistrat ist Mr. Francis Nobbs, von welchem unser Gewährsmann berichtet, er sei ein „very intelligent and superior gentleman". Da es keine Gasthäuser giebt und auch keine Politik auf der Insel getrieben wird, so kommen sehr wenig Vergehen vor.

In der Nähe von Norfolk liegen noch zwei kleine Inseln. Philipp Island ist eine Basaltformation, die sich in einer Länge von 0,28 Kilometer über dem Meeresspiegel erhebt. Nepeon Island, kleiner als das vorige, besteht aus einem zerrissenen Korallengebilde, auf welchem zahllose Seevögel brüten, und steigt nur 18 Meter an.

— Ueber die Auffindung von Resten Leichhardt's (s. oben S. 192) verlautet ferner Folgendes: Die Regierung der Kolonie Queensland erhielt von Blackall aus, einem Städchen mit 600 Einwohnern am Barcoo Flusse in 24° 11' südl. Br. und 144° 50' östl. L. Gr. und 625 Miles nordwestlich von Brisbane, eine telegraphische Depesche zugeschickt, welche, wenn wahr, endlich Licht über das Schicksal des verschollenen Dr. Leichhardt und seiner Gefährten verbreiten würde. Das Telegramm besagt Folgendes.

Mr. Skuthorpe, welcher für die Leichhardt-Expedition immer ein besonderes Interesse zeigte, ist in Blackall eingetroffen und giebt an, daß er das Tagebuch, den Kompaß und das Teleskop des Dr. Leichhardt sowie andere Sachen, welche der Expedition angehörten, aufgefunden habe. Der gesammte Fund soll fünfzig Pfund schwer sein. Darunter befinde sich auch das Tagebuch von Classen, dem Schwager und Begleiter des Dr. Leichhardt, zwar nicht unversehrt, aber doch vollständig. In demselben stehe geschrieben, daß er, Classen, seine Reisegefährten bei einem Salzwasser-Creek verließ, um sich nach frischem Wasser umzusehen, und daß er sie bei seiner Rückkehr todt vorfand, worauf er sich dann den Eingeborenen anschloß. Unter diesen soll er bis vor drei Jahren gelebt haben. Das Tagebuch berichtet ferner, daß ein gewisser Hume, früher Sträfling, welcher vor mehreren Jahren aus eigenem Antriebe ausging, um nach der verloren gegangenen Expedition zu suchen, neun Monate bei Classen zubrachte.

Mr. Skuthorpe will das Grab von Classen 150 Miles von der Stelle, wo er Leichhardt's Journal u. s. w. fand, und 1300 Miles westlich von Blackall in der Nähe (östlich) des Ueberlandtelegraphen aufgefunden haben. Diese Angabe ist auf alle Fälle unrichtig, denn der Ueberlandtelegraph liegt nur 800 Miles von Blackall entfernt. Eine andere Depesche besagt, daß der Fund am Herbert-Flusse in der Nähe der südaustralischen Grenze gemacht sei. Mr. Skuthorpe erwähnt noch, daß ihm die Eingeborenen in jeder Beziehung behülflich waren, und daß er das Gebiet von vier verschiedenen Stämmen zu passiren hatte.

Mr. Skuthorpe verweilte Ende Januar noch in Blackall und weigert sich, auffälliger Weise, irgend etwas von dem, was er gefunden haben will, vorzuzeigen. Es soll dies erst bei seiner Ankunft in Brisbane geschehen, aber er macht keine Anstalt dahin abzureisen. Es wird daher von Manchen Zweifel in die ganze Angelegenheit gesetzt, die übrigens, wie sich denken läßt, in Australien sehr großes Aufsehen gemacht hat. Man wird dabei an den vorerwähnten Hume erinnert, welcher ebenfalls Papiere und Anderes der Leichhardt-Expedition wollte entdeckt haben, und als er in Sydney eintraf, vorgab, sie seien ihm unterwegs gestohlen.

Nordamerika.

— Ueber den Verbrauch von Opium in Albany, der Hauptstadt des Staates New York, sind Seitens des „Albany Evening Journal" Erhebungen angestellt worden, welche zu erstaunlichen Resultaten führten. Vor 25 Jahren wurden dort innerhalb eines Jahres 350 Pfund Opium und 375 Unzen Morphin verkauft; damals hatte Albany 57 000 Einwohner, so daß etwa 43 Grain auf den Kopf kamen. Jetzt, mit 91 000 Einwohnern, verbraucht Albany 3500 Pfund Opium und 5500 Unzen Morphin. Während die Bevölkerung um 59 Procent zugenommen hat, stieg der Opiumverbrauch um 900, der von Morphin um 1100 Procent, d. h. 206 Grain Opium und 24 Grain Morphin per Kopf, außerdem werden aber noch von 400 000 bis 500 000 Morphinpillen im Laufe eines Jahres verkauft. Das Opium wird zum größten Theil in dem ursprünglichen Zustande verkauft, was darauf hindeutet, daß es nicht als Medizin, sondern von Opiumessern verbraucht wird. Ueber vier Fünftel der Opiumesser sind Frauen. Wie frühere Mittheilungen bewiesen, ist die Leidenschaft des Opiumessens in allen Theilen des Landes, namentlich in den Temperenzstaaten und unter den besseren Klassen, in erschreckender Zunahme begriffen. Klima und Lebensweise scheinen ein unwiderstehliches Bedürfniß nach Stimulantien zu schaffen, und die Zunahme des Opiumgenusses beweist, wie gefährlich es ist, durch Temperenzgesetze und sociale Vorurtheile den gemäßigten Genuß leichter Anregungsmittel zu verdammen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

I.

Unter allen Staaten am Südrande der Sahara ist keiner öfter von Europäern besucht worden, als Bornu. Engländer sind die Ersten gewesen, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts bis in dieses Reich vorgedrungen sind; dann folgten seit den letzten 25 Jahren ausschließlich deutsche Reisende, Heinrich Barth, Adolf Overweg, Eduard Vogel, Moritz von Beurmann und Gerhard Rohlfs. Der Herrscher des Landes, der alte, gutmüthige, liebenswürdige Scheich Omar, hatte diese letzteren auf das Gastfreundlichste empfangen, sie in ihren Plänen unterstützt und ihnen selbst pekuniäre Hülfe zu Theil werden lassen. Seine Residenz Kuka war für dieselben ein Hauptquartier gewesen, von wo aus sie nach allen Richtungen hin ihre wissenschaftlichen Expeditionen angetreten hatten, und wohin sich ihre Blicke stets verlangend richteten, wenn sie in fernen Landen unter der Wucht der Entbehrungen, Gefahren, Krankheiten und Widerwärtigkeiten aller Art zu erliegen dachten. Deshalb hatte König Wilhelm dem Scheich eine ganze Ladung werthvoller Geschenke übersandt, mit deren Ueberbringung Dr. Nachtigal betraut worden war, und das war die Veranlassung, daß er seine mehr als fünfjährige Wanderung durch Afrika ausführte. In Kuka war er im Frühling des Jahres 1870 eingetroffen; seine Schilderung dieser Stadt findet der Leser auf S. 248 ff. des 36. Bandes dieser Zeitschrift.

Nachdem Dr. Nachtigal's Mission bei dem Scheich Omar erfüllt war, dachte er zuerst daran, ostwärts nach Wadai zu gehen, mußte aber einstweilen davon abstehen, da sich der Sultan dieses Landes mit seinem Vasallen, dem Herrscher von Baghirmi, im Kriegszustande befand. Inzwischen veranlaßte ihn die Ankunft einiger Araber vom Stamme der Uled Soliman, in deren Gesellschaft Kanem, die Wiege des Bornu-Staates, zu besuchen und von dort bis Borku, das von einem Zweige der Tibbu-Familie bewohnt wird, vorzudringen. Das geschah im Frühling 1871: 9 Monate lang führte der Reisende ein elendes Leben unter jenen Straßenräubern; aber er lernte während dieser Zeit den Bahr el-Ghazal kennen und konnte konstatiren, daß derselbe tiefer liegt, als der Tsad-See. Auf dem Rückwege besuchte er das Grab des unglücklichen M. von Beurmann, der im Jahre 1863 von den Leuten des Sultans von Wadai ermordet worden war, und traf erst am 9. Januar 1872 wieder in Kuka ein, wo er sofort sich zu einer neuen Unternehmung rüstete. Von einem Vordringen nach Wadai wollte Scheich Omar absolut nichts wissen und verwarf es stets als zu gefährlich; aber eine Reise nach Baghirmi, wo Sultan Mohammedu herrschte, hielt er für ausführbar.

Baghirmi liegt südöstlich vom Tsad-See und wird im Nordwesten von Bornu, im Nordosten von Wadai und im Süden von Gebieten zahlreicher heidnischer Stämme begrenzt; es ist unter den mohammedanischen Staaten des mittlern Sudan derjenige, welcher am weitesten gegen Süden reicht, und auch der jüngste, wenn man von den zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründeten Fellata-Reichen absieht. Während Darfur, Bornu (Kanem), die Haussa-Staaten

und die meisten, heute zerrütteten, Reiche im obern Niger-Gebiete schon eine alte Geschichte besitzen, reichen die Annalen Baghirmis nicht über 350 Jahre hinauf. Damals ließen sich der Tradition zufolge 12 aus dem Osten eingewanderte Brüder mit ihrem Gefolge und ihren Sklaven in dem Gebiete nördlich vom Schari nieder. Sie nahmen dasselbe den Bulalas ab, gründeten dort die jetzige Hauptstadt Massenja, unterwarfen sich die großen Ortschaften längs des Flusses sowie verschiedene Stämme der Sokoros und Buas und dehnten ihre Herrschaft allmälig bis zu den Heidenländern aus, welche heute die Südgrenze Baghirmis bilden. Seit jener Zeit hat das Land eine lange Reihenfolge von Regenten gehabt. Um Ackerbau, Industrie und Handel haben sich dieselben nie viel gekümmert; ihre einzige Sorge bestand vielmehr darin, die Nachbaren zu bekriegen, auszuplündern und namentlich Sklaven zu rauben, denn dadurch wurden sie reich, mächtig und angesehen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts regierte Abd-er-Rahman Gauranga, ein jähzorniger, gewissenloser Mann, der auf Sitte, Gesetz und Religion keine Rücksicht nahm. Trotz der Einreden der Ulemas ging er so weit, seine eigene Schwester zu heirathen. Aber die verletzte Religion fand ihren Rächer in dem Sultan von Wadai, Abd-el-Kerim, besser bekannt unter dem Namen Sabun. Dieser Fürst, ein glühender Verehrer des Islam, fing Krieg mit Abd-er-Rahman an, eroberte Massenja, tödtete ihn und seine Schwester und kehrte mit Beute beladen heim, nachdem er den jüngern Sohn des Gemordeten auf den Thron gesetzt hatte. Aber der erste Würdenträger des Landes, welcher den Titel „Fatscha" trägt, erklärte sich für den ältern Sohn, Burkomanda, und stürzte den unbedeutenden Herrscher. Burkomanda aber hatte, sobald er zur Gewalt gelangt war, nichts Eiligeres zu thun, als sich von der Vormundschaft des herrschsüchtigen, aber fähigen Häuptlings, Araweli mit Namen, los zu machen, und nun folgte ein mehrjähriger Kampf, aus welchem Burkomanda nur mit Hülfe Wadais als Sieger hervorging. Seit jener Zeit muß Baghirmi an Wadai einen Tribut zahlen, und zwar alle drei Jahre 100 gewöhnliche

Kuka und seine Umgebung.

Sklaven, 30 Sirrien, d. h. zu Konkubinen taugliche Sklavinnen, 100 Pferde und 1000 sundanesische Gewänder.

Burkomanda's Nachfolger war Abd-el-Kader, ein gerechter und verständiger Fürst, der mit dem Herrscher von Wadai, Mohammed Scherif, auf gutem Fuße zu leben verstand. Leider fiel er zu früh im Kampfe gegen einen fanatischen Pilger, und mit ihm die Hauptwürdenträger seines Hofes. Auch der Tschiroma oder Thronerbe, Mohammedu, erhielt in der Schlacht 18 Wunden, denen er fast erlegen wäre, und wurde erst später wieder aufgefunden und zum mbang (König) erklärt. Durch Verrath vernichtete er die Anhänger jenes Pilgers, was ihm den Namen Abu Sekin (Vater des Messers) eintrug. Mohammedu besitzt bei weitem nicht die Geistesfestigkeit und den Gerechtigkeitssinn seines Vaters. Er ist leidenschaftlich, heftig, stolz, aber liebenswürdig, großmüthig und von einer Geschmeidigkeit des Charakters, in Folge deren er schwer zu lenken ist; kurz, er wird zwar von seinen hohen Beamten sehr gefürchtet, paßt aber durchaus für sein Volk. Nachdem er durch Räubereien und Streifzüge gegen die umwohnenden Heiden genug Schätze zusammengebracht, fing er seine Vasallenpflichten gegen Wadai zu vernachlässigen an, wählte zu dem Tribute die schlechtesten Sklaven und Pferde aus und setzte über seinen Lehnsherrn Ali allerlei Gerüchte, die ihn lächerlich und verächtlich machten, in Umlauf, bis dieser die Geduld verlor und in der zweiten Hälfte des Januar 1871 mit einem Heere vor Massenja erschien. Nach einmonatlicher Belagerung gelang es den Wadaiern, Bresche in die Mauern zu legen und die Stadt zu erstürmen. Mohammedu schlug sich zwar mit einigen Getreuen durch, was den Sultan Ali in großen Zorn versetzte; aber die Mehrzahl der Einwohner, 15 000 insgesammt, wurden zu Gefangenen gemacht und nach Wadai geschleppt, der Rest erschlagen. Dann setzte Ali einen Oheim des flüchtigen Mbang, Abd-er-Rahman, auf den Thron und ließ zu seinem Schutze eine Heeresabtheilung zurück. Mohammedu floh zunächst über den Schari nach Bugoman, kehrte dann auf das rechte Flußufer nach Mandschafa zurück und unter-

Scheich Omar mit Gefolge.

hielt von dort aus mit wechselndem Erfolge den Krieg gegen seinen Oheim, bis eine in Folge dessen ausbrechende Hungersnoth ihn zwang, weiter nach Süden sich zurückzuziehen. Als Dr. Nachtigal zu Anfang 1872 von Kanem nach Kuka zurückkehrte, befand sich Mohammedu in Busso, dem südlichsten Gebiete des eigentlichen Baghirmi, wo ihn der Reisende aufzusuchen beschloß, um mit seiner Unterstützung die ihm verbündeten Heidenländer wie Somrai, Ndam, Sara u. s. w. kennen zu lernen und von dort den Oberlauf des Schari zu erreichen.

Allerdings gingen seine Mittel stark auf die Neige und beliefen sich nach Bezahlung aller Schulden auf nicht mehr als circa 500 Francs, welche er für die Kosten seines Haushaltes während seiner Abwesenheit zurücklassen mußte. Doch fand er einen tripolitanischen Kaufmann, Hadschi Mohammed el Thrabelsi, welcher ihm 150 Marien-Theresien-Thaler (750 Francs) gegen einen Schuldschein in doppelter Höhe vorstreckte. Da er mit freien Dienern bereits üble Erfahrungen gemacht hatte, so bat er den Scheich Omar, ihm einige junge Sklaven zu leihen, und dieser, welcher überhaupt sich gegen den Reisenden stets freigebig gezeigt hatte, gab ihm einen Jüngling von 16 Jahren, Mohammedu mit Namen, der durch seine unfreie Mutter zum Sklaven geworden war, sowie einen zwölfjährigen Knaben aus Gamergu, den Sohn eines Häuptlings. Nachtigal's Ausrüstung entsprach der Beschränkheit seiner Mittel: er kaufte 42 Pfund in Bornu fabricirten Pulvers (6 Thaler), einen feinen Burnus von kirschrothem Tuche (18 Thaler), Kugeln (1 Thlr.), Flintensteine (1 Thlr.), zwei Pfund der beliebten Guro-Nuß (8 Thlr.), die dem Mbang Mohammedu zum Geschenke bestimmt waren, acht mit Indigo gefärbte Haussa-Gewänder (20 Thlr.), vier rothwollene Shawls, wie sie die Krieger als Gürtel oder Turban zu tragen lieben (12 Thlr.) und verschiedene Kleinigkeiten, im Ganzen für 135 Thaler, zu dessen Wegschaffung zwei Lastochsen für 14 Thaler erstanden wurden. Außerdem gab Scheich Omar dem Reisenden noch einen ehemaligen Diener von Vogel und Rohlfs mit, einen Eingeborenen von Mandara im

Am Ufer des Tsad-Sees.

Süden Bornus, Almas d. i. Perle genannt. Als offizieller Führer diente ein Beamter des Kaschella Bilâl (obersten Kriegshäuptlings), dem es oblag, den Verkehr zwischen Logon und Bornu zu überwachen und der Leute, Weg und Steg in der ganzen zu durchziehenden Gegend genau kannte. Ein solcher Führer, der „Kingiam" heißt, läßt unterwegs kraft seines Amtes Essen und Herberge durch die Vorsteher und Einwohner der Ortschaften herrichten. Ferner schrieb Scheich Omar an seinen Vasallen, den König von Logon, daß dieser dem Reisenden den Weg nach Baghirmi durch sein Land öffne.

Nun nahm Nachtigal Abschied, besonders von dem vortrefflichen Fürsten, ließ am 25. Februar Abends seine Leute von Kuka aufbrechen und folgte selbst mit Mohammedu am nächsten Tage nach, während der Kingiam noch zurückblieb. Traurig und öde ist die Umgebung der Hauptstadt von Bornu, welche Nachtigal in südöstlicher Richtung zunächst durchzog: verkümmerte Mimosen, elende Repräsentanten der sonst so schönen Tamarinde („Temsuka"), Gestrüpp von Hyphaene und Calatropis procera bedeckten das nur hier und da bestellte Land, dessen Oede nur durch zahlreiche Vögel belebt wird. Etwa nach drei Marschstunden näherte sich der Weg plötzlich dem Tsad-See, und der Boden bedeckte sich mit Bäumen, die Mimosen wurden kräftiger und laubreicher, Baumwoll- und Indigopflanzungen bewiesen, daß das Erdreich besser war. Zahlreiche Ausbuchtungen des Sees (arab. redschul, d. i. Füße) mußten umgangen werden, ehe Ngornu, die zweitwichtigste Stadt in Bornu, erreicht war. Dieselbe nur aus Strohhütten bestehend, liegt unmittelbar am See, steht unter einem Häuptling von hohem Range, dem Fugoma, in dessen Hause der Reisende Unterkunft fand, und wird von Kanuri und Kanembu bewohnt, welche mit den räuberischen Insellenten im Tsade, den Buduma oder Jedina, einen beständigen Krieg zu führen gezwungen sind.

Am nächsten Tage ging es erst im westlichen Bogen, um Ueberschwemmungen des Sees zu umgehen, dann südwärts über gut mit Baumwolle, Indigo, Mais und auch Zwiebeln angebautes Land in fünf Stunden nach Dazana, am dritten Tage südöstlich durch eine ziemlich belebte und waldreiche Gegend nach dem unfernen Jedi, einer um-

Häuser-Typen und Marktscenen in Marte.

mauerten Stadt aus Lehmhäusern mit etwa 3000 Einwohnern vom Stamme der Tibu Ngoma, einem Zweige der Kanuri, welche den Haupttheil der Bevölkerung Bornus ausmachen. Die nächste Station war Marte, nur drei Stunden in südöstlicher Richtung von Jedi gelegen, größer als dieses, aber allem Anschein nach nicht so blühend. Die Stadt hat einen unabhängigen Gouverneur, wie sie mit dem Kanuri-Titel maï (König) sich in fast allen Städten der Provinz Kotoko finden. Auch hier wird der Grundstock der Bevölkerung von Tibu Ngomas gebildet, welche von hier gegen Südwesten bis in den Bezirk von Udscha sitzen, gegen Süden bis Diskoa und gegen Osten bis Ngala. In der Umgebung von Marte werden die Schoa-Araber häufiger, welche ungeachtet ihrer wechselnden Hautfarbe — roth, bronzefarben und selbst schwarz — zum größten Theile ihren ursprünglichen Typus beibehalten haben und nichts als Arabisch sprechen. Die Frauen sind meist schlank, schön gebaut und leicht an ihrer Haartracht kenntlich: lange dünne flach anliegende Zöpfe und ein hornartig emporstehender dicker Chignon; in dem Nasenflügel oder der Nasenscheidewand ein silberner, mit Korallenstückchen besetzter Ring und um den Hals schwere Ketten von Bernsteinperlen.

Marte ist unmauert. Die Häuser bestehen entweder ganz aus Stroh, oder haben einen Unterbau aus Lehm mit einer Strohkuppel (bongo), oder sind viereckige Bauten ganz aus Lehm. Der Markt, welcher gerade abgehalten wurde, war von etwa tausend Personen besucht; verkauft wurden Sorghum, Ochsen, Esel, Hammel, Ziegen und einige Gemüse, ferner Kurzwaaren und Bornukleider und namentlich eine unglaubliche Menge von Feldratten in halbverwestem Zustande, welche hier zu Lande eine beliebte Speise abgeben.

Der folgende Tagemarsch führte sie nach einigen Stunden über jenen dunkelschwarzen Sumpfboden, firki genannt, welcher zur Regenzeit überschwemmt ist, dann von der Sonne ausgedörrt wird und nur zum Anbau von masakua, einer Sorghumart, benutzt wird. Missenē, welches sie an diesem Tage (3. März) erreichten, ist eine unmauerte Stadt etwa von der Größe von Jedi und hat, wie Marte, einen

Ansicht von Ngala.

Maï zum Gouverneur. Zu den Tibu Ngoma gesellen sich hier schon in bedeutenderer Zahl die Makaris. Man merkte, daß der Masakua erst kürzlich geschnitten worden; denn überall waren die Leute mit Dreschen beschäftigt, wozu sie sich eines höchst primitiven Instrumentes bedienten, eines schmalen Brettchens, an welches unter einem Winkel von 45° die Handhabe angefügt war. Jene Getreideart (Sorghum cernuum) bedarf zur Reife 70 Tage. Sobald das Wasser von den dazu bestimmten Ländereien zurückgetreten ist, wird gesäet; dann wenn der Boden gut ausgetrocknet ist, werden die einzelnen Pflanzen herausgenommen, in hinreichend große Löcher versetzt und einige Zeit lang begossen. An solchen Stellen nisten sich auch mit Vorliebe jene in Marte beliebten Ratten ein und werden dort von Kindern in groben Fallen gefangen.

Unterwegs hatte sich die Karawane beträchtlich vergrößert. Als sich in Kuka die Kunde verbreitete, daß Nachtigal über Logon zöge und daß der dortige König ihm auf Scheich Omar's Befehl den Weg bis zu dem flüchtigen Mbang bahnen sollte, hatten sich eine Anzahl Leute, welche ein oder zwei Pferde ihr eigen nannten, entschlossen, die Reise zum Mbang mitzumachen, der im Rufe der Freigebigkeit stand und augenblicklich so viel Sklaven besaß, daß sie dort in der That fabelhaft billig waren. So zählte denn die Karawane von Missene an 16 Pferde und 20 Leute mehr und noch waren weder die Baghirmi-Männer, welche Mohammedu mit einem Briefe an den Sultan und zum Einkaufe von Vorräthen nach Kuka geschickt hatte, noch der Beamte des Kaschella Bilâl zu ihr gestoßen.

Man vermied den Weg längs des Tsad-Sees, weil dessen Fluthen noch nicht ganz zurückgetreten waren, marschirte am 4. März durchschnittlich in östlicher Richtung meist über Firki-Boden und passirte nach $4^1/_2$ Stunden den Fluß Komodugu Mbulu, der mit einer Breite von circa 30 Schritt und einer Tiefe von 1 m kaum merklich dem Tsad-See zuströmt. Seine Ufer sind mit prächtigen schattigen Bäumen bedeckt, unter denen man die Tageshitze verbrachte. $1^1/_2$ weitere Stunden brachten sie noch am selben Tage nach der ansehnlichen unmauerten Stadt Ngala, welche von dem Schlosse des Gouverneurs beherrscht wird, auf dessen Dache

sich eine Bongo-Hütte erhebt. Die Aufnahme, welche die Karawane dort fand, war die schlechteste, obwohl der Ort weit stattlicher aussah, als alle früher passirten. Er zählt etwa 1000 Häuser, die fast alle von Makari bewohnt werden, und ist in gutem Zustande; früher gehörte er dem Stamme der Sou, welche vor der Eroberung des Landes durch die Kanuri am Südufer des Sees saßen und mit den Buduma auf den Inseln desselben verwandt sein sollen, sowie mit den Keribina, welche hier und da in Bornu zerstreut in den Wäldern als Jäger leben und für die Urbewohner des Landes gelten. Nachdem sie vertrieben waren, haben Makari das Land in Besitz genommen, und von diesen rührt ein merkwürdiges Mausoleum her, welches der Reisende in Ngala sah: ein ausgedehnter, 8 bis 10 Fuß hoher Erdhügel, aus welchem überall menschliche Gebeine und gebrannte Thonkegel von Zuckerhutform hervorragen. 35 Sultane von Ngala sind dort in sitzender Stellung begraben und tragen auf ihren Gräbern die Zuckerhutzierde; erst die letzten fünf Herrscher haben ein der allgemeinen Sitte entsprechendes Grab bekommen.

Nachdem Nachtigal hier einen ganzen Tag vergeblich auf den Beamten des Kaschella Bilâl gewartet hatte, setzte er am 6. März seinen Marsch nach Südosten über eine Art Steppe (arabisch Kala, im Kanuri Karaga) fort, welche mit hohem Grase und Mimosengestrüpp bedeckt und von zahlreichen Antilopen, Gazellen und Meerkatzen belebt war. Nach $4^1/_2$ Stunden wurde die Gegend mehr bewaldet; eine Stunde später überschritt man den 16 Schritt breiten und

Der Gombaru.

1 m tiefen Fluß Ferenduma, und erreichte die kleine Stadt Tillam, die reinlichste und bestgebaute, die der Reisende in Bornu gesehen, und deren billama (Bürgermeister) durch seine Bescheidenheit und Höflichkeit den besten Eindruck hinterließ. Von da führte der folgende Tagemarsch durch schönen, theilweise sehr dichten Wald, in dem die Mimosen vorwalten, aber auch die Tamarinden-, Kautschuk- und feigenartigen Bäume nicht fehlen, in Ostsüdost-Richtung nach dem einst sehr volkreichen Distrikte Rangana und dessen Hauptstadt Ren, die jetzt innerhalb ihrer verfallenen Mauern nur noch hier und da kleine Hüttenanhäufungen zeigt. Die ganze Gegend hatte vor 20 Jahren durch den schon erwähnten fanatischen Pilger ed-Din und die ihm nachströmenden Gläubigen, deren Zahl sich auf wenigstens 50 000 Menschen belief, als er von den Fellatastaaten aus Baghirmi erreichte, schwer zu leiden. Die arabische Bevölkerung Bornus zog zur Hälfte ihm nach, bis er in den Heidenländern südlich von Wadai einem Giftpfeile erlag.

Nach drei weiteren Marschstunden erreichte man den Gombaru, an dessen mit prächtigen Wäldern und üppig grünenden Rasenflächen bedecktem Ufer in zahllosen Schaaren der Kronenkranich (Grus Balearica pavonina) sich tummelt, mit weißen an den Enden schwarz nüancirten Flügeln und Schwanz, dunkelgrün schillerndem Hals, Körper und Kopf und einer prächtigen goldfarbenen Federkrone auf dem Scheitel.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

V.

Der nördlichste Theil der Insel Nipon, die Provinzen Nambu und Tsugaru, sind ein rauhes, unwirthliches Land. Die centrale Gebirgskette, welche die Insel durchzieht, senkt sich wenige Meilen vor ihrem Ende beträchtlich, um dann dicht an der Aomori-Bai noch einmal zu großartigen, schroffen Bergen anzusteigen. Die dazwischen liegende Depression weist zahlreiche niedrige Hügelreihen auf, die mit Tannen, Krüppeleichen und Zwergbambu spärlich bewaldet oder auch vollständig mit Gestrüpp von Sesamum ignosco bedeckt sind. In den Thälern zeigen sich hin und wieder Reisfelder, doch ist im Großen und Ganzen von Bodenkultur wenig zu erblicken. Die Straße von Kuroischi nach Aomori, die durch diese reizlose Landschaft führt, wird durch lange Züge von Packpferden belebt, die, hoch mit Fellen oder gesalzenen Fischen, den Produkten der Insel Jesso, beladen, nach Süden landeinwärts ziehen; oder von dort

kommend, schwere Lasten an Reis und Sakéfässern nach Aomori bringen, von wo dieselben nach Jesso verschifft werden. Die Dörfer am Wege bestehen aus Lehmhütten elendester Art und niedrigen, roh aus Balken, Baumrinde und Strohbündeln zusammengefügten Häusern, deren unsaubere, verfallene Dächer oft durch das dichte Blätterwerk üppig emporrankender Wassermelonen mitleidig verdeckt werden. Die Bewohner sehen schmutzig und vernachlässigt aus, machen jedoch nicht den Eindruck der Armuth; in der That sollen sie auch in dieser Provinz durch das Vermiethen von Lastpferden fast das ganze Jahr hindurch eine reichliche Einnahmequelle haben.

Die Aomori-Bai mit ihrem Kranze von tannenbestandenen Bergen wurde gegen Sonnenuntergang am 11. August erreicht; von einem Aufenthalt in Aomori, der grauen, auf grauem sandigen Strande gelegenen kleinen Hafenstadt, befreite Miß Bird die erwünschte Kunde, daß ein Dampfer der Mitsu-Bischu-Linie noch an dem nämlichen Abend nach Hakodate abgehen werde.

Eine stürmische nächtliche Ueberfahrt von 14 Stunden brachte die Reisende über die Tsugaru-Straße. In Regen und Nebel zeigte sich bei Sonnenaufgang die felsige Küste von Jesso mit ihren hoch emporragenden Bergen. Ein an Gibraltar erinnernder mächtiger Felsvorsprung, dann eine vom breiten Hafenstrande steil bergansteigende Stadt, vereinzelte Kryptomerien und andere Nadelholzbäume und dahinter eine Berglandschaft von großartigen, durch keinen Baumwuchs gemilderten Formen, in der mehr als ein Gipfel die Zeichen noch nicht lange vergangener vulkanischer Thätigkeit zeigt: dies sind die ersten Eindrücke, die man von Hakodate, dem Haupthafen des nördlichen Japans, empfängt.

Die Stadt, deren Einwohnerzahl sich seit dem Jahre 1859 von 6000 auf 37 000 Seelen vermehrt hat, trägt trotz der vielen europäischen Gebäude — denn im Besitze zahlreicher und großartiger Institute der neuen Aera wetteifert sie mit den begünstigtsten Städten der Hauptinsel — einen rein japanischen Charakter. Seitdem die japanische Küstenschifffahrt einen so mächtigen Aufschwung genommen, hat Hakodate seine Bedeutung als Handelshafen für die Schiffe fremder Nationen allmälig eingebüßt: nicht aber seine Wichtigkeit für den Handel überhaupt; denn die japanischen Transportdampfer sind als Vermittler eingetreten und der Import und Export von Hakodate nimmt alljährlich zu.

Die Insel Jesso, das Hokkaido der Japanesen, wird nicht mit Unrecht von der japanischen Regierung als ein mächtiger Faktor der dereinstigen Größe des Reiches betrachtet. Das fast 90 000 qkm große, zum Theil noch unerforschte Inselland birgt in seinen weiten fruchtbaren Bodenstrecken, seinen ungeheuren Wäldern und seinen noch ungehobenen mineralischen Schätzen eine fast unerschöpfliche Quelle des Reichthums für Japan in sich. Die Einwohnerzahl von Jesso soll heute nicht mehr als 123 000 Seelen betragen; davon kommen allein 56 000 auf die drei Städte Hakodate, Matsumai und Satsuporo. Matsumai, dicht an der Südspitze der Insel gelegen, war zur Zeit der Schoguns Sitz eines mächtigen Daimio, des Statthalters von Jesso; heute ist Regierungshauptstadt das im Lande am Ischkari gelegene Satsuporo, die Schöpfung des Kaitakuschi oder des Kolonisationsdepartements, der mit der Verwaltung von Jesso betrauten Behörde. Die 3000 Einwohner zählende Stadt ist im Stil der neuen amerikanischen Städte in größter Regelmäßigkeit angelegt. Ihr genau nach dem Vorbilde des Kapitols von Washington ausgeführtes, großartiges Regierungsgebäude kennzeichnet die eine, schwache Seite der Bestrebungen des Kaitakuschi: die Seite nämlich der kostspieligen, den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Versuche; die reich angebaute Ebene um die Stadt aber, die nach dem Muster des Agricultural College von Massachusetts eingerichtete landwirthschaftliche Lehranstalt mit ihren Versuchsstationen und Baumschulen, und endlich die blühenden industriellen Etablissements der Regierung, Säge- und Mahlmühlen, Gerbereien, Seidenspinnereien u. s. w. legen das glänzendste Zeugniß für die Fähigkeit der Behörde ab.

Da die Insel in ihren ganzen Verhältnissen und der Art ihrer Produkte von allen übrigen Theilen des Reiches durchaus abweicht, ist auch das für sie zur Anwendung kommende Besteuerungssystem des Kaitakuschi ein anderes als das des heutigen Japan. Die Einwohner von Jesso zahlen nur Produktionssteuern, die aber, der kostspieligen Verwaltung des Landes möglichst entsprechend, unverhältnißmäßig hoch normirt sind. Die von einer Bevölkerung von noch nicht 125 000 Seelen aufgebrachte Steuersumme betrug in den letzten Jahren etwa 1 450 000 Mark jährlich; und dieser die Landwirthschaft ebenso wie den Fischfang und jede andere Ausnutzung der natürlichen Reichthümer des Landes hemmende Umstand läßt, trotz aller sonstigen Begünstigungen der japanischen Ansiedler auf Jesso, die Kolonisation der Insel nur langsam vorschreiten. Mit Ausnahme der weiten Ebene von Satsuporo finden sich angebaute Landstrecken nur an der Küste vor, und hier zwar auch nur in einigen Theilen und stets unterbrochen durch sumpfige Waldstriche und ausgedehnte Grasflächen. Das waldreiche gebirgige Innere sendet der Küste eine große Anzahl schnellfließender, häufige Ueberschwemmungen verursachender Flüsse zu, deren bedeutendster der durch seinen Reichthum an Lachsen berühmte Ischkari ist. Die von dichten Schlingpflanzen durchwobenen, zum großen Theil sumpfigen Waldungen enthalten nicht weniger als 36 verschiedene werthvolle Holzarten; der Kohlenreichthum der Insel wird auf 150 000 Mill. Tonnen geschätzt. Von den zahlreichen Vulkanen Jessos sind mehrere heute noch thätig, viele andere trotz längerer Ruhe doch nicht als erloschen zu betrachten.

Bietet so die Insel in mannigfacher Beziehung ein interessantes Gebiet für verschiedenartige Forschungen, so konzentrirt sich ihr Hauptinteresse für den Reisenden doch fast ausschließlich in den Ueberresten ihrer ursprünglichen Bevölkerung, dem kleinen Aino-Volke, in dem wir wahrscheinlich auch die Ueberreste der durch spätere Eindringlinge vernichteten Aboriginer aller japanischen Inseln sehen dürfen. Nach einem im Jahre 1873 veranstalteten Census beläuft sich die Zahl des friedlichen, von Jagd und Fischfang lebenden Wildenvolkes auf etwa 12 000 Seelen, eine Zahl, die nach den Berichten des Kaitakuschi in steter Abnahme begriffen sein soll. Die Schwierigkeiten, die sich gerade hier einer Zählung entgegenstellen, lassen jedoch begründete Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben zu; Mr. Enslie, der britische Konsul in Hakodate, schätzte im Jahre 1863 die Aino-Bevölkerung von Jesso auf 200 000 Seelen; wohlunterrichtete Einwohner von Hakodate, welche Miß Bird über diesen Punkt befragte, hielten 25 000 für die richtige Zahl; und nach allem, was die Reisende selber von den reichbevölkerten, dicht bei einander liegenden Dörfern der Gebirgs-Ainos sah, ist auch sie geneigt, die Schätzung des Kaitakuschi-Departements als viel zu niedrig gegriffen zu verwerfen.

Nach kurzem Aufenthalte in Hakodate trat Miß Bird ihre lange projektirte Reise in das Innere an, als deren Resultat sie eine Reihe von Beobachtungen über die Ainos heimgebracht hat, die unsere bislang dürftige Kenntniß des interessanten Volkes bedeutend erweitern. Auf einem mäßig guten Wege, der von Hakodate nordwärts durch mehrere

europäisirte japanische Dörfer führt, gelangte die Reisende nach dem an der Südseite der Vulkanbai gelegenen Mori, einem großen unsaubern japanischen Dorfe, von wo eine Dampffähre über das spiegelglatte Wasser der Bai nach Mororan geht. Ueberall befindet man sich hier noch auf vielbetretenem und zwar durchaus japanischem Gebiete. Längs der Küste läuft neben der ziemlich guten Straße die Telegraphenleitung bis Schiraoi, von wo sie mit der Straße nach Norden auf Satsuporo zu abbiegt. Auf dem flachen etwa zwei Kilometer breiten Küstenstreifen, hinter dem sich die Vorberge des innern Gebirgslandes wie eine Mauer erheben, wechseln bambubewachsene Sumpfstrecken mit Waldungen ab, in denen die Eulalia japonica, ein hier weit über mannshohes Gras, alle Lichtungen bedeckt. Mehrere größere Dörfer und Städte befinden sich auf dieser Strecke, dazwischen große Fischereistationen mit ausgedehnten Thrankochereien; dieselben lagen jetzt meist verödet da, in der Fischfangsaison aber, wo aus den nördlichen Provinzen der Hauptinsel eine förmliche Auswanderung nach Jesso stattfindet, entfaltet sich hier ein reges Leben; denn die Ergebnisse des japanischen Fischfanges finden nicht nur im Lande selber reichlichsten Absatz, sie werden auch in ungeheuern Massen von Hakodate nach China exportirt. Neben den japanischen Ortschaften kommen hier schon vielfach Aino-Dörfer vor, die sich durch die abweichende Bauart ihrer Häuser wesentlich von jenen unterscheiden. Die Küsten-Ainos leben vorzugsweise vom Fischfang, den sie in Canoes aus ausgehöhlten Baumstämmen betreiben. In den Zwischenzeiten gehen sie in den Wäldern des Innern der Jagd nach; und so war auch jetzt der größte Theil der männlichen Einwohner dieser Dörfer abwesend. In östlicher Richtung an der Küste entlang gehend, führt ein schmaler Weg von Schiraoi weiter über Jubets, Sarufuto und Mombets. Ueberall erblickt man längs der ganzen Küste Spuren älterer oder neuerer vulkanischer Thätigkeit und ragen die rothen Spitzen der Vulkane über den Waldrand der Vorberge. Von Sarufuto aus, wo Miß Bird mit den Herren von Siebold und Diesbach zusammentraf, die von einer strapazenreichen, leider mißglückten Expedition nach dem innern Jesso zurückkehrten, schlug sie den Weg landeinwärts nach dem Aino-Dorfe Biratori ein, wo sie einige Tage zu verweilen gedachte. Der Wald, durch den ein schmaler von den Aino-Jägern gebahnter Pfad leitet, besteht hier fast ausschließlich aus Ailanthus glandulosus und der Zelkowa keaki, der schönen japanischen Ulme. Schlingpflanzen, hohes Gras, Sumpfstrecken und zahlreiche Bäche und Flüsse machen den Weg ziemlich beschwerlich. An mehreren großen Aino-Dörfern, Biroka, Saruba und Mina, vorbei gelangte man am Abend nach Biratori, der größten Niederlassung dieser Gegend, einem Orte von 300 Einwohnern. Nach der Bekanntschaft mit den abgelegenen Bergdörfern des nördlichen Nipon wurde Miß Bird durch das reinliche Aussehen dieser Wildendörfer auf das Erfreulichste überrascht. Der Boden vor den sauberen, an polynesische Wohnstätten erinnernden Rohrhäusern zeigte nirgends die hohen Schmutzhaufen oder ekelhaften Abfallgruben jener Ortschaften; nichts, als vor jedem Hause ein ausgehöhltes Stück Baumstamm, den Futtertrog für die großen, zottigen, hellgelben Ainohunde, den einzigen Hausthieren der Wilden, die sie zur Jagd benutzen. Jedes dieser Dörfer ist von den „Feldern“ der Bewohner umgeben, kleinen, urbar gemachten Flächen, auf denen zwischen hochwucherndem Unkraut Hirse, Tabak und Kürbis gedeihen sollen. Verweigert der Boden dieser kleinen weder gedüngten noch gereinigten Aecker endlich jeden Ertrag, so wird ein neues Stück des Waldes urbar gemacht.

In dem Hause des Häuptlings von Biratori fand Miß Bird Aufnahme, und, da die Bewohner sich durch ihre Anwesenheit nicht aus dem Geleise ihres einförmigen Lebens bringen ließen, auch reichliche Gelegenheit zum Studium ihrer Eigenart und Sitte. Von der siebentägigen, meist zu Pferde zurückgelegten Reise von Hakodate angegriffen, wurde sie durch das rücksichtsvolle, gefällige Wesen dieser sogenannten „Wilden“ sowie durch ihre leise, ungemein sanfte Sprache auf das Wohlthuendste berührt. Mehrere von den angesehensten Einwohnern des Dorfes sprachen, ebenso wie der Häuptling selber, geläufig Japanisch; mit Hülfe ihres stets als Dolmetscher fungirenden Dieners erhielt Miß Bird durch sie Auskunft über alles Wissenswerthe. Und wenn sie auch den meisten ihrer Mittheilungen die Bitte hinzufügten, nichts davon an die japanische Regierung zu verrathen, „weil ihrem Volke dadurch Schaden geschehen könne,“ so bürgt der aufrichtige Sinn und die Wahrheitsliebe, die ein Hauptcharakteristikum der Ainos sind, ebenso für die Richtigkeit dieser Angaben, wie die vollkommene Uebereinstimmung der an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen über den nämlichen Gegenstand erhaltenen Auskünfte.

Wir müssen uns hier die Schilderung der einzelnen kleinen Erlebnisse Miß Bird's unter den Ainos versagen, und beschränken uns nur auf eine möglichst ausführliche Wiedergabe ihrer Notizen über das interessante Volk.

Die Ainos sind von mittlerer Größe, untersetzt und starkknochig, mit breiter Brust und breiten Schultern, kurzen muskulösen Gliedern und sehr großen Extremitäten. Ihre Hautfarbe, ein bräunliches Gelb, erinnert an die Bewohner des südlichen Italiens und Spaniens; doch ist die Haut meistens dünn und hell genug, um den Wechsel der Farbe auf den Wangen erkennen zu lassen. Die üppige Haarbekleidung des Körpers, die, seitdem Lapérouse zuerst darüber berichtete, so häufig in Frage gestellt worden, ist unzweifelhaft bei vielen Individuen (besonders unter den Küsten-Ainos) vorhanden, und zwar beschränkt sie sich bei ihnen nicht nur auf ungewöhnlich kräftigen Wuchs des Haupt- und Barthaares und Behaarung der Arme und Beine und einiger Stellen des Nackens, wie oft behauptet worden ist. Bei Lebunge sah Miß Bird einige nackte Ainos an einem Canoe arbeiten, deren ganzer Körper so dicht behaart war, daß die Haut dadurch vollkommen verdeckt wurde. Am dichtesten war das Haarkleid auf dem Rücken und den Schultern. In der Regel sind diese schwarzen Leibhaare steif, manchmal fast borstenähnlich; doch erzählt die Reisende auch von einem vollständig behaarten Aino, der sie auf einer Fähre über den Nopkobets brachte, und dessen Schulterhaar in welligen Locken wie die Ohren eines Jagdhundes auf den Rücken herniedergehangen habe; ebenso sah sie zwei Knaben, bei denen der Rücken mit einem ganz weichen, feinen Pelz bedeckt war, der einem schwarzen Katzenfell täuschend ähnlich sah. Das schwarze weiche Haupthaar, das bei Männern und Frauen in schweren dicken Massen auf die Schultern herabfällt, ist wie der lange Bart manchmal leicht wellig, nie lockig oder kraus. Die Form des auf kurzem Halse ruhenden Schädels ist auffallend rund, die Backenknochen treten wenig hervor, der untere Theil des Gesichts ist im Vergleich zu dem obern sehr klein. Die stark vorgebaute Stirn ist ungewöhnlich hoch und breit und macht demnach den freilich trügerischen Eindruck großer intellektueller Befähigung; die Nase ist gerade, aber kurz und breit; der ziemlich große, wohlgeformte Mund zeigt nur äußerst selten wulstige Lippen. Die starken Augenbrauen bilden eine gerade Linie fast über die ganze Breite des Gesichts; die großen gerade stehenden Augen sind von schöner, brauner Farbe; ihr sanfter, meist träumerischer Blick ist ebenso wie ein freundlicher Zug um den häufig lächelnden Mund und wie

die wohlklingende Stimme für den Charakter des Volkes bezeichnend und trägt viel dazu bei, das durch die Fülle des Haupt- und Barthaares und die starken Brauen hervorgebrachte „wilde“ Aussehen der Männer zu mildern. Die Zähne sind klein, regelmäßig gestellt und sehr weiß; die unverhältnißmäßige Größe der Schneide- und Augenzähne, die bei den Japanesen so häufig ist, kommt nicht vor. Ebenso findet sich auch unter den Ainos keine Spur von prognathem Gesichtstypus. Die abschreckende Häßlichkeit der Frauen, von der frühere Reisende berichtet haben, ist nach Miß Bird in den einzelnen Fällen, wo sie wirklich vorhanden, lediglich auf Unsauberkeit und künstliche Entstellung durch Tatuirung zurückzuführen. Von kleiner Statur, sind die Ainos-Weiber alle ebenmäßig und schlank gebaut, mit gut entwickelten Körperformen und, im Gegensatz zu den Männern, oft auffallend kleinen Händen und Füßen. Sie haben einen festen, elastischen Gang und schnelle, doch anmuthige Bewegungen. Kopf und Gesicht sind klein, die Nase kurz und breit. Der große, nicht häßliche Mund, der im häufigen Lächeln die schönsten Zähne zeigt, erscheint durch den breiten tatuirten Streifen, der sich um ihn zieht, noch größer und breiter. Die Färbung der Haut ist heller als bei den Männern, und giebt es viele Aino-Frauen, die noch nicht so dunkel sind wie unsere Brünetten. Sehr entstellend ist die manchmal vorkommende Tatuirung eines die Augenbrauen verbindenden Streifens über der Nase. Die Haartracht ist die gleiche bei Männern und Weibern. In der Mitte gescheitelt, fällt das Haar zu beiden Seiten des Gesichtes lang auf die Schultern herab und wird nur über dem Nacken um einige Zoll verkürzt. Bei der Arbeit und im Freien tragen die Männer ein Stirnband, die Frauen binden zwei Strähnen des langen Vorderhaares am Hinterhaupte zusammen und halten sich so das Gesicht frei. Wie im Gesichte, so sind die Aino-Frauen auch sämmtlich an Händen und Armen tatuirt. Die Hand weist ein künstlich verschlungenes Muster auf; um den Arm ziehen sich vom Knöchel bis zum Ellenbogen mehrere breite Streifen wie Armbänder. Der Proceß dieser Entstellung beginnt mit dem fünften Jahre, einem Zeitpunkte, wo das Kind hier gewöhnlich noch nicht von der Mutterbrust entwöhnt ist. Die Zeichnung, die mit einem scharfen Messer eingeritzt ist, wird mit Ruß eingerieben, während die Schnitte noch bluten, und dann nach zwei bis drei Tagen mit einer Rindenabkochung gewaschen, die sie fixirt und ihr die dunkelblaue Färbung verleiht. Alljährlich, bis die Mädchen heirathen, wird diese Operation, die ziemlich schmerzhaft und oft von einer nicht unbedeutenden Entzündung begleitet ist, wiederholt, und die Zeichnung dadurch immer breiter gemacht. Auf ihre Fragen nach der Bedeutung dieser allgemeinen Sitte erhielt Miß Bird regelmäßig zur Antwort, es sei ein alter, zur Aino-Religion gehöriger Brauch, ohne den ihre Frauen nicht heirathen könnten. Ein Erlaß der japanischen Regierung, welcher das Tatuiren untersagt, hat denn auch unter den Ainos große Aufregung hervorgerufen. Sobald dieses Thema berührt wurde, verlor sich die fast stumpfsinnige Apathie, welche die Männer bei ihren Zusammenkünften zur Schau zu tragen pflegten, und immer wieder wurde die Reisende mit Bitten bestürmt, sie möge sich bei der Regierung für die Beibehaltung des alten Brauches verwenden, dessen Unterlassung den Zorn der Aino-Götter erregen würde.

Die zärtlichste Liebe zu den Kindern, demonstrativer noch als bei den Japanesen, ist für die Ainos charakteristisch. Bis zum 3. oder 4. Jahre führt das Kind noch keinen Namen, dann erst bestimmt der Vater denselben. Dem neugeborenen Kinde legen die Gebirgs-Ainos einige Hirsekörner, die Küsten-Ainos ein Stück gesalzenen Fisches in den Mund; nach altem strengbefolgten Brauche aber darf das Kind, gleichviel zu welcher Tageszeit es geboren wird, keine eigentliche Nahrung erhalten, bevor es nicht eine Nacht überlebt hat. Eigenthümlich ist die Art, in der die Aino-Weiber die Kinder zu tragen pflegen: ein breites Band, das sie um die Stirn legen, hält die ganze Last des in einem Netze auf ihrem Rücken hängenden Kindes. Von den ersten Lebensjahren an wird strenger und unbedingter Gehorsam von den Kindern verlangt, daneben von den Knaben das Befolgen der hergebrachten Höflichkeitsformen. Einen höchst sonderbaren Anblick soll es gewähren, wenn auch die kleinsten dieser nackten, braunen Geschöpfe, die sich noch kaum auf den Füßen zu halten vermögen, bei jedesmaligem Verlassen oder Betreten des Hauses alle Anwesenden, mit Ausnahme ihrer Mutter, der Reihe nach mit den vorgeschriebenen Handbewegungen begrüßen.

Die Kleidung der Ainos besteht für den Winter in Röcken aus Thierfellen und eben solchen Kappen; rohe Mocassins bilden die Fußbekleidung für die Jagd. Im Sommer tragen sie Röcke aus dem von den Frauen angefertigten Gewebe aus Rindenbast, darunter eine Art Weste und kurze, enganschließende Beinkleider aus demselben Stoffe oder aus Fell. Ein schmaler Gürtel, in dem ein rohes, dolchartiges Messer mit geschnitztem Holzgriff und eben solcher Scheide steckt, hält den Rock um die Taille zusammen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur durch das Fehlen dieses Gürtels und durch die etwas größere Länge des Rockes, den sie stets bis zum Halse geschlossen tragen.

Nur im Finstern oder wenn sie ganz allein ist, entschließt sich die Aino-Frau eines ihrer Gewänder mit einem andern zu vertauschen. Eine Japanesin in Satsuporo, die eine Aino-Frau in ihrem Hause aufgenommen und von ihr verlangt hatte, daß sie ein Bad nehmen solle, fand dieselbe, als sie nach langem Widerstreben sich dazu entschlossen hatte, mit allen ihren Kleidern im Wasser sitzend, „weil,“ wie sie sagte, „die Götter zürnen würden, wenn sie sie nackt sähen.“ Die Kinder, die bis zum 8. Jahre, in der wärmern Jahreszeit wenigstens, ganz nackt gehen, tragen von da an dieselbe Kleidung wie die Erwachsenen. Große silberne oder zinnerne Ohrringe, silberne Halsgehänge und manchmal auch um den Arm gelöthete Messingspangen bilden den Schmuck der Frauen; jedem Kinde wird gleich nach der Geburt ein kleines Silber- oder Zinnornament um den Hals gehängt. Die Festgewänder, besonders die der Männer, sind oft in eigenthümlicher, sehr wirksamer Weise mit gestickten Mustern verziert, in deren Ausführung die Frauen ebensoviel Geschicklichkeit wie Geschmack beweisen. Zu der Festkleidung der Männer gehört stets ein mit Figuren aus blauem Baumwollenzeug und mit rothem und weißen Faden benähter Schurz von länglicher Form, der am Gürtel befestigt wird.

Die Aino-Häuser, die im Aeußern mit den Grashütten der Eingeborenen von Hawaii eine gewisse Aehnlichkeit haben, entsprechen trotzdem durch das Vorhandensein von Thüren, Fenstern, einer in der Mitte belegenen Feuerstätte und erhöhter Schlafstätten unseren europäischen Begriffen von Behausungen weit mehr, als die Häuser der Japanesen. Das mit zähen Pflanzenfasern aneinandergebundene Fachwerk der nur 4 bis 5 Fuß hohen, etwas nach innen geneigten Wände ist von außen und innen mit Rohr belegt, und zwar liegen die Rohrstäbe an der innern Seite einzeln neben einander, an der äußern in kleinen Bündeln. Ebensolche Rohrbündel, in gleichmäßigen Reihen zierlich über einander gelegt, bilden auch die Bedeckung des über 20 Fuß hohen steilen Daches, in dem sich an der einen Seite dicht unter dem Firstbalken ein dreieckiges Loch für den Abzug des Rauches befindet. Ein niedriger, ebenfalls bedachter, fensterloser Vorbau, in

den eine mit einer starken Rohrmatte verhängte Thür führt, bildet den Zugang zu jedem größern Hause. In diesem Eingangsraume werden gewöhnlich die Jagd- und Fischfanggeräthe, ein hölzerner Kasten, der den Hirsevorrath der Familie enthält, der große Holzmörser zum Stoßen der Hirse und ein Vorrath von Rohr zum Ausbessern des Daches und der Wände aufbewahrt. Der eigentliche Wohnraum, in den man durch eine mit Matten und Thierfellen verhängte Thür gelangt, hat meist eine Länge von 30 bis 40, eine Breite von 15 bis 20 Fuß. Die unverhältnißmäßige Höhe des von Rauch und Ruß geschwärzten Daches hat etwas Imposantes. Von den Dachbalken hängen die zum Räuchern bestimmten Fleischstücken und Fische, auch wohl Speere, Bogen und ähnlicher Besitz herab. Dicht unter dem Dache befinden sich in der einen Wand zwei oder drei kleine quadratische Fensteröffnungen, die bei Nacht mit hölzernen Läden verschlossen werden. In das Fenster eines Hauses hineinzublicken gilt bei den Ainos für die schwerste Beleidigung der Bewohner. An der linken Seite der Thür ist ein beinahe zwei Fuß hoher, breiter Tritt angebracht, der, mit einer Matte belegt, die Schlafstätte bildet. Als Kopfkissen dienen mehrere kleine, steife Polster; eine Matte, die an einem horizontalen Balken davor hängt, schließt die Schlafstätte gegen den übrigen Raum ab. Jede größere Familie besitzt mehrere solcher Schlafstätten, außerdem noch zwei transportable Tritte, die als Ehrenplätze für Gäste an das Feuer gestellt und mit Bärenfellen belegt zu werden pflegen. Der ganze Fußboden ist mit groben Rohrmatten bedeckt, auf die rings um die rechteckige Feuerstätte noch feinergeflochtene ausgebreitet werden. Der große eiserne Kessel, der an einem starken Strick über dem Feuer hängt, ein Wasserfaß neben der Thür, einige lackirte oder rohe Holzschalen, hölzerne Löffel und Eßstäbe, ein Hackbrett und ein ziemlich rohes Hackmesser; zwei hölzerne Ständer der einfachsten Art, deren einer zur Aufnahme der langen Spähne von Birkenrinde dient, welche das gewöhnliche Beleuchtungsmaterial bilden, während auf den andern die rohe Thonschale gestellt wird, in der bei besonderen Gelegenheiten ein mit Thran getränkter Docht gebrannt wird; die verschiedenen Bestandtheile ihres einfachen Webstuhls; Jagdgeräth und Netze, Rohr und Binsen zur Herstellung der Matten, Rindenbast zur Verfertigung ihrer Kleider, getrocknetes Fleisch, Fische und Felle, die von den Dachbalken herabhängen: hieraus besteht der Inhalt eines Aino-Hauses und der unentbehrliche Besitz jeder Aino-Familie. Ihren Reichthum aber bildet ein mehr oder minder großer Schatz an japanischen Kunstprodukten, meist alten, reichverzierten Lack-, Porcellan- und Metallgefäßen, Waffen und Rüstungen, eingelegter Arbeit, Bildern u. s. w. Auch die ärmste Aino-Familie besitzt mindestens ein derartiges Stück, das den Stolz der räucherigen Hütte ausmacht und fast so hoch geehrt wird, wie die Hausgötter. Das zur Ausstellung dieser Raritäten bestimmte Fach befindet sich in jedem Aino-Hause an der nämlichen Stelle dicht neben dem großen Hausgotte. Nur wenn es sich um das Heirathsgut für eine Tochter oder um das an den Vater der Braut zu entrichtende Geschenk handelt, trennt sich ein Aino freiwillig von einem Stücke dieses altererbten Besitzes, von dem gar manches gewiß durch Tauschhandel nach Jesso gekommen ist, wenn auch jede Familie behauptet, ihre Vorfahren hätten die Kostbarkeiten von dem Statthalter des Schogun, dem Fürsten von Matsumae und anderen Großen des japanischen Reiches als Geschenke erhalten.

Einiges über St. Thomé.

Afrika, und besonders der westliche Theil desselben, nimmt jetzt in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der gesitteten Welt in Anspruch, daß es vielleicht wohl von Interesse sein möchte, etwas Näheres über die kleine, aber mit üppiger Vegetation und Natur beschenkte Insel St. Thomé zu erfahren. Sie ist eine portugiesische Besitzung und wird von einem Gouverneur regiert, der seinen Sitz in dem kleinen, aber herrlich gelegenen Städtchen St. Thomé hat. Die Bewohnerschaft, deren Zahl sich auf ungefähr 2000 Weiße und 21000 Schwarze beläuft, besteht meistentheils aus Eingeborenen von trägem, hochmüthigem Charakter, die die Arbeit scheuen, sie sogar als eine Schande betrachten, daher die Roceiros (Plantagenbesitzer) gezwungen sind, mit ziemlich bedeutenden Kosten Arbeitskräfte von der Küste kommen zu lassen. Diese sogenannten Colonnen, die sich durch Kontrakt auf zwei bis fünf Jahre verbinden, stehen unter ganz besonderm Schutze der portugiesischen Regierung, die einen höhern Beamten eigens dazu angestellt hat, ihre Interessen zu vertreten und darauf zu sehen, daß der Roceiro seinen Verpflichtungen ihnen gegenüber nachkommt. Diese Colonnen kommen größtentheils aus der Provinz Angela, doch auch Cabinda und die Kruküste liefert ihr Kontingent; die letzteren beiden werden aber weniger zur Bearbeitung der Roços, als wie zum Seedienste verwendet.

Unzweifelhaft kommen dem Roceiro die Arbeitskräfte zu theuer zu stehen, denn jeder Neger kostet ihm mit Transportkosten u. s. w. bei seiner Ankunft in St. Thomé ungefähr 250 Mark; dazu ist er verpflichtet, ihm jährlich zwei Anzüge und monatlich 3 Mark 10 Pfennig Lohn zu geben, d. h. in den ersten zwei Jahren; späterhin muß der Lohn jährlich erhöht werden. Als Nahrung erhalten sie täglich ein halbes Pfund gedörrten Fisch, fünf Brot-Bananen, ein halbes Liter Maniokmehl und Palmöl. Ihre Mahlzeiten bereiten sie sich in der Regel während ihrer Ruhestunden selbst.

Die Insel ist äußerst fruchtbar; ihre Hauptkultur besteht in Kaffee und Kakao, beides von vorzüglichster Qualität. Der ganze Export ist beinahe ausschließlich nach Lissabon gerichtet, wo der St.-Thomé-Kaffee seinen größten Konsum hat, da man dort seinen feinen, aber kräftigen Geschmack sehr liebt. Das Klima sowohl wie der Boden würde sich noch zu vielen anderen Kulturen eignen, aber der Mangel an Arbeitern hindert eben den Besitzer, seinen Boden so auszubeuten, wie er wohl könnte. In den letzten Jahren hat man mit gutem Erfolg auch Quinapflanzungen angelegt und hegt in Bezug darauf die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Auch Vanillen vom Gabon importirt scheinen hier vortrefflich gedeihen zu wollen.

Der Eingeborene, im höchsten Grade genügsam, ernährt sich hauptsächlich von Mais, Maniok, süßen Kartoffeln, Brot-Banane (Banana Pão), selbst bereitetem Palmöl und etwas getrocknetem Fisch, der von Mossamedes importirt wird. Dadurch, daß die Natur ihnen ohne jegliche Mühe

Alles gewährt, fehlt ihnen die Noth zu arbeiten, denn aus dem Erlös des wenigen Kaffees, den ihre kleine Roça erzeugt, haben sie hinreichende Mittel, um ihre anderen kleinen Ausgaben zu bestreiten. Ein jeder Eingeborene, sei auch seine Roça noch so klein, giebt im Laufe des Jahres ein Fest, wozu er Verwandte und Freunde einladet. Auch bei Todesfällen unterlassen die Hinterbliebenen nicht, ein solches Fest zu veranstalten, das oft tagelang ununterbrochen mit Tanz und Schmausereien fortdauert. Dabei fällt mir ein kleines Beispiel ein, das uns neulich unser Arzt erzählte. Er war zu einem Manne gerufen worden, den er im kläglichsten Zustande antraf; er bedeutete der Frau, daß der Mann hauptsächlich kräftiger Nahrung bedürfe, um wieder seine früheren Kräfte zu erlangen; das Weib fing an über ihre Armuth zu klagen, daß sie nichts besäße um Fleisch zu kaufen. „Aber,“ sagte der Doktor, „Du hast ja da eine Ziege und Hühner, schlachte sie doch für Deinen Mann!“ „Und was sollte ich meinen Freunden zu essen geben, wenn er nun doch stürbe? Nein, das geht auf keinen Fall!“; und die Frau war nicht zu bewegen, die Thiere zu schlachten, aus Furcht, ihren Gästen beim Todesfeste nichts vorsetzen zu können. Es giebt auch dergleichen Feste, wo der Wohlhabendere sich nicht scheut, 6000 bis 9000 Mark für Feuerwerk, Champagner rc. auszugeben; daher giebt es auch nur wenige Eingeborene von wirklich bedeutendem Vermögen, trotz des Reichthums und der Ergiebigkeit des Bodens. Der Schwarze ist und bleibt eben im Grunde des Charakters ein Verschwender. Der Hauptbesitz befindet sich natürlich in den Händen der Weißen.

Das größte Uebel hier auf der Insel wie auch an der ganzen Küste ist das höchst ungesunde Klima. Die Europäer haben vielfach vom Fieber zu leiden, besonders diejenigen, die gezwungen sind, im niedern Theile der Insel und in der Stadt zu leben. Dagegen bieten einige höher liegende Roças eine beinahe europäische Temperatur. Wenn auch für Viele das Klima verderblich ist, so giebt es dagegen auch Fälle, wo der Europäer sich vollständig akklimatisirt hat. So kenne ich verschiedene Herren, die schon über 25 Jahre hier leben und sich trotzdem einer kräftigen Gesundheit erfreuen. Natürlich gehört dazu vor allen eine regelmäßige und gesunde Lebensweise, kräftige Nahrung und besonders richtiger Gebrauch des Chinins. Mit dieser Waffe in der Hand braucht man kaum das Fieber sehr zu fürchten. Wir sind jetzt hier mit unseren Kindern, die kleinsten im Alter von sechs und sieben Jahren, seit ungefähr acht Monaten, haben freilich vielfach vom Fieber zu leiden gehabt, das aber eben so schnell gewichen, wie es gekommen ist, da sofort dem Kranken die nöthige Hülfe geleistet wurde. Groß und Klein nimmt Jeder von uns des Morgens beim ersten Frühstück eine Pille Chinin, als Präservativ; jedenfalls tritt dann das Fieber nicht mit solcher Kraft auf, als wenn man den Gebrauch des Chinins vernachlässigt.

Was für die Kinder wie auch für uns eine besondere Qual wurde, war ein Ausschlag, der sich, bald nach unserer Ankunft, am ganzen Körper zeigte. Man nennt es Lichen tropical; wohl jeder Ankömmling ist diesem höchst lästigen Uebel unterworfen. Ein anderer Uebelstand ist der Fußfloh (pulex penetrans), welcher vor einigen Jahren von Brasilien nach hier verschleppt wurde. Diese kleine Bestie wurde eine Zeitlang eine wahre Kalamität für die Einwohner der Insel, bis man das Uebel erkannte.

Das Weibchen des pulex bohrt sich in die Füße ein, am liebsten unter die Nägel, und legt dort seine Eier, die sich dann in einem kleinen Sack ausbilden. Dieser Sack mit dem Floh und den Eiern muß herausgenommen werden, und zwar verursacht diese kleine Operation wenig Schmerzen. Das Loch füllt man mit etwas Cigarrenasche oder wäscht es mit Alkohol, und so hat es weiter nichts zu sagen, vernachlässigt man es aber, oder wie es bei mir geschah, hat sich der pulex zu tief unter den Nagel eingebohrt, so verursacht er sehr große Schmerzen und kann sogar gefährliche Folgen haben. Ich war in Folge davon zwei Monate am Gehen verhindert und viele schlaflose Nächte wurden mir durch den peinigenden, juckenden Schmerz verursacht. Nicht selten sieht man Schwarze, denen eine oder die andere Zehe hat abgenommen werden müssen.

Alle diese Widerwärtigkeiten abgerechnet, kann man hier ganz gut leben. Es ist zwar Alles, was Lebensmittel und Kleidung anbetrifft, sehr theuer, aber man kann es doch haben; mehrere sehr wohl sortirte Läden existiren in der kleinen Hauptstadt und machen scheinbar gute Geschäfte. Diejenigen dagegen, die größern Verbrauch haben, lassen sich ihren Bedarf an Waaren direkt von Lissabon kommen, mit dem St. Thomé in monatlicher Dampfschiffsverbindung steht. Wir erhalten jeden Monat unsern Bedarf direkt, sind auf diese Weise immer im Stande, die Sachen möglichst frisch zu empfangen, und leben nicht schlechter als wie in Lissabon. Hühner und Enten (stumme Enten) giebt es in Menge, jedoch ist das Fleisch der ersteren nicht schmackhaft, sondern schwärzlich und zäh. Rindvieh wird meistens vom Süden (Benguella, Mossamedes) importirt; das Fleisch ist aber schlecht, oft ungenießbar. Dagegen ist die Schweinezucht eine bedeutende, und finde ich das Fleisch sehr schmackhaft und angenehm.

In meinem kleinen Gemüsegarten habe ich die besten Erfolge mit deutschen Gemüsesamen gehabt. Die herrlichsten Kohlköpfe, Kohlrabi, Bohnen und Salat liefert er mir das ganze Jahr hindurch, nur richten in der Regenzeit die ungeheuern Regengüsse großen Schaden an. Als neulich die beiden Herren Dr. Pogge und Lieutenant Wißmann auf ihrer Durchreise nach Loando St. Thomé berührten, hatten wir das Vergnügen, sie bei uns zu begrüßen, und konnte ich ihnen zur allseitigen Genugthuung deutsches Gemüse aus deutschen Samen gezogen vorsetzen.

St. Thomé, Januar 1880. J. S.

Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

I.

Der regelmäßige kunstvolle Bau des Bienenstaates lenkte bereits früh das Auge des Menschen auf seine emsigen Bewohner, deren süßes Erzeugniß ihm eine der ersten Würzen seiner einfachen Speise darbot. Die staatliche Or-

ganisation, die Regelmäßigkeit der Beschäftigung, das Wunder der Verwandlung des Blüthenstaubes in Wachs und Honig, mancherlei Eigenthümlichkeiten des arbeitsamen Lebens, welche einen tiefern Sinn ahnen ließen, rückte dieses Thierchen dem Menschen näher, als ihm nach seinem Platze auf der Stufenleiter der Thiere eigentlich zukam; sein instinktmäßiges Handeln erschien wie Aeußerung eines bewußten planmäßigen Wollens und schied es dadurch von der übrigen Thierwelt; die Verborgenheit seines geschlechtlichen Lebens ließ es als ein besonders reines Thier erscheinen, als ein Liebling der Götter, als ein Symbol der unbefleckten Seele. Diese Gesichtspunkte kannte bereits das orientalische und klassische Alterthum und kein Wunder war es, daß seine Naturkundigen in Bewunderung vorliegender Eigenschaften dem Thierchen auch noch andere andichteten, welche als aus einer oft menschlichen Verstand übersteigenden Weisheit hervorgehend erschienen: thut ja doch unsere Volksweisheit dasselbe, ist ja doch auch ihr die Biene noch ein höheres Wesen, scheut ja doch auch sie sich noch dieselbe mit den anderen thierischen Wesen auf eine Stufe zu stellen.

Den Griechen galt Demeter als die Geberin des Honigs — als ein Blüthenerzeugniß konnte diese Gabe ihr mit dem meisten Rechte zugeschrieben werden — und ihr geweiht und mit ihr mehrfach in Verbindung gesetzt erscheint daher auch die Biene; Bienen (Melissai) war der Name ihrer Priesterinnen sowohl als der in ihre Mysterien eingeweihten Frauen. Der gleiche Name kam aber auch noch den Priesterinnen einiger anderer Gottheiten zu; „Biene von Delphos“ nennt Pindar die pythische Priesterin, und an diesem dem Apoll heiligen Orte befand sich auch das Tempelchen, welches die Bienen kunstvoll aus Wachs und Federn zubereitet, und welches auf sein Geheiß die Hyperboräer als Geschenk dorthin gestiftet hatten [1]).

Dem Apoll als Bienengott wurde am 24. Juli ein Opfer dargebracht, während in Böotien dem Priapos „da wo Bienenstöcke sind“ Verehrung erwiesen wurde; ferner tritt noch im Alterthum Pan als Beschützer der Bienen auf; auch eine Mellonia weiß Augustin als römische Honiggöttin zu nennen [2]).

Außer der Demeter erscheint die Biene noch der ephesischen Artemis häufig auf Münzen beigesellt — Bienen hatten den Ioniern den Seeweg von Attikas Küste nach Kleinasien gewiesen —, wie sie gleichfalls auf Münzen von Neapel neben dem Dianakopf auftritt [3]).

In der indischen Götterlehre wird Wischnu bisweilen als Biene auf einem Lotosblatt dargestellt und seiner Erscheinung als Krischna (der Schwarze) ist die durch eine dunkelblaue, fast schwarze Farbe ausgezeichnete große Biene geweiht, welche daher auch auf Abbildungen über seinem Haupte flattert oder auf seiner Stirn sitzt. Ferner eignet die Biene dem Kama, dem indischen Liebesgotte, welcher stets vom Kukuk, der Hummel und sanften Lüftchen begleitet wird, und dessen Bogensehne aus Bienen verfertigt ist, dessen fünf blumenumwundene Pfeile, welche je einen Sinn der Götter oder Menschen verwunden, an ihrer Spitze einen Bienenstachel (oder aber auch je eine Blume von erhitzender Eigenschaft) tragen [4]). Biene (Bhramarî) ist auch ein Beiname der Kâlî, der Gemahlin des Schiwa, welchen sie der Legende nach erhielt, weil sie den Dämonen Arunas besiegte, indem sie eine aus Bienen zusammengesetzte Gestalt annahm und ihn so zu Tode marterte [5]).

Wie überhaupt die leichten geflügelten Wesen vom Volksglauben als Repräsentanten der Seelen betrachtet werden, diese selbst als Vogel, Schmetterling, Fliege ꝛc. in Märchen und Sage auftreten, so erscheint auch die Biene als Seele in der Anschauung der verschiedenen Völker.

Als solche hatte sich die Seele, wie eine Unterengadiner Sage erzählt, aus einem alten Weibe entfernt, welche man daher leblos am Wege fand und welche erst zur Besinnung zurückkehrte, nachdem die herum summende Biene wieder den Weg in ihren Mund gefunden hatte [6]); als solche oder als Bremse, Hummel, Wespe entsenden auch in deutschen Sagen die Hexen ihre Seelen, während ihr Körper regungslos zurückbleibt [7]); als Hummel liebt der Teufel in der Rolle eines spiritus familiaris seine Schützlinge zu begleiten [8]). In einem altgriechischen Märchen dient eine Biene als Botin zwischen einer Hamadryade und ihrem Geliebten; einmal von ihm, da sie ihn gerade beim Spiele stört, hart angefahren, ist sie die Ursache, daß die erzürnte Nymphe ihn mit Blindheit straft; auch hier ist wohl, wie mit Recht vermuthet wird, die Biene ursprünglich die Seele der Nymphe gewesen, welche in dieser Gestalt den Geliebten besuchte [9]).

Daß auch der indischen Auffassung die Biene als Seele nicht fremd ist, zeigt uns der in diesem Jahrhundert in Kaschmir vorgekommene Fall, daß nach dem Tode des Tyrannen Gholap Singh derselbe sich in eine Biene verwandelt haben soll, und daher diese als geheiligte Thiere betrachtet wurden [10]); ferner auch der Zug der Heldensage, daß das Leben des Mairavana, des Feindes des Rama, als Bienen in einer Höhle sich befand, und ihm nicht eher das Leben genommen werden konnte, als bis diese von Hanuman, dem Freunde des Rama, getödtet waren [11]). Ihre schärfste Ausbildung erhielt aber diese Idee in der Seelenlehre der Neuplatoniker, welchen die Biene, die obgleich ausfliegend doch der Heimath nicht vergißt, als ein bedeutsames Symbol der sich im Leben rein erhaltenden, auf ihre Rückkehr in höhere Sphären denkenden Seele galt [12]); in der Gestalt von Bienen kehrten gleichfalls die Seelen der Todten vom Monde, welcher selbst Biene genannt wird, auf die Erde herab, um neue Körper aufzunehmen [13]). Auch bereits den alten Pythagoräern sollen nach Porphyrius die Bienen für die Seelen aus der Zeit der ersten Unschuld oder für selige Geister gegolten haben [14]).

In der griechischen Symbolik erscheint die Biene ferner noch, da sie die Heimath verläßt und sich in einem neuen Staate ansiedelt, häufig als das Symbol einer Kolonie; in ihrer Gestalt waren die Musen die Führer der Ionier von Attika nach der kleinasiatischen Küste gewesen [15]). Auch die unterirdische Orakelstätte des Trophonios in Böotien wiesen Bienen den Suchenden, indem sie vor ihnen in die Erde flogen [16]).

Das Geheimnißvolle der Bienenzeugung, das Verborgene des Zeugungsaktes selbst ließ früh schon die Meinung aufkommen, daß ihre Erzeugung nicht auf geschlechtlichem Wege geschehe. „Ir kainen unkäuscht mit der andern noch habent zuo enander unkäuschen glust und habent kainen smerzen in ir gepurt“ erzählt uns in Anlehnung an seine antiken Vorbilder der Verfasser der ersten deutschen Naturgeschichte [17]), und den gleichen Glauben finden wir in China wieder, wo von den Erdbienen behauptet wird, daß sie keine Weiber hätten, sondern die Jungen der Würmer des Maulbeerbaumes nähmen und aufzögen [18]). Diesem Glauben einer spontanen Erzeugung in Verbindung mit mythischen Vorstellungen verdankt die griechische Anschauung von der Geburt der Bienen aus dem Stierleibe ihren Ursprung, für welche die ältesten Zeugen griechische Dichter aus dem Zeitalter der Ptolemäer sind [19]) und welche später häufig bei Dichtern und Naturkundigen bis in den Beginn der neuern Zeit, wo noch Melanchthon sie für wahr und für einen Beweis der Vorsehung, sowie für ein herrliches Bild der christlichen Kirche gehalten hat, wiederkehrt [20]). Virgil beschreibt in seinem Gedichte vom Landbau, wie man in Aegypten um

neue Bienen zu erhalten einem Farren Nase und Mund verstopfe und nächstdem sein Inneres durch die unblutige Haut mürbe stampfe, und beschreibt dann die Entstehung folgendermaßen:

> Aber die gährenden Säft', im zarten Gebein sich erhitzend,
> Sieden indeß, und ein Schwarm seltsamer Beseelungen zeigt sich,
> Mangelnd der Füße zuerst, doch bald mit schwirrenden Flügeln.

Zuerst habe Aristäus auf diese Art, als erzürnte Nymphen durch eine Seuche seine Bienen vernichtet, neue Schwärme erhalten, indem er auf den Rath seiner Mutter Cyrene diesen Nymphen ein Sühnopfer von Rindern gebracht hätte, aus deren verwesendem Fleische dann Bienen emporgeschwärmt seien [21]). Allgemeinen Beifall scheint aber diese eigenthümliche Bienenerzeugung nicht bei den Römern gefunden zu haben; sowohl dem Celsus als dem Columella will es scheinen, als ob diese Kunst denn doch mehr Schaden als Nutzen brächte [22]). Porphyrios deutet die Bienenentstehung aus dem Leichnam des Stiers dadurch, daß der Mond, welcher auch Biene (Melissa) genannt werde, im Zeichen des Stieres kulminire [23]).

Aehnlichen Ursprung wie diesen „Stiergeborenen", diesen „geflügelten Kindern der verwesenden Kuh", schrieb man nun auch den Wespen und Hornissen zu, welche aus verfaulenden Pferden — nach Servius sollen aus diesen aber auch die Drohnen kommen — entstehen sollten [24]); nach Konrad von Megenberg kommen sie aber aus eingegrabenen Eselshäuten, während aus dem Eselleibe selbst rothe Fliegen entstehen [25]).

Diese Bienenentstehung aus dem Stierleibe erscheint auch in den dionysischen Mysterien wieder; der Gott selbst, nachdem er in der Gestalt des Stieres zerrissen worden, soll in Gestalt einer Biene wiedergeboren sein [26]). Die Verbindung von Rind und Biene zeigen uns ferner noch griechische und römischen Münzen [27]), und sogar im Norden wies das im Jahre 1653 zu Tournay entdeckte Grab des Frankenkönigs Childerich des Ersten goldene Bienen im Verein mit einem Stierkopf auf [28]).

In der hebräischen Heldensage erscheint der Löwe verbunden mit der Biene; in dem von Simson zerrissenen Löwen nistet ein Bienenschwarm und giebt ihm die Idee seines Räthsels „Vom Fresser kam Fraß, und vom Starken kam Süßigkeit" [29]). In den Mithrasmysterien treten beide Thiere gleichfalls verbunden auf [30]).

* * *

Unter den verschiedenen Eigenschaften, welche der Volksglaube den Bienen zuschreibt und welche sie dem Volke in einem bessern Lichte als andere thierische Wesen erscheinen lassen, ist zunächst ihre Vorliebe für körperliche und geistige Reinheit, ihre Abneigung gegen alles körperlich oder moralisch Befleckte, gegen alles Rohe und Frevelhafte hervorzuheben. Ihre eigene Unschuld läßt sie sofort erkennen, ob eine sich nähernde Person auch eine keusche ist; bereits Plutarch und Aelian berichten, daß sie Personen, welche von einem unkeuschen Umgange kommen, angreifen und verfolgen [31]), und noch der jetzige französische Volksglaube läßt sie die Eigenheit besitzen, eine tugendhafte Frau von einer leichtsinnigen zu unterscheiden und letztere gern mit ihren Stichen zu verfolgen [32]); gleichfalls behauptet der böhmische, daß eine ehrsame Jungfrau sicher vor ihren Stichen sei [33]). Abscheu vor Menstruirten schreibt ihnen Plinius zu; auch gegen Leichen sollen sie nach antiker Anschauung heftigen Widerwillen zu erkennen geben; Abneigung sowohl gegen übele Gerüche als auch gegen Wohlgerüche schreibt diese ihnen gleichfalls zu, so daß parfümirte Leute ihren Stichen ausgesetzt gedacht wurden [34]).

Beim Einfassen eines Bienenschwarmes muß, wie man in Oberbayern behauptet, ein keusches Mädchen sein; im Kanton St. Gallen hält man frische Wäsche dabei für nöthig, während man Larven und Handschuhe verschmäht, da die Bienen dem Reinen, welcher sie freundlich behandelt, nichts thun; nach altrömischer Vorschrift mußte man vor dem Ausnehmen sich den Mund spülen [35]).

Ein jeder, welcher mit den Bienen in Berührung kommt, soll überhaupt ein moralisch guter Mensch sein, denn nur reine und getreue Leute dulden sie um sich, während sie unreine und falsche mit ihrem Zorne verfolgen [36]); daher gedeihen sie nicht dort, wo rohes und trügerisches Wesen wohnt [37]); sogar bei geizigen Leuten gehen sie nach böhmischem Glauben schon ein [38]), nach altrömischem verabscheuen sie auch Diebe [39]).

In ihrer Gegenwart soll man sich stets anständig benehmen und freundlich mit ihnen verfahren; schon Plinius wußte, daß andernfalls die Stöcke aussterben [40]), und der Schweizer Volksglaube weiß, daß sie es thun, wenn in Gegenwart der Biene geschworen oder geflucht wird [41]); der französische, daß sie im letztern Falle den Sünder mit ihren Stichen verfolgen oder ihn wohl gar eines Auges berauben, selbst gegen einen unanständigen Scherz sind sie sehr empfindlich [42]). In der Normandie, wo man ihnen das Verstehen alles Gesprochenen zuschreibt, glaubt man, daß sie sich gelegentlich für Beleidigungen rächen, dagegen gut behandelt dem Hause Heil bringen [43]); in der Schweiz, daß sie dem Menschen überhaupt nichts thun, wenn er nur keine bösen Worte braucht [44]).

Unrecht verträgt die Biene überhaupt nicht; ein gestohlener Schwarm wird nie gedeihen, sondern bald aussterben, was schon Plinius berichtet und unser heutiger Volksglaube bestätigt, wenn er nicht, wie der französische annimmt, daß der Schwarm zum rechtmäßigen Besitzer zurückkehrt [45]). Der Westfale behauptet, daß, wie der Bienenstock so auch der Obstbaum und der Wermuth kein Unrecht vertrage, und daß namentlich Diebstahl von Bienen, Flachs und Federvieh der armen Seele weh thue [46]).

Nach französischem Glauben wollen die Bienen auch nicht einmal verkauft sein und rächen sich an dem Käufer durch Nichtgedeihen, zuweilen auch an dem Verkäufer durch anderweites Unglück; nur tauschen oder verschenken darf man sie [47]). Der praktische Engländer, bei dem dieser Glaube gleichfalls stellenweise herrscht, weiß sich zu helfen, indem er zwar den Bienenstock verschenkt, dabei aber als selbstverständlich das gleichwerthige Gegengeschenk in Korn, welches meist schon durch den Brauch festgesetzt ist, in Anspruch nimmt [48]). In Schwaben darf man wenigstens beim Immenkauf nicht feilschen [49]).

Der enge Zusammenhang, in welchem der Bienenschwarm mit seinem Besitzer steht, hat seinen schärfsten Ausdruck in den Vorschriften gefunden, welche bei dem Tode des Herrn und dem Uebergang an den Erben zu beobachten sind, und welche sich gleichmäßig durch ganz Deutschland, England und Frankreich, dann auch bei den Litthauern und den Serben verbreitet finden.

Zunächst ist es nöthig, den Bienen den Tod ihres Herrn, bei den Litthauern auch den der Wirthin, in einzelnen Gegenden Englands auch den naher Verwandter, in aller Form, meistens mit einer feststehenden Formel anzuzeigen, wie z. B.

> Der Wirth ist todt (Norddeutschland);
> Der Vater ist todt (Voigtland);
> Bienchen, der Hausvater ist gestorben (Böhmen);
> Ihr Bienen, euer Herr ist gestorben (Oesterr.-Schlesien);

Dein Herr stirbt (Westfalen);
Bienchen, seid wach, euer Meister geht weg (in den Kempen);
Bienen, wacht auf, euer Herr ist todt (Westfalen)[50].

Durch die Ansage des Todes scheint gewissermaßen das Band gelöst, welches sie mit ihrem alten Herrn verknüpfte, und die Gefahr, daß sie ihm nachziehen, abgewendet zu werden[51]). Die Pflicht dieser Anzeige steht meist dem Rechtsnachfolger, dem Erben des Hausherrn, zu, auch wohl die Frau[52]) oder ein sonstiger naher Anverwandter[53]) darf damit betraut werden, und wird dabei gewöhnlich an jeden Korb ein- oder dreimal angeklopft oder angestoßen — in Böhmen muß das Anklopfen mit dem Hausschlüssel[54]), in Litthauen die Anzeige durch Klingeln mit den Schlüsseln geschehen[55]) —, wodurch in Westfalen gleichzeitig ein Erwecken oder Verhindern des Einschlafens (wohl als Folge des Einschlafens ihres Herrn) bezweckt zu werden pflegt; träge und schläfrig werden die Bienen, welche nicht so aufgeweckt worden sind[56]).

Anstatt des Anklopfens ist in vielen Gegenden auch ein Rücken der Körbe oder Hinstellen an einen andern Ort, sei diese Veränderung auch noch so gering, vorgeschrieben, sowohl in Deutschland als auch in England und Frankreich; im Oldenburgischen müssen die Körbe auch, wenn die Leiche weggefahren wird, so umgedreht werden, daß die Fluglöcher nach hinten zu liegen kommen[57]), vielleicht um die Bienen am Nachfolgen zu verhindern.

Wenn der Erbe dem Korbe den Tod seines alten Herrn ankündigt und sich dadurch als den neuen Besitzer vorstellt, muß er ihnen gleichzeitig versprechen, sie eben so gut zu halten als sein Vorgänger und sie bitten sich nicht zu entfernen, sondern nunmehr für ihn zu arbeiten.

„Biene, dein Herr ist todt,
Du sollst haben keine Noth"

lautet dabei der westfälische Spruch[58]) und ähnlichen Inhalt haben die französischen und englischen Formeln, welche bei dieser Gelegenheit angewendet werden. Ist aber der Erbe ein Taugenichts, dann nützt, wenigstens nach französischem Glauben, alles Anzeigen und Auffordern nichts, der Bienenschwarm verläßt dennoch seine alte Stätte und fliegt fort[59]).

Wie die Familie trägt auch der Bienenschwarm Trauer um den Tod des Hausherrn und es darf nicht übersehen werden, die Stöcke in schwarzen Flor zu kleiden oder ihnen ein schwarzes Läppchen als Trauerzeichen umzulegen, wenn man nicht ein Aussterben der Schwärme besorgen will. Deutschland, England und Frankreich theilen sich wiederum in diese Sitte. In England kommt auch noch ein Einladen der Bienen zum Begräbniß vor[60]), in Frankreich ein Begraben eines Kleidungsstückes des Todten angesichts der Bienenstöcke, um die Bienen so gewissermaßen am Begängniß theilnehmen zu lassen[61]), während man umgekehrt im Oldenburgischen der Leiche etwas aus dem Bienenstocke mitgiebt, damit der Schwarm gut gedeihe und nicht gestohlen werde[62]). Der Tod einer Biene muß nach französischem Glauben gleichfalls dem Stocke angezeigt und dieser mit einem Stückchen schwarzen Zeuges bekleidet werden, wenn er nicht eingehen soll[63]).

Nimmt der Schwarm so am Tode der Familie Theil, so will er andererseits auch an Freudentagen namentlich an Hochzeitstagen nicht vergessen sein und dann ein rothes Gewand tragen, um sich mit den Menschen zu freuen. Diese Bekleidung kommt in Böhmen und anderwärts in Deutschland vor[64]); besitzt das junge Paar Bienenkörbe, so muß es ihnen in Westfalen gleichfalls unter Anklopfen vorgestellt, und müssen die Bienen gebeten werden, die junge Frau, wenn sie später Kinder erhält, nicht zu verlassen[65]).

Wird bei den beschriebenen Bräuchen beim Tode des Herrn irgend etwas versehen, dann sterben die Bienen ihrem alten Besitzer nach, oder sie wandern aus und suchen sich selbst eine neue Heimath — in Schwaben behauptet man auch, daß der Honig dann Durchfall verursache[66]) —, überhaupt aber glaubt man in einigen bayerischen Gegenden, daß mit Sterbebienen kein Glück sei[67]), und schon Coler in seiner im 17. Jahrhundert erschienenen Oekonomie erwähnt der Abneigung Bienen, deren Herr gestorben ist, zu kaufen, da sie bald nachstürben[68]).

---

[1]) F. A. v. Besnard, Erläuterungen zu Arnobius. Landshut 1842, S. 280, 474. Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Leipzig und Darmstadt 1839, Bd. 4, S. 353; Bd. 2, S. 586. Pausanias, Beschreibung von Griechenland, Buch 10, Kap. 5, §. 9.

[2]) W. Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870, Bd. 2, S. 126. Pausanias 9, 31, 1. R. H. Klausen, Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha, S. 187. Besnard S. 474.

[3]) Creuzer Bd. 2, S. 585/86. Auf Münzen von Metapontum erscheint die Biene neben der Aehre, also wieder in Beziehung auf Demeter. Ebendaselbst.

[4]) Angelo de Gubernatis, Die Thiere in der indo-germanischen Mythologie. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1874, S. 507. F. A. Wiese, Indien oder die Hindus. Leipzig 1836/7, Bd. 1, S. 257, 252. Wollheim da Fonseca, Allgemeine vergleichende Mythologie. Berlin 1856, Bd. 1, S. 120.

[5]) Wollheim Bd. 1, S. 85.

[6]) D. Jecklin, Volksthümliches aus Graubünden. Zürich 1874, Bd. 1, S. 59.

[7]) A. Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868, S. 212/3.

[8]) J. N. v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols. Zürich 1857, S. 248.

[9]) F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 55, Anmerkung.

[10]) „Globus" Bd. 3, S. 27.

[11]) W. Taylor, A. catalogue raisonnée of Oriental manuscripts in the library of the College Fort Saint George. Madras 1857, Vol. 3, p. 278.

[12]) Creuzer Bd. 2, S. 586/7; Bd. 4, S. 358.

[13]) Gubernatis S. 507.

[14]) Menzel Bd. 2, S. 127.

[15]) Creuzer Bd. 2, S. 585/6.

[16]) Pausanias 9, 40, 2.

[17]) Konrad von Megenberg, Das Buch der Natur. Herausgegeben von Franz Pfeifer. Stuttgart 1861, S. 288.

[18]) A. Pfizmaier, Zur Geschichte der Wunder in dem alten China. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 68, S. 856.

[19]) Besnard S. 340 (nach Voß).

[20]) O. Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer. Gotha 1856, S. 596, Anmerkung (nach Voß).

[21]) Virgil, Gedicht vom Landbau. Gesang 4, Vers 281 u. folg.

[22]) Lenz S. 595/6, Anmerkung.

[23]) Menzel Bd. 1, S. 59.

[24]) Creuzer Bd. 2, S. 585 (Elegiker Philetas, Archelaus); Bd. 4, S. 354. Lenz 559, 574, 560. Ovid, Verwandelungen, Gesang 15, Vers 362 u. folg. Wessen koment eteswenn von pfärdes flaisch, sam Clemens der pábst spricht. Megenberg S. 309.

[25]) Megenberg S. 292.

[26]) Gubernatis S. 507.

[27]) Klausen S. 186, Anmerkung.

[28]) Gubernatis S. 507. Creuzer Bd. 4, S. 361. Letzterer setzt dieses Faktum in Verbindung mit den Mithrasmysterien.

[29]) Buch der Richter Kap. 14, Vers 14 u. folg.

[30]) Gubernatis S. 508.

[31]) Plutarch, Ehevorschriften, Kap. 44. Aelian, Thiergeschichten, Buch 5, Kap. 11.

[32]) J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig, Bd. 1, S. 248 (Nro. 563).

[33]) J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864, Nro 604.

[34]) Plinius, Naturgeschichte Buch 11, Kap. 15. Creuzer Bd. 4, S. 349. Lenz S. 571, 574 (nach Aristoteles und Varro). Aelian, Thiergeschichten, Buch 1, S. 58.

[35]) Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. Mün-

chen 1848/55, Bd. 2, S. 173. K. Steiger, Sitten und Sprüche der Heimath. St. Gallen 1839, S. 15. Virgil, Gedicht vom Landbau, Gesang 4, Vers 230.

[36]) (Pachelbel), Ausführliche Beschreibung des Fichtelberges. Leipzig 1716, S. 108.

[37]) Steiger S. 16.

[38]) Grohmann Nro. 1687.

[39]) Plinius Buch 11, Kap. 15.

[40]) Ebendaselbst.

[41]) Steiger S. 16.

[42]) H. Vaschalde, Croyances et superstitions populaires du Vivarais. Montpellier 1876, p. 15. Monnier et Vingtrinier, Croyances et traditions populaires. Lyon 1874, p. 147.

[43]) Menzel Bd. 2, S. 128.

[44]) Steiger S. 15.

[45]) Plinius Buch 19, Kap. 37. A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 2, S. 65. Monnier-Vingtrinier p. 146.

[46]) Kuhn Bd. 2, S. 65.

[47]) Wolff-Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853/9, Bd. 2, S. 419 (Montagne noire). Liebrecht, Gervasius von Tilbury. Hannover 1856. Anhang: Französischer Aberglaube Nro. 88. Monnier-Vingtrinier p. 146. Vaschalde p. 15.

[48]) J. Brand, Popular antiquities of Great Britain. Edited by Carew Hazlitt. London 1870, Vol. 2, p. 219; Vol. 3, p. 276.

[49]) A. Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 1, S. 399.

[50]) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 435. J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere Ueberlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 254. Grohmann Nro. 606. A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. II. Sagen und Märchen, Brauch und Volksaberglauben. Troppau 1867, S. 251. Kuhn Bd. 2, S. 47. J. u. O. v. Düringsfeld, Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879, Bd. 2, S. 131. Kuhn Bd. 2, S. 65.

[51]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, §. 376.

[52]) Ebendaselbst.

[53]) F. J. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie; gesammelt in Churrhätien. Chur 1862, S. 114.

[54]) Grohmann Nro. 606.

[55]) J. Grimm, Deutsche Mythologie (Erste Auflage). Göttingen 1835. Anhang, Littauischer Aberglaube Nro. 8.

[56]) Kuhn Bd. 2, S. 47, 66.

[57]) L. Strackerjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 1, S. 65.

[58]) Kuhn Bd. 2, S. 65.

[59]) Wolf Bd. 2, S. 248 (Nro. 569).

[60]) Brand Vol. 2, p. 148.

[61]) Monnier-Vingtrinier p. 148.

[62]) Strackerjan Bd. 1, S. 65.

[63]) Grimm a. a. O., Französischer Aberglaube Nro. 26.

[64]) Grohmann Nro. 606. W. Wackernagel, Kleine Schriften, Bd. 1, S. 182.

[65]) Kuhn Bd. 2, S. 66.

[66]) G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 105.

[67]) Panzer Bd. 1, S. 265.

[68]) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. 1, S. 148.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Bevölkerung und Staatsschulden der australischen Kolonien am 31. December 1880.

	Bevölkerung	Staatsschulden	pro Kopf	
		Pf. St.	Pf. St.	Sch.
Victoria	910 000	25 048 222	27	10
Neu-Süd-Wales	767 200	23 666 542	30	8
Neu-Seeland	580 000	27 409 113	58	10
Süd-Australien	268 000	7 593 943	28	3
Queensland	220 000	10 192 086	46	3
Tasmanien	112 500	1 786 800	15	18
West-Australien	29 000	361 000	12	9
	2 886 700	96 057 706	33	$5^1/_2$

— Von der Burke and Wills Expedition, die, wie bekannt, im Jahre 1860 von Melbourne auszog, um das damals noch gänzlich unbekannte Central-Australien bis an den Golf of Carpentaria zu erforschen, aber auf der Rückkehr am Cooper's Creek elendiglich umkam, wurden im December 1880 — also nach 20 Jahren — bei Wilcannia drei Kameele gefangen, welche dieser Expedition angehört hatten. Der Ort Wilcannia mit 800 Seelen liegt am Darling-Flusse in 31° 30′ südl. Br. und 143° 30′ östl. L. Gr. und gehört zur Kolonie Neu-Süd-Wales.

Vermischtes.

— Wir erlauben uns, unsere Leser mit besonderm Nachdruck auf den dieser Nummer beigelegten Prospekt, Ed. Hölzel's Geographische Charakterbilder betreffend, aufmerksam zu machen. Wegen der Einzelheiten, soweit sie sich auf die Herstellung dieser Oeldruckbilder, ihre wissenschaftliche und technische Vorbereitung, auf den Preis u. s. w. beziehen, verweisen wir auf jene Beilage; aber wir möchten unsererseits hinzufügen, daß das hier Gebotene in der That ein vorzügliches Mittel für den geographischen Unterricht zu werden verspricht. Die Ausführung ist eine künstlerisch geschmackvolle und steht unseres Erachtens weit über den landläufigen Oeldruck-Landschaften, der Preis ist verhältnißmäßig gering; der Grundsatz, nur konkrete Bilder vorzuführen, unstreitig zu loben. Daß sich die Wiener Geographische Gesellschaft und namhafte Fachmänner des Unternehmens thatkräftig angenommen haben und namentlich bei Beschaffung und Auswahl von zuverlässigen Vorlagen behülflich sind, ist ein vollgültiger Beweis für die durchaus gesunden Grundlagen des großartigen Unternehmens, welchem wir von Herzen in Schulkreisen wie unter den Freunden der Erdkunde guten Erfolg wünschen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

II.

An der Stelle, wo Nachtigal den Gambaru überschritt, hatte derselbe nur 10 m Breite und $^2/_3$ m Tiefe; aber die Breite seines Bettes ließ erkennen, welche Wassermassen er zu gewissen Zeiten hinabwälzt. Der Strom soll im Lande der Musgo aus dem Wassernetze, das bei Kabscheme mit dem Flusse von Logon zusammenhängt, entspringen und fließt bei Wulegi in den Tsade. In dem Dickicht an seinem rechten Ufer, das hauptsächlich aus Hedschilidsch (Seifenbaum, Balanites aegyptiaca) besteht, tummelten sich in komischen Sprüngen Legionen kleiner Affen der Species Cercopithecus grisoviridis. Zur Regenzeit kann man den Gambaru sowie seine zahlreichen Nebenflüßchen nur mittels Fahrzeuge überschreiten. Dieselben sind von zweierlei Art: entweder höhlt man zwei große Kürbisse aus und verbindet sie mit Stöcken, auf welche sich der ganz entkleidete Reisende rittlings setzt, nachdem er Kleider und Habseligkeiten in den Kürbissen untergebracht hat. Oder man verbindet vier derselben mittels Stäben und zwar nicht nur unten, wo sie ins Wasser tauchen, sondern auch oben, wo sich die Höhlungen befinden, und legt darauf einen Fußboden von Planken und Aesten, auf welchem Leute und Gepäck ohne Gefahr des Durchnäßtwerdens Platz nehmen. Noch besser sind Boote oder richtiger Flöße aus Ambadschholz, welche man schwimmend vor sich her stößt. Alle drei Arten des Ueberganges sind auf S. 226 zur Darstellung gebracht.

Beim Weitermarsche blieb der Gambaru fast stets in Sehweite zur Rechten, bis die Stadt Afadē erreicht war. Dieselbe ist kleiner als Ngala und hat jetzt statt der 8000 Einwohner, die Heinrich Barth ihr giebt, noch keine 2000, alles Makari. Zerstörte Häuser und weite leere Räume zeigen ihren Verfall, an welchem der Pilger ed Din die Schuld trägt. Der einzige besser erhaltene Stadttheil ist der Palast des Königs oder Gouverneurs, eine Burg von sorgfältiger Bauart im Makari-Stil und von geschmackvoller Verzierung, welche hoch über die anderen Häuser hervorragt. Ein bedeckter Eingang führt in einen Hof, auf welchen sich eine Art von Thron- oder Rathssaal öffnet, ein nicht großer, aber gut geglätteter Raum, welcher fast ganz durch eine feste, circa 1 m hohe Estrade aus Lehm eingenommen wird, welche ihrerseits den schwarz angestrichenen Thron des Gouverneurs trägt. Noch verengert wird dies Gemach durch vier viereckige, nach oben zu sich verjüngende Pfeiler, deren glatte Flächen und scharfe Kanten gleichfalls viel Sorgfalt bei der Herstellung verrathen. Der sehr massiv gebaute vorspringende Flügel des Palastes hat ein oberes Stockwerk und trägt eine Art kleinen runden Pavillons aus Lehm, das Privatzimmer des Maï, von dem eine Thür auf die Terrasse des Unterstockes führt. Alle Thüren sind mit breiten, schwarzen Gesimsen eingefaßt und die Wände mit Kannelüren, die in schwarze und gelbe Felder getheilt sind, verziert. Auf den jetzt in Terrassen verwandelten Ruinen dieses einst viel umfangreichern Palastes erheben sich hier und da mit Stroh gedeckte Lehmhütten (bongo) von einer viel weniger sorgfältigen und zierlichen Bauart. Vor dem königlichen Gemach befindet sich eine Bank aus Lehm mit gut geglätteter Lehne, wo der jetzige Maï, Muzo mit Namen,

zu sitzen pflegt. Der Platz vor dem Palast, der mit großen dicht belaubten Ficoïdeen umgeben ist, dient den Eingeborenen zu Versammlungen und Berathungen, und von seinem Sitze aus vermag der Gouverneur die Begrüßungen, Berichte, Bitten und Klagen der Leute zu hören und kleinere Streitigkeiten zu entscheiden. Nachtigal suchte ihn im Oberstocke auf und fand in ihm einen liebenswürdigen Makari, der entschieden auf Seiten des flüchtigen Mbang von Baghirmi zu stehen schien.

Die unmittelbare Umgebung von Afade besitzt eine ungewöhnlich reiche Vegetation von wildem, fast jungfräulichem Charakter; wilde Schweine, Meerkatzen und Paviane giebt es in Menge, und die letzteren wagen sich ungescheut bis an die Mauern und selbst in das Innere der Stadt. Unter den Bäumen finden sich besonders gummihaltige, ferner Ficoïdeen in vier Species und zum ersten Male ein Baum mit grauer, bitterer Frucht von der Größe einer Citrone, der im Arabischen murr, im Kanuri kagem heißt.

Von Afade an verschwindet das Kanuri-Element vollständig aus den Städten und macht den Makari Platz. Statt der hahnenkammartigen Haartracht der Tibu Ngoma flechten sich die dortigen Frauen sechs dicke Zöpfe, welche vom Scheitel in gleichen Abständen hinten und vorn herabfallen. Auch in Afade wartete die Karawane mehrere Tage auf den Träger des Briefes, den Scheich Omar an den König von Logon richten wollte, eine Zeit, welche Nachtigal benutzte, um alte kundige Leute nach der Geschichte ihrer Stadt und dem Makari-Dialekte auszufragen. Am 10. März aber wollte er dem armen Gouverneur Muzo nicht länger mehr zur Last fallen und warten, sondern setzte seine Reise langsam durch den dichten Wald fort, den Gambaru rechts lassend. Hier und da begegnete man Jagdgehegen, einem Gewirr von Zäunen, die sich einander nähern, in welche die Keribinas das Wild zusammentreiben und es zuletzt durch Pfeilschüsse erlegen. Zur Seite zeigten sich auch ab und zu fast ganz verlassene Schoa-Dörfer. Nach vierhalbstündigem Marsche war Tille erreicht, ein ummauertes Dorf, der letzte Ort im eigentlichen Bornu, reizend auf einem Hügel gelegen, zu dessen Fuße sich ein Arm des Gambaruram wand, an dem sich unglaubliche Scharen von Affen in den heitersten Spielen tummelten. Leider war dort aber kein brauchbares Unterkommen zu erhalten, so daß Nachtigal unter einer prächtigen Tamarinde am Ufer des Flusses sein Lager aufschlug. Es hatte für ihn, der so lange Zeit nur in Wüsten gelebt hatte, einen ganz eigenen neuen Reiz, den Blick an dem klaren Gewässer, der üppigen Vegetation und den ländlichen Hütten zu weiden. Lange Zeit träumte er im Schatten der riesigen Bäume, in den Anblick der romantischen Natur versunken. Da spielten Kinder am Boden; dort durchwateten lange Reihen von Frauen, Schüsseln und Körbe auf dem Kopfe, den Fluß, um den Markt des eine Tagereise südlich gelegenen Dschelbeï zu besuchen; Perlhühner tummelten sich im Uferdickichte und Affen machten ihre Kapriolen auf den Bäumen: alles athmete Friede, Reichthum und Anmuth, bis — der Mensch auftrat. Leute aus dem Dorfe kamen bald, um den weißen

Uebergang über den Gambaru zur Regenzeit.

Mann zu betrachten, und darunter Musikanten, welche einen abscheulichen Lärm vollführten. Der eine, dessen ganzer Kopf bis auf zwei, von vorn nach hinten verlaufende Streifen kahl geschoren war, bearbeitete eine Trommel, der andere hatte eine Flöte mit mehreren Löchern und einer weiten metallenen Mündung.

Der nächste Morgen brachte sie in drei Stunden durch dichten Wald in südöstlicher Richtung nach der Logon-Stadt Kalakafra, innerhalb deren hohen und dicken Mauern etwa 5000 Einwohner leben. Diese zeigten sich aber sehr furchtsam und ungastlich; denn sobald sich die Karawane näherte, wurden sämmtliche Thore ihr vor der Nase zugesperrt. Sie mußte sich also außerhalb im Schatten eines großen Bolongo-Baumes lagern, wo sie den Besuch des Gouverneurs, mit dem Titel Kalif, empfing, der etwas von einem Frühstück verlauten ließ. Da er aber nicht Wort hielt, so brachen sie Nachmittags wieder auf und marschirten bis Ulf oder Alfu, der ältesten Stadt Logons. Sie ist besser erhalten, als die meisten Städte Bornus und mag 6000 bis 7000 Einwohner zählen. Man bemühte sich zwar, durch Galoppiren und Flintenschüsse den dortigen Gouverneur, der den Titel Galadima führt, aufmerksam zu machen; derselbe kümmerte sich aber so wenig um die Ankömmlinge, daß diese es vorzogen, unter freiem Himmel ihre Zelte aufzuschlagen. Dort bemerkte Nachtigal die erste Deleb-Palme (Borassus Aethiopum).

Am 12. März zog man gegen Südsüdost durch eine dicht von Kanuri und Schoa-Arabern bewohnte Gegend. Die zeitweise Ueberschwemmungen ausgesetzten Dörfer waren meist mit einem kleinen schützenden Erdaufwurfe umgeben, der durch Lagen von Schilf verstärkt war. In diesem Gebiete gemischter Bevölkerung zieht der Reisende stets die Kanuri-Dörfer vor, wo er eines bessern Empfanges sicher ist, als bei den selbstsüchtigen und wenig gastfreundlichen Schoa oder Makari.

Schoa-Niederlassungen erkennt man besonders an ihren riesigen Stroh- oder Schilfhütten, welche Plumpheit und Unsolidität mit einander verbinden, aber so geräumig sind,

Residenz des Gouverneurs in Afadē.

daß sie außer den Menschen auch Pferden und Groß- und Kleinvieh Unterkunft bieten. Gewöhnlich enthalten dieselben außer einigen Lehmbänken ein 2 bis $2^1/_2$ m hohes, auf Pfählen ruhendes und mit Matten bedecktes Gerüst, in welches sich die Familie zum Schlafen zurückzieht. Fast der ganze übrige Raum der Hütte wird vom Vieh eingenommen. Wegen der Fliegen, welche in diesen feuchten, sumpfigen Gegenden in Massen vorkommen, errichtet man gewöhnlich vor der Hütte ein eben solches Gestell, nur noch höher, als das drinnen, um sich zugleich vor Flöhen zu schützen, und brennt darunter Nachts ein Feuer von frischem Holze. Bei Tage benutzt man sie zum Schutze gegen die Sonne. In den kleineren Hütten der Kanuri und Makari macht man, um die lästigen Insekten abzuhalten, die Thüren möglichst klein und sucht sie Abends durch Rauch zu vertreiben. Dann wird die Thür hermetisch verschlossen, so daß sich drinnen bald eine entsetzliche Stickluft entwickelt. Einem europäischen Reisenden fällt die Wahl zwischen den Stichen der zahllosen Blutsauger und dem raucherfüllten, stinkenden Loche stets schwer; während und unmittelbar nach der Regenzeit, wo das ganze Land einem Sumpfsee gleicht, erreicht diese Plage ihren Höhepunkt.

Wuli, wo die Reisegesellschaft am 13. März eintraf, ist eine Gruppe kleiner Schoa-Dörfer, umgeben von majestätischen Deleb-Palmen mit fächerförmigen Blättern, die von hier an sehr häufig werden. Ihre Frucht hat die Größe und Gestalt einer Kokonuß, ist im Zustande der Reife dunkelgelb und besteht fast ganz aus einem Kern; das fast safrangelbe Fleisch ist ziemlich hart und faserig, aber ungemein süß und wohlschmeckend; doch kann man es nur aussaugen.

Am Hofe von Logon hatten sich indessen beunruhigende Nachrichten über Nachtigal's Ankunft verbreitet. Die vielen Leute und Pferde in seinem Gefolge unterstützten das Gerücht, demzufolge er gekommen war, dem flüchtigen Mbang gegen seine Feinde zu helfen, zu dessen Entstehung übrigens sein fremdartiger Charakter als Europäer und Christ allein schon hinreichte. Der Sultan Maruf von Logon war in die höchste Unruhe, um nicht zu sagen Besorgniß oder Furcht versetzt worden; so suchte er denn, wie der Reisende erst

später erfuhr, möglichst viel Bewaffnete zu seinem Schutze um sich zu versammeln und Nachtigal auf alle mögliche Weise einstweilen vom Betreten der Hauptstadt abzuhalten. Gegen Sonnenuntergang, als derselbe wegen der vorgerückten Zeit schon nicht mehr seinen Einzug in Logon abhalten konnte, erschienen zwei vollständig kriegsmäßig ausgerüstete Reiter, sie selbst wie ihre Pferde in die landesüblichen Wattenpanzer gehüllt. Dieselben begrüßten den Fremden und baten ihn im Namen des Königs, seinen Einzug bis auf den nächsten Morgen verschieben zu wollen, da der Hof noch nicht alle Vorbereitungen zum Empfange eines so hohen Gastes vollendet habe. Als dieser Zeitpunkt aber herannahte, erschienen die beiden Reiter wieder und meldeten, der König habe Nachricht erhalten, daß der Beamte des Kaschella Bilâl nahe sei, und wünsche, daß der Fremde gleichzeitig mit demselben einziehe. Nach Ablauf von anderthalb Tagen jedoch ließ sich derselbe nicht mehr in dem dürftigen Wuli, wo es nichts zu essen gab, zurückhalten und zog am Abend des 14. März in Logon ein. Wer es vermochte, hatte dazu sein bestes Gewand angelegt; Nachtigal selbst ein Paar frischgewaschene Hosen, ein Bornu-Hemd und einen gestickten Burnus. Sein Gesicht hatte er bis zu den Augen mit einem Litham (Binde) verhüllt und obendrein eine blaue Brille aufgesetzt. Das Thor von Logon war geschlossen; als einer jener beiden königlichen Reiter mit seiner Lanze daran klopfte, wurde es geöffnet, und nun konnte einer nach dem andern hindurchschlüpfen: denn die Thore der Makari-Städte sind so eng, daß höchstens ein Reiter auf einmal sie passiren kann. Als der Zug auf dem Dendal (Platz, Hauptstraße) vor dem Palaste angelangt war, begannen Nachtigal's Begleiter die gewöhnlichen Reiterstückchen auszuführen und Schüsse abzugeben, während der Reisende selbst unbeweglich still hielt. Nach einer Viertelstunde erschien ein Bote des Herrschers und wies dem Fremden sein Quartier an, wohin ihm noch am selben Abend drei Hühner, zwei Matten, Vorhänge, drei große Schüsseln Pudding mit Fisch- und Honigsauce, außerdem Stroh und etwas Futter für die Pferde gebracht wurden.

Der Thron des Maï (Gouverneurs) von Afadē.

Logon, im dortigen Dialekte Loghwan oder Laghwan genannt, ist eine wasserreiche, stellenweise sumpfige Gegend an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses, welcher eine mittlere Breite von 90 km haben mag. Von Osten nach Westen dehnt es sich vom eigentlichen Schari oder Ba Busso bis zum Schoadistrikte Balge nördlich von Mandara aus; gegen Süden und Südosten ist seine Grenze ziemlich unbestimmt. Es stößt dort an die Länder der Musgo und Fellata, selbständiger Völker, die es stets beunruhigen. Das Land ist im Wesentlichen flach und, wo Sand vorherrscht, zu gewissen Zeiten unzugänglich. Nur bei Wâza giebt es Felshügel, die sich etwa 150 m über die Ebene erheben. Wo der Boden nicht die Hälfte des Jahres überschwemmt ist, gedeiht der Baumwuchs vortrefflich. Das Thierreich ist durch Elephanten, Büffel, Hyänen, Flußpferde, Krokodile und Wildschweine vertreten; seltener sind Löwen, Leoparden und Rhinoceros. Giraffen, Antilopen, Wasservögel und Fische kommen in Menge vor.

Das ganze Land ist etwa 1000 Quadratkilometer groß und zählt etwa 1/4 Million Einwohner; es zerfällt in vier Provinzen: Halaka im Norden, Hokseveni im Osten, Maze im Westen und Za im Süden. Die wichtigsten Bezirke als Vorposten gegen die unbändigen Musgo sind Wâza und Dschima im Süden; die dortigen Gouverneure nehmen deshalb auch die ersten Stellen unter den Militärbeamten von Logon ein.

Die Einwohner von Logon sind nahe Verwandte der Makari in Bornu einerseits wie der Musgo andererseits. Die früheren Besitzer des Landes sollen in der ersten Zeit des Islam unter zwei Fürsten aus Syrien eingewandert sein; sie fanden dort am Schari zwei Herrscher, einen über den Fluß, dem ausschließlich das Recht des Fischfangs zustand, und einen zweiten, der mit zahlreichen Hunden die Jagd in Wald und Feld ausübte. Beide unterwarfen sich den höher civilisirten Ankömmlingen. Der ältere der beiden syrischen Fürsten räumte dem andern die Oberherrschaft ein und wurde sein erster Beamter (Iba), der Fischerkönig wurde der zweite und zugleich Häuptling der Stadt Logon, der Jäger der dritte. Noch heutigen Tags ist der Iba von königlichem Blut und genießt fürstliches Ansehen und Vermögen; fast

die Hälfte des Reiches gehört ihm; der zweite führt als Herr des Flusses den Titel Mhraï Logon, während der dritte, der Mhraï Rhaâ, auch Chef des Hauses oder des Landes genannt, noch seinen Jagdzug sich bewahrt hat und gelegentlich benutzt. Erst später kamen die Makari gelegentlich eines Krieges gegen die Mohammedaner in das Land. Dieselben unterscheiden sich stark von den Kanuri; sie sind im Allgemeinen von dunklerer Hautfarbe, als die Bornu-Leute, von kräftiger Bauart und in Sumpfgegenden sehr zur Fettleibigkeit geneigt; ihre Züge sind weder schön noch regelmäßig. In einem Makari-Orte haben die Dinge ein ganz anderes Aussehen, als in den anstoßenden Bornu-Dörfern; man wird von dem verhältnißmäßig großartigen Umfange der Gebäude, dem würdigen Aussehen der Bevölkerung und der Originalität des Ganzen eigenthümlich berührt.

Die Häuser sind hier zum Theil Lehmhütten vom Bongo-Typus mit kuppelförmigen Strohdächern und meist hohen Unterbauten wegen der Nässe des Erdbodens; dann

Musikanten in Tille.

Inneres einer Schoa-Hütte.

finden sich große Bauwerke, wie Forts mit dicken Zinnenmauern, zuweilen Eckthürmen und Thüren, die oben viel breiter sind als unten; ferner viereckige Gebäude mit wenig geneigten Dächern und hohen, nach oben schmaler werdenden Thüren, die von außen wie zweistöckig aussehen, im Innern aber nur einen einzigen hohen Raum enthalten. Der Festungstypus kommt häufiger in den Städten am Schari außerhalb Logons als in diesem Lande selbst vor. Vor den Häusern befindet sich gewöhnlich ein sorgfältig geglätteter, mit Sand oder Stroh bestreuter und von einer nur einen Fuß hohen Mauer umgebener Platz, welcher zum Beten und zum Empfangen von Besuchen, Untergebenen rc. dient. In den mohammedanischen Gebieten der Masa, zu denen die Makari gehören, weisen Tracht, Bewaffnung und Haarschmuck wesentliche Verschiedenheiten auf. Die Männer kleiden sich dort in zusammengenähte, indigo-gefärbte Baumwollstreifen; vom selben Stoffe sind die Tücher der Frauen. Die Musgo, nahe Verwandte der Leute von Logon, ein Heidenvolk vom Stamme der Masa, begnügen sich mit einer ledernen Schürze und die Frauen mit einem Bande um die Hüften, wie die Heiden im Süden von Baghirmi, von wo die Logoner gekommen sein sollen. Die Musgo sind gleichfalls eine stolze, kräftige Race, aber von groben Zügen, welche noch dazu von Knochen- oder Metall-

stücken in den Lippen entstellt werden, die beim Sprechen wie Castagnetten klappern und ihrem Munde das Aussehen eines Rüssels verleihen. In Logon und bei den Makari kennt man diesen Schmuck nicht. Ihre Waffen sind im Ganzen dieselben wie in Bornu: Wurfspieße, Lanzen und am Oberarm befestigte Dolche und Wattenpanzer; der Wurfspieß, den die Musgo und Heiden im Süden Baghirmis mit Vorliebe brauchen, kommt hier allmälig außer Gebrauch.

Die mohammedanischen Makari rasiren den Kopf und gehen meistens barhaupt, mit Ausnahme der Gelehrten, Greise und Pilger, welche ein kleines baumwollenes Barett tragen. Ihre Frauen flechten sich sechs Zöpfe, wie sie aus Kotoko schon beschrieben worden sind. Die Logoner treiben Ackerbau, Gewerbe und Fischfang; ihr fetter, üppiger Boden liefert Sorghum, Baumwolle, Tabak, einige Gemüse und Indigo. Ihre Hauptindustrie besteht in Strohflechten, worin sie einen hohen Grad von Vollendung erreicht haben, außerdem findet sich hier und da Indigofärberei. Die verschieden geformten Körbe, flachen Deckel, Matten und Vorhänge aus Stroh zeigen eine ganz besondere Vollendung; wenn die Bornuleute in dieser Kunst die Logoner unterrichtet haben, so werden sie heutigen Tages von ihren Schülern darin übertroffen.

Weiter zeichnen sich die Logoner in der Maurerarbeit aus, welche sie auch vielfach in der Fremde, z. B. in Wadaï, wo man davon fast gar nichts versteht, ausüben; sie schnitzen große schöne Holzschüsseln und machen aus dem Holze der Haraza (Acacia albida) Schiffsplanken, Bretter von circa

Reiter mit Wattenpanzern.

16 m Länge und 1 bis 2 m Breite, welche, so gut es geht, mit Stricken zusammengebunden werden, worauf man die Ritzen mit Schilfbündeln verstopft.

Das Volk nährt sich gut; denn das Land ist reich an Honig und mehlhaltigen Knollen, der Fluß an Fischen, die freilich nur in getrocknetem Zustande und mit ekelerregender Sauce verzehrt werden.

Die Logoner sind ernst, mißtrauisch, egoistisch, schlau und berechnend; sie lieben dunkle Farben, das Fremde, Enorme, und haben etwas Geheimnißvolles an sich, werden deshalb auch in Bornu als Zauberer oder dergleichen angesehen, denen der böse Blick anhaftet und die sich Nachts in Hyänen verwandeln, um Leichen zu verzehren.

Logon zahlt an Bornu nur einen geringen Tribut von 100 Sklaven und 100 Toben (sudanische Hemden). Der König (miaraï) des Landes darf ohne Zustimmung der fünf höchsten Würdenträger nichts unternehmen; die Regierungsweise ist also eine beschränkte Monarchie. So ernst die Landeseingeborenen auch sind, so bemerkte Nachtigal doch, als er Abends bei Mondschein auf dem Dache seines Hauses verweilte, daß auf allen Straßen und Plätzen Musik gemacht und getanzt wurde. Auch eine Art Nationaltanz sah er, den er bisher noch nicht bemerkt hatte. Derselbe wird nur von Frauen ausgeführt. Es bildet sich ein Kreis, außerhalb dessen die Musikanten, ein Trommler und ein Flötenbläser, Platz nehmen. Eine Frau tritt in die Mitte und beginnt nach dem Klange der Instrumente zu tanzen, wobei sie sich stellt, als fordere sie die übrigen heraus. Nun entschließt

sich eine zweite, den Kampf aufzunehmen. Wiederholt schießen sie bei einander vorbei oder drehen sich, die eine um die andere, wie um Kräfte zum Hauptangriff zu sammeln, bis sie sich plötzlich auf einander stürzen und mit der rechten

Tanz der Weiber in Logon.

Hüfte an einander stoßen. Das dauert so lange, bis die eine offenbar zurückgeworfen wird und sich unter dem Gelächter der Umstehenden aus dem Kreise flüchtet, worauf die Siegerin weiter tanzt und eine andere Rivalin ihr gegenübertritt, um ihr den Sieg streitig zu machen.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

VI.

Neben der Hirse und den verschiedenen anderen Bodenfrüchten, die sie auf ihren von Unkraut überwucherten kleinen Feldern erzielen, bestehen die hauptsächlichen Nahrungsmittel der Ainos in frischen, geräucherten und gesalzenen Fischen sowie in dem Fleische des erlegten Wildes; dazu kommen dann noch allerhand wilde Wurzeln und im Walde gesammelte Beerenfrüchte. Die Lieblings- und Festspeisen der Ainos sind frisches Bärenfleisch, eine Art eßbares Seegras, mehrere Pilzarten und eine breiartige Suppe, die sie durch Kochen einer fetten Thonerde gewinnen und mit den Zwiebeln einer wilden Lilie würzen. Ein Thal im nördlichen Theile der Insel, wo dieser Thon in großer Menge vorkommt, wird von den Eingeborenen Tsie-toi-nai, d. h. „Eßerde-Thal", genannt. Nur zweimal am Tage nehmen die Ainos regelmäßige Mahlzeiten ein, dann freilich in ausgedehntestem Maße. Der große Kessel wird mit einem bunten Gemisch vieler der obengenannten Dinge angefüllt, das mit Wasser und übelriechendem Fischthran mehrere Stunden lang kochen muß, und von einer der Frauen häufig mit einem großen hölzernen Löffel umgerührt wird. Während dieser Zubereitung sitzen die übrigen Bewohner des Hauses meist schon wartend um das Feuer; die Männer unthätig, schweigsam vor sich hin starrend, die Weiber mit dem Spalten von Bast und dem Zusammenknüpfen und Aufwickeln des dadurch hergestellten Fadens für ihre Gewebe beschäftigt. Nach eingenommener Mahlzeit folgt in der Regel noch ein Saké-Gelage, das etwas Leben in die apathische Versammlung bringt, und das mit hergebrachten Libationen an die Hausgötter beginnt. Zu diesen Libationen dient der Sakéstab, ein zierlich geschnitztes Stäbchen aus weißem Holze, das in das Getränk getaucht und dann gegen die verschiedenen im Zimmer angebrachten Götzen geschwenkt wird, die nichts anderes sind, als in den Boden gepflanzte oder auch in die Wand gesteckte dünne Holzpfähle mit einem Kranze von gewundenen Holzspähnen am obern Ende.

Die Jagdzeit der Ainos, in der sie in ihren oft verschneiten Wäldern dem Rothwilde und Bären nachstellen, dauert vom Herbst bis weit in das Frühjahr hinein. Einen großen Theil ihrer Steuern an die japanische Regierung bezahlen sie mit den Häuten der erlegten Thiere, deren geräuchertes Fleisch ihnen während des übrigen Theils des Jahres als Nahrung dient. Bis auf den heutigen Tag haben sie sich zur Jagd stets vergifteter Pfeile bedient, die sie entweder selber vom Bogen abschossen, oder zu der ebenso sinnreichen wie einfachen Vorrichtung einer sogenannten Pfeilfalle verwendeten. Die giftige Substanz zu diesen Geschossen liefert ihnen die zerquetschte Wurzel des japanischen Eisenhutes (Aconitum japonicum), die sie mit einer röthlichen Erde und Talg vermischen und in eine längliche Vertiefung der Pfeilspitze streichen. Die Spitze, die nur lose an dem Schaft befestigt ist, bleibt in der Wunde haften, und die Wirkung des Giftes soll einen Bären nach Verlauf von zehn Minuten, ein kleineres Thier in noch kürzerer Zeit tödten. Dabei bleibt das Fleisch des Thieres eßbar, und ist es nur nöthig es aus der Umgebung der Wunde fortzuschneiden. Die civilisatorische Fürsorge der japanischen Regierung hat auch gegen diesen Brauch der harmlosen Wilden ein Verbot erlassen, das die Anwendung von Gift und Pfeilfallen streng untersagt; und die Ainos klagen nun über die zunehmende Schwierigkeit der Jagd, da das Wild durch das Knallen der Feuerwaffen immer weiter in die Berge zurückgetrieben werde. Daß sie ihre alte geräuschlose Art der Jagd trotz jenes Verbots nicht aufzugeben gedenken, geht aus der bedeutsamen Aeußerung hervor, die Miß Bird mehr als einmal am Schlusse derartiger Klagen vernahm: „Die japanische Regierung kann ja ihre Augen nicht überall haben."

Die Lage der Ainoweiber ist trotz aller Anstrengung unaufhörlicher Arbeit doch eine weniger gedrückte als die der Frauen bei den meisten anderen wilden Völkern. Sie nehmen an den Mahlzeiten der Männer Theil, sie sprechen und lachen in ihrer Gegenwart, und sie empfangen im Alter dieselbe Pflege und genießen dieselbe Ehrfurcht wie jene. Der Erlös ihrer für den Verkauf angefertigten Matten und Gewebe verbleibt ihnen; und wenn auch, wie Miß Bird mitgetheilt wurde, der strenge Aino-Brauch den Weibern jede Unterhaltung mit Fremden untersagt und sie allein zur Arbeit im Hause und zum Aufziehen der Kinder bestimmt, so konnte sich die Reisende selbst davon überzeugen, daß dieser Brauch nur noch in Gegenwart der Männer befolgt wurde, und daß die Frauen und Mädchen trotz der meist vollständigen Unkenntniß des Japanischen jede Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihr selber und ihrem japanischen Diener gern benutzten.

Die religiösen Vorstellungen der Ainos, soweit von solchen überhaupt die Rede sein kann, sind ganz zusammenhanglos und unbestimmt. Mit Ausnahme eines kleinen Bergtempels von unverkennbar japanischer Konstruktion, in dem sie den Joschitsune „verehren", einen vielbesungenen Helden der japanischen Geschichte, der einer Sage nach von der Eifersucht seines mächtigen Bruders verfolgt nach Jesso geflohen und bis zu seinem Tode unter den Ainos gelebt haben soll; mit Ausnahme dieses einen Tempels besitzen sie kein Heiligthum. Ihr Kultus ist augenscheinlich von den frühesten Zeiten an dasselbe gewesen, was er heute noch ist: ein roher Naturdienst, welcher Bäumen, Flüssen und Bergen eine gewisse Verehrung darbringt und dem Meere, dem Walde, dem Feuer, der Sonne und dem Monde und einigen starken Thieren gute und böse Macht zuschreibt. Von einer Ahnenverehrung, wie sie die Schintoreligion aufweist, ist keine Spur vorhanden, trotzdem ja der rohe Naturdienst der Ainos möglicherweise die ursprüngliche Form des Schintoismus gewesen ist. Die Verehrung Joschitsune's, dem sie die größte Dankbarkeit zu schulden glauben, und dessen endliche Wiederkunft manche von ihnen erwarten, darf nicht als ein Anklang an jenen Ahnenkultus betrachtet werden: denn sie steht in gar keiner Beziehung zu dem, was man etwa ihre Religion nennen könnte. Ihre sogenannten Götter, jene mit den gelockten Spänen verzierten Stäbe, entsprechen den g o h e i des Schintokultus, den mit Papierschnitzeln behängten Gerten, die noch heute als symbolische Weihegeschenke in den Schintotempeln Japans dargebracht werden. Diese seltsamen Götter, die, oft zwanzig und mehr an der Zahl, in jedem Aino-Hause zu finden sind, werden auch neben Abgründen und gefährlichen Bergwegen, an Flußufern u. s. w. aufgepflanzt, und von den Schiffern, welche Stromschnellen zu passiren haben, zur Abwendung der Gefahr in den Fluß geworfen. Als die Einwohner von Biratori erfuhren, daß Miß Bird's Lastpferd an einer steilen Stelle des Weges von Sarufuto gestürzt war, pflanzten sie noch am nämlichen Tage vier Götterstäbe an jener Stelle auf.

Wenn oben von einer „Verehrung" gewisser Naturgegenstände die Rede gewesen ist, so darf man dabei an nichts denken, was auch nur im Entferntesten unseren Vorstellungen von Gebet oder Gottesverehrung entspräche. Es sind immer dieselben Saké-Libationen, die mit dem Hin- und Herschwenken des Saké-Bechers und einigen winkenden Handbewegungen begleitet werden. Wenn es auch ursprünglich anders gewesen sein mag, heute verbindet der Aino weniger Gedanken mit dieser gewohnheitsmäßigen Form, als es der Buddhist mit dem Drehen des Gebetrades thut.

Für einen ausgedehnteren Thierkultus der Vorzeit spricht der Umstand, daß heute noch gewisse Thiere in der Aino-Sprache den Namen „kamoi" d. h. „Gott" führen, so heißt z. B. der Wolf: „der heulende Gott"; die Eule: „der Göttervogel"; eine schwarze Schlange: „der Rabengott" rc. Von diesen Thieren wird heute keines mehr verehrt: doch hat die Verehrung des Wolfes bis vor wenigen Jahren noch stattgefunden. Der Donner, „die Stimme der Götter", wird von den Ainos gefürchtet; die Sonne nennen sie ihren besten Gott, das Feuer ihren nächstbesten, augenscheinlich weil sie von diesen beiden die größten Segnungen empfangen. So scheint ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit ihre rohen Vorstellungen zu beeinflussen, ein Gefühl, das, wie es sich in der Heilighaltung des Joschitsune kundthut, sich auch in dem folgenden Gesange ausspricht, der bei einem wilden Feste angestimmt wird, mit dem man in einigen Gegenden der Insel den Schluß der Jagd- und der Fischfangzeit zu feiern pflegt:

„Dem Meere, das uns ernährt, dem Walde, der uns schützt, bringen wir Dank dar. Ihr seid zwei Mütter, die e i n Kind ernähren; zürnt nicht, wenn wir die eine verlassen, um zu der andern zu gehen."

„Die Ainos werden immer der Stolz des Waldes und des Meeres sein."

Das einzige Opfer, welches die Ainos außer dem üblichen Trankopfer darbringen, besteht in dem gelegentlichen Niederlegen eines kleinen todten Vogels neben einem ihrer Hausgötter, wo er so lange liegen muß, bis er in Fäulniß übergegangen ist. „Für den Gott zu trinken" ist der wichtigste Akt bei der „Anbetung", und so sind Religion und Trunkenheit hier zwei untrennbare Begriffe; je mehr der Aino trinkt, desto mehr „erfreut er die Götter", denen er ja auch von jeder neuen Schale Saké die üblichen Libationen darbringt.

Einen merkwürdigen Zug in diesem Gewirr unklarer Vorstellungen bildet die „Verehrung" des Bären, den die Ainos als das stärkste, furchtbarste und muthigste unter

allen Thieren preisen. Sie besitzen einige rohe Gesänge zu seinem Lobe; und die höchste und ehrendste Schmeichelei, die sie einem Manne sagen können, ist ein Vergleich mit dem mächtigen Bären. Trotz dieser Verehrung, welche die in jedem Dorfe neben dem Hause des Häuptlings aufgepflanzten Bärenschädel zu geheiligten Dingen macht, stellen sie dem Bären auf alle Weise nach, sie fangen ihn in Gruben, schießen ihn, verzehren sein Fleisch und verkaufen sein Fell.

In den meisten Dörfern befindet sich dicht neben den hohen Pfählen, welche die heiligen Bärenschädel tragen, ein großer, aus starken Holzstäben verfertigter Käfig, der drei oder vier Fuß hoch über dem Boden auf Pfählen steht. Im ersten Frühjahr müssen die Männer des Dorfes einen jungen Bären fangen, der in einem Wohnhause, gewöhnlich in dem des Häuptlings oder des Unterhäuptlings, aufgenommen und hier von einer Frau des Dorfes gesäugt wird. Als Spielgenosse der Kinder bleibt das Thier so lange in Freiheit, bis es für diese Gemeinschaft zu groß und stark ist. Nun wird es in den Käfig gesetzt und hier bis zum Herbst des folgenden Jahres mit reichlichem Futter erhalten. Um diese Zeit wird dann das größte Fest der Ainos, das Fest des Bären, gefeiert, das an der Küste und im Gebirge und in den verschiedenen Theilen der Insel mancherlei Variationen aufweist, das aber überall das Volk aus einem weiten Umkreise vereint und mit einem großen Schmause, mit überreichlichem Saké-Genuß und mit einem seltsamen, nur von den Männern ausgeführten Tanze begangen wird.

Nachdem der Bär zuerst durch lautes Schreien erregt und durch einen Pfeilschuß des Häuptlings verwundet worden, wird die Thür des Käfigs geöffnet, und wenn dann das zur Wuth gereizte Thier hinausspringt, stürzen sich alle anwesenden Männer mit ihren Waffen ihm entgegen. Jeder will ihm eine Wunde beibringen; „denn sein Blut fließen zu machen, bringt Glück.“ Sobald er niederfällt, wird ihm der Kopf abgeschnitten; man legt alle Waffen, mit denen man ihn verwundet hat, vor ihm nieder, und fordert ihn auf, sich zu rächen. Darauf wird der Körper unter wahnsinnigem Jubel unter das Volk vertheilt, der Kopf auf einen hohen Pfahl gesteckt und durch unablässige Trankopfer verehrt, bis das Fest mit einer allgemeinen Betrunkenheit endet. In einigen Dörfern muß die Frau, die den Bären gesäugt hat, laut klagen und heulen, während er getödtet wird, und darauf jeden, der ihn verwundet hat, mit einem Zweige schlagen. Bei den Küsten-Ainos an der Vulkanbai legen sie dem aus dem Käfig gelassenen Bären eine Stange über den Hals, auf welche mehrere Männer steigen, die durch heftige Bewegungen dem Thiere den Hals brechen. Wenn es dem Tode nahe ist, stimmt die ganze Menge den Gesang an: „Wir werden dich tödten, o Bär! kehre bald in einen Aino zurück!“ Wird ein Bär von den Jägern im Walde gefangen oder geschossen, so befolgen sie gewisse Bräuche, die das Thier versöhnen und seine Vergebung erlangen sollen.

Aus dem eben angeführten Gesange und aus einigen rudimentären Traditionen ist ersichtlich, daß gewisse unklare Vorstellungen von einer Seelenwanderung unter den Ainos vorhanden sind; ob diese aber im Volke selber entstanden oder durch den Kontakt mit dem Buddhismus erst später hineingebracht worden sein mögen, ist nicht festzustellen. Ueber einen Zustand nach dem Tode existiren keine bestimmten Begriffe unter ihnen und ist ihnen dies auch augenscheinlich kein anziehender Gegenstand des Nachdenkens. Von Miß Bird darüber befragt, vermutheten einige, daß die Geister der Verstorbenen in Schlangen oder Wölfe übergingen, andere, daß sie als zu fürchtende Gespenster in den Wäldern umherschweiften, wieder andere, daß sie je nach ihren Thaten an einen guten oder bösen Ort versetzt würden. Schinondi, einer der angesehensten Männer von Biratori, dessen Mittheilungen Miß Bird einen großen Theil ihrer Notizen über die Ainos verdankt, wollte von allen derartigen Vorstellungen nichts wissen, „da noch nie ein Todter zurückgekehrt sei, um Nachricht zu geben.“ Auf die Frage, was unter den Ainos für Sünde oder „böse Thaten“ gelte, gab er zur Antwort: „Schlechte Behandlung der Eltern, Diebstahl und Lügen.“

Die gesellschaftlichen Zustände des Volkes sind von einfachster, vorwiegend patriarchalischer Art. Zu einer Heirath, die von den Männern nie vor dem 21., von den Frauen erst nach dem 17. Jahre geschlossen werden darf, muß die Erlaubniß des Häuptlings eingeholt werden. Erst wenn diese ertheilt ist, hält der Bewerber persönlich oder durch eine Mittelsperson um das Mädchen an. Giebt der Vater desselben seine Zustimmung, so erhält er von dem Bräutigam ein Geschenk, gewöhnlich eine der erwähnten japanischen Kostbarkeiten. Die Ueberreichung dieses Geschenkes bildet den bindenden Vertrag, an dessen Vollziehung sich sogleich die Hochzeitsfeier, d. h. ein festliches Mahl und ein Saké-Gelage, schließt. Große Ohrringe und ein reichgesticktes Obergewand, in reichen Familien auch wohl ein Stück des japanischen Schatzes bilden die Mitgift der Braut. Der Besitz eines eigenen Hauses ist unerläßliche Bedingung zur Begründung einer Familie; selbst der älteste Sohn muß, wenn er heirathet, das Haus des Vaters verlassen. Nur wenn die erste Ehe kinderlos bleibt, ist es dem Aino gestattet, eine zweite Frau zu nehmen; doch muß er auch für diese ein eigenes Haus haben. Unter den Gebirgs-Ainos besitzen alle Häuptlinge das Recht der Polygamie, doch machen sie von demselben nur noch im Falle der Kinderlosigkeit ihrer ersten Ehe Gebrauch. Die Küsten-Ainos an der Vulkanbai wissen von diesem Vorrechte des Häuptlings nichts. Im Falle der Kinderlosigkeit ist auch die Scheidung der Ehe erlaubt, jedoch darf dieselbe nicht ohne Zustimmung des Häuptlings geschehen, und muß die geschiedene Frau ihren Eltern stets mit einem reichlichen Vorrath an Kleidungsstücken zurückgegeben werden. In dem ungemein selten vorkommenden Falle des Ehebruchs steht dem beleidigten Gatten das Recht zu, die schuldige Frau gegen eine von dem Häuptling festzusetzende Entschädigung an seinen Nebenbuhler abzutreten, wenn derselbe unverheirathet ist.

Die Wiederverheirathung von Wittwen ist gestattet, wenn der Häuptling seine Zustimmung ertheilt. Unter den Gebirgs-Ainos muß die Wittwe jedoch während eines Zeitraumes von 6 bis 12 Monaten nach dem Tode ihres Gatten in vollständiger Einsamkeit in ihrem Hause verweilen, an dessen Thür sie nur von Zeit zu Zeit treten darf, um in vorgeschriebener Weise ein Trankopfer von Saké auf den Boden zu gießen. Ein Mann muß sich nach dem Tode der Frau dreißig Tage lang in der nämlichen Zurückgezogenheit halten. Bei den Küsten-Ainos dauert die Zeit der Abgeschlossenheit für die Wittwe 30, für den Mann 25 Tage. Bei dem Tode eines Familienvaters wird hier das Haus nach den 30 Tagen der Wittwentrauer niedergebrannt; die Wittwe begiebt sich mit ihren Kindern für drei Jahre zu ihren Verwandten, und bezieht erst nach Ablauf dieser Zeit ein neues Haus, das an der Stelle des alten errichtet wird. Nach altem Aino-Brauche müssen sich, auch wenn ein Haus durch zufällige Feuersbrunst zerstört worden ist, alle Männer des Dorfes an dem Wiederaufbau betheiligen.

Gastfreiheit und Höflichkeit sind zwei durch den „Brauch“ vorgeschriebene Tugenden aller Ainos. Jeder Gast, gleichviel ob über oder unter ihnen stehend, erhält den besten Platz am Feuer, den besten Antheil an den Speisen, und, wenn

er aus einem andern Dorfe oder von weiterher kommt, gewöhnlich irgend ein Geschenk und beim Abschiede eine Wegezehrung von kleinen, aus Hirsebrei geformten Kuchen. Die Höflichkeitsformen der Ainos bestehen vorzugsweise in verschiedenen Arten von Begrüßungen; das Entgegenstrecken der flachen Hände, die winkende Bewegung mit denselben und danach ein langsames Streichen des Bartes ist die gewöhnliche und bei jeder Gelegenheit als Bewillkommnung, Abschied, Dank oder Anerkennung für ein freundliches Wort gebrauchte Form. Die Begrüßung höhergestellter oder älterer Personen besteht in mehrmaligem Aufheben der gebogenen Arme, Aneinanderreiben der Hände und langsamem mehrmaligem Streichen des Bartes. Alle diese Begrüßungen finden jedoch nur unter Männern statt: die Frauen haben hier keine „Manieren“ und werden auch erst im Greisenalter der Verehrung durch derartige Höflichkeiten werth gehalten.

Die Vergnügungen des Volkes bestehen in der Begehung mehrerer bestimmter Feste, die alle, wie das geschilderte Hauptfest des Bären, in übermäßigem Saké-Genuß gipfeln. Der Tanz der Ainos ist langsam und gemessen, ihr Gesang ein schwermüthig klingendes Recitativ, das sie oft mit den Tönen eines guitarrenähnlichen Instruments oder einer eigenthümlichen Art hölzerner Maultrommel begleiten.

Wenn auch das strengere Anstands- und Sittlichkeitsgefühl der Ainos das Leben unter ihnen für den Fremden angenehmer macht als das unter den Dorfbewohnern des nördlichen Nipon, so sind sie doch in ihren Gewohnheiten kaum weniger unreinlich als jene. Außer dem täglich einmaligen Waschen der Hände sind Waschungen überhaupt so unbekannt, daß, als Miß Bird nach ihrer Ankunft ihr Gesicht vom Staube säuberte, dies für einen Akt der Gottesverehrung gehalten wurde. Ebensowenig ist auch von einem Waschen der Kleider die Rede, die sie Tag und Nacht tragen. Das Ungeziefer in ihren Häusern nimmt es an Zahl mit dem der schmutzigsten Jadojas auf, und der Zustand ihres üppigen Haupthaares läßt meistens vieles zu wünschen übrig. Wenn trotzdem hier von den Krankheiten jener Dörfer nichts zu merken ist, so hat dies seinen Grund augenscheinlich in der bessern Ventilation ihrer Häuser, in gesunderer Nahrung und dem häufigern Aufenthalt im Freien sowie vor allen Dingen wohl in der kräftigern Konstitution dieser „Wilden“. So giebt es denn unter ihnen auch keine Medizinmänner, und trotzdem sich aus früherer Zeit wohl noch dunkele Vorstellungen von der Heilkraft gewisser Pflanzen ihrer Wälder bei ihnen erhalten haben, wissen sie nichts Näheres über die Anwendung derselben. Als Panacee gegen alle kleineren und größeren Leiden wenden sie getrocknete und pulverisirte Bärenleber an. In den Dörfern, die noch nicht durch längere verderbliche Nachbarschaft japanischer Saké-Läden heruntergebracht worden sind, erreichen die Bewohner ein ungewöhnlich hohes Alter und die großen Versammlungen kräftiger Greisengestalten mit den langen weißen Bärten und Haaren haben etwas Imposantes. Unter den jungen Ainos giebt es wohl einige, die, „weil Saké-trinken die Menschen zu Hunden macht,“ diesen Genuß ganz abgeschworen haben und sich deshalb bei den Gelagen mit den Libationen an die Götter und dem symbolischen Schwenken der Saké-Schalen begnügen; doch wird dieser „Mäßigkeitsverein“ unter den Wilden kaum stark genug sein, um gegen den immer zunehmenden Import des civilisatorischen Getränkes erfolgreich ankämpfen zu können. Die Bestrebungen der japanischen Kolonialpolitik gehen, wie die analogen Bemühungen ihrer Vorbilder unter den europäischen Mächten, von dem Grundsatze aus, daß der Zweck die Mittel heilige; und so wird, Dank dem Saké, das der Mehrzahl nach noch kräftige heutige Geschlecht in wenigen Jahrzehnten schon für seine schwächeren Nachkommen ein fast eben so mythisches Heldenvolk geworden sein, wie es die in den verworrenen Sagen lebenden Heroengestalten der freien Ainos heute sind. Denn wie in jedem unterjochten Volke lebt auch unter den Ainos die Vorstellung, daß sie einst ein großes, starkes Volk gewesen seien; sie haben keine auf bestimmte innere oder äußere Kämpfe bezüglichen Sagen, behaupten trotzdem aber, daß ihre Vorfahren mit Speeren und Messern, mit Bogen und Pfeil Krieg geführt hätten, bis Joschitsune, ihr Halbgott, den Krieg für ewig verboten und den Gebrauch der Speere nur noch für die Bärenjagd gestattet habe. An diese Sage knüpft sich die Erzählung, daß Joschitsune ihren Vorfahren alle Künste und Fertigkeiten, darunter vornehmlich die Kunst, Eisen- und Thongefäße, Messer und Lanzen zu machen, dazu auch gute Gesetze, Schrift und Zahlen gegeben habe; alles dieses sei dem Volke aber verloren gegangen, als ein späterer japanischer Eroberer den Ainos „die Bücher“ geraubt habe, in denen alle jene Kunst und Weisheit niedergeschrieben gewesen seien.

Bis auf einige, nicht eben glückliche, Versuche hat sich die japanische Regierung bis heute jeder direkten Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Ainostämme enthalten. Zufrieden, wenn die Steuern an Fellen und Aehnlichem gezahlt werden, überläßt sie den Häuptlingen die Ausübung der patriarchalischen Gewalt in den einzelnen Dörfern und hat sich nur für einzelne unter dem harmlosen Volke nicht vorkommende Fälle schweren Verbrechens die Gerichtsbarkeit vorbehalten. So herrscht denn der Häuptling einer Ainogemeinde fast unumschränkt und genießt von seinen Unterthanen eine oft sklavische Verehrung. Wie seine Zustimmung zu jeder Heirath unentbehrlich ist, so bestimmt er auch den Platz für jedes neu zu erbauende Haus; er trifft die Anordnungen über die Jagd und den Fischfang, die Abhaltung der Feste u. s. w. Er entscheidet in allen Streitigkeiten und bestimmt die von dem Schuldigen zu zahlende Buße. Die Häuptlingswürde ist nicht in einer Familie erblich, sondern wird durch Wahl aller Männer des Stammes dem Geeignetsten aus ihrer Mitte verliehen: dem Namen nach immer auf Lebenszeit; doch kommt es sehr häufig vor, daß ein alter Häuptling, der sich nicht mehr im Stande fühlt, sein Amt kräftig zu verwalten, dasselbe freiwillig niederlegt und selber einen Nachfolger vorschlägt.

Von dem Rechte der Erstgeburt und der bevorzugten Stellung des ältesten Sohnes, die im alten Japan eine so wichtige Rolle gespielt haben, wissen die Ainos so wenig, daß das Erbe der Familie, das Haus und der stets zu demselben gehörige Familienschatz, ohne Ansehung des Alters demjenigen der Söhne hinterlassen wird, den der Vater für den tauglichsten hält; sehr oft werden die eigenen Kinder auch ganz übergangen, und irgend ein Adoptivsohn als Erbe eingesetzt.

Der Volksaberglaube, der bei der Mehrzahl der uncivilisirten Völker ein reiches Feld für die Beobachtung darbietet, tritt bei den Ainos, wenn man nicht eben die meisten ihrer wirren, religiösen Vorstellungen hineinrechnen will, auffallend wenig zu Tage. Es bekundet einen merkwürdigen Mangel an Phantasie, daß sie nichts von Zeichen guter und böser Vorbedeutung, von „unerläßlichen“ Bräuchen bei häuslichen Verrichtungen und täglichen Vorkommnissen besitzen: ihr Aberglaube ist eine dumpfe Furcht vor dem Unheimlichen; in erster Linie vor allen Schlangen, gleichviel ob giftig oder ihnen als unschädlich bekannt. Furchtbar sind ihnen auch ihre begrabenen Todten. Unmittelbar nach dem Tode wird der Leichnam des Verstorbenen in seine besten Kleider gehüllt und so zwei bis drei Tage lang auf einem hölzernen Gerüst ausgelegt; darauf wird er in eine Matte eingenäht

und an zwei Pfählen hängend nach einem entlegenen einsamen Orte gebracht, wo man ihn in halbliegender Stellung begräbt. Einer Frau werden ihre Schmuckgegenstände, einem Manne sein Messer, sein Saké-Stab und, wenn er ein Raucher gewesen ist, auch sein ganzer Rauchapparat mit in das Grab gelegt. Sobald das Grab geschlossen ist, läßt sich kein Aino mehr bewegen, in die Nähe desselben zu gehen; und wenn auch die kostbarste Jagdbeute unweit eines Grabes niederfällt, so läßt er sie liegen und verwesen, ehe er sich entschließt, die gefürchtete Stelle zu betreten.

Aus ihren im Obigen auszugsweise wiedergegebenen Wahrnehmungen über die Ainos zieht Miß Bird den Schluß, daß die Eingeborenen von Jesso ohne Frage unter den uncivilisirten Völkern eine verhältnißmäßig hohe Stellung einnehmen, daß sie jedoch für die eigentliche Civilisation ebenso schwer zu gewinnen sein werden wie die wildesten Nomadenstämme. Bis jetzt ist noch jeder Versuch höherer Ausbildung eines Aino mißglückt. Wo das Volk, wie in den gemeinsamen Küstendörfern, in zufällige Berührung mit den Japanesen kommt, verfällt es unrettbar der Trunksucht und dem allmäligen Untergange, und ein Versuch, den man vor einigen Jahren mit mehreren jungen Ainos gemacht hat, die in Tokio erzogen und in verschiedenen Fertigkeiten ausgebildet wurden, hatte dasselbe Resultat, wie die unzähligen ähnlichen Versuche, die mit Wilden anderer Länder angestellt worden sind: kaum nach Jesso zurückgekehrt, entsagten sie allen Verfeinerungen der höhern Kultur und lebten wieder als Wilde unter ihren wilden Stammesgenossen.

Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

II.

Für das hohe Ansehen, in welchem die Biene im Alterthume stand, liefert den besten Beweis Virgil in seinem Gedichte vom Landbau, dessen vierter Gesang ihr und ihrer Zucht gewidmet ist. Als beherrscht von großen Gesetzen stellt er ihr Leben dar, nur ihnen von allen Thieren schreibt er den Begriff der Heimath zu, nur von ihnen, welche gleich dem Menschen eine geordnete Hauswirthschaft mit eingesammeltem Jahresvorrath führen, darf man sagen, daß sie wie diese „Penaten des eigenen Herdes“ besitzen [1]). Mancher habe gelehrt veranlaßt durch ihre Klugheit und Ordnung

„... daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geistes
wohn' und ätherischer Hauch“ [2]),

und in dieser Weise führt er begeistert für die kleinen Insekten, Wahres und Fabelhaftes mischend, seine Beschreibung weiter.

Aristoteles hatte bereits darauf aufmerksam gemacht, daß schon längere Zeit vor herannahendem Regen oder Sturm trotz heitern Wetters die Bienen nicht weit von ihren Stöcken fliegen, sie vielmehr das Unwetter vorausahnen und danach handeln, und diesem Zeichen ihrer Klugheit dann noch beigefügt, daß sie bei heftigem Sturme Steinchen als Ballast aufgriffen, um nicht zu sehr herumgeschleudert zu werden und Flug zu halten [3]). Beides wiederholen Virgil und spätere Schriftsteller [4]) und noch unser Mittelalter glaubte gleichfalls an diese Ballastbeschwerung der Bienen.

Der bereits mehrfach genannte Konrad von Megenberg berichtet außerdem noch als einen Beweis ihrer klugen Voraussicht, daß sie die drei obersten Reihen in den Waben leer von Honig ließen, damit der Anblick desselben nicht jemanden anzöge, welcher ihnen Schaden bringen könne, und als Zeichen ihres streng monarchischen Staatswesens, daß die, welche „irs kaisers recht ubervarnt“, sich, wie dies auch bei den Persern üblich sei, selbst tödteten, daß die Unglückliche, welche beim Flug an des Kaisers Flügel rühre, vom ganzen Heere bestraft würde [5]).

Die christliche Kirche ertheilte der Biene noch eine gewisse Heiligkeit dafür, daß sie das im Kultus eine so wichtige Rolle spielende Wachs lieferte. Nach einem alt-wallisischen Gesetzbuche ist der Adel der Bienen im Paradiese entsprossen, und als sie dieses wegen des Sündenfalls Adams aufgeben mußten, da schenkte ihnen Gott seinen Segen, weshalb die Messe nicht ohne Wachs zu singen ist [6]). Der aus weißem Wachse gefertigten Osterkerze mußte in früheren Zeiten sogar das Bild der Jungfrau Maria eingedruckt sein, und zwar mit Bezug auf die jungfräuliche Geburt, weil auch das Wachs allein von den weiblichen Bienen ohne allen Antheil der Zeugebienen hervorgebracht würde [7]); auch bei Du Cange erscheint die Biene als ein Symbol der Jungfräulichkeit [8]). Ein vlämisches Volkslied rühmt ihr nach, daß sie selbst noch beim Tode des Menschen durch die Kerzen die höllischen Geister vertreibe [9]), und eine elsässische Sage weiß zu berichten, wie eine fortgeworfene Hostie auf dem Felde von den frommen Immen mit Wachs umwunden wurde [10]).

Die Tscherkessen erzählen, daß Merime, die Mutter Gottes, nur eine Biene unter ihrem Hemde (oder in ihrem Aermel) vor dem Zorn des Donners, welcher die übrigen vernichtete, retten konnte, und daß von dieser so geheiligten alle jetzigen Bienen abstammen [11]). Diese Feindschaft des Donners begegnet gleichfalls in der walachischen Sage wieder, wo die ursprünglich weiße Biene (ihr Name ist noch jetzt „Albina“), weil sie als ungehorsames Kind mit ihren Eltern gestritten, von Petrus mit der Himmelsgeißel geschlagen wird und dadurch ihre schwarze Farbe und eingeschnittenen Leib erhält; in einer andern dortigen Sage ist es der Teufel, welcher die Biene mit der Peitsche schlägt, weil sie ihm ein Geheimniß abgelauscht hat [12]). Der Böhme leitet seinen Namen für die Biene (včela) davon her, daß sie sich tief auf die Stirn (na čelo) des Gekreuzigten setzte und den Schweiß von ihm sog [13]); dem Griechen hatte Zeus die Biene goldfarbig gemacht [14]).

Bei dieser engen Verbindung mit dem Heiligen und dem Ansehen, in dem sie auch sonst steht, ist es kein Wunder, daß man sich scheut, sie zu tödten: namentlich dem Russen gilt es als ein großer Frevel dies zu thun [15]); der Böhme betrachtet die Hand, welche eine Biene tödtet, als dem Teufel verfallen, auch wenn der Mensch sonst noch so fromm gelebt hat [16]); in der Schweiz bedroht man die Kinder, welche Bienen in den Blumen umbringen, mit baldigem Grauwerden des Haares [17]). Ihrer hohen Stellung wegen darf man von den Bienen auch nicht die Ausdrücke brauchen, mit denen man bei anderen Thieren das Sterben bezeichnet, wie „ver-

recken, hinwerden" u. s. w., sondern man muß von ihnen wie vom Menschen „sterben" sagen [18]); dies ist weitverbreitete deutsche Sitte; in der Schweiz muß man aber auch von ihnen „essen" und „sitzen" anstatt „fressen" und „hocken" gebrauchen [19]), und sie bestrafen auch wohl derartige unehrerbietige Aeußerungen mit Stichen an dem Schuldigen [20]).

* * *

Große Bedeutung wurde im Alterthume ebenso wie noch heute dem Bienenschwarme als vorbedeutendem Zeichen beigelegt. In der römischen Geschichte begegnet das Erscheinen eines Schwarmes als unheilbringendes Vorzeichen häufig. Die Niederlage am Ticinus wurde durch einen Bienenschwarm, welcher sich auf einen das Zelt des Heerführers überschattenden Baum niederließ, verkündet; die des Pompejus bei Pharsalus durch einen, welcher sich auf seine Fahnen setzte; die des Varus durch Bienen, welche an römischen Altären Wachszellen bauten, der Tod des Kaisers Claudius durch Ansetzen eines Schwarmes im Lager. Kein Wunder, daß man diese schlechten Vorbedeutungen durch Sühnopfer und Bettage abzuwenden suchte, daß man, als sich ein Schwarm bei öffentlichen Spielen auf dem Schauplatze niederließ, eiligst Zeichendeuter aus Etrurien holte [21]). Doch begegnet der Schwarm auch als günstiges Vorzeichen wie in demjenigen, welcher sich am Wipfel des heiligen Lorbeerbaumes im Penetral von Laurentum festsetzt und dem Latinus die Gründung von Lavinium verheißt, oder in dem, welcher die Statuen des Antonius Pius in Etrurien anfüllte und sein Kaiserthum dadurch voraussagte [22]); dem Dionysos verkündete die Erlangung der Herrschaft ein Schwarm, welcher sich an die Mähne seines Pferdes hängte [23]).

Im deutschen Aberglauben sind die Bienen meist auch Träger unheilbringender Vorbedeutung. Entfliegt ein Schwarm und kehrt binnen drei Tagen nicht zurück, so sterben die Eltern vor den Kindern (Luzern), setzt sich ein frisch ausgeflogener Schwarm an den dürren Ast eines Gartenbaumes, so stirbt der Kranke (Freienamt) [24]); der Engländer schreibt dem Schwarme überhaupt ein Vorgefühl von dem Tode des Herrn zu, verlassen Bienen ihren Stock, dann wird der Eigenthümer desselben bald sterben [25]). In Schlesien, Tirol und Sachsen bedeutet der sich an ein Haus hängende Bienenschwarm den Ausbruch einer Feuersbrunst [26]). Als Herzog Leopold auf seinem Zuge zur Schlacht von Sempach an der Linde bei Willisau vorüberritt, hatte in dieser ein Bienenschwarm genistet und umschwirrte das herzogliche Banner; dies gemahnt an die römischen bösen Vorbedeutungen, das Volk aber deutete dies damals auf das fremde Kriegsvolk, welcher Glaube auch noch anderwärts begegnet [27]). Ein Schwarm, welcher nicht in den Korb zurück will, bedeutet noch jetzt dem Schweizer einen nahen Krieg [28]). Findet jemand auf seinem Eigenthum einen Bienenschwarm in einem Baume, so ist dies ein böses Zeichen, wenn er ihn nicht mit einem Stück Geld behandgabt; würde er anders die Bienen nehmen, thäten sie ihm nimmermehr gut [29]).

Dem Inder bringt das Treffen von Bienen auf dem Wege stets etwas Gutes [30]), welcher Glaube sich gleichfalls in Nord-Celebes bei den Alfuren, wohl indischer Einfluß, wiederfindet [31]) — viele europäische Traumbücher deuten das Folgen von Bienen ebenfalls auf Gewinn [32]) —, dagegen ist das Festsetzen eines Bienenschwarmes in irgend einem Theile des Hauses wieder unheilkündend und sind bestimmte abwendende Formeln für diesen Fall vorgesehen [33]).

Im Voigtlande begegnet der Glaube, daß wenn man mit einem Zweige, woran ein Bienenschwarm gesessen, namentlich wenn er Charfreitag abgeschnitten, das Vieh, welches man zu Markte führt, peitscht, sich viele Käufer dafür einfinden werden. Ferner dient das Holz eines solchen Zweiges, welches man sorgfältig vertheilt, auf dem Tanzboden bei sich getragen, dazu, die Tänzer und Freier anzulocken, welche sich dann in Masse einstellen, zu welchem Zwecke man auch wohl ein Spänchen von dem Bienenstocke aus der Gegend, wo die Fluglöcher sind, am Andreasabend ausschneidet [34]). Der Grund dieses Glaubens liegt klar vor, es ist das einfache Inverbindungsetzen der Bienenmenge mit der Menge der Käufer und Freier. In der Pflege Reichenfels sagt man noch, daß Wespennester bei sich getragen die Zuneigung der Frauen gewinnen helfen, wofür wohl der gleiche Grund, nur etwas verdeckter, gelten mag [35]).

Im deutschen Kindermärchen setzt sich die dankbare Bienenkönigin auf den Mund der jüngsten Königstochter, welche der Held aus drei Schwestern, die einander ganz gleich sind, herausfinden soll [36]); in einer Erzählung des Talmud kommen dem angeklagten Rabbi Eleeser, welcher sich als Webermeister ausgiebt und zur Prüfung bestimmen soll, welcher von zwei Fäden zum Zettel, welcher zum Einschuß gehöre, eine männliche und eine weibliche Biene zur Hülfe, von denen die erste sich auf den Einschuß, die andere auf den Zettel setzte, und ihm dadurch das Mittel zum Erkennen gaben [37]).

Wegen ihres Stachels und schmerzhaften Stiches erscheint die Biene in den Sagen auch als Helferin im Kriege, als Mitkämpfende und Sieggewinnende. Das im dreißigjährigen Kriege belagerte Attendorn in Westfalen wirft den stürmenden Schweden die Bienenkörbe auf die Köpfe, worauf diese die Flucht ergreifen; noch jetzt feiert ein jährlicher Waffentanz an Frohnleichnam diese Heldenthat [38]). Ganz ebenso verjagen die badischen Rothenburger die Stürmenden, und noch verschiedene andere deutsche Städte schließen sich ihnen in dieser Kriegslist an; auch in älteren byzantinischen Erzählungen begegnet dieser Zug, jedoch als ein Schleudern von thönernen mit Schlangen gefüllten Töpfen [39]). Akka in Syrien soll gleichfalls von den Kreuzfahrern durch hineingeschleuderte Bienenkörbe erobert sein [40]). Vor einem andern Schwarm von Bienen, welche durch göttliche Schickung den Rhaukiern auf Kreta in ihre Stadt kamen und ihnen die heftigsten Schmerzen verursachten, mußten die Bewohner sogar die Stadt räumen und eine andere Heimath suchen [41]). In einer irischen Legende verwandelt die von dem schwächern Heerhaufen angeflehte heilige Gobinate die Bienen eines nahen Stockes sogar direkt in eine Schaar Krieger [42]).

Auch in Amerika und Afrika tritt die Biene in gleicher Weise als Schützerin gegen die Feinde auf. Eine Tradition der Quiché erzählt, daß man vier große Kalabassen mit Hornissen, Bienen und Wespen gefüllt um eine gewisse Stadt gestellt und als die Feinde anstürmten, die Deckel abgenommen habe, worauf die Feinde in wilder Flucht davon gestürzt seien [43]). In Nordguinea erscheint dies sogar als feststehender Brauch, da man dort häufig zwischen die am Eingang der Dörfer stehenden Fetische mit Bienen gefüllte Töpfe stellt; man hält die Bienen dort für eine Schutzwehr der Stadt [44]). In dem großen Kriege der vierfüßigen Thiere gegen die Vögel giebt in einem in Sierra-Leona von Koelle gehörten Märchen der Führer der letzteren, der Strauß, der Biene den Pfeil, der Wespe den Speer, und beide schleudern ihre Waffe bei Anrücken des Heeres der Gazelle und dem Schakal, welche das Zauberwasser gegen das Vogelheer werfen sollen, so geschickt entgegen, daß beide sinken und das erschreckte Heer die Flucht ergreift [46]). Aehnlich sticht im deutschen Märchen die Wespe den Bannerträger des vierfüßigen Heeres, den Fuchs, in seinen buschi-

gen Schwanz, daß dieser ihn sinken lassen muß und so die Flucht des Heeres veranlaßt [47]).

Natürlich eignen diesen zarten Wesen mancherlei Antipathien, in deren Auffindung namentlich das Alterthum stark war. Da ist zunächst das Echo, dessen Wechselschläge nach Plinius das zarte Thier erschüttern, ihm nachtheilig und verhaßt sind, weshalb auch Varro vorschreibt, den Bienenstand ja mit Rücksicht darauf zu wählen [48]). Tödtlich ist ihnen ferner der Geruch von Krebsen, welche man in ihrer Nähe kocht; verhaßt wie den alten Pythagoräern die Bohne, auf deren Blüthe sie sich nicht setzen, die Olivenblüthe, welche sie unberührt lassen, aus welchem Grunde man die Nähe des Oelbaumes ebenso wie der ihnen gleichfalls antipathischen Eibe für den Bienenstand mied [49]). Daher gehen auch mit Oel bestrichene Bienen schnell zu Grunde, es sei denn, daß man schnell Essig anwende, wodurch sie leben bleiben [50]). Daß die Frösche den Bienen am Wasser auflauern, beobachtete schon Aristoteles; sie ebenso wie die Kröten fangen wirklich die Bienen fort. Nicht der Erfahrung gemäß dagegen ist seine fernere Angabe, daß die Kröten ins Flugloch blasen, um dann die Herausfliegenden zu schnappen [51]). Von der größten Bienenfeindin, der Schwalbe, berichtet Aelian, daß man sie trotzdem nicht zu tödten wage und sie nur hindere, ihr Nest in der Nähe der Bienenkörbe zu bauen [52]).

Auf der Sierra-Leona-Küste hält man den Geruch der Citronenbäume den Bienen für zuwider, glaubt dagegen, daß die rothe Farbe einen besondern Reiz für sie habe [53]). Nach schlesischem Glauben aber meiden sie gerade den rothen Klee, und zwar weil der Herrgott ihnen denselben bei der Schaffung als Gegensatz für die Erlaubniß der Sonntagsarbeit verboten hat [54]).

Die alten und modernen Zeiten schreiben den Bienen ein großes Wohlgefallen an rhythmischen Klängen — Vögel der Musen war einer ihrer Beinamen — zu, und wie bereits die alten Griechen und Römer, benutzt noch unser Landmann dieses Wohlgefallen, um den schwärmenden Haufen zum Niedersitzen zu bewegen.

„Reg' auch klingendes Erz und den Hall der cybelischen Cymbeln," singt Virgil, indem er die Vorschrift des Aristoteles, durch Klang des Erzes die Bienen zusammen zu locken, wiederholt. Klappern mit Scheiben, rhythmisches Händeklatschen sind die ferneren Geräusche, womit alte Schriftsteller die Bienen, wenn sie sich zerstreut haben, zu versammeln und zu leiten rathen; Varro schreibt vor, daß der Wärter, wenn die Bienen eine neue Kolonie aussenden, Staub nach ihnen werfe und durch Klingeln mit ehernen Geräthen sie dahin bringe, wo er wolle [55]).

Ebenso verfährt nun noch der deutsche, französische, italienische Landmann. In Oberbayern klopft man, wenn der Stock schwärmen will, mit einem Schlüssel an eine Sense, woraus der Stiel herausgenommen ist, oder macht mit Kesselschlagen Lärm; auf diesen Klang verlassen die Bienen den Stock und setzen sich auf einen nahen Baum, Rasen oder Stange nieder, von wo sie nun in einen bereits vorbereiteten Korb gefaßt werden [56]). Ebenso hält der Schweizer den jungen Schwarm mit Sichelglockenklang, damit er sich nicht zu weit entferne, breitet ihm zum Lagern ein sauberes Weißzeug aus — auch im Algäu spannt man zu diesem Zwecke ein weißes Tuch aus [57]) — und sorgt dafür, daß sein neues Heim mit einem Blumenkränzchen geschmückt ist [58]). Die Franzosen, bei denen das Kesselschlagen gleichfalls Sitte, glauben aber nicht allgemein, daß aus Liebe zur Musik die Bienen sich bei diesem Klange setzen, sondern theilweise auch, daß sie das Geräusch für Donner halten und aus Furcht vor schlechtem Wetter sich nicht zu entfernen wagen [59]). Im Algäu hält man einen Flintenschuß für das sicherste Mittel zum selben Zwecke [60]).

Die Tscherkessen locken im Frühjahr den jungen Schwarm in einen kegelförmigen, aus Baumrinde zusammengebogenen, an einer langen Stange befestigten Hut, indem sie beständig mit kleinen Hölzern am Ende der Stange klappern, setzen dann die Königin in den Stock und lassen den Schwarm hinein [61]). Die Galla, gleichfalls eifrige Bienenzüchter, bewegen die Schwärme durch einen wirren Lärm zum Niedersitzen; die wilden locken sie durch Stöcke, welche sie innen mit wohlriechenden Blättern gerieben haben [62]).

Außer durch Geräusch sucht man den jungen Schwarm noch durch gewisse kräftige Sprüche zum Niederlassen zu veranlassen. In der Elbinger Gegend singt man

> Bienchen, Bienchen weise (Weisel?),
> Sollst nicht weiter reisen,
> Setze dich auf Korn und Gras,
> Füll deinem Herrn Korn und Faß! [63])

anderwärts in Preußen:

„Hörst du Grimm und Grauen, du sollst dich setzen an das Gras, tragen Honig und Wachs zu Mariä Wachslicht. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" [64])

Ebenso bittet man in Flandern die Bienen sich niederzulassen, um den Altar des Herrn mit süßem Honig und Wachs zu verehren [65]). Du Cange theilt einen ältern Bienensegen in Form einer Rede an die „Bienenmutter" mit, worin die Bienen bei Vater und Sohn beschworen werden, nicht zu hoch sich zu erheben und nicht zu lange zu fliegen, sondern schnell zum Baume zu kommen [66]); und so hat jede Landschaft ihre eigenen Sprüche zu genanntem Zwecke, die in sich nur wenig unterschieden sind, deren genau innegehaltener Wortlaut aber gerade für das Wichtige gehalten wird.

In Westfalen muß man, damit sich der Schwarm an einen gelegenen Ort setze, den Strauch oder Baum, wohin man ihn haben will, anfassen und mit einem bestimmten Spruche dreimal rütteln, oder mit drei Fingern nach dem Schwarme zeigen, ihm in den heiligen drei Namen befehlen, sich auf das Gras zu setzen, und dabei drei Kreuze mit den Fingern machen [67]). Die Bewohner von Cornwallis riefen früher einen Geist Namens Browny an, wenn die Bienen zu schwärmen begannen; hörten sie diesen Namen, dann kehrten sie nicht in den alten Stock zurück, sondern ließen sich als Kolonie nieder [68]).

Im Banat wird am Weihnachtsabend von einem Mädchen ein langer Faden gesponnen, den es mit einer Binde um den Körper windet und so schläft; beides wird dann, wenn die Bienen zu schwärmen beginnen, von ihr in die Höhe geworfen [69]). Das römische Werfen von Staub haben wir bereits erwähnt, wozu wir noch bemerken wollen, daß nach Plinius das Bestreuen mit Staub aus einer Schlangenspur die Bienen zwingt, zu ihrem Stocke zurückzukehren [70]). Auch unter streitende Bienen soll man, um sie zu beruhigen, Staub werfen [71]).

Um das muthwillige nutzlose Schwärmen zu verhindern, empfiehlt Virgil dem Könige die Flügel auszurupfen; die deutsche Volksweisheit legt die Wurzel einer blauen Lilie in den Stock, um die Bienen zum Bleiben zu nöthigen [72]). Auch muß man sich vorsehen, wenn man einen Stock über die Straße trägt, um ihn an einem andern Ort aufzustellen, weder zu sprechen noch für einen Gruß zu danken, noch sich umzusehen, damit sie einem nicht fortfliegen (Wetterau); trägt man an einem heiligen Abende die Stöcke an einen andern Ort, dann schwärmen die Bienen gar nicht, geben dafür aber viel Honig (Mähren) [73]). In Devonshire darf man die Stöcke nur an einem Charfreitage versetzen [74]).

Am Charfreitage segnet auch der Masure seine Stöcke, indem er vor Sonnenaufgang mit einem Teller Schrotmehl um sie herumgeht und mit einem vorgeschriebenen Spruche das Mehl in den Bienengarten streut. In Westfalen macht der Bienenvater, wenn seine Bienen im vergangenen Jahre faul gewesen sind, ihnen im Frühjahr seine Vorhaltungen und sagt ihnen, daß seine Kinder Honig und die Kirche Wachs haben wolle, und sie nun ihre Schuldigkeit thun sollten [75]).

Das Schwärmen der Bienen und deren Niederlassen auf fremdem Eigenthum, das Locken fremder Schwärme, das Finden herrenloser hat in den älteren deutschen Einzelrechten eine Menge Bestimmungen nöthig gemacht, von denen wir einige der interessantesten ausheben wollen. Ausgeflogenen Bienen, welche über die Gasse oder des Nachbars Zaun gelangt sind, darf man nur drei Tage lang folgen, da die Biene „ein wilder Wurm ist“; nach dieser Zeit ist das Eigenthumsrecht verwirkt und ein jeder darf dem Verfolger das Betreten seines Grund und Bodens weigern [76]). Sind sie auf einen fremden Baum gefallen, so darf man sein Eigenthum in so weit reklamiren, als es gestattet ist, innerhalb dieser Zeit an den Baum in Gemeinschaft mit dem Besitzer desselben mit Aexten oder Kolben zu schlagen und die herabfallenden Bienen für sich in Anspruch zu nehmen [77]). Entflogenen darf man mit Klopfen und Läuten folgen, gelingt es sie dadurch zum Sitzen zu bringen, dann ist der Schwarm gerettet; verliert man ihn aber aus dem Auge, dann ist er „gemein“ und „wer den Imp findet, deß ist er“ [78]); nach anderm Rechte darf der Eigenthümer sie zwar noch reklamiren, muß aber sein Eigenthumsrecht auf das Bestimmteste nachweisen, wie dies überhaupt verlangt wird [79]); auch muß wohl der Strauch, worauf der Schwarm gesessen, mitgebracht werden [80]). Für die Theilung der Bienen zwischen Eigenthümer, Finder und Grundeigenthümer haben die Gesetze genaue Normen festgesetzt [81]), nie kann aber der neue Eigenthümer ein Anrecht auf den alten Honig geltend machen, denn „der Honig folgt nicht den Bienen“ [82]).

Nach jütischem Gesetz gehörten die in einem wilden Walde gefundenen Bienen, wenn ihnen niemand gefolgt war, dem Finder; hatte der Eigenthümer sie also aus dem Auge verloren, waren sie für ihn verloren. Fand man sie dagegen in einem fremden Gehölz, so hatte man keinen Anspruch darauf, und auch der Besitzer des Schwarmes, wenngleich er ihm gefolgt war, nur einen auf den dritten Theil desselben [83]). Das Westerwolder Landrecht bestimmt, daß die Bienen dem Eigenthümer so lange gehören, als er ihnen folgt, ohne Rücksicht darauf, in wessen Gebiet sie fliegen, und hat ferner folgende Festsetzungen für das Finden von Schwärmen: Der Finder muß ein Zeichen dabei lassen, wenn er nicht Gefahr laufen will, daß ein Anderer den Schwarm nochmals findet und ihn in Anspruch nimmt; folgt er dem gefundenen Schwarme und dieser fliegt über einen Menschen auf dem Wege — von der Seite kommende haben kein Anrecht —, so darf ihm dieser auch folgen; fliegt der Schwarm auf fremden Grund, dann muß man einen Pfennig beilegen und darf locken, folgt der Schwarm, ist er sein; Lockkörbe aufzustellen ist verboten [84]).

Das Honigausnehmen mußte nach Konrad von Megenberg an einem schönen hellen Tage, wenn der Mond voll ist, geschehen — in der Altmark behauptet man, daß die Bienen gut gedeihen, wenn die Sonne Lichtmeß auch nur einen Augenblick hell scheint —, bei den Römern fingen einige dasselbe mit einem Tage an, welcher dem Vulkan heilig war [85]); bei den Kunama, einem der Grenzvölker Abyssiniens, ist es nicht erlaubt, den wilden Honig vor Ablauf ihres großen Festes, welches Ernte-, Versöhnungs- und Todtenfeier zugleich in sich befaßt, zu sammeln [86]). Die Säuberung der Körbe von Ungeziefer und dergleichen bewirkt man am Rheine gern zu Petri Stuhlfeier (22. Februar); thut man es früher oder später, so glaubt man keine gute Ernte zu erhalten [87]).

Die Hindus sollen beim Honigausnehmen stets die Tulsypflanze (ocymum nigrum), in welche vom Krischna eine seiner Geliebten verwandelt wurde und welche ihm daher heilig ist, in der Hand tragen; sie ist überhaupt für den Wischnugottesdienst vorgeschrieben, und scheint dieses Gebot daher die Bienenzucht — die Biene ist dem Krischna heilig — in die Reihe der religiösen Handlungen zu stellen [88]). Die Römer trugen beim Ausnehmen, um nicht von den Bienen angefallen zu werden, den Schnabel des Baumspechts bei sich [89]); in der Provinz Preußen scheint man zu gleichem Zwecke sich des Abwehrspruches

Ihr Spurbienen und ihr Weiserbienen,
Jetzt stecht ihr mich, nachher stech ich euch!

zu bedienen [90]). Schenkt der Bienenwirth bei der Honigernte vielen Personen davon, so sind nach einem deutschen Aberglauben die Bienen auch wieder mildthätig gegen ihn [91]).

Der Böhme stellt im Frühjahr Honig auf die Baumstöcke im Walde und betet dabei: „Medulina, da hast du, du giebst es über's Jahr wieder“ [92]). Der Australier in Queensland läßt, wenn er einen wilden Stock ausgenommen, in der Regel eine Kleinigkeit Honig für Buddai, einem von ihm sehr gefürchteten geistigen Wesen, zurück [93]). Der Südafrikaner sowohl als der Singhalese, denen der eigenthümliche Honigkuckuck als Führer zu den wilden Bienen dient, indem er sich zunächst durch schreiendes Umflattern den Menschen bemerkbar macht, bis ihm gefolgt wird, legen für diesen Vogel dankbar etwas von dem Honig, die Hottentoten auch die Bieneneier, zurück, und glauben, daß wenn man dieses versäume, er sie für die Folge nicht mehr führen werde [94]). Uebrigens brauchen auch die bienenspürenden Hottentoten nicht einmal immer den Honigkuckuck, da sie sehr geschickt im Aufspüren sind; sie werfen sich, sobald sie ein Bienensummen hören, sofort auf die Erde, sehen der Biene nach und verfehlen selten die Richtung [95]). Sie bedürfen noch nicht einmal des Kunstgriffes der australischen Eingeborenen, welche der gefangenen Biene eine kleine weiße Daunenfeder ankleben, wodurch sie so langsam fliegen muß, daß man ihr bequem folgen kann [96]).

---

1) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 154/5. Klausen S. 651.
2) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 220/1.
3) Lenz S. 572/3.
4) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 191 u. folg. Aelian, Thiergeschichten, Buch 5, Kap. 13.
5) Megenberg S. 289, 290, 291.
6) Menzel Bd. 2, S. 128. Gubernatis S. 509, Anmerkung. (Beide nach Leo.)
7) B. Haug, Die Alterthümer der Christen. Stuttgart 1785, S. 280/1 (nach Rupertius Tuitiensis).
8) Gubernatis S. 510, Anmerkung.
9) Menzel Bd. 2, S. 129.
10) Panzer Bd. 2, S. 8.
11) Menzel Bd. 2, S. 128. Dubois de Montpéreux. Reise um den Kaukasus. Darmstadt 1842, Bd. 1, S. 78.
12) A. u. A. Schott, Walachische Märchen. Stuttgart und Tübingen 1845, S. 284. Ist in der tscherkessischen und walachischen Sage vielleicht ein Zusammenhang mit der altrömischen Meinung, daß das Echo den Bienen schädlich sei, anzunehmen?
13) Grohmann Nr. 601.
14) Creuzer Bd. 4, S. 355.
15) Gubernatis S. 507, Anmerkung.
16) Grohmann Nr. 602.
17) E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857, S. 319.
18) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 147. Panzer Bd. 2, S. 173. Grohmann Nr. 492, 602.

19) Rochholz, Kinderlied S. 333. Steiger S. 16.
20) Rochholz, Kinderlied S. 333.
21) Lenz S. 597/81.
22) Klausen S. 779.
23) Lenz 580.
24) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 148.
25) Brand Vol. 2, p. 175, 219.
26) Grimm, Mythologie, Deutscher Aberglaube Nr. 160. Wuttke §. 44.
27) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 148.
28) Ebendaselbst.
29) Wolff-Mannhardt Bd. 3, S. 311. (Vom Jahre 1612.)
30) Somadeva Bhatta's Märchensammlung. Uebersetzt von Brockhaus. Leipzig 1843, Bd. 2, S. 207.
31) Wolff-Mannhardt Bd. 3, S. 405.
32) E. B. Tylor, Anfänge der Kultur. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1873, Bd. 1, S. 122.
33) Taylor Bd. 1, S. 239.
34) Köhler S. 371, 382, 412, 417.
35) Ebendaselbst S. 417.
36) Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (17. Aufl.). Berlin 1880, S. 268.
37) Abodah Sarah oder der Götzendienst. Ein Traktat aus dem Talmud. Uebersetzt von Ewald. Nürnberg 1868, S. 129.
38) Kuhn Bd. 2, S. 161.
39) Liebrecht S. 75/6.
40) Liebrecht S. 75.
41) Aelian, Thiergeschichten, Buch 17, Kap. 35.
42) Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826, S. 223.
43) Liebrecht S. 76 (nach Popol Vuh).
44) J. L. Wilson, Westafrika. Leipzig 1862, S. 158.
46) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (3. Auflage). Göttingen 1856, Bd. 3, S. 374/5.
47) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (17. Auflage), S. 405.
48) Plinius Buch 11, Kap. 21. Lenz S. 576 (nach Varro). Megenberg S. 292.
49) Plinius Buch 11, Kap. 19; Buch 21, Kap. 41. Virgil, Vom Landbau, Gesang 4, Vers 47/8. Creuzer Bd. 2, S. 538.
50) Plinius Buch 11, Kap. 21. Plutarch, Tischreden, Buch 2, Kap. 6, §. 2.
51) Lenz S. 570/1. „Natur" Bd. 26, S. 265.
52) Aelian, Thiergeschichten, Buch 1, Kap. 58.
53) Th. Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste und ihren Bewohnern. Weimar 1805, S. 101.
54) Peter S. 32.
55) Plinius Buch 11, Kap. 22. Lenz S. 573, 574, 579. Klausen S. 765. Panzer Bd. 2, S. 388/9.
56) Panzer Bd. 2, S. 173.
57) Mittheilung des Führers Kechler in Oberstdorf.
58) Steiger S. 16.
59) Monnier-Vingtrinier p. 149.
60) Mittheilung des Führers Kechler in Oberstdorf.
61) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. Halle und Leipzig 1812/4, Bd. 1, S. 585/6.
62) Harris, Gesandtschaftsreise nach Schoa. Stuttgart und Tübingen, Bd. 2, S. 138.
63) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870, S. 131.
64) Ebendaselbst.
65) Kuhn Bd. 2, S. 66.
66) Gubernatis S. 509.
67) Kuhn Bd. 2, S. 66, 208.
68) Brand Vol. 3, p. 205.
69) Baron Rajacsich, Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslaven. Wien 1873.
70) Plinius Buch 30, Kap. 53.
71) Megenberg S. 291.
72) Virgil, Vom Landbau, Gesang 4, Vers 103 u. folg. Albertus Magnus, Egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Reading o. J. Bd. 2, S. 52.
73) Wolff Bd. 1, S. 233 (Nr. 392). Grohmann Nr. 605.
74) Brand Vol. 2, p. 219.
75) Frischbier S. 132. Kuhn Bd. 2, S. 65.
76) Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter. Nördlingen 1869, S. 111.
77) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828, S. 597.
78) Graf a. a. O.
79) Birlinger Bd. 2, S. 526.
80) Grimm a. a. O.
81) Grimm S. 599.
82) Graf a. a. O.
83) Grimm S. 598/9.
84) Grimm S. 597/8.
85) Megenberg S. 293. J. D. H. Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839, S. 84. Plinius Buch 11, Kap. 15.
86) W. Munzinger, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864, S. 473.
87) Montanus, Die Vorzeit. Elberfeld 1870, Bd. 1, S. 257.
88) Gubernatis S. 507. Menzel Bd. 2, S. 125.
89) Plinius Buch 30, Kap. 53.
90) Frischbier S. 131.
91) Grimm, Deutscher Aberglaube, Nr. 1102.
92) J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen. Prag 1863, S. 134.
93) Tylor Bd. 1, S. 413.
94) „Ausland" 1860, S. 843; 1862, S. 223. R. Percival, Beschreibung von der Insel Ceylon. Leipzig 1803, S. 368. Die Schua halten diesen Vogel, den sie „schneter" nennen, für ein verwandeltes altes Weib, welches mit diesem Rufe ihr verlorenes Söhnchen beim Namen ruft. H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. (Im Auszuge.) Gotha 1859/60, Bd. 2, S. 75.
95) J. Barrow, Reisen in das Innere von Südafrika. Leipzig 1801, S. 199.
96) G. C. Mundy, Wanderungen in Australien. Leipzig 1856, S. 83. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859/72, Bd. 6, S. 728.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die afrikanische Gesellschaft in Deutschland kann sich nicht rühmen, besonders vom Glück begünstigt zu werden; ein neuer, recht empfindlicher Unfall hat sie betroffen: das Schiff, welches Dr. M. Buchner's Sammlungen (siehe oben S. 202) nach Europa brachte, hat im englischen Kanale Schiffbruch gelitten!

— Der Times-Korrespondent in Alexandria berichtet (Mail, 11. März), daß Gessi-Pascha nach Bekämpfung der Sklavenhändler im Nilgebiete nach Chartum zurückgekehrt sei, unterwegs indessen entsetzliche Noth habe ausstehen müssen. Im September vorigen Jahres begab er sich in einem Dampfer, welcher eine ganze Menge von Booten und Flößen im Schlepptau hatte, auf die Heimreise. Bei ihm befanden sich an 500 Leute, Soldaten und andere, und sie waren mit genügendem Proviant für die Dauer einer gewöhnlichen Reise versehen. Allein der Nil war wieder einmal durch schwimmende Vegetation vollständig verstopft worden, was sich nach Gessi's Ansicht stets wiederholen und stets die Benutzung des Stromes als Verkehrsweg hindern wird. Drei Monate lang wurde Gessi in dem Moraste festgehalten, bis die Lebensmittel ausgingen, zahlreiche Leute am Fieber starben und die Ueberlebenden sich gezwungen sahen, sich von den Leichen zu nähren. Dieselben wurden schließlich durch einen starken, ihnen zu Hülfe ge-

sendeten Dampfer befreit, welcher mit Gewalt eine zeitweilige Passage durch die Sumpfvegetation bahnte.

— Die „Kreuzz." berichtet: „Herr F. v. Schoeler, Chef der ersten deutschen Expedition nach dem äquatorialen Ost-Afrika, hat seinen Auftrag, zwischen Tabora und Karema am Tanganyika-See eine Station für wissenschaftliche Zwecke zu gründen, glücklich ausgeführt, und trotz mehrfacher Hindernisse zu Kakoma (wohl Kikoma unter 32° 40' östl. L. Gr. und 5° 45' südl. Br., circa 93 km südsüdöstlich von Tabora) im Staate Ugunda, welcher vom Sultan Mlimangombe beherrscht wird, einen passenden Platz gefunden und eingerichtet. Wie wir hören, trifft Herr v. Schoeler Anstalten zur Heimreise und man darf hoffen, ihn binnen kurzem im Vaterlande begrüßen zu können. Die Expedition verlor zwischen der Küste und Kakoma 32 Mann. Herr Dr. Böhm hat die Leitung der Station übernommen, welche außerdem noch von den Herren Dr. Kaiser und Paul Reichard bewohnt wird."

— Briefe aus Zanzibar vom 5. Februar melden, daß Stanley, welcher bekanntlich mit dem Bau einer Straße um die Jellala-Fälle herum beschäftigt ist, um den schiffbaren Theil des Kongo erreichen und auf demselben Dampfer in Thätigkeit setzen zu können, durch Agenten 72 Zanzibar-Leute für eine Reihe von Jahren hat anwerben lassen. Dieselben gehen per Postdampfer nach der Kapstadt und von da in einem eigenen Schuner nach der Kongo-Mündung. Der belgische Zweig der Internationalen Association soll jetzt beabsichtigen, die Pläne der belgischen Handelsgesellschaft, deren Hauptaktionär der König von Belgien ist, nach Kräften zu unterstützen, und zu diesem Behufe soll in Njangwe, dem wohlbekannten Orte am obern Kongo im Lande der Manjema, eine Station errichtet werden, um dort den Elfenbeinhandel, welcher jetzt seinen Weg nach Zanzibar nimmt, nach der Westküste abzulenken.

— Am 8. März hat das portugiesische Abgeordnetenhaus (die Entscheidung des Senats steht noch aus) nach längeren Berathungen mit 74 gegen 19 Stimmen den Vertrag genehmigt, durch welchen Lorenzo Marques in der Delagoa-Bai von Portugal, wenn auch nicht förmlich an England abgetreten, so doch demselben überantwortet werden soll. Dieses gewinnt damit nicht nur einen augenblicklich, in militärischer Hinsicht, werthvollen Zugang zu der Transvaal-Republik, sondern auch einen der vorzüglichsten Häfen weit und breit, dessen Klima bei Weitem nicht so schlecht ist, als es verrufen wird, und der tüchtigen Kaufleuten die denkbar günstigsten Chancen darbietet. Ernst von Weber schlug seiner Zeit der deutschen Regierung den Erwerb desselben vor, um von dort aus die holländischen Bauernrepubliken gegen englische Uebergriffe zu schützen und die Germanisirung Südafrikas einzuleiten — leider vergeblich. Wir bitten nachzulesen, wie hoch er den Werth von Lorenzo Marques anschlägt („Globus" XXXIV, S. 271), dessen sich England jetzt bemächtigen will.

— Die englische Gesellschaft „Livingstone (Congo) Inland Mission" hat vor einiger Zeit eine Abtheilung Missionäre unter Mr. A. Mc Call, welcher durch die Londoner Geographische Gesellschaft mit Instrumenten zu wissenschaftlichen Beobachtungen ausgerüstet worden ist, ausgesandt mit der Bestimmung, am nördlichen Ufer des Kongo sich einen Weg in das Innere zu bahnen. Jetzt ist die Nachricht eingetroffen daß jene Abtheilung eine dauernde Station in Mataddi Minkanda, gegenüber von Stanley's Niederlassung Vivi, unterhalb der Jellala-Fälle errichtet und eine Pionnierabtheilung 50 bis 60 engl. Meilen weiter landeinwärts vorgeschoben hat. Mc Call hofft im nächsten Herbst Stanley Pool zu erreichen. Im kommenden Frühjahr soll eine neue Expedition nach Banana am untern Kongo entsendet werden, um von dort aus die weiter landeinwärts befindlichen Missionäre zu unterstützen und mit Vorräthen zu versehen; auch soll ein kleines Schiff auf dem Unterlaufe des Stromes stationirt werden.

Nordamerika.

— Im Winter 1878 bis 1879 unternahm Alphonse Pinart zu prähistorischen Zwecken eine Reise durch die mexikanische Provinz Sonora, welche er im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (1880, September) beschreibt. Dort erzählt er von der Hauptstadt Ures folgende charakteristische Geschichte: „Ures verdankt wie die meisten poplacions von Sonora seinen Ursprung der Mission in S. Miguel. Man versichert mir, daß vor noch gar nicht langer Zeit interessante, auf die Mission bezügliche Archive vorhanden waren; aber vor einigen Jahren hatte der Pfarrer von Ures an einem lustigen Tage in seiner Betrunkenheit nichts Besseres zu thun, als mit den alten Papieren ein Freudenfeuer anzuzünden. Wie viel alte Dokumente mögen so zum Theil durch Sorglosigkeit, zum Theil während der Revolution, wo jedes Papier, es mag so wichtig sein, wie es wolle, zum Patronenmachen verwendet wird, zu Grunde gegangen sein!" Leider brauchen wir nicht bis Mexiko zu gehen, um Beispiele für ähnliche Mißachtung von Urkunden zu finden!

— Der Bericht über den unlängst abgeschlossenen Census der Vereinigten Staaten klassifizirt die Bevölkerung folgendermaßen: Männer 25 520 582, Weiber 24 632 284; im Lande geborene 43 475 506, im Auslande geborene 6 677 360; Weiße 43 404 877, Farbige 6 577 151. Die übrigen 170 838 bestehen aus Indianern, welche in keinem Stammverbande und nicht unter Obhut der Regierung stehen, aus Chinesen und anderen Asiaten. Die Chinesen werden auf 105 363 geschätzt. Seit dem letzten Census ist das Verhältniß der Farbigen zu den Weißen und das Ueberwiegen des männlichen über das weibliche Geschlecht ein wenig gewachsen, das Verhältniß der im Ausland geborenen hat sich etwas vermindert.

— Der Weinertrag im Jahre 1880 ist in Californien beinahe doppelt so groß, wie im vorigen Jahre; er beläuft sich auf 11 500 000 Gallonen. Sonoma-County wird mit 4 750 000 in Rechnung gebracht, Napa-County mit 2 350 000 bis 2 500 000 Gallonen. Die Weinernte in den am Sacramento-River belegenen Counties, einschließlich der Städte Sacramento und Stockton, wird auf 2 000 000 Gallonen veranschlagt. Die Counties Alameda, Contra Costa, San Mateo, Santa Clara und San Francisco werden ungefähr 2 000 000 Gallonen liefern, und es sei hier bemerkt, daß in San-Francisco-County viel mehr Wein gebaut wird als man im Allgemeinen annimmt, und zwar zum größten Theile von Italienern, welche eine bedeutende Anzahl kleiner Weinpflanzungen besitzen. Ueber die Weinernte in den südlich von Santa-Clara-County belegenen Küsten-Counties sind bis jetzt keine zuverlässigen Nachrichten eingelaufen, doch wird der Ertrag jener Gegend auf mindestens 3 500 000 Gallonen geschätzt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

III.

Frühzeitig am folgenden Morgen erschien der Kanuri-Abgesandte des Königs Maruf von Logon, dem Nachtigal, um ihn sich günstig zu stimmen, einen Marien-Theresien-Thaler schenkte und dann in den Palast schickte, um wegen einer Audienz anfragen zu lassen. Einen zweiten Thaler ließ er durch ihn in die landesübliche Münze umwechseln,

Logon von der Flußseite aus.

nämlich in Baumwollstreifen von drei Finger Breite und 2 m Länge, von denen 42 auf einen Thaler gehen. Dafür kaufte er Sorghum, Butter, Zwiebeln und Reis, die in Anbetracht der Fruchtbarkeit des Landes sehr theuer waren; der König schickte dazu noch sechs Hühner und ein Frühstück und ließ sich entschuldigen, daß er ihn nicht alsbald empfangen könnte. Er konnte sich nicht dazu entschließen, trotzdem nun der lange erwartete Beamte des Kaschella Bilâl ankam.

Gelangweilt verließ der Reisende gegen Abend seine Wohnung — obgleich es gegen die Sitte verstößt, daß ein ausgezeichneter Fremder aus seiner Behausung heraus geht, ehe er zur Audienz zugelassen worden ist —, wanderte über den Markt, der an jedem Nachmittage abgehalten wird, und auf welchem nur etwas Tabak, Baumwollstreifen, Gemüse, Seile und Matten feil geboten wurden, und erreichte so den südöstlichen Theil der Stadt, welcher unmittelbar vom Flusse, dem Ba-Logon, bespült wird. Der Fluß, welcher hier eine Breite von 200 bis 250 m hat, war gerade von den zahlreichen, ihn durchwatenden Verkäufern belebt, welche nach dem jenseitigen Ufer zurückkehrten. An der Fuhrt hatte er nur eine Tiefe von $1^1/_4$ m, füllte aber damals bei weitem nicht sein ganzes Bett aus; denn am östlichen Ufer lag eine Strecke von etwa 60 m Breite trocken. Das Ufer, auf welchem die Stadtmauer sich erhebt, überragt den Wasserspiegel etwa um 4 m, war aber auf der andern Seite viel flacher. Dort setzte sich der Reisende nieder und versenkte sich in den Anblick der reizenden Landschaft. Im Schatten großer Kautschukbäume kauerten Gruppen von Eingeborenen, schauten dem Gehen und Kommen zu und plauderten über die Vorfälle des Tages. Hier und da ragte der Wipfel einer majestätischen Deleb-Palme über die Umfassungsmauer herüber; auf dem Flusse bewegten sich zahlreiche Fahrzeuge der früher beschriebenen Arten hin und her, Kinder und junge Mädchen badeten sich, Frauen mit

Empfang im Palaste zu Logon.

Körben auf den Köpfen schritten ihren Hütten zu und alles athmete Frieden, Thätigkeit und Wohlstand. Die Stadt hat sieben Thore und etwa 12 000 Einwohner.

Am nächsten Morgen endlich erhielt der Reisende die Botschaft, daß der Herrscher ihn empfangen wollte, aber nicht ihn allein, wie er gehofft hatte, und wie es ihm in seiner Eigenschaft zugestanden hätte, sondern er beschied gleich die ganze Karawane in seinen Palast. Dieser letztere war noch in demselben Zustande, wie ihn Heinrich Barth in seinem Reisewerke beschrieben hat. Aus einem kleinen Vorraum tritt man in einen länglichen Hof, dann in einen etwas geräumigern Gang und durch denselben in den circa 30 m langen Haupthof, weiter in einen dritten Hof und zuletzt durch eine einfache Thür in einen kleinen unbedeckten Raum. Dort saß der König in einer auf Pfählen ruhenden Veranda hinter der auf Kanuri „Kassar" genannten Vorhängethür aus Schilf, welche jeden Einblick von außen unmöglich macht, doch dem drinnen Befindlichen den Blick nach außen erlaubt. Denn weder in Logon noch in Baghirmi pflegt sich der Herrscher Fremden zu zeigen.

Sobald Nachtigal den Palast betreten, mußte er sich mit dem einführenden Beamten herumzanken, weil dieser darauf bestand, daß der Fremde barfuß vor der Majestät erscheinen sollte, während dieser, wie bei seinem Empfange durch Scheich Omar in Kuka, beim Eintritte nur die Ueberschuhe abgelegt und seine leichten Socken aus gelbem Ziegenleder anbehalten hatte. Nur seine Drohung, kurzweg auf die ganze Audienz Verzicht leisten zu wollen, ließ den pflichteifrigen Beamten

von seiner Forderung abstehen. Auch brauchte er sich nicht der Landessitte zu fügen, mit nacktem Oberkörper vor den König zu treten.

Der Empfangsraum war sehr sauber gehalten und mit einer dicken Schicht schönen feinen Sandes bedeckt. In denselben hockten sie sich nieder und brachten mit gesenkten Augen — denn es ist nicht schicklich, dem Blicke der Majestät zu begegnen — ihre Begrüßungen vor. Nachtigal erinnerte an den Besuch, den Abd-el-kerim (Barth) in Logon abgestattet, und an die höfliche und feine Art, mit welcher der damals regierende Jusef denselben empfangen hatte, sprach seinen Wunsch aus, in Maruf, seinem würdigen Nachfolger, einen gleichen Beschützer der Fremden zu finden und, wie Barth vor 20 Jahren den König Abd-el-Kader, so jetzt dessen Sohn Mohammedu, genannt Abu Sekin, besuchen zu dürfen, und bat um die dazu erforderliche Unterstützung. Darauf legte er die üblichen Geschenke (Salam oder Kofolo) vor sich nieder und wurde nun erst in der Logon-Sprache, dann in Kanuri-Uebersetzung von dem königlichen Dolmetscher begrüßt, der vor dem Käfige des Herrschers so stand, daß dessen Worte nur ihm, nicht aber auch den unten Hockenden vernehmlich waren. Er erkundigte sich nach des Reisenden Gesundheit, fragte, ob in seiner Heimath Frieden und Wohlstand herrsche, und wie sich der Sultan in Stambul, den er für Nachtigal's ganz besonderen Freund anzusehen schien, befinde, richtete dann einen Gruß an alle übrigen Anwesenden insgesammt und ging nun erst zu der Hauptsache über. Dem Befehle Scheich Omar's, den Weg zum König Mohammedu frei zu lassen, unterwarf er sich natürlich, suchte aber Nachtigal's Weiterreise durch eine übertriebene Schilderung der Hungersnoth auf dem ganzen Wege und der Gefahr, in der der entthronte König schwebe, zu verhindern. Er fragte den Reisenden, ob er seine Rathschläge hören wollte, und nachdem dies höflich bejaht worden, forderte er ihn auf, seine Weiterreise aufzuschieben, bis weitere, bestimmtere Nachrichten aus Bugoman eingelaufen seien. Zu dem Endzwecke wolle er einen Boten aussenden, dem der Fremde ja einen seiner Begleiter und einen der Baghirmi-Leute beigesellen könnte. Nachtigal's Begleiter waren geneigt, diesem Vorschlage Gehör zu schenken; doch er selbst blieb taub und fest entschlossen, am nächsten Tage seine Reise fortzusetzen. Nach seinen letzten Nachrichten nämlich befand

Uebergang über den Schari.

sich Mohammedu's Gegenkönig Abd-er-Rahman mit den Hülfstruppen aus Wadaï zu Bidderi, ganz in der Nähe Massenjas, welches mit einem guten Pferde von der Hauptstadt Logons aus bequem in zwei Tagen zu erreichen ist, und er fürchtete deshalb, daß Sultan Maruf, wenn er auf dessen Vorschlag einging, zu jenem schicken und ihn selbst, die Pferde, Geschenke und Waaren ihm, dem Gegenkönig, in die Hände spielen könnte. Der Reisende dankte also dem Könige für seine gute Absicht und freundliche Fürsorge, erklärte aber seine feste Absicht, bestimmtere Nachrichten selbst in Bugoman einziehen zu wollen. Dieser Starrsinn ärgerte ihn, und er ließ dem Fremden schließlich ziemlich grob sagen, daß, wenn er seine verständigen Rathschläge nicht hören wolle, er seinetwegen noch am selben Tage weiterreisen könne. Damit entließ er ihn.

Nachtigal vermuthete hinter dem Eifer, mit welchem König Maruf seine Weiterreise hinauszuschieben versuchte, die Theilnahme des Beamten des Kaschella Bilâl. Ohne Rückhalt an diesem Manne konnte der König absolut nichts thun, was seinen Wünschen hinderlich war; dieser war in Kuka sein Zeuge und sein Anwalt. Nach der Audienz machte er also diesem ein Geschenk in Gestalt eines Haussa-Gewandes und räumte damit in der That das Haupthinderniß aus dem Wege. Schon am nächsten Tage konnte er, wie er gewünscht hatte, mit Zustimmung des Königs den Fluß überschreiten. Seine Versuche jedoch, in einer privaten Audienz des Herrschers Vertrauen und Freundschaft zu gewinnen, scheiterten an dessen kindischer Furcht vor dem Weißen, d. h. wahrscheinlich vor dessen Zauberkünsten. Vergeblich ließ ihn Nachtigal an die freundschaftliche Aufnahme erinnern, welche sein Vater Jusef dem Dr. Barth hatte zu Theil werden lassen: mehrmals ließ Maruf seinen Gast zu einer vertraulichen Audienz einladen; aber jedes Mal verließ ihn im entscheidenden Augenblicke, wenn dieser schon im Vorhofe wartete, der Muth, ihn zu empfangen.

So ging denn Nachtigal über, beziehungsweise durch den Fluß, was damals zur Zeit des niedrigen Wasserstandes sich ohne jegliche Gefahr bewerkstelligen ließ; doch kostete die Passage wegen der großen Anzahl von Pferden, welche sich bei der Karawane befand, viel Zeit, so daß man, am jenseitigen Ufer angelangt, sofort das Lager aufschlug. Am selben Abend noch ganz spät sandte der Iba oder Herr des Flusses einen Boten, um sich von dem Weißen Gift und ein Mittel gegen Zauberei zu erbitten. Wie stets in solchen Fällen antwortete dieser, daß er kein Gift habe und kenne; allein was den Gegenzauber anlangte, so durfte er in einem Lande wie Logon nicht daran denken, darin Unwissenheit vorzuschützen. Deßhalb führte er stets ein ansehnliches Quan-

tum Kampfer bei sich, welcher in manchen mohammedanischen Ländern ganz besonderes Ansehen in dieser Hinsicht genießt; man schreibt ihm alle möglichen wunderbaren Eigenschaften zu, und namentlich die Rechtsgelehrten wenden ihn häufig an. Der Reisende mag sich in vielen Theilen des mohammedanischen Afrika damit versehen; denn oft genügt schon ein einziges Korn, um sich einen Menschen mit Leib und Seele zu verpflichten. Nachtigal freilich hielt es jedesmal, wenn er Kampfer verschenkte, für seine Pflicht, zu erklären, daß man in seiner Heimath weder an Zauber noch Gegenzauber glaube, daß der Kampfer aber in vielen mohammedanischen Ländern für letzteres gelte.

König Maruf war so gütig, der Karawane noch eine Mahlzeit herüber zu senden, und der Iba lieferte ihr Honig für die Reise. Später aber bemerkte der Reisende, wie einige Reiter, welche er an ihrer Bewaffnung sofort als Soldaten Maruf's erkannte, ganz still die Furth passirten, sich bei dem Lager vorbeidrückten und die Richtung nach Südosten einschlugen, und sofort stieg in ihm der Argwohn auf, daß Maruf in seiner Feindschaft gegen Mohammedu dessen Gegner Abd-er-Rahman von dem Nahen der Karawane benachrichtigen wollte, damit die Pferde derselben nicht in Mohammedu's Hände kämen.

Am 18. März 1872 schlugen sie südsüdöstliche Richtung ein, zogen über die Tiefebene zwischen den beiden Armen des Schari (dem Flusse von Busso und dem von Logon) meist durch lichten Buschwald, der zuweilen durch sumpfige Wiesen unterbrochen wird, und erreichten nach fünfstündigem Marsche das Städtchen Kultschi halbwegs zwischen Logon und Bugoman, wo sie auf dem öffentlichen Platze von dem Stadthaupte, das den Titel Galadima führte, empfangen wurden. Kultschi ist ähnlich gebaut wie Logon, nur daß die Häuser weniger geräumig und hoch sind, und zählt etwa 3000 Einwohner, die fast alle dem Stamme der bogenbewaffneten Keribina (s. oben) angehören, welche selbst hier in einem verhältnißmäßig wichtigen Orte und inmitten einer fruchtbaren Gegend sich nicht zum Ackerbau bequemt haben, sondern ausschließlich die Jagd betreiben. Gegen Wild tauschen sie sich das nöthige Getreide ein. Zumeist jagen sie die an den Flußufern häufigen Wildschweine, deren Fleisch die Mohammedaner sonst so verachten. Hier aber findet man in allen Hütten Eberfelle, getrocknetes Fleisch und Hauer, welche von den Küsten des Mittelmeeres an bis zum Aequator als Talisman gegen den bösen Blick hochgeschätzt werden. Trotzdem sind die Keribinas gute Mohammedaner; die Alten im Lande, welche sich über diese Gesetzesübertretung ärgern, verfehlen denn auch nicht, der in religiösen Dingen weniger peinlichen Jugend deshalb ins Gewissen zu reden. Uebrigens lassen sich in vielen mohammedanischen Gegenden Inner-Afrikas, wo es Wildschweine giebt, die Schriftgelehrten herbei, den unreinen Charakter des Thieres zu mildern und sagen, daß wer davon ißt nicht gerade eine Sünde, sondern nur etwas Unpassendes sich zu Schulden kommen lasse. Nachtigal wurde öfters in Baghirmi und Wadaï gefragt, ob das Thier mit dem europäischen Hausschweine und dem Schweine der Bibel identisch sei, und jedesmal waren die Frager sehr befriedigt, wenn er antwortete, daß beide Arten verschieden seien.

Keribina-Bogenschützen in Kultschi.

In Kultschi sah der Reisende jene geheimnißvollen Reiter wieder, welche in der vorhergehenden Nacht nach ihm den Fluß bei Logon passirt hatten. Jetzt stellten sie sich, als kämen sie von einer Reise aus Baghirmi; denn sie hatten glücklicherweise nicht den Befehl gehabt, Abd-er-Rahman von dem Nahen der Karawane zu verständigen, sondern sie sollten nur durch erlogene Schilderungen des in Baghirmi herrschenden entsetzlichen Zustandes den Weißen von der Weiterreise abbringen — was ihnen natürlich nicht gelang.

Von Kultschi bis Bugoman marschirten sie fünf Stun-

den durch bald lichteren, bald dichteren Wald von Mimosen, Hedschlidsch, Tamarinden u. s. w., wozu sich noch ein hoher, bisher nicht beobachteter Baum mit riesigen Schoten, Simsim genannt, gesellte. In südsüdöstlicher Richtung passirte man vier Kanuridörfer, welche dem bedrängten Könige von Baghirmi, als er zu Bugoman Hof hielt, zum Opfer fielen und jetzt in Ruinen liegen, und dann die Grenze zwischen Logon und Baghirmi. Bald darauf kam der Schari in

Ankunft in Bugoman.

Miskin am Schari.

Sicht, d. h. sein Hauptarm, der Ba Busso. Bugoman liegt unmittelbar am Rande des Flusses, dessen westliches Ufer hier etwa 5 m hoch ist und steil abfällt. Es hat nach der Wasserseite hin vier verhältnißmäßig weite Thore, welche aber wegen des steilen Ufers für Lastthiere schwer erreichbar sind, im Norden ein Pförtchen, das einem einzelnen Menschen kaum zum Durchkriechen genügt, und nach Westen zwei Thore, deren eines weit genug war, den entladenen

Ochsen den Durchschritt zu gestatten. Der Reisende wurde von den Einwohnern, die treu zu Mohammedu hielten, sehr gut empfangen, weil sie der Ansicht waren, daß er die Pferde und Flinten in seiner Karawane dem Herrscher zur Unterstützung zuführe. Daran änderte sein Christenthum nichts: wenige kannten diese Religion, noch weniger den Unterschied zwischen ihr und dem Islam. Hielten ihn doch die meisten für einen Scherif d. i. Nachkommen des Propheten!

Bugoman war fast zur Hälfte durch eine Feuersbrunst vernichtet worden und trug deshalb zu einem großen Theile mit seinen neuen leichten Strohhütten einen sehr provisorischen Charakter. Es hat über 6000 Einwohner und ist die einzige größere unummauerte Ortschaft auf dem Westufer des Schari und darum ein beliebter Zufluchtsort der Baghirmi-Könige in Zeiten der Gefahr, wie denn auch Mohammedu unmittelbar nach der Eroberung seiner Hauptstadt Massenja (Februar 1871) längere Zeit dort Hof hielt.

Von hier an sah der Reisende mehr und mehr Baghirmi-Leute, eine schöne Race, namentlich was die Frauen anlangt, welche durch ihre harmonischen, schlanken Formen, reizenden Physiognomien und sehr kleidsame Haartracht einen höchst angenehmen Eindruck machten. Letztere besteht aus vier bis fünf falschen Flechten aus schwarz gefärbtem Lammsfell oder Pflanzenfasern, welche zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Die Hautfarbe spielt meist ins Röthliche; reine Schwarze sah Nachtigal in Bugoman nicht.

Obwohl in Folge des Brandes die üblichen Bongo-Wohnungen durch einfache Grashütten ersetzt worden waren, so hatte der Reisende doch ein vortreffliches Quartier, wo es ihm an nichts fehlte. Zum Essen schickte ihm sein Wirth täglich drei verschiedene Puddings und Fische aus dem Schari, darunter zwei Arten von der Größe eines Hechtes, welche von ganz ausgezeichnetem Geschmacke waren.

Eine Frau des verstorbenen Königs Abd-el-Kader.

Worin er von den Reitern Maruf's nicht belogen worden, das war der vollständige Mangel an Getreide, welcher in den Baghirmi-Ortschaften längs des großen Flusses herrschte. Denn Nachtigal mußte einen riesigen Preis für ein wenig Korn zahlen, dessen er dringend für seine Pferde und Lastochsen bedurfte, von deren Zustand der Erfolg seiner Reise abhing. Deshalb verweilte er auch in Bugoman nicht, sondern zog am folgenden Tage, dem 20. März, Nachmittags nach Miskin, einem Städtchen, das ebenfalls auf dem Westufer des Schari liegt, und obgleich viel kleiner als Bugoman, doch mit einer Stadtmauer versehen ist. Die Stadt mag etwa 2000 Einwohner haben und liegt, noch schöner wie Bugoman, zwischen lauter Bäumen, namentlich Deleb-Palmen, welche einen prächtigen Schmuck abgeben. Die Bongo-Häuser sind groß, solide gebaut und in gutem Zustande. Der Fluß ist etwas breiter als in Bugoman (etwa 250 bis 300 m) und hat im Westen 10 m hohe Ufer, auf der andern Seite aber flache. Auch hier war kein Getreide für Geld zu haben, und weiterhin herrschte vollständige Hungersnoth; indessen erhielt Nachtigal vom Vorsteher der Stadt einige Maß geschenkt, theils aus Patriotismus, theils um ein Zaubermittel gegen Krankheiten und Verwundungen dafür zu erhalten. Die Einwohner von Miskin waren nämlich noch wärmere Parteigänger des Mbang, als die von Bugoman. Die Wirthin, bei welcher der Reisende wohnte, war sogar eine der Frauen des verstorbenen Königs Abd-el-Kader gewesen, der für das schöne Geschlecht eine große

Neigung besaß. Diese Wittwe war nicht mehr jung, nahm aber durch ihre zierlichen Formen, angenehmen Manieren und fast europäische Gesichtsbildung noch immer ein. Daneben wohnte eine andere Wittwe vom Stamme der Schoa-Araber, welche sich von einer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit ohne Gleichen zeigte: den ganzen Abend und selbst einen großen Theil der Nacht hörte sie nicht auf, Nachtigal zu quälen, daß er ihre Tochter, ein niedliches Geschöpf von 16 bis 17 Jahren, als Gattin mit sich nehme. Fast die ganze Nacht hindurch blieben die Einwohner auf den Beinen und feierten die Anwesenheit des Fremden mit Musik, Tanz und Lustbarkeiten. Auch sie schienen, ebenso wie die Einwohner von Bugoman, kein richtiges Verständniß von seiner Eigenschaft als Christ zu haben; glaubten doch viele, daß er direkt vom Großherrn in Stambul gesendet sei, um den vertriebenen Mohammedu wieder auf seinen angestammten Thron zu setzen.

Ueber den Ursprung der sogenannten hieroglyphischen Steinschriften.

Von **Richard Andree.**

Es vergeht kein Jahr, daß wir nicht von Reisenden über die Entdeckung „hieroglyphischer Steinschriften“ hörten, die bald in Amerika, bald in der Südsee oder Afrika gemacht wurden. Wir erhalten auch Abbildungen derselben, ihre Beschaffenheit, Lage u. s. w. wird genau geschildert, von einem Versuche diese Hieroglyphen zu lesen ist aber keine Rede, ja wir vermissen fast stets den Beweis, daß es sich überhaupt um eine Schrift handelt. Und dieser Beweis wäre doch zuerst zu erbringen, ehe man sich erlaubt derartige Gebilde als Bilderschrift oder „Hieroglyphen“ anzusprechen. In den allerwenigsten Fällen dürfte aber derselbe erbracht werden, denn ich glaube den Nachweis geführt zu haben, daß die überwiegende Mehrheit dieser Petroglyphen, Felsritzungen, Steininschriften, und wie man diese Gebilde nennen mag, nichts weiter als die müssigen und rohen Anfänge primitiver Kunst sind. Weit über hundert Fälle habe ich in meinen „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen“ (Stuttgart 1878, S. 258 bis 299) zusammengestellt, 59 Abbildungen habe ich dazu gegeben und gezeigt, wie verzweifelt ähnlich derartige Leistungen überall in der Welt sind, daß sie auf derselben Stufe stehen, wie die Beschmierungen unserer Straßenmauern durch „Narrenhände“. Der gleiche Trieb hat sich bei allen Völkern in ähnlicher Weise geäußert. Isolirte Felsblöcke, glatte Felsufer beschiffter Ströme, Reiseziele, Flußübergänge, Jahrmarktstätten sind die einladenden Plätze, wo die Kunst der Kindheit sich breit machen kann, wo, wenn der Anfang mit der Zeichnung oder Einritzung einer Figur, eines Zeichens gegeben ist, bald sich Nachahmer finden. Selbst der Weiße ahmt dem Naturkinde nach. Bei Kabombo am obern Congo fand Stanley auf seiner berühmten Reise eine von Felsen umgebene Höhle am Strom. „Einige Eingeborene,“ erzählt er, „haben auf die glatte Oberfläche des Felsens phantastische Zeichnungen, Quadrate und Kegel gekritzelt und ihrem Beispiele folgend schnitzte ich, so hoch wie ich reichen konnte, den Namen der Expedition und das Datum der Entdeckung ein.“ (Dunkler Welttheil II, 268.) Wie uns Dr. Buchner versichert, können die Maori Neuseelands jetzt alle lesen und schreiben. „Ohne eigentliche Lehrer zu haben lernen sie es einer vom andern und an allen Mauern und Zäunen, an allen Felswänden im Walde sieht man Namen und Zeichnungen eingekratzt, welche die bedeutende Vorliebe der Maori für graphische Künste dokumentiren.“ (Reise durch den Stillen Ocean 157.)

Aus gleichen Ursachen hervorgegangen zeigen diese primitiven Schöpfungen auch eine merkwürdig gleichartige Gestaltung und man mag sie nun in Europa oder Asien, in Amerika oder Afrika betrachten, so bieten sie stets denselben Charakter dar. Unregelmäßig und zerstreut angebracht stellen sie entweder einfache ornamentale Zeichen, Kreise, Vierecke, concentrische Ringe, verschlungene Bänder, Wellenlinien, Mäander dar, oder Gegenstände, wie sie dem Auge des Einritzenden oder Malenden am nächsten liegen: Thiere, Menschen, Schiffe, Geräthe. Ihr Stil, derjenige der primitivsten Kunst, ist überall merkwürdig gleich und sie überraschen nur da, wo man sie einzeln und ohne Zusammenhang mit Ihresgleichen betrachtet, namentlich im Gebiete roher Naturvölker, welche das Werk ihrer Vorfahren oft mit abergläubiger Furcht betrachten und leicht daran Sagen von einem untergegangenen, der Schrift mächtigen Volke knüpfen.

Die „hieroglyphische Steinschrift“, welche jüngst Dr. Theodor Wolf in Guayaquil am Rio Caluguru bei Santa Rosa in Ecuador auffand und in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (1880, S. 222) abbildete, gehört völlig in das Bereich sinnloser indianischer Kritzeleien. Der Einsender hält die Zeichen „unbedingt“ für Hieroglyphen, beweist diesen kühnen Ausspruch aber nicht. Nun gut, wären sie solche, dann hätten wir quer durch ganz Südamerika eine und dieselbe Hieroglyphenschrift, denn genau die Zeichen, die uns Dr. Wolf abbildet, kommen in Venezuela, in Guiana, am Rio Negro, am Madeira, in Peru, selbst in Nicaragua und in Nordamerika vor, worüber ich die Tafeln in meinen „Ethnographischen Parallelen“ nachzusehen bitte, die einen solchen Vergleich ermöglichen.

Es läßt sich aber auch der direkte Beweis führen, wie derartige Zeichnungen und Felsritzungen noch heute entstehen, und es ist gar nicht nöthig, sie immer untergegangenen Kulturvölkern zuzuschreiben und sich dabei mit Alexander v. Humboldt in nebelhafte Fernen zu verlieren. v. Martius bereits sah die Felsritzungen des nordöstlichen Südamerika als Hinterlassenschaft „kindlicher Einfalt und mittelloser Unbeholfenheit“ von „Müssigen, die sich dort spielend ergötzt haben“, an, und Richard Schomburgk hebt hervor, daß die Schamschürzen (mosa) der Makusifrauen in Guiana mit ihren schönen eckigen Perlstickereien Aehnlichkeit mit den Felsbildern von Waraputa haben. „Dieselben Figuren sah man auch mit weißem Thon, rothen oder schwarzen Farben an die Wände der Hütten, an die Ruder, Corials und Waffen roh mit den Fingern oder einem Stücke Holz gemalt.“ (Reisen in Britisch-Guiana I, 359.)

Neuerdings erhalten wir nun durch den französischen Marinearzt Dr. Jules Crevaux erwünschte Bestätigung in der von uns angedeuteten Richtung. Er bereiste 1878 Französisch-Guiana und kam zu den Oyampy-Indianern an den Quellen des Ojapok-Flusses. Er erzählt: „Es machte

mir Vergnügen, die Arabesken und Figuren abzuzeichnen, mit denen diese Leute bedeckt sind. Sie zeigen große Aehnlichkeit mit den Felsritzungen am Timeri-Felsen des Maroni." Er ließ die Indianer nur mit Holzkohle und Bleistift zeichnen, und einer derselben führte „Zeichnungen eines Menschen, Hundes, Tigers, endlich aller Thiere und Teufel des Landes" aus. Ein anderer zeichnete Arabesken mit Genipa-Saft; selbst die Frauen zeichneten die Muster, welche sie auf den Töpfen anbringen, mit großer Leichtigkeit. (Le Tour du Monde Vol XL, 77.) Hier geben wir die Reproduktion solcher Zeichnungen der Oyampy sowie die auch als Bilderschrift verschrieenen Felsritzungen vom Timeri-Felsen.

Daß im Gebiete der Vereinigten Staaten die Sache gar nicht anders liegt, läßt sich gleichfalls darthun. Hier ist der Westen sehr reich an derartigen Felsbildern, namentlich im Gebiete des Rio Gila, in Arizona, Neu-Mexiko, Nevada, Oregon sind sie zu finden. Ein Mitglied der Hayden'schen Expedition, Dr. W. Hoffman, äußert sich (Tenth an-

Vogel. Skorpion. Schildkröte. Sonne.

Mond. Eisvogel oder Königsfischer.

Zeichnungen der Oyampy-Indianer.

Zeichnungen auf dem Felsen Timeri.

nual report of the geological survey for 1876, Washington 1879, 475) über diese Gebilde in Nevada und Arizona neuerdings folgendermaßen: „Ich bezweifle, daß alle diese piktographischen Ueberreste etwas mit historischen Berichten zu thun haben. Viele Kinder der Pah-Utes im südlichen Nevada haben die Gewohnheit, in große Steine solche Figuren, wie sie gerade ihre Phantasie hervorbringt, einzuritzen. Auf den harten flachen Sandbetten am Spring Mountain wurde unsere ganze Ausrüstung in dieser Weise dargestellt. Mr. W. H. Jackson erzählt, daß die Zuñi-Kinder zum Zeitvertreib verschiedene Charaktere und Figuren in die Felsen einhauen und einritzen." Es steht dieses Verfahren also auf derselben Stufe, wie die eingeschnitzten Namen und Figuren auf unseren Schulbänken und dergleichen. Aber staunend steht später der weiße Reisende vor denselben und stellt tiefsinnige Betrachtungen an, müht sich ab, das „Räthsel" zu lösen und schreibt einen gelehrten Bericht darüber.

Es gehören in dieselbe Kategorie auch die Felsenmalereien auf Neuseeland, welche neuerdings unser verdienter Landsmann Julius von Haast schilderte (Journ. Anthropol.

Instit. VIII, 50), und ich habe mich über die abfällige und nüchterne Kritik, die Professor Gustav Fritsch denselben widmete (Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1880, 200), sehr gefreut. Willkürlich und phantasisch sind die Erläuterungen, welche R. Münch (Die Natur, Halle, 12. Nov. 1879) von einem „Götzenbild" der Indianer am Puget-Sund giebt. Auch dieses ist eine gewöhnliche Felsritzung und wo haben diese Indianer „Götzenbilder" gehabt?

Ehe man seiner Phantasie in Bezug auf Hieroglyphen die Zügel schießen läßt, wünschen wir ruhige Prüfung, ob in der That von einer Schrift die Rede sein kann. Wir verlangen zunächst Beweise, daß es sich um eine solche handelt, sonst tritt die von uns behauptete und durch ein überreiches Material bewiesene Anschauung in ihr Recht, daß es sich hier um müssige Spielerei, um die Kunst der Kinder handelt. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß auf dieser Basis die bekannte Piktographie der Rothhäute entstanden sein kann. Diese aber, welche wir durch Schoolcraft und Andere kennen, zeigt denn doch ein anderes Gesicht.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

VII.

Auf dem Rückwege von Biratori nach Hakodate verweilte Miß Bird mehrere Tage in einigen Küstendörfern, die sie auf der Hinreise nur schnell passirt hatte. Es kam ihr darauf an, ihre in Biratori gemachten Studien über die Ainos durch Vergleiche mit den Eingeborenen der Küste zu ergänzen, ihren gesammelten Schatz an Ainowörtern zu vervollständigen und vor allen Dingen einen genauern Einblick in die physischen Verhältnisse wenigstens dieses Theiles der Insel zu gewinnen, da die zuerst beabsichtigte Reise nach der Ostseite durch die Ungunst der Witterung und die zu erwartenden Ueberschwemmungen der Flüsse verboten wurde. Fast an der ganzen Südküste von Jesso treten die Spuren vulkanischer Thätigkeit bald mehr bald weniger deutlich zu Tage. In der Umgegend von Schiraoi, einem großen Fischerdorfe, dessen Ainobevölkerung durch die Nachbarschaft zahlreicher japanischer Sakéläden sehr heruntergekommen ist, zeigt die Küste auf Meilen weit Veränderungen von augenscheinlich verhältnißmäßig neuem Datum. Etwa 2 bis 3 engl. Meilen landeinwärts von der heutigen Uferlinie zieht sich deutlich erkennbar der alte, etwas hohe Strand mit seinen Buchten und kleinen Vorgebirgen hin; der davorliegende Küstenstreifen scheint aus einem ausgedehnten Bimssteinlager zu bestehen, das mit einer dünnen, höchstens 50 Jahre alten Humusschicht bedeckt ist. Der Bimsstein stammt zum Theil wohl von den Ausbrüchen des wenige Meilen von Schiraoi belegenen Vulkans Tarumai her, zum Theil wird er in gewaltigen Massen durch die Flüsse aus dem Innern der Insel herabgeführt. Bei der letzten Eruption des Tarumai soll die Umgebung des Berges meilenweit mit einer 3 bis 6 Zoll starken Bimssteinschicht bedeckt worden sein; in welchem Maße aber das Alluvium der Flüsse zu dieser neuen Küstenbildung beigetragen haben muß, sah Miß Bird bei einer Ueberschwemmung, die während ihres Aufenthaltes in Schiraoi stattfand. Der ausgetretene Fluß lagerte zu beiden Seiten eine ausgedehnte, 9 Zoll starke Schicht von Bimssteinstücken ab, die er auf seinem nur 15 engl. Meilen langen Laufe mitgeführt hatte. Die Seitenwände der tief eingeschnittenen Flußbetten weisen hier überall schöne Durchschnitte der Formation auf: zu unterst eine mehrere Fuß starke Schicht von schwarzem Seesande, dann ein breiter hellfarbiger Bimssteinstreifen, und über demselben mehrere Zoll hoch reiche schwarze Pflanzenerde. Miß Bird unternahm von Schiratoi aus eine Tour landeinwärts nach der eigentlichen vulkanischen Region des Tarumai. Der Berg, der sich mit seiner kahlen grauen Spitze, mit einem halb verkohlten und verdorrten Walde an seinem vordern Abhange, von dem dichten Grün des dahinterliegenden waldreichen Berglandes abhebt, zeigt an seiner Nordseite mehrere Höhlen, die mit leuchtend gelben Schwefelkrystallen angefüllt sind, zahlreiche mit großer Gewalt hervorsprudelnde heiße Schwefelquellen und große Risse und Spalten, denen dichter Rauch entsteigt. Das unabsehbar nach Norden sich ausdehnende waldreiche Bergland erscheint als ein Gewirr von durch einander geschobenen Gipfeln und kleinen Hügelreihen, häufig unterbrochen durch breite Schluchten und enge Thäler. Ein langer, seltsam gezackter hoher Bergrücken, der sich dazwischen hindurchzuziehen scheint, zeigte sich, als Miß Bird ihn nach dreistündigem sehr beschwerlichem Ritt durch den hier pfadlosen, von unzähligen Schlingpflanzen durchwebten Wald erreichte, als eine Reihe alter Tuffkegel von 200 bis 400 Fuß Höhe. Mit dichtem, hohem Walde bestanden und mit einer starken Humusschicht bedeckt, weisen sie alle noch eine vollständige Kegelgestalt auf, die sie von den umgebenden Bergen unterscheidet. Miß Bird's mit großen Messern bewaffneten Ainobegleitern gelang es, einen Pfad bis zum Gipfel des einen dieser Kegel zu bahnen, wo man eine tiefe, jetzt mit dichter Vegetation angefüllte Krateröffnung fand. Ein breiter Waldbach, der um den Fuß des einen Kegels strömt, hat sein Bett durch eine unter dem Waldboden liegende starke Schicht von rother und schwarzer vulkanischer Asche gebahnt. Die in diesen Waldungen vorzugsweise vertretenen Bäume sind zweierlei Eichen-, drei Ahorn-Arten, ungeheure Buchen, Eschen und Ulmen. Unter den verschiedenartigen Schlinggewächsen, die, ebenso wie die über mannshohe Eulalia japonica der sumpfigen Stellen, das Vorwärtskommen oft fast unmöglich machen, ist neben mehreren Hydrangeenarten und wildem Hopfen besonders eine Art wilder Wein mit ungeheuer großen herzförmigen Blättern zu nennen, der bis in die Spitzen der höchsten Baumriesen hinaufklettert, abgestorbene Bäume mit üppigstem Grün bekleidet, sich in gewaltigen bis zum Boden hängenden Bogen von Baum zu Baum schlingt und oft mit seinem verknoteten Netzwerk eine dichte undurchsichtige Wand bildet.

Nach mehreren Tagereisen an der Vulkanbai angelangt, beschloß Miß Bird, diesesmal nicht den zwischen Horobets und Hakodate gehenden Dampfer zu benutzen, sondern ihren Weg zu Lande, an der Küste der Bai entlang zu nehmen. Freilich rechtfertigte dieser nur wenig bekannte Weg, besonders auf seinem letzten Ende, alle die warnenden Schilderungen, die die Einwohner von Mororan der Reisenden

machten; stellenweise durch tiefen, mit dornigem, niedrigem Strauchwerk bedeckten Sand dicht an der Küste entlang, dann wieder durch sumpfiges Waldgestrüpp, zuletzt in unaufhörlichem Hinauf und Hinab an steilen Felsen und über die drei gewaltigen Bergpässe von Lebungetoge, passirte man die großen Dörfer Mororan, Use, Lebunge, Oschamambe und einige andere, deren Bevölkerung zum weitaus größten Theil aus Ainos besteht. Dazwischen kommt eine weite Strecke gut angebauten Landes, das wie ein großer Garten die von der Regierung angelegte Kolonie Mombets umgiebt: eine Niederlassung von 600 Japanern, deren saubere, von Blumengärten umgebene Häuser in den reichen Feldern und ausgedehnten Obstpflanzungen verstreut liegen, zwischen denen eine gutgehaltene, von grünen Hecken eingefaßte Straße hindurchführt. Besser noch als die Musterwirthschaften und Versuchsstationen des Kaitakuschi beweist dies in wenigen Jahren entstandene Paradies, was man unter günstigen Umständen aus Jesso machen könnte.

Wenn bisher allgemein angenommen zu werden pflegte — was Miß Bird auch von gebildeten Einwohnern von Hakodate gesagt worden war —, daß der unweit Mori an der Südostseite der Vulkanbai gelegene Komoni-taki (bei Brunton Konomatake) der einzige feuerspeiende Berg in diesem Theile der Insel sei, so mußte es die Reisende nicht wenig überraschen, als sie an der Nordseite der Bai, in der Nähe von Mororan, einen mächtigen Vulkan vorfand, dessen Höhe sie auf 3000 Fuß schätzt. Von den Ainos dieser Gegend als ein Gott bezeichnet, dessen Namen sie nicht kennen, von den Japanesen „Usu-taki" genannt, bietet dieser Vulkan einen bei Weitem imposanteren Anblick dar, als der Komoni-taki, der „eigentliche Vulkan" der Bai. Eine dunkle Rauchwolke, die bei Tage, ein helles Leuchten, das bei Nacht weithin sichtbar über seinem Gipfel schwebt, zeigt an, daß seine Thätigkeit noch nicht erloschen ist. Einige Meilen weiter landeinwärts erhebt sich der berühmte Schiribetsan, dessen runder Gipfel sich wie ein gewaltiger Dom gegen den Himmel abzeichnet. Der Komoni-taki erhebt sich in seinem höchsten Gipfel bis zu 3300 Fuß, der große Krater aber, der ungefähr $^3/_4$ engl. Meile im Durchmesser hat, liegt 500 Fuß tiefer; er enthält sechs kleinere Krater, aus deren einem die letzte Eruption des Jahres 1872 stattfand. Auch hier bedeckt ein halbverkohlter Wald die eine Seite des umfangreichen Berges, und das Land an seinem Fuße, das bis vor neun Jahren angebaut war, ist heute eine weite mit bröckligem Bimsstein und breiten Lavaströmen bedeckte Wüste.

Nach Hakodate zurückgekehrt, hielt sich Miß Bird hier noch einige Tage auf, um sich dann auf einem japanischen Küstendampfer nach Jokohama und Tokio zu begeben. Ruhige See und hoher Barometerstand ließen eine gute Ueberfahrt in der gewöhnlichen Zeit von 50 Stunden erwarten; auf das plötzliche Eintreten drückender Hitze am ersten Morgen folgte aber ein typhonartiger Sturm, der 25 Stunden wüthete, darauf ein dichter Nebel; und so erreichte man den Hafen von Jokohama erst einen Tag später, um auch hier überall Spuren der größten Verwüstung vorzufinden. Zahlreiche Häuser waren beschädigt, das ganze tiefergelegene Land überschwemmt, die Eisenbahn nach der Hauptstadt für den Augenblick unpassirbar und alle Gemüther durch die gefährdete Reisernte und den dadurch veranlaßten niedrigen Stand des Papiergeldes in großer Aufregung.

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Tokio, wo sie sich von den Strapazen ihrer Jesso-Reise erholte, trat Miß Bird ihre letzte Tour durch Japan an, deren Ziel zunächst die alte Hauptstadt **Kioto** und dann das berühmteste aller japanischen Heiligthümer, die Tempelstätte von Isé, sein sollte. Heftige tagelange Regengüsse bestimmten die Reisende noch in den letzten Stunden vor dem Ausbruch, ihren Plan einer vollständigen Landreise aufzugeben und anstatt auf der Nakasendo-Gebirgsstraße lieber per Dampfer nach dem Traktatshafen Kobe und von dort weiter nach Kioto zu gehen. Der Schanghai-Postdampfer Hiroschima Maru, auf dem sie die Fahrt machte, ist ein historisches Schiff. Früher im Besitze der amerikanischen Pama-Linie, pflegte es zur Zeit des kalifornischen Goldfiebers 1000 Passagiere zugleich nach dem Goldlande zu befördern; noch heute im japanesischen Dienste führen seine beiden Hauptkajüten die Namen l'Espérance und El Dorado.

Am Golf von Osaka gelegen ist die Hafenstadt **Kobe** eigentlich nur eine Fortsetzung der alten japanischen Stadt **Hiogo**. Seit dem Jahre 1877 ist es durch eine Eisenbahn mit der westlichen Hauptstadt Kioto verbunden, trotzdem aber hat der Hafen an Bedeutung für den ausländischen Handel eher ab- als zugenommen. Die sehr spärlich vertretenen europäischen Firmen gehören der Mehrzahl nach Engländern an, und der großartig angelegte Fremdenstadttheil mit seinen breiten Straßen und weiten Plätzen macht einen ungemein todten Eindruck. Wie in Hakodate ist aber auch hier die japanische Küstenschifffahrt als Vermittlerin des Verkehrs mit den eigentlichen Exporthäfen eingetreten, und so hat sich, dicht neben der alten Haupthandelsstadt Japans, dem verkehrsreichen **Osaka** mit seinen 600 000 Einwohnern, **Kobe-Hiogo** zu einem wichtigen Emporium herausgebildet. Kobe und Hiogo haben zusammen etwa 50 000 Einwohner, und nicht nur im Hafen, in den die Eisenbahn mündet, sondern auch in sämmtlichen Straßen herrscht ein reges Leben, das die Oede in der „Fremden-Concession" doppelt traurig erscheinen läßt. Die hauptsächlich zum Export kommenden Produkte des reichen Hinterlandes der Westprovinzen sind Seide, Thee, Kupfer, Wachs, Tabak, Kampher, Pilze und Gemüse; dazu kommen noch als Industrieerzeugniß Massen von bemalten Fächern, die allein für das Ausland bestimmt sind. Kobe hat für bestimmte Kreise Englands und Amerikas indessen doch *eine* hervorragende Bedeutung: es ist der Centralpunkt für die christliche Mission der Amerikaner in Japan, und zwar *der* Punkt, von dem bis jetzt noch die meisten Erfolge der Missionsbestrebungen überhaupt zu berichten sind.

Für den ungeheuren Aufwand an Kräften sind freilich auch diese Erfolge immer noch verschwindend klein, und es ist noch sehr die Frage, ob für die Zukunft Größeres erwartet werden darf. Immerhin aber ist auch dieser kleine Sieg über die in Japan aus verschiedenen Gründen herrschende, entschiedene Abneigung gegen das Christenthum ein neuer Beweis dafür, daß der eminent praktische Sinn der Amerikaner im Verkehr mit dem japanischen Volke leichter das Richtige und Verständliche zu treffen versteht als die Europäer.

Das in malerischer Gebirgsgegend belegene **Kioto**, das man nach wenigen Stunden Eisenbahnfahrt von Kobe aus erreicht, ist nicht umsonst fast 1000 Jahre lang die Kaiserstadt des Inselreiches gewesen: schon in der ersten halben Stunde seines Aufenthaltes wird der Fremde gewahr, daß hier eine andere Atmosphäre herrscht, als in allen übrigen Städten Japans. Kioto ist eine Heimath der Kunst, und zwar vorzugsweise *der* Kunst, die das tägliche Leben zu verschönen und zu erheitern bestrebt ist. Nicht mit Unrecht besingen die Dichter Japans, die des Lobes der alten Hauptstadt nicht müde werden, auch die Schönheit der Frauen von Kioto: in ihrem Wesen zeigen dieselben in der That alle eine gewisse heitere Anmuth, in ihrer Kleidung

einen Sinn für das Schöne, eine Freude am Zierlichen und an wohlangebrachten kleinen Farbeneffekten, wie sie bei uns sonst nur den Pariserinnen nachgerühmt wurden. Die schönen Theehäuser der Stadt, die ausgedehnten Parks und Blumengärten, die Tempelvorstädte und der Kaiserpalast mit seiner zauberhaften Gartenumgebung sind so oft beschrieben worden, daß wir hier nicht näher auf ihre Schilderung einzugehen brauchen. Mächtige in der Ausführung begriffene Tempelbauten in Kioto bezeugen, daß der japanische Buddhismus durchaus nicht so sehr die absterbende Religion ist, als die er so oft und gern geschildert wird. Die im Jahre 1262 gegründete Schinschiu- oder Montosekte, der Protestantismus des buddhistischen Japans, regt sich heute wieder mächtig; nicht um mit den alten Waffen der alten Zeit gegen den Geist der neuen zu streiten, sondern um eine Vereinigung mit derselben auf dem von unnützen Aeußerlichkeiten und alten Irrthümern gereinigten Boden der hohen buddhistischen Moral hervorzubringen. Die Montos verwerfen das Priestercölibat, das Mönchsthum, die Bußen, Fasten und Pilgerfahrten, den Amulet- und Zauberglauben, die Abhaltung von Gebeten und Vorlesungen in unverständlicher Sprache; sie beanspruchen Freiheit des Denkens und Handelns für das Individuum, daneben eine gewisse Beeinflussung des Staates durch die Kirche. Im sichern Bewußtsein, das Rechte anzustreben, scheuen sie vor keinem Vergleich mit anderen Religionsformen, vor keinem Einblick in die geistigen Errungenschaften der neuen Zeit zurück; sie verlangen dieselben sogar von ihren Schülern. Für das gebildete junge Japan von heute, in dem sich der krasse Materialismus der „weitgehendsten" Naturphilosophie des Abendlandes mit der alten orientalischen Lebensmüdigkeit oft genug zu pessimistischer Weltanschauung verquickt, hat die Montolehre ohne Frage mehr Zukunft, als das dogmatische Christenthum der wohlmeinenden englischen und amerikanischen Missionäre.

Als bemerkenswerthe und sehr bezeichnende Thatsache muß hier erwähnt werden, daß das im japanischen Buchhandel jetzt am meisten begehrte Werk eine Uebersetzung von Darwin's „Entstehung der Arten" ist. Die umfangreichen, einheimischen Werke über Geschichte, Geographie und Botanik Japans, die vor noch nicht zwei Jahrzehnten dem Bildungsbedürfniß der oberen Volksklassen vollständig genügten, werden heute weniger verlangt als die ins Japanische übertragenen Schriften von Stuart Mill, Huxley, Herbert Spencer und Anderen, der in den Schulen gebrauchten wissenschaftlichen Lehrbücher über allgemeine Geschichte, Geographie und Naturlehre gar nicht zu gedenken.

Am 5. November verließ Miß Bird Kioto, um sich nach Jamada in der Provinz Isé zu begeben. Die Wege waren in gutem Zustande, so daß man mit den Kurumas schnell vorwärts kam. Das ganze Land hier weist überhaupt einen von dem des nördlichen Japan sehr verschiedenen Charakter auf; Reinlichkeit und Wohlhabenheit herrscht in den Dörfern, überall führen in bestem Zustande befindliche Brücken über die Flüsse, und wäre nicht die winterliche Kälte schon so empfindlich gewesen, so hätte diese bequeme Fahrt durch das im Schmucke des bunten Herbstlaubes prangende Gebirgsland den reinsten Genuß geboten. In allen Häusern aber spielte jetzt schon der Hibatschi die Hauptrolle: das bronzene oder eiserne Kohlenbecken, das, mit glühenden Kohlen gefüllt und an die Brust gedrückt, den einzigen Wärmeapparat abgiebt und zugleich die winterliche Hauptbeschäftigung der Japanesen in Anspruch nimmt. Für ganz besondere Fälle von Kälte, wenn diese spärliche Erwärmung des Oberkörpers nicht ausreicht, hat man noch das sogenannte Kotatsu, ein viereckiges Holzgestell, das über eine Schale mit brennenden Kohlen gesetzt wird; auf dieses Gestell, das groß genug ist, um mehrere neben einander kauernde Personen tragen zu können, kriecht jeder, der der Erwärmung bedürftig ist, und verbringt, in ein Futon, d. h. eine große wattirte Decke, eingehüllt, oft Stunden des schläfrigsten und zugleich unschönsten Nichtsthuns. Bei der leichten Baiart der japanischen Häuser würden Oefen oder Kamine frälich auch von keinem Nutzen sein; wer aber einmal die Unzulinglichkeit des Hibatschi und des Kotatsu erprobt hat, begreit es wohl, weshalb die Furcht vor dem Winter in Japan s allgemein ist. Ueber Nava, das bis gegen das End des 8. Jahrhunderts die Residenz der Mikados war, und über Miwa, eine Stadt von 1200 Einwohnern, ging der Weg nach Hasé-dera, dem „Kloster des langen Thals", inem berühmten, wegen seiner malerischen Lage vielbesungenen Wallfahrtsorte. In einem engen, von der brausende Jamagawa durchströmten Thale gelegen, dessen terrssirte Wände mit Päonienbäumen dicht bestanden sind, ist Hasédera besonders im April, zur Zeit der Päonienblüth, das Ziel großer Scharen von Reisenden aus allen Geenden der Insel.

Die beiden Tempel der tausendarmigen Kwanna und des großen Medizingottes Binzuru sind dunkel und eucht; das hölzerne Bildniß Binzuru's, eine kolossale tzende Figur, ist im Laufe der Jahrhunderte von hülfesuenden Kranken bis zur Unkenntlichkeit abgerieben worden. mmer weiter in südöstlicher Richtung führte der Weg jetzt ehrere Meilen am Laufe der Kitsugawa entlang durch den sönsten Wald, in dem an geschützten Stellen Kamelienbäum Palmen (Chamaerops excelsa), Orangen und Bambus auden. Ueberall auf den Feldern war die Ernte noch in vollem Gange, und es hielt deshalb oft schwer, Kurumaläfer zu bekommen. Die Provinzen Isé und Jamada sind dch ihre Pilzkultur berühmt, sie liefern den größten Theil r verschiedenartigen Pilze, die durch ganz Japan zu den liebtesten Nahrungsmitteln gehören. An feuchten Steln des Bergwaldes sah Miß Bird hier oft lange Reihen großer halbverfaulter Holzstücke, die schräg gegen eine Fwand gelehnt waren: diese, ihr zuerst unerklärliche Vorhtung dient dem Zwecke der Pilzzucht. Die Holzscheite, d man von zwei verschiedenen Eichenarten wählt, werden mitängseinschnitten versehen und dann während der heißen ahreszeit an sumpfigen Stellen des Waldes niedergelegt wenn sie zu faulen begonnen haben, werden sie in der oben schriebenen Weise aufgestellt, und im nächsten Frühjahr ewickeln sich dann zahlreiche Pilze auf ihnen. Nachdem dierersten abgeerntet sind, werden die Holzstücke mehrere Stund lang in Wasser gelegt und darauf mit einem hölzernen Hmmer geschlagen; nach dieser Behandlung wieder schräg aufstellt, sollen sie in zwei bis drei Tagen mit einer neuen Ete bedeckt sein; und zwar mit sehr großen Pilzen, wenn m das Holz lange und mit kräftigen Schlägen bearbeitet, r einer Menge kleiner aber, wenn man es wenig geschlagenat.

Je mehr man sich der Stadt Jamada und den iligen Schreinen näherte, desto belebter wurde die Straße. Große, von Pferden und Ochsen gezogene Wagen, Kurumas, ckkühe mit sammetnen, goldgestickten Stirnbändern, zahlreic Wanderer, alles verfolgte denselben Weg, an welchem empel und Schinto-Embleme immer häufiger wurden. Jmada, die Wiege des alten Schintoglaubens, ist eine reicheregelmäßig gebaute Stadt, deren durchweg zweistöckige, r schönen Ziegeln gedeckte Häuser mit den spitzen Giebeln h der Straße gerichtet stehen. Der ausgedehnte Hain v stattlichen Kryptomerien und Kampherbäumen, die hohe Thore und mit Mauern eingefaßten Gänge, die zu deweiligthümern, den Tempeln Geku und Naiku, führen, sirgroßartig genug; diese letzteren selber aber eine Enttäuschg für

jeder, der nicht die ganze Leere der Schintoreligion kennt. Das ganze Jahr hindurch, vorzugsweise im Frühjahr, pilgern Tausende und Zehntausende von Gläubigen hierher; bis vor Kurzem glaubte kein Kaufmann, kein Handwerker sein Gewerbe mit Vortheil betreiben zu können, wenn er sich nicht aus Isé einen mit dem Namen der Hauptgottheit Ten-schob-daidschin beschriebenen Papierstreifen geholt hatte; für das Wohl jeder Familie galt der Besitz eines andern Zettels, des sogenannten o-harai, der jedes halbe Jahr in Isé in einen neuen umgetauscht werden mußte, für unerläßlich. Ein ganzes System von hohen Holzzäunen, zu dem man durch mehrere steinerne torii, die wie große Galgen aussehenen symbolischen Thore des Schinto gelangt, schließt als Kern und Allerheiligstes den von Priestern bewachten Schoden oder heiligen Schrein ein, ein etwa 30 Fuß langes, 18 Fuß breites, auf vier Pfählen stehendes hölzernes Bauwerk, das mit einem Dache aus Baumrinde bedeckt ist, und zu dem mehrere Stufen hinaufführen. Vier hölzerne Kasten, in deren jedem ein in ein Stück Brokatstoff gehüllter Spiegel, die Gottheit, liegt, machen den Inhalt des Schreines aus. Der ursprüngliche Spiegel von Isé, von dem alle übrigen nur Kopien sind, stellte die große Sonnengöttin, die „Mutter des Mikadogeschlechtes“, vor; alle Erklärungen dieses Spiegels als „Spiegel der Wahrheit“ oder „der menschlichen Seele“ sind erst später und zwar nicht von Anhängern des Schintoismus, zur Idealisirung dieses Ueberrestes eines rohen Natur- und Mythendienstes erfunden worden. Dem echten Schintoisten, für den ein Besuch von Isé ein Lebensereigniß ist, der täglich, er möge sich befinden, wo er wolle, sein Haupt ehrfurchtsvoll nach der Richtung der „Göttlichen Paläste der heiligsten Götter von Isé“ beugt, ist eine derartige Symbolik kein Bedürfniß, denn diese seltsame Religion ist heute nur noch Form; von einem ethischen Gehalt ist nichts vorhanden. Von Jamada aus begab sich Miß Bird noch über Tsu, eine Stadt mit 83 000 Einwohnern und, trotz der Nähe der Iséheiligthümer, ausschließlich buddhistischen Tempeln, nach Otsu am Biwa-See. Rings um diesen in seiner größten Ausdehnung 45 engl. Meilen langen See liegen nicht weniger als 1800 blühende Dörfer und außer Otsu noch mehrere Städte. Die gebirgige, waldreiche Gegend an der westlichen Seite des Sees, die schönen Jadojas und Theehäuser an seinen Ufern machen ihn zu einem beliebten Ziel für Vergnügungsreisende aus allen Theilen Japans.

Am 15. November wieder in Kioto eingetroffen, verweilte Miß Bird noch einige Tage hier; dann trat sie über Osaka und Kobe ihre Rückreise nach Tokio an. Vom 8. bis zum 19. December hielt sie sich hier auf, unablässig bemüht, ihre Kenntniß des japanischen Volkes und seines Lebens zu vervollständigen. Am 19. schiffte sie sich auf dem Dampfer „Wolga“ nach England ein.

Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw.

I.

Mit der Einnahme von Gök-tepe haben die Russen bei ihrem Vorgehen vom Kaspischen Meere aus gegen Merw die Hälfte des Weges zurückgelegt, und wohl den schwierigern Theil der Aufgabe, die sie sich hier gestellt haben, gelöst. Es dürfte von Interesse sein, nun auch die Vorstudien kennen zu lernen, welche sie für das Vorgehen gegen Merw von Norden, von ihren turkestanischen Besitzungen aus, gemacht haben, so wie sie in den Rekognoscirungberichten russischer Offiziere vorliegen.

Daß Gök-tepe nur eine Etappe für weiteres Vorrücken sein soll, daß Rußland entschlossen ist, den ganzen kulturfähigen Oasenstreifen am Südrande der Turkmenen-Steppe und längs der persischen Grenze in seine Gewalt zu bringen, dafür besitzt man, wenn es überhaupt eines Beweises bedarf, ein untrügliches Zeugniß in dem Ausspruche eines höhern russischen Offiziers. Der Oberst Kostenko veröffentlichte im Jahre 1880 eine militärstatistische Beschreibung des turkestanischen Militärbezirks, ein Werk, welches Seitens des russischen Kriegsministeriums der Armee offiziell zum Studium empfohlen wurde. Im Schlußworte dieses Werkes sagt der Verfasser über die Turkmenen-Frage wörtlich Folgendes:

„Die Lösung der turkmenischen Frage ist im Principe leicht, da wir ja die Erfahrung bei Lösung der völlig analogen kirghizischen Frage vor Augen haben. Der in den Jahren 1864 bis 1865 bewirkten Herstellung einer Verbindung unserer westsibirischen und orenburgischen Grenze entspricht jetzt *eine Verbindung der Grenzen des turkestanischen und des kaukasischen Militärbezirks*. Nur durch eine solche Verbindung der Grenzlinie zwischen den genannten beiden Militärbezirken wird die Ruhe in der Turkmenen-Steppe herzustellen und der Feindschaft zwischen den verschiedenen Turkmenen-Stämmen ein Ende zu machen sein; dann wird ein geregelter Handelsverkehr aus dem Bassin des Amu nach dem Ostufer des Kaspischen Meeres sich einrichten und eine direkte Verbindung des europäischen Rußlands mit Mittelasien sich eröffnen lassen, d. h. *der Gedanke, den der Genius Peter's des Großen uns hinterlassen hat, findet seine Verwirklichung*. Die Verbindung der Grenzen zwischen den Bezirken Turkestan und Kaukasus wird auch noch einen andern wesentlichen Vortheil bringen. Unsere Gebiete *grenzen* dann unmittelbar an *Persien* und *nähern sich* den Gebieten *Englands*, d. h. wir kommen in Berührung mit Mächten, welche internationale Verträge zu halten wissen, und mit denen das Eingehen regelrechter Beziehungen möglich ist. Besonders *nützlich* wird für uns die *Nachbarschaft* eines so starken und mächtigen Reiches wie *England* sein. Die Furcht der Engländer vor unserer Annäherung an die Grenzen Indiens verschwindet allmälig, sie überzeugen sich, daß keine ehrgeizigen Gedanken und keine anderen eigennützigen Berechnungen Rußland bei seiner vorschreitenden Bewegung in Mittelasien leiten, als nur der Wunsch dieses Gebiet zu beruhigen, seine produktiven Kräfte frei zu machen und den kürzesten Weg für den Absatz der Produkte Turkestans nach dem europäischen Theile Rußlands zu eröffnen.“

Wie man also der Kirghizen Herr wurde, indem man durch Vorgehen von Orenburg und Westsibirien aus das kulturfähige Gebiet längs des Syr-darja im Süden der

Kirghizen-Steppe besetzte, so soll die Turkmenen-Steppe beruhigt werden, nachdem man sie durch Erwerbung eines Gebietes im Süden der Steppe, welches dauernde Ansiedelungen gestattet, ganz in die russischen Grenzen eingeschlossen hat. Kulturfähiges Land im Süden der Turkmenen-Steppe findet sich aber nur an dem Fuße der Gebirge längs der persischen Grenze und weiter ostwärts auf afghanischem Gebiete in den Staaten Kyptschak, Maimene, Andshui und Balch bis dahin, wo von Süden her noch Zuflüsse den obern Amu-darja erreichen, während weiterhin der Wüstensand die Wasserläufe verschluckt.

Ein Haltmachen am Murghab, dem Flusse von Merw, wie es zunächst vielleicht beabsichtigt ist, beschränkt die Verbindung der Russen vom Amu her mit dem wichtigen Merw auf eine 240 Werst lange Karawanenstraße durch die Wüste und läßt ostwärts Merw noch weite Steppenstriche außerhalb der russischen Botmäßigkeit. Die kriegerischen Bewohner dieser Striche, die Ersari-Turkmenen, sind aber nicht weniger der Schrecken der dort an die Wüste grenzenden Staaten, als es bisher weiter im Westen die jetzt unterworfenen Teke waren. Gerade die Berichte der russischen Rekognoscenten lassen deutlich erkennen, daß auch die Besitznahme von Merw nur eine Etappe in dem russischen Vorgehen sein werde, daß dies vielmehr erst mit der Unterwerfung des ganzen Gebietes bis zu der oben bezeichneten Grenze seinen Abschluß finden kann. Zunächst beschäftigen sich die im Jahre 1880 in der „Turkestan. Ztg." veröffentlichten Berichte, denen die nachstehenden Mittheilungen entnommen sind, mit den Straßen, welche von dem südlichsten Hauptorte der russischen Besitzungen, von Samarkand aus über Buchara und Karschi in der Richtung auf Merw zum Amu-darja führen; die Straße über Husar nach Kelif (Balch) wird als den Russen, durch Aufnahmen des Major Tschernjawski, bereits bekannt nur flüchtig erwähnt.

Buchara und Karschi sind die Centralpunkte des Verkehrs in jenem Theile Mittelasiens; von dort aus führen die Steppenstraßen zu den Uebergangspunkten am Amu, dorthin zuerst müssen die Russen sich wenden und sind auch ihre Rekognoscenten stets zuerst gegangen, schon aus politischen Gründen, um sich die freilich nur formelle Erlaubniß des Emirs zu ihren Rekognoscirungsreisen auf bucharischem Gebiete zu holen. Der Weg von Samarkand nach dem fast genau westlich davon gelegenen Buchara läuft in dem verhältnißmäßig wohl angebauten Thale des Zerawschan, der direkte von den Russen vielfach benutze Steppenweg nach Karschi führt über Dsham; Oberst Majew macht noch auf einen zweiten „sehr guten" Weg nach Karschi aufmerksam, der von Kermine (schon auf bucharischem Gebiet am Zerawschan) nach dem von dort 112 Werst[1]) entfernten Karschi führt und zwar über den Sypki, einen Zufluß des Narupai (32 Werst), die Brunnen Jablu-kuduk (16 W.) und Arab-kuduk (16 W.), und den Ort (Kischlak) Kassan (24 W.), zur Stadt Karschi (24 W.). Der Weg ist eben und bietet reichlich Wasser; Jablu-kuduk und Arab-kuduk umfassen jedes eine Gruppe von Brunnen mit gutem, süßem Wasser.

Von Buchara und Karschi zum Amu-darja führen folgende Hauptwege: 1. Von Buchara nach Tschardshui mit einer Abzweigung von Kara-köl zum Fort Usty; 2. von Karschi nach Naruzym (Narezm); 3. von Karschi nach Burdalyk[2]); 4. von Karschi nach Kerki und 5. von Karschi nach Kelif.

Auf dem Marsche von den beiden bucharischen Residenzen zum Amu ist als wesentlichstes Hinderniß eine Flugsandzone zu überwinden, die sich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Aralsee bis zu dem Bergzuge Kerkitsche-tau erstreckt, der bei Kerki an den Amu herantritt. Am Aralsee und am Unterlauf des Stromes ist diese Flugsandzone von beträchtlicher Breite; sie wird aber je weiter nach Osten, um so schmaler. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß dort jährlich sechs Monate lang ein anhaltender ziemlich heftiger Nordostwind weht, der die Sandhügel von Nordost nach Südwest fortbewegt, sie am Unterlaufe des Flusses anhäuft, den nordöstlichen Rand des Steppengebietes aber allmälig vom Flugsande befreit. Die Entstehung dieses Windes erklärt man ähnlich wie bei den Passaten der Tropenländer dadurch, daß die Erhitzung der weiten Sandflächen südlich vom Amu dort einen starken nach oben gehenden Luftzug erzeugt, der ein Nachströmen kalter Luft aus den nordwestlich von diesen Wüsten liegenden Gebirgen zur Folge hat. Erhärtet wird diese Ansicht dadurch, daß der Wind in denjenigen Stunden am stärksten weht, in denen die Sonne am meisten wirkt. Er erhebt sich zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, erreicht seine größte Heftigkeit um 2 Uhr und läßt erst nach Sonnenuntergang allmälig nach, um Mitternacht legt er sich ganz und die Luft bleibt dann bis Sonnenaufgang angenehm und kühl. Von 2 Uhr Nachts bis 10 Uhr Morgens ist in der Region dieser Winde die günstigste Zeit für Märsche. Während des Feldzuges gegen Chiwa hatten die Truppen des turkestanischen Detachements bekanntlich viel von diesen Steppenpassaten zu leiden; Oberst Majew hat deshalb ihrer Strichrichtung und ab- und zunehmenden Stärke auf den Reisen der letzten Jahre besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Schädlich und fieberbringend sind übrigens seiner Ansicht nach (im Gegensatz zu Vambery und anderen Orientreisenden) diese Winde nur da, wo sie vorher über ausgedehnte Reisfelder und Sumpfstrecken dahingestrichen sind, wie z. B. in Tschardshui, dem sie die Ausdünstungen der Zerawschan-Niederung zutragen, während sie nach Buchara noch sehr gesunde frische Luft bringen. Den Einfluß dieser Steppenwinde auf den Flugsand aber beurtheilt Majew dahin, daß der Sand fortschreitend jede Kultur am rechten Ufer des Amu zerstören, das Ufer selbst zur Wüste machen und auch das Flußbett mehr und mehr versanden werde, denn schon jetzt zeige das rechte Ufer weite, sanderfüllte Räume zwischen den noch kulturfähigen Strecken, während das linke Ufer, von dem derselbe Wind den Sand hinwegführt, in ganzer Ausdehnung einen ziemlich breiten kulturfähigen Landstrich darbiete. Majew beruft sich für diese Ansicht auch auf das Zeugniß des Kapitän Bykow in dessen Bericht über „die Uebergangsstellen über den Amu-darja."

Die mehrgenannte Flugsandzone ist bei Kerki wohl ziemlich unbedeutend. Noch hat zwar (bis Herbst 1880) kein Russe den Weg dahin zu Lande gemacht; doch leugnen die dort verkehrenden Dshigiten das Vorhandensein von Flugsand, und es ist glaubwürdig bezeugt, daß auf diesem Wege die landesüblichen Karren (Arba) verkehren. Weiter westlich auf dem Wege nach Burdalyk sind die Sandwellen schon beträchtlicher, doch übersteigt die Breite des Flugsandstriches nicht 16 bis 20 Werst; genau begrenzen läßt er sich bei der steten Veränderlichkeit natürlich nicht. Jenseit der Flugsandzone zeigen sich auf diesem Wege Sandstreifen nur ganz sporadisch und die Flugsandwellen wechseln mit Sandhügeln, die mit verschiedenartigem Buschwerk besetzt sind.

Auf dem Wege von Karschi nach Naruzym hat der Flugsandstrich schon eine Breite von 24 Werst (3 Tascha nach dem dort landesüblichen Maß); auf der Straße Buchara-

---

[1]) 1 Werst = 1,067 Kilometer.

[2]) Zwischen Naruzym und Kerki, $1/3$ des Weges von ersterm entfernt.

Tschardshui wird er durch das Bassin des untern Zeraw-schan, der hier in einem Sumpf- und Seegebiet sein Ende findet, bis auf 11 Werst eingeengt; westwärts der Straße nach Tschardshui nimmt die Sandzone ganz gewaltige Dimensionen an. Im Jahre 1873 haben die turkestanischen Truppen diesen Wüstenstrich in der Richtung von Chal-ata nach Utsch-utschak so ziemlich seiner größten Breite nach durchzogen.

Außerhalb dieser zusammenhängenden Zone der Flugsandwellen hat die Steppe einen mehr steinigen, stellenweis auch salzhaltigen Boden, an vielen Stellen durchsetzt von schmalen Streifen und Hügeln eines Sandes, der nicht mehr in Bewegung, sondern durch Bewachsung mit Steppenpflanzen schon so fest geworden ist, daß die Substanz stehen bleibt und nur die oberste Schicht durch den Wind fortgeführt wird. Dieser Theil der Steppe ist also ziemlich frei von Flugsand, so sehr auch der Wind mit den einzelnen kleinen Sandkörnern sein Wesen treibt. Atmosphärische Einflüsse ballen dieselben mehr und mehr zu festen Bodentheilen zusammen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Daß die deutsche Sprache neuerdings im Westen, wenn auch nicht extensiv, doch intensiv zugenommen hat, ersehen wir aus J. Fr. de Vries' und Th. Focken's Ostfriesland (Emden, W. Haynel, 1881, 5 Mark), einem ungemein fleißig gearbeiteten Buche, welches mit vieler Liebe zur Sache alle Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner eingehend darstellt. Die Verbindung mit Holland — heißt es da S. 158 —, namentlich dessen kirchlicher Einfluß verdrängte im westlichen Theile Ostfrieslands das Plattdeutsch aus der Schrift und von der Kanzel und setzte an dessen Stelle das Holländische. Im östlichen Theil neigte man sich mehr dem Hochdeutschen zu. Lange Jahre hindurch hat sich die holländische Sprache als Kirchen- und Schulsprache in den reformirten Gemeinden erhalten und häufig das ostfriesische Plattdeutsch mit niederländischen Wortformen und Redewendungen durchsetzt. Darf man den Kampf zwischen Holländisch und Hochdeutsch auf den Kanzeln der reformirten Gemeinden zur Zeit als beendet ansehen, so datirt doch der Sieg des letztern erst aus der jüngsten Vergangenheit. Noch vor wenigen Jahren schrieb Dr. Krüger: „In Emden wird noch in der Kirche und der Volksschule die holländische Sprache gebraucht; sie ist aber, vorzüglich in der Schule, so mit dem Deutschen oder dialektischen Platt versetzt, daß der Holländer es selten für klassisch erkennt. Rechnungen und Korrespondenzen werden von Vielen nur in holländischer Sprache ausgefertigt, so auch die Inschriften an den Häusern und der öffentliche Ausruf. Hierzu kommt bei einem Theil des Volkes der Glaube, daß der echte Gottesdienst der holländisch-calvinistischen Kirche sich in keiner andern als der holländischen Sprache ausdrücken lasse, und man hört wohl sagen: Hê lehrt Lutersch, wenn ein Prediger die reformirte Rede hochdeutsch vorträgt. Daher sind, weil die Sprachen zugleich als Glaubensartikel betrachtet werden, die Lutheraner in Emden der hochdeutschen Schriftsprache im Durchschnitt mächtiger, als die Reformirten."

Für die Gegenwart paßt diese Schilderung nicht mehr; in den Emder Schulen wird seit einigen Jahren im Holländischen nicht mehr unterrichtet und im vorigen Jahre hörten die holländischen Predigten ganz auf. In den Landgemeinden trifft man bei hochdeutscher Predigt noch hier und da holländischen Kirchengesang, was einen fast komischen Eindruck macht. Aus dem Verkehr ist die holländische Sprache längst verdrängt; das Hochdeutsch gewinnt so sehr an Umfang, daß wir alles Ernstes Gefahr laufen, auch das Plattdeutsch, die alte „Mems Tale", die sich im Volk bislang erhalten hat, verdrängt zu sehen. Nicht nur in Städten, sondern auch sogar auf dem Lande bildet schon in manchen Familien die hochdeutsche die Umgangssprache. Freilich wird es noch lange dauern, bis jeder Bauernsohn oder Bauernknecht hinter dem Pfluge hochdeutsch spricht — dennoch läßt sich eine Abnahme des Plattdeutschen nicht bestreiten. — Wir empfehlen das Buch, dem eine statistische Uebersicht, ein Verzeichniß von Karten Ostfrieslands und eine Karte beigegeben ist, als einen guten Beitrag zur Heimathskunde. Namentlich die Abschnitte über den Boden, die Gewässer, die Bevölkerung, Ackerbau (Fehne, Moorkolonien, Moorbrennen), Fischerei und Schifffahrt bieten reiche Belehrung und man wird sie mit wahrem Vergnügen lesen.

— Der Franzose Schrader, welcher mit Unterstützung seiner Regierung die Pyrenäen in orographischer Hinsicht eingehend studirt (s. „Globus" Bd. XXXV, S. 286), hat der Pariser Akademie eine prächtige Karte von etwa dem Drittheil der ganzen Gebirgskette (circa 130 km) vorgelegt. Er hat sich besonders mit dem Abfalle nach Spanien hin beschäftigt, der sehr wenig bekannt ist und wahre Wunderdinge umschließen soll.

— Trotz der kriegerischen Vorbereitungen, welche in Griechenland, wie man annehmen sollte, alle Kräfte und Gedanken in Anspruch nehmen, wird der „Allgemeinen Zeitung" aus Athen von zwei großen Unternehmungen gemeldet wie folgt. Die Vorbereitungen zu den Vorarbeiten einer Eisenbahn von Athen nach Patras sind in vollem Gange. Die Regierung wird mit einem französischen Eisenbahnbauunternehmer ein darauf bezügliches Abkommen schließen. Auch eine große panhellenische Schifffahrtsgesellschaft ist gegründet worden, welche mit einem Kapital von zwanzig Millionen Franken direkte Verbindung zwischen Griechenland und dem Orient herstellen wird.

— Der nördliche Donetz durchschneidet in seinem Laufe auf etwa 1000 Werst Länge die reinsten Kreidegebirge und ungemein reiche Steinkohlenschichten von vorzüglicher Beschaffenheit. Wenn es gelingt, den untern Theil des Flußlaufes schiffbar zu machen, an dem sich im Jahre 1878 schon 53 Gruben theils dicht am Ufer, theils in nächster Nähe desselben im Betriebe befanden, so würde die Lieferung von Brennmaterial in das dicht bewohnte Gebiet am Unterlaufe des Don und in die Häfen des Azowschen-Meeres erheblich billiger werden und zugleich erhielte die Kohle des Donetzbeckens die Möglichkeit mit der ausländischen Steinkohle in Konkurrenz zu treten.

Die von den zuständigen Behörden projektirte Kanalisation des nördlichen Donetz erfordert die Anlage von sieben Dämmen nach Art derjenigen, wie sie bei der Moskwa angewendet wurden, und von sieben Schleusen. Der Unterlauf des Donetz wird durch die Dämme auf 210 Werst Länge in sieben offene Strecken eingetheilt. Auf beiden Ufern werden Leinpfade angelegt. Die Arbeiten sollen einschließlich das Jahr 1881 auf drei Jahre vertheilt werden.

(Nach dem „Russischen Invaliden" 1881, Nro. 44.)

Asien.

— Der Hamburger Rheder — berichten die Deutschen Geographischen Blätter IV, S. 84 —, welcher drei Sommer hindurch den „Neptun" nach dem Ob sandte, hat auf die Veranstaltung weiterer Handelsfahrten nach Sibirien verzichtet; wie es scheint, ist der Hauptgrund dafür, daß nicht mit voller Sicherheit die Fahrbarkeit des Karischen Meeres in jedem Sommer feststeht. In Kopenhagen dagegen hat sich neuerdings (s. oben S. 63) eine „Gesellschaft für den Handel mit West-Sibirien" gebildet und will demnächst durch den Lieutenant Hovgaard, Nordenskjöld's Begleiter bei der Vega-Expedition, ein Schiff nach dem Ob führen lassen. Derselbe soll im Ob-Busen einen guten Hafen aufsuchen und Beobachtungen über Tiefe, Eisbewegung u. s. w. im Karischen Meere anstellen, während gleichzeitig zwei Kaufleute auf dem Landwege nach dem Ob und Jenisei gehen sollen, um die Produktions- und Handelsverhältnisse kennen zu lernen.

— Noch im Laufe des April begeben sich die Drr. Arthur und Aurel Krause, Lehrer an der Louisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin, mit einjährigem Urlaube über New York und San Francisco nach der Ostspitze von Asien, der Tschuktschen-Halbinsel, um dieselbe im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft zu erforschen. Der eine der Herren ist Botaniker, der andere Chemiker und Mineraloge, und beide haben bereits eine wissenschaftliche Reise im nördlichen Norwegen ausgeführt. Von San Francisco aus werden sie eins der Fischer- oder Transportfahrzeuge benutzen, welche im Frühjahre nach der Plover-Bai oder nach Petropawlowsk auf Kamtschatka gehen.

— Dienstag den 15. März ist Lieut. Conder in Begleitung des Lieut. Mantell, beide vom Ingenieurkorps, von England nach Beirut abgereist, um die Aufnahme des Ostjordanlandes, für welche alle Vorbereitungen nun vollendet sind, zu beginnen. Ihm zur Seite stehen wieder dieselben Unteroffiziere, welche bereits an der Aufnahme des westlichen Palästina in den Jahren 1871 bis 1875 betheiligt waren, die inzwischen pensionirten Sergeanten Black und Armstrong. Lieut. Conder wird nach einer kurzen vorbereitenden Arbeit in Galiläa die Aufnahme im Norden beginnen und denkt sie in fünf Jahren vollenden zu können.

— Mr. Hormuzd Rassam, welcher im Auftrage des British Museum in Ninive und Babylon archäologische Nachsuchungen leitet, hat unweit Baghdad eine neue altbabylonische Stadt entdeckt, und zwar an dem berühmten Kanal Nahr Malka. Bereits ist eine werthvolle Sammlung von Inschriften, sowohl in Keilschrift wie in hieratischen Charakteren, ausgegraben worden.

— Mr. Charles M. Doughty, der Arabienreisende (s. Nr. 1 und 2 dieses Bandes), schreibt uns aus Viareggio in Italien: „Da ich es für wichtig hielt, weitere Erkundigungen über den Ursprung des Wadi el Humd in Nedsched und über die Harras oder vulkanischen Gebiete zwischen Mekka und Medina einzuziehen, so wendete ich mich an meinen Freund Dr. Gregory M. Wortabet, welcher den Posten eines officiellen Sanitätsinspektors des Hadsch in Dschidda bekleidet. Derselbe hatte die Güte, verschiedene Leute aus jener Gegend auszufragen, und alles, was er von denselben erfahren konnte, hat ihn in der Ansicht bestärkt, daß das, was ich ihm mitgetheilt habe und was bereits im „Globus" veröffentlicht ist, auf Wahrheit beruht." (S. 30 dieses Bandes muß es wiederholt statt „Daud" S'aud heißen.)

— Ueber die Frauen auf Cypern äußert sich Sir Samuel White Baker (Cypern im Jahre 1879, F. A. Brockhaus 1880) folgendermaßen: „Es war am 4. Februar und die Temperatur des Morgens und Abends zu kalt (6° C.), um zu bivuakiren. Trotz des kalten Windes umgab eine große Anzahl Weiber und Kinder unsere Wagen; sie fröhnten stundenlang ihrer Neugier und froren in ihren leichten, selbstgefertigten baumwollenen Kleidern. Die Kinder waren meist hübsch und viele der jüngeren Weiber von gutem Aussehen; es war aber im Allgemeinen eine vollständige Vernachlässigung des Aeußern bemerkbar, welche in hervorragender Weise allen Frauen in Cypern eigen ist. In den meisten Ländern, in wilden wie in civilisirten, folgen die Weiber einem natürlichen Zuge und schmücken ihre Personen in einem gewissen Grade, um sich anziehend zu machen; aber in Cypern fehlt die nöthige Eitelkeit gänzlich, die man auf Reinlichkeit und Kleidung verwenden sollte. Der saloppe Anzug giebt ihren Gestalten ein unangenehmes Aeußeres, alle Mädchen und Frauen sehen aus, als ob sie bald Mutter werden würden. Ueber die groben, schlecht gegerbten, ungewichsten hohen Stiefeln mit mächtigen Nägeln hängen große, sackähnliche Hosen. Ueber diese hängt lose eine beträchtliche Zahl leicht um die Taille gebundener Unterröcke, während die Brust nicht mit Hülfe von Schnürleibchen gehalten und gestützt wird. Eine Art kurzer Jacke von keinem besondern Schnitt, die den Vortheil hat, jeder Gestalt und jeder Größe zu passen, vollendet den Anzug. Die Knöpfe, welche die Kleider vorn zusammenhalten sollten, fehlen in den meisten Fällen, und die Damen schämten sich nicht ihres Verlustes, sondern zeigten ihre Busen, ohne das Bewußtsein, daß es unpassend sei. Ihre Haartracht hatte nichts Besonderes an sich, aber um jeden Kopf war ein einstmals reines Tuch gebunden, das entweder weiß oder von irgend einer schreienden Farbe gewesen war, seine Farbe aber durch den Schmutz verloren hatte. Trotz des vernachlässigten Aeußern hatten die Frauen sehr gute Manieren; sie näherten sich selten meiner Frau, ohne ihr mit anmuthsvoller Verbeugung einen Blumenstrauß oder einen Strauß duftiger Kräuter zu überreichen, welche sie für dieselbe besonders gepflückt hatten, und wir hatten bald eine ganze Menge gefüllter Narcissen, Ringelblumen und Rosmarin. Wenn wir nach einer Stadt oder nach einem Dorfe kamen, rannten Knaben und Mädchen schnell nach ihren Gärten, um sich entweder eine einzelne Blume oder Rosmarin zu holen; sie erwarteten uns damit in der Straße und überreichten uns dieselben, wenn wir vorbeizogen. Durch ganz Cypern haben wir ähnliche, wohlgemeinte Aufmerksamkeiten erfahren, und die Einfachheit und das zarte Benehmen, mit welchem die Gabe überreicht wird, bildet einen seltsamen Gegensatz zu den schmutzigen Gewohnheiten und zu dem Aussehen der Leute.

Bei genauer Besichtigung konnte man an den Hälsen und Brüsten aller Frauen und Mädchen deutlich die zahllosen Spuren alter und neuer Flohstiche bemerken. Ihre Wohnungen waren ganz besonders schmutzig und schwärmten von Ungeziefer, da die Hühner, Ziegen und selbst eine oder zwei Kühe gewöhnlich den Hausstand vermehren. Es ist allgemein bekannt, daß Paphos in Cypern der Geburtsort der Venus gewesen sein soll, und daß die Insel einst der Schönheit und der Lasterhaftigkeit ihrer Frauen wegen berühmt war. Die Veränderung ist radikal gewesen, da ich nicht glaube, daß es irgendwo keuschere und zugleich weniger anziehende Frauen giebt, als die jetzigen Bewohnerinnen von Cypern es sind. Sie sind gewöhnlich klein und untersetzt; sie werden von den Männern schlecht behandelt und verrichten meist die harte Arbeit bei Urbarmachung des Bodens u. s. w. Nach dem Aussehen ihrer Hände zu urtheilen, gehen sie selten müssig. Die Männer dagegen sehen meist gut aus und geben viel mehr auf ihr Aeußeres.

Afrika.

— Um die für Aegypten so schwierige und so wichtige Frage der Grundsteuer zu studiren und darnach Reformvorschläge zu machen — so wird der „Allgemeinen Zeitung" aus Kairo, 5. März, geschrieben — ward eine Kommission

eingesetzt, die sich zunächst mit der Katasterfrage beschäftigen mußte; denn ohne Kataster kann es keine gerechte Grundsteuer geben, und diese Frage, an und für sich so einfach, hat sich, wie alles in Aegypten, zu einer sehr schwierigen komplicirt. Zuerst wurde nämlich der Chef des Generalstabs, der General Stone, zum Direktor des Kataster ernannt. Allein nachdem dieser die Arbeiten drei Vierteljahre lang geleitet hatte, merkte man, daß man so nicht weiter kommen konnte und ersetzte ihn deshalb am 7. April 1880 durch ein Comité-Directeur, das zunächst nichts weiter zu thun hatte, als die früheren Arbeiten zu verificiren, die dann auch zum größten Theile als ungenügend befunden wurden. So hat man denn bis jetzt, obwohl man bereits gegen 300000 ägyptische Pfund (à 26 Franken) ausgegeben, doch noch fast nichts erreicht, und es werden 15 Jahre vergehen, ehe ganz Aegypten aufgenommen sein wird, wenn man nicht — wozu jetzt Anstalten gemacht werden — durch Herbeiziehung zahlreicherer und tüchtigerer Kräfte die Arbeit beschleunigt.

— Die unter englischen Auspicien in Angriff genommene Straße von Dar es-Salaam an der Ostküste Afrikas nach dem Njassa-See ist jetzt aufgegeben worden und der damit beauftragte Mr. Beardall hat von dem Sultan von Zanzibar den Befehl erhalten, die Flüsse Rufidschi und Uranga zu untersuchen und festzustellen, wie weit letzterer schiffbar und zu einem Verkehrswege nach dem Njassa-See geeignet ist. Wahrscheinlich geht des Sultans Hauptabsicht dahin, den Elfenbeintransport von der Seenregion nach Zanzibar zu erleichtern.

— Kapitän Cambier, welcher die erste Station der Internationalen Afrikanischen Association in Karema am Tanganjika-See gründete, hat die Leitung dieses schlecht gewählten Postens den Herren Ramaeckers und Popelin übergeben und hat die Rückreise nach Europa angetreten. Schade, daß man in den maßgebenden Kreisen die Kosten dieser häufigen Reisen nicht stärker berücksichtigt und lieber Leute aussendet, welche entschlossen sind, auf eine Reihe von Jahren Afrika zu ihrer Heimath zu machen!

— Der mit der innerafrikanischen Mission betraute Erzbischof von Algier hat eine neue Missionar-Abtheilung ausgesendet, um zwischen der Küste und den Seen eine Station zu gründen und den Verkehr mit den bereits in Uganda und Urundi (Nordende des Tanganjika) bestehenden Posten zu erleichtern. Die an letzterm Punkte befindlichen Missionäre sollen über den See hinübergehen und sich dort niederlassen, so daß man Manjema-Land und den obern Kongo auf einem bequemern Wege zu erreichen vermag.

— Von Dr. W. Junker sind in Kairo ausführliche Briefe aus dem Niamniam- und Monbuttu-Lande eingetroffen, deren letzter vom 1. September 1880 datirt und an der Grenze des Monbuttu-Stammes Mangballe, nur eine Tagereise nördlich vom Uëlle-Flusse, geschrieben wurde. Der Reisende hatte Mitte Juni die Residenz des Niamniamfürsten Ndoruma (s. „Globus" XXXVIII, S. 351) erreicht und sich dort mit seinen Leuten auf das Beste eingerichtet. Im August vertraute er diese Station sammt den Vorräthen der Obhut seines Begleiters Bohndorf an und unternahm eine Rekognoscirungsreise gegen Südosten, auf welcher er ohne weitere Hindernisse zu den Monbuttu gelangte. Schon auf der Reise vom Gazellenflusse durch Dar-Fertit zu Ndoruma hatte er wichtige Ergebnisse für die Geographie, namentlich in dem noch unerforschten Gebiete am obern Wau und an der Nilwasserscheide, zu verzeichnen; ungleich werthvoller noch werden diejenigen sein, welche seiner am Uëlle, den er zu überschreiten gedenkt, harren, da alle unsere Kenntnisse dieser Länder nur auf Erkundigungen beruhen.

Nordamerika.

— Die großen Soda-Seen bei Laramie City in Wyoming wurden kürzlich von Oberst Downy an die Union-Pacific-Eisenbahngesellschaft unter der Bedingung verkauft, daß dieselbe die sofortige Verwerthung des unerschöpflichen Materials in Angriff nimmt. Eine von Fachmännern angestellte Untersuchung hat ergeben, daß Soda aus dem Wasser dieser Seen mit dem geringen Kostenaufwand von 19,65 Doll. per Tonne hergestellt werden kann, während das Produkt gegenwärtig 56,40 Doll. per Tonne bringt. Statistische Berichte geben den Werth der nach den Vereinigten Staaten eingeführten Soda auf sieben Millionen Dollars im Jahr an, und daraus ist ersichtlich, von wie großem Werth die Bearbeitung des Wassers der Laramie-Seen für das ganze Land sein wird.

Südamerika.

— Dr. Crevaux, welcher im vorigen Sommer seine dritte südamerikanische Reise antrat (s. „Globus" XXXVIII, S. 276) hat den Rio Magdalena von Honda bis Neiva aufgenommen, während sein Gefährte Lejanne thermometrische, hypsometrische und Breitenmessungen des Stromes angestellt hat. Crevaux beabsichtigt nun von Neiva aus die östliche Cordillere zu überschreiten und den großen Nebenfluß des Orinoko, den selbst den Eingeborenen unbekannten Guayabero, kennen zu lernen.

— Barrington Brown und William Lidstone, der erstere Geologe, der andere Ingenieur, welche in den Jahren 1873 bis 1875 den ganzen Amazonenstrom innerhalb Brasiliens und die meisten seiner größeren Nebenflüsse im Auftrage der Amazon Steam Navigation Company befuhren und die Reise in dem Buche „Fifteen Thousand Miles on the Amazon and its Tributaries" beschrieben, fanden auf den das Thal des Amazonenstroms hier und da begrenzenden Hügeln, und zwar an dem Rande derselben, gewöhnlich einen schwarzen Erdboden, welcher weiter landeinwärts allmälig sich ändert und seine gewöhnliche Zusammensetzung annimmt. Schon daraus ergiebt sich, daß er auf künstlichem Wege entstanden ist. In diesem Boden fanden sie z. B. auf dem Parentins-Hügel (70 Miles oberhalb der Einmündung des Juruty) selbst noch in einer Tiefe von 18 Zoll Scherben irdener Kochtöpfe, zerbrochene Knochen verschiedener Thiere sowie einige Steinwaffen, welche deutlich zeigten, daß diese Erhebung, wie viele andere längs des Stromes, früher von Indianern bewohnt war. Ihre Waffen bestanden aus polirtem Grünstein, welcher im Amazonas-Thale selten, aber in großer Menge weiter im Norden vorkommt. Jahrhunderte hindurch müssen dort Dörfer gestanden haben, um eine so tiefe Kulturschicht erzeugt zu haben; vielleicht gehörten ihre ersten Erbauer Stämmen an, die gegenwärtig vollständig verschwunden sind. Heutigen Tages werden solche Stellen wegen ihrer Fruchtbarkeit sehr als Ackerland gesucht; man nennt sie „terras pretas" (schwarze Erden). Sie kommen so häufig vor, daß die Reisenden sie nicht alle aufzählen konnten, und finden sich meist in erhöhten, beherrschenden Lagen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

IV.

Mit dem Morgengrauen wurde am nächsten Tage aufgebrochen, denn es galt, den Fluß zu überschreiten, um noch am selben Tage Mandschafa oder Maïfa zu erreichen. Der Schari ist hier etwa 500 Schritt breit und, wenigstens auf der der Stadt zu liegenden Seite, wo er hohe Ufer hat, sehr tief, während er auf der andern Seite einen flachen sandigen Strand bildet. Das Uebersetzen nahm wegen der zahlreichen Pferde, Esel und Ochsen, welche hinüberschwimmen mußten, viele Stunden in Anspruch, weil namentlich die Esel ihren ganzen Vorrath von Halsstarrigkeit entwickelten, ehe sie die Scheu vor dem Wasser überwanden. Die Kosten für das Uebersetzen der Personen und des Gepäckes betrugen 3 gabaga (Baumwollstreifen), 20 Glasperlen und 12 Nürnberger Stopfnadeln.

Nach $1\frac{1}{2}$ stündigem Marsche am Ostufer entlang erreichte man den Seitenarm des Schari, der sich als Ba Batschikam oberhalb Busso abzweigt und bei dem Dorfe Mebi sich wieder mit demselben vereinigt. Derselbe wurde an einer Stelle überschritten, wo er nur 60 m breit und $1\frac{1}{4}$ m tief war, dann folgte eine grasige Ebene und weiter in der Nähe des Hauptstromes ein dichter Wald mit zahlreichen Spuren von Elephanten und Rhinoceros. Nach achtstündigem Marsch erreichte man bei Einbruch der Nacht Mandschafa. Diese Stadt liegt unmittelbar am Flusse auf seinem etwa 12 m hohen steil abfallenden Ostufer, ist ummauert und mag in ruhigen Zeiten wohl 4000 bis 5000 Einwohner haben. Damals schien sie wie ausgestorben; doch sollten sich die meisten wegen des herrschenden Getreidemangels in ihren Hütten eingeschlossen halten. Sie nährten sich kümmerlich von Fischen, an denen der Schari hier sehr reich ist — Nachtigal erhielt von dem Vorsteher des Ortes als Gastgeschenk einen solchen von etwa 2 m Länge —, sowie von den Früchten von Hedschlidsch, Tamarinden und Birgim, soweit die Affen und andere Waldbewohner ihnen solche übrig lassen.

Das der Karawane angewiesene Quartier zeigte sich gänzlich unbewohnbar, wegen der Millionen von Ameisen, von welchen es wimmelte. Schon Heinrich Barth erwähnt dieser Landplage, durch welche sich Baghirmi vor allen übrigen, ohnehin mit Insekten schon überreichlich gesegneten Nachbarländern auszeichnet. Bivuakirt der Reisende im Walde, so mag er sich vor den alles zernagenden Termiten in Acht nehmen, schläft er unter einem Dache, so fällt er den Ameisen zum Opfer: seinem Schicksale vermag er nicht zu entrinnen. Auch in Mandschafa blieb kein anderer Ausweg, als das Quartier zu wechseln. Von hier an tritt der Melonenbaum (Carica papaya), der mit einheimischem Namen Gunda masseri heißt, häufiger auf. In einzelnen Exemplaren zeigt er sich schon in Kuka und hat weiter westlich nach Barth's Angaben eine größere Verbreitung. Seine Frucht gleicht etwas einer großen Birne und schmeckt ähnlich unseren europäischen Obstsorten.

Am 23. März ging es nach eintägiger Rast in Mandschafa dem Flusse parallel zuerst in südlicher, dann in südöstlicher Richtung in fünf Stunden bis Andia, dem gegenüber man die Mittagshitze verbrachte und einige wohl-

Vegetation am Ufer des Schari.

schmeckende Enten zum Mahle erlegte. Unterwegs hatte sich zum ersten Mal in dem dichten Walde längs der Flußufer die Euphorbien-Art gezeigt, deren Saft anderswo zum Vergiften der Pfeile und Speere dient. Nachmittags passirte man Morlang und Mendiri und übernachtete in Machalen, alles Dörfer von 30 bis 100 Hütten, welche von ihren Einwohnern verlassen und halb zerstört waren. Die meisten hatten sich auf die sandigen Flußinseln geflüchtet, wo sie gegen einen Handstreich ziemlich sicher waren, aber freilich viel vom Hunger zu leiden hatten. Die Männer suchen durch Fischfang, Weiber und Kinder durch Sammeln von Grassamen am sichern Westufer der Noth nach Kräften zu steuern. Am nächsten Tage marschirten sie vielfach in der Niederung, welche auf einer oder beiden Seiten in einer Breite von mehreren Kilometern den Fluß begleitet, öfters aber auch auf den dieselbe begrenzenden Uferhöhen, welche von dichten, hochstämmigen Wäldern bedeckt sind. Auch diesmal lagerten sie in der Wildniß, da die Dörfer am Flußufer, deren Hütten zudem von Wanzen und Flöhen wimmelten, menschenleer und verfallen waren: die große Zahl von Menschen, Pferden und Gewehren in der Karawane erweckte außerdem bei den Bewohnern der Inseln stets die Furcht vor einem beabsichtigten Ueberfalle, so daß sie die Fremden nie in Masse auf ihre Inselasyle kommen ließen.

Am 25. März erreichten sie den größern Ort Baïngana, wo sie vom nordöstlichen wieder auf das südwestliche Ufer zurückkehren mußten, weil ersteres durch die arabischen Horden des Gegenkönigs Abd-er-Rahman unsicher gemacht

Die Heiden von Mosu.

wurde; und hätte derselbe Wind von der an Pferden so reichen Karawane bekommen, so hätte er gewiß eine ansehnliche Streitmacht abgeschickt, dieselbe aufzuheben. Am nächsten Tage wurde dieselbe in Booten übergesetzt, welche an 9 m lang und circa 1 m breit, aber wie alle dortigen Fahrzeuge durchaus nicht wasserdicht waren. Obgleich verschiedene Mitglieder der Karawane riethen, schon von hier aus südlich oder südsüdöstlich in die Heidenländer abzubiegen, da Abd-er-Rahman unzweifelhaft schon in der Nähe von Busso sich befand, so setzten sie doch am 27. Nachmittags ihren Weg nach O.-S.-O. längs des herrlichen Stromes fort und marschirten bis zur Nacht, zuletzt durch so dichten Wald, daß sie Fetzen von Haut, Kleidern und Gepäck an den Dornen zurücklassen mußten. Um Mittag des folgenden Tages trafen sie in Mafaling ein, der größten der bisher gesehenen Inselortschaften, deren Haupt den Titel Mbang (König) führt, während die übrigen nur als Ngare (Bürgermeister) bezeichnet werden. Die Treue der Bewohner Mafalings gegen ihren angestammten König war zweifelhaft, und zudem hatte sie die Nähe des Gegenkönigs — Abd-er-Rahman stand nur zwei Tagemärsche von dort entfernt — veranlaßt, demselben sich zu unterwerfen. Nachtigal miethete deshalb noch am Abend heimlich — denn es befanden sich zwei Aufseher Abd-er-Rahman's im Orte — einen wegkundigen Mann für acht Ellen Zeug und setzte früh am Morgen seinen Weg fort, zunächst noch in ostsüdöstlicher, dann in ganz südlicher Richtung, indem er den Schari oder Ba definitiv verließ. Im Laufe des Nachmittags passirten sie drei verlassene Dörfer, deren Insassen durch die Furcht vor dem Bürgerkriege in schwer erreichbare Gegenden getrieben waren, und zogen bis in die Nacht hinein durch dichten, äußerst schwierigen Wald, auf dessen Pfaden einer der Baghirmi-Leute für Nachtigal's Augen, Haut und Kleidung der Beschützer wurde. Derselbe ritt vor ihm her und mit katzenhaft scharfem Auge die Konfiguration des Weges und der Bäume prüfend und die Gefahren erkennend, rief er ihm mit Kommando-Stimme zu: „Holz von oben!“ oder „Dornen zur Linken!“ oder „Stacheln!“ oder „Holz zur schönen

Hand!" (d. i. zur Rechten) oder „Nimm Dich in Acht auf beiden Seiten!" An einem Teiche wurde einige Stunden gerastet, um Mitternacht wieder aufgebrochen und in Süd-Richtung bald nach Sonnenaufgang das große Dorf Gurgara erreicht, von Baghirmi-Leuten, welche die an Eisenerde reiche Gegend ausbeuten, bewohnt, doch augenblicklich aus Kriegsfurcht verlassen. Der Ort liegt am Ba-Ili, d. h. dem „schwarzen Flusse", einem Arme des Schari, welcher damals nur halb Sumpf oder doch stehendes Gewässer war, während er in späterer Jahreszeit reichliche Wassermassen mit sich führen soll. Aus den sich sehr widersprechenden Erkundigungen bei den Einheimischen ging nur hervor, daß er aus mehreren Abzweigungen sich bildet und auch zwei Mündungen, in den Fluß von Logon und den von Busso, besitzt und aus einem System von Niederungen besteht, die in der trockenen Jahreszeit mit einzelnen Seen, Teichen und Sümpfen erfüllt sind. Sein Reichthum an Flußpferden beweist, daß er an einzelnen Stellen stets viel Wasser haben muß; übrigens ist er wegen seiner für Pferde und Rinder gefährlichen Fliegen berüchtigt, welche Nachtigal später am untern Schari gezeigt wurden: eine große, graubraune Art mit smaragdgrünem Kopfe, deren Stachel beim Menschen jedesmal das Blut fließen macht.

Nachdem Nachtigal's Karawane den Ba-Ili an einer schmalen, sumpfigen Stelle überschritten hatte, näherte sie sich Nachmittags dem ersten heidnischen Dorfe, Mofu mit Namen, ohne es indessen zu betreten; denn der unerwartete Anblick so vieler wohlbewaffneter Fremden hätte nach der Ansicht aller eine sofortige Flucht der Einwohner in den Wald hervorgerufen. Dennoch fand dieselbe statt, da die Eingeborenen einzelne Leute des Vortrabes bemerkt hatten. Erst am nächsten Morgen zog Nachtigal in das Dorf ein und bekam die ersten Heiden vom Stamm der Somraï zu Gesicht. Dieselben waren schwarz, durchschnittlich etwas über mittlerer Größe, sehr selten von häßlichen, aber oft von regelmäßigen Gesichtszügen, die Männer mit einem einfachen Fell um die Hüften, die Frauen meist gar nicht bekleidet. Das Fell, von Gazellen, wilden Katzen und zu-

Häuser in der Umgegend von Mofu.

meist von Ziegen, hing aber meist hinten am Leibe herab, anstatt vorn, und einige der Frauen trugen einen Bindfaden um die Hüften, an welchem ein frischer Laubzweig hing, oder einen etwas breitern Lederstreifen mit einer kleinen ledernen Schürze daran, die mit Frangen und Kaurimuscheln besetzt war. Höchst mannigfaltig und künstlich waren die Haarfrisuren der Männer: bald lange, dünne Flechten rings um den Kopf, mit und ohne Perlen daran, bald war das ganze Haar in parallele Reihen kleiner aufrechtstehender Flechtchen getheilt, die von vorn nach hinten oder von einer Seite zur andern verliefen; andere trugen nur vier aufrechtstehende Hörner an den vier „Ecken" des Kopfes u. s. w. Die Frauen trugen das Haar rasirt oder ganz kurz geschoren, in letzterem Falle mit hochausrasirter Stirn, als Schmuck in der durchbohrten Oberlippe, zuweilen auch in beiden Lippen, einen dünnen Glascylinder, ein Stückchen Holz oder einen Büschel Gras; und zuweilen eine Schnur rother oder blauer Glasperlen um den Hals. Die Somraï brechen einen Schneidezahn aus und haben Nasenflügel und Ohrläppchen undurchbohrt. Im Ganzen waren die Männer hübscher als die Frauen, was die Gesichtszüge anlangt, während das weibliche Geschlecht wieder besser gewachsen war. Die Einwohner von Mofu sprechen dieselbe Sprache, wie die von Busso oder die Kuang; sie erkennen die Oberherrlichkeit Somraï's an, stehen aber unter einem eigenen Häuptling, Njamaï Dolkor mit Namen, einem dicken dunkelschwarzen Neger, der sich unter einem Schattendache vor seiner Hütte behaglich im Sande wälzte und in seinem Aeußern sich von seinen Unterthanen durchaus nicht unterschied, sonst aber recht freundlich war. Hier war endlich wieder Getreide, und zwar ausschließlich Durra, zu kaufen, die in Menge gebaut wurde. Man tauschte sie gegen Kaurimuscheln und Perlen ein; weit begehrter aber war Tabak, den Nachtigal leider nicht besaß. Es ist für einen Reisenden in den Heidenländern Baghirmis unerläßlich, reichlich damit versehen zu sein. Der Verkehr mit den Heiden war übrigens leicht; denn fast alle verstehen und sprechen die Baghirmi-Sprache.

Am 1. April ging es in südsüdwestlicher Richtung nach Gubugu, der Residenz des Sultans Gedik von Somraï, zuerst durch die Aecker von Mofu, dann über dünn bewaldete Grasebenen, auf denen zum ersten Male der riesige

Silk-cotton-tree (Rimi oder Rum), auf denen die Eingeborenen in Kriegszeiten Zuflucht suchen, ferner der Butterbaum und der Runo auftraten, letzterer eine majestätische Leguminose, deren gerbstoffhaltige Schoten in unreifem Zustande gegessen werden und in reifem Zustande eine dichte safrangelbe Masse enthalten, in welcher die Kerne gelagert sind. Diese Masse wird mit Wasser oder Milch zu Brei gerührt und als Nahrungsmittel oder als Arznei gegen Diarrhoe genossen; doch müssen, um Verdauungsstörungen zu verhüten, säuernde Ingredienzien, wie Tamarindeninfusion oder saure Milch, zugesetzt werden.

Nach vierstündigem Marsche hörte der lichte Wald auf und die erste Häusergruppe erschien, der sofort eine zweite, dritte u. s. w. folgte: das ganze Land wurde zu einem großen Kulturfelde mit zerstreuten Meiereien. Die Häusergruppen waren von Karage- (Giraffen-) Bäumen umgeben, zwischen denen vereinzelte Dum- und Deleb-Palmen, Kautschuk- und Feigenbäume standen. Sie verliefen übrigens mehr oder weniger in der Richtung des Weges, so daß die sie umgebenden Baumgruppen in der Ferne als lange Baumlinien erschienen. Die Felder gelblichen Lehmbodens waren meist mit rothem Ngafoli (Durra) bestellt, jede Pflanze auf je einem ansehnlichen Erdhügel. Die Brunnen waren hier, wie schon in Mosu, nur Wasserlöcher von 5 bis 6 Fuß Tiefe, die nur weniges und trübes Wasser enthielten. Die Hütten, deren einige auch einen Unterbau von Thonerde haben, sind sehr solide und gefällig aus Stroh errichtet, und jede Häusergruppe besitzt ein Getreidereservoir aus Thonerde, in welches das geschnittene Getreide von oben, wo eine verschließbare Oeffnung angebracht ist, hineingeschüttet wird.

Unzertrennliche Beigabe eines Hauses ist das Pferd, das an langem Halfter rings um die Hütte grast. Das Musgo-Pferd und das von Somraï ist desselben Ursprungs; es hat die Größe eines ansehnlichen, starken Pony, einen klugen Kopf mit abgeflachter oder eingedrückter Nasenwurzel und ist außerordentlich menschenfreundlich. Rappen und Braune sind selten; Schecken, Schimmel und Rothfüchse walten vor. Alle haben künstlich geschundene, blutige Rücken an Stelle des Sattels. Die Eingeborenen schwingen mit Leichtigkeit ihre langen Beine über den Rücken des Thieres, ergreifen die langen Halfter und sofort setzt sich das Pferdchen in Galopp. Rindvieh ist selten, häufiger Schafe und besonders Ziegen, ebenso Hunde, welche ein geschätztes Nahrungsmittel bilden. Katzen sah der Reisende gar nicht, Hühner in mäßiger Anzahl.

Gegen Mittag erreichte man eine Art Dorf und rastete dort bei einem Vetter des Sultans, der von hier aus von der Ankunft der Karawane durch zwei berittene Knaben benachrichtigt wurde. Bei der Zerstreutheit der Häuser und der Schnelligkeit der Pferde ist es nicht zu verwundern, daß die Annäherung eines Feindes sofort das ganze Land allarmirt. Außerdem trägt noch jeder Mann ein Gazellen- oder Ziegenhorn an einer Schnur um den Hals, auf welchem er bei der geringsten Gefahr tutet: dann schwingt sich jeder auf sein flinkes Roß, und im Nu sind alle zum gemeinsamen Handeln versammelt.

In drei Stunden war die Residenz Gubugu, das aus vielen Dörfern und Weilern bestand, erreicht, wo der Reisende an den „Wezir" des Sultans, seinen Freund, Minister und Feldherrn, Namens Busso, gewiesen wurde. Dieser wies ihm als Quartier nichts weiter als einen riesigen Feigenbaum an, der ca. 1 m über der Erde einen Umfang von 9,6 m hatte. Kaum hatten sie sich dort gelagert, als ein Gewitter losbrach, gegen welches der Baum nur unvollkommenen Schutz gewährte. Dazu kam noch ein Bote des Sultans und verkündete: „Ihr seid Fremde, Kanuri oder Fellata, kennt nicht Land noch Leute, seid bei sinkender Nacht gekommen: verhaltet euch ruhig unter eurem Baume; geht nicht in die Dörfer; morgen früh wird der König euch empfangen und bewirthen." Und dabei waren sie ohne Wasser, ohne Holz, ohne Nahrung!

Der Häuptling Busso.

Somraï nimmt unter den Heidenstaaten Baghirmis eine hervorragende Stellung ein, nicht durch seine Größe, wohl aber durch seine starke Bevölkerung, hat zahlreiche tributpflichtige Nachbaren und ist durch die Natur seines Landes (Lehmboden) vor fremden Einfällen gesicherter. Es mißt von Nord nach Süd und von West nach Ost je 1 bis $1^1/_2$ Tagemärsche, producirt sehr viel Durra, ist reich an Pferden und Kleinvieh und gehorcht einem, absolut herrschenden Fürsten, der unter dem nichtigsten Vorwande jeden seiner Unterthanen ermorden, ihm Frau und Kinder in die Sklaverei verkaufen oder sein Hab und Gut wegnehmen kann. Hat er Tribut an Baghirmi zu zahlen, so verfährt er wohl mit einer ganzen Ortschaft in dieser Weise.

Am folgenden Morgen brachte die Karawane ihre Geschenke an den Sultan zusammen, deren Löwenantheil natürlich auf Nachtigal entfiel, und die von dem oben erwähnten Busso, einem untersetzten, dicken, eitlen, aber liebenswürdigen Manne mit fettglänzender Haut, begutachtet wurden. Dann galoppirte derselbe auf seinem weißen Pony zum Dorfe des Königs, während sich die Ankömmlinge nach Kräften schmückten. Nachtigal setzte namentlich die blaue Brille auf, welche schon auf Sultan Maruf von Logon einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, verhüllte die untere Hälfte des Gesichts und ritt zur Königsburg. Dort hockte im Innern des Hofes Sultan Gedik, nur mit einem Felle bekleidet, aber im Halbkreise von einem Dutzend Prinzen umgeben, auf der Erde, während das Gefolge, nur das un-

Die Reiter des Mbang Mohammedu.

vermeidliche Wurfeisen auf der Schulter, rechts und links und im Hintergrunde aufgestellt war.

Von allen Anwesenden war Busso, der den Dolmetscher abgab, der interessanteste: eine untersetzte, regelmäßig gebaute Figur mit kohlschwarzer, sorgfältig eingeölter Haut, ein breites, behaglich schmunzelndes Gesicht, schöne, weiße Zähne, einen zierlich gedrehten Zwickelbart, dessen lang ausgezogene Spitze durch eine Reihe blauer und rother Perlen noch ansehnlich verlängert wurde, um die Fußknöchel Messingringe, die hinten offen waren und in spornartige Spitzen ausliefen: ein vollendeter Stutzer. Die Audienz war nur kurz; der Sultan erwies sich als ein noch junger Mann in den dreißiger Jahren, von mäßig schwarzer Farbe, bartlos und von ziemlich regelmäßigen Zügen.

Als die Fremden wieder unter ihren Baum zurückgekehrt waren, entwickelte sich dort ein ansehnlicher Markt in Cerealien, welche die Frauen gegen Glasperlen, Muscheln und Tabak austauschten. Gedik sandte eine Kuh und eine Ziege und Abends schickte Busso einen Krug vortrefflicher Melissa (stark gegohrenes Durra-Bier), einen Krug weißen Erdhonigs und ein Huhn mit der Bitte um Nachtigal's Freundschaft und besonders um einige schöne Perlen für seinen zierlichen Bart, was denn auch zu seiner Zufriedenheit bewilligt wurde.

Am nächsten Morgen sollte der Aufbruch stattfinden; allein Gedik suchte denselben zu hintertreiben, um die Pferde und Flinten der Karawane erst gegen seine Feinde auszunutzen — ein Vorschlag, worauf dieselbe natürlich nicht einging, auch nicht, als Gedik dem Reisenden einige Dutzend Sklaven als seinen Antheil an dem Geschäfte in Aussicht stellte. So ging es denn in südöstlicher Richtung weiter, fortgesetzt über Felder und an Häusergruppen vorbei, doch in langsamem Tempo, denn man war jetzt nahe bei König Mohammedu, und es erschien unstatthaft, gegen Abend bei ihm anzulangen. Um Sonnenuntergang wurde im letzten Dorfe von Somraï gelagert.

Am nächsten Morgen, den 4. April, wurde spät aufgebrochen, um dem König Zeit zu lassen, einen würdigen Empfang vorzubereiten. Bald betrat man das Territorium der Gáberi und rückte nun gegen das Wäldchen vor, wo sich das Endziel der Reise befand. Es erschienen nun einige Reiter in Wattenpanzern, brachten Nachtigal's Faktotum Almas eine Botschaft und setzten sich dann an die Spitze des Zuges. Bald darauf entwickelte sich vor ihnen ein beträchtlicher Theil der Reitermacht des entthronten Königs, und zwar in ziemlich sonderbaren Kostümen. Sie waren alle in Kriegsschmuck, so weit das ihre Verhältnisse gestatteten. Einige vollständig in Watte gepanzert, sie sowohl wie ihre Pferde, und mit eben solcher rothen Mütze mit weißem Knopfe, die den ganzen Kopf einhüllte; andere nur mit Pferdedecken, wieder andere nur mit der Mütze versehen. Hier schleppte einer einen rothen Tuchburnus aus besseren Zeiten, dort ein anderer ein Panzerhemd über seiner zerlumpten Kleidung. Im Ganzen waren ihrer etwa vierzig; dazwischen jagten wie Dämonen auf ihren schnellen kleinen Ponies die Heiden umher, natürlich noch viel unzureichender und viel seltsamer ausstaffirt, als jene 40 Kavaliere. Man ordnete sich zum Zuge; voran Kiari, dann in breiter Front die Mitglieder der Karawane, Nachtigal in der Mitte. Heiden zu Pferde und zu Fuß, letztere mit sechs Fuß hohen schmalen Schilden aus Büffelhaut oder dichtem Korbgeflecht, umschwärmten sie schreiend, heulend, tobend. Zuweilen machten Nachtigal's Reiter einen Scheinangriff auf sie, wobei jeder Flintenschuß ein furchtbares Kriegsgeheul ihrerseits hervorrief. Sie gingen auf das Spiel ein, vertheidigten sich scheinbar, ergriffen bei jedem Schusse die Flucht, kehrten von allen Seiten heulend wieder zurück u. s. w. In dieser Weise zogen sie langsam vorwärts, an dem Rande des oben erwähnten Gehölzes nach Westen hin, stets Häusergruppen und Dörfchen der Gaberi vor sich, bis zur improvisirten Stadt Sultan Mohammedu's.

Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern.

I.

Am 4. Juni 1878 wurde in Konstantinopel der seltsame „Vertrag einer Defensivallianz zwischen England und der Türkei" unterzeichnet, durch den England in den Besitz von Cypern gelangte. Die Insel, die bis dahin von den betretenen Pfaden der englischen Touristen ganz ausgeschlossen gewesen war, wurde dadurch plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt: der neue Besitz, der wichtige strategische Punkt wurde das Ziel zahlreicher Reisen; es entstand in kürzester Zeit eine nicht unansehnliche Cypern-Literatur, in der das Land unter den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet, das Für und Wider der Besitznahme bald mehr, bald weniger vorurtheilsfrei erörtert wird. Sir Samuel W. Baker's, des bekannten Afrikareisenden, „Cyprus as I saw it in 1879" (London, Macmillan, 1879) steht unter der Zahl dieser Werke obenan; denn wenn es auch an wissenschaftlichem Werthe in mehr als einer Beziehung von anderen übertroffen worden ist, so erfüllt es seine Aufgabe, dem Leser ein ungefärbtes, anschauliches Bild von Land und Volk Cyperns zu geben, in vollstem Maße. Die sonderbare Verklausulirung des englisch-türkischen Vertrages[1]), derzufolge Englands Besitzrecht auf Cypern ein nur bedingtes, unter Umständen aufzuhebendes ist, während die Pforte nach wie vor den Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben der Insel (96 000 Pf. St. jährlich) bezieht, hat, wie überhaupt die ganze Idee einer Defensivallianz mit einer so unzuverlässigen, absterbenden oder eigentlich abgestorbenen Macht, in England viele Widersacher gefunden: auch Baker gehört zu denjenigen, die diesen unmotivirten und unklaren Abmachungen „die

[1]) Zwischen den kontrahirenden Mächten ward weiterhin vereinbart:

„Daß England der Pforte den gegenwärtigen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben der Insel bezahlen und daß dieser Ueberschuß nach dem Durchschnittsertrag der letzten fünf Jahre berechnet und bestimmt werden soll,"

und

„Daß, wenn Rußland der Türkei Kars oder andere von ihm in Armenien während des letzten Krieges gemachte Eroberungen wieder zurückgiebt, die Insel Cypern von England wieder zu verlassen ist und der Vertrag vom 4. Juni 1878 seine Endschaft erreicht haben soll."

ehrliche, offene und geschäftsmäßige Transaktion eines Kaufes der Insel vorgezogen haben würden, und die nicht einsehen, warum England, wenn es wirklich im Falle eines Krieges mit Rußland durch eine Defensivallianz an die Türkei gebunden ist, Cypern unter so einseitigen und ungewöhnlichen Bedingungen besetzt, die alle Hoffnungen auf die Entwickelung des Handels vernichten, nur um eine strategische Stellung zu erhalten, die ihm infolge der Allianz stets offen gewesen wäre." Mochte hier nun eine Uebereilung der englischen Diplomaten vorliegen, oder mochten sie Schwierigkeiten zu überwinden gehabt oder Nothwendigkeiten vorgefunden haben, die dem kritisirenden Publikum unbekannt geblieben sind: „jedenfalls," sagt Baker, „schien mir die politische Situation nicht ganz gesichert; daher beschloß ich, mir Cypern selbst genau anzusehen, um mir eine eigene Meinung von seinen Hülfsquellen, von seinem gegenwärtigen und zukünftigen Werthe zu bilden." Ein neunmonatlicher Aufenthalt auf der Insel, die er nach allen Richtungen durchreiste, war die Folge dieses Vornehmens; und wie richtig die Meinung ist, die er sich dabei gebildet, wie verständnißvoll sein Einblick in die heutigen Zustände des Landes, wie praktisch fast jeder Vorschlag, den er zur Abhülfe der vielen schreienden Mißstände angiebt: das wird wohl am besten durch die unbedingt günstige Aufnahme bewiesen, die sein Buch in England gefunden hat, trotz der, seine Landsleute wahrlich nicht schonenden, rückhaltlosen Offenheit der Darstellung. Der frische Humor, mit dem Baker daneben die größeren und kleineren Erlebnisse seiner gefahrlosen aber nicht unbeschwerlichen Tour durch Cypern schildert, macht das Buch, das jüngst auch in deutscher Uebersetzung (Cypern im Jahre 1879 von Sir S. W. Baker, aus dem Englischen von R. Oberländer, Leipzig, F. A. Brockhaus 1880) erschienen ist, zu einer sehr empfehlenswerthen, unterhaltenden Lektüre. Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge aus demselben, müssen dabei aber auf eine Wiedergabe der eigentlichen Reiseschilderungen verzichten, um die andere Seite des Buches, die Darstellung der heutigen Verhältnisse des Landes und seiner Hilfsquellen, für Gegenwart und Zukunft eingehender berücksichtigen zu können.

Am 4. Januar 1879, gerade sechs Monate nach der Besitznahme der Insel durch die Engländer, kam Sir Samuel W. Baker in dem südlichen Hafen Larnaka an. Der erste Eindruck, den die im hellen Sonnenscheine daliegende neue Erwerbung den englischen Passagieren des von Alexandria kommenden Postdampfers machte, war der der Enttäuschung. Die hohen Berge in der Mitte der Insel, als höchster der Troodos (6400 Fuß über dem Meere), sahen wohl imposant genug aus, aber die steile Südküste, die wie weiß beschneit erschien, zeigte sich, als man ihr näher kam, als ein vollkommen kahles, jeder Vegetation bares Bergland. Die Hafenstadt Larnaka, durch ihr hohes Minaret weithin sichtbar, hat drei oder vier grüne Bäume aufzuweisen und sieht aus etwa einer halben Meile Entfernung von der Rhede erträglich aus, mit ihrem langen steinernen Quai, von dem mehrere hölzerne Hafendämme auslaufen. Ein türkisches Fort, von dessen Wällen die britische Flagge weht, begrenzt die Stadt auf der linken Seite; und als eine türkische Stadt erkennt der Reisende Larnaka bei dem ersten Betreten seiner engen Gassen, in denen die meisten Häuser die Spuren eines unaufhaltbaren Verfalles tragen. Das Fehlen des obligaten Schmutzes in einigen dieser Gassen, mehrere ansehnliche neue Gebäude, darunter ein englisches Hotel einfachster Art, und Ausbesserungsarbeiten, die an dem Mauerwerk des Quai vorgenommen wurden, lassen das neue Regiment und seine Lichtseiten erkennen; freilich genügt auch ein Gang durch die Straßen von Larnaka, um sich ein Bild von der trostlosen Finanzlage der Stadt zu machen. In der ersten Begeisterung nach der Besitznahme Cyperns waren zahlreiche unglückliche Spekulanten von England aus hierher gekommen; in der Hoffnung auf reichen Gewinn in dem „reichen Lande", für das Cypern allgemein galt, hatte man eine Menge von Kaufläden aller Art eingerichtet, die, zuviel schon für den ersten Bedarf, jetzt (d. h. im Jahre 1879), wo ein großer Theil der in Larnaka stationirt gewesenen Truppen zurückgezogen worden ist, eines langsamen aber sichern Todes an mangelnden Käufern sterben. Jetzt schon sind die Preise der meisten noch auf Lager befindlichen Waaren unter die Herstellungskosten gefallen; der eingeborene Cypriote, der überhaupt nur geringe Bedürfnisse hat, weiß mit europäischen Waaren nichts anzufangen; und so ist die nicht unbeträchtliche Einfuhr der ersten Monate fast auf Null herabgegangen, zur großen Erleichterung der türkischen Zollbeamten, die, von den Engländern noch im Amte belassen, sich selber und den unglücklichen Kaufleuten das Leben schwer genug gemacht haben. Jede Kiste wurde gänzlich entleert, jeder Artikel ad valorem verzollt; wußte der mit europäischen Waaren fast ganz unbekannte Taxator sich keinen Rath, und das war fast Regel, so begab er sich mit dem fraglichen Artikel nach dem 200 Schritt vom Zollhause gelegenen englischen Obersteueramt, um sich Auskunft zu holen. Danach kann man sich einen Begriff von der Schnelligkeit der Abfertigung machen; von der Vorsicht aber, mit der dabei umgegangen wird, giebt das Faktum ein Beispiel, daß vor nicht langer Zeit große Kisten mit Thonwaaren, die im Hafen von Limasol angekommen waren, am Strande ausgepackt und die einzelnen Stücke auf den losen Ufersteinen zum Zählen und Abschätzen ausgebreitet worden sind.

Die Umgegend von Larnaka, eine etwa zehn (englische) Meilen lange und vier Meilen breite Küstenebene, zeichnet sich durch keinerlei landschaftlichen Reiz aus. Der Hügelkranz, der sie nach Norden begrenzt, ist kahl und unfruchtbar, die Ebene selbst aber weist unfruchtbaren kalkhaltigen Boden auf, der zum Anbau von Wein und Getreide vorzüglich geeignet sein müßte, mit Ausnahme aber einiger kleiner frischgrüner Weizenfelder dicht bei der Stadt keine Spur von Anbau, dafür wahre Waldungen von Disteln und dornigem Gestrüpp zeigt. Augenscheinlich ist diese Bodenschicht von den jetzt vollkommen nackten felsigen Hügeln herabgeschwemmt worden, als in der längstvergangenen Zeit des größern Waldreichthums der Insel auch der Regenfall größer war als heute, und zahlreiche Bäche zu Thal flossen. Unter den vielen Fieberorten Cyperns gilt Larnaka als ganz besonders heimgesucht, und die großen Sümpfe, die sich in der nächsten Umgebung der Stadt ausdehnen, zeigen die Ursache dieser traurigen Eigenschaft an. Der alte seichte Hafen von Kition lag östlich vom heutigen Larnaka: durch Verschlammung vom Lande her oder durch Veränderung des Meeresbodens und Sandanspülungen hat man diesen Hafen wie noch manchen andern von Cypern allmälig und ungehindert zu einem Sumpfe werden lassen, der in der heißen Jahreszeit die Stadt und ihre Umgebung verpestete. Und dicht neben diesem Sumpfe mußten die englischen Truppen in der glühenden Julihitze des Sommers 1878 ihr Lager, das berüchtigte Fieberlager von Larnaka, beziehen, in Folge eines verhängnißvollen Fehlers des Kommissariats, der, durch Unachtsamkeit und Unkenntniß veranlaßt, leider nur einer von vielen ähnlichen war.

Nach längerm Aufenthalte in Larnaka trat Baker gegen Ende des Monats die Reise in das Innere der Insel, zunächst nach der Hauptstadt Nikosia, an. Von eigentlichen Straßen war in dem türkischen Cypern nichts vorhanden gewesen; diesen Mangel hatten die Engländer

in den wenigen Monaten ihres Besitzes schon durch die gut beabsichtigte, aber schlecht ausgeführte Anlage einer breiten, 28 Meilen langen Fahrstraße zwischen Larnaka und der Hauptstadt abzuhelfen versucht. Das Material zum Straßenbau war reichlich vorhanden, aber es hatte an Steinhämmern zum Zerkleinern desselben gefehlt; so hatte man etwa kopfgroße Steine auf die Unterlage geworfen und eine starke Schicht kleinerer unzerbrochener Steine darauf geschüttet. Natürlich wurde einstweilen noch die „Straße" allgemein gemieden; die Eingeborenen zogen mit ihren Maulthieren und Kameelen sowie mit den landesüblichen, mit Ochsen bespannten zweirädrigen Karren stets daneben entlang. Baker mit seiner aus drei großen Wagen bestehenden Karawane mußte dasselbe thun. An der Grenze des Larnaka-Distriktes angelangt, sieht man die traurige Ebene Messaria sich weithin ausdehnen: ein trostloser Anblick, harter steiniger Boden, der dicht mit etwa zwölf Zoll hohem Dornengebüsch bewachsen ist, dessen dunkele rothbraune Farbe zu der irrigen Angabe geführt hat, daß es auf Cypern weite mit Haidekraut bedeckte Strecken gebe. Durch diese Angabe unterstützt, fand denn auch die Fabel von dem ungeheuern Wildreichthum der Insel unbedingten Glauben. Die Berichterstatter der englischen Zeitungen, die zur Zeit der Besitzergreifung nach Larnaka gesandt wurden, erzählten in ihren Schilderungen von dem massenhaften, zu jener Zeit auf den Markt der Stadt gebrachten Wild: vornehmlich Hasen, Frankolinhühnern, Schnepfen und Rebhühnern. Bei diesen Berichten, die in den Sportkreisen Englands freudig aufgenommen wurden, bedachte man nur nicht, daß fast jeder Cypriote ein Gewehr besitzt, daß die Jagd ganz frei und der Arbeitslohn so niedrig war, daß er selbst durch eine geringe Jagdbeute aufgewogen wurde, und daß endlich das Wild aus weiten Entfernungen in Larnaka zusammengebracht wurde. Thatsache ist, wie Baker, der eifrige Jäger, aus den täglichen Erfahrungen seines Aufenthaltes auf Cypern nur zu gut weiß, daß sehr wenig Wild auf der Insel vorhanden ist. Auch die britischen Behörden hatten dies schon eingesehen und, um einer gänzlichen Ausrottung vorzubeugen, Jagdsteuer und Schonzeit eingeführt. Nach Baker's Meinung werden diese Maßregeln aber nicht genügen, so lange die Regierung nicht Belohnungen auf die Vertilgung der zahllosen großen und kleinen Raubvögel setzt, die, von großen Adlern und Geiern an bis herab auf Krähen und Elstern, dem Wilde unendlichen Schaden zufügen.

Wenige Meilen von Larnaka entfernt dehnen sich die großen Salzseen aus, deren Produktivität Mr. Watkins, der frühere britische Konsul, auf 20 Mill. Oka (25 bis 30 Mill. Kilogramm) im Jahre schätzt. Die in vielen Büchern über Cypern vertretene Annahme, daß die Salzseen von Larnaka durch Meerwasser gespeist werden, welches durch den Sand sickern soll, wird hinreichend durch die unbestreitbare Thatsache widerlegt, daß der Boden der Insel noch an vielen anderen Stellen, so z. B. auf der Ebene von Trichomo, Salz enthält, das nach heftigen Regenschauern oft eine dünne Kruste auf der Oberfläche bildet. Salzhaltige oder brakische Brunnen sind zahlreich vorhanden; der tiefgelegene Theil der marschigen Ebene von Famagusta enthält Salz genug, um die jungen Cerealien zu zerstören, wenn nicht genug Regen fällt; in der regenlosen Zeit des Jahres 1879 starben diese zuerst ab, trotzdem sie auf feuchtem Boden standen.

Salz ist in Cypern ein Regal und bildete schon zur Zeit der Lusignan-Dynastie einen wichtigen Exportartikel und eine der Haupteinnahmequellen des Landes. Für unsere heutigen Begriffe ist indessen die cyprische Salzgewinnung eine sehr prekäre und der zeitgemäßen Verbesserungen durch Regierungsmaßnahmen nur zu bedürftige Sache: jeder heftige Regenfall überschwemmt die Seen und verdünnt die Lösung in beträchtlichem Maße.

Von einer großen Vergangenheit der Insel sprechen die durch das ganze Land anzutreffenden Ruinen früherer großartiger Arbeiten: Ueberreste alter Wassermühlen und mächtiger Aquädukte. Viele der letzteren sind heute noch im Gebrauch: so der acht Meilen lange, der das Wasser der Quellen von Arpera nach Larnaka leitet. Vor etwa 200 Jahren von einem Pascha des Distriktes gebaut, geht er bei dem Dorfe Tschiftlik Pascha auf 32 gewaltigen gemauerten Bogen über ein breites tiefes Thal. Das Princip, das hierzulande schon von Alters her bei der Anlage von Wasserleitungen befolgt wird, ist ebenso einfach wie praktisch. In allen Theilen der Insel ist, trotz des geringen Regenfalls, eine große unterirdische Wasserkraft vorhanden; eine undurchdringliche Schicht hält das Wasser in einer nach den verschiedenen Bodenerhebungen auch verschiedenen Tiefe zurück. Bis auf dieses Wasser wird nun an einer geeignet scheinenden hochgelegenen Stelle ein Brunnenschacht gegraben, der bei dem festen meist aus geschichtetem Kalkstein bestehenden Boden keiner Absteifungen der Wände bedarf. Zeigt sich das Wasser in demselben nach einigen Tagen ausgiebig genug, so wird in 10 bis 15 Meter Entfernung von ihm und in der Richtung des anzulegenden Aquädukts ein gleicher Brunnen gegraben, dann ein dritter und so fort, bis man eine Reihe von 10 oder 12 Schächten hat, die unter einander durch einen Tunnel verbunden werden, in den das Wasser bis zu dem eigentlichen Sammelpunkte für die Leitung strömt. Oft werden mehrere solcher Brunnenreihen für einen Sammelpunkt benutzt und so eine bedeutende hydraulische Kraft gewonnen, die häufig ausreicht, das Wasser bis zu einer beträchtlichen Höhe hinaufzutreiben. Wenn ein derartiger Aquädukt so gut in Stand gehalten wird, wie der von Larnaka, so entspricht er allen Anforderungen; und das Vorhaben der Engländer, gerade hier noch eine eiserne Röhrenleitung anzulegen, oder wohl gar die vorhandene Leitung durch dieselbe zu ersetzen, erscheint Baker wie eine höchst überflüssige Verschwendung der an anderen Orten dringend gebrauchten Mittel.

Der Ackerbau wird in Cypern heute noch in der primitivsten Weise betrieben; man sah an vielen Stellen des Weges jetzt die Eingeborenen mit dem Umpflügen der Felder beschäftigt, die bis zum nächsten Jahre brach liegen sollten. Der landesübliche Pflug, der für den harten Boden Cyperns vortrefflich geeignet erscheint, hat noch dieselbe ursprüngliche Form, in der er auf den altägyptischen Denkmälern abgebildet ist. Die Pflugschar ist zwar nicht scharf und schneidig genug, um die Wurzeln des Unkrauts, der Mehrzahl nach gewaltiger Disteln, zu durchschneiden, aber die obere Rundung des Eisens geht unter dem Erdboden weg und bricht ihn tief auf. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, die von dem Pfluge umgewendeten großen Klumpen zäher Erde zu zerkleinern, da die Sonne dieselben fast zu Ziegelhärte brennt. Ein 16 Fuß langes und 3 Zoll starkes Brett, in dem zwei große eiserne Ringe befestigt sind, wird zu diesem Behufe von Ochsen über den Acker weggezogen, der nach dieser Behandlung gewöhnlich in so weichem Zustande bleibt, daß man kaum darauf gehen kann. Unter den Ruinenhaufen von Cypern liegen viele Steinsäulen umher, die vortreffliche Walzen abgeben würden, aber nie würde ein Cypriote von selber auf den Gedanken an ein so einfaches Geräth kommen. Er benutzt treulich dasselbe Ackergeräth, das seine Väter vor ihm gehabt haben: den breiten, leichten Pflug, das Flachbrett und die mit Feuersteinen besetzte Dreschegge; denn auch dieses primitive Instrument, welches schon Abraham und seine Zeitgenossen verwendet

haben, wird hier in derselben Weise von Ochsen über das Getreide gezogen, das dadurch in einen mit Körnern untermischten staubigen Häcksel verwandelt wird. Die Getreidereinigungsmaschine des cyprischen Ackerbauers ist ebenso einfach und unzulänglich wie sein übriges Geräth; die grobe, unsaubere Spreu aber, die mit Baumwollsamen, Linsen oder Gerste gemischt wird, bildet das Futter für die Hausthiere; und als einen bemerkenswerthen Zug konservativer Grundsätze bei den sonst vortrefflich brauchbaren Ochsen Cyperns erzählt Mr. Hamilton Lang, daß dieselben, an das durch die Dreschegge zermalmte Stroh gewöhnt, hartnäckig sein neues Futter verweigert hätten, das durch eine englische Dreschmaschine gegangen und durch eine neue Häckselschneidemaschine zerkleinert worden war. „Diese Thatsache," sagt Baker, „sollte allen denen zur Warnung dienen, welche in einem neu erworbenen Lande bei Menschen und Thieren zu schnell Reformen einführen wollen."

Ueber Dali, das alte Idalium, heute eine kleine unsaubere und arme Stadt, führte der Weg nach Nikosia. Die unfruchtbare baumlose Ebene, mit ihren nackt abgewaschenen Kreidehügeln, aus deren Spalten die gewöhnlichen Stachelpflanzen herauswachsen, bildet den trostlosesten Anblick. An einigen Stellen ist auch die Kreide abgewaschen und das zerklüftete, zerspaltene Urgestein tritt zu Tage. Ab und zu zeigt sich ein erbärmliches etwa 6 Fuß hohes Exemplar von Pinus maritima, welches durch sein kümmerliches Wachsthum die Annahme widerlegt, daß die ganze Insel vor Zeiten mit Wald bedeckt gewesen sei. Auf den unfruchtbaren, langgedehnten Hügeln kann nie ein Baum, geschweige denn ein Wald, gediehen sein. Eisähnliche, glitzernde Gipslager, die stellenweise aus dem kalten weißen Mergel emporstehen, lassen die landschaftliche Oede winterlich erscheinen. Endlich, nach mehrtägiger Fahrt, erreichte man ein enges Thal, in dem mehrere hundert Acker Weinberge angelegt waren, und es zeigten sich einige Olivenbäume; einige Meilen weiter kam man in die fruchtbare Ebene von Dali, die etwa 6 Meilen lang, 1 Meile breit und vorzüglich angebaut ist. Der Fluß strömt mitten durch sie hindurch, Olivenhaine, Weinberge, gepflügtes Land und zahlreiche Dörfer zeigen an, was die Macht des Wassers zu schaffen vermag. An den Bewohnern Dalis und der umliegenden Ortschaften hatte diese Macht freilich sich nicht bewährt; die neugierige Menge, die das vor der Stadt aufgeschlagene Lager der Reisenden umdrängte, bot dem Auge so viel Schmutz und Lumpen, als irgend möglich. Sehr mit Unrecht sind die Bewohner Cyperns in den Ruf der Faulheit und Indolenz gekommen. Die durch das Aussaugesystem der türkischen Regierung hervorgebrachte Armuth und die damit zusammenhängende Unsauberkeit haben wohl den Grund zu dieser Annahme gegeben. Hat man aber einmal gesehen, wie sie nicht nur die fruchtbaren Thäler trotz ihrer unzureichenden Mittel mit Weinbergen und Feldern erfüllen, sondern wie sie selbst in den steilen, durch die Regengüsse von Jahrhunderten in den Berglehnen ausgehöhlten Schluchten Mauern aufführen, um das von der Höhe herabgespülte Erdreich aufzuhalten, und wie sie sich auf diese Weise kleine Terrassen von reichem Alluvium bilden, die oft nur mit Lebensgefahr zu bestellen und abzuernten sind: so bekommt man Achtung vor ihrem Fleiß und ihrer Energie. In sehr vielen Fällen lohnt der spärliche Ertrag den Aufwand von Kraft und Zeit durchaus nicht — man sieht aber, was sich aus Cypern und seiner Bevölkerung machen ließe, wenn die Regierung für die so nothwendige und verhältnißmäßig leicht herzustellende rationelle Bewässerung der durch türkische Vernachlässigung verödeten Landstrecken sorgen, wenn sie den einzelnen Grundbesitzern Darlehne zur Anlage von Wasserrädern geben und wenn sie endlich einen gewissen Betrag von Baumkultur für jeden Besitzer obligatorisch machen, selber aber die Beforstung der ehemaligen Waldflächen in die Hand nehmen wollte. Das alles ist noch auf lange Jahre hinaus nothwendiger, als die Einführung englischen Ackergeräths und landwirthschaftlicher Maschinen, als das Bestehen auf richtiger Bodendüngung und Wechselwirthschaft und ähnlichen landwirthschaftlichen Desideraten.

Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw.

II.

Den nördlichen Rand des Steppengebietes zwischen Buchara und Karschi einerseits und dem Amu-darja andererseits bildet ein lehmig-salzhaltiger Landstrich, der mit Wermuth, Disteln und an den Salzmorästen mit Salzpflanzen bewachsen ist. Dieser Strich trägt ganz den Charakter der Hungersteppe von Tschinaz und Dshizak.

Die oben bereits genannten fünf Straßen durchschneiden alle diese drei bezeichneten Steppenregionen. Die erste von Buchara nach Farab (Uebergangspunkt zu dem auf dem linken Ufer des Amu gelegenen Tschardshui) wurde, gleich der östlichsten von Karschi nach Kelif, im Jahre 1876 vom Major Tschernjawski rekognoscirt und 1879 bei dem damaligen Vorschieben der Detachements an den Amu von den russischen Truppen bereits benutzt. Diese Straße führt 120 Werst lang von Buchara über Mazar-Chodshtjube (13 Werst), die Ruinen von Chodsha-islam (2 W.), den Ort Jak-tul (19 W.), die Ruinen von Schaari-Chaiber (10 W.), den Ort Paikan (12 W.), die Stadt Kara-kul (8 W.), den Ort Chodsha-Daulet (16 W.), Mazar-Chodsha-Jusuf (8 W.), und an einem Solontschak (Salzsumpf) vorbei (20 W.) nach Farab (12 Werst).

Ein direkter Weg von Buchara nach Burdalyk, aufgenommen vom Major Tschernjawski, beschrieben von Bykow in dem bereits erwähnten Bericht, führt 145 Werst lang von Buchara über den Ort Serai ($7^1/_2$ W.) und die Brunnen Kitschik-ob ($57^1/_2$ W.), Tasch-achur (20 W.), Nachta (18 W.) und Tasch-kuduk (23 W.) zur Stadt Burdalyk (19 Werst).

Der die eben genannte Straße durchschneidende Weg von Karschi nach Naruzym hat für Truppenmärsche nur geringe Bedeutung, weil die an ihm liegenden Brunnen alle bittersalziges Wasser enthalten. Der Weg, nur durch Erkundigungen bekannt, ist 157 Werst lang und führt von Karschi aus über die Orte Schirin-dshui (21 W.) und Denau (22 W.) sowie die bitteren Brunnen Alang (18 W.), Tali-pachta (32 W.) und Utsch-oguz (24 W.) zur Stadt Naruzym (40 Werst).

Der Weg nach Kerki führt, den Erkundigungen des

Oberst Majew zufolge, von Karschi direkt 112 Werst lang an den bittern Brunnen Nischan (28 W.) und Sansulak (48 W.) vorüber zur Stadt Kerki (36 W.), ein brauchbarerer, aber 156 W. langer von Karschi über Jangi-kent (24 W.) nach Huzar (16 W.) und dann an den Brunnen Kerkintschak (32 W.), Gurtschak (32 W.) und Sansulak (16 W.) vorüber nach dem noch 36 Werst entfernten Kerki.

Der wichtigste Weg endlich, die 131 Werst lange Straße von Karschi über Schirin-dshui (21 W.), Denau (22 W.), den Brunnen Alang (18 W.), die Sardoba [1] Tschil-gumbez (18 W.) und den Brunnen Tasch-kuduk (24 W.) nach der Stadt Burdalyk (28 Werst), die geradeste Verbindungslinie nach Merw, soll im Folgenden noch genauer beschrieben werden.

Von Karschi bis gegen Denau führt der Weg zwischen Aeckern und Gemüsefeldern hin, man findet reichlich Brunnenwasser, das süß und der Gesundheit nicht schädlich ist; fließendes Wasser aber fehlt, die vorhandenen Bewässerungsgräben erhalten nur bei sehr hohem Wasserstande des Kaschka-darja (Ende Mai und Anfang Juni) Wasser. Dieses Mangels wegen sind aber die Bewohner um so mehr auf das Graben von Brunnen bedacht gewesen. Auf dem Wege berührt man die Orte Mitan (4 Werst vom Endpunkt der Gärten von Karschi), Kalla-kurgan (4 W. von Mitan), 6 W. weiter liegt Zar-kunak, und nochmals 7 W. entfernt Schirin-dshui. Von dort erreicht man zunächst Tschim-kurgan (3 W.), dann den großen Ort Kazwi (7 W.) mit einem alten Hünengrabe (Kurgan); 12 W. weiter liegt das ebenso große Denau, der Sitz eines Amljakdar. Zwischen Kazwi und Denau wechseln die Ackerfelder schon mit Streifen unfruchtbaren Steppenlandes, die nur Disteln tragen. Hinter Tschandyr (?) beginnt die lehmig-salzhaltige, leicht gewellte Steppe. Alang ist eine Gruppe von Brunnen mit vorzüglichem frischen Wasser, die in kurzen Abständen von einander entfernt liegen. Die Brunnen sind innen mit gebrannten Ziegeln ausgesetzt und mit einer Lehmeinfriedigung umgeben, in der eine Rinne für die Viehtränke angebracht ist. Die Brunnen sind 56 Schritte tief, Krüge und Schläuche werden mittels einer Blockwinde in dieselben hinabgelassen. Von Alang bis zur Sardoba Tschil-gumbez (18 W.) führt der Weg durch welliges Steppenland, das mit verschiedenartigen Pflanzen bedeckt ist, wie sie die nicht flugsandhaltige Steppe charakterisiren. Die Gegend ist aber durchsetzt mit Sandstrichen, welche nur schmal und nicht eben hoch, fast immer senkrecht zu der herrschenden Windrichtung liegen. Von Alang an macht sich der beständige heftige Luftzug geltend, der aus dem nördlichen Theile der Steppe nach dem südlichen, sandigen hinweht und in den Sommermonaten vom Mai bis August als „Harmsir" besonders erhitzend und erschlaffend wirkt.

Die Sardoba Tschil-gumbez ist ein kuppelartiger Bau, in dem Schneewasser während des ganzen Sommers frisch erhalten werden soll. Die Cisterne ist in einer kleinen Vertiefung angelegt und fest aus gebranntem Ziegel erbaut. Die zum Wasser hinabführende Treppe ist mit der Zeit zerbröckelt und bietet jetzt nur einen sehr steilen Abstieg. Der Zugang zur Sardoba ist mit einer Lehmwand umgeben, damit nicht Thiere in dieselbe hineinfallen; auch führt man die Pferde u. s. w. nie hinter diese Wand, schon damit sie nicht das Wasser verunreinigen. Diese Regel wird ohne jede Ueberwachung und ohne Bekanntmachungen allseitig befolgt. Jeden Winter füllen die in der Steppe nomadisirenden Illibai-Turkmenen die Sardoba bis obenhin mit Schnee, und das Schneewasser erhält sich den ganzen Sommer und Herbst über frisch. Oberst Majew fand Ende August die Sardoba noch ziemlich gefüllt und das Wasser ohne jeden Anflug von Verdorbenheit oder von Blühen, wie es auf offen daliegenden Wasserflächen sich gewöhnlich zeigt.

Von Tschil-gumbez nach dem Brunnen Tasch-kuduk (24 Werst) führt der Weg anfangs über harten kieshaltigen Boden, der leicht gewellt und hier und da von Sandhügeln durchschnitten ist; weiter südwärts geht der Kiesgrund in salzhaltigen Boden mit dem einem solchen charakteristischen Pflanzenwuchse über; 16 Werst von der Sardoba beginnen die Sanddünen (noch nicht der Flugsand). Hier an der Grenze der Sandzone ist ein Brunnen Masa-kuduk angelegt, dessen Wasser zwar bitterlich, aber zur Tränke für Pferde und Hornvieh brauchbar ist. Um diesen Brunnen versammelt sich im Frühjahr die zahlreiche nomadisirende turkmenische Steppenbevölkerung, die für den Sommer nach Burdalyk und überhaupt zum Ufer des Amu herunterzieht. 8 Werst weiter liegt an einer ebenen Stelle rings von Sanddünen eingeschlossen der Brunnen Tasch-kuduk; auch dieser hat bitterliches Wasser, welches jedoch die Pferde gern trinken. Ueberhaupt ist das Wasser aller Brunnen in diesem Theile der Steppe mehr oder weniger bitter, doch findet man stets gutes süßes Wasser auf wenige Arschin (1 Arschin = 0,71 m) Tiefe unter dem Sandboden; dieses Wassers bedienen sich sowohl die hier nomadisirenden Illibai-Turkmenen als alle Durchreisenden. Die Gegend von Tasch-kuduk erinnert in ihrem Charakter wie in ihrem Wasserreichthum vielfach an das aus dem Feldzuge gegen Chiwa wohlbekannte Adam-krylgan. Zwischen Tasch-kuduk und Burdalyk (24 Werst) ist der Charakter der Landschaft derselbe wie auf der zuletzt beschriebenen Strecke. Der Weg windet sich zwischen den Flugsandwellen hin, die mit Ausnahme einiger hellgrüner Disteln jedes Pflanzenwuchses entbehren. Diese spärlichen Disteln werden von den Pferden nur ungern gefressen. Die Sandwellen haben ihre bekannte hufeisenförmige Gestalt, die Rundung stets der herrschenden Windrichtung zugekehrt, sanften Anstieg auf der einen, steile Abfälle auf der andern Seite. Um letztere, von denen man nur schwer wieder herabkommt und die man erst sieht, wenn man sie dicht vor sich hat, zu vermeiden, schlängelt sich der Weg in den Einsenkungen hin und berührt nur die äußersten niedrigen Enden der Sandhügel. Wie auf der vorigen, so ist auch auf dieser Strecke im Sommer während der Stunden des Nordostwindes der Marsch im höchsten Grade beschwerlich.

Am Wege selbst liegt 16 Werst von Tasch-kuduk ein Brunnen Baigusch-kuduk, einige andere mehr seitwärts; überall aber findet man beim Graben reichlich Wasser. Bei Baigusch-kuduk beginnt ein 2 Werst langer Salzmorast, der ganz frei von Sandwellen ist. Südlich davon aber tritt man wieder in die Flugsandzone, die sich 8 Werst weit bis zum Kreuzpunkte des Weges nach Naruzym erstreckt. Am Ende dieser Zone erheben sich mächtige Bäume (populus diversifolia) und hohe Tamariskensträuche, die jedoch vom Sande schon halb verschüttet sind. Hier ist recht deutlich zu erkennen, wie der Sand allmälig das Land bedeckt und alle Kultur auf dem rechten Ufer des Amu in nicht ferner Zukunft mit völliger Vernichtung bedroht.

Diese fortschreitende Zerstörung der Kultur zeigt sich auch darin, daß in der ganzen Steppe zwischen Karschi und den Städten am Amu sich breite festgestampfte Wege mit eingedrückten Radspuren befinden, auf denen ersichtlich vor nicht allzulanger Zeit ein lebhafter Verkehr stattgehabt haben muß (wie das auch die sorgfältige Anlage der Brunnen, der Sardoba und die Trümmer eines Karawanserai bei der letz-

[1] Schneewasser-Cisternen, Beschreibung s. unten.

tern beweisen). Man führt diese Anlage auf die Zeit Abdulla-Chans (1555 bis 1597), des größten bucharischen Herrschers aus dem Hause der Scheibaniden, zurück; es ist also zu vermuthen, daß vor dreihundert Jahren das Ufer des Amu noch nicht so versandet war wie jetzt, und für den Handel Wichtigkeit hatte. Offenbar war damals Burdalyk der bedeutendste Stapelplatz; zu ihm führte eine Hauptstraße, an welcher halbwegs von Karschi zum Amu jene Sardoba angelegt ist, die jetzt allein noch erhalten blieb, während die sonstigen Anlagen um dieselbe längst verfallen sind.

Die Straße Karschi-Burdalyk führt auch direkt zu dem Hauptsitze der südlich des Amu wohnenden Ersari-Turkmenen, dem Orte Gurjasch. Dort residirt als Haupt des Stammes Tilja-toksaba, der zwar nominell dem Emir von Buchara unterthan, in Wirklichkeit aber ganz unabhängig ist. Dies zeigt sich am besten darin, daß diese Turkmenen die bucharischen Orte am Amu-darja ebenso wenig mit ihren Raubzügen verschonen, als das afghanische und persische Gebiet. Abdurrahman-Chan suchte von Kabul aus sogar die Bundesgenossenschaft des Tilja-toksaba zu gewinnen, vielleicht nur um die Angriffe auf Andschui xc. hintan zu halten. Im Jahre 1879 wußte der bucharische Beg von Tschardschui die Ersari sogar zu einem Zuge gegen die Tekke-Turkmenen in Merw zu veranlassen, während sie sonst Streifzüge bis in das persische Gebiet hinein mit jenen gemeinschaftlich ausführen.

Ueber die Straßen vom Amu nach der Oase Merw sind Beschreibungen bis jetzt nicht veröffentlicht. Nach der Karte des turkestanischen Militärbezirks vom Jahre 1877 ist die Straße von Burdalyk nach Merw nicht nur die nächste, sondern auch die am reichsten mit Ortschaften und Brunnenstationen besetzte. Die Karte giebt auf der 200 Werst langen Strecke vom Amu bis zur Oase von Merw deren nicht weniger als 27 an, während auf die Straße von Naruzym her deren nur 10 (davon 6 im eigentlichen Wüstengebiet) und auf die Straße von Tschardschui deren nur 4 kommen. Von Kerki aus in der Richtung auf Merw sind Karawanenwege auf jener Karte überhaupt nicht verzeichnet.

Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland**.

III.

Es erübrigt nunmehr noch, die Stellung des Erzeugnisses des Bienenfleißes in der Volksanschauung zu betrachten.

Dieser süße, goldigglänzende Stoff konnte nicht nur das Erzeugniß des unscheinbaren Thierchens sein — „Klein unter den Geflügelten ist die Biene und der Süßigkeiten erste ist ihre Frucht“ [1]) —, er mußte einen höhern, bessern Ursprung haben, die Biene selbst konnte nur sein Sammler, sein Eintrager sein. Der böhmische Volksglaube drückt dies direkt aus, wenn er sagt, daß der Honig vom Himmel auf die Blumen fällt, wo ihn die Bienen nur sammeln; der Elsässer Volksmund nennt ihn einfach „Himmelsschweiß“; dem heidnischen Germanen war die Bienennahrung der Honigthau, der Thau welcher von der Weltesche Yggdrasil auf die Erde fällt [2]). Ein finnisches Runenfragment ermahnt die Biene ihre Schwingen in den kleinen Korb der alten Akka, des Weibes des Hauptgottes Ukko, zu stecken und dort Honig zu holen [3]); im Rigveda scheint dem Zwillingspaar der Asvinen das Bringen des Honigs für die Bienen zugeschrieben zu werden [4]). Auch nach antiker Anschauung kommt der Honig bei Tagesanbruch oder beim Aufgang der Gestirne oder wenn ein Regenbogen am Himmel steht aus der Luft, und wird er verschiedenartig bald als ein Ausschwitzen des Himmels, bald als ein Ausspucken der Sterne, bald als eine Reinigung der Luft selbst erklärt; je besser der Blumenkelch, welcher ihn aufbewahrt, je schöner und reiner ist auch der Honig. Nur der Honig fällt aber aus der Luft, den Wachs müssen die Bienen aus den Blumen, den Vorwachs aus den ausschwitzenden Säften der Bäume bereiten [5]).

Kein Wunder, daß diesen himmelentstammten Stoff Pindar neben der Milch als die zarteste, als die feinste Speise bezeichnet, daß er ihn den hundertsten Theil der Unsterblichkeit nennt; daß Ibykus ihm den neunten Theil der Lieblichkeit der Ambrosia beilegt [6]). Honig bildete in Verbindung mit Brod nicht nur das Mahl der alten Pythagoräer, er war nicht nur die Speise Johannes des Täufers in der Wüste, sondern auch ein beliebter Bestandtheil des Mahles der Könige in den älteren Zeiten, als welchen ihn schon Homer und das alte Testament erwähnen; in Persien war er Königen und Priestern geschätzte Nahrung [7]).

Für Indien schreiben die Gesetzbücher vor, daß zu ehrenden Gästen stets Madhuparka, ein Gericht welches aus Honig mit dicker Milch oder süßer Milch oder im Nothfall Wasser besteht, vorgesetzt werden muß. Honig darf der in Annahme von Essen so peinliche Zweigeborene von einem jeden annehmen; verboten ist er ihm aber während seiner Schülerzeit und auch dann wieder, wenn er sich gegen Ende seiner Laufbahn vom bürgerlichen Leben zurückgezogen hat und als Einsiedler dem Heile seiner Seele lebt. Auch gehört der Honig unter die Gegenstände, mit denen ein Brahmane selbst in der höchsten Noth keinen Handel treiben darf. Beim Vorübergehen an einem Gefäß mit Honig muß der Hindu dieses, wie alle zu ehrenden Gegenstände, zur Rechten lassen [8]).

Dem Alterthum war es bekannt, daß in Honig aufbewahrtes Fleisch nicht verwest, und scheint der Honig als Konservirungsmittel dementsprechend benutzt zu sein [9]). Ganz ebenso bewahren die Veddahs auf Ceylon noch jetzt ihr Fleisch in Honig wegen Uebermaßes davon anstatt in Salz auf [10]), und im Sudan genießt man Schaffleisch in Honig gesotten als ein beliebtes Gericht, welches auch europäischem Gaumen zusagt [11]). Auch das deutsche Alterthum kannte die Zubereitung des Fleisches mit Honig; als Gudrun die Söhne des Atli aus Rache getödtet und ihm aufgetischt hatte, ruft sie ihm triumphirend zu:

> Du hast deiner Söhne, Schwertvertheiler,
> Blutige Herzen mit Honig gegessen [12]).

Gleich den Menschen war der Honig auch den Göttern eine beliebte Speise. Nach Porphyrius bildete Milch und

Honig oder vielmehr der Extrakt der feinsten Theile daraus die Kost der Götter; bei den Finnen war der Honig die Nahrung der Waldgottheiten, und der Waldwirthin, der Göttin des Waldes, die Obhut über den Honig, das Bier des Waldes, anvertraut, und ebenso befinden sich in der Nymphenhöhle auf Ithaka

> Mischkrüg und zweigehenkelte Urnen,
> Alle von Stein, wo die Bienen Gewirk anlegen für Honig[13]).

Er fand daher auch eine reiche Anwendung bei den Opfern der verschiedensten Völker. In Aegypten wurde am 19. des ersten Monats dem Thot ein Fest gefeiert, an welchem Honig und Feigen gegessen wurden mit dem Ausrufe: „Süß ist die Wahrheit"; beim ersten Jahresfest des Huitzilopochtli, welches das Erwachen der Natur feierte, wurde das Bild dieses Gottes von den Priestern, deren Lippen selbst mit Honig bedeckt waren, aus Honig und einer eßbaren Pflanze geformt, um später von den Gläubigen verzehrt zu werden[14]). Honig und Butter bilden bei den Gallas, welche sich gleich den Abessiniern viel mit der Bienenzucht beschäftigen, die beiden Völkern auch ihr Nationalgetränk, den Honigmeth, liefert, den Hauptbestandtheil ihrer meisten Opfer[15]), und ebenso bieten viele andere Naturvölker das süße Produkt des Waldes ihren Gottheiten dar.

Bei den Griechen spielte der Honig eine Rolle besonders bei den Festen solcher Naturgottheiten, welche zugleich dem Todtenreiche angehörten[16]). Die nüchternen Trankopfer bestanden bei ihnen aus Honig mit Ausschluß des Weines, weil, so erklärt Plutarch, der Honig seinem Wesen nach dem Weine durchaus entgegengesetzt sei, weshalb auch die Juden den Honig von ihren Opfern aus Furcht, daß er den Wein verderbe, ausschlössen[17]). Außer mannigfachen Honigspenden an andere Götter wurde in Rom dem Liber, welcher zuerst die von dem Lärm des seinen Zug begleitenden tönenden Erzes angezogenen Bienen in die Höhlung eines Baumes eingeschlossen hatte und dadurch Finder des Honigs geworden war, an seinem Feste „glänzender Honig auf rauchende Kuchen gegossen" dargebracht[18]). Der Erde wurden gleichfalls von den Sammlern der Verbenaka, deren Ausgrabung mit mancherlei Ceremoniell geschehen mußte, Honigscheiben als Sühnopfer dargebracht, auch wohl Bienen selbst, nachdem die Erde mit Honig und Wab besprengt, dabei geopfert[19]).

Auch im deutschen Volksglauben erscheint das Honigopfer noch in der böhmischen Sitte, den Hummeln auf dem Felde den Honig wegzunehmen, ohne daß es jemand sieht, und ihn auf einen Altar zu legen in der Hoffnung, daß man dann einen reichen Schatz finden wird[20]).

Bei den Juden war der Honig nur als Erstlingsgabe gestattet, aber auf den Altar durfte er nicht kommen; „kein Speisopfer, das ihr wollt dem Herrn bringen, soll gesäuert gemacht sein; denn weder von Sauerteig noch Honig sollt ihre eine Feuerung dem Jehova anzünden"[21]). In der nordischen Mythologie tritt der Honig als Bestandtheil des kräftigen Meths auf, welchen die Zwerge Fialar und Galar aus dem Blute des von ihnen getödteten allwissenden Kwasir brauten, und dessen Genuß zur Dichtung und Weisheit befähigte. Er scheint hier die Süßigkeit poetischen Wohllauts zu symbolisiren — man vergleiche das obenerwähnte ägyptische „Süß ist die Wahrheit" —, welcher ja der Jugendweisheit der Völker fast stets als Hülle dient.

Als in der idäischen Höhle Zeus das Licht der Welt erblickte, da waren es die Bienen der Höhle und die Ziege Amalthea, welche dem Gotte als erste Nahrung Milch und Honig darbrachten; heilige Bienen bewachen die Höhle, wo im Geheimen das Götterkind aufwächst[23]). Auch vom Plato und Pindar fabelte die spätere Zeit, daß Bienen ihnen als Kindern die Nahrung gebracht, daß auf Plato's Lippe, als er in der Wiege schlief, sich Bienen gesetzt hätten, die Lieblichkeit seiner dereinstigen Rede vorausverkündend[24]).

Ebenso wie hier Milch und Honig als erste Nahrung des Götterkindes betrachtet werden, erwähnt beider Stoffe auch das alte Testament[25]) als der Kindernahrung, und treten diese Stoffe auch wieder im indischen und altdeutschen Brauche als solche auf. Wenn der Vater seinem Kinde den geheimen Namen gegeben hat — oder nach anderer Bestimmung bereits vor dem Abschneiden der Nabelschnur — soll er nach alter indischer Vorschrift den Säugling selbst füttern mit einem Gemisch von geronnener Milch, Honig und Butter aus reinem Golde[26]), und ähnlich war es bei den Germanen auch ein Tropfen Milch oder Honig, welcher dem Neugeborenen das Leben sicherte, es vor dem Nichtauferziehen schützte[27]). Die älteste christliche Kirche wandte Milch und Honig, welche ihr auch als eine heilige Speise galten, gleichfalls unmittelbar nach der Taufe an[28]).

Diese Bedeutung des Honigs als der ersten Kindernahrung spielt auch noch in jetzige Volksbräuche hinüber, nur daß an seine Stelle meist andere süße Stoffe getreten sind. So war es vor noch nicht langer Zeit in dem schottischen Hochlande Brauch, daß die Amme bei der Geburt einen grünen Eschenzweig nahm, ihn mit dem einen Ende ins Feuer steckte und den am andern Ende herabträufelnden Saft dem Kinde als erste Nahrung gab; es wurde dieser Saft überhaupt dort den Kindern sowohl als Medicin, namentlich aber als ein Schutzmittel gegen zauberhafte Anfechtungen gern gegeben[29]). Der Böhme giebt noch dem Neugeborenen einen Löffel Apfelsaft, damit es still ist, der Bewohner des altmärkischen Hansjochenwinkels ihm etwas Honig oder Zucker in den Mund, damit es später süß aus demselben rieche[30]); beides wohl Nachklänge des altgermanischen Brauches, dessen unverständlich gewordenen Zweck der Volksglaube wie so vielfach durch einen andern der jetzigen Anschauung näherliegenden ersetzt hat. Slavischer Brauch ist das Essen von Honig Seitens Neuvermählter, damit Eintracht in der Ehe herrsche[31]).

Dem so reinen heiligen Nahrungsmittel müssen natürlich auch bedeutende Heil- und Uebeles abwehrende Kräfte eigen sein. Das Alterthum schrieb ihm namentlich in Augenkrankheiten bedeutende Heilwirkungen zu: Dioskorides behauptet von ihm, daß er die Dunkelheit den Augen benehme, und Plinius empfiehlt den von den Bienen nach Aufgang eines Gestirnes von Range oder nach einem Regenbogen, auf welchen ein von der Sonne erwärmter Thau folge, bereiteten Honig als eine vom Himmel geschenkte Medizin für die Augen, Geschwüre und innere Eingeweide; dem regelmäßigen Genusse von Brot und Honig als Morgenimbiß sollten auch die Pythagoräer das Freibleiben von Blindheit und Augenübeln zu danken gehabt haben[32]). Schwer nur sollte erwachen, wer durch Honig eingeschläfert war, weshalb Jupiter sich desselben bediente, um seinen Vater Kronos einzuschläfern[33]). Honig, worin Bienen gestorben waren, galt als vorzügliches Mittel nicht nur gegen Gifthonig, sondern auch gegen Lungengeschwüre und Ohrenleiden[34]).

Als eines kosmetischen Mittels um das Gesicht „klar und lauter" zu machen, erwähnt Konrad von Megenberg den Honig, und gleichzeitig auch als beliebter Beimischung zu bitteren Arzneien „wan ez tregt mit seiner süezen die vergift in die tiefen der glieder"[35]).

Bei den finnischen Völkern spielt die Biene als Trägerin von Heilmitteln eine Rolle, wie sie denn überhaupt bei diesen Völkern in großem Ansehen und einer Art von reli-

giöser Verehrung steht. In dem Nationalepos der Finnen bittet die Mutter des Lemminkäinen, nachdem sie die Theile ihres getödteten Sohnes wieder zusammengeheilt hat und ihm nun Sprache und Leben wiederbringen will, die Biene Honig und Salben zu holen, um seine Schmerzen zu stillen und sein Uebel zu heilen, und zuletzt, als alle diese Salben nichts helfen, fleht sie dieselbe an, über neun der Himmel zu fliegen und dort den süßen Seim zu holen, welchen der Schöpfer selbst gebraucht:

Tauch den Flügel in den Honig,
Deine Federn in die Süße,
Bringe Honig auf dem Flügel,
Süßen Seim auf deiner Hülle,
Um die Schmerzen hier zu stillen,
Um den Schaden herzustellen [36]).

In einem andern finnischen Liede wird sie gebeten, Arznei auf ihren Flügeln, Honig in ihrem Munde für böse Eisenwunden und Feuerwunden zu bringen [37]), in einer ehstnischen Schlangenbeschwörung wie folgt angeredet:

Honigbiene, du bedächt'ge,
Bring von hundert Orten Salbe,
Linderung von tausend Orten,
Uebers Meer das Kräutlein Neunmannskraft [38]).

Am Gründonnerstage soll man nach böhmischem Brauche Honigbrot essen, um sich gegen jede Verletzung durch giftige Thiere im folgenden Jahre zu schützen, auch soll man alsdann vor Sonnenaufgang eine durch Honig gezogene Schnur um einen Obstbaum binden, damit man viel Obst im Jahre erhalte; wer an diesem Tage sein Honigbrot ißt und Charfreitag dann vor Sonnenaufgang unter irgend einem Baum betet, der bleibt ein Jahr lang frei von Krankheit [39]). Ueberhaupt ist der Genuß von Honig am Gründonnerstag für Schlesien und viele Gegenden Norddeutschlands unerläßlich [40]). Streicht man den Honig, welcher von dem Gebäcke „Judas" zurückgeblieben, auf Ruthen und bespritzt damit am Charsamstag die Zimmer, so vertreibt man dadurch sämmtliche Flöhe aus dem Hause; so glaubt man wenigstens in Böhmen [41]).

Nach polnischem, auch noch in Schlesien üblichem Brauche ißt man zu Weihnachten Honigkuchen oder Karpfen in Honigkuchenbrühe [42]); im österreichischen Schlesien giebt man an diesem Abend den Rindern Aepfel und Honigkuchen und reibt ihnen die Augenlider mit Honig ein, damit sie das ganze Jahr vor Krankheiten namentlich aber vor dem „Hauch", einem sehr gefährlichen Augenübel, bewahrt seien; auch wirft man zu der Zeit ein Stückchen Honig in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulniß zu schützen [43]). Angeschwollene Euter reibt man in Böhmen gleichfalls mit Honig ein [44]).

Seine letzte Bedeutung für das Menschenleben erhält der Honig noch im Todtenkulte. Da sind es zunächst die Inder, welche ihm eine bedeutende Rolle in ihren Manenmahlen zuertheilen. Honig sowohl allein als wie als Beigabe zu anderen Speisen namentlich auch zu verschiedenen Fleischsorten gewährt den verstorbenen Ahnen im Himmel ein sehr langes, sogar ewiges Vergnügen und dauernde Befriedigung [45]). Honig und Butter sind die Speisen, welche mit Vorliebe von den Vätern im Jenseits genossen werden, und womit sie zu nähren die heilige Pflicht der Nachkommen ist [46]). Bei den Griechen stand gleichfalls der Honig in Beziehung zum Todtenreiche, er wurde den chthonischen Göttern geopfert, und als Odysseus bei der Befragung der Schatten das Opfer für die sämmtlichen Todten bringt, da sind es wieder Honig und Milch, welche zuerst ihnen dargebracht werden [47]); ganz ebenso nahmen auch bei der römischen coena ferialis, welche die Todtengeister besänftigen sollte, beide, sowohl Honig als Milch, die bedeutsamste Stelle ein [48]). Noch jetzt setzt der Russe einen Teller mit Honig neben den Sarg und begießt am Gedenktage der Verstorbenen ihre Gräber mit Honig und Wein [49]); wir dürfen daher wohl in der Beziehung des Honigs auf das Todtenreich eine alte indogermanische Idee mit Sicherheit erkennen.

Sogar von Bestattungen in Honig und Wachs weiß der Orient viel zu erzählen. Herodot berichtet von einem babylonischen Brauch, die Leichen in Honig beizusetzen, und von dem persischen, sie, nachdem Hunde oder Vögel sie zerfleischt, mit Wachs zu überziehen und zu begraben; skythische Könige wurden nach seinem Berichte gleichfalls, nachdem ihnen der Bauch mit Verschiedenem gefüllt und zugenäht war, vor der Bestattung mit Wachs überzogen [50]). Die Leiche des vergifteten Aristobulus wurde nach Josephus mit Honig einbalsamirt [51]). Die Abazas sollen noch jetzt die Särge vornehmer Personen zwischen die Zweige eines Baumes schieben, damit die Bienen den nach geschehener Fäulniß durch die Luft ausgetrockneten Leichnam allmälig mit Waben überziehen; die Särge sind zu diesem Zwecke mit Oeffnungen versehen [52]). Ganz ähnlich überziehen in einer Sage des Ormontthals in der Schweiz die Bienen die Höhle, worin der zum Sahnen im Milchsee herumfahrende und dabei ertrunkene Senn bestattet wird, mit Honigwaben und zwar solchen von der Größe eines Stadtthors [53]).

So sehen wir denn also den Honig gleich der Biene einen bedeutsamen Platz in dem Ideenkreise der verschiedenen Völker einnehmen. Der reine und heilige Stoff erscheint als Nahrung der Götter und der Seelen der Verstorbenen, er bildet die erste Nahrung des Kindes und sichert ihm das Leben, er beut seine Heil- und bewahrende, schützende Kraft dem Menschen bei mannigfacher Gelegenheit dar, er tritt als Symbol bei wichtigen Anläßen des Lebens ein und verknüpft zuletzt noch das Diesseit mit dem Jenseit, überbrückt gewissermaßen die Kluft, welche beide trennt.

---

1) Jesus Sirach Kap. 11, Vers 3.

2) Grohmann Sagen S. 134. Menzel Bd. 2, S. 124. Die Edda, übersetzt von Simrock. Stuttgart 1876, S. 260. (Gylfaginning 16.) Kelly, Curiosities of Indo European tradition and folk-lore. London 1863, p. 144, macht darauf aufmerksam, daß melia, die Esche — die in Südeuropa einheimische fraxinus ornus giebt aus ihrer aufgeritzten Rinde eine Art Manna —, und meli, melit, der Honig, von der gleichen Wurzel mel, süß, angenehm, benannt sind.

3) A. Castrén, Vorlesungen über die finnische Mythologie. Petersburg 1853, S. 34. In der Kalewala Gesang 15, Vers 407 bis 410 (übersetzt von Schiefner. Helsingfors 1852) heißt es von der Biene:

„Picket Blumen von der Wiese,
Kocht den Honig mit der Zunge
Aus der Spitze von sechs Blumen,
Aus der Blüth' von hundert Gräsern."

4) Rigveda 1, 112, 21, wenigstens nach der Auffassung von Gubernatis; Andere setzen „Fliege" und nicht „Biene".

5) Plinius Buch 11, Kap. 12, 13. Lenz S. 563 (Aristoteles).

6) Creuzer Bd. 4, S. 348 Anmerkung. L. Preller, Griechische Mythologie. Berlin 1872/5, Bd. 1, S. 105.

7) Creuzer Bd. 4, S. 348, 361.

8) Manu 2, 177; 3, 119; 4, 39 247; 6, 14; 11, 158. Yâjnavalkya 1, 33. Apastamba 1, 1, 2, 23; 2, 4, 8, 5/8. Gautama 2, 13; 5, 27; 7, 12.

9) Plinius Buch 7, Kap. 35. Buch 22, Kap. 208.

10) „Globus" Bd. 31, S. 294.

11) A. E. Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika. Jena 1862, Bd. 1, S. 180.

12) Edda S. 225. (Atlakwida 36.)

13) Creuzer Bd. 4, S. 348. Castrén S. 97, 104. Odyssee Gesang 13, Vers 105 bis 106.

14) Plutarch, Isis und Osiris, Kap. 68. J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867, S. 603.

[15] Harris Bd. 2, S. 138; Bd. 3, S. 139.
[16] Creuzer Bd. 2, S. 427.
[17] Plutarch, Tischreden, Buch 4, Kap. 6, §. 2. Porphyrius bei Creuzer Bd. 2, S. 538.
[18] Ovid, Festkalender, Gesang 3, Vers 735 u. folg.
[19] Plinius Buch 25, Kap. 59. „Natur" Bd. 26, S. 303.
[20] Grohmann Nro. 607.
[21] Drittes Buch Mosis Kap. 2, Vers 11 bis 12.
[22] Edda S. 299 (Bragaröđur 57).
[23] Preller Bd. 1, S. 105. Creuzer Bd. 4, S. 349.
[24] Menzel Bd. 2, S. 126. Lenz S. 580.
[25] Jesaias Kap. 7, Vers 15.
[26] Çatapatha Brâhmana bei Kelly S. 145. Manu 2, 29.
[27] Grimm, Rechtsalterthümer S. 457.
[28] Ebendaselbst. Creuzer Bd. 4, S. 361.
[29] Kelly p. 145 (nach Lightfood). Brand Vol. 3, p. 72.
[30] Grohmann Nro. 767. Temme S. 81.
[31] J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus. Lemberg 1842, S. 284.
[32] Creuzer Bd. 4, S. 348. Plinius Buch 11, Kap. 14. Creuzer Bd. 3, S. 620 Anmerkung.
[33] Creuzer Bd. 4, S. 348 (nach Jamblichus und Porphyrius).
[34] Plinius Buch 29, Kap. 31. Buch 30, Kap. 16. Buch 29, Kap. 39.
[35] Megenberg S. 293.
[36] Kalewala, Gesang 15, Vers 393 u. folg., 483 bis 488.
[37] Menzel Bd. 2, S. 127.
[38] Kreutzwald und Neuß, Mythische und magische Lieder der Ehsten. Petersburg 1854.
[39] Grohmann Nro. 579, 1679, 87.
[40] Wuttke §. 22.
[41] Grohmann Nro. 619.
[42] Menzel Bd. 2, S. 129.
[43] Peter S. 274.
[44] Grohmann Nro. 948.
[45] Manu 3, 272/3. Gautama 15, 15.
[46] Yâjnavalkya 1, 41.
[47] Creuzer Bd. 4, S. 351. Odyssee, Gesang 11, Vers 27.
[48] Brand Vol. 2, p. 191 (nach Juvenal). Auch bei den indischen Manenmahlen tritt die Milch als wichtiger Bestandtheil auf.
[49] Menzel Bd. 2, S. 129 (nach Kohl). Grohmann Nro. 1345. Anmerkung.
[50] Herodot Buch 1, Kap. 198, 140. Buch 4, Kap. 71.
[51] Riehm, Handwörterbuch des biblischen Alterthums. Bielefeld 1875 ff., S. 637.
[52] Menzel Bd. 2, S. 129.
[53] „Illustrirte Welt" 1864, S. 260.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Wald in Ostfriesland. An Wald besitzt Ostfriesland gegen die anderen Theile der Provinz Hannover nur sehr wenig. Guthe in seinem Werke: „Die Lande Braunschweig und Hannover" giebt für die Landdrostei Aurich die Waldfläche zu nur 0,6 Proc. der Gesammtfläche an, während sie in der ganzen Provinz Hannover 13 Proc. beträgt. Seitdem in der neuesten Zeit ansehnliche Forstkulturen vorgenommen sind (seit 1873 sind etwa 1100 ha Blößen in Staats- und Privatwäldern aufgeforstet), hat sich die Waldfläche jetzt über 2 Proc. gehoben. Immerhin ist das noch sehr wenig, und Ostfriesland gilt mit Recht für eine waldarme Gegend. Erfreulich ist es zu sehen, wie jetzt eifrig daran gearbeitet wird, die großen, fast ganz nutzlos liegenden Haidflächen in den Aemtern Aurich und Wittmund mit Wald zu bepflanzen; es wird dadurch nicht allein den kommenden Geschlechtern ein ansehnliches Kapital vermacht, sondern auch sehr wesentlich zur Verschönerung jener Ebenen und zur Verbesserung des Klimas beigetragen. Bei weitem der größte Theil — etwa 7/8 — besteht aus Nadelholz, vorzugsweise Kiefern, weniger Fichten und Weißtannen; Lärchen stehen nur vereinzelt dazwischen. Die Weißtanne (Pinus picea), die in den anderen Theilen Hannovers so selten vorkommt, scheint hier ganz besonders gut zu gedeihen. Eichen sind vorzugsweise in den älteren Waldungen: in dem Ihlower und Hopelser Walde; auch Egels und Sandhorst haben manche herrliche Exemplare davon aufzuweisen; Eschen und Ahorn bilden nur kleine Bestände; Erlen und Birken stehen meist den Eichen untermischt. An Unterholz ist hier vorherrschend Vogelbeere, Espe, Faulbaum und Hasel. Charakteristisch ist hier für den Wald, daß die Kiefer vorherrscht, die Buche aber weit seltener vorkommt, als anderswo. Noch verdient die Ulme (Yper) genannt zu werden, die an Wegen und in der Nähe der Dörfer und Städte hier häufiger angepflanzt wird, als anderswo.

(Nach A. Wessel, Ostfries. Monatsblatt 1877.)

— In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Petersburg am 31. Januar (12. Februar) d. J. hielt Herr Kudrjawtzew einen Vortrag über eine Reise nach der Halbinsel Kola im Sommer 1880. Bis Sumski-Posad war der Reisende mit dem Zoologen Professor Bogdanow zusammen geblieben; in Sumski sollte die Expedition sich theilen, doch nöthigte das Fehlen jedes Landweges an dem Westgestade des Weißen Meeres Kudrjawtzew bald sich den Zoologen wieder anzuschließen. Von Sumski an wurde die Reise in Kähnen zurückgelegt. Unterwegs besuchte Kudrjawtzew einige Inseln, über deren geologischen Bau er in dem Vortrage sich aussprach. Von Kandalakscha bis Kola war die Reise äußerst beschwerlich; ein Theil des Weges mußte zu Fuß gemacht werden und zwar auf schmalem Pfade längs des Flusses Niwa, anfangs in ebener Gegend, bald jedoch bergaufwärts. Die Berge, die man trifft, haben theils kahle Gipfel, dort „Tundra" genannt, theils sind sie mit Wald bedeckt und heißen dann „Warok". Dann ward der Imandra-See untersucht, der sich 90 Werst lang von Nord nach Süd erstreckt. Die Tiefe dieses Sees ist meist nur unbedeutend. (Nach dem Russ. Inval.)

— Volkszählung beim orenburgischen Kasakenheere am 8. (20.) März 1880. Die Zählung ergab eine Gesammtbevölkerung von 288 778 Köpfen, davon 140 852 männlich und 147 926 weiblich. Auf die drei militärischen Unterabtheilungen des Gebietes entfielen davon: auf die erste: 95 638 Köpfe (46 963 männl., 48 675 weibl.); auf die zweite: 96 887 Köpfe (47 567 männl., 49 320 weibl.), und auf die dritte: 96 253 Köpfe (46 322 männl., 49 931 weibl.). Nach Altersklassen theilen sich die Einwohner wie folgt: Unter 5 Jahr alt waren 44 452 Köpfe (21 867 männl., 22 585 weibl.); von 5 bis 18 Jahr 82 458 Köpfe (40 795 männl., 41 663 weibl.); von 18 bis 38 Jahr, die Zeit der Dienstpflicht, 90 623 Köpfe (43 940 männl., 46 683 weibl.); von 38 bis 60 Jahr 55 195 Köpfe (26 601 männl., 28 594 weibl.); 60 Jahr und darüber endlich 16 050 Köpfe (7649 männl., 8401 weibl.). Von den 43 940 dienstpflichtigen Männern waren zur Zeit der Zählung 6428 im Alter von 21 bis 25 Jahren zum aktiven Dienste eingezogen.

Der Religion nach waren Christen 266 384 (92,24 Proc.) und Mohammedaner 23 394 (7,76 Proc.). Der Abstammung nach waren Russen 253 950 oder 87,94 Proc.,

Tataren 19 874 (6,88 Proc.), dann folgen 5881 (2,04 Proc.) Nagaibaken, 4250 (1,47 Proc.) Mordwinen, 2520 (0,87 Proc.) Baschkiren, 1820 (0,63 Proc.) Kalmycken, und 483 (0,17 Proc.) Tschuwaschen; unter einem andern Gesichtspunkte sind Nachkommen von Kazaken 100 470 (davon 276 von Don-Kazaken) von der männlichen Bevölkerung von Bauern 26 781; aus aufgelösten Linienbataillonen übergetreten. 8663, aus Militärkolonien stammen 4899 und 39 führen ihr Herkommen auf französische Kriegsgefangene zurück.

Das Landgebiet des Heeres umfaßt 8 492 808 Deßjätinen, auf ihm befinden sich 396 verschiedene Ansiedelungen mit 49 196 Gehöften, in denen 52 083 einzelne Familien wohnen. Es kommen danach auf jede Quadratmeile Landes 0,34 Ansiedelungen und auf jede Ansiedelung im Durchschnitt 124 Gehöfte, 132 Familien und 729 Einwohner.

(Nach dem Ruff. Inv. 1881, Nro. 42 und Nro. 46.)

— Die halbofficielle ungarische Zeitung „Hon" giebt folgende summarischen Resultate der letzten Volkszählung in den Ländern der Stephanskrone:

Ungarn und Siebenbürgen	13 697 999
Fiume und sein Gebiet	21 363
Kroatien und Slavonien	1 191 845
Militärgrenze	697 516
zusammen	15 608 723
Gesammtbevölkerung im Jahre 1870:	15 417 327
Also Zunahme:	191 396,

d. h. in dem ganzen zehnjährigen Zeitraume nur um 1,24 Procent.

Afrika.

— Dr. M. Buchner ist nach drei vergeblichen Versuchen, nordwärts in das unbekannte Innere des Congo-Beckens einzudringen, in Malange eingetroffen und befindet sich auf der Rückkehr in die Heimath. An der Unzuverlässigkeit seiner Leute ist sein Unternehmen gescheitert, von 56 Trägern hielten zuletzt nur noch 8 bei ihm aus. Immerhin, wenn er auch sein Ziel, die Durchkreuzung Afrikas, nicht erreicht hat, darf man hoffen, daß seine Reise in den verschiedensten Wissenszweigen Bereicherung unserer Kenntniß bringen wird.

— Wieder hat die Erforschung Afrikas Opfer gefordert, diesmal jedoch in solcher Menge, wie vielleicht nie zuvor: Die große französische Expedition unter Oberst Flatters, welcher Vorarbeiten für die Eisenbahn durch die Sahara aufgetragen waren, ist im Berglande der Tuareg fast vollständig vernichtet worden! Wie wir auf S. 319 des vorigen Bandes mittheilten, zählte die Expedition folgende Mitglieder: Oberst Flatters, Hauptmann Masson, die Ingenieure Beringer und Santon, den Geologen Roche, den Arzt Guiard, Lieutenant Dianous als Dolmetsch, 83 eingeborene Träger, Führer und Kameeltreiber und 48 eingeborene Schützen. Anfangs machte dieselbe die besten Fortschritte, und die über sie einlaufenden Nachrichten berechtigten zu der Hoffnung, daß demnächst eine ganz bedeutende Lücke in der Kenntniß Afrikas und speciell der westlichen Sahara ausgefüllt und uns das bisher unzugängliche Gebirgsland der Ahaggar oder Hogar erschlossen werden würde. Es ist leider anders gekommen. Nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten brach Oberst Flatters am 19. December von Hassi-Inifel (südöstlich von el-Golea) auf, überschritt den südöstlichen Theil des Plateau Admayt oder Tedmaid, welches auf unseren Karten als zu Marokko gehörig bezeichnet wird, gelangte dann auf die Ebene Adschemor (von hier an etwa auf unerforschtes Gebiet) und mußte dort wegen Wasser- und Futtermangels nach Osten abbiegen. Weiter überschritt er das Frauen-Gebirge, dann das große Wadi Igharghar, befand sich am 18. Januar in Amdschid am westlichen Fuße des Plateaus von Tasili und erreichte noch vor Ende des Monats die Sebcha (Salzsumpf) Amadghor, wo früher alljährlich ein wichtiger Markt abgehalten wurde, welcher seitdem wegen innerer Kämpfe zwischen den Tuareg in Wegfall gekommen ist. Von dort drang er in das Plateau von Ahagger ein, und ein am 21. Februar unter den Arabern in Wargla verbreitetes Gerücht ließ ihn schon den Assin-Brunnen am südöstlichen Fuße desselben (von Barth, Richardson und Overweg 1850 und später von v. Bary berührt) erreicht haben. Indessen kamen am 28. März vier Eingeborene von der Expedition in Wargla an mit der Meldung: „Die Mission sei fast vollständig vernichtet; sie sei vier Tagereisen von Haiirer, südlich von Assiu, überfallen worden, Flatters und sämmtliche (französische) Mitglieder der Mission seien todt. Das Mitglied Dianous und der Unteroffizier Pobéguin mit 63 Leuten entkamen und schlossen sich den Tuaregs von Hogar an, welche versicherten, an dem Blutbade nicht theilgenommen zu haben, und Datteln anboten, welche aber vergiftet waren. Dianous und 28 Mann starben. Pobéguin mit 30 Mann setzte auf dem Rückzuge den Kampf fort, wurde aber südlich von Messegem eingeschlossen und sandte die vier Eingeborenen nach Wargla. Es wurde unverzüglich Hülfe geschickt; es besteht aber wenig Hoffnung, die 30 Ueberlebenden zu retten, da sie bei ihrer Umzingelung wenig Lebensmittel und Munition besaßen." Unter „Haiirer" ist wohl die Landschaft Air oder Asben zu verstehen, und die unglückliche Expedition hatte danach schon das Ahaggar-Gebirge hinter sich, als die Katastrophe eintrat. Der Vorfall ist für die Geographie ebenso schmerzlich, wie er für das französische Prestige in Nordafrika verhängnißvoll werden kann. Als die Expedition vorbereitet wurde, ließen es die Vertreter Algeriens nicht an Warnungen fehlen. Oberst Flatters erschien ihnen zur Leitung derselben wenig geeignet, weil er als ehemaliger Kommandant des Militärbezirks el-Aghuat sich ein allzu gefürchtetes Renommée bei den Eingeborenen erworben hatte, als daß eine von ihm geführte Expedition als friedlich hätte gelten können. Die Nichtbefolgung der Warnungen hat sich nun schwer gerächt.

Nordamerika.

— Die Anzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten giebt der Bericht des Indianer-Kommissars für 1880 auf 256 127 Seelen an (Alaska ausgeschlossen). 138 642 davon tragen bürgerliche Kleidung. Bei denjenigen Stämmen, welche unter Agenten standen, kamen 3430 Geburten und 2020 Todesfälle vor.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

V.

Die Stadt des legitimen Baghirmi-Königs, Mosu mit Namen, hatte zwar einen sehr provisorischen Charakter, war jedoch viel größer, als Nachtigal erwartet hatte. Die Häuser, etwa 1000 an der Zahl, durch einander geworfen, ohne deutlich erkennbare Straßen und Abtheilungen, die Strohhütten oft von der leichtesten, einfachsten Bauart und selten nur durch Zäune von Strohgeflecht eingefriedigt. Doch gab es wenigstens ein Centrum, den Dendal oder Fascher (das ist Palastplatz), einen weiten freien Raum vor der Königswohnung, welche im Schatten eines ungeheuern, die Stadt beherrschenden Kagem-Baumes aufgeschlagen war. Die Karawane drängte sich durch die verschlungenen Pfade des Ortes bis zum Fascher, an dessen Eingang der Reisende anhielt. Im Innern seines Hofes, doch außerhalb der Hütten, hatte König Mohammedu seinen Thron aufgeschlagen, um die Ankömmlinge und deren Pferde zu besichtigen, und auf dem Fascher selbst wurden nach arabischer Sitte Reiterspiele aufgeführt und Pulververschwendung getrieben. Als dessen genug war, ritt Nachtigal quer über den Platz bis zum Eingange der Königswohnung, schwang dort grüßend seine Flinte vor der dicht vermummten Gestalt, welche den König repräsentirte, und ließ sich dann seine Wohnung anweisen oder vielmehr den Platz, auf welcher sie binnen zwei Stunden errichtet wurde, und der zu dem Hause des Fatscha oder obersten Feldherrn gehörte.

Am folgenden Tage sollte die Audienz stattfinden. Nachtigal zeigte vorher die dem Könige bestimmten Geschenke dem Fatscha, der seinen Beifall aussprach und ihn sofort zur Königswohnung führte, doch zunächst ohne Geschenke. Sie begleitete der sogenannte Dschirgebe, den schon Barth erwähnt, und welcher durch seine Kenntniß des Arabischen und Kanuri und durch seine Welterfahrung eine Art Dolmetscher und Vermittler zwischen dem König und Fremden geworden ist. Auch diesmal erhob sich wieder ein Etikettestreit, indem der Reisende barfuß vor dem Fürsten erscheinen sollte und erst durch Drohungen es erreichte, daß man ihn die Strümpfe anbehalten ließ, dergleichen man übrigens noch nie gesehen hatte und nicht wenig anstaunte. Darauf wurden verschiedene Vorhänge emporgehoben, und Nachtigal betrat einen kleinen, reinlichen, sandigen Platz, auf den ein Schattendach ging, in welchem hinter Vorhängen der Herrscher saß. Er sowohl wie die Bank war mit bunten Stoffen bedeckt, und vom königlichen Gesichte war nur die schwarze Nase zu sehen. Hinter dem Herrscher und zu beiden Seiten fächelten Sklaven mit kleinen Fächern von Straußenfedern und wedelten mit Giraffenschwänzen. Nach den ersten gebräuchlichen Begrüßungen und langweiligen Fragen ergriff Nachtigal das Wort und schilderte den bisherigen Verlauf und den Zweck seiner Reise, und wie er sich entschlossen habe, ihn, den muthigen und standhaft seine Rechte vertheidigenden König zu besuchen, wie er die Erlaubniß und Unterstützung des Scheich Omar dazu erhalten, daß er schließlich ihm weitern Sieg und Erfolg wünsche und Gott bitte, sein Leben zu verlängern u. s. w., vergaß auch nicht, ihm verstehen zu geben, daß der König die große Pferdezufuhr ihm zu verdanken habe, und übergab ihm den

Brief des Königs von Bornu. Diese Rede wurde wiederholt von Beifallsäußerungen unterbrochen; als sie beendet war, erklärte der König mit leiser, unhörbarer Stimme, wie es die Etikette vorschreibt, dieselbe sei ausgezeichnet gewesen, belobte ihn wegen seines Muthes, eine so weite und gefahrvolle Reise ohne selbstsüchtige Zwecke unternommen zu haben, hieß ihn herzlich willkommen und versicherte ihn seines vollständigsten „Amān“. Darauf zog sich der Fremde zurück, um Nachmittags, nun aber mit den Geschenken, seinen Besuch zu wiederholen. Diesmal fand Nachtigal den König ohne die zahlreiche Umgebung von Höflingen, welche am Morgen der Audienz solche Würde verliehen hatte, in einem kleinen dunklen Gemache auf einem Teppich unverhüllt auf der Erde sitzen. Gemüthlich reichte der Sultan seinem Gaste die Hand, tauschte mit ihm allerlei höfliche Reden und empfing dann etwa 40 Pfund Pulver, 100 Flintenkugeln und ebenso viele Flintensteine, 200 Guro-Nüsse, einen Sack Borku-Datteln, einen schönen, goldgestickten, violetten Tuchburnus, einen rothen Tarbusch und zwei Stücke Turbanstoff, das Ganze im Werthe von circa 50 Thalern, was hier als sehr splendid galt. Außerdem aber verstand der Herrscher durch seine Betteleien diese Geschenke sehr zu vermehren, wobei zu bedenken ist, daß er damals schon seit länger als Jahresfrist von den Erzeugnissen der sudanischen wie der europäischen Civilisation abgeschnitten gewesen war.

Die ganze Stadt wußte bald um diesen schmeichelhaften

Empfang bei dem Mbang.

Empfang, und es wurde behauptet, daß Nachtigal kraft seiner geheimnißvollen Macht den König bald von seinen Feinden befreien würde. Am Abend des Tages, an welchem der Fremde angekommen war, waren sehr gute Nachrichten eingetroffen; die Leute des Gegenkönigs waren mit Verlust an Gefangenen zurückgetrieben worden, und die ganze Nacht hindurch wurde das Ereigniß mit Flintenschüssen, Tanz und Musik gefeiert. Am folgenden Morgen aber veranstaltete Mohammedu eine Heerschau, zu welcher er sich Nachtigal's weißen Burnus borgte. Auf einer Ebene vor dem Stadtwalde war seine gesammte Macht an Baghirmi-Leuten und Heiden versammelt. Der König selbst erschien in Nachtigal's Gewande auf einem prächtig gezäumten Pferde, jederseits von einem rothseidenen Regenschirme mit handbreitem, herabfallendem, grünem Rande beschattet; vor ihm her tänzelten taktmäßig die Träger der Straußenfederfächer, zwölf an der Zahl, welche dieselben an kurzen Stangen tragen und, sie taktmäßig schwingend, wirbelnd in die Höhe stoßen. Zu beiden Seiten seine Sklaven zu Pferde im vollständigen Panzer, etwa 50 an der Zahl, und die zu Fuß. Mit 30 Reitern und 50 Fußgängern erschien der Ngarmane oder oberste Eunuch, dem die Verwaltung des gesammten Hofstaates und königlichen Besitzes obliegt, und mit etwa eben so vielen der schon erwähnte Fatscha; andere Würdenträger befehligten kleinere Abtheilungen. Geräuschvoll drängen sich die heidnischen Hülfstruppen um diese Centren, die Somraï und die Gaberi, letztere in zwei Abtheilungen, die von Modō und die von Brôto zerfallend, welche sich in Abwesenheit des Baghirmi-Königs blutig befehden. Da war Sultan Phong von Ndamm mit seiner Schaar, eine Abtheilung

der Bûa von Korbol, die sich durch viereckige, platte, behaarte Schilde, eine Jacke aus langbehaartem Felle und durch riesige Elfenbeinringe am Vorderarm, zum Pariren von scharfen Waffen, auszeichnen, und andere mehr. Alle trugen das Wurfeisen, manche deren 3 bis 5 in Fellfutteralen; Lanzen waren selten. Die Kostüme waren die lächerlichsten von der Welt. Die Anführer glänzten in Toben (Hemden), die stets bis zum Gürtel aufgeschürzt waren und die untere Hälfte des Leibes den Blicken preisgaben; hier trug einer einen zerrissenen Maschenpanzer auf der nackten, schwarzen Haut, dort bestand die ganze Kleidung eines andern aus einem rothen, gelben, grünen, blauen oder bunten Tuche um den Kopf oder irgend einem Felle um die Schultern oder einigen Federn im wolligen Haare. Hier hatte einer ein Körbchen voll der landesüblichen Rohrpfeile, die am einen Ende scharf zugespitzt, am andern durch einen hinlänglich großen Thonklumpen beschwert sind; ein um den Hals getragener Korb war zur Aufnahme der Eßvorräthe während der Raubzüge bestimmt. Um Mittag hatte die Parade ihr Ende erreicht.

Nun folgte ein langer Aufenthalt an diesem Orte, der dem Reisenden bald langweilig, ja unerträglich wurde. Des Wissenswerthen gab es freilich genug zu beobachten und zu erfragen, was Natur und Mensch anlangte. Aber die Heiden wollten nicht recht zutraulich werden oder wurden leicht zu bettelhaft und unverschämt — und der Baghirmi andererseits ist wenig zugänglich, ungefällig, unliebenswürdig und in hohem Grade lügenhaft. Doch zog er immerhin Erkundigungen über die Länder im Süden und Südosten ein, sammelte Sprachproben und suchte sich einen Einblick in

Ländliche Scene aus der Umgebung der Residenz Mofu.

das psychische und intellektuelle Leben der nächsten Stämme zu verschaffen. Damals sammelte er die Materialien für den Aufsatz: „Der Hofstaat des Königs von Baghirmi" und andere, welche in Bd. 24 dieser Zeitschrift (S. 119, 137 und 153 und sonst) veröffentlicht wurden. Einen interessanten Bevölkerungstheil des königlichen Lagers bildeten die Königswittwen, deren bei dem großen Harem der Baghirmi-Herrscher natürlich eine große Anzahl und oft sehr junger existirten. Dieselben durften sich früher nicht wieder verheirathen, wurden aber mit der Zeit so lästig, daß es ihnen von Sultan Hadschi gestattet wurde, eine neue Ehe mit Freigeborenen einzugehen. Noch damals gab es ihrer viele, und da der Krieg mit Wadaï die Männer fortgerafft hatte, so konnten sie keine Gatten finden, gingen, wie überhaupt alle Wittwen, auf allerhand Abenteuer aus und suchten aus ihren Reizen Gewinn zu ziehen. Uebrigens unterschieden sie sich in physischer Hinsicht sehr zu ihrem Vortheil von ihren Nachbarinnen in Bornu. Sie sind weit schöner gebaut, schlank und hoch gewachsen, von viel regelmäßigeren und feineren Zügen; wenn sie lachen, läßt der wohlgebildete Mund zwei Reihen weißer Zähne sehen, was dem europäischen Schönheitssinne weit mehr entspricht, als die künstlich rothgebeizten der Bornuerinnen. Ihre Augen sind meist lebhaft, und Grübchen in den Wangen sind nicht selten.

Zunächst hielt sich König Mohammedu noch ruhig und hatte nur fortwährend Boten nach allen Richtungen unterwegs, welche günstige Gelegenheiten zu Raubzügen auskundschaften sollten. So benutzte Nachtigal die Zeit, um fast täglich Ritte in die Umgebung nach den Weilern der Broto und Mode zu unternehmen und dort im lichten Walde angenehme Stunden zu verbringen. Die Gehöfte waren so sauber eingefriedigt, die Hütten so reinlich und zierlich und solide gebaut und lagen so anmuthig im Schutze der majestätischen Bäume, daß es ein Vergnügen war, im Schatten derselben gelagert, den Spielen der zahlreichen und hübschen Kinder zuzuschauen oder die häuslichen Arbeiten der Frauen, wie Getreidemahlen oder Vorbereitungen zur beliebten Melissa, zu beobachten oder inmitten der Männer ihrem primitiven Spielen auf

viersaitigen Darmsaiteninstrumenten und ihrem einfachen, nicht unmelodischen Gesange zu lauschen. Das störendste Element in diesem Stillleben waren die zahllosen, kläffenden Köter, die meist gelb, klein, spitzohrig, dem Reisenden auch keinen Augenblick Frieden gönnten, und das Lieblichste die wohlgebildeten, wirklich hübschen Kinder, deren sich die Leute durchgängig erfreuten.

Die religiösen Vorstellungen dieser Heiden beschränken sich auf den Glauben an einen Gott, der im Himmel wohnt und sich im Donner zu erkennen giebt. Sein Symbol ist ein heiliger Pfahl aus dem Holze der Habīla, den man durch theilweise Entfernung der Rinde ringt und in einer besondern kleinen Hütte neben der Familienwohnung aufstellt, zu welcher Frauen und Kinder keinen Zutritt haben. Diesem heiligen Pfahle opfert man von allem: von den Fellen des erbeuteten Wildes die Nackenhaut, von dem erschlagenen Feinde das Schamfell. Nie vergißt man, ihm Melissa zu opfern, und bedarf man seines Rathes und Beistandes, so schlachtet man ein Huhn an ihm.

Zauberer und Zauberei sind sehr im Schwange und äußern sich, wie so vielfach bei den Negern, in bestialischer Weise. Stirbt der Sultan oder ein vornehmer Mann oder auch nur ein schönes Pferd, so kann dies nie ohne Einfluß von Zauberei geschehen sein, deren Urheber in willkürlichster Weise, die der Bosheit freien Spielraum läßt, entdeckt wird. Zwei Mann tragen in Somraï den Todten, so daß der eine das Fußende, der andere das Kopfende auf dem Kopfe hat. Die Verwandten und „kluge Männer" ermahnen dann den Todten laut, seine Träger zum Hause des Schuldigen zu führen, und wohin seine Füße sich wenden, folgt man, um, wenn die Füße des Todten sich einem Hause gegenüber fixiren, dasselbe zu überfallen, zu verbrennen, den Hausherrn todtzuschlagen, Frauen und Kinder fortzuschleppen und als Sklaven zu verkaufen und sich der ganzen Habe zu bemächtigen.

Baghirmi-Wittwen.

Die Todten werden in einem großen, runden Grabe bestattet. In der östlichen Wand desselben wird eine Nische angebracht, geräumig genug, den Todten mit Zubehör aufzunehmen. Man bettet ihn auf 20 bis 30 schönen Toben, bindet ihm die Hände zusammen, schlägt die Toben über ihm zusammen und umwickelt das Ganze mit Baumwollstreifen. Zu seinen Häupten wie zu seinen Füßen legt man eine geschlachtete Ziege, stellt einige Krüge Honig und noch mehr Melissa neben ihn und stülpt eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln auf seinen Mund. Bei einigen Stämmen, wie bei den Njillem, begräbt man mit dem verstorbenen Sultan einen 12 bis 14 jährigen Knaben und ein fast mannbares Mädchen lebendig, damit dieselben ihm die Fliegen abwehren. Letztere Gewohnheit soll früher ganz allgemein gewesen sein, jetzt aber allmälig durch den Verkehr mit den Baghirmi aufhören. Am Tage von Nachtigal's Ankunft in Mosu war in einem Nachbarhause ein Kind gestorben. Man grub ein ovales Loch etwa so tief, wie die Hüftenhöhe des Todten war, und stopfte die Leiche hinein, so daß die Knie herausragten; dann heulten und jammerten Männer und Weiber den ganzen Tag vor der Thür der betreffenden Hütte, bald ohne Begleitung, bald mit Lanzen und Töpfen klappernd, bald unbeweglich stillstehend, dann wieder den Körper einförmig hin- und herbewegend. Am Tage nach dem Begräbnisse folgte den Trauerbezeugungen ausgelassene Lustigkeit und ein schwelgerisches Melissa-Gelage.

Unweit Brôto lagen verschiedene Ortschaften, deren Einwohner sich auf die hohen Bombax-Bäume zurückgezogen hatten und auf die schönen Worte und politischen Unterhandlungen der Baghirmi nicht hören wollten. Diese aber fühlten sich den luftigen Wohnungen gegenüber machtlos. Eine halbe Tagereise südöstlich von Brôto wohnten die Leute von Kimré, ihrem Stamme nach Gaberi, gegen welche der Fatscha, Mohammedu's oberster Feldherr, am 14. April einen Raubzug unternahm, dem sich Nachtigal anschloß. Der Zug ging durch die Ackerfelder von Brôto, über baumlose Ebenen, durch Buschwald und endlich über die fruchtbaren Felder Kimré's, schwarzen Thonboden, mit Wassertümpeln durchsetzt und von Elephantenspuren durchzogen. Vor ihnen lag der Wald, welcher das Dorf verbarg; Rauchwolken stiegen hier und da aus demselben auf, als Warnungszeichen für Fernerwohnende und als Beweis, daß die Annäherung der Feinde bemerkt worden war. Auf lichten Stellen des Waldes sah man noch Getreidefelder;

die Wohnungen lagen weithin zerstreut im Schutze und Schatten der ebenso majestätischen als lieblichen Bäume, sie waren aber längst verlassen und meist vom Feuer zerstört. Seit Wochen lebten die Einwohner hoch oben in ihren luftigen Kriegswohnungen auf den riesigen Bombaxbäumen, welche diese Wälder charakterisiren. Die Höhe derselben und die Regelmäßigkeit ihrer Aeste in Zahl und Richtung machte dieselben besonders dazu geeignet. Der dicke graue Stamm entwickelt in einer Höhe von circa 15 Fuß die ersten Aeste, welche unbenutzt bleiben. Doch die darauf folgende Etage, circa 25 Fuß vom Erdboden entfernt, wird bewohnt, indem man zwei der Riesenäste, welche fast rechtwinklig vom Stamme abstehen, durch darüber gelegte Stangen vereinigt. Auf diesen befestigt man ein solides dickes Strohgeflecht und errichtet darauf eine kleine Hütte oder läßt diese Plattform zum Aufenthalte der Ziegen und Hunde dienen. Hart am Stamme werden, wie Mastkörbe, große stark geflochtene Körbe angebracht, welche einen oder mehrere Menschen aufnehmen können, und wo sich die Waffen befinden. In den leichten kleinen Hütten wird das nothwendigste Hausgeräth, nämlich der große Holzmörser zum Mahlen des Getreides und die großen Wasserkrüge aus Thon, aufbewahrt. In noch höherer Etage der riesigen Bäume wiederholt sich ein solches Hauswesen, so daß verschiedene Familien auf einem Baume wohnen, mit ihrem Hausgeräth und selbst ihrem Kleinvieh, wenn dasselbe nicht zu zahlreich ist. Nachts, wo sie vor Ueberfällen sicher sind, steigen sie herunter und erneuern ihren Vorrath von Wasser und von Getreide, das sie im unzugänglichen Busche versteckt halten oder im Boden vergraben. Zwei durch feste Stricke in bestimmten Absätzen verbundene dünne Baumstämme bilden die primitive Leiter, deren Sprossen die Vorsprünge bilden, welche durch die Stricke entstehen. Von den Mastkörben und offenen Hütten aus schleudern die Männer ihre harmlosen Wurfgeschosse — ein circa 1 Fuß langes, an einem Ende scharf zugeschnittenes, am andern durch Thonklumpen beschwertes Rohr — auf die Untenstehenden; von dem Wurfeisen machen sie erst Gebrauch, wenn der Angreifer im sichern, un-

Ceremonien beim Begräbnisse eines Kindes.

vermeidlichen Bereiche desselben ist, und die Lanze benutzen sie erst, wenn es dem Feinde gelungen ist, den Baum zu ersteigen.

Die Baghirmi mit ihren heidnischen Bundesgenossen, zusammen eine Streitmacht von etwa 80 Reitern, 500 Baghirmi mit Sklaven und mehr als 1000 Heiden, waren diesen Festungen gegenüber gänzlich hülflos. Jeden Baum unter Verlust einiger Streiter gewaltsam zu erobern, dazu fehlte ihnen der Muth; die Bäume abzusägen, hatten sie nicht die Instrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den Leuten oben gefährlich zu werden. Es waren zwar einige Flintenträger vorhanden, aber dieselben waren nicht im Stande, zu zielen und zu treffen. Zuweilen freilich versuchte man, die Strohbauten durch Feuer, das man mittels langer Stangen anlegte, zu zerstören; doch war es stets leicht für die Belagerten, entweder die Gefahr ganz abzuwenden oder das Feuer gleich im Beginn zu ersticken. Die Ehre des Tages gebührte zu Nachtigal's Schmerz leider seinen Leuten, besonders Almaï, welcher mit dem Pulver und Blei des Reisenden die armen Leute wie Vögel von den Bäumen herabschoß und dadurch viele der übrigen zum Herabsteigen veranlaßte, worauf dann stets eine wahre Hetzjagd auf die Unglücklichen begann. Glücklicherweise war aber auch er nur ein mittelmäßiger Schütze; sonst würden an diesem Tage viele Kimré ihr allzu großes Vertrauen auf den Bombax mit ihrem Leben gebüßt haben.

Männlicher Muth fehlte den armen Heiden wahrlich nicht: Nachtigal sah unreife Knaben, in die höchsten Wipfel der Bäume getrieben, von dort freiwillig sich in die Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode oder leichter getroffene sanken stets ohne einen Laut des Schmerzes zusammen, und gingen die Schüsse fehl, so brachen Männer und Frauen in ein Triumphgeschrei aus. Aber die Baghirmi und ihre heidnischen Bundesgenossen, eigentlich doch die Vettern der armen Belagerten, entwickelten eine ekelerregende Bestialität. Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe herabfallender Verwundeter den Boden erreicht, so fielen diese Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren scharf schneidenden Wurfeisen. Die obenerwähnten Knaben sah Nachtigal in der Luft von Zweig zu Zweig fallen; doch als er hinzueilte, fand er nur noch unförmliche, kopflose Massen mit herausgerissenen Gedärmen;

Episoden bei der Belagerung der Baumwollbäume von Kimré.

so schnell und ausgiebig waren die Belagerer über sie hergefallen.

Zuletzt entdeckte man auch die Wohnung des Häuptlings, gegen welchen sich nun sämmtliche Flinten richteten. Es gelang auch, die unterste Etage seines Baumes zu ersteigen, worauf sich seine beiden Frauen und seine vier kleinen Kinder in die Wipfel flüchteten, während er selbst, schon durch eine Kugel verwundet, mit unglaublicher Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit den Angreifern so lange weiter unten im Baume trotzte, bis denselben das Pulver ausging. Da machten sie schließlich vor seinen Lanzenstichen und Wurfeisen Kehrt, und traten, befriedigt von ihren ungewöhnlichen Erfolgen, um Mittag den Rückzug an. Die meisten Bäume waren unberührt geblieben; immerhin aber bestand das

Angriff auf den Baum des Häuptlings.

Resultat der Expedition, deren Bestialität den Reisenden tief empört hatte, aus etwa 50 Gefangenen. Die Leute von Kimré aber dachten nicht an Unterwerfung, sondern verließen ihren schönen Wald und zogen sich nach Kariatu, einem südwestlich von ihrer alten Heimath gelegenen Nachbardorfe, zurück. Nachtigal aber hatte es an jenem Tage keiner von beiden Parteien zu Danke gemacht: seinen Karabiner auf dem Rücken, weigerte er sich sowohl selbst zu schießen als andere damit schießen zu lassen und war ein unnützer Zuschauer gewesen — die Leute von Kimré aber schrieben ihm und seinem Fernrohre, mit welchem er die Baumwohnungen gemustert hatte, ihre blutigen Verluste zu.

Gegensätze im spanischen Amerika.

Von **Carl Lamp.**

Man sieht die spanisch-amerikanischen Länder vielfach als ein gleichartiges Ganzes an. Sehr mit Unrecht! Sie weichen vielleicht ebenso sehr von einander ab, wie die europäischen Staaten. Allerdings, unter der Herrschaft der spanischen Könige und der römischen Kirche, von der Eroberung an bis in unser Jahrhundert hinein, bildeten sie ein umhegtes befriedetes Gebiet, gleichwie das romanisch-germanische Europa es unter der Leitung der Päpste und der Kaiser that. Seit aber die zusammenhaltenden Kräfte sich aufgelöst haben, sind die einzelnen Länder dort wie hier sehr auseinander gegangen. Zwar ist die spanische Herrschaft nicht verschwunden, ohne Spuren zurückzulassen, welche sämmtlichen Ländern, die einst unter ihr standen, gemeinsam sind. In ihnen allein ist der katholische der herrschende Kultus. Aber man weiß, daß die Völker, welche eine gemeinsame oder eine verschiedene Religion bekennen, deßwegen sich, außer im Orient, nicht viel stärker anziehen oder abstoßen. Ferner genügt in der ganzen Ausdehnung des spanischen Amerika allerdings die Kenntniß Einer Sprache. Allein diese wird höchstens überall verstanden, keineswegs von Allen gesprochen. Uebrigens zeigt sie selbst da, wo sie die Alleinherrschaft erlangt hat, je nach den Ländern, in denen dies geschehen ist, sehr merkliche Unterschiede. Auch der Fremde lernt leicht die dumpfe Aussprache des Chilenen und des Cubaners — die dem Altspanier ein Gräuel ist — von der klaren, voll austönenden Sprachweise des Mexikaners oder Peruaners unterscheiden. Mag übrigens, im Gegensatze zu dem vielsprachigen und religiös getheilten Europa, die Bedeutung, welche eine gemeinsame Verkehrssprache und Religion für den Zusammenhalt der Südamerikaner haben, noch so hoch angeschlagen werden, so sind dafür hier die centrifugalen Kräfte viel mächtiger als dort. Zunächst ist in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung des westlichen Europa Einer Race angehört, daß die Unterschiede der Natur hier mehr als irgendwo anders durch die Thätigkeit der Menschenhand ausgeglichen sind. Ferner ist ein allgemeiner Umstand zu berücksichtigen. Es giebt kein Gemeinwesen, das völlig unabhängig genannt werden könnte. Jedes kann seinen eigenen Antrieben nur soweit nachgehen, als es nicht von den Nachbaren, mit denen es ein Staatensystem bildet, gehindert wird. Aus dieser nahen, friedlichen oder feindlichen Berührung muß den Völkern ein Schatz gemeinsamer Grundsätze und Anschauungen, bis zu einem gewissen Grade eine gemeinsame Gesittung erwachsen. Dieser Zwang nun wirkt viel nachhaltiger auf die europäischen Staaten, die auf engen Raum zusammengedrängt sind und von denen ein jeder fast an jeden andern grenzt, als auf die südamerikanischen Republiken, die in langer Reihe von Norden nach Süden sich erstrecken und nur sehr dünn bevölkert sind. Sie können eine jede mehr ihren eigenen Weg gehen und thun dies in der That. Seit die spanische Herrschaft, welche sie alle zusammen- und niederhielt, aufgehört hat, tritt der ursprüngliche Gegensatz ihrer Bevölkerung und ihrer Interessen von Jahr zu Jahr stärker zu Tage. Zu Grunde liegt alledem der Unterschied der Natur. Der soll uns zunächst beschäftigen.

Die Botaniker unterscheiden im spanischen Amerika ein mexikanisches, ein westindisches, ein cisäquatoriales, ein andinisches, ein chilenisches und ein Pampas-Gebiet. Wir können für unsern Zweck dreist die mexikanische mit der andinischen und die cisäquatoriale mit der westindischen Zone zusammenwerfen. Den Botaniker mag das Vorkommen oder das Fehlen einer besondern Pflanzenspecies interessiren, wir gehen nicht von dem Standpunkte des Botanikers, sondern von dem des Volkswirths aus, der jene Zonen darauf ansieht, welche Produktionsweise sie haben. Von diesem Standpunkte aus betrachtet können die mexikanischen Länder den peruanischen und die Gebiete der tierra firme den westindischen zugerechnet werden. Das Ganze aber stellt sich hiernach so:

Das grasreiche La-Plata-Becken hat Ueberfluß an Schlachtvieh. Chile erzeugt in der Regel mehr Weizen und stets weit mehr Kupfer, als es selbst bedarf. Die Inseln des westindischen Meeres und die südlichen Gestade desselben vermögen für den Bedarf der halben Welt hinreichenden Zucker und Tabak anzubauen. Sie thun dies in der That, weil sie mit Leichtigkeit den Entgelt dafür erhalten. Da nämlich jeder Punkt in ihnen nicht allzuweit von der Küste entfernt ist, so kommt der Transport nicht sehr theuer zu stehen. Dasselbe gilt von Chile, welches, gleich dem alten Phönizien, schmal und lang am Meere sich hinzieht, und von der Argentina, welche durch den Silberstrom erschlossen wird.

Aus den beiden Momenten des Ueberschusses an einer besondern Gattung von Gütern und der Leichtigkeit des Austausches derselben erwächst den genannten Produktionszonen ein ungemein lebhafter Verkehr mit den Industrieländern. Sie sind gleichsam prädestinirt für den Freihandel. Eigenen Gewerbfleiß haben sie keinen. Sie finden es vortheilhafter, die Erzeugnisse desselben gegen ihre Rohprodukte einzutauschen.

Ganz anders liegt die Sache in den andinischen Ländern. Sie sind die Rücken hoher Gebirge, daher zu arm und, wenn sie auch reich wären, zu sehr von dem die Länder verbindenden Meere abgeschnitten, um lebhaften Antheil an dem Welthandel nehmen zu können. Außer Metallen haben sie fast kein Tauschmittel, welches die Mühe des Transports lohnte. Mit jenen mögen sie Luxusartikel einkaufen, welche großen Werth und geringes Volumen haben. Im Wesentlichen sind sie doch immer darauf angewiesen, selbst für ihren eigenen Bedarf und nur für diesen zu sorgen. Sie brauchen darum nicht so viel zu entbehren, als andere Länder thun würden. Denn sie sind in der Lage, daß sie auf den verschiedenen Höhenstufen ihres Gebirges die verschiedensten Erzeugnisse hervorbringen können. Aus ihrer Abgeschlossenheit aber entsteht ihnen nothgedrungen eigener Gewerbefleiß und es geht eine eigenartige Gesittung daraus hervor.

Auch Peru gehört in die Reihe dieser Länder, trotz seiner einige Zeit lang sehr starken Ausfuhr und entsprechenden Einfuhr. Denn jene besteht aus Guano und Salpeter, Schätze, welche fern von dem Kerne des Landes an der Küste lagern, vorwiegend nur dieser zu Gute kommen und die außerdem nicht unerschöpflich sind. Gingen sie, wie es fast den Anschein hat, durch den jetzigen Krieg zum Theil an Chile verloren, so würde dieses noch mehr wie bisher seine Rich-

tung auf Verkehr mit dem Auslande und auf Schifffahrt, für welche es ihm an Kohlen nicht mangelt, nehmen, Peru dagegen erst recht das werden, was es seinem Kerne nach immer gewesen ist: ein vorwiegend binnenländisches abgeschlossenes Gemeinwesen.

Die Abgeschlossenheit oder die Zugänglichkeit der spanisch-amerikanischen Länder, welche auf ihrer sehr verschiedenen Natur beruht, mußte eine entsprechend verschiedene Wirkung auf ihre Menschen üben. Nach Westindien, nach der Argentina, nach Chile, reichen und leicht zugänglichen Ländern, hat sich seit der Eroberung ununterbrochen, theils freiwillig, theils, wie die Neger, gezwungen, ein Strom fremder Menschen ergossen. Vor ihnen sind die Eingeborenen ganz oder doch bis auf kümmerliche Reste dahin geschwunden. In der Argentina und in Chile, die beide der gemäßigten subtropischen Zone angehören, wiegen Menschen europäischer Abstammung vor. In dem heißen Westindien überwiegen an Zahl die Afrikaner. Dagegen auf dem Rücken der Anden sind die Ureingeborenen obenauf geblieben.

So verschieden im Blut sind die Bevölkerungen dieser Länder. Und diese Verschiedenheit tritt immer stärker zu Tage. Alljährlich wandern Tausende von Italienern nach der Argentina, zahlreiche Deutsche, Engländer, Amerikaner nach Chile ein. Diese beiden Länder werden immer mehr europäisirt. Dagegen in Westindien, in den Thälern des Cauca und des Magdalena, in Venezuela treten die Afrikaner von Jahr zu Jahr stärker hervor. Es steht zu befürchten, daß in den genannten Ländern mit der Zeit auch die politische Herrschaft den Schwarzen zufallen wird, wie es auf Haiti schon seit fast einem Jahrhundert geschehen ist. Endlich in den Andesländern beginnen die Indier neuerdings sich selbst thätig zu regen, nachdem sie Jahrhunderte lang nur durch leidendes Beharren ihren Eigenwillen gezeigt haben. Von Mexiko kann ich selbst dies bezeugen. Von Peru wird es außer durch andere durch die Autorität von Tschudi's beglaubigt.

Wir unterschieden im spanischen Amerika zuletzt drei ausgedehnte Zonen sehr verschiedenartiger Produktion und Bevölkerung. Darauf beschränken sich die Gegensätze nun nicht. In jeder dieser Zonen haben sich mehrere Gemeinwesen gebildet, die einander widerstrebende oder doch nicht zusammenfallende Interessen haben, wenn sie auch sich sehr viel näher stehen, als jene großen Gruppen zu einander.

In dem Gebiete des La Plata finden sich drei oder, wenn wir Brasilien hinzurechnen, vier Staaten. Es ist bekannt, wie fremd inmitten der drei anderen das von Jesuiten gegründete und in ihrem Geiste fortgeleitete Paraguay steht, wie eifersüchtig das kleine Uruguay über seine Unabhängigkeit Brasilien und der Argentina gegenüber wacht, wie häufig die letztere durch den Gegensatz der großen Hafen- und Hauptstadt und des viehzüchtenden Landvolks zerrissen wird.

Man kennt ferner den Zwiespalt zwischen Chile und der Argentina wegen des südlichen Patagoniens, besonders der Kolonie Punta Arenas halber, welche die Magellanstraße beherrscht und deshalb noch einmal eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird, wenn nicht inzwischen der Panama-Kanal eröffnet wird und dem Handel zur Westküste eine andere Richtung weist.

Wir kommen jetzt zu den Staaten, welche sich aus dem Reiche der Incas gebildet haben, und wollen uns bei diesen etwas länger aufhalten.

Man sollte denken, daß Ecuador, Peru, Bolivia ein einziges Gemeinwesen bilden müßten. Unter den Incas haben sie es gethan. Seitdem gehört ihre eingeborene Bevölkerung — mit Ausnahme der des mittlern Bolivia, wo Aymará gesprochen wird — größtentheils einem Sprachstamme, dem Quichua, an, das sogar der Fremde neben dem Spanischen anzuwenden gezwungen ist. Endlich die Natur der drei Länder ähnelt sich sehr. Das sind die Gründe, welche für ihre Vereinigung zu sprechen scheinen, zu der ja übrigens neuerdings Piérola, der Diktator Perus, die Initiative ergriffen hat. Sie sind nicht unstichhaltig. Dennoch sehen wir die drei Republiken getrennt.

Die Staaten sind eben nicht Verbindungen aller Menschen gleicher Sprache, sondern geschichtliche Bildungen. Eine Familie oder eine Anzahl von Familien erwirbt das Uebergewicht über andere und hält es fest. Sie schützt sie und wird dafür von ihnen erhalten. Ob dieselben gleiche oder verschiedene Sprache reden, macht nicht so viel aus. Ich meine, die Menschen sind sich, wenn sie nicht in persönlicher Beziehung zu einander stehen, im Grunde sehr gleichgültig, und der Umstand allein, daß zwei dieselbe Sprache reden, macht den Einen dem Andern nicht sympathischer. Wenn ein Staat sich auf Gesinnungen anstatt auf Einrichtungen stützte, so wäre er auf Sand gebaut. Auf die Einrichtungen oder vielmehr auf die Menschen, welche die Einrichtungen zu treffen haben, kommt es an. Nun hat sich aber in den Hauptstädten der drei Länder, zum Theil schon in der spanischen Zeit, je ein herrschender Kreis gebildet. Natürlich wird ohne Weiteres weder die Oligarchie von La Paz zurücktreten noch die von Quito auf die reichen Zolleinnahmen ihres Hafens Guayaquil verzichten wollen.

Zwischen Peru und Ecuador schwebt übrigens noch eine besondere Mißhelligkeit. Es handelt sich um den Bezirk von Jaen de Bracamoros, den Ecuador in Anspruch nimmt, Peru seit einigen Jahrzehnten in Besitz genommen hat. Ecuador hat diesen Verlust nicht verwunden. Um ihn wieder einzubringen, hat es sich sogar, nach Zeitungsberichten zu urtheilen, in dem gegenwärtigen Kriege einmal auf die Seite Chiles gegen Peru stellen wollen.

Peru, Bolivia und Ecuador sind indeß nicht allein politisch gesondert. Sie sind auch Verkehrsgebiete für sich. Quito hat einen vortrefflichen und nicht allzu weit entfernten Hafen in Guayaquil, das seinerseits durch den Kakao seiner feuchtheißen Umgegend von selbständiger Wichtigkeit ist. Bolivias Schwerpunkt liegt auf der östlichen Abdachung der Anden um die Quellen des Pilcomayo und des Madera herum. Das auf der öden mittlern Hochebene gelegene La Paz ist nur deshalb Hauptstadt, weil es der Stapelplatz des über Arica seinen Weg nehmenden überseeischen Verkehres ist. Nämlich die Regierungen dieser Länder ziehen sich dahin, wo ihre Einnahmequellen fließen. Ihre besten Einnahmen aber bestehen aus Zöllen, weil deren Erhebung keinen Widerstand weckt.

Peru ist das Gebiet der oberen südlichen Quellflüsse des Marañon. Die Benutzung der Unterläufe dieser Ströme für die Verschiffung von Gütern wird vielleicht noch lange auf sich warten lassen und, da diese nicht in reichlicher Menge vorhanden, jedenfalls nicht leicht zu heben sind, kaum je sehr umfassend sein. Allein wenn die Flüsse hier auch dem Welthandel nicht von Nutzen sind, so dienen sie doch unmittelbar und mittelbar dem inländischen Verkehre. In die Waldwildniß kann die Gesittung nur auf und an ihnen entlang hineindringen. Oben aber sind ihre Thäler warme erdreiche Einschnitte in den kalten steinigen Hochgebirgen. Sie allein sind Sitze einer dichtern Bevölkerung und zugleich, theils dieses Umstandes, theils ihrer größern Wegsamkeit halber, natürliche Verkehrsstraßen. Cuzco, einst der Mittelpunkt des ganzen und jetzt noch wenigstens der des innern Landes, das besser bevölkert ist als die Küste, verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß es auf der Höhe zwischen

den langen parallelen Thälern des Quillabamba und des Apurimac liegt. Die Mulde des letztern reicht im Norden beinahe an die des Mantaro, diese wiederum an die des Tunguragua und des Huallaga heran. So ist Peru ein in sich zusammenhängendes, von dem hohen Ecuador, gegen welches hin es sich stark senkt, eben durch diese Einsenkung, von Bolivia durch die öde Höhe des Titicaca getrenntes Gebiet.

Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern.

II.

Die Hauptstadt von Cypern, Levkosia oder Nikosia, liegt am Pedias, dem größten Flusse der Insel, dessen um diese Jahreszeit trockenes sandiges Bett hier etwa 110 Meter breit ist. Die Stadt, wie alle türkischen Städte aus der Ferne malerisch, bei näherer Einsicht eine Enttäuschung, ist mit starken alten Befestigungswerken versehen, die indessen bei der ausgesetzten Lage in der Ebene, wo in wenigen hundert Metern Entfernung ansehnliche Hügel sich erheben, von keinem Werthe sind. Baker zählt es zu den vielen Mißgriffen der englischen Regierung bei Gelegenheit der übereilten Okkupation Cyperns, daß Levkosia überhaupt als Hauptstadt belassen worden ist. Von der Handelsstraße entfernt kann es trotz seiner centralen Lage doch nie das eigentliche Centrum der Verwaltung werden, weil es inmitten der trostlosen Messaria liegt. Nur wenige Europäer würden auf die Dauer dem ungesunden Klima im Sommer und dem traurigen Eindruck der unfruchtbaren baumlosen Ebene widerstehen können. Zu ihrer Blüthezeit zählte die Stadt 16 000 Einwohner, heute hat sie nur noch 11 000; die Gerberei, die den Hauptzweig der in ihr betriebenen Industrie bildet, trägt nicht eben zur Verbesserung der Luft in den engen Straßen bei, in denen sich außer einigen in Moscheen verwandelten ehemaligen Kathedralen der Venetianer nichts Sehenswerthes befindet. Das englische Gouvernementsgebäude, ein großer hölzerner Bau, liegt in einiger Entfernung von der Stadt auf einem der erwähnten Hügel; mehrere Dattelpalmen, die man in ausgewachsenen Exemplaren herbeigeschafft und eingepflanzt hatte, sowie eine kleine Anpflanzung von Eucalyptus globulus und einigen anderen Bäumen zeigten die Bemühungen der an diesen unerfreulichsten Ort gebannten englischen Beamten an. Der weite Umblick von der Terrasse des Gouvernementsgebäudes umfaßt über die Ebene weg nach Westen die Troodoskette mit ihren mächtigen Bergen Troodos, Adelphi und Machaeras, den höchsten Punkten der Insel, nach Norden das mit der Küste parallelgehende Karpasgebirge und an seinem Fuße, nach Osten hin, das nächste Ziel Baker's, das durch seine Quelle berühmte Chytrea. Wie in eine andere Welt versetzt fühlte sich der Reisende, als er, von Levkosia kommend, sich Chytrea näherte, dessen reicher Wassersegen sich schon weit in die Runde durch üppig grüne Felder ankündigte, auf denen das junge Getreide trotz der frühen Jahreszeit bereits 18 Zoll hoch stand. Die von den Athenern gegründete Stadt lag dicht bei der heutigen, die sich, unterbrochen von den herrlichsten Gärten, in denen Maulbeeren, Aprikosen, Citronen, Apfelsinen und Oliven gedeihen, im Grunde und an den Wänden eines engen tiefen Thales entlangzieht. Am obern Ende desselben entspringt die Quelle, die den sorgfältig gemauerten Aquädukt speist und als reißender Strom über die Thalsohle braust, wo er nicht weniger als 32 Mühlen treibt, deren Räder ohne Ausnahme horizontale Turbinen sind. Auf ganz Cypern sah Baker nur ein oberschlächtiges Rad. Der Aquädukt ging früher 25 (engl.) Meilen weit bis zu dem alten Salamis. Knüpften sich begreiflicherweise im Alterthum Fabeln aller Art an diese heilige Quelle, so sind auch heute noch allerhand seltsame Ansichten über ihre Entstehung verbreitet; Baker, der sie wohl mit Recht für das in ein großes unterirdisches Reservoir rinnende Sammelwasser einer ausgedehnten Berglandschaft hält, begegnete mehrfach dem Glauben, daß es Wasser sei, welches durch hydraulischen Druck auf die Höhe von Karamania in Kleinasien getrieben werde, und das, von dort durch ein unterirdisches Gerinne tief unter dem Boden des Meeres geleitet, die Oeffnung im Felsen von Chytrea erreiche. Heute verdankt Chytrea seinen Wohlstand vornehmlich der Seidenindustrie, doch hat dieselbe leider in den letzten Jahren durch einen Mangel an Voraussicht bei den Producenten einen sehr merklichen Rückgang erlitten. Hier wie auch in anderen Gegenden Cyperns haben die Seidenzüchter die Eier in so unglaublichen, unsinnigen Mengen an die Händler von Beirut verkauft, daß ihnen selber ein viel zu geringer Vorrath verblieben ist. Infolge dieses Opfers, durch das sie in den Besitz von baarem Gelde kommen wollten, stehen heute vielfach die Maulbeerpflanzungen in vollster Ueppigkeit, ohne daß eine Raupe da wäre, die sie ernähren sollen. Mit Staunen sieht der Europäer auch wohl, wie gerade in Chytrea das Wasser verschwendet wird; keine der 32 Mühlen hat ein Reservoir oder einen Mühlteich, in dem sich das Wasser während des Stillstandes der Räder sammeln könnte. Sehr auffallend ist der Mangel an Mahlmühlen auf der ganzen Insel; große Züge von Maulthieren bringen das Getreide sogar von Larnaka bis Chytrea; und das in einem Lande, wo eine fast unaufhörlich wehende Brise die Anlage von Windmühlen an fast jedem Punkte belohnen würde. „In der großen Ebene Messaria würden Windmühlen zum Mahlen des Getreides wie zum Heben des Wassers unschätzbar sein, und man kann sich nichts Einfacheres denken, als die Verbindung von Windmühlenflügeln mit der jetzt durch Ochsen in Bewegung gesetzten Pumpe.“

Etwa 1000 Fuß über Chytrea liegen auf dem öden Kalksteinfelsen eine große Anzahl zerfallener alter Steinhaufen, die den Fremden zuerst an Dolmen erinnern, bis er erfährt, daß es rohe Kalköfen sind, die schon seit Jahrhunderten hier im Betrieb sind. Die Familien der Kalkbrenner wohnen in Hütten der elendesten Art oder auch in nothdürftig hergerichteten Höhlen am Berge. Auf Meilen in die Runde giebt es hier in den oberen Regionen des Gebirges keine Bäume mehr; dieselben sind der Mehrzahl nach wohl der Axt der Kalkbrenner zum Opfer gefallen. Heute wird das jämmerliche Strauchwerk, die letzten Ueberreste der seit Jahrhunderten immer von Neuem behackten und abgeschnittenen Bäume und Sträucher, von Frauen und Mädchen mühselig mit schweren Hacken aus dem harten Boden gegraben; die starken alten Wurzeln müssen als Brennmaterial für die

Kalköfen dienen, deren Betrieb unter diesen Verhältnissen nicht mehr lange fortgesetzt werden kann. In geologischer Beziehung ist diese Gegend nicht nur deshalb interessant, weil das Karpasgebirge das einzige Vorkommen von Jurakalk auf der ganzen Insel repräsentirt, sondern besonders noch, weil Baker hier in einer Schlucht eine ungeheure Menge von metamorphem Gestein in Blöcken von verschiedener Größe und Farbe vorfand, darunter mächtige Stücke grünen Marmors, des kostbaren verde antico, sowie anderer schöngezeichneter und geflammter Arten, die für den Export sämmtlich sehr werthvoll wären. Anstatt der schmalen Pfade, auf denen jetzt die mit Kalk beladenen Esel in langen Reihen zu Thal ziehen, müßte eine für Kameele gangbare Straße hergestellt werden, in diesem Lande der niedrigen Arbeitslöhne eine leichte Sache; in Gestellen, die an beiden Seiten des Lastthieres zu befestigen wären, könnten die kostbaren Blöcke bequem transportirt werden.

Famagusta und der Karpasdistrikt, der die langgestreckte östliche Spitze der Insel in sich begreift, waren Baker's nächstes Ziel, das, da es an einer direkten passirbaren Straße fehlte, nur mit weitem Umwege über Levkosia zurück erreicht werden konnte. Langsam, nie mehr als 12 bis 13 engl. Meilen am Tage zurücklegend, ging es durch das höchst uninteressante Land, „eine baumlose Wüste, auf der ab und zu einige aus Schmutz gebaute weitläufige Dörfer standen oder die unvermeidlichen weißen griechischen Kirchen mit ihren in Bogen gebauten Dächern zu sehen waren.“ In den Thälern des Pedias und seiner Nebenflüsse fand man einige wohlhabendere, von fruchtbaren Aeckern umgebene Dörfer; eine grüne Oase mit Cypressen, Pappeln und anderen majestätischen Bäumen bildete auch das auf einer quellenreichen von Sümpfen umzogenen Höhe belegene Kuklia, dessen ausgedehnte, zum Theil unter zu großer Nässe des undrainirten Bodens leidende Baumwollplantagen dem größten Landeigenthümer Cyperns, Herrn Mattei, angehören. Diese Ausnahmen aber können den traurigen Eindruck des Ganzen nicht verwischen, den auch dieser östliche Theil der Messaria auf Jeden hervorbringen muß. Gerade in der Nähe von Kuklia hatte der Mangel an Regen das Wachsthum des Klees und anderer Futterkräuter gehindert, auf die das Vieh um diese Jahreszeit in dem graslosen Lande angewiesen ist. Die Thiere mußten sich in den stehenden Sümpfen ein ungewohntes Futter suchen, und hier sah man denn auch neben den abgemagerten, lebenden Ochsen, die vor Schwäche sich kaum auf den Beinen erhalten konnten, zahlreiche Leichen und Skelete von schon gefallenen, die den Dorfhunden eine willkommene Beute waren. In dem gebirgigen, ursprünglich reich bewaldet gewesenen Karpasdistrikt ändert sich die Scenerie wohl, die landwirthschaftlichen Verhältnisse aber nicht; das bebaute Gebiet der zwischen den Bergen liegenden Dörfer ist meist nicht groß genug, um bei der landesüblichen Art der Bewirthschaftung die Bewohner ernähren zu können. In dem bedeutenden Dorfe **Galliburnu** (Galinoporni), das am Südhange des Gebirges etwa eine Tagereise vom Kap Sanct Andreas, der Ostspitze der Insel, liegt, herrschte die größte Armuth; das ganze zu dem Dorfe gehörige Thal lag brach und konnte nicht eine Kornähre aufweisen, da der ausgewirthschaftete Boden nach mehrjährigem Tragen der Ruhe bedurfte. In dieser Jahreszeit hilft die Natur den Bewohnern des Karpasdistriktes wenigstens über den Hunger fort, indem sie eine Menge von wildem Gemüse in den Bergen wachsen läßt, das von Menschen und Vieh gleich gern und von beiden auch gleichmäßig in rohem Zustande gegessen wird; eine Hauptrolle spielen hierunter die großen wilden Artischocken, deren abgeschälte Stengel auch einem europäischen Gaumen zusagen, wenn sie europäisch zubereitet, d. h. gekocht werden. Seltsamerweise wird der Gemüsebau auf der ganzen Insel sehr vernachlässigt; denn der Cypriote hält den Ackerbau für seinen eigentlichen Beruf. Saubohnen und Zwiebeln, meist unreife Oliven und Olivenöl, alles ungekocht gegessen, bilden mit Gerstenbrot die fast ausschließliche Nahrung des Volkes. Ob aus Mangel an Brennmaterial oder weil das Klima Fleischnahrung entbehrlich macht: auf jeden Fall kommt sie höchst selten nur vor. Es ist wohl möglich, daß der Preis des Schaffleisches, 15 Pfennig pro Pfund, dem Gros der Bevölkerung unerschwinglich ist; ihre Ochsen aber sind für die Arbeit zu werthvoll und unentbehrlich, als daß sie überhaupt als Schlachtvieh gerechnet würden. Unter den zahlreichen Bettlern und Kranken, die in allen Dörfern des Karpasdistriktes den Reisenden verfolgen, befindet sich eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Blinden; nach Baker's Meinung ist das so häufige Auftreten von Augenkrankheiten und Blindheit auch hier nur die Folge der größten Unreinlichkeit in den elenden Hütten und Dörfern.

Vielleicht nirgends auf der Insel sind die verderblichen Folgen der Zerstörung des Waldes so sichtbar wie an dem Vorgebirge S. Andreas. Jeder Baum ist erbarmungslos gefällt worden, die Vegetation besteht jetzt nur noch aus dichtem Gestrüpp und jungen Cypressen, die, wenn es der englischen Regierung gelingen sollte, hier ihr Forstschonungsgesetz durchzuführen, diesem verarmten Theil der Insel in 15 Jahren wieder zu Wohlstand verhelfen könnten. Während der türkischen Verwaltung waren, wie ein Mönch aus dem Kloster S. Andreas Baker erzählte, jährlich Hunderte von Schiffen aus Kleinasien und Aegypten gekommen, um die hiesigen Wälder nach Feuerholz für ihre Häfen zu plündern. Vergeblich hatte das Kloster Einsprache erhoben, sich an die Behörden gewendet; die Schiffseigner wußten sich mit dem Pascha auf freundschaftlichem Wege durch kleine Geschenke abzufinden. Da das Holz nach dem Gewichte verkauft wird, empfahl es sich, nur die Stämme mitzunehmen, die bequem neben einander in den Schiffsraum gepackt werden können — so liegt nun ein chaotisches Gewirr von Zweig- und Astwerk allenthalben am Boden. Aus Nachlässigkeit und aus Bosheit hatten die Schiffsmannschaften mehr als einmal Feuer in diesem zerstreuten Reisig entstehen lassen, das, wie große vollständig kahle Strecken jetzt noch beweisen, unter dem jungen natürlichen Nachwuchs arge Verheerungen angerichtet hatte.

Der zum Meere abfallende nördliche Hang der Karpaskette, auf dem Baker von S. Andreas zurückkehrte, ist reich an romantischen Partien, trotzdem auch hier nur noch niedriges Gebüsch die schroffen Klippen bedeckt; ein mehrtägiger Regen hatte den Boden mit einem dichten Teppich von rothen Ranunkeln, Mohn, einem schönen gelben Cistus, Primeln, Cyklamen, Narcissen und verschiedenfarbigen Anemonen bekleidet; dazwischen zeigte sich in den tief einschneidenden Schluchten üppiger Rasen, eine Seltenheit auf Cypern. Ueber **Rizokarpaso**, das von altersher durch seine Seidenzucht ausgezeichnet ist, und **Trichomo**, eine schmutzige, schon wieder in der Messaria belegene Stadt, näherte man sich der Ostküste der Insel, die meilenweit eine total flache durch die Ueberschwemmungen des Pedias entstandene Ebene ist. Vorbei an den vom Sande fast ganz bedeckten spärlichen Ruinen des alten Salamis, die noch vor dem alle Nachgrabungen auf Cypern untersagenden Verbot der britischen Regierung vom General di Cesnola untersucht und beschrieben worden sind, vorbei auch an der griechischen Kirche S. Barnabas, die an der Stelle errichtet ist, wo der „wunderbar konservirte“ Leichnam dieses Heiligen zusammen mit dem Evangelium S. Matthäi aufgefunden sein soll, kam man

an die Stelle, wo der Fluß Pedias seine Mündung in das Meer haben müßte. Es war ein 2 engl. Meilen breiter Morast mit einigen tiefen, mit schmutzigem Wasser gefüllten Löchern, der zur Linken, nach dem Meere hin, einen seichten See bildet. Hinter diesem Sumpfe erheben sich, von einem breiten tiefen Graben umzogen, die imposanten Mauern der gewaltigen Festung Famagusta, an der, nach Baker's Meinung, die Zukunft des britischen Cypern hängt. Die eigentliche Stadt, die unter den Lusignans und den Venetianern ihre Kirchen nach Hunderten, ihre Paläste nach Tausenden gezählt hat, ist seit der türkischen Eroberung und Plünderung im Jahre 1571 zum größten Theile nur noch ein großer Ruinenhaufen, daneben ein Labyrinth enger schmutziger Türkengassen. Der Hafen ist seitdem versumpft und eigentlich nicht mehr vorhanden, unter den Trümmern in der Stadt hat sich der Unrath von drei Jahrhunderten ungestört angehäuft — nur die in der Anlage ebenso wie in der Ausführung großartigen Befestigungen befinden sich in ziemlich guter Reparatur. Weitläufige unterirdische Bauten, Vorrathshäuser, Magazine, Geschützgießereien und alle sonstigen Erfordernisse einer Festung ersten Ranges und eines Arsenals sind vorhanden. Es würde nur noch die Anlage einiger detachirter Forts nöthig sein mit Seitenwerken, die sich auf den Höhen hinter der Stadt entlang zögen, um den Platz fast uneinnehmbar zu machen. Der Hafen von Famagusta, der durch den vom Pedias mitgeführten Sand und Schlamm jetzt versumpft, ist, wenn auch nach Osten und Südosten offen, doch der einzige Hafen Cyperns, der für größere Schiffe von bedeutendem Tiefgange brauchbar sein kann. „Alle Fachleute, welche sich den gegenwärtigen Hafen angesehen haben," sagt Baker, „stimmen darin überein, daß mit sehr geringen Kosten ein vorzüglicher Hafen hergestellt werden könnte, der als uneinnehmbares Kohlendepot und Arsenal die Glieder der Festungskette mit einander verbinden würde, welche die Wächter des Mittelländischen Meeres bilden." Und weiterhin: „Ohne Famagusta würde die Insel als Flottenstation nutzlos sein; mit Famagusta, dem vorzüglichen Hafenplatz und Arsenal, beherrschen wir den östlichen Theil des Mittelmeeres und halten unsere Verbindung mit dem Suezkanal und folglich unsere Route nach Indien offen — — — mit dem Kriegshafen wird Cypern der Schlüssel zu einer großen Stellung; ohne ihn ist die ganze Angelegenheit ein Mißgriff."

Wenn die englische Regierung, wie wohl zu erwarten steht, sich früher oder später zur Wiederherstellung von Famagusta entschließt, so wird das ernsthafteste Hinderniß, das sich ihren Absichten in den Weg stellt, der ungesunde Aufenthalt in der Stadt und das gefürchtete Famagustafieber sein. Viel könnte dagegen schon durch ein Hinwegräumen der alten Trümmerhaufen geschehen, durch Terrassirung und Drainirung des ganzen innerhalb der Festungsmauern belegenen Terrains, durch Neuaufbau der Stadt nach einem der Lokalität und den militärischen Erfordernissen eines befestigten Platzes angepaßten Plane. Die Regulirung der Pedias würde eine noch größere, aber nicht weniger unentbehrliche Arbeit sein. Der Fluß muß vermittels eines künstlichen Kanals in das Meer geleitet und, wie der Rhone, in genügend hohe Ufer eingeengt werden, um ein Ueberfließen zu verhindern; das Bett muß zuglich eng genug sein, um eine starke Strömung hervorzubringen, die den Schlamm weit von der Küste entfernt absetzt. Das marschige, der Ueberschwemmungen wegen jetzt so unnütze Land wird, gut drainirt, für den Ackerbau nutzbar werden und ebenso reiche oder noch reichere Erträgnisse liefern wie die Umgebung der Stadt an der West- und Südseite, wo Gemüse und Obst in einer sonst in Cypern unbekannten Vortrefflichkeit und Fülle gezogen wird. Viele dieser reichen, von hohen Dämmen umgebenen Niederungen waren einst vorzüglicher Krappboden; im Jahre 1863 war der Acker (etwa 25 qm) guter Krappboden bei Famagusta 90 Pf. St. werth; seitdem aber die als Türkisch-Roth bekannte Farbe, die früher ausschließlich aus der Krappwurzel gewonnen wurde, aus Alizarin hergestellt wird, hat dieses die vegetabilische Substanz vom Markte verdrängt und in Cypern eine wichtige, heimische Industrie völlig zerstört. Der reiche, tiefe, sandige Lehm von Famagusta und Morphu ist dadurch auf den gewöhnlichen Durchschnittspreis für Ackerland herabgedrückt.

Von Famagusta aus begab sich Baker wieder nach Levkosia zurück, um dann von hier aus an die Nordküste, in den westlichen Theil des Karpasgebirges zu gehen. Kerynia, die einzige Hafenstadt der Nordküste, übertrifft an landschaftlicher Schönheit ihrer Umgebung alle Städte Cyperns. Das Karpasgebirge ist hier mit herrlichem Walde bedeckt, aus dem in wenigen Meilen Entfernung nach Osten hin der alte Prachtbau des Klosters Bellapais, ein wahres Wunderwerk gothischer Baukunst, heute eine Ruine, emporragt. Die alten festen Schlösser der Tempelritter, St. Hilarion und Buffavento, liegen ebenfalls weithin sichtbar auf bewaldeten Gipfeln des Küstengebirges, das blaue Meer vor sich. In den engen Thälern befinden sich zahlreiche Dörfer, von uralten Olivenhainen umgeben; die unteren Hänge der Berge aber sind hier allenthalben in einer Weise für den Ackerbau ausgenutzt, wie man dies selten sieht: kein Fuß breit Ackerlandes ist unbestellt. Die Stadt Kerynia, die ihrerzeit ein fester Platz der Venetianer war, weist neben den noch wohlerhaltenen Befestigungswerken derselben auch noch die Trümmer viel älterer auf: ein Zeichen, daß man die Wichtigkeit dieses Hafens zu allen Zeiten zu schätzen gewußt hat. Ein Aquädukt versorgt die Stadt mit gutem Trinkwasser, für Belagerungszeiten sind mächtige gemauerte Reservoirs vorhanden; weitläuftige unterirdische Gewölbe und Gefängnisse, die sich unter der Festung hinziehen sollen, sind bis jetzt noch nicht untersucht worden. Da der Hafen von Kerynia nach Norden offen ist, gewährt er den Schiffern nicht bei jedem Wetter genügende Sicherheit, um so weniger, als eine nach Westen ins Land gehende geringe Ausbuchtung, in der einige kleine Schiffe zur Noth Schutz finden könnten, jetzt versandet ist und der Ausbaggerung bedarf. Wenn dies gethan und wenn vor allen Dingen eine Fahrstraße von Kerynia nach Levkosia gebaut sein wird, kann die Stadt ein nicht unwichtiger Handelshafen werden. Schlimm genug ist es freilich, daß auf alle derartige Vorschläge an die britischen Behörden die unvermeidliche Antwort ist, daß die Regierung unter den obwaltenden Verhältnissen (der jährlichen Abführung von 96 000 Pf. St. aus den Einkünften des Landes an die Pforte) kein Geld habe.

Nach einem Besuche der uralten Steinbrüche von Kerynia, aus denen ohne Zweifel schon die dorischen Kolonisten, welche die Stadt gründeten, das Material genommen haben, setzte Baker seine Reise in westlicher Richtung durch das Gebirge fort, über die blühenden Städte Karava und Lapithas, die durch ihre Umgebung von Maulbeerplantagen als Sitz einer lebhaften Seidenindustrie gekennzeichnet werden. Man näherte sich jetzt dem westlichen Ende der Karpaskette, die in schroffen Klippen bis dicht an das Meer herantritt. Große Blöcke eines schönen dunkelgrünen Marmors und kleinere Stücke einer rosenrothen Art lagen am Ufer zerstreut und ließen darauf schließen, daß die hoch überhängenden dunklen Klippen aus derselben Gesteinsart bestanden. Die Ausbeutung dieses kostbaren Besitzes könnte

eine reiche Einnahmequelle sein, um so mehr, als sich innerhalb weniger Schritte Entfernung kleine Buchten befinden, die während der Sommermonate Küstenfahrzeugen von 20 oder 30 Tonnen sichern Ankergrund gewähren könnten. Der Weg von der Nordküste nach dem einige Meilen südlicher im Lande gelegenen Morphu führt über ein anscheinend fruchtbares Plateau, das, an einigen Stellen kultivirt, zum größten Theile mit Wald oder vielmehr mit den Ueberresten eines Waldes von Terpentinkiefern bestanden war. Auf der meilenlangen Strecke gab es keinen unverstümmelten Baum, der über acht Jahre alt gewesen wäre. Wo man nicht die ganze Spitze abgeschnitten hatte, nur um eine gerade Stange zu erhalten, da hatte man 15 Jahr alte und noch ältere Bäume um der Terpentingewinnung willen schonungslos angehauen, die Rinde zum Gerben abgeschält. Mit den Mastixbüschen war man nicht besser verfahren — und doch bedeckten trotz dieser unaufhörlichen Verwüstungen junge von den herabfallenden Zapfen ausgesäete Baumpflänzchen überall den Boden und zeigten, wie das fruchtbare Erdreich hier die Forstkultur belohnen würde. Lange Reihen von hoch mit Holz beladenen Eseln, die mit Aexten bewaffneten Holzfäller daneben schreitend, zogen auf der sogenannten Straße nach Morphu hin —, gerade als herrschte der Türke noch im Lande und als hätte der englische Gouverneur noch kein Gesetz zur Schonung des Waldes gegeben. Freilich, zwischen dem Erlassen eines Gesetzes und seiner kräftigen Durchführung ist ein gewaltiger Unterschied!

Notizen über die nubischen Wüstenbewohner Ababdeh und Bischarib.

Von **Carl Berghoff** in Chartum.

I.

Auf dem Assuaner Suk (Markt) hatte ich zuerst Gelegenheit, Repräsentanten der nubischen Nomaden, die dort zu Handels- und Tauschzwecken versammelt waren, zu sehen und zu beobachten; ich muß gestehen, daß sie meine Aufmerksamkeit vor allem andern in Anspruch nahmen. Durch eine fünftägige Stromfahrt nach Korosko wurden die braunen Gesellen etwas meinem Gesichte entrückt, um jedoch in letzterer Stadt naturwüchsiger und origineller als je wieder zum Vorschein zu kommen. Ich reiste in Gesellschaft einer arabischen Kaufmannskarawane, die, nach dem Sudân ziehend, zur Fortschaffung ihrer Waaren etwa 50 Kameele brauchten. Die Herren und Begleiter dieser Thiere waren: acht Bischarib-Jünglinge, zwei Ababdeh und ein Sudân-Araber, von denen ich die folgenden Mittheilungen durch vorsichtiges Fragen, nach vorhergehender Geschmeidigmachung durch „Bachschisch“, erhielt; auch trafen wir während der Reise mehrmals Bischarib-Lager, wo ich, wenn auch nur flüchtige, Gelegenheit fand, Beobachtungen anzustellen und bisher Erhaltenes zu kontroliren. Leider war die Reise von zu kurzer Dauer, zu mühselig, auch die Kameeltreiber, die Objekte der Beobachtung und Befragung in den Ruhepausen, zu ermüdet, als daß Bedeutendes erreicht werden konnte; doch hoffe ich immerhin, daß die kargen Fragmente, die ich mittheilen kann, einiges Interesse darbieten.

Die Abâbdeh (Singul. Abâdi).

Nichts hält wohl schwerer als die Zahl eines Nomadenvolkes zu schätzen, Grenzen um das von ihnen beschwärmte Gebiet zu ziehen. Die Abâbdeh sind ein kleines Hirtenvolk; ihre Zahl soll nach Angabe glaubwürdiger gebildeter Araber kaum 1500 bis 2000 Seelen betragen. Dr. Klunzinger, dieser sonst so gewissenhafte Beobachter, nimmt (Bilder aus Oberägypten S. 249) 30 000 an, hat aber zweifellos viel zu hoch gegriffen. Nach meinen Erkundigungen bedienen sie sich keiner eigenen Sprache, sondern sprechen verdorbenes Arabisch, verstehen jedoch, ohne Ausnahme, die Bischarib-Sprache. Sie tragen das Haar kurz, doch immer noch derartig, daß es bei einem Europäer üppig genannt werden würde. Es schien mir, ebenso wie die Hautfarbe, schwärzer als das der Bischarib und bedeckt den Kopf in großen zusammenhaltenden, nicht wolligen, gefälligen Locken. Wie die Bischarib verschmähen sie jede Art Kopfbedeckung, auch stimmen sie mit denselben hinsichtlich der Kleidung und Bewaffnung überein. Sie bewohnen die Wüste zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, ungefähr vom 24° bis 20° nördl. Br. In früheren Zeiten sollen häufig blutige Kämpfe zwischen den Bischarib und Ababdeh stattgefunden haben, welche aber neuerdings einer friedlichen Vermischung und dadurch bedingten Absorption der letztern Platz gemacht zu haben scheinen. Die Ababdeh sind schön gebaute Menschen mit regelmäßigerm, angenehmerm Gesichte als die Bischarib, deren starker äthiopischer, etwas ans Semitische gemahnender Schnitt bei ihnen weniger auftritt. Auffallend sind die großen schönen sanften Augen. Als Hauptcharaktereigenschaft wurde von den Arabern Heimtücke angegeben, doch ist diese Angabe mit Vorsicht aufzunehmen; mir schienen sie sonst viel ruhiger und kaltblütiger als ihre südlichen Nachbarn.

Bischâri, Plur. Bischarîb.

(Bischarîn ist die arab. Pluralform.)

Das Land der Bischarib erstreckt sich in der Länge von der Nordgrenze Abyssiniens (incl. Bogos, Bazen) bis zum 24° nördl. Br. (doch sieht man sie häufig noch nördlicher z. B. in Assuan), in der Breite vom Nil bis zum Rothen Meere; natürlich ist damit die in diesem Gebiete liegende Wüste und Steppe gemeint, da die Bewohner der fruchtbaren Ufergelände des Nil, Atbara und Bachr el Azrak andern Stammes sind. Kleine Abtheilungen wohnen auch westlich vom Nil in der Breite von Berber und nördlich. Die Hadendôa zähle ich zu den Bischarîb, denn ein bei unserer Karawane befindliches Individuum erstern Stammes unterschied sich nur durch eine unbedeutende Differenz des Haartoupets und ebenso kleine Dialektverschiedenheit. Die Bischâri leben fast ausschließlich von Viehzucht, besitzen eine vortreffliche Race von Kameelen, wenig Rindvieh und zahlreiche Herden von Ziegen und Schafen; die letzteren sind weiß, gelbbraun gefleckt, haben keine oder schlechte Wolle,

produciren aber viel Milch; außerdem schöne kleine aschgraue Esel, die auf dem Rücken ein schwarzes Kreuz haben, dessen Querlinien über die Schulterblätter laufen, und jedenfalls von Wildeseln abstammen, wie ich solche im Wadi el Humâr bei Abu Hammed sah. Pferde und nubische Windhunde werden selten als Luxusthiere gehalten. Hier und da entschließt sich auch manchmal ein Bischâri, während der in südlichen Regionen häufigen Sommerregen, etwas Durrah (Sorghum) anzubauen. Als Ackerwerkzeuge müssen dann zugespitzte Stöcke dienen.

Dieses Volk theilt sich in eine zahllose Menge kleiner Stämme, Horden, Familien, und liebt es niemals in großer Anzahl zusammen zu sein. Selbst bei Besichtigung eines ihrer Lager, das selten mehr als 10 bis 15 Zelte, eher weniger, zählt, gewahrt man diese Neigung zum Partikularismus; immer sind die Zelte von einander durch eine Entfernung von mindestens 80 Schritten geschieden, häufig auch hinter Mimosenbüschen versteckt. An einen selbst nur ungefähren Schätzungsversuch ihrer Seelenzahl wage ich mich nicht; auf alle Fragen darüber erhielt ich stets die unvermeidliche Antwort: „Sehr viele! viele Tausende! wer kennt die Zahl?" Aber zweifellos sind sie ein großes zahlreiches Volk, das einzige in Nubien, das seine Nationalität gewahrt, seine Sprache nicht gegen die arabische vertauscht hat. Schlank, sehnig, sind die Bischarîb ein wohlgeformter Menschenschlag; selten ist bedeutende Körperkraft, deren Mangel aber andererseits durch große Gewandtheit, Zähigkeit und Ausdauer ersetzt wird. Ich sah unscheinbare 17jährige Bürschchen täglich 16- bis 17stündige Fußmärsche durch eine glutschwangere afrikanische Wüste machen, und Entbehrungen an Speise und Trank ausstehen, wie ich solches nie Gelegenheit hatte zu beobachten. Die Hautfarbe dieser Leute ist gewöhnlich dunkelrothbraun (etwa wie Umbra und gebrannte Terra di Siena gemischt), in mehr oder weniger gesättigten Tinten variirend; eigentliches Schwarz habe ich nie beobachtet. Sie besitzen eine mittlere Schädelbildung, sind weder lang- noch breitschädelig; die Gesichtsbildung hat häufig durch den eignen Nasen- (leicht gebogen, auch gerade, weite bewegliche Flügel) und Lippenschnitt (Lippen voll, dunkle Färbung) ein etwas semitisches Aussehen. Die Stirn ist hoch, gewölbt, die Zähne regelmäßig und schneeweiß.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Krasnowodsk schreibt man dem „Golos": Nach fünftägiger Fahrt von Astrachan aus legt der Dampfer an der hölzernen Landungsbrücke an, die einige zehn Saschen (à 2,13 m) weit ins Meer hinausgebaut ist. Auf einem meterbreiten Schienenstrang werden mittels kleiner Platformen die Lasten vom Schiff ans Ufer gebracht. Nahe der Landungsstelle erhebt sich zunächst ein zweistöckiges Gebäude mit einem Belvedere nach der Meeresseite, die Residenz des Gouverneurs des transkaspischen Gebiets. Der ganze zweite Stock war fünf barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege eingeräumt. Hinter der Wohnung des Militärchefs steht, ebenfalls aus Stein gebaut, das neuerdings eröffnete Hospital. (Das bis dahin in Krasnowodsk etablirte Feldlazareth ist nach Michailowsk verlegt worden.) Unweit des Hospitals befindet sich das Offizierkasino, in dem der Besucher nur ein Restaurant vermißte. Weiter folgen ein paar kleine steinerne Häuschen, in denen der Telegraph, die Post, die Militärverwaltung &c. untergebracht sind, und schließlich eine Reihe kleiner Läden. Zur Seite der genannten Baulichkeiten liegen die bei Weitem nicht so gut wie die anderen Bauten hergestellten Kasernen. Rechts von der Landestelle, nach dem Hafen zu gesehen, ist dicht am Ufer in einem kleinen Steinbau der Süßwasserapparat eingerichtet, der mit Naphta geheizt wird, dessen Kessel aber von wenig guter Beschaffenheit sind, und dem es leicht ergehen kann, wie dem an der Michailowsk-Bai aufgestellten Apparate, dessen Dampfkessel den Dienst versagen. Dort ist die Aufstellung eines neuen Apparates System „Nobel" erfolgt; dasselbe wird zur Vermeidung übler Folgen demnächst auch in Krasnowodsk geschehen. Links von der Landestelle steht längs des Ufers eine Reihe Kibitken, scherzhaft die Kibitkenstraße genannt, dort ist unter einem kleinen Dache von Segeltuch auch die Station des Rothen Kreuzers. Das ist ganz Krasnowodsk.

Etwas Armseligeres und Oederes als die Umgegend dieses Ortes kann man sich kaum vorstellen. Jeder Strauch, ja jede Spur von Pflanzenwuchs fehlt, ringsum sieht man nur den heißen Sand und die kahlen felsigen Höhen der Umgebung. Die ganze Bedeutung des Ortes für die Zukunft beruht in seiner Lage an der Bucht, die an der Landungsstelle noch 12 Fuß Wassertiefe besitzt.

— Einer Bekanntmachung der russischen Telegraphenverwaltung zufolge ist die Telegraphenlinie von Krasnowodsk über Bami in der Richtung auf Gök-tepe Mitte März 1881 bis Durun eröffnet worden.

— Am 30. Januar (11. Februar) 1881 ist im Transkaspischen Gebiete die erste Dampfeisenbahn und zwar von Michailowsk (Station an dem gleichnamigen Meerbusen) aus auf 83 Werst Länge (bis 3 Werst vom Brunnen Aidin) dem Betriebe übergeben worden; eine weitere Strecke von 27 Werst bis zum Passe Achtscha-Kuima wird als Pferdebahn betrieben; der Bau wird in der Richtung auf Kizyl-Arwat weiter fortgeführt.

— In der März-Sitzung der vereinigten Sektionen für mathematische und physische Geographie der russ. geogr. Gesellschaft hielt Herr Augustinowitsch einen Vortrag über die Möglichkeit einer erfolgreichen Kolonisation der Insel Sachalin. Der Redner hat die Insel auf drei verschiedenen Reisen kennen gelernt und tritt der in Rußland weit verbreiteten Ansicht entgegen, daß dieselbe für Anlage von Kolonien nicht geeignet sei. Er sagt über das Klima in agronomischer und hygienischer Beziehung: Der nördlichste Theil der Insel ist allerdings wegen seines rauhen Klimas fast unbewohnbar, der mittlere und südliche Theil dagegen haben ein für die Entwickelung von Ackerbau und Gemüsebau vollkommen geeignetes Klima, und auch in hygienischer Beziehung vereinigt Sachalin alle der Gesundheit zuträglichen Bedingungen. Epidemische Krankheiten sind dort ganz unbekannt und an den Krankheiten unter den Sträflingen ist nicht das Klima, sondern sind anderweitige Ursachen Schuld. Aus den seit 1872 bestehenden drei Ansiedelungen sind inzwischen schon neun geworden und in dem früher ganz unwegsamen Lande sind auch schon einige gute Wege angelegt, einer derselben sogar mit acht Brücken. Die bisherigen Erfolge von Ackerbau und Viehzucht lassen nach

Ansicht des Redners ganz zufriedenstellende Resultate erwarten.

Afrika.

— Der französische Lieutenant de Castries veröffentlicht im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (December 1880) eine sehr detaillirte Karte des Uëd Draa im südlichen Marokko. Dabei macht er darauf aufmerksam, daß der Ausdruck „itlaga bi" (sich begegnen mit), dessen sich die meisten Eingeborenen bei der Beschreibung eines Wasserlaufes bedienen, zweideutig ist und ebenso oft bei der Namensänderung eines und desselben Flusses, wie bei dem Zusammenströmen des Haupt- mit einem Nebenflusse angewendet wird. Wenn sie also z. B. den langen Lauf des Schelif beschreiben, dessen Quellfluß der Uëd Sebgag im Dschebel Amur bildet, so sagen sie: der Uëd Sebgag trifft zusammen mit dem Uëd el Baïdha; der Uëd el Baïdha trifft zusammen mit dem Uëd Thuil, dieser mit dem Uëd Mechaula, dieser mit dem Uëd Taggin u. s. f. Den Grund solcher zahlreichen Benennungen, welche einen Forschungsreisenden zur Verzweiflung bringen können, sieht Jemand, der an stetig fließende Ströme gewöhnt ist, nicht ein; in Afrika dagegen, wo sich die mit Wasser bedeckten Stellen innerhalb des Hauptflußbettes in langen Zwischenräumen folgen, begreift man ihn leicht. Eine weiter oben fließende Quelle erreicht oft mit Mühe die nächste weiter unterhalb. Die Eingeborenen, welche diesem Auftreten des Wassers in den fast stets ausgetrockneten Betten ihrer Flüsse folgen, zerlegen die letzteren in ebenso viele einzelne Wasserläufe, als sie bedeutende Quellen in ihrem Bette aufzuweisen haben, und geben jedem dieser Theilstücke, welche sie für einen besondern Fluß ansehen, einen besondern Namen. Nun wird man die Anwendung des Ausdrucks itlaga bi, um zu bezeichnen, daß die Gewässer solcher verschiedenen Quellen sich treffen, begreifen. Eine falsche Deutung dieses arabischen Verbums hat schon zahlreiche geographische Irrthümer zur Folge gehabt.

— Gerhard Rohlfs soll sich nach glücklicher Beendigung seiner Mission am Hofe des Johannes von Abessinien bereits auf der Rückreise befinden, welche er nordwärts durch die nubische Wüste ausführt.

— Die italienische Mission in Schoa scheint sich jetzt aufzulösen: Kapitän Martini hat bereits Aden erreicht, Bianchi, Cecchi und Antonelli haben Massaua passirt und nur der Marchese Antinori bleibt allein in Schoa zurück.

— Matteucci's letzter Brief ist datirt „in Sicht von Abeschr, der Hauptstadt von Wadai, 25. Oktober 1880". Der italienische Reisende spricht mit Zuversicht von der Möglichkeit, die Länder um den Tsad-See zu erforschen und über Tripoli oder Benghazi nach Europa zurückzukehren. (Die letzten Nachrichten von ihm s. S. 16 dieses Bandes.)

— Mr. W. H. Ingram hat, nachdem er den von der Royal Geographical Society eingerichteten Kursus zur Instruktion von Forschungsreisenden durchgemacht hat, eine Entdeckungsreise im Zambesi-Gebiete angetreten.

— Im Juni gedenkt Dr. Holub nach der Kapkolonie abzureisen und nach längerm Aufenthalte in den südafrikanischen Kolonien im Laufe des nächsten Jahres in das Innere Afrikas aufzubrechen. Seine Zwecke sind neben den wissenschaftlichen auch kommercieller Natur; er steht mit einer österreichisch-ungarischen Exportgesellschaft in Verbindung, welcher er die gesammelten Proben afrikanischer Produkte zusenden wird. Die zu jener Gesellschaft gehörenden Firmen geben ihm einen großen Vorrath von Waaren gratis mit, um dafür Produkte einzutauschen und zugleich die österreichischen Fabrikate bekannt zu machen. Die eingelaufenen Waaren, wie Glasschmuck, Kleider, Wäsche, Drogen, Chemikalien, Schuhe, Baumwollwaaren, Knöpfe, Papier, Wein, Hüte, Cravatten, Messer, Wiener Bier u. s. w. bilden schon eine kleine Ausstellung österreichischen Gewerbefleißes. Ein Vertreter der Gesellschaft soll nach Südafrika gehen, um zwischen ihr und Dr. Holub die Mittelsperson zu bilden.

— Savorgnan de Brazza ist am 18. December vorigen Jahres von S. Marie de Gabon abgereist, um mit dem Wörmann'schen Dampfer „Mpongwe" von Neuem den Ogowe hinauf zu gehen. Er führt einen kleinen, zerlegbaren Dampfer mit sich, der für den Congo bestimmt ist.

— Wir haben das Vergnügen gehabt, am 7. März den Dr. Oskar Lenz gesund und mit reicher Ausbeute aus der westlichen Sahara zurückgekehrt in Berlin begrüßen zu können. Eine an Detail reiche Routenkarte von Marokko über den Atlas und „Anti-Atlas" nach Taudeni und Timbuktu und von da westwärts bis Medina am Niger ist das nächste handgreifliche Ergebniß der glücklichen Reise. Von hohem Interesse sind die zahlreichen Höhenmessungen auf dieser Route: von großen Differenzen ist keine Rede, geschweige denn von einer Depression, wie behauptet wurde, als man die Möglichkeit der Unterwassersetzung der westlichen Sahara diskutirte. Dieser vielbesprochene „Dschauf" oder „Leib der Wüste" hat sich als ein einfaches Wadi herausgestellt. Nachdem Dr. Lenz hinter Iler (Ilegh) den Anti-Atlas in 1100 m Höhe überschritten, bewegte er sich, bis er in das Tiefland am Senegal hinabstieg, in einer durchschnittlichen Höhe von 200 bis 400 m. Der tiefste Punkt erreichte immer noch 149 m. Tenduf liegt 395 m hoch, die Areg-Zone Igidi 375, Taudeni 223, Timbuktu 245 (die erste Messung dieses Ortes!). Hinter Nioro (300 m) stieg er steil in die Senegalniederung nach Kuniakari (100 m) hinab. Von großem Interesse erscheinen uns ferner die ethnographischen Aufschlüsse des Reisenden, namentlich über die weite Verbreitung der Araber im westlichen Sudan. Mit Spannung darf man seinen ausführlicheren Mittheilungen entgegensehen.

— Rastlos schreitet in der Jetztzeit die Erforschung Afrikas vorwärts und die Karte des schwarzen Erdtheils ist in fortwährender Umgestaltung begriffen, nicht überall zwar, doch an so vielen Stellen, namentlich am obern Nil, in Senegambien, im Becken des Congo, im Seengebiete und im äußersten Südosten, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich die hauptsächliche Aufmerksamkeit der Kartographen auf Afrika richtet. Einen Gesammtüberblick des bisher Geleisteten hat der Herausgeber dieser Blätter in einer eben erschienenen sechsblätterigen Wandkarte (H. Kiepert's Physikal. Wandkarten, Nro. 5, Afrika. Neubearbeitung von Richard Kiepert; Berlin, D. Reimer 1881) zu geben versucht, welche den Standpunkt unserer Kenntnisse zu Anfang dieses Jahres repräsentirt. Die neuesten Resultate, wie Rohlfs' Entdeckung von Kufra, die Auffindung der Nigerquellen, Flegel's Aufnahmen des Binuë, Mason-Bey's Karte von Dar-Fur, Denhardt's Aufnahme des Tana, Capello's und Ivens' Reise am Quango, Schütt's Aufnahmen im südlichen Congo-Becken und andere mehr sind berücksichtigt, und auf Grund der in den letzten Jahren bedeutend vermehrten Messungen wurden die Höhenverhältnisse des Erdtheiles in großen Zügen durch zwei Höhenschichten (zu 300 und 1000 Meter) veranschaulicht, eine Darstellungsweise, welche sich für Wandkarten ganz besonders empfiehlt und die jetzt schon mit viel größerer Zuverlässigkeit angewendet werden konnte, als bei der ersten Ausgabe der Karte vor acht Jahren. Freilich liegen aus sehr ausgedehnten Gebieten noch gar keine oder nur sehr wenige und unzuverlässige Höhenmessungen vor, so daß derartige Versuche von Höhenschichten stets cum grano salis zu verstehen und zu würdigen sind. Die in Rede stehende Karte ist auch ohne diese Höhenschichten nur mit braunem Terrain und mit politischem Kolorite erschienen.

Australien.

— Die Aussagen des Mr. Skuthorpe (vergl. oben S. 208), er habe im fernen Westen der Kolonie Queensland das Tagebuch des Dr. Leichhardt, so wie andere jener verschollenen Expedition angehörige Reliquien aufgefunden, haben sich als gemeiner Betrug erwiesen. Skuthorpe hat nichts gefunden und besitzt daher auch nichts, was er aufzeigen kann, geschweige denn einen 50 Pfund schweren Sack mit Leichhardt-Reliquien. Skuthorpe verweilt noch immer in Blackall, in 24° 11′ südl. Br. und 144° 50′ östl. L. Gr., wo er als Aufschneider ersten Ranges allgemein bekannt ist. Auch seine früheren Aussagen, daß er am Mulligan-Flusse, unweit der südaustralischen Grenze, Kinder angetroffen habe, welche die Nachkommen von Classen, dem Schwager und Begleiter des Dr. Leichhardt, mit eingeborenen Weibern seien, ist gelogen. Die dortigen Eingeborenen wissen überhaupt nichts von den vielerlei Mittheilungen, welche sie an Skuthorpe über die Leichhardt-Expedition gemacht haben sollen. Alles Humbug!!

— Im Januar 1881 wurde in Sydney eine Ministerkonferenz sämmtlicher australischer Kolonien abgehalten. Auf derselben ward auch beschlossen, daß in Zukunft jedes in einen australischen Hafen einlaufende Schiff auf je hundert Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen als Passagier führen dürfe, bei Strafe von 10 Pf. St. pro Kopf darüber hinaus. Eben so soll jeder die Kolonien betretende Chinese eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. erlegen, sofern er nicht nachweist, daß er englischer Unterthan ist.

— Wir berichteten, daß Ende November vorigen Jahres von Melbourne aus der Dampfer Protos mit einem vollen Cargo gefrorenen Fleisches auf London abgegangen sei. Das Unternehmen glückte, nur wurde getadelt, daß das Fleisch eine große Trockenheit auf der langen Reise angenommen habe. Man hofft, diesen Fehler dadurch vollständig zu beseitigen, daß in Zukunft die Thierkörper in den Fellen belassen werden. Versuche dieser Art im Kleinen haben nämlich ergeben, daß dem Fleische dann seine ganze Saftigkeit und Süße erhalten werden. Die Australian Frozen Meat Company in Melbourne hat den Dampfer Protos für zwei weitere Fahrten engagirt.

Südamerika.

— Dr. Crevaux hat seine dritte südamerikanische Reise bereits beendet (vergl. oben. S. 256). Wie er beabsichtigte, ist er auf Flößen den Guayabero, einen Zufluß des Orinoko, hinabgefahren und hat von demselben eine genaue Aufnahme veranstaltet, welche 1275 engl. Meilen umfaßt. 375 Meilen lang führt er durch eine vollständige Einöde. Indianer brachten ihn und seine Gefährten von der Einmündung des Guayabero auf dem Orinoko nach Ciudad Bolivar, von wo er mit einem Dampfer Trinidad erreichte, nachdem er kurz vor Ende der Reise seinen Gefährten, den Matrosen Burban, durch den Stich eines Süßwasserrochen verloren hatte. Sein indianischer Diener Apatu wäre beinahe einem Krokodil zum Opfer gefallen. Crevaux besuchte später Dörfer der Eingeborenen im Orinoko-Delta und hat dort interessante anthropologische Daten gesammelt.

Polargebiete.

— Das Navy Department der Vereinigten Staaten hat beschlossen, den Walfischfänger „Mary and Helen“, Dampfer in San Francisco, zu kaufen und ihn auf die Suche nach dem Nordpolfahrer Jeannette auszusenden. Die Regierung steuert 100 000 Dollars zu den Kosten der Unternehmung bei.

Vermischtes.

— Von der vortrefflichen „Allgemeinen Erdkunde“, von J. Hann, F. von Hochstetter und A. Pokorny ist jetzt die dritte neubearbeitete Auflage erschienen (Prag 1881, A. Tempsky). Reich vermehrt gegen früher, durchaus dem neuesten Standpunkte der einzelnen behandelten Disciplinen (Astronomische Geographie, Meteorologie, Oceanographie, Geologie, Biologie) entsprechend, mit 205 Holzstichen und 16 Karten, darunter einer geologischen Uebersichtskarte von Mitteleuropa, versehen, nimmt es unter den Lehrbüchern der Geographie einen ganz eigenartigen Rang ein. Was sonst von einem Autor kurz in den einleitenden Abschnitten behandelt wird, erörtern hier drei Fachmänner ersten Ranges in größerer Ausführlichkeit und mit der nur solchen eigenen Beherrschung des Stoffes. So entstand ein Handbuch, welches jedem Freunde und Jünger der Geographie sich unentbehrlich gemacht hat. Ganz neu hinzugekommen sind die Abschnitte über Erdmagnetismus, Oceanographie, welche ja in den letzten Jahren so bedeutende Fortschritte aufzuweisen hat, und über die Wärmeverhältnisse der festen Erdrinde und das Erdinnere. Möge das Buch auch in seiner neuen Gestalt unserer Wissenschaft recht zahlreiche Freunde zuführen.

— Einen ähnlichen Zweck wie die „Allgemeine Erdkunde“ in gefälligerer Form verfolgt Prof. Ratzel's „Die Erde“ (Stuttgart, J. Engelhorn 1881). Der Verfasser nennt sein aus 20 gemeinverständlichen Vorträgen umgearbeitetes und erweitertes Werk ein „geographisches Lesebuch“, „ein Buch zum lesenden Lernen für alle Freunde und Schüler der Erdkunde, die nicht selbst zu den Quellen hinabsteigen“. Des Autors Name bürgt unseren Lesern dafür, daß sie wissenschaftlich Gediegenes in geistvoller, edler Form dargeboten erhalten.

— Im Anschluß an Obiges möchten wir auf einige in gelungenem Farbendruck ausgeführte Tafeln zur mathematischen Geographie aufmerksam machen, welche der stets rührige Nestor der österreichischen Geographen, Regierungsrath Anton Steinhauser, bei Artaria u. Co. in Wien herausgegeben hat. Die vier bisher vollendeten Blätter, deren Suite durch zwei noch in Arbeit befindliche vollständig wird, stellen dar: die Himmels-Planigloben; das Planetensystem unserer Sonne nach Littrow und Arago; Erde und Mond; Sonne und Mond.

— Mr. Burchard, Münzdirektor der Vereinigten Staaten, giebt folgende Zahlen über den Werth der Gold- und Silberproduktion der Erde in den Jahren 1877 bis 1879:

	Gold	Silber
1879 . . .	105 365 697 Doll.	81 037 220 Doll.
1878 . . .	119 031 085 „	87 351 497 „
1877 . . .	113 947 173 „	81 040 665 „
	338 343 955 Doll.	249 429 382 Doll.

Zusammen in drei Jahren für 537 773 337 Dollars! Der Hauptantheil davon entfällt auf die Vereinigten Staaten, welche 1879 für 38 899 858 Doll. Gold und für 40 812 132 Doll. Silber producirten. Dann folgt Australien mit 29 018 223 Doll. nur Gold und Rußland mit durchschnittlich jährlich 27 Mill. Doll. Gold und ein wenig Silber. Mexico liefert 27 Mill. Doll., aber fast nur Silber.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

VI.

Aehnliche Expeditionen gegen benachbarte Dörfer wurden noch mehrfach unternommen und brachten dem Sultan Mohammedu im Laufe eines Monats immerhin gegen 400 Sklaven ein, waren aber unter einander so ähnlich, daß wir sie hier übergehen. Dadurch wurde aber die Umgebung zusehends entvölkert, und es fing an, an Getreide zu mangeln, so daß eine etwa 30 Köpfe starke Karawane einfacher Reisenden, die Somraï passirt hatte, von den Leuten des Sultans ohne Ausnahme todtgeschlagen wurde, nur um sich ihre Lebensmittel anzueignen. Zudem verbreitete sich das Gerücht, daß die Wadaïer und Parteigänger des Gegenkönigs Abd-er-Rahman den Schari überschritten hätten, was für die Treue der Heidenländer von den schlimmsten Folgen sein konnte. Das alles war wenig nach Nachtigal's Geschmack, welcher gern weiter nach Süden vorgedrungen wäre; doch fand der Sultan als echter Baghirmi stets einen Vorwand, solche Reisepläne zu vereiteln und hinauszuschieben. Dabei rückte die Regenzeit immer näher heran und es begannen sich Wolken zu zeigen. Die ersten Gewitterregen beobachtete der Reisende in der Hauptstadt Somraï's; einige folgten dann in der ersten Hälfte des April. In der zweiten Hälfte waren sie schon nicht mehr selten, und im Mai sogar bedenklich häufig, wodurch der Lehmboden Somraï's bald unpassirbar werden mußte. Dieser Zustand der Dinge wurde allmälig unhaltbar: Mohammedu mußte abziehen, ehe er die umliegenden Dörfer erobert hatte, und Nachtigal und seine Gefährten mußten ihm folgen, weil sie dem Sultan zwar alle ihre Pferde verkauft hatten, doch noch nicht bezahlt worden waren, zweitens aber, weil ihnen der Rückweg nach Norden durch den aufgeweichten Thonboden und die zweifelhafte Haltung Somraï's abgeschnitten war. So brachen sie denn am 29. Mai auf, gefolgt von den rachegierigen Heiden, welche sofort die verlassenen Hütten in Brand steckten und nur durch die Panzerreiter des Fatscha im Schach gehalten werden konnten. Am ersten Tage erreichte man in östlicher Richtung das eine halbe Tagereise entfernte Murki, den letzten von Gaberi bewohnten Ort, und kam nun in S.-O.-Richtung nach fünf Stunden in die Nähe des noch nie unterworfenen Dorfes K ô l i k, welches von Palem, einer Unterabtheilung der Tummok, bewohnt wurde, und das der Mbang zu überfallen gedachte. Als er aber am 31. Mai mit Sonnenaufgang zum Angriff schreiten wollte, fand er das Dorf schon in Flammen, angezündet von seinen eigenen Bewohnern, welche das Nahen des Feindes bemerkt hatten. Sofort zerstreuten sich des Sultans Leute, um jeder auf seine Faust zu rauben und zu plündern. Allein jene brennenden Hütten waren nur eine Art Vorstadt gewesen; weiterhin erhob sich ein niedriger Erdwall, welcher das eigentliche innere Dorf umschloß. Auf demselben saßen die Eingeborenen so harmlos und friedlich, als hätten sie nicht das Geringste zu befürchten; nur Frauen und Kinder suchte das Auge vergebens. Es war die Ruhe der festen Entschlossenheit: das Ansinnen sich zu unterwerfen wiesen sie entschieden zurück, und nun begann der Kampf. Der niedrige Wall mit Graben bildete ein weites, fast quadratisches Viereck mit je einer Oeffnung in seinen vier

Seiten, welche durch Baumstämme, Dornzweige u. s. w. sorgfältig verrammelt waren. Das Centrum des Quadrats nahm ein dichtes Wäldchen ein, ebenfalls von viereckiger Form, worin das innerste Dorf, der letzte Zufluchtsort, liegen sollte. Almaï, des Reisenden Marokkaner, und einige Flintenträger gingen als Tirailleure vor, und unter ihrem Schutze gelang es gepanzerten Fußsoldaten, die Barrikaden des nächsten Zuganges wegzuräumen. Damit war das innere Dorf unhaltbar geworden, und als Panzerreiter, Flintenträger, Baghirmi, Sklaven und Heiden ins Innere der Umwallung drangen, zogen sich die Eingeborenen in das centrale Wäldchen zurück und vertheidigten sich dort vom frühen Morgen an bis Nachmittags drei Uhr auf das Heldenmüthigste. Das centrale Wäldchen war ebenfalls mit Graben und hohem Walle umgeben, und nur zwei ganz enge Pfade, die nur einem Menschen Platz ließen, führten in sein Inneres. Hier waren die sonst von den Heiden so gefürchteten Panzerreiter ganz überflüssig, und wären nicht die Feuerwaffen gewesen, so wäre auch an jenem Tage Kôlik noch nicht erobert worden. Ein besonderes Hinderniß für den Sieg der Baghirmi liegt in dem Mangel an einheitlichem Vorgehen; vielmehr sucht jeder in erster Reihe seinen eigenen Vortheil zu wahren durch Gefangennahme von Sklaven, von denen ihm die Hälfte gehört, und durch Raub von Ziegen, Hunden und dergleichen, die ganz ihm verbleiben. Sobald daher der Zugang zu den ins Innere führenden Pfaden durch Aexte etwas erweitert — im Innern des Gehölzes verbreiterten dieselben sich etwas — und die Aufmerksamkeit der Belagerten auf die dort Eindringenden concentrirt war, begannen auch die Baghirmi-Leute sofort ihre privaten Unternehmungen. Von allen Seiten krochen sie unter die dichten Büsche und kehrten nach einiger Zeit mit

Erstürmung einer Barrikade in Kôlik.

einem Kinde oder einer Ziege wieder; oft freilich mögen sie auch ihre Raubsucht drinnen mit dem Leben gebüßt haben.

Auf der Seite, wo Nachtigal sich befand, leitete der Fatscha den Kampf; den andern Zugang suchten die Leute des Mbàrma und Ngarmàni zu erobern. Doch bei dem Fatscha waren die Feuerwaffen und endlich auch der Erfolg. Die Heiden machten zwar von Zeit zu Zeit wüthende Ausfälle und zogen sich dann wieder in das centrale Dorf zurück, wo sie von ihren Frauen mit Wasser und Melissa erquickt wurden; allein für jeden Feind, den sie zu tödten oder auch nur zu verwunden vermochten, verloren sie aus ihrer ohnehin beschränkten Zahl mehrere durch das tödtliche Blei. Am verderblichsten für sie war der Moment, in dem es einem der Angreifer gelang, eine der innersten Hütten, welche auf einem engen Raume dicht zusammengedrängt standen, in Brand zu stecken. „Ich selbst — schreibt Nachtigal — wünschte um diese Zeit ebenfalls einen Einblick in die Zufluchtsstätte der Einwohner zu gewinnen, stieg vom Pferde und schlich langsam und vorsichtig auf dem engen Pfade bis auf eine Lichtung, auf der unsere Kämpfer sich hielten, und von hier seitlich bis zu den Hütten, die auf dieser Seite theilweise in Flammen standen und von den Frauen und Kindern bereits verlassen waren. Doch als ich langsam zurückging, trat ein Moment der Ermannung der ermüdeten Kôlik-Kämpfer ein, sie griffen die Baghirmi mit großem Ungestüm an und trieben sie in eine wilde Flucht, in die auch ich verwickelt wurde. Zunächst verlor ich bei dem rasenden Laufe das einzige Schuhpaar, das ich noch mein nannte, und wurde dann, bei der Nacktheit meiner zarthäutigen Füße, in beunruhigender Weise von den Flüchtlingen überholt. Meine imponirende blaue Brille, das letzte unzerbrochene Exemplar, sank sodann in den Staub und mein Tarbusch blieb an seiner Quaste in den Zweigen hängen. Schon hörte ich das Geheul des erbitterten Feindes in nächster Nähe; schon fühlte ich im Geiste ein scharfes Wurfeisen meiner Flucht ein Ende machen, wagte jedoch

nicht umzuschauen, um keine Zeit zu verlieren. Noch ein Moment, und sie mußten mich haben; da plötzlich traf mich ein heftiger Schmerz am rechten Fuße; der Boden schwand unter meinen Füßen und ich rollte in einen Graben vor die Füße unserer Pferde und — war gerettet. Beschämt schlich ich barfuß, barhäuptig, am Fuße blutend, wo mich eine Lanze oberflächlich verletzt hatte, glücklicherweise mit meinem geretteten letzten Revolver, auf mein Pferd und verwünschte meine unzeitige Neugier."

Mit der schwindenden Zahl der Vertheidiger sanken auch die Kräfte der Ueberlebenden. Das Dorf wurde allmälig mit allen dorthin geflüchteten Getreidevorräthen eingeäschert, und die Angreifer schlichen immer kühner von daher und dorther herbei, und schleppten Frauen und Kinder fort. Das Centrum mit seiner glühenden Asche war nicht mehr zu halten; die Belagerten zogen sich in das undurchdringliche Dickicht gegen den Punkt der Peripherie hin, welchen der Mbàrma besetzt hielt. Dort concentrirte sich der letzte Kampf. Die kleine Schaar in ihrer Verzweiflung beschloß daselbst durchzubrechen, die Belagerer zu überraschen und mitten durch die Reihen derselben ihr Heil in der Flucht zu suchen. Doch thaten das immer nur einzelne, welche stets ihren Tod dabei fanden. Hier spielten sich die empörendsten Scenen ab. Verwundete, halbtodte Männer zerrte man unter den Büschen hervor, und habsüchtige Baghirmi machten fast den Leiden derselben ein Ende im Streite um ihren

Die Palem von Kôlik in der äußersten Noth.

Besitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich ein zuweilen blutiger Kampf um ihren Besitz, und zarte Kinder wurden aus den Armen ihrer Mütter gerissen, wenn es zu Streit und Theilung kam. Dieser beständige Zank zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimath, Glückseligkeit, Zukunft, Alles verloren hatten, übertraf an Rohheit und Ekelhaftigkeit selbst die Gräuel des Kampfes. Um 3 Uhr Nachmittags endlich boten 30 bis 40 Mann, welche die Ueberlebenden darstellten, ihre Unterwerfung an: ihre Messer um den Hals gebunden erschienen sie zu diesem Endzwecke vor dem Fatscha. Der Sultan von Baghirmi hatte einige hundert Sklaven mehr; dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden.

Noch an demselben Nachmittage verließen sie diesen Schauplatz des Raubes, Mordes und der Verwüstung, marschirten in östlicher Richtung durch einen lichten Wald von Deleb-Palmen, passirten das Dorf Palem und lagerten gegen Sonnenuntergang $^1/_2$ Stunde jenseits desselben. Dort hatten die Männer trotz des Amân, den ihnen Mohammedu zugesichert, ihre Familien auf Bombax-Bäumen in Sicherheit gebracht, während sie selbst die wohlverpallisadirten Gehöfte mit den verbarrikadirten Thüren bewachten. Trotzdem ließ sich aus abgelegeneren Hütten oft das Geschrei von Frauen und Kindern hören, wenn gewissenlose Marodeurs dort einbrachen und plünderten. Die folgende Nacht verbrachte der Reisende zum großen Theile mit dem Verbinden von Verwundeten, deren viele schweren Verletzungen des Unterleibes erlagen.

Am nächsten Morgen wurde, stets in östlicher Richtung, eine üppig bewachsene Niederung überschritten, die als Komodugu oder Flußthal bezeichnet wurde und an der tiefsten Stelle Sumpfboden und stehende Wasserlachen enthielt. Dieselbe gehörte anscheinend zu dem bereits früher erwähnten Ba Ili. Schon um 8 Uhr Morgens wurde bei Gundi gelagert und von dort die nothwendigsten Materialien für Hütten requirirt. Für Nachtigal aber fand sich nur ein Stück Strohgeflecht, da alles für den König und die obersten Würdenträger vorweg genommen worden war, und so mußte er sich mit einem Geflecht aus Zweigen und Laub begnügen.

Gundi ist der Hauptort des Stammes und Territoriums von Tummok und Residenz des Häuptlings Bei, übrigens kein zusammengebautes, geschlossenes Dorf, sondern eine Anzahl einzelner Weiler und Gehöfte, wie Somraï, Môde und Brôto. Tummok war dem Reisenden als eine Art Schlaraffenland geschildert worden, wo es Durra, Negerhirse, Sesam, Koltschi und Ngangala in Menge und Ziegen und Hühner von unerhörter Billigkeit geben sollte. Allein von diesem Ueberflusse war in Wahrheit nichts zu bemerken, und bei einer am zweiten Tage unternommenen Expedition wurde nur spärlich Ngangula mit den Waffen in der Hand erzwungen. Und so blieb es: jede Fouragirung wurde zu einem Raubzuge, bei dem oft Menschen getödtet wurden. Die umliegenden Dörfer erkannten zwar seit lange des Mbang Oberherrschaft an und bezahlten ihre Abgaben, bestanden dafür aber auf dem Aman, der ihnen Sicherheit der Person und des Eigenthums verhieß. Sie ließen sich durchaus nicht schweigend ausplündern, wie die Gaberi, sondern vertheidigten im Bewußtsein ihres Rechtes ihr Eigenthum. Bald gab es ringsum keine Spur von Getreide mehr; alles war versteckt und vergraben, und Mohammedu's Leute und Nachtigal's mit ihnen mußten hungern. Die Getreideexpeditionen wurden immer unergiebiger, und schließlich fanden sich nur mit Mühe Leute zu denselben,

Gundi, Hauptstadt von Tummok.

weil es dabei weniger Getreide, als blutige Köpfe zu holen gab. Unter solchen Umständen gab Nachtigal alle weiteren Reisepläne auf, um so mehr als seine Mittel gänzlich auf die Neige gingen, und dachte nur an die Rückkehr nach Bornu. Es kam zuweilen zu sehr derben, fast harten und groben Worten seinerseits bei Besuchen, die er dem Könige machte.

Die Mitglieder der Karawane waren nach und nach für ihre Pferde bezahlt worden, und Nachtigal selbst hatte für das seinige gegen zwei Centner Elfenbein empfangen. Dazu suchte Sultan Mohammedu ihn nicht mit leeren Händen zu entlassen, da er wohl einsah, daß Nachtigal sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht fühlte. Derselbe hatte ihm reiche Geschenke gebracht und war doch weder anständig verpflegt worden, noch waren seine ferneren Reisewünsche in Erfüllung gegangen. Um nun seiner königlichen Würde und dem weit verbreiteten Rufe der Freigebigkeit zu genügen, fing Mohammedu an, dem Doktor Sklaven zuzusenden, und zwar gleich anfangs deren zehn, welche für denselben zum Anlaß unsäglichen Aergers wurden. Der sie überbringende Eunuch wollte von Nachtigal's Weigerung, dieselben anzunehmen, nichts hören; diesem aber fehlte es, abgesehen von seinem Widerwillen gegen die Sklavenhalterei, auch an den nöthigen Mitteln, den neuen Zuwachs zu ernähren. Nach vielen Scherereien mußte er sich endlich dazu verstehen, daß wenigstens vier von den Sklaven seinen Dienern zu Theil wurden. Ein anderes Mal schickte der Sultan sechs junge Sklaven beiderlei Geschlechts, von der Art, die man sedâsi (Leute von 6 ampan Größe) nennt, wohl in der Meinung, daß die erste Sendung wegen ihrer geringern Qualität dem Reisenden nicht gefallen hätte. Dieser aber weigerte sich wieder sie anzunehmen, und nun sandte der Fürst als höchsten Trumpf — eine seiner eigenen Frauen. Dieselbe war im Besitz einer prächtigen Garderobe, welche für Nachtigal in dem Zustande von Dürftigkeit, in welchem er sich befand, ein wahrer Schatz gewesen wäre; trotzdem lehnte er auch diese schmeichelhafte Gunstbezeugung Mohammedu's ab. Deßhalb suchte derselbe nun Elfenbein aufzutreiben und dem Reisenden zu schenken.

Am 1. Juni waren sie in Gundi angekommen und hatten dort mit Hungern und Nichtsthun den ganzen Monat zugebracht. Am 1. Juli erkrankte Nachtigal am Fie-

ber und mußte bis zum Tage der Abreise das Bett hüten. Die Malaria hinterließ bei ihm eine Diarrhöe, zu welcher er bei dem Fehlen jeder reizenden und gewürzigen Nahrung ohnehin disponirte; an derselben erkrankten auch die meisten jugendlichen Sklaven und starben in entsetzlichen Proportionen. Des Reisenden einziger Wunsch und Gedanke war nun die schleunigste Rückkehr. Während der Monate Juni und Juli hatte der Regen stets zugenommen; es waren mehr als 30 Regentage während derselben zu verzeichnen. Bett und Kleidung waren stets wie mit Thau übergossen und trockneten niemals ganz, alles Leder schimmelte, alles Eisen rostete und war selbst nicht zwei Tage lang frei von Rost zu halten. In Nachtigal's Hütte war eine beständige Kellerluft und dabei nicht Holz genug,

König Mohammedu sendet dem Reisenden eine seiner Frauen zum Geschenke.

um dauernd Feuer zu unterhalten, wie die Eingeborenen es machen, denn das Holzholen selbst war seit einiger Zeit mit Lebensgefahr verbunden.

Aber Sultan Mohammedu's sicher erwartetes Elfenbein kam nicht, und da alle übrigen Glieder der Karawane bezahlt waren, und Nachtigal's Groll anfing immer rücksichtsloser zu werden, so ließ ihn der Sultan am 30. Juli abreisen, obwohl er ihn gern noch weiter herumgeschleppt und von seinen Flinten Nutzen gezogen hätte. Die übrigen Glieder der Karawane lagerten schon seit verschiedenen Tagen zu Gundi und waren nur durch Mohammedu's strengen und oft wiederholten Befehl bis zu Nachtigal's Ankunft zurückgehalten worden. So zog auch dieser am 30. Juli nur nach dem nahen Gundi, und erst am 31. Juli brachen sie dann gemeinsam nach Norden auf.

Streifereien durch Slavonien.

Von Professor **E. Kramberger** in Karlstadt.

I.

Von Barcs über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica.

Slavonien mit seinen dunkelen Wäldern, den bewaldeten Bergen, mit seinen fruchtbaren Ebenen und weintragenden Hügeln ist ein in der nichtslavischen Welt wenig, vielleicht nur dem Namen nach bekanntes Land, bei dessen Nennung dem Kenner der Geschichte unwillkürlich der Baron Trenk mit seinen Panduren vor das geistige Auge tritt. Viele verbinden mit dem Namen des Landes auch den Begriff der Wildheit. Doch thut man nicht unrecht, wenn man es nach alten, schlechten Reisebeschreibungen beurtheilt, denen nebst vielen anderen Mängeln auch theilweise Effekthascherei und

Oberflächlichkeit anhaften [1])? Oder nach den märchenhaften Erzählungen und Schilderungen mancher Voyageurs, die aus Wien und anderen Städten kommend, an Alles den Maßstab derselben legen, und denen bei Unkenntniß der Sprache auch die Eigenthümlichkeiten des Volkes verloren gehen. Es giebt Leute, die das ganze Land von der staubigen Poststraße beurtheilen und a priori aburtheilen, da sie nicht bedenken, nur zu oft nicht einmal wissen, daß in jener Zeit, wo andere Länder ungestört auf der Bahn der Kultur weiter schritten, hier der Tummelplatz wilder Türkenhorden war, welche durch Jahrhunderte hin mit dem Mordstahl und der Brandfackel Tod und Vernichtung nach allen Seiten trugen, ohne das Volk vernichten zu können, dem seine zähe Widerstandskraft einzig und allein Rettung brachte.

Wir wollen das Land wenigstens theilweise kennen lernen, um uns darüber ein Urtheil zu schaffen, und zu dem Zwecke sei hier meine letzte Reise dahin geschildert, die mich in einen der interessantesten Theile führte [1]).

Schon von der ungarischen Eisenbahnstation Barcs aus sieht man wie eine blaue, gedehnte Linie das Gebirge Slavoniens von West nach Ost sich dahinziehen. Es sind das die bewaldeten Ausläufer der Alpen in einer mittlern Höhe

Zigeuner-Ehepaar (Kotlari oder Kesselschmiede) aus der Podravina.

von 2000 Fuß. Um auf das rechte Ufer der Drave zu gelangen, muß man vorerst die trüben meist lehmgelb gefärbten Wellen des Flusses hinter sich haben; und das ist nicht immer ganz leicht. Denn obgleich drüben, in dem einige Meilen entfernten Suhopolje, die Straßen des Požeganer und Viroviticer Komitates zusammentreffen und über Virovitica laufend am Ufer der Drave enden, so fehlt doch dem großen Verkehr zum Trotze eine Brücke [2]), und nur eine mit Ketten an sieben Kähne gelegte, verankerte Fähre vermittelt

[1]) Histor. und geograph. Beschreibung des Königreiches Slavonien vom k. k. Regierungsrathe Fr. W. von Taube. Leipzig 1777.

[2]) Von Warasdin bis Esseg ist keine solche vorhanden, sondern nur Ueberfuhren.

[1]) Richtiger Aussprache wegen sei hier bemerkt, daß im Kroatischen die nebenangeführten Laute so, wie folgt, auszusprechen sind:

č = tsch, hart,
ć = tsch, sehr weich,
dj = dsch, weich,
gj = " "
hv = wie f oder w,
š = sch,
v = w,
z = s in Rose, Getöse,
ž = j im Französischen jour;

In ie sind beide Laute gedehnt zu hören.
Alle anderen Laute klingen wie im Deutschen.

den Uebergang. Man muß also bei großem Andrange der Wagen, namentlich aber bei widrigem Winde oft stundenlang warten, bis man mit seinem Fuhrwerke an die Reihe und hinüber kommt. Fußgänger ohne Gepäck haben es leichter, da sie immer Platz finden. Ich miethete daher, um des Wartens überhoben zu sein, einen stets am magyarischen Ufer bereitliegenden Kahn und ließ mich trotz heftigem Winde und hochgehenden Wellen hinüber fahren. Große Tabakpflanzungen dehnten sich am jenseitigen Ufer aus, die aber bei dem letzten, hohen Wasserstande der Drave viel gelitten hatten und voll Koth und Schlamm hingen. Auf guter, durch niedriges, sumpfiges Terrain führender Straße ward in dem Wagen eines Freundes in kurzer Zeit Bazije erreicht. Dieser Ort ist einer der schlechtest gelegenen in der ganzen Podravina (Drave-Ebene), denn bei mehrtägigem Regen stecken die links und rechts an der Straße, doch viel tiefer als diese liegenden Häuser in Wasser und Morast. Auch diesmal, da die ersten Tage des August sehr regnerisch waren, hatten sich die Wände derselben bis an die Giebel mit Feuchtigkeit gesättigt. Alle Höfe waren unter Wasser. Die Sprößlinge kroatischer, deutscher und ungarischer Eltern — im Orte wohnen alle drei Nationen friedlich beisammen — liefen in drei Sprachen lustig schreiend und lachend und zumeist splitternackt durch die Pfützen; einige auch, da sie im Schlamme gelegen hatten, erdfarbig. Ueberhaupt finden sich durch die Podravina, auch im übrigen Slavonien zerstreut ziemlich häufig Böhmen, Ungarn und Deutsche angesiedelt. Letztere haben hier und da ganze Ortschaften inne. Sie sprechen die Landessprache mit wenigen Ausnahmen beinahe eben so gut, wie die deutsche, und tragen eine Tracht, die nach beiden Seiten entspricht.

Nach einer im Ganzen anderthalbstündigen Fahrt kam der hohe Thurm der Klosterkirche und das schöne Schloß von Virovitica in Sicht und bald nahm uns das gastliche Dach meines Bekannten auf.

Virovitica (auch Veröce genannt), Serota der Römer, hat seine historische Vergangenheit und Bedeutung. Zur Zeit der Römer lag es an der Heerstraße, die von Poetovio (Pettau) nach Mursa (Esseg) führte. Einige im Jahre 1835 aufgefundene Münzen, darunter eine von Vespasian, und ein Römerstein sind bis jetzt die wenigen Reste jener Zeit. Im 15., 16. und 17. Jahrhunderte stand hier, wie in allen wichtigeren Orten von Kroatien und Slavonien, eine Festung, ein Bollwerk gegen die Türken. Doch kam Virovitica, in dessen festem Schlosse sich König Bela IV. von Ungarn wiederholt aufhielt, und das König Mathias Corvinus um 1487 seinem unehelichen Sohne, dem Banus Ivan Korvin, schenkte, mehrmals unter türkische Herrschaft. Noch 1684 stand es unter den Befehlen des Ali Beg Mufti und von sechs Agas. In der mit einem tiefen Wassergraben und breitem Sumpfe umgebenen Feste lagen damals 500 türkische Soldaten nebst 2300 anderen Türken: Männern, Weibern und Kindern. Durch die Grafen Leslie, Trautmannsdorf, Herberstein und Zrinj aber gänzlich eingeschlossen, fanden dieselben es für gut abzuziehen und sich das Sicherheitsgeleite bis zur Save auszubedingen. Das wurde ihnen zugesagt und 600 Kroaten eskortirten sie; sie wurden jedoch von den Banalgrenzern überfallen und trotzdem die begleitende Mannschaft pflichtgemäß auf die eigenen Landsleute Feuer gab, größtentheils niedergemacht und geplündert. Graf Gall blieb darauf Kommandant des Schlosses [1]).

Der Wassergraben umgiebt noch heute den Platz, auf dem die Feste gestanden. Von dieser selbst ist nur ein vermauertes Thor zu sehen; doch erhebt sich über den Trümmern ein stattliches, von einer Parkanlage umgebenes Schloß, das die aus Bosnien eingewanderte und in Oesterreich zuerst in den Freiherrn-, dann in den Grafenstand erhobene Familie der Pejačević gebaut, später sammt dem Gute, das dazu gehört, an den Fürsten Lippe-Schaumburg verkauft hat. Den Schloßplatz umgeben hübsche, darunter mehrere stockhohe Häuser. Das Franziskaner-Kloster ist im Jahre 1370 von der ungarischen Königin Elisabeth gestiftet, doch 1553 von den Türken zerstört und erst 1729 wieder erbaut worden. Virovitica, wie es heute ist, hat eine Einwohnerzahl von etwa 4000 Bekennern der katholischen und griechisch-orientalischen Religion; daneben auch einige Israeliten. Der Ort ist als Sitz der Centralverwaltung der großen Lippe'schen Herrschaften Veröce und Miklos für diese von Bedeutung; auch führt nach ihm das ganze Komitat den Namen, obgleich die obersten Komitats-Behörden ihren Sitz in Esseg haben. Die einzelnen Domänen sind in neuester Zeit mit Ausnahme dreier und der Wälder verpachtet, welch letztere einen bedeutenden Ertrag an Binderholz und Eisenbahnschwellen, sowie durch die licitando verpachtete Eichel- und Buchelmast abwerfen. Sie sind, wie die meisten in Slavonien, Urwälder, und obgleich die Eiche und Buche vorwaltet, reich an Eschen, Birken, Erlen, Ahorn, wilden Birn- und Aepfelbäumen. In den Gebirgswäldern der Janković'schen Herrschaft Bučin findet man aber auch die herrlichsten Tannen massenhaft neben hohen Buchen emporgeschossen; weshalb dort die Brettererzeugung im Schwunge ist. Virovitica hat auch schöne Weingärten.

Von hier bis Suhopolje kommt man zu Wagen in einer Stunde. Auf halbem Wege liegt rechts eine jetzt in ein Wirthshaus umgewandelte Schweizerei; links dehnt sich ein großer, mehrere Meilen im Umfange fassender, mit gemauerten Pfeilern und Bretterwänden eingefriedeter Thiergarten aus. Der Zugang ist nach der Straße durch ein hohes, säulengeschmücktes Gitterthor abgeschlossen. Dahinter liegen Wiesen und schattige Waldgründe und die Wellen eines Baches fließen hindurch; aus der Ferne schimmern die weißen Wände eines Jägerhauses herüber. Der Thiergarten ist Eigenthum der adeligen Grundherren Janković von Terezovac und stammt noch aus jener Zeit, wo die slavonischen Grundherren zur bequemern Pflege des Waidwerkes und zur Hegung von Hochwild ihre schönen Buchen- und Eichenstämme zur Herstellung so umfangreicher Einfriedungen nicht zu schonen brauchten. Die Arbeitskräfte gab der zur Robot verpflichtete Bauer umsonst, wofür er einige Beneficien von Seiten der Herrschaft genoß. Jetzt freilich ist es anders, da die schönen Stämme zu Nutzhölzern verarbeitet werden und mehrere der ältesten Wälder bedeutend gelichtet sind. Es gab im Viroviticer Komitat mehrere solcher großer, jetzt ganz aufgelassener Thiergärten.

Eine schöne Pappelallee, die bei der Schweizerei beginnt und die noch eine halbe Meile lange Straße bis Terezovac beschattet, war durch sehr interessante Gestalten belebt. Zigeuner, Muldenmacher, beschäftigten sich um eine gefällte Pappel. Diese Leute tragen ihre aus weichem Holz gefertigten, oft sehr großen Mulden, Schüsseln und Schüsselchen, Löffel und dergleichen in der Podravina zum Verkaufe herum und trotzen dabei, obgleich halb nackt, jedem Wetter. Selbst das Haupt ist unbedeckt und dessen einziger Schutz das dunkele, theils wild über den Nacken hängende, theils in Zöpfchen geflochtene Haar. Die kurze, rothe Pfeife, oft ohne Rohr, rauchen auch die Weiber. Bei Mangel an Tabak wird auch das untere Ende eines Pfeifenrohres im Munde getragen. Sie sprechen neben ihrem Idiom nur Ungarisch und gelten als ehrlich; während ihre Stammesgenossen, die

[1]) Valvasor: Grentz Oertern Bd. XII, S. 40 bis 41.

mit Weib und Kind, Roß, Wagen und Zelten zwischen den einzelnen Ortschaften hin und her ziehenden Schmiede, Kesselmacher und zugleich Roßtäuscher als die größten Diebe bekannt sind. Die schwarzbraunen Gesichter, das fettgetränkte, schwarze Haar, unter dem die kühnen, spitzbübischen Augen mit gewohnter Falschheit und verschmitzter Arglist hervorstechen, der orientalische Schnitt des Gesichtes geben ihnen einen eigenthümlichen Zug. Es herrscht offenbar ein Unterschied zwischen den vorhin erwähnten Koritari (Muldenmachern) und diesem Lottergesindel; die Racen müssen zweierlei sein; das zeigt sich nicht nur in der ernsten, würdevollen Ruhe der Koritari, sondern auch im Schnitt des Auges und der Züge derselben im Gegensatze zu dem lauernden Lugen, der Verstellungskunst und Unschuldigthuerei sowie der rastlosen Beweglichkeit der Kotlari (Kesselschmiede). Freilich müßte man ihre, wenn sie Wichtigeres verhandeln, halbgemurmelte Sprache verstehen, um sie beide besser beurtheilen zu können. Außer den Zigeunern durchstreifen auch einzelne bosnische Bärentreiber das Land.

Terezovac ist ein freundlicher Ort, den namentlich nebst der schon erwähnten Allee eine zweite von prächtigen Platanen ziert, welche an der von hier nach Cabuna führenden Poststraße eine halbmeilenlange Ausdehnung hat. Vor Cabuna begrüßten mich die Düfte eines Wassertümpels, in den die Landleute eines nahen Dorfes Hanf oder Flachs zur Beize eingelegt hatten, und aus einem zweiten ragten die Köpfe einer darin lagernden Büffelherde hervor. Man verwendet diese Thiere zum Zuge, meist nur auf den Janković'schen Gütern. Von Cabuna bis Slatina führt die Poststraße wieder am Fuße schöner Weinhügel hin und ist, einige sanfte Steigungen ausgenommen, eben und gut. Besonders reich an Weingärten ist der Marktflecken Slatina. Der Ort gehört zur Schaumburg-Lippe'schen Herrschaft Veröce und dehnt sich eine halbe Meile weit zu beiden Seiten der Straße hin aus. Nur der Platz gewährt größern Raum. Die große Menge und Ausdehnung der fürstlichen Weinberge ließ eine Champagnerfabrik entstehen, die ziemliche Mengen Schaumweines erzeugt und nach allen Seiten versendet. Die Weinkultur ist hier gut gepflegt und der weiße Wein und Schiller vortrefflich. Die blaßrothe Traube, Dinka genannt, entwickelt einen besonders angenehmen aromatischen Geruch und Geschmack. Die Ortschaften, die bisher und weiter bis Bukovica zu passiren sind, bilden eine einzige Gasse und sind ziemlich groß. Die Bauernhäuser haben gewöhnlich ein Strohdach und sind weißgetüncht; viele weisen farbige Zierrathen, sternförmige Figuren oder links und rechts an den Fensterstöcken gemalte Blumentöpfe und Blumen auf; oft ist ein am obern Fensterrahmen hervorragendes, geschnitztes Brett mit einer Reihe rother Paradiesäpfel oder winziger, gelber Kürbisse belegt. Eine Schnur grünen türkischen Pfeffers hängt zum Trocknen unter dem Dachfirste. In den Häusern älterer Bauart sucht sich der Rauch seinen Weg durch das Strohdach, welches er mit der Zeit rußschwarz beizt, trotzdem ein zierlich geschnitzter Rauchfang das Dach überragt. Ein im Gange vor der Küchenthür an einen der Pfeiler genagelter halbrunder Bretterkasten dient zur Aufbewahrung des Geschirres. Um den niedrigen Herd, auf dem ein tüchtiges Feuer flackert, sitzt die ganze Familie im Kreise oder umringt, auf dem Boden und niedrigen Schemeln hockend, eine Schüssel, aus welcher sich Jeder seinen Antheil langsam zu Munde löffelt.

Die Straße von Slatina bis Bukovica ist eben; hier jedoch windet sie sich durch den Ort Hügel auf und ab. Vor dem Wirthshause und dem katholischen Pfarrhofe — die Kirche liegt weiter rückwärts am Graben des im Jahre 1301 befestigt gewesenen, nun verschwundenen Paulinerklosters — hatten Lebzelter, Opanken-[1]) und Čizmenmacher, sowie auch Kaufleute ihre Leinwandzelte und Buden aufgespannt, Töpfer ihre Waare auf dem Erdboden ausgelegt. Es war Kirchtag. Festlich geputzte Bauern strömten von und zu den Zelten. Namentlich die jungen Bursche und heirathslustigen Mädchen umkreisten die Buden. Ein Kirchtag ist es, an dem die im Busen schlummernden Gefühle durch Geschenke bekräftigt oder auch zum ersten Male geäußert werden. Der Bursche führt seine Schöne, um die er zu werben gedenkt, unter ein Zelt und macht hier Einkäufe für die Verschämte. Weist sie die angebotenen Geschenke zurück, oder will sie ihm zur Bude gar nicht folgen, so ist er mit seiner Bewerbung abgewiesen und mag sein Glück bei anderen versuchen. Nimmt sie aber das Gebotene an, so giebt sie damit zu verstehen, daß er gefällt und bei ihren Eltern um sie anhalten könne. Er führt sie darauf zum Lebzelter und bewirthet sie mit Meth, einem in der Podravina sehr beliebten Getränke. Die Mädchen tragen, wie mit wenigen Ausnahmen in ganz Slavonien, so auch hier weiße, mit rothen oder blauen Stickereien gezierte Skute, ein Kleidungsstück, das Hemd und Frauenrock zugleich ist; ferner den farbigen Gürtel (Pojas) und im Haar gewöhnlich gelbe Strohblumen. Eitlere pflegen auch die krummen Schwanzfedern der Enteriche rings herum um die Stirn aus dem glatt angekämmten Haar hervorgucken zu lassen. Schönen Gesichtern steht das neckisch. Rückwärts ist das Haar stets in einen sehr breiten, flachen Zopf geflochten und mit einem gelben Kamme aufgesteckt. Feine Seidentücher verhüllen den Busen; eine seidene Schürze — Aermere tragen solche von Kattun — vollendet die Toilette, welcher weiße Halsperlen und silberne große Ohrgehänge die Krone aufsetzen. Die Bursche, welche auf Werbung ausgehen, kleiden sich besonders aufmerksam. Das Hemd und die weiten, bis zur halben Wade reichenden Hosen sind von weißem Linnen, mehr oder minder reich mit Wollstickereien und Schnurwerk besetzt. Die Brust bedeckt eine schwarze Tuchweste, deren Rückenstück über und über mit gelben, flachen Knöpfen besetzt ist. Am Hute prangt ein Busch künstlicher Blumen und ein Band, von dicht aneinander gereihten Zinkschnallen weißglänzend. Die Stiefelabsätze sind wo möglich an den Rändern mit einer blankpolirten Fassung von hellgelbem Messingblech beschlagen und haben rückwärts und an den beiden Seitenkanten einen bis zur Ferse reichenden spornartigen Ansatz. Ein weiß und roth gewebtes, quadrirtes Taschentuch, das in ein Westenknopfloch gebunden und durch ein Aermelloch gezogen neben dem Arm weit herabhängt, macht den Burschen unwiderstehlich. Nur der Gürtel zieht die Taille zusammen, die Schulter ist jedoch heute frei. Die Bauern in Slavonien pflegen nämlich sonst immer die Torba zu tragen. Es ist das eine, gewöhnlich lederne, Tasche, die auf schmalem oder auch äußerst breitem ledernen Riemen um die Schulter gehangen und getragen wird und von der sich der Bauer sehr selten trennt, da in ihr Messer, Feuerstein und Schwamm, Brot, Käse, Tabak und selbst die Schnapsflasche mitgenommen wird.

Im Hofe des Wirthshauses tanzte die Jugend nach den Klängen des Dudelsackes das Kolo. Die Tanzenden stehen im Kreise um den Musikanten, der, den Hut schief in die Augen gedrückt, unermüdlich ist. Seine Töne elektrisiren den Tänzerkreis; die linke Hand jedes Einzelnen ruht im Gürtel des Nachbars, die rechte umschlingt den Nacken des zweiten; oder alle umschlingen sich und das Ganze beginnt in die Runde zu stampfen und sich zu drehen. Obgleich

[1]) Der Opanak ist ein pantoffelähnliches, mit schmalen, langen Riemen oberhalb des Knöchels kreuzweise an den Fuß gebundenes Beschuhungsstück.

das Kolo an manchen Orten ein einfaches Stampfen ist, so fesselt es gerade in dieser Gegend trotz seiner Einfachheit durch die Kunst des Taktes und der von Allen zugleich ausgeführten Schritte. Es würde einem Tanzlehrer nicht leicht werden, dieses eigenthümliche Aufhüpfen und den kombinirten Schritt nachzuahmen. Die Bursche schlugen die Absätze aneinander, und einer suchte den andern durch kecke, witzige Lieder zu überbieten.

Manche dieser Leute sind Künstler eigener Art. Sie machen nämlich Fingerringe von Zinkblei, die sie mit rothem Siegellack einlassen; durch die Weise der Verzierungen verrathen sie oft einen guten Geschmack.

Abends bei der Heimfahrt suchten sich die einzelnen Wagen im Schnellfahren zu überbieten und zu überholen. Ein Kirchthurmrennen begann. Bei solchen Jagden ist die Straße nicht geheuer und Unglücksfälle sind häufig, weil die Pferde oftmals scheu werden und ein Wagen den andern in den Graben schleudert. Die Pferde sind klein und nicht so stark und schön wie die im Broder und Gradiškaner Bezirke, aber flink, die Wagen gut und hübsch gebaut. Auch Bukovica hat viel Weingärten. Von hier steigt und fällt die Straße über sanfte Hügel bis zu dem $^3/_4$ Stunden entfernten Mikloš. Die Felder sind nicht mehr so schön, Wald beginnt. Mikloš liegt im Bereiche großer Wälder, nahe am Gebirgszuge. Der Name des Ortes stammt aus dem 15. Jahrhundert, als der ungarische Große Ujlaky Miklós (Nikolaus) ein Schloß in nächster Nähe besaß. Die letzten Steine desselben verwendete man zur Aufmauerung der Brunnenwände in einem Bauernhause. In Mikloš bekam ich Gelegenheit einen Hochzeitszug und auch ein Leichenbegängniß zu sehen. Ersterer rasselte auf 15 Wagen heran, in deren erstem die aus ihrem Heimathsdorfe geholte Braut saß. Besonders fiel der Pferdeschmuck auf: lange vom Scheuleder bis auf die Knie der Rosse herabhangende, weiß und roth gewürfelte, gewebte Tücher und die aus ähnlichen Tüchern zusammengesetzten Fahnen. In der Mitte des Zuges saß ganz allein auf einem etwa fünf Eimer fassenden, vollen Fasse der Čauš, der Lustigmacher, der singend und jauchzend mit seinem Stocke auf das von ihm gerittene Faß losschlug. Die Gestalt erinnerte, da sein Hut unter Blumenbüschen verschwand, sehr stark an Bacchus. Die Aufgabe des Čauš ist es, die Hochzeitsgesellschaft mit Späßen zu unterhalten. Seine Possen stehen im größten Kontrast zum würdigen Ernst der beiden Beistände, des Debeli Kum und Stari svat. Als die Jungvermählten das Haus des Bräutigams betraten, streute ein Mann aus der Begleitung Maiskörner aus vorgebundenem Säckchen hinter ihnen her. Das bedeutet Fruchtbarkeit. Dazu ertönten ununterbrochen die Klänge des Dudelsackes. Nach dem Essen folgte das Kolo, dem das ganze zusammengelaufene Dorf zusah. Des andern Tages begaben sich in den Vormittagsstunden zwei Männer und zwei Frauen aus der Zahl der Gäste mit brennender Laterne zu einer Quelle, in deren Wasser sie das Licht verlöschten. Ich konnte nicht erfahren, was das für Bedeutung habe. „Tako je kod nas običaj“ („So ist es bei uns Sitte“) lautete die Antwort auf meine Frage. Der Gebrauch stammt jedenfalls aus der heidnischen Zeit und erinnert an die Hochzeitsfackeln der Griechen. Es haben sich außerdem bei Hochzeiten, Taufen, Leichenbegängnissen so viele Gebräuche erhalten und sind in den verschiedenen Gegenden so verschieden, daß man ein Buch darüber schreiben könnte und auch schon geschrieben hat. In der Podravina z. B., um nur Einiges zu erwähnen, legt die Mlada (Jungvermählte), wenn sie mit dem Manne fährt, ihren rechten Arm über dessen Nacken. In Velika muß sie ein halbes Jahr lang das Essen stehend einnehmen und jeden, der das Haus zum ersten Male betritt, mit einem Kusse willkommen heißen. Ich erstaunte, als ich einst in Velika in ein Bauernhaus tretend von einem schönen jungen Weibe umarmt und geküßt wurde; doch erinnerte ich mich rechtzeitig an sonstige Gebräuche bei Hochzeiten und schenkte dem schlanken Weibchen für den so freundlich gebotenen Willkommengruß einen ganz neuen Silbergulden, den ich zufällig bei mir hatte.

Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern.

III.

Ueber Morphu, eine unweit der Bai gleichen Namens reizlos in der öden Messaria belegene Stadt, die in früheren Jahren durch ihre Krappkultur eine große Bedeutung gehabt haben soll, setzte Baker seine Reise nach dem Süden der Insel fort. In möglichst schnellen Tagemärschen, um dem Anblick der traurigen Ebene und den gewaltigen Staubwolken zu entgehen, die der heiße Wind über sie hinwegführte, ging es zunächst nach dem innersten Theile der großen Bai, die in einem weiten, nach Nordwesten offenen Bogen tief in das Land einschneidet. Hier ändert sich die Landschaft: ansehnliche, von bewaldeten oder angebauten Schluchten und Flußthälern durchschnittene Hügel, die nördlichen Ausläufer der Troodoskette, treten bis an die Küste. Das etwa drei englische Meilen von der letztern entfernte Lefka ist ein wahrhaft paradiesischer Ort: an beiden Seiten eines engen Flußthales gelegen, sind die Häuser der Stadt in dem Grün ihrer Gärten und Orangenhaine fast verborgen. Die schmalen Gassen, in deren jeder ein Bach entlang fließt, sind von Ulmen, Eschen, Ahorn- und verschiedenartigen Obstbäumen dicht beschattet und durch das Rauschen zahlreicher Mühlräder anmuthig belebt. Das ganze Mauerwerk der Aquädukte war jetzt mit zierlichen Frauenhaarfarren geschmückt, die Fülle der reifenden Früchte an den Orangen- und Citronenbäumen aber eine derartige, daß bei mehreren derselben die Blätter vor der Masse der goldenen Aepfel nicht zu sehen waren. Man befand sich hier in einem der glücklichsten Landstriche Cyperns, der, wie eine oberflächliche Rundschau über die vortrefflich kultivirte Umgegend von Lefka erkennen ließ, mit seinen nie versiegenden Strömen vom Troodos ein ungemein wichtiger Distrikt für den Ackerbau ist.

Dicht an der Küste liegen neben dem heutigen Dorfe Karawóstasi die Ruinen der alten, von den Athenern gegründeten Hafenstadt Soli: ein Zeichen, daß man im Alterthum den Werth dieser günstigen Landungsstelle wohl zu würdigen gewußt hat, und zugleich eine Mahnung an die für den heutigen Handel Cyperns höchst wichtige Wiederherstellung eines Hafens in der Morphu-Bai: eine Aufgabe,

der sich die britische Regierung ohne Zeitverlust unterziehen müßte, wenn sie sich eben nicht der Mittel zu den nothwendigsten Reformen beraubt und sich so selber die Hände gebunden hätte. Gerade bei Soli ließe sich mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande ein zweiter Hafen für die Nordküste herstellen, der es bald mit dem von Kerynia aufnehmen, ja diesen wohl gar überflügeln würde.

Meist dicht an der felsigen Küste entlang, bald viele hundert Fuß empor-, bald wieder tief zum Niveau des Meeres hinabsteigend, führt der Maulthierpfad, der Lefka mit der Hauptstadt des Südwestdistriktes, Ktima oder Baffo, verbindet. Trotz des wilden und gefährlichen Weges war hier jedes anbaubare Fleckchen Bodens benutzt, Dörfer jedoch waren, wenigstens auf der ersten Strecke, nirgends zu sehen. Die Bauern brachten ihre leichten Pflüge auf Eseln von weither, und mit diesen sehr brauchbaren Werkzeugen pflügten sie steile Abhänge, die man in Europa, wenn überhaupt, so nur mit der Hacke urbar gemacht hätte. Von den Höhen an der Südseite der Morphu-Bai hatte der Reisende einen Einblick in die dicht von Gebirgen durchsetzte Gegend, eine Reihe wilder ungangbar steiler Felsen, die auf H. Kiepert's Karte (nach Baker der besten unter allen Karten von Cypern, die er zu Gesicht bekommen hat) mit der Bezeichnung „unerforscht“ versehen ist. Ein Fluß, der zur Regenzeit wasserreich genug sein soll, um in den Bergen gefälltes schweres Holz zu flößen, tritt hier aus einer engen Felsschlucht hervor und bildet weiter nach dem Meere zu ein schmales fruchtbares Thal. Ursprünglich scheint auch diese ganze Gegend mit mächtigen Pinienwäldern bedeckt gewesen zu sein, doch sind dieselben dem gemeinsamen Schicksal der cyprischen Waldungen verfallen und bis auf wenige noch stehende Bäume schonungslos vernichtet worden. Mit dem Fernglase konnte Baker eine Menge von großen Stämmen faulend am Boden liegen sehen, wo sie nach dem Fällen von den oberen steilen Höhen hinabgerollt, sich auf dem Wege abwärts zum Flusse an Wurzeln, Aesten und Bäumen verfangen hatten, und wo man sie mit cypriotischem Gleichmuth hatte liegen lassen, um andere, für den Transport bequemer stehende Stämme zu fällen.

Diese ganze Gegend, in der eruptive Felsmassen den Mergelschiefer und Kalksteinfelsen der Küste durchsetzt und stellenweise ein höchst merkwürdiges metamorphes Gestein gebildet haben, ist in geologischer Beziehung ungemein interessant; daneben steht zu vermuthen, daß sie in anderer Weise eine hohe Wichtigkeit erlangen wird. Zwischen Kavóstasi und Polis fand Baker verschiedene Perlen Kupferschwefelkies; Kupferadern zeigten sich häufig in den Felsen eingesprengt, und große Schlackenhaufen längs der Küste der Chrysochu-Bai bekunden, daß einst hier viel Bergbau betrieben worden ist. Freilich lauten die Berichte, die uns einige neuere Geologen über Cypern gegeben haben, nicht gerade ermuthigend für die Wiederaufnahme des im Alterthum und auch in späteren Zeiten noch blühenden cyprischen Bergbaues; doch darf man nicht vergessen, daß die Forschungen, die jenen Berichten zu Grunde lagen, einmal nicht von praktischen Bergleuten, dann aber auch mit zu geringen Mitteln und deshalb in zu beschränktem Umfange ausgeführt worden sind. Es ist eine bekannte Erfahrung, welche sanguinische Spekulanten auch anderswo oft genug zu ihrem Schaden gemacht haben, daß man einen Fehler begeht, wenn man bei Bergwerksunternehmungen den Fußstapfen der Alten folgen und annehmen will, daß das, was in früheren Zeiten für abbaufähig gehalten wurde, auch heute noch lohnend sein muß. Einmal standen, da man meist Sklaven und andere gezwungene Arbeiter in den Gruben verwandte, die damaligen Auslagen in keinem Verhältniß zu dem Kapital, das heute zum Bergwerksbetriebe nöthig ist; dann aber haben die alten Bergleute und besonders die Phönizier höchst selten oder nie ihre Erzadern aufgegeben, ehe sie dieselben nicht als völlig erschöpft betrachteten. So würde es in dem vorliegenden Falle auch nicht genügen, nur bei Soli, wo früher Zink gewonnen sein soll, und bei Polis, dem berühmten alten Kupferdistrikte, die Arbeiten wieder aufnehmen zu wollen, man müßte sich viel weiter erstrecken, aber umfassende Untersuchungen und großartige Anlagen erfordern auch ein dem entsprechendes Kapital, und bei dem heutigen Stande der Dinge in Cypern, wo Niemand weiß, ob die englische Besitznahme mehr sein wird, als eine mit den augenblicklichen Plänen einer bestimmten Partei vorübergehende politische Saison, ob man die Insel nicht schließlich, wie Korfu, aufgeben wird, hält sich das große Kapital wohlweislich fern, trotz der Koncessionen und Erleichterungen, welche die Regierung den Unternehmern gewähren will. Einstweilen hat eine kleine Gesellschaft von Privaten das Recht erworben, in diesem Distrikt auf Kupfer zu graben — jedes großartige Unternehmen, das dem ausgesogenen Lande neue Hülfsquellen erschließen könnte, wird durch die alles Vertrauen hindernde Halbheit der englischen Politik unmöglich gemacht.

Auf dem letzten Ende des Weges nach Baffo führt die Straße über ein etwa acht englische Meilen langes mit vielen Dörfern besetztes Plateau, das sich 2400 Fuß über dem Meere erhebt und mit reich angebauten Abhängen zu der hier sandigen schmalen Küstenebene abfällt. Das infolge der vom Meere aufsteigenden Nebel feuchte Klima sowie der Boden dieses Plateaus scheinen sich vorzüglich zur Kultur von Obstbäumen aller Art zu eignen; wenn in Zukunft erst einmal bessere Straßen den schnellen Transport einer so leichtem Verderben ausgesetzten Waare ermöglichen werden, könnte der Markt von Alexandria, der jetzt sein Obst hauptsächlich von der syrischen Küste bezieht, gut von hier aus versorgt werden.

Ktima oder Baffo, die Distriktshauptstadt, ist ein ausgedehnter Ort, der, wie so manche andere Stadt der Insel, den traurigen Eindruck herabgekommener Größe macht. In dem unbedeutenden Hafen lagen einige kleine Fahrzeuge, von dem Fort wehte die Flagge, nichts aber zeugte von zeitgemäßem Fortschritt oder von kommerzieller Thätigkeit. Unweit der heutigen Stadt liegen die spärlichen Ruinen des alten Paphos, der Hauptstätte des Venusdienstes, die, vor der britischen Okkupation vielfach und besonders durch den unermüdlichen General di Cesnola untersucht, nur wenig Interessantes bieten und geboten haben. Die Gräber aus der vorrömischen Zeit sind fast alle schon vor Jahrhunderten geöffnet und ausgeraubt, die Ruinen des von Vespasian wiedererbauten herrlichen Tempels aber unter der Herrschaft der Lusignans geplündert worden, um mit den vorgefundenen reichen Kunstschätzen ein königliches Schloß in der Nähe auszuschmücken. Bald hinter Baffo fängt der Distrikt von Limasol an, ein von den südlichen Ausläufern der Troodoskette durchzogenes, von zahlreichen Flüssen bewässertes Gebiet, das mit seinen großen Dörfern, seinen reichen Feldern, seinen Hainen von Oliven- und Johannisbrotbäumen durchweg den erfreulichen Anblick eines gut kultivirten und von der Natur begünstigten Landes darbietet.

Die Stadt Limasol selber, die präsumtive zukünftige Hauptstadt der Insel, hat durch ihre Lage an der westlichen Seite einer weiten, nach Südosten offenen Bai Aehnlichkeit mit Larnaka, unterscheidet sich aber von diesem, wie überhaupt von allen cyprischen Städten, durch eine Menge von deutlich hervortretenden Verbesserungen, die ihr durch die ener-

gische Thätigkeit des britischen Oberkommissars, Artillerieobersten Warren, zu Theil geworden sind. Die Straßen und Plätze zeichnen sich durch die größte Reinlichkeit aus, da aller Unrath bis weit vor die Stadt hinausgeschafft wird; rings um die Plätze sind Reihen junger Bäume gepflanzt, der Kai und der von ihm auslaufende Molo befinden sich im besten Zustande, in den Läden und Lagerräumen am Kai und in den Straßen des Bazars herrscht reges Leben, dabei musterhafte Ordnung. Neuerdings sind auch offene, mit gereiften, galvanisirten Eisenblechtafeln bedachte Markthallen nach europäischen Mustern erbaut worden, eine Einrichtung, mit der Oberst Warren jedoch einstweilen noch kein Glück bei den Einwohnern gemacht hat, da die Hauptabsicht, die er mit derselben verfolgte, in der Abschaffung alter, verrotteter Zustände des cyprischen Marktverkehrs bestand. Nach den an vielen Stellen noch in Kraft befindlichen städtischen Gesetzen der türkischen Verwaltung wurde nämlich für jede Art der Marktwaaren an Fleisch, Fischen und Gemüsen ein bestimmter, von der bessern oder schlechtern Qualität ganz unabhängiger Preis pro Oka festgesetzt. Große und kleine, seltene und gewöhnliche Fische sind nach der Annahme dieser geistreichen Bestimmung dasselbe und dürfen auch nur zum gleichen Preise verkauft werden. Ebenso verhält es sich mit Fleisch und Gemüse: der beste sorgfältig im Garten gezogene Blumenkohl hat z. B. nicht mehr Werth als das gleiche Gewicht gemeinen halbverwilderten Feldkohls. Welche Folgen derartige Bestimmungen auf den Stand des Gemüsebaues haben müssen und auf die Schlachtviehzucht haben müßten, wenn diese letztere überhaupt eine nennenswerthe Rolle in Cypern spielte, ist leicht denkbar, und doch begegneten die neuen, gegen diese Mißstände gerichteten Anordnungen dem zuerst lebhaften, dann passiven Widerstande aller Betheiligten. Viele Verkäufer zogen sich gänzlich vom Markte zurück, die wenigen, die in ihren Stellen blieben, trieben die Preise in die Höhe, so daß vieles, was bisher Volksnahrung gewesen war, nur noch von den reichen Einwohnern gekauft werden konnte. So ruinirte die neue Einführung, die nach der Absicht der Engländer allen Klassen zu gute kommen sollte, eine Zeit den ganzen Markt von Limasol: natürlich betrachtet die Regierung dieses erste Fehlschlagen der gesunden und nothwendigen Reform nicht als einen Grund gegen die schließliche Ausführung derselben, wohl aber als eine Mahnung zu langsamerer Gewährung von Freiheiten an ein Volk, das durch lange Unterdrückung von jeglicher Freiheit entwöhnt ist.

Zwei kleine Dampfer vermitteln alle zwei Tage den Personen- und Güterverkehr zwischen den beiden südlichen Häfen Limasol und Larnaka, von denen der letztere nur durch eine Laune des Zufalls oder vielmehr durch den Unverstand der hohen britischen Militärbeamten zu der bevorzugten ersten Stellung gekommen ist, die er seit der Okkupation einnimmt. Angesichts der gesunden, schattenreichen Umgebung von Limasol muß es jedem vernünftigen Menschen wie eine unerklärliche Gewissenlosigkeit erscheinen, daß die englischen Okkupationstruppen im heißen Juli 1878 nicht hier, sondern in Larnaka ausgeschifft werden und dort in der traurigsten baumlosen Küstenebene, dicht neben den die Luft verpestenden Sümpfen, ihr Sommerlager aufschlagen mußten. Ob die Anregung zu dieser wahnsinnigen Maßregel, die für den Gesundheitszustand der Truppen so verhängnißvoll wurde, wirklich, wie Baker glaubt, von Leuten ausgegangen ist, die Eigenthum in Larnaka besaßen und aus dem plötzlichen und unverhältnißmäßigen Steigen der Hausmiethen Vortheil ziehen wollten, wird heute schwer zu entscheiden sein — auf jeden Fall ist es keinem der früheren Eroberer von Cypern, weder Richard Löwenherz im Jahre 1191, noch Lala Mustapha im Jahre 1571, eingefallen, seine Truppen anderswo auszuschiffen, als in Limasol. Aber: „der militärische Theil der Okkupation," sagt Baker, „wurde genau mit derselben Kopflosigkeit und demselben Mangel an Verständniß ins Leben gerufen, die alle derartigen englischen Unternehmungen charakterisiren." Und daß es neben solchen großen Mißgriffen auch an kleineren nicht gefehlt hat, beweist er uns durch Anführung einiger Thatsachen, welche allerdings die englische Militärverwaltung in etwas sonderbarem Lichte erscheinen lassen. „Das Kommissariat hatte sich alle Mühe gegeben, die Truppen mit Luxusgegenständen auszurüsten, die einem gewöhnlichen Menschen unfaßbar vorkommen." Während es an dem nöthigen Kochgeschirr mangelte, hatte man unter anderen Ungeheuerlichkeiten eine große Menge — kupferner Wärmflaschen mitgegeben (für eine Julitemperatur von 40° C.!), und ein ähnlicher Komfort, den die vorsorgliche Behörde massenweise gesandt hatte, bestand in einem gewaltigen Vorrath von — gußeisernen Kohleneimern. Diese merkwürdigen Gegenstände, die, $3^1/_2$ Fuß lang, $2^1/_2$ Fuß breit und ebenso tief, nach Baker's Ansicht „sich besser zu Fuß- oder Sitzbadewannen oder zu Bassins für junge Seehunde geeignet hätten", sollten als Kohlenbehälter in den Zelten aufgestellt werden, wo man keine Kohlen brauchte, und diese, selbst wenn man sie gebraucht hätte, auch lieber auf die Erde gelegt hätte. „Welcher Reisende hat je eine kupferne Wärmflasche oder einen riesigen, fast 200 Pfund schweren Kohlenkasten mit sich geschleppt?" ruft Baker aus. „Was soll aus unserm Lande werden, wenn diese schreckliche Verschwendung nicht aufhört? Und diese unnützen Thorheiten hindern die Bewegungen unserer Truppen und verursachen beim Ausladen solchen Trödelkrams unseren Matrosen unnöthigen Kraftaufwand! Sollten wir später einmal das Unglück haben, Spitzbergen zu annektiren und Truppen dahin senden, so werden wir denselben wahrscheinlich keine Wärmflaschen und kein Brennmaterial, sondern eine Schiffsladung Wasserkühler und Familien-Eismaschinen mitgeben."

Der Hafen von Limasol wird schließlich der Hauptstapelplatz des Handels von Cypern werden. Als letzterer im Jahre 1879, der großen Dürre und der allgemeinen Ungewißheit wegen, gänzlich darniederlag, bildete Limasol eine Ausnahme von der Regel. Den Hauptzweig des Exportes der Stadt bildet die Weinausfuhr; denn der Distrikt von Limasol vertritt vor allen anderen Theilen des Landes die von den Venetianern zuerst angeregte Weinkultur: wenn man eben die äußerst rohe Art und Weise, die Weinstöcke zu behandeln und den Wein herzustellen mit dem Worte Kultur bezeichnen will. Man muß Baker's eingehende Schilderung der cypriotischen Weinbereitung gelesen haben, des endlichen Transportes des für den Verkauf fertigen Getränks in schmutzigen getheerten Ziegenschläuchen, auf dem Rücken eines Maulthieres, das mühsam den meilenweiten Weg bergauf und bergab klimmt, in einer Sonnengluth, die den Wein im Schlauche in die Temperatur des heißesten Bades versetzt und ihm den entsetzlichen Geruch dieses primitiven Behälters mittheilt, um es zu bewundern, daß damit ein wichtiger Handelsartikel und ein von Liebhabern theuer bezahltes Produkt gewonnen werden kann. Es versteht sich von selber, daß bei verständiger Pflege und unter gesunden Bedingungen die Qualität des cyprischen Weines sich unendlich verbessern könnte — was die Quantität der Produktion anbetrifft, so hat dieselbe seit langer Zeit von Jahr zu Jahr abgenommen, und werden heute nur noch diejenigen Ländereien zum Weinbau benutzt, die zu anderer Kultur durchaus nicht zu verwenden sind. Und dies ist kein Wunder; denn diese Industrie ist, weil den mohammedanischen Principien zuwider, von den Türken mit außerordentlichen

Steuern und Beschränkungen belastet worden, die, im Laufe der Jahre immer zunehmend, sogar jetzt unter der geldbedürftigen britischen Verwaltung noch nicht geändert worden sind. Wir können auf die Einzelheiten der unsinnigsten Besteuerung, der tausendfältigen Plackereien und Scherereien, denen der Weinbau und Weinhandel Cyperns ausgesetzt ist, hier nicht näher eingehen: es genüge die freilich unglaublich klingende, aber durchaus richtige Angabe, daß der cypriotische Weinproducent als Reinertrag von einem Donum (50 qm) Weinland nicht mehr als 30 Piaster (circa 5 Mark) jährlich erzielt! Hierbei bringt er weder seine eigene Arbeit noch die Abnutzung seines Inventars an Werkzeug, Krügen und Schläuchen, weder den Verlust durch Mißwachs noch andere Zufälligkeiten in Anrechnung.

Im Gegensatze zu dem abnehmenden Export von Wein aus Limasol steht die Ausfuhr eines andern wichtigen Produktes dieses Distrikts: des sogenannten Johannisbrodes oder der Schoten des Karubenbaumes (Ceratonia L.). Seit im Jahre 1872 das Regierungsmonopol abgeschafft worden ist, hat der Handel einen von Jahr zu Jahr wachsenden Aufschwung genommen, „und diese aus der Freiheit entstandene Begeisterung mag der englischen Regierung als Beweis dienen, wie sich der Weinhandel nach Aufhebung des gegenwärtigen Unterdrückungssystems heben wird.“ Im Jahre 1872 betrug die Ernte an Johannisbrod etwa 10 000 Tonnen, welche frei an Bord pro Tonne zu 90 Mark verkauft wurden. Damals war Rußland der Hauptkäufer und das Johannisbrod wurde nach den Häfen des Schwarzen Meeres verschifft. 1875 trat England als hauptsächlicher Abnehmer ein; das englische unter dem Namen „Thorley's Patentfutter für Rindvieh“ bekannte Fabrikat soll zum großen Theil aus dem nahrhaften Johannisbrod bestehen. Der Export stieg in Folge dessen im nächsten Jahre schon auf 18 000 Tonnen, der Preis stieg mit der vermehrten Nachfrage, und wenn auch seitdem durch verschiedene Ursachen Schwankungen eingetreten sind, so bildet die Ausfuhr des Johannisbrods nach wie vor einen bedeutenden Posten in den Einnahmen des Landes. Im wilden Zustande in den Wäldern Cyperns heimisch, müssen die Johannisbrodbäume für den Fruchtertrag erst gepfropft werden. Man pflanzt sie gewöhnlich in weitläufigen Reihen auf den Getreidefeldern, und beträgt der Durchschnittsertrag eines Baumes von mittlerer Größe etwa 42 kg.

Nach fast dreiwöchentlichem Aufenthalt in Limasol, wo er sich eine gründliche Kenntniß der wirthschaftlichen Verhältnisse des umliegenden Ackerbaudistriktes erwarb, brach Baker nach dem in einer Höhe von 4340 Fuß über dem Meere im Troodosgebirge belegenen Kloster Trooditissa auf, wo er die Sommermonate zuzubringen gedachte. Der Weg führte zunächst durch welliges, meist reichbewaldetes Terrain, das allmälig in eine entzückende Hügellandschaft von parkähnlichem Charakter überging, wo an den Ufern der in tiefen Thälern dahinströmenden Bäche rothblühende Oleander, Myrthen und Mastixbüsche standen. Man passirte den großen Weindistrikt in den Vorbergen des Troodos, durchwanderte das Gebirge, das mit seinen romantischen Thälern und Schluchten und dem herrlichen Pinienwalde unvergleichlich schöne Blicke darbot, und erreichte endlich das in einem dichten Haine von Walnuß- und Feigenbäumen fast verborgene Kloster, dessen mangelnde architektonische Schönheit („es sah aus wie eine Familie europäischer Scheunen, die sich mit einem Schweizerschlößchen gekreuzt haben“) durch den Reiz der großartigen Gebirgslandschaft ringsum aufgewogen wurde. Eine mit rohem Prunk, vieler Vergoldung und einem wunderthätigen Marienbilde ausgestattete kleine Kapelle neben dem eigentlichen Klostergebäude wird von den Bewohnern der Gebirgsdörfer nicht gerade häufig besucht; so führen die Mönche von Trooditissa in Wahrheit ein ziemlich weltabgeschiedenes Leben. Faulheit und Unsauberkeit sind ihnen zur zweiten Natur geworden; die Gärten um das Kloster befinden sich in dem Zustande ärgster Vernachlässigung; die Zellen der Mönche, und sie selber nicht weniger, sind schmutziger als nöthig wäre. Aber die einfache Lebensweise, wo Gerstenbrod und rohe eingeweichte Saubohnen die tägliche und fast ausschließliche Nahrung ausmachen, die vielen vollständigen Fasttage und der durchaus nicht verbotene Commendaria und andere einheimische Weine bekommen den frommen Brüdern vorzüglich. Es sind alles, auch die ältesten unter ihnen, kräftige, gesunde Leute, die ihr bequemes Dasein in vollkommener Harmonie und Seelenruhe genießen. Der siebenzigjährige Prior, der Strümpfe strickend jeden Morgen im Thorweg des Klosters dasaß, während ein Knabe ihm aus dem griechischen Testament vorlesen mußte, und der diese Beschäftigung nur unterbrach, um Baumwolle zu spinnen oder hölzerne Löffel zu schnitzen, die er den gelegentlich kommenden Leuten aus dem Flachlande als Gegengeschenk für ihre kleinen Gaben verehrte, war ein Original in seiner Art. Ihm lag alles, was die Welt im Großen anging, so fern, daß er täglich dem Reisenden lange Geschichten zum Besten gab, von denen er annahm, daß sie dem Engländer neu und interessant sein müßten, so namentlich die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern, die mit Thränen der Theilnahme von Anfang bis zu Ende erzählt und von Baker mit ebenso lobenswerther Aufmerksamkeit angehört wurden, wie die anderen nicht ganz unbekannten Erzählungen vom Garten Eden, der Sintfluth, Noah's Arche u. s. w.

In diesem friedlichen Aufenthalte brachte Baker drei Monate zu; hier schrieb er die Schilderung seiner Reise durch Cypern, stellte seine Beobachtungen über Land und Leute zusammen und zog die Summe aus denselben, die er in Form von verschiedenen Vorschlägen zu den nothwendigsten Reformen seinen Schilderungen als Schluß anhängt. In Kürze lassen sich diese Vorschläge etwa auf Folgendes zurückführen:

Die nächsten Pflichten, die England dem Lande gegenüber hat, sind 1. die Einrichtung einer vernünftigen, wirklich durchführbaren Forstverwaltung; Bepflanzung aller nutzlosen Ländereien mit Eichen, Pinien, Cypressen, Platanen, Johannisbrodbäumen und anderen ursprünglich in Cypern heimisch gewesenen, jetzt fast ausgerotteten Bäumen. Hand in Hand hiermit muß die Anstellung einer genügenden Anzahl von Forstbeamten gehen, die für den Schutz des Waldes sorgen, und zugleich in ihren Distrikten die Obstbaumkultur der Dörfer fördern.

2. Die Herstellung der nöthigen Straßen, und zwar nicht der einstweilen noch kaum nöthigen breiten macadamisirten Chausseen, sondern der, für lange noch genügenden, geebneten Wege für die zweirädrigen Karren des Volkes.

3. Die Verleihung von Darlehen an die ländlichen Besitzer, zum Zwecke künstlicher Bewässerungsanlagen sowie die Aufwendung von Kapital zur Bohrung artesischer Brunnen. Zu dem im Orient üblichen Zinsfuß von 6 Procent das Geld ausleihend, das sie selber zu 4 Proc. aufnimmt, würde die Regierung bei dieser Maßregel, die augenblicklichen Erfolg bringt, nichts riskiren und dem Lande die größte Wohlthat gewähren. Die Anlage eines Wasserrades kostet inklusive der Anschaffung des dazu nothwendigen Ochsengespannes 440 Mark nach unserm Gelde. Da auf den Ebenen Cyperns das Wasser fast überall 6 bis 8 Fuß unter der Oberfläche sich

befindet, würde durch derartige Anlagen die heute bestehende vollständige Abhängigkeit des cyprischen Landwirthes von dem Mehr oder Minder des doch immer zu spärlichen Regenfalles bedeutend abgeschwächt werden. Ein Wasserrad von dem angegebenen Werthe bewässert 80 Donums (1 Donum = 50 qm) Getreideland oder 40 Donums Gartenland.

Eine gründliche Reform des Steuerwesens, in dem Mißstände bestehen, wie sie wohl nur unter türkischer Herrschaft sich ausbilden können; eine Regulirung des Landbesitzes — denn es giebt heute kaum einen Eigenthümer auf Cypern, der nicht schon mit Hülfe der korrumpirten türkischen Beamten und zuletzt bei Gelegenheit der Umwälzung in der Verwaltung seinen Besitz willkürlich vergrößert hätte —, endlich die Einrichtung von Distriktschulen, in denen die englische Sprache gelehrt werden muß und die Regelung der kirchlichen Forderungen an das Volk: dies würden im Großen und Ganzen die Hauptaufgaben der britischen Regierung in den nächsten Jahren sein. Die Grundbedingung aber zu wirklichem Gedeihen des Landes, das England nach Baker's Meinung nie wieder aufgeben darf, ist die unter allen Umständen anzustrebende und mit allen Mitteln zu versuchende Klarlegung des Besitzrechtes, das Aufhören des unerträglichen Zustandes, in dem Cypern kaum etwas anderes ist, als eine leichtsinnig übernommene Besitzung, die mit so großen Hypotheken belastet ist, daß die Einnahmen vollständig für Zinsen aufgehen, und nichts für Verbesserungen und zur Weiterentwickelung übrig bleibt.

Notizen über die nubischen Wüstenbewohner Ababdeh und Bischarib.

Von **Carl Berghoff** in Chartum.

II.

Was dem Fremden zuerst und am meisten auffällt, ist die phantastisch excentrische Haarfrisur, in welcher ein langer hölzerner Stocher, ein Kammsurrogat zum Frisiren, Kratzen und Schaben der Kopfhaut steckt; derselbe dient nicht, wie andere Reisende von einander gegenseitig abschreiben, zur Ruhestiftung unter den dort hausenden Insekten, da der Zustand der Fettung und Ordnung so leicht keine Ansiedelung von Ungeziefer zuläßt. Kein Bischâri läßt sich den Kopf scheeren oder trägt eine Kopfbedeckung, mit Entrüstung weist er solche von zelotischen Moslim gestellte Versuchungen zurück. Niemals bemerkt man unter ihnen irgend welche Art Tatuirungen oder Narben, die doch beim ansässigen Nubier und sogenannten Sudân-Araber unvermeidlich sind. Alle sind dagegen beschnitten; angeblich ist auch die Circumcision und Infibulation des weiblichen Geschlechts gebräuchlich. Kleidung braucht der nubische Nomade wenig, eine bis zu den Knien reichende weite Hose von grobem Baumwollenzeug [1]) und ein eben solches Tuch, um es um den Oberkörper zu wickeln und Nachts als Schlafdecke zu gebrauchen; bei Märschen wird es gewöhnlich um den Leib gegürtet. Ein eben solches nur größeres und wohlgefaltetes Tuch macht die Bekleidung der Weiber aus, Mädchen tragen den nubischen Lederfranzengürtel (arab. Râchad), Kinder unter acht Jahren sind unbekleidet. Die Haartracht des weiblichen Geschlechts besteht aus einer Unzahl kleiner, nach hinten gelegter, bis zum Nackenende herabreichender Zöpfchen; ähnlich wie bei den Barabra und anderen Nubiern. Als Schmuck, der nur dem weiblichen Geschlecht zukommt, sind beliebt: elfenbeinerne und hörnerne Armringe, silberne auch goldene Bein-, Ohr- und Nasenringe, ferner Achatzierrate und weniger Glasperlen. Selten sieht man einen Bischâri unbewaffnet, die üblichen Offensivwaffen sind: ein oder mehrere breitblättrige fast mannslange Wurfspeere resp. Lanzen, ein gerades mächtiges Schwert deutschen Ursprungs, das gewöhnlich am Riemen über die linke Schulter gehängt, auf dem Kameel aber am Sattel befestigt wird. Zur Defensive wird gebraucht ein runder Schild aus Ochsen- oder Nilpferdhaut, ferner ein säbelförmig gebogener fester Stock, um anfliegende Speere abzupariren, der außerdem auch als Wurfwaffe verwendet, gewöhnlich aber zur friedlichern Bestimmung des Kameelantreibens dient. Das kurze, krumme, spitzenlose Messer, welches man gewöhnlich im Gürtel dieser Leute sieht, ist durchaus keine Waffe, sondern wird nur zu harmlosem Holz- und Grasschneiden, zu Küchenzwecken und dergleichen verwendet.

Oft führen die jungen Leute unter sich Scheinkämpfe auf; ernstliche Zwistigkeiten, die bei ihrem Aufbrausen nicht selten sind, arten aber auch leicht in Blutvergießen aus. Blutrache ist ihnen heilig. Alle Behausungen, die ich sah, selbst solche, die ständige Wohnplätze zu sein schienen, waren Hütten oder vielmehr Zelte von über Stangen und Baumästen gespannten Matten (Sudanarabisch Brûsch genannt; als Material dienen Dumpalmenblätter). Doch sehen wir uns ein solches Zelt näher an! Zuerst vor der Thüröffnung hängt in einem Strauche ein großer thönerner Krug, (Sudanarab. Bûrma), der die Bestimmung hat, das Trinkwasser zu klären und zu kühlen, daneben ist die Feuerstelle; auch haben dort die flachen Mehlreibsteine ihren Platz. Eintretend ins Zelt gewahrt man zuerst rechts neben dem Eingange das Angarêb (Ruhebett) des Hausherrn, worauf derselbe gewöhnlich in einer unbeschreiblich faulen Stellung auf dem Bauche liegt und den Besucher anglotzt; neben ihm hängt sein Schwert, Messer, Schild, und lehnen seine Lanzen. Links liegt das Geschirr, die Geräthe zur Speisebereitung, einige runde unglasirte Thontöpfe ohne Henkel, eiserne Pfannen, Kürbißschalen und Butter enthaltende große schmutzige Kürbißflaschen, durch einen aufgebundenen ledernen Stöpsel geschlossen. Die hintere Hälfte des Zeltes ist durch eine Art Scheidewand, die aus einem aufgehängten unbeschreiblich groben Zeuge von dunklen Kameelshaaren besteht, abgeschlossen. Dahinter haust das Eheweib oder deren zwei, jedoch nicht mehr; dorthin verkriechen sich die hoffnungsvollen splitternackten Sprößlinge, welche sofort Angesichts des Fremden das Hasenpanier ergriffen. Gewöhnlich sind die Bischarib mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet, da sie, wie fast alle afrikanischen Völkerschaften, deren Erzeugung als einzigen Lebenszweck ansehen. Die kleinen braunen Burschen mit ihrer eigenthümlichen Haar-

[1]) Aus Dâmur, einem inländischen, von den Barabra fabricirten Stoffe; derselbe dient im Sudan als Kleidung der niederen Klassen, der Soldaten, Nomaden, Sklaven. Es wird auch als Segeltuch gebraucht und ist sehr fest und dauerhaft.

frisur sind ein drolliges Völkchen, man scheert und rasirt ihnen nämlich, zur Erzielung höherer Eleganz des zukünftigen Haartoupets, das Haar, nur auf der Schädeldecke, der Stirn zu, bleibt ein einsamer Busch. Die Mädchen sind sehr graciös, schlanker und feiner als die Aegypterinnen; ächte Töchter der Wüste mit großen, scheuen, dunklen Augen. Der junge Bischari nimmt, wenn er mannbar geworden, seine Kameele, die er bei Gelegenheit seiner Geburt von Eltern und Verwandten geschenkt erhielt, zieht fort auf die Karawanenstraßen, den Kameelvermiether, Führer, Treiber spielend, mehr als sparsam lebend, unermüdlich hin und her ziehend, bis er soviel erworben hat, um eine Frau kaufen und ein eigenes Heim gründen zu können. Die Weiber variiren im Preise von 4 bis 8, selbst 10 Kameelen. Doch muß er natürlich noch außer diesem andere Thiere und Vermögen besitzen, da es Sitte ist, sich nach der Verheirathung nicht mehr zu plagen; die Arbeit besorgt dann die Frau und die ihr untergeordneten Sklaven [1]). Der Mann fröhnt dem q'âd sakit (sudânarab. Ausdruck, der etwa so viel bedeutet, wie dolce far niente). Zum Hochzeitsschmause werden ein, manchmal sogar zwei weibliche Kameele geschlachtet und ein paar Hammel zugerichtet; die ganze Sippe, ja alles, was weit und breit lebt, wird eingeladen und schwelgt tagelang im Ueberfluß von Fleisch, Milch und Merissa. Umständliche Trauungsceremonien scheinen nicht gebräuchlich zu sein; mit der Erstattung des Kaufpreises ist allem genügt.

Was den religiösen Standpunkt der Bischarib anbelangt, so bekennen sie sich zum Islam, doch lauere Mohammedaner sind wohl schwer zu finden. Kaum daß sie das gewöhnliche Glaubensbekenntniß auswendig wissen, die meisten der uns begleitenden jungen Leute konnten nicht einmal das Fatha hersagen, der Abwaschungs- und Gebetsriten gar nicht zu gedenken. Demgemäß hat auch die Arabisirung geringe Erfolge; die Leute sind auf ihre Abstammung stolz und vermischen sich nicht mit den eindringenden Semiten. v. Heuglin, glaube ich, hat einmal behauptet, der in Korosko wohnende Schech Hamîd Chalifa, von Abkunft ein Abâdi, sei Großschech beider Völker. Die Sachlage verhält sich aber anders. Hamed Chalifa ist gewissermaßen Schech, Direktor des Karawanenwegs zwischen Korosko und Berber und als solcher für die Sicherheit der Reisenden und Waaren auf dieser Strecke verantwortlich. Jeder Kameeltreiber resp. Vermiether, gleichgültig welcher Nation er angehört, muß ihm einen gewissen Antheil des Verdienstes entrichten. Ich sah und sprach ihn, einen alten silbergraubärtigen feisten Mann, der sich viele Würde gab. Alle Gemalîn, Bischarib, Ababdeh und Araber kamen, ihm die Hand zu küssen. Auch mir gegenüber behauptete er über alle Wüstenbewohner zu gebieten, doch als ich später während der Reise einst die Bischarib über seine Autoritätsverhältnisse fragte, lachte man und klärte mich auf. Man nannte mir damals auch die verschiedenen Stämme und zählte deren Häuptlinge auf; leider versäumte ich davon schriftliche Notiz zu nehmen. Der ägyptischen Regierung ist alles unterworfen, aber schwerlich hat sie großen pekuniären Nutzen davon.

Der wüstenbewohnende Nomade Nubiens ist ein großer Jagdliebhaber; die üblichste Jagdweise wurde mir folgendermaßen geschildert: „Wenn die regenlose trockne Zeit naht, wo die Herden sich um die Brunnenlöcher scharen, die Vegetation aus Wassermangel abstirbt und die erhitzte Luft auf der ausgedörrten Châla zittert, dann hält der Bischari sein schnellstes Heggin (Rennkameel), das mit in Milch geweichter Durrah gefüttert wird, bereit. Mittags während der glühendsten Hitze besteigt er es mit zwei Wurflanzen bewaffnet, wenn es Antilopen gilt; für Gazellen genügt schon der schwere gekrümmte Stock, und reitet langsam hinaus. Bald erblickt er das Wild, das, schon von fern seinen Feind witternd, sich langsam unter dem spärlichen Schatten des Mimosenbusches erhebt. Vorsichtig naht sich der Bischâri von der Seite, dann plötzlich sein Kameel zum Galopp anfeuernd, stößt er den Jagdruf aus: Hoî-Hoî! und so geht's fort, wie die wilde Jagd. Quersprünge, Kurven helfen der Antilope nichts, denn das kluge abgerichtete Dromedar schneidet den Weg ab und gewinnt immer mehr durch seine Ausdauer; eine halbe Stunde geht's so fort über Stock und Stein, durch Sand und Dornengebüsch. Endlich mangeln dem armen gehetzten Thiere die Kräfte, wochenlang hat es keinen Tropfen Wasser, keine grüne Nahrung gehabt, es kann der Anstrengung und Hitze nicht widerstehen, ermattet mehr und mehr, immer langsamer wird sein Lauf. Näher kommt der wilde Reiter, die Waffe schwingend, bis er endlich seine Beute durch einen gutgezielten Speerwurf niederstreckt."

Zum Schlusse will ich noch eines eigenthümlichen Aberglaubens erwähnen. Einst trafen wir am Wege eine meterlange Haja, sofort machten unter Zetergeschrei die Araber und ich Jagd darauf. Die Bischarib rührten sich aber nicht vom Fleck, während es uns bald gelang, das Thier mit unseren Stöcken zu erlegen. Auf unser Fragen an die Bischarib, warum sie sich nicht an der Tödtung dieses gefährlichen Reptils betheiligt hätten, antworteten sie: „Es giebt in unserm Lande gar viele Schlangen, wenn einer von uns eine tödtete, dann würde er unfehlbar bald von deren Genossen gebissen und müßte sterben. Das haben uns die alten Leute wohl eingeprägt."

[1]) Die Bischarib hatten Sklaven, wenn auch nicht in großer Anzahl, und nehmen es dabei nicht so genau mit deren Abkunft, denn ich sah in Berber einen früheren türkischen Irregulären (Baschi Bozuk), den die Nomaden eingefangen und in fünfjähriger Sklaverei in ihren Bergen gehalten hatten, bis es ihm gelang zu entweichen. Die Missethäter wurden später gerichtlich belangt, geprügelt, eingesperrt und zur Zahlung eines bedeutenden Schmerzengeldes verurtheilt. In Berber sah ich auch einen Bischari, einen vollständigen Albino, mit hellröthlich welker Haut, weißem Haar, Wimpern und Bart, gelbröthlichen blinzenden Augen, den einzigen Fall den ich verzeichnen kann.

Vorläufiges über Dr. Lenz' Reise durch die westliche Sahara.

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift (XXXVIII, S. 88 bis 91 und 104 bis 107) haben wir nach den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" die Reise des Dr. Oskar Lenz bereits bis Fum-el-Hossan oder Tizgi verfolgt, welches am Nordrande der Sahara zwischen dem sogenannten „Anti-Atlas" und dem Wed Draa liegt (etwa unter 28° 50′ nördlicher Breite). Im Nachstehenden geben wir nur einen kurzen, vorläufigen Ueberblick des weitern Verlaufes dieser Reise, für deren Ausführung dem Dr. Lenz neben anderen Auszeichnungen die zweite Ritter-

medaille der Berliner Gesellschaft für Erdkunde verliehen worden ist — die erste erhielt Prschewalski. Wir entlehnen das Folgende Zeitungsberichten über die von Dr. Lenz in Paris und Berlin gehaltenen Vorträge.

Von Tizgi an verlief der Wüstenmarsch auf einer Entfernung von nahezu 1000 km in südöstlicher Richtung bis Taudeni (etwa unter 22° nördl. Br.). Nachdem der Wed Draa überschritten, kreuzte die Karawane, bestehend aus dem Reisenden selbst, seinem Begleiter Sidi Hadsch Ali, einem zweiten Dolmetscher, einem Führer und vier Dienern mit neun Kameelen, welche Wasser und Lebensmittel trugen, die nackte, öde Hammada, steiniges Gebiet, der Devon-Formation angehörig, den ungastlichsten Theil der Wüste, und berührte Tenduf (395 m, vergl. „Globus" XXXVIII, S. 106). Fünf Tagereisen weiter folgt ein breiter mit Sanddünen bedeckter Strich Landes, Igidi oder Areg genannt und von einer durchschnittlichen Höhe von 375 m über dem Meere. Die einzelnen Dünen verändern fortgesetzt ihre Form und ihren Ort, so daß zuweilen selbst dem ortskundigen Führer, welcher den Weg schon vielfach gemacht hatte, die Orientirung schwer fiel. Welche Gefahren diese Gegenden bieten, mußten leider zwei Diener des Reisenden an sich erfahren; sie entfernten sich (bei verschiedenen Gelegenheiten) nur auf kurze Zeit von der Karawane und, trotzdem diese, sobald ihr Verschwinden bemerkt wurde, Halt machte, ein Feuer anzündete — man marschirte stets während der Nacht und rastete den ganzen Tag über unter den mitgeführten Zelten — und Flintenschüsse abfeuerte, so gelang es doch nicht, ihrer je wieder ansichtig zu werden. Mögen sie einer umherschweifenden Bande von Tuareg in die Hände gefallen, oder dem Hunger und Durste erlegen sein — ihr Loos ist unaufgeklärt geblieben. Von einer einstigen (diesen Begriff nicht in geologischem Sinne genommen) Meeresbedeckung dieser westlichen Sahara ist, wie wir schon früher erwähnten, keine Spur nachzuweisen; eine Einsenkung unter den Meeresspiegel existirt auf Dr. Lenz' Route wenigstens nicht, und die niedrigste Höhe fand er zu 145 m über dem Meere. Die Sanddünen sind darum auch keine Produkte ehemaliger Meeresthätigkeit, sondern Reste eines durch atmosphärische Einflüsse zerstörten Sandsteingebirges. Nicht der Geologe, meint Lenz, sondern der Meteorologe wird das endgültige Urtheil über die Entstehung der Sandbedeckung der Sahara abzugeben haben. Die Temperatur ist in der Wüste nicht so hoch, als man gewöhnlich glaubt; im Juli zeigte das Thermometer nur 36 bis 37° C., und nur im Areg, eben diesem Dünengebiete, stieg es bis auf 45°. Im südlichen Theile der Wüste hatte der Reisende jedoch wiederholt glühend heiße austrocknende Sandstürme, dort Edrasch genannt, zu überstehen. Interessant, wenn auch unheimlich seinem Eindrucke nach, war das weiter nördlich beobachtete Phänomen des „tönenden Sandes", ein langgezogener, dumpfer Ton, wie von einer Trompete, der aus dem Innern der Düne herauszukommen scheint, was sich wahrscheinlich durch die Friktion der erhitzten, locker auf einander liegenden Quarzkörner erklärt. Elf Tagereisen vor Taudeni, am 18. Mai, beobachtete Lenz bedeckten Himmel, Regen und einen Regenbogen.

Am 29. Mai 1880 war die von Arabern bewohnte Stadt Taudeni (225 m) erreicht, oder wenigstens deren Nähe, denn den Ort zu betreten mußte die Karawane vermeiden, um nicht ausgeplündert zu werden. In ihrer Nachbarschaft befinden sich Steinsalzlager, welche von den Einwohnern ausgebeutet werden; an 1000 Kameele werden jährlich mit den großen Salzplatten beladen und ziehen südwärts nach Timbuktu. Außerdem ist Taudeni interessant durch die Ruinen einer alten Stadt, in denen Steinwerkzeuge gefunden werden; dieselben, an der einen Seite wie ein Meißel, an der andern wie ein Hammer gestaltet, werden heutzutage nach Timbuktu, wo Lenz einige erwerben konnte, verhandelt und dort von den Frauen zum Zerreiben des Korns gebraucht.

Nun nahm der Marsch eine nahezu südliche Richtung an und behielt dieselbe bis Timbuktu bei. Auf seinem ersten Theile hatte der Reisende schwer von Wassermangel zu leiden, und die Karawane wäre erlegen, wenn sie nicht noch rechtzeitig den Brunnen Onan (223 m) erreicht hätte. Jenseits desselben folgt die mit Halfagras bewachsene Ebene Meraia, dann Arauan (255 m), wo wieder Areg auftritt. Es ist letzteres eine einsame, ohne alle Vegetation inmitten der Einöde liegende, aber für die von Norden kommenden Karawanen wichtige Station, wo noch einer der Mörder der bekannten Reisenden Alexandrine Tinne lebt. Auch soll dort noch die Hinterlassenschaft des 1826 ermordeten englischen Majors Alexander Gordon Laing aufbewahrt werden, welche Lenz trotz seiner Bemühungen nicht zu Gesicht bekam. Der Umstand, daß nicht nur seine Bücher, Aufzeichnungen und Instrumente, sondern selbst seine Kleider und sein baares Geld noch unberührt vorhanden sind, wird dafür geltend gemacht, daß nicht gewöhnliche Raubgier die Ursache seiner Ermordung gewesen ist. Nach der einen Version hätte er sich mit der Frau eines Scheichs etwas zu Schulden kommen lassen, nach einer andern mußte er sterben, weil man Argwohn gegen seine ärztliche Praxis gefaßt hatte. In Arauan verkaufte Lenz seine Kameele, miethete neue und erreichte durch den großen, sich weithin nach Westen erstreckenden Mimosenwald Asauad in sechs Tagen Timbuktu (9 km vom nördlichen Ufer des Niger entfernt, 245 m hoch, also nur 10 m niedriger als Arauan), wo er am 1. Juli eintraf.

Timbuktu ist im Niedergange begriffen und nur noch ein Schatten von dem, was es früher gewesen ist oder gewesen sein soll. Daß es wirklich einst größer war, beweist das weite Ruinenfeld, welches Lenz kreuzte, ehe er die eigentliche Stadt erreichte. Die großen quadratischen, zum Theil nur ein Stockwerk hohen Häuser sind aus Luftziegeln erbaut; Reste von Ornamenten, namentlich hübsche hölzerne Fenstergitter, sieht man mehrfach. Die Stadt besitzt drei große Moscheen mit mächtigen viereckigen Thürmen, zahlreiche Schulen und Bibliotheken; ihre Straßen sind fast überall so breit, daß sich zwei begegnende Reiter ausweichen können, und in der Mitte sind meist Rinnsteine angebracht. Die ständige Bevölkerung beläuft sich heute auf höchstens 20 000 Seelen (Barth, welcher vom 7. September 1853 bis 9. Juli 1854 dort verweilte, giebt der Stadt eine ansässige Bevölkerung von nur 13 000, wozu in der Zeit von November bis Januar noch eine flottirende Einwohnerschaft von 5000 bis 10 000 Fremden kommt; danach hätte sie eher zu- als abgenommen). Die Einwohner sind hauptsächlich Araber und Sonrhai-Neger, außerdem finden sich Vertreter der verschiedensten afrikanischen Völkerschaften. Einen König besitzt dieses große Handelsentrepôt auf der Grenze der Sahara und des Sudan nicht, sondern nur eine Art von erblichem Bürgermeister, der den Namen Kahia führt und dem Reisenden und seinen Begleitern fast drei Wochen lang opulente Gastfreundschaft gewährte. Da die Stadt gerade in der Mitte liegt zwischen den einander sich stets bekriegenden Tuareg im Norden und den Fulani im Süden, so ist ihr Handel nicht sehr bedeutend; zur Ausfuhr kommen besonders Sklaven aus den Bambarra-Ländern im Westen, die nach Marokko, Tunis und Tripolis gehen, ferner Straußenfedern, Gummi, Gold und Elfenbein; ein-

geführt wird Salz von Taudeni, blaues Baumwollenzeug, Mehl, Zucker, Thee. Mit ihrem 9 km entfernten Hafen Kabra am Niger steht die Stadt durch kleine Seen und natürliche Kanäle wenigstens zur Regenzeit in Verbindung. Den Fluß bezeichnen die Einwohner als „Nil“; sie verstehen darunter wohl mehr ein fließendes Gewässer überhaupt, als daß sie damit auf einen Zusammenhang mit dem ägyptischen Strome hindeuten wollen, wie ihn die mittelalterliche arabische Kartographie annahm.

Am 20. Juli trat Lenz, dem mehrere Tausend Einwohner Timbuktus bei der Abreise das Geleit gaben, mit gemietheten Reitochsen den Marsch nach dem Senegal an, welcher anfangs genau westlich ging, während später der Reisende zu mehreren Ausbiegungen gegen Süden sich genöthigt sah. Es ist ein ebenes, volkreiches, fruchtbares, mit Mimosen bestandenes Land, welches er nun durchzog, eine Hochebene von etwa 300 m Höhe, welche unter 15° nördl. Br. circa 200 m tief schroff zur Niederung des Senegal abstürzt. Zuerst sah man zahlreiche Herden unter der Obhut von Negern weiden. Araber werden von nun an seltener, finden sich aber bis nahe der Oceanküste der schwarzen Bevölkerung beigemischt. Von ihnen kam auch die größte Gefahr, welche dem Reisenden drohte. Nachdem er die Landschaft Ras-el-ma („Haupt“, d. i. „Quelle des Wassers“, so genannt nach der Quelle eines kurzen Nigerzuflusses; 240 m hoch) durchzogen, näherte er sich Basikunnu (277 m). Hier wurde die Karawane von einigen und dreißig Arabern des Stammes Alusch überfallen, gerade als zur Mittagszeit die Zelte aufgeschlagen worden waren und die Reitochsen grasten. Letztere wurden zuerst weggetrieben; dann stellten sich die Räuber, als wollten sie die Fremden über den Haufen schießen. An Widerstand war nicht zu denken, da das Zahlenverhältniß zu ungleich war. Endlich legte sich der Dolmetscher Sidi Hadsch Ali in seiner Eigenschaft als Scherif (Nachkomme des Propheten) ins Mittel, stellte den Wegelagerern ihre Gottlosigkeit vor, einen solchen anzugreifen, und brachte es schließlich dahin, daß diese sich damit begnügten, aus dem Gepäck der Karawane nach Gutdünken sich „Geschenke“ auszusuchen.

Weiterhin durchzog Lenz die Negerländer Bachunu und Kaarta, deren Bewohner um so niederträchtiger sich erwiesen, als sie erst unlängst zum Islam bekehrt waren. Unter den Städten, welche er hier berührte (Sokolo 320 m, Gumbu 310 m, Bachuinit 320 m, Nioro 300 m, Kuniakari 100 m), waren manche, die es an Einwohnerzahl mit Timbuktu aufnehmen oder dasselbe übertreffen. In Medina (80 m) erreichte er schließlich den äußersten französischen Posten und damit die Civilisation; am 24. Januar betrat er in Bordeaux europäischen Boden.

Ueber das transsaharische Eisenbahnprojekt der Franzosen sprach sich Dr. Lenz zum Schluß entschieden ungünstig aus. Technisch sind allerdings keine weiteren Schwierigkeiten zu überwinden, als die beweglichen Sanddünen. Aber wie will man der unstät herumschweifenden Tuareg Meister werden oder sie gar zu „Eisenbahnbeamten“ heranbilden? Und wie soll sich eine Bahn von solcher Ausdehnung rentiren, wenn heutzutage tausend oder, hoch gerechnet, selbst einige tausend Kameele genügen, um den gesammten Handelsverkehr zu bewältigen? Im Sudan freilich stehen die Dinge anders: voraussichtlich wird die projektirte Senegalbahn längst befahren werden, wenn vom „Transsaharien“ noch keine einzige Schiene gelegt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer am 8. April aus Berlin in Kassel eingetroffenen Nachricht ist im Ministerium das Projekt der Schiffbarmachung der untern Fulda von Münden bis Kassel und die Anlage eines Hafens in Kassel nach den Plänen des Baurathes Lange nunmehr endgiltig genehmigt worden. Die betreffenden Arbeiten sollen alsbald in einzelnen Loosen vergeben werden.

— Die Umwandelung polnischer Ortsnamen der Provinz Posen in deutsche hat sich im Verlaufe der beiden letzten Jahre nur noch auf wenige Fälle beschränkt. Augenscheinlich haben die Schwierigkeiten, welche aus den zahlreichen Namensänderungen für die Verwaltung erwachsen sind, ihre Wirkung nicht verfehlt.

* * *

— Das Bibliographische Institut in Leipzig giebt jetzt eine Auswahl der vorzüglichsten Bilder aus Brehm's Thierleben, systematisch auf 55 Tafeln geordnet, heraus (5 Lieferungen à 1 M.). Bilder zur Pflanzenkunde, Mineralogie und Anthropologie sollen sich anschließen. Die anerkannte Vorzüglichkeit jener Abbildungen und die Wohlfeilheit machen dieselben zu einem vortrefflichen Unterrichtsmittel, auf welches wir Interessenten aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen.

— Der erste Band der deutschen Ausgabe von Major Serpa Pinto's Reise quer durch Südafrika (Leipzig, F. Hirt und Sohn), welche gleichzeitig in mehreren Sprachen erscheinen soll, ist zur Ausgabe fertig. Wir verweisen deshalb auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt über das lange erwartete Buch, welches sich namentlich durch eine reiche Fülle von Originalkarten und Abbildungen auszeichnet, und auf welches wir demnächst ausführlicher zurückzukommen denken. Die deutsche Ausgabe übertrifft übrigens in Ausstattung und Wohlfeilheit die anderssprachigen ganz bedeutend.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

VII.

Nachtigal's Karawane war jetzt durch die Sklaven, welche der Sultan für die Pferde bezahlt hatte, eine sehr zahlreiche geworden, abgesehen davon, daß viele Baghirmi die Gelegenheit benutzten, um gleichfalls nach Norden zurückzukehren. Wie diese Sklaven die Mühseligkeiten des langen und schwierigen Weges ertragen würden, war ihm ein Räthsel; denn die eine Hälfte derselben litt an Diarrhöe, und die andere war halb verhungert.

Von Gundi ab marschirten sie gegen Nordosten, weil der eigentliche Weg in nordwestlicher Richtung überschwemmt war. Die zerstreuten Gehöfte hörten auf, die Ortschaften wurden geschlossener; zwischen denselben und ihren Feldern war Waldung, reich an großen Bäumen und Buschholz. Die Luftveränderung erwies sich übrigens sofort als äußerst wohlthätig für den ziemlich gesunkenen Gesundheitszustand des Reisenden.

Gleich am ersten Tage, wo sie schon um Mittag im Ndamdorfe Wulik lagerten, waren viele Sklaven mit ihren Kräften am Ende und mußten, nachdem sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben vorwärts getrieben worden waren, zurückgelassen werden. Nachtigal war schon geneigt, diese Unglücklichen im Herzen zu beglückwünschen; denn hier konnten sie vielleicht genesen, aber auf dem Marsche sicherlich nicht — als er vernahm, daß man diejenigen Sklaven, welche nicht mehr weiter konnten, zur Warnung für die übrigen ums Leben bringe. Er konnte und wollte das kaum glauben! Wohl wußte er, daß die von Bornu nach Norden reisenden Sklavenkarawanen viele der Ihrigen unterwegs zurücklassen müssen, und daß dieselben dann elendiglich dem Hunger, dem Durste und der brennenden Sonne erliegen; aber daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachtete wie ein Huhn oder eine Ziege, das wollte ihm nicht in den Sinn. Und doch war dem so! War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Prügel weiter zu treiben, war derselbe resignirt zusammengesunken, und vermochte nichts ihn wieder aufzurütteln, so blieb sein Herr mit ihm etwas zurück, zog kaltblütig sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Einmal kam Nachtigal dazu, wie der Bornu-Mann, den ihm Scheich Omar als offiziellen Begleiter mitgegeben hatte, und der nicht gerade bösartig war, sein blutiges Messer abwischte und melancholisch die Thatsache konstatirte, daß diese Heiden keine Treue und Glauben kennen, und daß an ihnen kein Gewinn zu machen sei. So vernichtet religiöses Vorurtheil im Menschen jegliches Gerechtigkeitsgefühl! Solche Scenen aber wiederholten sich später fast täglich, und es war eine grausame Marter auch für Nachtigal, ihnen beiwohnen zu müssen, ohne irgendwie dagegen einschreiten zu können. Dazu war der Weg sehr schwierig, in manchen Gegenden geradezu furchtbar. Am 1. August, als sie von Wulik nordwestlich nach der Residenz des Gebietes Ndam, Ndamphong, zogen, einen Weg, der durch zahlreiche, unter dem Wasser verborgene Elephantenspuren unsicher gemacht war, und auf dem der Thon vorwaltete, stürzte Nachtigal mit dem kleinen, schwachen Pferde, das ihm Sultan Mohammedu für die Rückreise gegeben

hatte, nicht weniger als sechs Mal, wobei er sich jedesmal in dem lehmigen Wasser wälzte; das eine Mal mußte er sogar von mehreren Leuten aus dem aufgeweichten Thonboden, in welchem er bis zur Hüfte steckte, herausgezogen werden. Begreiflicher Weise beschleunigte das nicht gerade seine Genesung. Beim Sultan von Ndam gelang es ihm nicht, trotz seines Kingiam (königlicher Bote) Getreide zu erhalten, und er mußte für horrende Preise Lebensmittel auf Borg kaufen, um seine Leute vor dem Hungertode zu retten.

Am 3. August näherten sie sich in nordwestlicher Richtung dem Ba-Ili und wateten am 4. bis gegen Mittag in dessen Gewässer. Wie zum Hohn kamen sie täglich bei den üppigsten Getreidefeldern vorbei, die nur des Schnitters warteten; mit Mühe nur konnten sie ihre zu Schatten abgemagerten Leute von Plünderungen abhalten, welche ihnen in dieser ohnehin feindlich gesonnenen Gegend theuer zu stehen gekommen wären. Einer der schwierigsten Tage der ganzen Rückreise war der 6. August. Das Fehlen eines allgemein anerkannten Führers hatte zur Folge, daß die eine Hälfte der Karawane eine nördliche Richtung einschlug, während die besser berichtete andere Hälfte einen südwestlichen Umweg machte, um aufgeweichte Thongegenden zu vermeiden. Nachtigal selbst gerieth mit den Ochsen und dem Packpferde auf den nördlichen Weg, dessen Andenken im schwerlich jemals aus der Erinnerung verschwinden wird. Nicht allein stürzte das Packpferd auf Thonboden alle fünf Minuten und war dann kaum zum Aufstehen zu bewegen; nicht allein fiel der Reisende so oft mit seinem ausgehungerten schwachen Reitpferde, daß er verzweifelt zuletzt Schuhe und Hosen ablegte und, das arme Thier am Zügel nachzerrend, so gut als möglich sich durch den klebrigen Sumpf arbeitete: sondern selbst die in solchem Boden sonst so sicheren Ochsen schienen den Terrainschwierigkeiten nicht gewachsen. Wie oft mußte die abgeworfene Elfenbeinladung aus dem Sumpfe hervorgezogen und auf den Schultern von Menschen auf einen verhältnißmäßig trockenen Ort getragen werden, bis man die Ochsen aus dem zähen Brei befreit hatte! Das Packpferd schien diesen Tag nicht überleben zu sollen. Näherte man sich einer verdächtigen Stelle, so wagten sich die entmuthigten Thiere nur zitternd hinein: des Sturzes und der grausamen Prügel waren sie sicher. Mehrmals kam Nachtigal der Gedanke, die Elephantenzähne im Stiche zu lassen, alles übrige wenige Gepäck auf die Ochsen zu laden und diese zu besteigen; denn er selbst war so krank und erschöpft, daß seine Kniee zitterten, und die Durchstampfung dieses Breies so mühsam, daß sein Kräftezustand die Anstrengung kaum auszuhalten vermochte.

Abschlachtung kranker Sklaven.

In dieser Weise mühten sie sich bis 1 Uhr Mittags ab und rasteten dann in einem verlassenen Dorfe inmitten einer unglaublich üppigen Natur. Zu den Leiden des Tages kam der Mangel einer wasserdichten Hütte, sintfluthartige Gewitterregen und der Hunger, da die Hälfte von Nachtigal's Leuten dem andern Wege gefolgt waren. Der folgende Tag war leider nur eine vermehrte und verbesserte Auflage des vorigen. Von Morgens 6 bis Mittags 1 Uhr mußten sie sich durch Terrain hindurcharbeiten, zäher, grundloser, heimtückischer durch verborgene Gruben, als Tags zuvor. Thiere und Menschen waren der Verzweiflung und der Ohnmacht nahe, als sie um die angegebene Zeit auf den Weg, welchen ihre Gefährten gezogen waren, stießen, der auf Sandboden verlief. Im Laufe des Nachmittags erreichten sie ihre Gefährten selbst und am folgenden Tage wurde ihnen der ersehnte Anblick des Schari zu Theil; am Mittag des 9. August lagerten sie gegenüber

von Mafaling; aber trotz seinem Kingiam (Königsbote) und dem königlichen Schreiben Mohammedu's wurde er nebst seinem Gepäcke erst am nächsten Tage in einem Boote zur Weiterfahrt eingeschifft. Während der ganzen Zeit strömte der Regen herab; Nachtigal saß inzwischen in der Gesellschaft von Arabern, erklärten Gegnern Mohammedu's und Anhängern seines Gegenkönigs Abd-er-Rahman, die voller Vertrauen auf ihre Sache und die weitere Intervention Sultan Ali's von Wadaï waren. Dank übrigens Almas' schamloser Zunge, der sich nicht entblödete, gegen Mohammedu in aller nur erdenklichen Weise loszuziehen, wurden sie bald Nachtigal's beste Freunde und eröffneten ihm mit rührender Naivetät ihre Gefühle, Ansichten, Pläne und Hoffnungen. Unter ihnen war eine interessante Erscheinung ein verwilderter Araber. Derselbe, ein noch junger Mann, lebte seit seiner Kindheit unter den Kúang, trug unter der zerissenen Tobe das in seiner neuen Heimath landesübliche Fell, hatte das Haar in der koketten Weise der dortigen Stutzer geflochten und offenbar in Haltung und Bewegung viel von den Heiden angenommen. Nur die Sprache, welche diese Araber ja inmitten einer durchaus heterogenen Welt so lange Jahrhunderte in ihrer Reinheit erhalten haben, blieb auch ihm das Band, das ihn an die Seinen knüpfte.

Endlich wurde Nachmittags 4 Uhr die Stromfahrt angetreten und noch bis gegen 8 Uhr gerudert, um eine Fischereistation zu erreichen, wo man auf Gastfreundschaft, Brennholz und frische Fische rechnen konnte. Der Reisende mußte den ganzen Rest seiner Energie aufbieten, um an diesem und den folgenden Tagen den Wünschen und Vorwänden seiner Bootführer nicht nachzugeben und in jedem Dorfe, wo sie auf eine Mahlzeit rechnen konnten, nicht liegen zu bleiben. Am ersten Tage legten sie jedoch, wie gesagt, eine ansehnliche Strecke zurück, wurden von den Fischern nicht unfreundlich empfangen und bewirthet und erhielten sogar am Morgen noch zwei große, frischgefangene Fische mit auf den Weg. Auch am zweiten Tage erreichten sie noch ihr Ziel, Baïngana, obgleich der Reisende bei jedem Dorfe heftige Kämpfe zur Fortsetzung der Fahrt durchzufechten hatte. Denn solche Fahrten, welche die Eingeborenen auf Befehl des Königs ohne jeden Entgelt unternehmen müssen, werden derartig gemacht, daß Boot und Bootführer in jedem kleinen Dorfe gewechselt werden, was natürlich unendlichen Zeitverlust und Weitläufigkeiten mit sich bringt.

Marsch über aufgeweichten Thonboden.

Zwischen Mafaling und Baïngana hat der Schari anfangs die Richtung W.-N.-W., später N.; er ist voller Untiefen und Sandinseln und wimmelt von Flußpferden und Krokodilen. Vor Baïngana erreicht die Inselbildung ihre Höhe; es waren zum Theil flache Inseln, zum Theil aber auch höhere, voller Gräser und Schilfrohr, und dann von großer Ausdehnung. Von Baïngana an ging die Weiterreise nur mit großer Langsamkeit von statten, und der ewige Kampf, den Nachtigal mit den Ortsvorstehern und Bootsführern auszufechten hatte, nahm ihm alle Ruhe und allen Appetit. Am 20. August Vormittags erreichte endlich die Flußfahrt in Bugoman ihr Ende. Er wohnte dort wieder in demselben Hause, wie bei der Hinreise; doch hatte sich die Gastfreundlichkeit des Besitzers seitdem nicht unwesentlich vermindert. Nachtigal machte daselbst einen kurzen Aufenthalt, um Kräfte zu sammeln, während die meisten Glieder der Karawane ihren Weg schleunigst fortsetzten; denn es entflohen immer mehr Sklaven, je weiter man sich von ihrer Heimath entfernte. Die ewigen Anstrengungen bei beständigem Hungern brachten sie zur Verzweiflung, und da sie nicht wissen konnten, ob solches Leben nicht etwa noch ein halbes Jahr fortdauerte, so zogen sie vor, im ersten besten Dorfe in die erste beste Hütte zu treten und dort zu bleiben. Der Besitzer jagte sie gewiß nicht fort; vielmehr suchten die Einwohner überall kleine Sklavenkinder zur Flucht zu verleiten. Erst die reichlicheren Mahlzeiten in der Nähe von Kuka und die kurzen Märsche der letzten Tage minderten die Zahl der Flüchtigen.

Von Bugoman aus nach Logon hielt sich der Reisende etwas östlich von dem Wege, den er früher eingeschlagen hatte. Anfangs gerieth er in eine wasserreiche Niederung; später marschirte er fast stets zwischen üppigen Getreidefeldern, in denen Durra vorwaltete. Die Eingeborenen

Nachtigal wird in einer Fischerei am Schari bewirthet.

hatten nur die Hoffnung, die Ernte einheimsen zu können, ehe der entthronte Mbang von Süden käme und das Land vielleicht verwüstete. Ueberall waren auf den Aeckern hohe Gestelle errichtet, auf welchen ein Wächter saß, und von denen aus nach allen Seiten Schnüre liefen, an welchen Scherben und Lumpen befestigt waren. Von Zeit zu Zeit schrie dann der Mann aus Leibeskräften und schüttelte die Schnüre, um die Vögel zu verscheuchen.

Am Flusse von Logon angelangt, fanden sie denselben viel wasserreicher und angeschwollener im Verhältniß, als den Schari, ja an vielen Stellen absolut breiter, als letztern. Ein gutes Drittheil seines Wasserspiegels fiel außerhalb seines eigentlichen Bettes und war durch hohes Schilf gekennzeichnet. Mit großer Mühe arbeiteten sie sich durch die überschwemmte Niederung bis zur Hütte des Fährmannes, der sie alsbald auf das jenseitige Ufer überführte, die Pferde auch in Booten, während die Ochsen schwimmen mußten. Gegen Abend war Nachtigal wieder in seiner frühern Wohnung einquartiert, wo er den Bevollmächtigten des Kaschella Bilal, Namens Isa, gelassen hatte und auch jetzt noch vorfand. Dieser schilderte ihm den Groll des Königs Maruf von Logon, da derselbe erst nachträglich gehört habe, wie Nachtigal dem Baghirmi-Könige mit einem ganzen Centner englischen Pulvers, mit tausend Kugeln und ebenso vielen Flintensteinen, mit tausend Guronüssen u. s. w. unter die Arme gegriffen habe; das könne er ihm nun und nimmer verzeihen. Während Nachtigal's zweitägigem Aufenthalt in Logon erfüllte denn zwar der König die nothwendigen Pflichten der Gastfreundschaft, gewährte ihm aber keine private Audienz. Bei dem öffentlichen Empfange der ganzen Karawane schenkte ihm der Reisende, um nicht mit ganz leeren Händen vor ihm zu erscheinen, alles Schreibpapier, das er noch besaß, und eine Anzahl großer Stopfnadeln, die dort zum Nähen der Wattenpanzer sehr gesucht sind.

Der Fluß von Logon bei Hochwasser.

Am 26. August wurde Logon verlassen, am folgenden Tage Kala Kafra erreicht, welches ihnen bei der Hinreise seine Thore verschlossen hatte, diesmal aber sie ausgezeichnet empfing. Am 28. betrat man das eigentliche Bornu und machte in Afade einen Rasttag, um dort gegen geliehene Toben einiges Getreide einzutauschen. Der frühere Gouverneur war abgesetzt und durch einen andern ersetzt worden, der den Reisenden lange nicht so gastfreundlich empfing und bewirthete, als der erstere. Die Stadt selbst dagegen hatte sich zu ihrem Vortheil verändert; nicht nur schien sie mehr Einwohner als damals zu besitzen, sondern sie sah auch nicht so elend aus, Dank den Getreidefeldern, welche jetzt jeden freien Raum innerhalb der Stadtmauern bedeckten. Der nächste Tagemarsch führte zum größten Theile durch eine flußähnliche Niederung, deren Wasser den Leuten bis über die Mitte des Oberschenkels reichte; durch Unkenntniß des Führers hatten sie den richtigen guten Weg verfehlt, und der ermüdende Marsch zog Nachtigal einen heftigen Fieberanfall zu. Doch fand er in dem Nachtquartier Otscho Gelegenheit, ein Pferd auf Borg zu kaufen.

Am folgenden Tage passirten sie die unmauerte Stadt Kuda und lagerten gegen Mittag bei dem von Schoa-Arabern bewohnten Dorfe Mossio, wo sie trotz des zahlreich vorhandenen Groß- und Kleinviehs schlecht bewirthet wurden; selbst etwas mit Wasser versetzte saure Milch war nicht zu erlangen. Denn je gastfreundlicher der eigentliche Araber des Nordens ist, desto weniger zeichnet sich der eingeborene Araber der Negerländer durch diese Tugend aus. Der folgende Tag brachte die Karawane gegen Mittag nach Lekáriri am Gambaruflusse, gegenüber dem Städtchen Ladari, wohin sich fast alle Mitglieder noch selbigen Tages auf die schon früher beschriebene Weise übersetzen ließen, denn Lekáriri, obgleich früher eine ummauerte Stadt, war ein so jämmerliches Dorf ohne alle Hülfsmittel, daß unmöglich alle hätten ein Unterkommen finden können. Nur Nachtigal verschob die Ueberfahrt über den augenblicklich 100 bis 150 Schritt breiten Fluß bis auf den folgenden Tag; übrigens war er jetzt so mit seinen Mitteln zu Ende, daß sich erhebliche Schwierigkeiten betreffs der Bezahlung der Fuhrleute erhoben. Endlich fand er noch sechs Ellen Musselin zum Turban, die er schon seinem Marokkaner geschenkt hatte, zog dieselben zurück und befriedigte damit die Leute, welche wahrlich Arbeit genug gehabt hatten; denn erst gegen Mittag waren sie mit Ochsen, Pferden und allem Gepäck überge-

setzt. Nach dreistündigem Marsche in der Richtung W.-S.-W. und später W. erreichten sie das ansehnliche Dorf Urge am Komodugu Mbúlu. Derselbe war nur gegen 80 Schritt breit, hatte aber eine viel stärkere Strömung als der Gambaru, wie dies auch seiner Natur entspricht: denn er ist ein wirklicher Nebenfluß und kommt aus großer Entfernung in S.-W., während der Gambaru nur ein schwacher, viel gewundener Nebenarm des Flusses von Logon ist. Hier erreichte Nachtigal's Verlegenheit, wie er die Fährleute bezahlen sollte, ihren Höhepunkt; er mußte ihnen seine wirklich elende Lage beschwören und sie, um wenigstens guten Willen zu zeigen, mit altem Eisen, wie Steigbügeln, einer Axt u. s. w., abfinden.

Noch desselben Tages erreichten sie das Araberdorf Hobbio, welches einem Sohne des Kaschella Kofera Dschemma gehörte, der den Reisenden gastfreundlich aufnahm. Am 4. September hatten sie die beiden kleinen Flüsse Leba und Missenneram zu passiren, welche sie bei der Hinreise

Durchwatung des Flusses Leba.

trockenen Fußes gekreuzt hatten, deren Wasser ihnen jetzt aber bis an die Brust und den Pferden bis an den Sattel reichte. Beide Flüsse haben ein so schwaches Gefäll, daß die einen sagen, sie flössen von Süden nach Norden, um in den Tsad-See oder in den Mbulu sich zu ergießen, während andere sie nur für Einsenkungen halten, welche bei Hochwasser sich füllen. Strömung war allerdings auch damals nicht wahrzunehmen. Am 7. September endlich näherten sie sich um Mittag der Stadt Kuka, welche Nachtigal wie seine Heimath ersehnte. Da es die Sitte nicht gestattete, daß sie bei Tage ihren Einzug hielten, lagerten sie etwa 4 Stunden lang unter einem Tamarindenbaume, trafen aber dann erst nach Sonnenuntergang ein, da die Umgebung der Stadt voller Sümpfe und Wasserlachen war. Von Seiten des Scheich Omar erfreute er sich, wie stets, des liebenswürdigsten, väterlichsten Empfanges.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

II.

Von Barcs über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica. (Fortsetzung.)

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in Mikloš wurde eine Leiche zu Grabe getragen. Die trauernde Mutter ging hinter dem Sarge ihres Sohnes einher und sang ihr Herzeleid in rührendem Klageliede. So trifft man auch in Orten am Nordabhange des Papuk-Gebirges manchmal singende Frauen am Grabe ihrer Verstorbenen. Sind das nicht Nänien; aber nicht bezahlte, sondern tiefgefühlte und aufrichtige?

Auch die Männer tragen in manchen Ortschaften äußere Zeichen der Trauer zur Schau. So begegnete ich auf der

Herfahrt in Bistrica, einem Orte zwischen Slatina und Terezovac, einem Manne, der ohne Hut im Wagen saß und seine Rosse lenkte. Er erzählte mir, daß sein Weib gestorben sei und durch acht Tage wollte er nach der Sitte seines Dorfes barhaupt sein. Niemals jedoch hörte ich Männer Klagelieder singen, obgleich das Lied, wie bei den Südslaven überhaupt, so auch in Slavonien zu jeder Tageszeit, bei jeder Gelegenheit der Ausdruck der jeweiligen Stimmung ist. Namentlich sind es die Mädchen und jüngeren Frauen, deren Gesang man allenthalben hört. Zur Zeit des Maisbehauens, der Ernte, der Heubestellung tönt auf den Feldern und Wiesen Gesang, der immer mit langgezogenen Tönen endet. Wenn die junge Frau, die Wiege mit dem Wickelkinde auf dem Kopfe, den Spinnrocken in den Gürtel gesteckt, die sonst blitzschnell gedrehte Spindel ruhen läßt und von der Arbeit dem Hause zuschreitet, ertönt die melancholisch sanfte Weise ihres Liedes. In Mikloš gehen die Mädchen vor Sonnenuntergang zu einer Waldquelle nach Wasser und wenn sie mit der Stange über die Schulter, an der zwei Krüge hangen, heimkehren, lassen immer mehrere zugleich ihre melodischen Lieder erklingen.

In der Podravina pflegen sich die Mädchen in mondhellen Sommernächten vor einem der Dorfhäuser zu versammeln und im Chore singend von der Arbeit des Tages zu erholen; auch durchstreifen sie zu Zehn in einer Reihe sich umschlingend oder an den Händen fassend langsamen Schrittes die Gasse und singen. Die Männer und Weiber sitzen in Gruppen horchend vor ihren Thüren. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man sich in später Nachtstunde einem Dorfe nähert und von fern die melancholisch gedehnten Melodien hört. Der Jahrhunderte lange Druck, die Knechtung des Halbmondes hat dem Liede seinen Stempel aufgedrückt, obgleich es auch an frischen Liedern nicht fehlt. So z. B. geht am St. Georgstage ein ganz in grünes Laub gehüllter Bursche von Haus zu Haus und singt recht munter klingende Lieder. In manchen Gegenden schmücken Mädchen am Vorabend des ersten Mai einen schönbelaubten Birkenast mit Bändern, kleinen Spiegeln, Tüchern und dergleichen, mit dem sie heitere Liedchen singend den Ort durchziehen.

Südöstlich von Mikloš kam ich über die Bučinska rieka. Dies ist das einzige Flüßchen von Virovitica bis Essег, welches sich unter dem Namen Karašica in die Drave ergießt und zwar bei Petrijevci. Sie führt die Gewässer der Gebirgsbäche Orahovica, Majanac, Feričanka, Motičina und Zoljanka mit sich. Alle anderen vom Gebirge kommenden Bäche und Flüßchen verlieren sich in Sümpfen in der Nähe der Drave-Ufer. Der Umstand ist ganz natürlich. Die Drave nämlich verließ einst durch ganz Slavonien bis nahe bei Esseg ihr altes Bett und wühlte sich, höchst wahrscheinlich bei einer Ueberschwemmung, eine halbe, auch dreiviertel Stunden davon ein neues. Einst standen am nun verlassenen, alten Ufer die berühmte Abtei Vaška und das Schloß Sopje; jetzt dehnen sich dort im alten Bette Maisfelder, Hutweiden, Wälder riesiger Weiß- und Schwarzpappeln und Weiden sowie schilfbewachsene Sümpfe aus. Der Boden ist äußerst fettes und fruchtbares Alluvium und trägt namentlich prächtigen Mais. Roß und Reiter weit überragend, beschatten seine glänzend dunkelgrünen Blätter ungeheure Kolben. Die Gründe des alten Flußbettes, Ada genannt, gehören größtentheils zu den Gütern des Fürsten Lippe, von Jankovic' und Baron Prandau. Alljährlich jedoch rückt die Drave, die ihrem Namen (Drava von derati = reißen) die Reißende alle Ehre macht, den alten Ufern immer näher und schmälert den Grundbesitz der Herrschaften am rechten Ufer. Die schönen Mais- und Haferfelder werden unterwaschen und vier bis sechs Meter breite Stücke stürzen mit dumpfem Donner in die Tiefe, um in der Mitte des Flusses als Inselchen Sandes und lockern Erdreiches wieder zu erscheinen. Man muß, wenn man am Ufer dahinfährt, sehr vorsichtig den durch klaffende Sprünge bezeichneten Unterwaschungen ausweichen. Häuser, die vor zwei Jahren mehr als hundert Schritte vom Wasser standen, mußten abgetragen werden, sie wären sonst in den Fluß gestürzt. An Sommerabenden erfüllen in den Aden Tausende von Gelsen die wässerig feuchte Luft. Sie und die aufsteigenden weißen Nebel treiben den Wanderer zu größerer Eile an, denn schmerzhafte Stiche und namentlich das Fieber sind die unausbleiblichen Folgen, wenn man, des Klimas ungewohnt, länger in der Abendluft außer dem Hause weilt.

Jenseit der Bučinska beginnt wieder Wald, der sich weithin ausdehnt und gegen die Drave hin viele Dörfer einschließt. Die Straße, noch immer die nach Essеg führende Hauptstraße, berührt nur ein Dorf und biegt vor Orahovica links ab. Hier beginnt ein außerordentlich breiter Vicinalweg — einst die alte Poststraße —, der durch ein ausgedehntes Gebüsch, das Ideal aller Schnepfenjäger, auf Orahovica und das nun ganz nahe Gebirge zuführt. Die dunklen Gipfel der Berge schauen ernst drein, denn sie bergen ein Stück Geschichte. Oftmals von den Römern überschritten, wiederhallten sie auch von den Kanonenschlägen, mit denen die Türken das Schloß Orahovica beschossen; in seinen Mauern, die von einer kahlen Kuppe in halber Höhe der übrigen Berge in großartigen Resten blaßröthlich glänzend auf den Ort im Thale herabsehen, erklangen einst die Choräle der Tempelherren. Je mehr man sich dem Orte nähert, desto gewaltiger werden die Umrisse der Ruinen, desto schöner die Lage des Ortes; er ist unstreitig der am schönsten gelegene auf der Nordseite des Höhenzuges.

Orahovica (die Nußreiche, von orah, die Nuß) ist ein Marktflecken mit etwa 1680 Einwohnern, Katholiken, Griechisch-Orientalischen und einigen Israeliten. Der forellenreiche Bach gleichen Namens treibt die Räder eines Kupferhammers, schöner Mahl- und mehrerer Löffelmühlen. Letztere (Kašikara) sind winzige Gebäude, in welchen der Mühlstein, einige Säcke mit Frucht und zwei bis drei Menschen Platz haben. Man trifft sie allenthalben in dem Gebirge. Die Welle des Treibrades steht senkrecht, ihr oberes Ende mündet in der Stube vor dem Steine selbst, den es zu drehen hat; das untere trägt löffelartig ausgehöhlte, im Kreise angesetzte Schaufeln und ist mit seiner Eisenspitze in einen unterhalb liegenden Holzblock eingesetzt. Das schnellfließende, gewöhnlich in schmalem Troge dem Löffelende zugeführte Wasser stürzt in die Schaufelhöhlungen und setzt das Rad und den kleinen Stein in pfeilschnelle Bewegung. Es handelt sich um die einfache Zerquetschung der Körner, daher die Kleie dem Mehl beigemengt bleibt.

Orahovica ist sehr reich an Obst jeder Gattung und liefert große Mengen Aepfel, Birnen, Nüsse und Kastanien auf den Markt nach Essеg. Besonders gesucht ist die Srčika, ein sonst nicht besonders aussehender, grünlicher, die berühmten Borsdorfer aber an Güte und Saftreichthum weit übertreffender Apfel; ferner die Buzdovanlija, eine duftende, sehr große und saftige Birne. Die Zwetsche wird in großen, manchmal mehrere Morgen bedeckenden Zwetschengärten gepflegt; die Frucht dieser Bäume gedörrt, zu Mus gekocht oder zu ausgezeichnetem Branntewein, Šljivovica, gebrannt und in den Handel gebracht. Alte Šljivovica ist goldgelb und weinartig. Jeder Bauer brennt seinen Bedarf selbst; das Kochen des Muses wird von Unternehmern fabrikmäßig betrieben. Prächtige

Nußbäume mit ihren aromatisch duftenden, glänzend dunkelgrünen Blättern zieren alle Obst- und Weingärten und alle Hügel. Selbst in den Höfen und Sälen der zerfallenen Burg schossen sie hoch und imposant auf. Die Prachtbäume bringen zwischen den hohen Mauern bei spärlichem Sonnenlichte ihre Früchte zur Reife. Auf den niedrigeren Bergen wächst die Kastanie waldähnlich und giebt den Hügeln zur Zeit der Blüthe ein schönes, weißlich grünes Gewand.

Orahovica hat auch seine Industrie. Nebst Opankenmachern wohnen hier auch Čuturaši. Die Čutura ist ein flaches, kreisrundes Hohlgefäß; sie wird aus weichem Holze und immer aus einem Stück gearbeitet und ruht auf vier sehr kurzen Füßchen. Den Verschluß bildet ein kreisrundes

Čutura, acht Liter fassend, nebst Spundstück.

so gut eingesetztes Stück, daß man die Fuge kaum bemerkt. Die Halsmündung dieser hölzernen Flasche bedeckt man, wenn sie gefüllt ist, mit einer gut passenden Holzkapsel. Die Meister liefern oftmals wahre Kunstwerke dieser Art und man trifft auch mit Schnitzereien gezierte. Große Čuturas fassen bis zu 8 Liter und sind, wenn mit Kalbfell überzogen und mit Riemen zum Umhängen versehen, auf Reisen vorzüglich. Kein Bauer unternimmt eine auch nur eintägige Reise, ohne in seiner Čutura Wein oder Šljivovica mitzuführen.

Ich besuchte mit dem katholischen Pfarrer, Herrn Lampe, einem intelligenten, für Kunst und Alterthümer eingenommenen Manne, zuerst die Stelle im Orte, wo die türkische Džamija (Gotteshaus) gestanden. Noch jetzt sind die Fundamente davon sichtbar und die Gasse heißt darnach Džamija. Dann besichtigten wir die imposanten Trümmer des Schlosses Orahovica oder Duzluk, wie es mit dem türkischen Namen heißt. Die äußerst starken Mauern dieses Baues stammen aus den Anfängen des Mittelalters, höchst wahrscheinlich sogar noch aus den Römerzeiten, obgleich er im Laufe der Jahrhunderte Zusätze erhielt und daher die Spuren dreier Perioden an sich trägt. Die Geschichte des Schlosses ist eine sehr bewegte und die Herren, denen es gehörte, wechselten vielmals. Zuerst gehörte es, wie gesagt, unzweifelhaft den Römern; später den Tempelherren. Dieser Orden hatte in Slavonien mehrere Burgen und Güter, so auch in nächster Nähe von Orahovica. Ein von ihnen gebautes Kirchlein, das die Spitze eines Hügels krönt, trägt noch jetzt deren Namen Crkvari (crkva = Tempel, daher crkvari = Tempelritter). Nach Aufhebung des Ordens gehörte Orahovica — obgleich darin die Templer länger unangefochten mögen weiter gehaust haben — abwechselnd mehreren Herren; so um 1481 dem ungarischen Großen Ujlaki Miklós [1]), nach 1487 aber nebst 76 Schlössern in Ungarn, Slavonien und Bosnien dessen Sohne Laurenz. Dieser ging, da er den König Ladislaus II. persönlich beleidigt hatte, auf einige Zeit seiner Güter verlustig, erhielt sie aber 1496 vom Landtage in Ofen zurück. Seine Wittwe Magdalena heirathete den Ladislaus More, und so gelangte Orahovica an diesen wilden, höchst bösartigen Mann, welcher 1543 Ulama, den Pascha von Bosnien, zum Herrn desselben machte. Den Türken entriß es 1684 nebst Veröce Graf Leslie im Vereine mit anderen Feldherren. Doch trachteten jene noch immer nach dem schönen Besitz und griffen daher das Schloß wiederholt an. So auch 1686 Funduk Pascha, der aber vom Kapitän Makan total geschlagen wurde. Die Türken hatten bei ihren oftmaligen Raubzügen das Land so verwüstet und die immerwährenden Kämpfe es so entvölkert, daß nach ihrem Abzuge die Grundkomplexe herrenlos blieben; ja von vielen wußte man nicht einmal mehr, wem sie gehört hatten. Deshalb wurde eine eigene Kommission, die commissio neoacquistica, eingesetzt, die zu untersuchen hatte, wem die einzelnen Grundstücke zufielen. Dieselbe erklärte 1704 das Schloß Orahovica als Eigenthum der Kammer, welche es dann 1722 nebst den Gütern Orahovica, Feričanci und Mikloš und 22 Dörfern an den General Kordoni verkaufte. Von diesem erstanden dieselben Güter die Barone, später Grafen Pejačević, um sie hernach an den eingewanderten Macedonier Demeter Mihaljević um 15 500 Gulden abzutreten. Dessen drei Söhne theilten sich in die Güter und schließlich kam das Schloß vor einigen Jahren sammt dem Gute an den Deutschen Pfeiffer. Sic transit gloria mundi! Jetzt hausen Eidechsen in dem Gemäuer; müssige Ziegen- und Schafhirten, die da oben ihre einfachen Weisen auf Ziegenhörnern oder Doppelpfeifen (Diple) spielen, durchwühlen Schätze suchend die Steinwände, und die Bewohner des unterhalb der Burg liegenden Dorfes Duzluk schleppen die prächtigen Gesimse der gothischen Schloßkirche Nachts in ihre Höfe und benutzen sie zu Treppen und Hausfundamenten. Selbst die Rosetten der gothischen Fenster, an denen die Spuren von Kanonenkugeln noch deutlich sichtbar, werden von muthwilligen Händen herausgebrochen.

Noch vor drei Jahren übernachteten manchmal aus Bosnien kommende Türken mit ihrem Hornvieh, das sie auf die slavonischen Märkte trieben, in den Burghöfen. Dem Türken ist die Zeit seiner Herrschaft in Slavonien nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden. Einer, der mit seinen Treibern und seinem Vieh in der Ruine rastete, sagte zu dem zufällig anwesenden Pfarrer Lampe: „Ovaj je grad naša djedovina („dieses Schloß ist unser großväterliches Erbe"). Er versprach dem Pfarrer das Bild davon, das er aus der Zeit, als es noch unter Dach gestanden, zu Hause habe, gegen eine ansehnliche, dafür gebotene Summe bei seinem nächsten Wiederkehren mitbringen zu wollen. Seit-

[1]) Die Daten sind aus Bonfinius, aus Istvánfy, Fehér, Bürcken 2c. geschöpft. Eben dieselben Quellen nebst Čoka und Feßler gelten auch für die übrigen historischen Bemerkungen; ebenso der mit einiger Vorsicht zu benutzende Švear.

dem brach jedoch die Revolution in Bosnien aus und der Türke kam nicht wieder.

Wir hatten uns bei Untersuchung der Mauern verstiegen und mit Mühe gelang es uns wieder herabzukommen. Das Schloß muß ausnehmend fest gewesen sein, denn selbst der Zugang zu dem hoch in der östlichen Ringmauer angebrachten Thore und verdeckten Gange war nur über eine Brücke möglich, die über drei einander überragende breite Mauerpfeiler führte und also jedenfalls sehr schnell abgetragen werden konnte. Wir besichtigten noch die gewaltigen Kellerräume und das auf der Nordseite über den Strebepfeilern liegende Gärtchen und wandten uns dann dem Dorfe Duzluk zu, wo wir beim Bauer Nićefor Panić einkehrten. Er führte uns über die aus der Burg stammende Treppe zu seiner im Hofe gebauten Schlafkammer und brachte Šljivovica, Brot, Speck und Ziegenkäse, indem er zugleich seine Frau beauftragte uns ihre Reichthümer zu zeigen. Bereitwillig öffnete sie eine hohe, mit Blumen bemalte, bis oben gefüllte Truhe und breitete vor unseren Augen eine Anzahl selbsterzeugter Teppiche mit verschiedenen, sehr schönen Mustern, selbstgewebte Hemden, Gürtel, Handtücher, Tisch- und Bettdecken vor unseren Augen aus. Sie hatte Alles zur Aussteuer ihrer Tochter gefertigt und war, wie alle Frauen der slavonischen Gebirgsbewohner, ein wahres Sinnbild der Industrie. Die weiblichen Mitglieder eines Hauses besorgen nicht nur dieses, sondern sie spinnen und weben alles allein. Von dem in den Gürtel gesteckten Spinnrocken, Preslica, und der flink gedrehten Spindel, Vreteno, trennt sich die Bäuerin nie. Mag sie von oder zur Arbeit, zu Markte oder sonst wohin, die Kirche ausgenommen, gehen, sie spinnt und bereitet die Fäden zu einem äußerst feinen, beinahe durchsichtigen Linnen, das sie auf dem enormen Webstuhle, der sich in der gemeinsamen Stube befindet, bereitet; hierbei webt sie Blumen, Streifen oder Rosetten von Baumwolle ein, um mit dem Zeuge ihre Familie schön weiß und zugleich geschmackvoll zu kleiden. Außerdem versteht sie Wolle zu färben, die von den zahlreichen Schafen gewonnen wird; melkt diese, die Ziegen und die Kühe; bereitet den schmackhaften Schaf- und Ziegenkäse und bäckt das Brot für das ganze Haus. Ich erwähne letztern Umstand nur deshalb, weil das Backen des Brotes ganz andere Vorbereitungen erfordert als anderwärts. Der Grund dessen liegt im Kommunalleben. Die Kommune ist allerdings aufgehoben und es steht den einzelnen Familiengliedern, die ein Anrecht auf irgend einen Theil des Vermögens haben, frei, sich von den Uebrigen zu trennen und ihren Antheil abzusondern. Das geschieht jedoch meist nur in Fällen der Zwietracht, und es giebt der Häuser noch genug, in denen mehrere verwandte Familien friedlich beisammen wohnen. Kleine, mitunter vorkommende, Zänkereien der Weiber sind bald beigelegt; obgleich die Zeit ihre Rechte geltend machen und die Auflösung solcher Kommunen herbeiführen wird. Sind nun in einem Hause mehrere Familien beisammen, so muß für Alle zugleich gebacken werden und, da dies natürlich nicht täglich geschehen kann, ist immer eine ziemliche Anzahl von Brotlaiben erforderlich. Daher sind auch die Backöfen eigens konstruirt, sehr groß und gewöhnlich in dem an das Haus stoßenden Zwetschengarten auf einem hölzernen Unterbau, in der Form einer umgekippten, tiefen Mulde von Lehm, hergestellt und mit Brettern überdacht.

Die Bewohner jener Ortschaften, welche auf der Nordseite dieses Gebirgszuges auf und zwischen den Bergen liegen, tragen schwarze, paletotähnliche Mantelröcke aus grobem Tuche. Dieselben heißen Gunjac, sind mit Schnüren benäht und dienen immer als Unterscheidungszeichen von den Bewohnern der Ebene. Diese tragen einen ähnlich geschnittenen Mantel, Kabanica, von weißer Farbe. Ein Backenbart ist schon eine seltene, ein Vollbart oder gar ein Kinnbart eine unerhörte Erscheinung; der Bauer trägt nur den Schnurrbart. In Duzluk begegnete uns ein altes Mütterchen. Die Baka (Matrone) kreuzte nach alter Sitte die Hände über der Brust, neigte sich dreimal tief und flüsterte: Dobar dan, guten Tag. Die neuere Zeit hat zwar diese orientalische Begrüßungsweise abgestreift, doch ist der Bauer hier herum noch immer höflich. Die Hirten und Hirtenmädchen, die an den Straßen sitzen, erheben sich jedesmal, so oft ein Wagen mit Herren oder Frauen vorbeikommt; der erwachsene Mann lüftet den Hut und grüßt freundlich.

Gegen Mittag kehrten wir zurück und trafen unten im Orte durchziehende Palocen mit ihren Herden schöner, viele Hunderte zählender Schweine. Diese Schweinehändler (Paloc) gehen viele Ortschaften ab, in denen sie die Thiere aufkaufen, und ziehen mit der immer größer anwachsenden Schaar den Drave-Ueberfuhren näher, um sie nach Ungarn auf die großen Schweinemärkte zu bringen.

Als ich am nächsten Morgen den Pfarrhof verließ, um von der nach Duzluk führenden Straße aus eine Skizze der Ruine zu zeichnen, blieb ein vorbeigehendes, bejahrtes Weib stehen, indem sie mich neugierig betrachtete. Endlich, nachdem sie einen kurzen Kampf mit sich selbst ausgefochten, faßte sie Muth und fragte: „Gospodine, molim Vas, što ste pisao?" („Herr, ich bitte Sie, was schrieben Sie auf?") Ich glaubte es mit gewöhnlicher Neugier zu thun zu haben und antwortete daher kurz angebunden und trocken: „Nichts!" Sie warf mir einen scheuen Blick zu, blieb jedoch stehen und beobachtete mich. Mein Bleistift war indeß gespitzt und ich nahm meine Arbeit wieder auf. Sie rückte, wie ich über die Achsel bemerken konnte, allgemach näher, bis sie dicht herangekommen war; dann stellte sie sich auf die Zehen und warf rasch einen Blick auf mein Papier, dem noch ein zweiter folgte. Mich begann die Sache zu belustigen. „Herr," hörte ich sie sagen, „Sie schreiben doch! Was wollen Sie mit dem alten Schlosse? Wird das wieder aufgebaut?" — „Nein," erscholl meine kurze Antwort wieder. „Herr," lautete die neue Frage, „sagen Sie mir um Gotteswillen, sind Sie aus unserm Kaiserthume?" — „Und warum fragst Du, Alte?" — „Herr, wir leben in einer traurigen Zeit. Es soll ja wieder Krieg werden mit den Türken, sagen unsere Leute, und der Türke, unser Erzfeind, sendet seine bezahlten Teufel überall herum, die alles auskundschaften müssen. Wehe uns! Herr, sind Sie ein Mann aus unserer Nation?" Ich beruhigte die Alte lachend, die mir mit tausend Versicherungen ihre Ergebenheit und Freude zu erkennen gab. Armes und gutherziges Volk! Nach Jahrhunderten noch schreckt es der Popanz des wilden, mordgierigen Asiaten!

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

I.

Zu den unbekanntesten Theilen der großen Inselwelt des westlichen Stillen Oceans gehört auch der Archipel der Salomo-Inseln, sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit des Landes als auch seiner Bewohner. Selbst die einheimischen Bezeichnungen der einzelnen Inseln sind dem größern Theile nach nicht einmal bekannt, sie tragen auf den Karten noch diejenigen Namen, die ihnen von den Entdeckern beigelegt wurden.

An der Hand wenig zugänglichen, theilweise mir zur Verfügung gestellten neuen Materials beabsichtige ich hier in einer Anzahl von Artikeln eine eingehende Schilderung der Inseln und ihrer Bewohner zu geben, an einem andern Orte dagegen die dem Geographen wichtigen Notizen über Namen, Position u. s. w., sowie für nautische Zwecke eine möglichst ausführliche Segelanweisung, fast durchweg auf deutschen, englischen, amerikanischen, französischen offiziellen und privaten Nachrichten basirend, in ähnlicher Weise, wie es vor zwei Jahren von mir bei der Monographie der Neu-Hebriden[1]) geschehen ist. Der Grundsatz vor Allem für praktische Zwecke zu arbeiten leitete mich auch hier.

Sollte dieses Bestreben erkannt werden, so würde ich mich belohnt sehen.

* * *

Die Geschichte der Entdeckung der heute Solomons-, Salomons-, richtiger aber Salomo-Inseln ist kurz folgende.

Das Bestreben der im 16. Jahrhundert von Spanien eingesetzten Vicekönige Perus war stets dahin gerichtet, das im Westen gemuthmaßte sogenannte Australland, das auch das Ophir Salomo's umfasse, zu entdecken. Die damaligen Gelehrten behaupteten dessen Existenz unwiderleglich, da der südliche Sternhimmel dieselbe Zahl Thierkreisbilder (6) und größere Gestirne (48) enthalte, als der nördliche, und daher im Süden eine genau ebenso große Landmasse sein müsse, als im Norden. Dies veranlaßte den 1564 zum Vicekönig ernannten Lope Garcia de Castro am 10. Januar 1567 von Callao zwei Schiffe unter Leitung seines 27jährigen Neffen Alvaro de Mendana de Neyra auszusenden, mit der Aufgabe, dieses fabelhafte Australland aufzusuchen. Mendana stand als Hauptlootse ein ausgezeichneter Schiffsführer aus Corunna, Hernando Gallego, zur Seite, als Befehlshaber der Truppen Pedro de Ortega, unter dem Pedro Hernandez de Quiros als Lieutenant fungirte. Auf dem inselleeren Gürtel in der Nähe des Aequators segelnd, tauchten nach 80 Tagen die Berge der jetzigen Salomo-Inseln auf. Man glaubte das Australland sei erreicht, ankerte bei einer Insel, der Mendana den Namen Sta. Isabel de la Estrella gab, und hißte die kastilische Flagge über den schnell errichteten hölzernen Häusern. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen und boten Mendana als Gastgeschenk die Schulter und den Arm eines frisch geschlachteten Knaben. Als Mendana sich voll Abscheu abwandte und die sofortige Vergrabung der Körpertheile befahl, gingen die Abgesandten gesenkten Hauptes, tief empört über die Abweisung, von dannen. Das außerdem durch die rohe Behandlung der spanischen Soldaten nur noch mehr erbitterte Volk begann bald feindselig aufzutreten. Angriff folgte auf Angriff, dazu kamen ansteckende Krankheiten, das Siegesbewußtsein der Spanier gab bald dem Kleinmuth Raum. Trotzdem unternahm es Mendana ein Schiff zu bauen, mit dem Gallego die umliegenden Inseln erforschen sollte. Dieses gelang in vorzüglichem Maße. Seit jener Zeit ist von ihnen keine so vollständige Aufnahme wieder gemacht worden. Neben den vier großen Inseln Isabel, Guadalcanar, Malayta und San Cristoval entdeckte er zahlreiche kleinere Inseln und gab zehn von ihnen Namen, die sie noch heute tragen; es sind: Ramos, Buena Vista, Florida, San Durias (Dimas), San German, Guadalupe, Sesarga, San Jorge, Santa Catalina, Santa Ana. Das Südende von Isabel nannte Mendana Cap Prieto, einen Ankerplatz in Guadalcanar Portola Cruz und zwei Flüsse der Insel, Gallego und Ortega. Die unausgesetzt fortschreitende Decimirung der Mannschaft durch Krankheit und Ueberfälle der Wilden veranlaßten im Juli die Heimkehr. Nach einer langen, an Entbehrungen reichen Reise ward im Januar 1569 die Küste von Mexiko erreicht. Mendana kehrte nach Callao zurück, jedoch keineswegs entmuthigt, im Gegentheil nach einigen Jahren Versuche machend, den (1590) zur Regierung gelangten Marquis de Cañete — (sein Onkel war nach Spanien zurückberufen) — zur Aussendung einer zweiten größern Expedition zu veranlassen. Die Meinung, die entdeckten Inseln seien das lange gesuchte Goldland, das Ophir Salomo's, verbreitete sich mehr und mehr, der Name Salomo-Inseln, den Mendana gegeben, ward officiell anerkannt und nach langem Zögern auch beschlossen, den Archipel zu kolonisiren. Am 16. Juni 1595 stach das aus vier Schiffen bestehende Geschwader bei Payta in See. In Cherrepe wurden noch eine Menge Arbeiter mit Weib und Kind aus den Thälern von Truxillo und Saña aufgenommen, außerdem befanden sich an 200 Arkebüsiere an Bord. Mendana befand sich mit seinem Weibe Isabella, seinem Schwager Don Lorenzo Bareto und dem Hauptlootsen Ferd. de Quiros (aus Evora in Portugal) auf dem ersten Schiffe, dem „San Geronimo". Das zweite, „Santa Isabella", führte Lope de Vega, dem zwei kleinere, „San Felipe" und „Santa Catalina", folgten. Nach Entdeckung der Marquesas näherte man sich am 7. September einem Vulkane, in dessen Nähe zahlreiche dunkelgefärbte krashaarige, roth und gelb bemalte Eingeborene mit ihren Kanoes bemerkt wurden, die alsbald die Ankömmlinge mit Speerwürfen und einem Hagel vergifteter Pfeile begrüßten. Trotzdem die Knochenspitzen der Pfeile mehrfach Verletzungen verursachten, trat doch keine tödtliche Wirkung ein. Eine scharfe Salve der Arkebüsiere trieb die Feinde sofort in die Flucht. Das Land, das im Süden des Vulkans gesehen ward, nannte Mendana Santa Cruz, hielt darauf zu und ankerte am N.-W.-Ende desselben in einer Bai, die

[1]) Verhandlung des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg IV, 1877.

er Graciosa taufte. Eine in der Nähe belegene kleine lieblich grünende Insel erhielt den Namen „la Huerta“ oder der Garten. Hier ward beschlossen, die beabsichtigte Kolonie ins Leben zu rufen. Man erwarb die Freundschaft eines Häuptlings Malope, dachte aber nicht daran, daß dieser nur einen kleinen Theil der Insel unter sich hatte. Die Folge war, daß die Nachbarstämme die Spanier unausgesetzt beunruhigten, u. A. ihre Wasserplätze besetzt hielten, so daß diese endlich von ihrer Macht Gebrauch machten. 30 Schützen trieben die Wilden vor sich her, tödteten deren fünf, verbrannten die Dörfer und schlugen die Kokospalmen um. Die „San Felipe“ kreuzte inzwischen in der Nähe und fand die Reef-Insel auf. Nach ihrer Rückkehr trat das Schicksal auch an dieses mit so großen Mitteln und Hoffnungen ins Leben gerufene Unternehmen heran. Malope ward eines Tages von spanischen Soldaten ermordet, der Kampf begann aufs Neue. Dazu trat als erbittertster Feind Krankheit. Einer starb nach dem andern und als auch Mendana sein Ende nahen sah, legte er den Befehl in die Hände seiner Frau und ernannte als deren Nachfolger deren Bruder. Am 17. Oktober ward er feierlich begraben und schon am 2. November folgte ihm sein durch einen Pfeil tödtlich verwundeter Schwager. Isabella beschloß nun den Plan ihres Mannes, die Salomo-Inseln aufzusuchen, aufzunehmen und dann heimzukehren. Mendana's Leiche ward exhumirt und an Bord des „San Geronimo“ gebracht. Statt auf den Salomos landete man nach schrecklichen Leiden am 11. Februar 1596 in Manila, in Begleitung der „Santa Catalina“, während die „Santa Felipe“ auf ein Riff gerieth und unterging; die „Santa Isabella“ unter Lope de Vega war bereits vor den Santa-Cruz-Inseln abhanden gekommen. Quiros brachte Isabella, die sich wieder verheirathete, nach Mexiko und ging dann nach Spanien, um eine nochmalige Expedition ins Leben zu rufen, die wirklich am 21. Dezember 1605 unter seiner und Torres' Führung von Callao fortging und am 30. April 1606 nicht auf den Salomo-Inseln, wohl aber im Hafen Vera Cruz auf Espiritu Santo (Neu-Hebriden) Anker warf. Die Salomo waren und blieben verschollen, ja man begann überhaupt an deren Existenz zu zweifeln. Waren doch die Längenbestimmungen der Spanier, in Folge der fehlenden Instrumente, nicht einmal annähernd bis auf 20 bis 30° genau. Wallis war der Erste, der 1767 eine Längenbestimmung nach Mondabständen in der Südsee machte. In seinem Bericht heißt es: „Am 3. Mai beobachteten wir Sonne und Mond und fanden, daß unsere westliche Länge 96°26′ (Gr.) betrug.“ — Gleichzeitig unter Wallis verließ Carteret mit der „Swallow“ England, ward jedoch gleich zu Anfang von Wallis getrennt. Er passirte, auf der Suche nach den vielgesuchten, nahe der Gruppe, entdeckte die Gower-Carteret- und Simpson-Inseln, ohne ihren Zusammenhang mit den Salomo zu ahnen, und richtete seinen Kurs auf Neubritannien. Erst Bougainville gelang es am 28. Juni 1768 die Kette zu passiren, durch die Straße zwischen Bougainville und Choiseul kam er nach Batavia. Die Kunde dieser Fahrt verbreitete sich sehr schnell u. A. auch nach Indien. Und zwar ging das Gerücht, ein englisches Schiff habe eine sehr reiche und fruchtbare Insel, 700 Lieues (2100 Seemeilen) gegen Westen von der Küste Perus entdeckt, auf der u. A. die Bewohner äußerst kunstvolle Stoffe webten. Diesem Gerüchte auf den Grund zu kommen, lief am 3. März 1769 ein französisches Handelsschiff, der „St. Jean Baptiste“, unter J. Fr. de Surville aus dem Ganges, das ausgerüstet auf drei Jahre allerdings den Hauptauftrag hatte, in den Gewässern des indischen Archipels und der Südsee Handel zu treiben. Nach dem Anlaufen der Philippinen kam Surville am 6. August 1769 nach Choiseul, folgte bis zum 13. Oktober der Kette bis zu ihrer äußersten südlichen und östlichen Erstreckung San Cristoval, dessen Ostspitze von ihm Cap Oriental benannt wurde, und ankerte dann längere Zeit in dem auch von Bougainville benutzten Praslinhafen auf Isabel, das er mit Malayta vereinigt glaubte. Am 21. Oktober verließ er den Hafen, da sich in Folge der Regen Krankheiten, u. A. auch Skorbut, einstellten, außerdem von Seiten der Eingeborenen unausgesetzt Angriffe erfolgten. Dies feindliche Auftreten veranlaßte Surville, den Inseln den Namen der Arsaciden zu geben. Nun ging er über Neu-Seeland nach Peru, das erste Handelsschiff, das südlich der Linie den Stillen Ocean durchkreuzt hat.

Wieder gingen Jahre dahin. Die weitere Erforschung, wenn auch oberflächlich, nahm Shortland 1788 auf. Während Bougainville 1768 dem nordwestlichen Theil der Gruppe, Surville 1769 dem Nordosten, wandte Shortland seine Aufmerksamkeit in verhältnißmäßig erfolgreicher Weise dem Südwesten zu. Er fand Guadalcanar, das er Isle de Sir Charles Middleton nannte, ging dann nach Westen und entdeckte die Inseln Marsh und Hammond und gelangte nach Kap Satisfaktion auf Bougainville. Hier traf er mit friedlichen Eingeborenen aus der nahe gelegenen von ihm Bay of the Indies genannten Bucht zusammen. Der ganzen Kette legte er den Namen New Georgia bei. 1792 kam d'Entrecasteaux in dieselben Gegenden, nachdem Manning kurz vorher die Straße zwischen Choiseul und Isabel passirt, und begann Mai 1793 weitere Details beizubringen. Widrige Strömungen, die Feindseligkeit der Eingeborenen (diejenigen San Cristovals griffen die „Recherche“, nachdem einige sich an Bord begeben und sich orientirt hatten, von ihren Kanoes aus an) ließen jedoch auch keine erhebliche Resultate aufkommen, doch konstatirte er u. A., daß Guadalcanar und Malayta getrennt seien. 1794 passirte Capitain Wilkinson mit der „Indispensable“ die nach dem Schiff genannte Straße. Die Mehrzahl der Inseln Mendanas war wieder aufgefunden, es galt jetzt die Specialforschung.

Die nächste Expedition, die wissenschaftliche Ziele nach den Salomos führte, war diejenige Dumont d'Urvilles 1838 mit der „Astrolabe“ und der „Zélée“, der hier in den Monaten November und Dezember weilte, und durch seine und der an Bord befindlichen Gelehrten Beobachtungen wesentlich zur Kenntniß der Gestaltung der Inseln, speciell der südlichen, des Landes selbst und seiner Bewohner, beitrug. Nach ihm kamen hier und da einzelne Handels- und Kriegsschiffe in diese Gewässer, die sie jedoch meistens nur flüchtig berührten. Mehrfache nähere Mittheilungen sind jedoch dem Kapitän Denham, Lieutenant Tilley, Rev. Mr. Kerr zu danken. Die Novara berührte leider nur die Steward-Inseln (Sikiyana). Ueber die 1862 im Auftrage des Königs von Belgien, behufs Gründung von Faktoreien auf den Salomo-Inseln, abgesandte Expedition ist leider keinerlei Nachricht zu erhalten, jedenfalls war dieselbe resultatlos. Das englische Kriegsschiff „Blanche“, Kapitän Montgomerie, ging 1868 nach New Georgia, um ein Dorf niederzubrennen, das eine europäische Schiffsmannschaft ermordet hatte, und 1879 ward J. M. S. „Alacrity“ beordert, die Inseln vollständig neu zu vermessen. Bis jetzt, März 1881, liegen jedoch noch keinerlei Berichte über diese Expedition vor. Es ist zu bedauern, daß die „Gazelle“ 1875 nur Bougainville anlief (vom 24. bis 29. August); trotz der kurzen Zeit hat sie doch wesentlich unsere Kenntniß eines Theiles dieser Insel bereichert, zu ethnologischen Beobachtungen

war wenig Gelegenheit, da sich in der Nähe des Ankerplatzes kein Dorf befand [1]). Die Mission, die so vielfach auf den Inseln des Stillen Oceans thätig ist, hat auf den Salomo nur an wenigen Orten festen Fuß fassen können, darüber später. Ansiedelungen resp. Faktoreien europäischer Häuser finden sich bis jetzt nur auf Sikiyana, das überhaupt vielfach von Schiffen auf der Fahrt zwischen Australien und China behufs Kompaßkorrektion angelaufen wird. Einige der größeren Inseln sind jedoch mehrfach von deutschen und englischen Kapitänen besucht, auf deren Mittheilungen ein Theil des von mir gebrachten neuen Materials basirt. Agenten europäischer Häuser oder andere europäische Händler haben sich neuerdings noch auf San Christoval (Makirahafen), auf der Insel Savu (im Norden von Guadalcanar), auf Bongainville, Choiseul, Mahaga (Isabel), New Georgia und Ugi niedergelassen.

[1]) Neue Mittheilungen dürfte voraussichtlich N. v. Miklucho-Maclay, der Anfang 1880 u. a. längere Zeit auf Simbo (Eddystone Js.) weilte, in nächster Zeit machen.

Die Milanows auf Borneo.

In den Proceedings of the Royal Geographical Society (April 1881, S. 193 bis 205) giebt W. M. Crocker, welcher 16 Jahre lang in Saráwak auf der nordwestlichen Küste von Borneo gelebt hat, einen Bericht über die physikalische Geographie, die Einwohner und Produkte dieses Reiches und begleitet denselben mit einer Karte des nördlichen Borneo, welche zum Theil auf seinen eigenen Beobachtungen beruht und einen wesentlichen Fortschritt bezeichnet. Den äußersten Nordosten des Königreichs, die sogenannte Dritte Division, welche an das Sultanat Brunei grenzt, bewohnt in einer Anzahl von 20000 Seelen das Volk der Milanows, deren Niederlassungen insgesammt nur wenige Meilen von der See entfernt liegen. Ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel und Ausführungsprodukt ist Sago; 1880 wurden davon über 20000 Tonnen exportirt. Die Sagopalme gedeiht an den sumpfigen Ufern der Flüsse überall an dieser Küste bis etwa 20 englische Meilen landeinwärts; sie findet sich zwar an den Küsten von Sumatra, Celebes, Neu-Guinea und den Molukken, doch ist Borneo als ihre eigentliche Heimath und ihr Hauptverbreitungsbezirk anzusehen, da Saráwak allein mehr als die Hälfte von allem auf der Erde producirten Sago liefert.

Da Crocker mehrere Monate lang unter den Milanows gelebt hat, sind seine Mittheilungen über dieses erst wenig bekannte Volk von besonderem Interesse. Sie sind desselben Ursprungs, wie die Stämme im Innern, welche noch in der denkbar rohesten Form menschlichen Daseins ihr Leben hinbringen. Die Milanows aber haben, da sie schon frühzeitig von Malaien zu Handelszwecken besucht worden sind, malaiische Kleidung und zum Theil auch den Islam angenommen. Sie wohnen in guten Häusern, ihre Frauen kleiden sich in Seide und tragen Goldschmuck von bedeutendem Werthe; in ihren Wohnungen findet man englische Gläser, Töpfe und Messer, und sie sind in der That verhältnißmäßig reich. An jedem Flusse längs dieses Theils der Küste, welche oft nur vier englische Meilen von einander entfernt sind, findet man einen verschiedenen Dialekt. Die Furcht vor den Saribas- und Illanun-Piraten, welche in dieser Gegend beständig auf der Lauer lagen, erklärt den geringen hier herrschenden Verkehr, ehe Sir James Brooke auftrat. Die Häuser waren früher auf Pfählen von hartem Holze, etwa vierzig Fuß über dem Erdboden, erbaut, zum Schutze gegen Feinde. Manche von diesen Häusern stehen noch heute, ohne indessen ersetzt oder erneuert zu werden, da jetzt Friede und Ordnung herrscht und die Leute ihrem täglichen Berufe nachgehen können ohne Furcht vor Piraten auf der See und kopfjagenden Dajaks auf dem Lande; heute können die Anwohner aller Flüsse, vom Redschang bis zum Bintulu hin, frei mit einander verkehren.

In ihrer äußern Erscheinung gleichen die Milanows den übrigen Stämmen im Gebiete von Saráwak und unterscheiden sich von denselben nur durch ihr viereckiges Gesicht; die Frauen sind seltsamer Weise in den Ruf der Schönheit gekommen. Es giebt allerdings einige hübsche Mädchen unter ihnen; aber als Stamm betrachtet stehen sie an Gestalt und Regelmäßigkeit der Züge weit hinter den Malaien zurück. Sie sind von Farbe sehr weiß, aber es ist oft ein ungesundes, milchiges Weiß; da sie ihr ganzes Leben hindurch damit beschäftigt sind, den Sago aus dem Palmenmark herauszutreten oder zu pressen, so werden ihre Füße breit und ihre Figuren stämmig und untersetzt. Ihre Köpfe werden in der Kindheit durch Druck abgeflacht, aber nicht dermaßen, daß sie dadurch entstellt würden. Dieser Gebrauch scheint nur bei ihnen vorzukommen; wenigstens hat Crocker nichts über seine Existenz bei anderen Stämmen des ostasiatischen Archipels vernommen.

Die Männer sind etwa von mittlerer Größe; sie tatuiren sich weder noch tragen sie irgend welchen Schmuck oder Zierrath. Sie sind milde und friedlich, ruhig und artig von Charakter; zu den Kopfjägern gehören sie nicht, wenn sie auch in ihren Häusern noch einige Schädel aufbewahren. Gegen ihre Vorgesetzten sind sie unterwürfig, und Verbrechen kommen unter ihnen selten vor. Die ernstesten Fälle, mit welchen die europäischen Residenten zu thun haben, sind die „Betscharas“ oder Rechtshändel um ihre Sagopalmländereien. Manche unter ihnen haben große Gelehrigkeit gezeigt und selbst die englischen Buchstaben schreiben gelernt. Hoffentlich errichtet die Regierung bald Schulen unter ihnen, und es wenden sich einige von den Missionaren, welche jetzt bei den Land-Dajaks sehr wenig fruchtbaren Boden finden, ihnen zu.

Unter den Milanows findet sich Polygamie; aber selten hat einer mehr als ein Weib. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind so geordnet, daß die Arbeit unter allen Familienmitgliedern gleichmäßig vertheilt ist; sie leben dabei glücklich und zufrieden. Sie sind, ebenso wie die Dajaks, sehr abergläubisch, glauben an Träume und Vorzeichen und richten ihre Reisen nach dem Fluge der Vögel. Ihre Religion, wenn man anders einen Glauben an gute und böse Geister Religion nennen kann, ist merkwürdiger Weise dieselbe, wie diejenige der Cochinchinesen. (Ob das nicht ein weiterer Beweis für Wallace's Theorie ist, daß Borneo einst mit dem Festlande von Asien zusammenhing, oder wenigstens dafür, daß die Insel zuerst von Norden her bevölkert wurde?) Sie glauben, daß das Jenseits der irdischen Welt gleicht, daß sich dort wie hier Berge, Thäler, Ströme und Seen finden, die von verschiedenen Geistern beherrscht werden, und daß es einen obersten Gott, Epoo genannt, giebt, welcher Macht hat über alle Geister. Dessen Aufenthalt ver-

mögen sie nicht anzugeben; er herrscht unumschränkt in der unsichtbaren Welt. Es giebt verschiedene böse Geister des Flusses, des Meeres, Blitzes u. s. w., aber nur einen guten, Balu Adad mit Namen, der als ein schönes Weib beschrieben wird; ihrer Sorge werden am Todtenfeste alle Seelen anvertraut, und sie geleitet dieselben in das Jenseits.

Stirbt ein wohlhabender Mann, so werden Sagopalmen gefällt in dem Glauben, daß sie der Eigenthümer in jener Welt zu seinem Gebrauche fertig wiederfindet. Dann wird ein Prahu (Boot) sorgfältig aus einer Sagopalme geschnitzt, mit Flaggen geschmückt und neben das Grab gestellt; in Folge dessen findet der Todte es im Jenseits wieder, und zwar in Gestalt eines großen Schooners, der fertig zum Gebrauche vor seinem Hause vor Anker liegt. Waffen, Sirih-Büchsen, Bronzekanonen, das Geld der Milanows und Kleider werden zum Gebrauche im Himmel in den Sarg gelegt und dieser dann drei Tage lang eingegraben, während welcher Zeit sich der Verstorbene, wie man glaubt, für die Reise rüstet. Nun nimmt Balu Adad, das schöne Weib, Besitz von dem Geiste und geleitet ihn in das Jenseits. Allein mitten auf dem schmalen, dorthin führenden Pfade steht ein großer, wilder Hund, Maweang genannt, und wehe dem, der nicht mit einer gewissen kleinen Perle (telak) versehen ist, um ihn damit zu besänftigen! Zu diesem Behufe wird der Leiche stets eine solche Perle auf den rechten Arm gelegt.

Die Leiche eines Häuptlings läßt man verwesen, thut die Ueberreste in einen Krug und setzt denselben in einen dazu ausgehöhlten großen Baum oder Pfosten, wozu man stets Bilian (Eisenholz) wählt. Diese Grabmäler sind oft von bedeutender Größe und sorgfältig geschnitzt; da jenes Holz fast unzerstörbar ist, so giebt es solche, deren Existenz Generationen weit sich zurückführen läßt. Der Pangeran (malaiischer Titel für Prinz), von welchem Crocker seine meisten Erkundigungen eingezogen hat, theilte ihm auch mit, daß sein Großvater in solcher Weise beerdigt, und daß ein Sklave an den Pfosten gekettet wurde und dort verhungerte, damit er im Jenseits seinem Herrn sofort zu Diensten stände.

Dieselben Charaktere und Leidenschaften, welche hier die Menschheit beeinflussen, regieren auch dort die Seelen, und die Bösen sind auch dort böse. Auch dort tritt der Tod ein, und schließlich nimmt der Geist die Gestalt einer Raupe oder Made an.

Einige Monate nach dem Tode eines Milanow versammeln sich seine Freunde zu einem großartigen Feste und Hahnenkampfe, welcher drei bis vier Tage dauert, und wobei mitunter 300 bis 400 Hähne als Opfer zum Besten des Hingeschiedenen ihr Leben lassen müssen.

Die Milanows verdanken die Besserung ihrer Lage der Sagopalme. Der Handel in Sago nimmt beständig zu und, da der Preis desselben in den letzten zehn Jahren um 50 Procent gestiegen ist, so werden jetzt die Malaien in den anderen Gebieten von Sarawak auf den Werth der Palme aufmerksam und legen große Pflanzungen an, welche in wenigen Jahren die Wichtigkeit dieses Exportartikels bedeutend vergrößern werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei K. J. Trübner in Straßburg erscheint im Mai dieses Jahres auf Grundlage von Schricker's wohlbekanntem Vogesenführer: „Die Vogesen. Ein Handbuch für Touristen", neu bearbeitet von Curt Mündel, unter Mitwirkung von Prof. Euting und Dr. A. Schricker. Das Buch wird nicht weniger als 12 Karten und einen Plan enthalten, trotzdem aber nur 3 Mark kosten. Die Namen der Mitarbeiter bürgen dafür, daß der Reisende, welcher mit diesem Führer in der Tasche das schöne Gebirge durchzieht, sich zuverlässiger Leitung anvertraut.

— Lorenz Diefenbach's „Völkerkunde Osteuropas" ist durch Ausgabe des zweiten Halbbandes des zweiten Bandes (Darmstadt, L. Brill, 1880) vollständig geworden. Derselbe behandelt in der schon früher (s. „Globus" XXXVIII, 176) dargelegten Weise die finnische Familie, die Zigeuner, Armenier und Kaukasier; unseres Lobes bedarf er nicht. Sein Hauptzweck, wie ihn der Verfasser selbst präcisirt, ist die Einführung der Leser in Völkergebiete, die in vielen, besonders sprachlichen Beziehungen erst in neuerer Zeit näher untersucht und bekannt geworden sind. Im Einzelnen wie in umfassenderen Ergebnissen rechnete er dabei auf selbstdenkende und mitforschende Leser, die ein Endurtheil lieber auf eigene Kosten gewinnen, als es mit bequemer Passivität nachsprechen. Solchen aber, wir wiederholen es, wird das Buch reichen Gewinn bringen.

— In französischer Ausgabe sind jetzt die reducirten Karten der durch den Berliner Kongreß festgesetzten neuen Grenzen auf der Balkanhalbinsel, deren eine der „Globus" bereits auf S. 103 des 38. Bandes veröffentlichte, erschienen. (Berlin, D. Reimer. 4 Blätter in 1:300000.) Prof. Heinrich Kiepert hat ihre Verkleinerung überwacht, die Bedeutung dieser politisch so wichtigen Linien in einer eingehenden Besprechung dargelegt und das Material durch Anpassung des ringsum anstoßenden Gebietes allgemeiner Benutzung zugänglich gemacht.

— In Montenegro sind in den Jahren 1879 und 1880 durch russische Offiziere in den neu erworbenen Gebieten (Rayon der Herzegowina und um Antivari) 3420 Quadratwerst aufgenommen worden im Maßstabe 1:21000 (500 Saſ. = 1 Zoll). Von diesem Gebiete waren bis zum Jahre 1878 nur 270 Quadratwerst aufgenommen. Im Rückstand sind für 1881 noch 960 Quadratwerst im Kreise Kolaschin, 100 Quadratwerst im Kreise Dulcigno und etwa 350 Quadratwerst in den Kutschi-Drekalowitschi, wo die Grenze noch nicht fest bestimmt ist.

— Eine Notiz der „Exploration" (Nro. 221) besagt, daß aus den kürzlich an Montenegro gefallenen Gebieten eine starke Auswanderung stattfindet, und zwar weil die montenegrinischen Gesetze zu rasch in Anwendung gekommen sind. Kriegsdienst und Schulpflicht vertreiben die Mohammedaner. Podgoritza, welches unter türkischer Herrschaft 6000 Einwohner zählte, hat die Hälfte davon verloren; besonders ist die Kaufmannschaft verschwunden, seitdem sich dort keine ständige Garnison mehr befindet und die Albanesen es vorziehen, den Bazar von Skutari zu besuchen.

— Nach einer ungefähren Berechnung fallen nach der von den Botschaftern zu Konstantinopel vereinbarten neuen griechisch-türkischen Grenze, deren Verlauf einstweilen auf unseren Karten nur annähernd angegeben werden kann, an Griechenland rund 240 Quadratmeilen oder etwa

so viel Landes, als das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (241,6 Quadratmeilen) umfaßt. Nach den Bestimmungen der Berliner Konferenz sollte das abzutretende Gebiet circa 365 Quadratmeilen umfassen (das Königreich Würtemberg zählt deren 354); davon bleiben nun 89 in Epirus und 36 im nördlichen Thessalien beim türkischen Reiche.

Asien.

— Ujfalvy's zweite Reise nach Turkestan (s. Bd. 38, S. 144) ist durch einen Zwischenfall, wie es scheint politischer Natur, unterbrochen worden, so daß er sich genöthigt sah, nach Paris zurückzukehren. Am 19. März ist er aber in Gesellschaft seiner Frau wieder abgereist, um über Tiflis, Baku und das Kaspische Meer zunächst nach der persischen Provinz Chorassan zu gehen.

— Ein Berichterstatter des „Standard", welcher die Insel Chios nach dem jüngsten Erdbeben besuchte, giebt folgenden Ueberschlag über den dadurch verursachten Verlust an Menschenleben und Eigenthum: es wurden getödtet 4189 Personen, schwer verletzt 1015, 14 000 Häuser zerstört und Werthe im Betrage von 60 bis 80 Millionen Mark vernichtet.

— M. Léon Cahun (dessen Reise im Gebirge der Nosairier der „Globus" in Bd. 37, S. 305 und 321 geschildert hat) ist von seiner 1880 im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums und in Gesellschaft seiner Frau unternommenen Reise nach Vorderasien zurückgekehrt. Er hat wenig bekannte Theile des nördlichen Mesopotamien besucht und zahlreiche Ruinen aufgenommen, darunter diejenigen einer Fayencefabrik in Rakka am Euphrat, im Jahre 1108 durch Sultan Mahmud Abu-el-Kasim gegründet, parthische Ruinen in Dschaber und eine vorzüglich erhaltene römische Stadt in Ressâfa zwischen Tadmor und Rakka. Bei den gefürchteten Aneze- und Schammar-Beduinen und selbst bei den Schepanlü-Kurden hat Cahun sehr gute Aufnahme gefunden.

— Die französische Regierung hat den Schiffslieutenant Amédée Gauthier mit einer Mission in Cochinchina betraut, welche die Erforschung der Länder der Moï, Sciamba, Stieng, der Waldlandschaften an der Grenze der französischen Kolonie zum Gegenstande hat.

— Karl Bock, welcher über seine Reise durch das südöstliche Borneo („Globus" 37, S. 255) ein demnächst erscheinendes Buch „Die Kopfjäger von Borneo" geschrieben hat, welches namentlich seine zoologischen und ethnographischen Beobachtungen enthält, verläßt Mitte April London, um eine Reise in das Innere von Siam auszuführen.

— Mr. Broumton, Agent der China-Inland-Mission zu Kwei-pang-fu in der Provinz Kwei-tschou, hat letzthin den Miao-tze in der Nähe jener Stadt einen Besuch abgestattet. Einer derselben, von welchem er etwas von ihrer Sprache erlernt hatte, hatte ihm mitgetheilt, daß sein Volk im dritten Monate des Jahres eine große Versammlung auf einem Berge abhalte, und ihn dazu eingeladen. Diese vorzügliche Gelegenheit, Sitten und Gebräuche des ziemlich unbekannten Volkes kennen zu lernen, benutzte Broumton gern. Die Stämme, welche er speciell kennen lernte, waren die „Schwarzen Miao", so genannt nach der Farbe ihrer Kleidung, und die Ka-tan und sitzen bei Hwang-ping-tschóu. Die Spitze und die Abhänge des Berges, auf welchem die Festlichkeit statthatte, fand der Missionar mit Frauen in ihren malerischen Kostümen und Männern in einfachen Kleidern von schwarzer Baumwolle bedeckt. Das Fest hat einen religiösen Charakter; die Miao-tze behaupten, daß ein schlechtes Jahr käme, wenn sie es nicht abhielten. Seine Hauptbestandtheile sind Musik und Tanz. Die Instrumente heißen bei den Miao ki, auf chinesisch lin-scheng („sechs Töne") und bestehen aus langen Bambusröhren, meist sechs, aber auch zwei an der Zahl, die in einem hölzernen Mundstücke befestigt sind. Manche sind sehr groß, da die Röhren bis 18 Fuß lang sind, und es erfordert große Anstrengung, sie zu blasen; sie bringen einen sonderbaren, brausenden Ton hervor, den man weithin hört. Die Musikanten bewegen sich beim Blasen langsam um den Platz, das Gesicht nach dem Mittelpunkte gewendet, und draußen tanzen die jungen Frauen nach derselben Richtung. Es waren bei dieser Gelegenheit fünf bis sechs Musikbanden zur Stelle, deren jede ihren Kreis von Tänzerinnen um sich versammelte.

— Graf Montgelas, der gewesene österreichische Diplomat, hat in London den von der dortigen geographischen Gesellschaft eingerichteten Unterricht für angehende Forschungsreisende durchgemacht und dann sich kürzlich nach dem nördlichen Borneo begeben, welches bekanntlich vom Sultan von Sulu an die North Borneo Company abgetreten worden ist, um dort bei der Erforschung und Entwickelung des noch ziemlich unbekannten Gebietes thätig zu sein.

Die Einwanderung der Juden in die Kaukasusländer.

S. Der „Globus" hat vor einiger Zeit (Bd. XXXVIII, S. 187 und 199) seinen Lesern einige Mittheilungen über die Kaukasischen Juden gebracht. Als Ergänzung gleichsam zu jener ethnographischen Skizze liefern wir heute einige historische Daten über die Einwanderung der Juden in die Kaukasusländer. (Nach N. O. Elmin: „Jüdische Ansiedler im alten Armenien", in den Protokollen der Sitzungen des vorbereitenden Comités des fünften archäologischen Congresses in Tiflis. Moskau 1879 und 1880, S. 100 bis 103.)

Schon in den ältesten Zeiten treten in Armenien Ansiedler sehr verschiedener Nationalität auf; die einen freiwillig, die anderen gezwungen als Kriegsgefangene. Die Länder, aus denen die Ansiedler herstammten, sind: Phönizien, Assyrien, Palästina, Medien, Indien, China, das Land der Bulgaren, der Alanen u. s. w. In den geschichtlichen Quellen finden sich nur über einzelne jener den genannten Volksstämmen angehörenden Ansiedler genauere Nachweise; so über die Meder, die Juden und die Inder. Ueber die Meder spricht ein altes armenisches Epos, über die Juden der Byzantiner Faustus, ein Schriftsteller des IV. Jahrhunderts und Moses von Chorene; über die Inder der Syrier Zenobius Glak (?).

Schon 600 Jahre vor Christi Geburt sind jüdische Ansiedler in Armenien anzutreffen. Mar-Abas (150 Jahre v. Chr.) meldet darüber: Schambat, einer der angesehensten der von Nebukadnezar nach Babylon in die Gefangenschaft geführten Juden, zieht mit allen seinen Hausgenossen nach Armenien. Hier herrschte damals Hratschi, der Dynastie Haik angehörig. Der Herrscher empfängt die Juden unter Schambat's Leitung mit großen Ehren und weist ihnen Ländereien zu ihrem Besitz an. — Nach dieser ersten Nachricht erfahren wir lange Zeit nichts von den jüdischen Ansiedlern und ihrem Schicksal. Erst im Jahre 150 v. Chr., nachdem bereits die Dynastie Haik aufgehört hat und als Wacharschah, der Begründer der Dynastie Arschak, auf dem Thron Armeniens sitzt, hören wir wieder von den Juden. Der neue Herrscher schafft eine neue Ordnung in seinem Reiche, er ernennt Bagrat, einen Nachkommen Schambat's, zum erblichen Statthalter mit der Verpflichtung, ihm bei der Krönung die Krone aufs Haupt zu setzen. Diese Pflicht und diese Würde verbleibt dem Geschlechte Bagrat's bis zum Aufhören der Dynastie Arschah im Jahre 433 vor Christi Geburt. So lange die Dynastie Arschah in Armenien herrschte, hatte ein Mitglied des Geschlechts Bagrat auch die Pflicht, bei der Thronbesteigung dem neuen Herrscher die Krone aufzusetzen.

Im Jahre 855 nach Christi Geburt bestieg Aschota I.

aus dem Geschlecht Bagratuni den armenischen Thron. Die Dynastie hörte schon 1079 auf, aber das Geschlecht der Bagratiden setzte sich fort als das armenische Geschlecht Bagratuni und weiter als das grusinische Bagration.

Weiter meldet die Geschichte, daß unter der Regierung Tigranes II. (89 bis 55 v. Chr.) eine Menge Juden als Kriegsgefangene nach Armenien geführt worden seien. Das geschah nach einem Kriegszuge der Armenier gegen Aristobulos, welcher letztere dabei vom Hohenpriester Hyrkanus, einem Sohne Alexander's, unterstützt wurde. Die mit ihrem Hohenpriester an der Spitze nach Armenien geschleppten Juden wurden in verschiedenen Städten und Ortschaften des Reiches angesiedelt. Moses von Chorene nennt die Städte Armawir, Wan und die Ortschaft Wacharschapat, aber macht über die Zahl der Kriegsgefangenen keine Angabe.

Dagegen finden sich einige Zahlen, freilich aus späterer Zeit, bei dem griechischen Historiker des IV. Jahrhunderts Faustus in dessen Geschichte von Armenien. Faustus beschreibt den erbitterten Kampf des persischen Herrschers Schapura (Sapor) gegen Arschak III. von Armenien. Die Perser siegen und zerstören die vornehmlich von Juden bewohnten Städte. Faustus nennt die Namen der Städte und giebt an, wie viel jüdische Familien aus jeder Stadt in die persische Gefangenschaft geführt wurden. So seien fortgeführt aus Artaschat 9000 Familien, aus Jeruandaschat 30 000, aus Sarech-awan 8000, aus Sarischat 14 000, aus Wan 18 000, aus Nachitschewan (dem alten) 16 000, in Summa 95 000 Familien. Aus anderen Stellen geht hervor, daß damit keineswegs alle von Juden bewohnten Ortschaften genannt worden sind, denn Moses von Chorene berichtet, daß in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts unter dem Herrscher Terdat Juden nach der damaligen Hauptstadt Armeniens, Bacharschapat, geschleppt worden seien; von wem, woher und warum, davon erfahren wir nichts.

Damit sind aber die Nachrichten von jüdischen Ansiedlern noch nicht beendigt. Moses von Chorene berichtet weiter von Juden, welche nach Armenien gekommen seien, aber nicht aus Palästina, sondern aus Medien. Diese Juden sind in der armenischen Geschichte bekannt unter dem Namen „Amatuni", was Ankömmlinge bedeutet (vom Persischen „ameden" = ankommen). Der Name ist mit seiner altarmenischen Endigung „uni" zum Eigennamen eines in Altarmenien bekannten Geschlechts geworden. Auf den jüdischen Ursprung der Familie Amatuni weist vielleicht auch der unter ihren Gliedern sehr verbreite Name Samson. Nach den Zeugnissen der armenischen Geschichtsschreiber wurden die Vorfahren des Geschlechts Amatuni aus Palästina durch den Perser Arschak I., den Stammvater der persischen Arschakiden, im Anfang des III. Jahrhunderts v. Chr. nach Ekbatana (Hamadan) geführt. Hier in Medien wurden sie Manu genannt; vielleicht erinnert das daran, daß der Stammvater Samson geheißen. In Medien nahmen die Juden eine hervorragende Stellung ein. Was sie veranlaßt hat, Medien aufzugeben und in Armenien eine Zuflucht zu suchen, ist unbekannt. — Vielleicht waren sie in Folge ihrer Religion Bedrückungen und Verfolgungen von Seiten der Meder ausgesetzt.

Das sind die einzigen Nachrichten, welche wir über gutwillig oder gezwungen in Armenien angesiedelte Juden haben.

Afrika.

— Der italienischen Gesellschaft Rubattino, welche neben dem Chedive den Verkehr im Rothen Meere unterhält, ist ein Konkurrent in der Person des Sultans von Zanzibar erwachsen. Derselbe hat mit drei Dampfern eine regelmäßige Verbindung zwischen Zanzibar, Aden, Hodeida, Massaua, Dschidda und Suakin ins Leben gerufen. Kapitäne und Matrosen sind Zanzibarer, die Ingenieure Portugiesen. Am 18. Januar ankerte der erste Dampfer unter Zanzibar-Flagge vor Suakin; er führte viel Pilger sowie Waaren für Häfen des Rothen Meeres an Bord.

— Die längst geplante amerikanische Missionsstation in Bihé steht dicht vor ihrer Verwirklichung. Drei Missionare, Bagster, Sanders und Miller, sind in Benguela angelangt und denken zu Anfang Mai nach ihrem Bestimmungsorte aufzubrechen.

— Nach dem Innern Senegambiens sind augenblicklich zwei Expeditionen, eine englische und eine französische, unterwegs. Die erstere unter Dr. Gouldsbury (s. oben S. 127), den Lieutenant Dumbleton und Dr. Browning begleiten, hat Bathurst am 21. Januar dieses Jahres verlassen, um den Gambia bis Yabutenda aufwärts zu verfolgen, Timbo in Futa-Dschalon zu berühren und von da Sierra Leone zu erreichen. Man beabsichtigt mit dieser Reise, für letztere Kolonie eine Straße ins Innere bis Timbo zu eröffnen. Am 5. April wollte auch Dr. Bayol vom Senegal nach Futa Dschalon abreisen, wenn möglich, Timbo besuchen und die Quellen des Gambia, Faleme, Bafing und Niger erforschen.

— James Sibree's Werk über Madagaskar (The Great African Island), welches der „Globus" im 37. Bande wiederholt besprochen hat (S. 219, 299, 303, 351, 383), ist jetzt in deutscher Uebersetzung bei Brockhaus in Leipzig erschienen unter dem Titel „Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner." Es ist bekanntlich eines der vorzüglichsten Werke über die große, immer noch nicht genügend bekannte Insel, in welchem der Verfasser nicht nur seine eigenen während eines langjährigen Aufenthalts im Lande gewonnenen Erfahrungen niedergelegt, sondern auch die ganze reiche Literatur benutzt hat, namentlich auch das in Europa nur sehr wenig bekannte, seit einigen Jahren in der Hauptstadt der Howas erscheinende Antananarivo Annual.

Inseln des Stillen Oceans.

— Auf Sandwich Island bei Neu-Hannover (Melanesien) bemerkte Rev. G. Brown, wie er in den Proceed. Roy. Geogr. Soc. (1881, p. 218) beschreibt, daß die Eingeborenen freundliche Gesinnung durch Klopfen mit der Hand auf das Haupt ausdrücken. Dasselbe Zeichen wird auch im Nordwesten von Neu-Irland angewendet, anscheinend aber nicht über Kap Givry südlich hinaus. Es ist das ein weiterer Beweis für den besonders wichtigen und in gewisser Hinsicht sogar heiligen Charakter des Kopfes bei allen Eingeborenen dieser Meere. In Samoa wird ein Eingeborener den Kopf eines andern nie mit dem gewöhnlichen Worte bezeichnen, außer wenn er schimpfen will, und im Kriege wird stets ein großer Unterschied gemacht zwischen der Zahl der Getödteten und derer, deren Köpfe erbeutet wurden. Letztere werden zuerst gezählt, dann erst die Getödteten überhaupt. Für Verwandte eines Gefallenen ist es stets ein großer Trost in ihrem Schmerze zu erfahren, daß dessen Leichnam unbeschädigt gerettet wurde; im gegentheiligen Falle erbitten sich meist einige Freunde von der siegreichen Partei den Kopf, ohne sich viel an das Schicksal des Rumpfes zu kehren. Ebendort gilt es als die achtungsvollste Weise, seinen Dank für ein Geschenk auszudrücken, daß man dasselbe einen Augenblick auf den Kopf legt. Der schwerste Schimpf, den ein Maori seinem Feinde anthun kann, ist, daß er ihn auffordert, hinzugehen und den Kopf seines Großvaters oder eines andern Verwandten zu kochen. „Cannibal Jack", ein in jenen Gebieten wohlbekannter Mann, erzählte dem Rev. Brown, daß vor längeren Jahren auf Neu-Caledonia oder einer der benachbarten Inseln ein

von dem Häuptling adoptirter Weißer vom Volke getödtet wurde, weil er im Scherz dem Häuptling auf den Kopf geklopft hatte. Der Alte that sein Möglichstes, ihn zu retten, aber vergeblich; Jack aber nahm sich seitdem in dieser Hinsicht im Verkehr mit den Eingeborenen gewaltig in Acht. Auf Neu-Irland und der Gruppe Duke of York werden Schädel und Unterkiefer als Trophäen bewahrt; diejenigen von Häuptlingen und hervorragenden Männern werden von den Verwandten im Hause aufgehängt und Jahre lang aufbewahrt. In der Salomo-Gruppe werden die Leichen eine Zeit lang im Mangrove-Dickicht ausgesetzt, dann die Schädel gesammelt und alle zusammen in einem rohen Steinhaufen oder einer kleinen Hütte auf einem Eilande abseits der Hauptinsel beigesetzt. Auf Sandwich Island wird ihnen nicht so viel Werth beigemessen; denn ein Eingeborener überließ dem Rev. Brown einen Schädel gegen eine Schnur Perlen, und das war das erste Mal, daß dies dem Missionar begegnete.

— Nach der bestimmten Erklärung des Gouverneurs der Fidschi-Inseln, Mr. G. W. Des Voeux, soll jetzt, anstatt Levuka, Suva zur Hauptstadt dieser Kolonie erhoben und mit der Verlegung der Regierung dahin sofort begonnen werden. Alle Gegenvorstellungen von Seiten der Bewohner von Levuka halfen nichts. Suva liegt an einem ausgezeichneten Hafen gleichen Namens an der Südostküste von Viti Levu, der größten Insel des Fidschi-Archipels, und ist von gut bewässertem und fruchtbarem Lande umgeben.

— A. Kirchhoff, Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel (C. Winter, Heidelberg). Ein Vortrag, dessen erste Hälfte einen Ueberblick über Natur und Bevölkerung der Südseeinseln giebt, während die zweite sich mit dem deutschen Südseehandel und speciell mit der Godeffroy'schen Unternehmung auf den Samoa befaßt. Die Stellung, welche die deutsche Regierung zu derselben einnimmt, charakterisirt der Autor so: „Sie will keinerlei Herrschergelüsten in dem fernen Weltmeer nachjagen, aber sie will das Eigenthum und die segensvolle Arbeit der deutschen Reichsbürger in ihren vollen Schutz nehmen. An unserer Nation ist es nun, auf der gegen fremde Uebergriffe gesicherten Grundlage ein Werk weiterzuführen, dessen Stocken uns eine ewige Schande sein würde, dessen Gedeihen nicht bloß Geldgewinn verheißt, sondern uns schulen wird in selbständiger kolonialer Thätigkeit, niedriger stehende Rassen an Arbeit zu gewöhnen, unter eigener Flagge die Güter heimischen Gewerbfleißes zu verfahren, ohne Dazwischentreten gewinnsüchtiger Fremden die tropischen Erzeugnisse einzuhandeln oder selbst zu ernten."

Polargebiete.

— Der niederländische Nordpolfahrer „Willem Barents" wird nach den bisherigen Bestimmungen am 7. Mai eine vierte Expedition in die arktischen Gewässer antreten, von welcher das Schiff zu Anfang November zurückkehren soll. Vor allem werden diesmal Spitzbergen und Dicksonhaven besucht und, wenn möglich, Beobachtungen auf dem Karischen Meere angestellt werden.

— Der von der amerikanischen Regierung zur Aufsuchung der „Jeannette" Anfang Juni von San Francisco auszusendende Dampfer „Mary and Helen" wird unter Befehl des Marinelieutenants Robert M. Berry gestellt. Berry hat als Kommandeur des Dampfers „Tigreß", welcher mit zur Aufsuchung und Rettung der Polarisexpedition verwendet wurde, schon einmal das arktische Meer befahren. Die Expedition wird so reichlich ausgerüstet und verproviantirt, daß sie nöthigenfalls drei Jahre in den Eisregionen bleiben kann; doch wird der Befehlshaber nicht verpflichtet, überhaupt nur einen Winter wegzubleiben, sondern es wird dieses seinem aus den Umständen und Thatsachen an Ort und Stelle gebildeten Urtheil überlassen. Zunächst geht das Schiff nach Petropawlowsk, um sich dort mit 25 Hunden, Schlitten, Treibern, arktischer Kleidung und gedörrtem Lachs als Hundefutter zu versehen. Sodann begiebt es sich nach St. Michaels, um aus einem dahin vorausgeschickten Tender seinen Kohlenvorrath durch etwa 200 Tons zu ergänzen. Von da werden einige Punkte der Tschuktschen-Halbinsel, namentlich die Lorenzbai, Ostkap, Kap Serdze Kamen und die Koliutschinbai, besucht, und erst dann, in der ersten Hälfte des August, wird die Möglichkeit geboten sein, nordwärts in das Eismeer vorzudringen. Hier soll zunächst die Heraldinsel aufgesucht werden, weil in der Nähe derselben sowohl die „Jeannette" als die beiden verschollenen Walfahrzeuge zuletzt, im September 1879, gesehen wurden. Darauf wird die „Mary and Helen" trachten, die Südostspitze von Wrangelland zu erreichen, wo ja nach dem Berichte des Kapitän Dallmann eine geräumige Bai als gute Zuflucht sich bietet. Von hier aus wird man nun durch Schlittenreisen die Expedition selbst oder in Cairns (Steinhaufen) Spuren und Nachrichten von ihr suchen. Nöthigenfalls wird die „Mary and Helen" an der Südostküste von Wrangelland oder in einer Bai an der sibirischen Küste überwintern. Wenn nun auch die Expedition ausschließlich aus Freiwilligen der Vereinigten-Staaten-Kriegsmarine bestehen wird und eigentliche Gelehrte dem Beschlusse des Kongresses gemäß nicht mitgehen sollen, so wird doch die Reise für die Geographie und Hydrographie höchst wahrscheinlich werthvolle Resultate liefern. — Eine zweite Expedition wird das meteorologische Bureau des Kriegsministeriums, U. S. Signal Service, aussenden und zwar zum Zwecke der Errichtung einer der internationalen Beobachtungsstationen, welche demnächst an einer Reihe von Punkten um den Pol herum ins Leben treten sollen. Die Vereinigten Staaten haben die Besetzung einer Station an der Lady-Franklin-Bai, wohin bereits Howgate's vorbereitende Expeditionen gerichtet waren, und bei Kap Barrow übernommen. Ob die letztere schon in diesem Jahre besetzt wird, ist noch ungewiß, die erstere aber soll schon in diesem Sommer errichtet werden. Zu diesem Zwecke werden sich drei Offiziere der Vereinigten-Staaten-Armee, Greely, Kislingbury und Lockwood, in Begleitung von vier im meteorologischen Dienste geübten Unteroffizieren und 16 Soldaten in einem zu charternden Dampfer im Juni von St. Johns, Neufundland, nach der Lady-Franklin-Bai begeben. In Disco wird sich der im vorigen Jahre von Howgate's halb mißglückter Expedition dort zurückgebliebene Franzose Oskar Pavy anschließen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

VII [1]).

Am 22. März um die Mittagszeit kamen Veth und seine Begleiter in Palembang, der östlichen Hauptstadt des heutigen Sumatra, an, die der Ausgangspunkt für ihre weiteren Touren in das Innere sein sollte. Die Dampferfahrt den Moesi aufwärts bis zu der etwa 90 km oberhalb der Mündung belegenen Stadt hatte durch eine eintönige, uninteressante Landschaft geführt: niedrige, stellenweise überschwemmte Ufer, dicht mit Nipapalmen und anderen Bäumen bestanden, zwischen denen nur hin und wieder eine auf hohen Pfählen erbaute Fischerhütte anzeigt, daß das Land überhaupt bewohnt ist. Um so erfreulicher wurden die Reisenden bei ihrer Ankunft in Palembang durch das großartige, belebte Aussehen der Stadt überrascht, die sich auf beiden Ufern des hier 400 m breiten Flusses 6 bis 7 km weit hinzieht. Ein großer Theil der breiten Wasserfläche ist mit schwimmenden chinesischen Wohnungen, zierlichen, auf Flößen stehenden Hütten, bedeckt. Einige Dreimaster, Briggs und Schooner, die inmitten zahlreicher großer Boote von landesüblicher Gestalt am Landungsplatze vor Anker lagen, sowie eine schier unzählige Menge kleiner Fahrzeuge, die den Verkehr zwischen den beiden Ufern und mit den schwimmenden Häusern vermittelten, ließen die Bedeutung von Palembang als Hauptausfuhrort für die Produkte eines ausgedehnten Gebietes erkennen. Die Bevölkerung der Stadt, die sich auf etwa 30 000 Seelen beziffert, ist aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt; einen Hauptbestandtheil derselben machen die Chinesen aus, die sich vorzugsweise auf dem rechten Ufer niedergelassen haben. Das linke bildet den von den Malaien und Europäern bewohnten Stadttheil, und zwar breitet sich hier hinter der am Flusse stehenden Häuserreihe, die zur Fluthzeit vom Wasser bespült wird, ein Netz von Straßen aus, das von Kanälen durchschnitten wird und in dem sich eine Anzahl bemerkenswerther Bauten aus der vorholländischen Zeit befindet. Von dem am Landungsplatze befindlichen Gasthause, in dessen beschränkten Räumen die Passagiere des Dampfers nur mit Mühe noch ein Unterkommen fanden, führt eine gutgehaltene Straße nach dem großen Markte der Stadt. Hier, wo täglich bedeutende Handelsgeschäfte abgeschlossen werden sollen, sahen die Reisenden mit Erstaunen eine großartige Auswahl sämmtlicher Gebrauchsartikel des europäischen Lebens in den Verkaufsgewölben ausgestellt; daneben eine Menge von europäischen Luxusgegenständen, von denen es ihnen ganz unglaublich schien, daß dieselben überhaupt Käufer finden sollten. Malaiische, chinesische und arabische Herbergen und Speisehäuser, Läden und Werkstätten liegen rings um den Markt und in der zu ihm führenden Straße; unweit davon erhebt sich das große massive Haus des Residenten, das mit den vielen dazugehörigen Komptoir- und Bureaugebäuden einen kleinen Stadttheil für sich bildet. Als Kaserne für die in Palembang stationirten niederländi-

[1]) Vergl. „Globus" XXXIX, S. 129, 145, 161, 177 und 193.

schen Truppen dient der alte Palast (Kraton) des letzten Sultans, ein mächtiger, von hohen steinernen Mauern umgebener Bau, der festungsartiger aussieht, als die Mehrzahl der sogenannten Festungen Indiens mit ihren elenden Lehmmauern.

In geringer Entfernung von dem Kraton liegt die berühmte Moschee von Palembang, eine der schönsten und größten des Indischen Archipels. Nach der Angabe des Eingeborenen, den Veth als Führer bei sich hatte, sollen die Hauptmaterialien zu dem imposanten, aus weißem Stein errichteten Bauwerke von den verschiedenen heiligen Stätten des Islam hierhergebracht worden sein. Leider entspricht das nüchterne und kahle Innere der Moschee ihrem prunkvollen Aeußern in keiner Weise, und befindet sich das Ganze in einem Zustande ärgsten Verfalls, der an dem Minaret besonders deutlich hervortritt. Neben diesem großen Heiligthume der ostindischen Mohammedaner besitzt Palembang auch verschiedene heilige Grabstätten, die vielfach von Pilgern besucht werden. Die berühmteste darunter ist das sogenannte Grab des Radschah Iskander Alam, eines alten Fürsten, der nach einer ziemlich verbreiteten Annahme niemand Geringeres gewesen sein soll, als Alexander der Große oder doch wenigstens einer seiner Nachfolger. In einer hölzernen, mit Ziegeln gedeckten Hütte unter einem mächtigen alten Baume befindet sich dieses merkwürdige Grab: ein von vier Brettern umgebener Erdhügel, an dem, wie bei allen malaiischen Gräbern, zu Häupten und zu Füßen ein medjan sich erhebt, d. i. ein mehr oder minder reich skulptirter Pfeiler von Holz oder Stein. Auf dem Grabe liegen zahlreiche verdorrte und frische Soelasizweige, Weihegeschenke

Moschee von Palembang.

der Pilger; daneben eine Menge kleiner Holzbrettchen, auf denen Wünsche und Gelübde der frommen Besucher in arabischen Charakteren niedergeschrieben sind.

Am 30. März verließen Veth und van Hasselt mit ihrem Gefolge von eingeborenen Dienern Palembang, um an Bord des kleinen Flußdampfers der Regierung den Moesi hinauf zu fahren. Sobald die letzten Häuser der Stadt passirt waren, nahm die Uferlandschaft wieder den nämlichen Charakter der Oede und Unbewohntheit an, der die Fahrt von der Mündung bis zur Stadt so reizlos gemacht hatte. Nur selten und vereinzelt zeigte sich ein Dorf auf den niedrigen Ufern; stundenlang fuhr man den an manchen Stellen 800 m breiten Fluß hinauf, ohne eine andere Spur von Leben zu gewahren, als etwa hin und wieder ein vorbeitreibendes Bambusfloß mit der kleinen, ebenfalls aus Bambus zusammengefügten Hütte darauf, und hoch mit Kapok (Pflanzendaune) beladen. Am Abend des ersten Tages ging man etwas oberhalb der Mündung des Lematang vor Anker, eines der bedeutendsten unter den rechten Nebenflüssen des Moesi; in der Frühe des nächsten Morgens erreichte man Sekajoe, ein ansehnliches, auf dem linken Ufer gelegenes Dorf, in dem der Kontroleur des Distrikts Moesi-Ilir (unterer Moesi) seinen Sitz hat. Nach kurzem Aufenthalt unter dem gastlichen Dache dieses Beamten wurde die Fahrt fortgesetzt, wieder ging es einen ganzen Tag lang durch öde Einförmigkeit, und erst der dritte Morgen brachte erwünschte Abwechslung. Anstatt der Bäume, die das Ufer bedeckt hatten, zogen sich ausgedehnte Kapokanpflanzungen und Reisfelder an dem Flusse hin, häufig unterbrochen von großen Dörfern, die alle einen unverkennbaren Anstrich von Wohlhabenheit zeigten; in den meisten derselben waren die Häuser mit Ziegeln gedeckt, die nur von Palembang hergebracht worden sein konnten. Große Flöße mit Bambuhütten lagen bei jedem Dorfe auf dem Flusse, und hatte das in den vorhergehenden Tagen passirte Gebiet den Eindruck der größten Menschenleere gemacht, so war hier das

Entgegengesetzte der Fall. Sämmtliche Dörfer waren reich bevölkert, wovon die Reisenden im Vorüberfahren durch eigene Anschauung sich überzeugen konnten. Der seltene Anblick des Dampfers lockte die ganze Einwohnerschaft jeden Alters und Geschlechts aus den Häusern und an das Flußufer; in der irrigen Meinung, daß der Resident sich an Bord des merkwürdigen Fahrzeuges befinden müsse, liefen die Einwohner manches Dorfes eine gute Strecke weit am Ufer mit, indem sie laute Begrüßungen (slamat) zum Schiffe hinüberriefen. Die Kleidung der Männer ist hier durchweg dieselbe wie an der Westküste der Insel. Nur die Häuptlinge tragen als Zeichen ihrer Würde eine mit Gold gestickte Mütze aus Rohrgeflecht, die kopia genannt wird; das Muster der Goldstickerei ist je nach dem Range des Häuptlings verschieden. Die Frauen und Mädchen waren fast ausnahmslos nur mit dem über der Brust befestigten, lang herabreichenden Sarong bekleidet; einige trugen auch deren zwei über einander, Kleidungsstücke von complicirterer Form aber als dieses glatte, große Tuch waren augenscheinlich nicht üblich. Der Schmuck der Mädchen besteht hier in Ohrringen und in schmalen silbernen um das Handgelenk und den Unterarm gelegten Spangen, die oft, zwanzig und mehr an der Zahl, bis zum Ellenbogen hinaufreichen. Unverlobte Mädchen dürfen die Silberringe nur um einen Arm tragen; den Bräuten allein steht das Recht zu, beide Arme damit zu schmücken; sobald die Ehe aber geschlossen ist, müssen sie jeden Schmuck für immer ablegen.

Gegen Abend des dritten Tages erreichte man die Stelle, wo der Moesi, der hier eine plötzliche Wendung nach Süden macht, den von Westen her kommenden Rawas in sich aufnimmt. Wider Vermuthen erlaubte der ungewöhnliche Wasserreichthum des Rawas, auch diesen Fluß trotz seiner häufigen Krümmungen und seiner verhältnißmäßig geringen Breite eine gute Strecke weit mit dem Dampfer hinaufzufahren. Die Schifffahrt war hier bedeutend lebhafter als auf dem Moesi; unaufhörlich begegnete man den kleinen Booten oder Praus der Eingeborenen, in denen Männer und Weiber mit großen Körben beladen zur Padi-Ernte nach den

Der Batang Rawas bei Bingin-Telok.

Ladangs fuhren. Mehrere große Dörfer wurden passirt, darunter als bedeutendstes das an einer Biegung des Flusses belegene Bingin Telok, bis man um die Mittagszeit des 2. April in dem Kampong Mocara-Roepit ankam, wo die Dampferfahrt ihr Ende erreichte.

Von dem Häuptling des Kampongs, der den hohen Titel eines Pangeran führte, ohne doch scheinbar größere Machtbefugniß zu haben als die mit dem niedern Range eines Dipati bekleideten Häuptlinge, wurden die Reisenden auf das Beste empfangen. Er veranstaltete ihnen zu Ehren ein Abendfest, bei welchem eine Schaar von Mädchen und Knaben auf der mit Petroleumlampen erhellten breiten Gallerie seines Hauses Tänze zu Musikbegleitung aufführen mußten. Als Veth und seine Begleiter am nächsten Morgen ihre Weiterreise nach Soeroelangoen, dem Sitze des Kontroleurs der Provinz Rawas, antreten wollten, gab er ihnen bereitwilligst zwei seiner eigenen Pferde: eine Gefälligkeit, von der die Reisenden jedoch nicht lange Gebrauch machten, da die Wanderung zu Fuß dem Reiten auf den erbärmlichen, kleinen, mageren Thieren entschieden vorzuziehen war. Der in gutem Stande befindliche Weg nach Soeroelangoen führt an dem linken Ufer des Flusses hin, an einer Anzahl größerer Dörfer vorbei, in deren jedem die Reisenden sich zum Gegenstande von Huldigungen gemacht sahen, die sie sich nur durch die große Achtung und Liebe der Eingeborenen für die holländische Regierung zu erklären vermochten. Entweder am Eingange des Dorfes oder an dem letzten Kreuzungspunkte des zu demselben führenden Weges stand der Häuptling mit einer Schaar junger Männer, die sie mit Trommeln und dem Schwenken holländischer Fahnen begrüßten, während mehrere Mädchen ihnen Kokosmilch und Thee zur Erfrischung darreichen und wieder andere sie durch Tänze unterhalten mußten. Der Werth dieser feierlichen Bewillkommnungen sank freilich in Veth's Augen ganz bedeutend, als er erfuhr, daß sie keineswegs, wie er vermuthet hatte, ein freiwillig gegebenes Zeichen der Zuneigung für die europäische Regierung und deshalb auch ein Zeichen des einsichtsvollen Vorgehens der Regierung waren, sondern daß der Vorgänger des jetzigen Kontroleurs von Rawas es für gut befunden hatte, in sämmtlichen ihm unterstellten

Dörfern eine derartige Begrüßung aller Europäer anzuordnen, und durch Erhebung hoher Geldbußen für jede Unterlassung seinem Befehl die strikteste Ausführung zu sichern.

In Soeroelangoen begnügte man sich noch nicht mit dieser Bewillkommnung und dem festlichen Geleit, das man den Reisenden mit Fahnen und Trommeln bis zu dem Hause des Kontroleurs, dem sogenannten „Etablissement", gab: Abends wurde noch die Jugend des Ortes und der drei nächst gelegenen Dörfer sowie eine Anzahl von Rebab-Spielern auf dem mit Laternen und Lampen beleuchteten Platz vor dem Hause versammelt, um die geehrten Gäste bis nach Mitternacht mit Musik und Tänzen zu unterhalten. So hatten denn Veth und seine Begleiter reichliche Gelegenheit Studien über die choreographischen Leistungen der Eingeborenen zu machen, die sich vor denen der anderen Bewohner des Archipels durch größere Mannigfaltigkeit auszeichnen sowie durch Entfaltung von mehr Grazie in den Bewegungen und den anmuthigen Stellungen. Vorzugsweise gilt dies von den Tänzen der Mädchen, die durch ein zierliches Spiel mit Fächern, Dolchen, kleinen Tellern, brennenden Kerzen u. s. w. ungemein belebt sind; ein Tanz, den die jungen Männer allein ausführen und den sie mit einem

Rebab-Spieler in der Gegend von Soeroelangoen.

auf die Gelegenheit bezüglichen improvisirten Gesange begleiten, ist meist schwerfällig und wenig anziehend.

Nach einer Unterredung mit dem Kontroleur über die in den unabhängigen Grenzgebieten herrschenden Verhältnisse und über die Gesinnungen der Häuptlinge gegen die Europäer, wurde es Veth klar, daß die Erforschung jener Gebiete, die den eigentlichen Zweck seiner Reise nach dem Rawas bildete nicht so leicht auszuführen sein werde, wie man es ihm und wie er es sich selber vorgestellt hatte. Auf jeden Fall mußte der Kontroleur sich erst in Verbindung mit jenen Häuptlingen setzen, und durch irgend welche Mittel ihre Erlaubniß zum Betreten ihres Gebietes zu erlangen versuchen. Darüber mußten einige Tage vergehen, und um diese nicht in müssigem Abwarten zu verbringen, beschlossen die Reisenden, eine Tour den obern Rawas hinauf zu machen, um auf diesem Wege vielleicht die Provinz Lebong zu erreichen.

Am 28. April brachen sie von Soeroelangoen auf; ein gutgehaltener Fußsteig führt zunächst längs des linken Flußufers durch bebaute Felder, niedriges Buschwerk oder junges Gehölz und überschreitet auf kleinen Bambubrücken die zahlreichen Bäche, die hier dem Rawas zuströmen. Das Terrain, das bis Soeroelangoen vollkommen eben gewesen war, wurde jetzt hügelig, und bald erblickte man zur Rechten die hohe Gebirgskette, welche die Provinzen Rawas und Limoen von einander scheidet. In Loeboe-Maas, einem armen Dorfe, wurde das erste Nachtquartier in dem balei, einem

Eine Straße in Moeara-Menkoelam.

großen, auf drei Seiten offenen Bauwerke, gehalten. Die üblichen Bewillkommnungen und Tänze blieben nicht aus, aber die Nachtruhe ließ vieles zu wünschen übrig, da die sogenannten agas, eine Art winzig kleiner Fliegen, die durch den Musselin der Mosquitonetze ungehinderten Zugang finden, hier massenhaft vertreten waren und die Reisenden mit ihren schmerzhaften Stichen unaufhörlich quälten.

Der nächste Tag brachte zuerst große Hitze, dann heftigen Regen und so sah man sich gezwungen, nach kurzem Marsche in dem Dorfe Poelau-Kida ein Unterkommen zu suchen, das ihnen der Häuptling in seinem Hause bereitwillig gewährte. Von hier aus wurde der Weg auf dem rechten Ufer des Flusses fortgesetzt, das Gepäck aber auf einem Boote den Fluß hinaufgezogen. Die Felder hörten

Eingeborene von Mocara-Menkoelam.

allmälig auf, die Hügel wurden immer höher und nur durch schmale, schluchtartige Thäler, in deren Tiefe Bäche dahinströmten, von einander getrennt; der Wald wurde immer höher und wilder. Von allen Seiten ertönte das schrille Geschrei der Oenkos, einer Art langschwänziger Affen.

Außer verschiedenen kleineren Bächen passirten die Reisenden an diesem Tage auch mehrere große Nebenflüsse des Rawas: den Koetoe, Koewis und Menkoelam, deren Ufer alle unbewohnt sind. Nachdem man den letztgenannten Fluß auf einem Boote überschritten und einige ausgedehnte Reisfelder passirt hatte, erreichte man den Kampong Mocara-Menkoelam, das größte und wichtigste Dorf des obern Rawas, das sich ebenso wie alle Dörfer dieser Provinz in zwei mit dem Fluß parallel laufenden Reihen von Häusern unweit des Ufers hinzieht und von herrlichen Kokospalmen beschattet wird.

In dem Hause des Dipati fanden die Reisenden ein behagliches Unterkommen für mehrere Tage; die Leute des Dorfes, die erst furchtsam und schüchtern gewesen waren, wurden bald zutraulich. Die Kinder gewann man sich

durch einige kleine Geschenke, die Erwachsenen vornehmlich durch einige glückliche Fieberkuren vermittels einer wohlangebrachten Dosis Chinin. Sobald die erste Scheu vor den Fremden besiegt war, sah sich Veth hier unaufhörlich von Leidenden um Heilmittel bestürmt; denn neben dem Fieber sind hier auch Kröpfe in ausgedehntem Maße vertreten.

Nach der großen Anzahl von Kindern zu schließen, hat sich die Bevölkerung dieser ganzen Gegend in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, was ebensowohl der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes, als auch der Einführung der Schutzpockenimpfung zuzuschreiben ist. Nach den Mittheilungen, die der Dipati an Veth machte, tritt dieses Aufblühen der Bevölkerung besonders deutlich in dem Distrikt des obern Rawas zu Tage. In fünf ziemlich nahe bei einander liegenden Dörfern am Rawas, in denen vor 15 Jahren kaum hundert verheirathete Männer waren, zählt man deren heute 280. Die Heirathen werden hier später als im Padanger Oberlande geschlossen; während dort für das männliche Geschlecht das Alter von 14, für das weibliche das von 12 Jahren das gewöhnliche Heirathsalter ist, gelten hier 20, resp. 16 Jahre für das richtige.

Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen in Moeara-Menkoelam brachen die Reisenden wieder auf, um sich nach dem weiter oberhalb am Rawas gelegenen Dorfe Napal-Litjin zu begeben. Das Terrain, das sie zu passiren hatten, war im Wesentlichen dasselbe wie zwischen Poelau-Kida und Moeara-Menkoelam; nur daß die Hügel hier noch höher waren und besonders auf dem linken Ufer des Rawas eine ganz beträchtliche Erhebung zeigten. Von dem einen derselben, dicht bei Moeara-Menkoelam, hatte Veth einen weiten Ueberblick über das ganze Thal des Menkoelam-Flusses, hinter welchem sich in nebliger Ferne die Kette des Barisangebirges erhob.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

I.

Endlich ist das lange angekündigte Reisewerk des portugiesischen Majors Serpa Pinto [1]) erschienen, nachdem seine Publikation durch schwere Erkrankung des Autors wiederholt verzögert worden ist. Um so freudiger wird das Buch jetzt begrüßt werden, sowohl von dem allgemeinen Publikum, dem es die Schilderung zahlreicher Volksstämme, Abenteuer

Silva Porto's Haus in Belmonte, Bihé.

[1]) Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi. Nach des Reisenden eigenen Schilderungen ins Deutsche übertragen durch Hugo von Wobeser. 2 Bde., gr. 8. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitten im Text, 1 großen und 10 kleineren Karten. Leipzig, F. Hirt und Sohn. Broschirt 27 M., elegant gebunden 31 M. — Wir verdanken der Güte der Verlagshandlung die zu diesen Artikeln gehörenden interessanten Abbildungen.

und Erlebnisse bringt, als auch von den Fachmännern; denn sein Inhalt an Kartenskizzen, astronomischen Positionen und Höhenverzeichnissen ist ein überaus reicher, und bei dem Eifer und der Schulung des energischen Reisenden steht zu hoffen, daß seine Beobachtungen dereinst besser die Probe bestehen werden, als es z. B. diejenigen von Stanley und vielleicht Cameron thun. Wenn Pinto auch viel von Weißen bisher nicht betretenes Land durchzogen hat, so hat er doch kein stark in die Augen fallendes geographisches Novum entdeckt, die Karte nicht so verändert oder bereichert, wie jene eben genannten Engländer oder wie früher Burton und Speke. Darauf kommt es aber jetzt auch weniger mehr an, als auf die Genauigkeit und Schärfe der Beobachtungen, und für die kartographische Darstellung kann es nur erwünscht sein, daß sich die flüchtigen Pionnirreisen mit ihren unsicheren Resultaten ihrem Ende zuneigen. Es ist erfreulich zu sehen, daß Pinto's Beobachtungen am mittlern Zambesi ziemlich gut mit denen des alten trefflichen Livingstone übereinstimmen, für uns bis auf Weiteres ein Beweis von nicht zu unterschätzender Bedeutung für seine Genauigkeit. Im Lande der Betschuana und am Limpopo weichen dagegen Pinto's Positionen ganz bedeutend von den bisher

Bihéno-Frau, den Boden bearbeitend.

angenommenen ab; Schoschong z. B., das Jahre lang ein Mittelpunkt der Missionsthätigkeit gewesen ist, legt er um 60 engl. Meilen weiter gegen Osten. Hoffentlich erhalten wir über solche Kontroversen bald von englischer Seite eine Bestätigung oder Aufklärung.

* * *

Aus früheren Mittheilungen ist unseren Lesern bekannt, daß im Jahre 1877 von der portugiesischen Regierung drei Männer zu einer Expedition quer durch Afrika bestimmt worden waren: der Major **Serpa Pinto**, der Verfasser des in Rede stehenden Reisewerkes, und die Marineoffiziere Hermenegildo Carlos de **Brito Capello** und Roberto **Ivens**. Das Parlament hatte zu diesem Zwecke eine Summe von 30 Contos (circa 134 000 Mark) bewilligt. Am 6. August 1877 trafen die Reisenden in Loanda ein, um, wie gewöhnlich, die nächsten Monate mit der lästigen Beschaffung von Trägern zuzubringen. Erst am 12. November fand der Aufbruch von Benguella ins Innere statt. Erfreulich ist die Offenheit, mit welcher sich Pinto trotz seiner offiziellen Stellung gleich anfangs wiederholt über die Schattenseiten der portugiesischen Kolonialregierung ausspricht. „Wir haben zwei Armeen, die eine im Mutterlande, die andere in den Kolonien; beide stehen in gar keiner Verbindung mit einander. Die Armee in der Heimath ist gut, weil die Portugiesen tüchtige Soldaten sind; die Kolonialarmee ist dagegen schlecht, weil die Neger, aus denen sie besteht, traurige Soldaten abgeben, und die wenigen Weißen, welche sich in der Armee befinden, noch verworfener sind als selbst die Neger. Wegen Verbrechen, welche sie in Europa von der Gesellschaft ausschlossen und die bürgerlichen Rechte verlieren ließen, transportirt, widmen sie sich dem edlen Soldatenberufe; in Folge dessen sind unsere Autonomie und die Sicherheit des Staates und der Bürger in Afrika Leuten anvertraut, welche als Bürgschaft für sich nichts weiter als ein Leben voll Verbrechen oder Vergehen aufzuweisen haben." (S. 34 f.) Weiterhin (S. 78) erkennt er offen an, daß die portugiesische Macht und der Einfluß in Afrika auf dem Rückgange sich befinden, und giebt als eine Hauptursache die elende Besoldung an, welche die Chefs der Distrikte im Innern erhalten, und in Folge deren sie sich den Eingeborenen gegenüber zahllose Willkürlichkeiten erlauben.

Der Marsch führte von Benguella ab zunächst südwestlich bis Dombe und dann während 12 oder mehr Tagemärschen (bis jenseits Quillengues) durch ödes Land nach Südosten, von wo er bis Bihé im Allgemeinen nordöstliche Richtung verfolgte. Der Aufstieg zum innern Hochlande ist ein sehr schneller: Dombe unweit der Küste liegt 321 Fuß hoch, das nächste Nachtlager schon 1804 Fuß, das dritte 2562 Fuß. Quillengues, circa $1^1/_2$ Breitengrade südöstlich von Benguella, hat schon eine Höhe von 2788 Fuß = 849 m. Gleich jenseit dieses Punktes war eine Granithöhe von 5725 Fuß zu erklimmen, und nun hielt sich von dort an bis Bihé das Land stets in einer Höhe zwischen rund 4700 Fuß und 5500 bis 5600 Fuß. Damit hatten sie auch die Wasserscheide zwischen dem bei Dombe mündenden Küstenflusse Caporolo und dem **Cunene** überschritten; natürlich änderte sich auch alsbald die Vegetation: der Affenbrodbaum war verschwunden; statt seiner wuchsen Farrne im Schatten der zahlreichen und verschiedenartigen Akazien, aus denen die Wälder bestanden. Die Flora wies größern Reichthum an krautartigen Pflanzen auf und namentlich an den Gräsern war die üppigste Vegetation bemerkbar.

Ein Bihéno-Träger auf dem Marsche.

Quillengues selbst ist ein äußerst fruchtbares und reich bevölkertes Thal, welches der Calunga, wahrscheinlich der Oberlauf des Caporolo, bewässert, und wo die Portu-

giesen ein von Pallisaden umgebenes Fort mit vier Bastionen haben. Dasselbe ist wichtig als Centrum der Produktion, und in strategischer Beziehung, weil es in Bezug auf Benguella als einer der Schlüsselpunkte zum Innern angesehen werden kann. Die geringeren Häuptlinge des Landes erkennen die portugiesische Oberhoheit an, liegen aber unter einander in steter Fehde. Die Eingeborenen sind von hoher, kräftiger Statur und von kühnem, kriegerischem Charakter, mehr Hirten als Ackerbauer, obwohl das Land selbst bei der geringsten Pflege den reichsten Ertrag an Mais, Massambala und Maniok liefert. Aus den Früchten des Gongo machen sie Branntwein, und volle drei Monate jährlich, so lange es diese Früchte giebt, sind sie beständig betrunken und weder durch Geld noch durch gute Worte zu irgend einer Dienstleistung zu bewegen.

Auffallend ist auf dem jenseit Quillengues erreichten Hochlande die große Anzahl von Brücken über Ströme und Bäche, welche auf lebhaften Verkehr schließen läßt. Die meisten derselben sind aus unbehauenen Baumstämmen so gebaut, daß nur eine Person auf einmal dieselben passiren kann, so daß also der Uebergang einer größern Kolonne lange Zeit in Anspruch nimmt; außerdem besteht das Gesetz, daß, wenn eine Gesellschaft beim Uebergange begriffen ist, eine in entgegengesetzter Richtung kommende so lange warten muß, bis die Brücke wieder frei ist.

Anfangs Januar trafen sie in Caconda ein, dem letzten portugiesischen Posten im Innern von Benguella und in gerader Richtung etwa 30 deutsche Meilen von dieser Stadt entfernt. Etwa 200 Yards südlich von der Festung, aus deren Nachbarschaft sich trotz dem fruchtbaren Boden die einheimische Bevölkerung weggezogen hat, und welche deutliche Spuren des Verfalles an sich trug, liegen die Ruinen einer Kirche, in welcher ein bedeutender Zoologe, José d'Anchieta, seine Wohnung aufgeschlagen hat, ein Mann, der volle elf Jahre in den Provinzen Angola, Benguella und Mossámedes zugebracht und die Sammlungen des Museums in Lissabon mit den mannigfaltigsten Schätzen bereichert hat. Wahrlich kein kleines Opfer, fern von der Civilisation, arm und darbend im Innern Afrikas unter der demoralisirten schwarzen Bevölkerung in unermüdlicher Arbeit den Wissenschaften zu leben, zu sammeln, zu zergliedern und zu mikroskopiren.

In Caconda neue Plage wegen des Fehlens von Trägern. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, solche in der Umgegend zu beschaffen, mußte sich Pinto entschließen, mit wenigen Begleitern und geringer Ausrüstung nach dem Lande der Huambo vorauszueilen, um dort vielleicht Leute aufzutreiben. Auf dem Wege dorthin, noch im Lande der Nano, gelang es ihm, in Quingolo 40 Träger anzuwerben und seinen Reisebegleitern zuzusenden. Als er aber beim Häuptlinge von Huambo, dessen Einwohner dieselbe Sprache reden, wie die von Quillengues und die Nano, angelangt war, erhielt er zu seinem Schrecken die briefliche Nachricht, daß Capello und Ivens beschlossen hatten, den Marsch nach Bihé allein auf einem südlichern Wege fortzusetzen und ihm durch jene 40 Träger aus Quingolo ebenso viele Lasten zu senden. Dadurch gerieth er in äußerst bedrängte Lage; er sah sich allein und mit nur zehn Genossen in einem feindlichen Lande, dessen beutegierige Bewohner ihn bisher nur respektirt hatten, weil sie ihn für den Vortrab einer größern Expedition ansahen. Nach längerm Schwanken beschloß er aber, nicht nach der Küste zurückzukehren, sondern trotz alledem die Reise nach Bihé fortzusetzen, wozu seine von der Sachlage unterrichteten Leute ihre Zustimmung erklärten. Drei von denselben haben die ganze Reise mitgemacht und ihren Herrn bis Lissabon begleitet; zwei fielen unterwegs von den Händen der Eingeborenen und einer mußte wegen Wahnsinns zurückbleiben.

Zum Glück zeigte sich der junge Häuptling Capoco, bei welchem man sich befand, als ein intelligenter Mann und erwies dem Reisenden zahlreiche Dienste, trotzdem er sonst als Räuber weit und breit bekannt war und im Jahre vorher selbst Quillengues angegriffen hatte. Seiner Dienstwilligkeit allein verdankte Pinto die Möglichkeit, seine Reise fortsetzen zu können.

Das ganze Land zwischen Caconda und Bihé ist sehr stark bevölkert; die Eingeborenen treiben starken Ackerbau und dafür weniger Viehzucht, als westlich von Caconda. Die Gewässer dieses Gebietes gehören zu zwei großen Strömen, zu dem Cunene, welcher selbst die Huambo und Sambo von einander trennt, und zum Cubango, welcher die letzteren von den Moma scheidet; erst kurz vor Bihé betritt man dann das Stromgebiet des Cuanza. Jene drei eben erwähnten Stämme sowie derjenige der Nano sind wild, kriegerisch und unabhängig. Bei den Nano und Huambo tragen die Mädchen, so lange sie noch im Besitze ihrer Jungfräulichkeit sind, an beiden Aenkeln oder nur an dem linken gewisse gebogene Hölzer; es gilt aber als großes Verbrechen, wenn eine Familie ihre Töchter dieses Unterscheidungszeichen tragen ließe, nachdem dieselben das Recht darauf bereits verloren haben. Eine zweite merkwürdige Sitte ist die, daß sich in jedem Dorfe eine Art Tempel zur mündlichen Unterhaltung befindet. Derselbe besitzt die Form eines ungeheuern Fasses, dessen das Ströhdach tragende Stäbe aber ziemlich weit aus einander stehen. Auf einem Herde in der Mitte brennt ein Feuer — alle Bewohner Afrikas lieben das Feuer sehr —, um welches abwechselnd alle Bewohner des Dorfes auf Holzblöcken sitzen. Dies Gebäude ist der allgemeine Versammlungsort, namentlich aber, wenn es regnet. Dort kann man aufregende Kriegs- und Jagdberichte erzählen hören, auch Liebesgeschichten werden vorgetragen, und an dem üblichen „Klatsch" mangelt es ebenso wenig wie in Europa.

Im Huambo-Lande beginnt der außerordentliche Luxus, welcher mit der Haarfrisur getrieben wird; sowohl Frauen wie Männer tragen das Haar in ganz bemerkenswerther Weise. Es kommen Frisuren vor, welche das größte Genie unter den europäischen Haarkünstlern in Verlegenheit gesetzt hätten, und zu deren Herstellung zwei bis drei Tage erforderlich waren; dafür brauchten sie dann aber auch erst nach ein paar Monaten erneuert zu werden.

Der Weitermarsch vollzog sich unter zahllosen Schwierigkeiten; wiederholt schwebte Pinto in Lebensgefahr, heftiges Fieber und Rheumatismus plagte ihn und die Beschaffung von Trägern, welche nur von Etappe zu Etappe mitzugehen einwilligten, war eine Quelle unaufhörlicher Verdrießlichkeiten. Alles dies glücklich überwunden zu haben darf sich der Reisende in der That zu hoher Ehre anrechnen. „Die eigenen unruhigen Leidenschaften beherrschen, den leiblichen und geistigen Bedürfnissen, welche man sich im civilisirten Leben angeeignet hat, entsagen, sind die beiden großen Aufgaben des Forschungsreisenden. Wer sie in gehöriger Weise zu erfüllen vermag, wird seine Reise beendigen und seine Mission erfüllen."

Zahlreiche nach Süden strömende Flüsse, darunter den Cunene, Cubango und Cutato, überschreitend, kam er in das Land der Ganguellas von Caquingue, welche den speciellen Namen der Gonzellos führen und als Eisenarbeiter und Händler mit Eisenwaaren eines besondern Rufes sich erfreuen. In den kältesten Monaten (Juni und Juli) verlassen sie ihre Heimath und schlagen in der Nähe der sehr ergiebigen Eisenminen große Lager auf. Um das Erz zu gewinnen, graben sie runde Löcher oder Schachte von 10

bis 13 Fuß Durchmesser, nie aber tiefer als 6 bis 7 Fuß, wohl weil sie keine Mittel besitzen, das Erz höher zu heben. Sobald sie genügend Erz gefördert haben, um für die Arbeit eines ganzen Jahres genug zu haben, beginnen sie das Eisen auszuscheiden. Dies geschieht in nicht sehr tiefen Löchern, in denen das Erz mit Holzkohle vermischt und die Temperatur vermittels eines primitiven Blasebalges erhöht wird. Durch unaufhörliche, Tag und Nacht fortgesetzte Arbeit wird das Metall dann auf gewöhnlichem Wege in Schaufeln, Kriegsbeile, Pfeilspitzen, Assegais, Nägel, Messer und Flintenkugeln umgewandelt; ja sie fertigen gelegentlich sogar selbst Feuerwaffen an, wobei sie das Eisen mit Ochsenfett und Salz weich machen. Pinto selbst hat gesehen, daß viele dieser Waffen fast ebenso weit tragen, wie die aus dem feinsten Stahl hergestellten. Während der ganzen Zeit, wenn gearbeitet wird, darf unter keinen Umständen ein Weib in die Nähe des Lagers der Eisenarbeiter kommen, weil diese fürchten, daß das Metall dann gänzlich verdorben werde. Pinto's Ansicht nach ist der Zweck des Verbots aber der, daß die Leute nicht von ihrer Arbeit abgelenkt werden sollen, die Tag und Nacht nicht unterbrochen wird.

Nach zwanzigtägigem Marsche erreichte er endlich das Dorf Belmonte in Bihé, wo er schwer erkrankte und nur langsam genas. Seine Begleiter Capello und Ivens, die er dort im Hause Silva Porto's wieder antraf, fand er entschlossen sich von ihm zu trennen und die Reise allein, und zwar nach Norden fortzusetzen, worauf er den Plan entwarf, nach dem obern Zambesi vorzudringen.

Das Land Bihé ist nur von geringer Ausdehnung (circa 2500 engl. Quadratmeilen), aber für Afrika dicht bevölkert (95 000 Einwohner); noch vor gar nicht langer Zeit war es von undurchdringlicher Wildniß bedeckt, in welcher zahlreiche Elephanten hausten, und erst vor fünf Generationen gründete ein Prinz von Humbe das kleine Reich, welches fast von Anfang an zu den Portugiesen enge Beziehungen unterhielt, keineswegs aber denselben unterthan ist. Die Bihénos sind also Mohumbes (Abkömmlinge der Humbe-Race), welche außer in Bihé auch an manchen anderen Orten angetroffen werden, namentlich an der Küste zwischen Mossâmedes und Benguella, vermischt mit den Mundombes, den ursprünglichen Bewohnern des Landes. Heutigen Tages wird die echte Mohumbe-Race durch den „Adel“ und die Wohlhabenden, die Nachkommen der Begleiter des ersten Königs, repräsentirt; dieselbe ist jedoch durch Vermischung mit vielen anderen Racen stark degenerirt, und dies scheint erklärlich genug, da das Bihé-Land von Anfang an der große Mittelpunkt des Sklavenhandels war, zum großen Theile von Sklaven verschiedener Racen kolonisirt wurde, und die unteren Klassen in Folge dessen aus einer nicht mehr nachzuweisenden Racenvermischung hervorgegangen sind, während die Vornehmen selbst sich durch ihre zahllosen Liebesaffairen mit Abkömmlingen aus den entferntesten Gegenden Afrikas vermengt haben.

Die Bihénos beschäftigen sich wenig mit Ackerbau oder irgend einem Handwerk; alle Arbeit wird von den Frauen gethan, die auch das Land bebauen. Die Männer dagegen unternehmen mit Vorliebe Reisen und dringen bei ihrem Elfenbein- und Sklavenhandel furchtlos bis in die abgelegensten Regionen vor. Pinto lernte viele Neger kennen, die einen Umsatz von 20 000 bis 24 000 Mark hatten. Mit der größten Gleichgültigkeit verläßt der Bihéno seine Heimath, um mit einem Packen Güter im Gewichte von 66 Pfund nach dem Innern aufzubrechen und dort zwei, drei, auch vier Jahre zu bleiben; und kommt er dann wieder in seine Heimath zurück, so empfängt man ihn nicht anders, wie wenn er nur ebensoviel Tage abwesend gewesen wäre. Von Jugend auf werden sie zum Wandern erzogen, und bei allen Karawanen finden sich zahlreiche Kinder, welche, nach ihren Kräften belastet, ihre Eltern und Verwandten selbst auf den weitesten Zügen begleiten. Bezüglich ihrer Reisen herrscht ein gewisser Wetteifer unter ihnen; Pinto hat viele gesprochen, die mit Stolz hervorhoben, daß sie gewesen, wohin andere nie gekommen, daß sie „neue Länder entdeckt hätten“. Was der Autor an Einzelheiten über die Technik dieser Reisen anführt, mag für künftige Reisende von größtem Interesse sein. Wenn trotz dieses ausgebildeten Verkehrslebens der Handel mit den portugiesischen Küstenplätzen ein sehr unbedeutender ist, so trägt die Schuld daran der Charakter der Bihénos: Pinto kennt „in ganz Afrika keine andere Race, die so gründlich lasterhaft und so offenbar schlecht ist, eine so eifrige Grausamkeit und schlaue Scheinheiligkeit entwickelt, wie die ihrige.“ Vor allem aber ist dem Vordringen der Civilisation das Institut des „Mucano“ hinderlich. Verbrechen nämlich werden fast stets von der beschädigten oder beleidigten Partei abgeurtheilt und mit Geld gesühnt; weigert sich jemand, die Strafe zu bezahlen, so nimmt der Beschädigte, wenn er die Macht hat, von dessen Eigenthum weit mehr, als den Betrag der Strafe, fort, behält dasselbe als Pfand und verkauft es auch wohl. Aus den nichtigsten Gründen wird ein „Mucano“ über jemanden verhängt, und ein Weißer z. B. wird nicht nur für die Vergehen seiner Neger (oft Ehebruch), sondern auch für diejenigen anderer, ihm gänzlich unbekannter Weißer haftbar gemacht. Dieses System der Beraubung ist unglaublich ausgebildet; sobald ein Fremder mit Waaren in Bihé ankommt, versucht man ihn zum Opfer unzähliger Mucanos zu machen, unter deren Deckmantel man ihn soviel wie möglich seines Gutes beraubt. Auch Trunksucht gehört zu den Lastern der Bihénos, und von Menschenfresserei sind sie nicht ganz frei zu sprechen. Nicht selten halten nämlich die Herrscher von Bihé eine große Festlichkeit, das „Fest von Quissunge“, ab, bei welchem fünf Personen geopfert und verzehrt werden, und zwar ein Mann und vier Weiber, von denen eins irdene Töpfe anfertigt, das zweite gerade von dem ersten Kinde entbunden ist, das dritte einen Kropf, eine dort häufig vorkommende Krankheit, hat, und das vierte Körbe macht. Der Mann muß Antilopenjäger sein. Nachdem die Opfer getödtet sind, werden die Köpfe in das Waldesdickicht gebracht, die Körper aber in die königliche Residenz getragen, wo sie geviertheilt und dann mit dem Fleische eines Ochsen zusammen theils gebraten, theils in Capata (Art Bier aus Mais) gekocht werden, so daß Alles, was bei dem Feste aufgetragen wird, mit Menschenblut vermischt ist. Sobald das scheußliche Mahl bereit ist, macht der Fürst (Sova) bekannt, daß er das Quissunge beginnen werde, worauf sämmtliche Einwohner eilig herbeistürzen, um an demselben theilzunehmen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. E. Kramberger in Karlstadt.

III.

Von Barcs über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica. (Schluß.)

Von Orahovica machte ich einen Ausflug nach dem alten Kloster in Našice und in einige Dörfer, die gegen die Ausläufer des Gebirges im Osten hin liegen. Diese weisen wenig Anziehendes auf, da sich ringsum Wälder befinden. Der Vicinalweg, der sie unter einander verbindet, wird allemal vor und hinter einem der Orte durch ein Thor von Latten oder Flechtwerk abgesperrt, das man vorerst öffnen und dann wieder schließen muß. Solch ein Thor (Lesa) hat den Zweck, das um den Ort frei umherlaufende Vieh vom Eindringen in die Maisfelder abzuhalten, welche in ihrer ganzen Ausdehnung durch einen Zaun oder durch Dornhecken geschützt sind. Schweine, die selbst den Dornen zum Trotze eindringen, bekommen einen Knüppel von ziemlicher Länge auf festem Hanfseile an den Hals gebunden, daß er vor den Knien baumelt; oder es wird ihnen der Hals in ein hölzernes Dreieck geklemmt, dessen weit herausragende Ecken die Eindringungsversuche des gefräßigen Borstenthieres zu nichte machen.

Am 17. August ziemlich früh Morgens machte ich mich mit dem Pfarrer, meinem freundlichen Wirthe, auf den Weg ins Gebirge. Wir wollten zuerst die Trümmer eines alten Römerkastells oberhalb der Burgruine Orahovica besehen und dann weiter ins Gebirge dringen, um von einer Spitze den ganzen Höhenzug zu überschauen; dann die Wasserscheide, ferner die Quellen einiger Bäche und schließlich die Gesteinsarten kennen zu lernen. Wir erklommen, die Ruinen zur Rechten lassend und auf einem steilen an der Bergkante aufwärts laufenden Hohlwege langsam emporsteigend, allgemach eine Höhe von 2300 Fuß. Links toste in der Tiefe ein Bach, rechts strebten Buchen empor. Der Hohlweg, den das Volk rimski put (römischer Weg) nennt, dient so wie einst den Römern und den Türken, so auch jetzt noch dazu, den Verkehr zwischen der Draveebene und dem Požeganer Gebirgskessel zu vermitteln. Stellenweise, namentlich bei der Ruine Orahovica, ist er vom Regenwasser zerklüftet und mit Steingerölle bedeckt, in größerer Höhe jedoch besser. Nach etwa zwei Stunden kamen wir auf eine baumfreie mit vielen Adlerfarrn dicht bewachsene Stelle. Hier mußten wir uns rechts wenden und die alte Römerstraße für kurze Zeit verlassen, denn vor uns lag, zwischen Bäumen versteckt, auf einer Kuppe der uralte Bau. Die aus röthlichweißem Gestein zusammengekitteten Mauern, in Quadratform einen ziemlich großen Raum bedeckend, dick und noch immer hoch, machen einen eigenthümlichen Eindruck. Hier erschollen römische Kommandoworte; von hier aus übersah die Wache die ganze Draveebene, um den Glanz römischer Kaiser gegen Feinde aus den Gefilden Pannoniens zu schützen; und doch mag jene Zeit, weil Kultur verbreitend, besser gewesen sein, als die, wo von hier aus der Renegat (Poturica) [1]) nach dem deutlich erkennbaren Fünfkirchen und dem Hügelzuge von Szigetvár in Ungarn spähete, um zum Verderben seiner eigenen Stammes- und Sprachgenossen und zum Ruhme des Großherrn rechtzeitig Staubwolken herannahender Feinde zu entdecken und im Kampfe mit der Kultur Mord und Brand in das unglückliche Land hinabzutragen.

Jetzt sind die Mauern von Bäumen und Gebüsch überwuchert und eingeschlossen, Thür- und Fensteröffnungen im Laufe der Jahrhunderte verschwunden und dichter Wald entzieht, wie ein Schleier, die Stätte tobender Kämpfe und vergangener Herrschaft dem aus der Tiefe heraufspähenden Auge. Gerade der Wald und die hohe Lage schützt und erhält dies Denkmal menschlicher Größe und Hinfälligkeit vor dem gänzlichen Untergange. Würden die Bäume niedergeschlagen, so müßte man von ganz Nordslavonien die Mauern wie einen weißen Punkt in der blauen Linie des Gebirges glänzen sehen. Vom Römerkastell wieder zum Wege zurückgekehrt, gingen wir ziemlich sanft und immer im Schatten prächtiger Buchen emporsteigend der Gipfelhöhe des Gebirgszuges zu. Bald war der Punkt und die Quelle Kapavac erreicht, welche dem Berge selbst den Namen giebt. Die Höhe desselben ist wenig unter 786 m oder 2488 Fuß. Daran schließt sich gegen Osten bei der Večica-Quelle die Krndija und verläuft südöstlich bis zu den Quellen der Londža (welche durch die Orljava zur Save geht) und Vuka (mündet bei Vukovar in die Donau). Die Höhe einzelner Gipfel steigt von 578 m bis 786 m. Im Nordwesten reiht sich an den Kapavac der Rušt und an diesen das Papuk-Gebirge, welches in nordwestlicher Richtung bis zu den Quellen der Biela und Orljava reicht. Der höchste Gipfel, der Papuk, hat 954 m (3018 Fuß). Seine Formation ist Granit und Trachyt, am Berge selbst Tertiärschichten. Die Krndija weist am Kapavac Hallstädter Schichten, umgeben von Werfener-Schiefer, an den Südabhängen Urgestein auf: Glimmer, etwas Granit und am Nordabhange bei Orahovica Melaphyr.

Vom Kapavac aus beginnt sich die Straße nach Süden wieder zu senken. Sie führt in den Požeganer Bergkessel, zunächst nach Kutijevo, dem kroatischen Krongute, in dessen Schlosse einst die Jesuiten ihren Sitz gehabt, vermuthlich deshalb, weil die Gegend sehr fruchtbar und namentlich an ausgezeichnetem Wein reich ist. War ja der Orden doch auch in den eben so schön als fruchtbar gelegenen Orten Požega und Cernik bis vor Kurzem angesiedelt. Arme Gegenden verschont er. Die schönsten, größten und besten Weingärten gehörten ihm und man munkelt, daß das von einem französischen Konsortium verwaltete Gut Cernik noch immer den Brüdern Jesu, aber unter fremdem Namen, angehöre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man unter den Brüdern in Frankreich um den Weinreichthum und die Güte der Weine dieser Gegend weiß.

[1]) Poturica heißt: der Türkgewordene. Das Wort hat eine ähnliche Bedeutung, wie das bulgarische Pomak, Mehrzahl pomaci, welches nicht, wie Kanitz in seinem Donaubulgarien II, Seite 281 irrthümlich meint, von pomoći (helfen) kommt und seiner Ansicht nach „Helfer" bedeutet, sondern von pomaći (wegrücken); daher Pomak einen Abtrünnigen bedeutet, gleich dem griechischen „Apostates".

Vom Kapavac wandten wir uns, um einen Ausblick auf den Požeganer Bergkessel und die Draveebene zu werfen, links hinauf durch einen Buchenwald der Kuppe des Dizdarovo Brdo zu. Nach halbstündigem, da der Berg steil ist, schwierigem Klimmen erreichten wir den spärlich mit Bäumen bestandenen, größtentheils kahlen Gipfel. Der Ausblick war nach allen Seiten hin lohnend. Weit vor uns gegen Nordwest und Südost ragten die einzelnen höheren Scheitel des ganzen Zuges empor: im Westen der Ruŝt und der Papuk, im Osten die Krndija; im Norden die Fünfkirchner und Szigetvárer Berge, an deren Fuße die durch Nikolaus Subić Zrinjski gegen die Türken so tapfer vertheidigte und durch dessen Heldentod berühmt gewordene Feste Szigetvár liegt. Diese Berge und der spitze Kegel des Harsányer Berges, der einem gleichschenkligen Dreiecke gleicht, ließen uns Südungarn deutlich erkennen. Im Süden breitete sich der von Gebirgen rings umgebene, schon mehrmals erwähnte Bergkessel von Požega aus, den die Pakracer und Daruvárer Höhenzüge wie dunkle Wände im Westen begrenzen. Aus dem südöstlichsten Winkel schimmerten die bosnischen Berge, die felsigen Gipfel der Motaica herüber, in deren Nähe die Save ihre Wasser vorbeiwälzt, und auch das Kozara-Gebirge, südlich von Türkisch-Gradiška, war sichtbar. Kein Wunder, daß der seiner Räubereien und Gewaltthätigkeiten wegen zur Vorsicht ermahnte Türke diesen Punkt ausfindig machte, um bis zur Drave und zur Save zu spähen, namentlich aber das zum Widerstande immer bereite, empörungslustige Požega unablässig im Auge zu haben und sich den Rücken zu sichern. Es lag daher immer ein Wachposten hier; davon der Name Dizdarovo (Dizdar = Wächter).

Beim Rückwege schlugen wir, um den Abstieg schneller zu vollenden, die kürzere Richtung ein, die uns zum Mönchskreuze, Kaludjerov Križ, führen sollte, wo ein Fußweg beginnt. Sei es jedoch, daß der sonst im Gebirge wohl bewanderte Pfarrer, unser Führer, den Pfad übersehen, oder dessen Lage vergessen hatte, wir fanden ihn nicht und waren doch schon eine Stunde zu Thal gegangen. Ungeheure, hoch auf den Buchen schmarotzende Schwämme und hier und da zerstreute Adlerfarrne fesselten unsere Aufmerksamkeit und wir gelangten in eine Schlucht, an das Ufer eines wildrauschenden Baches, der Motičina, wie wir später, doch erst nach einigen Stunden, einsahen. In eben dem Augenblicke aber wußten wir leider nicht, ob er der Orljava und mit dieser der Save, oder aber der Drave zufließe, und getrauten uns nicht dem Wasser nachzugehen, da wir, seinen vielen Windungen folgend, von der Nacht überrascht werden konnten, ohne eine der Ortschaften am Süd- oder Nordabhange des Gebirges erreicht zu haben. Der Gedanke, hier von der Dunkelheit betroffen zu werden, bot wenig Erfreuliches; denn durch die Aussicht auf baldige Rückkehr verleitet hatten wir kein Brot, kein stärkendes Getränk, kein wärmeres Kleidungsstück, nur die dünnen Sommerblousen, ja nicht einmal ein Zündhölzchen mitgenommen [1]).

— — — — — — — — — — — —

Schon nach einigen Minuten lag, zu unserer freudigen Ueberraschung, ein schmaler Ziegenpfad vor uns. Dem wurde nachgegangen und dabei fleißig nach allen Seiten gespäht. Da bemerkte ich nach einer Weile, zwischen den Buchenstämmen hindurch, vor uns einen fernen Kirchthurm, den der Pfarrer als den von Feričanci erkannte. Bis dahin hätten wir fünf Stunden gehabt; allein wir wußten jetzt, wohin wir uns zu wenden hatten und beruhigten uns. Es mußte ja hier herum wenigstens eine menschliche Wohnung stecken und nach abermaligem Schauen entdeckten wir auch, tief unter uns, in einer Schlucht ein Dach. Der Pfarrer bezeichnete es zu unserm Jubel als den Schafstall des griechischen Klosters Orahovica, dessen wir auch nach einigen Schritten ansichtig wurden. Wir waren gerettet. Ueber den äußerst steilen Bergabhang und das schlüpfrige Laub mehr fallend und gleitend als gehend kamen wir endlich nach etwa dreiviertel Stunden unten an und betraten mit freudigem Gefühle die dunkle Pforte des Klosters, wo uns das Zimmer des einzigen hier wohnenden Kalugjers (Mönches) Pahomija gastlich aufnahm; die anderen zum Kloster gehörenden Mönche sind auswärts auf Pfarren.

Wir waren volle 13 Stunden gegangen. Das Kloster liegt etwas über eine Stunde vom Orte Orahovica auf der gegen Norden gekehrten Seite des Gebirges; wie schon gesagt, in einer schluchtartigen Vertiefung, auf einer kleinen Fläche; aber am Absturze einer noch tiefern Schlucht. Ueber die Gipfel rings herum ragt die Petrova Stjena, die wir soeben herabgekommen, weit empor. Es ist auf einem zwar beschwerlichen, steilen und holperigen, doch zur Noth fahrbaren Wege vom gleichnamigen Orte aus erreichbar. Die Geschichte des Klosters ist dunkel. Nach einer vor Jahren in dessen Bibliothek gefundenen Handschrift des Mönches Matija (Mathäus), welcher bei dessen Erbauung zugegen war, ist es im Jahre 1524 erbaut worden. Kaiser Karl VI. beschenkte es am 27. Mai 1726 mit dem Dorfe Obradovci und dem Praedium Čitluk, wozu der Patriarch Arsenija Joannović 1742 noch fünf Pfarren fügte. Das Geschenk bestätigte der Karlovicer Metropolit Erzbischof Paul Nenadović und die heilige Synode im Jahre 1758. Der eben erwähnte Metropolit besuchte es noch in demselben Jahre am 13. August mit einem zahlreichen Gefolge und so viel Reiseeffekten, daß zu deren Beförderung dreißig Wagen nöthig waren. So viel die Klosterchroniken. Die in der Mitte mit einer Kuppel überwölbte Kirche ist ein kleines, ehrwürdiges Alterthum. Leider wurde für dessen Reparatur wenig gethan. Der vorletzte Iguman that sich und den Brüdern gütlich, indem ein Wald nach dem andern verkauft wurde und das Geld in Gastereien aufging. Die Zeit da oben in der Einsamkeit geht eben zu still vorüber und daher fand er für gut zum Rauschen hoher Buchen und dem Plätschern der in nächster Nähe aus einem Fels schießenden krystallhellen und eiskalten Quelle Iskrica (Fünkchen) den Gesang lustiger Gäste erschallen zu lassen. Das Loos des jetzt oben weilenden Mönches ist wirklich Armuth; doch ist mit Sparsamkeit und Fleiß hier viel zu helfen, dessen sich auch Gideon, der Nachfolger des unlängst verstorbenen Pahomija, befleißigt. Die auf den zum Kloster gehörigen Pfarrdörfern als Administratoren weilenden Mönche besuchen den vereinsamten Kollegen zeitweise. Auch bei unserer Anwesenheit waren sie erschienen und brachten zugleich mit der Abwechselung in der Gesellschaft — bloß zwei Klosterschüler und der Meßner waren die täglichen Genossen des alten Kalugjer — auch Abwechselung in der Kost mit. Es war gerade der Vorabend des griechischen Christi-Verklärungsfestes und des Kirchweihfestes des Klosters. Zu dem harten, schwarzen Brote, den geschmorten Eiern, die uns der Alte, hocherfreut über unser Erscheinen, nebst gutem Wein eiligst

[1]) Wir übergehen hier die ausführliche Schilderung, wie sich die beiden Wanderer in der einsamen Wald- und Bergwildniß gründlich verirrten und Stunden lang sich abmühten, einen Weg oder auch nur eine orientirende Aussicht aufzufinden, ein keineswegs ungefährliches Abenteuer, wie der Fall eines Orahovicer Kaplans beweist, der, auf dem Rückwege von Kutjevo nach Orahovica von der Römerstraße durch Unachtsamkeit abgekommen, zwei Tage und eine Nacht herumgeirrt und schließlich an der Quelle am Kapavac zusammengesunken war, wo ihn ein zufällig vorbeiziehender Bärentreiber auffand und rettete.

vorgesetzt hatte, kamen nun geröstete Fische, frischer Käse und Semmeln. Die mitgebrachten Fleischvorräthe hatten die Mönche für den kommenden Tag bestimmt, da der Vorabend strenger Fasttag war. Vor dem Kloster kamen indessen Pilgrime zu Wagen und zu Fuß, sogar aus weiter Ferne zusammen. Ein Wirth hatte seine Mehana (Wirthszelt), ein Lebzelter sein Leinwanddach aufgeschlagen, unter dem er Meth und Lebkuchen feil bot. Fromme Mütter mit kranken Kindern kauften Kerzchen, die sie zum Besten der Genesung ihrer Kleinen opferten. Außerdem gab es Füßchen und Händchen, aus Wachs geformt, zum Verkaufe ausgelegt. Wer an Schmerzen in den Füßen leidet, opfert einen Fuß; und eine Hand derjenige, dessen Hände erkrankt sind. Auch seine Handtücher, Tisch- und Altardecken brachten die Weiber und übergaben sie dem alten Pahomija mit der Bitte, er möge für die Gesundheit dieses und jenes Familiengliedes so und so viel Gebete beten. Der fröhliche, nie verlegene Alte notirte sich aus einem durch Wasserzuguß tintenähnliche Flüssigkeit spendenden Fäßchen die verschiedenen Namen der Patienten auf eine nach längerm Stöbern in der Tischlade mühevoll aufgefundene Gerichtsvorladung, die an das Kloster in irgend einer Grundvertheilungsangelegenheit ergangen war, indem er lachend bemerkte, daß Papier hier herauf schwer transportabel sei.

Das Volk griechisch-orientalischer Religion ist hier herum sehr fromm und hängt mit großer Zähigkeit an althergebrachten Institutionen. Manche dieser Gebräuche sind allerdings sonderbar, aber man muß unwillkürlich die Frömmigkeit der Betenden und die Innigkeit derselben respektiren. Man findet es z. B. lächerlich, wenn man in dem von hier fünf Stunden entfernten Orešac ganze Karawanen von Wagen mit festlich geputzten Leuten griechisch-orientalischen Glaubens daherziehen sieht, die alle zum sveti bunar (heiligen Brunn), einer starken Quelle mitten im Orte, eilen, um ihre kranken Kinder in deren Wasser zu baden und dann Tücher von allen Farben und sogar Fetzen auf die umstehenden Bäume zu hängen; wird aber wieder gerührt, wenn man die Inbrunst und Ergebenheit sieht, mit der die armen Leute für die Genesung der Kinder beten. Man trifft neben leichter Auffassung und reger Munterkeit unter den Gebirgsbewohnern leider auch den unsinnigsten Aberglauben und die tollsten Mythen, namentlich beim Volke des griechisch-orientalischen Glaubensbekenntnisses. So z. B. erzählte mir ein Bauer, als sich das Gespräch um Krankheit drehte, er habe sogar die Pest mit eigenen Augen gesehen. Ich hielt ihm den Unsinn vor; er aber schwor Stein und Bein, sie habe sich in Gestalt eines häßlichen, alten Weibes auf dem Ast eines Baumes festgehalten und hin und her schaukelnd die schauerlichen Laute: kuku, kuku! — ein slavischer Klageruf — in langgedehnten Tönen gesungen. Er sei beim Anblick der Kuga (Pest), da es in der Abenddämmerung gewesen, auf und davon und zitternd nach Hause gelaufen. Ich kann behaupten, daß dem Erzähler bei seiner Schilderung kalte Schauer über den Rücken rieselten. Ein zweiter erzählte wieder, daß in der Vijavica, im Wirbelwinde, eine böse Fee stecke; er sei davon überzeugt, weil einmal so ein Wirbelwind einem seiner Bekannten den Mantel von der Schulter gerissen und mit sich in die Lüfte genommen habe. Der Mann jedoch, der zufällig eine neue, scharfgeschliffene Axt mit sich geführt, habe diese, schnell entschlossen, hinauf und in den davonsausenden Wind geschleudert, worauf ein kurzer Weheruf erscholl und gleich darauf sein Mantel sammt der blutigen Axt wieder herabgefallen sei. Der Glaube an Hexereien ist stark verbreitet und kann nur allgemach durch die Schulbildung ausgemerzt werden, die schon allenthalben zu wirken beginnt und auch auf diesem Felde einen bedeutenden Schritt nach Vorwärts gethan hat. Außerdem ist jedoch auch der poetische Sinn im Volke wach und es glaubt an schöne und gute Feen (Vila), die Wälder, Fluren, Gebirge bevölkern, in Quellen, selbst im Feuer hausen. Ihre Schönheit bezaubert, ihr Gesang reißt hin und wer sie einmal gesehen oder ihren Gesang gehört, der stirbt und welkt, von Gram und Sehnsucht verzehrt, dahin wie ein Frühlingsblatt, an dem der Wurm frißt. Für Sprachen ferner, Poesie und Kunst hat der Kroate viel Sinn und Liebe und deshalb sieht man ihm gern die Mängel nach, von denen ja kein Volk der Erde frei ist. Nur Leute, die dem Südslaven keine Sympathie oder nicht einmal gerechte Objektivität entgegen bringen, können über denselben absprechend urtheilen.

Im Klosterhofe wurde es lebhaft; ein blinder Geiger hatte sich daselbst niedergelassen und war, kaum daß er die zwei Roßhaarsaiten seiner länglich runden, mit durchlöchertem Felle als Resonanz überzogenen, langhalsigen Geige zu stimmen begonnen, schon von einer Anzahl Zuhörer umringt. Ich trat hinzu und muß sagen, daß mich seine Vortragsweise ergriff. Er war, wie alle seine Kollegen, zwar ein Bettler, aber auch ein Künstler und Dichter; ein echter Rhapsode zugleich. Solche Guslari (Geiger) — man darf sie durchaus nicht mit einem Bettler in alltäglichem Sinne vergleichen — singen Nationallieder, Heldenlieder, einzelne Sagen vom Kraljević Marko, vom Car Lazar, Miloš Obilić, Vuk Branković, von der Schlacht auf dem Kosovo Polje (Amselfelde), wo der letzte serbische Kaiser Lazar durch Verrath seines Schwiegersohnes Vuk Branković die Schlacht verlor. Mancher Guslar kennt mehr als hundert Lieder auswendig, zieht von Markt zu Markt, von einer Kirchweihe zur andern und fesselt durch die recitirende, rührende Weise, zu der die zwei Saiten der Gusle eigenthümlich wehmüthig erklingen, immer ein zahlreiches Publikum. Er singt stundenlang mit derselben Begeisterung und trägt, wenn er abzieht, den Hut voll Münzen davon; doch sah ich nie einen derselben mit der Hand, die Anzahl der Münzen prüfend, in den vor ihm liegenden Hut greifen. Sein Stolz ist der Beifall der Zuhörer, die ihm gespannte Aufmerksamkeit zollen und zuletzt mit Lob überschütten.

Es wurde dunkel und als sich draußen das Volk um den Gajdaš (Dudelsackbläser) zum Kolo reihete und zu tanzen begann, traten wir neugestärkt und die freundliche Einladung der Mönche heute und morgen — es giebt Zimmer genug im Kloster — da zu bleiben ausschlagend, den Heimweg an. Lange noch erklangen hinter uns durch den Wald die näselnden Töne des Dudelsackes, bis sie allmälig verstummten, übertäubt durch den Lärm, den der über eine Wand stürzende Bach verursachte.

Nach kurzem Ausfluge nach dem uralten, von Tempelherren erbauten, noch ziemlich gut erhaltenen Kirchlein Crkvari, das an und für sich und durch seine prachtvolle Lage anzieht, da es in ein wunderschönes kleines Thal blickt, nahm ich von meinem freundlichen Wirth, dem Pfarrer, den herzlichsten Abschied, um meinen weitern Reiseplan zu verfolgen.

(Fortsetzung und Schluß im nächsten Bande.)

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

II.

Lage und Charakter. Eine im Stillen Ocean vielfach beobachtete bestimmte Form und Richtung der Inselgruppen macht sich auch bei den Salomos bemerkbar. Sämmtliche zu denselben gehörende Inseln sind in zwei parallel neben einander befindliche Ketten geordnet, fast jede ist länglich, schmal und bergig. Der Nordpunkt der am meisten nach Nordwesten gelegenen Insel Buka liegt unter 5° südl. Br., 154° 35′ E. L., der südlichste, die Insel Santa Catalina, unter 10° 53′ Br., 162° 30′ L. Die westliche Reihe zeigt vier größere Inseln, die östliche deren drei sowie eine Menge kleinerer Eilande. Eine möglichst genaue topographische Schilderung des ganzen Archipel (circa 797,2 geographische Quadratmeilen umfassend) nebst Segelanweisung ꝛc. wird anderweitig erfolgen, hier soll nur ein ungefähres Bild des Charakters der Gruppe gegeben werden.

Im Allgemeinen macht das Gebiet den Eindruck als sei es der Rest eines allmälig versunkenen Festlandes, an dessen Rändern sich Madreporendämme gebildet haben, manche gewiß in uraltester Zeit und vielleicht noch an den Küsten des ursprünglichen Gestades dieses Festlandes, an denen der Korallenfels oft in große Tiefen hinabsteigt, ein Beweis des gesunkenen Landes, denn riffbauende Korallen, wie Milleporen und Madreporen, Asträen und Mäandrinen, vermögen nur in dem lauen Gewässer dicht unter dem Ebbespiegel des Meeres zu leben. (Die Tiefengrenze der Existenzfähigkeit der Korallen beträgt circa 36 m.) Die mehrfach zu Tage tretenden vulkanischen Bestandtheile der Inseln verdanken wohl unterseeischen Eruptionen ihre Existenz, oder wurden vielleicht ehedem aus dem Innern des Festlandes aufgeschüttet, um als dessen höchste Spitzen vor dem gänzlichen Versinken bewahrt zu bleiben, und als sie längst schon Eilande geworden durch vulkanisches Aufstreben etwa verlorene Höhengrade von Neuem zu ersteigen. Mehrfach findet sich, zuweilen noch in 1000 m Höhe, an den Schiefer-, Porphyr- und Granitgesteinen Madreporenkalk, die ursprüngliche Meeresgrenze zeigend, ein unverkennbarer Beleg für das jetzige Steigen des Landes. Die Spuren ehemaliger Thätigkeit zeigen noch zahlreiche jetzt erloschene Kraterbecken, aktiv ist jetzt nur noch ein Vulkan auf Bougainville (in 6° 11′ südl. Br., 152° 54′ E. L.), dessen Einfluß sich jedoch weithin bemerkbar macht. Es sind nicht selten in der Höhe Bougainvilles, sowohl westlich als östlich bis zur Lord-Howe-Gruppe, Bimssteinfelder von großer Ausdehnung[1]) angetroffen worden, die allerdings auch theilweise ihre Entstehung gewaltigen Ausbrüchen des an der Blanche-Bai auf Neu-Britannien befindlichen Vulkans verdanken mögen. Die Westküsten der Salomo-Inseln sind fast überall steiler, massiger, oft durch kegelförmige Berge, sonderbare Felsbildungen ꝛc. ausgezeichnet. Besonders Bougainville steigt im Kaiser-Gebirge zu der im Süd-Pacific hervorragenden Höhe von circa 3100 m empor. Ausgeprägte vulkanische Formen zeigen ferner Koulangbangra, Kurombangara, Eddystone oder Simbo, von dessen südöstlichem Theile jährlich eine bedeutende Menge Schwefels exportirt wird. Heiße Dämpfe steigen hier mehrfach aus dem Felsboden empor und das Wasser in einem 4 bis 5 m über dem Meeresspiegel befindlichen Salzwassersee besitzt an mehreren Stellen einen außerordentlichen Wärmegrad, auch finden sich in seiner Nähe, an der Bai, heiße Quellen. Aehnlich verhält es sich mit den übrigen größeren Inseln. Die ganze Doppelreihe der Hauptinseln wird, vorwiegend an der Ostseite, von einer Anzahl kleinerer Koralleninseln umschlossen. Die Abgarris, grünen Inseln (Hardy), Carteret, Marqueen (Mortblock), Palowi (Tasman), Liunimoa (Lord Howe), Sikiyana (Stewards), Ulakua und andere zeigen sämmtlich durchweg die eigenartige Thätigkeit der Korallen, die Mehrzahl liegt an vorspringenden Ecken der Riffe, wo die Brandung von zwei Seiten anstürmt und daher die Umstände zur Anhäufung von Korallentrümmern und Sand am günstigsten sind. Die hohen vulkanischen Inseln sind mehr oder weniger von Barrierriffen umgeben. In ihrer äußern Erscheinung zeigen fast alle ähnliche Formen. Lange, vorwiegend sanft geschwungene Höhen mit ruhigen Abhängen nach der See zu; die meistens niedrigen Ostküsten mit Mangroven bestanden, diesem seltsamen Gewächs mit seinen Luftwurzeln. Die Palmen am Ufer winken schon aus der Ferne. Die gewöhnlich tief einschneidenden Buchten und Häfen sind mit sehr hohem Schilf besetzt. Tiefer im Lande gelangt man an die schönsten Pflanzungen, wo das liebliche Grün der Paradiesfeige und Uranien mit Kokospalmen, Brodfruchtbäumen und Yamspflanzungen wechselt. Dringt man noch tiefer in das Innere, so hebt sich allmälig der Boden, die Bewaldung wird dichter und dichter. Noch immer zeigen sich Palmen, Gewürzbäume und alle jene Gewächse, die zu ihrem Gedeihen der Aequatorialsonne bedürfen. Wo nur ein freier Platz ist in flachen Niederungen, Thalgründen und dergleichen erblickt man kolossale Schilfgewächse, Bambus, Farren u. s. w. Die Luft, an der Küste ungesund, ist hier prächtig. Der würzige Duft des tropischen Gartens übt seinen Zauber auf die Sinne. Diese Mannigfaltigkeit, Fülle und Frische des Lebens erreicht selbst Amerika in den so fruchtbaren Wäldern des Orinoko nicht. Dazwischen rauschen große Ströme durch das Dickicht, Nashornvögel, Papageien, Kakadus beleben die Scene. Auf den mächtigen Lianen, die von Stamm zu Stamm rankend ein fast unentwirrbares Netz bilden, zwischen dem freiliegenden Gestein huschen Eidechsen umher. Auf Schritt und Tritt giebt sich die Ueberzeugung kund, daß sich hier außerordentliche natürliche Hülfsquellen vorfinden, in solcher Fülle, wie vielleicht auf keiner andern Gruppe des West-Pacific. Geld und Ausdauer gelingt es über kurz oder lang sicher, das so ergiebige Terrain der meisten Inseln auszunutzen, die jetzt so gefürchtete und gemiedene Gruppe hat entschieden eine Zukunft. Nur wenige Inseln sind trotz ihrer dichten Bewaldung zur Anlage von Plantagen ungeeignet, auf Simbo

---

[1]) Nach Ansicht Murray's, des Geologen der Challenger-Expedition, bilden die Bimssteinmassen, die durch Seegang zertrümmert in größeren oder kleineren Theilen auf den Meeresboden herabsinken, durch die Zersetzung des in ihnen enthaltenen Feldspathes, den rothen Thon, der gerade die tiefsten Stellen des Stillen Oceans in weit ausgedehnten Lagern beherrscht.

gestattet die Erde z. B. nur den Anbau von Kokos, Brodfrucht, Zuckerrohr, Betelnuß in geringer Anzahl, ebenso sind die dort gezogenen süßen Kartoffeln nicht sehr schmackhaft, ähnlich ist es auf Treasury Island, Rennell, Malayta, das nur im nördlichen Theile Kokospflanzungen zeigt.

Die Flora, nach Grisebach dem indischen Gebiete zugehörend, ist, wie erwähnt, selten reich. Außer dem schönsten Schmuck der Landschaft, der Kokospalme, finden sich Areca- und Sagopalmen in Fülle. Mehrere Orchideen gehören ausschließlich den Salomos an. Pandanus, Mangiferen, Casuarinen, Bananen, Brodfruchtbäume machen sich überall durch Farben- und Formenschönheit bemerkbar.

Auch die Fauna zeigt wie die Flora vielfache Anklänge an diejenige Neu-Guineas. Einzelne Thierformen kommen weiter östlich nicht mehr vor. Für nachstehende bilden die Salomo die Grenze: Cuscus celebensis, Lorius Hypcinochrous, Kakadus, Nashornvögel und die Genera: Dicrourus, Philemon Dicoeum, Calornis, Gracula, Centropus, Eurystomus, Nasiterna, Geoffroyus, Eos und Macropygia. Besonders schöne Tauben und Papageien sind sehr zahlreich, auch findet sich ein Megapodius (M. Brenchleyi) von nußbrauner Farbe und ein Pteropus. Hunde, Ratten, Schweine, Eidechsen, Krokodile und Landschlangen, zahlreiche Insekten sind gleichfalls vertreten, ebenso Schildkröten und Seeschlangen, zahlreiche Mammalien und Seevögel und eine Menge in den wunderbarsten Farben prangender Fische, vorwiegend indischen Charakters, während nach Wallace alle übrigen durch Reichthum und Schönheit ausgezeichnete Thierformen wesentliche Abweichungen von der orientalischen Region und ganz den Charakter der „austro-malaiischen Subregion“ zeigen.

Winde. Die Salomos sind ganz dem Einflusse der Monsune unterworfen. Der N.-W.-Monsun, im November oder December beginnend, bringt mehrfach gutes Wetter, aber vielfach Stillen (ca. 15 Proc.). Sobald eine Brise durchkommt, sammeln sich die Wolken gleich im Norden, kommen über und wieder ist es still. Heftige Gewitterböen, meistens aus Nordwest, zuweilen aber auch aus E. und E. N. E., mit viel Regen sind besonders im Januar und Februar häufig. Ende März variiren die Winde zwischen S. E. über West nach Nordwest. Der schönste Monat ist der April, doch sind die vorwiegend flauen Westwinde dann veränderlich und drehen im Mai allmälig über Nord nach Osten um, ebenso ist es noch zu Anfang Juni. Mitte Juni setzt der S.-E.-Monsun mit starken Regenböen, die während der Nacht eine undurchdringliche Finsterniß hervorrufen, ein, unruhiges Wetter, mit einzelnen heiteren Tagen und mehrfachen Stillen (ungefähr 14 Proc.), bleibt bis Ende August. Häufig ändert sich der Wind während der Regenböen um mehrere Striche, so daß der Seemann oft rathlos ist, wie er die Raaen anbrassen soll. Im September ist die Stärke des Monsun gebrochen, das Wetter ist regelmäßiger, gegen Ende Oktober drehen die Winde wieder über Norden nach Westen und sind sehr veränderlich, bis zur Rückkehr des Nordwest-Monsun. Einen wesentlichen Einfluß auf den stellenweise niedrigen Luftdruck haben wahrscheinlich die örtlichen Kondensationen von den hohen Inselbergen. Die beste Jahreszeit sind somit die Monate April bis Oktober, als die schlechte kann man die Monate Oktober bis April bezeichnen [1]).

Die Strömungen sind sehr unregelmäßig und richten sich theilweise nach den Monsunen, sind aber auch lokalen Einflüssen, der Lage der Inseln rc. unterworfen. Im März bis Mai ist an der ganzen Ostseite eine Nordwestrichtung des Seelaufes beobachtet, die auf der Höhe der Lord-Howe-Gruppe nach N.E. wendet, an der Westseite eine solche nach N.E. und zwar zwischen den Santa Cruz und San Christoval entweder E.N.E. oder N.N.E., weiter nach Norden während des S.-E.-Monsun eine durchschnittliche Richtung S.E zu E. in einer Stärke von circa 20 bis 25 Seemeilen in 24 Stunden. Im August, September rc. an der ganzen Westseite eine durchschnittliche Nordwest- zu West- bis Westströmung. Im südwestlichen Theil der Gruppe, beim Riff Indispensable, theilt sich die von Südwesten kommende Strömung in zwei Arme, der eine geht längs der des Riffes nach Nordwesten, der andere nach Südwesten. Zwischen der Insel Rennell und dem Riff Indispensable hat man eine Strömung von 49 Seemeilen in 24 Stunden beobachtet, in der Nähe von San Christoval 40 Seemeilen. Je südlicher, desto schwächer wird dieselbe, und in circa 17° Breite, 158° westl. L. hört dieselbe ganz auf. Dem Seefahrer ist namentlich in der Nähe des Landes, bei der heftigen Strömung und den durch das hohe Land nicht kräftig wirkenden Winden, sowie gewaltigen von der Strömung fortgeführten Baumstämmen die größte Vorsicht geboten.

Als durchschnittliche Mittagstemperatur (12 Uhr) für die Luft sind 24 bis 30° C., je nach der Jahreszeit, anzunehmen, für das Meer 27,4° bis 29,4° C., als mittlerer Barometerstand 758 mm. Die zahlreichen Niederschläge, die dichten undurchdringlichen Wälder, das vielfach sumpfige Terrain lassen, namentlich an den niedriggelegenen Ostküsten, vielfache Krankheiten entstehen. Vor Allem sind es Fieber, Dysenterie, Rheumatismen, dann aber auch Lungenkrankheiten, die verheerend wirken. Ein wesentlicher Procentsatz der rapiden Abnahme der Bevölkerung ist auch auf Rechnung der zahllosen Kriege zu setzen, die unausgesetzt betrieben werden, sowie des Gebrauches, der auf einigen weniger von der Natur begünstigten Inseln (unter anderen Malayta) herrscht, nicht mehr als zwei bis drei Kinder am Leben zu lassen. Die Zahl der Bewohner der ungefähr 797,2 deutsche geographische Quadratmeilen = 43,900 qkm großen Gruppe beträgt jetzt circa 80 000; genauere Angaben über deren Vertheilung auf die einzelnen Inseln lassen sich vorläufig nicht geben. Bougainville, San Christoval scheinen stark, Choiseul, Isabella, Malayta, Neu-Georgien schwach bewohnt zu sein. Es hält schwer bei einer so eigenartigen Bevölkerung und in einem von so unermeßlich üppiger Vegetation bedeckten Terrain, wie den Salomos, auch nur annähernd richtige Schätzungen zu gewinnen. Die sonst am meisten Erfolg versprechende Weise, die Anzahl der Bewohner einzelner Inseln rc. nach den bei größeren Festen anwesenden Köpfen zu bestimmen, würde hier nur zu Trugschlüssen Anlaß geben, da auf jeder Insel zahlreiche Stämme leben und fast jeder derselben mit dem Nachbar in Fehde sich befindet. Anhaltspunkte gewährt ferner die größere oder geringere Anzahl von Kokospalmenpflanzungen, da dieselben dem Eingeborenen einen wesentlichen Bestandtheil zur Existenz gewähren.

Die Bewohner gehören der Mehrzahl nach den Papuanen an. Auf Murray (Buraqoi), Neu-Georgien, Stirling Island, Simbo zeigen sie fast ganz den Typus von Neu-Guinea. Eine dunkele fast schwarze Hautfarbe, krauses schwarzes Haupt- und Barthaar, ein langer schmaler Kopf mit dicken Augenbrauen, fleischigen Lippen, spitzem Kinne, große, mit der Spitze etwas nach unten gekrümmte Nase mit weiten Nasenlöchern und dickem Nasenrücken, wohl-

[1]) Die meteorologische Jahreszeit der Nord- und Südhemisphäre ist folgende:

	Nordhemisphäre	Südhemisphäre
December bis Februar . .	Winter	Sommer
März bis Mai	Frühling	Herbst
Juni bis August	Sommer	Winter
September bis November .	Herbst	Frühling

gebaute kräftige Gestalt, jedoch mit verhältnißmäßig dünnen Beinen, ganz wie bei den reinsten Stämmen Neu-Guineas. Aehnlich ist es auf Choiseul, Bougainville, Buka, Carteret und anderen, deren Bewohner das krause Haar oft beizen, daß es dunkelbraun erscheint. Etwas abweichendes Aeußere zeigen dagegen die Bewohner der übrigen Inseln. So haben diejenigen von San Christoval, Santa Anna, S. Catalina eine röthlich-grauschwarze, chokoladefarbene Hautfarbe, etwas heller wie die Viti. Das weiche krause, aber nicht wollige, bisweilen sogar ganz schlichte Haar wird meistens kurz geschoren und mit Kalk oder Ocker roth oder gelb gefärbt, das Körperhaar sorgfältig abrasirt. Bartwuchs ist überall wenig vorhanden, Backenbärte sieht man öfters. Aehnlich so ist es auch auf Guadalcanar. Auch die Malaytaner sind bräunlich-schwarz, mit dichtem, krausem Haar, das perrückenartig absteht und häufig roth gebeizt oder an der Seite mit einem gelbroth gefärbten Bastbüschel verziert ist. Dieselbe Hautfarbe haben die Bewohner von Ysabel, Ulakua, Maramasiki, Anudha und Sesarga. Die Größe beträgt 1,55 bis 1,70 m. Polynesischer Einfluß macht sich, wie auf fast allen von Papuanen besetzten Inseln, auch hier geltend. Langsam nur dringt die polynesische oder besser malaiische Race vor. Auf der Mehrzahl der kleineren Inseln des oceanischen Gebiets traf sie vermuthlich keine oder nur eine spärliche schwarze Bevölkerung an, die unterworfen oder aufgerieben ward. Auf den Viti fand sie zuerst heftigen Widerstand, nur unvollkommen gelang die Vermischung, weiter nach Westen z. B. auf den Neu-Hebriden war die schwarze Urrace in der Mehrzahl, es kam zum energischen Kampfe, der mit dem Zurückwerfen der Malaio-Polynesier endete. In der Nähe der Salomos sind unter anderen noch ganz von diesen besetzt: Sikiyana, die Lord-Howe-Gruppe, auch auf Isabella und Ulakua finden sich versprengte Theile. Im großen Ganzen merzte die kräftigere, wildere Race die eingewanderten Elemente bald aus. Ein polynesischer Einfluß macht sich auch in der Sprache geltend, allerdings lange nicht in dem Maße, wie in anderen papuanischen Gruppen. Auch die dort mehrfach vorhandene überraschende Abweichung der einzelnen Sprachen resp. Dialekte, wie z. B. vor Allem in den Neu-Hebriden, kann hier nicht konstatirt werden. Ein gemeinsamer Ursprung ist fast überall zu erkennen, manche Worte sind auf allen zur Gruppe gehörenden Inseln die gleichen, besonders fällt das jedoch bei den Zahlenausdrücken auf, bei denen auch rein polynesische Benennungen gefunden sind. (Z. B. rua, zwei, ändert sich nur in Ulakua und dem südlichen Malayta, wo der nämliche Dialekt gesprochen wird, in lua, und auf Simbo in karu.) Folgende Sprachen sind von den Salomo näher bekannt geworden: 1. Die Sprache von San Christoval, 2. Ulakua, 3. Gera (Guadalcanar), 4. Mara oder Malayta, 5. Anudha (Florida), 6. Ysabel (die sogenannte Mahaga-Sprache), 7. Simbo (Eddystone), 8. Stewards (Sikiyana).

Der Gesichtsausdruck ist fast überall ein wenig Vertrauen erweckender und voraussetzender. Dem Eingeborenen kann man dieses Mißtrauen dem Weißen gegenüber kaum verargen. Er ist gewohnt von jedem, der nicht von seinem Stamme ist, Feindseliges zu erfahren, hat im mehrfachen Verkehr mit den Sandelholzschlägern und bêche-de-mer-Suchern sowie vielen im labour-trade beschäftigten Seelenverkäufern nur die rohesten Elemente kennen gelernt, bei denen Mord und Todtschlag wenig gefürchtet sind. Wo soll da ein Vertrauen herkommen? [1]) Das wird erst allmälig anders werden, sobald der Handel, und vor Allem der deutsche Handel, der in der Südsee ja nur von Leuten betrieben wird, die Gesittung und Aufklärung zu verbreiten in der Lage sind, auch die Salomo in sein Bereich zieht. Ein wesentlicher Faktor wird vor Allem das gesetzlich geregelte und gewissenhaft gehandhabte Engagiren von Arbeitern für die deutschen Plantagen auf den Viti- und Samoa-Inseln sein. Nach Ablauf des Kontraktes (3 bis 5 Jahre) wird der Eingeborene nach seiner Heimathinsel, zu seinem Stamm, zurückgebracht. Seine Erzählungen, die Gegenstände, die er als Lohn erhalten, veranlassen andere seinem Beispiele zu folgen, allmälig wird aus dem blutdürstigen Kannibalen ein friedlicher Arbeiter. Jetzt sind das leider noch fromme Wünsche. Die heutigen Bewohner der Salomo kann man als die blutdürstigsten, hinterlistigsten, verrätherischsten Eingeborenen des ganzen West-Pacific bezeichnen. Bei der geringsten Veranlassung heftig, aufbrausend, ist die äußerste Vorsicht im Verkehr mit denselben geboten. Ein dort Handel treibender Schiffer muß daher stets auf der Hut sein. Sämmtliche Kanoes halte er unter anderen möglichst beim Stern des Schiffes zusammen und erlaube nur dem Häuptling an Bord zu kommen. Seine mit Gewehren bewaffnete Mannschaft postire er rings um den Schiffsrand, doch so, daß die Waffen nicht sichtbar sind. Keiner der Leute darf irgendwie eigenmächtig Handel treiben. Nichts, nicht einmal eine Kokosnuß, darf ohne Zahlung angenommen werden, falls die Annahme derselben verweigert wird, gebe man Alles zurück. Besonders hüte man sich auch die chiefs zu erzürnen; so gering ihr Einfluß an manchen Orten auch scheint, so würde die geringste Beleidigung doch blutig gerächt werden. Besonders gefürchtet sind die Bewohner von Neu-Georgien, Rubiana, Guizo oder Keso, Malayta, Guadalcanar, Treasury, Bougainville. Im Laufe des vorigen Jahres brachte fast jede Post neue Berichte über dort ausgeführte Ueberfälle und Metzeleien. Gewöhnlich waren die Eingeborenen an Bord gekommen, mit dem Vorwand zu handeln, hatten dann plötzlich einen günstigen Augenblick wahrgenommen, alles niedergemacht, das Schiff ausgeraubt und einige der Ermordeten zum Fressen mit sich genommen. So erging es der Besatzung der „l'Esperanze“, des „Zephyr“, der „Borealis“, englischen resp. australischen Schiffen, sowie dem englischen Kanonenboot „Sandfly“, dessen Kapitän und sechs Mann ermordet wurden. Man sieht also, daß obige Sicherheitsmaßregeln nicht zu leicht genommen werden dürfen. Eine rühmliche Ausnahme machen die Bewohner von Sikiyana, ein gutes, sittliches, ehrliches Völkchen, das im Verkehr mit dem Europäer nach und nach völlig civilisirt ist, von der Mission jedoch nichts wissen will, weil, wie diese Naturkinder sagen, der Missionär dann ihr sämmtliches kai-kai (Lebensmittel) an sich nehmen würde.

---

[1]) Markham, der Befehlshaber des „Rosario“, der 1873 auf Befehl der englischen Regierung die Santa Cruz und Neu-Hebriden zu durchkreuzen hatte, um scharfe Kontrole bei den Arbeiter dingenden Schiffen zu üben, berichtet wahrhaft haarsträubende Dinge über die weißen Seelenverkäufer.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

VII.

In Napal-Litjin fanden die Reisenden ein gutes Unterkommen in einem neuen Hause, das der Dipati als Hochzeitsgabe für seine älteste, einundzwanzigjährige Tochter hatte errichten lassen; einstweilen stand dasselbe noch unbenutzt und der letzten Vollendung bedürftig da, weil die vielumworbene Schöne des Walddorfes noch darauf wartete, daß derjenige ihrer zahlreichen Anbeter, dem sie den Vorzug gab, definitiv um ihre Hand anhalten sollte. Das Dorf selber zeichnete sich durch seine malerische Lage vor den meisten anderen dieser Gegend aus; zwei hohe, bewaldete Kalksteinfelsen bilden dicht vor dem Orte ein mächtiges Thor, durch welches der Rawas, der hier den von Südwesten kommenden Koeloes in sich aufnimmt, hindurchfließt. Unvergleichlich schön war die Aussicht von diesen Bergen auf das obere Thal des Flusses mit dem ansehnlichen Höhenzuge, der von dem linken Ufer emporsteigt.

Man befand sich hier nur etwas über eine Tagereise von den Dörfern Sekladi und Doerian-Boengin entfernt, die zu dem unabhängigen Grenzdistrikte Batang Asei gehören, und wenn auch der Dipati und die übrigen Einwohner von Napal-Litjin die Gesinnungen der Häuptlinge jenes Distriktes als dem Vorhaben der Expedition durchaus ungünstig schilderten, so ließ sich Veth doch nicht abhalten, wenigstens einen Versuch zum Eindringen in das verschlossene Gebiet zu machen. Er sandte zunächst zwei Boten mit Geschenken an die Häuptlinge jener Dörfer, um die Erlaubniß freien Durchzuges für die Expedition auswirken zu lassen; ohne die Geschenke, aber mit einem entschieden abschlägigen Bescheide kehrten die Abgesandten zurück, und nun beschlossen die Reisenden selber bis an die Grenze und womöglich weiter vorzugehen und selber mit den Häuptlingen zu verhandeln. Von mehreren freundlich gesinnten Dipatis der Rawasdörfer und ihrem bewaffneten Gefolge begleitet, brach man in der Frühe des 12. Mai auf, um in nordwestlicher Richtung zunächst auf dem rechten Flußufer und dann durch theils sumpfige, theils hügelige Gebiete verschiedener, dem Rawas von links zuströmender Bäche vorzuschreiten. Es hatte in der vorhergehenden Nacht heftig geregnet; die unzähligen Hügel, die man hinauf- und wieder hinabzusteigen hatte, waren schlüpfrig und glatt, die Thäler große Schlammlöcher, die sonst unbedeutenden Bäche zu tiefen und reißenden Strömen angeschwollen; neunmal auf dem Hin- und eben so oft auf dem Rückwege dieses unsäglich anstrengenden Marsches mußten die Reisenden fast bis an den Hals durch Wasser waten, um schließlich mit der tröstlichen Ueberzeugung nach Napal-Litjin zurückzukehren, daß das Ganze ein verfehltes Unternehmen gewesen war; denn die Häuptlinge von Batang Asei, die sie an der Grenze des niederländischen Gebietes erwartet, hatten sich zwar durchaus nicht feindselig gezeigt, im Gegentheil, ein freundschaftliches Mahl mit den Europäern eingenommen und mit ihnen geraucht, waren aber für alle Ueberredungsversuche und Vorstellungen hartnäckig taub geblieben.

Trotzdem sich die Reisenden nur wenige Tage in Na-

pal-Litjin aufhielten, standen sie doch bald auf freundschaftlichstem Fuße mit den Bewohnern, und so gelang es Veth auch hier ohne jede Mühe eine Anzahl charakteristischer Typen für seine photographische Sammlung zu gewinnen. Leider war aber niemand hier im Stande die gewünschte Route nach der Provinz Lebong anzugeben, geschweige denn der Expedition als Führer dorthin zu dienen. Gerade auf diese Tour aber legte Veth besonderes Gewicht; denn sie konnte nicht nur über das Barisangebirge, das dabei überschritten werden mußte, wichtige Aufschlüsse geben, sondern mußte auch die ungenauen Angaben der Karte in Bezug auf die gegenseitige Lage der Provinzen Rawas und Lebong in wünschenswerthester Weise berichtigen können. So ging es denn wieder zu Boot den Rawas hinab, über Moeara-Menkoelam bis nach Poelan-Kida; infolge heftiger Regengüsse war der Fluß stark angeschwollen, und so war die Fahrt zwischen den bewaldeten Hügeln, den Reis- und Zuckerrohrfeldern der Ufer genußreich und leicht. Bei dem Marsche des folgenden Tages aber nach dem südlich von Poelan-Kida belegenen Dorfe Tandjoung-Agong machten sich die Folgen des Regens in unerwünschter Weise fühlbar: wieder gab es zahlreiche angeschwollene Bäche zu durchschreiten, schlüpfrige steile Thalwände mühsam hinauf- und hinabzusteigen. Eine angenehme Ueberraschung war es für die ermüdeten Wanderer in Tandjoung-Agong ein balei vorzufinden; denn, wenn das Dach dieses hölzernen Schuppens

Das Haus der Expedition in Napal-Litjin.

auch dem unermüdlich herabströmenden Regen mehr Durchgang gewährte, als wünschenswerth war, und die einzige Wand des luftigen Gebäudes Wind und Nässe nur ungenügend abhielt, so ließ sich diesem Mangel durch Vorhängen eines großen Stückes getheerten Segeltuches einigermaßen abhelfen; nach neunzehn Nächten in den engen Häusern der Eingeborenen, die man überdies nie verlassen oder betreten kann, ohne in Gefahr zu kommen, sich den Kopf zu stoßen, gewährte der Aufenthalt in diesem Raume, der etwa acht Meter im Quadrat hatte, das so lange entbehrte Behagen freierer Bewegung. Auch hier war es zuerst nicht möglich, nähere Auskunft über den Weg nach Lebong zu erhalten; was man vernahm, war, daß ein Weg wohl vorhanden, aber seit zwanzig Jahren nicht mehr begangen worden sei; die Schwierigkeit, ihn wiederzufinden, die Gefahren, die er darbieten würde, wurden den Reisenden mit so lebhaften, übertriebenen Farben geschildert, daß der Zweck, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, nur zu ersichtlich war. Schließlich aber fanden sich doch einige Leute, die diese Tour schon früher einmal gemacht hatten, und die sich, nachdem Veth eine entsprechende Belohnung verheißen hatte, bereit erklärten, die Expedition als Führer zu begleiten. Ohne Verzug begab sich die Gesellschaft nun nach dem großen, am Roepit belegenen Dorf Loeboe-Koemblng, wo alle Vorkehrungen zur Reise durch die unbewohnte Einöde getroffen wurden. Da man über die vermuthliche Dauer derselben nichts Bestimmteres erfahren konnte, so mußte man auf alle Fälle sich mit einem großen Vorrath von Reis versehen, und doch andererseits wieder nicht zu schwere Lasten mitnehmen. Nach reiflicher Ueberlegung beschlossen Veth und

van Hasselt, den photographischen Apparat sowie alles nicht geradezu unentbehrliche Gepäck hier zurückzulassen, für das nothwendig mitzunehmende aber noch eine Anzahl von Lastträgern zu miethen. Dreißig Mann stark, brach die Expedition von Loeboe-Koemping auf; außer dem Koch, dem Diener und dem Aufseher der Kulis, welche schon die Reise durch das Padangsche Oberland mitgemacht, und außer den sechs Trägern, die man während der letzten Wochen bei sich gehabt, hatten Veth und van Hasselt jetzt noch dreizehn neue Lastträger engagirt; dazu kamen die beiden Führer und noch zwei Häuptlinge mit ihren Dienern, die sich zum Mitgehen bereit erklärt hatten. Die ersten zwei Tage ging es auf einem deutlich erkennbaren Fußpfade meist dicht an den Ufern des Roepit entlang, flußaufwärts; und jetzt schon zeigte es sich, wie wohl man daran gethan hatte, sich mit dem Gepäck zu beschränken. Viermal mußte der ziemlich reißende, wasserreiche Roepit, einmal sein großer Nebenfluß, der Batang Koejoeh, durchschritten werden: ein nicht unge-

Mädchen aus Napal-Litjin.

Eingeborener von Napal-Litjin.

fährliches Unternehmen, bei dem der eine der beiden Häuptlinge, der Hadjidipati von Lesoeng-Batoe, den Reisenden die vortrefflichsten Dienste leistete. Von ungewöhnlicher Größe und wahrhaft herkulischen Kräften, transportirte er nicht nur die Lasten der schwächeren Kulis, sondern sogar diese selber auf dem Rücken über den Fluß. Während des dritten Tages entfernte sich der Weg bedeutend von dem Flusse und führte über den spitzen steilen Berg Boekit Ambongbras; doch wurde Nachts schon wieder dicht am Ufer des Roepit bivouakirt. Bei der nächsten Tagereise, die in schnellem Anstieg bergauf ging, zeigte sich der Fluß schon als ein in schmalem, felsigem Bett dahinfließender Gebirgsbach, der an mehreren Stellen schöne Kaskaden bildet. Das Terrain wurde immer schroffer, der Weg führte stellenweise weit vom Flusse ab und tief in den Bergwald hinein, wo er nur schwer zu erkennen und nur vermöge größter Aufmerksamkeit von den vielen, niedergetretenen Elephantenpfaden zu unterscheiden war. Endlich, gegen Mittag des fünften Tages, erreichte man die Gipfellinie des Gebirges und somit die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete der großen Nebenflüsse des Moesi und den der Südwestküste zugehenden kleineren Flußläufen. Nach kaum halbstündigem

Abstieg kam man auch schon an dem bedeutendsten dieser Flüsse, dem Kataun, an, der hier noch als schmaler Gebirgsbach zwischen dem westlichen Abhange des Barisangebirges, auf dem er entspringt, und den Vorbergen des Pandjang-Gebirges dahinfließt. Durch eine Anzahl von Nebenflüssen rasch verstärkt, ist er bereits bei dem Dorfe Tapoes, in dem die Expedition am Abend des sechsten Tages anlangte, ein breiter wasserreicher Strom. Nach dem sechstägigen, anstrengenden Marsche durch die unbewohnten Bergregionen wurde der Anblick dieses ersten Dorfes der Provinz Lebong von allen auf das Freudigste begrüßt.

Die Provinz Lebong, die seit zehn Jahren einen Theil der Residentschaft Palembang ausmacht, wird durch das Hochthal des Kataun gebildet, der hier von Südosten nach Nordwesten fließt, um dann bei seinem Eintritt in das Tiefland in südwestlicher Richtung durch die Residentschaft Benkoelen dem Meere zuzugehen. Vierzehn Tage lang hielt sich die Expedition in Lebong auf, das nach allen Richtungen durchstreift wurde. Es ist ein zum Theil reichbewaldetes, zum großen Theil aber auch gut angebautes Land, das, verhältnißmäßig stark bevölkert, einunddreißig größere und kleinere Dörfer mit zusammen etwa 4000 Einwohnern enthält. Die reichste und zugleich malerisch schönste Gegend der Provinz ist die Umgebung des Sees, den der Kataun durchfließt; so verweilten die Reisenden auch mehrere Tage in Kota-Danau, einem an der Südspitze des Sees gelegenen großen Dorfe, wo sie von den freundlichgesinnten Einwohnern in der entgegenkommendsten Weise aufgenommen und mit Geschenken an Früchten, Reis und im See gefangenen Fischen förmlich überhäuft wurden: eine angenehme Abwechselung nach den knappen Reisrationen des schon bedenklich verminderten mitgenommenen Proviants.

Wohnungen in Soeroelangoen.

Am 7. Juni verließ die Expedition Teloek Doerian, das südlichste Dorf von Lebong, um sich in die nach Süden angrenzende Provinz Redjang, das Thal des obern Moesi, zu begeben. Auf einem breiten, in gutem Zustande befindlichen Wege wurde das Gebirge, das die Grenze zwischen den beiden Provinzen bildet, überschritten; eine gute Strecke weit führt dieser Weg über ein bewaldetes Plateau, das, nach den zahlreichen Spuren zu schließen, vielen Elephanten zum Aufenthalte dienen mußte. In der That erblickte auch Veth, als er mit noch einem Gefährten dem langsamern Haupttrupp der Expedition etwas vorangeschritten war, etwa funfzig Schritt vor sich auf dem Wege einen mächtigen Elephanten, der ihn erst ruhig noch näher kommen ließ, dann aber plötzlich die Flucht ergriff und schwerfälligen Schrittes seitwärts in den Wald trabte. Der Hauptort der Provinz Redjang, Kepajang, liegt an der großen Straße, welche, die Insel von Westen nach Osten durchschneidend, Benkoelen und Palembang mit einander verbindet. Unweit Kepajang überschreitet die Straße das Barisangebirge in einer Höhe von ungefähr 800 m, und von diesem Punkte hat man eine herrliche Aussicht über die Westküste und das Meer. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen in Kepajang ging es wieder über das Gebirge und zwar über einen 1100 Fuß hohen Paß des Höhenzuges, der den Goenang Itam mit dem

Boekit Oeloe Moesi verbindet, nach dem Sindang-Distrikte, einem schönen Berglande. Auf einer vortrefflichen Straße, die den Distrikt von Norden nach Süden durchschneidet, erreichte man nach einem Marsche von vier Tagen Soeka-Radja am Roepit. Die Dörfer dieses Distrikts haben, ebenso wie die des ganzen Roepitgebietes, mit den Dörfern am Rawas die größte Aehnlichkeit; die Bauart der Häuser stimmt durchaus mit der der Häuser von Soeroelangoen überein, die sich ihrerseits wieder kaum von denen des untern Moesi und von Palembang unterscheiden. Abweichend ist nur die Lage der Dörfer: im Sindang- und im Roepitgebiete liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen; am obern Rawas und an seinen Nebenflüssen ist das gebirgige Terrain ganz unbewohnt.

Eine bequeme Bootfahrt von Soeka-Radja den Roepit hinunter brachte die Reisenden nach sechswöchentlicher Abwesenheit nach Soeroelangoen zurück, wo sie mit der erfreulichen Nachricht empfangen wurden, daß die Aspekten für ihre schon einmal vereitelte Expedition in die unabhängigen Grenzdistrikte inzwischen günstiger geworden seien. Pajong Poetih, der oberste Häuptling des Limoendistriktes, der die Autorität des von der niederländischen Regierung ernannten Sultans von Djambi anerkannte, hatte erklärt, daß er den Reisenden das Passiren seines Gebiets gestatten wolle, und daß er es nicht für unmöglich hielte, daß sie von dort aus ungehindert zu Wasser bis nach Djambi gelangen könnten. Er selber hatte versprochen, seinen Einfluß bei den anderen Häuptlingen nach Kräften geltend zu machen, die Expedition selber zu geleiten u. s. w., dabei aber leider seine Macht überschätzt. Mit bestem Vertrauen in die endliche Ausführbarkeit ihres Unternehmens trafen nun Veth und van Hasselt ohne Zeitverlust alle nöthigen Vorkehrungen, und nach

Reisscheune in Soeroelangoen.

wenigen Tagen schon begaben sie sich mit ihrem ganzen Gefolge und in Begleitung einiger Rawashäuptlinge auf den Weg nach Pangkalan, wo, der Verabredung gemäß, Pajong Poetih sie erwarten sollte. Zu ihrer größten Enttäuschung befand sich derselbe aber nicht hier, und die Einwohner des Dorfes wußten schon von allerhand Schwierigkeiten und Hindernissen zu erzählen, welche die untergeordneten Häuptlinge ihrem Vorhaben entgegensetzen wollten. Trotzdem verfolgte man am nächsten Morgen den Weg nach der Grenze weiter; auf möglichst verborgenen Waldpfaden wurde dieselbe überschritten; man war schon dicht am Ufer des Limoen angelangt, als eine Gesandtschaft von Häuptlingen sich einstellte, die sich bereit erklärten, mit den Europäern verhandeln zu wollen, wenn diese noch einmal bis zur Grenze umkehren wollten. Veth willfahrte ihnen: der Erfolg der Berathungen aber war wieder ein abschlägiger Bescheid. So vergingen mehrere Tage in immer neuen Unterhandlungen; Pajong Poetih traf auch endlich ein und brachte einen vom Sultan selbst untersiegelten Brief mit, nach welchem die Häuptlinge der Expedition freien Durchgang zu gewähren hatten. Dieselben zeigten sich aber durchaus nicht willens, diesem Befehl Folge zu leisten; keiner gab eine bestimmte Zusage; und als Veth, durch das Schreiben des Sultans ermuthigt, schließlich doch mit Vermeidung der größeren Dörfer und auf Waldwegen bis zum Limoen vorgegangen war, brachten die Kundschafter der ihn begleitenden Häuptlinge schon von überall beunruhigende Nachrichten. Pajong Poetih lag an heftigem Fieber erkrankt darnieder; die Limoen-Häuptlinge zogen, von bewaffneten Scharen begleitet, nach den Moscheen, um das Volk zum prang sabil, zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen, aufzureizen. Noch immer ließ Veth sich nicht zurückhalten; mehrere Tagereisen weit ging die Expedition noch den Limoen hinauf, wo sie bei den Bewohnern keiner feindlichen Gesinnung, wohl aber der größten Furcht vor der Rache der Häuptlinge begegneten. Auf Schutz oder Unterstützung war also hier nicht zu rechnen, und als man nun gar die sichere Kunde erhielt, daß schon alle Vorkehrungen getroffen waren, die Expedition zu umzingeln, daß die Häuptlinge sich von allen Seiten mit ihren Scharen zusammenzögen, da entschloß selbst Veth sich endlich schweren Herzens, den eiligen Rückzug anzuordnen. Meist bei Nacht und auf Waldwegen führten die Rawas-Häuptlinge die Fliehenden nach Soeroelangoen zurück, das man mit so fester Zuversicht auf endliches Gelingen verlassen hatte.

Schon wenige Tage nach der Rückkehr verließ van Hasselt Soeroelangoen, um zunächst nach Palembang und von dort zu Schiffe nach Djambi zu gehen, wo der Nachfolger Santvoort's, Herr Corneliſſen, eingetroffen war und

ihn erwartete. Veth blieb noch etwa drei Wochen in dem Dorfe, immer in der Hoffnung, durch die Vermittelung des freundlichgesinnten Häuptlings von Tiga-Doesoen schließlich noch auf einem etwas andern Wege sein Ziel zu erreichen. Die Zeit des Wartens auf den Bescheid, der leider wieder ungünstig ausfiel, da die feindlichen Häuptlinge das ganze Gebiet terrorisirt hatten, benutzte er zu fleißigem Photographiren. Mehrere wohlgelungene Aufnahmen von Soeroelangoen und seiner Umgebung sowie eine Anzahl von Volkstypen bereicherten seine Sammlung. Auch den Koeboes, einem unabhängigen Volksstamme, der in den wilden Waldgegenden zwischen dem Moesi und dem Batang Hari verstreut lebt, und dessen Niederlassungen sich bis auf einige Meilen Entfernung von Soeroelangoen erstrecken, widmete er seine Aufmerksamkeit. Wahrscheinlich ist dieses Waldvolk, über das die abenteuerlichsten Geschichten verbreitet sind, ein Rest der Urbevölkerung der Insel, die sich zur Zeit der javanischen Invasion oder der Einführung des Islam in die Wälder geflüchtet hat und dort allmälig verwildert ist. Allem Anschein nach hat man es hier mit keinem besondern Volke zu thun, nur durch ungewöhnlichen Schmutz und dürftige Bekleidung mit wenigen baumwollenen Lumpen unterscheiden sich diese Malaien im Aeußern von den übrigen malaiischen Bewohnern der Insel. Ihre Wohnstätten sind von der primitivsten Art: ein auf vier Pfählen ruhendes Schutzdach von etwa $1^1/_2$ m im Quadrat

Haus des Kontroleurs in Soeroelangoen.

über einem etwa 25 cm über der Erde befindlichen Fußboden; von einer Seitenwand ist nicht die Rede. In dem Koeboes-Dorfe Lesoeng Batoe, das Veth besuchte, lebten unter sechs solcher Schuppen von der angegebenen Größe nicht weniger als dreißig Menschen. Die Jagd bildet die Hauptbeschäftigung des Volkes; kleine Beile und Lanzen sind das Geräth, dessen sie sich dabei bedienen. Mit der Jagdbeute und anderen Produkten des Waldes treiben sie heute einen lebhaften Tauschhandel mit den Bewohnern der civilisirteren Dörfer. Diese aber wissen ihren Vortheil im Verkehr mit den „Wilden“ so gut wahrzunehmen, daß ihnen wohl nichts unerwünschter sein würde, als etwaige Bemühungen der holländischen Regierung für die Civilisirung der Koeboes.

Am 8. August verließ Veth Soeroelangoen; seine Sammlungen hatte er auf einer Handelsprauw nach Palembang vorausgesandt; er selber zog die weite und beschwerliche Wanderung am Ufer des Rawas und des Roepit und durch den Distrikt Moesi-Oeloe vor. Am 14. erreichte er Tebin-Tinggi am obern Moesi, wo ein heftiger Fieberanfall ihn zum Verweilen zwang. Dann ging es weiter über Boengamas nach Lahat, von wo er am 1. September mit dem fälligen Regierungsdampfer nach Palembang fuhr. Hier war van Hasselt unterdessen schon wieder eingetroffen, der über seine Vorarbeiten mit Herrn Cornelissen und seine Unterhandlungen mit dem Sultan von Djambi günstige Nachrichten brachte. So hielt sich Veth nur wenige Tage in der Hauptstadt auf, um sich von den Folgen des Fiebers einigermaßen zu erholen. Am 10. September schon trat er mit dem Gefährten an Bord des kleinen Dampfers Sunda die Reise nach dem Djambi oder Batang Hari an.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

II.

Von Ende März bis Ende Mai war Pinto gezwungen, in Belmonte zu verweilen, um auf Waaren, die ihm von Benguella aus nachgeschickt waren, zu warten, weitere Vorbereitungen zu treffen, Flinten zu repariren, Patronen zu machen und namentlich Träger zu beschaffen. Erst am 23. Mai begann er langsam aufzubrechen und sein Lager einige Stunden ostwärts von Bihé zu verlegen in der Hoffnung, daß eine bereits auf dem Marsche befindliche Karawane den Bihénos Lust erregen würde, die Reise mitzumachen. Allmälig rückte er weiter vor, überschritt am 8. Juni den Cuqueima und lagerte am 9. an dem nach Norden strömenden Cuanza; als er aber dort bis zum 14. gewartet hatte, ohne daß weitere Träger, wie ihm verheißen, sich einstellten, vernichtete er 61 Ballen Waaren, deren er sich noch am ersten entschlagen konnte, und bewerkstelligte auf einem mitgeführten Guttaperchaboote den Uebergang über den Strom; 75 Lasten hatte er unter seine Träger und Begleiter vertheilt. Er befand sich nun im Lande der Ganguellas Quimbandes, bei denen ihm der Kopfputz der Frauen am meisten auffiel. Einige arrangiren das Haar derart, daß es, nachdem der dazu gehörige Muschelschmuck angebracht ist, genau so aussieht, wie der Hut einer europäischen Dame. Andere kräuseln, flechten und drehen das Haar, bis es das Aussehen eines römischen Helmes erhält. Die Sitten der Leute sind denen der Bihénos ähnlich, nur daß den Quimbandes die Lebhaftigkeit fehlt, an deren Stelle die schamloseste Faulheit tritt. Sie gehen fast nackt, arbeiten nicht, machen nie eine Reise, treiben auch keinen Handel; sie sammeln nur etwas Wachs, das ihnen die Bailundos für Kauris und Glasperlen abnehmen; das Tauschgeschäft bleibt aber in den denkbar engsten Grenzen.

Baumfarne am Ufer des Onda.

Das Land östlich vom Cuanza hat ein ganz anderes Aussehen als das auf der Westseite des Flusses. Die Landschaft ist malerischer, die Scenerie nicht so einförmig, wie in Bihé. Die Flüsse und Bäche waschen tiefere Betten aus, die Unregelmäßigkeiten des Bodens machen sich mehr bemerkbar. Die Ufer der Flüsse, einerlei ob groß oder klein, sind oberhalb der Hochwassermarken mit schönen Bäumen bestanden, während in den Wäldern Gesträuch und Unterholz eine fast undurchdringliche Barrière bilden. Das Land verdient ganz besondere Beachtung. Von schiffbaren Flüssen (Cuime, Varea) begrenzt, welche sich in den in dieser Gegend gleichfalls schiffbaren Cuanza ergießen, mit herrlichem Klima und äußerst fruchtbarem Boden, auf welchem Baumwolle

und Zuckerrohr, Cerealien und Gras zum Viehfutter in gleicher Ueppigkeit und Vollkommenheit gedeihen, bewohnt von einem Volke, das leicht zu unterwerfen ist, besitzt es alle Vorbedingungen für eine rasche Entwickelung.

Luchaze-Frau vom Cutangjo.

Luchaze vom Cutangjo.

Auch der Onda-Fluß, welchen Pinto am 24. Juni überschritt, ist schiffbar, an den Seiten ebenso tief, wie in der Mitte, und bietet daher eine weitere natürliche Verkehrsstraße durch dieses herrliche Land. An seinen steil abfallen-

Cahu-heú-úe am Cuchibi.

den Ufern entlang wandernd, bemerkte Pinto in der Ferne eine Baumgruppe, die sich in prächtigen Linien von dem Hintergrunde abhob, und die er anfänglich für Palmen hielt; als er jedoch näher kam, sah er, daß es wunderhübsche Exemplare des Fetus arboreus waren. Sechs Tage später überschritt er die Wasserscheide zwischen dem Cuanza und

Cuito, verließ das Gebiet des Atlantischen Oceans definitiv und betrat zunächst das abflußlose südafrikanische Becken, welches im Ngami-See und den Salzpfannen nordöstlich desselben seine tiefsten Stellen besitzt. Hier sitzen zunächst die Luchaze, die sehr wenig Ackerbau treiben, dafür aber viel Wachs sammeln und Antilopen jagen. Sie fertigen vielerlei Geräthe aus Eisen, das im Lande selbst gefunden wird. Ueberraschend ist, daß sie zum Feueranmachen sich des Zunders, Stahles und Steines bedienen. Die Feuersteine werden von den Quibôcos oder Quiôcos eingeführt und für Wachs eingetauscht, während sie den Stahl selbst aus Schmiedeeisen herstellen, das in rothglühendem Zustande in kaltes Wasser geworfen und dadurch gehärtet wird. Der Zunder wird aus Baumwolle angefertigt, die mit den fein zerstoßenen Kernen der Steine einer Frucht vermischt wird, welche sie Micha nennen.

Ueberrascht war Pinto, in dem Lande dieser Luchazes zahlreiche Quiôcos (Kioko) anzutreffen, deren eigentliche Sitze bekanntlich weit nördlicher zwischen 9° und 11° südl. Br. sich befinden, wo sie Pogge, Lux, Schütt, Buchner und andere kennen gelernt und uns geschildert haben. Die beständige Auswanderung derselben und die Kolonisirung des Luchaze-Gebietes durch sie sind aber unbestrittene Thatsachen. Sie sind Reisende und kühne Jäger, welche Krankheit und Mangel an Wild zur Auswanderung getrieben hat. Zuerst durchzogen sie Lobar (Lovale) und ließen sich am rechten, südlichen Ufer des Lungo-e-ungo-Flusses nieder und, da sie dort niemand belästigte, kamen bald andere nach, und gegenwärtig ist die Auswanderung im vollen Zuge; sehr viele sind sogar noch über das Luchaze-Land hinaus nach Süden gezogen und haben sich am Cubango angesiedelt.

Das Land östlich des Cuito ist bergig oder richtiger hügelig, denn die relativen Höhenunterschiede sind nicht sehr bedeutend. Die „hohe Bergkette“ Cassara Caièra (5298 Fuß) erhebt sich nur 450 Fuß über das Thal an ihrem westlichen Fuße und erreicht noch nicht die Meereshöhe von Belmonte in Bihé. Oben auf dem kahlen Gipfel dehnt sich eine beträchtliche Hochebene aus, von welcher man eine prachtvolle Rundschau nach Norden über die Wasserscheide zwischen Cuanza, Zambesi und Cubango genießt.

Auf seinem noch immer in östlicher Richtung verlaufenden Marsche erreichte nun Pinto das Stromgebiet des Zambesi und zwar zunächst in unbewohnter und deshalb wildreicher Gegend die Quelle des Cuando, den er für den Oberlauf des Tschobe hält. Dieselbe ist ein ziemlich ausgedehnter Sumpf, unweit dessen Pinto sein Lager aufschlug; mitten in dieser Arbeit traf ihn ein heftiger Fieberanfall, in Folge dessen er volle drei Stunden in Ohnmacht lag. Als er wieder zu sich kam, konnte er kaum ein Lächeln über seine seltsame Situation unterdrücken. Er fand sich nämlich buchstäblich mit Amuletten bedeckt und seine ganze Brust war mit kleinen Antilopenhörnern, sämmtlich mit den kostbarsten Zaubermitteln gefüllt, wie besäet. Um den rechten Arm hatte man ihm ein Armband von Krokodilzähnen befestigt, während zwei ungeheuere Büffelhörner an hohen Stangen im Zelte aufgehängt waren. Seine Neger waren während des Fieberanfalles in größter Sorge um ihn bemüht gewesen und hatten im vollen Vertrauen auf die Wirksamkeit der Mittel alle diese Dinge über ihm angehäuft. Eine kräftige Dosis Chinin brachte ihm, als er erst wieder zum Einnehmen derselben im Stande war, bald Besserung, welche seine Begleiter jedoch zweifelsohne allein der Zauberkraft der Amulette zugeschrieben haben.

Früh am nächsten Morgen zeichnete er dann eine rohe Skizze des Sumpfes, beobachtete seine Position und baute in der Hütte, wo er seine Beobachtungen angestellt hatte, eine kleine Erhöhung aus Thon, in welche er eine sorgfältig eingewickelte Flasche Chinin sowie ein Blatt Papier verbarg, das auf der einen Seite ein Verzeichniß der Mitglieder der Geographischen Centralkommission, den König an der Spitze, auf der andern die Resultate seiner Beobachtungen für diesen Ort sowie das Datum enthielt. Dem Cuando folgte Pinto nur kurze Zeit, um alsbald über die Wasserscheide an die Quelle seines linken Nebenflusses Cubangui hinüberzusteigen. Die Flüsse jener Gegend haben die Eigenthümlichkeit, daß sie von der Quelle an von sumpfigen Stellen eingefaßt sind, die, zum Theil 30 bis 40 Yards breit, eine große Menge Wasser enthalten und an die Hauptströme abgeben, in Folge dessen dieselben, ohne irgend welche Nebenflüsse aufzunehmen, stets wenige Meilen von ihren unbedeutenden Quellen entfernt schon schiffbar sind.

Nachdem jener oben erwähnte unbewohnte Landstrich durchzogen war, nicht ohne mancherlei Beschwerden, Entbehrungen und Erkrankungen, gelangte man zu den Ambuellas, die am Cubangui und weiter südlich am Cuando sitzen und den Luchazes nahe verwandt sind. Dem südlich fließenden, großen, vielfach gewundenen Cubangui folgte Pinto bis etwa zum 14. Grade südl. Br., indem er selbst mit einigen Begleitern in seinem Kautschukboote den Strom hinabfuhr. Er lernte dabei eine höchst merkwürdige Antilopenart, Namens Quichôbo, kennen, welche nur schlecht laufen können, sich nie von den Flußufern entfernen und im Wasser schlafen; sie vermögen ebenso gut wie die Nilpferde zu tauchen, und stürzen sich bei dem leisesten Anzeichen von Gefahr ins Wasser. Sie sind leicht zu fangen und zu tödten, und werden deshalb von den Eingeborenen mit Erfolg gejagt, die nicht allein das prachtvolle Fell verwerthen, sondern auch das allerdings ziemlich schlechte Fleisch essen.

Als Pinto bei Cahu-heú-úe am Cuchibi, dessen Abbildung (S. 344) eine gute Vorstellung von der keineswegs interessanten Scenerie jener Gegenden giebt, lagerte, lernte er durch Zufall den Stamm der Mucassequeres, wahrscheinlich den nördlichsten Zweig der Hottentoten, kennen und besuchte ein Lager derselben, welches im Ganzen fünf Männer, sieben Weiber und fünf Kinder umschloß. Einige abwärts gebogene Baumzweige, zwischen denen einige andere hindurchgeflochten waren, bildeten ihr ganzes Schutzdach. Von Kochgeräthschaften war keine Spur zu bemerken. Ihre Nahrung bestand aus Wurzeln und kleinen Fleischstücken, welche an hölzernen Stäben rösteten. Salz ist ihnen gänzlich unbekannt. Sowohl Männer als Weiber bedeckten mit kleinen Affenfellen kaum ihre Blöße, ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Pinto war erstaunt über ihre außerordentliche Häßlichkeit: die Augen waren klein und standen nicht in gerader Linie, die Backenknochen waren weit auseinander und hervorstehend, die Nase lag platt im Gesicht und die Nasenlöcher hatten eine unverhältnißmäßige Größe. Das Haar war kraus und wollig und wuchs an einzelnen Stellen, am dichtesten aber oben auf dem Kopfe. Einige Streifen von irgend einem Thierfell waren um Handgelenke und Aenkel geschlungen und bildeten ihren ganzen Schmuck, dienten jedoch wohl mehr als Amulette, als zur Zierde des Körpers.

Das ist, was Pinto selbst gesehen hat; später brachte er noch Einiges über sie in Erfahrung. Die Mucassequeres bewohnen mit den Ambuellas zusammen das Land zwischen dem Cubango und dem Cuando, indem letztere an den Flüssen, erstere im Walde leben. Von diesen beiden Stämmen kann man die Ambuellas Barbaren, die Mucassequeres wirkliche Wilde nennen. Beide Völker haben nur wenige Beziehungen zu einander, befehden sich andererseits aber auch nur selten. Werden die Mucassequeres vom Hunger gedrängt,

so begeben sie sich zu den Ambuellas, um von ihnen Lebensmittel gegen Elfenbein und Wachs einzutauschen. Jeder einzelne Stamm der Mucassequeres scheint unabhängig zu sein; ein gemeinsames Oberhaupt besitzen sie nicht. Dagegen bekämpfen sie sich unter einander, um die dabei gemachten Gefangenen als Sklaven an die Ambuellas zu verkaufen, welche dieselben später an die Bihé-Karawanen abgeben. Den Erdboden bearbeiten sie nie; Wurzeln, Honig und die Jagdbeute bilden ihre einzige Nahrung, und alle Stämme thun deshalb weiter nichts, als diese Gegenstände herbeizuschaffen. Selten schlafen sie dort, wo sie schon in der vorhergehenden Nacht gelagert haben. Den Pfeil, ihre einzige Waffe, gebrauchen sie so geschickt, daß ihnen selten ein Thier entgeht, welches sie aufgespürt haben. Oft fällt ihnen sogar ein Elephant zur Beute, dessen verwundbare Stellen sie genau zu treffen wissen.

In demselben Cahu-heú-úe kam Pinto's Tugend in große Gefahr; die Ambuellas kommen nämlich beim Eintreffen von Karawanen in ganzen Schaaren ins Lager, um zu singen und zu tanzen. Wenn es dann Nacht wird, entfernen sich die Männer und lassen ihre Frauen und Mädchen zurück, da bei ihnen die gastfreie Sitte herrscht, dem fremden Wanderer wenigstens auf einige Stunden weibliche Gesellschaft zu bieten. Am nächsten Morgen schleicht sich der Besuch bei Tagesanbruch fort, um gewöhnlich bald wiederzukehren und dem Gatten der letzten Nacht Geschenke zu bringen. Wie sich Pinto gegen die zwei Häuptlingstöchter, die häßliche und stolze Opudo und die anmuthige Capéu, zu wehren hatte, diese lächerliche Episode lese man an Ort und Stelle selbst nach.

Auch sonst fällt der Reisende über die Ambuellas, die ihn doch vortrefflich aufnahmen, ein hartes Urtheil: „Vergeblich bemühte ich mich in diesem Lande aus der Seele des Negers etwas anderes herauszulesen als unfläthigste Gier, sinnlichste Begierde, Feigheit in Gegenwart des Starken, Tyrannei gegenüber dem Schwachen.“ Viehzucht treibt dieser Stamm trotz seines vorzüglich dafür geeigneten Landes gar nicht, aber er ist der bedeutendste und erfolgreichste Ackerbauer, dem der überaus fruchtbare Boden eine überreichliche Ernte an Bohnen, Kürbissen, süßen Kartoffeln, Erdnüssen, Ricinus, Baumwolle und namentlich Mais gewährt.

Aus dem Berglande stieg er nun nach Osten hinab in die ausgedehnte Nhengo-Ebene, welche sich im Osten bis an den Zambesi, im Süden bis an den Zusammenfluß desselben mit dem Cuando erstreckt und nur noch 3320 Fuß (so die Karte; der Text giebt 3900 Fuß) über dem Meere liegt. Der Boden derselben ist anscheinend trocken, in Wirklichkeit aber nicht viel besser als ein Schwamm, der jedem Druck langsam aber stetig nachgiebt und das Wasser ausläßt, welches die durch jenen hervorgebrachten Vertiefungen anfüllt. Legte sich Pinto des Nachts hin, so war sein aus dürren, mit Fellen bedeckten Blättern hergestelltes Lager trocken genug; bald nachher wachte er aber regelmäßig in einem Sumpfe auf. Alle Stämme, welche auf dieser Ebene leben, gehören der Ganguella-Race an, sind aber von den Luinas oder Barôzes mit Gewalt unterworfen worden; übrigens sind sie ein elender, wenig zugänglicher Menschenschlag. Bei den Luinas dagegen, großen und kräftigen Leuten, begannen wieder gute Tage für die durch Hunger und Strapazen schwer mitgenommene Karawane. Geflügel und allerlei Vegetabilien strömten im Ueberflusse in ihr Lager, und der König des Landes sandte dem Reisenden Tabak und Salz, die dort nicht ohne seine besondere Erlaubniß verkauft werden dürfen, sowie sechs Ochsen, welche gewaltige Freude erregten. Am 24. August Vormittags $10\frac{1}{2}$ Uhr erreichten sie endlich die Ufer des Zambesi, den Pinto mit Enthusiasmus begrüßte. Eine Gruppe Nilpferde steckte in einer Entfernung von 90 Fuß die ungeheuern Schnauzen aus dem Wasser; zwei derselben mußten die Unklugheit mit dem Tode büßen. Das gleiche Schicksal hatte ein riesiges Krokodil, welches sich auf einer nahen Insel sonnte. Um Mittag wurde die Karawane auf das andere Ufer übergesetzt, mußte, ostwärts marschirend, noch einen zweiten Arm des Flusses durchwaten und über einen See setzen und erreichte um fünf Uhr Abends die große Hauptstadt des Barôze oder Königreiches Lui, Lialui, wo der König ein vollständiges Programm für den Empfang des Weißen aufgestellt hatte.

Damit schließt der erste Band des bedeutsamen Werkes; auf den zweiten, welcher der ungleich interessantere ist, hoffen wir nächstens näher eingehen zu können.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

Va.

Japan, Korea, Nordmandschurei und Amur-Gebiet.

Die Spannung der politischen Beziehungen zwischen Japan und China, welche seit Herbst 1878 in Folge der Annexion der Liukiu-Inseln durch Japan und des energischen Vordringens dieser Macht in das früher fast ausschließlich chinesische Handelsgebiet von Korea gefährlich zu werden drohte, dann aber zum Theil unter Vermittelung der europäischen Vertreter und vorzüglich des 1879 persönlich in China und Japan anwesenden Expräsidenten der Vereinigten Staaten, U. S. Grant, auf friedliche Wege geleitet wurde, hat die naturgemäße Fortentwickelung der wirthschaftlichen Beziehungen beider nicht stören können. Nach den Ausweisen der chinesischen Zollverwaltung sind 1879 in den dem Verkehr mit dem Ausland geöffneten Häfen für 3,4 Mill. Haikuan Taels (à 5 Mk. 68 Pf.) Waaren aus Japan eingeführt und aus denselben für 2,2 Mill. nach Japan ausgeführt worden, so daß Japan hinter England, Hongkong, Ostindien und Nordamerika heute die fünfte Stelle unter den mit China handeltreibenden Völkern einnimmt. In demselben Jahre verkehrten 157 japanische Schiffe mit 138,000 Tonnen in chinesischen Häfen, während in den japanischen 3 chinesische mit 2160 Tonnen verkehrten. In den chinesischen Vertragshäfen gab es 1878 9 japanische Firmen mit 81 Köpfen, während über die sonstige japanische Bevölkerung in China keine Zählung

vorliegt. Die für unsere Zwecke wichtigere Zahl der Chinesen in Japan hat die Zählung von 1877 geringer erscheinen lassen, als man nach so manchen Schilderungen über die große Bedeutung des chinesischen Elementes in der japanischen Bevölkerung erwarten durfte. Es gab nämlich diese Zählung die Zahl von 2110 Chinesen in den offenen Häfen an. Ueber die der etwa anderweit im Lande Anwesenden fehlen alle nähere Angaben. Es scheint diese Zahl, wenn wir auch annehmen, daß sie etwas zu klein sei — es gehört zu den Eigenheiten der Chinesen im Ausland sich den Zählungen zu entziehen —, als nicht sehr bedeutend, aber es ist eine wachsende Zahl. Die Chinesen sind als Handelsleute in Japan seit der Oeffnung des Landes für den fremden Handel auf allen Punkten nur vorgeschritten und eine rasch zunehmende Masse kleiner Leute, hauptsächlich Trödler und Tagarbeiter, hat sich an die Fersen der einflußreichen Großhändler geheftet. Eine große Anzahl armer Auswanderer aus den Nordprovinzen suchte in der Hungerzeit von 1878 und 1879 in Yokohama und anderen japanischen Hafenplätzen Schutz vor der Hungersnoth. Starkes Zeugniß für den reger werdenden Verkehr der beiden Länder legt auch die Thatsache ab, daß seit 1877 die Chinese Merchants Steamship Cy. einen Dampfer zwischen Schanghai und den japanischen Häfen laufen läßt in Konkurrenz mit der japanischen Regierungslinie der Mitschu-Bischi-Gesellschaft; ebenso die andere charakteristische Thatsache, daß der japanische General-Postmeister in demselben Jahre eine Anzahl von Postanstalten an chinesischen Hafenplätzen errichtete, „um den Verkehr der Bevölkerungen von Japan und China zu erleichtern und zugleich um den in China wohnenden Fremden die Vortheile einer organisirten Post zu verschaffen, bis die Regierung von China die Einrichtung einer solchen selbst in die Hand genommen haben wird.“ Das stolze Gefühl der Japaner, die ostasiatische Kulturmacht zu sein, welche selbst das große, aber alte und langsame China mit sich fortreißen muß, ein Gefühl, das wesentlich zur Verfeindung der beiden so sehr aufeinander angewiesenen Mächte beigetragen hat, könnte sich wohl nicht leicht in irgend einer amtlichen Kundgebung naiver aussprechen. Auch in Korea, das man sonst in China zu den Tributärstaaten zu zählen liebte (s. u.), haben die Japanesen seit December 1876 ein Postamt (in Fusan) errichtet, dessen Vorstand der japanische Konsular-Agent ist. Daß sie dabei die Chinesen doch keineswegs unterschätzen, beweist die Berufung eines eigenen Professors für chinesische Sprache, des gelehrten Tscho-ji-ho aus Peking, auf einen neugegründeten Lehrstuhl in Tokio. Mit derselben Thatkraft haben die Japaner die das Konsularwesen betreffende Klausel des Vertrages von 1873 ausgenutzt und in allen wichtigeren offenen Häfen des Nachbarreiches ihre Konsuln angestellt. Die japanischen Kaufleute sind freilich diesen Schritten nicht eben so rasch gefolgt und ist noch heute, wie wir gesehen, die Zahl japanischer Häuser in China unbedeutend. Dagegen ist der Handel der chinesischen Häuser in Japan in beständigem Wachsen. In Hiogo ist seit 1877 der ganze Raum der früheren niederländischen Faktorei von chinesischen Händlern eingenommen und hat sich hier nicht bloß eine bedeutende Reisausfuhr nach China während der Hungersnoth entwickelt, sondern auch eine erhebliche Ausfuhr von Weizen, diesem erst seit Kurzem in japanischen Ausfuhrlisten vorkommenden Artikel, nach südchinesischen Häfen. 1878 wurden von hier 165 000 Pikuls Reis nach China versandt. Nagasaki, welches noch von der Zeit her, wo es der einzige offene Hafen für Chinesen in Japan war, eine starke chinesische Kolonie besitzt, führt nach China hauptsächlich Kampher und Wachs aus, in neuerer Zeit auch Thee (nach Nordchina). In Yokohama ist die Bedeutung der Chinesen als selbständiger Kaufleute weniger groß, aber sie nehmen hier als Makler (Compradores) eine so hervorragende und nicht immer nützliche Stellung ein, daß 1878 eine große Zahl japanischer Kaufleute sich verpflichtete, keinen von denselben mehr zu beschäftigen. Natürlich war die Maßregel nicht durchzuführen. Diese Kolonie soll die reichste sein. Die Ankunft der chinesischen Gesandtschaft in Yokohama, an deren Spitze die Excellenzen Ho und Tschang standen, im December 1877, gab den Chinesen von Yokohama Gelegenheit, sich bei einem Feste, das sie jenen in ihrem Tempel gab, in ihrem ganzen Reichthum zu zeigen.

Doch ist offenbar nur ein kleiner Theil der chinesischen Gesellschaft in Japan auf solcher Höhe; es fehlt im Gegentheil hier ebensowenig wie in Singapur oder San Francisco trotz der geringern Gesammtzahl an einer verhältnißmäßig großen Zahl dunkler Existenzen, auf welche der viel zahmere, mildere Japaner mit selbstgefälligem Entsetzen schaut. Piraten, Hasardspieler und Buhlerinnen setzen für den gutgesinnten Japaner einen erklecklichen Theil der Chinesen zusammen, die an seine Küsten kommen. Thatsächlich macht in Japan wie anderwärts diese halb niedrige halb verwegene Gesellschaft der Polizei viel zu schaffen. Letztere hat ein aufmerksames Auge auf die Spielhöllen, welche das japanische Gesetz nicht duldet. In der Regel sind sie chinesisch. Bei den Japanesen gilt es als sicher, daß die Chinesen ihr in Südchina in so hoher Blüthe stehendes Gewerbe der Menschenfängerei auch auf Japanesen ausdehnen, und in Kobe mußte vor einigen Jahren mühsam ein Ausbruch der Volkswuth gegen wirkliche oder angebliche chinesische Menschenfänger unterdrückt werden. In Yokohama drohte ganz wie in San Francisco das enge schmutzige Chinesenviertel ein Schmutzfleck im Gesicht der Stadt und ein Herd ansteckender Krankheiten zu werden. Dasselbe ist 1877 mit großen Kosten Seitens der japanischen Behörden in denjenigen sanitären Zustand versetzt worden, welcher möglich war ohne sie zu zerstören und neu aufzubauen. Alles Gründe für den Japaner, sich als den „höhern Menschen“ gegenüber seinem chinesischen Nachbar zu fühlen.

Die politischen Beziehungen zwischen Japan und China sind, wie oben angedeutet, seit mehreren Jahren nicht befriedigend gewesen, und wird es wohl auch lange dauern, bis dieselben sich wieder bis zu jenem Grade erwärmen, welchen 1873 der in die Oeffentlichkeit gelangte Entwurf eines Freundschafts- und Handelsvertrages erkennen ließ. Aus ihm sprach entschieden etwas wie ein Gefühl ostasiatischer Solidarität. Damals schienen beide den an und zwischen sie sich drängenden westlichen Großmächten gegenüber eine wechselseitige Stütze in einem festen Zusammenschluß suchen zu wollen. Darauf wurde auch die Thatsache gedeutet, daß bei der ersten und dementsprechend besonders bedeutungsvollen Audienz, welche 1873 die fremden Vertreter zu Peking der chinesischen Regierung abrangen, der japanische Gesandte den Vortritt erhielt. Aber schon 1874 brachte die formosanische Angelegenheit eine starke Trübung in diese Beziehungen und scheint bei China einen Verdacht gegen japanische Herrschgelüste wachgerufen zu haben, welcher noch immer nicht ganz beseitigt sein dürfte. Indessen hat Japan sich inmitten der kriegerischen Atmosphäre, welche die chinesisch-russischen Verwickelungen seit Ende 1879 über Ostasien ausbreiteten, einer klugen Zurückhaltung befleißigt, welche zu ausgeprägt war, um nicht aufzufallen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß von keiner Seite der Verdacht ausgesprochen ward, es werde sich der aufstrebende Inselstaat die Verlegenheiten Chinas zu Nutzen machen wollen, und der Freund ruhiger Einbürgerung der Kultur in den ost-

asiatischen Ländern kann nur wünschen, daß aus dieser Haltung neues Vertrauen zwischen jenen beiden so sehr auf einander angewiesenen Großmächten erwachse. In Japan herrscht aber ein gefährlicher Stolz auf die größere Gewandtheit und Raschheit in der Aneignung der westlichen Kultur, ein Gefühl von Ueberlegenheit besonders auch in militärischer Beziehung, welche zu irgend einer Zeit dem Frieden verderblich werden könnten, wenn nicht die Erwägung der gewaltigen Hülfsquellen Chinas noch zu guter Zeit abkühlend dazwischen tritt. China geht sehr langsam vor, es ist wahr, aber es erspart sich damit große Verluste an moralischem Ansehen der Regierung beim eigenen Volk und an Geld. Jedenfalls hat sich Japan bereits in ausgiebigerm Maße als China mit der bedenklichen Kulturerrungenschaft des aufs Aeußerste angespannten Kredits eingelassen und laborirt schon heute an einer Entwerthung der Valuta, welche dereinst seinen siegreichen Fortschritten auf der Bahn der modernsten Kultur einen schwereren Hemmschuh anlegen dürfte, als sogar China im Konservativismus seiner herrschenden Klassen besitzt. Auch sind ruhig urtheilende Beobachter dieser beiden merkwürdigen Völker keineswegs tief überzeugt von der Dauer des Vorsprunges, welchen die Japaner heute zweifellos vor den Chinesen haben; die größere Langsamkeit, Derbheit, Nachhaltigkeit der Chinesen, welche freilich einstweilen mit viel Rohheit und Grausamkeit verknüpft ist, macht auf sie einen zuverlässigern Eindruck, als die flackernde Hast, mit welcher Japan vorwärts strebt. Man hat von ärztlicher Seite (vergl. A. Wernich, Geographisch-medicinische Studien 1878) sogar die Konstitution der letzteren als minder resistent und als unfähig bezeichnet, die Ausgabe dieses raschen Wechsels aller Lebensverhältnisse lange zu ertragen. Auch ist das unzweifelhafte Handelstalent der Chinesen wohl zu beherzigen, welches unter anderen das deutsche Handelsarchiv (1879, I) in einem Bericht über den auswärtigen Handel Japans sehr richtig betont: „In China besitzt Japan einen gefährlichen Konkurrenten, der, wenn er größere Regsamkeit entwickelt, durch die kaufmännische Geschicklichkeit und gediegene Intelligenz seiner Bewohner seine ungemein großen natürlichen Hülfsquellen zur Entwickelung bringen wird."

Die Liukiu-Inseln sind seit 1879 als Theil des japanischen Reiches zu betrachten, und hat sich dieses damit einen nicht unerheblichen Zuwachs an Bevölkerung verschafft, welche theilweise echt chinesisch ist. Außerdem sind diese Inseln durch ihre Lage, welche den Eingang in das Gelbe Meer beherrscht, von großer strategischer Wichtigkeit und würden vorkommenden Falls auch eine Wiederholung der 1874 versuchten Besetzung Formosas von Seite Japans bedeutend erleichtern. Die unbegreifliche Doppelstellung dieser Inseln mußte endlich einmal nach einer oder der andern Seite klargemacht werden. Die meisten Geographen haben die Liukiu-Inseln zu Japan gestellt, wiewohl nicht ohne Zweifel zu hegen an der vollständigen Zugehörigkeit dieser zu jenem. Dieser Zweifel ist bis heute noch nicht ganz gehoben. Schon Engelbert Kämpfer, dem man die ersten ausführlichen Nachrichten über Land und Leute dieses Archipels verdankt, berichtet, daß die Liukiu-Insulaner sowohl an China wie an Japan Tribut zahlten, und daß sie auf der einen Seite den Kaiser in Peking nicht als ihr Oberhaupt anerkennen wollten, während sie auf der andern den Japanesen als Freund erschienen und in handelspolitischer Beziehung von diesen den Chinesen gleichgestellt wurden. Doch hatte der japanische Fürst von Satzuma wenige Jahre, ehe Kämpfer sein Werk schrieb (nach v. Siebold schon im Jahre 1609), die Inseln unter seine Botmäßigkeit gebracht. Dieses Problem ostasiatischen Staatsrechtes wurde von praktischer Bedeutung, als die Westvölker sich Anfangs der 50er Jahre Japan zu nähern versuchten. Der nordamerikanische Admiral Perry, welcher sie 1854 mehrmals besuchte und am 11. Juli dieses Jahres einen Vertrag mit dem „Prince Regent of Loochoo" abschloß, in welchem weder der chinesischen noch der japanischen Oberherrschaft gedacht ward, schrieb an seine Regierung die bezeichnenden Worte, die Liukiu-Inseln könnten als „ein in gewissem Sinn unabhängiger Staat bezeichnet werden, der nur in geringem Grade eine Abhängigkeit von Japan oder China anerkenne, aber eher noch von dem letztern als dem erstern" (Documents U. S. Senate. XXXIII Congreß, Nr. 34, wo in den Depeschen Perry's noch einige andere interessante Definitionen der staatsrechtlichen Stellung der Liukiu-Inseln sich finden, in welchen die Abhängigkeit von Japan mehrmals klar ausgesprochen wird). Die seitdem häufiger gewordenen Besuche dieser Inseln haben immer mehr erkennen lassen, daß höchst wahrscheinlich das Gros der Bevölkerung japanisch ist, während die höheren Stände vorwiegend aus Chinesen bestehen, deren Vorfahren theilweise wohl schon reich und gebildet im 17. Jahrhundert als Flüchtlinge vor der Mandschu-Invasion hier (wie auf Formosa) einwanderten und daher sehr bald einen gewissen Einfluß auf die Geschicke der Insel gewannen. Durch sie wurde das Chinesische zur Sprache der besseren Klassen und sie auch waren es wohl, welche Verbindungen mit China und der chinesischen Regierung unterhielten, aus welchen mit der Zeit eine Art Abhängigkeitsverhältniß der Inseln gegenüber China gefolgert wurde. Nach Friedrich Müller gehört der Liukiu-Dialekt ursprünglich der japanischen Sprache an, ist aber stark mit chinesischen Wörtern versetzt, und nicht unzutreffend war daher die Erklärung des Bischofs von Hongkong gegenüber Perry, daß „die Liukiu-Inseln von Japan aus bevölkert worden seien, daß sie aber China ihre Halbkultur und Literatur verdanken."

Nachdem allem Anschein nach die schwierige Frage lange Zeit von beiden Seiten her in der Schwebe gelassen worden, begann Japan Ende 1878 sehr entschiedene Schritte zu thun, um dieselbe in seinem Sinne endlich zu lösen. Wir wissen nicht, worin sie zunächst bestanden, doch ist es gewiß, daß schon im Januar 1879 die Insulaner in Aufregung geriethen und daß „die Edeln und Beamten", also wohl die chinesische Partei, sich in Versammlungen über die Haltung besprach, welche man Japan gegenüber einnehmen solle. Nachdem die japanischen Blätter schon vorher den Plan ihrer Regierung dahin näher bezeichnet hatten, daß die Abschaffung des Königthums, der Eintritt der Herrscherfamilie in die Reihe des hohen japanischen Adels und die Zusammenfassung der Inseln zu einer japanischen Provinz in Aussicht genommen sei, begab sich am 25. März der erste Sekretär des japanischen Inland-Amtes mit einem Truppenkörper nach Napa, um diese Umwandelung vorzunehmen, und am 10. April folgte ihm ein anderer, der als Vorstand des neuen (36.) Bezirkes oder Ken seinen Sitz in Napa auf der Hauptinsel der Gruppe nahm. Gleichzeitig wurde japanische Polizeimannschaft, sogar Kupfer- und Papiergeld (!) dahin gesandt, während nach den Miakosima-Inseln einige Beamte des Bergamtes gingen, um die dort von Japanesen neu aufgeschlossenen Bergwerke näher kennen zu lernen. Der „König der Liukiu-Inseln" aber kam Ende April 1879 in Tokio an, um dort gleich den übrigen mediatisirten Provinzialfürsten unter den Augen der Regierung ein müssiges Leben zu führen.

Was China anbetrifft, so empfand es dieses rasche Vorgehen Japans, welches es glauben mochte durch die sehr friedfertige Beseitigung der formosanischen Schwierig-

keit beruhigt zu haben, als eine starke Kränkung. Längere Zeit war, wie wir schon erwähnten, der chinesische Gesandte von Tokio abwesend, während der japanische von Peking nach Schanghai gegangen war, um dort den Befehl zur Abreise abzuwarten. Es kam glücklicherweise nicht zum Aeußersten, was, wie erwähnt, vorzüglich der Intervention des 1879 in China und Japan reisenden Expräsidenten der Vereinigten Staaten, U. S. Grant, zu danken sein soll. Indessen haben sich die Japaner ruhig auf den Liukiu-Inseln eingerichtet, und China scheint dies einstige Kolonialgebiet endgültig verloren geben zu müssen.

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

III.

Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht in Vegetabilien, Brodfrüchten, Bananen, Kokosnußkern mit Yams vermischt, und Taro (die Wurzel des arum esculentum) verstehen sie wie andere Früchte u. dergl. mit einem gewissen Geschick zuzubereiten. Die Frucht des Brodfruchtbaumes wird geschält, dann geröstet oder gekocht, in Scheiben geschnitten und schmeckt ähnlich frischem Weizenbrot. Eine größere Anzahl von Früchten wird schon vor der völligen Reife abgenommen, ihrer Hülle entledigt und in eine mit Steinen ausgepflasterte Grube gelegt, um nun durch übergedeckte mit Steinen beschwerte Blätterlagen in Gährung gebracht zu werden. Aus diesem Vorrath wird während der magern Zeit je nach Bedarf eine Handvoll genommen, zwischen zwei Blätter gelegt und zwischen zwei Steinen gebacken. Ein aus Yams und Kokosnußkern hergestellter Kuchen wird wie folgt zubereitet. Zuerst wird der in Blätter gehüllte Brei etwas geröstet, dann die eine Seite gereinigt, auf eine hölzerne Platte gelegt, nun die Blätter der andern Seite entfernt und die Platte von einem Manne zwischen die Knie genommen, um den Teig mittels eines ungefähr 2 Fuß langen Stößels in eine gallertartige Masse zu verwandeln. Eine andere Schale enthält Kokosnußmilch. Die Theilnehmer der Mahlzeit lagern oder hocken inzwischen nieder, jeder ergreift ein großes Stück des Teiges, taucht es in die Milch und verzehrt es mit Wohlbehagen. Die gewöhnlichste Methode die Speisen zu rösten ist folgende. An der Flamme werden Steine heiß gemacht, auf diese die zu bereitende Nahrung gelegt, und diese dann mit anderen heißen Platten bedeckt. Von Thieren werden Schweine, Hühner, Ratten, Schildkröten, Fische, Krabben, Schalthiere und Muscheln, hier und da auch als besondere Delikatesse die Larve eines Borkkäfers gegessen.

Die Art und Weise der Feuergewinnung ist die unter den Papuanen vielfach geübte. Von einem Stück weichen trockenen Holzes, das zwischen den Beinen festgehalten wird, schabt man mittels eines harten zugespitzten Stabes etwas Reibspahn, reibt dann kräftiger, bis der Zunder zu glimmen beginnt, und nährt die Flamme mit trockenem Gras 2c. Die ganze Procedur nimmt etwa 2 bis 3 Minuten in Anspruch.

Als gewöhnliches Getränk dient der Saft der Kokosnuß. Der Eingeborene findet stets mit erstaunlicher Sicherheit die geeigneten Nüsse, klettert am Stamm empor, bricht die Nuß, löst die grüne Hülle mit den Zähnen, öffnet den Kern, ihn hoch über dem Kopfe haltend, und trinkt oder gießt vielmehr die Milch in seinen Mund. Ein Berühren der Nuß mit dem Munde gilt als unanständig. Auf Guadalcanar, Neu-Georgien und anderen wird auch eine Art Palmenwein fabricirt, indem man der unentfalteten Blüthe durch Einschnitte den Saft abzapft. Frisch abgezogen ist er kühlend, labend und heilsam, nach kurzer Zeit gährt er und wirkt berauschend. Der Gebrauch des Kawa-Trinkens (aus piper metysticum) ist von den Salomos wenig bekannt, auf Uji und Bauro wurden jedoch bei größeren Festen Kawa-Bowlen bereit gesetzt, die reich mit Perlmutter eingelegt waren. Betel wird allenthalben viel gekaut, auch wo der Tabak durch die Weißen bekannt geworden ist.

Die Anthropophagie steht auf den Salomos noch in schönster Blüthe, allgemein üblich ist es, die Kriegsgefangenen zu verzehren. Auf Ysabel wird ein im Kampfe getödteter Feind unter Jubelgeheul auf den Versammlungsplatz getragen. Alt und Jung giebt sich die ganze Nacht der Freude hin. Ist der Körper hergerichtet, öffnet man zuerst den Schädel, die Häuptlinge, die nach des Volkes Meinung den besten Geschmack haben, tauchen Bananen in das Hirn und verzehren es roh. Nun kommen die Schenkel dran, dann die Hände und zuletzt die Lenden. Bei jedem Gliede, was fällt, wird von den Häuptlingen eine eintönige religiöse Strophe gesungen. Die Geschlechtstheile, sowie das Herz, werden in Bananenblätter gewickelt, gebraten, und dem obersten Häuptling als köstlichste Gabe gebracht. Dem Volke, das rings umher im Kreise lagert, wird nun der Rest zugewiesen, der mit wilder Gier verschlungen wird. Als Kapitän Cheyne 1844 auf der Insel Simbo (Eddystone) war, brachten die Bewohner eines Tages von einem Streifzuge 93 noch blutende Köpfe von Männern, Weibern und Kindern heim, die vor dem Kriegs-Kanoehaus aufgehängt wurden, während die Körper theilweise verspeist waren. 1872 fand Kapitän Simpson, J. M. S. „Blanche", auf Ysabel in einem Dorfe am Hause eines Häuptlings 25 Köpfe von Feinden angenagelt, die vor drei Wochen hinterrücks getödtet und verspeist worden waren. Kapitän Edwin Redlich vom Schooner „Franz" ankerte 1873 in der Makira-Bai der Insel San Christoval und ging mit einem dort wohnenden Engländer, Perry, ans Land. „Beim Verlassen der Bai begegneten wir verschiedenen großen Kanoes, und an eines derselben heranrudernd fanden wir, daß in demselben ein gekochter oder zugerichteter Leichnam lag. Perry erklärte die Sache als etwas Alltägliches und bemerkte, er habe mindestens zwanzig Körper in diesem Zustande gleichzeitig am Strande gesehen, welche der Verspeisung harrten. An Bord des Kriegskanoes waren zwei Gefangene, ein Knabe und ein Mädchen von etwa 14 Jahren. In der Absicht ihr Leben zu retten erbot ich mich sie zu kaufen; doch konnte ich bieten, was ich wollte, die Eingeborenen gingen nicht darauf ein. Wir hörten später, daß die Schwarzen nach Makiro gingen,

die Hälfte des Körpers dort verkauften und das übrige einem andern Stamm; auch ihre beiden Gefangenen verkauften sie. Wir kamen bald nachher an zwei Häuser, in denen eine große Zahl Schädel von Leuten aufbewahrt wurden, die sie gefressen hatten.“ (Ocean Highways, December 1873.) Beispiele dieser bestialischen Gewohnheit aus jüngster Zeit sind bereits erwähnt.

Von Kleidung ist fast keine Rede, wie ja bei allen Naturvölkern in warmen Ländern mehr der Wunsch sich zu schmücken empfunden wird, als das Bedürfniß sich zu bekleiden. Das männliche Geschlecht trägt fast überall einen Gürtel um den Leib, den sogenannten „lavalava“. Häufig ist dieser sehr sauber aus Bast geflochten oder mit aus kleinen Muscheln geschliffenen Ringen besetzt. Von der Mitte hängen hier und da Blätter oder Zeugstückchen herab, die Scham zu bedecken. Zuweilen muß ein schmales geflochtenes Bastband denselben Dienst leisten. Während man auf den Hebriden und anderen Orten den Penis in eine Hülle von Bast, Muscheln und dergleichen steckt, bedeckt man auf den Salomos nur die Eichel durch ein langes, röhrenförmig gedrehtes, herabhängendes Blatt; auf Buka und einigen der nördlichen Inseln wird dagegen die Vorhaut mit einigen Faden zusammengebunden. Häufig ist das Glied tatuirt. Durch dieses Bedecken soll dieser Theil profanen Blicken entzogen werden; er ist gewissermaßen „tabu“. Die Mädchen laufen bis zum zehnten Jahre, hier und da noch länger, nackt umher, tragen dann einen an einer Schnur befestigten Blätterbüschel vor der Scham und nach ihrer Verheirathung einen fast bis zu den Knien reichenden Schurz. Auf Sikiyana jedoch sind Kalikohosen, Hemden ohne Aermel allgemein Gebrauch, wie auch hier ein Webstuhl verwandt wird, der den Eingeborenen von Walfängern gebracht ist. (Solche eigener Erfindung, wie z. B. auf Ponape, kennt man von den Salomos nicht.)

Das Haar wird auf einigen Inseln kurz geschoren, auf anderen in Zöpfe geflochten, die mit Gummi zusammengeklebt, und oft roth, schwarz, gelb oder weiß gefärbt werden, stets aber mit Federn, Blumen, Muscheln, aus Bambus gearbeitete, durch geschmackvolle Flechtmuster verzierte Kämme geschmückt sind. Weiße Papageienfedern, die ganz oben auf dem Scheitel stehen, sind sehr geschätzt, sie sind ein Ehrenzeichen. Je mehr Leute der Eingeborene getödtet hat, desto mehr Federn darf er tragen. Auf Malayta wird dicht am Ohr ein Büschel rothgefärbter Baststreifen befestigt. Das Körperhaar wird überall sorgfältig ausgerissen; zur Verschönerung werden Gesicht und Körper, besonders bei kriegerischen Unternehmungen, mit weißen, rothen und schwarzen Streifen bemalt. Auf Ysabel ziehen die Männer einen weißen Strich von den Augenbrauen zur Schläfe, die Weiber außerdem noch über Backen und Brust. Nebenher wird der ganze Körper noch mit Kokosöl gesalbt. Die Zähne sind durch häufiges Betelkauen vorwiegend schwarz gefärbt, was einen keineswegs vortheilhaften Eindruck macht. Tatuirung, und zwar die sogenannte Narbentatuirung, ist nur auf Bougainville, Ysabel und den südlichen Inseln beobachtet worden, beim Manne auf der linken Brust, an den Armen, vor der Stirn, oder auch vom Rücken über die Schultern bis zur Brust. Auf San Christoval und Malayta soll keinerlei Tatuirung vorkommen. Auf Sikiyana werden die Oberarme vom Ellenbogen bis zur Achsel sowie die Beine allgemein tatuirt und zwar ganz wie in Polynesien üblich; das Gesicht verzieren die Frauen durch Querschnitte. Während der Mann das Zeichen vorn trägt, das ihm eine gewisse göttliche Weihe verleiht, hat das Weib diesen Schmuck auf dem Rücken, weil dieser besonders geheiligt sein muß, da sie die Sachen der Männer, die ja höher, heiliger, als sie sind, auf ihm trägt. Der sonstige Schmuck, mit dem der Eingeborene sich ziert, ist bis in die geringsten Kleinigkeiten außergewöhnlich schön gearbeitet. Auf keiner der übrigen Inseln des südlichen Stillen Oceans findet sich eine so geschmackvolle Farben- und Musterzusammenstellung, wie gerade auf den Salomo, die Muschelarbeiten, Flechtereien sind theilweise bewunderungswürdig und machen so zu sagen durch ihre Technik die Heimath jeden Stückes leicht erkennbar. Die Nase ist fast stets durchbohrt, oft so, daß der Nasenknorpel bis zur Oberlippe ausgedehnt ist. Spitze Muschelstückchen, Krebsscheeren, hübsch polirte Ornamente, Ringe von Schildpatt und Perlmutter ꝛc. zieren dieselbe; oft benutzt man die Oeffnung auch zum Aufbewahren des in ein Blatt gerollten Tabaks. Ein namentlich auf Simbo, Ulakua, Choiseul und Guadalcanar beliebter Schmuck sind geflochtene Stirnbänder mit daran befestigten großen weißen Muscheln, oder auch solche von Zähnen von Meerschweinen und Hunden. Als Zierde und gewissermaßen als Schutz dient eine runde durch ein Band an der Stirn befestigte Rosette von gelben und rothen Kakadu- und Papageienfedern sauber geflochten und häufig noch mit Muscheln geschmückt. Oft besteht dieselbe auch aus einem dünnen geschliffenen Stück der Tridacna gigas, auf dem ein durchbrochen gearbeitetes Stück Schildpatt angebracht ist. Muster, Formen und Material dieses eigenartigen Schmuckes sind sehr zahlreich, alles jedoch mit großer Sorgfalt hergestellt. Hier und da bedeckt der Krieger den Kopf noch mit einem mächtigen Federbusch, oder mit einer Art Kamm aus getrocknetem rothgefärbten Gras hergestellt. Von den Ohrzierrathen ist der bemerkenswertheste, ein rundes Stück harten Holzes, im Ohrläppchen angebracht. Um allmälig zu diesem orginellen Schmuck zu kommen, wird ein Schlitz in das Läppchen gemacht, einige Stückchen Holz, Muscheln ꝛc. daran gehängt, bis sich die Oeffnung so erweitert, um ein Holzstückchen von $3^1/_8$ Zoll Durchmesser und $^1/_2$ bis $^7/_8$ Zoll Dicke aufzunehmen. Auf Malayta wird hier und da ein Eberzahn durch das Läppchen gezogen, und in Makira sah Rietmann bei einer Frau einen jungen fliegenden Hund, dessen einer Fuß an das Ohrläppchen der Schönen gefesselt war. Auf Sikiyana sind weder Nasen- noch Ohrenornamente im Gebrauch.

Auch die Halsketten weisen zahlreiche Muster auf; geschätzt sind solche von Menschenzähnen, ebenso von den Schneidezähnen der Hunde; vom Vater vererben sie sich auf den Sohn. Andere sind von Eberzähnen mit Schildpattschnitzereien abwechselnd, oder von schönen schwarzen und weißen Muschelringen, gelegentlich durch schwarze Samenkörner oder rothe und weiße Muscheln unterbrochen. Dann werden Ketten sehr geschätzt, die aus circa 20 bis 25 Stück verschiedenfarbiger Muscheln, untermischt mit Menschenzähnen, bestehen, ferner kleine Muschelringe mit Bambusfasern durchflochten, oder kleine auf einer Kokosfaserschnur in bestimmten Entfernungen angebrachte Mitramuscheln. Auf Florida (Anudha) stehen die aus rothen, weißen und schwarzen Muscheln bestehenden Schnüre so im Werthe, daß man für eine solche von 10 Yards Länge ein Weib erhält. Halsbänder von 44 Zoll Länge, die circa 800 Delphinzähne enthalten, sind ebenfalls gesucht, auch solche von circa 15 Zoll Länge, $1^1/_2$ Zoll Breite aus Bast geflochten, auf denen in 6 bis 7 Reihen circa 650 Delphinzähne befestigt sind. Die Arme sind ebenfalls entsprechend geschmückt. Als sehr kostbar gelten $^1/_2$ bis $3^1/_2$ Zoll dicke Armringe aus Tridacna sorgfältig geschliffen und polirt, die unter andern auf Neu-Georgien schon häufig Veranlassung zu Kriegszügen boten. Fast überall werden sie nur am linken Oberarm getragen; hier jedoch an beiden Armen. Stets sind sie ein Zeichen, daß der Inhaber zu den Vornehmsten und Tapfersten des

Stammes gehört. Auch elegant geflochtene Armbänder aus Kokosfasern, auf denen kleine runde Scheibchen von Kokosnußschalen, Muscheln, Knochen ꝛc. in zierlichen Mustern angebracht sind, stehen hoch im Werthe. Rietmann erhielt in Makira mit Mühe für zwei Stücke Tabak eine derartige Zierde. Auch die Knie sind mit einem Geflecht aus Gras, an dem rothe, schwarze und weiße Muscheln befestigt sind, umgeben. Beim Tanze werden Bänder umgelegt, die Nußschalen tragen, deren Klappern ein seltsames Geräusch verursacht. Das beim Anfertigen aller dieser Arm-, Hals-, Nasen-, Ohr-, Kniezierrathen sowie der Leibgürtel verwandte Material, die zahlreichen Muschelarten, unter anderen helix tricolor, bulinus, mitra, dann Samenkörner, Bambus, Holz, Vogelknochen, Eberfangzähne, Haifischzähne, solche von Meerschweinen, Menschen und Hunden, Kokosfasern, Bananen- und Pandanusblätter, Gräser, Federn von Kakadus und Papageien, Alles wird mit außerordentlichem Geschmack und mit sehr primitiven Werkzeugen, Steinmessern, Glasscherben, Nußschalen und dergleichen, gearbeitet.

Die Waffen sind vorzüglich. Außer Speeren und Keulen werden Bogen und Pfeile benutzt; auf der Insel Hammond der Lord-Howe-Gruppe (5° 18′ südl. Br., 159° 17′ östl. L.), speciell bei den Bewohnern des Dorfes Liuiniuwa, wurde von mehreren neuerdings dort gewesenen Kapitänen als einzige Waffe eine Schleuder bemerkt, ähnlich derjenigen der Eingeborenen Neu-Britanniens. Eine bemerkenswerthe Thatsache, da der Gebrauch der Schleuder bisher nur von Neu-Britannien, Mortlock, Nuck und Niue bekannt war. Ueber die außerordentliche Güte dieser Waffen äußert sich Schmeltz im Katalog des Museum Godeffroy [1]) S. XXVI u. A.:

„Die von hier vorliegenden Waffen sind das Beste, was uns in dieser Beziehung aus dem Stillen Ocean bekannt geworden.“ Er hebt dann die Sauberkeit und Vollkommenheit von Bogen und Pfeil, Keule und Speer hervor und sagt von dem Schnitzwerk der Spitzen, daß dieselben einen Formenreichthum zeigen, „wie man ihn nicht zum zweiten Male aus dem Stillen Ocean kennt.“ — Die circa zwei Meter langen Bogen aus elastischem, rothbraunem, oft polirtem Holze, meistens Palmholz, gearbeitet, haben an der innern Seite häufig abgerundete Kanten, während die obere, äußere, flach und an den Enden zuweilen durch Schnitzerei verziert ist. Die Sehne besteht aus Faserschnüren, die mit einem Harz überzogen sind und in der Mitte mit Bast, der Schonung halber, bewickelt werden. An dem einen Ende ist durch Umwickelung eine Erhöhung geschaffen, die den Bogen beim Spannen vor dem Herausgleiten zwischen den Zehen schützt.

Die Pfeile bestehen aus Rohr und einer harten Holzspitze, die entweder einfach nach vorn zugespitzt ist oder an ihrem Ende mit flachen oder runden Widerhaken aus Holz, Knochen und Zähnen in verschiedener Art und Weise besetzt ist. Der Schaft ist meistens durch Schraffirung verziert, die in ihrem Ansatz von jedem Knoten des Rohres ausgeht. Die Verbindungsstelle des Schaftes mit der eingesetzten Spitze ist mit Bast umwunden, der äußerste Endpunkt häufig gelb bewickelt; es soll dies ein Zeichen der Vergiftung der Spitze sein. Ebenso geschieht das unterhalb der Widerhaken. Eine Verzierung durch gelb und schwarz gemustertes feines Bastgeflecht oder Schnitzerei wird ebenfalls häufig angewandt. Die Art der Vergiftung ist vermuthlich ähnlich wie auf den Neu-Hebriden, durch den Saft einer Euphorbie oder durch Leichengift (Näheres vergl. die ethn. anthr. Abthlg. d. Mus. God. S. 465). Eine Befiederung findet nicht statt, nur auf Ugi und Bin (bei San Christoval) benutzt man Pfeile, die am untern Schaft Palmblattstreifen tragen; eine Kerbe am Ende zur Aufnahme der Sehne fehlt. Um Vögel lebend zu erhalten, bedient man sich auf Malayta kleiner Pfeile, an deren Spitze eine Muschel durch Bast befestigt ist.

Die Speere aus dunkelbraunem, polirtem Holz (Casuarinen oder Palmen) tragen zuweilen am Ende Widerhaken aus Knochen, Pflanzen-Dornen ꝛc. und sind mehrfach durch Bastbewickelung, Schnitzerei, hier und da auch mit in Mastix eingedrückten Stückchen Perlmutter geziert. Bei mehreren im Museum Godeffroy befindlichen Exemplaren ist unterhalb der 40 bis 80 cm langen Spitze ein geschnitztes Götzenbild angebracht. Die Widerhaken, unten am längsten, sind durch Bast und Mastix befestigt, die Spitzen häufig vergiftet.

Die Keulen sind ebenfalls sehr schön und sauber gearbeitet, mehrfach sichelförmig geschnitzt mit scharfen Kanten, und am Griff durch allerlei Verzierungen, Schnitzereien, und andere hockende Götzen, prächtige Flechtereien aus farbigem Bast in äußerst geschmackvollen Mustern, geschmückt. Das Blatt der flachen geraden Keulen ist stets glatt polirt, an den beiden Seiten geschärft, der Stiel beflochten. Andere Keulen ähneln im Aeußern den altrömischen Schwertern. Auf Isabel und San Christoval sind auch mehrfach Steinbeile im Gebrauch, deren Klinge, circa 7 bis 20 cm lang, von grünlich grauer Farbe, dreieckig oder zungenförmig mit angeschliffener Schneide ist. Dieselbe ist an einem Holzstiel durch breites Flechtwerk befestigt, so daß die Form einer arabischen Sieben gleicht. Das Knie des Stieles ist durch Schnitzerei verziert. Von Malayta besitzt das Museum Godeffroy zwei Schläger, deren geschnitzter Stiel am untern Ende eine in einem Bastgeflecht befindliche Schwefelkieskugel enthält.

Von Schutzwaffen haben die Salomo-Insulaner längliche aus Rohr oder Bambu geflochtene Schilde. Die längsliegenden Rohrstäbe sind durch Fasern verbunden. Verzierungen, aus schwarz gefärbten Fasern, werden eingeflochten, häufig auch Perlmutterstückchen in regelmäßigen Mustern angebracht. Die Handhabe und Schutzdecken auf der Rückseite für die Hände sind aus Palmblattstreifen gefertigt.

Eine Hauptbeschäftigung der Männer bildet der Fischfang, der mit sorgfältig gearbeiteten Netzen, Haken aus Schildpatt und Perlmutter, die an einer Bastschnur befestigt sind und als Lockmittel oft Federn tragen, sowie Speeren betrieben wird. In San Christoval wird an bestimmten Tagen abtheilungsweise gefischt und die Beute gleichmäßig unter alle Stammesmitglieder vertheilt. Die beliebteste Art den Bewohner des Meeres zu fangen ist folgende. Im Meer, nahe am Ufer, ist ein etwa drei Meter über dem Wasserspiegel emporragendes Gerüst errichtet, bestehend aus drei oben vereinigten Pfählen, auf die der Fischer steigt. An den vier Ecken des Netzes sind Stricke befestigt, deren Enden der Fischer erfaßt, während das Netz flach auf den Boden gesenkt wird. Befinden sich nun Fische über dem Netze, so zieht der Jäger dasselbe schnell empor und ruft den am Ufer harrenden Gefährten herbei.

[1]) Der Katalog oder, wie der Titel lautet: „Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südseevölker von J. D. E. Schmeltz und Dr. med. R. Krause.“ 687 S. mit 46 Taf. u. 1 Karte, ist in seiner Art ein monumentales Werk zu nennen. Mit großem Fleiße und Sachkenntniß gearbeitet, wird er stets dem Ethnologen eine unerschöpfliche Quelle reicher Belehrung sein, und vielfach die Anregung zu neuen Ideen geben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine größere, die slavischen Ortsnamen von ganz Mecklenburg umfassende und erklärende Arbeit hat der Gymnasiallehrer P. Kühnel in Neubrandenburg verfaßt, welche im 46. Bande der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde" erscheinen soll. Als ersten Theil giebt er in einem Gymnasialprogramm die Ortsnamen im „Lande Stargard" (d. i. Mecklenburg-Strelitz). Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg sind nach Kühnel im Großen und Ganzen unverändert geblieben oder zeigen wenigstens noch slavisches Aussehen. In Ländern, wo noch jetzt eine slavische Sprache neben der deutschen gesprochen wird, haben die Ortsnamen neben ihrer slavischen Form oft noch eine deutsche, entweder 1. die ganz genaue Uebersetzung oder 2. eine theilweise, oft auch unrichtige Uebersetzung der slavischen Form, oder 3. eine willkürliche Umdeutschung der ungefähren slavischen Laute; in Mecklenburg aber kommen davon kaum Spuren vor.

— Sehr zu rechter Zeit ist unseres Mitarbeiters Spiridion Gopčević Buch „Oberalbanien und seine Liga" (Leipzig, Duncker und Humblot, Preis 11,20 Mark) erschienen, seit langer Zeit (1865) das erste Werk über jenes Land, welches auf Autopsie und eigenen Erkundigungen beruht. Sehr ausgedehnt sind allerdings des Verfassers albanesische Reiserouten nicht; aber er hat zu einer Zeit in Skutari gelebt, wo es ihm leicht war, die zahlreichsten Notizen und Nachrichten über das Innere zu sammeln, und so bezeichnet sein Buch jedenfalls einen bedeutenden Fortschritt in unserer Kenntniß Albaniens, namentlich hinsichtlich der Statistik und der Ethnographie (wovon unseren Lesern Proben bereits vorgelegen haben). Das Buch zerfällt in drei Theile: 1. Unterhaltend geschriebene Reiseerlebnisse; 2. Geographie, Statistik und Ethnographie, vielleicht der werthvollste, und 3. Geschichte. Wir wünschen dem Verfasser zahlreiche Leser, die bei dem jetzt entbrannten Kampfe zwischen Türken und Albanesen nicht ausbleiben werden, und sodann, daß es ihm vergönnt werde, in Zukunft auf diesem Gebiete noch weiter zu arbeiten, wozu er durch seine Sprachkenntnisse besonders befähigt erscheint.

— Ueber die Erziehung der mohammedanischen Knaben in Oberalbanien, richtiger in den Städten und Ebenen dieses Landes, wo die Mohammedaner das Uebergewicht haben, schreibt Sp. Gopčević (Oberalbanien und seine Liga S. 403): „Wir wissen, daß auf kriegerische Ausbildung das Hauptgewicht gelegt wird. Die Knaben zwischen 12 und 15 Jahren bilden Gesellschaften, welche sich gleich den Erwachsenen Feste geben (Teferih), die gewöhnlich im März stattfinden. Zur Beschaffung der hierzu nöthigen Mittel wird ein Comité gewählt, das sich aus den schlechtesten und raffinirtesten Menschen zusammensetzt. Diese nehmen die Liste ihrer Kameraden zur Hand, durchlaufen damit die Straßen, belästigen so lange die Passanten, bis diese einige Piaster opfern, wobei besonders auf die Katholiken Jagd gemacht wird, weil diese als sklavisch feiges Gesindel bekannt sind. In der That wagen diese auch selten Beiträge zu verweigern (so geizig sie sonst sind), aus Furcht mißhandelt zu werden. Dann fallen die Comitémitglieder noch in die Häuser der Verwandten und Bekannten der Bundesglieder ein und erpressen durch ihre Unverschämtheit auch da Gelder. Sobald die nöthige Summe beisammen, wird das Teferih durch ein Gelage eröffnet, dem gymnastische Spiele folgen. Dabei werden Kampfspiele aufgeführt und Schlachten geliefert, bei welchen die Artillerie durch Steine ersetzt wird. Nachdem die eine Partei den Sieg erfochten und die meisten mit blauen Augen und grünen Flecken dekorirt sind, kehren die Sieger mit wehenden Fahnen heim, einen gräulichen Schlachtgesang brüllend, während die Besiegten sich beschämt wegschleichen. Selbstverständlich erzieht man dadurch eine ganz andere Race, als die kümmerlichen Krämerseelen der Katholiken."

— Wie der „Orenb. List." mittheilt, hat die Orenb. Sektion der Russ. Geogr. Ges. die Herausgabe eines Albums in Folio in Angriff genommen, welches den Titel führt: „Das Gouvernement Orenburg mit den zugehörigen Ortschaften nach den Karten von Krasilnikow und der Topographie von P. J. Rytschkow vom Jahre 1755." Das in Orenburg gedruckte Album giebt in photolithographischer Vervielfältigung die noch ungedruckte Handschrift Rytschkow's mit Karten und Zeichnungen, angefertigt „durch die Geodäsie des Fähnrich Krasilnikow." Die Handschrift bietet gegen das früher gedruckte Werk manche offenbar vom Verfasser später hinzugefügte Abänderungen. Im Druck beendet waren gegen Ende 1880 einige Abschnitte über die Turkmenen, Chiwa, über die Zjungaren 2c. Die bisher noch nicht veröffentlichten Landkarten bieten ein werthvolles Material zum Studium der Geschichte der Kolonisation des Orenburger Gebietes; sie geben auch die damalige Vertheilung der Wälder, und gestatten ein Urtheil über den Einfluß der Waldverwüstung auf das Klima und die Hydrographie des Landes. Die Zahl der Karten ist im Ganzen 11: eine Generalkarte des Gouvernements und der angrenzenden Gebiete, eine Karte des Distrikts Stawropol, Karte der großen Straße nach Moskau, der Zakamskischen Linie, der Provinz Ufa und des Baschkirenlandes nebst den verschiedenen Straßen in demselben, der Provinz Iletzk mit dem transuralischen Baschkirenlande, Karte der Distanzien Werchojaitzk, Sakmarsk, Orsk und Uisk mit ihren Forts, Redouten und Ansiedelungen; der von Nishejaitzk bis zum Kaspischen Meere und der Standplätze der kirghizischen Nomaden mit einem Theile des Aral-See; endlich eine „Beilage"-Karte, auf der der größte Theil des Kaspischen Meeres und des Aral-Sees mit Umgebung dargestellt sind. Die Karten entsprechen in ihrer Ausführung dem Standpunkte von vor 125 Jahren, und in dem von der Originalzeichnung abgenommenen Facsimile sind auch alle Versehen in den Benennungen und orthographischen Fehler beibehalten, die ja dem interessanten Werke nichts von seinem Werthe nehmen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

VIII.

Das Mündungsgebiet des Djambi oder Batang Hari trägt denselben Charakter einförmiger Oede wie das des Moesi. Hier wie dort geht der wasserreiche Strom in vielen breiten Armen durch ein niedriges, vollkommen ebenes Waldland dem Meere zu, Rhizophoren und Nipa-Palmen bedecken die flachen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Ufer, an denen sich bis in mehrere Meilen Entfernung von der Küste nirgends Spuren menschlicher Wohnungen zeigen. Den an der Mündung 2000 m breiten Hauptarm Koeala Nioer hinauffahrend, langte der Dampfer „Sunda", an dessen Bord Veth sich befand, um die Mittagszeit bei dem Dorfe Saba an, der ersten der drei holländischen Stationen in dem Gebiete von Djambi. Die Häuser dieses von 40 Chinesen und 200 Eingeborenen bewohnten Ortes haben mit denen von Palembang die größte Aehnlichkeit; aus schlechtem Material in ziemlich roher Weise zusammengefügt, stehen sie sämmtlich auf hohen Pfählen und sind, da das Ufer bei jeder Fluth überschwemmt wird, durch schmale Brücken mit einander verbunden. Der hier ansässige europäische Steuerbeamte muß sich geduldig in diese amphibische Lebensweise schicken; denn es giebt auch in der nähern Umgebung des Dorfes keinen etwas höhern, die Fluth überragenden Punkt, auf dem ein Haus für ihn errichtet werden könnte. Nach kurzem Aufenthalte bei Saba wurde die Fahrt fortgesetzt, und am Abend desselben Tages noch ging der Dampfer bei Moeara-Kompeh, der zweiten holländischen Djambi-Niederlassung, vor Anker. Der Fluß hatte auf dieser ganzen Strecke eine Breite von zwischen 150 und 400 m, und das Fahrwasser überall eine Tiefe gehabt, die auch für einen größern Dampfer als die „Sunda", die nur 2 m Tiefgang hatte, ausreichend gewesen wäre. Moeara Kompeh ist ein noch viel unbedeutenderes Dorf als Saba; es besteht aus etwa 20 Häusern und einem auf einem kleinen Hügel stehenden, halbzerfallenen Fort, das dem in sumpfige Einöde verschlagenen, niederländischen Zollbeamten als Wohnung dient.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichte man nach mehrstündiger Fahrt das große Dorf Djambi, die dritte und wichtigste Station der Holländer in dem Territorium gleichen Namens, den eigentlichen Schlüssel zu den Schätzen des reichen Landes. Die holländische Niederlassung liegt auf dem rechten Ufer des Flusses, und zwar zum größten Theil auf einem ziemlich steil zum Wasser abfallenden Hügel. Auf dem Gipfel desselben, an der Stelle, wo früher der Kraton des Sultans stand, erhebt sich heute ein kleines, aber starkes Fort, dessen Besatzung aus circa 100 Mann besteht. Oestlich davon, etwas tiefer am Berge, liegen die Häuser der Offiziere und nicht weit davon, im Schatten herrlicher Waringinbäume, das Haus des politischen Agenten, des Kontroleurs Niesen, unter dessen gastlichem Dache Veth während seines Verweilens in Djambi die freundlichste Aufnahme fand. Noch weiter nach Osten hin, wo der Hügel sich allmälig zum Soengei Assam, einem in den Batang Hari mündenden Flüßchen, hinabsenkt, befindet sich der Kam-

pong gleichen Namens, eine kleine, nur aus acht Häusern bestehende Ansiedlung, deren Bewohner der Mehrzahl nach Leute aus Palembang sind, die sich als Tagearbeiter oder Krämer hier niedergelassen haben. Hier wohnte früher auch der Toemenggoeng, der niederländische Offizier, der in den Verhandlungen mit den Häuptlingen des Djambi als politischer Agent fungirte. Seitdem diese Verhandlungen zu einem wenigstens vorläufigen günstigen Abschluß gediehen sind, ist der Posten des Toemenggoeng hier ganz aufgehoben, und der Verkehr mit den Häuptlingen dem Civilbeamten oder Kontroleur übertragen worden. Von dem Hügel, auf dem das Fort steht, erstreckt sich eine Sandbank bis weit in den Fluß hinein; dieselbe ragt bei niedrigem Wasserstande aus dem Flusse empor und dient etwa 50 rakits, die zum größten Theil von Chinesen bewohnt werden, als Ankerplatz. Es sind dies aus Bambusrohr oder leichtem Holz hergestellte Flöße, auf denen kleine Häuser mit zierlichen Façaden aus Rohrgeflecht stehen. Wenn das Wasser fällt, entfernen sich die Flöße von dem hohen Ufer, mit dem sie jedoch durch einen einfachen, schwimmenden Balken in Verbindung bleiben; manche liegen freilich auch so weit vom Lande ab, daß kleine Boote zur Vermittelung des Verkehrs mit dem Ufer nöthig sind.

Dem Kampong Soengei Assam gegenüber, auf dem andern Ufer des kleinen Nebenflusses, liegt der Kampong Magat-Sari, der sich schon auf dem Gebiete des Sultans befindet, und der mit seinen zwischen Bäumen zerstreuten Häusern einen ungemein freundlichen Anblick gewährt. Die Form der Häuser stimmt hier, wie überhaupt in dem ganzen untern Djambigebiete, mit denen von Palembang überein.

Auf dem linken Ufer des Batang Hari, der holländischen Niederlassung gegenüber und von dem Fort beherrscht, breitet sich das große Dorf Petjinan, eigentlich eine Vereinigung mehrerer Dörfer, aus, in dem sich ein dem Sultan gehöriges, aber nur selten noch von ihm bewohntes, großes steinernes Gebäude befindet.

Schwimmende Behausungen in Djambi.

Westlich von Djambi liegt das kleine Dorf Solok, das, an und für sich unbedeutend, durch einige merkwürdige Funde, die man in der Nähe gethan, eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Mitten im dichtesten Walde sind hier nämlich vor Kurzem vier große unförmige Statuen mit Elephantenrüsseln aufgefunden worden, die ohne Zweifel von einem alten Hindutempel herrühren. Noch viele Fragmente von Steinskulpturen liegen in der Umgegend zerstreut; auf dem linken Ufer des Flusses aber hat man dicht bei dem Dorfe Moeara Djambi unter verschiedenen anderen Bildwerken auch einen großen liegenden Ochsen gefunden, wahrscheinlich ein Bild des Nandi, des heiligen Stieres Schiwas; die Statuen mit den Elephantenrüsseln sind wohl nicht mit Unrecht als Bilder Ganesa's gedeutet worden.

Landeinwärts hinter dem Fort liegen mehrere Häuser, die den Frauen der Soldaten der Garnison als Wohnungen dienen; auf dem freien Platze dazwischen aber befindet sich das Grab Schouw Santvoort's, des durch einen jähen Tod so früh dahingerafften Mitgliedes der Expedition: ein einfaches von einem Gitter umgebenes Kreuz bezeichnet die Ruhestätte.

Die Unterbrechung, welche der plötzliche Tod Schouw Santvoort's in die Arbeiten zur Aufnahme des Batang Hari gebracht hatte, war zum Glück von kürzerer Dauer gewesen, als man zuerst befürchten mußte. Natürlich waren ja bis zur Ernennung und Absendung eines geeigneten Nachfolgers mehrere Monate vergangen, aber diese Zwischenzeit, die günstige Zeit des infolge des Regenmonsuns hohen Wasserstandes, war nicht ungenützt verstrichen. Der Resident von Palembang, Herr Pruys van der Hoeven, hatte auf eigene Hand eine Rekognoscirungsfahrt den Batang Hari hinauf angetreten, um sich über die Schiffbarkeit des Flusses und die Gesinnungen seiner Anwohner näher zu unterrichten. An Bord des kleinen Regierungsdampfers „Barito", desselben, den Veth und van Hasselt später zu ihrer Expedition nach dem Rawas benutzten, trat er am 14. Februar 1878 die Fahrt an. In seiner Begleitung befand sich als zweiter Offizier Herr Makkiek, der mit der Ausführung der astronomischen Beobachtungen und mit den Aufnahmen der noch unbekannten Stellen des Flusses betraut wurde.

Am ersten Tage passirte man Doesoen-Tengah, die Re-

Der Batang Hari bei Djambi.

Der Soengei Assam und der Kampong Magat-Sari.

sidenz des von der holländischen Regierung anerkannten Sultans von Djambi; am folgenden Tage Nachmittags ging man etwas unterhalb der Tembesimündung bei dem Dorfe Rantau-Kapas vor Anker, um die hierher vorangesandten Kohlen einzunehmen und die Lage des Dorfes astronomisch zu bestimmen. Diese letztere Arbeit wurde durch die Ueberschwemmung der Ufer nicht gerade erleichtert; die Beobachtenden mußten bis zum Gürtel im Wasser stehen und ihren künstlichen Horizont und die anderen Instrumente auf hohen Tischen haben.

An der Mündungsstelle des Tembesi in den Batang Hari aber hatte der Dampfer mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm beinahe verhängnißvoll geworden wären. Das Wasser der beiden jetzt ungemein hohen und aus fast entgegengesetzter Richtung zusammenfließenden Ströme bildete hier lebhafte Wirbel, denen gegenüber die Maschine des Schiffes trotz aller Anspannung sich machtlos erwies. Wie ein Ball wurde der Dampfer eine Zeitlang von einem Ufer zum andern geschleudert, und nur wie durch Zufall gelang es endlich, der gefahrvollen Stelle zu entgehen. Bei Penindjawan an der Mündung des Tabir ging man für die Nacht vor Anker.

Von Djambi bis zur Tabirmündung zeigt der Batang Hari eine Breite von 250 bis 300 m; bei mittlerm Wasserstande beträgt seine Tiefe auf dieser ganzen Strecke wenigstens 5 m. Eine besonders starke Strömung macht sich nur bei Hochwasser und auch dann nur an zwei Stellen bemerkbar. Der Fluß macht wohl mehrere große Bogen, aber keine einzige plötzliche Wendung; bis auf einige vereinzelte Hügel sind seine Ufer flach, meist bewaldet und bei hohem Wasserstande zum großen Schaden der Reisfelder weithin überschwemmt. Die in weiten Entfernungen von einander liegenden Dörfer sind klein, machen aber durchgängig den Eindruck der Wohlhabenheit. Die erwähnten Reispflanzungen sind das Einzige, was man von Bodenkultur sieht; die Schifffahrt auf dem Strome ist sehr unbedeutend: kleine, mit Rohr beladene Flöße sind fast die einzigen Fahrzeuge, denen man begegnet. Die Bevölkerung der Dörfer verhielt sich zu jener Zeit vollkommen ruhig und friedfertig; der ungewohnte Anblick des passirenden Dampfers erregte augenscheinlich weder besondere Neugier noch Furcht oder Beunruhigung. Die am Wasser arbeitenden Leute, Männer sowohl als auch Frauen, ließen sich durch das Nahen des Dampfers in ihren Beschäftigungen nicht stören; selbst die Kinder spielten ruhig am Ufer, wo das Schiff vor Anker ging.

Indische Skulptur.

Am folgenden Morgen kam man bei Teloek Rendah vorbei, der Residenz des entthronten Sultans; derselbe befand sich jedoch augenblicklich nicht hier, da er bei der Nachricht von dem Herannahen des Dampfers in das obere Tabirgebiet geflohen war. Am 19. wurde die Mündung des Tebo passirt, der höchste Punkt, bis zu welchem der Resident von Ophuyzen im Jahre 1869 bei seiner Rekognoscirungsfahrt den Batang Hari hinauf gelangt war. An der Mündung des Soemei, des einzigen linken Nebenflusses in dieser Gegend, vorbei, ging es dann bis Poelau-Poera, wo für die Nacht Halt gemacht wurde. Von der Tebomündung an war der Fluß bedeutend schmaler geworden; seine mittlere Breite betrug jetzt nur noch 150 m. Die Ufer waren bedeutend höher und augenscheinlich keinen Ueberschwemmungen ausgesetzt; die dichten Waldungen hörten auf, statt ihrer dehnten sich an beiden Ufern weite, zum großen Theil mit Reis bebaute Ebenen aus. Die Dörfer am Flusse, von denen die meisten große und gutgebaute Häuser aufzuweisen hatten, waren von wohlbestellten Feldern umgeben; allenthalben war die Uferlandschaft von zahlreichen Viehherden belebt. Die Bauart der Häuser und die Kleidung der Bewohner wurde, je höher man am Flusse hinauf kam, denen des Padangschen Oberlandes immer ähnlicher.

Von Zeit zu Zeit verbreiterte sich der Fluß plötzlich und das weite seeartige Becken enthielt dann viele Sandbänke und kleine Inseln. Die Tiefe war an diesen Stellen bedeutend geringer, betrug aber noch nirgends weniger als 5 m. Langsam ging es in den nächsten Tagen auf dem zwischen immer höheren Ufern schmaler werdenden Flusse vorwärts, an der Mündung des Djoedjoehan vorbei, den Schouw Santvoort bei seiner Reise durch die Insel hinabgegangen war. Die rasch wechselnde Tiefe des Fahrwassers, die jetzt an manchen Stellen 15 bis 20 m, an anderen kaum 4 m betrug, zwang zur größten Vorsicht; auf die Erkundigungen, die man bei den Bewohnern der Dörfer über den Zustand des Flusses weiter aufwärts einzog, erhielt man begreiflicherweise nur mangelhafte Auskunft. Am Morgen des 22. zeigten die Lothungen plötzlich eine Tiefe von nicht mehr voll 2 m an; man machte augenblicklich Kehrt, warf den Anker bei dem an der Grenze des Königreiches Djambi belegenen Dorfe Semalidoe aus, und unternahm dann, nachdem man den Fluß vergeblich in allen Richtungen nach einem Fahrwasser für den Dampfer durchforscht hatte, auf der verdeckten Prau des Kontroleurs Niesen, der die Expedition begleitet hatte, noch eine Fahrt weiter aufwärts bis zu dem

Dorfe Tandjoeng, wo der Batang Hari eine plötzliche Wendung macht und dadurch ein Becken von etwa 500 m Breite bildet. Dasselbe ist indessen so dicht mit Inseln und Sandbänken angefüllt, daß man nirgends eine Durchfahrt zwischen ihnen finden konnte und es als unmöglich erkannte, selbst bei hohem Wasserstande mit einem Dampfer diese Stelle zu passiren.

Zusammenfluß des Tembesi und des Batang Hari.

Haus des Sultans von Djambi.

So entschloß man sich zur Rückkehr nach Djambi, wo man am Morgen des 26. wieder eintraf, nachdem man die Strecke von 440 km, die bei dem Wege stromaufwärts 67

Stunden Fahrt in Anspruch genommen, in 31 Stunden stromabwärts zurückgelegt hatte. Neben genauen Aufnahmen des mittlern Laufes des Batang Hari hatte diese Reise auch den Beweis geliefert, daß es sehr wohl möglich sein würde, die Produkte der reichen Kohlenlager des Padangschen Oberlandes, die durch das Barisan-Gebirge von der Westküste geschieden und deshalb nicht leicht nach Padang oder einem andern Punkte jener Küste zu transportiren sind, auf dem Batang Hari nach dem Osten der Insel zu befördern.

Der Nachfolger Schouw Sandvoort's, Marinelieutenant Cornelissen, traf in der ersten Hälfte des Juni in Djambi ein; am 19. des Monats trat er in Begleitung des Kontroleurs Niesen seine erste Fahrt nach dem obern Strome an. Der Wasserstand war jetzt schon bedenklich niedrig, doch gelangte man ohne Schwierigkeiten bis zur Mündung des Soemei, wo man am 27. Abends bei dem Dorfe Rantau Langkap vor Anker ging. Glücklich war man am folgenden Tage bis Teloek Bengkal gelangt, als das Schiff auflief und nur mit Mühe wieder flott gemacht werden konnte. Das Suchen nach einem guten Fahrwasser blieb vergeblich, das fortwährende Fallen des Wassers und die offenkundig feindseligen Absichten der Einwohner des Dorfes zwangen zur Umkehr. Am folgenden Morgen kam man wieder an der Mündung des Tebo an, zwischen dessen mit üppiger Vegetation bedeckten Ufern man eine Stunde weit hinauffuhr, ohne ein Dorf oder eine andere Niederlassung zu finden. Die am 1. und 2. Juni unternommene Aufnahme des Tembesi wurde leider durch eintretenden Kohlenmangel unterbrochen; Cornelissen kehrte nach Djambi zurück, aber nur, um kurze Zeit darauf das begonnene Werk fortzusetzen. Am 21. Juni befand er sich schon wieder auf dem Tembesi, dessen 6 bis 7 m hohe, steile Ufer mit einem reichen, dichten Baumwuchs bedeckt sind. Zahllose Affen, Nashornvögel und Bengkakos, kleine blaue Wasservögel mit großem Schnabel, belebten die reiche Landschaft; von Krokodilen war jedoch nirgends etwas zu sehen. Die in großen Lichtungen am Flusse liegenden Dörfer waren von verschiedenartigen Palmen und Pisangpflanzungen, sowie von kleinen Feldern umgeben, auf denen Zuckerrohr, Mais und Pferdebohnen üppig gediehen. In jedem Dorfe wurden Ziegen, Hühner und Hunde, in einigen auch Enten gehalten. Am 22. um die Mittagszeit, als man eben die Mündung des Marangin, des bedeutendsten Nebenflusses des Tembesi, passirt hatte, wurde man durch einen vom Ufer abgefeuerten Flintenschuß über die Gesinnungen der Eingeborenen, die sich bisher scheinbar gleichgültig verhalten hatten, in unliebsamer Weise aufgeklärt. Trotzdem setzte man die Fahrt noch einige Stunden auf dem immer schmaler und flacher werdenden Flusse fort, bis man gegen Abend das große, etwa 150 km von der Mündung entfernte Dorf Ladang-Pandjang erreichte, wo die Feindseligkeiten der Bewohner einen so bedrohlichen Charakter annahmen, daß man, um nicht weiter unten im Flusse abgeschnitten zu werden, sich wohl oder übel zu schneller Umkehr entschließen mußte. Am 26. Abends kehrte Cornelissen nach Djambi zurück.

Der Sultan von Djambi.

Da die holländische Regierung weder geneigt war, Maßregeln gegen die feindlichen Häuptlinge zu ergreifen, noch überhaupt sich in die verwickelten Angelegenheiten des Djambi-Reiches einzumischen, so war für den Augenblick an eine Fortsetzung der Rekognoscirungen der oberen Flußläufe nicht zu denken. Dennoch aber blieb für die Mitglieder der Expedition noch manches zu thun übrig: das Delta und die Mündungen des Batang Hari wurden genau bestimmt und aufgenommen, zahlreiche photographische Aufnahmen von Djambi und seiner charakteristischen Umgebung gemacht. Unter den verschiedenen kleineren Exkursionen, die daneben unternommen wurden, verdient eine im September ausgeführte besonders erwähnt zu werden, weil Veth auf ihr den „mächtigen Sultan" des Djambi-Reiches kennen lernte. Das eigentliche Ziel der Fahrt war die Tembesi-Mündung; da aber der Kontroleur Niesen eine geschäftliche Verhandlung mit dem Sultan abzumachen wünschte, fuhr man am zweiten Tage nur bis Doesoen-Tengah, der Residenz des Herrschers. Nach vielstündigem Warten, denn Seine Hoheit hatte sich eben zum Fischfange nach einem See in der Umgegend begeben, wurden die Reisenden endlich zu einer Audienz berufen. Das Haus, in dem er sie empfing, unterschied sich in nichts von den anderen Häusern des Dorfes; höchstens war die steile Leiter, die hinaufführte, etwas breiter als sonst

üblich. Der Sultan selber, auf dessen Freundschaft die holländische Regierung so viel Werth legt, schien ein guter, alter Biedermann zu sein, der nichts mehr wünscht, als die ihm von der Regierung jährlich ausgesetzten 10 000 Gulden in Frieden und Ruhe verzehren zu können. Kein Wunder, daß seine Autorität über die Häuptlinge seines Reiches heute gleich Null ist, und daß diese den Holländern auf ihre eigene Hand so viel zu schaffen machen!

Ohne Unfall erreichte man am folgenden Tage die Mündung des Tembesi, wo man einige Tage verweilte; große Schaaren von fischenden Pelikanen und viele Krokodile zeigten sich hier allenthalben auf den aus dem Flusse emporragenden Sandbänken. Ein unfreiwilliger Aufenthalt bei der Rückfahrt, wo der kleine Dampfer viermal 24 Stunden lang auf einer Sandbank festsaß, gewährte den Reisenden reichliche Gelegenheit, sich mit Jagd und Fischfang zu beschäftigen. Unter den Fischen, die sie fingen, befand sich eine Art, die einen sonderbaren, krächzenden Ton von sich gab, wie man ihn zuvor schon an dieser Stelle des Flusses häufig Nachts gehört hatte. Vielleicht ist der seltsame, sogenannte „Gesang der Flüsse“, von dem in so vielen Beschreibungen des holländischen Indiens die Rede ist, wirklich, wie schon einmal behauptet worden, dem Geschrei einer Art nichtstummer Fische zuzuschreiben. Leider gelang es Veth nicht, eines der hier gefangenen Exemplare in Weingeist zu konserviren und nach Europa zu bringen.

Am 27. September nach Djambi zurückgekehrt, löste sich die Expedition bald darnach auf; Veth trat seine Heimreise nach Holland über Batavia an, Cornelissen ging wieder zum aktiven Dienste der holländisch-indischen Marine über.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

Vb.

Das Königreich Korea ist kulturell allem Anschein nach fast ganz Dependenz von China und hat sich auch durch Tributzahlung seit Jahrhunderten in einem gewissen Grade abhängig von China erklärt, woneben es freilich lange Zeit auch Tribut an Japan entrichtete, in dessen Machtsphäre es, geographisch betrachtet, fast noch entschiedener gelegen ist wie in derjenigen Chinas. Wir sagen „in einem gewissen Grade abhängig“, weil offenbar über die Art oder den Grad dieser Abhängigkeit auf Grund solcher Tributzahlungen gar kein bestimmtes Urtheil zu fällen ist. Wir wissen, daß Korea herkömmlicherweise in unseren Handbüchern ein Vasallenstaat Chinas genannt wird; es scheint aber kein Grund vorzuliegen, sich bei dieser Auffassung heute so ganz zu beruhigen, wiewohl wir noch in den jüngsten Ausgaben maßgebender Arbeiten auf politisch-statistischem Gebiete und in so ziemlich allen geographischen Handbüchern Korea in eine besonders innige Beziehung zu China gebracht finden. Thatsächlich ist Korea nie in irgend einem Sinne abhängiger von China gewesen, als Siam oder Birma, die alle paar Jahre ihren Tribut nach Peking sandten. Dieser Tribut hatte aber immer nur einen formalen Charakter, erschien mehr als Geschenk und Höflichkeitsbezeugung, denn als Merkmal der politischen Unselbstständigkeit, wurde demgemäß nicht bloß nach dieser Seite, sondern immer gleich nach zweien oder dreien hin entrichtet und von den Mächten, welche ihn empfingen, zum Theil so reich erwidert, daß z. B. der König von Siam mit seiner jährlichen Tributzahlung an China und dem „Gegentribut“ ein ergiebiges Handelsgeschäft machen konnte. Auch wurden diese Höflichkeitsbezeugungen nicht immer streng eingehalten, wie denn Birma erst vor einigen Jahren wieder nach längerer Pause eine Sendung Geschenke nach Peking abgehen ließ, während Siam diese Sitte seit längeren Jahren schon ganz aufgegeben hat und auch vom Tribut Annams seit mehreren Jahren nichts mehr verlautete. Es ist daher in keiner Weise Grund zu der Annahme vorhanden, daß Korea in besonderm Maße von China abhängig sei, weil es mit der ihm eigenen Konservativität an diesen Tributzahlungen festhält, und unter keinen Umständen darf Korea neben Tibet und der Mongolei als Theil des chinesischen Reiches betrachtet werden. Wir haben oben (S. 167) gesehen, daß für die Verwaltung der in die Sphäre der chinesischen Staatsinteressen fallenden Angelegenheiten Tibets und der Mongolei eigene Veranstaltungen in dem Regierungsmechanismus des großen Reiches getroffen sind. Nichts der Art findet sich für Korea, wie denn in diesem Staate selbst keine ständigen Gesandten und noch weniger irgend welche chinesische „Residenten“ militärischen oder civilen Charakters gefunden werden, wie sie in den Hauptstädten Tibets und der Mongolei zum Zeugniß der chinesischen Oberherrschaft ausnahmslos vorhanden sind. Daß aber China selbst, das seine eigenen Beziehungen zu den Nachbarmächten jedenfalls am besten kennen muß, Korea nicht als abhängigen Staat oder gar als Theil des Reiches auffaßt, beweist nicht nur die ablehnende Stellung gegenüber mehrfachen europäischen Zumuthungen, einen Druck auf Korea in bestimmten Fragen zu üben (wir haben schon in unserer „Chinesischen Auswanderung“ 1875, S. 113, eine neuere französische Stimme in diesem Betreff angeführt), sondern auch die vollständige Zurückhaltung Chinas gegenüber allen den durch den Vertrag von 1876, der Koreas Unabhängigkeit ausdrücklich anerkennt, zwischen Korea und Japan entstandenen neuen Beziehungen.

Die höchst spärlichen Nachrichten, welche wir über Koreas innere Verhältnisse erhalten, sprechen nirgends von chinesischen Kaufleuten, Kolonisten u. dergl. in Korea, wiewohl man aus ihnen entnimmt, daß noch heute nicht nur in allen Dingen des täglichen Lebens die chinesischen Kulturanklänge überall überwiegen, sondern auch die Kenntniß der chinesischen Sprache in der koreanischen Bevölkerung nicht selten und die der chinesischen Schriftzeichen sogar sehr allgemein ist. Wie der chinesisch-koreanische Handel im Einzelnen betrieben wird, seine Mittel und Wege, wissen wir ebenso wenig, wie die Summen, die er umsetzt, und die Zollverhältnisse, welche zwischen den beiden Ländern bestehen. Soviel ist sicher, daß der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern längst nicht mehr ausschließlich bei dem berühmten Thore in dem chinesisch-koreanischen Grenzzaune betrieben wird, auf welches er früher beschränkt war, sondern daß direkter Verkehr zwischen koreanischen und mandschurischen

Häfen stattfindet, welcher besonders das in Nordchina zu manchen Zwecken unentbehrliche koreanische Holz nach China führt. Auch koreanische Industrieerzeugnisse, wie Papier, Seide, Porcellan, werden als koreanische Einfuhren gelegentlich genannt.

Locker, wie diese Beziehungen sind, haben sie bis heute allem Anschein nach noch zu keiner Auswanderung aus China auf eigentlich koreanisches Gebiet Anlaß gegeben. Dagegen haben in den letzten Jahren die auch nach dieser Seite überquellenden chinesischen Auswanderer jenen oben erwähnten einst neutralen Grenzstrich besetzt, welchen man gewohnt war als koreanischen Boden zu betrachten, und wir finden denselben bereits als selbstverständlich chinesisch behandelt in einem amtlichen Berichte der Pekinger Regierungszeitung vom 18. September 1877. Jahre hindurch hatte die Regierung, heißt es dort, vergebliche Versuche gemacht, erst diesen vertragsmäßig unbevölkert zu haltenden neutralen Strich wieder zu „klären", dann aber, als dieses sich unmöglich erwies, ihn zu organisiren und vor Allem das Räuberwesen zu unterdrücken, das hier wie anderwärts in Grenzstrichen sich üppig unter dem Schutze der polizeilosen Neutralität entwickelt hatte. Nun, sagt der Bericht weiter, „wendet sich die eingewanderte Bevölkerung von selbst der Richtung zu, von wo die Verbesserung ausstrahlt." Land wurde ausgetheilt, Bezirke abgegrenzt und Beamte ernannt. Ummauerte Städte, Kasernen, Gerichtsgebäude u. s. f. sollten in Angriff genommen werden. Die Hungersnoth von 1877, welche eine große Menge armer Chinesen aus Petschili und Schansi nach der Mandschurei trieb, hat sicherlich auch die Auffüllung dieses Grenzstriches noch befördert. Als der Bischof Ridel auf seinem Rückwege aus der Gefangenschaft in Korea durch dieses Gebiet transportirt wurde, sah er überall da, wo vor einigen Jahren noch eine Wüste gewesen war, kleine neue Wohnstätten.

In der Mandschurei dürfte auch in jenen Theilen, welche, an Korea und das Amurgebiet grenzend, bisher für die Masse der Kolonisten zu entlegen waren, sich bald mit dem vermehrten Zuströmen der Einwanderer auch manches Andere ändern, was bisher der Kolonisation hinderlich war. Die Ausdehnung der von Mandschus steuerfrei besessenen Ländereien, von denen Eingeweihte behaupten, daß sie die Hälfte alles Landes ausmachten (Celestial Empire, März 1877), erregt längst den Unwillen der Chinesen. Nicht minder die Willkür der Steuererhebung und im Allgemeinen der Verwaltung. Man ruft aber vor Allem nach Verbesserung der öffentlichen Sicherheit und der Wege, um die öden Gebirgsstrecken im Nordosten der Besiedelung zugänglich zu machen. Wie schlecht es mit jener beschaffen sein muß, lehrt die Thatsache, daß im Sommer 1879 der Tautai der Provinz dem Handel von Niutschwang eine Aus- und Einfuhrsteuer von 1 Proc. auflegte, um 3000 Fußtruppen und 2000 Reiter behufs Unterdrückung der Räuberei zu unterhalten. Von einigen Seiten wurde allerdings schon damals behauptet, daß dieselben im Hinblick auf die immer näher rückende Macht der Russen aufgestellt würden.

Eine große Entwickelung hat mit der Einwanderung der Chinesen ebenso wie in der Mongolei der Mohnbau neuerdings in der Mandschurei genommen, so groß, daß nicht nur der einheimische Bedarf nahezu befriedigt, sondern bereits von Ausfuhr gesprochen werden kann. Die Opiumeinfuhrhäuser in Niutschwang machen fast keine Geschäfte mehr. Dabei sind die strengsten Verbote des Statthalters in Mukden überall bekannt gemacht, aber das Land jenseits Kaiyuen ist fast ein einziges Mohnfeld und in Mukden selbst wird diese gefährliche Drogue öffentlich in Masse gehandelt.

Einen Theil der Schuld an dieser Ausbreitung der in der Theorie auf Strengste verbotenen Kultur hat offenbar die in den Kolonialgebieten minder straffe Handhabung der patriarchalischen Oberaufsicht Seitens der Mandarinen, denn es ist gewiß kein Zufall, daß überall in der Peripherie des Reiches und vorzüglich in den südlichsten und nördlichsten Theilen, in Jünnan und der Mandschurei, die Opiumkultur die größten Fortschritte gemacht hat. Uebrigens zeugt diese Thatsache auch für eine Fruchtbarkeit des Bodens dieser Provinz, welche die Annahme unterstützt, daß mehr als, wie früher allgemein genommen, 2 Millionen auf diesem großen Areal ihre Nahrung gewinnen können. Noch entschiedener als in unserer „Chinesischen Auswanderung" 1875, S. 77 vertreten wir heute die Annahme von mindestens 12 Millionen Einwohnern in der Mandschurei, nachdem auch neuere Reisende, wie J. Püttmann (Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München 1880, S. 22 f.), Theodor Busse und Andere sich den Gewährsmännern anschließen, welche wir dort für die Annahme einer verhältnißmäßig dichten Bevölkerung mindestens in der südlichen Mandschurei angeführt haben. Auch Behm und Wagner haben neuerdings aus den 2 Millionen Seelen, mit welchen sie sich noch im Jahre 1874 in ihrer „Bevölkerung der Erde" für die Mandschurei begnügten, deren 12 Millionen gemacht. Uebrigens spricht nicht nur das Vorhandensein von mehreren anerkannt bedeutenden Städten wie Mukden, Girin, Aigun, Niutschwang und anderen für ein stark bevölkertes Land in diesem Nordostwinkel des chinesischen Reiches, sondern vorzüglich auch die bedeutende Handelsthätigkeit des nördlichsten der offenen Häfen, Niutschwang, welcher 1879 einen Verkehr von 709 Schiffen mit 319 762 Tonnen Gehalt und einen Umsatz von $8^1/_4$ Millionen Taels aufzuweisen hatte. In den Jahren der Hungersnoth erhielt, ähnlich wie die Mongolei, auch die Mandschurei einen großen Zuwachs an Bevölkerung und war andererseits im Stande, die hungernden Nordprovinzen mit Getreide zu versehen, welches nur leider wegen der schlechten Wege nicht in hinreichend ausgiebigem Maße nach den Hafenplätzen gebracht werden konnte.

Im russischen Amurgebiet ist die Zahl der Chinesen unbekannt. Man spricht von einigen Tausend. Jedenfalls ist sie nicht groß, da dieses Land im Allgemeinen noch dünn bevölkert ist. Die Zählung von 1873 wies für das Amur- und Küstengebiet insgesammt 75 716 Einwohner nach. Aber diese paar Tausende Chinesen haben sich mit der Zeit in den Vordergrund der Handelsgeschäfte gedrängt und ganz wie an allen anderen Orten, wo sie in größerer Zahl auftreten oder Einfluß gewinnen, eine starke Abneigung gegen sich wachgerufen. Und doch würde ohne ihre Thätigkeit der an sich geringfügige Handel noch stiller sein, als er ohnehin ist. Skalkowsky, der von der russischen Regierung ausgeschickt war, um den Handel Rußlands in Ostasien zu studiren, schildert das Amur- und Küstengebiet als völlig stagnirend. „Dieses weite Land," sagt er, „ist fast ganz menschenleer. Beamte und Soldaten bilden das Hauptkontingent der Bevölkerung. Die Schifffahrt ist zu wenig entwickelt, daher das Land von der übrigen Welt so zu sagen isolirt, sein Verkehr mit den benachbarten Ländern fast Null. Die von auswärts importirten Waaren sind größtentheils solche, die schon alle Häfen Europas durchlaufen und dort keine Käufer gefunden haben. Der Seekohl, welchen die Chinesen und Japanesen essen, ist einer der Hauptausfuhrartikel (Geographische Mittheilungen 1880, S. 468). Schon 1867 erreichte die Ausfuhr von Pilzen und Seetang aus den Amurhäfen nach Rußland eine Summe von 2 Millionen Rubel. Den bedeutendsten Handel in

Wladiwostock und Nikolajew haben damit die Chinesen in Händen." Wiederholte Versuche der russischen Regierung, die Chinesen nicht allzu zahlreich in diesem Gebiete werden zu lassen, haben wenig Erfolg gehabt. Während man ihre Einwanderung über die weitgestreckte Landgrenze nicht verhüten kann, darf man sie aus den Seeplätzen aus Rücksicht auf deren wirthschaftliche Interessen nicht verdrängen. So hat man sie auch zuletzt auf Saghalin einwandern lassen müssen, wo merkwürdigerweise noch zur Zeit, wo Saghalin japanisch war, die Russen die Einfuhr von 100 chinesischen Arbeitern für die Kohlenbergwerke untersagt hatten. Heute arbeiten mehrere Hundert derselben nebst Koreanern und Ainos in den Kohlenbergwerken und an der Küste.

Die größte Zahl der Chinesen und diejenigen zugleich, welche am meisten von sich reden machen, wohnen am Ussuri als Landleute und Räuber. Mit dem sogenannten Ussurigebiete, welches 1858 durch den Vertrag von Aigun und durch den Zusatzvertrag von Peking von China an Rußland abgetreten ward, hat Rußland seinen Unterthanen eine Anzahl von Chinesen zugefügt, welche nicht von erster Qualität waren. China hatte hier Verbrecherkolonien besessen, außerdem waren nördlich von Ninguta ungesetzliche Goldwäschereien betrieben worden, welche zu einer Zeit 30 000 bis 40 000 Arbeiter beschäftigt haben sollen („Globus" 1880, II, 174), und es war dieser nordöstlichste Winkel des Reiches eine thatsächlich halb unabhängige Zufluchtsstätte der Unterdrückten und Gesetzlosen geworden. Auch die umherstreifenden Ginsengsammler und Pelzjäger waren keine sehr ordentliche Unterthanenschaft. Als nun die Abtretung unter Ziehung einer Grenze, die angeblich für Rußland nicht sehr günstig war, bewerkstelligt wurde, verbot die chinesische Regierung den Beamten der Grenzbezirke weiter Pässe an chinesische Auswanderer nach dem Ussurigebiet zu verabfolgen und untersagte allen chinesischen Weibern, sich näher als 50 km von der russischen Grenze aufzuhalten. Zugleich suchten jetzt die Mandarinen das Goldwaschen in der Nähe der russischen Grenze zu verhindern. Dieses alles wirkt zusammen, um im Ussurigebiete, dessen Sprache und Verhältnisse den neuen Herrschern gänzlich fremd waren, einen Zustand der Verarmung und damit der Gesetzlosigkeit zu schaffen, welcher heute zu einer wahren socialen Krankheit ausgeartet ist. Aus den gesetzlosen Goldwäschern und anderen Desperados hat sich ein ständiges Räubervölkchen, die Chunchusen, auf der Grenze gebildet, das verwegen und vorzüglich bewaffnet ist und welches mit den ansässigen Chinesen, den sogenannten Mantzen, in einer maffiaartigen Verbindung steht, indem diese die Hehler und Verberger, die Spione, Proviantzuführer und Kaufleute machen oder gar die Chunchusen offen in ihren Räubereien unterstützen. Bis heute ist es den Russen nicht möglich gewesen, diesem Uebel an die Wurzel zu kommen, theils weil es jenseits der Grenze, wo es nicht mit gleicher Energie verfolgt wird, immer wieder Schlupfwinkel und Rekruten findet, theils auch, weil die Russen selbst bisher zu wenig Fühlung mit den Mantzen hatten und in ihren Verhandlungen fast ganz auf Dolmetscher angewiesen waren, in deren Ehrlichkeit man kein Vertrauen setzen darf. „Bis zur Stunde," schrieb 1880 Th. Busse im „Golos" (vgl. „Globus" Bd. 38, S. 173), „weiß die russische Administration des Ussurigebietes nicht, wie groß die chinesische Bevölkerung daselbst ist, sie weiß nicht, wie und wo sie lebt und wie sie organisirt ist. Man hat Grund zu vermuthen, daß die Mantzen sogar noch jetzt der chinesischen Regierung Abgaben zahlen, welche von incognito reisenden chinesischen Beamten eingesammelt werden" (!). In den letzten Jahren scheint nun noch, wohl im Zusammenhange mit dem allgemeinen Drängen nach der Mandschurei und Mongolei, welches durch die Hungersnoth in Nordchina hervorgerufen ward, die chinesische Einwanderung nach dem Ussuri- und Amurgebiete sowohl zur See als zu Lande so stark zugenommen zu haben, daß im Laufe des Jahres 1880 (beim Wachsen der kriegerischen Aussichten) die russische Regierung es angezeigt fand, diesen Zudrang von Chinesen, wie schon früher, abzuwehren. Im April 1880 erließ das russische Konsulat in Schanghai eine Bekanntmachung, welche die Einwanderung von Chinesen nach jenen Gebieten von dem Besitz eines Konsulatspasses abhängig machte. Zugleich wurde auch die Einwanderung von Chinesen über die Binnenlandgrenze schärferer Beaufsichtigung unterworfen und die militärische Polizei besonders in Kjachta verstärkt. Uebrigens waren diese Vorsichtsmaßregeln auch zum Theil wieder durch Gesetzlosigkeiten verursacht, welche an den asiatischen Grenzen nicht ungewöhnlich sind, im Amurgebiet aber während des Frühlings 1880 eine sehr bedenkliche Gestalt annahmen. So brachen z. B. im April 17 Chunchusen (in den europäisch-chinesischen Blättern Honghusas genannt), welche sämmtlich beritten und mit Winchester-Repetirgewehren versehen waren, in die koreanische Niederlassung Sidima im Ussurigebiete [1]) ein, in welcher sie ohne Widerstand raubten, mordeten und brannten, und einige Mal traten sie in solcher Stärke über die Grenze, daß man in Wladiwostok und Nikolajewsk an das Herannahen größerer chinesischer Truppenkörper glaubte.

Ueberblicken wir diese vier Kolonisations-, Auswanderungs- und Handelsgebiete der Chinesen, welche man zusammenfassend die nordöstlichen nennen könnte, so finden wir eine eigentliche Ackerbaukolonie in der theilweise schon dicht bevölkerten Mandschurei, welche aus einem Nebenlande des chinesischen Reiches immer mehr eine der werthvollsten Provinzen desselben zu werden verspricht. Die mandschurische Bevölkerung wird trotz ihrer zahlreichen Privilegien immer mehr von der chinesischen zurückgedrängt oder unter Verlust ihrer Sprache und nationalen Sitten in dieselbe aufgenommen. So wie der Süden als Liaotong bereits in den engern Verband des Reiches aufgenommen ist, verspricht die ganze Mandschurei einst ein echter Theil des chinesischen Reiches zu werden. Ihre vorzügliche Geeignetheit für den Ackerbau befähigt sie dazu in hervorragendstem Maße. Die angrenzenden Theile von Korea (der neutrale Grenzstrich) sowie des Amur- und Ussurigebietes beginnen bereits in die Bewegung hineingezogen zu werden. Jener ist ausschließlich durch die Kolonisation für die Chinesen im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte gewonnen worden, während die russischen Behörden in diesem mit Gewalt sich die Chinesen vom Leibe zu halten suchen. Wie lange dieses möglich ist, fragt sich bei der Schwierigkeit der Herbeiziehung

[1]) Die koreanische Einwanderung nach dem Amur-Gebiet, welche in den sechsziger Jahren nach wiederholten Hungerjahren, von denen Korea heimgesucht ward, begann, hatte trotz aller Hemmnisse, welche ihr die koreanische Regierung in den Weg legte, schon 1874 4000 Koreaner über die Grenze geführt. Diese Kolonisten werden als fleißige, lenksame Leute geschildert, und wurden demgemäß von der russischen Verwaltung mit offenen Armen aufgenommen. Vielleicht legte man dieser Einwanderung auch schon damals eine etwas weitergehende Bedeutung bei. Wenigstens schrieb schon 1874 ein Berichterstatter in den „Forschungen der sibirischen Abtheilung der Russ. Geographischen Gesellschaft": „Diese Auswanderung kann nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die politischen Beziehungen Koreas bleiben. Entweder kommt die koreanische Regierung zur Einsicht, daß sie mit ihrer strengen Verschließung des Landes eine fehlerhafte Politik verfolgt, oder die Furcht vor den russischen Annexionsgelüsten treibt sie zu einer Unbesonnenheit." Das erstere scheint sich gegenwärtig verwirklichen zu wollen.

europäischer Ansiedler. Einstweilen scheint von allen Ansiedlern im Amur- und Ussurigebiete keine Klasse so gut zu gedeihen wie die Chinesen, für deren Auswurf dies der echte „Far West" ist mit allen Eigenthümlichkeiten des Amerikanischen ins Mongolische übersetzt, vor allem mit der hochgradigen Gesetzlosigkeit und Gewaltthätigkeit eines guten Theiles der Bevölkerung. In den Hafenplätzen dieses Gebietes dominirt der chinesische Handel. Japan und Korea haben zunächst nur durch ihren Handel Bedeutung für China. Die chinesische Bevölkerung Japans ist einstweilen noch gering, entfaltet aber in den offenen Häfen eine Thätigkeit, welche den Europäern öfters schon unbequem wird. Ein früheres Kolonisationsgebiet Chinas ist 1879 endgültig von Japan in Besitz genommen worden. In Korea dürften nur vereinzelte, widerrechtlich im Lande sich aufhaltende Chinesen zu finden sein, und der koreanisch-chinesische Handel ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch die energischen Fortschritte des japanisch-koreanischen gegenwärtig im Rückgange. China scheint mit beiden Mächten nicht auf dem besten Fuße zu stehen und nimmt ohne Zweifel ihnen gegenüber nicht die einflußreiche Stellung ein, welche ihm nach Größe, Volkszahl und geschichtlicher Bedeutung zukommt. Die Klärung dieser ihrer Natur nach nicht dauerhaften Lage ist natürlicherweise nur in dem Maße möglich, als die Ergebnisse der verschiedenartigen Politik zur Reife kommen, welche zunächst China und Japan gegenüber den westlichen Kulturmächten eingeschlagen haben.

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

IV.

Die Boote sind mit viel mehr Geschick und Geschmack hergestellt, als auf allen anderen Inseln Melanesiens. In Makira (San Christoval) sind dieselben aus Brettern von tiefbraunem Holze gearbeitet, an der Außenseite mit roth und gelb bemalten Schnitzereien verziert, zeigen aber weder Rippen noch Kiel, so daß sie leicht umschlagen, wenn sich die Last nicht genau in der Mitte befindet. In Bauro sind 10 bis 12 m lange, für den Krieg sogar 15 bis 16 m lange, 1 m breite, 80 cm tiefe Boote allgemein im Gebrauch, die von 14 bis 16 Ruderern vorwärts bewegt werden und außerdem noch 8 bis 10 Insassen Raum bieten. Aehnlich gebaut sind die sorgsam gearbeiteten für 15 bis 20 Mann bestimmten Kanoes der Bewohner von Choiseul. Außerordentlich leicht sind diejenigen von Santa Anna und Santa Catalina, sowie auch theilweise von San Christoval. Die vier Ruderer, die in denselben Platz haben, machen mit Leichtigkeit 4 engl. Meilen in der Stunde. Die elegantesten und leichtesten des ganzen Archipels werden auf Ulakua (île des Contrariétés) gebaut. Die Bewohner von Savu gehen mit ihren starken Kanoes weit ins Meer, um passirenden Schiffen Schweine, Kokos, Bananen, Melonen, Massen großer Eier u. s. w. anzubieten. Ausleger sah Bougainville bei Cap Laverdie (Bougainville) an kleineren nur aus einem gehöhlten Stamme bestehenden Booten, ebenso werden solche auf Sikiyana gebaut. Die großen Kanoes der von Papuas bewohnten Koralleninseln, Carteret, besitzen dreieckige Mattensegel. Stets sind die beiden Enden an 6 bis 9 Fuß hoch, um dahinter gegen Pfeilschüsse geschützt zu sein, diejenigen der Kriegsboote außerdem mit außerordentlich phantastischen Schnitzwerken, roth und gelb gefärbten Feder- und Bastwerkkronen, Muscheln 2c. geschmückt. Den Boden bildet gewöhnlich ein ausgehöhlter Baum von weißem und leichtem Holz, auf dem mit Bast und einer harzigen Masse (Mastix) zwei Schirmbretter befestigt werden und an diese nun die 3 bis 4 Zoll dicken Seitenwände. Die zu den schnellsten des Pacific gehörenden Boote von Simbo sind aus dünnen Brettern zusammengenäht und ähneln einem Walboot. Man baut sie in verschiedenen Größen, zur Aufnahme von 3 bis 30 Mann. Auch diejenigen Bougainvilles sind aus zusammengenähten Planken mit hohem Vor- und Achtersteven zur Aufnahme von 20 bis 30 Personen gefertigt. Die Ruder sind häufig am untern, spitzen, Ende verziert, zeigen Thiernachbildungen, oder Ornamente mit Perlmutter ausgelegt, die durch Mastix befestigt wird. Ueberall haben sie auffallende Aehnlichkeit mit den Keulen, die auf die Absicht schließen läßt, das Ruder bei etwaigen feindlichen Ueberfällen als Keule benutzen zu können. Gesang regelt das Eintauchen der Ruder. Bei größeren gemeinsam unternommenen Fahrten steht Einer am Stern des vordersten Schiffes und macht mit einem Bündel trockenen Grases oder dergleichen Zeichen, in welcher Richtung zu fahren sei. Nicht selten werden Reisen bis zu 100 Meilen unternommen, um entweder benachbarte Inselbewohner zu überfallen und Köpfe für die Kanoehäuser zu holen, oder auch, wie wir später sehen werden, an einem bestimmten Tage im Jahre zu einem gemeinsamen Waarenaustausch an einem vorher bezeichneten Orte. Durch derartige Fahrten sind namentlich die Bewohner Simbos bekannt, die deshalb vorzugsweise als gute Lootsen dem Schiffer zu empfehlen sind, um so mehr, da viele der englischen Sprache mächtig sind.

Kanoehäuser. Für gewöhnlich sind die größeren Boote auf dem Lande in Schuppen untergebracht, die oft außerordentlich reich mit Schnitzereien und namentlich durch die an dem Giebel hängenden Schädel erschlagener Feinde verziert werden. Bei Nacht richtet man sich nach dem Stande gewisser Sternbilder, den Plejaden, einem Kanoe, dem Bogenspanner, und anderen an den Himmel versetzten menschlichen und thierischen Wesen. Wie bei den Polynesiern knüpft sich auch hier an jedes derselben eine gewisse Sage. Das Wiedererscheinen der Plejaden am östlichen Horizont im November bezeichnet die Auferstehung des zur Frühlingszeit aus der Unterwelt emporsteigenden Lichtgottes, der dem Menschen die Freude bringt, weshalb ihm zu Ehren z. B. bei den Polynesiern Tänze stattfinden, und die Muschelhörner geblasen werden. Die Bewohner der Salomos veranstalten große, oft drei Tage währende Feste, mit gewissen religiösen Tänzen zu Ehren der Todten u. s. w. Die Plejaden zeigen ferner den Beginn der für die Schifffahrt günstigen Jahreszeit an, während nach ihrem Untergang im Westen, im April, die stürmische Zeit folgt. Wie auf der Mehrzahl der Südseeinseln wird auch hier nach Monden und Nächten gerechnet. Die leicht wahrzunehmenden Mondveränderungen regel-

ten die weitere Zeitrechnung, wie auch die Wiederkehr der Yamsernte. Den Beginn der Jahreszeit zeigen, wie erwähnt, die Plejaden.

Das „Daheim“ ist auf den Salomos entschieden behaglicher eingerichtet, als z. B. auf den Hebriden. Die durchschnittliche Länge der viereckigen Familien-Wohnstätten beträgt circa 15 bis 22 m, bei 12 m Breite. Das vorspringende auf Pfosten ruhende Dach ist mit Palmenblättern oder Gras gedeckt. Die 1 m hohen Seitenwände sind aus Bambus oft in hübschen Mustern geflochten. Häufig sind vor den beiden Eingängen der Schmalseiten Veranden angebracht, die dem ganzen Bauwerk etwas Zierliches, Geschmackvolles geben. Der Innenraum ist nur selten getheilt. Auf Isabella ist die eine Hälfte, die nur vom Häuptling betreten werden darf, den Weibern und Kindern, die andere den Männern zugewiesen. Der Fußboden ist mit sauber geflochtenen Matten bedeckt, ebenso die sich an den Wänden hinziehenden Bänke resp. niedrigen Gerüste, die als Lagerstätten dienen. Häufig fehlen diese und schlafen dann die Bewohner durcheinander auf dem auch als Speisetisch dienenden Boden. Den weitern Hausrath bilden einige Töpfe aus rothem Thon roh gearbeitet, einige hölzerne Nackenschemel, sowie auf den südlichen Inseln große Kalebassen als Trinkschalen. Verzierte Kokosnußschalen dienen als Flaschen, ein gerolltes Palmenblatt als Pfropfen. Zum Aufbewahren des zum Betelkauen nöthigen Kalkes werden theilweise Bambuschachteln, die an den Seiten durch eingeritzte Linien, oben und unten durch Stückchen Perlmutter verziert sind, theilweise Flaschenkürbisse benutzt, in deren Oeffnung ein zugespitztes Holz gesteckt wird, das beim Betelkauen in den Kalk gestoßen und dann durch den Mund gezogen wird. Zum Vertreiben der Insekten, sowie auch während der nassen Jahreszeit, brennen inmitten des Wohnraumes während der Nacht vielfach Feuer. In der Regenzeit bietet das sonst so geräumige Haus den Unbilden der Witterung nur ungenügend Schutz, ebenso ist während der trockenen Jahreszeit der Aufenthalt sehr heiß, so daß es kein Wunder ist, daß der Eingeborene, völlig nackt, wie er ist, häufig von Rheumatismen, Fieber u. s. w. geplagt wird. Fast am schlechtesten ist der Hüttenbau auf Sikiyana. Hier erhebt sich das aus Kokosblättern geflochtene Dach direkt vom Sandboden.

Die Häuptlingshäuser, die umfangreichen Versammlungshäuser und Kanoeschuppen sind besonders sorgfältig gebaut und durch Schnitzwerk, Malerei, besonders aber Schädel verziert. Bei ersteren ist der Dachstuhl circa 12 bis 14 Fuß hoch und durch mehrere geschnitzte Pfeiler getragen, die Länge beträgt etwa 40, die Breite 16 bis 20 Fuß. Die Bambuswände, Matten, sind noch sorgfältiger geflochten; einen besondern Schmuck bilden zahlreiche große irdene Töpfe, verzierte Näpfe, Flechtereien und hier und da Gewehre. Feuerholz und Sandelholz ist in einer der Ecken aufgestapelt.

Schädelkultus. Auf San Christoval, Savu, Neu-Georgien und den benachbarten kleineren Inseln, unter anderen Rubiana bestimmt, wahrscheinlich auch auf der Mehrzahl der übrigen Inseln hängen im Innern der Wohnungen häufig die Schädel hervorragender Familienmitglieder, sorgfältig mit dem Unterkiefer verbunden, von den Pfeilern herab, auf die mit möglichster Treue die Fleischtheile, die Gesichtszüge der Verstorbenen mit Thon, Harz 2c. aufgetragen und nachgebildet werden. Auch die bevorzugte Bemalung des Verstorbenen ist nicht vergessen. Die Zähne sind zuweilen durch Holzstücke markirt, die Augen durch Perlmutter. Die Schädel hervorragender Häuptlinge oder sonstiger Berühmtheiten zieren die Versammlungshäuser. Sämmtliche werden mit gewissen Kräutern eingerieben und sorgsam geräuchert. Die diversen guten Eigenschaften, die der ehemalige Träger eines solchen Schädels besaß, als er noch unter den Lebenden weilte, gehen, dem Glauben der Eingeborenen nach, auf den jeweiligen Verehrer desselben über. Er ist der Hausfetisch. Wir kommen später noch auf diesen Ahnenkultus zurück. Die Giebel der Gemeindehäuser sind durch zahlreiche Schädel und Schnitzereien geziert, die Pfeiler des Innern zeigen aus Holz geschnitzte Götterbilder. Die Schuppen für die Kriegskanoes sind stets sehr mannigfaltig geschmückt. Auf Wanga fand der Kommandant des „Curacao“ ein solches, das mit solcher Genauigkeit geschnitzte Fischnachbildungen zeigte, daß der bekannte Dr. Günther, vom British Museum in London, sämmtliche Arten genau bestimmen konnte.

Die häufigen Feindseligkeiten der einzelnen Stämme haben auf Isabel eine eigene Baukunst hervorgerufen, die sogenannten Baumdörfer. Die zur Aufnahme von etwa 12 Personen bestimmten Hütten, „Vako“ genannt, sind in dem Geäst gewaltiger Bäume in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß angebracht. Der Stamm ist nach unten aller irgendwie entbehrlichen Zweige beraubt und völlig glatt. Eine aus Lianen oder Bambus gefertigte Leiter, die emporgezogen werden kann, dient zum Besteigen dieser luftigen Wohnung, deren Inneres einen Vorrath von Steinen und Speeren birgt, die von der vor dem Hause befindlichen Schwelle oder durch die Fallthür geworfen werden. Am Fuße eines jeden solchen Baumes ist eine andere Hütte errichtet, die zum Aufenthalt bei Tage dient. In gewissen Distrikten derselben Insel sind zur Aufnahme von flüchtigen Stammesangehörigen, auf der Höhe schwer zugänglicher Berge, auch durch förmliche Pallisaden geschützte Dörfer angelegt, „Tei-Taihi“ genannt, die von der See aus gesehen den Eindruck kleiner Forts machen. Selbstverständlich liegen die Wohnungen überall, wo es die Natur zuließ, im Schatten der Bäume und gewähren mit ihrem saubern Aeußern, der zierlich geflochtenen Umzäunung, dem dunkelen Hintergrunde und dem prächtig blauen Himmel häufig einen sehr malerischen Anblick. Die Pflanzungen liegen stets in der Nähe und sind theilweise von bedeutender Ausdehnung und mit Sorgfalt angelegt. Yams, Taro, Kokospalmen, Bananen, Brodfrucht, Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Betelnuß, Arekapalmen sind die Hauptgegenstände des Anbaues. An Hausthieren werden Schweine und Hühner gezüchtet.

Mehrere Dörfer stehen unter einem Häuptling, der überall sehr angesehen und stets ein großer Krieger ist. Nach ihm gilt der Rath der Aeltesten am meisten. Wie ersteren die erwähnten weißen Armringe kennzeichnen, so tragen diese auf dem Haupte zwei schöne weiße Federn, ein Zeichen der Würde. Niemand darf dieselben berühren. Die Würde eines Häuptlings ist nicht erblich, sondern wird stets nur dem Tapfersten verliehen; die Aeltesten wählen denselben. Auf Sikiyana fällt die Wahl stets auf denjenigen, der die meisten Jahre zählt.

Ein gewisser Rangunterschied wird strikte innegehalten, es giebt Edle und Gemeine, Herren und Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen. Der Unterthan hat dem Häuptling von dem Ertrag der Ernte, des Fischfanges, der Beute stets einen Theil abzugeben und zwar stets den von dem Herrscher gewählten; unterläßt er dieses, wird er zum Tode verurtheilt. Ueberhaupt ist das Strafrecht, namentlich auf Isabel, höchst grausam und willkürlich. Wer z. B. in den Schatten eines Häuptlings tritt, verfällt dem Tode. Ist der Unglückliche reich, so kann er sich durch einen Theil seines Vermögens loskaufen. Auf einigen Inseln (Neu-Georgien, Simbo) ist die Macht des Häuptlings geringer, seine Würde

nur nominell, während die Aeltesten stets hoch geschätzt werden. Sie sind auch meistens die Priester, die Vermittler zwischen den Lebenden und Todten. Wird von ihnen irgend etwas mit dem auch hier üblichen „tabu“ belegt, so ist es heilig, unantastbar. Dieser polynesische Brauch macht sich vielfach unter den papuanischen Stämmen bemerkbar. Der ehemalige Einfluß der Polynesier zeigt sich so nach vielen Richtungen.

Die Stellung der Frauen ist hart und derjenigen von Sklavinnen ähnlich. Schon daß sie wenig Schmuck tragen, kennzeichnet dieselbe. Sie kochen, bestellen den Boden, tragen auf Reisen alles, was die Familie ihr eigen nennt. Für ein wenig Tabak, Glasflaschen, Aexte werden sie nicht selten dem Fremden offerirt. Trotzdem ist das Familienleben oft ein herzliches zu nennen; häufig sieht man Mann und Frau gemeinsam mit den Kindern kosen. Die Frau sieht diese eigenartige Behandlung als selbstverständlich an; ihr gilt der Mann als viel höher stehend, sie räumt ihm unumschränkte Gewalt über Leib und Leben ein. Polygamie herrscht allgemein, doch machen nur die Reichen und Häuptlinge davon Gebrauch. Schon als Kinder werden die Mädchen verlobt, häufig schon, wenn sie kaum geboren sind. Sobald sie die Reife erlangt haben, was im tropischen Klima sehr früh der Fall ist, findet die Heirath statt. Sobald das Kind einigermaßen laufen kann, wird es mit zur Jagd und zum Fischfang genommen. Beim Spiel dienen kleine Speere als Wurfgeschosse für aufgehängte Kokosschalen. Auf Isabel soll die eigenthümliche Sitte bestehen, daß die Mädchen bis zur geschlechtlichen Reife in der Familie des Bräutigams leben. Auf anderen Inseln werden diejenigen Mädchen, die die Pubertät erreichen, während einiger Monate in eigenen Hütten eingesperrt, niemand, außer bestimmten alten Frauen, darf in dieser Zeit zu ihnen. Die Hochzeit findet stets unter großer Feierlichkeit, an der das ganze Dorf theilnimmt, statt. Dieselben werden bei den Gemeindehäusern, den sogenannten „heiligen Häusern“, abgehalten. Frauen dürfen zu anderen Zeiten diesen als Tempel dienenden Schuppen nicht betreten. In ihm werden alle wichtigen Fragen verhandelt, Krieg und Frieden beschlossen, von den Göttern und den Geistern der Vorfahren, die hier weilen, Rath erholt.

Wenn alles Volk, das zur Hochzeit geladen, oder nicht geladen ist, sich rings um das Versammlungshaus im Kreise gelagert hat, werden erst die Götter angerufen, dann vom Priester-Häuptling und dem festlich geschmückten Brautpaare (der Mann in vollem Waffenschmuck) auf einem Stein, der vor einem uralten Bananenbaum in der Nähe steht, einige Blätter von einem bestimmten Baum geopfert, und nun ruft die Muscheltrompete zum Tanz. Die Musik besteht aus circa 20 Mann. Etwa 12 haben Rohrflöten (Panflöten, 23 an einander befestigte Rohrpfeifen und circa 83 cm lange, 6 cm dicke gerade Flöten aus Bamburohr, die häufig durch Linienornamente verziert sind), denen sie zwei bis drei Töne mit Terz- oder Quintakkorden entlocken. Die übrigen bearbeiten große dicke Bambutrommeln mit einem Stock. Jede dieser mit einem Schallloch versehenen Trommeln ist genau einen Grad kleiner oder größer als die andere, und giebt einen Ton, der genau eine Oktave von dem der vorhergehenden differirt. Der Takt ist mustergültig, die Melodie bald schwärmerisch, melancholisch, bald wild aufbrausend. Häufig tönt Gesang dazwischen, der nur von Flöten begleitet wird. Auch Maultrommeln von eigenthümlicher Form sind in Gebrauch. Die Tänze zeichnen sich durch große Regelmäßigkeit und Annuth der Bewegung aus. Die Begleiter Dumont d'Orvilles, Coupvent, Dumoulin und Lafond, geben eine Schilderung der Tänze der Eingeborenen Isabellas, die noch jetzt auf den Salomos überall üblich sind. Nachdem diese drei in echt französischer Weise dem Häuptling die besten Tänze ihres Vaterlandes vorgetanzt und die Marseillaise gesungen hatten, gab dieser den inzwischen herbeigekommenen vorher bestimmten Tänzern ein Zeichen. Einige 20 Männer und Frauen traten nun Hand an Hand, Schulter an Schulter vor, und beugten, einen langsamen Gesang beginnend, in gleichmäßigem Tempo mehrfach die Knie. Die Männer, ohne Waffen, trugen nur den maro um die Hüften, die Frauen, im Uebrigen ebenfalls unbekleidet, hatten auf dem Gesäß eine Menge trockener, zusammengebundener Blätter, die mit einem Stück Stoff bedeckt waren. Ihr Gesang klang sehr langsam und monoton, jedoch völlig fest im $^2/_4$-Takt; ein jeder schrie, so stark er konnte, trotzdem harmonirten Terz und Quinte stets. Nun ward ein Halbkreis formirt, vor dessen offene Seite ein in vollem Waffenschmuck glänzender Krieger trat und ein sehr wirkungsvolles Kampfspiel begann. Bald legt er den Speer ein, sich mit dem Schilde deckend, bald schwingt er drohend die Keule, jede Bewegung genau nach dem Takt der Musik geregelt. Nach einer Weile werden seine wilden Geberden friedfertiger, er schließt sich den Tänzern an. Diese bildeten nun einen Kreis, beugten wiederholt die Knie und Männer und Frauen traten dann nach verschiedenen Seiten ab. Während der nun folgenden großen Pause ging der Häuptling die Reihen auf und ab, eindringlich zu den Anwesenden redend.

Auf ein zweites Zeichen traten 25 bis 30 Krieger, mit Lanze und Schild bewaffnet, auf. Wieder wurden Kreise gebildet, die Knie gebeugt, ein Scheingefecht aufgeführt und von Seiten des Häuptlings eine abermalige Rede gehalten.

Originell waren die nun folgenden Tänze der Musikbande. Jeder trug in der einen Hand die Lanze, in der andern sein Instrument und den Schild, während die Keule im Leibgurt steckte. Nach Bildung des Kreises stimmten sie eine schnelle, sehr bizarre walzerähnliche Weise an. Die Trommel markirte den Takt. Abwechselnd hielten sie die Lanze wagerecht, sperrten die Beine auseinander, die Knie beugend, als wenn sie zum Wurf ausholen wollten, drehten sich dann in zwei Tempos auf den Hacken herum, sprangen empor, machten zwei Schritte links, um dieselben Bewegungen wieder zu beginnen. Jede Bewegung ward durch drei Takte der Musik geregelt. Jeder Tänzer nahm so nach und nach die verschiedenen Plätze des Kreises ein, erst als ein jeder an seinem Ausgangspunkte angekommen war, ward das Schlußzeichen gegeben. Einen imposanten Anblick bot der nun folgende Tanz von 50 Mädchen jeden Alters. Der Kopf war mit Kalk gepudert, Halsbänder von Zähnen aller Art schmückten den Nacken, wohlriechende Blumen zierten das Haar. In der Hand hielten sie einen circa 70 cm langen hübsch geschnitzten, mit Vogelfedern verzierten Stock. So avancirten sie langsam in einer Front, bildeten einen Kreis und stimmten dann auf das gegebene Zeichen des Häuptlings eine sehr schnelle, monotone Weise an. Beim ersten Pas des Tanzes hielten sie mit gespreizten Füßen den Stock wagerecht, zogen dann die Füße heran, stampften mit der Ferse die Erde, hielten den Stock senkrecht, drehten sich um sich selbst und wiederholten diese Bewegung mehrfach, bis auch sie den Kreis herumgetanzt hatten und das Schlußzeichen gegeben ward. An den Tänzen nehmen nur die Unverheiratheten Theil, die Uebrigen, die Kinder im Vordergrunde, sehen zu.

Nun beginnt die Hauptsache, der Schmaus. Man hat nämlich inzwischen eine Anzahl Ferkel und größere Schweine zubereitet, auch wohl, wenn das Glück hold war, einen Menschen geschlachtet und in der früher erwähnten Weise zerlegt und verzehrt. Nebenher werden Yams und die weiter vorn genannten Kuchen, Brot, gewonnen aus der Pflanze

„binao“ 2c., gegessen. Als Getränk dient Palmwein, auf den südlichen Inseln auch Kawa. Die Wurzel wird hier von Knaben zerkaut, mit Wasser versetzt, durch Bast geseiet und kurze Zeit stehen gelassen. Der schmutzigbraune, trübe Trank ist dann fertig.

Gewöhnlich werden diese Feste beim Vollmond abgehalten, außerdem dienen Fackeln aus dem Balsam „Takamaka“ (Calophyllum), die heller als Wachskerzen brennen, zur weitern Beleuchtung. Bei Tagesanbruch sucht jeder sein Heim auf.

Das Ende von Dr. M. Buchner's Reise im südlichen Kongo-Gebiete[1].

Daß Dr. Buchner's Versuche, nordwärts in das unbekannte Innere des Kongo-Beckens einzudringen, gescheitert sind, meldeten wir bereits auf S. 272 dieses Bandes. Seitdem ist in Berlin ein vom 4. März dieses Jahres aus Malange datirtes Schreiben eingetroffen, welchem wir das Folgende entlehnen.

„Durch Brief von Muene Tschikamb aus, datirt 30. Juni 1880, wissen Sie wohl bereits, daß ich damals im Begriff stand, dem rechten Ufer des Kassai nach Norden zu folgen, ohne Führer, ohne selbst die nothdürftigsten Erkundigungen über den einzuschlagenden Weg zu besitzen. Meine Entdeckungsreise dort dauerte auch nicht lange. Schon nach fünf äußerst beschwerlichen Tagen war ich durch die Umtriebe der Muatyamvo-Polizei, welche die Tukongo zum Kriege gegen mich aufwiegelte, durch die Feigheit meiner Mannschaft, welche sich mit den Eingeborenen verband und mir erklären ließ, insgesammt davonzulaufen, falls ich sie zwingen wollte, noch weiter abwärts zu gehen, durch die Unwegsamkeit jener sümpfereichen Gegend, in der ich schließlich stecken blieb und nicht mehr wußte, wohin, endlich auch noch durch Fieber genöthigt, nach dem freundlicher gesinnten linken Ufer überzusetzen. Ich hatte eben den 8. Grad südlicher Breite, welcher in jener Gegend die Nordgrenze des Lunda-Reiches bezeichnet, hinter mir. Wäre es mir dort gelungen, ohne fremde Hülfe, an die nicht zu denken war, eine Passage über die mir vorliegende ausgedehnte Papyrus-Lagune zu finden, so wäre ich im Lande der unabhängigen Tubinsch oder Tubindi[2]) gewesen, welche Kannibalen sein sollen, und hätte nach wenigen Kilometern jenen größern Weg erreicht, von dem ich wußte, daß auf ihm die Kioko nach Nordost zu ziehen pflegen, um Elephanten zu schießen und Menschen zu rauben. Einmal auf das linke Ufer des Kassai verschlagen, konnte ich an meine zu Hause gehegte Absicht, Nyangwe zu erreichen, nur mehr mit schmerzlichem Hohn zurückdenken. Bereits einen Tagemarsch vor jener ersten Katastrophe hatte mein Unglück mit der nächtlichen Flucht von sieben Trägern sammt Gewehren und Munition begonnen, und links vom Kassai kostete mir die Furcht vor den Menschenfressern drei weitere Deserteure. Meine Leute waren alle wieder einmal förmlich demoralisirt, so daß ich die Idee, den zwischen Kassai und Luembe mehr abwärts wohnenden Turrubba-Fürsten[3]) einen Besuch abzustatten, aufgeben und es als großen Sieg betrachten mußte, daß es mir gelang, meine durch lügenhafte Führer — welche behaupteten, der Sümpfe halber müßten wir weite Umwege machen — zwei Tage lang südwärts gesteuerte Karawane gewaltsam zurück und nach Nordwest zu dirigiren, wodurch ich zu dem Madaba-Häuptling[4]) Sainiambu am Luembe gelangte. Von diesem aus wollte ich zu Tambu a Kabong und dann zum Kiluata, dem aufrührerischen Sohne des Mai Munene, demselben, bei welchem Schütt zur Umkehr gezwungen wurde. Nach den in Mussumba erhaltenen Auskünften hatte ich Gründe anzunehmen, daß beide in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu Muatyamvo standen, und daß Schütt's Mißgeschick hauptsächlich durch die Thätigkeit des nachher große Freundschaft heuchelnden Muatyamvo-Sohnes Musemvu bewirkt worden war.

Ein langwieriger Elfenbeinhandel verschaffte mir die Zusage Sainiambu's, Führer zu Tambu a Kabong zu geben, und da der Weg, den diese mir zeigten, nach Nordwest ging, war ich zufrieden und entdeckte erst am Tschihumbo, daß ich auch hier wieder angelogen worden war, daß mir als der große Tambu a Kabong nur ein untergeordneter Grenzhäuptling desselben vorgeschwindelt werden sollte, und daß ich bis zu jenem noch mindestens drei Tage lang am Tschihumbo abwärts zu marschiren hatte. Die Schwierigkeiten der Wege an Flüssen entlang kannte ich bereits zur Genüge; auch der Tschihumbo bildete in dieser Beziehung keine Ausnahme, nur daß es hier statt der flachen sumpfigen Querthäler des Kassai tief eingeschnittene Waldschluchten voller Lianen waren, welche uns stundenlang aufhielten. An dem guten richtigen Wege zu Tambu a Kabong, welcher wie alle größeren Wege (dieselben sind aber alle nicht breiter, wie unsere Pfade durch Getreide, in der Trockenzeit oft verwischt und kaum zu erkennen) hoch oben auf der Wasserscheide des Plateaus nach Nord lief, war ich vorbeigelockt worden. Merkwürdigerweise folgten mir meine Leute diesmal ohne zu murren, aber ich sollte jetzt ausschließlich an dem Widerstande der Eingeborenen scheitern. Nach jeder Strecke von zwei Kilometer kam eine Waldschlucht, auf jeder Savanenzunge zwischen zwei Waldschluchten lag ein Dorf und jeder Dorfhäuptling behauptete, ich müsse bei ihm bleiben, erhob ein großes Geschrei und versuchte uns in den Sackgassen zwischen den Maniokfeldern irre zu leiten, als wir weiterzogen. Immer größer wurde dieses Geschrei und die Aufregung über meine Zeugballen und Perlsäcke, Gewehre, Kisten und Koffer, denn so etwas war noch nicht dagewesen. Zwei Tage ging es in dieser ungemüthlichen Weise fort, bis mich der Kalala kana ka Ntamb durch einen „Krieg“, den er mir machte, zur Umkehr zwang. Dieser fühlte sich beleidigt, weil ich der Verzehrung seiner Ziege nicht einen ganzen Rasttag widmen wollte, und weil ich es rundweg ablehnte, mit ihm Sklaven und Elfenbein zu schachern. Er berief deshalb ein ungemein malerisches Gesindel von etwa 200 phantastisch geschmückten Kriegern zusammen, welches sich in weitem Halbkreis um unser kleines Lager herumsetzte und in endlosen litaneiartigen Reden mit dem ewig wiederkehrenden allgemein ausgestoßenen Refrain „Moio“ über meine unbegreifliche Abneigung gegen den Handel schimpfte — schrecklich anzusehen und noch schrecklicher anzuhören. Tausende von Pfeilen wurden in Köchern herbeigeschleppt, auch einige Feuergewehre machten sich bemerkbar, jedoch schien das Pulver zu fehlen. Neue Zuzüge kamen mit klingendem Spiel,

---

[1]) Vergl. oben S. 187 und 201.

[2]) Schütt nennt die „Tubinge“ gleichfalls Kannibalen, die vom Muatjamvo unabhängig sind, und verzeichnet sie zwischen 7° 15′ und 7° 25′ südl. Br.

[3]) Luba bei Schütt, westlich von den Tubinge, doch in gleicher Breite.

[4]) Bei Schütt Mataba, unter 8° südl. Br. und zum Lunda-Reiche gehörig.

mit Trommeln und Glocken, mit Pfeifen und Trompeten aus Elephantenzähnen über die Hänge herab; die Gesichter trieften von rother Farbe, riesige Federsträuße krönten die Häupter, und jedesmal erhob sich ein betäubender Jubel bei der Ankunft solcher Verstärkungen. Es wurde mir immer wahrscheinlicher, daß es auf meine Beraubung abgesehen war. Zuerst sollte ich entweder erklären, daß ich hier an Ort und Stelle ein Handelshaus errichten, oder sofort 5 Faß Pulver und 5 Gewehre Strafe zahlen und schleunigst noch an demselben Tage über die Grenze zurückkehren wolle. Letzteres wäre Selbstmord gewesen, darüber waren wir alle einig; selbst mein sonst so erbärmlicher Soba Mukelle war der Ansicht, daß wir lieber kämpfen müßten. Meine Diplomaten gingen hin und her. Ich fuhr unterdeß fort, das Lager zu befestigen, die geladenen Gewehre meiner Leute, von denen der größere Theil aus Schreck und Angst wie gelähmt war, in Sicherheit zu bringen, vertheilte Munition, putzte meine eigenen Gewehre und schüttete für diese etliche hundert Kartuschen in meine große Waschschüssel. Als mich die Feinde solchermaßen zum Kampfe gerüstet sahen, wurden sie bescheidener, und gegen Abend begnügten sie sich mit einer ganz unbedeutenden Entschädigung in Zeug und Kaurimuscheln unter der Bedingung, daß ich morgen in aller Frühe meinen Rückmarsch antrete, wogegen ich verlangte, daß sie sich nach Hause begeben, und daß morgen kein Bewaffneter mir in den Weg treten solle. Dies geschah, und so war ich zum zweitenmal gescheitert.

Daß ich im Tambu-a-Kabong-Lande [1]) so rasch umkehren mußte, war vielleicht kein großer Schaden; ja es war wohl ein Glück, daß mir jener „Krieg" gemacht wurde, ehe ich tiefer in das eben so interessante wie gefährliche Volk der Turrubba hineingerathen konnte. Bis ich den Tambu a Kabong selbst erreichte, mochten noch ein Dutzend Häuptlinge, wie der Kalala k'ana ka Ntamb, mit dem Geschrei: „Hier bleiben! Haus bauen! Sklaven, Elfenbein, Papageien kaufen!" zu überwinden sein; der Weg war abscheulich, und schließlich mitten unter solchen aufgeregten Menschen, die wahrscheinlich immer zahlreicher wurden, über den Tschihumbo zu setzen, auf Kähnen, die diesen selbst gehörten, das war mir von allem Anfang an bedenklich gewesen. Hiermit war mir auch der Weg zum Kiluata verdorben, da südlich von diesem die Kioko-Räuber des Kissenge zu Hunderten nach dem Lande des Mai Munene zogen, gegen welchen der Kiluata noch immer sich empört hatte. Eine Begegnung mit ihnen konnte mir verhängnißvoll werden. Es blieb also nichts übrig, als bis zum Kahungula Mudába am Lovo zurückzugehen und dort einen dritten Versuch nach Norden zu machen. Der Kahungula Mudába ist ein sehr wichtiger Punkt, da von ihm aus ein Handelsweg nach den im Norden und Nordosten liegenden Tukubba und Tuschilange jenseits des Kassai führt. Ich fand dort einige dreißig Tuschilange vor, welche sich Söhne des Kassong nannten und am Lulua in Nordostrichtung zu Hause sein wollten. Diese waren von Kioko mit in ihr Land gelockt worden und zu Kahungula geflüchtet, als jene anfingen sie in die Sklaverei zu verkaufen. Kahungula, ein schlauer Handelsmann, wollte sie nun wieder zurückbringen, um sich dafür von Kassong mit Elfenbein entschädigen zu lassen. Wie gern hätte ich den Aufforderungen dieser anscheinend liebenswürdigen und naiven, über und über tatuirten Tuschilange oder Kassongo-Söhne entsprochen, sie zu begleiten. Aber auch hieran war nicht zu denken; denn erstens empörten sich meine Träger gegen mich, verklagten mich beim Kahungula, daß ich immer nur „abwärts" gehen wolle, und zweitens gerieth ich unabhängig hiervon mit diesem selbst in Zwist, durch die Schuld meiner Träger, welche dadurch nur um so unverschämter wurden. Kaum merkte der fast fortwährend von Palmwein betrunkene Kahungula, daß ich allein stand, so wurde auch er unverschämt. Auch er machte mir „Krieg", wobei ich meine eigenen Leute entwaffnen mußte, „und zwar," so ließ er mir sagen, „sei dies der Krieg des Muatyamvo, weil ich immer nach abwärts gehen wolle. Was hätte ich bei den Turrubba zu suchen gehabt; Muatyamvo hätte mir den Weg freigegeben, um in mein Land zurückzukehren, nicht aber, um in der Welt herumzusteuern; er habe Befehl, mir Alles, was ich noch an Waaren hätte, wegzunehmen, und für mich gebe es nur noch den direkten Weg nach Kassansch, bis wohin er mich mit Gewalt bringen lassen würde." Das war natürlich alles eitel Geflunker; er war nicht etwa durch einen Kakuata (Boten) Muatyamvo's, sondern bloß durch meine eigenen Leute instruirt, und in den wenigen nüchternen Stunden heuchelte er wieder intensive Freundschaft. Meine Träger andererseits forderten von mir ein Pagamento, widrigenfalls sie mich ganz allein zu lassen gedächten, und erklärten ebenso wie der Kahungula, daß für mich nur mehr von dem direktesten Wege nach Malange die Rede sein könne. Dazu kam noch, daß Bangela-Händler das Gerücht ausgestreut hatten, in Malange sei es mit der portugiesischen Herrschaft zu Ende, wodurch der Soba Mukelle und seine nächsten Anhänger sich ermuthigt fühlten, mir gänzlich zu kündigen und die Heimreise auf eigene Faust anzutreten. Da somit für mich nicht mehr viel zu verlieren war, so übte ich Geduld, blieb liegen und ertrug fast einen Monat lang die Rohheiten der Kahungula-Leute und die Unbotmäßigkeit meiner Träger. Es gelang mir, den Kahungula wieder zu versöhnen und mit den besseren Trägern ein neues Kompromiß abzuschließen. Denn noch war eine allerdings bescheidene Hoffnung vorhanden. Ich konnte vielleicht den Rückmarsch nach Malange über Muata Kumpana (wahrscheinlich nördlich von 6° südl. Br.) und Muene Putu Kassongo am Koango [1]) bewerkstelligen und so einen für die Zukunft höchst wichtigen, ja eigentlich nothwendigen Weg nördlich um das Land Kassansch herum rekognosciren, eine Aufgabe, die nun durch Herrn v. Mechow sehr glücklich gelöst worden ist. Dagegen konnte weder der Kahungula etwas einzuwenden haben, weil ich ja dann noch innerhalb des Muatyamvo-Reiches blieb, noch war für meine Leute Gefahr vorhanden, Menschenfressern zu begegnen, und ich hätte dann wenigstens vom Kassai aus die ganze Nordgrenze der Lundaherrschaft abgegangen. Endlich nach unsäglichen Mühen, durch Drohungen und Bitten, erreichte ich es, daß meine Träger gegen die schriftliche Zusicherung eines Pagamento von 20 Peças, zahlbar in Malange, und gänzlicher Amnestie sich hierzu bereit erklärten, und daß Kahungula mir Führer zu Muata Kumpana versprach, nachdem ich ihm hierfür reiche Geschenke angeboten. Kahungula ließ sich ganz gern bestechen, aber er betrog mich doch, vielleicht im Einverständniß mit meinen eigenen Leuten. Sämmtliche Lunda und sämmtliche Kioko, die ich zu passiren hatte, wurden angewiesen, mir vorzulügen, daß Muata Kumpana links vom Loange

---

[1]) Schütt setzt das Dorf dieses Häuptlings, welchen er „Tambu Kabongo" nennt, aber nicht selbst besuchte, unter 7° 16′ südl. Br., Buchner unter 7° 22′ südl. Br.

[1]) Den erstern Häuptling verzeichnet Schütt als „Muata Cumbana, Fürst der Pende, dem Matiamvo tributpflichtig" am Zusammenflusse des Loangwe (am rechten Ufer desselben) und Luchico etwa unter 6° 22′ südl. Br. und 20° 53′ östl. L. Greenwich, letzteren als „Mueneputu Cassongo" im Lande der Mahungo oder Muçuco unter 7° 42′ südl. Br. und 19° 10′ östl. L. Gr.

liege. Diese allgemeine Lüge war mit einer bewunderns- würdigen Präcision organisirt; selbst die Weiber auf dem Felde in den entlegensten Dörfern, die ich ganz allein — denn ich hatte ja Niemand — aufsuchte, um vielleicht doch noch irgendwo ein ehrliches Menschenkind zu entdecken, waren mit im Komplott. Ich wurde an meinem eigenen bessern Wissen irre und setzte, bittere Zweifelsqualen im Herzen, über den Loange, denn ein Widerstreben gegen die allgemeine Aussage durfte ich ja im Hinblick auf die schwie- rige Stimmung meiner Leute nicht wagen. Links vom Loange wurde mir volle Gewißheit, daß ich abermals schmäh- lich betrogen worden war. Zugleich aber war die Gegend so menschenleer, daß ich ein gewaltsames Vordringen nach Nord, um weiter unten das Gebiet des Muata Kumpana, welches höchstens drei Tage entfernt war, zu erreichen und wieder über den Loange zurückzugehen versuchen konnte und mußte. Es galt jetzt Biegen oder Brechen und — meine Sache brach. Ich hatte einen mir entsprechenden alten Weg gefunden, den ich am nächsten Morgen einschlagen wollte. Das hatten meine Träger gemerkt; in der Nacht entstand auf einmal ein großes Geschrei — alle Träger bis auf acht waren verschwunden und hatten mitgenommen, was sie, ohne Lärm zu machen, mitnehmen konnten, alle ihre Ge- wehre, Mauserkartuschen, Theebüchsen, Messingdraht und leider auch einen Pack sehr schöner Gewebe aus Tukubba- Land. Die im Lager zurückgebliebenen acht Helden der Treue waren nur deshalb nicht mitgelaufen, weil sie, mit den anderen verfeindet, nichts von der Verschwörung wußten. An diese stellte ich zweimal die Anfrage, ob sie mich nicht doch noch zu Muata Kumpana begleiten wollten, ich bot 30, ich bot 40 und 50 Peças, aber sie lehnten ab, und so war mein Schicksal, auf demselben Wege wie Schütt nach dem Ko- ango zurückzukehren, entschieden. Ein glücklicher Zufall führte mir eine aus Ambakisten und Bangela gemischte Händler- gesellschaft zu, die sich für theures Geld bis zum Koango engagiren ließ, so daß ich nichts Werthvolleres mehr wegzu- werfen brauchte. Den Koango passirte ich beim Kitamba Kia Kipungo, Ihnen bereits durch Schütt's erstes Unglück bekannt [1]), weil dort ein Weißer wohnte, von dem ich Lebens- mittel zu erhalten hoffte, der indeß fast noch ärmer war als ich selbst. Ich besuchte von dort aus noch den Kapenda ka Mulemba, den König der gänzlich ungefährlichen Schinsch (Chinge in Schütt's portugiesischer Schreibweise), dann ging ich über Feira (auch dort herrscht Elend unter den einzigen vier Weißen) auf dem Wege des Bumba, welcher noch nicht kartographirt war, hierher. Ich bin von den Bangela, mit Ausnahme des Kitamba, welcher anfangs etwas unverschämt that, aber bald mein Freund wurde, sehr gut behandelt worden: sie sind der höchststehende Stamm, den ich kenne; doch danke ich dies wohl mehr meiner Armuth an Waaren und möchte keinem Forschungsreisenden rathen, das Land Kassansch von außen nach innen, noch mit vollem Reichthum, durchziehen zu wollen."

Außerdem enthält der Brief noch Angaben über die Rückfahrt, über die Möglichkeit des Reisens in jenen Ge- bieten u. a. m. Wichtig ist besonders folgender Passus:

„In Bezug auf den Verlauf der größeren Flüsse habe ich nach Gesehenem und Erkundetem denselben Eindruck er- halten, wie Schütt; sie fließen da, wo ich gewesen bin, noch immer einander parallel nach Norden. Der Kassai wendet sich schon von 8° südl. Br. an nach Nordwest, nimmt wahr- scheinlich auch den Koango auf und ist vielleicht der Ibari Nkutu Stanley's."

So sehr das Mißgeschick des wackern und vielseitig ge- bildeten Reisenden zu bedauern ist, so ist es doch ein Trost, daß er immerhin einen nicht unbeträchtlichen bisher leeren Raum auf unseren Karten ausfüllen bezw. berichtigen wird. Die Freunde der Erdkunde werden ihm deshalb einen viel- leicht nicht so geräuschvollen, aber doch warmen und herz- lichen Empfang bei seiner Rückkehr nach Europa bereiten, und er hat einen solchen redlich verdient.

[1]) Schütt's Karte setzt den „Quitamba Caquipungo" nach 9° 12' südl. Br. und 18° 39' östl. L. Gr.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 28. März und 4. April n. St. hat der Oberst Prschewalski im Saale des pädagogischen Museums in Petersburg Vorträge über seine Reisen in Innerasien in den Jahren 1879 und 1880 gehalten. Am 16. April erfolgte im großen Konferenzsaale der Akademie der Wissenschaften die Eröffnung der Ausstellung der von Prschewalski wäh- rend seiner Reise gesammelten Gegenstände. In einem klei- nen Zimmer vor dem Saale waren die Fische, 53 Arten in 423 Exemplaren, ferner Reptilien und Amphibien, 50 Arten, und im Ganzen 976 Exemplare, aufgestellt. Im Saale selbst hingen links vom Eingang zwei große Karten, welche den zurückgelegten Weg darstellen. An Säugethie- ren fanden sich 90 Arten mit 408 Exemplaren. Außerdem war in dem Saale selbst ein ganz eigenthümliches Lunten- gewehr und eine Lanze aufgestellt, die von der Expedi- tion den Igräern im Kampfe abgenommen sind. Längs der linken Wand am Ende des Saales standen systematisch geordnet die ausgestopften Thiere, längs der rechten Wand 12 Glasschränke mit kleinen Vögeln und zwei Glasschränke mit kleinen Raubthieren. In der Mitte des Saales befanden sich auf einem die ganze Länge desselben einneh- menden Tische Geier, Adler, Fasanen und Wasservögel. Ein zweiter Tisch trug 17 Glaskästen mit kleinen Vögeln, ein Kasten war mit Insekten gefüllt. Vor den Fenstern waren auf Säulen Geier, Adler, Kraniche, Schwäne und besonders große Exemplare von Vögeln aufgestellt. Die Ausstellung dauerte einen Monat. Am 7. (19.) April wurde dem Obersten Prschewalski der Ehrenbürgerbrief der Stadt Petersburg überreicht.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Lissabon.

(Nach dem Französischen des Herrn J. Leclerq.)

Wir entnehmen die nachstehenden Schilderungen der portugiesischen Hauptstadt einem anziehenden Berichte, den der Verfasser der „Voyages aux îles fortunées", Herr J. Leclerq, über eine im Februar 1879 unternommene Reise nach Portugal veröffentlicht. Es ist eine auffallende, wenn auch durch die obwaltenden Verhältnisse leicht zu erklärende Erscheinung, daß Lissabon, trotzdem es wegen seiner herrlichen Lage mit Recht zu den schönsten Städten der Welt gezählt wird, doch unter allen großen europäischen Hauptstädten die am wenigsten von Reisenden aufgesuchte ist. Als Handelsplatz von nicht geringer Bedeutung und zugleich ein wichtiger Stationshafen für die Mehrzahl der nach Südamerika bestimmten Schiffe, wird es von unseren Touristen weit seltener zum Ziele ihrer Reisen gewählt, als man wohl annehmen könnte. Und hierin wird fürs erste kaum eine Aenderung eintreten: denn bis zur Vollendung der Linie Zamora-Oporto, die den Weg von Paris nach Lissabon abkürzen soll, wird voraussichtlich noch manches Jahr vergehen; unterdessen müssen die Reisenden einen weiten Umweg über Madrid und Badajoz machen, und ist, da die Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnen dortzulande viel zu wünschen übrig läßt, Lissabon weiter von Paris entfernt als Petersburg oder Moskau.

In den ersten Tagen des Februar verließ Leclerq Madrid, wo er sich kurze Zeit aufgehalten hatte. Die augenscheinlich wenig frequentirte Linie Madrid-Lissabon führt bis zur portugiesischen Grenze durch eine reizlose, traurige Landschaft. Auf die kahlen, windigen Ebenen der Mancha folgen die wilden Thäler der Sierra Morena, des castilisch-andalusischen Scheidegebirges, das, bedeutend niedriger als die Sierra Nevada, auch in dieser winterlichen Jahreszeit die Gipfel seiner finsteren, schroffen Berge überall frei von Schnee zeigte. Die Stationen Almadén und Castuera sind elende Holzbaracken in der finstern Einöde der Sierra. Almadén ist durch seine Quecksilberminen berühmt, bei Castuera werden jetzt die ergiebigen Bleiminen, die schon zur Römerzeit bekannt waren, von einer englischen und einer französischen Gesellschaft ausgebeutet; eine Pferdebahn verbindet das Bergwerk mit der Station. Gegen Abend in der Grenzfestung Badajoz am Guadiana angelangt, setzte Leclerq am nächsten Morgen erst die Reise fort, da es ihm darauf ankam, die Fahrt bis Lissabon bei Tage zu machen. Nach dem auch in Spanien eingeführten Gebrauche gehen freilich die Courierzüge auch auf dieser Strecke nur Nachts; wer bei Tage reisen will, muß den tren misto, den gemischten Zug, benutzen, der, in diesem Falle aus zehn bis zwölf Güter- und einem Personenwagen bestehend, seine beiden einzigen Passagiere im behaglichen Laufe von ungefähr 10 km in der Stunde durch die Provinzen Alemtejo und Estremadura führte. Diese Langsamkeit aber, welche die Geduld jedes in Geschäften Reisenden auf die härteste Probe stellen muß, war Leclerq nur erwünscht: folgt doch, nachdem man die portugiesische Grenze überschritten hat, auf die traurig einförmigen Fernsichten des spanischen Estremadura die lieblichste, lachende Gegend, auf die rauhe, winterliche Gebirgsluft milde, wohlthuende Wärme. Ganz besonders reizvoll wird die Landschaft in dem vom Tejo bewässerten Gebiet. Von der kleinen Festung Abrantes an, die, malerisch auf einem Berge gelegen, ein entzückendes Thal beherrscht, folgt die Bahn dem Laufe des breiten, von unzähligen Segeln be-

lebten Stromes, an dessen beiden Ufern mit Olivenpflanzungen bedeckte Hügel sich hinziehen, bis er bei Barquinha in sein unübersehbar breites, fruchtbares unteres Thal, den „Garten der iberischen Halbinsel“, eintritt. Die Beleuchtung des schönsten Sonnenunterganges ließ diese unvergleichliche Gegend wie ein wahres Paradies erscheinen, in Lissabon selber kam man erst nach Einbruch der Dunkelheit an, als unzählige Lichter sich im Tejo spiegelten und die mächtige Kuppel der Estrella sich schwarz von dem nächtlichen Himmel abzeichnete. Der Eindruck der Großartigkeit, den der Reisende aber trotzdem bei der Fahrt vom Bahnhofe nach dem am Tejo belegenen Hotel Braganza empfing, wurde nicht, wie so oft in ähnlichen Fällen, durch die helle Beleuchtung des nächsten Morgens Lügen gestraft. Lissabon ist eine Stadt, die auch im glänzendsten Sonnenschein nichts von ihrer Schönheit verliert: die hohen Prachtgebäude des enggebauten alten östlichen Theiles, der Almada, kommen dann ebenso zu rechter Geltung wie die zum großen Theil von pallastartigen Häusern eingefaßten breiten und luftigen Straßen, die prächtigen Plätze und malerischen Fernsichten der neuen, westlichen Stadt.

Des Reisenden erster Weg führte ihn nach der berühmten Praça do Commercio, dem Kommerzplatze, der fast im Mittelpunkte der Stadt gelegen ist und von dem die Hauptstraßen strahlenförmig auslaufen. Er hat die Form eines großen Rechteckes und seine eine Seite wird von dem hier

Kommerzplatz und Standbild Joseph's I.

mehrere Kilometer breiten Flusse gebildet. Ein ungeheuerer Triumphbogen an der dem Flusse gegenüberliegenden Seite ist der Zugang zu der prächtigen Augustastraße. Die in übereinstimmender Pracht erbauten Häuser der beiden anderen Seiten sind fast ausschließlich Regierungsgebäude: das Rathhaus, die Marine-Intendantur, die Börse, das Steueramt, sämmtliche Ministerien u. s. w. sind hier vereinigt. Schöne Bogengänge mit Marmorsäulen bilden das untere Geschoß dieser Palläste und gewähren schattige Spaziergänge. Inmitten des Platzes aber erhebt sich auf großem Piedestal, an dessen einer Seite ein Elephant, an der andern ein Pferd angebracht ist, das kolossale Reiterstandbild des Königs Joseph I., das Gesicht nach dem Flusse gerichtet. Die Aussicht von dem Kai über den breiten blauen Wasserspiegel bis zum jenseitigen Ufer, wo eine reiche, mit vielen Dörfern besetzte Hügellandschaft sich ausbreitet, ist unvergleichlich schön; der Kai selber aber mit seinen Marmorsäulen und Balustraden ist ein bewundernswerther Bau, der die Kais der Newa und der Seine bei Weitem übertrifft. An dieser Stelle des Flußufers öffnete sich bei dem großen Erdbeben des Jahres 1755 der große Spalt, in dem viele hundert Menschen, die sich, um dem Verderben durch die einstürzenden Häuser zu entgehen, hierher geflüchtet hatten, begraben wurden. Als man wenige Jahre später den Grund für den Unterbau des heutigen Kais ausgrub, fand man weder eine Spur von dem alten Mauerwerke noch Reste von jenen unglücklichen Opfern der furchtbaren Katastrophe vor. Der Kommerzplatz wird von der Lissaboner Bevölkerung wenig besucht, wohl weil er keinen Ausgang an der Flußseite hat. Das eigentliche Verkehrscentrum der Stadt

ist der Dom-Pedro- oder Rocio-Platz, der jedem Fremden durch seine kunstvolle, aber unbequeme wellige Pflasterung auffällt. Auf einer hohen Säule erhebt sich in der Mitte dieses Platzes eine Statue Dom Pedro's, die zu allen Tageszeiten von einer bunten Menge umwogt ist; denn rings herum liegen hier Kaffeehäuser, Theater, Buchhandlungen und andere große Verkaufslokale, die den Rocioplatz für Lissabon zu dem machen, was die Puerta del Sol für Madrid ist. Mit dem Namen Rocio wird im weitern Sinne auch der ganze Stadttheil benannt, der, zwischen dem Kommerz- und dem Dom-Pedro-Platze belegen, durch das große Erdbeben vollständig zerstört und danach durch Pombal wieder aufgebaut wurde. Die Straßen sind hier alle nach der Schnur angelegt und durchschneiden sich in ebenso schachbrettartiger Regelmäßigkeit, wie in einer neuen amerikanischen Stadt. Die rua do Ouro und die rua da Prata sind für den Fremden das Interessanteste in diesem zu einförmigen Stadtviertel von prächtigen Häusern. Zahlreiche Juwelierläden und Magazine von Gold- und Silberschmieden, die sich in den beiden Straßen an einander reihen, liefern den Beweis, daß der Industriezweig, um dessentwillen Lissabon vor Alters schon berühmt war, auch heute noch hier in voller Blüthe steht.

Der Rocio mit seiner schnurgeraden Regelmäßigkeit bildet einen seltsamen Kontrast zu dem labyrinthischen Gewirr von Straßen und Gassen, das ihn von allen Seiten

Die Casa dos Bicos oder das Spitzenhaus.

einschließt. Nach diesem Ueberreste des alten Lissabon, dem einzigen Theile der Stadt, der bis auf einige unbedeutende Schäden ganz verschont geblieben ist, kann man sich ein Bild von der Stadt machen, wie sie vor dem Erdbeben gewesen sein muß. Die Façaden der meisten Häuser sind mit vielfarbigen quadratischen Fliesen belegt, die im Sonnenschein hell erglänzen; die Dächer erinnern in ihren grotesk-phantastischen Formen oft an chinesische Bauten, die Fenster liegen nach spanischer Sitte meist hinter zierlichen Balkonen. Eine der Hauptsehenswürdigkeiten dieses alten Stadttheils des Alfamo ist die sogenannte casa dos Bicos oder das Spitzenhaus, ein einstöckiges Gebäude mit vielen unregelmäßig angebrachten Thüren und Fenstern, dessen Façade in origineller Weise aus in Facetten behauenen Steinen zusammengesetzt ist. Die unzähligen, weit hervorragenden Steinspitzen sollen der Sage nach früher reich mit Edelsteinen besetzt gewesen sein; als Erbauer des seltsamen Hauses, das von ehrwürdigem Alter zu sein scheint, wird Braz de Albuquerque, ein natürlicher Sohn des großen Albuquerque, genannt.

Unter den 42 Kirchen Lissabons ist die große Basilika do Coração de Jesus, die von dem Volke gemeinhin die Estrella, d. h. der Stern, genannt wird, die imposanteste. Eine verkleinerte Kopie der Peterskirche von Rom, ist sie auf einem ansehnlichen Hügel erbaut und mit ihrer mächtigen Kuppel von allen Punkten der Stadt aus sichtbar. Die Kirchen Santa Maria und San Roque stehen bei dem Volke von Lissabon in hohem Ansehen und werden deshalb gern dem Fremden als Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt gerühmt; aber wenn auch ihr Inneres nicht ganz dem näch-

Das Kloster Belem.

Fischverkäuferinnen.

ternen, an Kasernenbauten erinnernden Aeußern entspricht, das ihnen beiden gemeinsam ist, und San Roque auch eine aus der Peterskirche hierher überführte Kapelle von wahrhaft staunenswerther Pracht enthält, so ist der architektonische Werth beider doch nur gering. Wie in den spanischen, befinden sich auch in den portugiesischen Kirchen keine Sitze für die Besucher: die Männer stehen während des Gottesdienstes, die Frauen sitzen, mit ihren Fächern oder ihren kleinen Schooßhunden spielend, auf dem Fußboden.

Die Perle unter allen Bauten der Stadt ist das Hieronymitenkloster Belem, das in der gleichnamigen Hauptvorstadt von Lissabon liegt. Ein Tramway, auf dem die

Standbild des Camoëns.

Wagen von Maulthieren gezogen werden, führt in etwa dreiviertel Stunden dorthin; das Terrain ist sehr uneben, bei jeder Steigung des Weges werden zwei Maulthiere zur Verstärkung vorgelegt; doch sind, da hier eine ganz unsinnige Fahrgeschwindigkeit eingeführt ist, Unglücksfälle auf dieser Strecke ziemlich häufig. Das Portal der Klosterkirche, bis zu welchem der Schienenweg führt, ist eines der schönsten Denkmäler gothischer Baukunst, die wir überhaupt besitzen. In der prächtigen Kirche und dem Kloster selber erscheint wieder der gothische Styl mit dem maurischen in glücklichster Vermischung; rein maurisch sind die acht schlanken, 40 m hohen Säulen, die das prächtige Deckengewölbe der Kirche

tragen, und die sämmtlich dem großen Erdbeben Trotz geboten haben. Das Kloster, ein stolzer Bau von zwei übereinanderliegenden Gallerien mit herrlich skulptirten Pfeilern und durchbrochenen Fensterbögen, die an feine Filigranarbeit erinnern, ist um das Jahr 1500 von König Emanuel erbaut worden; der Sage nach zum Gedächtniß Vasco de Gama's, der am Vorabend seiner großen Reise in einer alten Kapelle, die damals an dieser Stelle stand, um glücklichen Ausgang für sein Unternehmen gebetet haben soll. Ein männliches Reliefbildniß in Medaillonform, das sich an einem der Pfeiler vorfindet, wird allgemein für das Porträt des großen Entdeckers gehalten. Das Kloster ist seit lange schon von den Hieronymiten verlassen; zum Glück für seine Erhaltung aber steht es nicht unbenutzt da, sondern dient heute als Waisenhaus. Was seinen Namen anbetrifft, der auf den ganzen Stadttheil übergegangen ist, so ist Belem eine Abkürzung von Bethlehem.

Etwas nördlich vom Kloster und mehr nach der eigentlichen Stadt hin liegt das Schloß Ajuda, die Residenz des Königs, ein kleinlicher, kasernenartiger Bau mit zahllosen Fenstern, der nie fertiggeworden ist; das Fehlen des linken Flügels, das der Fremde von vornherein einer Zerstörung durch das Erdbeben zuschreibt, wird eben durch die Thatsache erklärt, daß der Pallast unvollendet geblieben ist. Auch im Innern bietet er nichts Interessantes dar, und erst, wenn man einen Blick aus den Fenstern gethan hat, wird einem die Vorliebe der portugiesischen Könige für diese Residenz begreiflich. Auf einer Anhöhe gelegen, gewährt das Schloß die entzückendsten Fernsichten über das breite Thal des Tejo, die Mündung des Flusses und dahinter den blauen Ocean. Bei dem Schlosse befindet sich auch der botanische Garten von Lissabon, der, leider schlecht gehalten, doch eine große Anzahl werthvoller botanischer Schätze umschließt. Eine herrliche Sammlung von Palmen, Agaven, Kakteen und den verschiedensten tropischen Pflanzen gedeiht unter dem milden Himmel Portugals ohne jeden Schutz im Freien. Das Hauptstück des Gartens aber ist ein mächtiges Exemplar eines Drachenbaumes (Dracaena draco), dessen dichtverwachsene Zweige ein vollkommen undurchdringliches Dach gegen die Sonnenstrahlen bilden.

Treten dem Fremden so in der üppigsten Vegetation der Umgebung der Hauptstadt alle Reize und Vorzüge eines südlichen Klimas entgegen, so gewahrt er im Verkehr mit der Bevölkerung auch gar bald die Schattenseiten desselben. Das dolce far niente ist hier kaum weniger als in Neapel der eigentliche Lebenszweck der unteren Volksklassen. An Mäßigkeit und Bedürfnißlosigkeit mit dem Spanier wetteifernd, überläßt der Lissaboner alle schweren Arbeiten den Galiciern, von denen nicht weniger als 3000 sich als Hafenarbeiter, Last- und Wasserträger in der Stadt aufhalten. Nach einem alten Sprüchwort hätte Gott zuerst die Portugiesen erschaffen; gleich darauf aber die Galicier, um den ersteren das Leben zu erleichtern. Jeder Dienstmann, Packträger u. s. w. heißt deshalb im Volksmunde auch kurzweg Gallego. Diese selber aber betrachten den Aufenthalt in der Hauptstadt stets nur als etwas Vorübergehendes: sobald sie ein kleines Kapital zusammengespart haben, kehren sie in ihre Gebirgsheimath zurück.

Von einer charakteristischen Volkstracht ist unter dem männlichen Theile der Lissaboner Bevölkerung kaum mehr die Rede; eigenartig aber ist die Kleidung der Weiber mit weitem, faltenreichem, meist kurzem Rock, einem Mieder mit großen Silberknöpfen und breitrandigem schwarzen Filzhut, der oft noch mit einem grellbunten Tuche verziert wird. Die Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, giebt den Frauen der niederen Klassen eine aufrechte, stolze Haltung und guten Gang. Eine leidenschaftliche Liebe für Musik charakterisirt alle Schichten des Lissaboner Volkes; das am Rocioplatze belegene Opernhaus ist allabendlich der Schauplatz frenetischer Huldigungen, die den Sängern dargebracht werden.

Von eigentlichen Museen oder Sammlungen von Kunstschätzen ist in Lissabon wenig vorhanden; auch die Kirchen enthalten verhältnißmäßig wenig Skulpturen oder Gemälde von wirklichem Werth. Die Sammlung der Kunstakademie selber besteht nur aus Reproduktionen fremder Kunstwerke. Die Größe des portugiesischen Volkes lag eben zu seiner Blüthezeit auch auf anderm Gebiete als dem der bildenden Kunst. Die Heroen seiner Glanzepoche waren Seefahrer und Dichter. Das leider ziemlich mittelmäßige Standbild des Camoëns, das den Schmuck eines der öffentlichen Plätze der Hauptstadt bildet, steht auf einem Piedestal, um welches die Statuen der acht nach ihm bedeutendsten Dichter Portugals gereiht sind. Der große Sänger der Lusiade, dessen 300jähriges Gedächtnißfest erst jüngst mit so großem Pomp gefeiert worden, starb nach einem thatenreichen Leben (er hatte an dem Kampfe gegen die marokkanischen Mauren tapfer theilgenommen und dabei ein Auge eingebüßt) arm und vergessen auf dem Strohlager eines Hospitals.

Die Bevölkerung von Lissabon (1878: 203 681 Seelen, wozu noch die Vorstädte Belem mit 41 563 und Olivaes mit 29 788 Einwohnern kommen, zusammen 275 032) ist im Verhältniß zu der großen Ausdehnung der Stadt ungemein gering; die breiten Straßen der obern Stadt machen deshalb auch einen todten Eindruck; neben dem zierlichen Mosaik der Trottoirs wächst hier allenthalben das Gras. Die Auswanderung nach Brasilien, dessen Hauptstadt heute schon an 80 000 Seelen mehr zählt, als die des Mutterlandes [1]), soll zur fortschreitenden Entvölkerung Lissabons verhängnißvoll beitragen. Auffallend ist die Menge von Negern, denen man in den Straßen der Stadt begegnet; kaum in einer Stadt der nördlichen Vereinigten Staaten können sie einen größern Procentsatz der Einwohner bilden als hier, wo ihnen das Klima zusagt und keinerlei Vorurtheil ihnen entgegensteht.

Was das Verweilen in Lissabon für den Reisenden zum höchsten Genusse macht, das ist weniger der Aufenthalt in der Stadt selber, so interessant derselbe auch ist, als die Ausflüge in die paradiesische Umgegend, deren von Byron und vielen Anderen besungene Schönheit auf jeden Besucher denselben zauberhaften Reiz ausüben muß. Die entzückenden Dörfer am Tajoufer, die Höhen von Cacilhas mit ihrer unvergleichlichen Aussicht, Cintra mit seinen phantastischen Schlössern, dem alten Kloster und den märchenhaften Kamelliengärten; auf der andern Seite der Bai die kleine Stadt Setubal, die Caetobriga der Römer, heute das Prototyp einer altportugiesischen Stadt, und das Alles in wenigen Stunden zu erreichen: fürwahr, keine andere Stadt Europas kann sich mit der alten „Königin der iberischen Halbinsel“ messen!

---

[1]) Rio de Janeiro besaß 1872 mit acht Vorstadtgemeinden 274 972 Einwohner.

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

V.

Bei Krankheiten, die selbstverständlich dem Einflusse der Geister zugeschrieben werden, wird, wie unter anderen auch auf den Neu-Hebriden, das Muschelhorn geblasen, den Geist zu versöhnen. Ebenso wird die Vermittelung der „heiligen Männer" angerufen und versucht, ihren Einfluß durch Geschenke zu erwerben. Stirbt der Erkrankte, werden ihm die Haare abgeschnitten und verbrannt. Die Asche wird dann mit Fett gemischt in eine Schüssel gelegt, über die eine Muschel an einem Faden aufgehängt wird. Leider läßt sich der Sinn dieser Ceremonie nicht geben. Auf einigen Inseln wird nun der Leichnam in die See geworfen, um in das schöne Land im Westen zu schwimmen, auf anderen bringt man den in Matten gewickelten Körper in die Mangrove-Waldungen, setzt ihn hier den Einflüssen der Luft aus, bis der Kopf sich leicht vom Rumpf trennen läßt, präparirt ihn, und begräbt alles andere auf dem gemeinsamen Begräbnißplatze. Die Bewohner Neu-Georgiens benutzen als solchen die nahe gelegenen Inseln Mbulo und Kifa. Auf San Christoval und anderen Orten legt man den Todten auf ein hohes Gerüst, gräbt darunter eine Grube, die das Fleisch aufnimmt, das theilweise von den Vögeln abgefressen oder, was diese nachlassen, von den Trauernden abgeschabt wird. Der Schädel und die Fingerknochen werden als Erbstück aufgehoben, der Schädel wird präparirt, das Gerippe an dem gemeinsamen Begräbnißplatz beigesetzt, die Grube zugeworfen und darüber eine Hütte resp. ein pyramidal zulaufendes Gestell, das mit Blättern verkleidet ist, errichtet. Die Gräber der Kinder werden mit Blumen bestreut; häufig enden dieselben durch Ermordung, und selten werden mehr als zwei bis drei Kinder großgezogen. Stirbt ein Häuptling, so werden seine Frauen getödtet, d. h. strangulirt; es würde für sie und das Gedächtniß des Verstorbenen eine Schande sein, wenn sie, am Leben bleibend, etwa später Männer aus niederen Ständen heiratheten. Dieses Stranguliren geschieht meistens während des Schlafes. Häufig enden so auch die Frauen oder nächsten Angehörigen des gemeinen Mannes. Wie im Leben muß auch der Todte von Liebenden umgeben sein. Die Mehrzahl dieser Unglücklichen sieht es als Pflicht an dem Verstorbenen sofort zu folgen, sie betäuben sich durch gewisse Pflanzensäfte und erhängen sich dann in der Nähe ihres Gemahls.

Auf Sikiyana bemalen sich die Hinterbliebenen zum Zeichen der Trauer das Gesicht mit dem Samen der Bixa orellana roth und tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung aus weißem Kaliko, die bis über die Achsel reicht.

Die religiösen Anschauungen sind, wie bei allen Naturvölkern, zum größten Theile bedingt durch die zahlreichen und lebhaften Empfindungen, die sich jederzeit vor ihren Augen vollziehenden Naturerscheinungen, die ihr beschwerliches und elendes Leben unablässig bedrohenden Gefahren. Der angeborene Hang zum Unbekannten und Geheimnißvollen giebt ihnen den Begriff von der Existenz einer höhern Ursache, die Vorstellung von dem Vorhandensein einer Gottheit. Die Vulkane gelten den Salomoniern als der Sitz böser Geister, denen zu nahen sicheres Verderben nach sich ziehen würde. Nie wird man sie dazu veranlassen können, bis zum Krater eines solchen vorzudringen. Ebenso ist es mit den Stürmen; bei diesen vereinigen sich sämmtliche böse Geister der Verstorbenen, um den Lebenden möglichst Schaden zu bringen. Für die Pflanzungen ist gleichfalls ein Separatgott vorhanden, der über das Wachsthum wacht; ihm ist auf einigen Inseln (unter anderen Isabel) ein Gerüst errichtet, auf dem die ersten Früchte geopfert werden. Den Schutzgott des Hauses bilden die erwähnten präparirten Schädel. Flüsse, Quellen und sonstige Gewässer haben gleichfalls ihre Gottheit. Im Gemeindehaus, das meistens aus einem großen, nach einer Seite offenen Schuppen besteht und, wie erwähnt, durch Schädel hervorragender Stammesangehöriger geschmückt ist, sind auf Pfählen angebrachte, resp. aus diesen herausgeschnitzte Götzenbilder aufgestellt, von denen diejenigen, die das Dach und die Seitenwände stützen, Hauptgottheiten repräsentiren, während die übrigen als Nebengötter fungiren. In gewissem Sinne sind diese Versammlungshäuser also als Tempel zu betrachten, auf San Christoval, in Makira führen sie sogar diesen Namen.

Der Glaube an eine Zukunft, Belohnung und Bestrafung der Geister der Verstorbenen ist allgemein. Der Todte geht zuerst in das schöne Jenseit zum Lichtgott und zwar folgt er der Sonne, steigt mit ihr in den Ocean, um am nächsten Tage bei ihrem Aufgange in die andere Welt zu gelangen. Nach einiger Zeit kommt er jedoch wieder auf die Erde, um seinen Freunden gute oder schlechte Mittheilungen zu machen, so z. B. den Ort zu bezeichnen, wo ein ergiebiger Fischfang zu hoffen sei 2c. Geizhälse, Mörder und andere Sünder werden damit bestraft, daß ihre Seelen einer nochmaligen Läuterung dadurch unterzogen werden, daß sie in häßliche Kriechthiere, Schlangen, Kröten 2c. verwandelt werden. Die Priester, resp. die diese vorstellenden Häuptlinge, erflehen bei Beginn irgend einer besondern Unternehmung, einem Kampfe 2c. mit emporgehaltenen Händen den Schutz, die Hülfe der Götter und der verstorbenen großen Häuptlinge. Unter Absingen gewisser heiliger Strophen von Seiten der Priester werden die Götter im Versammlungshaus mit Stöcken geschlagen. Leider ist der tiefere Sinn aller dieser Ceremonien wie so Vieles in den religiösen und profanen Gebräuchen der Salomonier dem Fremden ein Räthsel und wird es auch stets bleiben, wenn nicht einmal, bei längerm Aufenthalt, der Mund eines „heiligen Mannes" Näheres verlauten läßt, was allerdings bei dem strengen Festhalten an dem Schwur, das Geheimniß zu bewahren, schwerlich der Fall sein wird.

Die Wildheit und Grausamkeit der Bewohner hat auch die Mission bis jetzt fast ganz fern gehalten. In Makira ließen sich 1846 katholische Geistliche nieder, wurden jedoch 1847 ermordet. Neuerdings hat die melanesische Mission (1861 durch den zehn Jahre später auf Nucapu ermordeten Bischof Patteson) begonnen, auch die Salomos in ihren Bereich zu ziehen. Einige Eingeborene der südlichen Inseln wurden auf Norfolk erzogen und später als Lehrer in die Heimath gesandt; im nördlichen San Christoval wurden Schulen errichtet und diesen unterstellt, eben-

so auch auf Florida, Malayta und Guadalcanar. Auf Florida wurden im Jahre 1878 45 Seelen getauft und Hunderte besuchten die Kirche; auch ward das Evangelium Lucas übersetzt. Auf Isabel ward 1879 der Häuptling Bugotie mit Anderen getauft. Weitere Resultate sind jedoch noch nicht erreicht. Jedenfalls kann den englischen Missionsgesellschaften nicht genug Anerkennung dafür gezollt werden, daß sie keine Gefahren und Opfer scheuen, um von Süden aus das Terrain Schritt für Schritt zu erobern und so der Kultur wie auch der Kolonisation vorzuarbeiten. Leider wird vielfach, wie Herr v. Schleinitz in seinem Bericht über die Expedition der „Gazelle" hervorhebt, die Form zu sehr in den Vordergrund gestellt. So wird gelehrt, das Tabakrauchen sei eine Sünde; ebenso wird derjenige nicht in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, der nicht täglich einmal und an den Sonntagen mehrere Male den Gottesdienst besucht und so und so oft das Abendmahl nimmt. Sobald nun europäische Händler sich ansiedeln, entsteht ein Widerspruch. Der Eingeborene erkennt die höhere Kultur des Weißen an, sieht aber diesen stets rauchen, selten in die Kirche gehen 2c. Jedenfalls gereicht das der Ausbreitung des Christenthums nicht zum Vortheil. Ebenso ist ihnen der Feiertag, an dem sie weder jagen noch fischen sollen, unbegreiflich, sie betrachten derartige Gesetze als Fesseln und verhalten sich deshalb entschieden ablehnend gegen alle Versuche der Missionäre.

Für den Handel haben die Eingeborenen große Vorliebe. Häufig gehen sie in ihren Booten 10 bis 12 Tage weit fort, ja kommen, wie erwähnt, unter einander an bestimmten Orten zusammen, um einen regelrechten Markt abzuhalten. So treiben die Bewohner Anudhas (Florida) mit dem nächstgelegenen Theile Guadalcanars Tauschverkehr, ebenso auch mit Sawu. Diejenigen von Malayta begegnen sich mit ihren wilden Brüdern auf Neu-Georgien in Paruhu und Buraqoi. Als Zahlungsmittel dient auf den südlichen Inseln ein Muschelgeld, das auf einer Insel der Alite-Bai in Malayta gemacht wird und aus einer Menge weiß-blauer Muschelplättchen von circa 7 cm Durchmesser besteht, die an einer Faserschnur befestigt sind. Die Länge der Kette bestimmt den Werth. Im Verkehr mit den „Tradern", den europäischen Händlern, ist der Tauschhandel in Gebrauch. Für Bandeisen, das in Stücke zertheilt dem Eingeborenen als Messer dient, Aexte, vor Allem jedoch für den amerikanischen Tabak, der in Pfunden à 20 Stück 8 Zoll langer geflochtener Zöpfe speciell für die Südsee-Inseln fabricirt wird, ferner für Pfeifen, blauen Kaliko, schmale Bänder aller Farben, leere Flaschen, Musketen, Angelhaken und Netze, Pulver, feine Glasperlen 2c. werden Yams, Taro, Bananen, Schweine, Hühner, Holothurien, Schildpatt, auf Simbo auch Schwefel, gegeben. Meistens, speciell auf den weniger häufig besuchten Inseln, legt der Händler die betreffenden Gegenstände ans Ufer, die Wilden kommen aus dem Busch hervor, nehmen die Waaren und legen die Gegengabe nieder.

Auf Sikiyana, das häufiger von Schiffen angelaufen wird, werden besonders rothe und grüne kleine Glasperlen, Kautabak, Spielkarten (die Bewohner kennen mehrere englische Kartenspiele und sind fertig im Brettspiel) sowie Schmuckgegenstände für Frauen gesucht. Jeder Gegenstand wird vor dem Ankauf diesen gezeigt. Bei der Anwesenheit der „Novara" war das Werthverhältniß wie folgt: Für 5 Pfund Kautabak erhielt man ein Schwein, ebenso für 20 Fischangeln von Stahl, oder fünf Schnüre rother Korallen, oder fünf Schnüre rothe und grüne Glasperlen. Auch fünf Paquete Nadeln und Zwirn oder 10 Ellen Kaliko hatten den gleichen Werth. Für fünf Fischangeln erhielt man 2 Hühner oder auch 10 Eier, für zehn 30 Stück Taro, ebenso für zwei Paquete Nadeln und Zwirn. Ein Paquet alter Spielkarten hatte den Werth von vier Hühnern. Auf Simbo (Eddystone), das fast ausschließlich nur Schildpatt liefert und zwar soviel, wie keine der übrigen Inseln des West-Pacific, erhält man für ein Messer oder ein Beil $1\frac{1}{2}$ bis 3 Pfund Schildpatt.

Das Zahlensystem ist ähnlich demjenigen der Hebriden und anderer benachbarter Gruppen. Will man 5 ausdrücken, hebt man eine Hand, bei 10 beide Hände. Das Längenmaß ist die Armeslänge, resp. die Spannweite der Hand, das kleinste Maß der Finger [1]). Daß immer grö-

[1]) Zahlenausdrücke:

	Isabel	Simbo	Ulaua u. südl. Theil von Malayta	Malayta nördl. Theil	San Christoval	Anudha	Stewards- u. Lord-Howe-Gruppe
1	keha	kami	eta	keha	eta	keda	tahi
2	rua	karu	lua	rua	rua	rua	rua
3	tolu	kuay	olu	tolu	oru	tolu	toru
4	wati	manti	hai	wati	hai	wati	fa
5	lima	lima	lima	lima	rima	lima	lima
6	e ono	wouama	ono	hanoch	ono	ono	ono
7	e witu	witu	hiu	witu	biu	witu	witu
8	e alu	kalu	walu	halugh	waru	alu	waru
9	e hia	seang	siwa	hia	siwa	diua	siwa
10	salage	manosa	tanahulu	salage	tanahuru	tanavulu	katava
100			tanalau		tanerau		lau

Die Zahlen 20, 30, 40, 50 2c. heißen auf den Stewards und der Lord-Howe-Gruppe ma ta rua, ma ta toru, ma ta fa, ma ta lima etc., 200, 300, 400 2c. = rua lau, toru lau, fa lau etc., 1000 = simatta, 2000 = ruasimatta etc. Auf Malayta, nördl. Theil, ist der Ausdruck für 11 = sike, 12 = salage rua, 13 = salage tolu etc., 20 = tutu, 30 = tolu hangawulu, 40 = rotutu, 50 = lima hangawulu, 60 = tolu tutu, 70 = wati tutu, 80 = hebangawulu, 90 = hawangatu, 100 = hawangatu salage.

ßere Gebiete dem Handel erschlossen werden, der Verkehr mit den Europäern allmälig lebhafter wird, ist übrigens in gewisser Beziehung dem sogenannten labour-trade zu danken. Durch die eingegangenen Verträge für mehrere Jahre an die Plantagen gefesselt, lernt der Eingeborene Arbeit kennen, den Werth der Civilisation ahnen und wird so, wenn er nach Ablauf des Kontraktes auf seine Heimathinsel zurückgebracht wird, unbewußt zu einem Prediger der Kultivirung werden. Die Art und Weise, wie dieser jetzt von der englischen Regierung durch strikte Vorschriften geregelte „Arbeiterhandel" gehandhabt wird, habe ich in der anfangs erwähnten Abhandlung über die Neu-Hebriden geschildert und glaube ich die betreffenden Mittheilungen theilweise auch hierher setzen zu können. Liegt ein Schiff bei einer Insel vor Anker, so kommt gewöhnlich schon ein Eingeborener an Bord und offerirt eine Anzahl Köpfe, oder aber, die zahlreich an den Strand gekommenen geben ihre Absicht sich zu verdingen zu erkennen. Das Boot wird heruntergelassen, die wohlbewaffnete Bemannung giebt Acht, daß etwaige Kanoes nicht zu nahe herankommen, wendet am Ufer angekommen die Spitze des Bootes dem Meer zu, der Trader unterhandelt, während die Mannschaft die Ruder zur Hand hat, um bei Gefahr sofort einsetzen zu können. Sind nun einzelne gewonnen, werden sie ohne Waffen in das Boot genommen; zurück dürfen sie nun nicht mehr. Die am Ufer zurückbleibenden Verwandten erhalten ein bis zwei Messer, ein Beil und Glasperlen, und ist der Betreffende besonders kräftig, auch wohl einige Fischangeln, 2c.; damit ist der Kontrakt abgeschlossen. Weiber und Kinder sind für ein Billiges zu haben, auf den Viti verwendet man sie mehrfach zum Kopramachen, während die kräftigsten Leute nach Queensland in die Zuckerplantagen befördert, oder auch als Taucher für Perlmuscheln 2c. nach der Torresstraße gebracht werden. Fast immer ist in kurzer Zeit eine genügende Anzahl Arbeiter engagirt, die am Ufer Zurückbleibenden stimmen ein langgezogenes Geheul an, während die Auswanderer dasselbe durch einen monotonen Gesang erwidern. Bald ist jedoch die Trauer verschwunden; schon nach vierundzwanzig Stunden fühlt sich Jeder auf dem Schiffe heimisch und geht voll Vertrauen der Zukunft entgegen.

Demjenigen, den das Geschick nach Queensland in die Zuckerplantagen führt, vergehen die drei Jahre, für die er engagirt ist, meistens in harter Arbeit; er erhält ungefähr 6 Pf. St. pr. Jahr, die ihm in Waaren nach Ablauf seines Kontraktes bezahlt werden. Für leichtere Arbeit, wie Kopramachen 2c., werden auf den Viti und Samoa 2 bis 3 Pf. St. bezahlt. Der Lohn besteht in Waffen, Kaliko, Fischnetzen, Tabak u. s. w., leider wird aber, namentlich in Australien, der arme Wilde mit dem unsinnigsten Trödel bedacht, Damen- und Herrenstiefeln, Schirmen, Uhren, Harmonikas, Spieldosen, plattirten Löffeln 2c. Das Neue, die Menge der Gegenstände berauscht den Arbeiter völlig. Beglückt geht er an Bord des Schiffes, das ihn der Heimathinsel zu seinem Stamm zurückbringen soll (würde er nämlich im Gebiete eines andern Stammes ans Ufer gesetzt, wäre er bald der Habe und des Lebens verlustig; der das Schiff begleitende Beamte oder der Kapitän ist für Jeden verantwortlich), bald ist er der unbrauchbaren Gegenstände jedoch überdrüssig und tauscht alles bei dem ersten besten Schiff gegen Beile, Waffen 2c. ein. Häufig geht er auch von Neuem auf abermals drei Jahre fort, oder erneuert, wie das namentlich auf den deutschen Plantagen geschieht, den Kontrakt. Bei gewissenhafter Behandlung Seitens der Arbeitgeber macht sich der wohlthätige Einfluß der Civilisation stets überzeugend geltend[1]).

Obschon die Salomos zum Theil nicht in dem Maße wie z. B. die Hebriden für den Handel geeignet sind, so wird mit den Jahren doch sicher mehr und mehr Terrain gewonnen werden. Der außerordentlich fruchtbare Boden, auf dem Alles gedeiht, was die reichsten Theile der Tropen produciren, wird nicht nutzlos liegen. Sobald Geld und Macht den Grund legen, wird man nicht nur Kopra, Baumwolle, sondern auch Kaffee, Tabak, Ingwer, Zucker, Reis, Pfeffer 2c. ausführen. In ungeheuern Mengen werden jetzt von dort Holothurien nach China, Perlmuscheln, Sandelholz, Schildpatt meistens nach Australien 2c. exportirt; in den Monaten Oktober bis Januar werden außerdem zahlreiche Pottfische an den Küsten gefangen. Auf den südlichen Inseln sind die ungefähren Verhältnisse bei Anlage einer Pflanzung die folgenden. Das zu erwerbende Land wird dem Häuptling von einem hochgelegenen Punkte aus mit der Hand bezeichnet, die Verhandlungen beginnen mit einem Geschenk von Glasperlen 2c. an den Häuptling und bald ist der Handel geschlossen. Man sorge nur für begehrte Tauschwaaren, mögen sie noch so billig eingekauft, noch so werthlos sein, in den Augen des Eingeborenen sind sie vielleicht unschätzbar. Die Arbeiter werden von den Nachbarinseln eingeführt werden müssen, da es schwer fällt, Leute zu bewegen auf ihrer Heimathinsel das Land für Fremde zu bearbeiten. Der Arbeiter erhält pr. Jahr 1 bis 3 Pf. St. in Waaren, der Kapitän pro Kopf circa 8 Pf. St. Der Unterhalt kostet pro Mann circa 10 Pf. St. Ein Arbeiter versieht circa 5 Acres Land. Auf denjenigen Inseln, auf denen das Terrain die Kokospalmenkultur begünstigt, und das ist auf der Mehrzahl der Fall, stellt sich das Ergebniß etwa folgendermaßen. Je 1 Acre = 0,405 Hektar = 1,06 Morgen wird mit 60 bis 80 Palmen bepflanzt, die je circa 10 Meter von einander entfernt sind. Vom fünften Jahre ab fruktificirt der Baum, mit dem siebenten liefert er unter normalen Verhältnissen den vollen Ertrag, d. h. pro Jahr circa 100 Nüsse. Um nun diesen Zeitraum zu benutzen, pflanzt man zwischen den Bäumen Baumwolle, die vorzügliche sea-island cotton, von der man jährlich ungefähr 500 Pfund erntet, die eine Rente von etwa 42 bis 43 Procent abwerfen. (Das Pfund wird gegenwärtig in Europa mit 13,3 Mark bezahlt.) Ist die Kokospflanzung zum vollen Ertrage geeignet, so liefert der Acre jährlich 6000 Nüsse, die ein Ton (2240 engl. Pfunde) Kopra und ein Ton Kokosfasern geben, erstere steht zur Zeit in Levuka (Viti) zu 14 Pf. St., die Fasern pr. Ton 15 Pf. St. Bei 290 Pf. St. jährlicher Einnahme braucht ein Mann demnach 600 Bäume, die 8 Acres Land beanspruchen. Bei sechsstündiger Arbeit kann er täglich 400 Nüsse abnehmen, zusammentragen, aufbrechen und Kopra und Fasern ordnen, seine ganze Ernte von 60 000 Nüssen kostet ihm demnach 150 Arbeitstage, die er auf das Jahr vertheilen kann, da die Früchte das ganze Jahr reifen. Auf europäischen Märkten, Hamburg, London, Marseille, ist der Preis der Kopra und Fasern natürlich ein wesentlich höherer. Das Alter der Palmen, resp. deren regelrechter Ertrag, beträgt circa 60 Jahre. Einen weitern Exportartikel werden die verbreiteten Candlenüsse geben, deren Oel auf den europäischen Märkten zur Zeit mit circa 700 Mark pr. Ton bezahlt wird. Kaffee und Zuckerrohr, in ihrer ersten Anlage allerdings am theuersten, werfen jedoch den besten und sichersten Gewinn ab. Auf den Viti erfordert die Anlage einer Kaffeeplantage in einer Ausdehnung von 100 Acres ein Kapital von 2500 Pf. St. für Land, 2 Pf. St. pr. Acre.

[1]) Auf den Viti hält die englische Regierung auf genaue Erfüllung des Kontraktes. Jeder Kapitän, der im labour-trade beschäftigt, Eingeborene nach Levuka bringt, erhält pr. Kopf 8 Pf. St. für jeden „time expired labourer", der also nach Ablauf des Kontraktes in die Heimath gebracht wird, dagegen 2 Pf. St. pr. Kopf. Die Ladung eines Schooners besteht gewöhnlich aus 150 Köpfen.

Der Netto-Gewinn stellt sich für 20 bis 30 Jahre auf 20 bis 30 Pf. St. pr. Acre. Auf den Salomos ist das Verhältniß entsprechend günstiger. Aus der Verarbeitung der Kokosfasern läßt sich ein weiterer wesentlicher Gewinn ziehen. Hoffen wir, daß bald ein geordnetes Kolonisationssystem, wie auf den Viti, so auch hier eingeführt werde, daß eine europäische Macht, europäischer Unternehmungsgeist auch die Salomos der Kultur entgegenführe, daß aus den wilden Kannibalen der Jetztzeit dermaleinst friedliche Arbeiter werden.

Nekrologe.

— M. Onatzewitsch, russ. Marineoffizier, welcher durch geodätische und hydrographische Arbeiten im Meere nördlich der Beringsstraße 1876 sich bekannt gemacht hatte. 1877 nach Rußland zurückgekehrt, bearbeitete und veröffentlichte er einen Theil seiner Resultate. 1879 (s. „Globus" XXXVII, S. 15) wurde er an die Spitze einer Expedition zur Erforschung der russischen Küsten des Stillen Oceans gestellt, starb aber kurz vor seiner Abreise am 25. December (6. Januar 1880).

— Graf F. de Castelnau, französischer Reisender, starb am 4. Februar 1880 in Melbourne, wo er seit 1862 französischer Generalkonsul war. Nachdem er in den 30er Jahren fünf Jahre lang Nordamerika bereist hatte, übertrug ihm die französische Regierung eine Expedition nach dem Innern von Südamerika, welche von 1843 bis 1847 dauerte und unsere Kenntniß dieses Gebietes ganz wesentlich bereichert hat. Die Beschreibung derselben erschien 1850 bis 1851 in sechs Bänden unter dem Titel: „Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima à Para"; das Kartenwerk 1853 bis 1855 in 30 Blatt. Später war Castelnau französischer Konsul in Bahia und in der Kapstadt; seine Arbeiten über die Fauna von Südafrika sind durch Feuer verloren gegangen.

— Fr. Mehwald, ein früherer Mitarbeiter des „Globus", in welchem er seine Studien über Norwegen veröffentlichte, starb siebenzigjährig am 12. Februar 1880 in Dresden. Für sein 1868 erschienenes Werk „Nach Norwegen" verlieh ihm der König von Schweden eine goldene Medaille.

— Graf L. F. de Pourtalès, Zoologe, geboren 4. März 1823 in Neufchatel, gestorben 17. Juli 1880 in Beverly Farm, Mass. Ursprünglich Ingenieur, studirte er daneben Naturwissenschaften, kam 1847 mit seinem Lehrer Agassiz nach Nordamerika und wurde dort beim U. S. Coast Survey beschäftigt. Durch seine Bemühungen kamen die systematischen Tiefsee-Expeditionen der Vereinigten Staaten zu Stande, deren mehrere er selbst geleitet hat, wie die des „Bibb" zwischen Florida und Cuba 1866 bis 1868, des „Haßler" und andere. Sein bedeutendstes Werk behandelt die Tiefseekorallen.

— M. F. Uricochea, zuletzt Professor des Arabischen in Brüssel, starb am 28. Juli 1880 in Beirut. Er war geboren am 9. April 1834 in Bogota in Neu-Granada und stammte aus einer baskischen Familie. In New Haven promovirte er 1852 zum Doktor der Medizin, in Göttingen 1854 zum Doktor der Philosophie, war dann Quetelet's Assistent in Brüssel, vollendete seine Studien in Paris und London und errichtete dann ein höheres Kolleg in Bogota, wo er Chemie docirte. Daneben war er Philologe und unternahm manche Reisen auf den Zuflüssen des Amazonenstroms, um Material in Bezug auf die Sprachen und Alterthümer untergegangener Völker zu sammeln. Darüber veröffentlichte er: „Memoria sobre las antiguedades Neo-Granadinas" (Berlin 1854); „Documents for a Grammar of the Chibcha language" (Bogota 1861; Paris 1871); „A Vocabulary of the Language Paëz" (Paris 1877) und „A Grammar of the Goajira Language" (Paris 1878). Durch die fortgesetzten politischen Unruhen aus Bogota vertrieben, kehrte er nach Europa zurück, veröffentlichte in London „Mapoteca Colombiana", ein Verzeichniß von Karten von Spanisch-Amerika, Brasilien rc., studirte dann Arabisch in Spanien, Marokko und Paris, wurde Professor in Brüssel und starb auf einer Studienreise in Syrien an der Dysenterie.

— Dr. Philipp Jakob Bruun, Professor der Geschichte an der Universität zu Odessa, starb im August 1880 zu Slawuta in Wolhynien. Geboren in Finnland 1804, studirte er in Dorpat, Berlin, Genf und Paris und docirte von 1832 bis 1871 in Odessa. Seine Schriften, russisch, deutsch und französisch abgefaßt, beziehen sich hauptsächlich auf Geschichte und Geographie der Pontusländer; zu nennen sind „Historische und Geographische Untersuchungen über Südrußland 1852 bis 1880"; Abhandlungen über den Priester Johannes, über die alte Topographie von Bessarabien, der Krim rc., Kommentare zu den Schriften verschiedener Reisenden des 15., 16. und 17. Jahrhunderts; Noten zu Kapitän Telfer's Ausgabe von „The Bondage and Travels of Johann Schiltberger 1396 — 1427", welche 1879 für die Hakluyt Society gedruckt wurde, und vieles andere.

Hobson, engl. Marine-Kapitän, starb zu Anfang Oktober 1880 zu Pitminster bei Taunton. 1857 bis 1859 betheiligte er sich an der Polarfahrt Mc Clintock's auf der „Fox" und führte die Schlittenexpedition nach King-William-Land, welche den einzigen Bericht über den Verlauf der Franklin'schen Expedition und über Sir John Franklin's Tod auffand.

— Prof. Benjamin Peirce, Superintendent der Küstenaufnahme der Vereinigten Staaten, starb am 6. Oktober 1880 in Boston, Mass. Er war geboren 1809 in Salem, Mass., und war 1842 bis 1867 Professor der Astronomie und Mathematik an der Harvard-Universität. Von seinen meist mathematischen Schriften verdienen hier genannt zu werden der „American Nautical Almanac" und der „Report of the United States Coast Survey".

— Erhard (eigentlich Schieble), Pariser Lithograph und Kartenzeichner von Ruf, geboren 1823 zu Freiburg im Breisgau, kam 1839 nach Paris, wo er die Lithographie erlernte und sich 1852 selbständig machte. Aus seiner an Umfang stets zunehmenden Werkstatt sind eine große Menge officieller und sonstiger Kartenwerke hervorgegangen, und stets war er bemüht, Verbesserungen und Fortschritte in der technischen Herstellung von Karten zu unterstützen und zu erleichtern. Als er naturalisirt wurde, nannte er sich anfangs Schièble, später trug er nur noch seinen deutschen Vornamen. Er starb am 23. Oktober 1880 in Paris. Seine Anstalt wird von seinen zwei Söhnen fortgeführt.

— de Saulcy, berühmter Archäologe und Palästina-Reisender, starb Ende Oktober 1880 in Paris. Geboren den 19. März 1807 in Lille, wurde er Soldat, beschäftigte sich viel mit Numismatik und dann mit hebräischer und

phönikischer Archäologie. Seit 1842 Mitglied der französischen Akademie, bereiste er 1850/51 und 1863/64 Palästina und schrieb außer zahlreichen archäologischen und historischen Abhandlungen namentlich die für die Geographie des Heiligen Landes wichtigen Werke: „Voyage autour de la mer morte et dans les terres bibliques“ (2 Bde., 1852 ff.) und „Voyage en Terre Sainte“ (2 Bde., 1865).

— T. L. Phipson-Wybrants, englischer Kapitän und Afrikareisender, geboren am 29. November 1846, gestorben an seinem Geburtstage im Jahre 1880 im südöstlichen Afrika, vier Tagereisen von Umzila's Kraal. Als Offizier stand er in Gibraltar, Mauritius und Südafrika und machte viele Reisen; unter anderen begleitete er 1874 den Hon. Chas. Brownlee auf einer politischen Mission zu dem mächtigen Kaffernhäuptling Kreli. Bei seiner Rückkehr veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen über Kafferland und seine Bewohner im „Cape Monthly Magazine“, welche auch gesondert erschienen, sowie Beiträge in südafrikanischen und englischen Zeitschriften über südafrikanische Verhältnisse, die er gründlich kannte. Im Juni 1880 verließ er England an der Spitze einer vorzüglich organisirten und ausgerüsteten Expedition — er hatte einige Jahre vorher seinen Abschied genommen —, um das Gebiet zwischen den Flüssen Zambesi und Limpopo zu erforschen; ihn begleiteten vier Europäer und hundert auserlesene Eingeborene unter Tschuma, Livingstone's Begleiter. Leider erreichte er erst in gefährlich weit vorgeschrittener Zeit des tropischen Jahres sein Erforschungsgebiet, zunächst die Mündung des Sabi bei Sofala, welche erst durch ihn genau festgelegt wurde. Ein Versuch, den Fluß hinaufzufahren, mißlang; er mußte umkehren und mehr Träger miethen. Einen Monat später war er dem Fieber erlegen, und mit ihm zwei seiner weißen Gefährten, Dr. Carr und Mr. Mears, nachdem sie nur etwa 110 englische Meilen weit in das Innere eingedrungen waren. Kapitän Owen führte die Expedition nach Inhambane und Natal zurück.

— Albin Kohn, fruchtbarer Schriftsteller auf dem archäologischen und ethnographischen Gebiete und ein fleißiger Mitarbeiter des „Globus“, starb am 2. December 1880 nach einem sehr bewegten Leben in Posen. Geboren am 18. Oktober 1820 in Bromberg, war er seit 1839 katholischer Lehrer, betheiligte sich 1848 am polnischen Aufstande, wurde aber gefangen genommen und seiner Stelle verlustig erklärt. Nun widmete er sich der Landwirthschaft, lebte als Wirthschaftsbeamter einige Jahre in der Provinz Posen und in Russisch-Polen, dann als Redakteur der „Ackerbauzeitung“ in Warschau und seit 1862 als Kompagnon eines Geschäfts für landwirthschaftliche Maschinen und Sämereien in Wilna. Im Jahre darauf betheiligte er sich am polnischen Aufstand als Mitglied der nationalen Organisation für den Aufstand (uns gegenüber bestritt er eine solche aktive Theilnahme. Red.) und wurde im December 1863 verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber zu 12 Jahren Strafarbeit in Sibirien begnadigt. Mehr als sechs Jahre brachte er dort zu; dann wurde er 1870 amnestirt und kehrte nach Posen zu seiner Familie zurück. Von nun an widmete er sich ganz literarischen Arbeiten und zwar in deutscher Sprache, übersetzte viel für Zeitungen und Zeitschriften aus dem Russischen und Polnischen (an größeren Werken: Przewalski's Reisen nach dem östlichen Asien“ und Sadowski's „Handelswege der alten Griechen nach der Ostsee“), gab mit R. Andree zusammen bei Spamer „Sibirien und das Amurgebiet“, mit Mehlis bei Costenoble „Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa“ heraus und betheiligte sich lebhaft an der prähistorischen Forschung in seiner Heimathprovinz. Er erlag einem Leiden, das von seinen in Sibirien erfrorenen Zehen seinen Ausgang nahm.

— Dr. F. Mook, Mediciner und Anthropolog, aus Bergzabern gebürtig, Begleiter der Riebeck'schen wissenschaftlichen Expedition, ertrank im Alter von 36 Jahren am 13. December 1880 bei Jericho im angeschwollenen Jordan.

— Lécard, französischer Botaniker, welcher 1880 Senegambien bereiste, am Niger eine neue Art Weinrebe fand und nach Frankreich verpflanzte, starb bald nach seiner Rückkehr dorthin im December 1880.

— Edouard Mariette, der berühmte französische Aegyptologe, starb am 18. Januar 1881 zu Kairo. Geboren 11. Februar 1821 zu Boulogne sur Mer, wurde er 1848 am ägyptischen Museum zu Paris angestellt und erhielt dann die Leitung des Museums zu Bulak bei Kairo. 1850 bis 1854 und 1858 bis 1860 machte er wissenschaftliche Reisen durch Aegypten. Er entdeckte und grub aus die Apisgräber bei Memphis, den Sphinxkoloß, Ruinen in Theben u. a., wie er überhaupt allein berechtigt war, Ausgrabungen in Aegypten vorzunehmen. Er schrieb zahlreiche Schriften archäologischen und historischen Inhaltes; doch liegt sein Hauptverdienst in seinen Nachgrabungen und Entdeckungen von Alterthümern und Inschriften, für deren Auffindung er eine ganz besondere Begabung besaß.

— Dr. Philipp Anton Dethier, Direktor des Osmanischen Museums in Konstantinopel, starb 3. März 1881 daselbst im Alter von 79 Jahren. Er war in Kerpen bei Köln geboren, lebte nach Beendigung seiner Studien längere Zeit in Paris und leitete dann viele Jahre die österreichische Schule in Pera. Das Antikenmuseum im Tschinlü-köschk hat er eigentlich begründet; bekannt machte er sich durch seine Arbeiten über die Topographie von Konstantinopel und über byzantinische Geschichte. Seine archäologischen Arbeiten sind leider in den Schriften des Stambuler Syllogos und der „Turquie“ so gut wie vergraben. Seine Ausgabe des Kritobulus und sämmtlicher Quellenschriften über die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen, obgleich längst gedruckt, befindet sich noch in den Archiven der königlich ungarischen Akademie.

— Eugène Cortambert, Oberbibliothekar der geographischen Abtheilung bei der Pariser National-Bibliothek, Ehrenpräsident der dortigen Geographischen Gesellschaft 2c., starb in Passy am 5. März 1881 im Alter von 76 Jahren. Geboren war er 12. Oktober 1805 in Toulouse. Seine Verdienste liegen hauptsächlich im Lehren der Geographie durch Wort und Schrift und in der Verbreitung und Verbesserung des geographischen Unterrichts in Frankreich. An der Bibliothek war er seit 1854 beschäftigt.

— Achille Delesse, französischer Geologe, zuletzt Generalinspektor der französischen Bergwerke und Mitglied des Institutes, starb nach langer Krankheit am 24. März 1881 in Paris. Er war geboren und erzogen in Metz, studirte auf der École Polytechnique in Paris, bereiste dann Frankreich, Deutschland, Polen und Großbritannien und wurde 1845 Professor der Geologie und Mineralogie in Besançon. Damals schrieb er „Notice sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges“ (1847). Fünf Jahre später wurde er nach Paris berufen, wo er an der Sorbonne, später an der École Normale Supérieure und der École des Mines docirte und zugleich fast 18 Jahre lang Inspector der großen Steinbrüche war. Er verfaßte ferner „Recherches sur l'origine des roches“ (1865), „Carte géologique souterraine de la ville de Paris“, „Carte hydrologique de la ville de Paris“; 20 Jahre lang hat er die „Revue de Géologie“ herausgegeben; 1868 erschien sein Buch über den Regenfall

Frankreichs. Von großem Werthe sind auch seine „lithologischen“ Karten, in denen alle wichtigeren Verhältnisse der Meere um Europa, Nordamerika und speciell Frankreich zur Darstellung gebracht sind.

— Karl Weyprecht, der Nordpolfahrer, starb am 29. März 1881 in Michelstadt im Großherzogthum Hessen. Geboren 8. September 1838 zu König im Odenwalde, trat er 1856 in die österreichische Marine, in welcher er bis zum Linienschiffs-Lieutenant aufstieg. In der Seeschlacht zu Lissa zeichnete er sich so aus, daß er, der jüngste Offizier an Bord der Panzerfregatte „Drache“, mit dem Eiserne-Kronen-Orden dritter Klasse dekorirt wurde. 1867 und 1869 nahm er hervorragenden Antheil an der Küstenaufnahme des Adriatisches Meeres, 1870 an der Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß in Tunis. Ein ernstes wissenschaftliches Streben beseelte ihn von je, und so war er einer der ersten, welche dem Gedanken einer österreichischen Nordpolar-Expedition näher traten und dieselbe nach Kräften förderten. In Aller Gedächtniß ist, wie dieselbe zu Stande kam, wie der „Tegetthoff“ am 13. Juni 1872 von Bremerhafen abging, wie das Franz-Josefs-Land entdeckt wurde und die Expedition in Schlitten und Booten sich nach Europa zurückrettete (vgl. Globus XXX, S. 225, 241 und 257). Aber an dem so schwer errungenen Ruhme lag ihm weniger, als an der Sache: aus seiner Initiative ging das großartige, seiner Ausführung sich nähernde internationale Unternehmen hervor, den Nordpol mit einer Reihe wissenschaftlicher Stationen zu umgeben, um durch gleichzeitige, länger fortgesetzte Beobachtungen den meteorologischen Verhältnissen dort auf den Grund zu kommen und so eine Basis für künftige Expeditionen zu gewinnen. Er sollte die Verwirklichung des Planes, den er bis an seinen Tod eifrig verfolgte, nicht erleben: er erlag einem chronischen Lungenkatarrh, zu welchem wahrscheinlich die auf der Rückreise von Franz-Josefs-Land erlittenen Strapazen den Grund gelegt hatten. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften schrieb er einen wissenschaftlichen Bericht über die Polarexpedition im 35. Bande der Druckschriften der kaiserlichen Akademie zu Wien, dann „Die Metamorphosen des Polareises“ (Wien 1879) und noch kurz vor seinem Tode eine „Praktische Anleitung zur Beobachtung der Polarlichter und der magnetischen Erscheinungen in hohen Breiten“ (Wien, M. Perles, 1881). — Lesenswerth ist Heinrich von Littrow's Schrift „Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer“, welche Erinnerungen an ihn, Briefe von ihm, sein Porträt u. a. m. enthält (Wien, A. Hartleben, 1881; Preis 1,80 Mk.).

— Karl Kugler, Gymnasialprofessor, starb am 30. April 1881 zu Eichstätt. Er war geboren am 20. Mai 1803 zu Monheim in Schwaben und wirkte von 1829 bis an seinen Tod als Lehrer in Eichstätt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Altmühlalp, d. h. das Altmühlthal innerhalb seines Berglandes, topographisch, historisch und landschaftlich dargestellt“ (1868) und „Erklärung von tausend Ortsnamen der Altmühlalp und ihres Umkreises“ (1873).

— Romolo Gessi, der bekannte italienische Ingenieur-Offizier und Afrikareisende, ist am 1. Mai 1881 den Folgen des Sumpffiebers in Suez erlegen. Er war in Ravenna geboren und hatte in Wiener-Neustadt seine militärischen Studien gemacht. Zuerst machte er seinen Namen bekannt durch die Umsegelung des von Sir Samuel Baker entdeckten Albert Njanza (Mwutan), welche er im Auftrage des Obersten Gordon im Frühjahr 1876 in Gesellschaft von Piaggia ausführte. Eine zweite Expedition unternahm er 1878 zusammen mit Dr. Matteucci; am Sobat-Flusse aufwärts wollte er nach Kaffa vordringen, scheiterte aber an der Weigerung der Amana-Neger, ihn passiren zu lassen. Eine neue Reise nach dem Sobat wurde durch einen Aufstand der Sklavenhändler unter Suleiman Ziber unterbrochen, gegen welche Gessi das Kommando übernahm. In langen, blutigen Kämpfen gelang es ihm, dem Treiben derselben sowohl im obern Nil-Gebiete als auch in Darfur, wohin sie sich geflüchtet hatten, ein (vorläufiges?) Ende zu machen. Im April 1879 ernannte ihn die ägyptische Regierung zum Bei, bald darauf zum Pascha und Gouverneur von Makraka. Auf seiner Rückreise nach Chartum hatte er mit seinen Begleitern entsetzliche Noth auszustehen (s. oben S. 239), deren Folgen ihm nun doch den Tod gebracht haben.

— Adalbert Kuhn, berühmter Sprach- und Mythenforscher, starb am 5. Mai 1881 als Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Geboren am 19. Nov. 1812 zu Königsberg in der Neumark, studirte er in Berlin und gehörte von 1841 bis Ostern 1881 als Lehrer, Professor und schließlich (seit 1870) als Direktor dem dortigen Kölnischen Gymnasium an. Seine größten Verdienste hat er auf dem Gebiete der Sprachvergleichung und durch die Begründung der vergleichenden Mythologie der indogermanischen Völker erworben. Seit 1851 redigirte er die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung“, woran sich „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slawischen Sprachen“ anschlossen. Außerdem veröffentlichte er: „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker“ (1845); „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ (1859); „Märkische Sagen und Märchen“ (1842); „Norddeutsche Sagen“ (1848); „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen“ (1859).

— La Roncière le Noury, französischer Admiral und Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft, Senator und Großkreuz der Ehrenlegion, starb am 15. Mai 1881 in Paris. Als der Sohn eines Generals des Kaiserreiches 1813 in Turin geboren, wurde er in der Seeschule zu Brest gebildet und trat 1830 in die Marine ein, in welcher ihm eine glänzende Laufbahn beschieden war. Während des Krimkrieges leitete er als Befehlshaber der Korvette „Roland“ die Landung der französischen Armee vor Sebastopol, kommandirte 1856 die „Reine Hortense“, auf welcher Prinz Napoleon eine arktische Reise unternahm; befehligte im italienischen Kriege eine Schiffsdivision im Adriatischen Meere, dann während der syrischen Unruhen die Levantestation, hatte im Jahre 1867 die schwierige Räumung Mexicos durchzuführen und that sich endlich auch während der Belagerung von Paris als Oberbefehlshaber der in die Hauptstadt gezogenen Marinetruppen und dann der gesammten Truppen von St. Denis in den Schlachten von Champigny und le Bourget hervor.

— Graf Pompeus Litta, der letzte des berühmten lombardischen Geschlechts der Grafen Litta Biumi Resta, starb am 18. Mai 1881 auf seinem Landsitze bei Lunago Marinone. Geboren 1828 als Sohn des bekannten Geographen Graf Anton Litta, beschäftigte er sich viel mit Literatur und Malerei. Am meisten bekannt machte er sich durch eine 1865 unternommene Reise nach Centralasien, auf welcher er sich einige Wochen verkleidet in Buchara aufhielt. Die Beschreibung dieser Reise ist anscheinend noch nicht veröffentlicht worden.

Zwei Beiträge zur sudanesischen Thierfabel.

Von Baron **John v. Müller** in Heidelberg.

Nachstehende Thierfabeln wurden mir am Ansába von Eingeborenen, die sich am nächtlichen Lagerfeuer eingefunden, erzählt. Dieselben sind so wortgetreu als möglich wiedergegeben. Man hört diese Fabeln im ganzen weiten Sudân, und wenn dieselben, nach langem, ermüdendem Marsch Abends am lohenden Lagerfeuer erzählt werden, so horcht selbst der Müdeste mit Eifer zu, und rückt näher zum Feuer, damit ihm ja kein Wort verloren geht:

1. Abu'l-Hossein und der Elephant.

Der Elephant und Abu'l-Hossein unternahmen einst einen Raubzug. Sie waren schon ein gutes Stück gegangen, die Sonne braunte heiß hernieder und Abu'l-Hossein empfand bald gewaltigen Durst. „Onkel," sagte er zum Elephanten, „ich bin durstig, weißt Du nicht in der Nähe eine Quelle?" Der Elephant erwiderte: „Nein, aber wenn wir so fort gehen, müssen wir mit Sonnenuntergang den Ansába erreichen, dort ist dann gutes und klares Wasser in Fülle." Die Sonne stieg höher und höher empor, spiegelte sich auf der glänzenden Haut des Elephanten, brannte aber desto mehr im zottigen Pelz Abu'l-Hossein's, so daß dieser endlich ermattet unter einer dürren Mimose liegen blieb. „Laß mich in Deinen Bauch kriechen, Onkel," sprach er zum Elephanten, „dort soll klares Wasser sein, wie mir Dein Vetter, das Rhinoceros, einst sagte; wenn ich kein Wasser bekomme, so verdurste ich hier, und mein Blut kommt über Dich." „Aber wie willst Du hinein kommen?" sprach der gutmüthige Elephant. „Nun, durch das After," erwiderte Abu'l-Hossein. „Du wirst Dich aber schmutzig machen, gehe lieber durch das Maul hinein, wenn Du meine großen Zähne nicht fürchtest," meinte hierauf der Elephant. Abu'l-Hossein machte sich aber aus dem Dreck nichts, und blieb beim ersten Weg. Der Elephant legte sich nieder und Abu'l-Hossein begann sich in sein After hineinzuzwängen. Die gute Gelegenheit benutzend, fraß er von dem Fett des Elephanten so viel, als er nur schlucken konnte, und als er mit diesem fertig war, machte er sich an die Gedärme. „Schau nicht nach rechts und nach links, sondern trinke Wasser und mache, daß Du heraus kommst," brüllte plötzlich der Elephant vom Schmerz gepeinigt. Doch Abu'l-Hossein fraß weiter, und verursachte dem Elephanten derartige Qualen, daß er aufsprang, über Berg und Thäler raste und schließlich an den Ufern des Ansába todt zusammenstürzte. Abu'l-Hossein füllte sich noch gehörig seinen Bauch, packte noch einen Haufen Gedärme und setzte dann seinen Weg fort. Nach einiger Zeit begegnete er Leuten, die volle Butterschläuche trugen. Er grüßte sie, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und sagte ihnen, als sie fragten, woher er die Gedärme habe, daß er soeben einen Elephanten gejagt hätte, der etwas weiter oben am Ufer im Dickicht liege; sie sollten nur der Spur der Gedärme, die er mit sich schleife, folgen, so würden sie ihn schon finden.

Die Leute legten schnell die Butterschläuche nieder, ergriffen ihre Lanzen und machten sich freudig auf den Weg den Elephanten zu suchen, während sie den braven Abu'l-Hossein nicht genug loben konnten. Als die Leute weit genug fort waren, machte dieser sich an die Butterschläuche, trank so viel von der Butter, als er nur irgend zu fassen vermochte, leerte, was er nicht trinken konnte, in den Ansába, und füllte hierauf die Schläuche mit seinem Unrath. Nur einen Schlauch hatte er nicht öffnen können, und dieser blieb daher mit Butter gefüllt. Kaum hatte Abu'l-Hossein seine Schandthat vollendet, so kamen die Leute mit Fleisch, Haut und Zähnen des Elephanten beladen zurück. Abu'l-Hossein rief ihnen schon von weitem zu: „Habe ich Euch nicht einen guten Weg gezeigt und Eure Schläuche gehütet? Gebt mir jetzt einen Schlauch Butter als meinen verdienten Lohn." Die Leute erwiderten: „Nimm, welchen Du willst." Abu'l-Hossein nahm den Schlauch, welchen er nicht hatte öffnen können, zwischen die Zähne, warf sich in die Fluthen des Ansába und erreichte schwimmend glücklich das andere Ufer. Jetzt merkten die Leute an dem verminderten Gewicht ihrer Schläuche die Schandthat Abu'l-Hossein's; sie wollten ihm nacheilen um ihn zu tödten, doch als sie an den Ansába kamen, konnten sie wegen der heftigen Strömung und der Tiefe des Wassers nicht hinüber. Zu ihrem Schaden mußten sie noch sehen, wie Abu'l-Hossein sie am andern Ufer verhöhnte, den Schlauch zerriß und die Butter schlürfte. —

Abu'l-Hossein, der sudanesische Schakal, ist analog unserm Fuchs. Ob die Sagen von ihm unter den Schwarzen des Sudân ursprünglich entstanden, oder wie die von unserm Reinecke Fuchs aus Indien stammen, ist eine schwer zu lösende Frage.

2. Esel und Hyäne.

Die Hyäne war einst beim Esel zu Gast geladen. Doch das Essen mundete ihr nicht, immer schaute sie den Esel wieder an, so daß dieser sie endlich fragte: „Warum langst Du nicht zu, Base? Hast Du etwa Furcht vor mir?" Die Hyäne erwiderte: „Du hast so lange Hörner wie der Büffel, und ich fürchte, Du könntest mich, wie dieser einst, verwunden." „Du brauchst Dich nicht zu fürchten," sagte hierauf der Esel, „was Du für Hörner hältst, sind Ohren; überzeuge Dich selbst dadurch, daß Du ein Stückchen von ihnen kostest." Die Hyäne kostete und fraß beide Ohren ab. So hatte der Esel durch eigene Dummheit der Hyäne die Furcht genommen, und wird seit jener Zeit von ihr verfolgt und gefressen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den Stand der Loskaufsoperationen in Rußland meldet der „Reg.-Anzeiger": Die Vergleiche sind abgeschlossen und die Angelegenheiten vollständig regulirt in 92 914 Gemeinden mit 8 016 759 Revisions-Seelen; an Land sind den Bauern überwiesen 28 616 872 Deßjät. 2231 Sash. Die bewilligten Kredite beliefen sich auf 753 818 058 Rubel 34 Kopeken. Regulirt, aber aus verschiedenen Gründen noch nicht endgültig bestätigt waren am 1. April 1881 die Vergleiche von 1271 Gemeinden.

— Nach den officiellen Tabellen über die Betriebsresultate der russischen Eisenbahnen von 1873 bis 1879 waren Ende 1879 im Betrieb 20 747 Werst Bahnen mit einem Betriebsmaterial von 5476 Lokomotiven, 7086 Personenwagen, 177 kaiserliche und andere Dienstwagen, 114 009 Güterwagen und 857 Gepäckwagen.

Asien.

— In der Sitzung der „Russisch. Technischen Gesellschaft" vom 3. (15.) April machte Herr Iwanitzki genauere Mittheilungen über die Anwendung des Telephon während der Achal-teke-Expedition. Auf 130, später 166 Werst (weiter reichte die Leitung nicht) konnte man jedes Wort deutlich verstehen. Bemerkenswerth ist, daß die Sprechenden auch die Aufgabe der Depeschen auf dem danebenliegenden Telegraphendrahte hörten. Die Apparate, System Siemens, hatte Schwabe in Moskau geliefert.

— Am 27. November (9. December) sind in Taschkent im Saale des dortigen General-Gouvernements die Sitzungen der Turkestanischen Sektion der russischen Gesellschaft für Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie eröffnet worden. Den ersten Vortrag hielt Herr D. B. Iwanow über „die Sande im Ferghana-Oblast". (Turk. Ztg.)

— Zur Ausbreitung der Kenntniß der sartischen und kirghizischen Sprache unter den russischen Offizieren in Turkestan hatte der Chef des Generalstabes im dortigen Militärbezirk Generalmajor Mozel im Offizierkassino zu Taschkent im vergangenen Winter einen wöchentlich dreimaligen Kursus von zusammen 48 Lektionen über die Grammatik dieser Sprachen arrangirt, die Sprechübung zunächst dem Belieben der Hörer in ihrem Verkehre mit den Eingeborenen überlassend. Aehnliche Kurse sollen auch in anderen Garnisonen, vorerst in Samarkand, Margelan und Wjerny eingerichtet werden. Zum Selbststudium hat General Mozel die Abfassung von Lehrbüchern nach Ollendorf's Methode und von Wörterbüchern in Anregung gebracht. Auf seinen Vorschlag sind bereits unterm 3. (15.) November Preise von je 600 Rubel für das beste kirghizische oder sartische Lexikon und von je 400 Rubel für das beste Lehrbuch in einer der beiden Sprachen ausgesetzt. Die genaueren Bedingungen für die Konkurrenzarbeiten sollen demnächst veröffentlicht werden.

— Ueber die Dampfschifffahrt auf dem System des Ob und Irtysch im Jahre 1880 theilt die „Jekaterinburgskaja Nedjelja" Folgendes mit: Es verkehrten im Ganzen 37 Dampfer und 2 kleine Dampfkähne; für 1881 werden vier weitere Dampfer eingestellt. Befördert wurden an 3000 Mill. Pud Lasten, ferner rund 11 000 Passagiere, 648 Soldaten, 6962 neu ausgehobene Rekruten, 9192 Arrestanten und 1464 Frauen und Kinder von letzteren. Die Fahrten gingen zwischen Tjumen und Semipalatinsk auf den Flüssen Tura, Tobol und Irtysch; zwischen Tjumen und Tomsk auf den Flüssen Tura, Tobol, Obi und Tomi; außerdem gingen Dampfer flußabwärts bis in den Obischen Meerbusen und auf dem Tschulym bis Atschinsk. Die Strecke zwischen Tjumen und Tomsk legten die Dampfer in 7 bis 8 Tagen zurück. Die Tura wurde bei den vorjährigen Fahrten von vielem Treibholz gereinigt.

— Aus Wladiwostok theilt man der „Kronst. Ztg." mit, daß 20 Meilen von jener Stadt unweit der Bucht im Flüßchen Sedemi Kohlenlager entdeckt worden sind. Für die Ausbeutung derselben hat sich eine Gesellschaft gebildet. Bisher mußten die Kohlen aus Japan geholt werden und betrug der Verbrauch im Hafen von Wladiwostok etwa 15 000 Tonnen, ungerechnet die 10 000 Tonnen für das dort versammelte Kriegsgeschwader.

— Seitens der milit.-topograph. Abtheilung des kaukas. Militär-Bezirks ist eine neue vom Oberst Stebnitzki redigirte Karte von Persien, Afghanistan und Beludschistan im Maßstabe von 50 Werst = 1 Zoll (1 : 2 100 000) in drei Blättern nebst Plänen in dreifarbigem Druck herausgegeben worden.

— Lieutenant Conder, R. E., welcher bekanntlich mit der Aufnahme des Ostjordanlandes beauftragt ist, traf Ende März in Beirut ein und hat, da seine Instrumente noch nicht angelangt waren, einen kurzen Ausflug nach dem nördlichen Syrien unternommen. Er besuchte Höms, Kalat-el-Hosn, Tripoli, Baalbek, wo er eine interessante Entdeckung in Bezug auf die Orientirung des dortigen Tempels machte, und andere Orte. Vier engl. Meilen südlich des Sees Kadesch, südlich von Höms, welchen der Orontes durchströmt, glaubt er die Ruinen von Ketesch, der „heiligen Hauptstadt der Hittiter", welche um 1340 vor Chr. durch die Aegypter zerstört wurde, in dem Ruinenhaufen Tell Nebi Mendeh gefunden zu haben. Er verheißt nächstens weitere Aufklärungen.

— In Aleppo ist kürzlich, wie „The Athenaeum" mittheilt, das Grab Saladin's, des berühmten kurdischen Sultans von Syrien und Aegypten (gestorben 1193), in der über demselben errichteten, jetzt verfallenen Moschee aufgefunden worden.

— Nach dem eben stattgehabten Census beträgt die gesammte Bevölkerung von Britisch-Birma 3 704 253 und hat seit 1872 um 34 Procent zugenommen. Rangun zählt 132 004 und Maulmein 46 472 Seelen, ein Zuwachs von 36 resp. 14 Procent. Dies starke Wachsthum rührt hauptsächlich von Einwanderung her.

— Die Herren Henry Soltau und J. W. Stevenson von der „China Inland Mission" haben die Reise von Bhamo am Irawadi nach China glücklich in einem Zeitraume von etwa vier Monaten zurückgelegt und am 14. März dieses Jahres I-tschang-fu am Jang-tse-kiang erreicht. Es ist dies das erste Mal, daß diese Strecke von Europäern (gerade in dieser Richtung von Westen nach Osten) zurückgelegt worden ist.

— In der Sitzung der Petersburger Geographischen Gesellschaft vom 1. (13.) April hielt Herr Jadrintzew einen Vortrag über seine vorjährige Reise in den Altai. Auf der Hinreise durch die Kulundinskische Steppe untersuchte er zunächst den See Tschany; dann ging er über Biisk am Einflusse der Bija in den Katun, an ersterm Flusse aufwärts zum Teletzker-See. Dieser See liegt nach

Helmersen's Beobachtung 1600 Fuß über dem Meere und ist bemerkenswerth durch seine felsigen, bewaldeten Ufer. Der Name des Sees bedeutet in der dortigen Sprache „der goldene See"; über diesen Namen giebt es eine besondere Legende. Von Interesse ist der See auch dadurch, daß er an 40 kleine Zuflüsse aufnimmt, deren Helmersen nur 20 erwähnt. Von dem See aus ging Jadrintzew zur Erforschung des Gebirges in den Altai selbst. Von Kaschagatsch am Tschui wandte er sich nach Südwest am Flusse Tschaganuzurku aufwärts zu dessen Quellgebiet, und er überschritt hier die Schneealpen des Tschui in einer Höhe von 9000 Fuß. Der Abstieg zur Mündung des Karakem (russisch Topolewka) in die majestätische Argut oder Archyt führte in ein schönes Thal mit prächtigen grünen Pappeln. Die reißende Argut wurde auf kleinen Flößen übersetzt, und die Reisenden gelangten nun zum Flusse Kokfuma und erstiegen dann die Gipfel des Bereli und Katuni, wo man auch den Bereli-Gletscher besuchte. Dieses Eisfeld ist von einer Menge Wasserrinnen durchfurcht, die sich zu förmlichen Gebirgsbächen vereinigen. Die Moränen zeichneten sich auf dem weißen Schneefelde deutlich ab und liefen am Ende des Gletschers in großen Steinmassen zusammen. Alle Gletschererscheinungen, die in der Schweiz von den Gelehrten beobachtet sind, fanden sich auch an diesem sibirischen Gletscher.

Nach Ueberschreitung des katunskischen Gebirgskammes stieg Jadrintzew hinab in das Thal des Uimon. Hier liegt am Fuße des Gebirges eine ganze Reihe von Dörfern. So nahe an der Grenze Chinas umgiebt das eigenartige eingeborene Volkselement diese Dörfer, in ihnen aber lebt der Nerv russischen Lebens, slavischer Typus und slavischer Charakter; es sind die Nachkommen flüchtiger Raskolniki.

Die höchst werthvollen Resultate von Jadrintzew's Reise sind in einer genauen Marschroutenaufnahme mit zahlreichen Höhenbestimmungen niedergelegt; außerdem ist eine besondere Karte des Tschui angefertigt und sind viele anthropologische Nachrichten über die dortige Bevölkerung gesammelt worden.

Afrika.

— Mr. Joseph Thomson, der junge Afrikareisende der Londoner Geographischen Gesellschaft, ist am 6. Mai nach Zanzibar abgefahren, um im Auftrage des Sultans die geologische Erforschung des Rovuma u. s. w. auszuführen. Vorher hat er Unterricht im astronomischen und anderen Beobachten erhalten. Auch ist Mr. James Stewart wieder nach dem Njassa-See zurückgekehrt. Beiden Reisenden ist von der Royal Geographical Society eine Anzahl werthvoller Instrumente anvertraut worden.

— Der Bericht der Livingstonia-Mission für 1880 hebt hervor, daß der Spiegel des Njassa-Sees bei niedrigem Wasserstande seit dem Jahre 1875 beständig gesunken ist, so daß er im December 1880 3 Fuß tiefer als im December 1875 stand. Sollte diese Erscheinung fortdauern, so würde das die Beschiffung des südlichen Theiles des Sees namentlich in der trockenen Jahreszeit schwer beeinträchtigen und der obere Schire, welcher jetzt eine so treffliche Wasserstraße abgiebt, würde durch Sandbänke und Treibholz versperrt werden. Unter solchen Umständen wäre es voreilig, auf die Verbindung des Tanganjika mit der Küste via Njassa-See und Schire schon jetzt allzu große Hoffnungen zu bauen, wie in England von mancher Seite geschieht. Solche Senkungen und andererseits Hebungen des Seespiegels — wie eine der letzteren am Tanganjika beobachtet worden ist, welche inzwischen wieder in das Gegentheil umgeschlagen ist — hängen wahrscheinlich vom Regenfall in den betreffenden Gebieten ab; indessen sind erst lange fortgesetzte und genaue Beobachtungen erforderlich, um diese interessante Frage endgiltig zu lösen.

— Depeschen des Gouverneurs des Senegal an den französischen Marineminister melden mit großer Befriedigung, daß der König Amadhu von Segu einen Vertrag unterzeichnet hat, durch welchen den Franzosen gestattet wird, sich in seinem ganzen Lande niederzulassen, und in dem ferner die Straße nach dem Meere unter französisches Protektorat gestellt wird. Bisher wollte Amadhu keinen Europäer in Segu dulden. In Paris hält man diese plötzliche Sinnesänderung schon für eine Folge der tunesischen Expedition.

Polargebiete.

— Mr. Leigh Smith, welcher für seine letztjährigen Entdeckungen im Franz-Josefs-Lande von der Royal Geographical Society eine goldene Medaille erhalten hat, rüstet sich schon wieder für den kommenden Sommer zu einer arktischen Fahrt.

— Die vierte niederländische Nordpol-Expedition hat am 7. Mai auf dem „Willem Barents" Amsterdam verlassen. Lieutenant H. van Broekhuysen führt das Kommando; an Bord befindet sich ein Zoologe und, wie bereits auf früheren Reisen, der Photograph W. J. A. Grant.

— Als Eskimo unter den Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878 bis 1880. Von Heinrich W. Klutschak, Zeichner und Geometer der Expedition. Mit 5 Karten und zahlreichen Illustrationen nach Skizzen des Verfassers. (Wien, A. Hartleben. Preis 6 Mark.) In diesem wirklich reich und gut ausgestatteten Buche führt der Verfasser als Augenzeuge den Leser in einfacher, erzählender Form durch die verschiedenen Stadien eines zweijährigen Lebens im äußersten Norden Nordamerikas. Der Zweck der Schwatka'schen Partie war kein streng wissenschaftlicher; sondern ausgesendet, den Schleier zu lüften, der das Schicksal der verschollenen Franklin'schen Expedition umgiebt, sollte die kleine Abtheilung durch eigene Erprobung zugleich die Frage beantworten, ob und inwieweit es dem Weißen möglich ist, die klimatischen Verhältnisse der Polarzone mit den derselben zu Gebote stehenden eigenen Mitteln zu bekämpfen. Mit Karte, Wort und Bild schildert der Verfasser das Leben der kleinen Partie in der Zeitperiode ihrer Akklimatisirung, begleitet sie auf Hunderten von Meilen durch beinahe unbewohnte, gänzlich unbekannte Gegenden, weilt während der Sommermonate unter den noch immer sichtlichen Ueberresten der Leute Franklin's und kehrt mitten im strengen Winter nach dem Ausgangspunkte in der Hudsons-Bai zurück. Auf den weiten Schnee- und Eisfeldern des Nordens liegt, von der Natur gebahnt, der Weg für den Nordpolfahrer der Zukunft, in dem genügenden Thierreichthume die Beantwortung der Frage seiner Existenz und im Eingeborenen der kalten Zone selbst sein bester, sein gediegenster Begleiter. Den Eskimo in seinem ursprünglichen Zustande als Kind des Nordens kennen zu lehren, seine Bildungsfähigkeit und die Möglichkeit seiner Verwendung zur Förderung der Geographie und Naturwissenschaft darzuthun, war das specielle Bestreben des Verfassers.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Skizze der Thalebene von el-Hedscher.

NB. el-Akhma ist ein Wald von Sandstein-Klippen und Nadeln unterhalb des hohen Sandsteinrandes der Harra.

Sandstein-Hochland
Magn. Nord
eth-Thorrêjid
el-Mezham
Teima
Derb el-Hadsch
Rakb el-Hedscher
Nach d. Hochlande der Beduinen
el-Bidhar
el-Mo'ajdal
Sandstein-Rand
Harrat Hochplateau von basaltischer Lava
Wadi Thirba
Howeiri
Ruinen aus Lehm
Khreiwad
Kela'at Medjin Salih
Ethlib
Ruinen der alten Stadt EGRA
Howwâra
Wadi Schelal
Derb el-Hadsch (Pilgerstrasse)
der Harra
el-Akhma
el-'Aueirid
el-Hutheba od. Dsch. Rumm
el-Mo'aidal
Wadi Meirmshu
Ruinen el-Khreibi
Wadi el-Kurra
Dsch. Mo'allak
el-Hamâdi
el-'Alli

Kasr Schebib
Ledschûn
Kela'at Katrân
Gegend des todten Meeres
Mdaibia
Nikkel
Kerak
Mehai
Tscheinisch
Dahtras
Wadi Haessih
Kela'a
Durf ed-Drawisch
Dschardânie
Borma
Vulkan. Berg
Kela'at Aneisi
Schemmie
Ma'an
Mortrub
Ard Kelbi
Rand des Kalkgebirges
Ard es-Sawwân
Dsch. Scherra
Ghadîr-Umm-Ajâsch
'Akaba (AILA)
HOWEITAT
Kela'a
'Akaba
Harrat-Batn-el-Gôl
SCHERRARAT
Ard Dschiddar
Kela'at Mdawwara
Dsch. Halat-Ammar
Dhât-el-Hadsch
el-Hisma Sandstein-Gebirge
el-Kâ'a
G(K)ereje
Dsch. Scherrôra (el-Mumbir)
Tebûk
Dâr-el-Mughr
Sandstein-Rand der Harra
Kela'at-el-Akhdhar
Wadi-es-Sâni
Hochplateau von basaltischer Lava, Rand der Harrat el-'Aueirid
Kela'at-Birket-Mo'attham
BILLI
Dâr-el-Hamrâ
Schuk-el-'Adschûz
Zellâkat
Dsch. Abu Tâka
Mufarrisch er-Ruz
ÂNEISI
Medjin-Sâlih
el-'Alli

Die Pilgerstrasse (Derb el-Hadsch) von Kela'at-Katrân bis Medjin Salih.

Von Charles M. DOUGHTY.

△ Lagerplätze

Tebûk
Harrat el-'Aueirid
el-'Alli
el-Harreiri
Harrat Dscheheina
Harrat Khaibar
EL-MEDÎNA
Harrat-el-'Anâbis
Lâbat el-'Akûl ('Agûl)
Harrat Rodwa
Harrat Auwali
H. Abu Rascheid (G(K)oreidha)
Harrat en-Nukheil
H. Beni 'Abdillah
H. Turra (Terra)
Harrat Kesschub
Harrat Biss
H. er-Ruka'a
H. 'Ashîri
H. 'Ateifa
W. Fâtma
H. Sfeina
MEKKA

Vulkanische Zone zwischen Tebûk und Mekka.

Verlag von F. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin.

Globus.

XL. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Vierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1881.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polar-Gebiete.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Slavonien.

Tatra-Gebirge.

Elsaß.

Asien.

Turkmenen-Land.

Berichtigungen.

S. 16, Spalte 2, Z. 42. Die Tiefseeforschungen des „Travailleur“ fanden nicht im Mittelländischen Meere, sondern im Biscayischen Meerbusen statt.
„ 185, „ 1, „ 41 lies „unempfindlich“ anstatt toll.
„ 223, „ 2, „ 30. Das bei Mamussia aufgefundene Theater gehört der antiken Stadt Bura (nicht Keryneia) an.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

I.

Jules Crevaux, Arzt erster Klasse in der französischen Marine, hatte seine erste südamerikanische Reise noch nicht ganz vollendet (vergl. „Globus" XXXVII, Nro. 1 bis 6), als er schon den Plan zu einer zweiten entwarf. Nachdem er den Maroni und Yary erforscht, mußte er zur Vervollständigung seiner Karte noch die Wasserscheide zwischen Oyapok und dem Amazonenstrom besuchen und den Paru, einen der größten aber unbekanntesten Flüsse Guayanas, hinabfahren. Er war zu Ende December 1877 in Frankreich angelangt und hatte wegen schwerer Anämie einen sechsmonatlichen Urlaub erhalten; doch schon nach dreimonatlicher Krankheit erholte er sich rasch, und auch ohne den Gebrauch von Chinin kehrten die Fieberanfälle nur selten wieder. Rasch beendete er seinen Reisebericht, ließ seine Routenkarten zeichnen und schiffte sich am 7. Juli 1878 in St. Nazaire wieder nach Südamerika ein. Während seines Aufenthaltes in Demarara lernte er den englischen Reisenden E. Im Thurn kennen sowie eine Bande Makusi-Indianer, welche dieser vom obern Essequibo mitgebracht hatte. Er verdankte demselben zahlreiche ethnographische Gegenstände und konnte seine wilden Begleiter, welche durchaus den Roucouyenne-Indianern in Guayana gleichen, photographiren. Unter anderen Gegenständen, die er am Yary nicht gesehen hatte, fand er bei ihnen Blasrohre und Schuhe. Aus ersteren, welche genau ebenso sind, wie diejenigen der Indianer am obern Amazonenstrom, werden kleine mit Curare vergiftete Pfeile geschossen. Die Schuhe, deren Sohle aus der Blüthenscheide von Miritis geschnitten ist, schützen die Füße bei Wanderungen über die Savanen, wo der Boden hauptsächlich aus Eisenerz besteht.

Am 28. Juli 1878 landete Crevaux zum vierten Male in Französisch-Guayana. Seine beiden Schwarzen, welche ihn auf seiner ersten Reise begleitet hatten, der tapfere Apatu und der furchtsame Joseph, hatten sich nicht zum Stelldichein eingefunden; nur sein kleiner Hindu-Diener Sababodi, den er wegen Krankheit zurückgeschickt hatte, war zur Stelle. Wegen der Unmöglichkeit, in Cayenne auch nur einen einzigen Begleiter anzuwerben, reiste er am 3. August nach Surinam oder Paramaribo, der Hauptstadt von Niederländisch-Guayana, wo er in dem einzigen Gasthofe das einzige Zimmer mit zwei französischen Goldsuchern theilen sollte. Glücklicherweise hatte jeder der drei seine Hängematte bei sich, so daß sie das unsaubere Bett den Flöhen ungestört überlassen konnten. Paramaribo ist eine kleine reinliche Stadt mit weißen spitzen Häusern, welche auf ebenem Boden am linken Ufer des Surinam-Flusses an einander gereiht stehen. Schwer läßt sich erklären, warum der Ort auf einer Stelle erbaut ist, welche unter dem Niveau des Hochwassers liegt, wenn man nicht annehmen will, daß die Holländer ihre Geschicklichkeit in der Anlage von Deichen, Dämmen und Kanälen haben zeigen wollen. Paramaribo ist trotz seiner schlechten Lage gesund und steht darin Cayenne nicht nach, obwohl letzteres höher liegt und von der Seebrise getroffen wird. Die Kreolen der holländischen Kolonie sind gegen Fremde sehr liebenswürdig; Crevaux macht ihnen nur zum Vorwurfe, daß sie unter ihrem lachenden Himmel und üppigen Vegetation den kalten, melancholischen Charakter der nördlichen Völker sich bewahrt haben. Ein großer Theil der weißen Bevölkerung besteht aus Juden; angeblich haben sie wegen ihrer Wasser-

schen unter allen holländischen Kolonien Guayana als die nächstliegende bevorzugt. Ihre Nachkommen scheinen das warme Klima ziemlich gut zu ertragen. Ein jüdischer Arzt, den der Franzose dort kennen lernte, stellte ihm seine fünf Geschwister und seine Eltern vor, welche sich sämmtlich einer vollkommenen Gesundheit erfreuten.

Durch die Unterstützung des Gouverneurs Van Suypesteyn hoffte Crevaux eine Mannschaft von Buschnegern oder Yukas vom Tapanahoni-Flusse zu erhalten. Diese Wilden sind schwerer zu lenken, als die eleganten Schwarzen in Lackstiefeln und rothen Kravatten, welche auf dem Quai spazieren gehen, sind dafür aber sehr geschickt, ein Boot durch die zahllosen Stromschnellen der Flüsse Guayanas zu führen. In Ermangelung von Buschnegern jedoch mußte er sich entschließen, vier von den solidesten Schwarzen der Stadt für täglich 5 Franken, alles in allem, anzuwerben. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß diese civilisirten Neger die Füße auswärts setzen, während die schwarzen Jukas und Bonis mit fast parallelen Füßen gehen, wie die Eingeborenen Südamerikas. Dieser Unterschied entsteht wahrscheinlich durch die Schwierigkeit, im Walde zu gehen: die Schmalheit der Pfade zwingt den Wanderer, oft den linken Fuß in die Tapfe des rechten zu setzen.

Ansicht von Surinam. (Nach einer Photographie.)

Tineri, Granitfels mit Skulpturen im Maroni. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

Crevaux wartete schon sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, um nach Französisch-Guayana zurückzukehren, als die Nachricht kam, daß die Goëlette, welche den Postdienst zwischen Paramaribo und dem Maroni versah, dicht vor der Mün-

dung des Surinamflusses gescheitert war. Der Gouverneur hatte zum Glück den Gedanken, einen Kriegsdampfer dafür einzustellen, welcher in einigen Tagen abfahren sollte. In der Zwischenzeit besuchte er das Spital, wo er bei Schwarzen, Mulatten und auch bei Weißen auffallend viel Elephantiasis fand, und die kleine Sammlung lebender Thiere im Garten des Regierungsgebäudes. Am 10. August erfolgte dann die Abreise. Die Ueberfahrt nach Saint-Laurent du Maroni nimmt gewöhnlich 12 Stunden in Anspruch; da aber das Schiff unterwegs hydrographische Untersuchungen zu machen hatte, dauerte es diesmal vier Tage, und trotz der Freundlichkeit, mit welcher die niederländischen Offiziere dem Reisenden entgegenkamen, war es für diesen nicht sehr angenehm, daß drei Tage lang in Sicht der Maroni-Mündung Sondirungen vorgenommen wurden.

Die Holländer haben ein Interesse daran, diesen Theil

Das mittlere FRANZÖSISCH-GUAYANA und der LAUF DES OYAPOK, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 1879.

Maassstab 1 : 2 500 000.

Dressé par J. Hansen — Gravé par Erhard

der Küste genau kennen zu lernen, da die von Europa nach Surinam bestimmten Schiffe in dieser Gegend dem Lande sich nähern; und dabei ist die Küste von Britisch- und Holländisch-Guayana so flach, daß der Schiffer dort keine einzige Landmarke trifft, um danach seine Position auf der See zu bestimmen.

Als Crevaux bei der Strafanstalt Saint-Laurent endlich landete, fand er dort seinen frühern Begleiter Apatu vor, allerdings in krankem Zustande; doch konnte er ihn schließlich zur Theilnahme an seiner neuen Reise bewegen, indem er ihm versprach, ihn nach Vollendung derselben nach Frankreich mitnehmen zu wollen. Während Apatu seine völlige Genesung abwartete, unternahm sein Herr einen Ausflug nach einem Granitfelsen, der mit Zeichnungen der alten Anwohner des Maroni bedeckt sein sollte. Zwei Kollegen von der französischen Marine und der Kaufmann Tollinche begleiteten ihn, letzterer als Führer zu der schwer zu findenden Merkwürdigkeit. Um 3 Uhr Nachmittags wurde aufgebrochen und gegen 7 Uhr Abends die Insel Portal erreicht, wo seit etwa 20 Jahren die vier

Brüder Bard wohnen. Dort warteten sie bis 11 Uhr den Eintritt der Fluth ab. Der älteste der Brüder beschäftigt sich neben dem Ackerbau auch damit, wissenschaftliche Sammlungen anzulegen, namentlich von Schmetterlingen und anderen Insekten. Darunter befand sich die Fulgor laternaria, welchen eine unerschrockene Holländerin Fräulein von Merian, die ihre Liebe zur Wissenschaft mit dem Leben hat bezahlen müssen, zuerst am Oyapok gefunden hat. Ihre Behauptung aber, daß das Insekt genügendes Licht verbreite, daß man dabei zeichnen könne, haben neuere Forscher in Abrede gestellt, und weder die Brüder Bard, noch später Apatu, welchem das Thier im Pariser Museum gezeigt wurde, wollten davon etwas wissen.

Gegen 11 Uhr Abends wurde die Fahrt fortgesetzt; es war Vollmond, der Himmel vollkommen klar, und es war eine Lust, auf den ruhigen Fluthen des schönen Stromes sich zu schaukeln. Gegen Mitternacht bemerkten sie auf der Höhe der Insel Portal und ganz dicht am holländischen Ufer einen runden Granitfels, der etwa $1^1/_2$ m aus dem Wasser emportauchte. Crevaux sprang zuerst auf denselben hinauf und fand sofort eine Höhlung, worin die früheren Einwohner ihre Steinäxte schärften; bald darauf fand man eine in den Fels geritzte menschliche Figur und ein phantastisches Thier, etwa 1 cm tief und über 1 m lang. Rasch wurden Abklatsche der Felszeichnungen genommen und dann auf dem Felsen selbst, den die Galibis „Tineri" nennen, die Mahlzeit eingenommen. Gegen Mittag langten sie ermüdet wieder in St. Laurent an.

Der Geologe Brown, welcher auf den Felsen am Essequibo und Correntyne eine große Menge solcher Steinritzungen gefunden hat, schreibt sie einer höhern Kulturstufe zu, als sie die jetzigen Indianer besitzen. Crevaux theilt diese Ansicht nicht, weil eine Vergleichung der alten Zeichnungen mit den heutigen keinen Unterschied erkennen läßt. Die Froschfiguren, welche Brown am Essequibo gesehen, sind nichts als menschliche Gestalten, wie sie die Galibis, Roucouyennes und Oyampys noch täglich auf ihren Pagaras, ihrem Geschirre oder ihrer eigenen Haut anbringen. Crevaux

Piroge vom Winde getrieben. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

hielt dieselben anfangs auch für Frösche, aber die Indianer selbst sagten ihm, dies wäre ihre Art, Menschen darzustellen. Brown glaubt, daß die Felsritzungen mit eisernen Werkzeugen oder mit der Spitze eines in nassen Sand getauchten Stockes ausgeführt sind, während Crevaux es durch das Reiben von Stein gegen Stein erklärt. Obwohl wir von der Richtigkeit der Andree'schen Erklärungsweise (s. „Globus" XXXIX, S. 247) fest überzeugt sind, setzen wir doch die Crevaux'sche hierher. Er vermuthet hinter ihnen einen religiösen Zweck. Die jetzigen Indianer, sagt er, ziehen nie in den Krieg oder begeben sich auf eine Reise, ohne sich den Leib mit Figuren zu bemalen, welche die Teufel, die sie zu Tode bringen könnten, zu verjagen bestimmt sind. Da nun diese Malereien genau mit den alten Felsritzungen übereinstimmen, so ist es glaublich, daß beide dieselbe Bedeutung haben [1].

Am 15. August kehrte Crevaux mit seiner Mannschaft und zwei niedlichen, von den Boni-Negern geschnitzten Pirogen nach Cayenne zurück, wo er gerade Zeit genug hatte, die letzten Vorbereitungen zu treffen, um dann am 21. den Gouverneur Huart auf einem Dampfer nach dem Oyapok-Flusse begleiten zu können, dessen niedriges Mündungsland bald erreicht war. Tausende von Silberreihern mit weißem Gefieder und Federbusche und feuerrothe Ibis flogen vor dem nahenden Schiffe auf, und weiterhin schwebten Schaaren reizender grüner Sittiche über den Strom. Bald darauf lief das Schiff auf und blieb

[1] Der oben erwähnte Eberhard F. Im Thurn hielt am 10. Mai 1880 in der Royal Geographical Society zu London einen Vortrag über seine Reise in Britisch-Guayana, bei dessen Diskussion Sir Henry Barkly die Ansicht eines Karibenhäuptlings mittheilte, wonach Felszeichnungen am Corentyne-Flusse vom Großen Geist herrührten, welcher seinen Fuß vom Himmel herabstrecke und sie mit seiner großen Zehe in den Fels ritze. Im Thurn fügte dann hinzu, daß, wenn die Indianer an eine hohe Klippe oder einen Berg mit solchen Zeichnungen kämen, sie sich rothen Pfeffer in die Augen rieben, um die in solchen Felsen hausenden Geister zu besänftigen. Danach verknüpften jetzt wenigstens die Eingeborenen mit diesen Ritzungen religiöse Vorstellungen, wie sie jedoch den ursprünglichen Verfertigern gewiß fern gelegen haben.

einen vollen Tag liegen, so daß sie erst am Nachmittage des 24. August die Strafanstalt (Pénitencier) Saint Georges erreichten. Dort ließ er sein Gepäck und seine beiden Pirogen ausladen und suchte seine Mannschaft zu vervollständigen, was ihm aber nicht gelang; denn ein Goldsucher von Cayenne hatte bereits alle kräftigen Leute in Beschlag genommen, und nur um einen einzigen alten Mann verstärkt, setzte die kleine Expedition gegen Abend des 26. ihre Fahrt auf dem Oyapok fort. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt begegnete ihnen eine Piroge mit Wind von hinten; Mast und Segelwerk bestanden einfach aus Palmenblättern, die fächerförmig angeordnet waren. Eine Stunde später erreichte man am linken Ufer bei einer Biegung des Stromes Felsen, die, unter dem Wasser verborgen, den

Stelle am Oyapok, wo der „Eridan“ unterging. (Nach einer Photographie.)

Verlust des Dampfers „Eridan“ herbeigeführt hatten. Das eiserne Kriegsschiff war auf dieselben aufgelaufen und im Verlaufe von wenigen Minuten gesunken. Das war ein Unglück für den damaligen Gouverneur, welcher in Ungnade fiel, aber ein Glück für die Oyampy-Indianer, die aus dem Eisen sich Harpunen machten, während sie früher wie die Roucouyennes sich eines spitzen Knochens dazu bedienten, der mittels eines getheerten Fadens hakenförmig an das Ende eines harten Holzes befestigt wurde.

Bei Einbruch der Nacht machten sie an der kleinen Insel Platnaré Halt und hingen ihre Hängematten an den Pfählen eines Schuppens auf, welchen einige civilisirte Indianer dort bewohnten. Bei Sonnenaufgang am 27. setzten sie die Fahrt fort und passirten bald die Mündungen zweier Zuflüsse von rechts, des Platnaré, welcher für Boote zwei Tagereisen aufwärts schiffbar ist, und des Siparini (eine halbe Tagereise weit befahrbar). Letzterer Name kommt in Guayana häufig vor; alle so benannten Flüsse beherbergen den von den Bootsleuten wegen seines Stiches so gefürchteten Rochen (sipari) in großer Anzahl. Gegen 8 Uhr wurde

Die Robinson-Schnelle im Oyapok. (Nach einer Photographie.)

die kleine Insel Casfesoca passirt, auf welcher sich ein alter Thurm erhebt, der längst eingestürzt wäre, wenn ihn nicht die ganz bedeckenden Bäume und Lianen noch aufrecht hielten. Früher lag dort eine kleine Besatzung, um den Unterlauf des Oyapok gegen die kriegerischen Boni-Neger zu schützen. An dieser Stelle bestehen die Ufer aus Bergen von 150 m Höhe; es zieht sich dort eine der Küste parallele Bergkette hin, welche der Fluß durchbrochen hat, aber noch nicht vollständig; denn da sie aus hartem Granit besteht, so ist das Flußbett mit mächtigen Felsen bedeckt, zwischen denen das Wasser Fälle und Schnellen bildet. Mitten in diesem ersten Katarakt des Oyapok liegt eine kleine Insel, welche lange Jahre hindurch von Jaques, einem bei Malplaquet verwundeten Soldaten des Marschalls de Villars bewohnt worden ist, der dort ein echtes Robinson-Leben führte. Als ihn der berühmte Malouët, der Gouverneur der Kolonie, besuchte, zählte er an 100 Jahre. Seine Insel heißt heute bei den Eingeborenen Acajou (Akashu) nach einer gelben sauern Frucht (Anacardium occidentale), welche sicher in Südamerika einheimisch ist, weil alle Seefahrer aus der Zeit der Conquista und die modernen Reisenden sie bei allen Wilden dort gefunden haben. Die Insel Acajou ist ein reizender Platz, wo die Eingeborenen gewöhnlich übernachteten. Als Zeichen ihrer Anwesenheit haben die Oyampys Furchen und ovale Höhlungen im Felsen zurückgelassen, in denen sie ihre steinernen Aexte schliffen. Der

Der „pataua“ der Oyampys.

Robinson-Fall nimmt es mit dem Hermina, der untersten Stromschnelle im Maroni, in jeder Hinsicht auf. Alle Flüsse in Französisch-, Niederländisch- und Britisch-Guayana sind nämlich für Dampfer nur 80 bis 100 km weit aufwärts schiffbar; dann werden sie von Granitfelsen durchsetzt, welche nur für leichte Fahrzeuge ohne Kiel und Steuerruder passirbar sind. Etwas oberhalb des Falles mündet von links ein kleiner Zufluß Courmouri d. i. Bambu. Ebenso nennen die Indianer ihre Pfeile, welche in ein, wie eine Messerschneide geschnittenes Bambustück auslaufen, und mit denen sie den Jaguar und selbst das dickhäutige Tapir erlegen. Nachdem man die Boote an Seilen über die runden Felsen in der Stromschnelle hinweg geschleppt, setzte man die Fahrt in ruhigerm Wasser fort und lagerte zur Nacht auf ähnlichen Felsen am rechten Ufer. Die Surinam-Neger, welche leicht zu erzürnen sind, beklagten sich bitter darüber, daß sie auf nacktem Stein übernachten sollten, wo sich keine Hängematten anbringen ließen. Aber Apatu und der alte Indianer wußten Rath; bald hatten sie drei Bäume gefällt, oben zusammengebunden und dann im Dreieck aufgestellt, so daß drei Hängematten daran befestigt werden konnten. Diese von den Oyampys trotz ihrer Faulheit täglich benutzte Vorrichtung heißt „pataua“; sie macht zwar etwas Mühe, aber man vermeidet so die Berührung mit allerlei lästigem Gethier. Nachdem Crevaux seine astronomischen Beobachtungen angestellt und ein erfrischendes Bad genommen, speiste er von seinen Vorräthen in üppiger Weise und legte sich dann in seine Hängematte, sorgfältig darauf achtend, daß ihm der Mond im Rücken war. Die Kreolen in Guayana fürchten dessen Strahlen ebenso sehr, wie die

der Sonne, weshalb man die Kindermädchen in den Straßen von Cayenne Abends nie ohne einen großen Regenschirm sieht, den sie ihren Pflegebefohlenen über das Gesicht halten. In der That wurde auch Crevaux mitten in der Nacht durch sein grelles Licht geweckt, mußte seine Lage ändern und ihm von Neuem den Rücken zudrehen.

Ethnographisches über die Teke-Turkmenen.

Von Dr. **Heyfelder**, Chefarzt der russischen Expeditionstruppen.

Festung Gök-Tepe, 6. Februar 1881.

Als wir die Festung Gök-Tepe am 12. (24.) Januar erstürmt hatten, so besuchte ich mit dem persischen Militärbevollmächtigten das Innere dieses großen, länglichen Raumes, dessen längster Durchmesser $^3/_4$ Stunde, dessen Breite etwa $^1/_2$ Stunde beträgt. Eine zweifache, hohe, 20 Fuß dicke Umfassungsmauer, vor und hinter derselben tiefe Gräben mit Erdwohnungen, bildeten die Einfassung. Auf dem Hochplateau, welches das Innere der Festung bildet, standen dicht gedrängt, nach der Mitte zu etwas seltener werdend, einige Tausend Kibitken (Filzzelte von der Gestalt eines Bienenkorbes), worin sich etwa 3000 Weiber, ebensoviel Kinder, viele Hundert kleiner, schwarzer Kühe, Kameele, Esel, Maulthiere, Ziegen, Schafe, schöne große Windhunde und starke weißgelbe Haus- und Hofhunde, einige seltene rothe Katzen, Hühner und Hähne und, was uns besonders interessirte, eine Anzahl junger edler Pferde oder auch einzelne verwundete Reitpferde befanden. Unendlich viel Erschlagene lagen herum, sowohl Kämpfer in charakteristischer Stellung, als Männer, Weiber und Kinder, welche durch die Beschießung getödtet und längst nicht mehr begraben worden waren. Auch der treuen Hausthiere lagen nicht wenige neben den Menschenleichen. In früherer Zeit hatten die Teke ihre Todten sorgfältig begraben, wovon mehrere gut gehaltene Kirchhöfe im Innern der Festung zeugten. Aber in den letzten Tagen, vielleicht Wochen, war es nicht mehr möglich gewesen und die Erschlagenen blieben auf dem Platz, in den Kibitken, auf der Mauer unbeerdigt liegen. Auf dem freien Platz im Innern sahen wir eine Anzahl Leute in Fesseln. Halseisen, durch Ketten mit Fußschellen verbunden, hinderten dieselben am Gehen, am Liegen, am Arbeiten. Es waren, wie mir mein Gefährte sagte, persische Gefangene. Da ich in einem der Lazarethe einen Schlosser hatte, so ließ ich einem Theil von ihnen die Fesseln abnehmen; unterdeß waren die Anderen aber trotz aller Gehhindernisse verschwunden, von ihren Landsleuten abgeholt, befreit, geflüchtet, geborgen.

Mein Beruf führte mich täglich in die Festung zu den sie besetzt haltenden Truppen, zu den verwundeten Teke-Frauen, zur Ueberwachung der Massenbegräbnisse, Leichenverbrennungen und dergleichen.

Wenn ich auch beinahe 30 Jahre Arzt und seit 1863 auf der Kriegsfährte bin, mein menschliches Gefühl, meine Sinne und das ästhetische Bedürfniß des Gebildeten haben in diesen zehn Tagen mehr gelitten, als während des ganzen schweren Feldzugs. Ich habe in dieser Zeit kein Fleisch mehr essen können; einige Tage überhaupt nichts. Der Schlaf, der mir stets ein treuer Freund und Begleiter gewesen, während die Kugeln meine Filzhütte Tagelang bestrichen und trafen, litt unter diesen Eindrücken, und wie mir, geht es vielen Anderen.

Wir fanden überall die Spuren großen Fleißes und mannigfacher Gewerbethätigkeit: einige Schmiedestätten mit allerlei, zwar rohen, doch dem unsrigen entsprechenden Werkzeug; ein Laboratorium, wo Pulver bereitet wurde; einzelne Kibitken mit Färbestoffen, sehr viele mit reifen Baumwollnüssen, verarbeiteter und in Schläuchen aufgehangener schönster, reinster Wolle, Kameelshaare, Schafswolle in Säcken gesammelt, andere schon gereinigt, gekrempelt, gesponnen, gehaspelt, auf Knäuel gewickelt, dazu die Krempelmaschinen,

Tasche, wie sie in den Kibitken hängen.

Spindeln, Haspeln, Garnwinden. Dann Säcke, Teppiche, Borten um die Kibitken, rohe und feine, einfarbige oder bunt gewebt, dazu auch grobe Weberschiffe, aber keine Webestühle, wie ich sie in Armenien gesehen. Vielleicht machen die Teke-Frauen nur Arbeiten kleineren Formates und sind die Hunderte und aber Hunderte von großen, alten und neuen Teppichen lauter Beutestücke aus Persien, welche die Teke bei sich aufgespeichert, womit sie ihre Kibitken geschmückt, ihre Pferde behangen, ihre Lager bedeckt haben. Jedenfalls Produkt des eigenen (weiblichen) Gewerbefleißes sind die groben, grauen, einfach gestreiften Korn- und Mehlsäcke, die etwas feineren, meist roth, weiß, schwarz gestreiften oder geblümten Säcke für Transport und Aufbewahrung von Kleidern, welche im ganzen Orient eine halbe Pferde- oder Kameelladung aufnehmen und Mafrasch heißen; endlich kleinere, breitere, elegantere Taschen mit langen Franzen, die gleich Chiffonièren in den Zelten aufgehängt werden und zur Aufbewahrung von Allerlei dienen. Wir adoptirten sie sogleich als Papierkörbe, Zeitungshalter, Chiffonièren und fanden sie in unseren möbellosen Filzhütten sehr praktisch. Endlich noch kleinere Taschen aus Teppichstoff, ähnlich wie Jagd- und Schultaschen mit schönen Mustern, aber nie mit einer bildlichen Darstellung, und stets in gesättigten Farben, in denen türkisch Roth, persisch

Grün und Weiß vorherrschen, indeß Schwarz die Zeichnung markirt, während Blau und Violett absolut fehlen. Diese Taschen hingen sich unsere Soldaten mit Vorliebe um und paradirten damit nach der ersten Zeit der Plünderung. Man sagte mir, daß sehr gute Stempelschneider unter den Teke sind, denn man fand Stempel, scharf und gut geschnitten, mit welchen sie ihr feines Silbergeld stempelten. Wir fanden ferner neue, gute, im vorigen Jahr eroberte Magazingewehre, alte Arkebusen, von den Persern geraubte Kanonen, Piken, halbmondförmige Schwerter, gute morgenländische Klingen, alt-tatarische Helme, Ritterrüstungen, persisches und tekinisches Silbergeld, Sicheln, Schaufeln, doch nichts, was einem Pflug ähnlich sieht. Dagegen waren die Umgebungen der Festung weit und breit besäet, terrassenförmig abgetheilt und zur Berieselung vorbereitet; Wein- und Obstgärten sind wie bei jeder Niederlassung in gutem Zustand. Mein klein bürgerliches Gemüth sah ebenso schmerzvoll auf die von uns zum Feuern und Kochen umgehauenen Feigenbäume und Obstgebüsche, wie auf die zu Tausenden herumliegenden und sich aufrollenden Knäuel feiner Wollfäden, welche fleißige und geschickte Frauenhände kunstreich aus den Hüllen der vierfüßigen Haus- und Steppenthiere bereitet. Deutscher Pedant, Sohn einer deutschen Hausfrau, warum mußtest Du auch nach Mittelasien gehen und Gök-Tepe erstürmen helfen?

Gesteppte Decken fanden sich in allen Wohnungen mehrere; Strickzeug und halbgestrickte Handschuhe lagen unter den Trümmern umher.

Schöne weiche Seile aus Kameelshaaren, leinene Bindfaden, etwas locker gewebte, aber schön gebleichte Leinwandstücke, Handtücher mit roth verzierten Enden, Wollenstoffe und schöne seidengestickte Festkleider geben uns eine hohe Meinung vom Fleiß und der Geschicklichkeit der Teke-Weiber. Ein solches Festkleid, ähnlich geschnitten wie jene willkürlichen modernen Mantillen, hat meist hellgelben Grund und darauf in dem Geschmack, wie die persischen Tischdecken und Kissen gestickt sind, Guirlanden in rother, grüner und schwarzer Seide. Es ist schade, daß keine Pariserin die Expedition mitmachte, wir hätten sonst gewiß im nächsten Frühling einen Umhang à la Teké als herrschende Mode erhalten.

Die Wohnungen der Teke bestehen aus Kibitken und

Rumpf einer Kibitke.

Kibitke von außen in fertigem Zustande.

Erdhöhlen. Die letzteren sind nicht nur während eines Bombardements ein guter Zufluchtsort, sondern auch in der großen Sommerhitze ein kühler Aufenthalt, im Winter relativ warm. Im Winter sitzen die Asiaten in denselben auf einer Unterlage von dickem Filz, darüber einen oder zwei Teppiche, den Körper mit einer gesteppten Wattedecke zugedeckt. Manchmal brennt ein Feuerchen auf dem Boden oder ein Kohlenbecken zur Erwärmung. Die Kibitke besteht aus einem Holzgeflecht, das in mehreren, 4 bis 6, Theilen auseinander genommen werden kann und welches den Körper des Hauses bildet. Die Eingeborenen verstehen dieses Geländer kunstgerecht zusammenzufügen, und nun steht eine Art Dornenkrone da, welche mit einem gewebten, oft schön gezeichneten, breiten Band umgeben wird, welche die Theile fest zusammenhält, während die unteren Enden der Stäbe kreuzweise in der Erde stecken. Oben auf diesem offenen Geländerring sieht man eine Anzahl Stangen, welche in einem Rad konvergiren und so die Strebepfeiler bilden, auf welchen das Dach ruht. Das ganze Gerüst wird mit einem Mantel von Filzen bedeckt, die, in mehrere Stücken zerfallen, an ihren Enden übereinander gezogen und mit Seilen aus Kameelshaaren zusammengebunden sind. Nun kommt noch eine äußere Hülle von Schilfmatten hinzu, welche wieder mit einem gewebten Bande umschlungen und befestigt sind. Als Thür dient ein hölzerner Rahmen, in dem hölzerne Thürflügel aufgehängt sind, jedoch ohne eiserne Angeln oder Schlösser. Häufig vertritt ein Teppich die Stelle der Thür oder hängt noch über derselben. Oft ist außen neben der Thür ein kleiner, schlechter Spiegel angebracht, vor dem, wie ich voraussetzte, die Frau oder das Fräulein vom Hause ihr Haar ordnete, und das wahrscheinlich, weil es im Innern stets dunkel ist. Man läßt das Licht von oben herein, indem man die Filzvorhänge über dem Dachrad auseinander zieht; durch eine kleine, eben da angebrachte Spalte zieht der Rauch hinaus, wenn in der Kibitke geheizt oder gekocht wird. Der Herd ist ein Loch in der Erde, über dem ein Dreifuß mit einer großen eisernen Schüssel steht. Das schönste weißeste Fett (ungewiß, ob vom Schaf, Kameel oder Ochsen), ausgelassen und in Kameelsmagen gefüllt, findet sich in allen Haushaltungen. Häcksel von Stroh, getrockneter Klee in Bündeln und komprimirt, eine Mischung von gehacktem Stroh und Heu zu Mauern aufgehäuft und gepreßt, oder in Erdlöchern vergraben, oder in Mafrasch (Säcke) gefüllt und aufgestellt, fanden wir in großen Mengen vor. Was Korn und Mehl für die Menschen und Futter für die Thiere betrifft, so hätte die Festung sich noch lange halten können. In dem Fett backen die Orientalen schwer verdauliche Teigklumpen in jenen Schüsseln, welche trocken erhitzt als Backofen für das matzeartige, flache Brod (Tschuregi) dienen. Wir sahen diese Handgriffe und Zubereitungen theils im Lager der gefangenen Frauen, theils von den jetzt die Oberhoheit Rußlands anerkennenden, unter uns erscheinenden Chans und ihren Familien ausgeübt.

Charakteristisch sind auch die vorgefundenen Schmucksachen: Ringe, Hals- und Armbänder, übergroße Broschen, Kämme von Silber mit großen rothen Achaten besetzt. Dagegen sind einige Uhren, Bügeleisen und Ketten europäischen Ursprungs. Bücher, in türkischer, persischer und der Teke-(?) Sprache gedruckt und geschrieben, fanden sich ziemlich viele vor. Sie wurden meist sorgfältig aufgehoben und höheren Offizieren übergeben. Wir hören, seit sie anfingen sich zu ergeben, daß sie einen Theil ihrer Schätze vergraben, und ihre vornehmeren Frauen mit allerlei Besitz auf Kameelen und Pferden längst geflüchtet haben. Nachdem sie äußerst tapfer gekämpft und alle Vorschläge, sich zu ergeben oder Weiber und Kinder zu flüchten, prahlerisch abgewiesen, war es kein Meisterstück von Mannhaftigkeit, daß sie beim Gelingen des Sturmes durch ein Ausfallsthor nach der Steppe auf ihren schnellen (englischen Rennern ähnlichen) Rossen davonzogen und mehrere tausend Frauen, Sklavinnen und Kinder zurückließen. Sie konnten nicht wissen, daß wir denselben so glimpflich begegnen und dieselben sogar nähren, verbinden und pflegen würden. Sehr viele Soldaten und Offiziere haben tekinische Waisenkinder angenommen.

Jelameika, kleine Kibitke.

Der Typus ist nicht ganz einheitlich. Die Mehrzahl sieht aus wie tapfere Juden; dazwischen sind auch Typen, die sich dem mongolischen oder dem der Neger anschließen, sowohl nach Schädelbildung als Gesichtsform und Farbe. Man nimmt an, daß sie sich einzelnen unterworfenen Stämmen assimilirt haben, und erklärt so die abweichenden Typen; da sie andererseits ihre Frauen aus Persien, ganz Turkmenien und überhaupt aus allerlei Stämmen zusammenrauben, so würde auch das die Verschiedenheit der Züge und Schädel erklären.

Etwas unendlich Rührendes hatte es, daß sich unter dem Schutt der Festung Gök-Tepe auch Kinderspielsachen fanden. Nicht weniger ist es ethnographisch und kulturhistorisch interessant, daß diese Spielsachen zugleich Urspielsachen sind, die ersten und einfachsten, im Alterthum und zum Theil in der Neuzeit verbreitetsten: der Ball und der Würfel, wenn ich so den kleinen roth und gelb gefärbten Fußwurzelknochen vom Schafe nennen darf, der sechs Flächen bietet und wahrscheinlich dem Würfel ursprünglich zu Grunde liegt. Außer Nachrichten der Schriftsteller belehrt uns auch eine antike Statue über dieses bei Griechen und Römern verbreitete Spiel mit den vier Knöchelchen, welche auf eine Steinplatte geworfen werden. In Trier ist das Spiel heute noch so verbreitet, wie im Alterthum, und wird ebenso mit zwei gelben und zwei rothen Knochen gespielt wie in Gök-Tepe. Ein anderes Spiel oder vielmehr Sport, hochbeliebt bei den Teke-Turkmenen, ist das Pferderennen, aber nicht im Kreis und auf einige Werst Distanz, sondern z. B. von Kyzyl-Arwat bis Gök-Tepe, was etwa 160 Werst Entfernung beträgt, und von den Teke auf ihren schlanken, hochbeinigen Pferden in einer Tour gemacht wird. Der zuerst Ankommende erhält beispielsweise 12 Kameele, der zweite 8, der dritte 4 u. s. w. Die Jagd sowohl mit dem Falken als mit dem Windhund ist bei ihnen allgemein. Sie halten eine Menge langhaariger Windspiele von grauer und gelber Farbe und vor vielen Häusern sitzt der Falke auf der Stange. Wozu sie auch Eulen bei ihren Wohnstätten am Strick hielten,

Plan der Festung Dingil-tepe.

a Umfassungsmauer. b Aeußerer Graben. c Innerer Graben. d Observationshügel. e Kleine Festung. f Ausgangsthor. g Begräbnißplatz. h Vordere Front. i Kibitken der Teke. k Freier Platz zwischen den Wohnräumen.

ist mir unbekannt, wie wir denn wohl manches von ihren Sitten und Gebräuchen nicht verstehen oder auch gar nicht zu beobachten bekommen.

Eines ganz besondern Rufes erfreuen sich die Pferde der Teke; sie stehen im Werth von 500 bis 1000 Rubeln und mehr, sind Abkömmlinge arabischen Blutes, aber gleich den englischen Rennern und Huntern durch langes Träniren zu hohen, schmalen, langbeinigen Thieren mit kleinem Kopf, kurzen Haaren, geringer Mähne, unendlicher Ausdauer, Schnelligkeit und Kraft entwickelt. Gleich dem Engländer kleidet der Teke sein Pferd in eine wollene Schabracke mit besonderer Kopfbedeckung von gleichem Stoff oder von Seide. Der Farbe nach finden sich meist Füchse, Falbe, Schimmel, seltener Braune oder gar Rappen. Sehr häufig sind sie bösartig; aber an Enthaltsamkeit bleiben sie nicht weit

hinter dem Kameel zurück. Weiber und Kinder reiten ebenfalls sowohl Pferde als Kameele, seltener Esel, die ausschließlich als Lastthiere zu dienen scheinen. Aus Persien kommen ausgezeichnet schöne Maulthiere und auch Pferde mit den Karawanen hierher; unter letzteren sah ich auch eines ohne Mähne, was nach unseren Begriffen nicht schön ist. Die Viehzucht (Pferde, Rinder, Schafe, Kameele) betreibt der Teke selbst, den Ackerbau seine geraubten persischen Sklaven oder die Hörigen. Die Vornehmen sind Raubritter und Grundherren, die über die Karawanen herfallen und den Kaufmann brandschatzen, wie sie von dem Ertrag des Bodens ihren Antheil nehmen und dafür Schutz gewähren. Skobolew ist der Rudolph von Habsburg, der diesem Faustrecht ein Ende gemacht. Die Frauen arbeiten für das Haus, vielleicht auch Teppiche und Borten für den Handel. Sie gehen unverhüllt, hängen nur irgend einen Mantel, Fetzen, Baschlik über den Kopf und Rücken, ähnlich wie die Tradition die jüdischen Weiber des alten Testaments kleidet. Die Männer haben die große Lammfellmütze auf dem geschorenen Kopf, einen wattirten Schlafrock, ganz oder in Fetzen, an, Hemd und Hosen, die Füße in Bastschuhen, den Unterschenkel mit Lappen und Schnüren umwickelt.

Bei einer spätern Untersuchung fand ich dennoch eine kleine Pflugschar. Wir erbeuteten eine bedeutende Anzahl Schaufeln, Hauen, Hacken, wogegen ich weder Rechen noch Egge sah. Mehrere große Blasebälge, offenbar zur Schmiede gehörig, wurden gefunden, eine Menge eiserner Kannen von der Gestalt von Kaffeekannen, antike Wasserkrüge von Kupfer, Teller und Schüsseln gefälliger Form von demselben Metall; seltener irdene Krüge, Kochlöffel, Schüsseln, Teller und Platten von Holz, Flaschen aus Kürbisschalen. Schöne geschnitzte Thüren von harten, altersgebräunten Holzarten deuten auf einen gewissen Geschmack und Kunstfertigkeit der Teke, wenn sie nicht annektirtes Gut sind. Wir fanden deren einige wenige. Die zahlreichen Bücher zeugen von einer nicht ganz seltenen Schriftgelehrtheit unter ihnen. Unsere wenigen Dolmetscher sind selbst nicht sehr gebildet und vermögen kein eingehendes Gespräch zwischen uns und den Teke zu vermitteln; so erfahren wir nur Weniges von ihrem Ideengang und ihren Ansichten. Ihre Antworten an Skobolew, sowohl da er sie zur Uebergabe aufforderte, als jetzt, entbehren nicht des orientalischen Pathos und der blumenreichen Wendungen. Doch unterscheiden sich ihre Aussprüche dadurch z. B. von denen ihrer Nachbarn, der Perser, daß diese mehr die Blumen, die Teke mehr die martialischen Phrasen vorherrschen lassen. Wenn ich nicht irre, schildert sie Vambery als hart und tapfer, und er hat Recht; sie haben etwas Männliches, Hartes, fast Böses als herrschenden Ausdruck. Ich habe einen einzigen unter ihnen gefunden, der ein wahrhaft freundliches Lächeln und gute, heitere Augen hatte. Daß sie oft durch Narben, ausgeschlagene Zähne, Verlust eines Auges entstellt sind, macht sie nicht schöner. Die bei den Kämpfen um die Tranchéen oder unser Lager Gefallenen behielten noch im Tode den Ausdruck des Hasses und des Fanatismus. Ihre Kirchhöfe sind sorgfältig angelegt, meist am Abhang eines Hügels, jedes Grab mit einer ovalen Lehmmauer umgeben, das Grab selbst ein glatter, länglicher, harter Thonhügel, auf welchem gewöhnlich eine Pelzmütze oder ein farbiger Tuchfetzen an einem Stäbchen aufgehängt ist. Gar nicht selten halten zwei bis drei ihrer großen Haushunde an den Gräbern Wache. Alle Nachbarstämme: Perser, Nuchuren (Juden), Karakaliner, selbst Kurden, hatten vor ihrer Tapferkeit und Raubsucht eine heilige Scheu und wichen in Folge davon mehr und mehr vor ihnen zurück, ihnen Weideplätze, Holzschläge oder, wie die Karakaliner, sogar ihre Städte und Aule, sammt bebauten Feldern, Gärten und Baumpflanzungen am Flusse Tschandyr überlassend. Ich habe bei einem Seitenstreifzug die Stadt Karakali besucht, ein modernes Pompeji. Festung, Wälle, Mauern, Thürme, Kanäle, Brücken, Wohnungen (aus Lehmwänden), Villen mit Gärten, Scheunen, Höfen, Stallungen, Brunnen, Kirchen, Kellern, Krippen, Futtertrögen, ausgedehnte Wasserleitungen und Berieselungen sind wohl erhalten, aber absolut menschenleer. Kein Wächter, kein Hausthier, nur eine Schaar Spatzen bewohnt die verlassene Stadt.

Das Klima ist natürlich Kontinentalklima, durch die Nähe der Gebirge wechselnd; Trockenheit herrscht vor. Ich habe in sechs Monaten, obgleich ich anfangs in Tschikischljar und Krasnowodsk am Ufer des Kaspischen Meeres wohnte, nur sechs eigentliche Regentage und vier erlebt, an welchen es 1 bis 3 Stunden regnete. Anfangs Januar war es häufig warm, zuweilen heiß; um die Mitte Januar begann es kälter zu werden, einige Male gefror das Wasser Nachts innerhalb unserer Kibitken. Ende Januar, d. h. den 30. und 31., Wärme, am 1. Februar Gewitter mit Donner, Blitz und etwas Regen; den 2. und 3. Februar Morgens Nebel, dann Sonnenschein, Lerchengesang, grünende Saatfelder, selbst auf den kahlen Felsen des Kob-Dagh (Köpet-Dagh) grünende Flächen. Am 7. Umschlag des Wetters, am 8. Kälte mit Schneetreiben, kleine Eiszapfen an den Ständern der Kibitkendächer; am 9. Sonnenschein und kalter Wind.

Von der Hauptfestung Dingil-Tepe, deren Plan hier beigegeben ist, rückwärts (westlich) etwa 10 bis 12 Werst entfernt, liegt Alt-Gök-Tepe, während Dingil-Tepe mit seinen 8 bis 9 detachirten Forts und den befestigten Gärten, wo unser Lager steht, zusammen den Namen Gök-Tepe führt. Der Weg nach der alten Festung geht durch lauter Mais-, Weizen-, Hirsefelder und wird nur einmal durch dünenartige Sandhügel unterbrochen.

Zur Anthropologie der Pompejaner.

Herr Direktor E. Presuhn, welcher Jahre lang mit der speciellen Erforschung Pompejis sich beschäftigte und dessen großes Werk über die Wandmalereien der untergegangenen Stadt bei T. O. Weigel im Erscheinen begriffen ist, erwarb sich das Verdienst zum ersten Male auf die anthropologischen Verhältnisse Pompejis eingegangen zu sein und zwar in einem Vortrage, welchen derselbe am 4. Mai im Leipziger Anthropologischen Vereine hielt. Es ist ein völlig unausgebautes Feld, welches der Vortragende hier betrat, auf das er jedoch, da er nicht Fachmann ist, im Wesentlichen nur vorbereitend aufmerksam machen konnte, indem er Anthropologen, die hier arbeiten wollen, eine reiche Ernte

verhieß. Jedenfalls aber hat Presuhn bereits ein reiches Material aufgestapelt: vor allem die ungemein zahlreichen in Aquarell ausgeführten höchst naturgetreuen Kopien der Wandgemälde, Photographien der Gypsabgüsse von pompejanischen Leichen, die bezüglichen Stellen aus den Schriften der Alten, welche auf den physischen Menschen sich beziehen.

Die Bevölkerung Pompejis war keine einheitliche; im Gegentheil, sie war eine gemischte, in welcher Italiker und Griechen vorherrschten. Die Stadt mag um 600 v. Chr. durch oskische Campaner gegründet worden sein, zu denen sich um etwa 500 Hellenen gesellten. Wir wissen, daß Pompeji 424 durch oskisch redende Samniten erobert und im Jahre 82 durch Sulla unter dem Namen Colonia Veneria Cornelia zu einer römischen Militärkolonie gemacht wurde. Daß außer den genannten Völkern auch noch vereinzelt fremde Bestandtheile sich in Pompeji befanden, läßt sich nachweisen. Vor allem waren Aegypter dort angesiedelt; von Alexandria aus waren die braunen Leute nach Italien gekommen und auf den Wandgemälden sind sie dargestellt, ebenso die Neger, welche man außerdem in natura gefunden hat.

Negerkopf. Nach dem Gypsabgusse einer pompejanischen Leiche. Presuhn's Sammlung.

Die überaus zahlreichen Wandmalereien, die gleichfalls zahlreich aufgefundenen Schädel und Skelete, die Gypsausgüsse der Leichen, die Porträtstatuen und Schilderungen der Alten erlauben uns ein ziemlich vollständiges Bild der alten Pompejaner zu rekonstruiren. Was die Skelete betrifft, so hat man ihnen von Seiten der Ausgrabungsverwaltung leider nicht jene Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, die sie im Interesse anthropologischer Wissenschaft verdienen; Messungen fehlen. Bei der Sicherheit über die Herkunft dieser Skelete läge hier eine gute Aufgabe für junge Anthropologen vor. Ein vortreffliches Material bieten ferner die Leichen der durch die Schlammlava Umgekommenen, welche in der sanften weichen Masse eingebettet geradezu von derselben abgeformt wurden. Diese Schlammlava, aus vulkanischer Asche mit Regen vermischt bestehend, bildet eine Schicht von etwa zwei Meter Dicke. Die Körper der Todten wurden von der dickflüssigen Masse völlig umschlossen, die weichen Theile verwesten allmälig und so entstanden in dem nach und nach erhärteten Schlamm Höhlungen, welche getreu die Formen der ehemals in ihnen begrabenen Leichen aufbewahrt haben. Fiorelli erfand nun im Jahre 1862 ein Verfahren diese Höhlungen auf sehr sinnreiche Weise mit Gyps auszugießen und erhielt auf diese Weise vollkommene Ausgüsse von den alten Pompejanern. Ein wie schlafend daliegender Mann fesselt durch die Ruhe, die in seinem ganzen Wesen sich ausprägt; er ist sicher ohne Todeskampf hinübergegangen, während bei einem andern die Hände krampfhaft geballt und die Arme erhoben sind. So vollständig sind die Abgüsse gelungen, daß eine auf dem Gesichte liegende schöne schlanke Frauengestalt noch den Zopf zeigt. Interessant ist auch der Ausguß einer schwangern Schauspielerin, als Schauspielerin durch den Kothurn an ihrem Fuße gekennzeichnet. Besonders gut gelungen ist auch der Ausguß eines herkulischen Negers, dessen Kopf wir nach einer Zeichnung Presuhn's hier reproduciren.

Auf Grund des zahlreichen von Presuhn gesammelten Materials nimmt derselbe nun an, daß die alten Pompejaner, was Körpergröße betrifft, nicht wesentlich von den heutigen Süditaliern abweichen und nicht so groß wie die Deutschen der Gegenwart, geschweige denn jene des Mittelalters waren, denn die an anderen Orten Italiens erhaltenen Longobardenskelete weisen eine geradezu riesige Völkerschaft auf. Die Schädel der Pompejaner sind groß, starkknochig, der Hinterkopf verhältnißmäßig stark entwickelt, der Gesichtswinkel groß, das Gesicht war fleischig, Nase und Lippen erscheinen dick, nicht fein. Das Ganze deutet auf einen derben, abgehärteten Menschenschlag hin, wie er auch der ganzen sonstigen Stellung Pompejis entspricht, das eine keineswegs hoch kultivirte Landstadt war. Ueber die Hautfarbe belehren uns die Wandgemälde; danach ist dieselbe nicht verschieden von jener der heutigen Süditaliener. Die Haare waren gekräuselt. Nur selten sind sie schwarz auf den Bildern dargestellt, gewöhnlich röthlich-blond.

Auch auf die Nahrung ging der Vortragende ein. Die zahlreich aufgefundenen Backöfen und Brote deuten auf regelmäßige Brotnahrung hin. Man verzehrte auch Geflügel aller Art, und Roastbeefstücke, genau den unserigen gleichend, sind auf dem „Stillleben“ der Wände dargestellt. Der Hase, jetzt in Italien verpönt, wurde von den Pompejanern gegessen; Fischnahrung war selbstverständlich und große Muschelhaufen, wahre Kjökkenmöddinger, deuten auf den Genuß der frutti di mare. Vorherrschendes Getränk war der Wein. Zahlreich sind die Weinstuben erhalten, die Weinkrüge mit eingetrockneten Weinresten.

Daß die Pompejaner sehr reinliche Leute waren, läßt sich nachweisen. Das Wasserleitungssystem der Stadt war ein ganz vorzügliches, die Bleiröhren führten durch alle Häuser und sind noch theilweise erhalten. An sehr gut eingerichteten Bädern war kein Mangel und auch die Abtritte — heute in Italien keineswegs allgemein bekannt — fanden sich in jedem Hause; auch ein Kanalnetz, zur Wegführung der Abfallstoffe, durchzog die Stadt.

Zum Schlusse wurden die sexuellen Verhältnisse der alten Pompejaner besprochen, und wir können uns hier nur andeutungsweise verhalten. Es herrschte eine laxe Moral und an Natürlichkeiten war kein Mangel. Man kennt in Pompeji Bordelle mit obscönen Darstellungen, widernatür-

liche Laster kamen vor und das heutige Volk Süditaliens hat sich in dieser Beziehung nicht gebessert. Incest u. s. w. werden in Süditalien und Sicilien nicht bestraft, wohl aber in Norditalien. Der Strafkodex macht in dieser Beziehung für Süditalien eine Ausnahme!

Streifereien durch Slavonien.

Von Professor **E. Kramberger** in Karlstadt.

IV.

Von Orahovica nach Vučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega.

Morgens um sechs Uhr saß ich schon im Wagen, der mich auf der zwischen den Vorbergen und der Hauptmasse des Gebirges in einem muldenartigen langgestreckten Thalkessel liegenden Straße über Pušina nach Drenovac brachte. Die ganze Strecke bot nichts Besonderes. Vor Drenovac kam ich an einem langen, einstöckigen Gebäude vorüber, über dessen Fenstern mit halbverwaschenen, großmächtigen Buchstaben zu lesen steht: Fabrik für Möbel aus feuergebogenem Buchenholz. Vor einigen Jahren hatte ein Wiener Unternehmer das Fabriksgebäude und Wohnungen für die Arbeiter bauen, eine Dampfmaschine und ein Lokomobil mit großen Kosten hierher schaffen lassen, um den großen Reichthum der Gebirgswälder an Buchen auszubeuten. Die Fabrikation der Möbel begann und es wurden hübsche Stücke und ziemlich viel erzeugt. Die Kosten des Transportes jedoch — man hat von hier bis zur Barcser Draveüberfuhr theilweise auf Gebirgswegen mit belastetem Wagen elf bis zwölf Stunden und bei widrigem Wetter ein Drittheil mehr —, die schlechte Verwaltung und vielleicht auch der ungenügende Absatz machten dem nicht genau überlegten Unternehmen bald ein Ende. Eine Schafherde glotzte zu den zerschlagenen Fenstern heraus und in den verlassenen Wohnungen hatte man Heu und Stroh eingelegt, als ich daran vorbeikam.

Von hier bis Vučin ist die Gegend hübsch, jedoch einsam und wenig kultivirt; die drei kleinen Orte, die man passirt, still und todt, und man freut sich, wenn die Reste des alten Schlosses zu Vučin in Sicht kommen. Das Thal von Bokani bis zu vorhergenanntem Orte ist sehr schön und man staunt über den sichern Blick, mit dem es die Templer verstanden sich die schönsten und geschicktesten Punkte für ihre Niederlassungen zu wählen; denn auch das erwähnte Schloß, welches das ganze lange, von Ost nach West laufende, Thal beherrscht, bewohnten sie. Von ihnen stammt auch die alte, unterhalb des Schloßberges gebaute, gothische, noch immer gut erhaltene Pfarrkirche; die Mauern des Klosters aber sind verschwunden, nur einige Fundamente sichtbar. Von des Schlosses Geschichte ist mir nur das bekannt, daß im Jahre 1687, nach Rückzug des Großvezirs von Peterwardein nach Belgrad, General Budiani von Esseg nach Vučin kam und sich im August hier festsetzte, um auf Verstärkung zu warten. Diese kam am 18. August desselben Jahres unter General Dünewald. Im Schlosse lagen 200 Janitscharen unter Befehl des Pascha von Vučin. Dieser leistete Dünewald's Aufforderung sich zu ergeben keine Folge, mußte jedoch nach drei Tagen auf Gnade und Ungnade kapituliren [1]). Die Mauern liegen größtentheils in Trümmern; dafür erbaute der Grundherr von Janković am Fuße des Berges ein schönes, mit einem Parke umgebenes Schloß. Vučin ist ein Marktflecken mit etwa 1200 Einwohnern und durch seine reizende Lage ausgezeichnet. Hier beginnt am Fuße der vor dem Papuk liegenden Berge die Straße, die in südlicher Richtung über Zvečevo und Kamensko nach Požega führt. Sie steigt bis Zvečevo ziemlich steil, zwischen Bergen eingeklemmt, und ist vortrefflich, man kann sagen die beste, die vom Viroviticer in das Požeganer Komitat führt. Herrlicher aus Buchen und Tannen bestehender Wald krönt die hohen Gipfel; daher das eine Stunde von Vučin entfernte Sägewerk mit Erzeugung von Brettern vollauf zu thun hat. Bei Zvečevo betritt man ein kleines Hochplateau, auf dem die Birke und Erle wahre Prachtexemplare ihres Geschlechtes aufweisen. In Zvečevo, das die Spitze des Papuk überragt, ist eine große, immer beschäftigte Glasfabrik und Glasschleiferei; sie hat sogar von Bosnien Zuspruch. Von hier senkt sich die Straße, immer durch Gebirgswald, Bäche und Felsen führend, in das Thal des Vučijak, und schließt sich in Kamensko an die von Požega nach Pakrac führende Poststraße. Das Vučijakthal muß einst kultivirt gewesen sein; man kommt an Fundamentmauern großer und, wie es scheint, sehr fester Schlösser vorüber. Ich kam nur bis Zvečevo und machte diesmal die Tour über Vučin nach Drenovac zurück, um von hier aus über das Gebirge zu gehen. Außer den schon erwähnten Straßen von Vučin nach Kamensko und von Orahovica nach Kutijevo führt auch eine Poststraße von Našice über die Krndija nach Kula und weiter nach Požega. Von Drenovac kann man den Uebergang auf zwei Wegen bewerkstelligen. Der eine, für die Kommunikation mittels Fuhrwerk bestimmt, führt mehrere äußerst hohe und steile Berge hinan und ist seiner Rinnsale wegen, die durch heftige Regen entstehen und tiefe Furchen bilden, gefährlich, beim Herabfahren sogar halsbrecherisch. Es gehören starke und an solche Stellen schon gewöhnte Pferde dazu, die einen Wagen da hinaufziehen sollen. Schwache Thiere stürzen und laufen Gefahr von dem zurückrollenden Wagen mitgerissen und geschleift zu werden, wenn man nicht einspringt, um eiligst Stangen zwischen die Radspeichen zu schieben, die den Wagen aufhalten. Trotzdem aber schon Mancher seinen zerschellten Wagen oder Beinbrüche seiner Pferde zu beklagen hatte, so ziehen es die Leute dennoch vor zu fahren, statt etwaige Lasten auf Saumthieren hinüber zu schaffen. Oft wirft auch der Sturm einen Baum über den Weg und versperrt denselben ganz. Wer das Unglück hat an eine solche Stelle zu kommen, bevor die Behörde in Drenovac davon erfuhr und den gefallenen Stamm wegschaffen ließ, muß, wenn hier nicht bekannt, nach Drenovac zurück; oder, wenn er Bescheid weiß, auf

---

[1]) Neu vermehrte Donau von Sigmund von Bürcken, Nürnberg 1715.

noch schlimmeren Wegen die Südseite der Berge zu gewinnen suchen. Ich wählte den zweiten Weg — da ich zu Fuß ging —, der besser ist, eigentlich sehr gut genannt werden kann und durch eine Schlucht nach Jankovac und zur Höhe des Rušt führt, allein für Wagen nur eine Strecke benutzbar ist, da er knapp vor Jankovac allzusteil wird. In Drenovac überschritt ich den Bach gleichen Namens zum ersten Male. Er ist, wie alle anderen, die aus diesen Gebirgen kommen, klar und forellenreich. Am Ende des Dorfes liegen die Kirche und das Pfarrhaus, ein einstiges Kloster, in dem einer der Mönche aus Orahovica als Seelsorger der hiesigen Gemeinde wohnt. Gleich hinter dem Orte beginnt die in südwestlicher Richtung laufende Schlucht und der Forst. Erlen und Dotterweiden umsäumen die Ufer des Baches und niedrigeren Abhänge; zahlreiche Zwetschengärten krönen die Hügelchen. In sanfter Steigung zieht sich dann der Weg aufwärts, immer im kühlen Schatten hoher Buchen oftmals den Bach kreuzend, wo ein gestürzter und behauener Baum den Uebergang für Fußgänger vermittelt. Die Wagen fahren durchs Wasser, und nur wo die Ufer zu steil werden ist eine schmale Brücke angebracht. Breitblätterige Wasserpflanzen verschiedener Gattungen wuchern an den Rändern und den bemoosten Steinen des Bettes in üppiger Fülle. An baumfreien Stellen schießt mannshoher Attich empor; weiße Schwämme von enormer Größe haften an den Bäumen, welche mit Moos über und über bedeckt sind. Gestürzte Stämme, im Fallen an den Aesten und Zweigen der Nachbarn hangen geblieben, und diese selbst arg beschädigt modern in der Umarmung. Man ist im Urwalde. Wenn drohende Wolken über das kleine Stückchen Himmel, das man in dieser Schlucht über sich sieht, im Winde fliegend dahin ziehen und die alten Bäume knarrend und seufzend Blätter herunter schütteln, dann ist es gerathen zu eilen, denn ein Regen macht den Boden so schlüpfrig, daß es beinahe unmöglich ist, die letzte Anhöhe vor Jankovac zu erklimmen. Heute war aber der Himmel klar, die Luft ruhig. Dunkelfarbige Schmetterlinge durchflogen die spärlichen, sonnenbeleuchteten Stellen; denn nur der Weg erfreut sich hier und da des Sonnenlichtes, der Wald läßt kaum einen Strahl durch. Endlich, nach einer langen Stunde ununterbrochenen Gehens, scholl uns ein brausendes Tosen entgegen; wir waren dem Falle der Drenovača nahe. Eine Wendung nach rechts brachte uns zur Wagenscheune, die hier errichtet wurde, um den Besuchern des Wasserfalles die Möglichkeit zur Versorgung ihrer Gespanne zu bieten. Bis hierher können Wagen vordringen, die von unten kommen, obgleich waghalsige Leute die Fahrt von oben herab mit höchster Gefahr manchmal unternehmen. Ein äußerst steiler Weg führt den keuchenden Fußgänger von hier weiter aufwärts zu einer 22 m hohen, löcherigen, obenher mit Bäumen bewachsenen, bräunlichgrauen Felswand, von der ein Bach in senkrechtem Falle durch die Luft herabschießt, um, unten angekommen und zerstäubend, einen Theil seines Wassers wieder durch ein Eisenrohr als fußdicken Springquell zur Höhe von 32 m prasselnd emporzuschleudern. Oben zertheilt sich und zerstäubt die Wassermasse und fällt als feiner, in allen Farben schimmernder Regen abermals zur zerklüfteten Tiefe. Das Wasser kommt aus einer starken Quelle in Jankovac, speist zwei Teiche und wird zu Zeiten, wenn diese übervoll sind, zu einem heftigen Wind und donnerndes Gebrüll verursachenden Falle. Betäubender wird der Lärm noch, je mehr man sich mühselig kletternd zur Wand emporarbeitet, denn rechts davon stürzt über glattgewaschene Felsen die Drenovača aus gleicher Höhe, jedoch mehr durch überhängende Steinblöcke versteckt und auch nicht so senkrecht, durch Spalten und Risse kommend, herab, und mengt in der Tiefe bei der Scheune ihr Wasser mit dem des andern Falles. Eine schmale Brücke aus Holzblöcken, knapp am Abgrunde über den nach seinem Sturze durch ein Steinbett weiter in die Tiefe schießenden Jankovac gelegt, führte uns hinüber. Hier trennt sich der Weg in zwei Arme; einer führt im Bogen um den Berg herum, der andere durch eine an Höhlen und gähnenden Sprüngen reiche Kluft zum Jägerhause. Ich wählte letztern, da man hier durch Steintreppen an schwierigen Stellen nachgeholfen und dadurch das Emporklettern bedeutend erleichtert hat. Stille, freundliche Ruhe empfängt oben den Wanderer und wirkt wohlthätig auf die kurz vorher zermarterten Gehörwerkzeuge. Nebst dem vorhin erwähnten Jägerhause ist oben noch ein hölzernes Gebäude mit einem kleinen, niedrigen, salonartigen und zwei weiteren Zimmern für Fremde, die manchmal hierher kommen. Man muß jedoch auf mitgebrachten Mänteln und Pferdedecken schlafen und ebenso für die Kost gesorgt haben, denn selten hat der arme, vereinsamte Waldhüter ein Hühnchen oder einige Eier, die er zubereitet. Einige Stückchen Brot höchstens kann er bieten. Ich ließ mich, um auszuruhen, im Schatten der vor dem Häuschen stehenden Ulmen nieder und betrachtete die zwei Forellenteiche und die davor liegende kleine Wiese, auf denen helles Sonnenlicht lag. Ueber dem zweiten Teiche, hoch oben auf einem von dunklem Walde umsäumten Fels, ragt ein imposantes, weißes Kreuz in die Lüfte und bezeichnet die in halber Höhe des Felsens in einer Höhle befindliche Grabstätte des Bučiner Grundherrn Josef von Janković. Die dunkelgähnende Höhle ist durch ein Eisengitter abgeschlossen und nur durch eine Aufmauerung und künstliche Treppe erreichbar. Janković war ein Naturfreund, kam oft hierher und wollte in dieser wilden, doch großartig schönen Schlucht begraben sein. Seine Reste ruhen unter einem Altar und alljährlich muß an seinem Sterbetage hier Gottesdienst gehalten werden. Der Leichnam wurde nach seinem Willen Nachts bei Fackelbeleuchtung von Bučin heraufgeschafft. Von ihm rühren die Gebäude und die Treppen beim Wasserfalle her. Nahe an seinem Grabe ist die Höhle, in der vor etwa 20 Jahren ein gefürchteter Räuber, Maxim Bojanić, zu wohnen pflegte, als man ihm allzusehr nachzusetzen begann. Ich betrat sie mit meinem bisherigen Begleiter und alten Bekannten, dem Lugaren — lugar = Waldhüter — Vinko, der den Räuber erlegt hatte. Eine Kerze beleuchtete den engen, niedrigen und schlüpfrigen Weg, auf den es von oben unablässig sickerte. Wahrlich, ein Aufenthalt für wilde Thiere und einen Räuber wie Bojanič.

Eine kurze Rast und ein kleiner Imbiß, den mir Vinzenz theilen half, brachte mich bald wieder auf die Beine und auf den Weg nach Duboka, das schon jenseits des Gebirges liegt. Der Lugar wollte mich bis zur Kammhöhe — Bilo — begleiten. Von den Teichen führt ein für Wagen passirbarer Weg aufwärts und zur Straße, die von Drenovac nach Velika läuft. Wir schlugen einen hinter dem Fremdenhause beginnenden kürzern Fußweg ein. Eine geraume Weile schritten wir unter dichtem Laubdache junger, dünnstämmiger Weißbuchen hin, dann durch mannshohen Attich und betraten eine ungeheuer abschüssige, baumlose, aber mit Adlerfarrn und kleinem Grase bewachsene, weit hinauf reichende Fläche, „die Wiese“. Hier muß man mehr auf allen Vieren als auf Zweien emporkriechen und kann nach Regenfalle ohne beschlagenen Stock und eben solche Stiefel unbedingt nicht fortkommen. Der Waldhüter hilft sich im Winter in diesen Bergen mit Schneeschuhen fort. Ich glitt bei trockenem Wetter oftmals aus und war dem Hinabkollern nahe. Nach dreiviertelstündigem Marsche erreichten wir endlich den Saum des Waldes, der die höchste

Spitze beschattet, und bald darauf auch die Kammhöhe. Noch einen Blick warf ich auf die nur theilweise sichtbare Drave-Ebene, drückte dem Alten, dessen langer Vollbart der Bequemlichkeit halber hinter die Ohren gebunden war und ihm ein sonderbares Aussehen gab, die Hand, in diese ein willkommenes Trinkgeld, und war allein auf der Wasserscheide, welche die mit der Vučinska Rieka zur Drave und mit der Orljava zur Save fließenden Bäche trennt, in der Höhe von 750 Meter. Glockengeklingel tönte mir entgegen. Es waren die Glöckchen der Kuhherde, welche von der Glasfabrik Duboka zur Weide heraufgetrieben wird. Die Kühe hatten zwei Rehe aufgescheucht, die in großen Sätzen an mir vorbeikamen. Auf einem gut kenntlichen Fußpfade eilte ich dem Süden zu. Der Pfad kreuzt an mehreren Orten die alte, jetzt dem Verfalle entgegen gehende, Holzbahn der Fabrik. Man hatte sie auf die Ostseite verlegt, da die nach Westen liegenden Berge abgeholzt sind. Das zu Tage tretende Gestein ist, wie gesagt, Granit und Werfener Schiefer. Kalkstein und Kiesel liegt mehr gegen Ost. Die Kornelkirsche tritt häufig auf und ziert namentlich die niedrigeren Abhänge. Da wurde die Spitze des Berges Nevoljaš sichtbar und bald lag in gewaltiger Tiefe, zwischen Berge eingeklemmt, Duboka vor mir; die dampfenden Schlote und Stampfwerke trieben Rauch und Kieselstaub empor. Wer da vor fünf Jahren hinunter wollte, mußte zusehen, wie er ohne den Fuß zu brechen das Wagniß bestehen werde, denn der Weg war mit großen und kleinen Steinen so besäet, daß die Schritte mit größter Vorsicht gethan werden mußten. Jetzt ist er ziemlich gereinigt, denn die Bauern von Velika fahren um Holz herauf.

Duboka liefert ziemlich viel Glas, das meist in die Bezirke von Brod und Gradiška, nach Požega und in die Gegend von Djakovo geführt wird, denn über das Gebirge nach Norden ist der Transport natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Viel davon kaufen auch mit Glaswaaren handelnde Slovaken und tragen es im Lande von Dorf zu Dorf umher; Tafelglas für Fensterscheiben ebenso umherziehende Krainer. Jedenfalls ist die Unmöglichkeit des Verkehrs mit dem Norden auf dieser kürzesten Strecke ein Uebelstand und eine große Beeinträchtigung der industriellen Thätigkeit des regen Fabrikanten Trnka. Um nun die Umsetzung seiner Waaren in größern Schwung zu bringen zog er selbst nach der Hauptstadt Esseg, etablirte dort sein Lager und überließ die Fabrikleitung seinem ältesten Sohne. Die Arbeiter sind Deutsche, die Jahr aus und ein in dieser Abgeschiedenheit leben und höchstens ab und zu, ihrer Einkäufe wegen, nach Drenovac hinüber, sehr selten jedoch nach dem entfernten Požega kommen. Außer dem Wohnhause des Herrn, einem Magazine, der Fabrik und dem Stampfhause hat die Kolonie noch eine Wagenremise und einige Häuschen, in denen die Arbeiter wohnen. Zur Kirche gehen sie in das benachbarte Velika. Dahin führt die Straße durch eine tiefe Schlucht; sie ist in gutem Zustande, theilweise den Felsen abgerungen, mit guten Brücken versehen und ziemlich sanft nach Süd abfallend. Allenthalben rieselt in diesem quellenreichen Gebiet Wasser, in kleinen Bächlein aus den Bergwänden tretend, darüber hin. Der Bach, dem entlang sie gebaut ist und den sie einige Mal kreuzt, ist die Veličanka, deren Vegetation an den Ufern dieselbe, wie jene am Drenovac. Die Berge treten mehr auseinander, werden immer gewaltiger und höher, je tiefer man kommt, und immer spärlicher der Baumwuchs, ohne jedoch die Berge kahl werden zu lassen; denn die von Erdreich entblößten Felsen tragen Eichen. Diese klammern sich am gelblichbraunen Gestein an und es ist unbegreiflich, wie solch ein Baum zu solcher Größe aufwachsen konnte und wie er sich erhalten kann. Im Herbste, wenn die Bäume die gereiften Eicheln abwerfen und in den höher gelegenen Buchenwaldungen die Buchnüsse zur Erde fallen, wiederhallen diese Berge von dem Rufen der Hirten, die ihre weithin zerstreuten Säue zusammenlocken. Die Borstenträger gehorchen dem wohlbekannten Laute und Rudel halbverwilderter Schweine stürzen schnaubend und fauchend über die Straße. Es ist höchst gefährlich die Thiere zu beunruhigen oder gar mit einem Hunde zu nahen. Sie gehen unbekannte Personen sehr leicht an, sobald nur eines zu quiken beginnt. In vorgerückter Jahreszeit, wenn sie schon länger auswärts waren, da sie vor Ende der Mast gar nicht nach Hause getrieben werden, sind sie besonders wild, und es ist dann am gerathensten, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer langen Stunde rüstigen Schreitens tauchten rechts am Gipfel eines steilen Berges, der am Ende der Schlucht liegt, die Ruinen des Trenk'schen Schlosses auf. Ein Adlerpaar umkreiste den verwitterten Bau, in dem einst der mächtige, in Slavonien und zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland, namentlich in Baiern, so gefürchtete Baron hauste, dessen Name von dem der Panduren unzertrennlich ist [1]). Das Schloß, zu dem von der Südseite ein noch sichtbarer Reitweg im Zickzack aufwärts führte, ist auf einem von der Zugangsfronte dreieckig geformten Berge gebaut, ziemlich zerfallen und beherrscht die ganze Požeganer Ebene, auf die man von oben einen herrlichen Ausblick genießt; ebenso ist die Ruine selbst von allen Seiten weithin sichtbar. Sie gehörte ursprünglich der in den Türkenkriegen des 16. Jahrhunderts bewährten Heldenfamilie der Stivanić und später erst dem erwähnten Baron. Am Fuße des Schloßberges liegen links vor dem Orte die Bäder Toplice (=Warmquellen). Das lauwarme Wasser derselben ist wohlthätig wirkend. Es scheint — eine Analyse fehlt noch — einen Alaunzusatz zu haben. Die Quellen treten aus tiefen Grotten und werden in zwei Bassins aufgefangen, über denen kleine Gebäude türkischen Styls stehen. Der Wasserüberfluß rinnt aus breitem Troge in die vorbeieilende Veličanka, die deshalb niemals zufriert. Das Badewasser hat eine grünlich blaue Farbe von schönster Klarheit. Um eine Kleinigkeit, die man dem Diener der hiesigen Grundherrschaft zahlt, badet man nach Belieben, doch gewöhnlich in Gesellschaft mehrerer, da die Požeganer sehr oft hierher kommen. Schöne Nußbäume schmücken die kleine Fläche und die nächsten Anhöhen links. Vorn liegt, wenn man mit der Windung der Straße um einen Bergvorsprung nach rechts herumgekommen, ein Teich und darüber hin ragt der hohe Kirchthurm in die Lüfte. Er trägt, da er einst zugleich auch Wartthurm sein mußte, noch seine Schießscharten und von dieser Seite sein ursprüngliches, ungetünchtes, schwärzliches Aussehen. Die Schlucht tritt hier weit auseinander und ihre niedrig abfallenden Wände sind mit Obst- und Weingärten bedeckt. Der Anblick ist sehr schön und wird noch lieblicher, wenn man über die kleine Holzbrücke gekommen ist, die vor dem Pfarrhause über die Veličanka setzt. Der Bach zertheilt sich hier in viele Arme, treibt im Vereine mit einem zweiten die zahlreichen Löffel- und Walkmühlen, deren eine man beinahe bei jedem Hause antrifft. Der Ort hallt vom Klappern und Stampfen derselben wider. Und alles das beschatten zahlreiche Weiden, Nuß- und Pappelbäume. Mit dem Grün stehen im Gegensatze die düsteren Mauern des alten Augustiner-Klosters und die mit Schießscharten versehene Ringmauer, die das Kloster, die

[1]) Pandur ist aus Banderium korrumpirt. Die Panduren waren ein Freikorps, das Trenk selbst kleidete, besoldete und kommandirte. Jetzt bezeichnet das Wort einen uniformirten Herrschaftsdiener oder ein städtisches Polizeiorgan in Montur.

Kirche und den Pfarrhof einschließt. Das Kloster ist schon von zahlreichen Sprüngen zerrissen, unter seinem Dache nisten Hunderte von Mauerschwalben, die mit ihrem Geschrill einen unbeschreiblichen Lärm verursachen. Die dicken Strebemauern hindern den geborstenen Bau am Einsturze; er wird auch mit Ausnahme eines Zimmers nicht mehr bewohnt; in den ausgedehnten Kellerräumen liegen die herrschaftlichen Weine. Das Pfarrhaus ist einst Panificium — Tuchfabrik — der Mönche gewesen. In der Kirche ruhen die Gebeine zweier Bischöfe: des Mrnjavčević, der 1645 aus Bosnien, und des Benlić, der 1672 aus Belgrad ins Kloster geflüchtet und gastfreundlich aufgenommen worden war. Ein Fähnlein vom Jahre 1765 mit der Aufschrift: „Mrimo za viru, za kralja i za otačbinu" — Lasset uns sterben für den Glauben, den König und für das Vaterland — und ein Säbel bezeichnen das Grab des in der Geschichte bekannten Svetić. Velika hat etwa 800 Einwohner und wohlgebaute, aus Stein aufgeführte, reine Häuser und jedes derselben wieder zahlreiche Nebengebäude; denn auch hier ist die Kommune nicht ganz gelöst und es giebt immer noch Häuser, in denen 30 bis 40 — die Kinder nicht gerechnet — Familienglieder wohnen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die statistische Central-Commission in Wien veröffentlicht die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1880 für die im Reichsrathe vertretenen Länder. Demnach betrug die Einwohnerzahl von

	1869	1880			
Niederösterreich	1 990 708	2 329 021	also	+	338 313
Oberösterreich	736 557	760 879	„	+	24 322
Salzburg	153 159	163 566	„	+	10 407
Steiermark	1 137 990	1 212 367	„	+	74 377
Kärnten	337 694	348 670	„	+	10 976
Krain	446 334	481 176	„	+	14 842
Triest und Gebiet	127 547	144 437	„	+	16 890
Görz und Gradiska	206 244	210 241	„	+	3 997
Istrien	266 734	295 854	„	+	29 120
Tirol	782 753	805 326	„	+	22 573
Vorarlberg	103 036	107 364	„	+	4 328
Böhmen	5 140 544	5 557 134	„	+	416 590
Mähren	2 017 274	2 151 619	„	+	134 345
Schlesien	513 352	565 772	„	+	52 420
Galizien	5 444 689	5 953 170	„	+	508 491
Bukowina	513 404	569 599	„	+	56 195
Dalmatien	458 611	474 489	„	+	15 878
Zusammen	20 396 630	22 130 684	also	+	1 734 054

Die Bevölkerung der Landeshauptstädte sammt Militär beträgt für

	1869	1880
Wien (ohne Vororte)	607 514	726 105
Linz	33 394	41 687
Salzburg	20 336	24 952
Graz	81 119	97 726
Klagenfurt	15 285	18 749
Laibach	22 593	26 284
Triest (sammt Gebiet)	127 547	144 437
Görz	16 659	20 912
Rovigno	9 564	10 824
Innsbruck	16 324	20 522
Prag	157 713	162 318
Brünn	73 771	82 655
Troppau	16 608	20 562
Lemberg	87 109	110 250
Czernowitz	33 884	45 600
Zara (Gerichtsbezirk)	52 940	60 226

Weitere Angaben über Konfession, Nationalität u. s. w. sind noch nicht angegeben. (Fremden-Blatt.)

— Manche unserer Leser wird im Hinblick auf die nahende Reisezeit es interessiren, daß Alexander F. Heksch bei A. Hartleben in Wien einen „Illustrirten Führer durch die Karpathen und oberungarischen Badeorte" herausgegeben hat, welcher, soweit sich dergleichen Bücher vom Schreibtische aus beurtheilen lassen, in trefflicher Weise einem Bedürfnisse entgegenkommt. Eine Menge praktisch-touristischer, historischer, naturwissenschaftlicher Notizen ist darin zusammengestellt, ferner ein Höhenverzeichniß und Quellennachweis; 30 hübsche Holzschnitte, ein Panorama der Tatra, vier kleinere Kartenskizzen und eine große, ganz vorzügliche Karte der Tatra (1 : 75 000), vom Militärgeographischen Institute geliefert, der saubere Einband lassen den Preis von 3,60 Mark außerordentlich billig erscheinen. Und heutigen Tages, wo man Gelegenheit hat, von vier Seiten mittels Eisenbahn in die Karpathen und ins obere Waag- und Popperthal zu gelangen, wo der „Ungarische Karpathenverein" und der „Galizische Tátraverein" ihr Möglichstes thun, um Wege und Stege zu ebnen, Schutzhäuser und Wegweiser zu errichten, kann sich die Karpathentour selbst ein den großen Strapazen abholder Tourist erlauben. — Dieselbe überaus rührige Firma sendet uns ferner „Rabe's illustrirten Glocknerführer" (mit 23 Illustrationen und 2 Karten, darunter eine große, sehr schöne des Glockner) und eine Karte der hervorragendsten Bäder und Luftkurorte von Mitteleuropa.

— Auf Veranlassung des französischen Unterrichtsministeriums hat der Marineminister für Ende Juni den „Travailleur" einer Kommission zur Verfügung gestellt, welche während der guten Jahreszeit Tiefseeforschungen im Mittelländischen Meere auszuführen beauftragt ist.

— In der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom Freitag, 3. Juni d. J., machte General Türr die Mittheilung, daß ihm die Koncession zur Erbauung eines Kanals durch den Isthmus von Korinth ertheilt worden sei. Seine Ingenieure befinden sich bereits zu Vorstudien an Ort und Stelle. Der Kanal ergäbe für Dampfer, welche vom Mittelländischen Meere nach Konstantinopel gehen, eine Ersparniß von etwa 12 Stunden, für solche, die aus dem Adriatischen Meere kommen, eine von etwa 20 Stunden.

Polargebiete.

— Dem „New York Herald" zufolge ist Kapitän Hooper auf dem „Corwin" zu Anfang Mai von San Francisco nach der Bering-Straße abgesegelt, um seine im Sommer 1880 erfolglos gebliebenen Nachforschungen nach der „Jeannette" fortzusetzen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

II.

28. August. An diesem Tage passirten Crevaux's beide Boote einen ansehnlichen Zufluß von rechts, den Kericour. Fälle und Stromschnellen folgen ohne Unterlaß auf einander, und der Reisende war öfters genöthigt, zur Erleichterung seines Bootes auszusteigen. Solche Augenblicke benutzte er, seine steifen Beine zu strecken oder mit dem Theodoliten Sonnenhöhen zu nehmen, was freilich die Bewölkung des Himmels — die Regenzeit war noch nicht ganz vorüber — nicht immer gestattete. Gegen 9 Uhr erreichte man eine malerische Insel mit zwei Hütten von Oyampys-Indianern. Dieselben waren wegen einer Epidemie, welcher die Hälfte der Einwohner zum Opfer gefallen

Todtenurne und Geschirr vom Oyapok.

war, verlassen worden. Einer von der Mannschaft fürchtete sich denn auch, hier ans Land zu gehen. Die Oyampys verbrennen ihre Todten nicht wie die Rucuyennes, sondern vergraben sie in einem sehr tiefen Loche von nicht mehr als 1 m Länge. Der Leichnam wird senkrecht mit gebogenen Beinen, Armen und Kopfe, wie der Fötus im Mutterleibe, beigesetzt. Zuweilen lassen sie ihn im Walde verfaulen und bestatten erst nach Jahresfrist die Gebeine in einem großen Thongefäße, wie Crevaux ein solches von einem dortigen katholischen Priester geschenkt erhalten hat. Bei den nicht civilisirten Indianern wird das Begräbniß immer verzögert, bei den Galibis z. B. eine Woche lang. Die Leiche wird in eine Hängematte gelegt und darunter ein großes Gefäß aufgestellt, um die bei der Zersetzung herabträufelnde Flüssigkeit aufzufangen; wie die Boni gesehen haben wollen, müssen scheußlicher Weise die zukünftigen Piays (Aerzte), um ihre Charakterstärke zu beweisen, eine Flüssigkeit trinken, worin Tabaks- und Quinquina-

blätter geweicht und der einige Tropfen solchen Eiters zugesetzt worden sind. Auf der Lichtung fanden die Bootsleute Acajou- und Papaya-Früchte, sowie Bananen, welche bei den Oyampys „baco“ und in Cayenne „bacoves“ heißen. Am selben Tage erreichte man noch die Mündung des Mouchiri, welche Crevaux am Morgen des 30. untersuchte, ehe er seine Fahrt fortsetzte. Gegen 9 Uhr erreichte er die Stelle, wo im vorigen Jahrhunderte die Jesuitenmission St. Paul gestanden hatte. Weder Reste von Feldern, noch von Bauten, sondern nur ein wurmstichiges Kreuz hat sich erhalten und außerdem eine Reihe Vertiefungen, der ehemalige Kirchhof, dessen Gräber von Indianern von den Quellen des Camopi aufgewühlt worden sind, um den Leichen einige verrostete Medaillen und Crucifixe abzunehmen. 400 m weiter stromauf erhebt sich unweit des Ufers ein großer Granitfels mit Höhlen, welche wilden Thieren zum Aufenthalte dienen; deshalb heißt der Felsen Yauara-quara (Jaguar-Höhle). Bei den Tacouenda-Felsen wurde übernachtet; sie heißen so nach einer Sandbank, welche den Reihern zum Tummelplatz dient. Die Indianer glauben, daß die Thiere eine Seele und Aerzte haben, und schreiben ihnen gewisse Festtage zu. Die Ruhe wurde den Reisenden in dieser Nacht durch unausgesetzten Regen, Moskitos und Brüllaffen arg gestört.

31. August. Um 8 Uhr wurde der Bach Ouaracoucin, der nach einem kleinen Fische heißt, passirt, und 3 km

Verlassene Hütte der Oyampys.

weiter aufwärts der Bach Anotaye, an dessen Einmündung, wie bei fast allen wichtigeren Bächen Guayanas, sich ein Berg erhebt. Die Strömung war an diesem Tage ausnahmsweise stark, theils weil das Flußbett enger war, theils weil es an den vorhergehenden Tagen geregnet hatte; die für gewöhnlich auf dem Trockenen stehenden patouas (Schlafgerüste) standen jetzt 1 m tief im Wasser, und die Ruder reichten nicht hin, die Boote vorwärts zu bringen; man mußte zu langen Stangen greifen, um sie vorwärts zu stoßen, und wo der Fluß zu tief war, sich an den überhängenden Baumzweigen vorwärtsziehen. Im Dickicht des Ufers bemerkte Crevaux zwei Gewächse, die eine Erwähnung verdienen, den conguérecou (Xylopia frutescens) und den carapa. Ersteres ist ein Strauch mit starren Blättern, die einen starken Pfeffergeruch haben; der Reisende hat denselben 1869 in Frankreich eingeführt, wo er in die Pharmakopöe Aufnahme gefunden hat. Der carapa aber trägt eine große runde Frucht, deren Körner ein Oel liefern, welches die Indianer brauchen, um sich zu bemalen und die Sandflöhe und Zecken zu vertreiben.

Am folgenden Tage traf Crevaux mit einem getauften Indianer, dem Oyampy-Häuptlinge Jean Pierre, zusammen, den er bei seiner schwachen Seite, der Eitelkeit, zu fassen verstand, um mit seiner Hilfe sein nächstes Ziel, die Quellen des Oyapok, zu erreichen. Der „tamuschi“ fuhr am 2. September voran, um den Reisenden in seinem Dorfe würdig empfangen zu können; dieser selbst langte dort erst gegen 11 Uhr an, sein Nahen mit Flintenschüssen verkündigend. Als er ans Land stieg, folgte ihm im Gänsemarsche seine gesammte Bootsmannschaft; er unterließ nicht,

einen Stock in der Hand zu tragen, da bei den Oyampys wie bei allen Eingeborenen Guayanas der Stock das Abzeichen des Befehlshabers ist. Der Häuptling seinerseits hatte sich ganz frisch mit rother Farbe bemalt, trug den Stock eines Tambourmajors in der Hand, hatte um den Hals ein Fünffrankenstück hängen und sah so strahlend und stolz aus, wie Ludwig XIV., als er die chinesische Gesandtschaft empfing. Die Männer ließ Crevaux mit Tafia bewirthen und der Frau des Häuptlings schenkte er einen Kamm und einige Nadeln, wofür er ein Huhn und einige Eier erhielt. Beides wird weder von den Oyampys noch von den Roucouyennes gegessen. Als der Reisende nach dem Grunde fragte, sagte ihm sein Wirth, daß er trotz seines hohen Alters noch Kinder haben wollte; Eier jeglicher Art sind aber für Greise und Greisinnen reservirt, und die Hühner sind zu nichts weiter da, als Federn für den bei Festen üblichen Kopfputz zu liefern. Jean Pierre ließ sich denn auch bestimmen, Crevaux bis zu den Roucouyennes am Yari zu begleiten, wofür er im Voraus eine Flinte, Hacken, Säbel und Glasperlen empfing.

3. September. Als der Reisende früh Morgens auf einem Felsen die Sonne beobachtete, sah er zwei Pirogen mit Emerillon-Indianern anlangen, welche aus dem Dorfe Makulaua waren, das im Westen zwischen den Quellen des Inini, eines Zuflusses des Maroni, und des Approuague liegt. Ihre Boote trugen ein pamacari, ein Dach aus Palmenblättern, unter welchem Affen, Hollos, Aras und namentlich ganz kleine grüne Papageien saßen, die in Cayenne sehr gesucht sind. Apatu kannte die Ankömmlinge, die er erst vor Kurzem besucht hatte. Das benutzte Crevaux, um Erkundigungen über die Geographie jener Gegend einzuziehen, wie er sie in seiner Karte (s. oben S. 3) niedergelegt

Ankunft von Emerillon-Booten.

hat, sowie anthropologische und ethnologische Beobachtungen anzustellen. In ersterer Hinsicht sah er nur, daß sie sich in Nichts von den übrigen Bewohnern Guayanas unterschieden. Nur in Sitten und Gebräuchen finden sich einige Abweichungen. So schnüren sich bei den Galibis die Frauen die Waden oben und unten ein, damit sie mehr hervorstehen, während bei den Emerillons nur die Männer Baumwollschnüre nicht nur um die Beine, sondern auch um die Handgelenke und dem Oberarm tragen. Die Einschnürungen am Arme, wie sie bei fast allen südamerikanischen Eingeborenen vorkommen, haben den Zweck, die Muskeln während des Bogenspannens hineinzudrücken. Ihre Bogen sind sehr lang, wie diejenigen der Roucouyennes und der Oyampys, welche nicht weniger als 1,75 bis 2 m messen, und weichen nur darin von ihnen ab, daß eine der Flächen, anstatt eben, leicht ausgehöhlt ist. Wie alle Indianer machen sie dieselben aus dem Kernholz des „lètre“, das von schön bräunlicher, oft gelb gefleckter Färbung ist und im letztern Falle von den Möbeltischlern in Cayenne als „gesprenkeltes lètre“ sehr gesucht wird. Ein sehr dicker Splint umgiebt dieses Kernholz; die Indianer aber nehmen sich nicht die Mühe, dasselbe zu entfernen, sondern suchen sich vor Alter umgefallene Bäume aus, deren Splint bereits von Termiten zerstört ist. Dieses Paria-Holz ist hart und schwer, wie afrikanisches Eisenholz, aber läßt sich leicht der Länge nach spalten. Ist das mittels Axthieben geschehen, so giebt der Indianer dem Bogen mit den Hauern des Pakira, welches unserm europäischen Wildschweine ähnelt, rasch die Vollendung. Unterkiefer dieser Thiere findet man in den Hütten aller Indianer, welche dieselben wie Hobel bei der Bogenfabrikation benutzen.

Wie die Roucouyennes das Fleisch des Frosches, so ziehen die Emerillons das des Jaguar, kaïkuschi genannt, allem andern vor. Ihre Liebe zu Verwandten ist nicht mehr ausgebildet, als bei den Galibis und Roucouyennes: Apatu hat am Inini ein kleines krankes Mädchen in einer Hängematte

am Ufer ausgesetzt gefunden. Wer die Absicht hat, diese Indianer zu besuchen, mag für gute Schuhe Sorge tragen, wenn er die zu den Lichtungen führenden Wege betritt; denn auf denselben sollen sehr oft spitze Holzstücke, wie spanische Reiter, in die Erde gesteckt sein, um jede Annäherung zu hindern.

Das Abhobeln eines Bogens.

Gegen Mittag rief Apatu den Reisenden an das Ufer, um ein aus großen Baumstämmen gebildetes Floß zu sehen, auf welchem sich ein junger Indianer, ruhig die Flöte spielend, stromabwärts treiben ließ. Es war Grignon- und Acajou-Holz, welches er bis nach St. Georges brachte, um es dort gegen eine Axt und einige Messer zu vertauschen.

Crevaux' Boot auf dem Oyapok. (Nach einer Photographie.)

Am Abend stellte Crevaux mitten im Dorfe ein Fernrohr auf, um eine Sternbedeckung zu beobachten, was indessen im entscheidenden Momente mißlang. Die dadurch sehr erregten Indianer waren indessen entzückt, als er sie durch sein Instrument die Berge auf dem Monde und die Satelliten des Jupiter sehen ließ. Handbücher der Physiologie

behaupten, daß manche Wilden letztere mit bloßem Auge sehen könnten; Crevaux indessen hat zahlreiche Indianer und Neger deswegen befragt, aber nie einen gefunden, der sich dessen hätte rühmen können. Uebrigens legen weder die Oyampys noch irgend welche anderen Indianer Guayanas den astronomischen Beobachtungen eines Reisenden irgend welches Hinderniß in den Weg, weil sie die Sterne nicht als Gottheiten ansehen. Ein wegen des Mondes befragter Indianer antwortete dem Reisenden: „Jolok ua“ („das ist kein Teufel“).

Am folgenden Vormittage verließ Crevaux das Dorf des Häuptlings Jean Pierre, der sich nebst seiner Frau und drei kleinen Kindern in sein Boot gesetzt hatte, während sich der Expedition noch ein drittes Boot mit zwei Indianern angeschlossen hatte. Fünf Stunden lang ging die Reise über nichts als Stromschnellen und Fälle, bis man die Mündung des Sikini erreichte. Gegen 4½ Uhr Abends machte man bei einer kleinen Insel am Einflusse des Camopi Halt. Dieser Fluß, dessen Wassermasse mehr als die Hälfte von derjenigen des obern Oyapok beträgt, hat seine Quellen unweit der Zuflüsse des Maroni; die Boni-Neger fuhren, wenn sie einen Raubzug bei den Oyampys machten, den Inini bis zu seiner Quelle hinauf und gingen von dort zum Camopi hinüber. Zwei französische Reisende, der Arzt und Naturforscher Leblond im Jahre 1787 und der Marine-Apotheker Leprieur im Jahre 1836, haben den Maroni vom Camopi aus durch den Creek Araoua erreicht. Letzterer wollte die Quellen des Maroni, an welchen frühere Geographen den Eldorado verlegten, besuchen, wurde zwar von den Boni-Negern gut aufgenommen, mußte aber seinen Plan wegen der feindseligen Haltung der Youca-Neger, welche sich ihr Handelsmonopol auf dem Maroni zu bewahren suchten, aufgeben. Die Ufer des Camopi sind jetzt unbewohnt, während früher dort die Acoquas-Indianer saßen, welche 1674 von den Missionären Grillet und Béchamel besucht wurden.

Am Morgen des 6. September erblickte Crevaux inmitten eines Gebüsches halb unter Wasser einen weißen, schuppigen Körper, und als er näher kam, verrieth ihm ein unangenehmer moschusartiger Geruch, daß es eine Boa war. Ein Schuß aus zwei Schritt Entfernung riß ihr den Leib auf, so daß sie schreckliche Windungen machte, bis Apatu sie vollends tödtete. Jean Pierre aber hatte den Reisenden verhindert, zum zweiten Male zu schießen, weil der Teufel den Tod des „matapi“ rächen würde, indem er es regnen ließe. Und als am Nachmittage einer der Indianer beim Passiren einer Stromschnelle sich durch einen Fall das Knie stark verletzte, sah das der Häuptling als die Strafe des bösen Geistes an, da die getödtete Boa vielleicht der Sohn jener fabelhaften Schlange von riesiger Größe gewesen war, vor welcher die Oyampys sich in dieser Gegend fürchten. Apatu dagegen schalt die Indianer dumm, daß sie keine Schlangen tödten wollten, und erzählte ihnen die Geschichte von Adam, Eva und der Schlange, wie sie ihm von seiner Großmutter mitgetheilt worden war. Dieselbe hat sich unter den Bonis erhalten, trotzdem dieselben anderthalb Jahrhunderte lang nicht mit Missionären in Berührung gekommen sind, und hat zur Folge gehabt, daß die Bonis alle ihnen vorkommenden Schlangen sofort tödten und in deren Erlegung eine große Geschicklichkeit erlangt haben.

Flötenspieler auf einem Floße.

7. September. Noch vor Mittag erreichten die Boote einen ziemlich ansehnlichen Zufluß, den Yavé, den sie eine kurze Strecke hinauffuhren, um an einem niedlichen Wasserfall Paku-Fische zu fangen. In Menge tummelten sich dieselben in dem schnellen, klaren, aber flachen Wasser und boten den Pfeilen Apatu's und der Indianer willkommene Ziele. Im Zeitraum von zwei Stunden waren 31 Fische, deren jeder über ein Kilogramm wog, erlegt, und man konnte die Fahrt fortsetzen, um gegen Abend an der Mündung des Crouatou zu lagern, zu kochen und die Gerüste zum Räuchern des Fanges herzurichten. Am nächsten Tage hielt der Fluß über 6 km weit die gerade Richtung S.-O. ¼ S. ein, weil auf dieser Strecke Felsen, die ihn hätten ablenken können, ganz fehlten und seine Ufer, wie auch die des obern Maroni, flach und sumpfig waren. Hier bedeckte auch üppiges undurchdringliches Gebüsch das Land, während auf felsigem Boden nur schlanke Bäume, soweit das Auge reicht, sich erheben und freien Durchgang gestatten. Erst gegen 2 Uhr wurden die Ufer bei der Mündung des Yaroupi höher und es war ein kleiner circa 1 m hoher Wasserfall, der Pacouchiri, zu überschreiten; drei Stunden später erreichte man zwei Hütten von Oyampys, wo Crevaux die Familie des Häuptlings Jean Pierre und den am Knie verletzten Indianer zurückließ und diese unnützen Esser durch zwei junge Eingeborene ersetzte, welche für eine Axt, ein Messer und einige Meter Baumwollstoff sich anwerben ließen. Die Oyampys fordern nach allgemeiner Sitte der Indianer Guayanas Vorausbezahlung, lassen aber den Reisenden sehr selten im Stiche, ohne wenigstens einem Theile ihrer Verbindlichkeiten nachgekommen zu sein. So brachte einer der Männer, welcher während der Nacht andern

Oyampys-Indianer. (Nach Photographien.)

Sinnes geworden war, die als Bezahlung erhaltenen Gegenstände am nächsten Morgen zurück.

Am 9. September wurde die Reise erst fortgesetzt, nachdem Crevaux die Breite bestimmt und seine Begleitung ihr Zeug und die Hängematten gewaschen hatte. So erreichte man auch nur den nahen Zufluß Couyary (d. i. Sonne; Yary = Mond. Oyapok hat keine Bedeutung, ist aber vielleicht aus Couyapok entstanden, was eine Art Tukan, den Rhamphastus toco der Naturforscher, bezeichnet). Am folgenden Tage war außer zahlreichen kleineren Schnellen der Fall Grand-Massara zu überschreiten, wo nach dem Glauben der Eingeborenen ein mächtiger Schlangendämon haust, trotzdem sich Pater Leroy einst die Mühe gegeben hat, das Ungethüm zu exorciren und dann zum Beweise, daß es verschwunden sei, den Fall zu durchschwimmen. Wahrscheinlich hat irgend ein Piay (Arzt, Zauberer) den Mythus ersunden, um seine Leute abzuhalten, Reisende und Händler nach dem obern Oyapok zu begleiten. Am selben Abend lagerte man bei einer Oyampy-Niederlassung an dem großen Zuflusse Motoura, der 55 m breit ist, während der Oyapok selbst oberhalb von dessen Mündung nur noch 110 m breit gefunden wurde. Der Hauptstrom nimmt nun rasch an Mächtigkeit ab und durchfließt wieder langsamen Laufes ebenes, sumpfiges Land. Hier bekam Saba einen Fieberanfall, den ersten, welchen Crevaux auf dieser Reise zu verzeichnen hatte. Er selbst befand sich munterer, als bei seiner Abreise aus Frankreich; offenbar stand er unter dem Einflusse jener Erregung, welche sich aller Europäer während der ersten Monate ihres Aufenthaltes in Kolonien bemächtigt. Diese Periode muß der Reisende benutzen, um entschlossen vorwärts zu dringen; denn nur zu bald wird diese trügerische Kraft einem Zustande der Anämie Platz machen, welcher seine Pläne ernstlich durchkreuzt. Er hatte übrigens jetzt auch die besten Hoffnungen für den Erfolg seiner Reise; denn die Indianer erwiesen sich durchaus als leicht zu behandeln und friedlich gesinnt, während die zu Widersetzlichkeiten geneigten und mit ihrer Nahrung unzufriedenen Neger schon zu weit in das Innere vorgedrungen waren, um den Reisenden noch im Stiche lassen zu können und allein die gefürchtete Fahrt stromab nach der Meeresküste zu wagen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

V.

Von Orahovica nach Vučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega (Schluß).

Manche der Häuser von Velika weisen zierliche Schnitzereien an den Dachgiebeln und an den Thoren auf. Am auffallendsten in dem belebten Orte ist der Mangel eines Kaufladens und eines guten Gasthauses; denn das neben der Kirche stehende einzige bietet wenig. Ich wandte mich daher dem Hause des reichen Bauern Mija (Michael) Bošnjaković zu, welches mit den vielen Nebengebäuden und Schlafkammern der einzelnen verwandten Familien einen respektablen Grundkomplex einnimmt. Der Gazda (Oberhaupt) Mija, mein Bekannter von früher her, sah mich herankommen, begrüßte mich entgegen kommend mit: Zdravo gospodine! — Wohlauf, Herr — und begleitete mich in sein komfortabel eingerichtetes Fremdenzimmer, in dem die 12 Paar blankgewichster Stiefel und Bundschuhe, auf dem polirten Glaskasten in Reih und Glied gestellt, auffielen. Der hohe, imposante Mann ertheilte seine Befehle behufs meiner Bewirthung und setzte alles in Bewegung, denn er ist, wie alle seines Gleichen, der Regent, dem Alle im Hause gehorchen. Er theilt den Wein, den leichten, angenehm schmeckenden und nicht leicht berauschenden Schnaps — Klipara — an die arbeitenden Männer aus; er hat die Schlüssel zu den Fruchtböden und Scheunen; die acht Pferde, die anderthalb hundert Schafe und zahlreichen Schweine werden nach seinen Anordnungen gepflegt und verwendet. Geringe Häuser haben selten nur ein Paar Pferde, die Zahl ist gewöhnlich 4 bis 6.

Bei Bošnjaković wird man mit Suppe, Rindfleisch, Gemüse, mit gebackenen und gebratenen Hühnchen und rothem Wein regelrecht traktirt und Alles kredenzt die Reduša, d. h. diejenige der Frauen, welche während der Woche Dienst im Hause und die Aufgabe hat, für Alle zu kochen. Diesmal — es giebt bei Mija mehr als zwanzig Weiber im Hause — war es eine jung verheirathete, die ob der schlechten Witze des Gazda kaum aufzusehen wagte, doch zufrieden lächelte, als ich ihre Kochkunst nach Gebühr belobte. Es war ein hübsches, flinkes Weib, die alles, was sie that, etwas verlegen, doch mit einem gewissen zierlichen Anstand besorgte. Und in Velika wohnt überhaupt ein schöner Menschenschlag, wie auch in allen umliegenden Ortschaften. Die Männer sind stämmig, gesund und wohl gebaut; die Weiber schlank und hübsch, viele schön; ebenso ihre Tracht. Die Skute (der schon einmal erwähnte Hemd-Rock) sind weiß, rückwärts vom Leib an in viele Fältchen gelegt und unten her mit handbreitem, rothem oder dunklem Saume von Wollstickerei eingefaßt. Der gestreifte Gürtel hält die aus selbstgewebter Wolle gefertigte dunkle, mit Fransen und breiter Silberborte gezierte Schürze fest, deren einer Zipfel gewöhnlich aufgeschlagen und hinter den Gürtel gesteckt wird. An Festtagen tritt eine seidene von beliebiger Farbe an deren Stelle. Die Schultern verhüllt ein Seidentuch mit hellerm Muster; am Halse prangen weiße Perlen. Mädchen tragen das Haupt immer unbedeckt, das Haar in breitem Zopfe aufgenadelt; Frauen jedoch die Poculica, eine haubenartige, gestickte, über der Stirn mit zusammengelegtem Seidentuche überbundene Kopfbedeckung, worüber junge im Sonntagsstaate noch ein schleierähnliches Gewebe mit künstlichen Blumen heften, was ihnen ein vortreffliches Aussehen giebt. Dazu kommen für kühlere Tage weiße, ärmellose, lange Jacken und für den Winter der Kudmen und der Curak; ersterer ein Lederpelz; letzterer ein blauer, mit Schnüren besetzter und mit Pelz verbrämter Tuchrock. Die Tracht der Männer ist im Allgemeinen jener bei Bukovica geschilderten ähnlich. Hier trägt der Bauer im Winter eine Lederweste von Schaffell, die am

Rücken gar zierlich mit eingesetzten Spiegelstückchen bedeckt ist. Das glitzert wie ein Panzer. Hier werden schwarze und weiße Mäntel mit gleicher Berechtigung umgehängt. Das Tuch erzeugen und walken die Frauen in den vielen Walkmühlen und schneiden und passen die Kleidungsstücke schließlich selbst zu. Nur Tuchröcke feinerer Gattung und die Lederpelze werden gekauft. Die Leute sind hier herum sehr arbeitsam. Sie arbeiten zur Erntezeit selbst in Mondscheinnächten auf den Feldern, die auf der Ebene vor der Schlucht liegen, und merkwürdig genug ist es, wenn man Nachts ihren Gesang hört und das fahle Blitzen der Sensen oder Sicheln sieht. Doch sind sie des Morgens schon wieder beim Dreschen. Zehn bis zwölf stellen sich auf der Tenne, auch im Hofe in eine Reihe und schwingen die Dreschflegel Alle zugleich, wie nach Kommando. Bei Manchen wird aber das Getreide auch durch Pferde ausgetreten. Die Sitten gleichen im Ganzen so ziemlich den in anderen Gegenden des Landes. Die Sprache, obgleich im Požeganer Komitate ein schönes Kroatisch gesprochen wird, hat gerade hier merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Man ist versucht worden zu glauben, daß dieses Völkchen einst aus der Broder Militärgrenze herübergesiedelt sei. Das „e“ z. B. klingt sehr oft wie ein ie. Wörter wie: Mjesec = Mond, Sēko (Vokativ) = Schwesterchen klingen: Mjesiec, Sieko etc. Auch hört man das seit der Besetzung der Militärgrenze durch die Franzosen in ganz Slavonien eingebürgerte Wort Švaler = Geliebter (Chevalier) hier ebenfalls. Uebrigens sei gleich hier bemerkt, daß sich seit den Zeiten der Römer- und Türkenherrschaft als Provinzialismen einzelne Wörter beider Völker über das Land verbreitet haben. Zum Beispiel Kaštiga, die Strafe, Avlija, der Hof, u. s. w. erinnern an castigare, aula. Aus dem Türkischen stammen: Bunar, Brunnen; Aigir, Hengst; Jastuk, Polster; Sanduk, Truhe; Odžak, Schornstein; Gjerdan, Halsperlen, und andere mehr.

Die Leute sind mit schönen Naturgaben ausgerüstet und sehr bildungsfähig, besonders für Schnitzerei und die Weiber für die Erfindung geschmackvoller Webe- und Stickereimuster begabt. Felix Lay in Essegg hat eine schöne Ausgabe südslavischer Ornamente veranstaltet und die prächtigen Muster unter Kunstanstalten und Fabriken in England, Deutschland und Frankreich verbreitet. Der Kretinismus jeder Art ist in Slavonien ein unbekanntes Ding; doch trifft man (leider hier und da absichtlich) herbeigeführte Verstümmelungen manchmal bei Bettlern; aber bei Zigeunern sehr oft, die sich des Daumens berauben, um dem Militärdienste zu entgehen.

Nach dem Essen besah ich Mija's Hausräume, die gesonderten Schlafkammern — kiljer — der einzelnen Ehepaare, die sonst auch jedes andere Haus hat. Alles ist hier rein; die Stühle mit geschnitzten Lehnen, das Erzeugniß irgend eines Dorfkünstlers, ebensolche Spinnrocken; Krüge von gefälligen Formen und grün glasirt. Das einzige Unangenehme ist die geringe Höhe dieser Schlafgemächer. Auch der Keller wurde mir gezeigt. Oberhalb des dazu führenden Treppenhäuschens prangt in großen Buchstaben die weithin von der Straße sichtbare doppelzeilige, gemüthliche Aufschrift an der Wand: Mnoga ljeta živio, tko se ovdje napio! Das heißt in deutschem Knittelreim: „Es lebe viele Jahre lang, wer hier zur Genüge satt sich trank.“ Eine hübsche Anzahl voller Wein- und Brantweinfässer liegen da drunten. Und dem Manne thun es noch einige im Orte nach, wenn nicht zuvor. So fällt z. B. der Häuserkomplex des Gazda Knežević durch Sauberkeit und Reichthum auf. Was von Velika, das gilt auch von anderen Orten in dieser Gegend. Die Theilung des Vermögens und der Gründe tritt ein, wenn eine oder die andere Familie, die Anrecht auf einen Theil derselben hat, aus triftigen Gründen die Kommune verlassen will. Freilich führt das manchmal zu unliebsamen Gerichtsverhandlungen; allein auf der Welt ist einmal nichts vollkommen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags schwang ich mich in den Wagen, den Mija hatte einspannen lassen, um meine Reise fortzusetzen. Jung und Alt ließ auf einen Augenblick die Arbeit ruhen und begrüßte mich beim Scheiden. Die Schulkinder vor dem Schulgebäude lüfteten die Hüte; die Mädchen grüßten, mit einer Verneigung ihr: Faljem Isus [1]) — Gelobt sei Jesus — rufend. Nicht minder höflich sind die Hirten an der Straße und die begegnenden Bauern auch hier. Hat man Velika hinter sich, so erblickt man die ganze Požeganer, von Bergzügen rings eingeschlossene, fruchtbare Ebene vor sich. Im Westen begrenzt sie das hohe Sujnik-, im Osten das Krstov-, im Norden das soeben überschrittene Papuk- und Krndija-Gebirge, an dessen Schluchten angelehnt östlich die in Bezug auf Reichthum und Industrie von Velika wenig verschiedenen Orte Kutijevo, Vetovo und Kaptol liegen. Letzteres, einst Sitz der Tempelherren, ist seines halb zerfallenen, halb bewohnten Schlosses wegen interessant. Rechter Hand dehnen sich schöne Kastanienwaldungen über die Hügel aus und reichen bis nahe vor Strežeman. Vor mir, also im Süden, lag das Gebirge Dilj und Babje-gore, welches diesen Rahmen vollständig abschließt. Alle diese Berge rücken mit ihren Ausläufern eng aneinander und sind nur durch Einsattelungen oder durch Schluchten von einander getrennt. So tritt im nordwestlichen Winkel der Fluß Orljava durch eine Thalschlucht zwischen dem Papuk- und Sujnik-Gebirge in diesen Kessel

Wasserkrug aus schwarzgebrauntem Thon, 4 Liter fassend.

ein und bahnt sich ebenso im Südosten durch ein Thal zwischen dem Dilj- und Krstover-Höhenzuge seinen Weg zur Save. Die ganze große, nur durch einzelne erhabenere Flächen unterbrochene Ebene wird von guten Straßen durchschnitten, und rasch eilte das Gefährte auf der von Velika nach der Metropole Požega führenden dahin, deren Kirchthürme vom Fuß der Babje-gore herüberglitzerten. Bald waren wir in Mitrovica, einem kleinen, durch ein hübsches Schloß gezierten Flecken an der Veličanka. Mehrere

[1]) Es sollte eigentlich: Hvaljen heißen, doch wird das Wort hier so ausgesprochen.

mit Pokljuke beladene Wagen standen vor dem Wirthshause. Pokljuke sind aus dunkeler Thonerde gebrannte Stürzen, die zum Backen von Mehlspeisen dienen, in den umliegenden Ortschaften hergestellt und in der ganzen Viroviticer und Požeganer Gespanschaft von den Töpfern — diese selbst sind Bauern — zum Verkaufe ausgeboten und herumgefahren werden. Im Dorfe Golobrdo werden speciell solche Wasserkrüge aus schwarzgebranntem Thone fabricirt, wie sie die Abbildung darstellt.

Nach Mitrovica passirt man Mihaljevci. Hier wohnen viele Deutsche neben den Einheimischen. Der Ort baut ausgezeichneten Tabak, jedoch sehr wenig, war aber vor mehreren Jahren einer der ersten in Bezug auf das Quantum und die Güte des narkotischen Krautes, das selbst in entfernte fremde Länder geliefert wurde. Die ausgedehnten Krautanpflanzungen zeugen von dem Fleiß der Einwohner, die vielen Zwetschengärten, die wie eine blaue, langgedehnte Wolke aussahen, von dem Reichthum des Bodens.

Das Dorf endet mit einem steil abfallenden Hügel, an dessen Fuß angekommen man über die Veličankabrücke und dann eine sanfte Anhöhe hinanzufahren hat, von wo sich die Straße allmälig bis Požega zu senken beginnt. Vor letzterm liegen rechts mehrere große Mühlen. Von hier gewährt die Stadt mit ihren in der Sonne glitzernden fünf Kirchthürmen, mit ihrer prachtvollen Lage am Fuße der Babje gore und des Berges Sokolovac, mit den in der Ferne verlaufenden Wellenlinien und vielen Spitzkegeln der Berge einen reizenden Anblick. Zum letzten Male fährt man hier über die Veličanka und betritt zugleich die von Esseg kommende Straße, auf der in einigen Minuten die Orljava-Brücke und auch zugleich Požega erreicht ist.

Die Stadt ist ein in der Geschichte des Landes berühmter Ort, dessen Wichtigkeit die anderen weit übertraf. Die Ereignisse, die hier vorfielen, füllen ein Buch. Wir begnügen uns mit einer kurzen, allgemeinen Skizze der interessantesten Begebenheiten.

Die Anfänge reichen in das graue Alterthum, in die Zeit der Römer. Zerstreute, von hier bis Kaptol — anderthalb Fahrstunden — reichende, zusammenhängende, freilich verschüttete Trümmer römischer Kultur beweisen, daß hier ein großer, weithin ausgedehnter Ort gestanden habe; ob dessen Name Inicerum oder Recatina gewesen, mag dahin gestellt bleiben. In der Mitte des heutigen Požega erhebt sich ein ziemlich hoher Hügel, der wie abgerissen von dem kaum 50 m entfernten Weingebirge vereinzelt sein felsiges Haupt emporhebt. Auf der Südseite desselben krönt ein winziges Mäuerlein die Spitze. Das und dazu eine in ziemlicher Entfernung um den Hügel herumgeführte, theilweise noch erhaltene, Ringmauer sind die letzten Ueberreste des festen Schlosses, das so oft Angriffsobjekt der Türken gewesen. Die Thore der Mauer sind abgetragen, nur ein Thurmrest ist noch erhalten. Požega, in der Mitte Slavoniens liegend, durch seine gebirgige Lage zur Vertheidigung besonders geeignet, forderte in den für das Land so verhängnißvollen Zeiten der Herrschaft des Halbmondes immer von Neuem die Mohammedaner zur Einnahme, die Landeskinder zur Wiedereroberung auf.

Hier hielt im Jahre 1386 der Banus Ivan Horvat die ungarische Königin Maria in Haft; als jedoch der Magnat Nikolaus Gara mit Heeresmacht herangezogen kam und Horvat nicht im Stande war, die Belagerung des Schlosses auszuhalten, entfloh er, begünstigt durch Stephan Simontornya und Stephan Lackovic, die sich dem Sohne des erschlagenen Palatins heuchlerisch angeschlossen hatten, um den bedrängten Freund zu retten, heimlich durch das Königsthor nach Bosnien. Das Schloß und die ganze Umgebung wechselte oft die Herren. Im Zeitraume von 1526 bis 1699 wurde die Stadt oftmals geplündert, brannte mehrmals ab, und von den vielen Paschas, die hier gehauset, starb selten einer eines natürlichen Todes. Sie mußten ihren Blutdurst und die unmenschliche Bedrückung meist mit dem Leben bezahlen. Aus der Zahl der Vierzehn, deren Namen auf uns gekommen, waren die besten und menschlichsten Karamustafa Čunčić um 1602, und Nuri Effendi Pascha 1616; ersterer starb an Gift, das ihm die ob seines gegen die Christen milden Verfahrens ergrimmten Türken gaben; letzterer soll 1624 aus gleichem Grunde auf dieselbe Weise umgekommen sein. Von allen Bösen der Böseste war Hassan Zloić [1]), dem selbst der Sultan nicht traute, weshalb er die blutige Steuer durch einen andern eintreiben ließ. Viel Blut tränkte diesen Boden und die Franziskaner im Požeganer Kloster, wie auch die Augustiner in Velika, ferner die Templer in Kaptol — die auch hier lange nach Aufhebung des Ordens mögen ungestört weiter bestanden haben — spielten in diesen Kämpfen eine gewichtige Rolle. Trotz allen Bemühungen konnten die Türken ihres Besitzes nie sicher sein. Die empörte Bevölkerung rings herum machte ihnen viel zu schaffen. Die vielen theils christlichen, theils türkischen Burgen zeugen von jener Vergangenheit; einige davon sind im Walde versteckt. Das Landvolk war in die Berge geflüchtet; deshalb sind noch jetzt viele Orte so verborgen in Schluchten und Wald, daß nichts ihre Anwesenheit andeutet. In nächster Nähe von Požega liegen einige solcher Dörfer; unter anderen Dorf und Schloßruine Vrhovci, wohin sich 1596 die Franziskaner geflüchtet hatten. Ihnen nach zog der Pascha, dessen Name unbekannt, mit seinem Sohne Hussein. Beide wurden indeß bei der Belagerung von den empörten Požeganern und den Landleuten überfallen und erschlagen. Nach Abzug der Türken war die Umgegend verödet und menschenleer [2]); in der Burg zu Požega lag von 1700 bis 1753 eine starke Garnison. In diesem Jahre wollte der Agramer Bischof Franz Thausius das Schloß zu seinem Gebrauche einrichten, als ihm aber die Städter Hindernisse in den Weg legten, überließ er es seinem Schicksale und indolente, muthwillige Leute zerstörten es.

Das heutige Požega, ein Städtchen von circa 3000 Einwohnern, liegt vor und theilweise in einer hier beginnenden Schlucht, welcher der zu Zeiten verheerende Wildbach Vučijak, ein Zufluß der nahen Orljava, entströmt. Er war diesmal ganz ohne Wasser, doch hat er schon Häuser zerstört und die Plätze und Verkaufsläden überschwemmt, Balken, Fässer und Schweineställe mit seinen Fluthen davongetragen. Die Stadt, die aus der Ferne so bezaubernd aussieht, verliert, wenn man sie betritt, viel an Reiz, da sie zwar hübsche, stockhohe Häuser, aber krumme Gassen hat. Die steilen Weingärten indeß geben ihr immerhin ein frisches, anziehendes Ansehen. Früher wurde hier nur tanninhaltiger Rothwein getrunken; als jedoch mit der alten Heilkunde auch der häufige Aderlaß und die Schröpfköpfe wichen, bürgerte sich allmälig der weiße ein.

Die Stadt besitzt einiges Vermögen: Wälder, Felder und Weingärten, die sie durch einen Beamten verwalten läßt. Hier ist der Sitz aller höheren Behörden der ganzen

[1]) Unter den Paschas findet man häufig Namen slavischer „Renegaten". Zloić bedeutet etwa „Bösensohn"; ein Name, dem er Rechnung trug.

[2]) Der unauslöschliche Haß des Südslaven gegen die Bekenner des Koran ist gerechtfertigt und nur durch die Bestialität des Türken entstanden.

Gespanschaft: des Župan (Obergespan), mit allen seinen Beamten; des Gerichtshofes, des Steueramtes, des Staatsanwaltes rc. Am Fuße des Schloßberges steht das neue, elegante achtklassige Gymnasium. Das alte, 1709 errichtete, in dem Jesuiten und Franziskaner lehrten, wurde

Fig. 1. Fig. 2.

Ohrgehänge aus Silber.

(In natürlicher Größe. Das unter Fig. 1 abgebildete wird in der Umgebung von Djakovo getragen, das unter Fig. 2 in den Ortschaften von Požega, woselbst es auch fabricirt wird.)

zu einer höheren Töchterschule umgebaut. Jetzt ist der Unterricht, mit Ausnahme einiger Gegenstände, die den barmherzigen Schwestern zugewiesen sind, auch in letzterer Anstalt in den Händen weltlicher Lehrer.

Die Bürger des Städtchens, der katholischen und griechisch-orientalischen Kirche angehörend, sind Handwerker; in der Mehrzahl solche, die für das Landvolk arbeiten. Der Handel ist ausschließlich in den Händen der Griechisch-Orientalen und der Juden. An Markttagen und Sonntags am Wochenmarkt geht es auf den beiden Plätzen und in den Gassen bunt genug zu, denn das Landvolk aus dem ganzen Umkreise bringt die Erzeugnisse des Bodens herein, um sich mit dem Nöthigen aus den Gewölben zu versehen. Spekulanten sind thätig, größere Einkäufe an Kornfrucht werden gemacht und die Augen des Weibervolkes hangen verlangend an dem Silbergeschmeide, das die beiden Goldarbeiter, Künstler in ihrer Art, in kleinen Glaskasten auslegen. Im Herbste ziehen hier Wagenkarawanen mit Obst beladen durch, und auf den Markt nach Esseg; denn die Straßen von Gradiška, Pakrac und Daruvar laufen über Požega, sind aber in der Richtung nach Esseg und Brod nur gut, soweit sie dem Komitate angehören.

Am Georgstage — 12. März — wiederhallen die Weinberge über der Stadt von dem Krachen der Böller, das sich wie ein rollender Donner gegen Dervišaga [1]) und Blatsko hinzieht. Selbst beim größten Regen lassen sich die Bürger nicht abhalten da oben ihre Braten zu wenden, zu singen und zu jauchzen, von einem Berg auf den andern zu ziehen und zu sehen, ob „die Türken fliehen". Es ist der Tag des letzten Abzuges derselben und das Erinnerungsfest an deren Flucht.

[1]) Ein Ort in der Nähe, in dem ein Aga, dem Stande der Derwische angehörend, seinen Sitz hatte; daher der Name.

Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oase.

Von Dr. **Oscar Heyfelder** [1]).

Gök-Tepe, 6. (18.) März 1881.

Während des ganzen Winters blieben zahlreiche Lerchen auf den Saatfeldern rings um Gök-Tepe und auf einigen von uns besetzten Forts und Festungen Scharen von Sperlingen, einige wenige graue und schwarze Krähen und einige seltene Elstern, die in Tersakan sehr häufig waren. Sehr selten sahen wir Geier, die bei Tschikischlar (am Kaspischen Meere) zahlreich sind und welche uns seiner Zeit in Armenien (1878) bei der Assanisation so wesentliche Dienste erwiesen. Sperber und Falken sah ich fliegen und fanden wir in den Wohnstätten der Tekes als Jagdvögel. Auch der persische Chan von Kodschand (Kutschan? Red.), der uns hier mit großem Gefolge besuchte, brachte Jagdfalken mit. Schuhu, Eule und kleine Schleiereule sah ich in Freiheit und auf der Stange angebunden bei einer Filzjurte in der Festung. Gegen Ende Januar zog der erste Zug wilder Gänse über uns hinweg dem Norden zu; hätten wir Zeit, so hätte der Anblick uns Heimweh machen können. Am 1. Februar hatten wir das erste Gewitter mit Schwüle und etwas Regen. Obgleich es darauf wieder kalt wurde und in den nahen Bergen Schnee fiel, so blieb der Natur und der Atmosphäre ein frühlingsartiger Charakter. Die Samen sproßten, in den Bächen blühten allerlei Pflanzen, die Lerchen sangen, wilde Tauben, Rebhühner, Enten, schwarze Raben zeigten sich immer häufiger. In einem geschützten, bewaldeten Seitenthal Tschuli an der persischen Grenze sah ich Ende Februar allerlei Rohrsänger, den Distelfink, das Haselhuhn. Am 3. (15.) März flog mit lautem Geschrei ein gewaltiger Kranichzug über uns weg auch nach Norden, in der Richtung, in welcher unser Aller Gedanken und Sehnen gehen. Heute als wir zur Inspizirung der Desinfektionsarbeiten gegen Abend in die Festung ritten,

[1]) Staatsrath Dr. Heyfelder hat als Chefarzt die Skobolev'sche Expedition mitgemacht, neun Monate in Asien zugebracht, die Belagerung und den Sturm der Teke-Festung erlebt und sammt Lazarethen und Aerzten 20 Tage unter den Kugeln gestanden. 15 Kugeln trafen sein Filzzelt, sein Maulthier ward erschossen, er selbst blieb unverwundet und vom Typhus verschont, hatte aber eine schwere Halsentzündung während der Belagerung und der nächtlichen Ueberfälle der Tekes zu bestehen. Nach der Evakuation der Verwundeten und während der Typhus im Lager ausbrach, hatte der deutsche Arzt dennoch Augen für die Natur um ihn.

sahen wir ungeheure Scharen von Zugvögeln sich herabsenken und nach mancherlei Evolutionen sich zur Erde niederlassen, doch leider so entfernt, daß Niemand von uns sie sicher diagnostiziren konnte. Ich nahm sie für Staare, deren ich auch solche den Himmel verdunkelnde Wolken im Herbst 1877 und Frühling 1878 in Alexandropol gesehen. Ganze Flüge wilder Tauben und zahlreiche Ketten kleiner Enten beobachten wir seit mehreren Tagen. Von Schwänen erzählen einige kühne Nimrode, die einen nahen See bevölkern sollen. Fasanen habe ich mehrmals gespeist; sie vorzugsweise jagt der Teke und der Perser mit dem Jagdfalken, der auch Glöckchen an den Beinen trägt und auf einem derben Stulphandschuh auf der rechten Hand getragen wird. Auf den Inseln im Süden des Kaspischen Meeres kamen uns zahlreiche Lommen und Pelikane zur Beobachtung. Hahn und Huhn sind viel verbreitet, bei den Persern eine kurzbeinige Art, bei den Tekes eine hohe, magere Race, wie ihre Pferde und Hunde und sie selbst, die Tekes. In anderen nach Süden gelegenen Thälern, namentlich bei Kara-Kala, der verlassenen Stadt der Kara-Kala-Turkmenen, ist die Schwarzdrossel so häufig wie die Brombeere, die Mehlbeere, der wilde Wein. Dort hörte ich Mitte December den Fink, wenn auch nicht schlagen, doch lustig zirpen, sah die Blau-, Schwarz- und Schwanzmaise in den Büschen und dem haushohen Röhricht herumklettern, den Fasan durch Schilf und Buschwerk schlüpfen. Dort waren auch im feuchten Erdreich an den Trinkplätzen des Wildes die Fußstapfen des Tigers und des Rehs, die Spuren des wilden Ebers und die Stacheln des Wildschweins zu sehen.

Das Land ist dadurch charakterisirt, daß der schön geformte Gebirgszug des Kobet-Dag, von Bami bis Astrabad, des ähnlichen Thündgebirges von Tersakan bis Bami dort gegen Nordwesten, hier gegen Norden zur Ebene abfällt. Aus den Seitenthälern des Gebirges fließen zahlreiche lebendige Quellen (sogar einzelne Mineralquellen z. B. bei Artschman), welche sich theils natürlich theilen, theils, künstlich in viele Wasseradern gespalten, die nächste Zone bewässern und fruchtbar machen; während weiter hinweg die Wüste oder, wie man hier sagt, der Sand beginnt. Auf dieser Sandregion erheben sich einzelne Hügel aus purem Sande, gleich den Dünen an der Nord- und Ostsee. Somit haben wir eine Felsenflora, eine Steppenflora und eine Sandflora, welcher sich die künstliche anschließt: Mais-, Hirse- und Weizenfelder, Kleesaaten, Weingärten, Pfirsich-, Birn- und Aepfelgärten, die ich auf meinem Ritt vom 8. (20.) bis 10. (22.) März bei Kelata, Durun, Artschman in Blüthe fand. Diesem Verhalten des Terrains und der Vegetation entsprechen natürlich auch die Vogelarten und deren Verbreitung hier in der Oase. Import von jenseits des Kaspischen Meeres durch uns selbst ist ein Entenpaar im Hospitalhof zu Gök-Tepe und eine kleine Schar von welschen Hahnen (Indian) zu Kary-Betyr-Kala, wohin sie ein Kosakenoberst brachte. Sie waren zum Braten für die Festfeier bestimmt, welche wir stets für die Einnahme von Gök-Tepe projektirten und die nie statthatte, weil wir nach dem Sturm müde, beschäftigt und zu keinem Gelage aufgelegt waren. So blieben die Indians am Leben. Einigen Champagnerflaschen, die ein anderer Oberst für denselben Zweck mitgeschleppt und bereit gehalten, und die auch nach dem 12. (24.) Januar ganz blieben, haben wir später gelegentlich die Hälse gebrochen. An den zahlreichen Wasserbächen in der Ebene und in den Bergen habe ich vielfach die Bachstelze getroffen und zwar unsere graue, nicht die gelbe, die bei Eriwan, Ygdir und auch bei Alexandropol in Armenien sehr häufig ist. Auf einem von den Tekes berieselten oder besser überschwemmten Acker sah ich Ende Februar Möwen fliegen, wie auf einem See. Dieser Tage ließen uns an ähnlichen Stellen die schönsten Schnepfen ganz nahe heran kommen, denn die schlauen Geschöpfe sahen, daß wir keine Gewehre trugen und die unserer Kosakenbedeckung in einem Ziegenhaar-Futteral staken. In der ungeheuer salzigen Michaelsbucht, am Ostufer des Kaspischen Meeres unweit Krasnowodsk, beobachtete ich viele Taucherentchen und Wasserhühner.

Von den Bergen fliegen zu Thal nicht selten ein Paar prächtiger schwarzer Kolkraben, die mir wie ein Paar alte Bekannte aus Deutschland vorkamen, wenn ich sie mit komischer Gravität neben einander herschreiten, hier und da stehen bleiben und konversiren sah. Gestern zog ein großer schneeweißer Vogel an uns vorüber und setzte sich am Flüßchen nieder. Wir hielten ihn für einen Schwan. Ferner giebt es Trappen in kleinen Gesellschaften, zahlreiche Neuntödter, die immer einzeln fliegen, nicht selten Wiedehopfe. Dagegen habe ich die Mandelkrähe und den Glanzstaar, die bei Tiflis, am nördlichen Abhang des Kaukasus und am Westufer des Kaspischen Meeres häufig sind, hier nicht begegnet. Die Schwalbe, die sonst dem Menschen überallhin folgt, die an der hochgelegenen Alphütte, an dem ärmlichsten Häuschen in Nordfinnland, an dem stolzen Winterpalais in Petersburg so gut ihr Nest baut, wie an der Heidelberger Ruine, die uns in Deutschland den Frühling bringt, deren Gezwitscher vom Dachrand uns symbolisch scheint für häusliches Glück: die Schwalbe wohnt nicht hier und hat auch keine ihrer Hauptwanderungen über diese Gegenden. Einzelne Staare erschienen im vorigen Herbst in Tschikischlar, flogen einige Tage um die Baracken des Kriegshospitals und verschwanden wieder. An Amphibien und Insekten ist dagegen das Land reich und zwar an gefürchteten. Der Skorpion und die Phalangen sind häufige, wenn auch nicht gern gesehene Gäste in den Filzhütten, Schlangen und Eidechsen, letztere oft von der Größe einer Katze, schlüpfen am Gestein dahin und die Schildkröte hat ganze Ansiedelungen im lockern Erdreich. Wenn ein Reitertrupp durch die Gegend zieht, so zerstampfen die Pferdehufe nicht selten einen solchen feisten, doch unbehülflichen Spaziergänger und ihre leeren Schalen liegen an mehreren Punkten wie Pflastersteine umher.

Prächtige rothe Tulpen sind jetzt im Monat März die beste Zierde der Flur, daneben die wilde dunkelblaue Hyacinthe und der stark duftende Absynth, der kleine, blasgrüne Sträucher bildet und der unseren Pferden statt Gras und Heu sehr willkommen ist.

Tschat, 8. April 1881.

Auf einer eiligen Inspektionsreise gelangte ich zu Pferde von Bami über Kisil Arwat und Kasantschik zum Kopf der Pferdeeisenbahn und von da zum Anfang der eigentlichen Dampfbahn nach Aidin am Fuße des sogenannten kleinen Balkan [1]). Nach acht Monaten zum ersten Mal wieder in einem geschlossenen Raum, dünkte mich der Waggon, in dem wir Abends Thee tranken, ein Palast, aber bald ward mir der Palast zu enge. Die Nomaden können auch in den Häusern nicht athmen. Auf dieser Strecke, wo der Lehmboden stark mit Salz durchsetzt ist, gab es wenig Geflügel zu sehen. Auch die Vegetation ist ärmlich, doch blühten in den feuchten Rinnen herrliche purpurrothe Tulpen neben grünendem, stark duftendem Absynth. Mit der Eisenbahn war ich im Nu am Michaelbusen, über den mich ein kleines Dampfschiff nach Krasnowodsk trug. In diesem scharf salzigen Wasser leben nicht nur Rallen, sondern auch größere

[1]) Vergl. „Globus" XXXIX, S. 286.

und kleinere Entenarten. Aus Krasnowodsk fuhr ich in sechszehn Stunden mit dem „Großfürst Konstantin“ nach Tschikischlar (nördlich von der Mündung des Atrek). Hier flogen, wie im vorigen Jahr, zahlreiche Wiedehopfe, ohne daß es mir gelungen wäre, ihren Nistort zu erkunden. Bei uns nisten sie in allen Bäumen; wo aber hier, da weder junge noch alte Bäume vorkommen? Strandläufer, Schnepfen, Enten, in den Baracken des Hospitals ein Rothschwänzchen und in der Luft die eine Schwalbe, die den Sommer noch nicht bringt, das war die ganze ornithologische Ausbeute an diesem sich zur Stadt herausbildenden Ort. Welch angenehmes Staunen befiel uns, als wir Tschikischlar verließen und nach Ueberwindung der eigentlichen Dünenschicht in eine grüne, duftende Steppe einfuhren, wo wir vorigen Sommer, Herbst und Winter ein kahles, glattes Lehmfeld gesehen hatten. Zahlreiche Weiher und kleine Seen waren die Augen in der Landschaft und neben Tussilago- und Carexarten blühten fast mikroskopische Melilotus, stark duftende Kamillen, falbe Gräser (an feuchten Stellen), purpurner und violetter Mohn, gelbe Centaureen, lila Lilien, allerlei kleine Nelken und anderes mir leider unbekanntes und undefinirbares Gewächs. Am Abend kamen wir nach Jagli-Olum am Atrekfluß, den wir überschritten, um auf persischem Territorium zu spazieren. Daselbst weiden auf weiter Grasfläche einige Tausend Kameele mit ihren Jungen, das Besitzthum einer Jomudenhorde, welche in zwei Aulen etwas entfernter hauste. Um die Kameele spazierten zahlreiche gelbe und graue Bachstelzchen und fingen die sie umschwirrenden Insekten, in der Luft zog ein Geierpaar umher, mit weiß und schwarzen Flügeln mächtig schlagend. Hier und da war der Gesang einer Grasmücke zu vernehmen; da und dort zog ein Flug wilder grauer Tauben, von der Größe und dem Gebahren unserer Haustaube, vorüber. Von Jagli-Olum bis Tschat, wo 1879 General Lazarew starb, war wieder eine Tagereise durch die Steppe. Da es vor wenigen Tagen geregnet hatte, so fehlte es an den runden, stark umwachsenen Wassertümpeln nicht. Dieselben sahen wie künstlich angelegte Weiher in einem Parke aus. Auf dem einen plätscherten zwei Enten, dunkelgrau mit weißem Band in den Flügeln, kleiner als die zahme Ente. Sie ließen unser Gefährt ganz nahe heran kommen, erhoben sich, beschrieben einen Kreis in der Luft und fielen wieder ein, von wo sie sich erhoben. Auf einem andern Tümpel figurirten drei Bekassinen, die, ebenfalls wenig scheu, aufflogen, einige Zickzacke beschrieben und wieder zu dem kleinen runden Wasserspiegel zurückkehrten. Zwei Rebhühner aber, die gerade vor uns auf dem Wege standen, konnten sich kaum entschließen, dem Wagen auszuweichen, so wenig ist die Vogelwelt dieses Landstrichs gewöhnt von Jägern verfolgt zu werden. Wahrscheinlich brüten alle diese Vögel im vereinzelt stehenden hohen Gras an den kleinen Weihern und verlassen Ende Mai mit ihren Jungen die Gegend, sobald das Wasser aufgetrocknet ist und die Gewächse verdorren. Tschat heißt so viel wie Coblenz, d. h. Vereinigungspunkt der Flüsse Sumbar und Atrek. Es befindet sich daselbst kein Ort, wie denn überhaupt Ortschaften auf dieser Strecke nicht vorkommen, sondern nur ein ständiges Lager. Das Flußbett des Sumbar ist höchst merkwürdig. Es besteht aus einem breiten, viele Klafter tiefen alten Flußbett des wahrscheinlich einst mächtigen Flusses und aus einem schwachen Rinnsal lehmigen Wassers in dessen Mitte. Die steilen Wände des ersten sind viele Klafter hoch, wahrhaft imposant und obgleich aus Lehm und Sand bestehend geformt wie Felsen, mit Höhlen, gleich Tropfsteinhöhlen, Schluchten gleich den Klammen in Tyrol und mit Stellen, welche vollkommen Ruinen und Mauern gleichen. In Löchern und Ritzen dieser hohen Uferwände hausen Thurmfalken, Dohlen, wilde Tauben und einzelne Geier. Wir saßen lange an dem Sumbar und beobachteten ihr Treiben, ihr Zunestefliegen, Schreien, Zirpen in einer Höhe wie die eines fünfstöckigen Hauses über uns. Oben aber auf der Oberwelt, auf der grünbewachsenen Steppe liefen die hühnerartigen Vögel umher und erschienen am Rande der Sandwand, von wo ihr Gackern zu uns herab tönte. In der Nacht war das Geschrei der einfallenden und in der Nähe übernachtenden Kraniche unaufhörlich zu vernehmen. Bei Sonnenaufgang sahen wir denn auch lange Ketten dieses bekannten Wandervogels „in graulichen Geschwadern ziehen“. Von Tschat 50 Werst entfernt liegt Dusolum, ein vom General Tergukassow 1879 eingenommener Punkt an der Vereinigungsstelle des Atrek und des Schandyr. Hier giebt es außer Zelten und Filzjurten auch Erdhütten und einige Lehmhäuschen, einen kleinen Markt, den Küchengarten der Garnison, ein Dampfbad, ein Hospital, eine Telegraphen- und Poststation. Hier leben Menschen schon beinahe zwei Jahre und hier haben sich auch Hausschwalben eingefunden, die am Morgen vom Dache herab ihr Lied zwitschern. Das Haushuhn in zahlreicher Vertretung belebt die Gehöfte, in den buschartigen Wäldchen am Flusse haust der Fasan und scharenweise die Elster, die ich wiederholt als aasfressenden Raubvogel beobachtete. Ein niedliches, ganz zahmes Haselhuhn mit rothem Schnabel und rothen Füßchen sah ich im Käfig bei einer barmherzigen Schwester.

Was der Gegend einen gewissen Reiz wenigstens in diesem frühen Theil des Jahres verleiht, das sind am Fuße der Sandhügel ganze Beete von Tulpen und zahlreiche gelbe, lila und bräunliche Schwertlilien, um welche gewöhnlich Schmetterlinge flattern. Nachdem wir schon bedeutende Hitze gehabt, so ist nach ergiebigem Regen die Temperatur so gefallen, daß wir heizen und die wärmeren Kleider wieder hervorgezogen haben.

Bami, Russischer Ostersonntag.

O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero, non sine floribus,
Cras donaberis haedo,
Cui frons turgida cornibus
Primis et Venerem et proelia destinat.
Horatius.

Das Gesammtleben, vegetabilisches und animalisches, in diesen heißen Ländern hängt von dem Vorhandensein des Wassers ab; wo Quellen sind, wächst Gras, Kraut, Strauch und Baum, da weidet das Vieh, da lebt der Mensch. Wo die letzte Wasserleitung aufhört, da endigt auch der letzte Acker und die letzte Ansiedelung. Man wird begreifen, wie hoch und heilig ein Bergquell in der Achalteke-Oase gehalten wird und wie seine Erhaltung, die Reinigung seines Bettes zu einem Fest mit uraltem Ritus geworden. Im Frühling versammeln sich die anwohnenden Tekinzen um einen solchen Quell, schlachten einen Hammel, lassen etwas Blut in das Wasser fließen, dann reinigen sie mit den Händen sorgfältig die Ursprungsstelle und den nächsten Verlauf von Schlamm und etwaigen Abfall und verspeisen unter fröhlicher Festfeier das gebratene Opferthier. So geschah es in der Nähe von Artschman im Monat März. Ist das nicht die Scene, die Horaz in seinen Oden so anmuthig beschreibt?

Hier in Bami am Rand des Baches ist ein kleiner Baumgarten mit einem Dutzend schön belaubter Aprikosenbäume. Auf diesen erscheinen seit drei Tagen Schwärme von Rosenstaaren, um daselbst ihr Nachtquartier zu nehmen. Sie sind allerliebst rosa und schwarz gefärbt, haben ein Federbüschchen auf dem Kopf, übertreffen den gemeinen

Staar an Größe um ein Geringes. Sie kommen sonst in Transkaukasien und in den Alpen vor. Heute Abend plötzlich erschienen über den Aprikosenbäumen, wie eine Schar von Spähern, Glanzstaare mit ihren smaragdgrünen Bäuchen, ihrem rosafarbenen Gefieder, der feinen langen Schwanzfeder und dem typischen Gepipse. Sie waren in der Minderzahl und nach manchen Umflügen zogen sie mit unzufriedenem Pfeifen ab, indeß die Rosenstaare die seltenen Laubwohnungen einnahmen. Was bedeutet nun die Ankunft dieser beiden verwandten Stämme insektenvertilgender Vögel? Sie bedeutet die Anwesenheit von Heuschrecken, von großen Wanderheuschrecken in diesem Gau. Wo die Wanderheuschrecke erscheint, da fliegen auch die Rosenstaare und, wie ich sehe, die Glanzstaare zu. An jene und den Berg Ararat mit seiner heiligen Jakobsquelle knüpft sich in Transkaukasien eine Legende, deren Inscenirung ich vor einem Jahr in Tiflis erlebte, als ich daselbst im April mit General Skobolew die erste Zusammenkunft hatte. Es hieß auf einmal in der Stadt: „Die Heuschrecken sind da" und eines Sonntag Morgens waren alle Einwohner in den Straßen, eine Prozession zog vorbei. Man sagte mir auf mein Befragen: „Der Becher mit Wasser vom Jakobsquell wurde eben gebracht, der Magistrat ging demselben entgegen, alle Welt begrüßte das heilige Wasser. Nun werden die Vögel auch bald nachkommen." Wenn die Heuschrecken, eine von den sieben ägyptischen Plagen, sich zeigen, so sendet man schnell einen armenischen Geistlichen nach Eriwan zum Ararat, er schöpft einen Pokal Wasser aus der Quelle des heiligen Jakob (an der Stelle, wo dieser die Himmelsleiter sah!) und muß ihn ohne einen Tropfen zu verschütten zurückbringen, dann folgen ihm die rosa Vögel und vernichten die gefährliche Insektenschar. Wie alt mag die Sage und der Gebrauch sein? Ich hörte an jenem Aprilsonntag-Abend in Tiflis erzählen: „Die Vögel sind schon eingetroffen."

In den zahlreichen Dornbüschen habe ich noch einen andern lieben Gast aus der Vogelwelt gesehen, den Zaunkönig. Ein Pärchen nistet hier im Hospitalgarten. Regulus und regula oder reginula schlüpfen durch das dürre Geäste von Juniperus Caucasicus, den wir vergeblich anzupflanzen suchten, und scheinen gar nicht scheu. Außer ihm hat sich auch ein Pärchen der rosa angehauchten Staare entschlossen nach vorheriger Information am hiesigen Orte in einem abgestorbenen Baume zu bauen und seinen Insektenbedarf aus dem Hospitalgarten zu beziehen. Ihr Gebahren ist ganz wie das der Staaren; sie laufen ebenso mit geducktem Köpfchen durch das Gras, stehen, schauen sich um, laufen weiter, stets Fühlung mit einander behaltend. Die Rosafärbung des Männchens ist kräftiger, die des Weibchens spielt mehr ins Fleischfarbene.

In der Nähe von Dusolum wurde eine kleine Rabenart geschossen mit rothem Schnabel und rothen Füßen. Ich hielt den Vogel erst für eine große Amsel, aber mit Hülfe eines Exemplars von „Brehm", welches der Indier Ramschandu bei sich führte, gelang es uns den Vogel als Raben zu bestimmen.

Die Flora der Oase ist übrigens mit den Zwiebelgewächsen, der Pfeffermünze an Bächen und dem Absynth auf der Steppe noch nicht vollständig charakterisirt. Noch treibt der Boden mächtige Doldengewächse, von welchen einzelne dem wilden Kümmel gleichen. Dann gedeiht ein wilder Rhabarber (Rheum Achaltekensis Remmert) von großer Kraft und Schönheit. Im ersten Frühling auf scheinbar kahlem Boden, erscheint ein rundes Blatt, welches sich dicht am Erdboden ausbreitet und oft beträchtliche Größe erlangt. Nach einiger Zeit entfaltet sich ein zweites und ein drittes, die zusammen mit dem ersten eine flache, runde, grüne Tafel bilden. Aus der Mitte hebt sich nun der Schaft mit einer gelb-weißen traubenförmigen, reichen Blüthe. Auch die fleischartigen Blättergewächse, mit zierlich getheilten, großen, fächerartigen Blättern, eine Zierde der Landschaft, sind mir gänzlich unbekannt und weiß ich dieselben, da noch keine Blüthe erschienen, auch nicht annähernd zu klassifiziren. Von Bäumen sind außer den angepflanzten Obstarten, den die Hochgebirge zierenden schwarzen Wachholderbäumen, dem Ahorn, der Weide an den Wasserleitungen zu Gök-Tepe und Kisil-Arwat, auch besonders bei Dusolum und Tertakan, überall der graue weidenartige Strauch und Baum Saxaul vorhanden. Die Sandberge bedeckt ein dorniger Strauch mit ovalen fleischigen Blättern und seltenen gelben Schmetterlingsblüthen. Zwischen Strauch und Pflanze hält sich eine perennirende Orobusart mit derben Stielen und gelb-röthlichen Blüthen. Andere kleine Wicken und Erbsen stehen da und dort im Gras. Noch habe ich der Lychnis flos cuculi, des vielfach blühenden Raps, der kleinen Stein- und Wiesennelken, nicht erwähnt, welche den Wiesen und Triften streckenweis gelbe, lila, weiße Färbung geben.

Von Dusolum bis Tersakan führt der Weg durch ein Meer von Sandhügeln und Sandbergen, welche zwischen Dusolum und Tschat als erste leichte Wellenbewegung des Bodens beginnen und nach Süden und Norden allmälig in hohe Gebirge übergehen. Schon halbwegs Tersakan zeigen sich im Sand Kieskonglomerate und geschichtete Kalksteinlagen mit vielen Versteinerungen. Natürlich wird hier Flora und Fauna mannigfaltiger und anders als auf der Steppe. Der Fliegenfänger, der Grassänger, schneeweiße Maisen beleben die grünen Wiesengründe zwischen den Bergen; zahlreiche Schlangen, Skorpione und Phalangen wurden beobachtet, gefangen und getödtet. Ich selbst sah nur die ledergrauen, breitköpfigen Eidechsen bis zur Größe einer Ratte, den Igel, das Wildschwein, eine Hirschkuh (dort gefangen und gezähmt); hörte vom Tiger, vom Luchs, vom Stachelschwein und vernahm nächtlicher Weile das Gebell der Schakale. Aus den Hochgebirgen fliegen zahlreiche Raubvögel herzu; Tauben sind häufig. Mir fiel ein weißer Vogel mit schwarzen sehr langen Flügeln auf zwischen der Größe der kleinsten Möwe und der Taube, der, in kleinen Trupps fliegend, vor uns auf dem Wege einfiel, uns herankommen ließ, wieder aufflog und dasselbe Manöver wiederholte. Das Männchen ist etwas größer, lebhafter gefärbt, die kleinen Weibchen haben grauschwarze Flügel und ein mattweißes Brustgefieder. Mein Rosselenker, ein deutscher Kolonist von der Wolga, sagte, dort kämen dieselben Vögel vor und würden von ihnen „Wegvögel" genannt. Ich habe hier auf Kobet-Dagh botanisirt, manche neue Pflanzen gefunden, davon ich einen Theil bestimmen konnte, und empfehle Botanikern vom Fach, die Oase zu erforschen und zwar im März und April, ehe die Sonne alles verdorrt. Es giebt drei Arten Tulpen, die purpurne, fette, nicht hochgestielte, der Ebene angehörige, welche unserer Gartentulpe am ähnlichsten sieht, von Gök-Tepe bis Tschat verbreitet und sehr zahlreich ist. Tulipana Achaltekensis purpurea, eine zweite seltene, dem Steingrund angehörige, schneeweiße, hochstielige Tulpe, deren Deckblätter über der Knospe von den grau grünen Nüancen der Nymphendeckblätter sind. Die grünen Blätter spitzer und länger, niemals kraus, wie bei der rothen Tulpe der Ebene, nur bei Tersakan gesehen (Tulipana ereota alba Stephania) und endlich eine kleine, rosenfarbige Species, dem Krokus ähnlich, mit spitzigen grünen Blättern, nur auf dem etwas salzhaltigen Boden bei Aidin beobachtet (Tulipana minima Olga). Vier schöne Mohnar-

ten fand ich ebenfalls in der Oase, erstens überall weit verbreitet und ausgezeichnet schön den rothen Mohn, der bei uns im Korn blüht, dann eine etwas größere, fettere Art, ohne die schwarze Zeichnung am Grund der Blumenblätter, identisch mit jenem bei uns in den Gärten gezogenen und auf den Steppen Armeniens verbreiteten Pavo. Neben ihnen steht ein kleiner, etwas steifer, tief veilchenblauer Mohn mit aufrechter Blume, die ich anfangs für eine Ranunkel hielt. Er kommt auf der Steppe und der Höhe vor, ist $^3/_4$ kleiner als der gewöhnliche, sonst demselben ähnlich (Papaver minimus Achaltekensis Nina). Die vierte Art steht an Größe zwischen den vorigen, doch immerhin klein, goldgelb mit kräftiger, brauner Zeichnung, die Knospen und Blätter stark behaart, Papaver elegans hirsutus. Ein ganz eigenthümliches, baumartig-aufrechtes Vergißmeinnicht habe ich bei Chadscham-Kala im feuchten Grunde und bei Bendesen auf steinigem trocknen Boden stark verbreitet gefunden. Es ist dies gleichsam ein stylisirtes Vergißmeinnicht; auf schlankem Stiel steht Ein Blümchen, unter welchem hervor sich der Stamm in drei Aeste theilt, welche ganz mit Blüthen besetzt sind. Die Blüthen sind genau wie bei dem Wiesenvergißmeinnicht, die Blätter aber schmaler, blau graugrün, regelmäßig abstehend. Ich nannte dasselbe Myosotis arborescens Elisa und erlaubte hier mir wie bei anderen der annähernd richtigen Bezeichnungen Frauennamen als eine aus der Ferne dargebrachte Huldigung für theure oder verehrte Wesen hinzuzufügen. Unendlich mannigfaltige Blumenarten produzirt die Steppe und noch mehr das Gebirge. Beim Ueberschreiten des Kobet-Dagh zwischen Bendesen und Bami hatte ich das Mißgeschick, von meinem den Abhang hinab durchgehenden Viergespann aus dem Wagen geschleudert zu werden, nachdem ich zwei Tage zuvor mit einem scheuenden und sich rückwärts schlagenden Pferde gestürzt war. Obgleich hinkend und mit verletztem Arm setzte ich mein Botanisiren fort. Wild wachsende Kaiserkronen von etwas lichterer Färbung als die im Garten gezogenen standen in Menge unter den alten Wachholderbäumen (Juniperus Caucasicus) und Ahorngebüschen, welche den nördlichen Abfall des Gebirges waldartig bedecken. Dort sangen auch unsere Sänger des Waldes und des Busches, sogar ein Kukuk ließ sich hören. Die kleine lilafarbene Lilie (Lilium Achaltekensis coeruleum) mit 3 bis 4 glockenartigen Blumen und spitzen länglichen Blättern habe ich schon erwähnt. Eine andere auffallend große sehr häufige Lilie hat einen Kranz oder Busch von graugrünen Blättern, welche der Zwiebel entwachsen und am meisten an Narcissenblätter erinnern. Aus ihrer Mitte hebt sich ein gerader Stengel 1 bis $1^1/_2$ Fuß hoch, an dem eine Menge, 30 bis 40, gelb und weißer kleiner Lilienkelche nach und nach erblühen, die leider geruchlos sind. Aber die ganze Pflanze ist elegant und gereicht in größerer Anzahl einer Gegend zum Schmuck. (Lilium elegans Skobolew.) An einer sandigen Schlucht bei Margis sah ich eine andere prächtige Liliacee (Lilium martagon Achaltekensis Anastasia), die ohne Wurzelblätter auf steilem, leicht gebogenem Stiel etwa 10 bis 12 fleischfarbige Blüthen trägt. Sie erinnern am meisten an die des Türkenbundes, doch sind die Blätter weniger gebogen, die Farbe heller. Zwischen Chodschamkala und Bami fand ich noch eine gelbbraune Anemone, der Anemone pulsatilla am ähnlichsten, etwas kleiner und niedriger, doch gleich ihr auf felsigem Boden wachsend, welche ich Anemone Achaltekensis Kuropatkin taufte.

Die Einwohner machen uns darauf aufmerksam, daß ein so regnerisches Frühjahr eine Seltenheit und gewöhnlich Ende April Alles von der Hitze und Trockenheit versengt und gedörrt ist. Dann ziehen sich natürlich auch die geflügelten Bewohner der Luft auf wasserreichere Punkte und kühlere Stellen zurück.

Einen Irrthum muß ich berichtigen, nämlich den, daß die Staare nicht über diese Gegend reisen. December und bis Mitte Januar war Tschikischlar von vielen Tausenden dieser traulichen Thierchen besucht. Sie saßen auf dem Sande hauptsächlich in der Nähe des Barackenhospitals, zwitscherten und lärmten die ganze Nacht und nährten sich unter anderm von dem Brot, Fleisch und Abfall, den ihnen die Kranken und Diener des Hospitals zuwarfen.

Hier in Bami sah ich Ziegenmelker gegen Abend herumschwärmen. Insektenfressende Vögel finden in der Oase reichliche Nahrung, da Fliegen, Spinnen, Käfer überall, am Atrek auch Mosquitos ungemein häufig sind. Schmetterlinge habe ich überall einige, doch nur in geringer Anzahl gesehen, während in Alexandropol zur Zeit der Blüthe der Steppe einmal drei Tage ein wahres Schneetreiben von weißen Schmetterlingen andauerte. Auch sind mir bis jetzt nur die allergewöhnlichsten Arten vorgekommen.

Ende April hat die Flora schon einen sommerlichen Charakter. Sie ward mir zu beobachten geboten, als ich am 24. April a. St. von Bami ausfuhr, diesmal den definitiven Rückweg antretend. Auf der 50 Werst langen Strecke bis Kisil-Arwat herrscht furchtbare Einförmigkeit der Ebene, der Gegend überhaupt. Weit und breit kein Baum und kein Wasser; der Boden ungleich von busch- und krautartigen Pflanzen bedeckt, die jedoch eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Der rothe Mohn und die lila Viole sind im Abnehmen, dagegen bedeckt ganze Strecken ein heller weißer Rittersporn von großer Schönheit, eine Potentilla Achaltekensis von besonders schönem Schwefelgelb, mit zarten wurzelständigen, zerfaserten Blättchen. Seltener fand sich ein kleines, höchst zierliches Trifolium minimum Beck, welches seine rosa Zwergblüthen auf hohen silbergrauen Stielen mit üppigen grünen gefiederten Blättern trägt. Ich halte diese Kleeart für autochton und neu. Sie ist eine der graziösesten Pflanzen, die ich kenne. Eine andere Pflanze bedeckt krautbuschartig die ganze Strecke. Ein aus fünf bis sechs Stengeln zusammengesetzter Busch entwächst (nicht perennirend) einer Wurzel. Vom Boden bis zu den Endspitzen sind die Stengel mit dunkelgrünen, saftigen zerfaserten Blättchen besetzt. Im Innern dieses grünen Busches sitzt die weiße glockenkelchförmige Blume (wie Orangenblüthe), um sie herum ebenfalls im Grün geborgene gelbweiße Knospen (Stern im Busch, Stella umbrata Frieda).

Hyosciamus aromaticus, ein nach Patschouli duftendes, violett blühendes Bilsenkraut, möchte keine besondere Art, sondern nur die durch Boden und Klima producirte Varietät der bekannten Giftpflanze sein. Ein perennirender Orobus, lebhaft rosa und lila blühend, ebenfalls mit härtlichen, gleichsam in Verholzung begriffenen Stielen von silbergrauer Farbe und glatter glänzender Oberfläche, wie dies bei vielen hiesigen Pflanzen und namentlich auch bei dem gelblich-weiß blühenden schon früher erwähnten Orobus der Fall ist. Diese schmetterlingsartigen Blüthen mit den stylisirten gefiederten Blättern, den Ansätzen zu Dornen sind eigenartig, schmücken jeden Strauß und würden sich zur Gartenzier eignen (Orobus Achaltekensis voraceus). Von den Tulpen stehen nur die prall gefüllten Samenkapseln auf hoch aufgeschossenen Stielen; die Blätter haben bei der frischen und feuchten Witterung noch Saft. In meiner Kibitke zu Bami wuchsen wie in einem Keller unter dem Schreibtisch drei Tulpenpflanzen bis zur Höhe von $1^1/_2$ Fuß schlingpflanzenartig durch die Stäbe der Wand empor. Sie

brachten es aber bei Abwesenheit direkter Sonnenwirkung bis zum Tag meiner Abreise nicht zur Knospenbildung und sahen gelb und mager aus.

Selbst auf dem Sand in der Nähe des Michael-Meerbusens haben Frühlingssonne und Frühlingsregen eine relativ reiche, eigenartige Flora hervorgezaubert. An Stelle des weißen Rittersporn tritt auf einmal ein rosa und violetter von gleicher Gestalt und Schönheit; nur bildet er in jeder kleinen Niederung des Terrains, mit Potentilla und Tussilago vermischt, ganze bunte Blumenbeete. Die binsenartigen Sträucher Saxaul und andere, welche geradezu an die australische Flora erinnern, stehen in Blüthe. Ein unscheinbarer, an Ginster erinnernder Binsenstrauch trägt eine ganze Reihe rosenrother Schneeflocken an fadenartigen langen Stielen zierlich aufgereiht. Entfernt man die zarte, seidenweiche Umhüllung, so trifft man auf eine drei- oder vierfache Kapsel, die also im Durchschnitt einen Stern bildet mit drei oder vier Spitzen. Ich habe nicht die Evolution noch die Involution dieses Gebildes beobachten können, signalisire aber die merkwürdige Pflanze den Botanikern.

Die ganze Strecke der Michaellinie ist arm an Gefieder und Geflügel. Doch ward uns ein seltener und überraschender Anblick vor Kasantschik zu Theil. Auf einen Teich, der von der Regenzeit zurückgeblieben, ließen sich vor unseren Augen zwei schwarze Störche nieder, nachdem sie aus den höchsten Luftregionen in einer Spirallinie herabgeflogen. Auch sie waren wenig scheu und ließen sich durch unsern Wagenzug keineswegs aus ihrer Ruhe stören.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge sind in einem der Staatsforsten im Gouv. Jelisabetpol große Lager von Magneteisenstein entdeckt worden, die bis 70 und mehr Procent reines Eisen enthalten. Die Ausschmelzung soll (zum ersten Male) mittelst Naphta-Resten erfolgen.

— Ueber die Auffindung von Kohlenlagern in Turkestan sagte Romanowski in einem Vortrage in der Mineralogischen Gesellschaft zu Petersburg: Das turkestanische Gebiet ist sehr arm an Pflanzenwuchs, ausgedehnte Waldungen finden sich nur auf den Hochebenen, und Wege dorthin fehlen. Die Frage nach Mineralkohlen hat deshalb für jene Striche ganz besondere Bedeutung. Die besten Kohlenlager finden sich östlich von Sergiopol, bei Tschugutschak im Gebirgskamme Tarbagatai; hier sind die Schichten etwa 10 Fuß dick; dann im Thale des Ili und besonders ausgedehnt um Kuldscha. Endlich hat Romanowski im Jahre 1879 den westlichen Theil des Kreises Zerawschan zwischen dem Flusse Zerawschan und dem See Iskander-Kul untersucht und auch dort bei der Festung Sarwadan und dem Dorfe Rabat Kohlenlager gefunden. (Nach dem Russ. Inv.)

— Die Telegraphenlinie von Krasnowodsk nach Gök-tepe ist officieller Bekanntmachung zufolge Anfangs Mai in ihrer ganzen Ausdehnung dem Betriebe übergeben worden.

— Durch kaiserlichen Ukas ist Ende Mai 1881 das Gebiet der Teke-Turkmenen dem russischen Reiche einverleibt worden: „Um die Ruhe und Sicherheit in der transkaspischen Steppe festzustellen, haben Wir für gut befunden, das von Unseren Truppen besetzte Territorium des Teke-Turkmenen-Stammes mit dem Reiche zu vereinigen, und befehlen, aus diesem Territorium und dem Lande der transkaspischen Militär-Abtheilung ein transkaspisches Gebiet zu bilden unter Einverleibung desselben in den Bestand des kaukasischen Militär-Bezirks ꝛc.

— Sir R. Biddulph, High Commissioner von Cypern, erklärte bei der Geburtstagsfeier der Königin Victoria am 28. Mai 1881, daß er seit Beginn des Jahres jeden Distrikt der Insel besucht und mit Vergnügen das Gedeihen des Landes wahrgenommen habe. Das enorme Wachsthum des Postverkehrs innerhalb Cyperns während des letzten Jahres — die Anzahl der abgesandten Briefe ist 17mal größer als in dem Jahre vor der englischen Okkupation — und die gleichfalls bedeutende Zunahme von Briefen nach auswärts — die Zahl derselben ist viermal größer, als die der auf der Insel selbst versendeten — kann als gutes Anzeichen für die Entwickelung kommerzieller Thätigkeit angesehen werden.

— Ein von Kap. J. E. Sandman von der Indischen Aufnahme geschulter eingeborener Forschungsreisender hat unlängst einen Schritt weiter zur Entdeckung der Irawadi-Quelle gethan. Im Anfang November 1879 langte er in Bhamo an und fuhr mit seinen Gefährten den Irawadi aufwärts bis Katscho (unter 25° 20′ n. Br. etwa 1000 Fuß hoch gelegen). Von dort ging die Reise über Land bis Mogungpoon Maingkung (26° 8′ n. Br.), wo sie ihr Ende erreichte. Die birmanische Grenze liegt etwa 16 engl. Meilen nördlich von Katscho; weiterhin wohnen Katschins oder Kansa-Katschins und keine Schans mehr. Im Ganzen stimmen die Nachrichten des indischen Reisenden gut zu denen des Engländers Wilcox aus dem Jahre 1827, welcher sich rühmte, die Quellen des Irawadi entdeckt zu haben und dieselben noch südlich vom 28. Grade nördl. Breite verzeichnete. Daß der tibetische Jarn-dsang-po mit dem Irawadi zusammenhänge, wie noch kürzlich R. Gordon in Rangun behauptet, soll jetzt endgiltig widerlegt sein.

Die Russische geistliche Mission in Japan[1]).

L. In Japan existirt eine russische rechtgläubige Mission seit dem Jahre 1871. Chef der Mission ist der frühere Archimandrit und jetzige Bischof Nikolai. Als derselbe im Jahre 1871 in Japan eintraf, gab es daselbst drei rechtgläubige Japanesen. Von Jahr zu Jahr aber hat sich die Thätigkeit der Mission gesteigert und vermehrt; jetzt wird vom Norden Japans an bis zum Süden das Christenthum gepredigt und die Zahl der rechtgläubig getauften oder sich zur Taufe vorbereitenden Japanesen beträgt heute mehr als 6000. Die Zahl derer, welche ohne Christen zu sein die Predigt hören, ist aber viel größer. Im Dienst der Mission sind — außer dem Bischof Nikolai — thätig: 4 Missionäre, 6 Priester, 1 Mönchpriester, 2 Hülfsprediger (Diakonen) und mehr als 90 japanische Prediger. Der Hauptsitz der Mission ist in der neuen Residenz Tokio (Jeddo); daneben besteht eine zweite Station in Hakodate. In Tokio besitzt die Mission ein geistliches Seminar, eine Schule zur Bildung von Predigern; fast alle Lehrgegenstände, sowohl die theologischen wie die allgemein bildenden, werden in russischer Sprache vorgetragen mit alleini-

[1]) Nach der „Neuen Zeit“ 1881, Nro. 1828. (Russisch.)

ger Ausnahme der Mathematik, welche Japanisch gelehrt wird. Die älteren Schüler können gut Russisch sprechen und noch besser schreiben. Außerdem existirt bei der Mission eine Schule für Mädchen. Die Mission in Hakodate hat auch zwei Schulen, eine für Knaben, die andere für Mädchen, mit japanischer Unterrichtssprache und besonderer Unterrichtsstunde für die, welche Russisch lernen wollen.

Es erscheint auch zwei Mal monatlich in japanischer Sprache mit besonderer Bewilligung der japanischen Regierung ein „Rechtgläubiger kirchlicher Bote".

Die rechtgläubigen Japaner haben aus eigenen Mitteln, an verschiedenen Gegenden Japans, schon fünf hölzerne Kirchen in russisch-byzantinischem Style erbaut; daneben giebt es ungefähr 20 Bethäuser, welche zum Theil auf Kosten der Japaner, zum Theil mit Unterstützung der russischen Mission aufgeführt sind. An anderen Orten wird zum Bau neuer Gotteshäuser gesammelt.

Mit dem Anfang des nächsten Jahres soll noch eine dritte Station in der Stadt Oasaka, nahe der alten Residenz Kioto, eröffnet werden. Kioto ist das japanische Moskau, besonders in religiöser Beziehung als das Centrum des Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert in Japan eindrang, bald zu einer bedeutenden Gewalt gelangte und von großem Einfluß auf das Leben des japanischen Volkes wurde. Vor etwa 150 bis 200 Jahren fing der Buddhismus an zu sinken, und seit den 60er Jahren dieses Jahrhunderts, seit der Bekanntschaft der Japaner mit Europa und dem Christenthum, hat er noch mehr an Bedeutung verloren. Nur in Kioto ist die Kraft des Buddhismus ungeschwächt; daß er an vielen Orten Japans noch fest steht, ist nur den zahlreichen buddhistischen Heiligthümern und den mit der Stadt Kioto eng verknüpften religiösen Ueberlieferungen zu danken. Pilgrimme aus allen Enden Japans besuchen in großer Menge Kioto und verbreiten den Ruhm von den großen Tempeln und anderen buddhistischen Heiligthümern. Eine Annäherung von Kioto und ein Einfluß der rechtgläubigen Mission auf die Stadt wird nur durch die Errichtung einer neuen Missionsstation in Oasaka möglich sein. Aus Mangel an Geldmitteln und an russischen Missionären konnte bisher in Oasaka keine Station gegründet werden; jetzt haben sich endlich Leute und Mittel gefunden, jedoch fehlt noch eine einmalige Unterstützung zum Aufbau eines Hauses, einer kleinen Hauskirche und einer Schule.

Afrika.

— Die französische Regierung benutzt die Besetzung von Tunesien sofort, um das ziemlich unbekannte Land aufzunehmen und eine Lücke auszufüllen, welche zu beseitigen sie schon längst sich hätte bewogen fühlen müssen. Denn thatsächlich rührt die bis jetzt vollständigste Karte des an Algerien grenzenden Landes von Prof. Kiepert her (Nouvelle Carte de la Regence de Tunis, Berlin 1881), und es wird noch Jahre dauern, bis wir die jetzt unter Oberst Perrier's Leitung auszuführende Aufnahme in Händen haben werden.

— G. Rohlfs, der gegen Ende Mai in Berlin eintraf, ist nicht durch die nubische Wüste („Globus" XXXIX, S. 287), sondern über Gondar und Massaua, seinen Ausgangspunkt, von Debra Tabor zurückgekehrt. Dr. Stecker ist daselbst zurückgeblieben, um das Land im Süden und Westen des großen Tsana-Sees kennen zu lernen. Derselbe ist gut ausgerüstet und verfügt über genügende Mittel, um anderthalb Jahre im Lande bleiben zu können.

— Seit einigen Jahren bemüht sich der (unlängst fälschlich todt gesagte) König Johannes von Abessinien, in seinem Reiche eine einzige Religion zur Geltung zu bringen, wie ein Korrespondent in „Die Warte des Tempels" (1881, Nr. 19) mittheilt. Ein einheitliches kirchliches Dogma war leicht hergestellt, indem sich die Anhänger abweichender Meinungen der Gewalt fügten und seine Orthodoxie annahmen. Dann kamen die zahlreichen Mohammedaner daran. Er erklärte, daß über das mohammedanische Wollo-Land kein mohammedanischer Fürst mehr regieren dürfe, worauf sich die dortigen beiden Imams nebst ihren Häuptlingen und Gefolge taufen ließen. Ebenso mußten überall, wo Mohammedaner zerstreut unter Christen wohnten, erstere übertreten; ihre Moscheen wurden zerstört, neue Kirchen gebaut, und nur wenige von der Geistlichkeit wanderten aus. Schwieriger wurde die Sache in dem fanatischen östlichen Wollo-Lande, welches nur von Mohammedanern bewohnt wird. Im Februar 1880 fiel Johannes dort ein und bekriegte und plünderte sie mit König Menilek von Schoa zusammen, obwohl sie Unterthanen des letztern sind. Wer gefangen wurde und sich nicht taufen lassen wollte, wurde einfach niedergemacht. Sie vertheidigten sich zwar tapfer, mußten aber der Uebermacht weichen, und nachdem ihr fruchtbares Land ausgeraubt und verwüstet war, sich fügen und sich taufen lassen. Doch sind manche entkommen und auch durch andere Flüchtlinge verstärkt worden, so daß sie sich wohl noch öfters erheben werden. In Schoa, wo die Mohammedaner wohl mehr als ein Zehntel der Bevölkerung ausmachen, will man die Christianisirung auch gewaltsam durchführen, was derzeit nur in seinen Anfängen an den Großen geschehen ist; das gemeine landbauende Volk scheint sich leicht fügen zu wollen, jedoch führte es einige Auswanderung herbei. Selbst den Gebrauch des Tabaks hat Johannes als ketzerisch streng verboten; die Uebertreter wurden mit Geißeln, Finger-, Nasen- und Handabschneiden bestraft, einem Manne wurde der Kopf gespalten; einen seiner höheren Beamten und persönlichen Freund, welchen Johannes beim öffentlichen Essen schnupfen sah, erschoß er höchst eigenhändig im Zelt vor allen Beamten und Tischgenossen. Die Leiche wurde an Ort und Stelle im Zelt sogleich verscharrt, dann das Zelt weggenommen und an einer andern Stelle aufgeschlagen. Leuten, auf deren Grundeigenthum man Tabakpflanzen fand, wurde ihr Eigenthum weggenommen u. s. w. Als die Leute trotzdem das Schnupfen im Geheimen nicht unterließen und immer wieder welche von Verräthern angeklagt wurden, so kam er auf die Idee, Kläger und Angeklagte gleich mit 50 Peitschenhieben zu bestrafen, worauf die Sucht zu verrathen nachließ. In Schoa besteht zwar dieses Tabaksverbot auch, allein gleich der erste Ankläger wurde wie der erste Angeklagte mit 50 Peitschenhieben bestraft, was gut wirkte. Der öffentliche Verkauf des Tabaks auf dem Markt ist verboten; auch erhebt man keinen Zoll mehr davon.

Die Folgen der eifrigen Bemühungen des Königs Johannes zur Herstellung eines einheitlichen Dogmas für ganz Abessinien betrafen auch die katholische Mission. Im Juni 1879 wurde der alte katholische Bischof Massaia mit zwei französischen Priestern zu Johannes nach Debra Tabor gerufen, dort ihnen jeder Verkehr mit dem Volk verboten und nach der Regenzeit im Oktober wurden alle drei via Matama des Landes verwiesen. Er sagte ihnen: „Ich dulde durchaus keine römischen Priester in meinem Reich."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

III.

12. September. Da die Strömung schwach ist, ging die Fahrt an diesem Tage schneller von statten, als an den vorhergehenden. Die Landschaft aber war von großer Einförmigkeit; auf der einen Seite ein $1\frac{1}{2}$ m hoch steil abfallendes Ufer von weißem, stellenweise rothgeflecktem Thone, auf der andern flaches, sumpfiges, mit Wasserpflanzen bedecktes Land, dazu eine Vegetation, die der Zierlichkeit und des Malerischen nicht entbehrt, aber doch nur in Blättern, nicht auch in Blüthen und Früchten große Ueppigkeit entfaltet. Das Thierreich ist gleichfalls schlecht vertreten; Wild ist selten, Schmetterlinge nicht häufig, und seit einer Woche hatte Crevaux keinen Kolibri bemerkt; auf einen Quadratkilometer entfiel hier kaum ein einziger menschlicher Bewohner. Der Oyapok zerfällt, wie auch der Maroni und Yari, in drei scharf geschiedene Theile, deren malerischster, gesundester und an Nahrung reichster an den Wasserfällen liegt, wo es vortreffliche Fische in Menge giebt. Am Maroni ist das derjenige Theil, wohin sich die holländischen Negersklaven geflüchtet haben. Die Gebiete oberhalb wie unterhalb der Fälle, d. h. Quellgebiet und Mündung, sind sumpfig.

13. September. Der Fluß wird immer schmaler und bildet keine Inseln mehr. Kaum, daß noch ab und zu einige Granitfelsen aus ihm emporragen und Stromschnellen bilden, wo sich des Reisenden Begleiter mit dem Schießen von Paku-Fischen belustigten. Gegen 4 Uhr passirten sie einen kleinen, am linken Ufer belegenen Hügel, den Jean Pierre Y a u a r nennt, weil der Missionär Emonet dort einen großen Jaguar erlegt hat. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Apatu, daß man bis dahin noch kein solches Thier angetroffen habe, was als gutes Zeichen für den Erfolg der Reise anzusehen sei; er erklärte ferner, daß einer der Gründe, weshalb er Crevaux in vollem Vertrauen bis zum Yari gefolgt sei, der gewesen, daß man am ganzen Maroni keinen Jaguar getroffen habe. Wie die Roucouyennes glaubt er, daß sich der Waldteufel in Gestalt des Jaguars zeige, um böse Leute zu verschlingen. Eine halbe Stunde später maß Crevaux oberhalb der Einmündung der Ouarapouroutou die Breite des Stromes mit einer Schnur; er fand ihn 50 m breit, seine Tiefe zwischen 1 und 2 m wechselnd und seine Geschwindigkeit zu weniger als 1 Seemeile.

14. September. Die gesammte Mannschaft litt heute an Verdauungsbeschwerden, weil sie von den 20 gestern gefangenen Pakus nicht weniger als 15, d. h. auf den Mann mehr als 1 Kilogramm, gegessen hatte. Der Häuptling Jean Pierre gestand ein, daß er nie diese Stelle besucht habe, ohne aus derselben Ursache an Kolik gelitten zu haben. Die Oyampys begeben sich oft aus weiter Entfernung dorthin, um Pakus zu schießen. — Gegen Mittag stieg Crevaux an das dort etwa 2 m hohe Ufer, um eine Sonnenhöhe zu nehmen; kaum hatte er seine Beobachtung vollendet, als ein Indianer, der im Boote sitzen geblieben war, bemerkte, daß das Ufer zu weichen begann und in den Fluß zu stürzen drohte. Nur wenig fehlte, so wäre Crevaux nebst Apatu und Saba von zwei stürzenden Bäumen mit

Die „Drei Stromschnellen" im Oyapok. (Nach einer Photographie.)

in den Fluß hinabgerissen worden. — Etwa um zwei Uhr Nachmittags wurden die bisher flachen Ufer höher, die Strömung schneller und bald befanden sich die Boote vor einem prächtigen Falle, den man als „die drei Stromschnellen“ bezeichnen könnte, weil das Wasser schäumend und tosend über drei Stufen einer majestätischen Treppe herabfällt. Zu Boote dieses Hinderniß zu überwinden, ist ganz unmöglich; man mußte das Gepäck hinübertragen und die Boote über einen großen Granitfelsen am linken Ufer hinwegschleifen. Bis hierher hatte Jean Pierre früher einmal einen Einwohner von Cayenne, M. Voisin, geführt, um „méou“ (Felsenhähne) zu jagen, welche in unseren naturwissenschaftlichen Sammlungen sehr selten, aber in der Umgebung der „drei Stromschnellen“ ziemlich gewöhnlich sind. Damals existirte an jener Stelle eine alte weißhaarige Indianerin vom Stamme der Ouayanas, die von Fischfang und der Jagd lebte, ohne mit den Oyampys den geringsten Verkehr zu unterhalten; mit ein wenig Einbildungskraft hätte man sie für die letzte jener Jägerinnen halten können, welche Orellana, der als der Erste Südamerika durchzog, an der Mündung des Trombetas fand. In Folge seiner phantasiereichen Erzählung erhielt bekanntlich der größte Fluß der Erde, der Marañon, den galanten Namen des Amazonenstromes. Diese Nacht schliefen der Reisende und seine Gefährten ruhig beim Geräusche dieses ansehnlichsten von allen Wasserfällen, den er im Oyapok und Maroni angetroffen hatte.

15. September. Oberhalb des Falles fand man sehr ruhiges Wasser; denn die Felsen, über welche dieser Fluß wie die übrigen in Guayana herabstürzen, bilden Dämme

Lager bei den „Drei Stromschnellen“. (Nach einer Photographie.)

oder Deiche, welche verhindern, daß die Wasserläufe während der trocknen Jahreszeit, die fünf volle Monate hinter einander andauern kann, völlig austrocknen. Weiter aufwärts ist der Oyapok stellenweise nicht breiter als 40 m bei einer Tiefe von 1,6 m und sehr schwacher Strömung. Große Bäume neigen sich dort, um der Sonnenstrahlen theilhaftig zu werden, weit über das Wasser und verbreiten angenehmen Schatten und Kühlung. Um Mittag aber, wo man den kleinen, doch schwierigen Fall Canaoua (d. h. Boot; von diesem Worte stammt vielleicht das französische canot ab, welches gewöhnlich mit dem niederländischen „kaan“, deutschen „Kahn“ in Zusammenhang gebracht wird) passirte, herrschte eine unerträgliche Hitze; die Sonnenhöhe betrug 89° 23′ und die Temperatur war fast ebenso hoch, wie an der Küste, weil dieses Gebiet noch immer nicht mehr als 90 m über dem Meeresspiegel liegt. Nachmittags wurde die Stromschnelle Itouatin überschritten, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und eine Menge kleiner granitischer Inseln umschließt. Auf einer solchen unweit des Nachtlagers wollte Jean Pierre in seiner Jugend die Reste eines von Missionären errichteten Kreuzes gesehen haben; bei näherere Untersuchung fand sich indessen keine Spur davon mehr vor.

16. September. Oberhalb der Einmündung des Moutaquére sinkt die Breite des Oyapok auf 25 m herab und eine Stunde weiterhin war nach 22tägiger ununterbrochener Bootsfahrt, während welcher man 160 Stunden gefahren und etwa 400 km zurückgelegt hatte, der Anfangspunkt seiner Schiffbarkeit erreicht. Er ist um ein Drittel kürzer, als der schiffbare Theil des Maroni, zu dessen Befahrung Crevaux 33 Tage gebraucht hatte; der Beginn der Schiffbarkeit liegt beim Maroni 110 m hoch, beim Oyapok 90 m. Letztere Stelle heißt „Landeplatz der Banares“ und zwar nach der Angewohnheit der Oyampys, jeden Augenblick das Wort „banaré“, d. i. Freund, zu gebrauchen.

Crevaux ließ nun eine Hütte errichten und das Gepäck

ausladen, während er sich selbst mit Jean Pierre aufmachte, um eine Oyampy-Niederlassung aufzusuchen. Ein ziemlich betretener Pfad war bald gefunden, nach zweistündigem Eilmarsche aber noch keine Hütte, so daß der Reisende daran verzweifelte, Träger zu erhalten und den Plan faßte, den an Fieber erkrankten Sababodi und zwei Schwarze am Landeplatze zurückzulassen, mit Jean Pierre und drei anderen Negern (Apatu, Stuart und Hopu) aufzubrechen und, falls man Indianer antraf, Jean Pierre zu den Zurückgebliebenen zurückzusenden. Um sich nicht allzu sehr zu beschweren, wurden sämmtliche Wein- und Liqueurflaschen, die der Reisende für Tage der Noth hatte aufsparen wollen, geleert und der Marsala floß hier am obern Oyapok in Strömen. Dann machten sie sich am Morgen des 17. September selbfünf auf den Weg nach Süden. Nach vierstündigem Marsche über flaches, von zahlreichen nach dem Oyapok zufließenden Wasserläufen durchschnittenes Land erreichten sie einen kleinen Hügel und trafen dort auf einen betretenern Pfad; plötzlich blieb Apatu stehen, legte das Ohr auf den Boden und behauptete, in der Ferne den dumpfen Ton einer Axt zu hören. Man ging demselben nach und bemerkte schließlich von einem Hügel aus eine Rothhaut, die so eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt war, daß man sich ihr unbemerkt auf 10 m näherte. Der Wilde aber, welcher Jean Pierre kannte, zeigte keine Ueberraschung, als er die Fremden erblickte. Sein Dorf war nicht weit; bald kreuzte man

Marsch über eine Lichtung im Walde. (Nach einer Photographie.)

eine mit Maniok bepflanzte Lichtung und sah einige Hütten. Der Tamuschi (Häuptling) des Stammes, welcher von Msgr. Emonet auf die Namen Jean Louis getauft worden war, nahm den Reisenden gastlich auf und willigte gegen so und so viele Geschenke darein, ihn mit seinen beiden Frauen und zwei jungen Leuten nach dem Lande der Roucouyennes zu begleiten. Diese Oyampys halten wie die Roucouyennes eine große Menge gezähmter Thiere in ihren Wohnungen, wie Agamis (Trompetenvögel), Hokkos, Marayes und blau und -rothe Aras; in dieser zoologischen Sammlung befand sich auch eine in einem Käfige verwahrte junge Harpye (Harpia ferox) etwa von der Größe eines Truthahns, welche Crevaux für ein Messer kaufte, von Apatu todtschlagen ließ und seinen Sammlungen einverleibte. Diesem Vogel (bei den Oyampys „Pia“, bei den Bonis „Gonini“), welcher allen Arten Wild und den giftigsten Schlangen zu Leibe geht, wird von den Indianern eifrig nachgestellt, weil sie seine Federn für ihre Pfeile verwenden.

Nach einem Ruhetage, welchen die Frauen zur Bereitung von Cassave benutzten, wurde die Reise am Morgen des 19. fortgesetzt und schon nach einer Viertelstunde der eine Quellarm des Oyapok, den Crevaux den Crique Leblond zu nennen vorschlägt (8 m breit, $1\frac{1}{2}$ m tief), in einer Höhe von 100 m überschritten. Die Gegend war so wasserreich, daß im Durchschnitt keine fünf Minuten verstrichen, ohne daß man Wasser antraf, bald in Gestalt eines Baches, den man auf einem Baumstamme überschritt, bald eines pripri, d. h. Morastes, in den man bis über die Hüften einsank. Auf den kleinen Hügeln, welche diese zahllosen Gewässer von einander trennen, lagen eine Menge vor Alter umgestürzter

Die Quellen des Oyapok vom Pic Crevaux aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Bäume; niemals aber krümmte ein Indianer den Rücken, um unter solch einem Hindernisse hindurchzuschlüpfen, sondern ging stets darüber weg. Der Grund davon ist der, daß in solchen verwesten Bäumen stets eine Masse Insekten, namentlich Ameisen und Termiten, hausen, welche bei der geringsten Berührung herabfallen. Bald nach Mittag, nachdem man nach Angabe des an Crevaux' Wade befestigten Podometer 14 100 Schritte gemacht, rastete man an einer Stelle, welche früher Landeplatz der Banares gewesen war, und wo ein in Folge einer Epidemie verlassenes Dorf gestanden hatte. Da man nur vier Stunden marschirt war, wollte Crevaux noch nicht für heute Halt machen; aber die Indianer verweigerten die Fortsetzung der Reise, weil sie gestern wenig gegessen und heute nichts als Cassave und etwas Reis hätten. Während also die Vorbereitungen zum Nachtlager getroffen wurden, erbat sich ein junger Indianer, Yami („Schildkröte") mit Namen, des Reisenden Flinte, um auf die Jagd zu gehen; schon nach kurzer Zeit kehrte er mit Beute beladen zurück: er hatte ein Tapir schlafend gefunden, sich mit der Geschicklichkeit und List eines Tigers herangeschlichen, ihm aus nächster Nähe die ganze Ladung Schrot in den Leib gejagt und es sofort getödtet, während sonst selbst Rehposten in einer Entfernung von 7 bis 8 m von dem Dickhäuter abprallen. Das Thier wurde zerlegt und die ganze Nacht hindurch bukanirt; doch nahmen sie das Fleisch nicht mit, sondern vergruben es, sorgfältig mit einer Masse von Blättern umhüllt, in der Erde, um es bei der Rückkehr mitzunehmen.

Am 20. September folgten sie dem Crique Leblond aufwärts bis zu seiner Quelle am Fuße eines großen Granitfelsen, auf welchem sich vier Eindrücke wie von dem Fuße eines großen Jaguar befinden. Die Eingeborenen glauben, daß dieselben von einem Tiger-Zauberer (Yauarpiay) herrühren, der die Quellen des Oyapok bewacht. Crevaux sah jedoch, daß die Höhlungen nicht von Menschenhand herrühren, sondern ein zufälliges Naturspiel sind.

Man hatte von der jetzigen Anfangsstelle der Schiffbarkeit bis zu den Quellen des Oyapok demnach 12 Marschstunden gebraucht, während der frühere Landeplatz nur vier Stunden entfernt gewesen war. Der Oyapok nimmt wie der Maroni seinen Anfang aus einer zahllosen Menge von Bächen, welche am Fuß des Gebirges Tumuc-Humac entspringen; sein Lauf ist mit allen Krümmungen 485 km lang, der des Maroni 680 km. Seine Wassermasse ist größer als die des Rhône und der Loire, obwohl diese eine Länge von 1000 km haben. Nicht die Regenmenge allein macht die Flüsse Guayanas so ansehnlich, sondern auch der undurchlässige Boden; denn nirgends in dem ganzen Lande fehlt der den Indianern für die Herstellung ihrer Gefäße so nöthige Thon.

Der Yauar-Felsen liegt am Fuße eines Berggipfels, an dessen linker Seite der Pfad vorüberführt, welcher die Quellen des Oyapok mit dem Rouapir, einem Zuflusse des in den Yary gehenden Kou, verbindet. Crevaux erstieg denselben mit Apatu unter Führung des jungen Yami und fand auf dem Gipfel, dessen Höhe er zu 330 m bestimmte, und welcher seitdem den Namen des Reisenden führt, eine Lichtung, von wo er das hügelige Quellgebiet des Oyapok zu übersehen vermochte. Diese Granitberge sind die Fortsetzung jenes Gebirgsrückens, den die Geographen Tumuc-Humac oder Cumuc-Humac nennen, während er bei den Indianern den Namen Cumu-Cumu führt. So heißt eine Palme (Oenocarpus bacata), deren schwarze, in warmem Wasser zerquetschte Frucht einen Saft von der Farbe des Milchkaffees liefert, den die Eingeborenen sehr lieben. Im Maroni führt eine Stromschnelle oberhalb des Dorfes Cotica denselben Namen und ebenso ein Berg zwischen den Quellen des Essequibo und des Rio Branco in Britisch-Guayana. Gegen ein Uhr war Crevaux mit seinen beiden Begleitern am Yauar-Felsen zurück, der etwa 60 m tiefer liegt; kaum eine Viertelstunde später stieß er auf eine Quelle, welche nach Süden floß, dem Amazonenstrome zu: es war der Ursprung des Rouapir. Die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Oyapok und des Amazonenstromes ist hier etwa 10 Minuten Weges breit, während auf den Karten zwischen beiden noch ein großer, nicht existirender Fluß angegeben ist.

Nach Südwesten vordringend, sah Crevaux den Rouapir durch das Zuströmen zahlloser Quellen sich sichtlich vergrößern und erreichte kurz vor 3 Uhr ein von etwa 30 Oyampys bewohntes Dorf. Dort war der Rouapir schon groß genug, um ihm Gelegenheit zu einem erquickenden Bade zu geben; er maß 6 m in der Breite, 40 cm in der Tiefe und könnte für eine kleine Piroge schon schiffbar sein, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, die Bäume, welche seinen Lauf hemmen, abzuhauen. Von dem alten Landungsplatze der Banares am Crique Leblond bis zu dem Punkte, wo der Rouapir schiffbar gemacht werden könnte, ist also nur ein Zwischenraum von 15 km, wenn man alle Krümmungen einrechnet, oder von etwa 10 km in gerader Linie.

Khaibar in Arabien.

Von **Charles M. Doughty.**

Die unten stehende Skizze der Thäler von Khaibar, das in den Anfängen der mohammedanischen Geschichte eine so große Rolle spielte, ist hauptsächlich entworfen nach der Zeichnung meines Gastfreundes Mohammed en-Nedschûmi, der von Medina gebürtig ist, in Khaibar wohnt und auf der Jagd nach wilden Ziegen und Gazellen das ganze Land durchzogen und kennen gelernt hat.

Dschebâl Hadschur ist eine plutonische Gebirgsgegend mit rauhen Thälern, die durch Wadi el-Hadschur zum Wadi el-Humd entwässert. In Ober-Arabien braucht man gewöhnlich das Wort dull'a (Rippe) für „Gebirge", wie in den betreffenden europäischen Sprachen die Worte coast, côte.

et-Tubbdsch. Der untere Theil des Hauptthales beginnt sich beim Teiche Ghradîr et-Teir zu verengen. Das gesammte Hauptthal heißt Wadi el-Górras und gegen Hedîch zu Wadi es-Súlsilla.

Ánmar und Melkán sind hohe Berge.

Wadi et-Tubbdsch ist stellenweise so eng, daß ein Dromedarreiter dasselbe nicht passiren kann; es enthält stets etwas Wasser. Zu beiden Seiten steigt das Gebirge steil und hoch an, und zur Regenzeit stürzt das anschwellende Gewässer mit dröhnendem Getöse hindurch. An allen offeneren Stellen des Thales befinden sich verfallene Brunnen und Gebäude alter Ansiedelungen. In den entfernteren

Wadis, die voll wilder Bäume sind, befinden sich große Teiche mit Dickichten von Schilf, Siddr (Akazien) und Dôm-Palmen; in manchen stehen auch ungepflegte Dattelpalmen der Beduinen und Ruinen alter Dörfer.

Der Khaibar-Dörfer giebt es drei; das bedeutendste in der Mitte ist Dscherriat (Kerriat) Bisschr, wo auf einer Basaltklippe sich der Hussn, die Akropolis von Alt-Khaibar, befindet. Auf dem Basaltrande (Figgera) des nächsten Thales gegen Süden liegt ein kleineres Dorf Om Kîda (Dscherriat Allayda) und in dem nächsten Thale nach der andern Seite hin ein Dörfchen el-Asmîeh (Dscherriat el-Fedschîm[1]). Zwischen dem mittelsten Khaibar-Dorfe und el-Asmîeh liegt Kasr en-Nebbi, des Propheten Hütte, die stets in gutem Zustande erhalten wird; dort soll Mohammed von seinem Dromedar abgestiegen sein. Hinter Kasr en-Nebbi auf einem Basaltberge Gerraieh, ein zerstörtes Dorf mit Straßen und kleinen, steinernen Häusern; bei el-Asmîeh ein zweites, Dscherriat Abu-Robai. Innerhalb der Mauern des mittelsten Dorfes liegt ein zweites ehrwürdiges Gebäude, die Hauptmoschee der Oase, Mesdschid 'Ali, so genannt nach dem heroischen Tochtermanne Mohammed's und Eroberer des jüdischen Khaibar, ein alter Bau aus rohem Mauerwerk und ohne Mörtel errichtet, während jetzt jene Dorfbewohner und die mohammedanischen Araber im Allgemeinen — mit Ausnahme von el-'Alli — nur mit Lehm bauen. Ein niedriger Thurm dient als Minaret; in dem umgebenden Hofe befinden sich die rohen Gräber der ersten Mohammedaner, Aschâb en-Nebbi, welche im Kampfe für die neue Religion bei der Eroberung der elenden Judenstadt fielen, und wird dort auch täglich Dorfschule gehalten, in welche die schwarzen oder negerähnlichen Kinder geschickt werden, um von einem religiösen Scheich unterrichtet zu werden.

Wadi Dschellas, benannt nach diesem alten Ǎneisi-Stamme, der früher zu den Besitzern von Khaibar gehörte, jetzt aber mit dem Stamme Ruwalla von demselben Volke vereinigt ist und die nördlichen Wüsten bis an die Grenzen Syriens südwärts von Dschaûf und Schkâki bewohnt.

Die Bisschr, die südliche Stammeshälfte der Weilad 'Ali, und die Fedschîr, Zwillingsstämme des Beduinenvolkes Âneisi, sind jetzt die nomadischen Grundbesitzer in Khaibar. Sie erhalten die Hälfte der Datteln, während die andere Hälfte, wie es im ganzen semitischen Oriente gebräuchlich ist, den Bauern, hier Negern von Abkunft, gehört; von der Kornernte beanspruchen sie keinen Antheil. Khaibar, el-Hajât und Howeiat in derselben Harra (Khaibar) sind jetzt alles Negerdörfer im Besitze der nomadischen Âneisi; die heute freien Neger aber sind Abkömmlinge ihrer einstigen Sklaven. Die Âneisibesitzer von Hajât und Howeiat (Scheich Ibn Mudschellad) aber wurden, weil sie Ibn Raschîd Widerstand leisteten und sich empörten, aus dem Lande getrieben durch 'Abeid Ibn Raschîd, welcher mit seiner Familie unter Oberherrschaft des Fürsten, seines Verwandten, in die Rechte der Vertriebenen eintrat.

El Halhal, Ursprung[2]) des Wadi Dschellas, ist ein offener feuchter Grund mit wenigen Palmen der Beduinen, Schilfdickichten und feinem Binsengras, wo die Kühe von Khaibar, wie in alten Zeiten, geweidet werden.

W. Sillima heißt so von Slîm; einer Art Wüsten-Akazie, welche in großer Menge daselbst wächst.

Dschebel Atwa, ein als Landmarke dienender Berg mit drei Gipfeln, der aus schaligem, rothem Trapp-Gestein besteht.

Benni el-Bint (des Mädchens Bauwerk) in Wadi Thammud und el-Hassîd sind antike kyklopische Dämme quer durch den Thalweg dieser Thäler. Ersterer, ein nicht hoher Damm oder Mauer, liegt nahe dem gewöhnlichen Wege nach Medina. El-Hassîd ist pyramidenartig in zurückweichenden Lagen kolossaler Blöcke erbaut; in jeder Lage sind Oeffnungen zwischen den Steinblöcken gelassen, um als Schleusen zu dienen, die nach und nach bei sinkendem Wasserstande geöffnet werden konnten. So geschah in alten Zeiten die Berieselung des tiefer gelegenen Thalbodens. Die Stelle ist vortrefflich gewählt und das Land fruchtbar, sagt Mohammed en-Nedschûmi, welcher vor Jahren nur durch die dauernde Unsicherheit der Gegend abgehalten worden ist, zusammen mit einem andern unternehmenden Manne aus Medina sich dort niederzulassen, den Damm auszubessern und eine Kolonie zu gründen. Zwei Reiter können angeblich auf der Oberfläche des Dammes neben einander reiten. Zehn Meilen jenseits Benni el-Bint liegt ebenfalls ein kleines zerstörtes Dorf, el Gerràieh, auf der Harra in einem Thale desselben Namens.

[1]) In beiden Worten wird dschîm für Kof gesprochen, ein bei diesen Beduinen gewöhnlicher Idiotismus. — [2]) Die oberen Verzweigungen der Wadis, welche mehrfach auf der obigen Kartenskizze angegeben sind, heißen bei den Arabern „scheibân“ „Gabeln“.

Die Luft dieser feuchten Thäler der Harra ist während der ganzen warmen Jahreszeit pestilentialisch. Namentlich im April herrscht unter den Negerkindern große Sterblichkeit, und Weiße können jetzt in Khaibar fast gar nicht leben. Mohammed en-Nedschumi und sein Bruder, die einzigen weißen, aus Medina zugewanderten Bewohner Khaibars, waren sehr kräftige Männer, welche zwar mit dem Leben davon gekommen, aber in Folge der tödtlichen Fieber zusammengebrochen sind, und die Soldaten, meist Syrer, welche letzthin Khaibar von Medina aus besetzten, sind im ersten Sommer fast insgesammt gestorben.

Nach der volksthümlichen Tradition der Dorfbewohner und Beduinen sammelte, nachdem das alte, von Juden bewohnte Khaibar durch Mohammed und seine neue Partei und besonders durch die fabelhaften Heldenthaten seines Schwiegersohnes 'Ali zerstört war, Marhab, ein Sklave des alten Scheich, die Reste des zerstreuten Volkes, und Khaibar begann wiederum bewohnt zu werden. Nun kam einst das Beduinenvolk der Gegend südlich bis Hedîeh und el-Medîna, die Âneisi, als Freunde nach den Wassern südlich unweit Khaibar und lagerte dort; eine ihrer Jungfrauen aber, welche die Stadt betrat, um dortige Freundinnen zu besuchen — und Jungfrauen sind nach dem großherzigen Gesetze der Wüste unverletzlich —, wurde von dem Sohne des Scheich Marhab gewaltsam ergriffen und entehrt. Als diese Beleidigung und Vergewaltigung ihrer Stammesgenossin bekannt wurde, erklärten die Beduinen den Städtern den Krieg, welche ihnen dreist entgegenritten, aber durch den wüthenden Anprall der Nomaden über den Haufen geworfen wurden. Letztere schlugen ihre früheren Freunde und nunmehrigen Feinde, überfielen ihre Ansiedelungen, rächten sich gründlich an ihnen und zogen dann ab, um wieder in der Wüste herumzuwandern, während die besiegten Dorfbewohner für sie die Palmen besorgen mußten, zu ihrem Unterhalte nur die Hälfte des Ertrages behalten durften und es ihnen verboten war, weiße Frauen aus anderen Städten und Stämmen zu heirathen. Durch Sklavenmütter ist die Bevölkerung deshalb jetzt durchweg zu Schwarzen geworden. Wäre Khaibar ganz mit Palmen bepflanzt, so könnte es wegen des natürlichen Reichthums und der Ausdehnung des Grundes und Bodens fast, glaube ich, mit der Oase von Damaskus verglichen werden. Selbst jetzt noch sind die Palmen so zahlreich, daß sie nicht alle gepflegt werden können; vielmehr wachsen die entfernteren in den nassen Thalgründen wild, da die gesammte Bevölkerung wahrscheinlich noch nicht die Zahl 1000 erreicht. Wunderbar ist es, in dem sonnenverbrannten Arabien diesen Reichthum an Wasser und Schlamm zu sehen, wo die Palmen zum Theil wie wildes Gehölz und ohne Bewässerung gedeihen; Khaibar, sagen denn auch die Nomaden im Scherz und mit einem Wortspiele, sei zusammengesetzt aus den Worten Kheir el-barr, d. i. „des Wüstenlandes Reichthum". Trotz alledem ist doch ein ansehnlicher Theil des Bodens Subbaka, d. h. Salzgrund, mit Bittersalz überzogen, von Eisen geröthet und für Anbau ungeeignet. Nach Regengüssen findet man Salz auf der ganzen nackten Lava der Harra, und es scheint dort ein vulkanisches Produkt zu sein und von da in die tiefer gelegenen Thäler hinabgespült und dort aufgehäuft zu werden. Die Thäler sehen aus wie weite und nicht tiefe Klüfte voll torfiger Dammerde über Thonboden, die sich in der riesigen Figgera (Basaltrand) öffnen.

Die vielen Quellen, welche unter dem Basaltrande an den Seiten dieser Harrathäler hervorbrechen, führen alle ein flaues, warmes und etwas schwefelhaltiges Wasser. Die Hauptquelle bei dem mittelsten Dorfe, es Seffaffa, welche auf dem Lagerplatze der Soldaten von Medîna liegt und auf meinen Rath von den Dorfbewohnern während meines dortigen Aufenthaltes erweitert wurde, hat eine Temperatur unmittelbar am Ursprunge von 29° C.; Ain 'Ali, welche der Sage nach durch einen Schwertstreich des alten mohammedanischen Helden entsprang, 27° C.; 'Ain Selelim an dem Menzil („Lagerplatz") der Allaida-Nomaden (Weilad 'Ali) 28° C. (dieselbe soll nach dem Juden Ibn Séllem benannt sein, welcher dort Land besaß, bei Zeiten und noch vor der Zerstörung von Khaibar zu Mohammed's religiöser Partei übertrat und dabei den Namen 'Abdullah, d. i. Knecht Gottes, empfing). Dort haben die Allaida-Scheichs der südlichen Stammeshälfte der Weilad Ali ihre Lehmhütten für den Sommer. Alle die nomadischen Besitzer, Bisschr, Weilad 'Ali, Fedschir (Fekir oder Fukara) u. s. w., welche alle Stammesverwandte desselben Beduinenvolkes der Âneisi sind, steigen in jedem Hochsommer zur Dattelernte in die Thäler von Khaibar hinab und verweilen etwa 40 Tage dort, empfangen ihren Antheil an den Früchten und ziehen dann, nachdem sie dieselben auf der Harra getrocknet, schwer beladen wieder zu ihren verschiedenen Weidegebieten hinauf. Von diesen Khaibar-Datteln leben sie dann acht Monate lang; dieselben sind klein, weil der Boden zu salzhaltig ist, und weil sie von den ungeduldigen Beduinen zu eilig gepflückt werden; sie unterscheiden sich stets durch ihren moorigen Geschmack, sind aber kühler, als die meisten Sorten dieser hitzigen ungesunden arabischen Nahrung.

Auf der Figgera über Khaibar finden sich viele von jenen alten Gräbern, von denen ich in dem frühern Artikel bei Erwähnung des Wadi Thirba bei Medjin Salih gesprochen habe (s. Globus XXXIX, S. 9). Hier sind dieselben in einfacherer Weise gebaut: es ist nur eine ohne Anwendung von Mörtel errichtete Wölbung mit einem Rande loser Steine, von dieser Form

wie ein großer flacher Hut, der glatt auf der Erde liegt. In einigen derselben sind noch jetzt (menschliche) Gebeine zu finden. In dem Gebiete zwischen Khaibar und Medina und besonders oberhalb und unterhalb Medina finden sich viele zerstörte Steinbauten der früheren Bewohner, welche man nach den alten mosaischen Bewohnern des Landes „Judenhäuser" nennt.

Khaibar wird nicht zu Hedschaz gerechnet und liegt auch nicht in Nedschd. Nach ihrem Aeußern indessen sind es Hedschaz-Dörfer, und ihre Marktstadt ist Medina in 70 englischen Meilen Entfernung. Auf der ganzen nackten Harra ringsum sind viele rohe Mauern zu sehen, wie von alten Viehgehegen und Gebäuden.

Ich war in Khaibar Gefangener; trotzdem wanderte ich während $2^1/_2$ Monaten einige Male umher mit jenem Freunde in der Noth, dem ehrenwerthen Mohammed en-Nedschûmi. Wir fanden aber nur zwei sehr kurze alte Inschriften:

Aller Fels ist schwer zu bearbeitender Basalt und hart wie Eisen.

Einige europäische Gelehrte sind der sonderbaren Meinung, daß es noch jetzt jüdische Bewohner in Khaibar gebe und in Arabien vielleicht einige Nachkommen christlicher sowie nicht-mohammedanischer Stämme. Dieser Glauben ist dadurch entstanden, daß man in Europa den Hadsch-Geschichten und der notorischen Fabulirerei der Araber Vertrauen schenkt. Wie es ganz gewöhnlich ist, daß man die mohammedanischen Städtebewohner die Beduinen als Kuffar (Heiden, Ungläubige) bezeichnen hört — nur weil dieselben nicht alle die formalen Gebete hersagen können, in welchem Falle sie lieber gleich annehmen, daß sie überhaupt nicht beten können —, so werfen auch die Nomadenstämme, wenn sie von ihren Nachbarn Uebles reden wollen, denselben vor, daß sie weniger beteten, als sie selbst, und schelten sie mit der ihnen angeborenen Leichtfertigkeit „kuffar“ und „schlechte Musslemîn“. Abgesehen von irgend welchen stammfremden Völkern, wie die Scherrarát, welche Heteim sind, und die eigentlichen Heteim — die alle zwar in Arabien nomadisiren, aber dortselbst nie Beduinen genannt werden — und von allen ausgestoßenen (outcasts) Stämmen, wie die Kaste von Jägern und Kesselflickern es-Solubba und die arabische Schmiedkaste Sunn'a, hört man überall verächtlich sagen: „ma li hum asl“ („Sie sind nicht von Geschlecht“, d. h. vom selben Geschlecht wie wir), was etwa so viel bedeuten mag, als „Sie stammen weder von Ismael, noch von Kahtan; sie sind nicht echte Araber.“ Man sagt auch: „Wir wissen nicht, wer sie sind; sie stammen von böser Art; wir glauben, sie kommen von Juden und Nasara (Christen) her.“ Alle solche Leute aber werden für immer fern gehalten; sie heirathen weder unter einander noch mit den Beduinen. Die Wahrheit ist mit einem Worte, daß alle Bevölkerung des Hochlandes von Arabien, Beduinen, Sunn'a, Heteim und Solubba, sowie die Bewohner der Städte, Dörfer und Weiler in den Oasen (welche Niederlassungen von Nomadenkolonien sind) nur Musslemîn sind, ergeben unter göttlicher Leitung der Religion Allahs und seines Propheten Mohammed. Es ist nur die boshaft heftige semitische Ausdrucksweise in religiösen Dingen, daß die unwissenderen Leute von denen, welche die Gebete besser inne haben, nicht aber auch ein besseres Leben führen, fanatisch als „reine Heiden und Hunde, die Allah nicht kennen“ bezeichnet werden, so daß man gänzlich irrte, wollte man ihre leichtfertigen Worte buchstäblich verstehen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

VI.

Von Požega nach Türkisch-Brod [1]).

Die letzten Augusttage waren merkwürdig bewegt in Požega. Tausende von Wagen kamen in wenigen Tagen hier durch, die ein ununterbrochenes Rollen und ungeheuere Staubwolken verursachten. Es waren die während der Okkupation Bosniens zu Fuhrleistungen beorderten Bauern der Comitate Somogy und Baranya in Ungarn, des Kreutzer Comitates in Kroatien und mehrerer anderer Bezirke in Kroatien und Slavonien, die hier täglich mit 500 bis 600 Wagen durchzogen, einen Tag rasteten und dann weiter nach Brod fuhren. Auf den Plätzen, in allen Höfen und Gasthäusern hielten Tag und Nacht Wagen. Wiehern und Stampfen der ihr Futter verzehrenden Rosse brachten ungemeines Leben in die sonst ziemlich stillen Gassen des Städtchens, dazwischen schallten Flüche der Fuhrleute in kroatischer, deutscher und magyarischer Sprache. Sie gingen ab und zu nach Heu und Hafer fragend und, wenn es nicht anders möglich war, durch Zeichen ihre Wünsche bezeichnend. Ihre Notare kamen nach und brachten Gelder und Weisungen mit. Die Leute gingen, dem Befehle des Staates Folge leistend, theils zagend, theils mit Zuversicht und Trotz, alle aber doch ungern einem unbestimmten Loose entgegen; da sie, aus dem Schoße ihrer Familien gerissen, die dringendsten Arbeiten haben verlassen müssen. Viele waren 4 bis 5 Tage bis hierher unterwegs gewesen; das wohin und wie weit war keinem recht klar. An den versprochenen 2 fl. täglich lag ihnen blutwenig; manche hatten sogar die Pferde ganz ihrem Kutscher anvertraut, oder sogar geschenkt, um nur nicht selbst gehen zu müssen, und waren obendrein noch recht froh, wenn der Diener das Geschenk annahm und ging, denn die verschiedensten Gerüchte über Bosnien kursirten bereits im Lande; die Erzählungen von der Barbarei und Grausamkeit der türkischen Insurgenten flössen aus Jedermanns Munde. Alle klagten daher, daß man ihnen keine Waffen mitgegeben, denn, meinten sie, wer sich wehren könne, gehe am sichersten. In Ueberzeugung dessen wies dieser und jener auf sein scharfes, großes Messer, das er im Stiefelschafte mitgenommen. Die deutschen Kolonisten beklagten nur den wahrscheinlichen Verlust ihres Zugviehes. Sie, die Magyaren und Kroaten des Ludbreger Bezirks, hatten die schönsten Rosse, und besten, geräumigsten Wagen.

Auch die Reservetruppen des Linienregimentes Wetzlar und Husaren zogen durch. Am Rasttage schliffen sie ingrimmig und zähneknirschend ihre Pallasche und Säbel.

Der allgemeine Lärm und das Getümmel schreckte auch mich aus meiner mehrtägigen Ruhe und ich beschloß einen Ausflug nach Brod zu machen, um den großen Kriegsapparat am österreichischen Ufer und die Veränderungen — ich kannte den Ort bereits —, dann aber auch die gegenüberliegende Türkenstadt am rechten Ufer zu sehen. Ich brach also, um dem Staub zu entgehen, in aller Frühe mit einem der Fuhrleute auf; der Mann war recht froh, da er zugleich einiges Geld verdiente. Zuerst berührt man das schon einmal erwähnte Dervišaga, hernach Blacko; beide sind unbedeutende Dörfer, letzteres nur wegen seiner Umgebung wichtig. Im Gebirge nämlich waltet die Dyas-Formation vor. Man fand hier größere Stücke braunen Eisensteins, die über 50 Kilogramm wogen; es giebt also Eisen in diesen Bergen. Bis jetzt wurde noch nichts gethan, um eine Ausbeutung zu versuchen. Eine weiter ge-

[1]) Brod bedeutet Schiff oder Fähre.

gen Südwest angelegte Kohlengrube ging bald wieder ein. Von Blacko erreicht man in wenigen Minuten das auf einer Berglehne gelegene Dorf Biškovci. Oberhalb steckt die zerfallene Burg gleichen Namens im Walde. Sie krönt einen kegelförmigen Hügel am Ende einer an der Straße mündenden Schlucht. Nach den unregelmäßigen Grundrissen des übriggebliebenen Gemäuers zu schließen, ist sie türkisches Werk. Das Volk erzählt auch davon, daß ein Spahija — türkischer Grundherr — darin gewohnt und in den letzten Kämpfen den Platz so lange vertheidigt habe, bis das brennende Schloßdach über ihm zusammengestürzt sei. Man sieht die Reste von der Straße wegen des umgebenden Baumwuchses nicht. Auf guter Straße ging es weiter. Vor Pleternica dehnt sich ein Zwetschengarten aus, in dem es vor gar nicht langer Zeit 11 111 Bäume dieser Gattung gab. Nach einer guten Stunde Fahrt, seit dem Aufbruch von Požega gerechnet, war der Marktflecken erreicht. Er liegt an der Orljava in dem Thale, durch welches der Fluß der Save zueilt. Links erhebt sich das Dilj-, rechts das Požeganer-Gebirge [1]). Pleternica ist recht hübsch, hat wohlgebaute Häuser, eine große, jetzt leer stehende Kavalleriekaserne und etwa 1000 Einwohner. Am Ende des Ortes theilt sich die Straße. Ein Arm führt über Sulkovci; der zweite aber links über die Orljava hinauf auf das Dilj-Gebirge, über Odvorci und das Gebiet des Gradiškaner Bezirkes. Ich wählte den letztern, da er der kürzere ist. Er führt gleich hinter der Orljava-Brücke über Hügel, wird bei Odvorci sehr steil, kann auch nur bei trocknem Wetter und ohne große Ladungen mittels Wagen passirt werden, lohnt aber durch den Ausblick, den man nach zwei Seiten genießt. Die schönste Lage hat die katholische Kirche in Odvorci. An derselben stand eine starke Feste, deren Anfänge in die Römerzeit hineinreichen. Sie beherrschte den Uebergang aus dem Save-Thale in den Požeganer Kessel. Ein im Jahre 1822 gefundener Römerstein trägt den Namen des Kaisers Aemilianus, ein zweiter nur die Jahreszahl 1140. Das Schloß war demnach zur Zeit des ungarischen Königs Geysa II. jedenfalls schon wieder erbaut, wenn nicht dasselbe, das von den Römern herrührte. Eine Zeit hielt sich der Banus Ivan Morović (Maroth) mit einer Söldnerschar in demselben auf. Später, im 15. Jahrhundert, gehörte es der Familie Ujlaki; dann dem König Ladislaus; 1502 zerstörten es die Türken nach hartnäckigem Widerstande, indem sie mit dessen Falle zugleich den Weg nach Požega freibekamen. Seit der Zeit scheint es ein Trümmerhaufen geblieben zu sein, bis auch die Spuren beinahe ganz verschwanden. Ueber den Namen wurden schon verschiedene Meinungen laut. Einige wollen wissen, er sei aus Otvorci (otvoriti = öffnen) entstanden, weil sich hier das Požeganer Thal öffne. Diese Erklärung ist gezwungen und barok. Mich dünkt vielmehr, daß der Name aus der Zeit stamme, als das Schloß ungarischen Großen eigen gewesen. Das slavische „Dvor“ — in Montenegros Hauptstadt heißt die Residenz des Fürsten Dvorac — bedeutet Hof, Residenz. Das Wort lautet magyarisirt „Udvar“ [2]), und von diesem stammt der wieder vom Slaven aufgenommene Name Odvorci [3]) mit Abschwächung des u in o.

[1]) Das Požeganer-Gebirge besteht aus Eocen; ferner Wetzschiefer und Sandstein, umgeben von tertiären Ceritien-Schichten; ebenso das Silj-Gebirge.

[2]) Der magyarisch dumpfe a-Laut liegt zwischen a und o. Man unterscheidet davon genau das helle, reine á.

[3]) Nachträglich sei hier bemerkt, daß die Südslaven viele Ortsnamen nur im Plural gebrauchen.

Von hier senkt sich die Straße rasch südwärts und das Auge erblickt mit Vergnügen die grüne Save-Ebene, durch die sich der Fluß dahinschlängelt, und die wohlgefälligen Formen der Motaica am rechten Ufer. Ferne Pappeln zur Linken deuten die Stelle an, wo Brod liegt. Die Fahrt abwärts war bald zu Ende und ich befand mich in Sibinj, am Fuße des Dilj-Gebirges, und somit im Gradiškaner Bezirke. Der Ort ist sehr hübsch, namentlich der Platz mit der Kirche und den gutgebauten Häusern, als auch die Lage selbst freundlich. Nettigkeit und Reinlichkeit sowie eine gewisse wohlthuende Aehnlichkeit der Häuser, deren jedes beinahe einen Brunnen hat, zeichnet die Dörfer des Gradiškaner und Broder Bezirkes aus. Sie stehen zu beiden Seiten der Straße in einer fortlaufenden Reihe, bilden selten eine Nebengasse und sind immer eins von dem andern durch einen niedrigen, parallel mit der Front gezogenen Zaun getrennt. Alle ohne Ausnahme sind rein weiß und von wenigen abgesehen kehren sie ihre Giebelseite nach der Gasse zu, die Längenfronte dem Hof. In diesem befinden sich auch die Nebengebäude. Die Einrichtung gleicht jener in anderen Gegenden Slavoniens. Die Menschenrace kann eine schöne, die der Frauen beider Bezirke kann eine sehr schöne genannt werden. Man wird beim Anblick dieser Gesichter überrascht. Vor allen erfreuen sich einige Orte des Broder Bezirkes, Strizivojno, Kopanica, Cerna, Babinagreda und einige andere, des Rufes besonderer Schönheit der Frauen, von denen schon Bilder unter den Schönheiten Oesterreichs im Künstlerhause zu Wien ausgestellt waren. Sie verstehen es aber auch sich bei den Arbeiten in freier Luft gegen die schwärzenden Sonnenstrahlen zu schützen und bleiben zart und weiß. Die Kleidung ist noch hübscher, als die der Velikanerinnen; die Fältchen der Skute von oben bis unten mit winzigen, weißglänzenden Flitterchen besetzt; den Fuß bedeckt ein zierlicher Schuh von Sammet oder feinem Leder. Um den Hals ist eine Reihe großer, weißer Flittern gelegt; seidene Tücher und Schürzen werden ebenfalls hier getragen. Manche pflegen eine Seite der Skute etwas aufzuschürzen, was ihren feinen Bau errathen läßt. Die Männer sind schlank und viele sehr groß. Eine Eigenthümlichkeit zeigt sich in den Dialekten einiger Dörfer. Man trifft nämlich den Umlaut ü, obgleich die Sprache sonst einen Umlaut oder Diphthong überhaupt nicht kennt.

In Sibinj lagen Husaren; es waren die nach der Affaire von Maglaj hierher zurückgekehrten. Die Straße war ungemein belebt; sie dient für den Eilwagenverkehr von Sissek bis Esseg. Schon als ich Varoš verlassen hatte, zeigte sich über der Save, am bosnischen Ufer, eine riesige Staubwolke auf dem Wege, der nach Doboj führt. Linker Hand liegen niedrige Rebenhügel, die, je weiter man kommt, mehr zurücktreten und sich gegenüber von Brod zu herrlichen, mit Winzerhäuschen besäeten, Weinbergen [1]) gestalten, von deren Fuß die Thurmspitze des so schön gelegenen Dorfes Podvinje herüberblinkt. Da lag Brod vor mir; die Mauern der Festung schimmerten durch die umsäumenden Pappeln, allein die großen Militärbäckereien und Magazine, der kolossale Wagenpark auf dem weithingedehnten Anger vor derselben gaben dem Orte ein fremdartiges Ansehen. Ich glaubte in ein Kriegslager gerathen zu sein. Brod ist nicht groß; aber der sonst 3000 Einwohner zählende Flecken hatte plötzlich die Bevölkerung einer großen Stadt bekommen. Ueberall schreiende, rufende, suchende, fragende, eilende und fluchende Soldaten; Bagagewagen und Fuhrwerke des

[1]) Die Formation des Dilj-Gebirges in dieser Gegend ist tertiärer Leithakalk.

verschiedenartigsten Aussehens; ankommende und abmarschirende Truppenabtheilungen; dazu das Krachen der von den Alleebäumen gehauenen und stürzenden Aeste, die auf Befehl bis zu einer gewissen Höhe geputzt werden mußten, um Verhaue herzustellen und freie Durchsicht zu erhalten; ferner das Gewimmel der Hunderte von Arbeitern auf den Schanzen, die das in den Jahren der Sorglosigkeit und Ruhe darauf gewachsene Gebüsch abhieben und bei der Gelegenheit, gerade als ich vorbeifuhr, einen Fuchs in demselben aufstöberten, ihre Arbeit liegen ließen und dem über die Mauer in den Festungsgraben gestürzten Schleicher Aexte und Spaten nachwarfen, indem sie die unten Arbeitenden zu dessen weiterer Verfolgung aufmunterten; alles das betäubte mich im Augenblicke, der ich seit einiger Zeit die Stille der Gebirgswälder und die Ruhe kleinerer Orte gewohnt war. Ich wollte ein Zimmer, bekam es aber nur aus Gefälligkeit bei einem mit mir bekannten Wirth auf drei Stunden abgetreten. Das genügte, da ich in kurzer Zeit von der fünfstündigen Fahrt erholt und für neue Ausdauer gestärkt sein wollte. Nach flüchtigem Imbiß nnd kurzer Ruhe durchstreifte ich zuerst die Stadt. Sie ist ziemlich einfach gebaut; die Häuser, meist niedrig, bieten wenig Anziehendes, nur am Platz in der Nähe des Save-Ufers sind nach dem vorletzten, großen Brande einige elegante, hohe Häuser gebaut worden. Das Kloster ist alt und sieht verwittert aus, ohne indeß baufällig zu sein. Angenehm ist die große Breite der Hauptstraße. In der Nähe des Zollamtes stand der Ponton-Park, dessen Bestimmung die Reise nach Sarajevo und Doboj war. Von da begab ich mich in die Festung. Diese ist klein, doch niedlich; sie enthält nur einige ärarische Gebäude: den Offiziers-Pavillon, die Kanzleien, das Spital, die Magazine für Artillerie und die Kasematten. Es lag hier immer eine kleine Garnison des Broder Regiments, dessen Stab aber in Vinkovci. Gerade bei meiner Anwesenheit war Hafis Pascha in seiner Equipage und eine Abtheilung Insurgenten gefangen eingebracht worden. Unter sehr starker Bedeckung kamen sie an und mußten den Augen des Publikums allsogleich entzogen werden, denn die Volksmassen, erbittert durch die Nachricht von den durch die Türken verübten Grausamkeiten bei Maglaj und Doboj, hatten gedroht sie mit Steinen zu erschlagen. Einige Würfe fielen auch, ohne indeß stark zu verletzen. Als ich die Festung verlassen hatte, lenkte ich meine Schritte dem anstoßenden Save-Ufer zu. Eine lange Reihe von Dampfern reichte bis zur ziemlich weit abwärts aufgeschlagenen Schiffbrücke; Waarenballen waren da aufgehäuft und eine große Menschenmenge wogte hin und her.

Auf dem türkischen Ufer kommt man zuerst zum Čardak (Kordonswachhaus), einem Gebäude von Holz. Der obere Stock diente dem türkischen, aus mehreren Mann bestehenden, Wachposten zum Aufenthaltsorte; das Zimmer ebener Erde ist kleiner; ringsherum laufen Holzsäulen, die den obern Bau tragen. In der Weise sind alle Čardaks an der Grenze gebaut. Neben dem Wachhause weht eine Fahne vom Giebel des gewesenen Zollhauses; der Halbmond mußte dem Doppeladler weichen. Soldaten standen bei beiden Gebäuden, plaudernd und rauchend. Sie hatten auf einige türkische Lafetten angebohrte Holzblöcke gelegt und rothe Fetzen wie Fähnlein auf Stangen daneben gepflanzt. Die Strecke vom Čardak bis zum Flecken Türkisch-Brod (die Türken bezeichnen ihn mit dem pomphaften Titel Varoš-Stadt) beträgt etwa eine Viertelstunde Weges. Man hat sich rechts zu wenden, da er mehr gegen West liegt. Einige kleine Häuschen links am Wege, die mit den landesüblichen Holzgittern an den Fensteröffnungen verunstaltet sind, füllen den Zwischenraum aus. Eines derselben war offen; ein Blick belehrte mich, daß es ein Café sei. Ich blickte durch die Thür und sah mir die Gesellschaft näher an. Der rothe, um den Kopf gewundene Turban, besser gesagt: lange Fetzen, worunter ein Rest zerzausten Haares vom kahlen Schädel hervorsah; das auf der Brust offene Hemd, sowie die verbrannte Hautfarbe; die hageren Gestalten der, mit unterlegten und gekreuzten Beinen, auf den längs der Wände umherstehenden Bänken Sitzenden und deren slavische Bemerkungen ließen mich sogleich eine kleine Anzahl Renegaten erkennen. Diese Leute sind dem Christen gefährlicher, als der Türke selbst. Ihr Fanatismus basirt meistentheils auf Furcht vor jenem, und um den Beweis zu liefern, daß er es mit dem Glauben ehrlich meine, ist er grausamer, als jener selbst. Und doch erkennt der Nachkomme des Asiaten im Renegaten ganz richtig nur das, was er ist; hat auch schon oft gegen diesen seinen Glaubensgenossen Front gemacht. Uebrigens giebt es Fälle, wo Renegaten, wenn sie es ungescheut thun konnten und nicht fürchteten verrathen zu werden, bekannten, daß ihre Großeltern oder Ahnen Christen gewesen seien, und opferten Münzen in christliche Kirchen. Das klingt allerdings ein wenig unglaublich, ist aber doch wahr. Ich bin überzeugt, daß der Koran, wenn die Verhältnisse günstig bleiben, allgemach alle diese seine slavischen Anhänger verlieren wird. Der Christ dieser Gegend ist armselig gekleidet; ein vor der Brust offenes Hemd; leinene Hosen mit ungeheurem Zwickel, die ein breiter Ledergürtel festhält; ein fettgetränktes Fez, weiter hat der arme Bosnier nichts. Der Kaufmann hingegen ist gut, nach türkischer Weise, gekleidet; auch die gemeinen Weiber sind besser angezogen, als ihre Männer; an den Aermeln der Hemden tragen sie in der Ellenbogengegend rothe Kreuze angenäht.

Türkisch-Brod mit seinen krummen, schmutzigen Gassen; den hohen, Einsturz drohenden Zäunen und den dahinter stehenden Holzhäusern mit Holzgittern und zerbrochenen Fensterscheiben, den verschütteten Graben und dem einzigen Minaret macht einen miserablen Eindruck. Nur die Čaršija, der Theil, in dem sich die Buden befinden, ist etwas besser; in letzteren ist wenig zu sehen: Tabak in Glasstürzen, in Päckchen und Pfeifen in der einen; die zweite hat nur Fetze; in einer dritten liegen Gürtel und Papuče (Pantoffeln) und in einer lagen gar nur sieben Wassermelonen zum Verkaufe aus. „Je li to sve?" (Ist das Alles?) fragte ich den Renegaten, auf seine Waare deutend. „„Vala est"" (Freilich ja) war die Antwort. Er lud mich zum Sitzen ein. Ich that es, indem ich mich auf den Deckel, der, wenn emporgehoben, die Bude auch zugleich abschließt, neben ihm niederließ und mit ihm über Verschiedenes, nur über die Okkupation kein Wort sprach; denn ich zog es vor meine Beobachtungen zu machen, als seine Lügen anzuhören; er hätte seine Gedanken kaum verrathen. Einige waffenlose türkische Offiziere gingen düster schweigend vorüber; an den Stiefeln hatten sie noch Papuče. Auch ein Hodža, Priester und Kirchendiener, der zum Gebete ruft, schritt würdevoll vorüber; sein Turban und Kaftan waren einst weiß gewesen, jetzt von undeutlichem Farbenspiel. Aus einem gegenüberliegenden Hause sah ich vermummte Köpfe hinter den Gittern hervorlugen, sobald ich jedoch den Blick dahinwandte, gleich wieder verschwinden. Es waren mohammedanische Frauen. Ueber die Türkinnen ist schon so viel geschrieben worden, daß wir uns eine abermalige Erörterung dieses Stoffes füglich erlassen können; unwillkürlich aber schwebte mir ein Gespräch vor, das ich einmal mit einem reichen Türken hatte und das den Grad der Achtung des Moslims gegen seine Frau deutlich kennzeichnet und daher verdient erwähnt zu werden. Der Mann war Mehmed Arnaut Effendi aus Berbir (Türkisch-Gradiška). Nachdem er mich

gefragt hatte, was bei uns in Oesterreich „in der lateinischen Schule“ gelehrt werde, erwiderte er, befriedigt durch meine Antwort, auf meine Gegenfrage: Unsere Kinder in der Türkei lernen Verschiedenes. Das Wort „Verschiedenes“ ist ein dehnbares und der kluge Mann hatte es darum gewählt, weil er unmöglich sagen konnte: Sie lernen blutwenig oder nichts. Ich ging von dem Thema ab und berührte ein zweites.

„Effendi (Herr), wie viele Weiber dürfet ihr halten?“ „„So viel irgend einer ernähren kann.““ — „Wie viel hast Du?“ — „„Drei.““ — „Da giebt es denn doch hier und da Streit unter ihnen.“ — „„Nie! denn sie fürchten mich, und wenn ich übrigens Geschenke an sie vertheile, so bekommen alle drei das Gleiche.““ — „Das ist klug. Und — fragte ich weiter — welcher übergiebst Du die Kinder, wenn eine von ihnen sterben sollte?“ Arnaut antwortete mit verächtlichem Blick: „„Pa neka crkne,““ wörtlich: So möge sie krepiren. Diese Worte bedürfen keines Kommentars und die zarten Gefühle Arnaut's theilen viele Mohammedaner. So mochte es auch mit den Lauscherinnen da drüben stehen.

Schon seit geraumer Zeit drang ein widriges Quitschen zu meinen Ohren; was ich vermuthet hatte, traf ein. Eine lange Wagenreihe, von schönem Hornvieh gezogen und von schreienden Bosniern dirigirt, kam daher. Die Leute fuhren Schotter zum Straßenbau. Was war das für Schotter! Ein Häufchen Stein, halb mit Erde und Stroh vermengt, das keine 25 Kilo wog, wofür aber 2 Gulden Fuhrlohn gezahlt wurden. Die Geniesoldaten, welche am Bau der Straße nach Doboj arbeiteten, klagten über die mangelhafte Zufuhr. Ich bemerkte, daß sich mit solchen Wagen schwerlich mehr auf einmal fortschaffen lasse. Auf hohen Rädern nämlich, die aus einer Scheibe bestehen oder oval und sogar eckig geformt sind, liegt ein winziger, viereckiger Kasten. Die Holzachsen des Gestelles, ungeschmiert, verursachen das weithin hörbare, unausstehliche Quitschen. Jeder Hauseigenthümer übrigens mußte den auf ihn entfallenden Kostenantheil für Straßenherstellung aus Eigenem tragen. Einige türkische Offiziere mit den Ortsältesten maßen die Frontenlänge jedes Hauses ungefähr ab und schlugen zur Bezeichnung des Endpunktes ein Loch in den Zaun. In der Čaršija traf ich auch ein neuentstandenes Gasthaus; wenigstens hieß es am Schilde: Daitsches Gasthaus. Der Titel versprach, nach der Rechtschreibung zu schließen, nicht viel; im Innern — ich wagte einen Blick hinein — sah es nicht empfehlend aus und einige auf den Bänken lungernde Gestalten, abenteuernden, verwahrlosten Handwerksburschen ähnlich, schreckten mich vollends ab einzutreten; ich ahnte kriechendes Geziefer. Der Wirth war ein Jude. Ich begab mich, mit einer türkischen Pfeife als Einkaufstrophäe ausgerüstet, auf den Rückweg, mußte aber am schmalen Eingang zur Čaršija erst lange warten, bis ein endloser Wagenzug mit Militärgepäck und Proviant nach Sarajevo vorbei war. Streifpatrouillen, größere und kleinere Trupps Soldaten zu Wagen und zu Fuß, Verwundete aus Doboj kamen alle Augenblicke vorüber. Müde kam ich am vorgeschrittenen Nachmittage wieder im österreichischen Brod an und beeilte mich mit der Rückfahrt nach Požega.

Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rücksichtlich der Niederlassung von Deutschen auf demselben.

Von **Carl Lamp.**

Man macht sich in der Regel übertriebene Vorstellungen über die Ertragsfähigkeit tropischer Ländereien. Die Reisenden tragen hieran viel Schuld. Sie sehen meistens die tropische Natur entweder mit dem Auge des urtheilslos bewundernden Naturfreundes (auch wohl eines Menschen, der nur so thut, dessen erlogene Begeisterung man übrigens leicht erkennt) oder des systematisch eintheilenden Naturforschers, selten mit dem des Volks- und Landwirths an, dessen Ziel es ist, zu erkunden, welchen Nutzen sie dem Menschen gewähre.

Reiche nachhaltige Fruchtbarkeit findet sich in den Tropen nur da, wo sich dem stets glühenden Sonnenbrande die Bedingungen einer tiefen Ackererde und reichlicher Niederschläge zugesellen. Das ist lange nicht überall der Fall und wo es sich findet, da tritt eine andere Schwierigkeit ein. Dieselbe Ueppigkeit der Pflanzenwelt, welche dem Ansiedler als Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens, aus dem sie ihre Kräfte saugt, hochwillkommen ist, tritt ihm zugleich als der ärgste Feind entgegen. Um eine gegebene Fläche Landes mit üppiger freiwillig emporgewachsener tropischer Vegetation für diejenige, welche der Mensch ihr aufdringen will, frei zu machen, bedarf es viel größerer und, um sie frei zu halten, anhaltenderer Arbeit, als ein gleich großes Stück in den gemäßigten Breiten beanspruchen würde. Wer nichts als Bananen von der Natur verlangt, mag sie gewähren lassen; er kann sich darauf beschränken, das einzusammeln, was sie freiwillig gewährt. Wer aber mehr heischt, muß sich auf einen harten Kampf mit ihr gefaßt machen. Mit welchem Hasse die tropische Pflanzenwelt über eine vernachlässigte oder gar verlassene Rodung von Menschenhand herfällt, und in wie kurzer Zeit sie dieselbe überwuchert, das kann man am besten nachlesen in der „Reise in Peru“ von Pöppig, der, nebenbei gesagt, das, was er gesehen, seinen Lesern anschaulicher als vielleicht irgend ein Anderer vor die Augen zu stellen weiß.

Andersartige Uebelstände finden sich in denjenigen tropischen Gegenden, welche entweder im Jahre nur sechs Monate lang Niederschläge empfangen oder gar im Regenschatten liegen. Hier verlangt der Zucker, der Kaffee und anderes künstliche Bewässerung und diese wiederum einen bedeutenden Aufwand von Arbeitskraft.

Also, Wassermangel an einigen, überwuchernde Pflanzenfülle an anderen Stellen, das sind die wichtigsten der Ursachen, welche dem Ansiedler in den Tropen die Arbeit erschweren und deren Ertrag verringern. Daneben wird ihm die Kraft zur Arbeit nicht selten durch Krankheiten ganz brach gelegt. Die Fieber verschonen nicht einmal den eingeborenen Arbeiter. Den Europäer, der mit eigener körperlicher Arbeit sich zu ernähren hätte, würden sie zu Grunde richten. Daher kann nach meiner Meinung von einer massenhaften Ansiedelung europäischer Ackerbauer in den Tropen nicht die Rede sein. Uebrigens fällt es unseren

Bauern auch gar nicht ein, dahin, anstatt nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, und eingeredet soll es ihnen hier nicht werden; nur Südbrasilien verdient vielleicht in dieser Beziehung ein günstigeres Urtheil. Solchen aber, die einiges Kapital besitzen und es in Grundbesitz anzulegen wünschen, darf jedenfalls mit gutem Gewissen empfohlen werden, dies in tropischen Ländern zu thun.

Es giebt in Deutschland, speciell z. B. in Schleswig-Holstein, eine Ueberzahl derartiger Leute. Die überaus starke Nachfrage nach Grundbesitz beweist es. In Folge davon wird derselbe mit Preisen bezahlt, welche weit über seinen wirklichen Werth hinausgehen. Das Ergebniß ist, daß ein großer Theil des Kapitals und der schaffenden Kraft zahlreicher Menschen brach gelegt wird. Ein unberechenbarer Schade für sie selbst und mittelbar für das Gemeinwesen! Abzuhelfen ist dem nur durch Auswanderung.

Nun werden aber Leute, die einiges Vermögen, Bildung und entsprechende Ansprüche haben, auch unter sonst ungünstigen Umständen lieber zu Hause bleiben, als daß sie nach Nordamerika gehen. Man kann ihnen dies nicht verargen. Die gesellschaftliche Gleichheit und die Flegelei, die sie häufig im Gefolge hat, kann ihnen nicht gefallen. Sie würden sich dort in der Masse verlieren oder vielleicht, als „lateinische Bauern“, übel fahren. Das Alles ist ganz anders im tropischen Amerika. Unter den dunkelfarbigen Menschen desselben ist nach einem spanischen Sprichworte (todo blanco es caballero): „jeder Weiße ein Edelmann“ und er kann dort, kann man hinzufügen, ein Lehrmeister sein. Alle Vortheile, welche sonst die Ansiedelung hier bietet, treffen in diesem Punkte zusammen.

Zunächst fällt damit, zum Theil wenigstens, für den Europäer die Unsicherheit von Leben und Eigenthum weg, die man im Uebrigen mit Recht den spanisch-indischen Ländern vorwirft. Nämlich in so losen Verbänden, wie diese Länder sind, müssen die Starken besser und die Schwachen schlechter fahren, als sie es in fester Staatsordnung thun, welche die Masse der Schwachen vor den Starken schirmt, indem sie Jeden in enge Schranken zwängt, die er nicht übersteigen darf.

Nun gehören aber die Europäer unter allen Umständen zu den Starken. Wenn man unter „Wildheit“ einen hohen Grad von Begehrlichkeit und die Kraft, deren Ziel zu erreichen, verstehen kann, so sind die Europäer viel wilder als die demüthigen „kleinen Indier“ (inditos) von Mexiko und Peru. Unheimlicher vielleicht sind solche Gegenden, unter deren Bevölkerung das afrikanische Blut stark vertreten ist oder vorherrscht.

Das Land ist billig. Natürlich sind je nach dem Grade seiner Ergiebigkeit, je nach seiner Brauchbarkeit für eine mehr oder minder ergiebige Nutzpflanze, nach seiner Wasserfülle, nach seiner Entfernung vom Markt die Preise sehr verschieden. Es hat darum keinen Sinn, hier deren anzugeben. Was allein wesentlich ist, es kann gesagt werden, daß mit einer Summe, die in Holstein ein Bauerhof kostet, im tropischen Amerika sich wohl ein kleines Fürstenthum kaufen läßt.

Ebenso kommt die Arbeit im Ganzen billig zu stehen und die einheimischen Arbeiter leisten viel mehr, als man gemeiniglich denkt. Noch weniger als an Rührigkeit mangelt es ihnen an Einsicht. Man hüte sich, im Allgemeinen gesagt, vor den klugen Leuten, welche auf Grund höherer Bildung über eine zurückgebliebene Bevölkerung aburtheilen. In jedem Lande wissen die Eingeborenen, die seit vielen Geschlechtern mit ihm Eins geworden sind, am besten, wie einem Felde mit möglichst geringem Aufwand ein möglichst großer Ertrag abzugewinnen sei. Und dies ist doch unter gewöhnlichen Umständen in erster Linie das, was den guten Landwirth kennzeichnet. Auch die Indier und Mischlinge des tropischen Amerika sind keineswegs so einfältig, daß ein Europäer, der sich unter oder vielmehr über ihnen anzusiedeln und ihre Arbeitskraft zu nutzen gedenkt, nichts von ihnen zu lernen hätte. Im Gegentheil, er wird in den rein praktischen Dingen fast Alles von ihnen zu lernen haben und gut thun, wenn er den guten Willen dazu mitbringt und sich nicht etwa einbildet, daß er die Eingeborenen auf die Höhe seiner landwirthschaftlichen Theorien zu heben habe. Was er selbst außer einsichtiger Aufsicht, welche die Hauptsache ist, aus sich heraus als Landwirth noch leisten kann, ist unter Umständen die Anwendung vervollkommneter Maschinen. Aber er hüte sich davor, hierin zu viel zu thun! Jeder Landmann weiß, wie viele landwirthschaftliche Maschinen bei uns auf die Seite gestellt worden sind, seit die Handarbeit wieder billiger zu haben ist. Nun wohl, im tropischen Amerika verfallen Maschinen diesem Schicksale noch viel leichter und haben außerdem dort mit Friktionen zu kämpfen, welche man bei uns nicht kennt. Ich will ein Beispiel anführen. Ein reicher Grundherr in der tierra fria Mexikos hatte sich vor einigen Jahren mit schweren Kosten von Amerika eine Dampfdreschmaschine kommen lassen. Sie erwies sich von Anfang an als unpraktisch. Denn es zeigte sich, daß, um sie von einem Felde der meilenweit ausgedehnten Hacienda auf den schlechten Wegen nach dem andern zu bringen, ebenso viele Thiere erforderlich waren — und selbst dann war es nicht immer möglich — als vorher hingereicht hatten, um das Korn nach der landesüblichen Weise auszutreten.

Die Moral von alledem ist, daß der fremde Ansiedler sich der Art von Land und Leuten anzupassen hat. Wenn er das thut, wird er bald heimisch werden. Denn die Eingeborenen, die seit fast 400 Jahren ihre Herren immerfort von Europa empfangen haben, sind nicht gewohnt, einen Europäer als nicht hingehörig anzusehen. Sie verargen es ihm auch durchaus nicht, wenn er in Verbindung mit seinem Mutterlande bleibt. Denn die Republiken des spanisch-indischen Amerika sind keine Nationalitäten, keine Staaten, sondern nichts als sehr lose Gesellschaften von Menschen verschiedener Race und Bestrebungen, die sich noch nicht auseinandergesetzt haben. Ein Europäer, der auf der einen Seite auf die Art der Eingeborenen einzugehen weiß, auf der andern aber doch immer seine höhere Stellung als Europäer wahrt, der dazu auf Grundbesitz oder auf hervorragende Begabung fußen kann, hat in jenen Ländern gleiches Ansehen, wie bei uns etwa ein Fürst. Wenigstens gilt dies für Mexiko, das ich aus bester Erfahrung kenne und an das ich daher bei diesen Ausführungen hauptsächlich denke. Außer in Mexiko ist noch in Centralamerika, in Columbia und Venezuela viel Raum und gute Gelegenheit für gebildete, vermögende und, was auch dazu gehört, unternehmende Leute. Was den Vorschlag an solche, sich in den genannten Ländern niederzulassen, praktisch macht, ist der Umstand, daß in ihnen unter den großen Kaufleuten Deutsche die erste, eine höchst angesehene Rolle spielen und daß überall in Deutschland in erreichbarer Nähe Leute zu finden sind, welche drüben geweilt haben und, da die dort verbrachte Zeit ihnen in der Regel als die stolzeste ihres Lebens vorschwebt, gern bereit sind, solchen, die dahin auswandern wollen, mit bestem Rath an die Hand zu gehen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Mr. Beardall, welcher im Auftrage des Sultans von Zanzibar die Flüsse Lufidschi und Uranga untersuchen sollte (s. „Globus" XXXIX, S. 256), hat seine Aufgabe bereits gelöst und ist nach Zanzibar zurückgekehrt. Der Uranga ist die ersten 80 engl. Meilen von seiner Mündung in den Lufidschi an durch Felsen und Stromschnellen versperrt und ist deswegen als Wasserstraße in das Innere nicht zu gebrauchen, zumal er durch eine anscheinend öde und dünn bevölkerte Gegend fließt.

— Dr. P. Pogge und Lieutenant Wismann sind am 25. Januar dieses Jahres in Malange eingetroffen, konnten aber nicht, wie es ihre Absicht gewesen war, sofort weiter nach Osten reisen, weil die Gebrüder Machado, Pogge's alte Gastfreunde, schlecht mit Waaren versehen waren und erst wieder neue für seine Ausrüstung kommen lassen mußten. Malange wie auch Pungo Andongo sind in den letzten vier Jahren bedeutend herabgekommen, und zwar dadurch, daß die Landesprodukte in Europa im Preise gesunken sind, während die Neger aus dem Innern unbekümmert die alten Preise fordern. In Folge dessen ziehen die Eingeborenen, für welche die Zeit keinen Werth hat, es vor, in Dondo zu verkaufen, wo die Händler bessere Preise zahlen können, weil sie auf dem Quanza direkten Schiffstransport über Loanda nach Europa haben. Dadurch hebt sich Dondo, während die in Malange und Pungo Andongo früher ansässigen Weißen theils gestorben, theils fortgezogen sind. Am 20. Februar traf Herr von Mechow, am 8. März Dr. Buchner auf der Rückreise nach Loanda in Malange ein.

— Stanley's neue Station am nördlichen Ufer des Kongo hat nach den benachbarten Fällen den Namen Isangila erhalten. Sie ist nur 30 engl. Meilen von seiner ersten Station Vivi entfernt; trotzdem hat es viel Mühe gekostet, die verschiedenen Vorräthe und Baumaterialien über Berge und durch dichten Wald dahin zu schaffen. Stanley's jetziges Operiren steht durch seine Langsamkeit in geradem Gegensatze zu der Schnelligkeit seiner früheren Expeditionen.

— Schnelle Fortschritte macht die unter Mr. McCall's Leitung stehende Livingstone (Congo) Inland Mission, welche am untern Kongo bereits vier Stationen besitzt, soeben eine fünfte, Manjanga, oberhalb der Yellala-Fälle errichtet hat, und die noch vor Ablauf dieses Jahres sich am Stanley Pool festzusetzen hofft. Am südlichen Ufer des Stromes stößt dagegen die Baptist Missionary Society fortgesetzt auf Hindernisse: ein zweiter Versuch des Rev. T. J. Comber (s. „Globus" XXXIX, S. 121) von San Salvador aus über Makuta den Stanley Pool zu erreichen, ist gleichfalls gescheitert, und zwar hauptsächlich an der Feigheit seiner Kru-Träger. Er will nun den Versuch machen, sein Operationsfeld gleichfalls auf das nördliche Ufer des Kongo zu verlegen.

— J. M. Hildebrandt schreibt vom 23. Februar dieses Jahres aus Fianarantsoa auf Madagaskar, daß er am 17. Januar von der Hova-Hauptstadt Antananarivo nach Süden aufgebrochen ist und im Ankaratra-Gebirge große zoologische und botanische Sammlungen, besonders auch an Orchideen, gemacht hat, bis ihn der unaufhörliche Regen in die Ebene zurücktrieb.

— In Neapel sind am 14. Mai die beiden Afrika-Reisenden Graf Pennazzi und Kap. Bessone eingetroffen, letzterer einer der gebildetsten Offiziere der italienischen Armee. Ihre letzte Reise ging von Massaua über Kassala und Gedaref nach Galabat (am Atbara und der abessinischen Grenze). In letzterer Landschaft haben sie eingehende Studien über den aus Senaar nach Abessinien und den nördlichen Galla-Ländern gehenden Waarenverkehr gemacht. Außerdem erforschten sie den Lauf der beiden Nebenflüsse des Blauen Nil, des Dinder und des Ra'ad von der abessinischen Grenze bis zu ihrer Mündung in den Nil bei Abu Harras. Ihre topographische Aufnahme und statistische Notizen sollen nächstens veröffentlicht werden. „Für die politische Niederlage in Tunis — sagt die „A.-Z.", welche diese Nachricht bringt — werden die Italiener, wenn sie klug und konsequent sich zeigen, mit der Zeit eine kommerzielle Revanche in Nubien und Abessinien nehmen."

— Wie „L'Exploration" (Nr. 226) aus Sfax in Tunesien meldet, wäre die italienische Expedition nach der Cyrenaica unter Hauptman Camperio (vergl. „Globus" XXXIX, S. 63) völlig gescheitert. Das Haupt der Snussi-Sekte wies die angebotenen Geschenke zurück, und Camperio's Ausflug in den Dschebel-el-Achdar erbitterte die mißtrauischen Eingeborenen statt sie Italien geneigt zu machen. Camperio ist bereits heimgekehrt, während Hauptmann Bottiglia und Dr. Opoli noch in Benghazi verweilen. So viel steht jedenfalls fest, daß die italienischen Annexionsgelüste in der Cyrenaica selbst wie bei der Pforte auf ganz entschiedene Abneigung gestoßen sind.

— Der italienische Reisende Giulietti, welcher bereits eine glückliche Reise von Zeila nach Harrar ausgeführt hatte, unternahm es unlängst, von 10 Seeleuten unter dem Marinelieutenant Biglieri begleitet, von dem ägyptischen Küstenplatz Belul aus (nördlich der Asab-Bai), den Gualima-Fluß im Lande der Asubo-Galla und den Aussa-See zu erforschen. Die Eskorte war ihm durch den Kommandanten des in der Assab-Bai stationirten italienischen Kriegsschiffes bewilligt worden. Diese Expedition ist nach den neuesten Nachrichten von den Eingeborenen überfallen und gänzlich aufgerieben worden.

— Dr. Junker hat seine Rundreise durch die südlichen Njamnjam-Länder glücklich vollendet und ist dabei über den fernsten, von Schweinfurth erreichten Punkt hinaus nach Süden vorgedrungen. Nach seinen letzten Briefen vom December 1880 und Anfang Januar 1881, welche in „Petermann's Mittheilungen" (1881, S. 208 ff.) abgedruckt sind, hat er die Erforschung des Njamnjam-Gebietes mit Erfolg weiter geführt, stand zu Anfang des laufenden Jahres im Begriffe, eine neue Station weiter im Südosten zu Bakangói, südlich vom Uëlle, dem fernsten von Miani erreichten Punkte, zu errichten und von dort aus seine Reisen nach Westen oder Süden auszudehnen. (Vergl. „Globus" XXXIX, S. 256.)

— Ein wahrhaft vernichtendes Urtheil spricht Joseph Thomson in seinem Reisewerke über die belgischen Afrika-Expeditionen aus, „deren Mißerfolg sich leicht aus dem Fehlen aller Sorgfalt und gesunden Menschenverstandes nicht nur hinsichtlich der hinausgesendeten Männer, sondern auch der Ausrüstung und Organisirung der Karawanen erklären läßt". „Die Anführer," sagt er, „sind in Zanzibar angelangt entweder mit vollkommenster Unkenntniß, oder mit der äußersten Gleichgiltigkeit gegen die Erfordernisse ihrer Aufgabe." Karema, ihre Station am Tanganjika-See, „von wo dem in Finsterniß versunkenen Neger Civilisation, Christenthum, Handel und alles Gute und Große gebracht, wo der müde Reisende aufgenommen, ermuthigt und zu seinem Werke gestärkt, mit Vorräthen ausgerüstet und mit Trägern versehen; was zu einem Mittelpunkte gemacht wer-

den soll, von dem das Beste und Empfehlenswertheste in der europäischen Civilisation ausstrahlen soll" — dies Karema „liegt in einem Sumpfe, umgeben von einem breiten Streifen unbewohnter Wüste mit Bergen ringsum und umringt von räuberischen Häuptlingen". Erschreckliche Befestigungen sind auf einem Berge an der Mündung des Musamwira-Flusses errichtet worden, „als wenn eine europäische Armee mit schwerem Belagerungsgeschütze herannahte". Zu diesem verlassenen Orte führen keine Handelsstraßen, und auch zu Wasser kann man sich ihm nur schwer nahen. Und als wäre es an diesen Nachtheilen noch nicht genug, so haben es die Belgier „verstanden, höchst feindselige Gefühle gegen sich zu erregen; kein einziger Eingeborener wird auch nur den kleinen Finger rühren, um ihnen aus Zuneigung oder für Geld zu helfen, so daß alles durch theuer bezahlte Wasuaheli von der Küste verrichtet werden muß". Dieser Tadel mag streng sein, aber er ist nicht unverdient, und getrost kann man es aussprechen, daß die belgische Association trotz der großen Opfer an Menschen und Geld bis jetzt so gut wie noch nichts für die Erforschung Afrikas geleistet hat.

(The Athenaeum, 21. Mai 1881.)

— Joseph Thomson's Reisewerk ist soeben unter dem Titel: „To the Central African Lakes and back" erschienen. Mit den Hauptumrissen seiner Expedition sind unsere Leser bereits bekannt; doch möchten wir hier auf ein interessantes Ergebniß dieser vom Glück begünstigten Reise hinweisen. Die von Thomson gesammelten Muscheln vom Tanganjika-See bestätigen seine auf geologische Gründe basirte Annahme, daß dort einst ein großes Binnenmeer existirte, welches das gesammte Kongo-Becken vom Tanganjika-See bis zu den Gebirgen an der Westküste bedeckte. Viele der Tanganjika-Muscheln zeigen deutlich die Merkmale modificirter Meeresformen. Dieses Binnenmeer füllte bei der Hebung des Kontinentes das innere Becken von Afrika aus und blieb salzig, bis es durch den Durchbruch des Kongo nach Westen oder noch schneller durch das Thal des Zambesi nach Osten hin sich entleerte. Der Njassa-See stand mit demselben offenbar in keinem Zusammenhange, da er eine ganz verschiedene konchologische Fauna aufweist.

— Die Expedition Gallieni, welche mit König Amadhu von Segu einen für Frankreich günstigen Vertrag abgeschlossen hat (s. „Globus" XXXIX, S. 176 und 384), ist nach langer Abwesenheit in S. Louis wieder eingetroffen. Das Recht, in Segu Niederlassungen zu errichten, ist für Frankreich reservirt, welches in Segu einen Vertreter ernennen wird. Der Sultan erhält dafür 1200 Gewehre, 4 Kanonen und jährlich 25 000 Francs.

Australien.

— Australien hat auch dies Jahr wieder eine sehr schlechte Ernte gehabt, und in Folge dessen besteht große Noth unter den Farmern und das ganze Geschäftsleben liegt schwer darnieder. In Süd-Australien, wo der Ackerbau vorherrscht, wurden nur 5 Bushels 10 Pfund Weizen (60 Pfund machen einen Bushel aus) vom Acre (= 40,467 Ar) geerntet. Der katholische Bischof Dr. Crane von Sandhurst, einer bekannten Goldminenstadt der Kolonie Viktoria, schildert das Elend der Farmer in den nördlichen Distrikten als entsetzlich; sie seien so gut wie verarmt. Süd-Australien zählte am 1. Februar 1881 eine Bevölkerung von 268 688 Seelen, und daraus erklären sich allmonatlich durchschnittlich gegen 70 Personen bankerott, also pro Jahr reichlich 0,31 Procent der Bevölkerung. Auswanderer wollen dies beherzigen!

— In den Grey Ranges, einem im Westen von Neu-Süd-Wales unweit der Grenze von Süd-Australien gelegenen Gebirge zwischen 29° und 30° südl. Br. und 141° und 142° östl. L. Gr. wurde bei Mount Brown und Mount Poole ein reiches Goldfeld entdeckt, welches den officiellen Namen „the Albert Goldfield" erhielt. Die Gegend ist aber sehr wasserarm.

— In Neu-Süd-Wales sind aus öffentlichen Mitteln 600 Pf. St. zur Erforschung der Flüsse und merkwürdigen Höhlen des Landes bewilligt worden.

— Aus Westaustralien wird berichtet, daß für Land am Fitzroy-Flusse, wo Alexander Forrest auf seiner letzten Forschungsreise so glänzende Entdeckungen machte („Globus" XXXVI, S. 383), Anträge auf 39 Mill. Acres bei der Regierung einliefen, daß aber nur 8 Mill. vergeben wurden. Man hofft, daß sich durch die neuen Ansiedelungen am Fitzroy die schwache Revenue der Kolonie wesentlich steigern werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Auf der Missionsstation westlich von Port Moresby, Neu-Guinea, wurden Mitte März dieses Jahres die Missionslehrer mit ihren Frauen und Kindern, zusammen 13 Personen, in grausamer Weise von den Eingeborenen ermordet.

— Wir berichteten im Jahrgang XXXVII, S. 351 über eine sehr verdächtige Kolonisation auf der Insel Neu-Irland, welche der Marquis de Rays in Frankreich ins Leben gerufen hatte. Wie sich voraussehen ließ, hat die Affaire nunmehr ihr trauriges Ende erreicht. Am 12. März traf das von Neu-Irland kommende Schiff India in Nouméa, der Hauptstadt von Neu-Kaledonien, ein und hatte den Rest der unglücklichen de Rays-Ansiedelung an Bord. Die Leute — insgesammt 300 Männer, Frauen und Kinder — kamen in einem schrecklichen Zustande an, da weder Wasser noch Proviant an Bord war. Sieben Personen waren unterwegs des Hungerstodes gestorben und weitere vier starben bei Ankunft in Nouméa. Der Kapitän konnte kein Geld auf sein Schiff geliehen bekommen, und die Passagiere hatten ebenfalls keins. Die armen Menschen waren in ihrer äußersten Noth einzig auf die Unterstützung der französischen Regierung in Nouméa angewiesen.

Nordamerika.

— Die Gesammtzahl der Einwanderer, welche am 19. April 1881 in New York anlangten, belief sich auf 6417, die größte Summe, welche je an einem einzelnen Tage erreicht wurde.

— Es ist wahrlich die höchste Zeit, schreibt das Wochenblatt der New Yorker Zeitung (4. Mai 1881), daß die Regierung Maßregeln ergreift, um der radikalen Entholzung unserer Wälder Einhalt zu thun. Nach sorgfältigen Statistiken des „Northwestern Lumberman" wird in Minnesota, Wisconsin und Michigan, den drei holzreichsten Staaten der Union, nahezu achttausend Millionen Fuß Fichtenholz jährlich gefällt, während die Gesammtressourcen dieser Staaten an Holz nur einundachtzig Millionen Fuß, oder nach der gegenwärtigen Verbrauchsrate etwas mehr als den Konsum von zehn Jahren beträgt. Falls dem jetzigen Raubsystem, mit dem die Wälder verwüstet werden, nicht bald gesteuert wird, gehört ein Holzmangel innerhalb des Zeitraums von zehn Jahren keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten.

— Mexiko ist jetzt, meldet die „Allgemeine Zeitung", das Ziel amerikanischer Industriellen und Kapitalisten, welche diese Republik in die engste kommerzielle Verbindung mit den Vereinigten Staaten zu bringen suchen. Verschiedene Bahnen nähern sich den Grenzen Mexikos oder haben dieselben schon erreicht. Amerikaner haben die mexikanischen Erzlager in Angriff genommen, große Strecken Landes erworben und Vorbereitungen zur Anlage von Fabriken getroffen. General Grant hat soeben eine werthvolle Eisenbahn-Konzession erhalten, wie denn die regierende Klasse in Mexiko diese Unternehmungen mit günstigem Auge betrachtet, während die Indianer, welche vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, voll Besorgniß und Unwillen sind. „Es bedarf nur eines leisen Anstoßes, um eine nationale Erhebung dieser indianischen Mexikaner gegen die Amerikaner ins Werk zu setzen, zumal die europäischen Kaufleute, in deren Händen augenblicklich der

ganze Handel des Landes liegt, ihr Theil dazu beitragen, die Amerikaner verhaßt zu machen. Eine Krisis wird sicherlich kommen; Mexikaner und Amerikaner können als gleichberechtigte Racen nicht neben einander und unter einander leben, die stärkere aggressive und progressive Race, die amerikanische, wird die schwächere verdrängen ... Dieses Schicksal Mexikos könnte man nicht beklagen, da es nur durch die Industrie und durch den Unternehmungsgeist Amerikas der Kultur erschlossen werden kann."

— Dr. Ph. J. J. Valentini hat in den Verhandlungen der American Antiquarian Society (21. Oktober 1880) eine Arbeit über „Mexikanisches Papier" veröffentlicht, worin er dessen Arten, Fabrikation, Verwendung etc. im altmexikanischen Reiche behandelt, und deren Resultate von allgemeinerm Interesse wir hier anführen. Aus dem Kodex Mendoza ergiebt sich, daß alljährlich 24 000 Resmas (d. h. Buch zu 20 Bogen) Papier (amatl) als Tribut in die Vorrathshäuser von Alt-Mexiko abgeliefert wurden, und zwar von der Stadt Amacoztilla jährlich 16 000, von Yzamatitan jährlich 8000 Resmas, zusammen gleich 480 000 Bogen. Dies Papier, welches die Spanier gleich bei Cortez' Landung kennen lernten, wurde von den Mayas aus dem Bast des sogenannten Guttapercha-Baumes (Castiloa elastica), welcher seinen alten Namen amatl bis heute in der Sprache der Centralamerikaner bewahrt hat, angefertigt; dieser poröse Bast wurde mit einem Harze getränkt und mit Gyps oder einem kalkigen Pulver überstrichen. Eine andere Herstellungsweise hatten die Nachbaren der Mayas, die Nahoa redenden Völker auf dem Plateau von Anahuac, wo der Amatl-Baum nicht existirt; diese verwendeten die Fiber der Maguey-Pflanze, welche in Wasser geweicht und auf welche beiderseits mit irgend einem Klebestoff eine dünne Haut befestigt und aufgepreßt wurde, und zwar von einer Hirschart, wie solches bei mexikanischen Kodices der Dresdener und Wiener Bibliothek konstatirt worden ist. Was aber geschah mit jener Menge von Tribut-Papier in Mexiko? Nur ein kleiner eigens dazu erzogener Theil des Volkes konnte schreiben oder richtiger malen, und nur ein geringer Theil des Tributes wurde von den Schreibern verwendet zu historischen Annalen, zu Kopien des rituellen Kalenders für die Priester, zu Tribut-Aufzeichnungen und bei Landstreitigkeiten zur Anfertigung von Karten für die Parteien und den Richter (ein solcher Plan befindet sich im Besitze der Geographischen Gesellschaft zu New York). Aber an eine ausgedehnte Literatur war bei dem Mangel eines phonetischen Alphabets und einer eben solchen Schrift nicht zu denken. Die Hauptmasse des Papieres fand seine Verwendung beim Kultus, wobei, wie wir durch Pater Bernardino de Sahagun wissen, nicht nur die Tempel und Götzenbilder, sondern auch die Priester, die unglücklichen Schlachtopfer und die sämmtlichen Mitwirkenden mit Papier geschmückt wurden. Nun bespricht aber Sahagun nur die großen Feste zu Beginn jeden Monats, während doch jeder Tag seinen eigenen Heiligen hatte, vor dessen Bild der Priester Kopal, Guttapercha und Papier verbrennen mußte. Bedenkt man, daß allein der copantl (Schlangenmauer, welche die weite Umfassung bildete, in deren Mitte sich die große berühmte Pyramide erhob) 78 solche Kapellen zählte, deren jede täglich zu versorgen war, so ergiebt sich daraus die gewaltige Menge Papier, welche beim Kultus verbraucht wurde.

Südamerika.

— Der Präsident der Argentinischen Republik hat eine militärische Expedition unter General Villegas nach dem See Nahuel-Huapi am Fuße der Anden ausgesendet, welcher es nach wiederholten Kämpfen mit den Indianern gelungen ist, die Hauptmasse derselben über das Grenzgebirge hinüber nach Chili zu verdrängen und ein neues ausgedehntes Landgebiet der Benutzung zunächst durch Viehzüchter zu erschließen.

Polar-Gebiet.

— Dr. Behm schreibt im „Geogr. Monatsbericht" (Petermann's Mitth. 1881, Juniheft S. 235): Da die Ausführung der italienischen Südpolar-Expedition wegen mangelnder Mittel noch immer nicht gesichert ist, so hat sich Lieutenant Bove auf Veranlassung der italienischen Kolonie in Buenos Ayres nach den La-Plata-Staaten begeben, um mit Unterstützung der dortigen Italiener eine beschränkte Rekognoscirungsfahrt in die antarktischen Gewässer, mit welcher Aufnahmen im Feuerlande verbunden werden sollen, zu leiten. Wenn es möglich sein wird, soll ein Winter in hohen Breiten zugebracht werden. Das Instituto Geografico Argentino hat ein durch Mitglieder der italienischen Kolonie verstärktes Komité niedergesetzt, welchem bereits von der argentinischen Regierung eine namhafte Subvention zugesichert wurde. In Italien setzt inzwischen der unermüdliche Commodatore Chr. Negri die Agitationen fort, um auch für die größere Expedition die erforderlichen Beiträge zusammenzubringen.

Vermischtes.

— Prof. H. Wagner in Göttingen kommt in einem Vortrage „Ueber Gründung deutscher Kolonien" (Heidelberg, C. Winter), den wir angelegentlich zur Lektüre empfehlen, zu dem Schlusse, daß unter allen für die deutsche Auswanderung empfohlenen Ländern der Süden Brasiliens am meisten Vortheile bietet und daß auf dem morsch gewordenen Boden des romanischen Amerika einst blühende deutsche Tochterstaaten erwachsen sollten in Folge einer friedlichen, aber großartigen Einwanderung. Als Mittel dazu schlägt er vor, die Konsulate dort gewissermaßen zu Kolonialämtern zu erweitern, welche den „Einwanderer in Empfang nehmen, das Land bereits vermessen und untersucht haben, das ihnen zugewiesen werden soll, kurz ihnen alle die Erleichterungen angedeihen lassen müßten, welche die Immigration offices in Nordamerika mit so großem Erfolge in Anwendung bringen."

— Die Bilderwerke für den geographischen Unterricht mehren sich; dem Schneider'schen Typenatlas folgen jetzt Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln (F. Hirt, Breslau 1880). Dieselben, herausgegeben von Dr. Oppel und A. Ludwig unter Mitwirkung von Prof. Fritsch, Leipoldt, Berkmann und Waeber, umfassen auf 24 Tafeln eine Fülle von Abbildungen und kartographischen Darstellungen (324 an Zahl), welche zum großen Theile neu hergestellt worden sind. Wir finden da eine ganze Reihe von Tafeln zur Veranschaulichung geologischer und Oberflächenverhältnisse, ferner der Hydrographie, Meteorologie, Pflanzengeographie und zwei Tafeln mit 64 Völkertypen in vorzüglicher Herstellung. Den Schluß machen drei Bogen mit Abbildungen von Reisen und Jagden. Daß die Tafeln auch einzeln zu haben sind, erleichtert wesentlich die Verbreitung derselben, die zur Belebung und zum Verständnisse des geographischen Unterrichts ganz außerordentlich beitragen werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

IV.

Die Oyampys-Indianer, welche von Crevaux's Ankunft benachrichtigt worden waren und deshalb Zeit gehabt hatten, ihren Putz in Ordnung zu bringen, haben dieselbe Vorliebe für Bemalung, wie die Roucouyennes; da war nicht ein Mann oder Weib, das nicht von Kopf bis Fuß schwarz und roth betupft gewesen wäre. Für den Schönsten hielt sich natürlich der Häuptling, welcher den Körper über und über roth grundirt und mit schwarzen Flecken bemalt hatte, gewiß um dem Jaguar zu gleichen, der bei allen Indianern für den König der Thiere gilt. Hier verließ der alte Häuptling Jean Pierre den Reisenden, um zu Saba und den beiden am Oyapok zurückgelassenen Negern zurückzukehren, während es Crevaux mit Hilfe seiner Kurzwaaren leicht wurde, neue Begleiter, so viel er deren bedurfte, anzuwerben. Zugleich konnte er mancherlei Merkwürdigkeiten und ethnographische Gegenstände erwerben, die Jean Pierre nach der Mündung des Oyapok mitnehmen sollte, z. B. Flöten aus Rehknochen und niedliche kleine Kronen, welche zum Festhalten der Haare dienen, theils von weißen Federn, theils von schwarzen, theils auch, und das sind die zierlichsten, von abwechselnd roth und gelb gestreiften. Als Crevaux mit seinen neuen Begleitern am Morgen des 22. September aufbrach, übergab er dem heimkehrenden Jean Pierre im Beisein aller Oyampys eine Degenkoppel, welche derselbe sich sofort um seinen dicken Bauch schnallte, und eine alte goldene Degenquaste, die er sich um den Hals hing, wobei er betheuerte, daß auch sein Vater den Franzosen stets treu gedient habe, seitdem sein Großvater von einem weißen Häuptling einen Tambourmajorsstock und eine Medaille empfangen hatte. Es war das, wie der Reisende später erfuhr, der Ingenieur Bodin gewesen, der 1823 auf dem Oyapok bis zu den drei Stromschnellen vorgedrungen war, aber durch Fieber zur Rückkehr gezwungen wurde. Er wie mehrere seiner Gefährten erlagen demselben bald nach ihrer Rückkehr in Cayenne. Um 8 Uhr trat Crevaux mit seinen drei Schwarzen, zehn Indianern und zwei Frauen die Reise an; der junge Yami war vom Gepäcktragen befreit, um unterwegs der Jagd obliegen zu können. Das Wandern fiel dem Reisenden schwer, weil er die letzte Nacht schlecht geschlafen und seit 24 Stunden nur Cassave gegessen hatte. Allein es gelang an diesem Tage nicht, weder Wild zu schießen, noch Fische zu angeln; um seinen Hunger nicht zu vermehren, verzichtete er Abends am Lagerplatze selbst auf ein Bad und vertrieb sich die Zeit damit, lange Cigarren von frischen Tabaksblättern zu drehen und zu rauchen. Am nächsten Morgen jedoch führte ihnen das Glück ein Agouti in den Weg, das sich in einen hohlen Baum flüchtete und dort mit Stockschlägen erlegt wurde. Sofort machte man Halt, um das Thier zu kochen. So sehr aber auch die Männer hungerten, so rührte doch keiner auch nur eine Hand, sondern jeder sah den Frauen zu, wie sie Feuer anzündeten, Wasser herbeitrugen, das Thier brühten und wie ein Schwein abkratzten. Nachdem man es aufgebrochen und die Eingeweide herausgenommen hatte, befestigte einer der Indianer die Leber an der Spitze eines in

die Erde gesteckten Stockes und ließ sie am Feuer rösten, tauchte sie nach einigen Minuten in kochendes Wasser, gab Crevaux ein kleines Stückchen davon und theilte den Rest mit mehreren seiner Genossen. Dabei bemerkte Crevaux, daß die Oyampys, wie alle Indianer, das Fleisch nicht mit ihren prächtigen Zähnen beißen, sondern es mit den Fingern zerreißen und es in kleinen Stückchen zum Munde führen. Die linke Hand dient ihnen als Teller, und zwischen dem Ring- und dem kleinen Finger der rechten halten sie ein Stückchen Cassave, welche das Brod ersetzt, zwischen Zeigefinger und Daumen einen kleinen Bissen Fleisch, so daß sie nur die eine Hand beim Essen zu bewegen brauchen. Die Köchin, die ältere der beiden Frauen, rührt inzwischen das Fleisch im Topfe mit einem Stücke Holz um, facht das Feuer mit zusammengeflochtenen Palmenblättern an, ohne Rücksicht darauf, daß die Asche dem Reisenden ins Gesicht fliegt, und wenn die Brühe überkochen will, so spritzt sie aus ihrem Munde eine Fluth Wassers in den Topf. Nach halbstündigem Kochen wurde das Fleisch unter die 16 Theilnehmer getheilt. Alles bildete einen Kreis um das Feuer, die Männer auf den Zehen hockend,

Verkrüppelter und normaler Fuß der Oyampys-Indianer.

die Weiber mit untergeschlagenen Beinen sitzend. Zum Schlusse zerschlug man die Knochen mit einem Steine, sog das Mark aus, zündete sich eine Cigarre an, und setzte um $11\frac{1}{2}$ Uhr den Marsch fort.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr traf man auf einen ziemlich breiten Bach Piraouiri, wo die Oyampys Halt machen, um zu baden und ihren Putz in Ordnung zu bringen. Während nun dieselben ihre Halsbänder anlegten und die Haare kämmten, vernahm Crevaux einen Vogelschrei, schoß und brachte einen schönen Hokko herab; alsbald aber erschien wüthend ein Indianer und redete allerlei heftige Worte, von denen der Reisende nichts verstand. Schließlich erfuhr er, daß er einen zahmen Vogel getödtet hatte, welcher dem Tamuschi eines zwei Stunden entfernten Dorfes gehörte. Dort wurden sie natürlich schlecht empfangen, und Crevaux mußte sich beeilen, sein Versehen durch Geschenke wieder gut zu machen. Acara, so hieß der Häuptling des nur vier Hütten zählenden Dorfes, ist ein junger, großer, wohlgestalteter Mann, der in seinem abgelegenen Erdenwinkel friedlich mit seiner Mutter und zwei niedlichen kleinen Frauen zusammen lebt, die ihn zärtlich zu lieben scheinen. Seine Mutter ist groß und schlank, leidet aber an einer innern Verrenkung der Zehen, was unter dem Namen ocopi bei den Indianern ziemlich häufig vorkommt. An den Füßen der Oyampys wie der Roucouyennes fand Crevaux im normalen Zustande stets eine Abweichung der Zehen: die weit abstehende große Zehe ist stets nach innen gebogen, die dritte, vierte und fünfte dagegen nach außen. Auch haben ziemlich viele Eingeborene die Beine nach innen gekrümmt. Der folgende Tag war ein Ruhetag, da Apatu sich durch einen Dorn am Fuße verletzt hatte; der Reisende selbst litt an einem heftigen Fieberanfalle. Doch fand er sich am nächsten Morgen (25. September) wohl genug, um die Reise nach Südwesten fortsetzen zu können. Eine Unzahl Bäche wurden überschritten, welche nur durch ihre in der Sprache der Oyampys bedeutungsvollen Namen von Interesse waren: so ist der Jenouparaou nach der Yenoupa, der Frucht von Genipa americana, benannt, welche nach dem Durchschneiden an der Luft schwarz wird und jene blauschwarze Farbe liefert, mit welcher sich die Oyampys den Leib bemalen; so der Timboraou nach der Robinia Nicou oder Timbo, womit man die Fische vergiftet, und der Ourouapi nach dem ourou, d. i. Cassave. Nach vierstündigem Marsche (20 200 Schritt) machte man bei der Hütte des Häuptlings Kinoro Halt; so heißt ein rother Ara mit gelbgefleckten Flügeln (Ara Canga). Dort sah Crevaux einen alten Mann, welcher ausnahmsweise einen spärlichen Bart aufzuweisen hatte; sonst zupfen sich die Indianer denselben meist aus, und zwar fassen sie das betreffende Haar zwischen einem Bambustäbchen und dem Daumen, reißen es aus oder brechen es durch eine schaukelnde Bewegung ab. Die Oyampys, Männer wie Frauen, tragen die Hauptthaare lang herabhängend und schneiden es nur vor der Stirn in der Höhe des Augenbrauenbogens ab.

Hier ließ Crevaux auch die Eingeborenen erst mit einem spitzen Kohlenstückchen, dann mit Bleistift Figuren und Verzierungen in sein Tagebuch zeichnen, wie sie sich dieselben auf den Leib malen, und welche mit den Ritzungen auf dem Timeri-Felsen (s. oben S. 2) sehr viele Aehnlichkeit haben (vergl. die Reproduktion solcher Zeichnungen „Globus“ XXXIX, S. 248). Er war erstaunt, daß diese Wilden, welche gewöhnlich für durchaus unerfahren in den schönen Künsten gelten, insgesammt mit außergewöhnlicher Leichtigkeit zeichneten, und daß selbst die Frauen, welche die Reisebeschreibungen stets als stumpfe Lastthiere schildern, sich herzudrängten, um für einige Nadeln die Verzierungen, welche sie auf ihren Töpfen anzubringen pflegen, in das Taschenbuch des Reisenden einzutragen. Bei Sonnenaufgang des 26. September wurde nach Indianersitte, welche Crevaux angenommen hatte, die eine Mahlzeit eingenommen; die andere machen sie Abends und während des Tages essen sie nur ein Stück in Wasser getauchtes Cassave und etwas bukanirtes Fleisch, wenn solches vom Morgenimbiß übriggeblieben ist. Um $6\frac{1}{2}$ Uhr wurde aufgebrochen, um 9 Uhr die Hütte des Tamuschi Tapiira erreicht, wo man Führer zur obersten Landestelle am Rouapir und zum Lande der Roucouyennes zu finden hoffte. Anfangs weigerten sich die Leute dessen, weil dort keine Boote vorhanden seien; als sie aber den Fremden entschlossen sahen, allein weiter zu gehen, erklärten fünf von ihnen, sie wollten ihn nach einem Platze führen, wo Bäume wüchsen, deren Rinde sich zu Pirogen verarbeiten lasse. Crevaux sah hier einen Indianer durch Reiben Feuer machen: derselbe drehte ein Rohr rasch in einer Höhlung, welche in einem Rocou-Zweige angebracht war, herum. Auf diese Weise setzte er binnen fünf Minuten ein Stückchen Werg oder Zunder in Gluth. In der Nacht konnte er wegen Fieber und Aufregung, welche ihm die Widerspenstigkeit der Oyampys erzeugte, kaum schlafen und so plauderte er, Cigarren rauchend, mit einem Indianer und betrachtete die Sterne.

Mahl im Walde. (Zum Theil nach Photographien.)

Sein Genosse zeigte ihm die Plejaden, fragte nach ihrem französischen Namen und sagte, daß sie in seiner Sprache Eïou genannt würden. Dies Sternbild ist allen Eingeborenen von Französisch-Guayana wohl bekannt; sie begrüßen sein Erscheinen am Horizonte mit Freuden, weil es mit dem Beginn der trockenen Jahreszeit zusammenfällt. Wann es gegen den Mai hin verschwindet, findet eine Zunahme der Regengüsse statt und die Flüsse schwellen dann so gewaltig an, daß jede Schifffahrt schlechthin unmöglich wird. Die Bonis, welche die Plejaden Sebita nennen, behaupten, daß beim Verschwinden derselben die Schlangen aufhörten giftig zu sein.

Erst gegen 4 Uhr Morgens begab sich der Reisende zur Ruhe, so daß es ihm später schwer fiel, sich zu ermuntern und er sich erst durch ein kaltes Bad im nahen Bache stärken mußte. Um 11 Uhr erreichte man die Stelle, wo der Rouapir anfängt schiffbar zu werden. In Summa hatte man vom Oyapok bis dorthin 156 000 Schritt oder,

Indianer beim Feuermachen.

den Schritt zu 70 cm gerechnet, 110 km zurückgelegt und dazu 35 Stunden gebraucht (also per Stunde etwa 3 km). Die Umwege abgerechnet, beträgt die gerade Entfernung von der Landestelle der Banares zu derjenigem am Rouapir 66 km; die allgemeine Richtung ist Südwest. Diese Strecke ist länger, als die entsprechende zwischen Maroni und Apaouami (54 km); aber sie ist leichter zurückzulegen, weil das Terrain nicht so uneben und mehr Lebensmittel zu erlangen sind.

Zwei Indianer, welche vorangeschickt waren, traf er beim Essen; ihre Faulheit entschuldigten sie damit, daß sie keine Rinde zum Bootbauen gefunden hätten. Allein Crevaux kannte ihre Böswilligkeit, machte sich mit Apatu ans Suchen und hatte bald auf dem sumpfigen Boden längs des Flusses einen dicken geraden Baum entdeckt, dessen Rinde sich leicht zu lösen schien. Die Indianer errichteten nun ein 5 bis 6 m hohes Gerüst um den Stamm, lösten alsbald ein mächtiges Stück Rinde von ovaler

Form ohne jede Verletzung ab, legten es auf die Erde, falteten es in der Form eines Bootes und näheten es mit Lianen so leicht zusammen, als wäre es ein Stück Rindsleder gewesen. Innen wurden dann zum Schluß Querhölzer befestigt, um als Bänke zu dienen. In weniger als vier Stunden war so ein Fahrzeug hergestellt, welches freilich nicht so tüchtig war, wie eine aus einem Baumstamme ausgehöhlte Piroge, immerhin aber gut genug, um einen nicht weit entfernten Ort zu erreichen, wo man Kähne erhalten konnte.

Wenn man die heutigen Zustände mit den Erzählungen der älteren Reisenden vergleichen darf, so nimmt die Bevölkerung am Oyapok in erschreckender Weise ab. Bodin, welcher diesen Fluß bis zu den drei Stromschnellen aufwärts bereist hat, schätzt die von ihm gesehene Bevölkerung auf 5000 Seelen, während Crevaux in dem ganzen Gebiet bis zu seinen Quellen und längs der Wasserscheide gegen den Kou nicht mehr als 200 Indianer gezählt hat. Wenn diese Abnahme andauert, so wird es bald keine Oyampys mehr geben. Die Acoquas, welche die Missionäre Grillet und Béchamel besucht haben, sind bereits verschwunden; andere Stämme stehen im Begriffe auszusterben. So zählen die Emerillons heute nur noch 50 Köpfe und die Aramichaux, welche einst am Flusse Araoua stark genug waren, um mit den Roucouyennes Krieg zu führen, werden jetzt nur noch durch ein Individuum repräsentirt, das bei den Galibis am untern Maroni Zuflucht gefunden hat. Ein Journal der französischen katholischen Missionen schätzt die Bevölkerung zwischen Oyapok und dem Amazonenstrome, d. h. in dem zwischen Frankreich und Brasilien streitigen Gebiete, auf nicht weniger als 200 000 Seelen. Nach Analogie dessen aber, was Crevaux gesehen, und nach Apatu's Angaben kann sie 2000 bis 3000 Personen nicht übersteigen.

Bau eines Bootes.

Der 28. September wurde mit der Herstellung eines

zweiten Bootes und mit der Verladung des Gepäcks zugebracht; am nächsten Tage wurde die Fahrt stromab angetreten. Allein schon in einer Entfernung von 400 m wurde der anscheinend schiffbare Rouapir von mächtigen Baumstämmen versperrt, deren erster zu dick war, um ihn zu durchschneiden. Zwei der Neger sprangen also ins Wasser und suchten das erste Fahrzeug hinüber zu heben. Mitten in dieser Operation aber fängt das Boot an zu schaukeln, verliert das Gleichgewicht, fällt und sinkt mit allem Gepäck unter. Zum Glücke war das Wasser nicht tief und die

Fahrt auf dem Rouapir.

Strömung gleich Null, so daß man aller Gegenstände wieder habhaft wurde. Das andere Boot erlitt beim Hinüberheben

Wespennest.

eine schwere Verletzung, die mit einem aufgenäheten Stück Rinde ausgebessert werden mußte. Dann aber erforderte das Abhauen der anderen Bäume noch mehrere Stunden schwerer ungewohnter Arbeit. Weiterhin waren kleinere überhängende Bäume und Zweige zu beseitigen, deren heraus spritzender milchweißer Saft auf der Haut der Leute brennende Schmerzen verursachte. Bis in die sinkende Nacht mußte diese mühsame Fahrt fortgesetzt werden, ehe man einen zum Lagern geeigneten Platz fand; dem Mangel an Lebensmitteln half der Zufall ab, indem ein Indianer noch, während die anderen schon schliefen, einen 5 kg schweren Aymara-Fisch, der in seinen Gewohnheiten unserm europäischen Karpfen ähnelt, erbeutete.

Am 30. September war die Fahrt noch schwieriger als am Tage vorher; und dabei war Eile geboten, da der Wasserstand im Flusse zusehends abnahm. Nachdem man volle elf Stunden mit Aufbietung aller Kräfte einen verzweifelten Kampf gegen die dicht verschlungene tolle Vegetation geführt hatte, hatte man im Ganzen während zwei langer Tage nicht mehr als 9 km zurückgelegt, d. h. in der Stunde nur etwa 500 m, nämlich am ersten Tage 5 km in 8 Stunden, am zweiten nur 4 km, wozu man aber 11 Stunden gebraucht hatte. Am folgenden Tage änderte sich die Scenerie nur einmal auf kurze Zeit, indem die Ufer höher wurden und sich Granitfelsen zeigten; sonst stets dasselbe langsame Vordringen durch Sumpfdickicht. Das Wasser hatte überall die Erde mit fortgeschwemmt, wo dieselbe nicht durch einen Baum geschützt oder von Wurzeln festgehalten worden war, und eine Unzahl kleiner Kanäle, von halbtrockenem Schlamme erfüllt, durchzog den Boden nach allen Richtungen hin. Es war die ungesundeste Gegend, die Crevaux auf seinen Reisen noch je betreten hatte;

mit Freuden begrüßte er deshalb am Abend des 1. Oktober eine verlassene Hütte als das erste Anzeichen, daß man sich einer für Menschen zugänglichen Gegend näherte. Einstweilen aber änderte sich noch nichts; nur bemerkte man bald nach der Abfahrt am 2. Oktober eine kleine mit Gräsern bewachsene Insel, welche dem Reisenden um so mehr gefiel, als er seit Beginn der Fahrt keine einzige Stelle am Ufer gesehen hatte, die nicht mit Bäumen oder wenigstens mit Sträuchern und Schlingpflanzen bedeckt gewesen wäre. Denn eine Wiese inmitten der Urwälder Guayanas ist eine eben so große Seltenheit, wie ein Baum auf den Steppen Rußlands oder den Pampas Patagoniens. Gegen 9 Uhr nahm der Fluß wieder sein früheres Aussehen an: dieselben sich überbiegenden Bäume, dieselben Laubtunnels, die ein Dichter vielleicht malerisch, ein Reisender aber jedenfalls scheußlich fände. Beim ersten Axthieb, den Apatu that, fühlte Crevaux einen stechenden Schmerz am Augenlid; eine Wespe hatte ihn gestochen, deren Nest er über seinem Kopfe bemerkt hatte. Apatu beeilte sich nun, den Baum zu Falle zu bringen, damit das Nest ins Wasser fiel. Dasselbe war über 1 m lang und seine Waben, welche nie Honig enthalten, waren mit Larven gefüllt, welche ein Indianer mit Cassave zusammen gierig verzehrte. Diese in ganz Guayana häufige Wespe wird von den Roucouyennes, welche sie ocomo nennen, sehr geschätzt.

Die Lage der Expedition war jetzt eine wenig hoffnungsvolle. Die Neger, deren Kräfte zu Ende gingen, murrten und grollten; das Gepäck war in schlechtem Zustande, weil die leicht zerreißenden Fahrzeuge viel Wasser einließen; ein Theil der Patronen war durchnäßt, der Kasten des Theodoliten verquollen und nicht zu öffnen, Lebensmittel mit Ausnahme von Fischen nicht zu erhalten. Nun war schon der vierte Tag vorbei, an welchem der Führer auf morgen vertröstete, ohne daß man das verheißene Ziel, den Stamm der Calayouas, erreicht hätte.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

VI.

Straits Settlements.

Von den ersten Jahren seiner Gründung an dem Thore alles südost- und ostasiatischen Verkehres ist Singapur einer der größten Anziehungspunkte der chinesischen Auswanderung gewesen. 1827 zählte es in einer Bevölkerung von 14 000 6000 Chinesen, 1836 waren Chinesen 13 749 in 30 000, 1849 27 988 in 59 043, 1859 50 043 in 81 792, 1871 54 572 in 97 111 vorhanden. Von den Chinesen abgesehen, die hier ansässig sind oder es werden wollen, geht durch Singapur jährlich eine große Zahl nach Pinang und anderen Kolonien. 1878 kamen in Singapur 58 643 Chinesen in 158 Dampfern, 105 Dschunken und 8 Segelschiffen an. In Singapur landeten davon 34 088, während weitergingen: nach Pinang 23 426, Malacca 434, Australien 672, Calcutta 23; ferner kamen vom 14. März bis 31. December v. J. 1824 Chinesinnen an, von welchen 1327 in Singapur blieben, während 472 nach Pinang, 19 nach Malacca, 4 nach Australien und 2 nach Calcutta gingen. In demselben Jahre wurden 12 Chinesinnen, welche widerrechtlich ihrer Freiheit beraubt worden waren, nach China zurückgesandt. Der Schutz dieser Einwanderermassen beschäftigte die Regierung in den letzten Jahren in hervorragendem Maße. Da Fälle von ungerechter Bedrückung der chinesischen Einwanderer nicht selten vorkamen, so wurde am 24. September 1877 ein Gesetz erlassen, welches den Schutz dieser in Singapur immer so zahlreichen Klasse vorsah. Schon seit 1873 war von den bessergestellten Chinesen darum petitionirt worden. Man hatte unter anderen damals gefängnißartige Höhlen entdeckt, in welchen 60 oder 70 arme Kulis eine Woche hindurch festgehalten wurden, weil sie nicht im Stande waren, ein Fahrgeld zu zahlen, welches fünfmal höher war als die Summe, die man in China ihnen angegeben hatte. Sie klagten, daß sie halb verhungert seien, und daß man sie mißhandelt hatte. Die Polizei setzte in solchen Fällen die Armen in Freiheit und die betreffenden chinesischen „Importhäuser“ wurden zu hohen Geldstrafen verurtheilt. Mehrmals ereignete es sich, daß in derartigen Kulihäusern die Blattern und andere verheerende Krankheiten ausbrachen. In derselben Zeit kam es mehrmals vor, daß Chinesen nach Singapur gebracht wurden, angeblich um hier in gewinnbringenden Handwerken beschäftigt zu werden, thatsächlich aber, um ganz wie Sklaven für lange Arbeitszeit in die Zinnbergwerke von Deli und andere verkauft zu werden. Für die „Kidnapped Chinese Women“ wurde ein eigenes Zufluchtshaus in Singapur begründet und 1880 wurde zuerst die Einrichtung getroffen, daß die gelandeten Einwanderer einige Zeit in Baracken beisammen bleiben mußten, um untersucht zu werden und etwaige Klagen vorzubringen. In Pinang protestirten zwar die europäischen Arbeitgeber gegen mehrere Beschränkungen der Einwanderung, welche zum Vortheil der Chinesen verfügt worden waren, vorzüglich in Betreff der Qualität und Größe der von ihnen benutzten Schiffe, doch wurden dieselben auch hier streng durchgeführt. In Singapur wurden zwei „Protectors of Chinese Emigrants“, in Pinang einer ernannt. Nicht überall in den Kolonien wurde diese humane Einrichtung freudig begrüßt, denn in einem großen Theile derselben lebt die europäische Bevölkerung in der Furcht, daß das letzte Ziel aller Fürsorge der Regierungbeamten darauf hinauslaufe, „die Halbinsel zu einem Paradies der Chinesen zu machen“, und ein ähnlicher Gegensatz wie in Hongkong besteht auch in Singapur und Pinang zwischen den chinesenfeindlichen Anschauungen der ansässigen Europäer und den Versuchen der Kolonialbeamten Gerechtigkeit gegen alle Klassen walten zu lassen. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. der Ernennung des allgemein beliebten chinesischen Krösus Hoh th Kai Whampoa († 1879) zum Mitglied der Gesetzgebung von Singapur, wurden chinesenfreundliche Handlungen der letzteren allgemein anerkannt. Gerechtfertigt scheint die Anschauung der ersteren in jenen Fällen gewesen zu sein, wo

die Beamten sich allzu rasch dazu hinreißen ließen, bei jedem Streit zwischen Chinesen und Malayen auch in den halb unabhängigen Staaten der Malacca-Halbinsel mit scharfen Maßregeln zu Gunsten der ersteren einzuschreiten, überhaupt jene als ihre besonderen Schutzbefohlenen anzusehen. Und am meisten gerechtfertigt erscheint die Klage, daß die Beamten bei aller Sorge für die Chinesen höchstens in der Lingua franca dieser Länder, dem Malayischen, mit ihnen verkehren könnten, weil sie noch immer selten sich dazu bequemen ihre Sprache zu lernen, was zur Wahrung der wahren Interessen beider Theile allerdings wohl vortheilhafter wäre, als die besten Gesetze und die trefflichste Polizei. Eine Regierung rein nach europäischen Grundsätzen ist allerdings für die Chinesen nicht passend, aber noch weniger ist es denkbar, daß man sie in gewohnt patriarchalisch-despotischer Weise zu regieren vermöge, ohne sich in ihre Denkweise einzuleben und sich ohne jede Möglichkeit des Irrthums mit ihnen zu verständigen. Nur die Kenntniß ihrer Sprache gewährt dieses unentbehrliche Mittel. In Singapur, wo alljährlich 40 000 bis 60 000 Chinesen einwandern, wenn auch großentheils, um sich in die umliegenden Länder zu zerstreuen, ist es unentbehrlich, die genaueste Fühlung mit ihnen zu halten, und dazu genügen allerdings Dolmetscher allein nicht. Das von vortrefflichen Absichten eingegebene Einwanderungsgesetz von 1877 (welches, beiläufig gesagt, 1880 dahin geändert wurde, daß die vom Schiffer zahlbare kleine Kopfsteuer auf die Einwanderer durch einen Stempel auf Arbeitsverträge ersetzt ward) hat hauptsächlich wegen dieses Mangels wenig von dem Nutzen gestiftet, welchen man erwarten durfte. Und es wird unter diesen Umständen immer wahr bleiben, was der Bericht des „Chinese Protectorate Office“ von Singapur für 1879 sagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß irgend welche Besserung (des moralischen Zustandes der chinesischen Gesellschaft in Singapur) nur in geringem Maße einer etwaigen Aenderung in den Anschauungen und Tendenzen der niederen Klassen der Chinesen zugeschrieben werden kann . . . Die einzige zuverlässige Grundlage des Friedens und der Ordnung irgend einer Gemeinschaft muß die Achtung vor der Regierung als Regierung und der freiwillige Gehorsam vor dem Gesetze sein; aber diese giebt es bei den Chinesen nur, insoweit unsere Gesetze mit ihren Vorurtheilen zusammenstimmen.“ Als das größte Hinderniß einer kräftigen und zugleich freisinnigen Regierung gelten überall in den Straits ebenso wie in den unabhängigen Staaten des Innern die Geheimgesellschaften. Die geheimen Gesellschaften der Chinesen, von welchen ein amtlicher Bericht für 1878 zehn mit 794 Beamten und 17 906 Mitgliedern aufzählt, blühen in den Straits Settlements mehr als irgendwo und haben hier sogar auf die Malayen ansteckend gewirkt, deren „Rothe Fahne“ und „Weiße Fahne“ ähnliche Vereinigungen sind. In dem Polizeibericht dieser Kolonien für 1877 werden vier von diesen Gesellschaften als absolut gefährlich bezeichnet und am meisten die der Ghi Hin oder Hailam, welche die Mehrzahl der Hausdiener und in der Provinz Wellesley z. B. nicht weniger als $^3/_4$ der ganzen Chinesenbevölkerung umschließt und dadurch natürlich die Möglichkeit einer Spionage besitzt, wie sie größer nicht gedacht werden kann. „Diese Gesellschaften,“ sagt der Bericht, „würden allein genügen, um die ganze Polizeimacht zu beschäftigen.“ Die Kämpfe dieser Gesellschaften untereinander, welche 1867 in Pinang zu einem regulären Kriege geführt hatten, sind nicht minder zu fürchten als ihr organisirter Widerstand gegen unbequeme Maßregeln der Europäer, wie er sich z. B. im December 1876 in Singapur gelegentlich einer Verbesserung im Mechanismus der Geldsendungen nach China kundgab, wo Post- und Polizeiämter gestürmt und mehrere Chinesen getödtet wurden. Einige Stimmen in der Kolonie wollten nach dieser Erfahrung den Erlaß eines Einwanderer-Schutzgesetzes von der Auflösung dieser Hoeys abhängig machen. Aber dieselben sind unauflöslich, denn sie haben ihre Wurzeln in dem Clanwesen, welches die südchinesischen Bevölkerungen so tief zerklüftet. Die Klubs, welche eine geringe Zahl wohlhabender Chinesen begründet haben, und in denen nach europäischem Muster auch ihre Frauen zeitweilig erscheinen, beschränken sich auf einen zu engen Kreis der Chinesenbevölkerung, um den geheimen Gesellschaften Abbruch thun zu können. Diese sind die „Klubs der Massen“. Eine besonders gefährliche Seite dieser Gesellschaften ist auch ihr Hinübergreifen in die Malayenstaaten der Halbinsel, wo sie nicht selten vermöge ihrer straffen Organisation von großem Einflusse sind und Gewaltthaten verüben, für welche ihnen die Hehlerei ihrer Genossen in Singapur oder Pinang Straflosigkeit sichert. Der Bericht der „Chinese Protectorate Office“ in Singapur für 1879 bezeichnet diese Vereinigungen als so tiefwurzelnd, daß auch bei einer etwaigen Aufhebung derselben die alten Sippenverbände immer aufrecht erhalten und im Geheimen nach wie vor ihre Wirkungen üben würden.

Die längst bedeutende und oft besprochene Rolle der Chinesen im Handel von Singapur hat in den letzten Jahren nur immer noch zugenommen, wiewohl ein Ende 1877 von den Europäern gegen ihre Uebermacht auf den wichtigen Gebieten des Gambir- und Pfefferausfuhrhandels geführter Kampf mit dem Siege der ersteren endete. Es handelte sich dabei um die Beseitigung einer systematischen Uebervortheilung, welche die chinesischen Gambir-Aufkäufer gegen die Europäer ins Werk gesetzt hatten, indem sie ihnen diese Drogue in einem Zustande verkauften, welcher dieselbe sehr rasch große Gewichtsverluste erleiden ließ. Die europäischen Kaufleute einigten sich zu einem Beschluß, der diesen Durchstechereien ein Ziel setzen sollte, und stellten ihre Einkäufe von Gambir zu den alten Bedingungen ein. Ebenso weigerten sich die Chinesen ihrerseits zu den neuen Bedingungen zu verkaufen. Das Gleiche trat gelegentlich der Pfefferernte ein, mit deren Ertrag die letzteren nicht so lange zuwarten konnten. Da die Europäer von ihren heimischen Geschäftsfreunden in diesem Kampfe unterstützt wurden, hatten die Chinesen endlich nachzugeben und den neuen Bedingungen sich zu fügen. Jene selbst sehen indessen selber nur einen zeitweiligen Erfolg. „Den Chinesen,“ heißt es im deutschen Handelsarchiv (1879 I, 238), „deren großspurige Prätensionen in gewissen Dingen an das Unglaubliche streifen, und die, wenn auch nur nach und nach, einen Zweig des Handels nach dem andern an sich zu ziehen wissen, ist durch ihre Niederlage recht gründlich zu Herzen geführt worden, daß die Europäer im Handel zur Zeit noch das dominirende Element sind.“ Die Zählung von 1871 ergab für Singapur eine Gesammtbevölkerung von 97 111, worunter 54 572 Chinesen. Aus angegebenen Gründen dürfte indessen diese Zahl etwas höher angenommen werden. Am Ein- und Ausfuhrhandel Singapurs betheiligt sich einstweilen China direkt nur erst in geringem Maße. Es erscheint 1877 mit 1 016 139 Mill. Doll. in der Aus- und 1 083 005 Mill. Doll. in der Einfuhr. Aber eine viel größere Summe setzt es durch Vermittelung Hongkongs um, welches nächst Niederländisch-Indien und Großbritannien den beträchtlichsten Handel mit Singapur unterhält.

In Pinang kamen 1879 21 523 Chinesen an gegen 24 818 in 1878; aber die Zahl der Frauen, welche 1878 188 betragen hatte, hob sich 1879 auf 451. Nach Sumatra waren über Pinang im Jahre 1878 7182 Chinesen

ausgewandert, aber diese Zahl sank 1879 auf 4355. Die Verminderung wird auf die stärkere Auswanderung nach Formosa zurückgeführt, sowie auf den geringen Gewinn der „Versender“. Auch sollen, aus unbekannten Gründen, in Swatau Plakate angeheftet worden sein, welche von der Auswanderung nach den „Straits“ abmahnten. Die Zählung von 1871 ergab für Pulo Pinang und Wellesley eine Gesammtbevölkerung von 133 230, worunter 36 561 Chinesen. Indessen dürfte hier, wo die Chinesen weit über das Land hin als Arbeiter auf den Pflanzungen zerstreut sind, die oben erwähnte Schwierigkeit einer genauen Bestimmung ihrer Volkszahl noch größer sein als in Singapur und wahrscheinlich erreicht sie einen höhern Betrag als den angegebenen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man sie auf etwa 50 000 schätzt. Pinang wird von den Chinesen mit besonderer Vorliebe aufgesucht und bietet denselben in der That wohl von allen europäischen Besitzungen in Hinterindien den günstigsten Boden. Nirgends fühlen sie sich so frei und entfalten nirgends ihre guten und schlimmen Eigenschaften so ungebunden wie hier. Es kommt dies daher, daß Pulo Pinang nicht wie Singapur ein Welthandelsplatz ist; der beträchtliche Handel, welcher hier betrieben wird, trägt mehr asiatischen Charakter und umfaßt hauptsächlich die Halbinsel Malacca und die Insel Sumatra. In der Nähe liegen einige von den halb unabhängigen Staaten der Malayen, in welchen die Chinesen die Herren wären, wenn sie in der Politik dieselbe Emsigkeit und Energie zu bethätigen wüßten, wie in Handel und Gewerbe. Pulo Pinang ist der Ausgangspunkt für die chinesische Auswanderung nach dem nördlichen Sumatra, welche in beständiger Zunahme ist. Weder die europäische noch die asiatische Konkurrenz ist hier so stark wie in Singapur oder Batavia und der Chinese dominirt in Gewerbe und Handel und ist in beiden unentbehrlich. Treffend sagt J. Thomson in seinem „The Straits of Malacca, Indo-China and China“ (London 1875): „Um einen Begriff von ihrer Nützlichkeit zu geben, brauche ich nur zu sagen, daß sie alles machen können was ein Europäer braucht.“ Dies sagt freilich viel. Derselbe Reisende charakterisirt weiterhin die hiesigen chinesischen Kaufleute: „Sie sind uns unentbehrlich, da sie Beziehungen mit fast allen Inseln angeknüpft haben, nach welchen unsere Waaren ausgeführt werden. Ihre Agenten residiren in Sumatra, Borneo und auf dem hinterindischen Festland, wo sie durch Tauschhandel die Erzeugnisse der Eingeborenen erwerben; mit den letzteren sind sie nicht selten sowohl durch kommercielle als sociale Bande verknüpft . . . Was den chinesischen „Comprador“ (Makler) betrifft, so ist dieser in seiner Weise das Muster des ostasiatischen Kaufmannes. Solchen Leuten wie ihm schulden wir viel von unseren Handelserfolgen im fernen Osten. In der Regel ist er ganz zuverlässig. Er lebt mäßig, und hat jederzeit seine fünf Sinne beisammen. Dennoch erscheint er nie anders als eine ruheliebende, fette, behäbige Persönlichkeit, die von Jahr zu Jahr fetter und reicher wird. Gewisse wichtige Zweige des Geschäftes, wie die Prüfung des Silbers, das als Umlaufsmittel dient, die Kenntniß der Geschäfte und des Standes der chinesischen und eingeborenen Händler, die Anstellung und Beaufsichtigung chinesischer und eingeborener Arbeiter hängen ganz von ihm ab. Ohne ihn wäre der beste europäische Kaufmann hierin machtlos.“

An Unruhen fehlt es hier ebenfalls nicht und die hiesigen Chinesen machen vorzüglich durch ihre Geheimbünde, wie erwähnt, der Verwaltung der Straits Settlements nicht weniger Schwierigkeiten als ihre Landsleute von Singapur. Indessen scheinen die Europäer das Ihrige dazu beizutragen. Die auf den Pflanzungen der Provinz Wellesley arbeitenden Chinesen hatten sich in den letzten Jahren über schlechte Behandlung Seitens der Pflanzer zu beklagen und ihre Sterblichkeit stieg zu ungewöhnlich hohem Grade. Die betreffenden Thatsachen wurden durch einige amtliche Schriftstücke bewiesen, welche 1879 in Singapur zur Veröffentlichung gelangten. Die Regierung stieß bei ihrem Bestreben nach Abhülfe auf den gleichen Widerstand wie in allen ähnlichen Bestrebungen; aber in den Augen der Unparteiischen rechtfertigten sich dadurch nur von Neuem wieder die Schutzmaßregeln, welche früher für die Chinesen getroffen worden waren und deren Werth und Nothwendigkeit in keiner Weise gemindert wird durch die entgegengesetzte und ebenso berechtigte Forderung einer strengen Ueberwachung dieser selben Bevölkerung und eines energischen Krieges gegen ihre gefährlichen Geheimbündeleien.

Ueber Malacca, welches 1871 unter 77 756 Seelen 13 482 Chinesen zählte, fehlen neuere Nachrichten. In den halb selbständigen kleinen Staaten der Halbinsel Malacca nimmt die Zahl und der Einfluß der Chinesen in demselben Maße zu wie die Entwickelung der Hilfsquellen unter der für Ruhe und Ordnung sorgenden Verwaltung der englischen Residenten vorschreitet. In Singapur hört man daher nicht selten die Klage aus dem Munde mißvergnügter Europäer, daß die englische Regierung die Halbinsel zu einem Paradies für Chinesen zu machen suche. Indessen weiß dieselbe sehr wohl, warum sie die Chinesen in Schutz nimmt, so lange dieselben friedlich ihren Arbeiten nachgehen. Endgültig ziehen ihre Kaufleute und Gewerbetreibenden den Gewinn daraus, und ganz besonders die Blüthe von Singapur wird stets in hohem Grade beeinflußt sein von dem Stande der Arbeit auf der so fruchtbaren und noch so wenig ausgebeuteten Halbinsel. Vorzüglich Perak hat durch den starken Zufluß chinesischer Einwanderer gewonnen, welche sich hauptsächlich nach Larut wandten, wo der Bergbau auf Zinn und andere Metalle unter ihren Händen einen großen Aufschwung genommen hat. Hier haben sie sogar bereits eine Anzahl von Dampfmaschinen im Betrieb. Taiping ist eine rein chinesische Stadt von mehr als 16 000 (?) Einwohnern. In Klang sollen allein 12 000 chinesische Bergleute in den Zinnminen von Qualla Lumpur arbeiten. In minder angenehmer Art zeigte sich der Einfluß der Chinesen bei dem Versuch, die Opiumpacht in Larut einzuführen. Am 4. Oktober 1879 kam es zu einem Handgemenge zwischen 5000 von ihnen und der britischen Polizeimacht, wobei eine größere Anzahl der ersteren verwundet und 29 getödtet wurden. Ein zweiter Aufstand wurde ohne Blutvergießen im December desselben Jahres unterdrückt.

Der Stellenwechsel der Regierenden und die Eisenbahnbauten in Mexiko.

Von **Karl Lamp.**

Für den größten Theil des spanischen Amerika kann Mexiko als Vorbild betrachtet werden. Seine Tagesgeschichte wird daher wichtig genug erscheinen, um hier kurz besprochen zu werden.

Ende des vorigen Jahres hat, ein seltener Fall, ein friedlicher Regierungswechsel in der mexikanischen Republik stattgefunden. Das ging so zu. Der General Don Porfirio Diaz, der bis dahin Präsident gewesen war, übergab dies Amt seinem bisherigen Kriegsminister, dem General Gonzalez, um seinerseits das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen. So ward dem gesetzlichen Verbot der Wiederwahl des Präsidenten (no-reeleccion), welche 1876 der Partei des Don Porfirio den Vorwand zur Empörung gegen Lerdo de Texada hergab und die sie also anstandshalber vermeiden mußte, Genüge geleistet. Es blieb aber, was das Wesentliche ist, die Macht innerhalb desselben Kreises, der sie schon vier Jahre lang ausgeübt hatte und während dieser Zeit zu Kräften gekommen war; nur die Rollen wurden vertauscht. Eben darum, nicht etwa, weil das Volk sich bei der Wahl hierfür eingesetzt hätte, ging dieser Wechsel friedlich von Statten. Das Volk wird in dieser Republik, in welcher einige Hunderttausend Spanier, spanischer Kreolen und anderer Fremden — deutsche Kaufleute spielen dort eine sehr große Rolle — über Millionen von Indiern gebieten, in Wirklichkeit nicht mehr nach seinem Willen gefragt, als in der unbeschränktesten Monarchie. Als ein Segen für das Volk mußte das Verbleiben derselben Männer in der Regierung trotzdem erscheinen. Man weiß, daß in den meisten Republiken des spanischen Amerika die Politiker durchschnittlich Leute sind, die sich aus der Politik ein Geschäft machen. Nun wohl, diesmal schien wenigstens die Garantie gegeben, daß einigermaßen „gesättigte Existenzen“, um einen bezeichnenden Ausdruck unseres Reichskanzlers zu gebrauchen, das Staatsschiff lenken würden. Das ist ein großer Vortheil. Von Natur werden ja die mexikanischen Beamten nicht so sehr viel schlechter sein, als die anderer Staaten. Sie sind vielfach unfähig in Folge der allzu kurzen Spanne Zeit, die ihnen zugemessen ist und unredlich aus Sorge für die Zukunft. Das eben ist der Segen der Monarchie, daß die Sorge um das Gemeinwohl stets in der Hand derselben Menschen liegt, denen sie zu einer Gewohnheit und aus einer Gewohnheit mit der Zeit eine bewußte Pflicht wird. In vier Jahren kann sich eine Gewohnheit nicht ausbilden. Daher ist es auf jeden Fall als ein Gewinn für Mexiko zu betrachten, daß seine jetzigen Leiter vorläufig — wenn nicht eine Revolution dazwischen kommt — wenigstens noch vier weitere Jahre im Amte verbleiben. Ein Vortheil ist es ferner auch, daß diese Leiter Soldaten sind. Denn die Soldaten sind den Advokaten, welche ihnen häufig zur Seite stehen, häufig auch die erste Rolle im Gegensatz zu ihnen für sich in Anspruch nehmen, als Herrscher vorzuziehen. Sie halten wenigstens die Ruhe einigermaßen aufrecht. Das ist schon sehr viel, freilich aber auch Alles, was man von einer mexikanischen Regierung vorläufig erwarten darf. Wie es heißt, will die jetzige Regierung mehr thun. Hüte sie sich, zu viel zu thun! Sie scheint amerikanische Unternehmer, welche das mexikanische Binnenland mit den Meeren und den Vereinigten Staaten durch Eisenbahnen zu verbinden sich anheischig machen, nicht unterstützen — dazu hat sie nicht die Mittel —, aber frei gewähren lassen zu wollen [1]). Es liegt nun aber in Mexiko für Eisenbahnen durchaus kein Bedürfniß vor. Außer Silber, das sich seines großen Werths und geringen Volumens halber auch auf Maulthieren ohne allzu große Unkosten nach der Küste schaffen läßt, ist von den dürren mexikanischen Hochebenen, deren Thaloasen je nach ihrer Meereshöhe die allerverschiedensten Erzeugnisse und darum von jedem nur eine geringe, die für den Bedarf des Landes ausreichende Menge hervorbringen, für den Weltverkehr nichts zu holen. Der lokale Verkehr aber eines so dünn bevölkerten Landes wird niemals die Unkosten des Betriebes decken, namentlich, da er hier durch Armuth an Holz und Kohlen außerordentlich vertheuert wird. Schwerlich werden also die geplanten Bahnen Rechnung halten; wie denn die schon bestehende Bahn, welche doch die Hauptstadt, den Hauptstapelplatz des Handels mit dem Auslande, mit ihrem Hafen Veracruz verbindet, schlecht rentirt. Das Bedürfniß und die Rentabilität sind aber doch immer die vornehmsten Rücksichten; darüber werden den Einsichtigen keine Redensarten von dem civilisatorischen Berufe der Eisenbahnen täuschen. Allerdings haben die Amerikaner Bahnen in die Wildniß hineingebaut. Aber diese Wildniß war jungfräulicher Boden, der die Ausgaben in der Zukunft einzubringen versprach. Davon ist in Mexiko nicht die Rede. Mexiko ist ein altes Land. Alles, was sich gut zur Ansiedlung eignet, ist, wenn auch noch nicht überfüllt, so doch bereits in Besitz genommen. Neue Hilfsquellen werden also durch Bahnen nicht in Fluß gerathen. Am ehesten werden noch diejenigen bestehen können, welche etwa dazu bestimmt sind, die binnenländischen, um die Hauptstadt herum liegenden, verhältnißmäßig gut bevölkerten Gegenden mit jener zu verbinden. Das Publikum sollte also, das soll hier betont werden, auf etwaige Aufforderungen, sich an dieser Gründung zu betheiligen, nicht leichtsinnig eingehen. Schon, daß dieselbe zusammen genannt wird mit dem Projekte des Amerikaners Kapitän Eads, Schiffe auf einer von ihm erfundenen Vorrichtung aus dem Golfe über die Landenge von Tehuantepec nach dem Stillen Meere zu schaffen — einem Unternehmen, welches, vorausgesetzt, daß es wirklich ins Werk gesetzt würde, doch niemals neben dem Kanal von Panama bestehen könnte —, ist geeignet, stutzig zu machen. Für Mexiko selbst ist diese Angelegenheit keineswegs unbedenklich. Zwar würde es auf fremde Unkosten Eisenbahnen erhalten. Allein — abgesehen davon, daß es Bahnen nicht nöthig hat und also ohne Noth die Störung der Erwerbsverhältnisse, welche sie hervorzurufen pflegen, erleiden würde — es würde sich damit auch in die Hand der Fremden geben. Den 700 amerikanischen Ingenieuren, die jetzt dort mit den Vorarbeiten beschäftigt sein sollen, könnten im Laufe der Zeit nicht Millionen — für so viele ist zwischen den Indiern nicht Raum —, wohl aber viele Tausende von Amerikanern folgen. Und dann wäre es bald vorbei mit der Selbständigkeit der Mexikaner. Man spricht so gern von friedlichen Eroberungen. Als ob nicht eine friedliche Eroberung auf dasselbe hinauskäme, wie eine durch Krieg erworbene: fremde Herren setzen sich an die Stelle der einheimischen. Aus-

---

[1]) Siehe oben S. 48.

länder mögen vielleicht denken, daß es kein großer Verlust für die Welt wäre, wenn die Mexikaner ihrer Selbständigkeit verlustig gingen; mexikanische Staatsmänner aber haben jedenfalls die Pflicht, sie zu wahren. Vielleicht sind es solche Bedenken gewesen, was den Don Porfirio, der nach Aller Urtheil ein Ehrenmann durch und durch ist, bewogen hat, seine Entlassung als Minister der öffentlichen Arbeiten zu geben, von der uns kürzlich der Telegraph Kunde brachte. Wir schließen mit der Bemerkung, daß es Mexiko, wenn es sich von Amerika helfen läßt, ebenso ergehen kann wie der Türkei, deren Verfall die raschesten Fortschritte gemacht hat, seitdem sie sich vom Westen mit guten Rathschlägen und, was gefährlicher ist, mit Geldmitteln hat unter die Arme greifen lassen.

Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

I.

Als die Spanier unter der Führung des D. Miguel Lopez de Legazpi im Jahre 1565 in den Gewässern der Philippinen erschienen, um diese Inselgruppe dem Scepter Philipp's zu unterwerfen, fanden sie keinen einzigen mächtigen Staat vor; es war vielmehr der Archipel in unzählige kleine Staatengebilde zersplittert, von denen sogar die meisten nur eine einzige Niederlassung, ein einziges Dorf aufzuweisen hatten. Nur dort, wo der Islam Fuß gefaßt hatte, wie auf Mindanao, Sulu und den Küstenländern der Bai von Manila, gab es größere Reiche. Die mächtigeren waren die beiden ersteren; da aber beide erst in später Zeit von den Spaniern vorübergehend unterworfen und erst in neuerer Zeit dauernd in Besitz genommen worden sind, so genügt es, wenn wir erwähnen, daß das Reich der Sultane von Manila sich längs der südlichen Gestade der Bai von Manila ausdehnte, während das Gebiet des Königs Lacondala von Tondo in weitem Bogen die Landschaften des Manila-Sultans Soliman umspannte und besonders im Norden weit in das damalige Pampanga-Territorium hineinreichte. In der heutigen Provinz Bulacan lagen die drei Vasallenreiche des Lacondala, welche von Dayhagang-Fürsten, d. h. Mischlingen von Borneo-Malayen und Negritoweibern (?!) [1]), beherrscht wurden. Alle übrigen Theile Luzons und der Visayas waren in jene kleinen oben erwähnten Dorfstaaten zersplittert.

Diese heidnischen Dorfstaaten wurden Barangays oder Balangays [2]) genannt. Noch heute werden mit diesem Namen gewisse Schiffsboote in den Visayas [3]) und auf Mindanao [4]) bezeichnet. Man hat daraus gefolgert, daß die Bewohner eines Barangay-Staates eben die Abkömmlinge der Bemannung eines Barangaybootes wären, auf welchem die malayischen Einwanderer nach den Philippinen gekommen wären. Der Kommandant jedes Barangaybootes gründete eine Niederlassung, und da die malayische Invasion nicht mit einem Male erfolgte und jeder Führer einer neuen Immigrantenschar es vorzog sich selbst einen selbständigen Staat zu gründen, statt den älteren Niederlassungen und deren Herrschern sich unterzuordnen, so war damit hinlänglich die staatliche Zersplitterung und die eigenthümliche Benennung erklärt. Ob diese Erklärung die richtige ist, will ich hier nicht erörtern.

Diese Barangay-Niederlassungen waren nicht groß; manche zählten nicht mehr als 100 Individuen [1]). An der Spitze des Barangay stand ein Häuptling, im Süden Datto, im Norden Manguinoo genannt. Die Datto-Würde war in manchen Barangays erblich, in anderen, besonders in Nordluzon, gaben Reichthum und kriegerische Großthaten dem Tüchtigsten des Staates die Regentenwürde. Wo die Regierung erblich war, herrschte das Erstgeburtsrecht in der Thronfolge; waren keine Söhne vorhanden, ging die Datto-Würde auf die Töchter über; fehlten auch diese, so gelangten die nächsten Anverwandten des verstorbenen Fürsten zur Regierung.

Die Bevölkerung der einzelnen Barangays zerfiel im Allmeinen in sieben Kasten, nämlich in die Familie des Datto, die freien Leute oder den niedern Adel (Mahaldicas), die Freigelassenen (Timauas), die Vasallen und Hörigen der Dattos (Cabalangays), die Leibeigenen (Aliping namamahay), Halbsklaven und Vollsklaven (Aliping saguiguilir). Die spanische Herrschaft machte allen diesen Verhältnissen ein rasches Ende.

Die Zersplitterung der vielen kleinen Niederlassungen wurde zuerst beseitigt, um einerseits die Verwaltung zu erleichtern und die Macht der alten Dattos zu brechen, andererseits um bei dem Mangel an Priestern und dem Bekehrungseifer der Spanier die religiöse Conquista, wie es die Spanier nannten, zu erleichtern. Man zwang daher die Bewohner mehrerer Barangays ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen und sich zusammen an einem Orte niederzulassen, welches neue Dorf nun eine Gemeinde bildete, den „pueblo". Da die Glieder eines jeden Barangay in dem neuen Pueblo sich wieder zusammensiedelten, so zerfiel dasselbe in Viertel, welche den alten Namen der Barangays beibehielten. Wir werden sehen, daß bald unter den Mitgliedern eines Barangays die Erinnerung an eine ursprüngliche gemeinsame Abkunft und staatliche Selbständigkeit durch die schlauen Maßregeln der spanischen Regierungskunst vollständig erlosch.

Um aber die Dattos, deren Einfluß in dem neuen Pueblo durch gegenseitige Eifersüchteleien bedeutend geschwächt war, nicht der neuen Lage der Dinge feindlich gesinnt zu machen, beließ man ihnen ihre Würde, unter dem allmälig sich geltend machenden spanisch-philippinischen Titel „Cabeza de

[1]) Mas. Informe sobre el estado de las Isl. Filipinas. Madrid 1843. I, 1, p. 10.

[2]) Alle in diesem Aufsatze vorkommenden philippinischen Benennungen sind mit spanischer Orthographie niedergeschrieben.

[3]) Buzeta y Bravo. Diccionario geogr. hist. estad. de las Islas Filipinas. Madrid 1850. Bd. I, S. 208. Pazos. Joló. Madrid 1879, p. 116.

[4]) Pazos, p. 112.

[1]) Mas. I, 1, 10.

Barangay", d. h. Barangay-Chef, schmälerte aber ihre früheren Rechte auf ein Minimum. Man nahm ihnen nämlich alle Regierungsgewalt und übertrug ihnen dafür die Einhebung der Kopfsteuer, des „Tributes" der Spanier, unter ihren Barangay-Untergebenen, wofür sie selbst von der Zahlung aller Abgaben enthoben wurden, dagegen aber freilich mit ihrem gesammten Besitze für die genaue Ablieferung der gesammten Kopfsteuer ihres Barangays haftpflichtig wurden. Dadurch wurden die Interessen der spanischen Regierung und der Ex-Dattos identisch. Um sie außerdem an die neue Lage besser zu gewöhnen, wurden ihnen eine Anzahl äußerlicher Ehrenbezeugungen bewilligt; unter anderm gewährte man ihnen als Auszeichnung den Titel „Don"! Die Würde der Cabezas de Barangay war erblich oder durch Wahl zu erlangen, je nachdem der entsprechende Barangay in den Zeiten der Unabhängigkeit dieser oder jener Sitte gefolgt war; denn es lag im Sinne der spanischen Politik die nationalen Einrichtungen unangetastet zu lassen, wo es nur eben anging.

An die Spitze der neubegründeten Pueblos stellte man einen Gemeindevorsteher, den „Gobernadorcillo" oder „Capitan". Er wurde auf eine bestimmte Reihe von Jahren von den Cabezas de Barangay gewählt, natürlich aus ihrer Mitte. Letztere bildeten auch den Gemeinderath und bekleideten die Stellen der verschiedenen Gemeindefunktionäre. Durch diese Maßregel wurde der Unterschied zwischen den einzelnen Barangays vollständig verwischt, sie sanken nun zu lokalen Steuereinheiten herab und ihre ehemaligen Dattos verlören den frühern Einfluß, indem in jedem Barangay fremde Dattos kraft ihrer Gewalt als Gobernadorcillo rc. zu befehlen hatten. Sowie der Cabeza de Barangay für die Steuersumme seines Viertels verantwortlich war, ebenso mußte der Gobernadorcillo nicht allein für die Ruhe seines Ortes mit dem Kopfe, sondern auch für das prompte Eingehen der Steuern und das Verrichten der Frohnden, von denen ich weiter unten sprechen werde, mit seinem Vermögen einstehen. Die Wahl des Gobernadorcillos bedurfte der Bestätigung des Generalgouverneurs und konnte nur im Beisein eines spanischen Beamten oder Pfarrers, oder eines Spaniers überhaupt stattfinden. Der Gobernadorcillo war also der Datto oder Maguinoo von ehedem und in der That, wird noch heutzutage von den Tagalen der Gobernadorcillo auch „Manguinon" genannt [1]).

Um die Macht und den Einfluß der Ex-Dattos völlig zu brechen, wurden von den Spaniern die verschiedenen Abstufungen der Leibeigenschaft und Sklaverei abgeschafft; dadurch wurden auch diese Kreise durch ihr Interesse an den Bestand der spanischen Herrschaft gefesselt. Alle Eingeborenen mit Ausnahme der Familien der Ex-Dattos und vielleicht auch der Mahaldicas wurden zur Leistung von Staatsfrohnden gezogen und zwar zum Baue von Straßen, Brücken rc. So haben wir hier das Bild der Gemeindeverfassung in den ersten Jahren der Conquista; wie wir sehen, unterscheidet sich die neue Gemeindeverfassung wenig von dem alten Clanwesen zur Zeit der Unabhängigkeit; die Macht der Ex-Dattos ist zwar vielfach gebrochen und gelähmt, aber noch immer wohnt jeder Clan in seinem Barangay ungetheilt und der alte Häuptling steht noch immer durch eine weite Kluft von seinen früheren Unterthanen getrennt, flößt ihnen aber bei der Denkweise der Asiaten deshalb um so mehr Achtung ein. Wenn die Spanier einige Jahrzehnte nach der Besitznahme durch irgend welche Umstände gezwungen die Philippinen geräumt hätten, die Pueblos würden sich ohne Weiteres in die alten Barangay-Clans unter ihren alten Häuptlingen getrennt haben, denn die Bewohner jedes Pueblos fühlten sich nicht als die Glieder einer und derselben Gemeinde, sondern jeder Clan bildete in der Gemeinde eine Gemeinde für sich, die nur äußerlich mit den anderen Barangays eine Einheit bildete. Eine große Gefahr für den Bestand der spanischen Herrschaft drohte, wenn die Barangays durch die natürliche Bevölkerungszunahme anschwollen; wenn dabei das Clangefühl sich erhielt, so war zu befürchten, daß trotz der geschmälerten Macht der Ex-Dattos es besonders den erblichen gelingen könnte, dieses Clangefühl zur Erhebung gegen die spanische Herrschaft auszunutzen. Die Kolonialregierung traf nach Erkenntniß dieses Uebelstandes auch sofort alle Anstalten, um dieses Clangefühl vollends zu beseitigen und das gelang ihr auch vollkommen.

Man ging nämlich nun von dem Grundsatze aus, daß der Barangay nur mehr eine lokale Steuereinheit wäre, und stellte als Princip fest, daß jeder Barangay nur aus 50 bis 100 steuerzahlenden Familien, welche anschließend an und neben einander wohnen, sich zusammensetze. Dadurch wuchs bei der Zunahme der Pueblos auch rapid die Zahl der Barangays, welche natürlich ebenso wie die ersten unter Cabezas de Barangay standen. Die Cabezas der neuen Barangays waren aber nicht mehr erblich, sie gehörten aber auch nicht mehr ausschließlich den Dattofamilien an oder richtiger gesagt, es konnte jetzt jeder reiche Mann, dessen Vater in den Zeiten der Conquista vielleicht noch Sklave gewesen war, Cabeza de Barangay werden. Da die neuen Cabezas die Privilegien der Steuerexemtion, der Don-Titulatur rc. mit den alten theilten, da diese Privilegien auch auf die erstgeborenen Söhne übergingen, so entstand auch ein neuer Beamtenadel, welcher ursprünglich an Ansehen tief unter dem alten stand, bald aber mit demselben in Eins verschmolz, indem, ähnlich wie im alten Rom zur Gracchenzeit die Patricier und die Nobilität, die Ex-Datto-Familien und der neue Adel gleiche Interessen hatten, besonders bei den Wahlen der Gemeindefunktionäre. Der Adel erhielt den Namen „Principalia" und die Glieder desselben „principales". Die weitere Fortentwickelung der Gemeindeverfassung ist zwar sehr interessant, aber Raummangel zwingt mich von einer Darstellung derselben abzusehen, wie ich denn auch oben nur in groben Zügen Kontouren hingeworfen habe. Es genügt eben, wenn ich, wie oben, die Gemeindeautonomie in den Zeiten der Conquista bespreche, da dies zum nähern Verständniß desselben unumgänglich nothwendig ist, und so wollen wir zur nähern Betrachtung der heutigen Verhältnisse übergehen.

1) Illustracion Filipina. Manila 1859. Nr. 7, 3, 53.

Glück und Reichthum.

Andalusisches Volksmärchen. Mitgetheilt nach dem Spanischen des Fernan Caballero von **M. Willkomm** in Prag.

Doña Fortuna (Glück) und Don Dinero (Geld) liebten einander so zärtlich, daß sie bald unzertrennlich schienen und man Eins nie ohne das Andere sah. Die Leute schüttelten die Köpfe über das seltsame Paar — es half ihnen aber nichts, und über Jahr und Tag wurde die Hochzeit gefeiert.

Don Dinero war ein behäbiger Dickbauch, mit einem Kopfe aus peruanischem Gold, einer Mütze aus mexikanischem Silber, Beinen aus segovianischem Kupfer und die Pantoffeln aus Werthpapieren der großen Fabrik zu Madrid. Doña Fortuna war ein verdrehtes, wetterwendisches Frauenzimmer, unverläßlich im höchsten Grade — und in ihren Gunstbezeugungen blinder als ein Maulwurf.

Kaum waren die Flitterwochen verstrichen, so brach auch schon der Streit zwischen den Beiden aus über die Herrschaft im Hause. Doña Fortuna wollte befehlen. Don Dinero ist jedoch ein stolzer, eingebildeter Kauz und läßt sich nicht so leicht das Heft aus der Hand nehmen. Das Sprichwort sagt zwar, daß selbst das Meer, falls es sich vermählte, in Fesseln geschlagen würde; Don Dinero aber ist stolzer als das Meer und weiß seine Vorrechte zu wahren.

Da nun Jeder behauptete, vornehmer und mächtiger zu sein als der Andere und keiner nachgeben wollte, kamen sie überein die Probe zu machen:

„Siehst Du wohl dort unten," sagte das Weib zu ihrem Gatten, „im Schatten jenes alten Oelbaums den armen Menschen, der so niedergeschlagen und betrübt aussieht und den Kopf so hängen läßt? Laßt uns sehen, wer von uns beiden, Du oder ich, die Macht besitze, sein Schicksal besser zu gestalten."

Der Gemahl willigte ein. Sie schritten dem Oelbaume zu und erreichten denselben glücklich — er ächzend und stöhnend von der ungewöhnlichen Anstrengung — sie lachenden Mundes, in einem Sprunge.

Der Unglückliche, welcher unter dem Baume lag, hatte in seinem Leben nie Gelegenheit gehabt, den Blick zu einem der beiden zu erheben. Er riß Mund und Nase auf, und seine Augen wurden so groß und rund wie die Oliven, die über seinem Haupte hingen, da er die hohen Herrschaften vor sich sah.

„Gott schütze Dich," redete Don Dinero ihn herablassend an, „kennst Du mich nicht?"

„„Ich kenne Ew. Gnaden nicht, obgleich ich in Dero Diensten arbeite.""

„Du hast nie zuvor mein Antlitz gesehen?"

„„In diesem Leben nie —""

„Und besitzest Du nichts auf dieser Welt?"

„„O ja, Ew. Gnaden! Ich habe sechs Kinder, die keinen Fetzen auf dem Leibe, und keinen Bissen haben ihren Hunger zu stillen. Deren Kehlen unersättlich sind wie ein alter Weinschlauch. Was hingegen mein Vermögen anbetrifft, so besitze ich davon nicht mehr, als im glücklichsten Falle aus der Hand in den Mund zu leben.""

„Und warum arbeitest Du nicht?"

„„Je, weil ich keine Arbeit finde! Ich habe solches Pech, daß mir alles schief ausgeht. Seit meiner Heirath scheint mich das Unglück in seinen Klauen zu haben! Da schickt uns ein Herr hierher, ihm für Tagelohn einen Brunnen zu graben. Er versprach uns goldene Berge, wenn unsere Arbeit vom Erfolg gekrönt werde — im Voraus aber gab er uns keinen Maravedi [1]) —, hängen sollte man den Schuft.""

„Nun," meinte belehrend der Zuhörer, „vielleicht dachte der Herr auch an das Sprichwort: wie die Arbeit, so der Lohn . . ."

„„Wohlan, wir fingen an zu arbeiten, als gälte es das Heil unserer Seele; aber, wie gesagt, je tiefer wir gruben, um so weiter entfernten wir uns von dem Sitze des Wassers — nicht einen Tropfen haben wir gefunden. Es war, als seien die Eingeweide der Erde vertrocknet — unsere ganze Beute besteht in einem alten Lederstiefel, den wir gestern ans Tageslicht befördert.""

„Aus dem Innern der Erde!" rief Don Dinero indignirt aus, da er seinen unterirdischen Junggesellenpalast so übel angeschrieben fand. — „Ich will Dir meine Gunst zuwenden," sprach er darauf gnädig zu dem Armen, und drückte ihm einen Duro [2]) in die Hand.

Dem armen Manne erschien alles wie ein schöner Traum. Ohne sich zu bedanken, machte er sich auf und davon. Es war, als habe er Flügel an den Sohlen, so hatte die Freude seine Kräfte neubelebt. Er kam in eine kleine Schenke und kaufte für sich und die Seinen Brod. Als er darauf um zu bezahlen das Geld aus der Tasche ziehen wollte, fand er nichts darin als ein großes Loch, durch welches der silberne Duro entschlüpft war, ohne sich zu empfehlen. Verzweiflungsvoll kehrte er um und suchte den ganzen Weg entlang, auf dem er gekommen, doch umsonst. Durch das Suchen verlor er viel Zeit und mit der Zeit die Geduld, und er fluchte seinem Unstern, der ihn zu nichts kommen lasse in dieser Welt.

Doña Fortuna konnte sich des Lachens nicht enthalten und Don Dinero ward ganz gelb vor Aerger. Doch blieb ihm nichts anderes übrig, als abermals den Beutel zu ziehen, und dem Armen eine Unze [3]) zu geben.

Dieser war so selig, daß er vor Freude gar nicht wußte, was alles er dafür einkaufen solle. Diesmal dachte er nicht an Brod, sondern begab sich in einen Leinwandladen, um für sein Weib und die Kinder Kleider zu kaufen. Als es aber ans Bezahlen ging und er die Unze hervorzog, entsetzte sich der Kaufmann und behauptete, das Goldstück sei falsch; der Käufer sei ein Falschmünzer, den er der Polizei ausliefern müsse. Der Arme, als er das vernahm, entfloh eiligst, um Don Dinero weinend mitzutheilen, in was für Unglück ihn dessen Geschenk beinahe gestürzt.

Die Geschichte hören und in Lachen ausbrechen war bei Doña Fortuna eins; während sich Don Dinero wüthend den Schnurrbart drehte.

„Nimm," sagte er zu dem Armen, und gab ihm 2000 Realen [4]), „Du hast kein Glück, aber so wahr ich der mächtige Beherrscher der Erde bin, ich will Dir dasselbe ersetzen!"

---

[1]) Ein Heller.
[2]) 1 Duro = 4 Mark.
[3]) 1 Unze = 16 Duro = 64 Mark.
[4]) 1 Real = 22 Pfennig.

Der Arme war durch die ihm riesenhaft dünkende Summe so geblendet, daß er sich so lange damit rühmte, bis ihn Spitzbuben überfielen und den Prahler so arm zurückließen, wie ihn Gott erschaffen.

Doña Fortuna sah schadenfroh auf ihren Gemahl, der wüthend hin- und herlief wie ein Stier in der Arena. „Jetzt komme ich an die Reihe," sagte sie, „nun wollen wir doch sehen, wer größere Macht besitzt, Du oder ich."

Leisen Schrittes näherte sie sich dem Armen, der auf dem Boden lag und sich das Haar raufte, und beugte sich über ihn. Sogleich fand dieser unter seinen Fingern den verlorenen Duro wieder. „Es ist doch besser als nichts," meinte er zufrieden, „ich kann dafür wenigstens für meine Kinder Brod kaufen, deren Magen so leer ist wie eine Laterne, denn die armen Würmer haben seit drei Tagen nichts gegessen."

Als er an dem Laden vorbeiging, wo er vorhin die Kleiderstoffe eingehandelt, ward er von dem Kaufmann hineingerufen, der sich bitter anklagte ihn ungerecht beschuldigt zu haben. Er habe sich eingebildet, die Unze sei gefälscht; als er jedoch um Gewißheit zu erlangen, dieselbe dem Wechsler gezeigt, habe ihm dieser versichert, das Goldstück sei echt, eher zu schwer als zu leicht. Damit gab er dem Armen das Gold zurück und schenkte ihm außerdem noch den erhandelten Stoff, als Ersatz für das Unrecht, welches er ihm zugefügt.

Der Arme erklärte sich zufrieden gestellt und zog beladen mit der Waare weiter. Als er über den Marktplatz ging, vernahm er, daß die Wache jene Spitzbuben eingefangen, die ihn beraubt; und der Richter, der ein Richter nach Gottes Gesetz war, ließ ihm das geraubte Geld zurückerstatten; ohne jeglichen Kostenabzug. Der Arme legte sein Geld in Gemeinschaft mit einem Vetter an; sie kauften eine Mine und es dauerte nicht lange, so fanden sie eine Gold- und eine Silberader, außerdem noch ein Eisenlager. Nicht lange darauf titulirte man ihn „Herr", dann „Ew. Gnaden" und dann „Excellenz".

Seit dieser Zeit hält Doña Fortuna ihren Mann unter dem Pantoffel und regiert die Welt ohne Sinn und Verstand, beglückt blindlings mit ihrer Gunst Diesen oder Jenen und ist launischer und wetterwendischer denn je.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wesentlich historischen und ethnographischen Charakters ist die kleine Schrift des Prof. G. vom Rath „Siebenbürgen, Reisebeobachtungen und Studien" (Heidelberg, C. Winter) und wohl geeignet, tiefe Einblicke zu eröffnen in die namenlose Schmach und Vergewaltigung, welche dort unten ein edler deutscher Stamm von dem fanatischen magyarischen Pöbel zu erdulden hat, und das kaum ein Jahrzehnt nach des Mutterlandes mächtiger Wiedererstehung. vom Rath erhebt laut seine Stimme, um dem gequälten Bruderstamme die einmüthige und laute Sympathie aller guten deutschen Männer zu erwerben. Möge es dazu noch nicht zu spät sein! Ein günstigeres Geschick scheint den Rumänen beschieden zu sein. Grauenhaft ist es, wie sie namentlich von ihren magyarischen Nachbarn geplagt und geschunden worden sind: Gesetze verboten, daß rumänische Kinder zur Schule gingen (S. 156). Die rumänischen Geistlichen (griech.-orient.) mußten den magyarischen calvinischen Superintendenten auf ihren Schultern in die Kirche und zurück tragen. Das geschieht freilich heute nicht mehr. Doch jetzt noch weigert sich (zu Vajda Hunyad, 1878) der magyarische Diener, dem armen Rumänen das Brod zu reichen; eher verläßt er den Dienst. Die deutsche Hausfrau muß selbst dem rumänischen Bettler die Gabe reichen. Wenn durch Kriege die Feldmark verödet, durch Seuchen oder Kinderarmuth die Dörfer entvölkert waren, dann zog man gern Walachenfamilien zum Feldbau heran. Nahm die privilegirte Nation wieder zu durch eigene Vermehrung oder Zuwanderung, so wurden die Walachen wieder „abgeschafft", in ihre Walddistrikte zurückgejagt, ihre Häuser auf Befehl des Magistrats eingerissen. Solches geschah noch vor kaum 100 Jahren. Kein Handwerksmeister der privilegirten Nationen durfte einen rumänischen Knaben als Lehrling annehmen. Erst durch Kaiser Joseph II. ward die Leibeigenschaft der Rumänen aufgehoben und ihnen die Ausübung der Künste und des Handwerks frei gegeben. Jetzt aber steht es außer Zweifel, daß die Rumänen auf der Bahn der Bildung und Gesittung mächtig vorwärts schreiten, wobei sie sich freilich einstweilen des Entgegenkommens der ungarischen Regierung zu erfreuen haben, der alles daran liegt, durch die Rumänen die gehaßten Sachsen zu erdrücken und ihr Volksthum verschwinden zu machen. „Indeß unter scheinbar glatter und ruhiger Oberfläche zeigt die rumänische Fluth eine tiefe Bewegung. Die Rumänen des (inzwischen Königreich gewordenen) Fürstenthums, deren Land erst seit Kurzem in die Reihe der unabhängigen Staaten getreten, sind ein Volk von aufsteigender Entwickelung. Sie haben im Verein mit ihren Stammesgenossen vor fast allen anderen Völkern des europäischen Südostens den Vortheil eines homogenen Wohngebietes. Das Verlangen, diese durch Sprache, Glauben und eine ausgeprägte nationale Eigenart verbundenen Länder auch staatlich zu vereinigen, wird immer mächtiger. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch dies nationale Streben einst Erfüllung finden wird."

— Von den wiederholt im „Globus" erwähnten „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell Füßli u. Co.) sind uns drei neue Heftchen zugegangen, welche Schweizer Partien behandeln: Nr. 12 Nyon am Genfer See, Nr. 15 Thusis und Nr. 16 Luzern und seine Umgebung. Die zahlreichen Bilder sind wieder von hervorragender Schönheit.

— Einem eben erschienenen amtlichen Berichte entnimmt die „A.-Z." folgende Ziffern: Im Jahre 1827 konnten von 100 französischen Rekruten durchschnittlich 42 lesen; im Jahre 1832 betrug das Verhältniß 52 Proc., 1835 56 Proc., 1850 60 Proc., 1860 68 Proc., 1865 73 Proc., 1868 78 Proc., 1874 82 Proc., 1876 83 Proc., 1877 85 Proc., 1878 84¼ Proc., 1879 85 Proc. Die östlichen Departements Meurthe et Moselle, Jura, Ober-Rhein (?) voran, sind, wenn man nach den Landestheilen zählt, am besten vertreten; sie lieferten 98 und 97 Proc., Süd- und Centralfrankreich weniger, am wenigsten aber die drei Departements, welche die ehemalige Bretagne bilden, nämlich Finistèrre 68 Proc., Côtes du Nord 64 Proc. und Morbihan 58 Proc.

— Nach einer officiellen Mittheilung aus Sophia an Prof. Heinrich Kiepert war das Fürstenthum Bulgarien zur Zeit der Okkupation und bis zum Frühjahr 1880 in fünf Gouvernements (Sophia, Widdin, Tirnowo, Rustschuk und Warna) und 31 Distrikte getheilt. Zu Anfang 1881

fand eine Neu-Eintheilung in 21 Distrikte (Okružie) nebst Arrondissements (Okolijás) statt; von letzteren wurden Anfang April 1881 neun eingezogen (welche in der folgenden Liste mit einem * bezeichnet sind), Anfang Mai aber die Okolijá von Petritsch, Distrikt Sophia, wieder erneuert:

Okružie:	Okolijás:
1. Sophia	Sophia Stadt, Sophia Land, *Novoselo, *Petritsch oder Iskretz, Zlatitza, Samokow.
2. Widdin	Widdin, Kula, Belgradtschik.
3. Tirnowo	Tirnowo, Trjawna, Kesarowo, *Kotschino, *Suchindol, Elena.
4. Rustschuk	Rustschuk, Bjala, *Balbunar, Tutrakan.
5. Warna	Warna, Hadschi Oglu Pasardschik, Baltschik.
6. Küstendil	Küstendil, Iswor (Kraischte), Dupnitza, Radomir.
7. Rasgrad	Rasgrad, Popowo, *Kokardscha.
8. Eski Dschumaja	Eski Dschumaja, Osman Pasar.
9. Schumen	Schumen, Novi (Jeni) Pasar, Preslaw (türk. Eski Stambul).
10. Silistra	Silistra, Burgas, Chasköi.
11. Trn	Trn, Bresnik, Tzaribrod.
12. Berkowitza	Berkowitza, Kutlowitza.
13. Lom	Lom.
14. Rahowo	Rahowo, Bela Slatina.
15. Wratza	Wratza, Kamenopole.
16. Orchanie	Orchanie, *Tetewen.
17. Lówetsch	Lówetsch, Trojan, *Dermantzi.
18. Plewen	*Plewen, Nikopol.
19. Swischtow	Swischtow.
20. Sewliewo	Sewliewo, Gabrowo.
21. Prowadia	Prowadia, Nowoselo.

— Durch zwei weitere halbe Sektionen, welche das südliche Griechenland, Kreta, den Südwesten von Kleinasien, sowie eine Specialkarte des Hellespont umfassen, ist nunmehr Heinrich Kiepert's Generalkarte der Unter-Donau- und Balkan-Länder (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 350) zu einer „Generalkarte der Südosteuropäischen Halbinsel" erweitert worden (Berlin, D. Reimer 1881), der richtigsten aller augenblicklich existirenden Karten des betreffenden Gebietes, ausgezeichnet namentlich durch die Darstellung des Terrains und gewissenhaft behandelte Nomenklatur. Die neue griechisch-türkische Grenze ist bereits angegeben, so daß sich die demnächstigen Besitzveränderungen in Epirus und Thessalien vortrefflich darauf verfolgen lassen werden.

Asien.

— Am 7. (19.) Mai reiste, dem „Kawkaz" zufolge, die kleinasiatische Grenzregulirungs-Kommission aus Tiflis nach Olti ab, um auf der letzten Strecke der Grenze, vom Flusse Tschoroch bis zum Dorfe Karaurgan, die Grenzsteine zu setzen, und so die durch den Berliner Frieden festgesetzte Grenze zwischen Rußland und der Türkei endgültig zu regeln.

— Ueber den Botowskischen Markt am Flüßchen Takdy, Kreis Karkaralinsk, theilen die „Semipalat. Oblastn. Wjed." Folgendes mit: Der von dem Bauern Botow in den 40er Jahren begründete und nach ihm benannte Markt hat sich so sehr als Bedürfniß und der Platz dafür als so richtig gewählt gezeigt, daß der Umsatz auf dem Markte schon bis $3\frac{1}{2}$ Millionen Rubel betrug. Wo vor 10 Jahren die Geschäfte noch in flüchtig aufgeschlagenen Zelten gemacht wurden, sind jetzt über 120 Baracken und Buden errichtet. Auch von fern her, von Omsk, Petropawlowsk und Jekaterinburg kam man dorthin. Auf dem letzten Markt waren für 2 Mill. Waaren und Vieh zur Stelle, wovon $1\frac{1}{2}$ Mill. verkauft wurden, über 1500 Verkäufer und rund 12 000 Käufer.

— Der „Turkest. Ztg." zufolge sind im vorigen Herbst am Südufer des Balchasch-Sees bei dem Orte Aschtschisu im Kreise Kopal Glaubersalzlager aufgedeckt und dem Kaufmann erster Gilde Kamenski aus Tomsk auf unbestimmte Zeit zur unentgeltlichen Ausbeute überlassen worden. Schon früher waren 40 Werst von Wjerny in der Schlucht von Kaskelensk von einem Herrn Pawlewski-Kozjell Marmorbrüche entdeckt worden, deren Ausbeute diesem auf 90 Jahre vom 24. Juni 1875 ab überlassen ist.

— Prof. Ujfalvy nebst Frau befand sich, wie den „Times" aus Calcutta, 5. Juni, telegraphirt wird, damals in Simla und wollte am 6. über Kangra nach Kaschmir aufbrechen, um von dort in Central-Asien und Tibet einzudringen, ein äußerst gewagtes Unternehmen, zumal in Gesellschaft einer Frau.

— Zu Ende des Jahres 1880 war der russische Artillerie-Kapitän Petrow nach Kaschgar kommandirt. Als geographische statistische Resultate seines Kommandos führt die „Turkest. Ztg." auf: 1. eine genaue Untersuchung des Weges von Kuldsha über den Paß Tschaptschal und den Muzart nach der Stadt Aksu, den bisher noch kein Europäer besucht hatte, nebst einer Marschroutenaufnahme dieses Weges und einem Plane der Schlucht von Muzart; verbunden damit sind Tabellen von Thermometerbeobachtungen und von Höhenmessungen mit dem Aneroid-Barometer. 2. Ergänzungen zu der vom Kapitän Sunargulow gelieferten Beschreibung des Weges von der Stadt Aksu über die Festung Utsch-Turfan nach Karakol ebenfalls mit Marschroutenaufnahme. 3. Einen detaillirten Bericht über den jetzigen Zustand von Dschitysch ar (Kaschgarien). Auch Mittheilungen über die Preise auf dem Bazar in Aksu hat derselbe mitgebracht und eine Mineraliensammlung aus dem durchzogenen Gebiete zusammengestellt.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellsch. vom 5. (17.) Mai hielt Herr Säwertzow einen Vortrag über die physisch-geogr. Ergebnisse seiner letzten Pamir-Expedition und legte ein Profil des geodätischen Nivellements von Assake im Thale von Ferghana bis zum See Karakul auf dem Pamir vor, welches Herr Skassi während der Expedition angefertigt hatte. Nach den Feststellungen dieser Expedition ist der Pamir keine Hochebene und hat in der Höhe von etwa 12 000 Fuß kein Steppengebiet; es sind dort Thäler längs der Flüsse bis zu 14 000 Fuß Höhe hinauf, aber das breiteste erreicht nur 20 Werst, breitere Flächen findet man nicht. Diese Eigenthümlichkeit hat also der Pamir mit dem Tiën-schan und mit Tibet gemein, wo man auch solche Thäler in beträchtlicher Höhe, aber nur von geringer Breite trifft; wirkliche Hochflächen sind auf dem Pamir nicht vorhanden. Die Berge steigen in felsigen Kämmen auf 6000 bis 7000 Fuß Höhe von den Thälern an. Die absolute Höhe der Berge auf dem Pamir erreicht nicht selten 19 000 Fuß, und drei Gruppen besonderer Erhebung steigen bis 25 000 Fuß an. Diese Erhebungen ändern aber den allgemeinen symmetrischen Charakter des innern Pamir nicht. Ein zweiter charakteristischer Zug der Gebirgsgegend des Pamir ist der, daß die Bergzüge hier in der Meridianrichtung streichen, und selten nur unter rechten Winkeln sich treffen; hierin gleicht nach Ansicht der Expedition der südliche Pamir den Gebirgen von Tibet. Auf dem Tiën-schan herrscht dagegen der parallele Zug der Bergketten vor. Auch im geologischen Bau ist der Unterschied zwischen dem Pamir und dem Tiën-schan deutlich sichtbar. Nach Säwertzow's Ansicht kann man an den Bodenschichtungen deutlich den Meerbusen erkennen, der einst den Pamir von dem Tiën-schan schied. Beides sind nach seiner Ansicht selbständige Gebirgssysteme, auch wenn zwischen ihnen die Erhebung des Bodens nicht unter 10 000 Fuß Höhe hinabgeht. Die ältesten Gesteinsformationen befinden sich im innern Pamir, der in dieser Hinsicht als der Grundstock anzusehen ist. Das Nivellement, welches die Expedition vornahm, zeigt,

daß die Erhebung dieses Kammes noch fortdauert. Im Laufe von 1200 Jahren hat er sich um 600 Fuß gehoben.

— Nach der Zeitung „Sibir“ haben die Untersuchungen der aus Biisk in die Mongolei entsendeten Kaufleute ergeben, daß die russischen Händler von Westsibirien aus in Manufakturwaaren mit den englischen und amerikanischen Kaufleuten, die auf dem Seewege und auf den Flüssen ihre Waaren in das Innere Chinas und der Mongolei bringen, nicht konkurriren können. Vortheilhaft dagegen erweist sich die Ausfuhr von Vieh, welches auf dem Wege nach Kuku-choto überall reichliches Futter findet. Dabei steigt der Preis für Hornvieh, Schafe, Leder und Kameelhaare in dem Maße, wie man sich den inneren Provinzen Chinas nähert. So kostet z. B. ein Hammel in den sibirischen Steppen 2 Rubel, in Kuku-choto 6 Rubel. Schaffelle und Kameelhaare, deren Preis in Kobdo $7\frac{1}{2}$ Rubel pro 100 Tschuk ($3\frac{1}{2}$ Pud) beträgt, werden in Kuku-choto gern mit 21 Rubel bezahlt. Auch Leder und Metallwaaren finden dort guten Absatz.

Afrika.

— Die portugiesische Kommission für öffentliche Arbeiten hat in der Provinz Angola eine 344 km lange Telegraphenlinie von S. Paulo de Loanda nach Dondo (am Quanza) und Caculu erbauen lassen, welche nächstens bis Pungo Andongo verlängert werden und für den Handel und die Quanza-Schifffahrt schon von großem Nutzen gewesen sein soll.

— Die Mitglieder der Livingstone (Congo) Inland Mission wollen dort im centralen Westafrika ein interessantes Experiment unternehmen: es werden ihnen Samen von verschiedenen Species von Chinchona aus den Regierungs-Pflanzungen in Indien zugeschickt werden, um zu erproben, ob dieselben in den Bergthälern am Congo gedeihen.

— Mr. Gouldsbury (s. „Globus“ XXXIX, S. 319) hat seine Reise in das Innere von Senegambien bereits vollendet. Von etwa 100 Trägern und eingeborenen Polizisten und zwei Europäern, Dr. Browning und Dumbleton, begleitet, fuhr er den Gambia bis zu dem Barakunda-Falle hinauf und ging dann an dessen linkem Zuflusse Diama aufwärts nach Futa Dschalon. Die Hauptstadt Timbo fand er nahezu verlassen; die Einwohner hatten sich meist nach dem 60 km entfernten Ningisori zurückgezogen und rüsteten sich dort zum Kriege. Gouldsbury begab sich gleichfalls dorthin und schloß mit dem Almami Ibrahima, den er mit Geschenken überhäufte, einen Handelsvertrag ab; doch erklärte ihm derselbe trotzdem, daß er ein großer Freund der Franzosen sei, mit ihnen der Hauptheil des Handels geschehe, und daß er dieselben gleichfalls gut aufnehmen werde. Ein Besuch der Stadt Falaba, um mit dem dortigen Könige Suvah gleichfalls einen Vertrag abzuschließen, mußte unterbleiben, da sich die Träger weigerten, das Land der räuberischen Hubu zu betreten, und so kehrte Gouldsbury durch das Thal des Scarcies und über Port Lokko direkt nach Freetown auf Sierra Leone zurück. Voraussichtlich aber wird es bei diesem ersten Versuche der Engländer, ihrem Handel im südlichen Senegambien und Futa Dschalon Ausbreitung zu verschaffen, nicht sein Bewenden haben.

— Prof. Schweinfurth ist nach einer glücklichen Reise und mit reichen Ergebnissen mancherlei Art am 19. Juni 1881 von seiner Reise nach Sokotra (s. „Globus“ XXXIX, S. 207) in Suez wieder eingetroffen. Auf der Insel verweilte er einen ganzen Monat und brachte von dort zehn große Kisten voll getrockneter und zwei Körbe lebender Pflanzen heim. Bei der Hinreise, wie bei der Rückfahrt benutzte er arabische Barken; doch hätte die letztere der herrschenden Winde wegen wahrscheinlich viel längere Zeit in Anspruch genommen, wenn er nicht in Makalla durch das englische Kriegsschiff „The Dragon“ aufgenommen worden wäre. Auf Sokotra erfreute er sich stets der besten Gesundheit, litt aber in der feuchten Hitze im Golfe von Aden sehr an Beulen an den Beinen, die im trockenen Klima von Kairo wohl bald verschwinden werden.

Nordamerika.

— Felix L. Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko und Central-Amerika. (Mit 76 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1881.) Sehr frisch und unterhaltend, oft humoristisch geschriebene Reiseskizzen aus den Hochlanden Mittel-Amerikas, die für exakte Geographie wenig bieten, aber das Land, seine Bewohner, seine seltsame Fauna und Flora schildern, welche der Verfasser im Verlaufe von acht Jahren zum Theil in officiellen Stellungen kennen lernte. Seine Auffassung, daß die Alte Welt durch Vernichtung der Wälder bereits dem Marasmus verfallen sei, könnte man fast als übertrieben ansehen, wenn wir nicht aus dem Munde eines hervorragenden Geologen eine ähnliche Befürchtung gehört hätten. Ob Menschenhilfe dem zu steuern vermag, ist schwer zu entscheiden; Anfänge dazu sind ja in Deutschland, Frankreich und sonst gemacht, aber in ganz Südeuropa, im Orient, in Oesterreich dauert die Waldverwüstung noch fort. „Die gemäßigte Zone Amerikas — schreibt Oswald — wird in Kurzem die baumlose Zone sein, mit einer einzigen Ausnahme. In den Alpen des südlichen Mexiko vereinigen noch große Landstrecken ein mildes Klima mit einem bedeutenden Waldreichthume. Mexiko wie Nordamerika hat seine Hinterwaldstaaten, aber ihre Sicherheit vor der länderverheerenden Axt ist durch bessere Garantien als bloße Entfernung von den Centralpunkten der Civilisation verbürgt. Die Rauheit der umgebenden Gebirge, die vermeinte oder wirkliche Abwesenheit edler Metalle sowie der unabhängige Charakter der einheimischen Bevölkerung tragen alle dazu bei, die Alturas oder Bergwälder dem herrschsüchtigen Spanier so verhaßt zu machen, wie sie dem freiheitsliebenden Gaste aus dem Norden günstig und einladend sind.“ Wir haben des Verfassers Streifzüge und Erlebnisse in diesem Paradiese mit großem Vergnügen gelesen und können das Buch Freunden einer unterhaltenden Lektüre empfehlen.

Polar-Gebiete.

— Von der vierten niederländischen Nordpolexpedition sind zwei Depeschen aus Vardö in Norwegen, 20. Juni 1881, eingetroffen, wonach Schiff und Mannschaft am selben Tage wohlbehalten dort eingetroffen sind', nachdem ein erster Versuch, Spitzbergen zu erreichen, an den Eisverhältnissen gescheitert ist. Indessen soll ein zweiter Versuch gemacht werden, das Ziel zu erreichen.

Vermischtes.

— Von Oskar Peschel's Völkerkunde (Leipzig, Duncker und Humblot), welche in fünfter Auflage Alfred Kirchhoff neu bearbeitet, sind bereits 3 Lieferungen (à 2 Mark) ausgegeben worden. Zwei weitere machen dieselbe vollständig. In sieben Jahren fünf Auflagen, dies spricht genugsam für den Werth des vortrefflichen Handbuches.

— Von den „Bildern aus Brehm's Thierleben“ sind im Mai die letzten drei Lieferungen erschienen (s. „Globus“ XXXIX, S. 304) und damit für Schule und Familie ein neues Anschauungsmittel geschaffen worden, welches sich durch seine Vorzüglichkeit wie durch seinen mäßigen Preis gleich sehr empfiehlt und auch schon von der Lehrerwelt mit großer Anerkennung begrüßt worden ist.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

V.

Gegen Mittag des 2. Oktober wurde der Fluß bei einer kleinen, von Granitfelsen gebildeten Schnelle breiter, und auf diese kleine Lichtung schien die scheitelrecht stehende Sonne mit voller Kraft herunter. Es war das erste Mal, seit Crevaux Guayana wieder betreten hatte, daß der Himmel von Wolken ganz frei war; die gute Jahreszeit war wieder eingetreten, und drei bis vier Monate lang war kein Regen mehr zu erwarten. Um 2 Uhr war eine kleine 40 cm hohe Stromschnelle zu passiren, und eine Stunde später liefen die beiden Boote in den Kou, den der Indianer Couassi Ko-u aussprach, ein; derselbe ist hier breiter, als bei seiner Mündung in den Yari, wo ihn Crevaux bei seiner ersten Reise bereits kennen gelernt hatte. Hier besaß er freilich auch nur eine Tiefe von $1^1/_2$ m und eine schwache Strömung, da er noch nicht weit von seiner Quelle entfernt war. Als sie um eine Ecke bogen, erblickten sie rothbemalte Indianer heranrudern, welche ihnen schon von weitem zuriefen: „Major! Apatu!“ Crevaux erkannte den Tamuschi Jelemeu, welchen er auf seiner frühern Reise am Bache Courouapi besucht, und dem er die Piroge zu danken gehabt hatte, welche sämmtliche Wasserfälle des Yary ohne den geringsten Unfall passirt hatte. Auf die Frage, wohin er ginge, antwortete er „Oyapoko“ und wies ein Papier vor. Schon glaubte Crevaux, ein anderer Reisender sei ihm zuvorgekommen, als er seinen eigenen Brief erkannte, den er im Jahre vorher bei Antritt seiner Reise auf dem Yary an den französischen Unterrichtsminister geschrieben hatte. „Laß Deine Kinder den Brief besorgen,“ schlug Crevaux vor, „und bleibe mit einigen peïtos (Soldaten) bei uns. Ich habe Dir eine Flinte aus dem Lande der Parachichi (d. i. Franzosen) mitgebracht.“ Als der Häuptling einwilligte, schrieb Crevaux an den Kommissar des Oyapok und bat, dem Sohne Yelemeu's so und so viel Messer, Säbel und Beile zu geben und ihn gut zu behandeln, da es das erste Mal sei, daß ein Roucouyenne das Land der Weißen betrete. Am Nachmittage trennte man sich: zwölf Roucouyennes und der brave Couassi gingen nordwärts zum Oyapok, während Crevaux mit Jelemeu und dreien seiner Söhne auf dem Kou abwärts fuhr. Jene nahmen eine große Menge Bogen, Pfeile, Pagaras (Körbe), Hängematten, Töpfe, Federzierrathen u. s. w. mit, welche für die Sammlungen des Pariser ethnographischen Museums bestimmt waren. Zugleich benutzte der Reisende die Gelegenheit, um Nachricht von sich seinen französischen Freunden zukommen zu lassen.

Am 5. Oktober langte man bei den Calayouas an. Crevaux hatte gedacht, in ihnen einen neuen Indianerstamm kennen zu lernen; aber es waren nur Oyampys, welche einigen Verkehr mit Brasilianern, welche bei den Eingeborenen Guayanas „Calayouas“ heißen, gehabt hatten. Es ist dasselbe, wie auf dem Lande in Frankreich, wo der, welcher in Paris gewesen ist, ein Pariser heißt.

Anderthalb Tage gönnte Crevaux hier sich und den Leuten Ruhe, ließ sein Gepäck trocknen, setzte am 7. Oktober seine Fahrt fort und lief am 10. in den Yary ein, den er bereits von der Quelle bis zur Mündung befahren

hatte. Nahezu ein Jahr war verstrichen, seitdem er am 25. Oktbr. 1877 an der Mündung des Kou vorbeigekommen war. Von hier aus war es möglich, in zehn Tagen die ganze Reise zu beenden, während andererseits mehr als drei Monate nöthig waren, um die Quellen des dem Yary westlich parallel fließenden Parou zu erreichen. Doch trotz seiner stets zunehmenden Krankheit, trotz der Entmuthigung und Ermüdung seiner Begleiter entschloß sich Crevaux zu dem letztern Unternehmen und fuhr den Yary, statt hinab, aufwärts.

11. Oktober. Gegen zehn Uhr bemerkte man auf dem rechten Ufer ein großes Feuer; es rührte von Anwohnern des Courouapi her, welche ein Stück Landes zum Anbau von Maniok herrichteten. Einen Monat vor Ende der Regenzeit hatten sie die Bäume niedergeschlagen, die kleinen mit dem Säbel, die großen in gewisser Höhe über der Erde mit der Axt, und nun das trockne Holz in Brand gesetzt. Dann werden mit einem Stock 8 bis 9 cm tiefe Löcher gemacht und Stecklinge von 30 cm Länge unter

Hängematte zum Tragen der Kinder. (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

einem Neigungswinkel von 45 Grad hineingesetzt. Die Stecklinge nimmt man von Zweigen, welche nach Entfernung der Wurzeln abgehauen werden; die Pflanze besitzt große Lebenskraft, da ein seit Jahresfrist abgehauener und auf der Erde liegender Zweig noch zur Fortpflanzung dienen kann. Solche Pflanzungen werden stets auf hochliegendem Boden angelegt, da bei zu großer Feuchtigkeit die Wurzeln stets faulen. Gepflanzt wird gegen den December hin beim Beginn der Regenzeit; schon nach sechs Monaten könnten die Wurzeln zur Bereitung von Cassave dienen, doch werden sie allgemein erst nach $1^1/_2$ Jahren geerntet. Sie könnten dann immer noch wachsen, aber das Fleisch wird dann hart und röthlich und das daraus gewonnene Mehl ist von mittelmäßiger Beschaffenheit. Die Indianer pflanzen nicht gern zweimal hinter einander Maniok auf dieselbe Stelle, sondern bebauen lieber ein anderes Stück Land; mitunter aber kehren sie doch nach Verlauf einiger Jahre nach einer frühern Pflanzung zurück, wo sie dann nur das Gestrüpp zu entfernen brauchen, damit die Maniok-Pflanzen wieder emporsprießen; die hier und da sich zeigenden Lücken müssen dann nachgepflanzt werden.

Maniok ist die einzige Pflanze, welche die Eingeborenen von Guayana in Menge bauen, weil sie nahezu alle ihre Bedürfnisse befriedigt und gleichzeitig Brod und Branntwein liefert. Wenn der Mann alle acht Tage einen Tag Arbeit darauf verwendet, so genügt die Ernte zur Ernährung einer Familie, zu welcher zwei oder drei Frauen und fünf bis sechs Kinder gehören. Die ganze übrige Zeit können die glücklichen Roucouyennes zum Jagen, Fischfangen, Tanzen und Ausruhen in der Hängematte verwenden.

Gegen Mittag wurde die Mündung des Couyary erreicht, an welchem „wilde“ Indianer (Bravos) wohnen, die mit ihren Nachbaren keine Beziehungen unterhalten. Dort wurde Halt gemacht, um astronomische Beobachtungen anzustellen und zwei von Apatu geschossene große Counarou-Fische zu kochen. Kaum begann der Rauch aufzusteigen, als einige Leute von Wespen gestochen wurden. Es war diejenige Art, welche die Kreolen in Cayenne

Pagara (Korb). (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

„Wespen sans raison“ nennen, weil sie stechen, selbst ohne gereizt zu sein. Nach Apatu's Behauptung leben dieselben stets in Gemeinschaft mit einer kleinen schwarzen Ameise, die ein großes langes, von einem Ast herabhängendes Nest baut. Oft soll sich auch noch ein Vogel dazu gesellen, den die Bonis wegen seines Schreies tion-tion und die Kreolen wegen der Färbung seiner von den Indianern sehr gesuchten Schwanzfedern Gelbarsch (cul jaune) nennen. Derselbe liebt auch die Nähe des Menschen; es giebt im äquatorialen Amerika sehr wenig Häuser, bei denen nicht ein mit seinen Nestern bedeckter Baum stände; und wenn nicht neben einer Ansiedelung, so findet man ihn doch wenigstens auf Inseln, wo die Boote gewöhnlich anlegen. Vortrefflich ahmen sie die menschliche Stimme und den Schrei von allerlei Thieren, z. B. von Hunden und Hähnen, nach, besser selbst, als Papageien. Wenn die Bonis ein schwatzhaftes Weib bezeichnen wollen, so gebrauchen sie das Wort tion-tion; das Epitheton ist aber nicht gerecht, weil bei diesen Vögeln das Weibchen arbeitet und Nahrung für die Jungen sucht, während das Männchen schwatzt und das Haus bewacht. Gegen Abend aber verläßt das Paar sein Nest, um in der Nähe meist im Bambu-

Die Flüsse
PAROU, YARY
und
ROUAPIR
aufgenommen
von
Dr. J. Crevaux
1878.

Maassstab 1 : 3 000 000.

10 0 20 40 60 80 100
Kilomètres

Légende

Voyage en canot
Voyage à pied
Sentier
Point de départ de la navigation
Chute ou saut important
Altitude en mètres

56° à l'Ouest du Méridien de Paris

J. Hansen

Gravé par Erhard, 12, r. Duguay Trouin, Paris

dickicht zu schlafen, und vertraut die Obhut seiner Sprößlinge jenen Ameisen und Wespen an.

Am folgenden Tage (12. Oktober) vermochte man nur eine kleine Strecke zurückzulegen, weil außer dem Reisenden selbst auch zwei der Schwarzen, d. h. von den vier Expeditionsmitgliedern nicht weniger als drei, vom Fieber geschüttelt wurden. Kaum war man gelandet und hatte die Hängematten befestigt, als auch die begleitenden Calayonas sich zur Flucht anschickten; Yelemeu selbst war nur dadurch von Gleichem zurückgehalten, daß Crevaux drohte, ihm die mitgebrachte Flinte wieder abnehmen zu wollen. Nach Mittag fühlten sich die Kranken etwas besser, so daß man weiter fahren konnte; doch mußte Crevaux darauf verzichten, seine frühere Aufnahme des Flusses zu kontroliren. Am folgenden Morgen war der eine Schwarze, Hopu, fast wieder hergestellt, der Reisende selbst aber noch immer krank, so daß er in einem Augenblicke der Verzweiflung schon daran dachte, anstatt weiter in das Sumpfland vorzudringen, lieber umzukehren und den Yary hinabzufahren. Doch widerstand er sowohl diesem Verlangen, als dem Vorschlage Yelemeu's, mit ihm den Couronapi, an dessen Mündung man gerade vorbeikam, hinaufzufahren und sein schon im vorigen Jahre besuchtes Dorf zu berühren. Auch Apatu war für diesen Vorschlag, um dort Hunde und Hängematten einzukaufen; allein die anderen Schwarzen waren dem Plane entgegen, da beide Boote, welche sie zu rudern hatten, schon mit allerlei Einkäufen Apatu's überfüllt waren. So lagerte man auf einem Landvorsprunge, wo ein angenehmer Südwind wehte und wesentlich zur Linderung von Crevaux's Krankheit beitrug, so daß er sich am Morgen weit besser befand. Als er mit Yelemeu einen kurzen Spaziergang machte, hieb dieser

Begräbniß eines Piay (Arzt).

mit seinem Säbel in einen Baum, aus welchem ein weißer, vollkommen der Milch gleichender Saft herauskam, den er in einer Kalebasse auffing und mit Wasser gemischt gierig trank. Dieser Baum ist der Balata (Mimosops balata), dessen Saft die Indianer benutzen, um die verschiedenen Theile eines Pfeiles an einander zu leimen; er findet sich nicht nur an den Zuflüssen des Amazonenstromes, sondern auch am Oyapok und Maroni, wo er so gewöhnlich ist, wie die Syringa am Yary. Seine Frucht ist sehr wohlschmeckend und wird von Indianern und Affen gleich gern gegessen, während das Holz, boteri genannt, in Surinam beim Bauen Verwendung findet. Unweit davon stand ein anderer Baum, welcher im Leben jener Indianer gleichfalls eine große Rolle spielt, der Mani (Moronobea coccinea Aubl.); sein Harz, das man wie Weihrauch am Fuße der Bäume sammelt, wird wie Schusterpech angewendet, um die Bogensehnen zu wichsen; die Frucht wird von den Indianern nicht genossen, wohl aber vom cariacou (Reh), wie Crevaux beim Zerlegen eines solchen fand.

14. Oktober. Man beeilte die Fahrt, um frühzeitig bei der Wohnung des Tamuschi Alicolé an der Einmündung des Chimi-chimi anzukommen. Derselbe gehörte zum Stamme der Apouronis und ist einer der wenigen Ueberlebenden eines Volkes, das am untern Yary gewohnt hat und von den älteren Geographen Pirion genannt wird. Dabei erfuhr Crevaux auch, daß die Roucouyennes — so genannt, weil sie sich mit Roucou bemalen — bei den anderen Indianern Ouayanas heißen, ein alter, schon von Thevet im 16. Jahrhundert erwähnter Name. Alicolé lebte schon seit langer Zeit bei den Roucouyennes, spricht deren Sprache und hat ihre Gewohnheiten angenommen; nur dadurch unterschied er sich zu seinem Nachtheile von jenen, daß er dem Reisenden bösen Willen zeigte und ihm keine Lebensmittel verkaufen wollte. Um ihn zu strafen,

Freundschaftstrunk im Dorfe des Macuipi. (Zum Theil nach einer Photographie.)

nahm ihm Crevaux am nächsten Morgen den Stock und die Binde aus Kaimanschuppen, die Zeichen seiner Würde, ab, und übergab sie einem jungen Roucouyenne, der ihm auf seiner frühern Reise Dienste erwiesen hatte (jedenfalls ein etwas kühnes Unternehmen von dem französischen Reisenden, hier auf nominell brasilianischem Gebiete Häuptlinge ab- und einzusetzen). Der neue Tamuschi aber, um seine Treue dem „Parachichi" zu zeigen, erbot sich, ihn mit den kräftigsten Leuten des Stammes bis zu den Quellen des Yary zu begleiten.

Einige Stunden darauf langte man bei der Hütte des Macuipi an, den Crevaux von seiner ersten Reise her kannte. Derselbe war inzwischen gestorben, aber in seiner Eigenschaft als piay (Arzt) nicht wie die übrigen Menschen verbrannt worden. Crevaux ließ sich an den Bestattungsort führen und fand unter einem kleinen Schuppen ein großes 2 m tiefes Loch, auf dessen Grunde sein ehemaliger Wirth in einer Hängematte zu schlafen schien. Der vollständig roth bemalte Körper war ausgetrocknet und hart wie Pergament, der Kopf mit grellbunten Federn geschmückt und um die Stirn lag als Emblem der Herrschaft eine Art Krone aus Kaimanschuppen. Um den Hals trug er eine kleine knöcherne Flöte und mehrere Säckchen, welche Farben enthielten, ein Zeichen, daß Macuipi eine besondere Begabung für Bemalung besessen hatte. Neben ihm stand ein großes, aber leeres Gefäß, denn die Roucouyennes geben ihren Todten keine Lebensmitel mit, und unter seiner Hand lagen Bogen, Pfeile und Keule, damit er sich gegen seine Feinde vertheidigen und für seine Nahrung sorgen könnte.

Darauf ruhte sich Crevaux mit seinen Gefährten einige Zeit unter einer runden Hütte, in welcher zahlreiche Hängematten an den Pfosten befestigt waren; dorthin brachte ihm der neue Tamuschi, der älteste Sohn des Verstorbenen, eine Kalebasse voll ausgezeichneter Cachiri, eines leicht säuerlichen alkoholhaltigen Getränkes, das der Reisende anfangs nicht gemocht hatte, aber nun mit Vergnügen trank. Jeder leerte

Dampfbad einer Roucouyenne-Wöchnerin.

drei oder vier Kalebassen, welche ihm der Tamuschi kredenzte. Im Roucouyenne-Lande wie bei den Oyampys ist es der Häuptling, welcher Fremden den Freundschaftstrunk darbringt. Dann rief er: „Oli touma enepke" (Frauen, bringt die Brühe); touma heißt der mit Pfeffer gekochte Maniokſaft. Außerdem wurde der bukanirte und gekochte Kopf eines Pakira (Art kleines Wildschwein) aufgetischt.

Auffallend war die Zärtlichkeit Yelemeu's für die alte Wittwe Macuipi's. Dieselbe erklärte sich aber rasch dadurch, daß die häßliche Souroui zwei hübsche Töchter besaß, welche demjenigen als Frauen zufielen, der ihre Mutter nahm. Im Falle der Heirath mußte aber Yelemeu seinen Tamuschi-Titel aufgeben und sich dem Stamme seiner Frauen anschließen; Macuipi's junger Sohn konnte dann über den Mann seiner Mutter wie über seinen Untergebenen befehlen und ihn als seinen peïto behandeln. Denn bei den Ouayanas folgt der Mann der Frau und der Bräutigam tritt in den Stamm der Braut über.

Am folgenden Tage langte Crevaux bei einem andern alten Bekannten, dem Häuptlinge Namaoli, an; doch fand er statt seiner den Piay Panakiki am Landeplatze, welcher ihm mittheilte, daß der Häuptling nicht ausgehen könne, weil er Vater geworden sei. „Wenn Du seine Hütte betrittst — sagte er — werden Deine Hunde bald sterben." Crevaux brauchte sich an diese Warnung nicht zu kehren, da er keine Hunde besaß; er fand Namaoli in der Hängematte liegend, während seine Frau im Hause herumging. Dabei sah er so ernst aus, als wäre er wirklich krank. Panakiki wiederholte nun seinem französischen Kollegen die Vorschriften, die er Namaoli gegeben hatte. Er sollte einen ganzen Monat lang liegen bleiben und keinen Fisch noch mit dem Pfeile erlegtes Wild essen, sondern nur Cassave und kleine mit der Nicou-Pflanze erbeutete Fischchen; jeder Verstoß gegen diese Diät würde sich durch den Tod oder die Lasterhaftigkeit des Neugeborenen rächen.

Die Frau andererseits nimmt sofort nach der Entbindung ein Dampfbad in folgender Weise: sie legt sich in eine Hängematte, unter welche ein großer rothglühender Stein gelegt und mit Wasser begossen wird. Ein bestimmtes Verhalten in Bezug auf die Diät ist der Wöchnerin nicht vorgeschrieben. Das Kind erhält neben der Muttermilch

zuweilen einen Trank aus sehr reifen, gekochten Bananen, welche mit der Hand in warmes Wasser ausgedrückt werden. Die Nabelschnur wird mit einem Stück Bambu, welches wie ein Papiermesser aussieht, abgeschnitten.

Einiges über die Osseten[1].

I.

Die Osseten waren einst alle Christen; wann sie jedoch das Christenthum angenommen haben, ist nicht zu bestimmen. Im XI. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung bildeten die Osseten ein eigenes Reich unter eigenen Königen (Zaren), geriethen aber später unter die Botmäßigkeit von Grusien. Die Einfälle der Araber in den Kaukasus beschränkten in gewissem Sinne das Christenthum, vermochten es aber nicht völlig zu unterdrücken. Es fehlte ein energischer Widerstand von Seiten der Christen gegen den andrängenden Islam. Das ossetische Volk hatte keine in seiner eigenen Sprache abgefaßte religiösen Bücher; die Priester gebrauchten griechische Texte, welche ihnen selbst unverständlich blieben. Das war der Hauptgrund des Verfalles des Christenthums in Ossetien. Das Christenthum „verwilderte," wenn man so sagen darf. Bei den Osseten — abgesehen von den zum Islam übergetretenen — bildete sich eine in hohem Grade eigenartige Religion aus, in welcher allerlei Anklänge an den christlichen Kultus eng mit altem Aberglauben und mit den Resten des Heidenthums verquickt sind.

Einige im Gedächtniß der Osseten noch lebende Heilige der griechischen Kirche fanden ihren Platz innerhalb der dunkeln Volksmythologie. Wichtige von der Kirche gefeierte Tage vereinigten sich mit Festtagen, welche zu Ehren der heidnischen Götter begangen wurden. Mit Gebeten zu Christo oder zur Gottesmutter weihete man die Opfer, welche beliebigen Idolen oder Bäumen und Steinen dargebracht wurden. Wirkliche Priester hatten die Osseten nicht; eine innere kirchliche Organisation fehlte. Das was die Kirche von ihnen verlangte, die Erfüllung gewisser Religionsgebräuche, wurde entweder den Nachkommen früherer Priester oder auch anderen beliebig gewählten Personen übertragen. Den einen wie den anderen fehlten jegliche Aufzeichnungen, Vorschriften und Bücher; sie waren auf das beschränkt, was ihnen ihr Gedächtniß bot, und da ist es denn leicht verständlich, daß von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr die kirchlichen Gebräuche oder Gebete sich veränderten, ja entstellt wurden. Diese Erb- oder Wahlpriester, welche genau genommen nur Vorsteher der Volkstempel waren und verschiedene Namen, Dekanosen, Paparen, führten, wurden ganz allmälig, wie es selbstverständlich war, zu erbittertsten Feinden des Christenthums; dahin brachte sie ihr Eigennutz und ihr persönlicher Vortheil, denn im Christenthume war für sie kein Platz.

Es ist nicht ohne Interesse näher auf den originellen halbheidnischen Kultus der Osseten einzugehen:

In jedem ossetischen Aule ist unbedingt ein Thurm, welcher den Namen „Arwägd" führt; hier in diesem Thurm wohnt nach dem Glauben der Osseten ein den Aul bewachender Geist, der Schutzgeist des Auls, welcher Kau-sad heißt, mitunter auch selbst Arwägd genannt wird. Ist kein Thurm vorhanden, so ist irgend ein Haus ihm geweiht und heilig. Alljährlich opfert jedes Haus eines Aules dem Kau-sad als dem Schutzpatron oder Schutzengel ein junges Lamm; mitunter geschieht das in besonderen den Schutzengel des Auls geheiligten Tempeln. Jede Familie opfert so viel Kälber dem Kau-sad, als im Jahre Knaben in der Familie geboren wurden. Für die Gebirgsaule hat eine andere Gottheit, „Chuzaudsuar" (wörtlich „der göttliche Heilige"), die Bedeutung eines Beschützers. Auch zu ihm betet man, ihm opfert man, doch nur von Seiten eines Auls. Die ihm geheiligten Tempel liegen stets höher als die Aule auf den Bergen; der Ossete nähert sich dem Tempel nur zu Fuß, meist barfüßig. Die Rolle des Opferpriesters übernimmt der Aelteste der Gemeinde, er allein hat das Recht, in die enge Thür des Tempels zu treten, wohin die Opfer gebracht werden. Der Tempel ist klein, niedrig, dunkel, ohne Fenster und ohne jegliche Ausschmückung; im Innern ein steinerner Opferaltar, besetzt mit einigen Gläsern Bier und verschiedenen Amuleten. Auch die Gebirgsosseten opfern dem Chuzaudsuar so viel Ziegen- oder Schafböcke als ihnen Kinder geboren sind und als sie Töchter verheirathet haben. „O du Schutzgeist unseres Auls! beschirme mit deinem rechten Flügel die in diesem Thal geborenen und dir dargebrachten Kinder, damit keine Krankheit sich ihnen nahe!" so beten die Mütter.

Alle mit Opferdarbringungen, mit Tanz, Gesang, Spiel und Schmausereien verbundenen Feste heißen „Kuwd".

Viele solcher Feste sind christlichen Heiligen gewidmet und werden an denselben Tagen wie bei den rechtgläubigen Christen gefeiert. So z. B. kennen die Osseten die Jungfrau Maria; sie nennen sie Mutter Maria „Mady-Mairam" und glauben, daß Maria in irgend einem heiligen Felsen oberhalb der Aule wohnt; hierher führen sie die jungen Mädchen und Frauen, um sie dem Schutz Maria's anzuempfehlen. „Mady-Mariam, gieb unserer jungen Braut soviel Knaben als Kugeln und ein einziges blauäugiges Mädchen." Dabei werfen die Jünglinge Kugeln und kleine Kiesel an den heiligen Felsen.

[1] Die Osseten, auch Ossetinen und Ossen genannt, sind ein Gebirgsvolk, welches, nach den neuesten Bestimmungen des Herrn N. von Seidlitz 110 914 Individuen stark, die höchstgelegenen Thäler des Kaukasus um den Kasbek herum bewohnt, der größere Theil am Nordabhang westlich von Wladikawkas und der bekannten grusinischen Militärstraße, ein kleiner Theil am Südabhang. E. Markow hat kürzlich ihre Aule besucht, und im Folgenden geben wir auszugsweise wieder, was er von seinen Erfahrungen und Studien im „Golos" (1881, Nro. 70 und 80) mitgetheilt hat, mit Weglassung seiner Einleitung, worin er unhaltbare Dinge über eine nähere Verwandtschaft der Osseten und Germanen vorträgt. Wir wissen jetzt, daß ihre Sprache zur eranischen Gruppe der indogermanischen Völker gehört und sich am nächsten an das Pahlawi und Armenische anschließt. Sie selbst nennen sich Iron, welches Wort mit Eran (Iran) identisch ist, während der Name „Osseten" vom georgischen „Osethi" stammt, der Bezeichnung des von den „Os" bewohnten Landes. Nach ihren Traditionen und den Nachrichten der Georgier sollen sie einst bis an den Don (dieses Wort selbst ist ossetisch und bedeutet „Fluß") gereicht haben und in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Batu-Chan in die Gebirge zurückgeworfen worden sein. Vergl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl., S. 526 f.

Besonders verehrt wird der heil. Elias; er ist der überall populäre Schutzpatron der Ernte, der Gott des Getreides, aber auch der Gott des Donners und des Blitzes. Die Osseten nennen ihn Ielja (Russ. heißt er Ilja) oder Uazilla. Sie bringen ihm unter Beobachtung verschiedener Ceremonien auf langer Stange den Kopf und die Haut eines geopferten Böckleins dar an der Stelle, wo der Blitz eingeschlagen, und rufen dabei im Chor: „Heiliger Elias, erbarme dich unser.“

Zu Ehren des Uazilla oder Ielja wird auch der „Getreidetag“ (chory-bon) beim Beginn der Feldarbeit im Frühling mit allerlei Ceremonien gefeiert; jeder opfert etwas an Speise und Trank; einer der Aeltesten fungirt als Opferpriester und betet zuerst zu Gott, dann zu Uazilla: „Uazilla, heute ist dein Tag und wir bitten dich, hilf uns, mache es, daß sich unsere Scheunen reichlich füllen mit Weizen, Hirse und Hafer!“ — „Amen!“ rufen alle Anwesenden. Außerdem wird auf allgemeine Unkosten der beste Stier der Herde dem Uazilla geweiht; das Zeichen des Kreuzes wird dem Stiere auf die Stirn gemacht, wenn man ihn am Tage der Ernte niedersticht.

Ist der heilige Elias der Schutzpatron der Wirthschaft, so ist der heilige Georg der Schutzpatron der Krieger, wie überhaupt der auswärtigen Angelegenheiten. Er heißt ossetisch Uastyrdshi (d. h. der Heilige der Männer). Die Osseten denken ihn auf einem weißen Rosse sitzend als einen ausgezeichnet bewaffneten und kühnen Reiter. Uastyrdshi liebt die Tapfern, aber grausam straft er die Diebe, die Eidbrüchigen, die Meuchelmörder; er ist aber — wie bei Russen — der Schutzpatron der Thiere. Die Osseten bauen ihm besondere Tempel hoch über ihrem Aul, damit er von da oben bequem die Pferde und Rinder bewachen könne. Ende November (23. November ist der Tag des heiligen Georg) kommen Abgesandte aus jeder Familie, bringen Speise und Trank zum Opfer dar: „O großer Gott der Götter! hilf unserm Volke! o Uastyrdshi an dem heutigen Dir geheiligten Tage sind diese Leute hier zu deinen Füßen erschienen, um Dir, dem Beschützer und Richter aller, ihre Ehrfurcht zu bezeugen.“ So betet der Aelteste aller Anwesenden und diese, im Kreise stehend, sprechen Amen! Dann besteigen sie ihre Rosse und reiten mit Gebet um den Tempel: „Uastyrdshi, wache über uns und über unsere Pferde.“

Der heilige Nikolaus (der Gerechte) wird unter dem Namen „Mikal-Gabyrt“ gemeinschaftlich mit einem unbekannten Heiligen, „Rekoma“, verehrt; die ihm geweihten Tage sind die christlichen: 6. December und 9. Mai.

Die Osseten haben sich ferner den Glauben an bestimmte Schutzpatrone der einzelnen Thiere bewahrt; ob das Schutzheilige der christlichen Kirche sind oder heidnische Gottheiten niederen Ranges, ist nicht in jedem Falle zu entscheiden.

Oswati ist der Schutzpatron der Steinböcke, der Hirsche, Rehe, kurz des Jagdwildes. Der Ossete wird nicht früher ein Thier aus der Herde Oswatis tödten, bevor er nicht die Erlaubniß dazu sich erbeten. Drei Käsekuchen als Opfer legt der Jäger auf einen Stein und spricht dabei: O Oswati! ich, ein armes Geschöpf Gottes, nahe mich dir in der Hoffnung, daß du meine Gebete erhörend mir aus deiner Herde einen armseligen Hirsch oder ein Reh schenkst; ich flehe dich an, siehe herab von deiner Höhe auf mich und überlaß meiner Flinte wenigstens ein altes, dir unnützes Thier!

Tutyr ist Schutzpatron gegen Wölfe; zu ihm beten die Osseten unter Darbringung einer Ziege als Opfer, daß er die Herde vor den Wölfen schütze dadurch, daß er die Wölfe verjage.

Falwara beschützt die Schafe: er ist der Gott der Schafe (wie bei den Russen der heilige Mamontij).

Saudsuar: der Heilige der schwarzen Wälder oder der schwarze Heilige, gilt als Beschützer der Wälder.

Die Osseten glauben aber auch an verschiedene „Götter“ der Krankheiten, z. B. Rym, den Gott der Seuchen oder epidemischer Krankheiten; Alardy ist der böse Heilige, welcher den Leuten die Pocken bringt.

Tchost ist der böse Geist der Osseten.

Banaty-Chizau ist der Hausgeist; zu ihm betet man bei Hochzeiten, wenn die Braut in das Haus des Bräutigams geleitet wird.

Aber man betet auch zu einem Gott des Verstandes, der Liebe, zu einem Heiligen, welcher die Wagen vor dem Umfalle schützt, zu einem Heiligen des Rückens und des Bauches! Kurz, es giebt keinen Gegenstand im Leben der Osseten, der nicht seinen „Gott“ oder seinen „Heiligen“ hätte. Die ossetischen Zauberer und Wahrsager, wie die Personen, welche die Ceremonien bei der Eheschließung und der Bestattung leiten, wenden sich mit ihren Bitten und Beschwörungen zu Heiligen ohne Zahl; zum „Heiligen des Spinngewebes“, zum „Heiligen der Haare und Nägel“, zum Heiligen der Gräser und der Winde, zum Heiligen der Käfer, der Würmer und der Schlangen.

Im Gegensatz zu den bisher mitgetheilten heidnischen Reminiscenzen ist die Kunde von Christus dem Heiland sehr schwach bei den Osseten; sie halten die großen Fasten und feiern Ostern, aber ohne dem Feste eine große Bedeutung zu geben.

Die alten Leute sagen, daß Tschiristi (Christus) denjenigen Menschen, welche fasten, nach dem Tode einen Platz in „Dseneta“ (d. h. Paradies) anweisen. Sie tödten zu Ostern ein junges Lamm, nachdem sie demselben mit einem Holzscheit das Kreuzeszeichen auf die Stirn gemacht haben. Das in der Osternacht geschöpfte Wasser wird hoch geschätzt. Die Frau, welche früher als die anderen Wasser geschöpft hat, gilt als glücklich. Früh Morgens gießen die Weiber von diesem Wasser in Mehl, um daraus „Tschureki“ zu backen; dabei singen sie: O ihr Wasserheiligen, ihr reinen Wasserjungfrauen und du heiliges Osterfest, erfüllt dieses Haus mit den Gütern der Welt und verfahrt mit mir so wie mit derjenigen, welche zu guter Stunde das Wasser schöpfte. O du heiliges Osterfest, süß und lieblich sollen dir die Kuchen („Tschureki“) sein! O Tschiristi, alle hoffen auf dich, daß du den Seelen im Paradies ihren Platz giebst u. s. w.

So kommt der Name Christi in eine Reihe mit Wasserjungfrauen!

Von Gott, als dem Weltenschöpfer, haben die Osseten gewisse Vorstellungen. Wenn sie ihm einen Stier opfern, so betet der Aelteste folgendermaßen: Ehre dir, o Gott, Ehre dir, o Gott der Götter! Du hast alles erschaffen: die Engel und die Heiligen, alles Sichtbare und Unsichtbare! O Gott, du hast die Zeiten, die Jahre und die Tage geschaffen; dich bitten wir, schicke uns gute Zeiten, Jahre und Tage! O Gott, sättige mit Gras unsere Thiere, mit Brot deine Menschen! O Gott, mache, daß vor dir keine Hungrige und Armen sind, o Gott, und wenn in jener Welt irgend etwas ist, so laß uns auch dessen theilhaftig werden!

So ist Heidenthum und Christenthum eng verbunden mit einander in der religiösen Anschauung der Osseten. Jeder Schritt auf dem Lebenswege der Osseten ist begleitet von Beschwörungen und Gebeten und der Zauberer hat größere Bedeutung als der Priester. Der krasseste Aberglaube herrscht, wohin wir blicken; in den religiösen Gebräuchen, in den Spielen, vor Gericht. Heute noch tritt

ein angeklagter Ossete vor sein Gemeinde-Gericht (Nichas) mit einem Hunde oder einer Katze auf der Schulter, seine Unschuld betheuernd; er ist fest überzeugt davon, daß im Fall der Schuld die Katze oder der Hund in jener Welt ihn ewig quälen werden.

Bis auf den heutigen Tag existirt bei den Osseten der entehrende Gebrauch, einen Mörder dem Ermordeten in jener Welt auf ewig zum Knecht zu geben, d. h. den Mörder zu einem „Faldyst“ zu machen, zu einem aller Menschenrechte verlustig gegangenen Wesen, welches von allen verachtet wird mehr als jegliches Thier.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

VII.

Hinterindien.

Wir haben die Grenzen Hinterindiens in einem frühern Aufsatze dieser Reihe (s. Bd. XXXIX, S. 135) gestreift, wo wir von den noch mit Barbaren gemischten südlichen Grenzprovinzen Chinas und speciell von Jünnan sprachen. Schon über die Grenze hinüber führen uns die halb nach China und halb nach Birma zu tributären gegen die birmanische Grenze zu liegenden drei kleinen Fürstenthümer der Payi, welche von eingeborenen Häuptlingen unter Oberaufsicht chinesischer Beamten regiert werden. Margary, welcher sie auf seiner verhängnißvollen Reise nach Jünnan besuchte, bezeichnet die Bewohner als Mischlinge zwischen den eingeborenen Schan oder Laos und den vor etwa 500 Jahren kolonisirend hierher gewanderten Chinesen. Aber in ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten sind sie nach seiner Schilderung sehr wenig chinesenartig. Sie haben auch ihre Sprache und eine eigene Schrift beibehalten, welche von links nach rechts geschrieben wird. Die Berge nach Bhamó zu werden von einem minder reichen und gebildeten Stamme bewohnt, der im Gegensatz zu diesen Payi fast ganz die chinesische Tracht angenommen hatte. Die Ereignisse, welche mit der Sladen- und Margary-Expedition verknüpft waren, haben deutlichst gezeigt, daß der chinesische Einfluß hier schwach ist, und thatsächlich müssen ja die Handelskarawanen zwischen Momien und Bhamó sich den Durchlaß von einheimischen Häuptlingen erkaufen.

Von Birma selbst liegt in Betreff der dortigen fast ausschließlich dem Handel gewidmeten, chinesischen Kolonien in Mandaleh, Bhamó u. a. O. wenig Neues von Belang vor. Der Grosvenor-Mission, welche diese Gegend 1876 besuchte, verdankt man indeß einige neuere Angaben über die Entwickelung des hiesigen Handels. Selbst in Momien fand dieselbe die Magazine „verhältnißmäßig reich ausgestattet mit europäischen Waaren, die aus Bhamó kamen und hauptsächlich aus Shirtings, Broad Cloth, Camlets, Dutch Camlets und Long Ells bestanden“ (Mitth. in einer Depesche Wade's, d. d. Peking, 9. Oct. 1876). Wie zu Hannay's (1835) und Yule's (1855) Zeit waren die Chinesen die hauptsächlichsten Träger des Handels von Bhamó, aber ihre Ausfuhr über Bhamó nach Birma besteht nicht mehr hauptsächlich aus Seide, sondern jetzt wird in erster Linie Opium genannt, dann Metallwaaren, Auripigment, getrocknete Früchte und andere Kleinigkeiten, während auf diesem Wege nach China hauptsächlich Rohbaumwolle birmanischer Erzeugung (circa 25 000 Ballen) und Salz aus Britisch-Birma (1000 Maulthierladungen) geht. Den Werth dieses Handels, wie er 1876 stand, schätzte Kapt. Cooke auf nicht mehr als 250 000 Pf. St. Aber doch fand Davenport schon zu dieser Zeit auch europäische Waaren, welche über Birma gekommen waren, in Talifu. Die Entvölkerung Jünnans in Folge des langjährigen Panthay-Krieges ist eine noch heute nachwirkende Ursache von Rückgang des Handels über Bhamó, dem Yule schon 1855 einen Werth von 8 bis 9 Mill. Mark zugesprochen. Jünnan ist das Hauptabsatzgebiet für aus Birma kommende Waaren; die birmanische Baumwolle trifft hier mit der von Hupeh und die englischen Zeuge aus Rangun mit über Szetschuen kommenden russischen Tuchen zusammen. Ob irgend welcher beträchtlichere Handel sich auf dem direkten Wege Theini-Madeh-Mandaleh bewegt, dessen in mehreren Berichten englischer Agenten in Birma gedacht ist (vergl. Papers connected with the Trade between Brit. Burmah and W. China. London 1876, p. 42 seq.), ist nicht bekannt, ebenso wenig, ob die Erkundigungen Ney Elias' über verschiedene außer der Momien-Straße von Jünnan nach Bhamó führende Wege (Journal R. Geogr. Soc. 1876, p. 200) praktischen Erfolg gehabt haben. Bei dem Uebergewicht, welches der Irawaddi-Weg seit der Ausdehnung der Dampfschifffahrt bis Bhamó gewonnen, ist ersterer Weg trotz des Vortheiles, den er hat, in der Nähe der Landeshauptstadt auszumünden, für den großen Handel kaum mehr in Betracht zu ziehen. Es dürfte auch künftighin Bhamó, das schon 1868 die für diese Gegenden beträchtliche Zahl von 4000 bis 5000 Einwohnern umfaßte, worunter eine nicht specificirte große Zahl von Chinesen, Mittelpunkt des chinesisch-birmanischen Handels bleiben, und die kleinen chinesischen Handelskolonien in Mandaleh, Rangun und anderen Orten nehmen bis heute eine viel weniger bedeutende Stellung ein. Ebensowenig ist es gelungen, den Handel zwischen China und anderen Binnenplätzen Hinterindiens mehr nach den Küstenplätzen herabzuziehen, wie man am allermeisten für das Salwin-Gebiet, Martaban und Maulmein, gehofft hatte. Zimmay (Schiengmay, Zimme), Theini, Kiangtung, Kianghung sind derartige Binnenplätze, wo Chinesen aus Jünnan und Tongkin Seide, Kupfer und andere Waaren (und wohl nicht am wenigsten Opium) gegen Landeserzeugnisse austauschen. Selten kommen sie von da bis nach den Küstenplätzen herab. Doch traf z. B. Lord Mayo 1872 in Maulmein 54 Panthays, die in 100 Tagen aus Maingshai (?) in Jünnan über Theini und Tongu gekommen waren, und dann und wann kommen nach derselben Stadt Händler aus Tongkin. Aber es haben sich keine chinesischen Kolonien hier gebildet, wie die Engländer im Interesse der Entwickelung des Salwin-Handels wünschten. Die Zahl der Schans aus den Grenzgebieten, welche um Handel zu treiben den Salwin herab-

kommen, ist dagegen nicht unbedeutend; sie haben chinesische Sitten und werden deshalb in Britisch-Birma als „Chop-stick-Schans“ bezeichnet. Außer ihnen sind als Händler in diesen Gebieten noch die Birmanen zu nennen, wahre kaufmännische Nomaden, welche in allen Binnenplätzen des innern Hinterindiens den Chinesen mit scharfer Wettbewerbung entgegentreten und vorzüglich in Zimmay einen beträchtlichen Handel treiben. Indessen ist in der einzigen Beschreibung dieses Platzes, die wir kennen (von Lieutenant H. S. Poole, Siamese Government Survey im Bangkok Calendar 1869), der ständig hier ansässigen Chinesen als der ersten Kaufleute gedacht, und unter den Einfuhren wird in erster Linie Rohseide aus Jünnan genannt, welche zu den in Menge hier gefertigten seidenen Sarongs verarbeitet wird. Die Ernennung eines englischen Agenten für Zimmay (1874), zunächst wegen der hier sehr wichtigen Teakholz-Schlägereien, bezeichnet genügend die Bedeutung dieses Platzes von angeblich 20 000 Einwohnern. Ueber Kianghung ist die für die Geschichte der chinesischen Auswanderung nicht unbedeutende Thatsache der 1877 geschehenen Ansiedelung von 3000 flüchtigen Panthays aus Jünnan auf dem Gebiete dieses Schan-Fürstenthums zu verzeichnen. Diese Flüchtlinge sollen nach langem Widerstande der eingeborenen Häuptlinge endlich zwei Gemeinden gegründet haben. In Kiangtung wiegt der chinesische Kultureinfluß in der Bevölkerung längst vor, wie wir aus der Geschichte der französischen Expedition von 1867 wissen. Beide Gebiete haben seit Jahrhunderten eine bald schwächere, bald stärkere Zumischung chinesischer Elemente erfahren, die in Zeiten wie denen des Panthay-Aufstandes zu vielen Tausenden anschwollen, so daß man wohl annehmen darf, daß hier die längst im Werke befindliche allmälige Chinesisirung in den letzten Jahrzehnten nur noch zugenommen habe.

Siam wird stets als der chinesenreichste Staat Hinterindiens bezeichnet, aber noch immer haben wir nicht die geringste Möglichkeit einer auch nur annähernden Schätzung des von den verschiedenen Autoritäten auf 400 000 bis 1 500 000 geschätzten chinesischen Antheiles der gewöhnlich zu 5 Mill. veranschlagten Gesammtbevölkerung. Nur vermuthen kann man, daß jene Zahlen beide zu hoch gegriffen sein möchten. Eine wirthschaftlich sehr hervorragende Rolle wird ihnen noch immer zugewiesen und ihr Einfluß wird allgemein anerkannt, wiewohl die früheren innigen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Regierungen sich gelockert haben, wie die Einstellung der Tributzahlungen Seitens Siams an China erkennen läßt. Auch in Siam selbst gab es einige Konflikte zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten.

So wenig wie früher zeichneten sich die hiesigen Chinesen durch gesetzliches Betragen aus und waren gefürchtet wegen ihrer Gesetzlosigkeit. Der König hatte 1879 in der Geburtstagsrede an seine Agnaten und Oberbeamten hervorzuheben, daß Seine Excellenz Phya Montri, Kommissär für Trany, Pucket und die anderen siamesischen Provinzen im Westen der Halbinsel Malacca, im Stande gewesen sei, die chinesischen Verschwörer zu entdecken, welche den Vorstand des Bezirkes Krabi ermordet hätten, und daß dies gelungen sei, ohne eine „allgemeine Beunruhigung der chinesischen Ansiedler hervorzurufen“. Fast jedes Jahr ist eine oder die andere Provinz von Chinesen-Unruhen heimgesucht. Im Sommer 1877 hatten die Siamesen sogar eine Korvette mit Truppen nach Toukah und einigen benachbarten Plätzen zu senden, wo ein Chinesen-Aufstand gefährliche Ausdehnung anzunehmen drohte. Kleinere Häfen von Siam, wie Kamput, sollen dann und wann von chinesischen Piratenflotten, meist aus Hainan stammend, blockirt werden.

Auch ihre wirthschaftliche Thätigkeit gab häufig zu Beunruhigungen Anlaß. So sah man voraus, daß die Errichtung von Reismühlen durch Chinesen in den Erzeugungsgebieten zu dem bei jenen so beliebten System der Vorschüsse auf zu hoffende Ernten und damit sehr bald zum Ruin einer ganzen Menge von Reisbauern führen müsse. Ein Gesetz ward von der Regierung erlassen, um diesem Uebel zuvorzukommen. „Da aber,“ wie der britische Konsularbericht aus Bangkok für 1877 sagt, „der Erlaß eines Gesetzes hier eine ganz andere Sache ist als seine Durchführung, so kann als Ergebniß desselben mehr Schaden als Nutzen vorausgesehen werden.“ So dringen sie auch im Innern immer weiter vor. J. Thomson (Straits of Malacca, Indo-China and China 1875) fand sie z. B. bereits in größerer Zahl in Paknam-Kabin, wo sie aus Battabong und weiter aus dem Innern kommende Elephantenkarawanen aufhalten und sie veranlassen, einen Theil ihrer besten Ladung (Hörner, Häute, Seide, Kardamomen, Dammar und dergleichen) gegen Salz und Erzeugnisse chinesischen und europäischen Gewerbfleißes zu vertauschen. Daß sie in den Hafenplätzen stark vertreten sind, versteht sich von selbst. Nächst Bangkok scheint Kamput die größte Zahl von Chinesen zu beherbergen. Auffallend ist, daß die Berichte über die 1879 und 1880 in Siam (zwischen Tschantabun und Pratambong) entdeckten Saphirlager nichts von chinesischen Ausbeutern sagen, die doch sonst das Monopol jeder Art Bergbau in Siam hatten. Es werden im Gegentheil nur Birmanen und Rangunleute als Arbeiter genannt. Der chinesisch-siamesische direkte Handel hat sich in den letzten Jahren nicht entwickelt. Es gingen 1879 für 572 897 Piaster von Siam nach China und kamen von hier nach Siam für 168 315. Das Meiste vermittelt Singapur. Die vortheilhafte Stellung, welche den Chinesen das siamesische Steuersystem zuweist, wird auch in neueren und neuesten Berichten aus Siam stets hervorgehoben. Die siamesische Regierung verlangt von allen Einwohnern ihres Landes mit Ausnahme der Indier, Chinesen und Europäer (und Amerikaner) außer den Steuern auch eine persönliche Arbeitsleistung von 1 bis 3 oder mehr Monaten im Jahre, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Geschäft. Wer dazu unfähig ist, muß entsprechende Summen zahlen. Die Chinesen zahlen außer den gewöhnlichen Steuern alle drei Jahre eine Kopfsteuer. Der Tatuirung sind sie nicht unterworfen. Aber alle Siamesen werden mit einer Tatuirung, gewöhnlich auf dem Arm, versehen, welche je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer oder der andern Provinz und, wenn sie Sklaven sind, auch ihre Angehörigkeit bekundet. Die vorige Regierung brachte ihre Tatuirung auf dem hintern Theile des Armes an, während die jetzige den vordern wählt. Der Exregent besuchte im Frühling 1880 eigens die Südwestprovinzen, um der dortigen feierlichen Tatuirung anzuwohnen, welche seit 20 Jahren nicht mehr stattgefunden hatte.

Ein trauriges Bild des Zustandes der niedersten Klassen der chinesischen Einwanderung entwarf ein Brief in den „Straits Times“ im März des letzten Jahres, wo es hieß: „Wir bemerken in dieser Zeit (d. h. um die Zeit des chinesischen Neujahrs) einen starken Zufluß von Einwanderern aus dem übervölkerten China, welche den Versuch machen wollen ihre Lebenslage zu bessern in einem Lande, welches Raum für Millionen hat. Aber viele von diesen Einwanderern werden bei der Ankunft von ihren durchtriebenen und gewissenlosen Landsleuten verführt, welche ihnen die Ueberfahrt zahlen und ihnen einen zeitweiligen Unterschlupf gewähren und indem sie dieselben dann zu Hasardspiel und Opiumrauchen verführen, sich weitgehende Ansprüche auf

das erwerben, was diese sich etwa später verdienen werden. Aus der Mehrzahl dieser Armen wird nie etwas Rechtes; sie verkommen, erkranken, verlieren zuletzt allen Halt im Leben und gehen elend zu Grunde. Ihr einziger Erwerb ist zuletzt der Bettel, oder sie können im glücklichsten Fall ein ärmliches Leben fristen, indem sie in den Salahs siamesischer Tempel mit Abfällen vom Tisch der Mönche gefüttert werden. Für Französisch-Cochinchina haben die genaueren Ermittelungen der französischen Behörden zwar eine viel geringere Zahl von Chinesen (s. u.) nachgewiesen, als man früher vermuthet hatte, aber dieselben sind von viel größerm Einfluß als diese Zahl aussagt, die übrigens insofern zu täuschen geeignet ist, als die Minh-Hung, die Mischlinge zwischen Chinesen und Cochinchinesen, Leute, die nach Aussehen und Sitten ganz chinesisch, an Zahl die eigentlichen Chinesen wohl noch übertreffen. Der englische Konsularbericht für 1879 sagt von ihnen: „Die Minh-Hung sind zahlreich und ihre Stellung muß näher bestimmt werden; es ist eine Kommission niedergesetzt worden, um sich mit dieser Angelegenheit zu befassen." Es macht wohl keinen Anspruch auf Genauigkeit, wenn Dutreuil de Rhins (Annam et les Annamites 1879, p. 9) von Cholen sagt: Von den 80 000 Einwohnern sind die Mehrzahl Annamiten, 15 000 Chinesen, der Rest Chinesenmischlinge. Nach Lemire (Cochinchine Française 1877, p. 307) waren sie „depuis peu" ganz mit den Annamiten verschmolzen worden, was sie aber selbst am wenigsten befriedigte, denn sie schlagen ihren Vätern mehr als ihren Müttern nach. Was wichtiger, ist der zunehmende Einfluß der Chinesen im ganzen Außenhandel von Saigon und auch vielfach im Innenhandel der Kolonie. Hören wir aus vielen, die sich darüber geäußert, eine anscheinend ganz parteilose Stimme über diese Entwickelung. Im London and China Telegraph Nro. 723 von 1877 schilderte ein englischer Kaufmann die Stellung der Chinesen in Cochinchina auf Grund längerer Erfahrung als eine von Jahr zu Jahr sich verstärkende und in demselben Maße immer mehr den einheimischen Handel absorbirende und den europäischen einschränkende. „Die Chinesen," sagt er, „ziehen zusehends den chinesischen Handel an sich; selbst die europäischen Häuser machen ihre Geschäfte hauptsächlich durch chinesische Compradores, welche von ihnen die Mittel und Wege des Handels erlernen, und dann eigene Häuser gründen, und vermöge sparsamerer Geschäftsführung bald ihre alten Herren übertreffen. Die chinesischen Kaufleute, im Ganzen genommen, verdrängen unsere altangesessenen Firmen und die alten Handelsfürsten des Ostens verlassen in vielen Fällen den Schauplatz. Bemerkenswerth ist die Angabe, daß die chinesischen Kaufleute keineswegs engherzig sind, wenn es gilt, durch rechtzeitigen Aufwand einen guten Gewinn zu machen. Das zeigt sich gerade in Cochinchina, wo sie oft in der Lage sind, europäische Dampfer auf Zeit zu chartern, die sie dann durch Beschenkung des Kapitäns zur größtmöglichen Eile, d. h. Ausnutzung der Charterzeit, zu veranlassen wissen. Europäische Kapitäne sind daher oft gar nicht ungern von Chinesen beschäftigt. Cholen (auch Cholon und Cholens geschrieben) am untern Saigon ist jetzt mehr als je fast ausschließlich chinesische Handelsniederlage, wo in ausgedehnten Gewölben ihre tausenderlei Waaren lagern, die in großen etwa 1000 Pikuls haltenden Lastschiffen von oder nach Saigon gerudert werden."

Wenn auch die Chinesen dieser Kolonie manchmal durch unkluge Maßregeln der französischen Verwaltung bedrückt wurden, so erfreuen sie sich doch noch immer der Werthschätzung, welche ihre wirthschaftlichen Talente und Neigungen gerade inmitten eines so trägen Volks wie der Cochinchinesen besonders verdienen. Zeugniß davon legte ein Bericht ab, in welchem der Gouverneur von Cochinchina eine Anfrage seines neukaledonischen Kollegen mit Bezug auf die Räthlichkeit der Zufuhr von Chinesenarbeit nach dieser Insel beantwortet: „Die Chinesen," heißt es darin, „waren und sind von großem Nutzen für uns; sie sind mäßig, kräftig, verständig und arbeitsam. Wir finden in ihnen in der Regel tüchtige Handwerker und Arbeiter, während sie als Kaufleute thätig und geschickt sind." Es konnte als eine Begünstigung der Chinesen in Cochinchina gelten, daß 1879 der Mittelpunkt ihrer Geschäfte, Cholen, zu einer eigenen Stadt erhoben wurde; durch einen blutigen Straßenkampf, der 1880 zwischen 400 Kantonesen und ebensoviel Fukian-Männern hier ausgefochten ward, lohnten sie diese Vergünstigung übel[1]). Dagegen bewahrheitete sich bis jetzt noch nicht das wohl nicht ganz unbegründete Gerücht, daß China einen Generalkonsul für Saigon ernennen werde. Die große Zahl der in Cochinchina lebenden Chinesen, die von Einigen früher bis zu $^1/_4$ der Gesammtbevölkerung von circa 1 600 000 veranschlagt wurde (amtlich aber für 1878 zu 46 000 angegeben ward; 1876 erst 36 600), würde eine solche Maßregel rechtfertigen und es würde bei der tiefwurzelnden Achtung der Chinesen vor ihren Beamten dieselbe wohl dazu beitragen, gewisse Mißbräuche auszurotten, wie z. B. die Masseneinfuhr von in China gefälschtem annamitischen Geld über Cochinchina nach Annam (1879 wurden in Hongkong 420 000 Käsch solcher Münzen auf einmal konfiscirt), die ewigen Streitigkeiten der verschiedenen Geheimgesellschaften und dergleichen.

Ueber die Chinesen in Kambodscha entnehmen wir Folgendes einigen zerstreuten neueren Mittheilungen Harmand's im Bulletin der Pariser Geogr. Gesellschaft. Die Chinesen sind überall verbreitet, man findet sie in dem kleinsten Dorfe. Sie vertheilen sich in zwei Kategorien. Die einen, seit langer Zeit in dem Lande ansässig, sind Mischlinge, welche physisch vieles von ihrem Ursprung beibehalten haben, sich aber auffallend durch ihre Sitten, Gewohnheiten und ihren Aberglauben den Kambodschanern nähern, denen sie sogar noch überlegen sind. Sie widmen sich dem Acker- und Bergbau und dergleichen, scheinen sich aber wenig um den Handel zu kümmern. Harmand spricht sich zwar nicht über ihre Zahl u. s. f. mit Bestimmtheit aus, als über einen Gegenstand, den er nur oberflächlich studirt habe, glaubt aber, daß bei der chinesischen Auswanderung Kambodscha jetzt beliebter sei als je, und daß ihre Ansiedelung dort fest begründet ist; die Zahl der jungen Männer und Kinder ist weit größer als die der Erwachsenen. Was die Frauen anbelangt, die aus dieser Mischung hervorgegangen, so hat der Reisende kaum welche bemerkt; was bei diesen Mischlingen ein noch größeres Mißtrauen gegen Fremde als bei den Kambodschanern beweisen würde.

Die zweite Gattung Chinesen besteht aus vorübergehend sich aufhaltenden Händlern aus Händlern, die von Pnom-Peng oder aus Französisch-Cochinchina kommen, um Baumwolle, Wachs, Seide und anderes zu kaufen. Fast alle gehören den Geheimbünden von Haïnan und den Pho Kien an. Die einen leben in ihren Barken, die anderen haben in den reichsten Dörfern eine Art Absteigequartier, das ihnen als Lager und Magazin dient.

Diese Chinesen sind von der Bevölkerung und selbst von den Mandarinen gefürchtet; ihre Unverschämtheit ist erstaunlich; man hat Beispiele, daß sie den Gouverneur der Provinz in seinem Hause in Gegenwart der Bevölkerung beleidigten, ohne daß dieser gewagt hätte, sie ergrei-

[1]) Die ausführlichste Beschreibung von Cholen findet man bei Lemire a. a. O. S. 306 f.

fen zu lassen. Man hält sie für die Freunde des Königs; die Pachthöfe, die sie sich anzueignen wußten, und ihr Wucher geben ihnen einen Einfluß, welcher im gegebenen Moment sehr gefährlich werden kann. Die Zahl der Chinesen in Kambodscha, früher wohl übertrieben (für Pnom-Peng allein 10 000 nach Mouhot und dergleichen), scheint bei dieser innigen Vermischung mit den Eingeborenen doppelt schwer festzustellen und dürfte es wohl diesem Umstande zuzuschreiben sein, daß Harmand, Lemire und andere Schilderer Kambodschas uns keine präcisen Angaben hierüber machen. Letzterer sagt nur: Von den 500 000, die man Kambodscha zuschreibt, sind $^7/_{10}$ Kambodschaner, der Rest besteht aus Malayen, Chinesen und Annamiten. Uebrigens wird man, wie erwähnt, ebenso annehmen dürfen, daß auch die im Vergleich zu früheren Annahmen so geringe Zahl von Chinesen, welche in Französisch-Cochinchina (a. a. O. S. 450) durch die neueren amtlichen Angaben nachgewiesen wird, nur die mehr oder weniger kurz im Lande lebenden, nicht die halb in der Bevölkerung schon aufgegangenen umfaßt. Aus demselben Grunde wird hier überall die Statistik der chinesischen Bevölkerungsantheile so schwer, weil eben die Stammes- und Kulturunterschiede sich zu leicht verwischen, um scharfe Grenzen festhalten zu lassen. Annam ist von alter Zeit her in inniger wirthschaftlicher, früher auch politischer Verbindung mit China gestanden und letzteres hat auch neuerdings, allem Anschein nach, gegenüber den französischen Aspirationen auf Tongkin sich bereit gezeigt, alte Rechte, wenigstens auf diesen Theil Annams zur Geltung zu bringen. Man hat vermuthet, daß es in den letzten Jahren aus politischen Gründen die Auswanderung nach Annam und Tongkin befördert habe, es liegen aber keine Beweise dafür vor. Man möchte im Gegentheil aus vereinzelten Angaben schließen, daß auch hier eine größere Zahl von Chinesen bereits in der Bevölkerung aufgegangen und die Zahl der Neuzugewanderten nicht mehr so groß sei, wie nach den älteren Angaben zu glauben war. Dagegen scheint der moralische Einfluß der Chinesen gerade hier noch ein sehr großer zu sein. Man höre z. B. was der amtliche Begleiter Dutreuil de Rhins darüber sagte: „Für die Annamiten sind die Chinesen Brüder, unsere Sitten sind dieselben; aber alle anderen Menschen sind Fremde, gefürchtet und gehaßt.“ Dieser Annamite kannte sehr wohl die hervorragende wirthschaftliche Stellung der Chinesen in Saigon und anderwärts; was aber die Eisenbahnen und Telegraphen anbetrifft, so meinte er, daß „die Chinesen, die so viele Erfindungen gemacht hätten, sich ihrer sicherlich bedienen würden, wenn sie sich von ihrer Nützlichkeit überzeugen könnten“ (Le Royaume d'Annam 1879, p. 102). Nirgends wird uns leider ein Anhalt geboten, um die Zahl der im Lande befindlichen reinen Chinesen, geschweige die der Mischlinge zu schätzen. Im Allgemeinen wird gesagt, daß die Einwanderung abgenommen habe, weil die Mandarinen die Chinesen mit Mißgunst betrachteten. Aber von früher her sind sie sicherlich weit verbreitet.

Selbst unter den wilden Khiéro oder Moïs am obern Don-Nai fand Harmand noch einen Chinesen aus Kwangtung, der unter diesen Naturmenschen selbst wieder zur Natur zurückgekehrt war, seine Sprache fast vergessen und seinen Zopf abgeschnitten hatte. Außerdem glaubt er Spuren chinesischer Mischung in diesem primitiven Volke zu finden. Die chinesische Bevölkerung einzelner Plätze hat Dutreuil de Rhins im Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, 316 seq. angegeben. Demselben verdanken wir einige andere Nachweisungen dieser Art, aus denen hier hervorgehoben sein mag, daß in der Nähe von Hué in einem besondern Dorfe 150 chinesische Handwerker und Kaufleute wohnen (a. a. O. 1878, I, S. 105). Wir können aus diesen zerstreuten Mittheilungen so viel entnehmen, daß so große Ansammlungen von Chinesen wie in Französisch-Cochinchina oder Siam hier nicht vorkommen und daß ihre Anzahl im Vergleich zur Größe des Landes viel geringer ist als in jenen beiden. Ihre Theilnahme an dem Handel Annams zur See ist dagegen bei der auffallenden Unfähigkeit der Annamiten in allem, was Seeschifffahrt heißt, sehr bedeutend. Die chinesischen Dschunken besorgen den weitaus größten Theil des Küstenhandels zwischen den Häfen von Annam (und Tongkin). In dem zukunftreichsten von diesen Plätzen, dem von Haiphong, liefen seit seiner Erschließung für den europäischen Verkehr (am 15. September 1875 nach den Verträgen vom 15. März und 31. August 1874) 283 chinesische Dschunken und 56 europäische Schiffe ein und es wurde der Werth der chinesischen Einfuhren (europäische und heimische Gewebe, Opium, Seide, Porcellan, Thee u. s. w.) bereits auf die Hälfte des Werthes der Gesammteinfuhr geschätzt. Die Ausfuhren aller tongkinesischen Plätze sind durch die Chinesen nahezu monopolisirt. Ebenso sind sie die alleinigen Küstenfahrer selbst auf den wichtigsten Strecken. So besorgen z. B. 15 oder 16 chinesische Dschunken den Küstenhandel zwischen Quinhon und Tongkin. Ihr Rheder wohnt in Hongkong. Sie fahren hauptsächlich für Rechnung des Königs und sammeln Tribut in den Provinzen ein. Jede trägt 20 bis 25 Mann, welche gut bewaffnet und vom König bezahlt sind (Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, p. 110). Dupuis (a. a. O. S. 167 und 170) bestätigt, daß von allen Nachbarvölkern bisher nur die Chinesen das Recht hatten, in Tongkin Handel zu treiben. Indessen hatte seit der Eroberung des Landes durch die Annamiten dieses Vorrecht viel von seinem Werthe verloren und nicht überall schien der chinesische Handel zu blühen. In Hanoi fand Dupuis viele chinesische Kaufgewölbe, die fast oder ganz leer waren. Die chinesische Kolonie, welche er auf 2000 (Gesammtbevölkerung der Stadt etwa 100 000) anschlägt, nimmt den schönsten Theil der Stadt ein.

Die französischen Anschläge auf Tongkin, welche der chinesischen Präponderanz in dieser Provinz in manchen Beziehungen nicht günstig gewesen sein würden, sind bekanntlich durch ein verschiebendes Votum der französischen Budget-Kommision (4. Juni 1880) einstweilen zurückgestellt. Eine merkwürdige Eingabe von Einwohnern Saigons an die französische Assemblée, worin um Besetzung Tongkins und um ein Plebiscit in Annam im Falle des Ablebens Tu Duc's gebeten wird, dürfte nichts an der Thatsache ändern, daß China zunächst fortfahren wird, sein natürliches Uebergewicht in Tongkin auszubeuten.

Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. Ferd. Blumentritt.

II.

Ehe ich die Darstellung der jetzt geltenden Gemeindeverfassung beginne, ist es nothwendig, die Steuern und Frohnarbeiten kurz zu besprechen, welche die Eingeborenen zu leisten haben, denn wie schon oben erwähnt hängt die Gliederung der Gemeinde unmittelbar mit dem Steuersystem zusammen. Die Spanier führten die erste direkte Steuer im Jahre 1570 ein und zwar die Kopfsteuer, zuerst in Mindoro und bald darauf auch in den übrigen Theilen des Archipels. Diese Kopfsteuer wurde von den Spaniern Tributo genannt und betrug die Summe von 8 Reales de Plata, welche von je zwei Individuen, gleichsam einem Ehepaar, gezahlt wurden. Auf ein Individuum entfielen daher 4 Reales de Plata und diese Summe wurde Tributo medio genannt, während 8 Realen Tributo entero oder Volltribut hießen. Wenn in spanischen Werken schlechtweg von Tributen berichtet wird, so ist darunter der Volltribut gemeint. Von der Zahlung des Tributes wurden ausgenommen die Kinder unter 16 Jahren, und die alten Leute, welche das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten. Die Aufstellung neuer Linientruppen zwang den Generalgouverneur Gomez Dasmariñas im Jahre 1590 zur Erhöhung des Tributes von 8 auf 10 Realen und zwar konnte der Tribut auch in Naturalien: Reis, Wachs, Goldstaub 2c., eingeliefert werden [1]). Dazu kam ein Real als Grundsteuer und eine Abgabe an die Kirche, Sanctorum genannt, und die Gemeindesteuer oder „Caja de Comunidad". Die in einigen Provinzen bestehende Abgabe „Donativo de Zamboanga" wurde später aufgehoben. Die Steuersumme, welche heute je zwei Individuen zu zahlen haben, beträgt 15 Pesetas [2]), von denen ein Theil als „Caja de Comunidad", als „Sanctorum", „Diezmo" entrichtet wird und nur der Rest als eigentlicher „Tributo" anzusehen ist, obwohl für die Gesammtsumme der Titel „Tributo entero" der vollgiltige ist.

Die Chinesen und deren Mestizen entrichten eine andere höhere Summe, Weiße und deren Abkömmlinge zahlen überhaupt keinen Tribut. Außer den oben erwähnten sind von der Zahlung des Tributes auch Soldaten, welche eine bestimmte Reihe von Jahren gedient haben, befreit; dasselbe gilt von Eingeborenen, welche sich um die Hebung des Ackerbaues oder der Industrie Verdienste erworben haben, ferner sind auch kraft eines Privileges steuerfrei die Abkömmlinge der ersten Christen von Cebú. Die „Caja de Comunidad" dient zur Bestreitung der Gemeindeauslagen, als da sind: Erhaltung der Schule, Gehalt des Schullehrers, Belohnung und Besoldung der Impfärzte, Kerkermeister, Gefangenaufseher, Kirchensakristane, sowie zur Unterhaltung der öffentlichen Gebäude; auch die Beköstigung der Arrestanten wird aus dieser Abgabe bestritten. Das „Sanctorum" dient zur Besoldung der Pfarrer. Von je 500 Volltributen seines Sprengels erhält der Pfarrer 180 Pesos [1]); dadurch ist der allmächtige Einfluß der Geistlichkeit an das Interesse des königlichen Fiskus geknüpft, der Pfarrer dient dann freiwillig als Kontroleur, damit nicht bei der Tributzahlung Unterschleife stattfinden. Der Tribut wird von dem Cabeza de Barangay in seinem Barangay oder Cabecería in vierteljährigen Raten eingesammelt. Die Cabecería umfaßt gewöhnlich 50 Tribute oder 100 tributpflichtige Individuen. Wer zahlungsunfähig ist, muß den Tribut abarbeiten, indem er in größeren Städten zum Straßenkehren und anderen Tagelöhnerarbeiten verwendet wird, doch tritt dieser Fall seltener ein, als man nach der Trägheit der Eingeborenen zu schließen berechtigt wäre. Von dem eingesammelten Tribute erhalten die Gobernadorcillos und Cabezas de Barangay 2 Proc.

Außer diesen Abgaben hat der malaiische Eingeborene, der „Indier" der Spanier, 40 Tage im Jahre öffentliche Dienste, die „Polos y Servicios", zu leisten, welche im Baue von Brücken, Straßen und im Tragen des Gepäckes weißer Reisenden bestehen. Die aktiven Frohnarbeiter werden Polistas genannt, jene, welche eine Woche hindurch im Gemeindehaus — „Tribunal" — zur Dienstleistung bereit stehen, Semaneros. Auch Nachtwache muß von den Indiern gehalten werden; die Wachtstube heißt Bantayan und der im Dienste stehende Mann Bantay. Von diesen persönlichen Diensten sind die Principales, die Ex-Gobernadorcillos und Jueces mayores (von denen ich weiter unten sprechen werde) befreit. Gegen eine Summe von 15 Pesetas kann sich aber jeder von diesen Polos und Servicios loskaufen; diese Geldbuße führt den Namen fallas und wird vom Cabeza de Barangay eingetrieben und in die Gemeindekasse abgeführt.

Die autonome Gemeinde führt den officiellen Titel Pueblo; ein Dorf, welches noch nicht die Autonomie erlangt hat, sondern mit einem Pueblo zusammen eine Gemeinde bildet, heißt: Barrio, Visita oder Anejo. Jeder Pueblo besitzt ein öffentliches Gebäude, welches die Stelle des deutschen Rathhauses vertritt, es wird Tribunal genannt. In demselben werden die Gemeinderathssitzungen abgehalten, ebenso sitzt dort der Gobernadorcillo zu Gericht, die Semaneros harren daselbst der Befehle der Obrigkeit. Hat eine Gemeinde kein selbständiges Arrestgebäude, so befindet sich auch im Tribunal das Haftlokal. Haben die Regierungsbehörden in einer Provinzialhauptstadt im Tribunal ihren Sitz, so wird es Casa Real genannt, ein Titel, der früher auch den übrigen Tribunalen gegeben wurde.

Die Würdenträger der Gemeinde sind: der Bürgermeister oder Gobernadorcillo, gewöhnlich Capitan genannt; sein

---

[1]) Man vergleiche den Brief des Bischofs Salazar vom Jahre 1585 in den Cartas de Indias. Madrid 1877, p. 643, 647 und The Philippine Islands . . . . at the close of the sixteenth Century by Antonio de Morga. Translated from the Spanish by the Hon. Henry E. J. Stanley. London 1868, p. 324.

[2]) M. Scheidnagel. Las Colonias españolas de Asia. Madrid 1880, p. 51.

[1]) F. Cañamaque. Las Islas Filipinas. Madrid 1880, p. 141.

Stellvertreter der Teniente mayor; der Oberrichter für Feldstreitigkeiten: Juez mayor de sementeras; der Oberrichter für Streitigkeiten bezüglich des Viehs: Juez mayor de ganado; der Oberrichter für Polizeiübertretungen: Juez mayor de policia; der Teniente segundo; der Teniente tercero; der Alguacil mayor und ein zweiter Alguacil (Polizeimeister). Außer diesen gewählten Funktionären existirt noch der Directorcillo, d. h. der Gemeindesekretär. Jede Visita hat einen Teniente, einen Juez und einen Alguacil. Ehe ich in die detaillirte Darstellung der Befugnisse und Rechte dieser Magistratspersonen eingehe, will ich die heutige Amtsgewalt der Cabezas de Barangay und deren Privilegien kurz berühren.

Die Barangay-Eintheilung ist natürlich noch immer in voller Kraft. 50 Familien bilden einen Barangay, an dessen Spitze, wie oben schon erwähnt, der Cabeza steht. Wo die Stelle nicht erblich ist, werden sie gewählt und zwar fast ohne Ausnahme aus der Principalia; gewöhnlich wird nach Ablauf der Funktionsdauer dasselbe Individuum wiedergewählt; resignirt dasselbe dauernd oder geht es mit Tode ab, so pflegt die Wahl ebenfalls auf seinen Sohn zu fallen, wodurch das Amt zu einem förmlich erblichen wird [1]). Wenn eine Familie, in welcher das Amt eines Cabeza de Barangay erblich ist, ausstirbt oder in derselben niemand diese Würde annehmen will, so ernennt die Regierung durch zu diesem Akte autorisirte Beamte der Provinzbehörden einen neuen Cabeza, jedoch auf Vorschlag des Gobernadorcillo und im Einverständnisse mit den übrigen Cabezas des Pueblos [2]). Dasselbe geschieht, wenn ein neuer Barangay formirt wird. Die Funktionsdauer währt je nach den Provinzen ein bis drei Jahre. Außer der Tributeinsammlung und der Ueberwachung der Leistung der Servicios und Polos hat der Cabeza für die öffentliche Ruhe seines Barangay die Verantwortung zu tragen und Zwistigkeiten und kleinere Streitigkeiten zu schlichten. Auch hat er in Gemeindeangelegenheiten die Interessen seines Barangay zu vertreten, weshalb er verpflichtet ist, in seinem Barangayviertel auch zu wohnen. Der älteste Sohn des Cabeza de Barangay — daher „el primogénito" — hat seinen Vater im Verhinderungsfalle zu vertreten [3]). Die Cabezas sind, wie schon erwähnt, von der Zahlung des Tributes und der Leistung der Frohnden befreit und genießen die Titulatur „Don", was den Eingeborenen zum Edelmanne innerhalb seiner Raceangehörigen macht. Diese Vorrechte gelten auch für das Weib des Cabeza und seinen ältesten Sohn, eventuell im Falle der Kinderlosigkeit für den ältesten Adoptivsohn. Die aus den Zeiten der Conquista herstammenden eingeborenen Adelsfamilien, die Nachkommen der ehemaligen Dattos, genießen natürlich dieses Privileg ohne Einschränkung und ohne Anknüpfung an das Amt eines Cabeza. Der zum Cabeza gewählte homo novus behält auch nach Niederlegung seines Amtes den Titel Don und zählt dadurch zur Principalia.

Um vor allen den Gobernadorcillo in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, so wollen wir zunächst die Bedingungen kennen lernen, welche ein Kandidat dieses so wichtigen Amtes erfüllen muß, um überhaupt wählbar zu sein. Nur ein Indier, d. h. ein malaiischer Eingeborener oder ein chinesischer Mestize, d. h. der Abkömmling eines Chinesen und einer Malaiin, ist wählbar. Ferner muß der Kandidat älter als 25 Jahre sein, lesen und schreiben

[1]) F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, S. 295.

[2]) Buzeta 1, 107.

[3]) Scheidnagel 52.

können, auch soll er schon vorher das Amt eines Teniente mayor oder eines Cabeza de Barangay bekleidet haben. Natürlich fordert man, daß der Betreffende dem Staatsschatze gegenüber vollständig unbescholten dasteht, das heißt mit den Tributen seines Barangay nicht im Rückstande sich befinde [1]). Dadurch wird das Amt ein Monopol der Principalia. Der Gobernadorcillo wird für die Dauer eines Jahres gewählt, die Wahl findet unter folgenden Modalitäten statt.

Als Wähler erscheinen der abtretende Gobernadorcillo, sechs aktive Cabezas de Barangay und sechs Exgobernadorcillos (Capitanes pasados) und gewesene Cabezas de Barangay, im Ganzen also 13 Wähler, welche, wie man sieht, insgesammt Principales sind. Von den Wählern darf keiner bei einem königlichen Beamten oder dem Pfarrer in irgend einer dienstlichen Stellung sich befinden. Den Vorsitz übernimmt der Provinzgouverneur oder der ihm substituirte Beamte, im Nothfalle wird der erste beste Spanier zur Uebernahme des Präsidiums delegirt. Der Pfarrer des Pueblos hat das Recht, aber nicht die Verpflichtung, der Wahl beizuwohnen. Der Wahlakt darf nie in einem Privathause oder in der Pfarrerswohnung stattfinden, er wird deshalb gewöhnlich in dem Tribunal oder in dem Schulhause abgehalten. Von den 13 Wählern werden zwei Kandidaten gewählt, zu diesen wird noch in den geforderten Ternovorschlag der Name des abtretenden Gobernadorcillo gefügt. Der Vorsitzende bemerkt im aufgenommenen Protokoll, welches von allen Wählern, dem Pfarrer und dem Sekretär gefertigt wird, welcher von diesen drei Kandidaten ihm zu dem Amte am geeignetesten erscheine, dann gehen alle Wahlakte nach Manila an den Generalkapitän ab. Fast ohne Ausnahme ernennt die Regierung jenen Kandidaten zum Gobernadorcillo, welcher die meisten Stimmen aufzuweisen hat. In den Visayer-Inseln sind die Provinzgouverneure in dieser Angelegenheit Delegirte des Generalkapitäns und bestätigen selbst die Wahl. Ist beim Eintritte des neuen Amtsjahres die Bestätigung von oben noch nicht herabgelangt, so übernimmt der die meisten Stimmen besitzende Kandidat jenes Ternovorschlages interimistisch die Leitung der Kommune.

Als Abzeichen seiner Würde erhält der neue Gobernadorcillo einen Rohrstab mit Goldknopf und seidenen Trodeln. Dieser Stab verläßt ihn selbst beim Speisen nicht, an seinem Amtsseffel ist eine ähnliche Vorrichtung zum Festhalten desselben angebracht, wie sie die Uhlanen am Steigbügel zum Einstellen der Lanzen besitzen. Das Tragen eines Schwertes oder Degens ist nicht allgemein.

Der Gobernadorcillo ist nicht nur der politische Chef seines Pueblos und als solcher der Regierung für jede Ruhestörung verantwortlich, er ist auch nicht allein der Leiter der rein kommunalen Angelegenheiten seiner Gemeinde, er ist auch der oberste Richter in civilrechtlichen Fällen; der Werth des streitigen Gegenstandes darf aber nicht die Summe von 25 Pesos übersteigen. Bei Kriminalfällen hat der Gobernadorcillo die erste Untersuchung, eventuell das erste Verhör vorzunehmen und die Protokolle mit dem Verbrecher an die spanische Behörde einzuliefern. Zu ihren Befugnissen gehört es auch, daß sie die Bewohner des Ortes zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten verhalten beziehungsweise zwingen; dies gilt besonders von der Taufe und Hochzeit. Die Strafen, welche der Gobernadorcillo oder die Jueces verhängen, bestehen gewöhnlich in Austheilung von Prügelstrafen oder Verurtheilung zu Arrest, in welchem die Arrestanten sehr gut genährt und gehalten werden. Ist der Pueblo ein

[1]) Buzeta 1, 104.

Hafenplatz und residirt in demselben sonst keine spanische Behörde, so ist der Gobernadorcillo zugleich Hafenkapitän.

Die Stellung des Gobernadorcillo ist auch äußerlich eine hohe. Er ist beständig von einem Gefolge umgeben, das aus seinen Tenientes, Schreibern und anderen Personen zusammengesetzt ist. Verläßt der Gobernadorcillo das Weichbild seines Pueblos, so umgiebt ihn als Eskorte eine aufgebotene Abtheilung von Nationalgarden, Cuadrilleros. Auch in der Kirche hat der Gobernadorcillo seinen bestimmten Ehrenplatz.

Gegen Ende des Jahres pflegt der Eifer des Gobernadorcillo immer mehr abzunehmen. Auch sonst pflegt die eigentliche Geschäftsführung, insbesondere die Kanzleiarbeiten, weniger vom Gobernadorcillo als vom Directorcillo abzuhängen. Der Gobernadorcillo soll nämlich mit den spanischen Behörden in spanischer Sprache verkehren, deren Gebrauch ihm gewöhnlich nicht geläufig ist. So sieht er sich denn genöthigt, in dem Verkehre mit den Oberbehörden sich ganz auf seinen Directorcillo oder Sekretär zu verlassen, welches der eigentliche Gobernadorcillo ist. Die Directorcillos sind entweder Mestizen oder rekrutiren sich aus jener Klasse von Eingeborenen, welche von der Geistlichkeit den Spitznamen der „abogadillos“ erhalten hat. Die Abogadillos sind verbummelte Studenten der höheren Schulen und Kollegien, ausgediente Soldaten, gewesene Diener von Spaniern, kurz Leute, die geläufig Spanisch sprechen oder auch nur radebrechen. Besonders in jenen Gegenden, wo die spanische Sprache nur wenig gesprochen wird, ist der Directorcillo alles und der Gobernadorcillo nur eine ehrwürdige Null.

Der Gobernadorcillo wird nach Niederlegung seiner Würde „Capitan pasado“ titulirt und genießt auch als solcher noch immer viel Ansehen und Autorität.

Von diesen Gobernadorcillos der Pueblos der civilisirten Eingeborenen sind die Gobernadorcillos der Rancherias (Niederlassungen) jener wilden Stämme streng zu unterscheiden, welche die Oberhoheit der spanischen Krone anerkannt haben. Diese Gobernadorcillos sind nichts anderes als die Vermittler zwischen den königlichen Behörden und ihrem Stamme, sie führen auch die kleine Geldsumme ab, welche ihre Rancheria als Zeichen ihrer Unterwerfung den Spaniern zahlt. Auch diese erhalten von der spanischen Regierung als Symbol ihrer Würde einen Stab mit goldenem Knopfe.

Die Wahl der Tenientes, Jueces mayores ꝛc. erfolgt unter denselben Modalitäten, wie die der Gobernadorcillos, nur wird hier kein Ternovorschlag gemacht, auch wird die Bestätigung nicht erst von Manila eingeholt. Jueces mayores können im Allgemeinen nur jene werden, welche bereits die Stelle eines Gobernadorcillo oder Teniente mayor inne hatten. Die Amtsbefugnisse dieser Magistratspersonen sind in ihrem Titel zur Genüge gekennzeichnet, so daß ein näheres Eingehen überflüssig erscheint. Der Alguacil mayor hat die Inspektion der Hauptwache und der wachestehenden Posten — bantays — zu besorgen. Da dem ersten Alguacil auch die Obhut der europäischen Reisenden anvertraut ist, so pflegt er dieselben in unsicheren Gegenden mit einer Eskorte zu begleiten. Er wird mit dem Vulgärnamen „el actual“ bezeichnet. Diese Beamten werden nach Ablauf ihrer Funktionsperiode Titulados genannt.

Rathssitzungen in dem Sinne, den dieses Wort bei uns hat, finden nicht statt. Die Regierung und Leitung der Gemeinde unterliegt vollständig dem Einflusse der Principalia und da diese wieder vom Pfarrer beherrscht wird, so ergiebt sich das Resultat, daß die Fäden der gesammten Municipalverwaltung vom Pfarrhause aus geleitet werden, vorausgesetzt, daß der Pfarrer ein Weißer ist, denn farbige Geistliche genießen wenig Ansehen.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, zum Schutze gegen Ueberfälle von Piraten, Räuberbanden und wilden Bergstämmen existirt eine Art Nationalgarde oder Miliz, deren Individuen Cuadrilleros genannt werden. Die Cuadrilleros sind gar nicht disciplinirt und schlecht bewaffnet, ihre Waffen sind meist Schild, Lanze, Pfeil und Bogen. Trotz dieser Uebelstände haben sich die Cuadrilleros immer wacker erwiesen, sobald sie gegen einen wilden Bergstamm aufgeboten wurden. Die Unterwerfung der Igorroten geschah zumeist nur mit ihrer Hilfe. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß außer dieser undisciplinirten Truppe, welche gegen keinen europäischen Feind etwas ausrichten würde, es einige Regimenter disciplinirter Milizen giebt, welche im Kriegsfalle den Linientruppen als Reserve dienen sollen.

Wo die Chinesen in hinreichender Kopfzahl sich niedergelassen haben, bilden sie autonome Gemeinden, welche nach dem Muster der malaiischen organisirt sind. Die Barangay-Eintheilung ist auch hier im Wesentlichen beibehalten, auch hier wurde für diese territoriale Steuereinheit die Schiffsbezeichnung eingeführt und zwar die Benennung Champan; doch scheint dieser Name außer Gebrauch gekommen zu sein, wie denn auch die Kolonialgesetzgebung die Organisirung der Chinesengemeinden beständig ummodelt. Der Tribut der Chinesen ist ein bedeutend höherer als jener der Malaien, er führt die Bezeichnung „Capitacion“. Der Gobernadorcillo oder Capitan wird auch hier von dreizehn Wählern gewählt, ebenso der Teniente mayor und der Alguacil mayor. Die übrigen Municipalbeamten werden von dem Capitan ernannt. Die richterlichen Glieder des Gemeindekollegiums, die Jueces mayores der Malaien, werden Bilangos genannt. Sämmtliche Magistratspersonen müssen Christen sein. Alles Uebrige verhält sich ähnlich, wie bei den Malaien, nur entfallen die Servicios, auch giebt es keine chinesischen Cuadrilleros, was durch die zahlreichen blutigen Chinesenaufstände der vergangenen Jahrhunderte als eine gebotene Vorsichtsmaßregel erscheint.

Die chinesischen Mestizen bilden, wenn sie in irgend einem Orte stark vertreten sind, ebenfalls autonome Gemeinden, welche die Organisation der malaiischen besitzen.

Städte mit europäischer oder richtiger gesagt spanischer Municipalvertretung giebt es nur wenige, wie Manila, Cebú ꝛc. Eine Besprechung ihrer Verhältnisse und Einrichtungen liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze.

Zum Schlusse möchte ich eine Bemerkung Dr. Jagor's citiren, welche sich auf S. 28 seiner „Reisen in den Philippinen“ findet: „Schwerlich giebt es eine Kolonie, in welcher sich die Eingeborenen im Ganzen genommen behaglicher fühlen als in den Philippinen. Sie haben Religion, Sitten und Gebräuche ihrer Herren angenommen und fühlen sich, obwohl diesen gesetzlich nicht gleichgestellt, doch nicht durch eine hohe Schranke von ihnen geschieden, wie sie, ganz abgesehen von Java, die schroffe Zurückhaltung der Engländer zwischen sich und den Eingeborenen aufbaut.“

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Verkehrswesen im Amu-Darja-Gebiet. Aus den amtlichen Bekanntmachungen in der „Turkest. Ztg.", betreffend die Aufforderung zu Geboten auf Uebernahme der Postbeförderung vom Fort Petro-Alexandrowsk (Chiwa) nach Nukuz (Ostende des Amu-Delta), nach Kazalinsk und nach Krasnowodsk geht hervor, daß während des Jahres 1881 zwischen Petro-Alexandrowsk und den erstgenannten Orten wöchentlich einmal, zwischen dem Fort und Krasnowodsk monatlich einmal nach jeder Richtung eine Postverbindung durch berittene Eingeborene stattfindet. Aehnliche Bekanntmachungen, betreffend die Verpachtung der Ueberfahrt über den Amu-Darja im Delta des Stromes und im Chanat Chiwa, ergeben, daß sich Fährstellen befinden: 1. im Delta in dem Distrikt Tschimbai an folgenden zwölf Punkten: Kuk-Aschin, Saz-Kuk, Tschuk-turangil, Tschartambai, Tschintek, Kigeizinsk, Mulla-Isag, Irnazar, Challin, Tjuki und Tschursek; 2. im Chanat Chiwa an folgenden sieben Punkten: Chazarasp, Chanki, Karabag, Urgentsch, Gurljan, Kiptschak und Chodschaili.

— Straßenbau im Ferghanagebiet. Der Generalgouverneur von Turkestan belobte eine Anzahl Offiziere und Truppentheile für die im Jahre 1880 vollendete Herstellung resp. Ausbesserung der Straßen über den Taldyk-Paß, in der Schlucht von Gultscha und von Ton-Murun bis Irkeschtan, die fast ohne Unkosten für den Staat ausgeführt worden sind und eine lang ersehnte Militärstraße auf den Alai geschaffen haben. (Turkest. Ztg.)

— Die amtlichen (indessen, da sie türkischen Ursprungs sind, wahrscheinlich unzuverlässigen) Ermittelungen über die Verheerungen der Erdbeben auf Chios geben die Zahl der Getödteten auf 3612, die der Verletzten auf 1306 an. Die am Leben gebliebene Bevölkerung beträgt 66 573 Seelen (vergl. „Globus" XXXIX, S. 318).

— Unser Landsmann Herr Dr. Theodor Bischoff, seit vielen Jahren als Arzt in Aleppo ansässig, ist am 12. Juni von einer Studienreise in Cilicien und Cappadocien zurückgekehrt. Abgesehen von vielen Inschriften und topographischen Details hat diese Reise ein äußerst bemerkenswerthes Resultat ergeben: die nähere Untersuchung der alten cappadocischen Priesterstadt Comana (s. „Globus" XXXIV, S. 365) in einer Ruinenstätte im obern Sarus-Thal, die jetzt den Namen Schaar führt. „Es muß," so schreibt Dr. Bischoff, „eine sehr große Stadt gewesen sein. Wir fanden daselbst mehr als 20 Inschriften, die Reste eines großen Tempels, eines Amphitheaters und eines kleinern Tempels. Die Inschriften habe ich abgeklatscht und die Baudenkmäler photographirt." Nach diesen ersten Angaben ist man berechtigt, den Publikationen des Herrn Dr. Bischoff über seine Reise mit gespanntem Interesse entgegenzusehen.

— Südwestlich von Rakka am mittlern Euphrat, und zwar auf dem südlichen (rechten) Ufer des Stromes, leben die Afúddli-Araber, ein niedriger Stamm, aber berühmt als tapfere Männer und Löwenjäger. Ihre Lager sind eigenthümlich und von denen aller ihrer Nachbaren verschieden. Man kann sie kaum Nomaden nennen, da sie ihren Lagerplatz nur gelegentlich verändern und nie das dichte Gebüsch am Flusse verlassen. Sie besitzen keine Schafe und nur wenige gewöhnliche Kühe, aber halten große Büffelherden, von deren Ertrag sie leben. Der Büffel, sagen sie, fürchtet sich nicht vor dem Löwen und kann darum selbst im dichtesten Tamariskengestrüpp ohne Gefahr gehalten werden. Die Hirten gehen stets mit Flinten und kurzen Speeren bewaffnet einher und sollen gute Schützen sein. Zelte besitzen die Afúddli nicht, sondern machen sich Hütten aus den Tamariskenzweigen, welche noch während des Wachsens in einander geflochten und mit einem Stückchen Zelttuche bedeckt werden. Die Niederlassung, welche das englische Ehepaar Blunt Ende 1877 (deren Buch „Bedouin Tribes of the Euphrates" diese Notiz entnommen ist) besuchte, lag etwa 200 Yards weit im Dickicht drin, war durch ausgehauene Pfade zugänglich und von einem Gehege umgeben, das durch Ineinanderschlingen der Zweige gebildet war. Die Pfade sind dermaßen durch einander geführt und kreuzen sich, daß ein Labyrinth entsteht, in welchem man sich nur schwer zurecht findet. So bilden die Hütten ein unregelmäßiges Dorf, stehen durch Wege mit einander in Verbindung und vor jeder liegt ein kleiner freier Platz von etwa ½ Acre Größe. Sobald die Afúddli das Gebrüll eines Löwen hören, so suchen sie ihn zu umzingeln, wobei sie ihre Büffel mitnehmen, und wenn es ihnen gelingt, das Raubthier zu verwunden, so stampfen es letztere bald zu Tode. Die türkische Regierung hat letzthin eine Belohnung von 3 Pfund für jedes nach Deir gebrachte Löwenfell ausgesetzt, welche sich jene Araber schon wiederholt verdient haben. Nur 14 Tage vor Blunt's Ankunft hatten sie in zwei aufeinanderfolgenden Nächten einen Löwen und eine Löwin erlegt, deren Felle ausgestopft und dann von einem unternehmenden Manne, der sich dabei sehr gut stand, auf einem Esel unter den Beduinenstämmen zur Schau herumgeführt wurden. Es ist das der babylonische Löwe, der sich durch Fehlen der Mähne auszeichnet und wohl eines der seltensten Thiere ist.

— Während der letzten Monate — so wird der „Mail" (27. Juni 1881) aus Calcutta gemeldet — hat sich das Interesse am Bergbau in ganz Indien bedeutend gesteigert, wohl in Folge der Aufregung, welche die Entdeckung von Gold in Wynaad hervorgerufen hat (vergl. „Globus" XXXIV, S. 384). Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Indien reich ist an Minerallagern verschiedener Art, welche nur geschickt aufgewendeten Kapitals und Energie bedürfen, um ansehnliche Quellen des nationalen Wohlstandes zu werden. In Anbetracht dessen hatte die Regierung den Mr. Valentine Ball von der Geologischen Landesaufnahme beauftragt, ein Werk über die ökonomische Geologie Indiens zu verfassen, welches den dritten Theil von „Manual of Geology of India" bilden soll. Dieser schon unter der Presse befindliche Band giebt eine Uebersicht von allen vorhandenen Nachrichten über die geographische Vertheilung und den Werth aller nutzbaren Mineralien in Indien, Birma und Afghanistan und enthält viele neue interessante Einzelheiten über die Ausdehnung des alten einheimischen Bergbaues und über dessen Verfall in Folge auswärtiger Konkurrenz. Das Werk wird ein werthvolles Nachschlagebuch für alle sein, welche irgend welches Interesse an der Entwickelung des indischen Bergwesens nehmen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VI.

Acht Tage dauerte die Fahrt auf dem Yary aufwärts bis zum Stamme des Yacouman, wo Crevaux auf seiner ersten Reise bald dem Hungertode erlegen wäre. Bei seiner Ankunft sah er den Häuptling im Dorfe herumgehen und Besprengungen vornehmen; in der Hand hielt er einen Pinsel aus Federn, den er in eine mit einer weißen milchigen Flüssigkeit gefüllte Kalebasse tauchte; es war der Saft der Knolle samboutou (Kariben-Kohl), der im Wasser zerrieben war. Yacouman hatte bei seinen Besprengungen, die offenbar den Teufel austreiben sollten, das feierliche Aussehen eines Landgeistlichen, welcher am Tage des Bittganges die Felder einsegnet.

Die Roucouyennes, welche sich bereits an den Fremden gewöhnt und vor ihm keine Geheimnisse mehr hatten, standen nicht an in seiner Gegenwart die maraké genannte Ceremonie vorzunehmen. Es handelte sich dabei um eine Marter, welcher sich Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren und Erwachsene, die Heirathskandidaten waren, zu unterziehen hatten. Zu dieser Feierlichkeit waren viele Fremde eingeladen worden, darunter auch Crevaux's Kollege, der alte Piay Panakiki. Den Nachmittag verwendete man dazu, die beim Tanze gebrauchten Kostüme und namentlich die mit Federn bedeckten Hüte in Stand zu setzen. Letztere sind von hinreißender Wirkung, wahrhafte Gebäude von nicht weniger als $1^1/_2$ m Größe, deren oben weit geöffnetes Gerippe nichts mit irgend welcher bekannten Hutsorte gemein hat. Gekrönt wird dasselbe von einem Bogen, der sich von vorn nach hinten zieht und eine Masse rother und blauer Federn trägt, die mit metallisch glänzenden Flügeldecken von Käfern verziert sind, und der Hut selber verschwindet ganz unter etwa zwanzig über einander liegenden Binden oder Kronen von rother, gelber, schwarzer, grüner, weißer und blauer Farbe. Hinten fällt eine Art Schild herab mit einer Mosaik aus Federn, das einen Menschen mit ausgespreizten Armen und Beinen, fast einem Frosche gleich, darstellt. Die Herstellung eines solchen Tanzschmuckes erfordert mehr als ein Jahr Arbeit. Das Tragen von Federn ist ein Vorrecht der Männer; sie allein verfertigen auch jenen Schmuck, welcher den Neid eleganter europäischer Damen erregen könnte.

Der Tamuschi trägt vorn an seinem Kopfputze eine von Palmenblättern geflochtene Binde, auf welcher Kaimanschuppen oder kleine aus dem Schnabel des Tukan geschnittene Vierecke befestigt sind; diese schwarzen und weißen Stückchen sind derart angeordnet, daß sie Arabesken bilden. Alle diese werthvollen Schmuckgegenstände, von denen Crevaux Proben nach Paris mitgebracht und die er nach der Natur hat zeichnen lassen, werden in langen Pagaras (Körben) aus Palmenblättern verwahrt, aus welchen sie die Tänzer je nach Bedarf mit der größten Sorgfalt herausnehmen; vorher aber entfernen sie achtsam die Roucou-Bemalung, mit welcher ihr Leib bedeckt ist, um nicht die schönen Federn zu beschmutzen.

Der Hut ist nicht der einzige Schmuck beim Tanze; den Unterleib bedecken sich die Roucouyennes mit einer ganzen Menge von Binden, die theils schwarz, von Couata-

Der Roucouyenne-Häuptling Jacouman vertreibt den Teufel. (Zum Theil nach einer Photographie.)

Fell, theils weiß und dann von Baumwolle sind und den ganzen Bauch bis zum Anfange der Brust einhüllen. Manche Tänzer tragen am rechten Beine eine Art Knieband mit daran befestigten Schellen, welche ein Geräusch wie von Castagnetten hervorbringen. Es sind das Früchte von der Form der sogenannten Dreimaster, welche mittels Fädchen an dem Vordertheil des Kniebandes festgebunden sind; sie rühren von dem Conaï-Baume (Thevetia neriifolia) her, der von allen Indianern des äquinoktialen Amerika kultivirt wird. Noch andere tragen auf dem Rücken einen höchst wunderlichen Schmuck, einen hölzernen Fisch mit Löchern, in welchen große wie Vogelschwänze herabfallende Federbüsche stecken. Stets umdrängen Neugierige die Hüte, welche auf kleinen in die Erde gesteckten Kreuzen hängen; wer sich aber zu nahe heranwagt, wird von den Tänzern gepackt, die ihm die Waden mit zwei Fäden umschnüren und zwei Ruthenhiebe dorthin versetzen.

Bei Sonnenuntergang beginnt der Tanz; Männer und Weiber führen ihn aus beim Scheine großer Feuer und unter Gesängen, welche ihre Liebesgeschichten und Kriegsthaten verherrlichen. Die jungen Leute stehen dabei rund um ein mit einem großen Stück Rinde bedecktes Loch und stampfen alle im Takte mit dem rechten Bein darauf, während sie es mit dem linken festhalten, und bei jedem Tritte entlocken sie einer kleinen Bambu-Trompete einen kurzen Ton.

Mit Sonnenaufgang legen die Tänzer ihre Kostüme ab und alsbald beginnt die maraké-Marter. Der Piay Panakiki läßt einen der Heirathskandidaten von drei Männern ergreifen; einer hält ihn bei den Beinen, der zweite an den Armen, während ihm der dritte mit Gewalt den Kopf nach hinten dreht. Dann setzt er ihm die Stacheln von einem Hundert von Ameisen an, welche in einem gitterförmigen Geflecht so stecken, daß sie um die Mitte des Leibes festgehalten werden. Diese Marterwerkzeuge haben sonderbare Formen und stellen ein phantastisches vierfüßiges Thier oder einen Vogel dar. In gleicher Weise werden ihm Wespenstiche auf der Stirn beigebracht und dann der ganze Körper abwechselnd mit Ameisen und Wespen bearbeitet, worauf der Patient unfehlbar in Ohnmacht fällt und wie todt in seine Hängematte gelegt wird. In derselben wird er fest mit Stricken angebunden und dann ein kleines Feuer unter ihm angezündet.

Ohne Unterbrechung wird die Marter fortgesetzt und

Binde.

Pagara.

Knieband.

die unglücklichen Opfer eines nach dem andern in eine Hütte geschleppt. Vor Schmerz machen sie regellose Bewegungen, und die Hängematten schaukeln nach allen Richtungen hin, daß man denken sollte, die Hütte stürze zusammen. Zwei Wochen lang müssen die jungen Leute, welche die Prüfung durchgemacht haben, in ihrer Hängematte liegen bleiben und dürfen nichts essen als etwas Cassave und kleine auf Kohlen geröstete Fische.

Einige Zeit nach dieser Ceremonie erhielt Panakiki den Besuch zweier Indianer aus einem Dorfe, welches oberhalb des großen Falles Macayelé an den Quellen des Yary liegt. Einer von ihnen nähert sich in anscheinender Betrübniß und ehrerbietig dem alten Piay und bietet ihm eine Cigarrette an; nach einigem Zögern nahm dieser sie an, worüber der Fremde sehr erfreut war. Er war gekommen, um den Arzt zu einer Konsultation einzuladen, und dieser hatte dadurch, daß er die Cigarrette annahm, eingewilligt, den Kranken zu besuchen. Man versprach ihm dafür als Honorar einen hübschen kleinen, aus Aouara-Dornen gemachten Kamm, eine Kinder-Hängematte und ein Manare oder Sieb für Manoikmehl. Aber wohlverstanden, er soll diese Dinge erst erhalten, wenn der Kranke vollkommen genesen ist.

Im Gespräche mit den Ankömmlingen erfuhr Crevaux, daß sie zu Lande gereist seien, weil im Falle Macayelé drei Teufel (yolok) wohnten, der Caïcoui- (Tiger-) Yolok, der Aïmara-Yolok und der Ticroké- (weiße) Yolok, welche jedes Boot zum Scheitern brächten, und seine wagehalsigen Insassen verschlängen. Der weiße Yolok zeichne sich durch weißes Haar aus, das ihm bis zum Gürtel reiche und sein Gesicht vollständig verhülle.

Inzwischen wurde der Reisende von neuen Fieberanfällen heimgesucht, welche seine Gesundheit sehr untergruben; die Indianer fanden sein Aussehen so elend, daß sie sich weigerten, ihn nach dem Parou zu begleiten, und Yacouman nicht einmal für eine Flinte den Führer abgeben wollte. Er meinte, der Reisende würde sicherlich während des sehr schwierigen Ueberganges sterben. „Nissa oua, ippoui colé“ (gehen nicht, Berg viel), meinte er, worauf Crevaux erwiderte: „Nissa aptau omaita natati“ (gehen, im Weg todt). Damals schrieb er folgenden Brief: „Forschungsreisen sind Kriege, die der Natur gemacht werden, um ihr ihre Geheimnisse zu entreißen. Nun, ich stehe am Vorabende einer entscheidenden Schlacht. Verliere ich, so bin ich gezwungen auf dem bereits von mir befahrenen Yary zurückzukehren; bleibe ich Sieger, so kehre ich auf einem neuen Flusse zurück, dem Parou, einem schönen Zuflusse des Amazonenstromes von links her. Aber der Kampf läßt sich schlecht an; die Indianer, meine Verbündeten, verlassen mich, weil ich schwach bin. Mein Beglei-

Vorbereitungen zum Maraké-Tanze.

ter Apatu ist krank und ich habe nur noch zwei kräftige, aber unfähige Neger. Ich selbst bin schon seit zehn Tagen nicht einen einzigen Augenblick in normalem Zustande; morgens stehe ich unter dem Einflusse einer Erregung, welche meine physischen Kräfte und meinen Willen verdoppelt; die übrige Zeit aber friere ich, habe unmäßigen Durst oder schwitze.

25. Oktober. Um acht Uhr Morgens trat Crevaux mit seinen drei Negern die Weiterreise an. Da er keinen Führer hatte, richtete er sich nach dem Kompas und schlug eine westliche Richtung ein. Die Hauptsache war, daß er unterwegs nicht krank wurde; denn sie trugen nur Lebensmittel für vier Tage bei sich. Lachend sahen seine indianischen Wirthe ihn abziehen, da sie überzeugt waren ihn vor Anbruch der Nacht zurückkehren zu sehen.

Um $^3/_4$11 Uhr baten die schwer beladenen Neger um eine Rast bei einem kleinen Bache Yapotori; im Augenblicke, als sie wieder aufbrechen wollten, sah Apatu Indianer herankommen: es war Yacouman mit zweien seiner Söhne und vier andere Männer, welche sich dem Reisenden zur Verfügung stellten. Sie trugen Säcke voll Lebensmittel. Crevaux war gerettet! Gehobenen Muthes und leichten Schrittes ging er nun hinter dem fünfzehnjährigen Sohne Yacouman's, Ouanica, der mit den übrigen an Schnelligkeit wetteiferte, einher. Es lag ihm daran sich möglichst weit vom Yary zu entfernen, weil er wieder einen Fieberanfall herannahen fühlte. Nach Ueberschreitung mehrerer Berge erreichte man bald nach Mittag nach $3^1/_2$ stündigem Marsche einen kleinen nach Westen fließenden Bach, einen Zufluß des Parou, und betrat damit ein ganz neues jungfräuliches Gebiet.

Wespen-Marterwerkzeug.

Ameisen-Marterwerkzeug.

Sieb.

Kamm.

Hier bemerkte Crevaux neben dem Pfade in einer Reihe zehn Räuchergestelle, ohne Feuer darunter, aber mit mehreren Lagen trocknen Holzes, die mit Steinen abwechselten, bedeckt. Sie rührten von zehn Jägern eines nahen Dorfes her, welche vor einigen Tagen einen großen Jagdzug angetreten hatten. Sie beobachteten diesen Gebrauch, um Yolok (den Teufel) zu beschwichtigen, der sie verhindern könnte, das Wild zu treffen. Eine Stunde später erreichten sie ein bati (Dorf), das aus zwei großen, nur von Frauen bewohnten Hütten bestand; die Männer hatten sich zu anderen Ouayanas am Yary begeben, um zu tanzen. Auf Crevaux's Frage, wie lange Zeit sie schon abwesend seien, zeigte ihm eine Frau einen Pfahl mit acht weißen Strichen, welche eben so viele Tage bedeuteten, eine Sitte, welche sich bei den meisten Eingeborenen von Guayana findet.

Gegen zwei Nadeln tauschte hier der Reisende eine reife Ananas ein und trank ihren Saft mit Begierde; denn noch immer plagte ihn der Durst. Abends hinderte ihn ein Zank zwischen seinen Begleitern am Einschlafen; er mußte den Abfall seiner indianischen Führer besorgen, welche durch die Gesten und das Geschimpfe der groben Neger erschreckt wurden. Eine von dem einen Schwarzen gereizte junge Frau hatte ihn maïpouri (wörtlich: Tapir) titulirt, ein Ausdruck, der sich in unserer Sprache gar nicht wiedergeben läßt und stärker ist, als wenn etwa ein hübsches junges Mädchen einem verhaßten Liebhaber einen „groben Ochsen" ins Gesicht wirft.

Mit den Anzeichen eines nahen Fieberanfalles wachte der Reisende am nächsten Morgen auf; als er aber um

7 Uhr seine Begleiter ihre Lasten aufnehmen sah, machte er sich entschlossen auf den Weg. Doch schon nach einer Viertelstunde verloren seine Beine ihre Kraft, er strauchelte über eine Wurzel und stürzte zu Boden, ohne im Stande zu sein wieder aufzustehen. Eine Eiseskälte überlief ihn; das Fieber war zum Ausbruche gekommen. Man legte ihn in seine Hängematte, bis nach Verlauf einer Stunde brennende Hitze an Stelle des Schüttelfrostes trat. Nun wusch man ihn mit Wasser über und über und rieb ihn mit feinem Sande ab, was Schweiß hervorrief und so günstig wirkte, daß er bald aufspringen und um Mittag seinen Weg fortsetzen konnte.

Drei Stunden später überstieg man den Berg Yaouarapata (Tigerdorf) und traf einen Indianer, der einen Pfad machte; es war der Tamuschi eines kleinen benachbarten Dorfes, der ihnen eine gute Aufnahme bereitete. Crevaux hatte geglaubt, daß die Tamuschis sich keinerlei körperlichen Anstrengungen unterzögen; sie arbeiten auch nicht auf den Waldlichtungen und gehen nur selten auf die Jagd, aber sie müssen wenigstens den von einem Dorfe zum andern führenden Pfad von Zeit zu Zeit erweitern. Freilich war dies das erste Mal, daß Crevaux die Aeste, welche den freien Verkehr auf solchem Wege hindern, abgehauen fand.

Einiges über die Osseten.

II.

Interessant ist die orginelle Poesie der Osseten. Ihre Lieder, Märchen und historischen Sagen würden, wenn man sie sammelte, viele Bände füllen. An den langen Winterabenden sitzen sie schweigend in der dunkelen Hütte am qualmenden Herde, um einem alten Erzähler oder Sänger zu lauschen, der dazu auf seinem zweisaitigen Instrument (Fandir) klimpert. Das Volksepos der Osseten handelt von den Thaten der Narten.

Die Narten — das war ein besonderes Geschlecht von Helden, welche einst im Kaukasus lebten; oder vielleicht eine Schaar fremder Krieger, welche ihrer Nachkommenschaft phantastische Erinnerungen der alten Zeit hinterließen. An den Namen der Narten oder aller Bewohner Ossetiens erinnert der Fluß „Nar-den“, ein Aul „Nara“ und die Gemeinde der „Narzi“. Nicht allein in Ossetien, sondern auch in der ganzen Karbarda kennt man die Narten.

Die Narten lebten — Gott weiß wann. „Als der Himmel noch nicht sich verdichtet hatte und der Boden kaum fest geworden, da war ich schon ein Mann in reifem Alter,“ so spricht einer der berühmtesten Narten, Sosryko, der Sohn der Satana.

Die Narten beugten sich nicht vor Gott. Batras oder Batiraes, der ossetische Prometheus und Herkules auf seinem Wunderrosse „Durdus“ reitend, trägt in seiner Tasche ein Stück Land; er versucht die ganze schwere Erde zu heben, er besiegt sieben mal sieben Pharaonen und sieben mal sieben Engel; er verweigert es sich Gott zu unterwerfen; da wird er schließlich wegen seines Uebermuthes von Gott selbst vernichtet. Die Narten lebten auf der Erde zu einer Zeit, als dieselbe angefüllt war mit Riesen und mit Menschenfressern.

Der Narte Urymag, der Bruder und Gemahl der weisen Narten-Heldin Satana, betrügt einen einäugigen menschenfressenden Riesen in gleichlistiger Weise wie einst Odysseus den einäugigen Cyclopen Polyphem; der menschenfressende Riese war ein Hirte und lebte in einer Höhle wie Polyphem. Dem schlafenden Riesen sticht der Narte das einzige Auge aus, hüllt sich in das Fell des riesigen Lieblingsbockes und kriecht auf allen Vieren aus der Höhle heraus; genau wie Odysseus.

Die im Kaukasus weit verbreiteten Riesensagen sind oft eng an die vielfach vorkommenden Höhlen und die kolossalen Thürme geknüpft.

Vor jenen Riesen, mit denen die Narten kämpften, erschienen die Narten selbst als Zwerge, wie vor diesen die gewöhnlichen Leute. Aber auch die damals die Erde bewohnenden Thiere sowie die Vögel der Luft waren Riesen. In einer Nartensage ward erzählt, wie ein Habicht in seinen Krallen einen Stier entführt, der so groß war, daß später auf einem Schulterblatt ein großer Aul erbaut wurde. Ein Fuchs warf das Schulterblatt mit dem ganzen Aul von einer Seite auf die andere; aber das Riesenmädchen tödtete mit einem Stock den Fuchs, dessen Fell nicht einmal zur Mütze für das Kind hinreichte. Dasselbe Schulterblatt gerieth als Splitter dem alten Riesen ins Auge. Voll solcher Thierungeheure war die Welt, in welcher die Narten lebten.

Sie lebten in Ueppigkeit und waren freigebig. Wenn der Ossete heute die Gastfreundschaft seines Wirthes loben will, so sagt er von ihm, „er ist freigebig wie ein Narte.“ Es giebt für die Osseten kein höheres Lob als einen Mann einen Narten nennen, als eine Hausfrau wegen ihrer Umsicht mit der Satana vergleichen. Die Narten arbeiten niemals. Das Brot war gleich zum Essen fertig da; der Mais, von dem sie insbesondere lebten, heißt noch heute bei den Osseten „Nart-chor“ d. i. Nartenbrot. Die Rosse der Narten hatten Füße so fest wie Steine, waren leicht wie der Wind; sie verstanden die menschliche Rede; sie gaben den Menschen weise Rathschläge, sie warfen sich von selbst auf den Feind und vernichteten ihn, ohne einen Befehl von Seiten der Reiter abzuwarten. Kurz, der Narte ist das Ideal eines Kriegers und eines glücklichen Menschen. Aber die Narten wurden vom göttlichen Feuer zu Grunde gerichtet, weil sie sich nicht vor Gott beugen wollten, und seit jener Zeit hat die Herrschaft der armseligen kleinen Menschen und der kraftlosen Feiglinge begonnen.

* * *

Die Osseten[1]) sind die Bewohner der unzugänglichen Gebirgsthäler Digoriens oder der durch steile Felswände eingeengten Schluchten, irgend eines Dons. Die Grusiner an einer Seite, die Kabardiner an der andern hielten Jahrhunderte lang die Osseten in ihren hoch über den Wolken gelagerten Aulen wie in der Gefangenschaft; sie ließen sie gar nicht in die Ebenen hinuntersteigen, so daß die Osseten weder Handel treiben noch in Berührung mit anderen Volks-

[1]) Der Verfasser giebt die Zahl der Osseten auf etwas mehr als 65 000 Individuen an; nach der neuesten ethnographischen Karte des Kaukasus von Seidlitz beträgt ihre Kopfzahl 110 914. D. Ref.

stämmen treten konnten. Der alte mehrere Stockwerke hohe Thurm seines Felsenschlosses wurde für den Osseten zu einer ganzen Welt. Der eigene Hof, von Mauern umgeben und durch Thürme geschützt, mit den alten Göttern, das war die Welt, in welcher die Osseten lebten. Die einzelnen Geschlechter, die einzelnen Sippen oder Familien lebten jeder ein abgeschlossenes Leben für sich. Aber diese stete Abgeschlossenheit entwickelte im Osseten die mächtige Kraft der Selbsthülfe und eine stete Bereitschaft zum Kampf, um sich und sein Eigenthum zu schützen.

Die Versammlung aller Hausväter eines Aules (Nichas genannt) repräsentirte die Verfassung, das Gericht und die Gesetze. Ein Jeder unterwarf sich bedingungslos dem Urtheilsspruch des Nichas, beugte sich vor den unabänderlichen alten Gebräuchen, deren Nichterfüllung mit Vertreibung oder sogar mit dem Tode bestraft ward. Innerhalb der Mauern des Hauses gab es nur eine einfache aber unantastbare und durch Jahrhunderte geheiligte Gewalt — den Willen des Vaters. Der Vater — das Haupt des Hauses — ist das lebendige Gesetz einer ossetischen Familie; auch der erwachsene Sohn wagt es nicht, den Vater zuerst anzureden, er wird nie in Gegenwart des Vaters sich setzen oder gar essen. Der Vater tritt ins Zimmer ein und alles erhebt sich; die Frau, die Söhne, die Hausgenossen, alles schweigt und wartet, was er sagt, was er befiehlt. Das Alter ist überhaupt sehr geehrt bei den Osseten. Der jüngere Bruder ist in allen Dingen dem ältern gehorsam, dient ihm, sitzt nicht in Gegenwart des ältern. Der Hausvater speist gesondert von der Familie; die jüngeren Glieder bedienen ihn. Er besitzt einen besondern, meist durch Schnitzarbeit verzierten, hölzernen Stuhl, der oft von hohem Alter ist und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Der Ossete sitzt nicht, wie die übrigen kaukasischen Bergbewohner, mit untergeschlagenen Beinen, sondern auf Stühlen und Bänken.

Beim festlichen Schmause spricht der Hausvater — ein Stück Fleisch in der einen, einen gefüllten Becher in der andern Hand — eine Art Gebet und begrüßt die Gäste; erst dann greifen die Anwesenden nach Speise und Trank. Auch bei anderen festlichen Gelegenheiten opfert der Hausvater den Göttern im Namen seiner Familie.

Nur der Hausvater darf die Frau oder den Sohn mit Tode strafen. Die Versammlung (Nichas) fällt den Urtheilsspruch, aber der Hausvater muß selbst die Todesstrafe an dem betreffenden Mitglied der Familie vollziehen.

Die Frau ist die anerkannte Sklavin des Mannes, sie ist sich dessen bewußt; sie trägt mit Freuden ihr Joch und schätzt das Wohlwollen ihres Gebieters über alles in der Welt; sie ist auf nichts so stolz als darauf, daß sie ihm dient, daß sie seine Gunst sich erwirbt. Die Frau wird einfach um Geld gekauft; der Preis schwankt zwischen 75 bis 500 Rubel (etwa 150 bis 1000 Mark). Der Ossete, selbst der Mohammedaner, hat selten zwei Frauen; in seltenen Ausnahmefällen einige Frauen. Außer der einen wirklichen gesetzlichen Frau hat er erlaubte Zuhälterinnen (Nomlussa genannt), welche aber nicht die Rechte der Hausfrau genießen; ihre Kinder erben nichts, sie heißen Kardasardy oder Kumiaky und waren früher eine Art Halbsklaven, bis 1867 bei Gelegenheit der Freilassung der Bauern in Rußland auch sie befreit wurden. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht vor den Männern nicht, aber sie bleiben von ihnen fern; sogar bei großen Festen tanzen und schmausen sie gesondert von den Männern.

Auf den Frauen liegt alle Mühewaltung und alle Arbeit des Hauses; es giebt aber kaum eine arbeitsamere und für das Haus nützlichere Hausfrau als die Ossetin. In Folge des abgeschlossenen und einsamen Lebens hat sie in ihrem Haus- und Familienleben alles gefunden, was ihr Leben erfüllt und ihr Streben befriedigt. Die Frau spinnt die Wolle ihrer Schafe und webt schöne weiche Tuche zur Anfertigung von Gewändern; sie näht dem Manne Stiefel; sie bereitet allerlei Besätze zum Schmuck der Kleider und Waffen. Der Ossete ist von Kopf bis zu Fuß von Produkten der Handfertigkeit seiner Frau bedeckt. Selbstverständlich ist, daß sie für Speisen und Getränke sorgt. Sie bereitet dem Manne den beliebten Branntwein, das Weizenbier, sie macht ihm wohlschmeckende Käsekuchen; sie bearbeitet die Felder; sie trägt das Holz auf ihrem Rücken aus dem Walde, sie schafft das Korn in die Mühle. Wie spät auch der Hausherr heimkehrt, das treue Weib harrt seiner, zieht ihm die nassen Gewänder oder die staubigen Stiefel aus, erwärmt ihn und giebt ihm zu essen — und der strenge Gebieter läßt alles geschehen, ohne nur ein Wort des Dankes zu sagen.

Aber sobald der Mann seine Frau mit einem Fremden antrifft, so wird die Frau ohne Weiteres gehängt — zur Strafe für den Treubruch.

Die alten patriarchalischen Sitten und strengen Strafen sind jedoch unter dem Einflusse der russischen Herrschaft und der russischen Gesetze jetzt im Verschwinden begriffen; das russische Gericht bestraft das Todesurtheil der Gemeinden (Nichas), sobald es von demselben Kunde erhält, doch bis in die tiefsten Schlupfwinkel des Gebirges dringt das Auge der Obrigkeit nicht. Es ist deshalb allmälig ein bedeutender Unterschied geworden zwischen den Osseten der Ebene und denen des Gebirges.

Fest eingewurzelt im Leben der Osseten sind vor allem die Sitten der Gastfreundschaft und die Achtung vor der väterlichen Gewalt. Da es in den Aulen der Osseten keine Wirthshäuser giebt, so ist der Durchreisende gezwungen, die Gastfreundschaft der Einwohner zu beanspruchen; da ist es nun die Pflicht des Reichen des Orts, uneingeschränkte Gastfreiheit zu üben. Der Reisende hat nur dabei die Pflicht, das nächste Mal unbedingt wieder in dasselbe Haus einzukehren, sonst beleidigt er seinen frühern Wirth aufs Schwerste. Doch kann unter Umständen die weit ausgedehnte Gastfreiheit auch einen Reichen zu Grunde richten.

Die Hochzeitsfeste, die Bestattungsfeierlichkeiten, die Todtenmahle richten aber unter Umständen eine ganze Aulbevölkerung zu Grunde. Wie arm auch ein Ossete ist, zur Hochzeit muß er den ganzen Aul einladen und den Patriarchen drei Tage lang mit Wein und Fleisch bewirthen. Die Todtenfeiern sind noch viel theurer und deshalb viel zerstörender: die Festessen zur Erinnerung an den Todten dauern ein ganzes Jahr hindurch; sie finden an jedem Sonnabend statt und am Jahrestage des Todten werden 6 bis 7 Stiere geschlachtet und dazu der ganze Aul eingeladen; dabei werden Wettrennen mit Prämien veranstaltet u. s. w.

Die Osseten hängen mit unendlicher Liebe an ihrer Heimath, mit großer Zähigkeit an den noch erhaltenen patriarchalischen Sitten und Gebräuchen, auch die gebildeten Osseten sehnen sich zurück in ihr heimathliches Dorf und in ihre altgewohnte Umgebung.

Von Seiten der russischen Regierung ist dem Lande Ossetien noch nicht die hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt worden. In Ossetien existirt heute noch keine einzige gute Landstraße; die sogenannte ossetische Militärstraße im Thale der Narden ist schon seit zehn Jahren im Bau, aber nicht fertig und doch sind ordentliche Verkehrsstraßen unbedingt nothwendig, um dem Handel und weiter der Bildung den Eingang zu schaffen. Für die Verbreitung und Sicherstellung des Christenthums geschieht so viel als möglich; es sind Kir-

chen und Priester genug vorhanden und der Ossete erfüllt gewissenhaft die christlichen Gebräuche; sie werden getraut, begraben unter Beihilfe des Popen. Was aber einem tiefern Eindringen des Christenthums in das Volk hinderlich ist, ist der Mangel jeglicher schriftlicher Literatur und der Mangel der Kunst des Schreibens.

Der Ossete macht seine Rechnung am Kerbholz; daneben dienen ihm unzählige Hirschgeweihe und Stierhörner als Chronik; bei Gelegenheit verschiedener Ereignisse hängen sie dieselben an die Thüren ihrer Volkstempel. Es giebt keine christliche Kapelle, keinen heidnischen Tempel, der nicht innen wie außen mit den Hörnern jener Thiere geschmückt ist.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist der erste schwache Grund zu einer Osseten-Literatur gelegt. Der Akademiker Sjögren hat zuerst ein ossetisches Alphabet zusammengestellt. 1844 erschien die erste ossetische Grammatik von der Hand Sjögren's. Später haben sich namentlich Schiefner und Uslar der Sprache der Osseten angenommen. Mit Hilfe des Sjögren'schen Alphabets ist denn auch der erste Versuch zur Ausgabe religiöser Bücher gemacht worden. Alle zum Gottesdienste nöthigen Bücher und Noten sind ins Ossetische übersetzt, auf Veranlassung der kaukasischen Gesellschaft zur Wiederherstellung des Christenthums. Dieselbe Gesellschaft hat auch mit der Gründung von ländlichen Schulen in Ossetien den Anfang gemacht. Im Jahre 1879 zählte man 24 Schulen der Gesellschaft, davon 7 für Mädchen (229 Schülerinnen) und 17 für Knaben (circa 750 Schüler). Es existiren daneben noch einige wenige von der kaukasischen Regierung verwaltete Elementarschulen.

Die Folgen einer allmälig sich verbreiteten Bildung unter den Osseten sind deutlich erkennbar; einzelne Osseten gehen in höhere Lehranstalten über, um hier oder sogar an einer Universität ihre Studien zu machen. Einzelne Osseten widmen sich sogar dem Erforschen ihrer eigenen Stämme, so z. B. Dschantenier Schanajer, B. Gatrieger und Andere.

Doch überall sehen wir nur die ersten Anfänge, es ist noch immer zu schaffen und zu arbeiten auf diesem Felde!

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

VIII.

Malaiischer Archipel.

Der „Globus" hat erst im vorigen Jahre eine eingehende Darstellung der Verhältnisse der Chinesen in Niederländisch-Indien aus der Feder eines Kenners dieses Gebietes gegeben („Globus" XXXVII, S. 231 ff.) und ich darf mich daher wohl begnügen, auf einige dort nicht hervorgehobene Punkte in aller Kürze noch aufmerksam zu machen, nachdem ich vorausgeschickt habe, daß nach den allerdings nicht alle wünschenswerthe Gewähr für Zuverlässigkeit bietenden Angaben des „Regerings-Almanak voor Nederlandsch Indië" für 1879 (vergl. hierüber Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 41) in der (geschätzten) niederländisch-indischen Gesammtbevölkerung von 22 863 765 sich 1876 309 759 Chinesen befanden. Im ganzen Sunda-Archipel dürfte man dann, angenommen, daß diese Zahl annähernd richtig, nicht viel weniger als $^1/_2$ Million annehmen. Und gerade in den nicht niederländischen Gebieten ist die Einwanderung in den letzten Jahren beträchtlich gewesen. In Atschin z. B. wanderte sofort nach Beendigung des Krieges in einem großen Theile des Landes eine größere Anzahl von Chinesen ein, welche in dem entvölkerten Reiche rasch lohnende Arbeit fanden. Ueberall wußten sie die Ruhe auszunutzen, welche nach den Siegen der Holländer im Lande herrschte. Im Laufe des Jahres 1878 kamen von Pinang 50 bis 70 Chinesen monatlich. In Edi, wo sie einen ausgiebigen Pfefferbau betreiben, wuchs die Zahl ihrer Häuser von 50 auf 80. Einen Maßstab für die Menge der Chinesen liefern hier wie überall die Erträge der Opium- und Spielhöllenpacht, welche 1878 549 000 G. ergaben, 359 000 mehr als 1877! Gegen Bedrückung durch die einheimischen Herren finden sie bei den Holländern rasche Hülfe. So wurde 1878 der Neffe des Sultans von Indragiri ins Gefängniß gesetzt, weil er seine chinesischen Kulis zwangsweise zu Mohammedanern gemacht hatte. Eine wahrscheinlich sehr übertriebene Schätzung im Journal des Débats Juni 1879 gab die Zahl von 80 000, wenn nicht mehr, Chinesen als Arbeiter auf den Tabakspflanzungen und dem Regierungsland von Atschin. Ohne Zweifel ist Nord-Sumatra überhaupt sehr stark von Chinesen besetzt. Beträchtlich muß auch noch immer die Zuwanderung nach den Zinninseln Banka und Billiton sein; die Bevölkerung der letztern wurde Ende 1876 zu 28 000, die von Banka zu 70 000 angegeben und sollte auf ersterer fast $^1/_5$ der Bevölkerung chinesisch sein, auf letzterer nahezu 20 000.

In Deli, wohin die chinesischen Kulis seit Jahren (theilweise gegen ihren Willen) in großer Zahl gebracht wurden und wo sie einer besonders schlechten Behandlung unterworfen sind — im Jahre 1877 wurden sechs europäische Pflanzer wegen Mißhandlung ihrer Kulis gerichtlich belangt und gewaltsame Festhaltungen von Kulis, die unter Vorspiegelungen hierher gelockt werden, scheinen häufiger zu sein als man im Interesse des europäischen Ansehens wünschen kann —, herrscht seit Jahren ähnlich wie auf der nahen Halbinsel ein aufständischer Geist. Mittelpunkt desselben und zugleich des chinesischen Handels ist die Hauptstadt Labuan, welche als fast nur aus chinesischen Hütten bestehend beschrieben wird. Die Qualität der hierher eingeführten Kulis ist eine der wenigst befriedigenden und viele sind zwangsweise eingeführt und festgehalten. Die Freiwilligen sind gewöhnlich gegen Vorzahlung in Pinang geworben und beeilen sich zu gehen, sobald sie ihre Vorzahlung abgeleistet haben. Entweichungen sind an der Tagesordnung. Der Gesundheitszustand ist bei dem feuchten Klima und den in den letzten Jahren in großem Maßstabe stattgehabten Lichtungen kein guter, die Sterblichkeit eine sehr große. Neben den Chinesen sind noch Klings und Javanesen auf den Pflanzungen thätig, aber die Chinesen sind die am wenigsten zufrieden stellenden, da

ihre Arbeitsleistung nur etwa $1/3$ von der ist, welche man in Java unter ähnlichen Verhältnissen voraussetzt. Ueber die Zahl der hiesigen Chinesen liegen keine genaue Angaben vor, doch ist sicher, daß die Lizenz-Steuer auf Chinesen 1879 nicht weniger als 37 000 Gulden abwarf. Aehnlich wie auf der nahen Halbinsel würde man auch hier überall wo indische Kulis zu haben sind, besonders solche von der Süd-Ostküste, sie wegen größerer Billigkeit ihrer Arbeit den Chinesen vorziehen. Aber man kann für die an Körperkraft oder an Intelligenz höhere Anforderungen stellende Arbeit ihrer doch nicht entrathen, und dann ist ihr Bezug schwieriger. So heißt es in Rathschlägen, welche in Perak sich niederlassenden Kaffeepflanzern ertheilt werden: „Man soll sich Einwanderer von der Madrasküste verschaffen. Chinesenarbeit ist theuerer und sollte nicht ausschließlich angewendet werden, wiewohl dieselbe, in einem gewissen Verhältnisse vertreten, räthlich ist.“ Mit indischer Arbeit sind östlich von Malacca bis jetzt nur wenige Versuche und mehr zufällige gemacht worden, weil der Bezug schwieriger ist, während die Chinesen selber kommen, um ihre Arbeit anzubieten. Doch soll in den letzten Jahren in Nord-Sumatra eine nicht unbedeutende Einwanderung beziehungsweise Einfuhr von sogenannten Klings stattgefunden haben. In Java nahm 1878 die chinesische Einwanderung so große Dimensionen an, daß die Blätter von Batavia und Surabaya öfter dem Unbehagen der Bevölkerung über diese Ueberschwemmung Ausdruck gaben und die Regierung aufforderten, mit größerer Strenge das Gesetz durchzuführen, welches keinem Chinesen anders als mit amtlicher Erlaubniß den Aufenthalt auf der Insel gestattet. Das „Java Dagblad“ vom 17. Januar 1880 giebt die Zahl der Chinesen in Java zu rund 200 000 an, was mit der erst im Jahre 1876 festgestellten Zahl von 115 411 nicht stimmt und wohl sehr übertrieben ist. Sogar die besseren Chinesen sollen nicht entzückt sein über die jährlich wachsende Zufuhr chinesischer Proletarier. Dieselbe wird mit der am 10. April 1880 ins Leben getretenen direkten Verbindung zwischen Batavia, Surabaya und Hongkong wohl nur immer noch zunehmen. Im August des Jahres 1878 wurden zum Ueberfluß noch in Batavia Zettel aufrührerischen Inhalts angeschlagen, welche einige Aengstliche bereits eine Revolte nach dem Muster der von 1740 voraussehen ließen. Die Europäer klagten, daß vom Haag aus sich unberechtigte humanitäre Einflüsse in die Regierung der asiatischen Kolonien mischen, welche, als von Asiaten bewohnt, asiatisch und nicht europäisch zu regieren seien. Unter anderen wurde auch beantragt, den Chinesen nicht mehr zu erlauben, ihre Bücher in chinesischer Sprache zu führen, da die große Zahl der Bankerotte chinesischer Handelshäuser fast sicher eine oft nachlässige und vielleicht noch öfter unredliche Buchführung vermuthen ließ, ohne daß doch eine wirksame Ueberwachung derselben möglich schien. Diese Frage war eine brennende, denn in Batavia fallirten von 1856 bis 1877 329 chinesische, 69 europäische, 29 arabische und 3 eingeborene Firmen. In den letzten zehn Jahren vor 1877 verhielten sich die Zahlen wie 207, 25 und 21. Da die Regierung das verlangte Verbot der chinesischen (und arabischen) Buchführung nicht erließ, thaten sich zuerst in Surabaya die europäischen Firmen zusammen, um eine genaue Untersuchung der Bücher jeder bankerotten chinesischen Firma herbeizuführen, und ähnliche Maßregeln wurden dann auch an anderen Plätzen Niederländisch-Indiens beliebt.

Böses Blut machen auch die nicht selten vorkommenden Fälle von Menschenraub durch Chinesen, die, wiewohl hart bestraft, doch alljährlich wiederkehren. Der direkte Handel zwischen China und Niederländisch-Indien ist nicht beträchtlich. Java (unter diesem Titel erscheint dieses Kolonialreich in den Listen der chinesischen Zollverwaltung) führte 1879 für 293 727 Haikuan Taels aus China ein und für 120 035 nach China aus. Nach der letzten uns bekannt gewordenen Zusammenstellung liefen 1876 232 Schiffe mit 8276 T. unter chinesischer Flagge in niederländisch-indischen Häfen ein.

Noch eine, wie es scheint, wenig bekannt gewordene Thatsache zur Geschichte der Chinesen in Niederländisch-Indien möge hier Erwähnung finden. Mit Hilfe von Chinesen war es nämlich, daß hier schon vor 40 Jahren Versuche zur Einbürgerung der Theepflanze gemacht worden sind, die später mit so großartigem Erfolge im Himalaya wieder aufgenommen wurden. Junghuhn erwähnt in seinen Topogr. und Naturwiss. Reisen (1845) S. 186 eines Theegartens am Abhang des Tankuban Prahu, wo Thee unter Aufsicht von Chinesen gebaut und zubereitet wurde. 1876 betrug der Werth des ausgeführten Thees nicht mehr als 226 000 Gulden.

Die Volkszählung der **Philippinen** vom 1. Januar ergab eine Bevölkerungszahl von 6 173 632, wovon eingeborene und gemischte Christen 5 501 356, Heiden 602 853 und Chinesen 30 797. (Vergl. über diese Zählung Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 45.) Die Zahl der letzteren ist also beträchtlich kleiner als sie gewöhnlich von den Reisenden angegeben wurde, auch wenn man annimmt, daß noch einige Tausend auf Rechnung der christlichen Chinesen-Mestizen hinzuzufügen wären. Die größte Zahl von ihnen kommt auf Manila, wo sie so zusammengedrängt leben, daß 1879 der Corregidor dieser Stadt jedem von ihnen 40 Fuß Raum zwangsweise zutheilen mußte. Aber auch an den kleineren Plätzen wie Cebú, Iloilo und dergleichen sind sie, wenn nicht in großer Zahl, doch in großem Einfluß vertreten. Der britische Konsularbericht für erstern Ort giebt z. B. an, daß sie dort 54 Kaufgewölbe besitzen, meist Zweiggeschäfte von Manilahäusern, und daß sie ihre Geschäfte so sparsam und schlau führen, daß von Wettbewerbung mit ihnen auf europäischer Seite keine Rede sein könne. Die Versuche europäische Waaren direkt in Schiffsladungen hier anzubringen sind in keinem Falle geglückt, der Handel wird ausschließlich über Manila geleitet. Aber so wie in diesen Plätzen beherrschen sie ihn in jedem irgendwie bedeutendern Dorfe an der Küste und sind nicht minder einflußreich auch in der jüngsten Erwerbung der Spanier im Sulu-Archipel. Als daher Sulu mit dem, allerdings noch nicht von allen Mächten anerkannten, Uebergang in spanische Herrschaft (1. Januar 1877) zum Freihafen erklärt und die Einwanderung dahin von den spanischen Behörden befördert wurde, erhoben sich sofort in Manila Stimmen, welche auf die Gefährlichkeit des niedern chinesischen Elementes für jede Fremdherrschaft in diesen Theilen aufmerksam machten. Manila, Batavia, die Straits Settlements lieferten schlagende Beispiele für ihre Gesetzlosigkeit und die Gefahr der Hinausdrängung aus der wirthschaftlichen und endlich auch der politischen Herrscherstellung, mit welcher sie die Europäer bedrohten. Ihre Feindseligkeit gegen die Spanier hatten sie durch Konspiration mit den Moros bei der Eroberung Sulus allerdings nicht minder deutlich bewiesen als drei Jahrhunderte früher bei der Eroberung der Philippinen. Noch bei den kleinen Anfällen auf Spanier, welche 1877 stattfanden, wurden Chinesen mitgefangen. Ueber ältere Beziehungen zwischen Chinesen und Spaniern auf den Philippinen handelt ein Programm von F. Blumentritt „Die Chinesen auf den Philippinen“ (Leit-

meritz 1879), welches seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt worden. Vergl. „Globus“ 1879, II, S. 191.

J. A. B. Wiselius widmet in seinem Werk „Een Rezoek aan Manila en Omstreken“ (Haag 1876) den Chinesen einen besondern Abschnitt, der insofern etwas lehrreicher ist als die meisten entsprechenden Abschnitte der gewöhnlichen Reisebeschreibungen, als Wiselius die Lage dieses Volkes auf den Philippinen mit der in Niederländisch-Indien vergleicht. Er findet, daß die Chinesen hier als Heiden gegenüber den katholischen Eingeborenen und Mischlingen vor dem Gesetze schlechter gestellt sind, indem der Christ fast immer Recht behält. Er behauptet, daß selbst die Ermordung eines Chinesen nur mit dreijähriger Verbannung gestraft werde. Dem Haß gegen den Chinesen liege aber in demselben Maße auch Neid wegen seiner auf Emsigkeit und Sparsamkeit sich gründenden wirthschaftlichen Erfolge zu Grunde. Ueber die Erfolge der Chinesenmissionen urtheilt Wiselius sehr abfällig, denn die christlichen Chinesen der Philippinen würden sogleich wieder nach ihrer Rückkunft nach China Heiden. Den Wucher mit den Eingeborenen begünstigt auch hier die seltsame Vorliebe des im Uebrigen den Chinesen hassenden Malaien gerade für ihn in allen Handels- und Geldgeschäften. Daß alle Chinesen, welche nach den Philippinen kommen, sich taufen lassen, „um sich die Gunst der Padres zu erwerben, welche sie nothwendig für ihren Handel brauchen“ (De Man, Iles Philippines. Anvers 1875, 206), ist wohl eine touristische Uebertreibung. Die Schilderung der Feier des St. Nikolaustages und der Umstände, welche die Chinesen dazu bewogen, gerade den heiligen Nikolaus als Patron zu wählen, in dem genannten Werke ist indessen interessant.

Der direkte Handel der Philippinen mit China belief sich 1879 auf 251 494 Haikuan Taels, wovon 149 103 nach China, 102 481 nach den Philippinen gingen. Chinesische Schiffe verkehrten in keinem der philippinischen Häfen. Aus einer neuern Mittheilung des „Diario“ möge hier noch angefügt sein, daß die Opiumpacht für Iloilo und Antique 1880 für 51 006, die in der Provinz Leyte für 36 000, die in der Isla de Negros für 18 550 Pesos für drei Jahre vergeben wurde. Und endlich sei erwähnt, daß am 2. Mai 1880 das für die Entwickelung des chinesisch-philippinischen Verkehres wichtige erste Kabel Manila-Hongkong fertig gelegt ward, während am 20. April desselben Jahres der erste Dampfer einer Linie Amoy-Manila-Batavia in Manila eintraf.

Ueber die Sittlichkeit der Mischlinge.

Von **Karl Lamp.**

Manche Reisebeschreibungen enthalten die Bemerkung, daß die aus der Mischung verschiedener Racen, wie z. B. der europäischen und der amerikanischen, hervorgegangenen Menschen schlechthin moralisch und oft auch körperlich nichts nütze seien.

Irgend Jemand hat dieser Aufstellung folgende Formulirung gegeben: „Die Mischlinge erben alle schlechten und keine der guten Eigenschaften der beiden Racen, denen sie entstammen.“ In dieser Form, die etwas Ueberzeugendes hat, weil sie sehr entschieden auftritt, spricht der Eine dem Andern jene Behauptung gedankenlos nach. Damit wird über eine Menschengattung, welche einen sehr großen Bruchtheil der Bevölkerung des spanischen Amerika ausmacht, mittelbar also auch über diese als Gesammtheit, ohne Weiteres der Stab gebrochen. Und dies geschieht für alle Zukunft. Denn die zum Arbeiten und Gehorchen bestimmte Masse wird hier mit der Zeit immer mehr gemischten Blutes werden. Wer also behauptet, daß das letztere gar nichts taugt, spricht damit diesen Ländern überhaupt eine Zukunft ab. Denn die Europäer taugen in ihnen nicht zum Arbeiten; sie sind dort zum Gebieten berufen.

Daß dies so ist und so sein müsse, davon bin ich fest überzeugt. Um so weniger wird man einen falschen Philanthropismus darin sehen, wenn ich behaupte, daß die verschiedenen Menschenracen nicht durch eine so schroffe Kluft von einander getrennt sind, wie jene Ansicht nothwendiger Weise voraussetzen muß. Diese Behauptung läßt sich auf wissenschaftliche Autoritäten, u. a. die Peschel's, stützen. Wenn, wie sie annehmen, die Einheit des Menschengeschlechtes wahrscheinlich eine Thatsache ist, so ist nicht einzusehen, warum nicht seine verschiedenen Spielarten eine gedeihliche Nachkommenschaft mit einander sollten erzeugen können.

Bleibe diese Principienfrage denen überlassen, die sie aufgeworfen haben, nämlich den Gelehrten von Beruf. Uns beschäftige das, was jeder Einsichtige aus eigener Lebenserfahrung schöpfen kann. Darf und kann man von einer großen Klasse von Menschen schlechthin behaupten, sie sei bösartig von Natur? Die Menschen sind doch im Durchschnitt recht harmlose, weder schlechthin böse noch schlechthin gute Wesen. Bösartig wird unter ihnen in der Regel — vorausgesetzt, daß überhaupt ein Theil Bosheit in seinem Wesen liegt —, wer mit Kraft oder Feinheit begabt, trotz dieser Eigenschaften zu den Zielen, welche die eine oder die andere sich steckt, durch sehr ungünstige Umstände hindurch nicht dringen kann oder wer durch dieselben in Verwahrlosung geräth. Dasselbe, was von den Menschen im Allgemeinen, gilt auch von den Mischlingen. Es ist nicht wahr, daß sie, eben weil sie gemischten Blutes sind, deshalb allein schon verdorbenen Blutes und gewissermaßen dazu prädestinirt seien, schlechte Bürger abzugeben. Wenn und wo sie es sind, da sind sie es durch die Umstände geworden, nicht, weil sie einem angeborenen Zuge ihrer Natur folgten.

Es sind nun besonders ungünstige Umstände für die Sittlichkeit der Mischlinge da vorhanden, wo eine große Anzahl von Menschen der einen und der andern Race in vorübergehende Berührung mit einander tritt. Das ist in den großen Städten und ganz besonders in den Bergwerksorten der Fall. Der Europäer geht dorthin, um möglichst schnell sein Glück zu machen. Ein weiterer Zweck leitet ihn nicht; er wird durch kein Band der Zuneigung an Land und Leute geknüpft, sondern sieht in den letzteren nichts als Werkzeuge, die ihm jenen Zweck müssen erreichen helfen. Vielleicht will er einst mit dem erworbenen Reichthum in die alte Heimath zurückkehren, vielleicht auch ihn in der europäisirten Hauptstadt der neuen genießen; denn es gefällt ihm recht wohl unter den unterwürfigen Menschen derselben, die noch immer in dem Europäer den Sprößling aus der Race der Eroberer sehen. Auf jeden

Fall gedenkt er an seinem zeitweiligen Aufenthaltsort gar nicht und überhaupt erst dann sich einen eigenen Hausstand zu gründen, wenn er ein Bedeutendes erworben hat; denn um die einem Europäer in diesen Ländern zukommende und gewohnte Rolle eines großen Herrn zu spielen, dazu gehören recht bedeutende Mittel. Er ist nun aber jung und seine jugendliche Natur verlangt mittlerweile ihre Rechte. Er geht Verhältnisse ein mit braunen Weibern, die sich geehrt fühlen, wenn der Fremde ihnen seine Gunst schenkt; weiß man doch, daß, während noch die Hauptstadt Mexiko auf das Hartnäckigste gegen den Cortez von den Männern vertheidigt ward, schon viele der Frauen willig den Eroberern dienten. Den Folgen kann er sich leicht entziehen und geht daher um so leichtsinniger zu Werke. Vielleicht haben ihn unterdeß seine Interessen an einen andern Ort gerufen — wie denn die Eingewanderten selten von vornherein an einem und demselben Aufenthaltsorte bleiben, vielmehr, von wechselnden Interessen und Neigungen bald hierhin, bald dorthin geführt, gleichsam ein nomadisches Leben führen —, wenn nicht, so kann ihm die arme Eingeborene doch nichts anhaben und versucht es nicht einmal; höchstens bettelt sie ihn an. Aus eigenem Antriebe sich des Sprößlings anzunehmen, das fällt dem Fremden nicht leicht ein; er wäre ihm ein Stein des Anstoßes auf dem Wege. Ueber Gewissensbedenken kommt er leicht mit der Betrachtung hinweg, daß er einem Mitgliede der verachteten dienenden Race keine Rücksicht schuldig ist. Der Bastard hat also von dem Vater gar nichts, nicht einmal, daß sich derselbe die Mühe gebe, ihn kennen zu lernen, zu erwarten; von der ganzen väterlichen Race sieht er sich zurückgestoßen und verachtet. Die Mutter allein muß die Last tragen, ihn groß zu ziehen. Nun thut ja freilich die Mutter überall bei dem Aufziehen der Kinder das Beste; unter gewöhnlichen Umständen wäre es daher kein allzu großer Verlust für dasselbe, wenn es allein unter der Mutter Obhut steht. Aber in unserm Fall kann sich die Mutter selbst nicht helfen. Schon damit, daß sie nach der großen Stadt zog, hat sie sich gewissermaßen von ihrer Sippe losgerissen; dadurch, daß sie mit dem Fremden sich einließ, ist sie ganz ausgeschieden. Sie hat keine Heimath, keinen äußern noch innern Anhalt mehr; wie also sollte sie ihren Kindern einen Halt geben können? Wenn dieselben überhaupt aufkommen, so thun sie es in der Regel als geistig und sittlich, häufig selbst körperlich verwahrloste Wesen, die dann ihrerseits die Kinder, denen sie in freier Liebe das Leben geben, in eben solcher oder in noch schlimmerer Verwahrlosung aufwachsen zu lassen pflegen. So hat sich in den großen Städten des spanischen Amerika, z. B. in Mexiko, aus den Mischlingen ein Pöbel gebildet, wie man ihn sich schmutziger und hündischer kaum denken kann. Die Mehrzahl der Verbrecher in diesen Ländern geht aus ihm hervor. Er bietet dem politischen Verschwörer stets willige Rekruten. Er wäre noch viel gefährlicher, wenn er mehr Muth hätte. Es mangelt ihm daran nicht, aber er ist, der Natur des mütterlichen Stammes entsprechend, mehr passiv als aktiv. Im gewöhnlichen Leben ist seine Waffe die Verschmitztheit in kleinem Maßstabe; vivo („lebendig", hier in dem Sinne von „verschmitzt") zu sein, gilt als das höchste Lob.

Ganz anders liegt die Sache auf dem Lande. Zwar treffen auch hier Mitglieder der verschiedenen Racen auf einander. Allein sie finden sich unter wesentlich verschiedenen Umständen zusammen. Von Europäern ist nur einer oder sind nur einige da, die schon der Geselligkeit halber darauf angewiesen sind, auf die Art von Land und Leuten einzugehen, wenn sie auch nicht das Eigenartige derselben dazu zwänge und reizte. Nun bleibt zwar immer der Europäer — oder der Abkömmling von Europäern — ein Herr. Allein er ist nicht einer aus der Masse der städtischen Herren, den man nur dann und wann einmal flüchtig sieht, sondern eben „der Herr"; wenn er jung ist, so zu sagen, der Junker, wie denn das spanische Wort niño (Kind), mit dem auf dem Lande die Eingeborenen beider Geschlechter, zärtlich, wie sie sind, den anständigen jungen Europäer anzureden pflegen, so gebraucht, diesen Sinn hat. So entsteht ein Verhältniß ähnlich demjenigen, welches früher zwischen den Rittern und ihren landbauenden Schutzbefohlenen statthatte. Das ist immerhin ein sittliches Verhältniß, insofern es Dauer hat und an die naturwüchsige Sitte eines besondern Orts nothgedrungen sich anlehnt. Dieser Boden ist günstig genug, daß die Mischlinge trotz ihrer unehelichen Geburt in ihm Wurzeln schlagen können. Sie wachsen in der Sitte des Landes und der Leute auf, in deren Mitte sie geboren sind, und werden, um es kurz zu sagen, Indier. Nicht viel minder als diese unterscheiden sie sich, trotz ihrer weißern Färbung, von den städtischen Mischlingen, von denen sie denn auch, ebenso wie ihre ungemischten Vettern, ohne Weiteres nicht anders denn „indios" genannt werden; es ist eben nicht der Gegensatz der Farbe, sondern der der Lebensformen der wichtigere. Etwas von dem unruhigen Blute des väterlichen Stammes mag auch in die ländlichen Mischlinge übergegangen sein und sie ein wenig von ihren apathischen Verwandten ungemischter Race unterscheiden: im Wesentlichen sind beide sich gleich. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß unter den Mischlingen auf dem Lande — aus deren Zahl ich auch einige von deutschen Vätern herstammende und von denselben mit Gewissenhaftigkeit, die man bei Spaniern in solcher Angelegenheit nicht leicht antreffen wird, groß gezogene als sehr achtenswerthe und in der That geachtete Menschen kennen gelernt habe — so biedere, treu ergebene, zuverlässige Menschen sich finden, wie unter den Indiern selbst und wie man nur wünschen kann, und daß ferner die Behauptung, Mischlinge seien nicht fähig, sich fortzupflanzen, brächten jedenfalls keine kräftige Nachkommenschaft zur Welt, in der Wirklichkeit keineswegs begründet ist. Ihre Nachkommenschaft ist eine sehr zahlreiche, und wenn von derselben aus Mangel an Aerzten und an sorgfältiger Behandlung überhaupt sehr viele sterben, so sind die Ueberlebenden dafür desto kräftiger. Sie würden z. B. fast ohne Ausnahme für den Soldatendienst brauchbar sein, was man von der militärpflichtigen Jugend in Europa gewiß nicht behaupten kann.

Die Grenzansiedelungen im Semirjetschensk.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte die „Turkest. Ztg.“ Ende December 1880 eine längere Denkschrift, deren Vorschläge jetzt wohl schon in Ausführung begriffen sind, und die im Wesentlichen Folgendes besagt:

Mit der Rückgabe des Gebietes von Kuldsha an die Chinesen ist die Frage der Einrichtung neuer Grenzposten und der anderweitigen Vertheilung der Truppen im Oblast Semirjetschensk eng verbunden. Zunächst muß auf dem Wege, der vom Oberlauf des Ili zur neuen Grenze führt, etwa in der Gegend von Borochudzir an einem möglichst auch landwirthschaftlich günstigen Punkte, ein befestigter Grenzpunkt angelegt werden, um unser Gebiet gegen plötzliche Einfälle von China aus zu decken. So lange Kuldsha in unserm Besitz war, waren wir durch natürliche Hindernisse — hohe Gebirgsketten mit höchstens zwei oder drei mühsamen Uebergängen, hinter denen wasserlose Sandsteppen lagen — gegen solche Einfälle gesichert, denn der Gegner konnte keine größeren Scharen dort versammeln und verpflegen. Mit der Rückgabe von Kuldsha aber gewinnen die Chinesen eine Basis, die für ihr Auftreten gegen ihre westlichen Nachbaren, sowohl die Russen als die halb unabhängigen Nomaden, die immer zum Aufruhr geneigt sind und die China nur mühsam unter seiner Botmäßigkeit hält, von wesentlicher Bedeutung ist. China besitzt jetzt die Möglichkeit im Thale des obern Ili eine beträchtliche Menge Truppen zu versammeln und unsere neue Grenze ist gegen dieses Gebiet auf eine beträchtliche Strecke von Tschugutschak ab ganz offen. Unsere Militärverwaltung muß deshalb die Anlage eines größern befestigten Punktes, die Verstärkung der Befestigungen von Bachty und Muzart und ferner auf der ganzen Grenzlinie die Anlagen neuer Militäransiedelungen (Stanitzen) in Aussicht nehmen, die als sichere Schutzwehr gegen alle Angriffe der Chinesen dienen können.

Bei solchen Grenzpunkten wie Borochudzir, Bachty, Muzart, Naryn ist zur Verstärkung ihrer militärischen Bedeutung wie auch der wirthschaftlichen Vortheile für die Bewohner der Befestigung die Ansiedelung von einigen hundert Kazaken und Bauerfamilien erforderlich, die aus Sibirien und dem Orenburger Gebiet herbeizuholen und, wie weiter unten angegeben, auf die einzelnen Punkte zu vertheilen sind. Außer der Anlage einer neuen Festung auf dem geraden Einfallswege aus dem Thale des obern Ili in das Gebiet von Semirjetschensk und der Verstärkung der genannten Punkte ist auch eine Vermehrung der Garnisonen erforderlich und schließlich des dortigen Kasakenheeres, welches bis jetzt nur aus zwei Regimentern besteht. Der Bericht schätzt die Zahl der neu Anzusiedelnden auf etwa 800 Familien und bespricht dann die zu ihrer Aufnahme vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus geeignetesten Gebietstheile. Die zum Ackerbau geeignetesten Striche in dem Oblast sind wenig zahlreich, sie liegen in schmalen Streifen am Fuße der Gebirge und an den Flußläufen entlang, aber viele von diesen Ländereien sind noch ganz unangebaut. An russischen Ansiedelungen waren bei der Einrichtung des Oblast als selbständiges Gebiet zwei Städte (Kopal und Sergiopol) mit Kazakenstationen dabei, und zehn Kazakenansiedelungen vorhanden. Bei ihrer im Ganzen nur 17 500 Köpfe zählenden Bevölkerung konnten sie für den Ackerbau nicht viel thun, und die eingeborene Nomadenbevölkerung ist vollends für die Thätigkeit nicht geeignet. Es haben deshalb wiederholt Untersuchungen behufs Gründung von neuen Ansiedelungen stattgefunden, aber weil diese wesentlich politische Zwecke verfolgten (die Unterwerfung der Kirghizen-Steppe), so beschränkte sich der Erfolg auf die Anlage von Kazakenstationen an einigen Punkten längs der chinesischen Grenze. Nach Einrichtung der selbständigen Verwaltung des Bezirkes wurde eine größere Ausdehnung der Landwirthschaft bei dem natürlichen Reichthum des Bodens, den die Nomaden ganz unbenutzt liegen ließen, nothwendig. Man mußte deshalb auf Ansiedelung einer Ackerbau treibenden Bevölkerung Bedacht nehmen. Es wurden die dazu geeigneten Ländereien wiederholt durch besondere Kommissionen untersucht, namentlich unter dem Militärgouverneur General Kolpakowski. Es wurden auf Grund der Untersuchungen 53 Punkte zu Ansiedelungen ausgewählt, außerdem aber noch 40 Poststationen an den Haupt- und Nebenstraßen zu je fünf bis zehn Familien. Diese kleinen Ansiedelungen an den Poststationen sollten besonders im Winter die Unterbringung und Weiterbeförderung der Transporte sicherstellen. Trotz aller schon damals gewährten Begünstigungen sind aber viele der ausgewählten Punkte noch heute gar nicht oder nur unvollständig besetzt und vieles zum Anbau geeignete Land blieb wüst.

Die Verpflanzung von Kazaken aus Orenburg und Sibirien scheint das geeignetste Mittel, die Kopfzahl der Bevölkerung zu heben. Von den zur Ansiedelung bestimmten Gegenden sind jetzt die Thäler der Flüsse Katschkarka und Ottug vom Kapitän Larionow wirthschaftlich aufgenommen worden. Das Thal der Katschkarka umfaßt danach 25 000 Deßjätinen, von denen 14 000 zum Anbau geeignete für etwa hundert Familien Raum haben. Außer anderen Vortheilen hat eine Ansiedelung dort den fischreichen See Issyk-Kul in der Nähe (40 Werst), findet reiche Steinsalzlager im Thale selbst, und Wasser zur Berieselung der Felder. Brauchbares Bauholz kann bequem auf der Poststraße am Naryn von dem Gebirge Karaunkurt geholt werden.

Das Thal des Flusses Ottuk bietet von seiner Vereinigung mit dem On-artschi bis zur Mündung in den Naryn auf einer Strecke von 15 Werst mit den schmalen Thälern der von Osten kommenden kleinen Zuflüsse Itschkebassi und Kur-terek etwa 2500 Deßjätinen zum Ackerbau geeigneten Landes, ungerechnet die auf dem westlichen Ufer liegenden vollkommen zum Ackerbau geeigneten Schluchten. Das ganze Thal vom Flusse Karagodshur bis zum Naryn hat eine Länge von 40 Werst; die Bergabhänge im obern und mittlern Theile desselben sind reich an Tannenwaldungen und verschiedenartigem Strauchwerk. In diesem Thale können etwa 50 Familien angesiedelt werden. Auch in den Thälern der Flüsse Dshungal und Kurtha sind nach dem Urtheile kompetenter Personen Klima und Bodenbeschaffenheit für eine Ansiedelung völlig geeignet, aber sie haben den Uebelstand, daß ihre direkte Verbindung nach Tokmak sehr beschwerlich ist, weil der Weg über hohe Bergpässe und durch tiefe Furten über die mit Steingeröll angefüllten Gebirgsbäche führt. Die Anlage eines Weges kann diesen Uebelständen abhelfen. Die beiden Thäler selbst bieten Raum für etwa 120 Familien; mit genauer Vermessung derselben war im vorigen Jahre ein Topograph beauftragt. Bei der

ersten Ansiedelung von Bauern in der Kirghizen-Steppe (damals Kreis Koktschetawsk) in den Jahren 1849 und 1850 und deren Ueberweisung zum sibirischen Kazakenheere wurden je 30 Deßjätinen auf den Kopf gerechnet, dasselbe Maß wurde in den Jahren 1855 und 1856 festgehalten bei Anlage der Stanitzen Lepsa und Urdshar. Im Jahre 1876 wurde aber bestimmt, daß nur auf jede männliche Seele der Kazakenheere je 30 Deßjätinen anbaufähigen Landes gerechnet werden sollten, außerdem je 300 Deßjätinen Kirchenland, und endlich sollte, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden war, ein Drittheil des ganzen Landgebietes der Stanitza in Reserve behalten werden. Diese Anordnung gestattet die landwirthschaftliche Ansiedelung neuer Einwanderer im Kazakengebiete, wenn auch die Zahl in jedem einzelnen Falle noch nicht genau festzustellen ist.

Die Verpflanzung von Kazaken aus der Orenburger und Sibirischen Linie an die neuen Punkte in Semirjetschensk auf eine Entfernung von über 2000 Werst läßt sich im Laufe eines Jahres nicht bewerkstelligen. Die neu Ankommenden müssen den ersten Winter an bewohnten Orten, möglichst nahe bei ihren Ansiedelungsplätzen, zubringen; je früher sie aus ihren alten Wohnsitzen ausbrechen, um so besser ist es, denn sie können dann den Bewohnern der Orte, wo sie den Winter zubringen, noch bei den Feldarbeiten und der Einbringung der Vorräthe für ihren Winteraufenthalt helfen.

Als Sammelpunkt für die Kazaken des Orenburger Heeres kann dienen die Stadt Orsk, für die sibirischen Kazaken die Stadt Semipalatinsk, und die Ueberführung nach dem Oblast Semirjetschensk kann von dort auf den Hauptstraßen bis zum Ueberwinterungspunkte in Abtheilungen von etwa 50 Familien erfolgen. Als Ueberwinterungspunkte sind in Aussicht genommen für die Orenburger Kazaken Aulie-ata, wenn es nicht möglich ist, sie bis in den Kreis Tokmak zu führen (wo sie dann in dieser Stadt und den Dörfern des Kreises bleiben können), für die sibirischen Kazaken die Städte Sergiopol, Kopal und die Stanitza Urdsharsk.

In den Jahren 1855 und 1856 wurden sibirische Kazaken in dem Trans-Ili-Gebiet angesiedelt, hier eine Befestigung angelegt und diese durch Pikets mit Kopal verbunden. Bei der jetzigen Verpflanzung von Bauern und Kazaken aus Orenburg und Sibirien nach Semirjetschensk wird vorgeschlagen, sie unter denselben Bedingungen wie damals, erstere in den Kreisen Tokmak, Wjerny und Issyk-kul, die sibirischen in den Kreisen Sergiopol und Kopal zu vertheilen. Das Verzeichniß der dazu ausersehenen Ortschaften umfaßt für Bauern: 8 Orte im Kreise Wjerny (3 davon noch ganz unbewohnt), 4 im Kreise Kopal (davon 1 unbewohnt), 9 im Kreise Sergiopol, 5 im Kreise Issyk-kul und 8 im Kreise Tokmak (davon 3 noch unbewohnt), dazu 30 Pikets für je 35 resp. 70 Seelen: an den Poststraßen von Sergiopol nach Taschkent 14 (davon 6 noch unbewohnte), von Sergiopol nach Urdsharsk 4 (alle noch neu zu besiedeln), von dem Piket Altyn-zemel nach Borochudzir 1 (neu), von Tokmak nach Fort Narynsk 4 (neu) und von Tokmak nach der Stadt Karakol 7 (davon 4 neu). Im Ganzen sind diese Punkte bis jetzt von 3693 Seelen bewohnt und sollen durch Zuzug von 12 903 Seelen auf eine Bevölkerung von 16 596 Seelen gebracht werden. Für Kazaken treten dazu noch acht weitere Orte in den genannten fünf Kreisen (2 davon neu zu besiedeln) und 13 Pikets (davon 6 neue) an den Poststraßen von Sergiopol und Wjerny nach Taschkent und von Sergiopol nach Stanitza Urdsharsk. An den Kazakenorten wohnen bis jetzt 2187 Seelen und 2449 sollen nach dem Plane neu angesiedelt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter dem Titel „Ethnologische Forschungen über Ost-Europa und Nord-Asien“ gedenkt Prof. W. Tomaschek in Graz eine Reihe ethnologischer, historisch-geographischer, kulturgeschichtlicher und sprachwissenschaftlicher Abhandlungen, jede zu 60 bis 100 Seiten, auszuarbeiten, welche sich vorzugsweise mit dem großen Gebiete, das die „mongolischen“ Völker (im weitesten Sinne des Wortes) eingenommen haben, beschäftigen werden. Es ist das ein Unternehmen, welches der Ethnologie reiche Früchte zu bringen verheißt, aus welchem für die rein anthropologische Seite der Völkerkunde, welcher auf diesen Gebieten so vielfach noch im Dunkelen herumtappt, mächtige Unterstützung und Förderung erwachsen wird. Der Verfasser bringt für seine subtilen Untersuchungen ein gelehrtes Rüstzeug in Gestalt von Sprachkenntnissen, Belesenheit und Kritik mit, wie es wenigen seiner Fachgenossen zu Gebote steht, und wenn er die Fortsetzung seiner Studien, richtiger deren Veröffentlichung, von der Stimme der wissenschaftlichen Kritik und von dem Interesse des gebildeten Publikums abhängig macht, so wird erstere zweifellos in bejahendem Sinne verlauten, das zweite aber möchten wir mit allem Nachdrucke auf diese Arbeiten von seltener Schärfe und Gediegenheit hinlenken. Tomaschek verheißt uns in zwangloser Folge die Bearbeitung folgender Stoffe: Die Rumänenfrage; die Völkerstellung der Albanesen; die Anfänge der Bulgaren; die Slovenen in Hellas; Urheimath und Urzustände der Slaven; die Goten in Taurien; Alanen und Oseten; die Anfänge der Russen; Prussen, Litauer und Letten; die Wolgafinnen und Permier; die ugrischen Völkerschaften; die Völker des Tundragebietes; die Völkerstellung der Jenisseier; die ältesten Nachrichten über die Türken; die Nomaden der mongolischen Wüste; die Orotschon-Tungusen als Typus der Renthiermenschen; das Fischervolk der Giljäken und Ainos; die Völkerstellung der Japanesen und Koreaner; Nachrichten über die Bewohner des Tarym-Beckens; die Galtschas im Pamir; die Ureinwohner des russischen Kaukasus. Davon ist erschienen „Die Goten in Taurien“ (Wien, A. Hölder 1881), worin alle Nachrichten aus Inschriften, Urkunden und Schriftstellern gesammelt und besprochen sind, welche sich auf jenen spärlichen Bruchtheil des Goten-Volkes beziehen, der etwa seit der Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts bis in das 17. Jahrhundert hinein in der Krim seine nationale Sonderexistenz bewahrt hat. Bald nach 251 kamen die Goten in den Besitz des kimmerischen Bosporos; aber während die Hauptmasse derselben sich über die ganze römische Welt zerstreute, überdauerte der Bruchtheil, welcher in den Gebirgen Tauriens sitzen blieb, alle Stürme der Völkerwanderung. Vom 16. December 1562 ist der Brief des kaiserlichen Gesandten bei der Pforte, Busbecke, datirt, in welchem er eine Anzahl gotischer Wörter mittheilt, die er von zwei Mitgliedern des Stammes selbst erfragte (etymologisch erklärt auf S. 58 bis 67). Schon damals war derselbe stark gräcisirt; 1776 kommt dann der gotische Name zum letzten Male

im kirchlichen Sprachgebrauche, worin er sich am längsten erhalten hat, vor. Nicht auf die Goten allein aber beschränkt sich die Schrift; alle die zahlreichen Völker, welche nach einander am Norduser des Pontos herrschten und mit jenen in Berührung kamen, Taurer, Skythen, Alanen, Byzantiner, Hunnen, Awaren, Chazaren, Petschenegen u. s. w., werden behandelt, und auf ihre Geschichte fällt manches helle Licht. Es ist ein vortreffliches, lehrreiches Heft, mit seinen 75 Seiten mehr werth, als manches dickleibige Buch; möge es bald Nachfolger erhalten!

— Wie der „Warsch. Kur." mittheilt, zählte die Stadt Warschau nach den statistischen Feststellungen zu Anfang des Jahres 1881 ohne die Truppen der Garnison 379 763 Einwohner (182 405 männliche und 197 358 weibliche). Der Religion nach waren katholisch 222 847, jüdisch 127 095, protestantisch 18 320, griechisch-katholisch 11 113, armenisch 206, mohammedanisch 45 und verschiedenen Sekten angehörig 137. Der Stellung und Beschäftigung nach gehörten zum erblichen Adel 14 415, zum persönlichen Adel 6647, zur Geistlichkeit 66 Mönche und 321 Weltgeistliche; Ehrenbürger waren erblich 1123, persönlich 1340, Kaufleute und Industrielle 42 246, Handwerker 51 691, einfache Bürger 234 149, verabschiedete und der Reserve angehörige Soldaten 16 528 und Fremde 11 237.

— Ueber die Schifffahrt auf dem Onega-See im Jahre 1880 theilen die „Olon. Gub. Wjed." in der Hauptsache Folgendes mit: Im südwestlichen Theile des Sees wurde die Schifffahrt am 17. (29.) Mai eröffnet und dauerte für Dampfer bis zum 14. (26.) Oktober, 151 Tage, also 22 Tage weniger als im Jahre 1879. An Schiffen kamen in den verschiedenen Häfen des Sees an: 135 Dampfer, 140 Segelschiffe und 151 Soïmen (dem Onega- und Ladoga-See eigenthümliche Einmaster); es liefen aus: 134 Dampfer, 131 Segelschiffe und 148 Soïmen. Der Werth der Einfuhr bezifferte sich auf 849 169 Rubel, die Ausfuhr auf 987 906 Rubel, erstere um 76 394, letztere um 291 782 Rubel höher als im Vorjahre. Zugeführt wurden hauptsächlich Getreide, Kolonial- und Manufakturwaaren, abgeschickt unter anderen Geschütze und Geschosse, Gußeisen, dann Bretter ꝛc. und schließlich Wild, Fische und dergleichen. Holz in Flößen wurde zugeführt für 815 352 Rubel und abgeschickt für 291 782 Rubel (um 321 959 Rubel resp. 266 101 Rubel mehr als 1879). Der Wasserstand, der seit 1875 in Petrozawodsk regelmäßig beobachtet wird, war niedriger als 1879 und in den Herbstmonaten von 1878 und begünstigte den regelmäßigen Betrieb der Schifffahrt.

Asien.

— Unmittelbar nachdem Mr. Charles M. Doughty's Aufsatz über Khaibar (s. oben S. 38) in Druck gegeben war, ging uns das Märzheft des „Bulletin de la Société de Géographie" zu, worin (S. 269) der Franzose M. Huber seine Ankunft in Khaibar meldet und zugleich mittheilt, daß er nicht, wie er gehofft, der erste Europäer sei, welcher bis dorthin vordrang, sondern daß ihm ein Engländer unter dem Pseudonym Khalil zuvorgekommen sei. Für diesen wird in einer Anmerkung Mr. W. Seawen Blunt gehalten, dessen Reise nach Nedschd ihn aber keineswegs auch nur in die Nähe von Khaibar geführt hat. Von Mr. Doughty nimmt man anscheinend weder in Frankreich noch in England Notiz, trotzdem auch in Petermann's Mittheilungen (1881, Tafel 11) seine Route zur Reproduktion kam. Mr. Doughty ist in der That unter dem Namen Khalil gereist.

— Das „Intelligence Department" in Simla ist damit beschäftigt, ein afghanisches Lexikon zusammenzustellen, welches alle eben erworbenen geographischen und sonstigen Kenntnisse über das Land umfassen soll. Oberst Lockhart bearbeitet das nördliche Afghanistan, Hauptmann Maitland die Gebiete südlich von 34° nördl. Br. Auch die während der Waziri-Expedition gemachten Aufnahmen werden darin zur Veröffentlichung kommen.

— Wie die Zeitungen von Schanghai berichten, wurde der chinesische Generalzolldirektor R. Hart vom Pekinger Hofe nach London geschickt, um dort zum Behufe des Baues mehrerer Bahnlinien im nördlichen China ein Anlehen von 240 Millionen Francs aufzunehmen. (Das klingt fast unglaublich.)

L. Die Beerdigungsgebräuche bei den Einwohnern Samarkands[1]). Unmittelbar nach dem Tode eines Hausbewohner beginnt das Klagen und Weinen der Angehörigen, nicht still und ruhig, sondern laut. Freunde und Bekannte gehen ein und aus; ist eine Frau gestorben, so kommen andere Frauen; ist ein Mann todt, so kommen andere Männer um ihr Beileid zu bezeugen. Bezahlte Klageweiber sorgen dafür, daß das laute Klagen und Schluchzen ohne Unterlaß anhält. Dabei rufen sie o chudai! chudai! O Gott! O Gott! Die Männer sitzen still und feierlich auf dem Fußboden, trinken Thee und machen gelegentlich Bemerkungen über den Todten. Unterdeß wird der am Boden liegende Todte von den gemietheten Weibern gewaschen und ihm seine letzte Kleidung angelegt. Sie ist einfach genug: ein langes weißes Hemd und Hosen; dann ein Stück Filz oder eine wattirte Decke, in welche der Todte wie in eine Windel gehüllt wird; als Windelband zur Befestigung dient ein schmaler Leinwandstreifen. Der Todte hat ganz das Ansehen eines Wickelkindes. Diese sonderbare Sitte des Wickelns hat ihren Ursprung darin, daß die Meinung gilt, der Mensch, weil er gleichsam gewickelt in die Welt eintrete, müsse auch gewickelt aus der Welt scheiden. Die Leiche bleibt nur kurze Zeit im Hause; ist der Tod am Morgen erfolgt, so wird die Leiche noch vor Sonnenuntergang begraben; ist der Tod in der Mittagszeit, Abends oder in der Nacht eingetreten, so findet die Beerdigung früh am Morgen des nächsten Tages statt. Die schnelle Bestattung ist wegen der klimatischen Eigenthümlichkeiten des Landes durchaus berechtigt. Kurz vor der Bestattung wird der Leichnam aus dem Hause gebracht und auf eine eigens dazu hergerichtete Tragbahre gelegt; der Mullah hält ein Gebet und nun geht's fort — der Kopf der Leiche voran. Als Begleiter folgen die männlichen Verwandten, der Mullah, der Todtengräber und viele Bettler. War der Verstorbene arm, so wird keine Tragbahre genommen, weil man dieselbe bezahlen muß; man legt den Todten quer über ein Pferd, wobei der Kopf und die Füße gestützt werden. Während des feierlichen Zuges wird vollständiges Stillschweigen beobachtet. Nachdem die Beerdigung stattgefunden hat und die Leidtragenden wieder ins Trauerhaus zurückgekehrt sind, werden alle mit Süßigkeiten, Früchten und Thee bewirthet, wobei die vor dem Hause harrenden zahlreichen Bettler nicht vergessen werden. Nach Beendigung des schweigsamen Todtenmahles werden an die Verwandten, Freunde sowie an die Bettler Stücke von Baumwollenzeug (Zitz), Tücher und andere Gegenstände von geringem Werth zur Erinnerung an den Verstorbenen vertheilt. Dann gehen alle Gäste auseinander und das Haus nimmt sein alltägliches Aussehen wieder an. Nur einmal gegen Abend desselben Tages versammeln sich die Frauen in der für die Weiber bestimmten Hälfte der Wohnung, um die trauernden Frauen zu trösten, wobei gleichfalls eine Bewirthung statthat. Die Kosten einer Bestattung sind für einen Armen sehr gering. Hemd und Hosen 80 Kopeken; die wattirte Decke 1 Rubel; das Windelband 60 Kop.; ein Pferd oder eine Tragbahre nebst Träger 60 Kop.; der Mullah 50 Kop.; der Todtengräber 40 Kop., in Summa etwa 4 Rubel (circa 8 Mark). Die Form der Todtengruft ist länglich viereckig; die Tiefe ist 1 bis 2 m, an der einen Seite der Gruft wird eine nischenartige Vertiefung gemacht, etwa 1 m hoch

[1]) Nach dem Russischen von M. Wirsky, III. Band, I. Reihe, S. 176 bis 177, die Arbeiten der anthrop. Ausstellung in Moskau.

und tief; diese Nische dient zur Aufnahme der Leiche, welche horizontal entweder unmittelbar auf die Erde oder auf eine Unterlage von Schilf gelagert wird. Der Kopf ist nach S.-W. gerichtet. Dann wird das Grab mit Schilf und Ziegelsteinen ausgefüllt und schließlich ein halbkugelförmiger Hügel aus Erde darüber geschüttet. Eine solche Begräbnißstätte, welche meist auf einer erhöhten Stelle der Steppe angelegt wird, gewährt in Folge der eigenthümlichen Aufschüttungen das Aussehen einer Menge neben einander liegender Ameisenhaufen. Im Frühling werden in Folge der häufigen Regengüsse die Gräber oft geöffnet und dadurch die Knochen freigelegt, doch schüttet niemand die Gräber aufs Neue zu. Auf den Grabhügeln werden je nach der Stellung des Verstorbenen und je nach dem Vermögen Denkmäler errichtet. Die Grabhügel armer Landbewohner bleiben ohne Schmuck, die Grabhügel der Wohlhabenden werden mit Ziegel oder Fliesen belegt und mit allerlei Verzierungen aus Alabaster versehen; zuletzt stellt man marmorne Inschriften tragende Gedenksteine auf die Hügel. War der Verstorbene ein Krieger, so wird eine Roßschweiffahne aufs Grab gesetzt. Auf die Gräber besonders verehrter „Heiliger“ werden mitunter kleine Tempel, „Masargen“, errichtet; hierher bringen einzelne Verehrer der Heiligen: die Hirten und Viehbesitzer die Hörner, den Schädel der Hausthiere; die Kaufleute Stücke Zeug, Gewänder, Talglichte und Sesamöl. Die weißen Wände der Tempelchen, sind mit Inschriften aus dem Koran bedeckt. Mitunter wohnen bei solchen Gräbern, in elenden Erdhütten, armselige Bettler, welche ihr Leben kümmerlich durch die Almosen der die heiligen Gräber besuchenden Personen fristen; solche Bettler werden nach ihrem Tode oft heilig gesprochen. Ueberaus selten sieht man ein oder zwei Bäume auf den Beerdigungsstätten; sie verdanken einem Zufall ihre Entstehung; gepflanzt wird nie ein Baum. Das gewöhnliche Ansehen eines nicht durch eine Mauer eingeschlossenen Begräbnißplatzes ist meist der einer traurigen jeglicher Vegetation baaren Wüstenei, ausgenommen im Frühling, woselbst in Folge des Regens sich allerlei Gräser zeigen. Die Gräber werden für heilig und unverletzbar gehalten. Vordem die Russen das Land besetzt, kamen zahlreiche Morde deshalb vor, weil bei gelegentlichem Streit der eine das Grab des Vaters oder der Mutter des andern beschimpft hatte; das Volksrecht gestattet in solchem Falle einen Todtschlag. In vollem Gegensatz hierzu werden die Gräber der Andersgläubigen, hier der Russen, so wenig beachtet, daß Kreuze und andere metallische Gegenstände ohne Weiteres gestohlen werden.

Australien.

— Aus Port Darwin, an der Nordküste des Northern Territory, Süd-Australien, treffen sehr günstige Nachrichten über die dortigen Goldfelder ein. Es sind am Bridge Creek, 22 Miles nördlich vom Yam Creek, ferner an einem Orte, welcher 45 Miles östlich vom Pine Creek liegt (eine kleine Gesellschaft von Chinesen fand hier am ersten Tage 30 und am zweiten 15 Unzen Gold), und am obern Laufe des Maryflusses anscheinend sehr ergiebige Goldfelder aufgefunden worden.

— Die am 1. Oktober 1880 eröffnete internationale Industrieausstellung in Melbourne ward am 30. April 1881 geschlossen. Der Besuch zählte während der 182 Tage, an denen das Publikum Zutritt hatte, 1 309 496 Personen. Das Parlament der Kolonie Viktoria hatte zur Bestreitung der Kosten 250 000 Pf. St. bewilligt und aus dem Entree u. s. w. wurden 50 000 Pf. St. eingenommen. Diesen 300 000 Pf. St. gegenüber stellte sich eine Ausgabe von 333 000 Pf. St. Die Differenz von 33 000 Pf. St. ward in der Weise beglichen, daß die großen Annexa des Industriegebäudes, welche 86 000 Pf. St. gekostet hatten, für die Summe von 27 000 Pf. St. an das Eisenbahndepartement der Kolonie verkauft wurden, und den Rest von 6000 Pf. St. übernahm, auf Beschluß des Parlaments, ebenfalls die Staatskasse. Der deutsche Pavillon, welcher, wie der Melbourne „Argus“ mit Recht bemerkt, ein so hervorragendes Ornament des Ausstellungsgebäudes war, ist von der Kolonialregierung angekauft worden. Vom deutschen Kaiser war ein besonderer Preis, bestehend in einem prachtvollen Silbergeräthe von sieben Stück und im Werthe von 800 Pf. St., ausgesetzt worden, welcher demjenigen australischen Aussteller zufallen sollte, der den vorzüglichsten Gegenstand zur Ausstellung gebracht. Unter den 16 Kandidaten, welche die Preisrichter dazu rekommandirten, prämiirte dann Professor Reuleaux die Herren de Castella and Rowan of St. Hubert's Vineyard am obern Yarra-Flusse wegen ihrer ausgezeichneten Weine. Die im Jahre 1879 in Sydney stattgefundene Industrieausstellung hatte während der 185 Tage ihrer Eröffnung einen Besuch von 1 045 898 Personen. Die Gesammtkosten der Ausstellung bezifferten 311 140 Pf. St. Die Einnahmen ergaben 43 896 Pf. St., und der fehlende große Rest fiel der Staatskasse zu.

— Die officielle Statistik der Mineralien in der Kolonie Viktoria für das Jahr 1880 giebt folgende Resultate an. Gold steht natürlich oben an. Zur Vergleichung diene nachstehende Tabelle:

Jahr	Aluvial Unzen	Quarz Unzen	Total Unzen	Zahl der Goldgräber
1875	426 611	641 806	1 068 418	41 717
1876	357 901	605 859	963 700	41 010
1877	289 754	519 899	809 653	38 005
1878	264 453	493 587	758 040	36 636
1879	293 310	465 637	758 947	37 553
1880	299 926	529 195	829 121	38 568

Es wurden im Jahre 1880 im Ganzen 968 883½ Tonnen Quarz verarbeitet, gegen 849 325 im Vorjahre. Eine Unze Gold hat den ungefähren Werth von 80 Mark. Es ward in der Kolonie Viktoria seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis Ende 1880 Gold im Werthe von 198 000 014 Pf. St. aufgefunden. An anderen Mineralien wurden gewonnen: 23 248 Unzen Silber, 61 Tonnen Zinnerz, 3031 Tonnen Kupfererz u. s. w.

— Die Volkszählung in Viktoria am 3. April 1881 hat ein Resultat ergeben, welches nicht wenig überrascht hat. Man war berechtigt, eine Bevölkerung von mindestens 930 000 zu erwarten. Bezifferte doch der letzte Census vom 2. April 1871 731 528, und seitdem war durch Ueberschüsse der Geburten über Todesfälle und der Einwanderung (zur Seeseite) über Auswanderung ein Plus von resp. 146353 und 52 751, also zusammen 199 104, erzielt worden. Das Ergebniß der Zählung weist aber nur 855 796, wovon dem Geschlechte nach 448 510 männlich und 407 286 weiblich waren, oder einen Zuwachs von 17 Procent in zehn Jahren aus. Die fehlenden 75 000 werden über Land in die angrenzenden Kolonien Süd-Australien und Neu-Süd-Wales gewandert sein, wo die Staatszustände nicht so zerrütteter Art sind wie zur Zeit in Viktoria. Die Bevölkerung der City of Melbourne ist von 206 000 im Jahre 1871 auf 281 000 gestiegen, hat sich also um 75 000 vermehrt, während dem gesammten übrigen Lande nur ein Mehr von 50 000 zufällt. Dagegen ist die Bevölkerung von Ballarat, der zweitgrößten Stadt der Kolonie, auf 41 730 gefallen.

Die Eingeborenen vermindern sich in rapider Weise und sie werden bald der Vergangenheit angehören. Während sie im Jahre 1871 noch 1330 (784 männlich und 546 weiblich) zählten, so ist ihre Zahl nunmehr auf 768 (459 männlich und 309 weiblich) gesunken.

Die Zahl der Chinesen belief sich im Jahre 1871 auf 17 935 (17 899 männlich und 36 weiblich), der letzte Census setzt sie aber nur mit 11 796 (11 600 männlich und 196 weiblich) an. Es begreift sich daher schwer, wie diese 11 796 Chinesen, welche noch dazu meistens auf den Goldfeldern arbeiten, den europäischen Handwerkern den Verdienst rauben oder schmälern sollen, und wie es eine gebieterische Nothwendigkeit sein kann, eine besondere Kopfsteuer von den Chinesen zu erheben, um sie von der Kolonie fern zu halten. Personen, welche nach Australien auszuwandern geneigt sind, sollten solche Momente in ernste Erwägung ziehen und nicht den Reden bezahlter Agenten leichtgläubig trauen.

Nordamerika.

— α. Der bekannte Forscher im Gebiete Britisch-Nordamerikas, Abbé Petitot, welcher gegenwärtig als Missionar am Angling-Lake stationirt ist, schreibt der Pariser anthropologischen Gesellschaft, daß in seiner Gegend nur noch wenig reinblütige Indianer existiren. Fast alle sind von gemischtem Blute, nicht etwa Mestizen, sondern schon seit langer Zeit mit europäischem Blute versetzt, welches sich durch Rückschläge (sauts en arrière) kundgiebt. Dabei sind sie aber echte „Wilde". Ihre Väter waren Franzosen, Franco-Canadier und Angelsachsen. Man trifft unter diesen Indianern Leute mit kastanienbraunem, ja selbst blondem Haare und gerötheten Wangen. Die Augen sind groß, stehen gerade und haben einen freien Blick. Adlernasen, regelmäßige Züge, freie Stirnen sind nicht selten unter den Tschippewäs, Krihs und Assiniboins des fernen Westens, zumal unter den letzteren. Die Leute selbst wissen, daß sie Kreuzungsprodukte sind, und jener Krih, der einen langathmigen und pompösen Indianernamen führt, ist ein Dumont; jener andere heißt vielleicht Favier, der dritte Nolin. Da giebt es auch einen Rawn und einen Mac Leod. Alle aber gelten für Indianer.

Einige Bemerkungen, welche Petitot in seinem Schreiben macht, sind auch für die Kraniologen von Interesse. Die Tinné (Dènè) am Athabaska pressen nämlich die Schädel ihrer Kinder, aber nicht um dieselben zu verunstalten, sondern um sie abzurunden. Petitot glaubt, daß ein großer Theil der auffallend regelmäßigen amerikanischen Schädel auf diese Weise seine Gestalt erhielt. Man kann dahin wohl auch den algischen Stamm der Naskapits am Sankt Lorenz rechnen, welcher unter dem Namen Têtes de boule bekannt ist.

Ferner ist zu bemerken, daß die Krih, die Schwarzfüße, die Sioux, Assiniboins und andere Rothhänte der Prärien ehemals ihre Feinde mit einem besonders gestalteten Messer skalpirten, welches eine nach rückwärts gekrümmte Klinge hatte. Mit diesem krummen Mokutagan genannten Messer zogen sie gemächlich einen Kreis um die Schädelhaut, wobei sie zugleich das Haar in die Höhe hielten. Diese Skalpe waren von der Form und Größe einer Tonsur. Das alles ist bekannt; was aber weniger bekannt sein dürfte, ist, daß sie gleichzeitig ein rundes Scheibchen vom Schädeldach mit demselben Schnitt lösten, so daß das Gehirn bloßlag, ohne daß es dabei verletzt wurde. So wurde wenigstens Petitot von den Indianern versichert. Es würde diese Versicherung aber fast unglaublich klingen, wenn nicht so viele Indianerschädel bekannt geworden wären, welche diese Perforation zeigten. Auch in Chateaubriand's Voyage en Amerique p. 233 ist dieses erwähnt. So glaubt Petitot die Frage nach der Trepanation der Indianerschädel beantworten zu können, welche vor Kurzem viele Anthropologen, z. B. Broca, lebhaft beschäftigte. Es sind die Spuren von tiefgreifender Skalpirung.

Inseln des Stillen Oceans.

— Herr Schmeltz legte im Hamburger naturwissenschaftlichen Verein aus dem Museum Godeffroy einen Fangapparat für Dintenfische von den Tonga-Inseln vor. Derselbe ist bei Labillardière Tafel 32, Fig. 25 schon abgebildet und besteht aus einem Stück Kalkstein, das in Form eines Kegels oder Zuckerhutes zugeschliffen ist. Das stumpfe Ende ist mit der Fischleine verbunden, auf der einen Seite des Kegels sind zwei Stücke einer Schneckenschale (Cypraea tigris) und mit dem spitzen Ende ist ein langes dünnes Stielchen verbunden. Das Ganze imitirt auffallend die Gestalt einer Ratte, und knüpft sich zufolge freundlicher Mittheilung des Herrn Konsuls Th. Weber an den Gebrauch dieses Apparates eine alte tonganische Sage, derzufolge einst die Ratten das Meer bewohnt und sich, nachdem sie in einen Streit mit dem Dintenfisch gerathen, in dem sie unterlagen, auf das Land zurückgezogen haben. Seit jener Zeit, sagen die Eingeborenen, ist die Feindschaft zwischen beiden noch immer nicht erloschen, und der alte Streit beginnt aufs Neue, sobald ein Dintenfisch einer Ratte ansichtig wird. Man hat deshalb auch dem Fangapparat für diese zur Nahrung dienenden Thiere jene eigenthümliche Gestalt gegeben, um so den Dintenfisch leicht zu überlisten.

— Die Insel Waigiu bei Neuguinea. (Nach Francisco Viñes.) Die Insel ist mit einem wildzerrissenen, schluchtenreichen Gebirge bedeckt, aus dem sich einzelne kegelförmige Berge erheben. Der ganze westliche Theil Waigius entbehrt jeder Vegetation; auch nicht ein einziger Baum oder Strauch ist zu entdecken, was im Vereine mit der dunkelen Farbe der Küste diesem Landstriche einen düstern Anstrich verleiht. Im Osten sind Sagopalmen sehr häufig. Die Einwohner dieser Insel hält Viñes mit den Papuas von Nordwestguinea identisch. Ihre Hautfarbe ist heller als jene der afrikanischen Neger und besitzt einen Stich ins Gelbe. Die Statur ist niedrig, der äußere Habitus macht den Eindruck von Kraftlosigkeit. Das Haar ist „wollig oder gekräuselt", sie lassen es lang wachsen und kämmen es dann aufwärts, die Frisur erinnert an die Bärenmützen der Grenadiere des ersten Empire. Im Verkehre zeigen sie sich furchtsam und mißtrauisch. Viñes besuchte diese Insel in den Jahren 1859, 1864, 1868, 1870 und 1873 und jedesmal konnte er erst nach langem Zeichengeben sie von seinen freundschaftlichen Absichten überzeugen und sie zum Tauschhandel bewegen. Sie gehen ganz nackt einher, bis auf einen kleinen Schurz, der nur nothdürftig die Geschlechtstheile verhüllt. Einige hatten Brust, Bauch und Arme mit durch Feuer oder Eisen hergestellten Zeichnungen geschmückt. Viñes sah einen Häuptling, welcher um den Hals eine mehrfach herumgewundene Korallenkette trug, die mit einer außerordentlich schönen Perle geschmückt war; um die Hüften war ein aus Federn zusammengesetzter Schurz geschlagen, der bis zu den Kniekehlen reichte. Der Lendenschurz ist vielfach aus europäischen Fabrikstoffen hergestellt. Sie besitzen auch Sklaven; Viñes sah einen, der mit grob gearbeiteten Ketten belastet auf einem Fahrzeuge Matrosendienste verrichten mußte. Ihre Hauptnahrung besteht aus Fischen und Schildkröten, als Hauptleckerbissen gilt eine aus Schildkröteneiern und Blut verfertigte Wurst, deren entsetzlicher Gestank sie für Europäer ungenießbar macht. Ihre Fahrzeuge sind sehr elegant geformt, sie erinnern einigermaßen an die „Bancas" der Philippinen. Die einzelnen Theile derselben sind mittels Bejucogras oder richtiger Rohr zusammen verbunden und so gut ausgepicht, daß sie kein Wasser einlassen. Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile; erstere geben sie nicht aus der Hand, wenn sie mit Fremden zusammenkommen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VII.

27. Oktober. Als Crevaux sich um $6^1/_2$ Uhr erhob, fand er seine Indianer um ein großes Feuer hocken, dem sie bald die Brust, bald eine der Seiten, aber niemals den Rücken zukehrten. Auf Befragen gaben sie als Grund dieses sonderbaren Verfahrens an, daß sie sich auf solche Weise nie von einem Feinde überraschen ließen. Um $7^3/_4$ Uhr brachen sie auf und erreichten eine Stunde später den Bach Coucitenné, den sie bis zum Parou hätten abwärts fahren können, wenn sie im Besitze eines Bootes gewesen wären. Um 11 Uhr wurde ein kurzer Halt gemacht, um ein Alicolé (Aï) zu erbeuten. Ouanica, welcher von den Exkrementen des Thieres besudelt zu werden fürchtete, bestieg, mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende eine Schleife angebracht war, einen benachbarten Baum, zog die Schleife dem Faulthiere über den Hals und drehte sie einige Male herum, um ihm die Kehle zuzuschnüren. Als das Thier halb erstickt war, genügte eine geringe Anstrengung, um es herunterzuziehen. Durch den Fall schwer betäubt, wurde es schließlich mit Stöcken erschlagen.

Um $^3/_4$ 1 Uhr erreichte man ein Dörfchen mit 15 Einwohnern, dessen Tamuschi, Poumari mit Namen, wie gewöhnlich, zwei Frauen hatte, eine alte und eine junge. Apatu gab dem Reisenden den Rath, sich stets nur an die alte zu wenden; nur von ihr könne er Cassave und Cachiri erhalten, da sie bei ihrem Manne den größern Einfluß habe. Der alte Häuptling aber betrachtete mit unruhigen und nicht sehr wohlwollenden Blicken den Fremden, als derselbe der jüngern Frau Nadeln und Perlenschnüre schenkte.

Seitdem Crevaux hier Gelegenheit fand, seine ärztliche Kunst bei einem kranken Mädchen auszuüben, nannten ihn seine Begleiter, die seinen Stand bisher nicht gekannt hatten, nicht mehr „Major", sondern „Piay". Das wurde aber für ihn zur Quelle von Ungelegenheiten; Poumari z. B. erklärte, er bedürfe Piay (d. h. Medicin), um einen andern Indianer zu tödten. Yacouman andererseits verlangte von Crevaux, daß er ihm behufs Erlangung größern Einflusses unter den Ouayanas am obern Yary Salzwasser auf den Kopf gieße; denn alsdann würde er, anstatt einfacher Tamuschi eines Dorfes, Yapotari, d. i. Herrscher des ganzen Gebietes, sein. Apatu erklärte das aber für unmöglich, da sie kein Salz mehr hätten, und vertröstete ihn auf spätere Zeiten; bei seiner Rückkehr aus Frankreich würde er ihm kleine Flaschen voll Salzwasser mitbringen und ihn nebst allen seinen Stammesgenossen taufen. Yacouman aber bat nur um zwei Flaschen, die eine für sich, die andere für seine Erben; sein Einfluß würde schwinden, wenn alle seine Krieger seine Brüder in Christo wären.

Der nächste Tag (28. Oktober) führte den Reisenden endlich an die Ufer des Parou; mit Flintenschüssen konnte er um 10 Uhr Morgens das freudige Ereigniß begrüßen und gleich darauf stürzte er sich in das klare Wasser des jungfräulichen Stromes. Selbst ein leichter Fieberanfall vermochte seine Freude über die Erreichung des Zieles nicht zu trüben. In $14^1/_2$ Stunden hatte er die circa 43 km betragende Entfernung zwischen Yary und Parou zurückgelegt;

Fang eines Aï. (Theilweise nach einer Photographie.)

in gerader Linie mögen beide Flüsse aber nur etwa 30 km von einander entfernt sein. Die trennende Wasserscheide liegt dem Yary näher, als dem Parou; denn man hatte nur $3^1/_2$ Stunden gebraucht, um von ersterem aus die Quellen des ersten Parou-Zuflusses zu erreichen. Andererseits liegt das Becken des Parou höher, als dasjenige des Yary, wie der um 10 mm gesunkene Barometerstand auswies. Im Ganzen war man seit St. Georges nun 64 Tage unterwegs, davon 55 Tage, an welchen man theils zu Boote, theils zu Fuße vorwärts gekommen war.

Der von der Ankunft des Reisenden benachrichtigte Häuptling Canea hatte zwei Pirogen gesandt, welche die Gesellschaft in halbstündiger Fahrt nach dem Dorfe desselben, Caneapo genannt, brachten. Dasselbe liegt auf einem Hügel von 20 m Höhe, an dessen Fuße mächtige runde Granitblöcke den Fluß fast vollständig versperren — ein malerischer Ort, wo die Indianer mit ihren Pfeilen den Coumarou-Fischen mit Erfolg auflauern. Es war gerade Festtag, denn ein Monat war seit dem Tode eines Tamuschi verstrichen (den Todten zu Ehren werden zwei Feste gefeiert, die einen Pono genannt, die anderen Toulé). Alle Männer waren vom Halse ab mit Umhüllungen aus langen schwarzen Riemen bekleidet und trugen Mützen, die denen der französischen Advokaten ähnelten. Nur ein einziger stand aufrecht, in der Hand eine Peitsche mit 8 m langer Schnur. Er drehte sich um sich selbst, stampfte mit dem rechten Fuße auf die Erde, hob die Peitsche empor, bog den Leib nach hinten über und führte mit plötzlicher Bewegung einen Hieb aus, der wie ein Pistolenschuß knallte. Der Reihe nach mußte jeder dieses Manöver, das sie „Pono-Tanz“ nennen, ausführen. Die Uebrigen kauern indessen auf der Erde, klatschen in die Hände und schreien „he! . . ., he . . .!“

Diese Indianer vom Parou bereiteten dem Reisenden einen freundlichen Empfang, da sie seine erste Reise auf dem Yary in allen Einzelheiten kannten; sie wußten, daß

Der Teufelsfelsen in der Mocori-Schnelle.

Crevaux seinen Verpflichtungen gegen seine Begleiter stets nachgekommen und mit Messern, Aexten, Säbeln und Angelhaken reich versehen war, und waren deshalb bereit, ihn überall hin zu begleiten. Da Crevaux den Parou ganz kennen zu lernen beabsichtigte, so engagirte er Yacouman, um sich bis zu den Trios-Indianern, die im Quellgebiete wohnen, führen zu lassen. Die Hälfte des Gepäckes blieb, um ein rascheres Vorwärtskommen zu ermöglichen, beim Häuptlinge Canea zurück. Am Morgen des 30. Oktober wurde die Fahrt stromaufwärts angetreten. Der Fluß ist in diesem Theile von zahlreichen Granitfelsen durchsetzt, den Ueberbleibseln kleiner Hügelzüge, welche die Ufer bilden; die Vegetation entbehrt der Palmen und der zierlich gewundenen Schlingpflanzen, ist aber mit ihren kräftigen Bäumen nicht ohne Reiz. Nach $3^1/_2$ stündiger Fahrt bemerkte man am rechten Ufer einen Landeplatz und einen Pfad, der direkt zur Ansiedelung Coupara führt, indem er eine weite Krümmung des Flusses abschneidet. Seiner Karte halber aber wählte Crevaux den letztern Weg. Coupara liegt auf einem kleinen Hügel gegenüber der Stromschnelle Kourokiri an einer günstigen Stelle: schon von weitem kann man die stromaufwärts fahrenden Boote erblicken; dazu kommt das Murmeln des Wassers, die Gelegenheit zu köstlichen Bädern und die Menge von Coumarous im Flusse. Gegen Ringe, Knöpfe und Nadeln tauschte der Reisende hier mancherlei Erzeugnisse der Eingeborenen ein; Geschenke aber kennen dieselben nicht. Wenn er ihnen ein solches anbot, so fragten sie stets „etihé?“ (Was willst Du?). Tauschhandel aber, bei welchem der Käufer stets im Voraus bezahlen muß, ist ihnen geläufig; die Bonis z. B., welche des Handels halber in das Land der Roucouyennes kommen, müssen sofort für die Hängematten bezahlen, welche sie erst im nächsten Sommer geliefert erhalten.

31. Oktober. Nach zwei Stunden erreichte man die Mündung des Coucitenné, den man schon auf dem Marsche vom Yary zum Parou überschritten hatte. Etwas weiter oberhalb zeigte sich in den Zweigen eines großen Baumes, der am Rande einer Lichtung stand, ein großes Nest; beim Näherkommen aber entpuppte sich dasselbe als eine Art Hütte mit Fußboden und Dach, in welcher ein Indianer mit Bogen und Pfeilen zusammengekauert saß und den Vögeln aufpaßte, welche von den reifen Früchten des Bau-

Pono-Tanz.

mes angelockt wurden. Diese Nacht brachte die Gesellschaft in einem kleinen Dörfchen zu, das nur von Weibern bewohnt war; kaum hatte Crevaux diese Thatsache festgestellt, als ihm auch schon der Gedanke an Orellana's Amazonen durch den Kopf fuhr. Aber von derlei poetischen Frauengestalten war hier nicht die Rede: es waren alte, abgediente und von ihren Männern weggejagte Weiber, welche sich dort zusammengefunden hatten und ein jämmerliches Leben führten. Die eine hatte die Hütte ihres Mannes verlassen müssen, weil sie zu viel schwatzte, die andere, weil sie sich mit einer jüngern Genossin nicht vertragen konnte ꝛc. Jagdbeute war natürlich bei den unglücklichen Geschöpfen nicht zu finden; alles, was sie ihrem weißen Gaste liefern konnten, war eine Banane und ein paar am Flußufer gesammelte Muscheln. Am nächsten Morgen beeilte sich derselbe, das unerfreuliche Quartier zu verlassen. Am Landungsplatze traf er den Sohn Yacouman's bei einer Mahlzeit, die er ihm nicht beneidete. Derselbe hatte ein Termitennest gefunden, es geöffnet und hielt nun ein Maripa-Blatt zwischen die erregten Insekten, die sich am Rande desselben festbissen; dann aß er sie ohne Weiteres herab und ließ nur die mit den Kinnbacken festhängenden Köpfe übrig.

1. November. Des Reisenden Gesundheit besserte sich von Tag zu Tag, weil die Hitze abnahm, da er sich vom Aequator entfernte und höher gelegene Gegenden erreichte. Häufig sah man Flüge feuerrother Aras (kinoro), welche von den Beeren der hohen, am Ufer wachsenden Bäume angezogen wurden. Crevaux erlegte zwei davon mit einem Schusse; sofort rissen ihnen die Indianer die Schwungfedern aus und steckten sie sich in die Ohren. Man kam nur langsam vorwärts, weil die Strömung wegen der zahlreichen Felsen im Flußbette ziemlich stark war. Gegen 3 Uhr zeigte sich mitten in der Stromschnelle Mocori ein Granitfelsen, der $3^1/_2$ m über das Wasser emporragte; die Indianer halten denselben für ein Denkmal, das ein Yolok (Teufel), der die Boote umstürzt, errichtet habe. Oberhalb desselben wird die Strömung ruhig und der Fluß beschreibt große Bogen, die seinen Lauf um das Vierfache verlängern. Dort hat er das Aussehen, wie der Oberlauf des Maroni, Oyapok oder Yary: auf der einen Seite ein 3 m hoch senkrecht abfallendes Ufer von weißem Thon, in welches ein Fisch, der ya-ya der Roucouyennes oder der „cuirassier" der Kreolen, zahllose Löcher gebohrt hat. Das gegenüberliegende Ufer dagegen ist flach und sumpfig. An Stelle der Granitfelsen tritt nun Schiefer auf. Nachmittags sah man am Ufer einen kleinen Kaiman, der an einem Pfahle hing und aus Leibeskräften zappelte; Crevaux ließ sein Boot hinzurudern, um die Sache aus der Nähe zu betrachten. Die Falle besteht aus einem biegsamen Holze, an dessen Spitze zwei Seile befestigt sind; das eine bildet eine laufende Schlinge, am andern ist ein an beiden Enden zugespitztes Stück Holz befestigt, um welches Eingeweide gewickelt werden. Dadurch geködert, war der Kaiman unter einer kleinen aus Blättern errichteten Laubenwölbung hindurch gekrochen und hatte die Lockspeise verschluckt. In Folge dessen hatte er an dem Seile gezogen und dadurch ein hakenförmiges Stück Holz ausgelöst, so daß die dadurch nicht mehr gehaltene Stange emporgeschnellt war; der Kaiman aber war auf doppelte Weise gefangen: um den Hals saß ihm die laufende Schlinge und im Rachen wie ein Knebel das spitze Stück Holz.

Kaiman-Falle.

2. November. Um 4 Uhr traf man auf Schieferfelsen, welche die Ouayanas „panakiri tepou" (Felsen der Holländer) nennen, weil sie in einer Reihe stehen, wie die Soldaten in Surinam, welche einst am Maroni Krieg führten. Die Roucouyennes waren erstaunt, die weißen Soldaten sich in einer Linie aufstellen zu sehen, während sie selbst stets im Gänsemarsche, einer hinter dem andern, marschiren. Ferner war ihnen aufgefallen, daß die Holländer hin- und herexercirten, denn sie selbst bewegen sich nur, wenn sie sich nach einer andern Stelle hin begeben müssen, und daß der Soldat, wenn ihn ein Offizier rief, herbeigerannt kam. Sie selbst laufen äußerst selten, und Crevaux hat sie nie anders als im Schritt sich bewegen sehen.

Bald nach Mittag am 3. November traf man auf eine kleine, aber schwer zu passirende Stromschnelle, wo der zwischen hohen Granitfelsen eingeschlossene Fluß mit erschreckender Schnelligkeit dahinschoß. Eines der Boote stellte sich beim Hindurchfahren quer, füllte sich in Folge dessen und sank in wenigen Augenblicken unter. Zum

Glücke war das Wasser nicht tief, so daß man das sämmtliche Gepäck bis auf einige wenige Kleinigkeiten wieder herausfischen konnte. Doch mußte man Halt machen, um die Sachen zu trocknen, was bei der Sonnengluth auf den erhitzten Steinen rasch von Statten ging. Das Cassave war bald eben so trocken, als wie es aus dem Ofen kam, und auch den Patronen hatte das Bad nichts geschadet. Ein Sack Blei war freilich bei dem Schiffbruch verloren gegangen; allein Apatu's Bogen und Pfeile konnten die ausgehende Munition leicht ersetzen.

Am Nachmittage des 4. wurde die Hütte des Häuptlings Alamoïke erreicht, welcher dem Reisenden die Herstellung des Urari zeigen sollte. Derselbe hatte nur einen einzigen Peïto unter seinem Befehle, aber einen wahren Riesen von 1,80 m Höhe, während die Roucouyennes im Durchschnitte kleiner sind als die Franzosen. Von fern gesehen erscheinen sie trotzdem sehr groß, wohl in Folge ihres enormen Oberleibes, welcher zu den kurzen dünnen Gliedmaßen in scharfem Gegensatze steht. Am Abend leistete Crevaux dem Tamuschi, welcher ihn in das Geheimniß der Pfeilgift-Bereitung einweihen wollte, wie üblich, Vorausbezahlung in Gestalt einer Axt und versprach ihm obendrein einen um den Hals zu tragenden Fünffrankenthaler. Alamoïke selbst kannte als Roucouyenne ursprünglich die Herstellungsweise nicht, sondern hatte sie erst vor Kurzem gegen Erlegung eines Messers und eines kleinen Spiegels von einem Trio-Häuptling erlernt. Früh am nächsten Morgen fuhren Alamoïke und sein einziger Unterthan, Crevaux und Apatu eine Strecke weit stromab und wanderten zwei Stunden weit, bis der Tamuschi vor einer Liane von der Stärke einer Boa Halt machte; dieselbe machte dort, wo sie aus der Erde herauskam, eine große Krümmung und stieg dann ganz gerade bis zum Gipfel eines 25 bis 30 m hohen Baumes empor, mit dessen Laub sie ihre Blätter mischte. Es war die lange ersehnte Pflanze, welche von allen Indianern Guayanas urari genannt wird. Zunächst gab Alamoïke jedem Anwesenden ein Pfefferkorn, das er zerbeißen und hinunterschlucken mußte, und dann erst grub er mit einem Stocke die Erde auf, um die Wurzeln frei zu legen. Gleich darauf faßte er einen großen schwarzen Skorpion beim Schwanze und rief, ohne Furcht oder Schrecken zu zeigen, aus: „yolok“ (Teufel).

Urari (Strychnos Crevauxi).

Er hütete sich wohl, das Thier zu tödten, das er offenbar für den Wächter des Giftes ansah, und murmelte einige Worte, die offenbar seine Zufriedenheit andeuteten. Bald hatte er einige lange Wurzeln bloßgelegt, welche dicht unter der Erdoberfläche in horizontaler Richtung sich hinzogen. Während dessen sammelte Crevaux Zweige, Blätter und Blüthen der interessanten Pflanze und legte sie zum Trocknen ein; Alamoïke aber packte eine große Menge Wurzeln in zwei rasch aus Palmenblättern verfertigte Körbe, worauf man nach Hause zurückkehrte. Am folgenden Morgen wurden andere zur Bereitung des Giftes nöthige Pflanzen gesammelt, zunächst „potpeu“, eine dem Reisenden nicht unbekannte Pflanze und nahe verwandt dem falschen Jahorandi, welches er 1874 aus Brasilien mitgebracht hatte. Er wußte, daß dieselbe nicht giftig war und fing daran zu kauen an, obwohl ihn Alamoïke, der sie für giftig hielt, ängstlich davon zurückzuhalten versuchte. Aber Crevaux beruhigte ihn mit den Worten: „Es ist keine Gefahr; ich bin eben so gut piay (Zauberer), wie Du.“ Nun hatte Alamoïke vor dem vermeintlich stärkern Kollegen keine Geheimnisse mehr und ließ ihn selbst alle weiteren erforderlichen Pflanzen sammeln. Dazu gehörten vier Species von der Familie der Piperiteen, sämmtlich mit scharfem Geschmacke und Speichelfluß erzeugend, sowie Blätter von der Parasa-Palme. Während des Nachmittages wurden die Urari-Wurzeln, welche 24 Stunden im Wasser gelegen hatten, geschabt. Dabei färbten sich Crevaux's Hände alsbald gelb, als hätte er mit Jodtinktur zu thun gehabt; er kostete ein wenig von der Rinde, die einen sehr ausgesprochenen bittern Geschmack hatte. Am dritten Tage, an welchem Crevaux nicht nur als Zeuge, sondern als Gehülfe bei der Bereitung zugegen war, wurden in der Hütte des Tamuschi die Geschirre zum Filtriren und Auffangen der Flüssigkeiten hergerichtet. Um einen Trichter herzustellen, wurde ein Palmenblatt in Dütenform gerollt, mit großen Dornen zusammengesteckt und an einem Henkel, der aus einer gebogenen Ruthe bestand, befestigt. Als Recipienten dienten Blätter von der Pineau-Palme, deren beide Enden umgebogen waren, so daß sie einen kleinen Trog bildeten. Zuerst reinigte Alamoïke die gesammelten Piperiteen von den Blättern und klopfte Stengel und Wurzeln mit einem Stocke, tauchte sie dann einige Minuten lang in ein Liter kalten Wassers, wobei er sie mit seinen breiten Händen drückte, und fuhr damit so lange fort, bis sie ihren charakteristischen scharfen Geschmack ganz verloren hatten. Dabei wurde stets dasselbe Wasser beibehalten und von der potpeu-Pflanze viel mehr genommen, als von den übrigen Species. Während dessen drückte Crevaux Parasa-Blätter in einem andern Gefäße aus, welches nur etwa ½ Liter Wasser faßte. Die Flüssigkeit schmeckte nach nichts, schäumte aber, wie von Seife; ohne Zweifel enthält diese Palme viel alkalische Salze, da man aus ihrer Asche Kochsalz gewinnt. Dann schritt man zu dem wichtigsten Theile der Arbeit, der Gewinnung des Urari-Saftes. Alamoïke benetzte eine reichliche Hand voll Urari mit der alkalischen Parasa-Flüssigkeit und drückte sie dann mit aller Kraft, daß eine dem Tabaksafte ähnliche Flüssigkeit heraustrat, mischte die Piperiteen-Lösung dazu und filtrite das Ganze durch Blätter, welche in den Trichter gelegt waren. Das Produkt, etwa ½ Liter, wurde in einem irdenen Topfe aufgefangen, mit einer Hand voll trockenem zerstoßenem Pfeffer gemischt und über Feuer gesetzt. Alamoïke wusch sich dann die Hände am Flusse, während Crevaux den Topf beaufsichtigte, aber bald durch Niesen gezwungen wurde, seinen Posten aufzugeben. Zwei Kinder, die in einer Hängematte schliefen, wurden durch die Pfefferdämpfe aufgeweckt. Diese Wirkung des Pfeffers auf die Riechorgane macht auch die Nachricht glaublich, daß die alten Oyampys ihre Dörfer durch große Mengen ausgestreuten Pfeffers vor der Annäherung der Feinde schützten. Nach etwa 10 Minuten wurde der Topf vom Feuer genommen, Holzpfeile hineingetaucht und an der Sonne trocknen gelassen. Ein kleiner Affe, der in der Nähe herumkletterte, wurde mit einem solchen Pfeile an der Schulter getroffen; eine Minute lang lief er noch weiter, bald danach aber fiel er zu Boden, zeigte sich nach weiteren fünf Minuten schon unempfindlich gegen Nadelstiche und sieben Minuten nach der Verwundung war er todt.

Am folgenden Tage setzte Crevaux seine Fahrt den Parou aufwärts fort.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

IX.

Australien.

Die Gesammtzahl der Chinesen in Australien beträgt nach der Zählung von 1878 44 270, während die Gesammtbevölkerung der australischen Kolonien (ohne die Eingeborenen) Ende 1878 auf 2 603 122 angegeben wurde. 1878 kamen 139 011 Einwanderer nach Australien gegen 95 184, welche auswanderten; es blieb also in diesem einen Jahre ein Ueberschuß von Einwanderern, der fast so groß ist wie die ganze Bevölkerungszahl der Chinesen. Und dabei darf man wohl annehmen, daß in den 20 Jahren, welche seit dem großen Aufschwung der Chineseneinwanderung in Australien am Ende der 50er Jahre verflossen sind, die Zahl der Chinesen auf die Hälfte herabgesunken sei. Es scheint unter diesen Umständen die Aufwerfung der „Chinesenfrage“ hier sachlich keineswegs tief begründet zu sein und wird in der That auch nur verständlich, wenn man die eigenthümlichen Verhältnisse erwägt, welche in Australien sich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte entwickelt haben. In Victoria und Neu-Süd-Wales, den beiden ältesten Kolonien, ist in verhältnißmäßig noch raschern Tempo als in Kalifornien der Uebergang von der Goldwäscherei und kleinen Farmwirthschaft zum Großbetrieb des Bergbaues, der Viehzucht, der Landwirthschaft und sogar der Anfänge der Industrie gemacht worden, und die daraus sich entwickelnde Prosperität hat die Einwanderung nahezu auf derselben Höhe gehalten, welche sie in den Zeiten des Goldfiebers erklommen hatte. Es trug dazu die Thatsache bei, daß die

Einwanderung auf Kolonialkosten bis in die letzten Jahre beibehalten wurde, obwohl die dringenden Gründe der früheren Jahre nicht mehr vorlagen. Nun hatten aber die Großbetriebe, vorzüglich der Viehzucht, gerade wie in Kalifornien und in den näheren Weststaaten Nordamerikas, eine Masse Ländereien in Besitz genommen, während zugleich die zunehmende Anwendung der Maschinen in Acker- und Bergbau die Nachfrage nach Arbeitskräften erheblich verminderte: beides Gründe geringerer Prosperität für die in unverminderter Zahl und — Armuth einströmenden Einwanderer. So konnte das vor einigen Jahren noch Undenkbare geschehen, daß im Februar 1880 in der Gesetzgebung von Neu-Süd-Wales ein Antrag auf Beschränkung der Einwanderung eingebracht werden konnte. Die letztere Thatsache, die Verschleuderung der Kronländereien an Squatters mit kleinen Königreichen, oder an Gesellschaften mit nach Millionen zählenden Herden, ist aus Parteigründen lange Zeit nicht so beachtet worden, wie es im Interesse des armen Auswanderers zu wünschen gewesen wäre, aber um so stärker erheben sich seit einigen Jahren die Stimmen dagegen (vergl. z. B. die Aufsätze über Neu-Süd-Wales und über „Our Estate in the Colonies“ in Colonies and India 1881, Nr. 458 seq., wo unter anderm gesagt ist, daß Victoria bereits mit $^4/_5$ seines dem Areal von Großbritannien gleichkommenden Bodens aufgeräumt hat); indessen das beste und erreichbarste Land ist vergeben und Australien, wo angeblich jeder Mensch so glücklich sein konnte als er nach Beschaffenheit von Kopf und Händen auf freiem, Allen zugänglichem Boden zu sein befähigt ist, laborirt an Ueberfluß von Händen und an Mangel an lohnender Arbeit! Man weiß, wie freudig auch aus diesem Grunde die beiden Weltausstellungen begrüßt worden sind, welche den turbulenten Arbeitermassen von Sydney und Melbourne Nahrung gaben. (Vergl. die Mittheilung über australische Zustände im „Globus“ XXXVI, S. 304.) Unter diesen Verhältnissen darf man freilich auch nicht die unvorsichtige, etwas allzu kühn auf die goldenen Ernten künftiger Jahre und auf die gesteigerte Steuerfähigkeit des kommenden Geschlechtes bauende Finanzwirthschaft dieser jungen Länder vergessen, und ebenso nicht die andere Eigenthümlichkeit der kolonialen Entwickelungsstufe, die Demagogie, wie sie besonders in Victoria blüht. Das nothwendige Resultat solcher Mißvergnügen erweckender Zustände wird das Losschlagen auf einen Prügeljungen sein, wo solcher sich finden sollte, und unglücklicherweise ist der geduldige Chinese mit seinen kleinen Tugenden, die den Neid, und seinen kleinen Fehlern, die den Haß des europäischen Kulturmenschen erregen, der denkbar beste Träger solcher Rolle.

Die Antichinesenbewegungen hat es schon früher in Australien gegeben, aber sie waren viel harmloser und unbedeutender gewesen. Im südöstlichen Australien war die chinesische Einwanderung schon im Anfang der 50er Jahre so stark, daß sie in den damals mit Vorliebe von ihnen aufgesuchten Kolonien Victoria und Neu-Süd-Wales zu Gesetzen Anlaß gab, welche die Erhebung einer Kopfsteuer von jedem einwandernden Chinesen verfügte; und später, als diese zurückgenommen werden mußte, zu einem so hohen Zoll auf gewisse chinesische Bedürfnisse, wie Reis und Opium, daß auch dadurch der Aufenthalt der Chinesen in diesen Kolonien mindestens stark erschwert war. Diese Maßregeln hatten ihren Zweck erfüllt, als sie einige Jahre bestanden und in dieser Zeit die chinesische Einwanderung vermindert hatten. Die Zahl der Chinesen hatte wenigstens in Victoria entschieden abgenommen. Sie betrug hier 1861 25 000, 1879 nur noch 18 000. Im Interesse aller Kolonisten hatten diese Beschränkungen ohnehin nie gelegen, und die Unternehmer, Gutsbesitzer, Gewerbetreibenden u. s. f., welche die europäischen Arbeitskräfte um so theuerer zahlen mußten, je spärlicher die in vielen Beziehungen ebenso verwendbaren chinesischen zuflossen, thaten alles, um sie zu beseitigen. Akademische Warnungsrufe, wie der Goldwin-Smith's, welcher die Frage aufwarf, ob Australien den Weißen oder den Gelben gehören werde, vermochten Jahre hindurch nichts an dieser rückläufigen Bewegung zu ändern, bis in Queensland, wo es 1877 allein über 13 000 chinesische Goldgräber gab, Mitte der 70er Jahre eine neue Antichinesenbewegung entstand, welche es in der That bereits 1876 auch zu einer Chinesensteuer brachte. Hier war die chinesische Einwanderung in diesem Zeitpunkte noch eine verhältnißmäßig neue Thatsache, welche, wie überall in den jungen Kolonien, von den Kolonisten mit Freude begrüßt worden war, weil sie einen Hauptmangel beseitigte, indem sie billige und willige Arbeitskräfte zur Verfügung stellte. Auch erhielt sich diese Stimmung so lange die Chinesen sich damit begnügten, als Tagelöhner der Ansiedler zu arbeiten. Sie schlug aber rasch um von dem Augenblicke an, wo denselben beikam, demselben Golddurst folgen zu wollen, der die Weißen nach den Goldfeldern trieb. Im nördlichen Queensland waren nicht sobald die Goldfelder am Palmer-Fluß entdeckt, als auch Scharen von Weißen und Chinesen dahin eilten. Konflikte zwischen beiden wurden unvermeidlich und es war fast selbstverständlich, daß dieselben zu einer Parteinahme der Gesetzgebung für die Weißen führten. Es kam eine bedeutende Steigerung der chinesischen Einwanderung Mitte der 70er Jahre hinzu; es wanderten z. B. 1877 7254 ein und nur 2016 aus. (Vergl. Mittheilungen hierüber in einem interessanten Aufsatze C. E. Jung's „Globus“ XXXVI, S. 299.) Die Legislatur beschloß also in der That im Jahr 1876 eine Besteuerung der Chinesen, im Wesen und der Wirkung ganz ähnlich der Kopfsteuer, welche früher Neu-Süd-Wales und Victoria erhoben hatten, und nur in der Form verschieden. Es sollte nämlich jeder „Asiate“ (der Name Chinese kam in dem Gesetz gar nicht vor) 6 Pf. St. pro Jahr mehr für seinen Schürfschein zahlen, als die Europäer. Dieses Gesetz kam auf eine Ausschließung der Chinesen von den Goldfeldern hinaus und wurde als solche in seiner ganzen Willkürlichkeit von denselben empfunden. Einige unter ihnen, welche Kunde hatten von den Verträgen, die zwischen Großbritannien und China bestehen, beschwerten sich beim Governor und scheinen auch die Unterstützung der chinesischen Regierung gefunden zu haben. Das Ergebniß war, daß jener sein Veto gegen das Gesetz einlegte, indem er erklärte, es der Bestätigung durch die königliche Regierung vorbehalten zu wollen. Im März 1877 wurde im englischen Unterhause die Frage gestellt, ob die Regierung das Gesetz bestätigen werde, worauf der Unterstaatssekretär der Kolonien verneinend antwortete. Kurz darauf erließ der Vicepräsident des Executive Council von Queensland ein Rundschreiben, welches der Befürchtung Ausdruck verlieh, „daß sowohl unsere Rechte als unsere Civilisation geschädigt und unser sociales und politisches System gefährdet werde, wenn gegen unsern Willen und entgegen unseren Interessen eine chinesische Einwanderung uns aufgezwungen wird.“ Sie schätzten, hieß es ferner in diesem Schreiben, den Werth des Vorrechtes britische Unterthanen zu sein, aber wenn sie darum ihre Hoffnung aufgeben sollten, ihr auf sociale und politische Gleichheit gegründetes Gemeinwesen in diesem Sinne weiter zu entwickeln, so würden sie sich dazu nicht bequemen, ohne die ernstesten Versuche ein solches Uebel abzuwenden. Die Kolonien wünschten in ihrer eigenen Art und Weise sich zu entwickeln, und das Vorhandensein von internationalen Vertragsverpflichtungen zwischen Großbri-

tannien und China sollte nicht im Stande sein einen Vorwand zu liefern, um ihnen eine chinesische Einwanderung gegen ihren Willen und gegen ihre Interessen aufzudrängen.

Die krasse egoistische Willkür dieser Auffassung wird besonders klar, wenn man sich daran erinnert, daß Queensland einige Jahre früher sich alle Mühe gegeben hatte, um billige polynesische Kulis für seine Zucker- und Baumwollenpflanzungen auf Wegen zu erlangen, welche nicht selten zum Menschenraub und zur Entvölkerung ganzer Inseln in Polynesien führten. Glücklicherweise machten sich auch gerechtere Stimmen geltend, wie die des Kolonialsekretärs von Queensland, John Douglas, welcher in einer Depesche an Lord Carnarvon sagt: „Die Chinesen sind gesetzlich, mäßig und fleißig, sie leisten den Europäern gute Dienste und sind noch nicht in ernsthafte Wettbewerbung mit denselben auf dem Arbeitsmarkte getreten." Andere machten auf die Unklugheit der Queensländer aufmerksam, welche nicht bedachten, daß ihre Goldfelder sich bald erschöpfen würden, während sie nichteuropäischer Arbeitskräfte für ihre tropischen Kulturen stets bedürftig sein würden. Die Presse des Mutterlandes war fast einstimmig gegen die Haltung der Kolonie.

Nach Zurückweisung des frühern Gesetzes durch den Governor und die mutterländische Regierung machte die Gesetzgebung ein neues ganz nach Art derjenigen von Victoria und Neu-Süd-Wales, in welchem die Zahlung von 10 Pf. St. für jeden zu Wasser oder zu Land ankommenden Chinesen vorgeschrieben, die Rückgabe dieser Summe indessen für den Fall vorgesehen war, daß der Chinese binnen 6 Jahren die Kolonie wieder verlassen würde, ohne während seiner Anwesenheit derselben zur Last gefallen zu sein. Auch wurde ein Reiszoll von 1 Penny pro Pfund vorgeschlagen, dessen einziger Zweck natürlich nur die Vertheuerung des Hauptnahrungsmittels der Chinesen und damit ihre Hinausdrängung sein konnte. Es ist uns nicht bekannt, ob diese Maßregeln von der mutterländischen Regierung gebilligt worden sind oder nicht, und ob gewisse Sonderabgaben, welche man auf die von Chinesen hauptsächlich betriebenen Geschäfte legen wollte, zur Durchführung gelangten. Jedenfalls ist Queensland noch auf den Konferenzen von Sydney 1880 und 1881 am schärfsten für antichinesische Maßregeln eingetreten.

Neben ihm trat Südaustralien nun ebenfalls in den Kampf ein und zwar mit genau denselben Waffen wie Queensland. Am 7. August 1880 wurde in die dortige Gesetzgebung ein Gesetzesvorschlag eingebracht, welcher die Landung von Chinesen in größerer Zahl als 1 zu 10 Tonnen des Gehaltes der betreffenden Schiffe verbietet und außerdem eine Steuer von 10 Pf. St. auf jeden einwandernden Chinesen legt. Sicher, von der Regierung „geveto't" zu werden, blieb dieser Antrag zwar unerledigt, aber er wurde am 15. Oktober durch ein von der Kolonialregierung eingebrachtes „Chinesengesetz" ersetzt, welches eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. auf jeden ankommenden Chinesen vorschlug und auch zur Annahme gelangte. Auch betheiligte sich Südaustralien an der interkolonialen Konferenz über die Chinesen- und — Phylloxera-Frage, welche am 25. November 1880 in Melbourne zusammentrat und außer der genannten Kolonie noch von Victoria, Neu-Süd-Wales, Queensland und Tasmanien beschickt war, wo es besonders eifrig gegen die sogleich zu erwähnenden Schritte Westaustraliens zur Förderung der Chineseneinwanderung auftrat.

Diese Bewegung in den jungen Kolonien des Nordostens und der Mitte gab Anlaß zur Aufwerfung der Rechtsfrage, inwieweit die von Großbritannien mit China abgeschlossenen Verträge die Kolonien jener Macht verpflichte, die chinesischen Einwanderer aufzunehmen und genau auf demselben Fuße zu behandeln wie die einwandernden Bürger irgend eines andern mit Großbritannien in Vertragsbeziehungen stehenden Staates. Dadurch wurde sie zu einer Angelegenheit von viel erheblicherer Wichtigkeit gestempelt, als sie jemals in jenen älteren Kolonien gewesen war und nahm, was bei der Vorliebe der Australier für politische Diskussionen fast selbstverständlich war, schon sehr bald auch in diesen eine vordere Stelle unter den Tagesfragen ein. Das Beispiel der damals schon brennenden kalifornischen Chinesenfrage war hierbei sicherlich auch nicht ohne Einfluß. Die zweite Leidenschaft dieser heißblütigen Kolonisten, die Association, wurde sogleich mit herangezogen, und so entstand Ende 1878 zuerst in Melbourne eine „Anti-Chinese League", welche sich auch sofort nach Sydney, Adelaide und Brisbane verbreitete, ihre Verzweigungen in manche kleinere Plätze erstreckte und eine Art von officieller Vertretung ihrer Bestrebungen in der entschieden antichinesischen Haltung der eben erwähnten interkolonialen Konferenzen fand.

In der Gesetzgebung von Neuseeland wurde 1880 gleichfalls eine „Chinese Immigration Prohibition Bill" eingebracht, welche im August bereits eine zweite Lesung erfahren hatte. Ihre Hauptbestimmung bestand in der Festsetzung einer Kopfsteuer von 10 Pf. St. für jeden einwandernden Chinesen. Da in Neuseeland die 1878 zu 4433 angegebene Zahl der Chinesen sich im Laufe der letzten Jahre erheblich vermindert hatte, so war ein dringender Grund für solche Gesetzgebung hier gar nicht vorhanden. Aber man schützt die Nothwendigkeit einer Vorbeugung für künftige Fälle vor, wo Hungersnoth oder Krieg die Wellen der chinesischen Auswanderung wieder höher schwellen lassen möchte. Schon früher hatte sich auch die Gesetzgebung von Tasmanien in antichinesischem Sinne ausgesprochen und eine ähnliche Kopfsteuer beschlossen.

Es ist belehrend zu sehen, wie gleichzeitig mit dieser antichinesischen Bewegung in Queensland, Victoria u. s. f. in Nordaustralien, der erst werdenden, nach Menschenkräften irgend welcher Art dürstenden Kolonie, ein starkes Verlangen nach Steigerung der chinesischen Einwanderung sich kundgab. Man erleichterte dort den Chinesen, die unter Kuliverträgen eingeführt worden waren, das Verbleiben nach Ablauf ihrer meist nur auf ein bis zwei Jahre gehenden Arbeitsverträge in jeder Weise und war froh, wenn sie sich zum Vortheil der Kolonie 15 bis 20 Jahre verpflichten wollten. Nicht minder kam man ihnen in Westaustralien entgegen, das allerdings mit seinen 30 000 Einwohnern das Recht hat, Vermehrung seiner Einwohnerzahl zu suchen, wo immer es sie finden mag. Am 28. December 1880 erschien in dem Regierungsblatt dieser Kronkolonie die Mittheilung, daß die Einwanderung von Chinesen auf öffentliche Kosten befördert werden solle. Die Abgeordneten der älteren Kolonien, welche gerade damals ihre mitunter auch gegen die Chinesen-Zuwanderung beziehungsweise auf Hinausschaffung derselben gerichteten Berathungen in Sydney pflogen, beschwerten sich darauf am 25. Januar 1881 beim Earl of Kimberley, indem sie darauf hinwiesen, daß in dem Augenblick, wo die fünf von ihnen repräsentirten Kolonien mit ihrer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen einstimmig gegen weitere Zufuhr von Chinesen seien, die öffentliche Förderung derselben in Westaustralien einen übeln Eindruck machen und für diese Kolonie selbst unangenehme Folgen haben könnte. Sie drohten in dem Style des oben angeführten Schreibens des Executive Committee von Queensland mit Maßregeln, welche die anderen Kolonien sich genöthigt sehen würden im Verkehr mit den Häfen Westaustraliens zu nehmen, falls

dieses auf seiner Politik beharre. Einstweilen hat nichts Weiteres über die Entwickelung dieser Angelegenheit verlautet.

Nachdem wir in unserm einleitenden Abschnitt (s. Bd. XXXIX, S. 108) das Urtheil eines australischen Politikers über die Chinesen, ein typisch abfälliges Urtheil, mitgetheilt, möge es gestattet sein, zum Schluß ein aus anderer Tonart klingendes anzuführen, das mindestens zeigen mag, daß nicht alles, was sich mit Stolz „Gumsucker" nennt, von Chinesenhaß geschwellt sein muß. James Inglis, dessen offene, unumwundene Urtheile sein Buch „Our Australian Cousins" (1880) zu einer der besseren Quellen zur Kenntniß europäo-australischen Wesens stempeln, spricht sich über die Chinesen, speciell in Queensland, folgendermaßen aus: „Sie sind nett gekleidet und machen einen gesunden zufriedenen Eindruck. Manche haben ihr Haar bereits ganz à la militaire verschnitten, und Einige sehen wie respektable wohlhabende Gentlemen aus. Mit all seinem Schmutz, seiner Vorliebe für Opium sowie für Speisen von geheimnißvoller Zusammensetzung und seinem Abscheu vor Seife und Wasser hat John manche gute Seiten und ist im Ganzen ein nicht zu verachtender Kolonist. Als Hausirer und Kleinhändler ist er geduldig, fleißig und sparsam, als Koch und Hausdiener ruhig, fügsam und arbeitsam, als Gärtner oder Bergarbeiter geschickt, mäßig, fleißig. Bei alledem bildet er für den hiesigen Arbeiter einen Gegenstand des Hasses. Der Unionist verabscheut ihn aufs Aeußerste, während die Politiker nicht wissen, was sie mit ihm anfangen sollen. Auch in Queensland hängen Wolken an seinem Horizont." Wie der Chinese selber diese Bedrohung ansieht, haben wir bei Erwähnung des von chinesischer Seite ausgegangenen Pamphlets „The Chinese Question in Australia" (Melbourne 1879) gesehen. S. o. Bd. XXXIX, S. 106.

* * *

In Victoria und Neu-Süd-Wales weckte eine seit Beginn dieses Jahres gesteigerte Einwanderung von Chinesen die Chinesenfrage aufs Neue und rief Volksversammlungen und Deputationen, welche sich einer drohenden Sprache gegen die Mongolen bedienten, zusammen. Im April und Mai d. J. sollen allwöchentlich in Sydney 1000 und mehr angelangt sein. Solche Zahlen bedeuten eine wenig willkommene erneute Steigerung der von 1871 bis 1881 von 17 935 auf 11 796 gefallenen Chinesenbevölkerung von Victoria. Wie immer waren fast keine Weiber unter den Neu-Einwanderern, wie denn in der letzt angegebenen Census-zahl deren nicht mehr als 196 sich befanden. Man schrieb diesen plötzlichen starken Zufluß hauptsächlich dem Umstande zu, daß in Brisbane die Chinesensteuer von 10 Pf. St. die Landung fast jedes chinesischen Einwanderers unmöglich macht. Am 12. Mai wurde in New Castle (N.-Süd-Wales) eine große Volksversammlung gegen die Chineseneinwanderung abgehalten. Der Deputation derselben sagte der damalige Premierminister, daß die Regierung alles gethan habe, was möglich sei, um die Chinesen fern zu halten. Sie sehe in ihnen keine wünschenswerthen Kolonisten, aber auch keine Gefahr. In Victoria dagegen versprach der weniger skrupulöse Premierminister Berry, daß er gleich im Beginn der nächsten Tagung der Gesetzgebung ein Chinesengesetz in der Richtung der Beschlüsse der interkolonialen Konferenz vorlegen werde, „das weiter gehen werde als irgend ein früheres."

Der gegenwärtige Zustand und die Zukunft von Rio grande.

Von Dr. H. v. Ihering in Taquare de Mundo novo, Prov. Rio grande do Sul, Brasilien.

Im Augenblicke lenkt ein heftig entbrannter Streit die Augen aller für Südbrasilien sich Interessirenden auf sich, es ist die Sucht des großen Handelplatzes Rio grande, die sinkende Macht sich zu bewahren, den natürlichen Gang der Entwickelung einhalten und sich seine hervorragende Stellung erhalten zu wollen. Den Anlaß dazu giebt die geplante Einrichtung einer Alfandega (Zollstätte) in Pelotas, wodurch natürlich die bisherige Abhängigkeit des letztern Platzes von Rio grande aufgehoben wird. Kein Wunder daher, daß der älteste und früher wichtigste und selbst einzige große Handelsplatz der Provinz dieses Projekt ungern sieht und unter allerlei Vorwänden demselben entgegenarbeitet, kein Wunder aber auch, daß andererseits diese Lokalinteressen nicht durchschlagen und die Begründung der Alfandega von Pelotas nicht oder wenigstens nicht mehr auf lange Zeit werden hindern können. Denn so sehr auch das Gedeihen von Rio grande der Provinz am Herzen liegen muß, so kann doch der naturgemäße Entwickelungsgang und Fortschritt nicht der einen Stadt wegen aufgehalten werden.

Pelotas hat einen guten Hafen, in welchem die überseeisch ankommenden Schiffe ebenso gut einlaufen können, wie in Porto alegre. Da aber in Pelotas keine Alfandega sich befindet, so müssen die für diesen Ort bestimmten Waaren zuerst nach Rio grande gehen, woraus für den Handel von Pelotas die Nothwendigkeit erwächst, in jener Stadt Filialvertretung zu haben. Das vertheuert natürlich das Geschäft sehr und schädigt den von Pelotas aus nach den Kolonien betriebenen Handel. Der Besitz einer eigenen Alfandega wird daher Pelotas eingeräumt werden müssen, sobald, wie das jetzt der Fall ist, der Handel hierzu hinreichend ist. Pelotas verdankt diesen Umstand einerseits den großen Schlachtereien und dem, was damit zusammenhängt, wie z. B. Guanofabrikation &c., andererseits dem Handel nach den anstoßenden Kolonien. Daß für Pelotas und die Provinz die Einrichtung der Alfandega ein großer Vortheil wäre, ist ebenso klar wie der Verlust, den Rio grande damit erleiden würde. Ganz in derselben Weise hat seiner Zeit Rio grande die Alfandega von Porto alegre bekämpft, und doch sind jetzt die Zolleinnahmen beider Orte fast gleich oder werden es doch wohl bald sein. Die officiellen Daten der Einnahmen des Zollamtes von beiden Orten zeigen eine ganz gewaltige Zunahme für Porto alegre an, mithin ein relatives Zurückgehen von Rio grande. Ich theile in nebenstehender Tabelle die betreffenden der Gazetta de Porto alegre 1880 Nro. 230 entnommenen Zahlen mit.

Es hat mithin der Handel von Porto alegre, soweit er sich auf Import bezieht, in den letzten zwei bis drei Jahren sich im Verhältniß zu jenem von Rio grande sehr gehoben. Nach den von Wappaeus mitgetheilten Zahlen stellte sich im Jahre 1867/68 das Verhältniß so, daß wenn man die Zollimporteinnahmen von Rio grande zu

Jahr		Import von Porto alegre in Milreis	Import von Rio grande in Milreis	Procentverhältnisse von Porto alegre, wobei die Zahlen von Rio grande zu 100 gesetzt sind
1877/78	1. Semester	379 008	873 459	42,5 Proc.
	2. Semester	402 584	848 578	47,4 "
	Total	781 592	1 722 037	45,5 "
1878/79	1. Semester	634 715	872 263	72,7 "
	2. Semester	791 434	1 134 254	69,7 "
	Total	1 426 249	2 006 517	71,3 "
1879/80	1. Semester	869 273	1 122 768	77,4 "

100 setzt, jene von Porto alegre 27 betrugen. Die von Wappaeus mitgetheilten Zahlen stehen nicht ganz im Verhältniß zu jenen, welche wir hier anführen, die Art der Gewinnung derselben, Brutto, Netto ꝛc. mag eine andere sein, doch hat das für unsere Zwecke nichts zu sagen, wo es nur gilt, die relativen Zahlen zwischen beiden Plätzen festzustellen. Während wir nun, wie bemerkt, das Verhältniß des Importes von Porto alegre zu jenem von Rio grande 1867/68 wie 27 : 100 finden, stellt sich das im Jahre 1877/78 zu 45 und 1879/80 zu 77. Oder wenn wir umgekehrt die Zahlen für Porto alegre als Einheit nehmen und zu 100 setzen, so beziffern sich die Zahlen für die letzten fünf Semester zu 235 — 211 — 137 — 143 — 129. Die rückgängige Bewegung des Importhandels von Rio grande geht hieraus klar hervor. Allerdings ist der Rückgang bisher nur ein relativer, allein auch das wird sich noch ändern. Das nächste Jahr bringt in Porto alegre die am 1. Okt. zu eröffnende deutsch-brasilianische Ausstellung, von der man sich für den Handel mit Deutschland einen lebhaften Aufschwung versprechen darf und welche das immer mehr hervortretende Uebergewicht der Hauptstadt Porto alegre nur noch mehr befestigen wird. Ferner ist, wie oben bemerkt, der ganze Handel von Pelotas, einem immer mehr sich hebenden Orte, bis jetzt an die Alfandega von Rio grande geknüpft, und in dem Momente, in dem Pelotas seine eigene Alfandega erhält, wird es für jene von Rio grande einen großen Ausfall setzen. In noch größerm Maße würde das der Fall sein, wenn etwa der Hafen von Torres oder sonst ein geeigneter Hafen etwa von der Provinz St. Catharina eröffnet und durch Eisenbahnverbindung mit Porto alegre nutzbar gemacht würde. Es ist das ein schon oft besprochener Plan, von dem es nicht klar ist, wie weit seine Vereitelung den Bemühungen der Kaufmannschaft von Rio grande zuzuschreiben ist, der aber sicher noch einmal zur Ausführung kommt. Der Umstand, welcher für die Provinz über kurz oder lang einen andern mit Porto alegre in Eisenbahnverbindung stehenden Hafen nöthig macht, ist der schlechte Eingang in die Lagoa dos patos, ist die gefährliche Barre von Rio grande, an der beständig so viele Schiffe scheitern. Die Passage dieser Untiefe, deren Konfiguration durch den von den Wogen beständig hin- und hergeworfenen Sand immerzu geändert wird, so daß immerzu die Tiefe gemessen werden muß, ist so gefährlich wie kaum irgend eine andere, und nirgends gehen im Verhältniß zur Zahl der einlaufenden Schiffe so viele zu Grunde wie da. Es scheint, als ob mit sehr beträchtlichen Mitteln da keine ständige Abhilfe zu schaffen ist. Begreiflich, daß unter solchen Umständen auch die durch Versicherung ꝛc. erwachsenden Unkosten beträchtlich sind, und die Fracht von Hamburg nach Porto alegre sehr viel höher kommt, als jene nach Montevideo. Gäbe es aber einen andern sichern Hafen mit Eisenbahn nach Porto alegre, so würden sich die Transportkosten viel niedriger stellen. Als solcher Hafen ist der von Torres, nördlich von Rio grande, in Aussicht genommen worden. Die Untersuchung desselben durch einen Ingenieur fiel gegen denselben aus; allein man behauptet, daß dieses Resultat von Rio grande für vieles Geld bestellt worden sei, und jedenfalls glaubt man in Porto alegre nicht an die Unbrauchbarkeit des betreffenden Hafens, an dem freilich noch vieles gethan werden müßte. Ich hoffe, daß ich hierüber mir später aus eigener Anschauung ein Bild werde machen können.

Käme es zur Herstellung des Hafens von Torres, so würde das für Rio grande ein ganz entscheidender Schlag sein. Allein auch ohnedem wird die zunehmende Wichtigkeit von Porto alegre und von Pelotas den Handel von Rio grande zurückgehen lassen. Auch die eifrigsten und kostspieligsten Bemühungen für Rio grande würden daran nichts ändern können. Es finden im Welthandel überall und beständig Verschiebungen statt, durch welche neue Plätze emporkommen und alte von ihrer Machtstellung herabsinken. So ist es hier in der Provinz in Folge der Aenderung und Vermehrung der Verkehrsstraßen nach der Serra mit zahlreichen kleineren Plätzen gegangen, und man darf nur die Namen Venedig, Gent, Lübeck u. a. nennen, um zu wissen, daß auch in Europa dieselben Verhältnisse spielen. Noch ist Rio grande ein wichtiger Platz und sehen wir sogar seine Zolleinnahmen noch im Steigen begriffen und steht auch eine beträchtliche Veränderung nicht in unmittelbarer Aussicht, aber die Zahlen und Thatsachen, die wir mittheilten, geben zu denken. Noch sei zur Erläuterung dieser Zahlen bemerkt, daß für die letzten beiden aufgeführten Semester die Verhältnisse etwas anders liegen als für die früheren. Mit dem zweiten Semester 1878/79 ist nämlich der für die Provinz Rio grande do Sul festgesetzte Specialtarif in Kraft getreten. Diese durch den starken Schmuggel und die Grenzlage der Provinz bedingte Ausnahmsstellung ist für die Provinz von eminenter Wichtigkeit. Seit langen Jahren erstrebt und erst seit einem Jahre in Wirksamkeit, ist gleichwohl dieser Specialtarif, der für die anderen Provinzen einen Gegenstand des Neides bildet, schon wieder lebhaft angegriffen, Dank zumal dem Einfluß des Herrn Cotegipe in Rio de Janeiro, der seinen steigenden Einfluß in aller Weise zur Benachtheiligung der Pro-

vinz Rio grande do Sul geltend zu machen sucht. Dessen bedarf es aber wahrlich nicht! Keine Provinz des Kaiserreiches hat demselben so große Dienste geleistet wie Rio grande do Sul, und militärisch ist Brasilien nichts ohne diese Provinz, die z. B. im Kriege mit Paraguay mehr als die Hälfte der Soldaten und zwar die besten gestellt hat. Die Gazetta de Porto alegre hat kürzlich eine lange Serie von höchst interessanten diesen Gegenstand behandelnden Artikeln gebracht, in denen ihr geistvoller Verfasser, C. v. Koseritz, die Stellung der Provinz zum Kaiserreiche beleuchtet. Immerzu wird das aber doch nicht gehen, und irgendwie ernstere gegen die Provinz gerichtete Schritte könnten ebenso wie unbequeme kriegerische Verwickelungen, in denen wieder die Provinz für die anderen die Kastanien aus dem Feuer holen müßte, die Selbständigkeitserklärung der Provinz zur Folge haben. In der Besorgniß vor diesem Ereignisse liegt die sicherste Garantie für die Berücksichtigung der Interessen von Rio grande do Sul. Gewiß ist es auch nur diesem Umstande zu verdanken, daß jetzt bei der Wahlreform der heftig bekämpfte Artikel 8 endlich doch durchging, durch welchen auch den Naturalisirten und Akatholiken die Wählbarkeit zu Deputirtenstellen eingeräumt wird.

Die Frage der Kommunikationsmittel der Provinz scheint gerade jetzt wieder in den Vordergrund treten zu sollen. Seitens der minder prosperirenden Nachbarprovinz St. Catharina wird eine die Serra übersteigende Eisenbahn projektirt, welche von St. Catharina bis Porto alegre führen soll. So sehr nun auch im Allgemeinen die weitere Ausbildung des Eisenbahnnetzes zu wünschen ist, so wenig ist doch der Provinz Rio grande mit einer engern Verbindung mit St. Catharina gedient, da es fast nur diese Provinz wäre, welche daraus Vortheil ziehen würde, indem sie den Handel der Nachbarprovinz von sich abhängig machte. Von Eisenbahnen, welche die Südprovinz mit anderen in Verbindung setzen sollen, sind vor allem zwei zu fordern, eine, welche durch das Gebiet der Missionen ziehend die Verbindung mit S. Paulo und damit auch mit Rio de Janeiro herstellt, und sodann die schon in Angriff genommene Südbahn, welche in Uruguyana endend die Verbindung mit dem mächtigen Uruguay-Strome herstellen wird.

Wenn damit eine zweckmäßige Verbindung mit Nachbarprovinzen und -staaten erreicht wird, so bleibt die Hauptfrage, jene des Hafens, eine offene. Wie schon erwähnt, ist die den Hafen von Rio grande verlegende Untiefe, die berüchtigte Barre, eine große Kalamität. Man veranschlagt die Summe, welche zur ordentlichen Herstellung der Einfahrt erforderlich wäre, auf circa 8 Millionen Mark. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß selbst nach einer einmaligen solchen Ausgabe immer wieder große Summen zur Instandhaltung und zur Verhütung der Versandung geopfert werden müssen, und die Frage nach der Eröffnung eines andern Hafens, speciell nach der Erweiterung und Eröffnung des Hafens von Torres wird daher immer von Neuem wieder in Frage kommen.

Aber wollte man selbst die unerhörtesten Kosten für die Ausbesserung des Hafens von Rio grande nicht scheuen, so ist doch die geologische Beschaffenheit des Terrains nicht danach angethan, dazu zu ermuntern. Es steht nämlich fest, daß die Küste von Südbrasilien einem Hebungsgebiete angehört. Die Küste ist in einer langsamen Emporhebung begriffen; darauf weist schon die Konfiguration derselben hin, vor allem die Anwesenheit der zahlreichen kleinen zum Theil noch mit dem Meere in Verbindung stehenden Seen, welche sich entlang der Küste hinziehen. Ich hoffe dieselben binnen Kurzem einer nähern Untersuchung unterwerfen zu können und zweifle nicht deren Reliktenfauna nachweisen zu können. Austern, die einige Meter über dem Meeresspiegel festgewachsen angetroffen wurden, sichern ebenso wie Sambaquis (Muschelhügelgräber, s. „Globus“ XXVI, S. 193), welche weit entfernt von der Meeresküste landeinwärts sich befinden, die angeführte Thatsache. Sofern nun dieser Hebungsprozeß nicht bald zum Stillstande kommen sollte, so wird sich die Stadt Rio grande immer mehr heben und ihr Hafen immer unbrauchbarer werden. Nur der Umstand, daß mächtige Ströme ihr Wasser in die Lagoa dos Patos ergießen, sichert Porto alegre die offene Verbindung mit dem Meere. Allein es bleibt abzuwarten und zu untersuchen, in welcher Weise sich die Deltabildung, zu der es dann wohl kommen muß, anlegt. Noch liegen hierüber keinerlei Ermittelungen vor, noch ist überhaupt der Standpunkt des Naturforschers, den ich hier vorlegte, nicht in Betracht gezogen worden. Daß aber dieser Gesichtspunkt ernst ins Auge gefaßt werden muß und wird, wird die Zukunft lehren.

Die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ zum Aufsuchen des Nordpolfahrers „Jeannette“.

Von **Theodor Kirchhoff.**

San Francisco, am 18. Juni 1881.

Am 16. Juni dieses Jahres verließen fast gleichzeitig zwei Expeditionen unter den Auspicien der Vereinigten-Staaten-Regierung die amerikanischen Gestade des Atlantischen und des Stillen Oceans, um wo möglich eine Spur von dem vor jetzt beinahe zwei Jahren nach den unbekannten arktischen Regionen abgefahrenen Nordpolfahrer „Jeannette“ zu finden.

Aus dem Hafen Norfolk in Virginien fuhr, wie uns eine kurze telegraphische Depesche berichtet hat, der für eine Seereise vor vier Monaten ausgerüstete V.-St.-Dampfer „Alliance“ nach dem nördlichen Eismeer ab, um dort zwischen Norwegen und Spitzbergen nach der „Jeannette“ zu suchen. Näheres ist über dieses etwas seltsam scheinende Unternehmen nicht bekannt geworden. Das Marine-Departement der Vereinigten Staaten muß die Möglichkeit in Aussicht genommen haben, daß die „Jeannette“ auf der Nordost-Passage aus der Beringsstraße in das Nördliche Eismeer in die Nähe von Spitzbergen gelangt ist: eine allerdings sehr fern liegende Vermuthung!

Genaueres bin ich im Stande über die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ mitzutheilen, welcher, ebenfalls am 16. Juli, den Hafen von San Francisco auf der Suche nach der „Jeannette“ verlassen hat.

Vor einigen Monaten brachte die V.-St.-Regierung für die Summe von 100 000 Dollars den Walfischfänger-Dampfer „Mary and Helen“ käuflich in ihren Besitz, gab demselben den Namen „Rodgers“ und ließ das für arktische Seereisen besonders geeignet scheinende Schiff im Kriegshafen von Mare Island in der Nähe von San Francisco auf das Sorgsamste für eine Nordpolfahrt ausrüsten. Das Kommando des „Rodgers“ wurde dem V.-St.-Marinelieutenant Robert M. Berry übertragen, der sich auf der „Tigreß“ bei der Suche nach der „Polaris“ besonders auszeichnete und mit den Schwierigkeiten und Gefahren einer Fahrt in das Eismeer wohl vertraut ist. Die Unterbefehlshaber des „Rodgers“ sind sämmtlich erprobte Offiziere von der V.-St.-Flotte. Als Berichterstatter des New Yorker „Herald“ geht William H. Gilder mit, der sich bei Lieutenant Schwatka's Expedition nach King William's Land in derselben Eigenschaft betheiligte und eine literarisch glänzende Beschreibung dieser ereignißreichen Fahrt zuerst in den Spalten jenes Weltblattes veröffentlichte. Da die Expedition der „Jeannette“ von Bennet, dem Eigenthümer des „Herald“, geplant wurde, der auch die Kosten ihrer Ausrüstung trug, so konnte es die Regierung der Vereinigten Staaten selbstverständlich nicht ablehnen, einem Berichterstatter des „Herald“ Passage auf dem „Rodgers“ zu gewähren, was bei der literarischen Tüchtigkeit des Herrn Gilder, welcher für die Schrecken und Wunder der arktischen Natur ganz enthusiasmirt ist, gewiß nur zum Vortheil dieser Nordpolfahrt — einerlei was der Erfolg derselben sein möge — ausfallen wird.

Der „Rodgers“, ein Dampfer von 420 Tonnen, wurde in Bath im Staate Maine als Walfischfahrer gebaut und ist, wie schon bemerkt wurde, aufs Beste für eine Fahrt ins Eismeer ausgerüstet worden. Die Besatzung des Schiffs besteht aus 9 Offizieren und 15 tüchtigen Matrosen, wozu die nöthigen Maschinisten, Heizer ꝛc. kommen: zusammen 35 Seelen. Proviant, worunter ein großer Vorrath von Pemmican und Citronensäure, ist genug eingelegt worden, um die Besatzung vier Jahre lang und im Nothfall fünf Jahre lang zu unterhalten. Wissenschaftliche Instrumente sind in großer Auswahl vorhanden, und werden namentlich Tiefseemessungen in der Beringsstraße vorgenommen werden, um wo möglich die noch immer unbestimmte Strömung des warmen japanesischen Stromes genau festzustellen.

Das Hauptunternehmen des „Rodgers“ soll jedoch nicht eine wissenschaftliche Erforschung des Polarmeeres oder die Erreichung des Nordpols sein, sondern das Auffinden der „Jeannette“, und wird seine Fahrt diesem Zwecke entsprechend geleitet werden. Die „Jeannette“ wurde zuletzt gesehen, als sie in nördlicher Richtung nach der Heraldinsel steuerte. In seinem letzten an seine Frau gerichteten Briefe schrieb De Long, er beabsichtige an der Ostküste von Wrangel's Land nordwärts zu fahren, und würde jede 25 Miles in am Lande angelegten Cairns (verschlossene Steinbehälter zum Aufbewahren von schriftlichen Nachrichten) über den Verlauf der Expedition berichten. Da das Wetter damals sehr günstig war, so wird er ohne Zweifel so weit als möglich nach Norden vorgedrungen sein, ehe er Winterquartiere bezog und Schlittenfahrten ausrüstete; und ist es jetzt die Absicht des Befehlshabers des „Rodgers“, seiner Spur so viel als möglich zu folgen.

Falls die „Jeannette“ nicht verloren gegangen ist, wird sie entweder bei Wrangel's Land im Eise festliegen oder sie wurde durch die an der Küste von Alaska in nordöstlicher Richtung fließende Strömung nach der Prinz-Patrick-Insel und weiter fortgetrieben, möglicherweise sogar durch die Bank's-Straße, oder durch den Melville-, Barrow- oder Lancastersund nach der Baffin's-Bai und weiter in das nördliche Atlantische Eismeer. Gilder, der Herald-Korrespondent, glaubt sogar an die Möglichkeit, daß De Long mit der „Jeannette“ durch eine von Wrangel's Land direkt nördlich einsetzende Strömung über den Pol in das Atlantische Meer gelangt ist, und daß seine Fahrt in diesem Falle die berühmteste aller Nordpolfahrten sein würde, d. h. wenn er lebendig davonkommt: eine Annahme, die bei einer solchen abenteuerlichen Fahrt allerdings schon beinahe einen Wunderglauben voraussetzt.

Lieutenant Berry hofft gegen Ende August mit dem „Rodgers“ in die Nähe der Heraldinsel oder nach Wrangel's Land zu gelangen. Sollte De Long sein Schiff im Eise verloren haben, so würde man ihn und seine Mannschaft vielleicht am Südende von Wrangel's Land finden. Vieles glaubt Berry in diesem Jahre nicht mehr vollbringen zu können, da die lange Nachtzeit bald nach seiner Ankunft im hohen Norden eintreten wird; aber er hofft im nächsten Jahre beim Eintritt der langen Tage in der Lage zu sein, die Witterung auf das Beste ausnutzen zu können.

Der „Rodgers“ wird zunächst unter Segel nach Petropaulowsk fahren, um dort Hunde und Schlitten an Bord zu nehmen, und hofft man, jenen Hafen in 25 bis 30 Tagen erreichen zu können. Von dort wird das Schiff nach St. Michaels in Alaska steuern, um Kohlen einzunehmen, dann nach der St.-Lawrence-Bai und an der nördlichen sibirischen Küste entlang, um wo möglich etwas von der „Jeannette“ zu erfahren. Vom Kap Serdze-Kamen, wo Briefe bei einem Tschuktschen-Aeltesten hinterlegt werden sollen, wird der „Rodgers“ nach der Heraldinsel fahren und dort nach Cairns suchen, welche von der „Jeannette“ Kundschaft bringen mögen. Falls die Expedition keine Nachrichten von der „Jeannette“ auf der Heraldinsel findet, wird Lieutenant Berry sich von dort zunächst nach Wrangel's Land begeben. Der Winter wird dazu benutzt werden, Schlittenfahrten an der Ostküste von Wrangel's Land auszuführen, wobei auch dort mit der größten Aufmerksamkeit nach Cairns von der „Jeannette“ gesucht werden soll. Lieutenant Berry hat erklärt, daß er nicht der Route des mit dem „Thomas Corwin“ einen Monat früher nach Norden gefahrenen Kapitäns Hooper folgen werde. Dieser habe ihm gesagt, daß er die Westküste von Wrangel's Land nach der „Jeannette“ absuchen und alsdann nach dem Hafen von Michalitschki fahren wolle, wo er den „Rodgers“ gern vorfinden möchte. Kapitän Hooper beabsichtigt später die Nordküste des amerikanischen Kontinents bis nach der Prinz-Patrick-Insel abzusuchen, und glaubt, daß De Long dorthin verschlagen wurde, falls dieser nicht bei Wrangel's Land vom Eis blockirt ist. Im Fall keine Nachrichten von der „Jeannette“ ausgekundschaftet werden können, beabsichtigt Lieutenant Berry in zwei Jahren nach San Francisco zurückzukehren. Das Durchführen des oben vorgezeichneten Programms hängt natürlich ganz von Umständen ab, und es ist dem Ermessen des Kommandeurs des „Rodgers“ vollständig anheimgestellt worden, dasselbe nach Gutdünken abzuändern.

Der Abfahrt des „Rodgers“ aus dem Hafen von San Francisco sahen mindestens 10 000 Menschen zu, welche die Quais und Hügel an der Hafenfront in dichter Menge bedeckten. Sämmtliche Schiffe im Hafen flaggten und begrüßten den langsam vorbeidampfenden Nordpolfahrer auf Seemannsweise mit sich senkenden Farben, die Dampfschiffe ließen ihre schrille Stimme erschallen und eine zahlreiche Flottille begleitete ihn bis zum Goldenen Thor. Auf einem der Geleitdampfer befanden sich der Gouverneur des Staates Californien, die obersten Stadtbehörden von San Francisco,

Deputirte der Handelskammer und viele Marineoffiziere und hervorragende Bürger.

Möge dem „Rodgers“ und seiner wackern Besatzung die Freude zu Theil werden, die „Jeannette“ im eisigen Norden aufzufinden, oder uns wenigstens Kunde bringen von dem Schicksal De Long's und seiner Gefährten; möge diese wohlgeplante und mit aller menschlichen Vorsicht ausgerüstete Expedition mit Ruhm bedeckt aus der Polarnacht an die sonnigen Gestade Californiens zurückkehren — dieser Wunsch war im Herzen eines Jeden der Tausende, welche den kühnen Männern auf dem „Rodgers“ bei ihrer Abfahrt von San Francisco nachschauten.

Die geplanten Eisenbahnen und die deutschen Interessen in Mexico.

Von **Karl Lamp.**

In Bd. XL, Nro. 3, bringt der „Globus“ eine kurze Notiz, wonach in Folge der amerikanischen Unternehmungen auf mexicanischem Boden gegen die Amerikaner und die sie begünstigende gebildete, von Europäern abstammende Klasse unter der eingeborenen Bevölkerung eine bedrohliche Aufregung herrsche.

In einer der letzten Nummern des „Globus“ habe ich schon der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Eisenbahnbauten und sonstigen Unternehmungen, welche die Amerikaner in Mexico vorhaben, ihnen zwar keinen unmittelbaren Vortheil, wohl aber ihrer Nation mit der Zeit das Land in die Hand bringen können.

Jetzt werde ich nochmals auf diese Frage zurückkommen und zwar, um kurz zu erörtern, in wie weit sie die deutschen Interessen in Mexico berührt. Angeregt dazu werde ich durch eine Bemerkung in der oben erwähnten Notiz: „Die fremden Kaufleute tragen ihr Theil dazu bei, die Amerikaner bei dem Volke verhaßt zu machen.“ Wenn ihnen auch vielleicht die Neigung und noch mehr die Gelegenheit dafür fehlen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Spanier und Deutsche — hauptsächlich diese beiden Nationen kommen in Betracht — allen Grund dazu hätten.

Deutschland hat in Mexico Interessen von unverächtlichem Gewicht. Viele gewerbliche Unternehmungen, namentlich fast alle Brauereien, deren es freilich überhaupt nicht viele giebt, dann außer einigen kleineren ein großes Hüttenwerk für Silbererz — die hacienda de beneficio „Arcos“ südwestlich von Toluca, die der Darmstädter Familie Stein gehört —, die große Papierfabrik „Belen“ bei der Hauptstadt, ferner zahlreiche Apotheken, Hut- und Uhrmachereien, mehrere Druckereien, endlich nicht wenige große Landgüter sind in deutschen Händen. Ferner wird fast der ganze Ausfuhr- und Einfuhrhandel von einigen Dutzend großer deutscher Häuser, von denen einige daneben auch Bankgeschäfte betreiben, besorgt. Allerdings bringen dieselben nur zum Theil deutsche Erzeugnisse in den Verkehr; der Kaufmann kauft eben dort ein, wo er die beste und im Verhältniß billigste Waare bekommt, und er hat von seinem Standpunkte aus ein Recht dazu. Aber jener Theil ist doch besser wie nichts und es würde von deutschen Waaren eben fast nichts verkauft werden, wenn nicht deutsche Kaufleute den Handel in Händen hätten. Dann bringen die meisten Kaufleute ihr Erworbenes in die Heimath zurück und bereichern so diese. Sehr viele der großen Hamburger und Bremer Häuser sind durch solche Kapitalien erstanden. Kurz, jene Länder bringen uns wenigstens etwas von den Vortheilen, welche den europäischen Mächten ihre Besitzungen in den Tropen eintragen.

Alle diese Interessen nun sind durch die amerikanischen Unternehmungen in ihrem Dasein bedroht. Freilich würden den Deutschen die Bahnen ebenso gut zu statten kommen, als den zukünftigen amerikanischen Häusern. Aber eben darin, daß amerikanische Häuser, die es bislang in Mexico so gut wie gar nicht gab, in der Zukunft im Gefolge der Bahnen dort Fuß fassen werden, liegt die Gefahr. Was die Amerikaner einmal angefaßt haben und worauf sie sich mit Macht werfen — wie jetzt, man denke an den Panamá-Kanal, auf die angrenzenden spanisch-indischen Länder —, das lassen sie nicht wieder los. Sie verfügen über größere Kapitalien. Endlich schließen sich an die Koncessionen zu ihren jetzigen Unternehmungen, die in Ländern wie Mexico nicht umsonst erlangt werden, zum Entgelt leicht greifbare Vortheile an, wie Zollerleichterungen und Aehnliches.

Die Deutschen in Mexico sind sich auch dieser Gefahr bewußt. Als im Jahre 1878 eine Gesellschaft von reichlich hundert amerikanischen Gewerbetreibenden und Kaufleuten — Chicagones nannte sie, weil die meisten oder doch viele aus Chicago waren, das Volk, das übrigens seinen Haß nicht verhehlte — nach Mexico kam, um den jetzt gewaltigen friedlichen Feldzug zu eröffnen, wurden sie von den Deutschen recht kühl empfangen. Man war höflich, aber zurückhaltend und innerlich wünschte man sie zu allen Teufeln. Damals ließ sich übrigens recht beobachten, wie viel über den Menschen seine Umgebung vermag: die, nicht im schlechten Sinne, etwas cavalièren mexicanischen Deutschen und diejenigen, welche sich unter den Amerikanern fanden, zeigten, obwohl derselben Nation entsprossen, doch einen nicht geringen Gegensatz; überhaupt hegen die Deutschen in Mexico gegen solche Landsleute, die aus Amerika dorthin kommen, einiges Vorurtheil.

Vorläufig machen, wie ich aus Briefen deutsch-mexicanischer Bekannten ersehe, deutsche Häuser, speciell die Eisenhandlungen — welche sich fast ausnahmslos in der Hand von Deutschen befinden —, mit den Bahnunternehmern gute Geschäfte. Aber das ist nur vorübergehend und es kann dem mit der Zeit leicht der Niedergang folgen.

Unter diesen Umständen ist es befremdlich, daß ein mexikanischer Bericht der Allgemeinen Zeitung, der in der Notiz des „Globus“ erwähnt wird und den auch ich gelesen habe, die europäischen, also auch die deutschen Kapitalisten auffordert, sich an der Zeichnung für die mexicanischen Bahnbauten, mittelbar also an dem möglichen Ruin des deutschen Handels, zu betheiligen. Der Berichterstatter scheint zu den Enthusiasten zu gehören, welche in der Erbauung einer Bahn, gleichviel, mit welchen Mitteln und unter welchen Aussichten sie vorgenommen wird, schlechthin einen Sieg der „Civilisation“ feiern. Die Sachlage kennt er nicht. Wie kann er sonst eine Bahn Mexico-Acapulco für lebensfähig halten und wie kann er etwas für die Belebung des Bahnverkehrs von dem Triebe der Mexicaner, die Meeresküste aufzusuchen, erwarten? Wer in Mexico gewesen ist, weiß, daß der Eingeborene noch mehr als der Europäer die fieberschwangere Küste

scheut, daß er z. B., wenn er über See verreisen will, ängstlich die Zeit so eintheilt, daß er nur möglichst wenige Stunden vor Abgang des Dampfers in Veracruz einzutreffen braucht, ja daß manche nur, weil sie sich nicht nach Veracruz zu gehen getrauen, von einer Reise sich abhalten lassen.

Die Gelegenheit, ein Land gründlich kennen zu lernen, wird nur wenigen geboten und man verlangt dies auch nicht von Jedem. Aber es giebt in Mexico viele Fremde und darunter auch Deutsche, welche sich ein Urtheil über das Land gestatten, obwohl sie niemals ordentlich Spanisch lernen und nie aus der Stadt herauskommen. Bei Einigen hat die Furcht Antheil daran; es sind in der Regel gerade die harmlosesten Menschen, welche man stets und überall mit einer Mordwaffe ausgerüstet sieht. Angst kann man der Mehrzahl der deutschen Kaufleute in Mexico übrigens durchaus nicht vorwerfen; es sind im Gegentheil durchweg selbstbewußte, weltmännische, selbst schneidige Menschen.

Zum Schluß will ich noch Eins bemerken. Den einzelnen Deutschen könnte es vielleicht unter amerikanischer Herrschaft ganz gut gehen. Es ergeht ja Millionen deutsch-amerikanischer Bürger nicht schlecht. Sie werden dann aber eben amerikanische Bürger und sind für Deutschland kaum minder verloren, als wenn sie Irländer wären. Mexico, wie überhaupt ein großer Theil des spanischen Amerika, ist dagegen jetzt in mancher Beziehung eine Domäne nicht bloß einzelner Deutscher, sondern auch — das ist noch ein Unterschied — Deutschlands. Das letztere hat daher jetzt alle Ursache, die Interessen der Deutschen in Mexico den amerikanischen Unternehmungen gegenüber zu wahren.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Für dieses Jahr hat das französische Unterrichtsministerium unter anderen folgende Missionen, die auf Asien Bezug haben, vergeben: Chantre, Unterdirektor vom Lyoner naturwissenschaftlichen Museum, unternimmt zoologische und anthropologische Studien an den Küsten des Kaspischen Meeres und am Ararat; Clermont-Ganneau macht Ausgrabungen in Philistäa und Phönicien; Cotteau tritt eine große Reise durch Rußland, Sibirien und Japan zu geographischen und ethnologischen Zwecken an; Delafon führt archäologische Arbeiten in der Umgebung von Pondichéry aus; geologische und ethnographische Studien verfolgt Pélagaud auf den Mascarenen, Ceylon und in den französischen Besitzungen in Indien; Montano erforscht die Malaiischen Inseln und Marche macht naturwissenschaftliche Sammlungen auf den Philippinen. — Die afrikanischen Reisen sind unter „Afrika" verzeichnet; aus anderen Erdtheilen sind zu nennen: Flahaut, geologische und sonstige naturwissenschaftliche Studien auf Nowaja Zemlja; Pouchet, zoologische Sammlungen in Lappland, Pinard, archäologische Arbeiten in Mexiko, Arizona und Neu-Mexiko.

— Mr. Dorward von der China Inland Mission kehrte Anfangs April dieses Jahres von einer fünfmonatlichen Reise durch die Provinz Hu-nan nach Schanghai zurück. Er ist der einzige protestantische Missionar, welcher je den Weg von Hung-kiang nach der Umgegend des Tung-ting-Sees zurückgelegt hat. Auch Kwei-yang-fu, die Hauptstadt der Provinz Kwei-tschau, hat er flüchtig besucht.

— Korea hat den Japanern neben Gensanschin an der Ostküste kürzlich einen zweiten Hafen an der Westküste eröffnet, Ningseng (Jinsen) mit Namen, der nur 35 km von der Hauptstadt Söul entfernt ist.

— Eine sehr rege Thätigkeit entfaltet Frankreich, wie an verschiedenen Stellen Afrikas, so auch in Hinterindien, wo es an den Mündungen des Mekhong und des Song-ka bereits festen Fuß gefaßt hat. Lebhafte Unterstützung finden die Bestrebungen der Forschungsreisenden an dem Gouverneur von Französisch-Cochinchina, dem Herrn Le Myre de Vilers, wohl ein Beweis dafür, daß bei diesen Reisen nicht bloß das rein geographische, sondern auch ein politisches Interesse obwaltet. Die Resultate dieser Reisen werden in den „Excursions et Reconnaissances" fortlaufend veröffentlicht. So ist zu Anfang Juni nach vielen Gefahren der Reisende Alexis Blanc in der Hauptstadt von Kambodja glücklich eingetroffen, nachdem man schon zehn Monate ohne Nachricht von ihm gewesen war und bereits die schlimmsten Befürchtungen wegen seines und seiner acht Begleiter Schicksals gehegt hatte. Ende 1879 haben die Hauptleute Peyrusset und Rozée d'Infreville und der Arzt Ricard Terrainstudien für die Anlage einer Eisenbahn von Saigon nach Phnom-Penh gemacht. Ferner bereiste der Hauptmann Aymonier die im Nordwesten an Französisch-Cochinchina angrenzenden Gebiete von Kambodja, die Provinz Kampong Som, und kehrte über Udong und Phnom-Penh am Mekhong zurück. Drei Reisen hat der Marinearzt Dr. Neïs ausgeführt, die erste im Gebiete der Moïs des Bezirks Baria, eine zweite am Oberlaufe des Donnaï, dessen Quelle zu erreichen ihn nur die Wildheit der La-Canh-Dong-Eingeborenen hinderte. Bei dieser Gelegenheit hatte ein Stamm an der Grenze von Französisch-Cochinchina das Verlangen ausgesprochen, unter französisches Protektorat gestellt zu werden, weshalb Dr. Neïs den Auftrag erhielt, an den obern Donnaï zurückzukehren und sich von der Aufrichtigkeit jener Gesinnungen zu überzeugen. Begleitet von Lieutenant Septans drang er zu dem Stamme der Traos vor, welche sonst keinen Fremden, nicht einmal Angehörige von Nachbarstämmen, bei sich aufnehmen. Dabei hat er das Gebirgsland, in welchem der Donnaï entspringt, in ziemlicher Ausdehnung kennen gelernt. Endlich ist eine Reise des Ingenieurs Boulangier zu nennen, der durch Kambodja nach Siam gelangte und das Becken des Tonle-Sap oder Großen Sees näher erforscht hat. Derselbe bildete nach ihm einst die Spitze des Meerbusens von Siam und wurde durch umfangreiche Alluvionen, welche die ziemlich hohen Berginseln südlich vom heutigen Pursat mit dem Festlande in Verbindung setzten, vom Meere abgeschnürt. Der Tonle-Sap selbst, der großen Anschwellungen unterworfen ist, soll nach und nach durch den hinzugeführten Detritus ausgefüllt werden.

Afrika.

— Unter den wissenschaftlichen Missionen, welche die französische Regierung für 1881 vergeben hat, haben die folgenden auf Afrika Bezug: Mr. Roux hat die Durchforschung des an die Provinz Constantine angrenzenden Theils von Tunesien begonnen und wird zu topographischen und botanischen Zwecken das Thal des Medscherda und die Halbinsel des Kap Bon besuchen. Die Herren Cagnat und Gosselin bereisen Tunesien behufs archäologischer Studien. Hr. Lantz soll naturwissenschaftliche Sammlungen in manchen unbekannten Theilen Madagaskars machen (dessen Klima am 29. Mai dieses Jahres unser verdienter

J. M. Hildebrandt zum Opfer gefallen ist). Herr Bossion soll im ägyptischen Sudan, in Darfor und Kordofan anthropologische und ethnographische Studien betreiben und Herrn Mattheis die Länder zwischen Niger und Buene (?) erforschen. In Afrika befinden sich bereits und werden fernerhin unterstützt: Révoil im Lande der Somali und die Herren Savorgnan de Brazza und Dr. Ballay im Gebiete des Ogowe und Congo.

Nordamerika.

— Désiré Charnay's archäologische Expedition nach Mexiko, deren Beginn wir in Bd. XXXVIII, S. 47 meldeten, hat zu wichtigen Resultaten, namentlich für die historische Geographie Amerikas, geführt. Vom 7. bis zum 14. Jahrhundert drang das Volk der Nahuas allmälig in Mexiko ein und dehnte sich selbst über einen Theil von Central-Amerika aus. Ihr Ausgangspunkt ist die Umgegend des Sees von Chapala einerseits und eine noch nicht genau ermittelte Gegend in Kalifornien gewesen. Ein Stamm dieses Volkes, die Tolteken, haben glänzende Spuren hinterlassen, deren Studium einen Theil von Charnay's Aufgaben bildete. Zuerst richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Abhänge des Iztaccihuatl und Popocatepetl, wo er in einer Höhe von mehr als 4000 m wichtige toltekische Begräbnißplätze aufgedeckt hat. In Tula, nördlich von Mexiko, untersuchte er ein toltekisches Palais, von dem er eine sehr vergrößerte Kopie in San Juan de Teotihuacan nordöstlich von Mexiko auffand. In Comalcalca in Tabasco hat er eine bedeutende Stadt nachgewiesen, welche sich etwa 20 km weit hinzog; an 1000 Pyramiden von circa 300 m Seitenlänge trugen Paläste und riesige Thürme. Schließlich stattete er auch Palenque einen Besuch ab und machte dort eine Menge Abklatsche, Zeichnungen und Photographien. Unzweifelhaft wird er später diese Arbeiten wieder aufnehmen.

Polargebiete.

— Der Dampfer „Nordenskjöld" geht Mitte Juli nach dem Ob-Busen ab, um den dort eingefrorenen Schiffen „Oscar Dickson" und „Nordland" Hilfe zu bringen. Die Bemannung derselben befand sich am 23. April noch wohl, an welchem Tage fünf Mann vom „Oscar Dickson" nach Tobolsk aufbrachen, welches sie unlängst glücklich erreicht haben.

— Lieut. Bove's Südpolarfahrt (s. oben S. 48) ist auf den Herbst verschoben oder ganz aufgegeben worden; nach nur zehntägigem Aufenthalte am Rio de la Plata ist Bove nach Italien zurückgekehrt, angeblich um zur Stelle zu sein, wenn sein Vaterland in einen Krieg verwickelt würde.

— Brigade-General Hazen, vom U. S. Signal Service, hat jetzt Instruktionen für die Befehlshaber der beiden Expeditionen erlassen, welche demnächst abgehen, um dauernde Beobachtungsstationen im Polargebiete zu besetzen. Lieut. Greely befehligt die eine, welche in der Nähe des 1875 bei der Lady-Franklin-Bay entdeckten Kohlenlagers sich festsetzen wird. Der sie überführende Dampfer wird sofort mit einer Kopie der unterwegs gemachten Beobachtungen heimkehren, während die Zurückbleibenden Wohnhäuser und Observatorien errichten, worauf eine Schlittenpartie nach dem Hochlande bei Kap Joseph Henry abgehen soll. Es liegt in der Absicht, daß die Station 1882 und 1883 von einem Schiffe mit Vorräthen u. s. w. besucht werden soll — für den Fall seines Nichteintreffens sind indessen Vorschriften gegeben. Die andere Expedition befehligt Lieut. Ray; dieselbe begiebt sich von San Francisco nach Point Barrow im Alaska-Territorium und errichtet dort eine Station, welche bis Sommer 1884 thätig sein und jährlich besucht werden soll. Die anzustellenden Beobachtungen sind von sehr verschiedener Art; es werden dabei die vom Signal Office ergänzten Vorschriften der Hamburger Konferenz befolgt werden.

Vermischtes.

— Im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" besuchte Herr Hugo Zöller die beiden Weltausstellungen in Australien und zwar auf einer Reise um die Welt, auf welcher er die Pacific-Bahn, verschiedene Archipele der Südsee, die Kolonien des östlichen Australien und vornehmlich Niederländisch-Indien kennen lernte. Seine Berichte sind jetzt in zwei Bänden unter dem Titel „Rund um die Erde" (Köln 1881, M. Du Mont-Schauberg) erschienen, und wir dürfen dieselben als eines der besten unter den neueren nicht streng wissenschaftlichen Reisewerken bezeichnen und empfehlen. Der Verfasser ist ungleich mehr gebildet, als z. B. die meisten Autoren englischer Reisewerke, ist ein scharfer Beobachter und guter Stylist, und daß er neben den großen Zügen fremder Kolonialpolitik auch anscheinend unwichtigen Dingen seine Aufmerksamkeit schenkt, rückt uns die geschilderten Verhältnisse nur menschlich näher. Seine eingehende Darlegung der niederländischen Kolonialverhältnisse verdient jetzt, wo der Wortkampf um Deutschlands Betheiligung an der Kolonisation hin- und herwogt, nachdrückliche Beachtung. Auch auf die Schilderung von Atjeh, das er in größerm Umfange hat kennen lernen, als irgend ein anderer Reisender bis jetzt, mag noch besonders hingewiesen werden. Niemand wird die Lektüre bereuen, auch nicht der Geograph von Fach, auch wenn er als deren Resultat keine exakten Daten davon trägt.

— Die anthropologische Gesellschaft in Hamburg versendet jetzt an Konsuln, Missionäre, Kapitäne, Kaufleute 2c., welche mit Naturvölkern in Berührung stehen, Fragebogen mit 54 Fragen, die in sorgfältiger Weise von unserm Mitarbeiter Hrn. M. Eckardt entworfen sind, auf das Aeußere, Schmuck, Waffen, Geräthe, Sitten, Gebräuche u. s. w., sich beziehen und hoffentlich guten Erfolg haben. Unsere Leser in den außereuropäischen Welttheilen sind freundlichst ersucht, jenen Fragebogen vorkommenden Falles gütige Aufmerksamkeit schenken und damit die Wissenschaft der Völkerkunde fördern zu wollen.

— Mit ganz besonderer Freude haben diesmal die Geographen von Fach das Erscheinen eines neuen, des 8. Bandes des „Geographischen Jahrbuches" (Gotha 1881, J. Perthes, jetzt von Prof. H. Wagner herausgegeben), begrüßt. Denn außer altbekannten Mitarbeitern, wie Auwers, Bruhns, Hann, Drude, Schmarda, von Scherzer und dem uns besonders interessirenden Gerland, dessen Bericht über die Fortschritte der ethnologischen Forschung ein ganz gewaltiges Material verarbeitet, erscheinen einige neue eingetretene: Prof. Zöppritz behandelt den gegenwärtigen Standpunkt der Geophysik; K. v. Fritsch die Verbreitung geognostischer Formationen, der Herausgeber die Entwickelung der allgemeinen Methodik der Geographie im Auslande. Von Interesse sind auch die Notizen über die geographischen Lehrstühle und Vorlesungen, das Verzeichniß der geographischen Zeitschriften u. a. m.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

V.[1]

Von Beirut aus ritt Lortet am Meeresstrande nach Süden und erreichte am zweiten Tage Saida, das antike Sidon, nachdem er zuerst die Reste des schönen Meerschlosses bewundert hatte, die sich auf einer mit dem Festlande durch eine steinerne Brücke verbundenen Klippe erheben. Die Stadt lehnt sich an einen Hügel, welcher zwei Thürme und einige Stücke Mauer von dem alten Schlosse König Ludwig's des Heiligen trägt. Rasch ritt er durch die Stadt und ließ seine Zelte im Südosten auf dem Kirchhofe der Aegypter unfern der Citadelle aufschlagen. Von dort hatte man eine prächtige Aussicht: im Westen das weite, smaragdene Meer von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet, dann, so weit das Auge nur immer reicht, das zerrissene Ufer Phönikiens mit seinen edlen Formen, umsäumt von einem weißen Schaumstreifen, den die unaufhörlich heranwälzenden Wogen zurücklassen. Ganz in der Nähe der Hügel mit seinen Ruinen, welche einst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Ludwig IX. Asyl gewährt hatten, und gegen Osten, von einem purpurnen Violett bedeckt, die reich bebaute langgestreckte Ebene, hinter welcher die dunkele Masse des Libanon aufragte. Nicht so einladend, wenigstens für Lortet's Begleiter, war die nächste Umgebung, der Begräbnißplatz; aus den zumeist verfallenen Gräbern ragten hier und da menschliche Gebeine hervor, und in alle führte von außen ein kleiner Gang aus Steinen oder Ziegeln hinein, der am Kopfe der Leiche endete, so daß die Schädel sichtbar waren. Nach Sonnenuntergang stimmten Schakale und Hyänen ihr Geheul an, und zu ihnen gesellten sich die herrenlosen Hunde, deren Zahl in den syrischen Städten Legion ist, und ließen den Reisenden, welcher zum ersten Male unter dem Zelte übernachtete, keinen Schlaf finden. Am Morgen verlegte er denn auch sein Lager auf einen Hügel, welcher den südlichen (ägyptischen) Hafen der Stadt beherrschte und gleichfalls eine entzückende Aussicht darbot. Unweit von den Zelten steht ein kleines Weli oder Heiligengrab, bei welchem sich die mohammedanischen Frauen der Stadt alljährlich an einem Freitage versammeln, sich belustigen, singen und alle ihre Sünden auf eine Christin, wenn sie einer solchen begegnen, häufen, oder dieselben in Ermangelung eines Sündenbocks ganz einfach ins Meer werfen — eine Sitte, welche vielleicht von uralter Entstehung ist. Auf der Wiese neben dem Weli tanzen sie und steigen dann ganz nackt in das Meer, um sich in passendster Weise zu reinigen. Natürlich halten sich die christlichen Frauen an diesem Tage wohlweislich zu Hause.

Es ist hier nicht der Ort, auf die wechselvolle ältere Geschichte Sidons, dessen größte Blüthe in die Zeit vom 16. bis zum 11. vorchristlichen Jahrhundert fällt, näher einzugehen. Nur erinnert soll daran werden, wie sie während der Kreuzzüge fast gänzlich vom Erdboden verschwand. Als die Kreuzfahrer zuerst im Heiligen Lande erschienen (1099), hatte sie ägyptische Besatzung, wurde aber nicht weiter behelligt. Erst zwölf Jahre später eroberte sie Balduin I., und nun blieb sie in den Händen der Christen bis 1187, wo Saladin nach seinem Siege bei Hattin sich ihrer

[1] Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus“ XXXVIII, S. 97, 113, 129 u. 145.

bemächtigte. Ein Jahrzehnt darauf zogen die christlichen Ritter wieder ein und stellten ihre Rosse in die mit Cedernholz getäfelten Säle der Paläste, aber schon im selben Jahre (1197) zerstörte sie Malik-el-Adil. 1228 bauten die Franken die Stadt wieder auf, 1249 zerstörte sie Ejub und 1253 befestigte sie Ludwig IX., nachdem einige Wochen vorher die Mohammedaner dort ein schreckliches Blutbad unter den Einwohnern angerichtet hatten, welche sich nicht mit der kleinen französischen Besatzung in das feste Meerschloß hatten retten können. Reste dieser Mauern und Thürme haben sich, wie erwähnt, bis heute erhalten. 1260 verkaufte dann der Herr von Sidon, Julian, die Stadt an die Templer, welche 1291 abzogen und sie ihrem Schicksale überließen. Von da an blieb sie beständig in den Händen der Mohammedaner, ein werthloser Besitz, da Sultan Aschraf sie hatte schleifen lassen. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts erhob sie sich aus ihren Ruinen, als der geniale Emir der Drusen, Fachr ed-Dîn, sie zu seiner Residenz machte. Dieser Fürst baute sich einen prächtigen Palast und große Chane für die fränkischen Kaufleute; namentlich die von Marseille wurden begünstigt, Dank dem großen Einflusse, welchen der französische Konsul, Chevalier Darvieux, auf den Emir ausübte. Leider jedoch ließ dieser den Eingang des Hafens verschütten, damit sich nicht die türkische Flotte in ihm festsetzte. Trotzdem war Sidon damals die Hafenstadt von Damaskus und trieb bedeutenden Seidenhandel, bis 1791 der grausame Albanese Dschezzar Pascha die französischen Kaufleute vertrieb. Im Jahre 1840 endlich bombardirte eine englisch-österreichische Flotte sechs Stunden lang die Stadt und zerstörte ohne jede Noth einen Theil des schönen, wahrscheinlich 1228 von den Kreuzfahrern erbauten Meerschlosses.

Schloß des Heiligen Ludwig in Saida. (Nach einer Photographie.)

Es liegt auf der Hand, daß nach so vielen Kriegen, Belagerungen, Zerstörungen und Bränden, zu welchen noch Erdbeben hinzukamen, wenig von der alten Seekönigin Sidon übriggeblieben ist. Ruinen sind dort auf Ruinen gehäuft, und von interessanten Baulichkeiten enthält das heutige Städtchen nur wenig. Dasselbe liegt auf der Stelle des alten Sidon, nur daß dasselbe weiter gegen Osten in die Ebene hineinreichte. Wie alle alten Städte Phönikiens war es auf einem Vorgebirge erbaut, vor welchem eine Insel lag, die als Zufluchtsort und als Wellenbrecher für den Hafen diente. Mauern, theilweise verfallen, theilweise etwas besser erhalten, umgeben sie; die im S.-O. der Stadt auf einem 45 m hohen Schutthügel gelegene Citadelle Kalaat el Mezze enthält ein paar schlechte Kanonen, die aber in Ermangelung von Lafetten im Staube liegen.

Der Ort hat die Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie dem Festlande zugekehrt ist, während die Spitze die beiden Häfen, den nördlichen und den südlichen oder ägyptischen, von einander trennt. Die Straßen sind sehr eng und zum Theil mit Gewölben oder auch nur einfach mit Brettern, Matten oder Segeltuch überdeckt, deshalb sehr dunkel, aber auch im Sommer sehr kühl; in der Mitte befindet sich eine Rinne, in welcher die Lastthiere laufen, und zu beiden Seiten zwei kleine Bürgerstege. Im Uebrigen aber sind sie schlecht gehalten und stellenweise lagern wahre Berge von Unrath. Zahlreiche kleine und ziemlich gut ausgestattete Läden machen den Bazar sehr lebhaft. Die Häuser sind im Allgemeinen höher, als in den andern Küstenstädten, und solche mit mehreren Stockwerken sind keineswegs selten. Auf dem Platze vor der großen Moschee, welche selbst auf den Ruinen einer Johanniterkirche steht, erhob sich einst der glänzende Palast des Emir Fachr ed-Dîn, von dem aber keine Spur sich erhalten hat. Jetzt steht dort das Serai Soliman Pascha's (früher Oberst Sève geheißen), der indessen nichts Merkwürdiges darbietet. Nordöstlich davon liegt der französische Chan (Chân fransâwi), Fachr ed-Dîn's Gründung, ein mächtiges quadratisches Gebäude von 150 Fuß Seitenlänge, dessen Hof ein zierliches Marmorbecken mit Springbrunnen und eine schöne tropische Vegetation, darunter Bananen, umschließt. Jetzt befindet sich darin die französische Konsularagentur, die Patres Franziskaner, eine Primärschule, eine Herberge, Waarenlager, Ställe u. s. w. und in einem der großen Säle seit Renan's Expedition (1861) eine Sammlung sidonischer Alterthümer (ob auch noch heute?).

Der Nordhafen bildet ein längliches Viereck, welchen

im Osten das Meerschloß und die dasselbe mit dem Festlande verbindende Brücke, im Norden und Westen eine Reihe Klippen begrenzt, auf welcher die Phönikier zum Schutze ihrer Schiffe mächtige Molen errichtet hatten. Der Hafen

Saida von Süden gesehen.

hatte zwei Einfahrten, eine im Westen, el-Fatha genannt, jetzt versandet und kaum 3 m tief, und eine zweite im Osten beim Schlosse, welche allein heutigen Tages von den Küstenschifffahrt treibenden Barken benutzt wird. Das Becken

Hafen der Aegypter in Saida. (Nach einer Photographie.)

selbst wurde zum Theil leider verschüttet und würde nur erst wirklich brauchbar werden, wenn man umfassende Arbeiten zur Wegräumung der Trümmer, durch welche die Versandung erleichtert worden ist, ausführte. Und wie viel Alterthümer könnten bei diesem in praktischer Hinsicht so nützlichen Werke zum Vorschein kommen! Zwei kleine, mit

dem Meißel in die westlichen Felsen gehöhlte Ausschnitte dienten den antiken Galeeren zum Schutze; heute werden sie nur noch von den Frauen Sidons benutzt, welche sich täglich dort baden.

Das Schloß, welches den Hafeneingang im Nordosten vertheidigt, besteht aus einer großen Anzahl unregelmäßig an einander gefügter Thürme und Redouten, und wurde höchst wahrscheinlich in dem Winter von 1227 auf 1228 von den Kreuzfahrern erbaut. (Prof. Socin in Bädeker's Palästina und Syrien S. 331 meint, daß vielleicht die großen fugenränderigen Quadern auf einen noch ältern Bau hinweisen.) In der Mitte der Brücke, welche das Schloß mit dem Festlande verbindet, befindet sich ein ansehnlicher Unterbau, welcher einst einen schützenden Thurm mit einem Thore trug; diese Stelle liegt 35 m vom Schlosse und 42 m vom Ufer. Die erste Hälfte der Brücke, vom Schlosse aus gerechnet, besteht aus vier Bogen, deren Pfeiler mit Wellenbrechern versehen sind, während die ähnlichen vier Pfeiler nach der Stadt zu dieselben entbehren und jüngern Ursprungs zu sein scheinen. Diese zweite Hälfte war während der Kreuzfahrerzeit wahrscheinlich aus Holz erbaut, um im Falle eines Angriffs leicht beseitigt werden zu können. Diese Brücke ist außerordentlich schmal, ähnlich der 1177 erbauten Brücke Saint-Benazet in Avignon und der 1265 angefangenen und 1309 vollendeten Brücke Saint-Esprit. Die alten Mauern des Schlosses sind sehr fest

Das Meerschloß (Kala'at el-Bahr) in Saida vor dem Bombardement von 1840.

gebaut und sehr dick, und ihre einzelnen Quadern werden durch hölzerne Schwalbenschwänze zusammengehalten. Der große östliche Thurm ist 27 m lang und 21 m breit; sein Eingang mußte in ziemlicher Höhe liegen, da die ganze Basis aus festem Mauerwerke besteht, in welchem zwei mächtige Cisternen ausgehöhlt sind. Der westliche Thurm von gleichfalls sehr großen Dimensionen dient jetzt zur Aufbewahrung von Pulver, so daß ihn Lortet nicht besuchen konnte. Alle diese Bauten waren mit Schießscharten versehen und gewährten einen höchst imposanten Anblick, bis sie 1840 schonungslos von den Engländern zerstört wurden.

Der südliche oder ägyptische Hafen wird heute nicht mehr benutzt, weil eine weite Oeffnung den Westwinden freien Zutritt gestattet; nördlich und südlich begrenzen ihn zwei felsige Vorgebirge und im Osten eine Strandlinie feinen Sandes. Auf der Klippe, welche etwa 25 m hoch ansteigend diesen Hafen beherrscht, finden sich die Abfälle antiker Purpurfabriken, die sehr bedeutend gewesen sein müssen. Die Phönikier entnahmen den von ihnen so hoch geschätzten Purpur der Meeresmolluske, Murex trunculus, welche an den Küsten der warmen Partien des Mittelmeeres sehr gewöhnlich ist. Man sieht dort in Sidon sehr große Anhäufungen (mehrere hundert Meter lang und mehrere Meter dick) dieser Muscheln, welche, wohl durch einen Axthieb, alle an derselben Seite geöffnet worden sind, um das Thier leichter herausziehen zu können. Murex trunculus lieferte amethystfarbenen Purpur, Murex brandaris, von welchem Lortet 1873 große Ansammlungen an den Küsten von Attika und Salamis gefunden hat, den gelbröthlichen, welchen Plinius als „tyrischen“ bezeichnet. Der Farbstoff von

Das Meerschloß in Saida in seinem heutigen Zustande. (Nach einer Photographie.)

Murex trunculus besteht aus zwei Grundstoffen, der himmelblauen Cyansäure und dem brennend rothen Purpuroxyd, während Murex brandaris nur ein Princip, „tyrisches Oxyd“, enthält. Der Purpur galt für den kostbarsten Farbstoff wegen seines Glanzes und wegen seiner Haltbarkeit, und er widersteht in der That in unbegrenzter Weise dem Einflusse des Lichtes, gewinnt vielmehr durch dasselbe nur an Intensität. Zudem zeigt er in hohem Grade die von den Alten so geschätzten schillernden und wechselnden Reflexe. Das Färben von Wolle mit Purpur ist überaus leicht; ein einfaches Reiben an den Körpertheilen des Thieres, welche die Drüsen mit dem Farbstoff enthalten, verleiht dem Gewebe eine bläuliche Färbung, welche durch die Wirkung der Lichtstrahlen in eine veilchen- und amethystfarbene übergeht und durch kein Waschen sich wieder beseitigen läßt.

Der Werth der aus dem Hafen von Saida exportirten Waaren ist in Anbetracht der Kleinheit der heutigen Stadt noch immer ziemlich ansehnlich; es sind hauptsächlich Rosinen aus den nahen Weinbergen, Getreide, Baumwolle,

Murex trunculus der alten Färbereien von Sidon.

Seide, Galläpfel und Soda, welche in der syrischen Wüste aus der Asche von Salsolaceen gewonnen wird. Die Beduinen machen oft sieben bis acht Tagemärsche, um letztere Waare in Sidon auf den Markt zu bringen. Kommissionäre bereisen zu gewissen Jahreszeiten die Thäler des Libanon und kaufen die im Gebirge gesammelten Galläpfel auf; die am meisten geschätzte Sorte kommt aus der Umgegend von Aleppo. Baumwolle, Seide und Harze vom Hermon sind gegenwärtig die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Die Kultur der Baumwollstaude und die Bearbeitung ihres Produktes ist ausschließlich Sache der Frauen, welche zweimal wöchentlich auf einem eigens dazu bestimmten Markte der Stadt ihre Erzeugnisse verkaufen. Die um Mitte Mai beginnende Zucht der Seidenraupe wird überall auf dem Lande betrieben. Um jene Zeit siedelt ein großer Theil der Bevölkerung in die Gärten über und wohnt dort unter Hütten aus Zweigen, denen sich Europäer der darin befindlichen Frauen wegen nicht nähern dürfen. Die Seide von Saïda gilt bei den Lyoner Fabrikanten für die geringste von allen Sorten, die von der syrischen Küste kommen. Die Gärten der Stadt liefern in großer Menge Granaten, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Apfelsinen, Citronen und Birnen. Die Einwohnerzahl hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen und beträgt jetzt 10 000 Seelen, darunter 7000 Mohammedaner und Metâwile, etwa 600 Israeliten, der Rest griechisch-katholische und maronitische Christen. In der Stadt befindet sich ein Franziskanerkloster, eine von Jesuiten geleitete Schule und eine mit einem Waisenhause verbundene Schule der Josephsschwestern; auch die protestantischen amerikanischen Missionäre von Beirut haben in Saida eine Station und ein Kollege. Etwa 1 km südöstlich von der heutigen Stadt liegt ihre größte Merkwürdigkeit, die berühmte phönikische Nekropole, welche im Jahre 1861 von Renan und Gaillardot eingehend untersucht wurde und reiche Ausbeute gewährte, obwohl ihr Schatzgräber schon vorher arg mitgespielt hatten. Eine Felswand ragt einige Meter über der Erde empor, und diese ist nach allen Richtungen hin ausgehöhlt und von zahllosen Grabkammern durchsetzt. Renan unterscheidet drei Klassen derselben (vergl. Bädeker's Palästina, 2. Aufl., S. 332): 1. Rechtwinklige Grotten, welche gegen die Oberfläche des Bodens hin einen viereckigen Schacht von 3 bis 4 m Länge und 1 bis 2 m Breite haben; man steigt vermittels Einschnitten, die sich in den Wänden des Schachtes befinden, hinunter und findet zwei Thüren, die in Gemächer ohne jegliche Ausschmückung führen. Selten stehen mehrere dieser Gemächer mit einander in Verbindung. Renan hält diese Gräber für die ältesten; in Aegypten finden sich ähnliche. 2. Gewölbte Grotten mit Seitennischen für die Sarkophage, oder auch bloß mit viereckigen Löchern im Boden. Treppen führen hinunter; an der Decke sind runde Luftlöcher gegen die Oberfläche des Bodens hin angebracht. Solche Grotten finden sich besonders im Südost-Winkel der sidonischen Nekropole. 3. Bekalkte Grotten, innen nach griechisch-römischem Geschmacke bemalt, meist mit griechischen Inschriften versehen; einige haben ebenfalls Luftlöcher. Bisweilen sind Grotten ältern Styles in solche neuern Styls umgewandelt worden. Auch die Sarkophage sind verschieden. In den Grotten der ersten Art finden sich Marmorsarkophage speciell phönikischer Art, d. h. sogenannte anthropoïde Behälter, an denen alle Biegungen der Mumie — denn auch die Phöniker balsamirten ihre Todten ein — nachgeahmt sind; erst später wird der Behälter zum einfachen Kasten, an dem höchstens noch die Lage des Kopfes durch eine Einengung kenntlich ist. Auch Bleisarkophage und Behälter mit einfachen dreikantigen Deckeln kommen vor. In den Grotten der zweiten Gattung finden sich meist Thon-, in denen der dritten wannenförmige, reich mit Guirlanden 2c. verzierte Sarkophage. Vor allen berühmt ist der am Nordende der heute „Mogharet Ablûn“ (d. i. Höhle des Apollo) genannten Nekropole gefundene Sarkophag des Königs Eschmunazar aus schwarzem Amphibolit, ein Werk ägyptischer Kunst, aber in Phönikien im Jahre 521 v. Chr. nach Austilgung der ursprünglich darauf befindlichen Hieroglyphen mit einer langen phönikischen Inschrift versehen, welche über jeden, der des Königs Grabesruhe stören würde, dessen Fluch ausspricht. Der Herzog von Luynes fand ihn im Jahre 1855 und schenkte ihn als kostbaren Besitz den Sammlungen des Louvre.

Zustände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dschеddah.

I.

Anfang März dieses Jahres (1881) ging ich von Dscheddah, wo ich ansässig bin, über Suakim und Massaua noch Hodeida in Jemen, von wo mich Geschäfte nach Sanaa riefen. In Hodeida hielt ich mich bloß vier Tage auf. Der Platz ist — auf Kosten von Dscheddah — in stetem Aufblühen begriffen. Ueberhaupt hat Dscheddah seit der Eröffnung des Suezkanals sehr viel von seiner Wichtigkeit als erster Hafen und Stapelplatz des Rothen Meeres verloren und exportirt heute Massaua seine Häute, Suakim den Gummi und Hodeida den Kaffee direkt ohne, wie vorher, sich der Vermittelung Dscheddahs zu bedienen. In Hodeida befindet sich ein jüngst ernannter französischer Konsul, 4 oder 5 Italiener und Franzosen und etwa 30 der nirgends fehlenden Griechen, welche fast durchweg vom verbotenen Schnapshandel leben und trotz Islam und Propheten vorzügliche Geschäfte machen.

Der Weg von Hodeida nach Sanaa ist schon so oft beschrieben worden, daß ich verzichte auf die Details dieser Reise einzugehen. Meine Reise ging über Bádschel, Hadschéla, Menácha, Súq El Chamís, Senán Báscha Hán und von dort nach Sanaa. Als Kuriosum will ich noch erwähnen, daß wenige Tage vor meiner Ankunft der Gouverneur (Kaïmakam) von Menácha fast die ganze männliche Bevölkerung des Platzes, ungefähr 1200 Mann, auf den Affenfang geschickt hatte. Der Sultan hatte nämlich Thiere für seine Menagerie verlangt und das war Grund genug, um die ganze Stadt für mehrere Tage (unentgeltlich) zum Affenfang auszuschicken. Man fing 43 Affen, und dabei wurde einem armen Teufel von Araber eine Hand glatt am Gelenk abgebissen. Der Kaïmakam zeigte mir einen der Affen, der wirklich sehr groß war und einen riesigen grauen Vollbart hatte.

Von Menácha bis Sanaa war es bitter kalt bei Nacht, und hatten wir während der letzten Nacht der Reise starken Regen.

Sanaa, wo wir vor der Morgendämmerung einritten, sah von der Ferne wie ein Hufeisen aus. Diese Form entsteht dadurch, daß das Judenviertel, welches auch innerhalb der Stadtmauern liegt, durch einen weiten freien Raum vom Moslemviertel geschieden bleibt, welches wieder speciell von einer Mauer umgeben ist.

In dem freien Raum zwischen den Mauern des Moslemviertels und des Judenviertels befindet sich bloß der Palast des Gouverneurs und wenige Häuser, die durchweg von höheren türkischen Offizieren bewohnt werden. Sanaa liegt, den Berechnungen des türkischen Generalstabs zufolge, 2800 m über der Meeresfläche. Die Bevölkerung der Stadt ist gegenwärtig ungefähr 25 000 bis 30 000 Einwohner, was zu dem ungeheuern Raum, den die Stadt einnimmt, in gar keinem Verhältniß steht. Zahllose Häuser stehen verlassen, und man kann riesige dreistöckige Häuser für 80 Doll. (circa 15 Pf. St.) pr. Jahr miethen. Die Häuser sind sehr gut gebaut, haben Fensterscheiben aus buntem Marienglas, welches letztere man überhaupt im ganzen Jemen oft findet. (In Hodeida und allen Städten am Rothen Meere giebt es keine Fenster, sondern nur Holzläden, arab. Taggan.) An Geld geht in Jemen der Maria-Theresia-Thaler und bis zu gewissen Grenzen auch türkisches Geld. Goldgeld ist unbekannt, nur in Sanaa und Hodeida sind die türkischen Liras von den Soldaten sehr gesucht. Türkisches Kupfergeld, welches sonst im ganzen Reiche (auch in Hedschaz) entwerthet ist, kursirt in Jemen, aber der Kours ist in jeder Stadt ein anderer. Während z. B. in Sanaa 100 Kupferpiaster = 1 Maria-Theresia-Thaler, rechnet man in Jerim 50 Piaster auf 1 Thaler.

Der Wali von Jemen, Ismael Hakki Pascha, ist ein Mann, der eine ganz europäische Erziehung genossen hat, mehrere Sprachen und darunter vorzüglich Französisch spricht und unbedingt der liebenswürdigste und vorurtheilsfreieste Türke oder Araber ist, den ich je gekannt. Seiner freundlichen Hilfe habe ich es zu danken, daß ich in Sanaa unbehindert alles Sehenswürdige besehen konnte. Der Gouverneur thut alles Mögliche, um den Gegensatz zwischen Türken und Arabern, Siegern und Besiegten, zu mildern. Jeden Freitag hält er Empfang, wo Jedermann zugelassen wird, und sah ich dort zahlreiche Araber. Im Regierungsgebäude hat ebenfalls Jedermann ohne irgend welche Formalitäten Zutritt beim Wali, der überhaupt in jeder Weise Gerechtigkeit zu üben sucht, ein Bestreben, das aber durch das wirklich schändliche und niederträchtige Gebahren einer ganzen Clique von untergeordneten türkischen Beamten großentheils vereitelt wird.

Um des Paschas willen, dessen Tüchtigkeit und Charakter ich hochachte, hätte ich gewünscht, von der ganzen Regierung nur Gutes sagen zu können; die Wahrheit aber zwingt mich zu erklären, daß eine schändlichere, gemeinere und schamlosere Beraubung, Bestehlung und Abschlachtung von Leuten nirgends möglich ist, als es in Jemen geschieht.

Die Dinge, die mir von der Landbevölkerung von Dammár bis Kattabé erzählt wurden, sind einfach grauenerregend, doch werde ich darauf später zurückkommen.

Die türkischen Soldaten, deren sich in Jemen und Asir ungefähr 16 000 bis 17 000 befinden (das siebente Armeekorps) sind im Lande tödtlich verhaßt. Die Soldaten sind, wie im Allgemeinen die gemeinen Türken, sehr gutmüthige und ehrliche Leute, aber da dieselben oft jahrelang ohne Sold bleiben und doch leben müssen, benutzen sie jede Gelegenheit, um mit Gewalt zu nehmen, was sie nicht kaufen können, und da ihnen die Landbevölkerung offenen Haß entgegenbringt, hat sich ein höchst unangenehmes Verhältniß zwischen allem, was Türke und Araber ist, herausgebildet. Das Zurückziehen der Truppen aus irgend einem Bezirke würde ein sofortiges Aufhören der Türkenherrschaft bedeuten. Eine Civilregierung von Türken ist in Jemen so, wie die Sachen gegenwärtig stehen, undenkbar. Aber auch die geringe Militärmacht wäre nicht hinreichend, das verhältnißmäßig sehr große Land niederzuhalten, wenn nicht das unselige Kabylenwesen wäre. Jede zwei bis drei Dörfer werden von einer Kabyle (oder Kable) bewohnt, welche sich allein für vollblütige Araber hält, und die Angehörigen der anderen Kabylen für unreine Hunde ansieht. Jede gestohlene Kuh, jedes entführte Mädchen ist Grund, daß

zwei Kabylen, Männer und Frauen, zum Kampf gegen einander ausziehen. Jeden solchen Krieg zwischen Kabylen benutzen die Türken, um die Parteien zu versöhnen, d. h. ein Bataillon rückt in die kriegführenden Dörfer und plündert die Leute bis aufs Letzte aus.

Mit richtigem Blick hat Ismael Hakki Pascha erkannt, daß durch die Errichtung von eingeborenen Regimentern die Verhältnisse zwischen Regierung und Volk viel von ihrer Schärfe verlieren würden, und ist es ihm nach unsäglicher Mühe gelungen, damit den Anfang zu machen.

Gegenwärtig existiren in Jemen zwei Bataillone von eingeborenen Jementruppen, natürlich lauter Freiwilligen. Außerdem giebt es eine Batterie und eine wenig zahlreiche Kavallerieabtheilung, welche Polizeidienste versieht und aus Eingeborenen gebildet ist. Die Infanterie ist mit vorzüglichen Hinterladern versehen, die Artillerie mit Krupps, dagegen die Kavallerie bloß mit einheimischen Lanzen. Täglich finden in Sanaa Exerzirübungen dieser Truppen unter der Aufsicht des Gouverneurs statt, und es ist wirklich staunenswerth, mit welcher Präcision und Raschheit diese barfüßigen Truppen manöveriren.

Der einzige gegründete Einwurf, den die meisten türkischen Offiziere, theilweise wohl auch aus Eifersucht, gegen die Errichtung dieser Truppe erheben, ist, daß im Falle eines allgemeinen Aufstandes auf dieselbe nicht zu rechnen wäre oder selbe gar auf die feindliche Seite überginge, was für die Türken von unberechenbaren Folgen wäre, da die Leute dann auch Artillerie zur Verfügung hätten, was bisher nie der Fall war. Ich bin nicht lange genug im Lande gewesen, um eine Meinung über einen derartigen Gegenstand aussprechen zu können, jedoch weiß ich, daß sich die Hamidié (so heißt die neue Truppe) gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Dammar sehr tapfer gegen eine dortige Kabyle geschlagen hatte und mehrere Mann verlor.

Der Imam von Sanaa, Muhsin oder Mohsin, derselbe, der vor zwölf Jahren die Türken nach Sanaa rief, lebt immer noch in Sanaa, übt aber gar keinen Einfluß oder höchstens noch einen sehr geringen religiösen, aber keinen politischen aus. Die Juden leben sehr bedrückt, dürfen z. B. in ganz Jemen kein Reitthier besteigen und sind meist sehr arm. Die Männer sind meist Handwerker, Schuster, Schmiede, Silberarbeiter rc. Die Moralität ist in Sanaa ungemein niedrig und fast alle Frauen, sowohl Mohammedanerinnen wie Jüdinnen, sind Prostituirte oder waren es. Ein Sprichwort in Jemen sagt, daß in ganz Sanaa keine anständige Frau zu finden sei. Im übrigen Jemen habe ich dagegen nie von jüdischen Prostituirten gehört. Syphilis gehört in Sanaa zu den meistverbreiteten Krankheiten, und die Mehrzahl der Kranken im türkischen Militärspital ist mit dieser Krankheit behaftet.

Eine andere sehr oft vorkommende Krankheit ist der sogenannte ver de Medine (im Sudan der Wüstenwurm genannt), welchen besonders die in Loheia und Zohra stationirten türkischen Soldaten bekommen. Es ist ein Wurm, der zündhölzchendick und viele Meter lang ist und sich im Körper des Kranken bildet, worauf er sich durch das Fleisch einen Weg bahnt und gewöhnlich am Oberschenkel oder am Knöchel herauskommt. Die Krankheit dauert oft acht bis zehn Monate und ist ungemein schmerzhaft, aber nicht tödtlich.

In Sanaa erscheint ein halb türkisch und halb arabisch geschriebenes offizielles Journal. In der dortigen Druckerei erschien auch ein Buch in türkischer Sprache, welches die bisher in Máhreb gemachten Funde beschreibt und Abbildungen davon brachte. Ismael Hakki Pascha sammelt sehr eifrig Alterthümer von Máhreb, von denen er bereits eine Sendung an das Museum von Konstantinopel machte. Uebrigens ist es jammerschade, daß zahllose Alterthümer für die Nachwelt verloren gehen, da sehr viele Personen in Sanaa sammeln und die Sachen an Privatpersonen verkaufen. Der Postdirektor von Sanaa, ein alter Türke, der gerade zur Zeit meiner Ankunft abreiste, hatte eine Sammlung, die ihm 3000 Maria-Theresia-Thaler gekostet hatte, und die er nach Alexandrien überführen wollte, um sie dort zu verkaufen. Uebrigens muß ich bemerken, daß in letzterer Zeit in Sanaa die Fabrikation von falschen himjaritischen Inschriften flott vor sich geht, und sagte man besonders von zwei Juden, daß sie sich diesem Industriezweig zugewandt hatten. Ismael Hakki Pascha theilte mir mit, daß er in Konstantinopel um Erlaubniß nachgesucht hatte, um mit einigen Bataillonen eine Expedition nach Máhreb zu machen, wo er Ausgrabungen veranstalten wollte, und daß er bloß eine Antwort abwarte, um ans Werk zu gehen. In Sanaa sah ich sowohl im Besitze des Gouverneurs als auch zahlreicher Privatpersonen eine große Anzahl aus Máhreb stammender Steine mit Figuren und himjaritischen Inschriften.

Bis Sanaa war ich mit europäischer, respective indisch-europäischer Kopfbedeckung, d. i. einem Sonnenhelm, gereist und war überall sehr freundlich aufgenommen worden. In Sanaa rieth uns der Gouverneur ein Fes aufzusetzen und gab uns auch ein Geleite von türkischen Soldaten mit, beides Maßregeln, welche sich bei der Fortsetzung der Reise bis Aden als absolut zweckwidrig herausstellten. Die ganze Bevölkerung nahm eine entschieden feindselige Haltung gegen unsere Karawane an, so daß wir bald Soldaten und Fes verabschiedeten und wieder zu den Sonnenhelmen zurückgriffen. Meine innige Ueberzeugung ist, daß ein einzelner unbewaffneter Europäer furchtlos ganz Jemen durchreisen kann, und verschafft der Name eines „Inghirizi“ mehr Achtung und Zutrauen als alle möglichen türkischen Bedeckungen. Als Europäer gekleidet wird man, trotzdem man ein Káfir ist, überall mit Es salám alékum begrüßt, was man den Türken gegenüber fast nie hört. Wenn wir als Türken gekleidet mit unserer Karawane in ein Dorf einritten, so waren wir sicher, nichts mit Güte erhalten zu können. Auf Fragen nach Schafen, Hühnern, Milch, Brod rc. erfolgten stets lauter mafisch und nur gegen hohe Pränumerando-Zahlungen konnte man das Allernöthigste erhalten. In einem kleinen Dorfe zwischen Máber und Dammár, wo uns der Regen überraschte, waren wir gezwungen ein Haus mit Gewalt in Besitz zu nehmen, da man uns gutwillig nicht eintreten lassen wollte.

Von Sanaa südwärts reitend, passirte ich auf der sogenannten Weihrauchstraße nach $2^1/_2$ Stunden Hezés, eine ziemlich große alterthümliche Stadt mit Ringmauern umgeben. Viele Häuser waren, wie man es in ganz Jemen überhaupt oft findet, einfach aus übereinandergelegten viereckigen Steinen von mittlerer Größe gebildet. Die Häuser sind meist drei Stock hoch, was, da die Steine bloß lose, ohne Mörtel, übereinandergelegt sind, einer europäischen Baukommission Schauder einflößen würde. Hezés liegt in der Hochebene, zahlreiche Felder und Ziehbrunnen umgeben es.

Nach weiteren fünf Stunden Reitens in südlicher Richtung erreicht man Uelan, welches aber eigentlich keine Stadt, sondern ein Komplex von zwei kleinen Städtchen und zwei Dörfchen (in Jemen werden die Dörfer Gári genannt) ist. Die Städtchen heißen Mani und Lohfer und liegt bei Lohfer auch noch ein kleines Judendorf. Die Bevölkerung war sehr unfreundlich und trotz Bitten und Droh-

ungen und Fluchen unserer Soldaten bekamen wir kein Fleisch. Während des Monates März und auch Anfang April regnete es im Innern von Jemen regelmäßig jeden Nachmittag etwa von drei bis sechs Uhr und hörte der Regen erst in der Nähe der Tehama bei Sohéb auf.

Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien[1]).

I.

Der Kolyma-Distrikt ist der nord-östliche Theil des Gebietes Jakutsk und hat eine Ausdehnung von 557 856 Quadratwerst. Das Klima ist rauh, der Winter beginnt in der zweiten Hälfte des September und endigt nach achtmonatlicher Dauer Ende Mai mit dem Aufgehen des Kolyma-Flusses. Der eigentliche Sommer ist sehr kurz, er dauert etwa von Mitte Juni bis zum 10. August. Die Hitze der Sommer und die Kälte der Winter sind gleich groß. Die Hauptplage der Sommer sind die Mücken, welche im Stande sind, ein Thier durch Blutverlust zu tödten. Die Bodenbedingungen sind sehr ungünstig: fast der ganze Distrikt ist mit Morästen und Sümpfen (Tundra) bedeckt, die einzelnen dazwischen liegenden, mit Diluvialerde bedeckten Stellen sind keineswegs fruchtbar. Die Vegetation ist äußerst arm. Getreide und Gemüse können nicht gezogen werden.

Der Kolyma-Distrikt, wohl auch Kolyma-„Ulus“ genannt, zerfällt in drei Theile: den obern (südlichen), den mittlern und den untern (nördlichen) Theil. Als Vorort gilt die Stadt Srednekolymsk, unter 66° nördl. Br. am linken Ufer der Kolyma auf einem erhöhten Terrain gelegen und kaum den Flächenraum einer Quadratwerst bedeckend. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, hat kleine hölzerne Häuser ohne Glasfenster. Statt des Fensterglases benutzt man im Sommer Papier oder Fischhaut; im Winter aber dicke Eisplatten, welche etwa zwei bis drei Mal im Laufe des Winters erneuert werden, je nachdem sie durch den Einfluß der Stubenwärme abgethaut sind. Regelmäßige Straßen giebt es keine; die einzelnen Häuser stehen isolirt auf kleinen hügelartigen Erhebungen. Die Einwohner von Kolymsk beschäftigen sich alle mit der Fischerei, nicht allein die Bauern und Bürger, sondern auch die Kosaken, die Kirchendiener und die Verwaltungsbeamten des Distrikts. Daneben ist die Jagd auf Vögel verbreitet und beliebt, weil sie in gleicher Weise wie die Fischerei einen reichlichen Ertrag liefert. Die Jagd auf wilde Renthiere, Elenthiere u. s. w. wird wohl selten als Gewerbe, meist aus Neigung betrieben. Wohl aber bietet die Jagd auf Pelzthiere (Fuchs, Eisfuchs, Eichhörnchen, Hase, Wolf, Vielfraß und Hermelin) eine sehr einträgliche Erwerbsquelle aller Tungusen, Lamuten und auch der Jakuten. Die Einwohner von Srednekolymsk und Umgebung haben keine Renthierherden, ihren Bedarf an solchen Thieren kaufen sie von Tschuktschen oder Tungusen; sie bezahlen dabei für ein Renthier 4 bis 6 Rubel.

Die große Wichtigkeit des Renthieres für den Lebensbedarf der nordischen Volksstämme ist bekannt.

Die Bevölkerung des Kolyma-Distrikts ist so gering, daß auf 105 Quadratwerst ein Mensch kommt. Es leben hier: Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen, Omoken, Tungusen, Lamuten, Tschuktschen und Russen. Zu den Russen gehören die Kosaken, die Kleinhändler, Bauern, einige Kaufleute und eine sehr unbedeutende Anzahl Ansiedler, d. h. Leute, welche „auf administrativem Wege“ zur Ansiedelung nach Sibirien verbannt wurden.

Alle nicht russischen eingeborenen Volksstämme zerfallen in zwei Kategorien:

1. die seßhaften: Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen und Omoken,
2. die nomadisirenden: Tungusen, Lamuten und Tschuktschen.

1. Unter den seßhaften Eingeborenen nehmen die Jakuten im Kolyma-Distrikt die erste Stelle ein. Man zählt etwa 3000 Individuen beiderlei Geschlechts, welche in zehn verschiedene Stämme getheilt sind (die Stämme heißen Egin, der erste bis vierte Mjatusch, ein und zwei Baidun, ein und zwei Kangalag und Borogon). Jeder Stamm hat seine Aeltesten, von denen eine Anzahl die „Verwaltungsbehörde der Eingeborenen“ (inorotscheskaja Uprawa) bildet. Die Niederlassungen der Jakuten heißen „Naslegi“ und befinden sich an solchen Orten, wo zugleich Weideplätze für das Vieh und die Pferde sind, und solche Plätze sind nur an der linken Seite der Kolyma zu treffen. Die Kolyma-Jakuten leben im Allgemeinen wie die anderen Jakuten in Jurten. Doch sind die Jurten der Kolyma-Jakuten entschieden reinlicher als die der Jakuten im Gebiete von Wilni und Jakutsk. Diese letzteren halten nämlich ihr Vieh in denselben Jurten, in denen sie wohnen, und dadurch werden die Jurten von einem entsetzlichen Gestank erfüllt. Im Allgemeinen sind aber auch die Kolyma-Jakuten sehr unreinlich: sie waschen sich selten, schlafen meist in ihren Kleidern, wenn sie — was nicht immer der Fall ist — Hemden haben, so tragen sie dieselben, bis sie in Fetzen zerfallen. In Bezug auf ihre Nahrung sind sie nicht wählerisch; die Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel ist ihnen sehr gleichgültig: im Sommer nehmen sie das Wasser aus einer beliebigen Pfütze und im Winter schmutzigen Schnee oder Eis. Sie essen und schlafen unglaublich viel, aber können auch, wenn die Nothwendigkeit es verlangt, lange Zeit ohne Nahrung und den Schlaf existiren. Sie essen Fisch und Fleisch, nachdem sie dasselbe in eisernen Kesseln, ohne irgend welche Zuthaten, selbst ohne Salz gekocht haben. Brot haben sie nicht, weil das Mehl zu hoch im Preise steht. Ein Pud Roggenmehl (etwa 16 kg) kostet mehr als 10 Rubel (20 Mark). Die wohlhabenden Jakuten, welche Rindvieh besitzen, nehmen auch Milch und Butter zu ihren Speisen. Butter ist bei ihnen sehr beliebt, sie setzen sie stets ihren Gästen vor oder genießen sie selbst an hohen Festtagen, z. B. am Nikolai-Tage (9. [21.] Mai) trinkt jeder Gast einige Pfund heißer eben am Feuer zerlassener Butter. Im Allgemeinen sind die Jaku-

[1]) Frei nach dem Russischen von F. M. Augustinowitsch, Moskauer Anthropologische Ausstellung II. Bd., Beilage S. 43 bis 56. Herr Augustinowitsch hat längere Zeit als Arzt in jenen Gegenden gelebt; er ist kürzlich in Sachalin gewesen und hat sich sehr günstig für eine Kolonisation der Insel ausgesprochen. Ref.

ten überaus gastfreundlich: jeden Reisenden nähren sie mit allem, was sie haben, und versorgen ihn zur Weiterreise mit Nahrungsmitteln ohne irgend einen Entgeld zu fordern. Das Zurückweisen des Angebotenen halten sie für eine Beleidigung und eines — auch unansehnlichen Geschenkes — gedenken sie noch lange. Sie sind ehrerbietig, dienstfertig und den örtlichen Behörden unterwürfig. Zum Betrügen haben sie keine Neigung, aber sie sind verschlossen und abergläubisch. Streitigkeiten unter ihnen sind selten; sie werden gewöhnlich von ihrer eigenen Verwaltung beglichen, von Kriminalvergehen hat man nie etwas gehört. Das spricht alles zu Gunsten der unverdorbenen Sittlichkeit der Kolyma-Jakuten. Dasselbe gilt aber nicht von ihren Stammesgenossen in der Nähe der größeren russischen Ansiedelungen, woselbst sie durch stete Berührung mit den Verbannten, welche von sehr zweifelhafter Sittlichkeit sind, allmälig verdorben werden. Vorwerfen muß man aber auch den Kolyma-Jakuten ihre Faulheit und ihre übergroße Sorglosigkeit, durch welche sie oftmals in Gefahr gerathen, auch wohl ums Leben kommen; doch sind sie gegen den Tod sehr gleichgültig. Sie haben jetzt alle die griechisch-katholische Religion angenommen.

Ihre Nationaltracht, aus Renthierfellen mit der Haarseite nach außen gefertigt, besteht in Folgendem: 1. Einem Oberkleid (Kukljänka); 2. einem Untergewand aus zwei Theilen zusammengesetzt; einer die Hüften einschließenden „Selja“ und einem den obern Theil der Schenkel bedeckenden „Suturo“; 3. langen bis an die Hälfte der Schenkel hinaufreichenden Stiefeln, „Torbas“; 4. Mütze mit Ohrenklappen. Außerdem tragen sie im Sommer die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder (Poloduga) genähetes Obergewand mit einer Kapuze.

Die Jakuten, welche in Sredne- und Nishnekolymsk sowie in den Niederlassungen Pochodsk und Keratowa leben, haben bereits angefangen die russischen Sitten anzunehmen, vor allen die russische Tracht.

2. Die Jukagiren. Das Volk der Jukagiren besteht aus einzelnen isolirt lebenden Stämmen, von denen nur ein einziger seine eigene Sprache noch besitzt, der Stamm Jukagiru. Alle übrigen Stämme haben ihre Sprache verloren, der Stamm Omolen, der 1., 2. und 3. Stamm Omok sprechen Russisch, alle anderen sprechen Tungusisch und verstehen daneben auch Russisch. Im Allgemeinen ist die Kenntniß des Russischen unter den Jukagiren recht verbreitet; die Jukagiren vom Stamme Omolen am linken Ufer des Flusses Omolon, 20 Werst von der Einmündung in die Kolyma, verstehen sogar, wenn auch schlecht, Russisch zu lesen und zu schreiben. Um die Verbreitung der russischen Sprache hat sich vor 80 Jahren der Jukagir Wosrgäkow, welcher selbst in Nishnekolymsk unterrichtet worden war, verdient gemacht. Das Volk der Jukagiren nomadisirte in alten Zeiten am Ursprung des Kolyma-Flusses. In Folge einer heftigen Pockenepidemie wanderte ein Theil dem Flusse entlang und setzte an der Mündung desselben auf die nächsten Inseln des Eismeers über; andere Theile des Volkes blieben an einzelnen Nebenflüssen der Kolyma, dem Omolon, dem Großen und Kleinen Anui sitzen; wieder ein anderer Theil wandte sich nach Westen in die große Tundra und vermischte sich hier meist mit den Tungusen, einzelne von diesem Theile sich abzweigende Familien wanderten weiter in den Bezirk von Werchojansk, woselbst ihre Nachkommen, 1000 Individuen beiderlei Geschlechts, noch heute sitzen. Nur ein ganz kleiner Theil blieb am Ursprung der Kolyma und Jasatschnaja zurück, das ist der heutige sogenannte Stamm Jukagiren. Das Volk der Jukagiren steht in Betreff der Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten viel höher als das Volk der Tungusen, vor welchen die Jukagiren sich durch Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Ungezwungenheit und frohen Charakter auszeichnen.

Die Jukagiren sind von mittlerer Körpergröße, hager, aber wohlgestaltet und energisch in ihren Bewegungen. In ihren Gesichtern ist nichts von mongolischem Typus zu bemerken, eher eine Mischung ihres ursprünglichen Stammestypus mit dem russischen. Ihr Gesicht ist mehr länglich als rund mit etwas vorspringenden Backenknochen; die Augen sind im Vergleich mit den kleinen Augen der anderen Eingeborenen groß; ihr Blick angenehm und mild, besonders bei den Frauen, die Nase länglich, fein, bei einigen gekrümmt, mit etwas großen Nasenlöchern; die Stirn hoch, offen. Die Haupthaare dunkelbraun, nur bei einigen schwarz, im Allgemeinen dünn; hier und da begegnet man auch blonden Männern wie Frauen. Barthaare sind spärlich. Die Frauen sind von mittlerer Körpergröße, wohlgestaltet und von viel angenehmerm Aeußern, als die Tungusinnen. Die Jukagiren haben keine charakteristische Kleidung, die einen tragen Gewänder nach russischem Schnitt, die anderen tungusische Kleider.

Im Winter tragen sie über ihre Kleider die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder angefertigtes Gewand, welches einem langen bis an die Knie reichenden Hemde mit engen Aermeln ähnlich sieht und welches mit einer Kapuze versehen ist. Im Sommer wird die Kamlja allein getragen. Sie wird von oben her über den Kopf angezogen, indem oben eine Oeffnung sich befindet, durch welche der Kopf durchgesteckt werden kann. Im Herbst und im Winter wohnen sie in kleinen Häuschen aus behauenen Baumstämmen; im Sommer, wenn sie wegen des Fischfangs in andere Lokalitäten sich begeben, bauen sie sich aus dünnen Stangen kegelförmige Hütten, welche „Urus“ genannt werden, und überziehen sie mit großen, aus vielen kleinen Renthierfellstücken zusammengesetzten Decken. Die „Urus“ (offenbar den Jurten der Kirghizen in der Gestalt gleich) sind höher, von größerm Umfang und reinlicher als die der Tungusen und überdies frei von Rauch, weil die Jukagiren niemals im Innern der „Urussen“ ihren Feuerherd herrichten, sondern ihre Speisen im Freien bereiten. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Fischen, selten erjagen sie wilde Enten oder wilde Renthiere. Zum Winter salzen sie die Fische in runde nicht sehr große hölzerne Gefäße ein oder räuchern oder trocknen sie an der Sonne. Mit Viehzucht beschäftigen sich die Jukagiren nicht. Neben der Fischerei beschäftigen sie sich mit der Jagd; sie stellen mittels allerlei Fallen den Füchsen nach; ferner jagen sie Eichhörnchen, die gewöhnlichen und die fliegenden, mit Pfeilen oder mit der Flinte, welche sie sehr sicher zu gebrauchen wissen.

Die Jukagiren sind ehrlich, von milden Sitten und fröhlichem Charakter. Besonders beliebt sind bei ihnen Tänze, an denen sich alle, Jung und Alt, betheiligen; sie kommen dazu im Sommer allabendlich zusammen und bringen unter Tanz und Scherzen und Singen die Hälfte der tageshellen Nacht zu. Obgleich die Jukagiren jetzt alle zur rechtgläubigen Kirche gehören, so finden sich doch unter ihnen Schamanen, welche im Geheimen die Kunst ausüben. Sie werden christlich getraut, aber die Braut wird gegen einen „Kalym“ (Kaufpreis) von den Eltern erstanden. Ihre Todten begraben sie in Särgen. Die Jukagiren sind nicht abergläubisch; nur die in der großen Tundra lebenden haben von den anwohnenden Tungusen viel Aberglauben angenommen.

3. Die Tschuwanzen. Im nördlichsten Theil des Kolyma-Gebiets leben etwa 250 Individuen beiderlei Ge-

schlechts vom Volke der Tschuwanzen, deren es nur einen einzigen Stamm, „Chapygin", giebt. Ein Theil derselben ist in Nischnekolymsk ansässig und beschäftigt sich mit der Fischerei und der Jagd. Die Tschuwanzen sind von mehr als mittlerer Größe und kräftig gebaut; ihr länglich bartloses Gesicht erinnert etwa an die Tschuktschen; die Haupthaare sind schwarz und rauh. Sie tragen Kleider nach jakutischem Schnitt, aber unterscheiden sich sonst in ihrer Lebensweise kaum von russischen Ansiedlern. Sie sprechen auch Russisch, obgleich sie eine eigene Sprache besitzen. Sie wohnen in Jurten. Sie sind alle getauft. Ihre geistigen Fähigkeiten sind recht entwickelt; sie sind arbeitsam, ehrlich und von milden Sitten. Besondere charakteristische Stammeseigenthümlichkeiten sind nicht mehr unter ihnen zu finden.

4. Die Omoken. Das Völkchen der Omoken, 200 Individuen beiderlei Geschlechts, wird durch drei Stämme der Jukagiren repräsentirt, der Rest eines einst zahlreichen Volksstammes, welcher heute weiter nichts als seinen Namen sich erhalten hat. Die Omoken haben die christliche Religion, die russische Kleidung und Sprache angenommen, doch haben sich die guten Stammeseigenschaften noch erhalten: ihre Geschicklichkeit, Gewandtheit, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, wodurch sie sich von den anderen Eingeborenen günstig unterscheiden. Man sieht nur alte Leute unter ihnen, der Nachwuchs ist so gering, daß in kurzer Zeit nur noch ihr Name übrig geblieben sein wird.

5. Die Tungusen. Man zählt etwa 11 000 Individuen beiderlei Geschlechts, von denen nur ein kleiner Theil im Kolyma-Distrikt lebt und zwar am linken Ufer der Kolyma an den Flüssen Alasey, Tschukotscha und Kankosaja nomadisirt. Die Tungusen sind von mittlerer Körpergröße und gut gebaut. Ihr Gesicht hat den rein mongolischen Typus, breit mit vorspringenden Backenknochen; die Nase mittelgroß und etwas platt, die Augenlidspalte gerade und eng, die Stirn niedrig; das Haupthaar schwarz, rauh; die Männer schneiden sich dasselbe, die Weiber flechten zwei Zöpfe. Ihr Gesicht ist ohne Bart. Im Allgemeinen ist ihr Gesicht als häßlich zu bezeichnen. Die Tungusinnen erreichen nicht die Mittelgröße, sind aber häßlich und ebenso schmutzig wie ihre Männer, dabei sind sie überaus faul und ungelenk. Ihre Kinder erziehen sie sehr nachlässig; doch gewöhnen sie dieselben von frühester Jugend an die Kälte; Winters lassen sie die fast nackten Kleinen ohne jede Aufsicht vor ihren Behausungen (Urusen). Ihre Bekleidung besteht bei Männern wie bei Frauen in 1. dem Sangajak oder Schanajak, eine Art Halbkaftan aus Renthierfell mit den Haaren nach außen genäht, welcher unmittelbar auf den nackten Körper gezogen wird; 2. dem Tjugomok, eine Art Weste mit einem Brustlatz aus Renthierfellen; bei der Weste ist die rauhe Seite nach innen, beim Brustlatz die rauhe Seite nach außen gekehrt. Die Weste selbst ist ohne alle Verzierungen; der Brustlatz ist, vorzüglich bei Weibern, verschiedenartig durch allerlei metallene Anhängsel verziert; 3. Selja, ein enganschließendes Unterkleid, welches bis zur Mitte der Oberschenkel reicht, wird gleichfalls aus Renthierfell, das Rauhe nach innen, angefertigt; 4. Ugurgam, eine Art Stiefel, welche nach oben bis an das Unterkleid reichen, ebenfalls aus Renthierfell; 5. Mogol, eine Mütze, welche aus dem Fell eines jungen (ungeborenen) Renthiers gemacht ist; die Mützen der Frauen und Mädchen sind stark mit allerlei metallenen Gegenständen, russischen Silbermünzen u. s. w. verziert. Sowohl Männer wie Frauen tragen Halsbinden [1]) aus Eichhörnchenschwänzen.

Die Tungusen nomadisiren und sie wohnen in sehr schnell hergerichteten konischen Zelten (Urussa), welche eng, schmutzig und stets raucherfüllt sind, weil in der Mitte des Zeltes das Feuer auf dem Herd nicht ausgeht. Die Zelte werden aus dicken und nicht sehr langen Stangen (Weide oder Lärche) hergestellt und von außen mit Renthierfellen überzogen: oben bleibt eine Oeffnung zum Ausgang für den Rauch. In der Wand des Zeltes werden einander gegenüber zwei Oeffnungen angebracht, welche als Eingangs- und Ausgangsthür dienen und mit Fellen verhängt werden. Diese Thüröffnungen sind so niedrig und eng, daß man fast auf allen Vieren hineinkriechen muß. Im Innern des Zeltes sind rundum an der Wand schmale bankähnliche Gerüste angebracht, welche mit Fellen bedeckt werden und der ganzen Familie zum Sitzen und Schlafen dienen. Aufrecht zu stehen ist innerhalb des Zeltes nicht möglich; die Frauen, welche die häuslichen Arbeiten verrichten, hocken deshalb stets am Herd auf den Fersen. Die Nahrung der Tungusen besteht in Renthierfleisch, Fisch und allerlei Vögeln, Gänsen, Enten und Schwänen, alles wird innerhalb der Zelte in einem eisernen Kessel zubereitet. Zum Fangen der Fische bedient man sich solcher Netze, welche die Jakuten angefertigt haben. Auffallender Weise sind die Tungusen nicht im Stande, sich die Netze selbst zu machen; sie erwerben dieselben, wie auch andere Jagdgeräthschaften, von den Jakuten. Die häusliche Arbeit ruht ganz auf den Schultern der Frau, welche auch das Zelt aufschlagen muß. Der Mann geht auf die Jagd, besorgt die Renthiere, beschafft das Holz zu den Zelten.

Die Tungusen sind sehr arm; sie bemühen sich in der Nähe von Tschuktschen-Niederlassungen zu leben, weil sie bei den an Renthierherden reicheren Tschuktschen als Hirten Verwendung finden; sie werden dann mit Renthieren bezahlt. Daneben sind sie eifrige Jäger und stellen namentlich den Füchsen nach, deren Felle, je nach den Jahreszeiten, von verschiedener Qualität sind und mit verschiedenen Namen belegt werden. Die Tungusen sind friedlich, pünktlich und gefügig. Streit giebt es sehr selten unter ihnen, nur gelegentlich im Rausch gerathen sie in Wuth, so daß da einer den andern erschlägt; dann unterwerfen sie sich gutwillig der Strafe. Die Tungusen sind jetzt getauft (griechisch-katholisch), aber äußerst abergläubisch und im Geheimen dem Schamanismus ergeben. Unter den Frauen giebt es viele, welche die Rolle von Wahrsagerinnen oder Schamanen spielen; sie sind auch bei den Tschuktschen sehr beliebt in dieser Eigenschaft. Ihre Todten werden in kleine Boote („Wetka") gelegt; jeder Tunguse führt schon bei Lebzeiten ein solches Boot mit sich; dasselbe ist aus drei etwa 1 Sashen (2,1 m) langen und $^1/_2$ Arschin (35 cm) breiten dünnen Brettchen genäht. Der im Boot liegende Todte wird nur mit einer Renthierhaut bedeckt.

6. Lamuten leben nur in zwei Bezirken des Gebietes von Jakutsk, nämlich in Werchojansk und im Kolyma-Bezirk; es sind etwa 2000 an der Zahl. Sie sind ausgezeichnet durch ihren Ordnungssinn, Ehrlichkeit, Gewandtheit und eine außerordentliche Beweglichkeit. Sie sind den Russen ganz vorzüglich zugethan und hassen die Tschuktschen. Die Lamuten sind ausgezeichnete Schützen, und vor allem der Jagd ergeben, auf welcher sie nur die Flinte brauchen, nur dem Bären gegenüber benutzen sie den Jagdspieß. Nur ein kleiner Theil der Lamuten beschäftigt sich mit dem Fischfang. Es sind vollkommene Nomaden; sie ziehen beständig hin und her. Bemerkenswerth ist, daß sie bei diesen Zügen

[1]) In den baltischen Provinzen Rußlands werden von den Frauen ähnliche den Hals schützende Binden getragen und „Boa" genannt.

nicht, wie die übrigen Eingeborenen, Narten (Schlitten) benutzen, sondern stets auf Renthieren reiten. Sie besitzen keine eigentliche Renthierherde, wohl aber hat jeder Lamute eine Anzahl zum Reiten geeignete Renthiere. Ganz besonders auffallend ist, daß unter den Lamuten ansteckende und epidemische Krankheiten gar nicht vorkommen; die Syphilis, welche unter den Eingeborenen Sibiriens so außerordentlich verbreitet ist, existirt bei ihnen gar nicht [1]).

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Lamuten aus der Manschurei nach Norden eingewandert seien, doch ist diese Annahme unbegründet: ihre Gesichtszüge haben durchaus nichts Mongolisches. Die Physiognomie der Lamuten hat einen ganz besondern Charakter: die Stirn gerade, die Lippen dünn, Mund und Nase von mittlerer Größe, das Kinn rund, die Haupthaare glatt meist von dunkelbrauner Farbe. Die Lamuten sind von kleinem Wuchs und hager, jedoch äußerst gelenkig und beweglich. Trotz ihrer scheinbaren Körperschwäche sind sie kräftig und aus dem Einzelkampf mit dem Bären gehen sie stets als Sieger hervor. Sie wohnen in großen konischen Zelten (Urussa), welche aus sechs langen Stangen zusammengesetzt sind und im Sommer mit gegerbten Schaffellen, im Winter mit unbearbeiteten Renthierfellen bedeckt sind. Die Einrichtung des Rauchfangs und der Thüren ist wie bei den Tungusen. In einem Zelt leben mitunter zwei Familien, aber eine tadellose Reinlichkeit und Ordnung herrschen darin. Ueberhaupt sind die Lamuten unter allen Eingeborenen am reinlichsten und am ordentlichsten; höflich, umgänglich und gastfreundlich. Auch die Speisen werden möglichst reinlich zubereitet; ihre Hauptnahrung besteht in Renthierfleisch; doch essen sie auch Fische und Eichhörnchen. Russischer Zwieback und ausgelassene Butter gelten als Leckereien, welche von den Russen und Jakuten gelegentlich oder zur Zeit der Tschuktschenmesse in der Festung Anjeci erworben werden.

Männer wie Frauen tragen enganschießende Gewänder von gleichem Schnitt; dieselben werden aus Renthierfellen genäht und mit Glasperlen und buntfarbigem Schafleder verziert. Selbstverständlich sind die Gewänder der Frauen reichlicher, oft in kostbarer Weise geschmückt. Die Tracht zeigt mancherlei Uebereinstimmung mit der oben angeführten Kleidung der Tungusen.

Die Lamuten sind griechisch-katholische Christen und sehr fromm. Doch haben sich Spuren des frühern Götzendienstes unter ihnen erhalten; so z. B. die Verehrung des Feuers und der Sonne; ferner mancherlei Vorurtheile und Aberglauben. Sie lassen sich weissagen und prophezeien aus dem Knistern des brennenden Holzes die Zukunft. Die Hochzeitsgebräuche sind im Wesentlichen folgende: Nachdem die einleitenden Verhandlungen abgeschlossen und beide Theile einig sind, wird die Braut von ihren Verwandten und ihren Eltern zum Zelt der Eltern des Bräutigams geführt; dreimal wird das Zelt umkreist, dann wird die Braut direkt dem Bräutigam übergeben; die Eltern spielen dabei nur die Rolle von Zuschauern. Dieser Gebrauch heißt „Halbehe“; aber die Braut bleibt beim Bräutigam als sein wirkliches Weib und die danach geborenen Kinder gelten als legitim. Erst später, oft erst nach 1 bis 3 Jahren, begiebt das Paar sich zum Geistlichen, um sich kirchlich einsegnen zu lassen. Die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten sind von sehr bescheidenen Gelagen begleitet; nur mitunter werden besondere Tänze aufgeführt. Die Kinder der Lamuten werden getauft, sobald der Geistliche sie besucht. Die Todten werden im Walde nahe dem augenblicklichen Standplatz der Zelte begraben. Die Todten werden gewöhnlich in Särge gelegt und etwa 1 Arschin (0,7 m) tief eingegraben. Da der Erdboden immer gefroren ist und nur Sommers etwa $1/2$ Arschin (0,32 m) aufthaut, so kommt es oft vor, daß nach Jahrzehnten die zufällig ausgegrabenen Leichen keine Spuren einer Verwesung zeigen.

[1]) Wir erinnern daran, daß Dr. Augustinowitsch Arzt ist; seine Mittheilungen sind deshalb von um so größerer Bedeutung.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

X.

Cuba. Peru. Brasilien.

In Cuba begann die Einfuhr von „Asiaticos“, fast ausschließlich nur Chinesen, 1847 und hörte zwangsweise 1873 auf, in welchem Jahre die chinesische Regierung zuerst gegen den Menschenhandel einschritt, dessen Form die chinesische „Auswanderung“ nach Cuba angenommen hatte. In dieser Zeit wurden 116 267 Kulis auf Cuba gelandet, welche indessen mit so verschwindenden Ausnahmen Männer waren, daß an eine Vermehrung dieser Bevölkerung auf natürlichem Wege nicht gedacht werden konnte. 1861 wurde die „asiatische“ Bevölkerung amtlich auf 34 828 angegeben, darunter — 57 Weiber. Doch erhoben sich spätere Schätzungen höher; die letzte finden wir in einem Bericht des englischen Generalkonsuls vom 13. Mai 1878, welcher 50 000 annimmt. Von den auf der Ueberfahrt und auf der Insel Gestorbenen und den nach Ablauf ihres Vertrages Zurückgekehrten abgesehen, waren viele entflohen und hatten sich im übrigen Westindien, Mittelamerika, Mexiko oder den Golfstaaten Nordamerikas niedergelassen, während eine nicht geringe Anzahl sich den Insurgentenbanden anschlossen, welche von 1868 an ununterbrochen fast die ganze Osthälfte der Insel innehatten und gelegentlich ihre Brandschatzungen und Brandlegungen bis in das Herz des zuckerbauenden Westens verschoben. Jedenfalls war diese Einwanderung nicht im Stande, dem Grund- und Erbmangel des cubanischen Wirthschaftswesens, dem Arbeitermangel, dauernd abzuhelfen. Hatten sich die Sklaven schon früher wegen der merkwürdigen und unerklärten Sterblichkeit in ihren Familien unfähig gezeigt, solches zu thun, so konnte das Gesetz Moreto von 1868, welches von diesem Jahre an allen neugeborenen Sklaven und allen das sechszigste Jahr überschreitenden Sklaven die Freiheit gab, den großen Mangel nur noch verschärfen. In dersel-

ben Richtung war das Verbot der mexikanischen Regierung gegen die eine Zeitlang schwungvoll betriebene Kontrakt-Einwanderung yukatekischer Indianer wirksam. Als nun gar die Aufmerksamkeit chinesischer Staatsmänner auf die Rechtlosigkeit ihrer Landsleute auf Cuba und auf die krassen Beispiele grausamer Behandlung derselben gerichtet ward, und in Folge dessen keine chinesischen Kulis mehr nach Cuba gebracht werden konnten, stieg die Verlegenheit auf den Gipfel und es ist nur dem allgemeinen Rückgang der Wirthschafts-Verhältnisse in Folge des nun zwölfjährigen Aufstandes zuzuschreiben, wenn der Arbeitermangel nicht zu einer energischen Anstrengung sei es der Regierung oder der Pflanzer nach einer oder der andern Seite Anlaß gab. 1874 hatte eine chinesische Kommission, welche, unterstützt von den Vertretern einiger Großstaaten, die Lage der chinesischen Kulis auf Cuba studirte, einen Bericht erstattet, welcher auf 1176 Vernehmungen und 85 Bittschriften, die von 1660 Kulis unterzeichnet waren, sich gründete. Er entwarf ein geradezu niederdrückendes Bild der Behandlung derselben. Man hat versucht die Glaubwürdigkeit desselben vorzüglich mit dem Hinweis darauf zu bezweifeln, daß diese Kommission im Ganzen nur sechs Wochen auf Cuba verweilt habe. Indessen ist diese Zeit bei der Beschränktheit des Bezirkes, in dem die Kuliarbeit in großer Ausdehnung stattfindet, gerade genügend, um einen Einblick in die Lage derselben zu verschaffen. Die Thatsachen dieses Berichtes sind übrigens nie mit Erfolg entkräftet worden und es haben im Gegentheil unparteiische Beobachter die Gültigkeit derselben rückhaltslos anerkannt (s. Chines. Auswanderung S. 243) und vor allem jene gewichtigen Anklagen, welche gegen die Pflanzer selbst und gegen Beamte wegen willkürlicher Verlängerung der Arbeitsverträge gerichtet wurden. Ein Gesetz vom Jahre 1877 würde genügen, um diesen Anklagen auch ohne jede tiefere Begründung den größten Schein von Wahrheit zu verleihen, ein unglaubliches und sogar noch von der Regierung des Mutterlandes bestätigtes Gesetz, welches den Kulis nach Ablauf ihrer Dienstzeit nur die Wahl läßt zwischen dem Verlassen der Insel oder der Erneuerung ihres Vertrages. Es genügt also, einem solchen armen Teufel auf irgend eine Weise die Mittel zur Reise vorzuenthalten, um ihn zu neuerlichem Verbleiben für acht oder zehn Jahre zu zwingen, und so in infinitum. Das ist die unverhüllte Sklaverei. Man kann am Ende noch der mit so vielen Bedenken umgebenen Stellung des Kuli innerhalb seines Vertrages eine günstige Seite abgewinnen, wenn man daran dachte, daß demselben nach Umlauf seiner Arbeitszeit ein kleines Kapital eingehändigt wird, womit er nun ein eigenes Geschäftchen zu betreiben vermag. Aber ein Gesetz wie dieses nimmt jede Hoffnung auf einen so günstigen Ausgang des Kuli-Vertrages. Es ist wahr, daß dasselbe gerechtfertigt werden will mit dem Hinweis auf die große Zahl von freien, d. h. großentheils entlaufenen Chinesen in den Räuberbanden, welche die „Armee“ der cubanischen Insurgenten zusammensetzten, aber dieses ist ein sehr schwacher Grund. Die wahre Ursache liegt jedenfalls darin, daß die Regierung der Insel nicht durch chinesische Konkurrenz die letzte und festeste Säule der spanischen Herrschaft auf Cuba, nämlich den Mittelstand der Handwerker und Kleinhändler, schädigen lassen wollte. Diesen Grund begreift man, aber er rechtfertigt nie ein solches Gesetz.

Unter diesen Umständen kann es als ein Beweis von großem Entgegenkommen der chinesischen Regierung betrachtet werden, wenn dieselbe sich 1878, nachdem 1877 eine cubanische Gesellschaft den alten Kulihandel unter sehr schwachen gesetzlichen Formen vergebens wieder aufzunehmen gesucht hatte (ihre Statuten enthielten unter anderen die Festsetzung, daß wenn ein Kuli nicht alle Vorschriften seines Arbeitsvertrages erfüllt habe, er nach Ablauf desselben neue zwei Jahre zu dienen habe und dergleichen), neuerdings zu Vertragsverhandlungen mit Spanien herbeiließ, und einen Vertragsentwurf zu Stande bringen half, in dessen 16 Artikeln allerlei heilsame Maßregeln vorgesehen waren, in erster Linie die Bestallung von chinesischen Konsuln an verschiedenen Orten der Insel (unbegreiflicherweise aber nicht im Gebiet der Kuliarbeit, d. h. den Zuckerpflanzungen, sondern in den Seeplätzen), welche die Aufsicht über die chinesischen Unterthanen ausüben sollten (die chinesische Regierung hatte sich vorher der Mitwirkung der nordamerikanischen Konsularbeamten in dieser schwierigen Aufgabe versichert), dann Bestimmungen, welche die Natur der zum Transport verwendeten Schiffe und der zum ersten Aufenthalt bestimmten Räume am Land betreffen, und vor allem die Sicherheit der Kulis gegen jede widerrechtliche Verlängerung ihres Arbeitsvertrages. Zur Ausnutzung der durch diesen Vertrag gewährten Rechte bildete sich im Frühjahr 1878 in Havana eine Gesellschaft großer Grundbesitzer, an deren Spitze der Marquis von Avala stand, und welche einen Kommissär zur Anwerbung von Kulis nach China sandte.

Die so angebahnten Fortschritte in der Kuliwirthschaft vereitelten leider die Cubaner selbst wieder, indem sie trotz aller Klagen, welche gegen sie laut wurden, ihre altgewohnte Behandlung der Kulis fortsetzten. Der englische Generalkonsul Crawford fand im Frühling 1879 die Chinesen genau in derselben bedrückten Lage wie früher. Kulis, welche ihren Vertrag abgearbeitet hatten, wurden wieder gezwungen, entweder die Insel zu verlassen, wozu sie keine Mittel besaßen, oder neue Verträge für sechs bis acht Jahre abzuschließen. Auch auf den Pflanzungen blieb ihre Behandlung dieselbe sklavenhafte wie früher. Auf seinen Bericht hin übergab am 30. April eine Abordnung der Anti-Sklaverei-Gesellschaft dem chinesischen Gesandten in London, Marquis Tseng, eine Denkschrift, welche den traurigen Zustand der Kulis in Cuba schilderte, zum Bericht an seine heimische Regierung. Das Mißtrauen in die guten Absichten der spanischen Behörden in Cuba war schon vorher neuerdings wachgerufen worden durch eine Korrespondenz zwischen der englischen und spanischen Regierung, über welche erstere im December 1878 ein Blaubuch veröffentlicht hatte. Dieselbe bezog sich auf eine Bekanntmachung des Generalkapitäns, welche in den Zeitungen von Havana bereits im Januar 1877 erschienen war, und eine Belohnung von 102 beziehungsweise 34 Dollar Gold jedem versprach, der einen zu den Rebellen übergegangenen Sklaven oder Kuli einbrächte; wenn aber solche Gefangenen nicht von ihren Besitzern eingefordert würden, sollten sie Eigenthum des Fängers für sechs Jahre werden. Die spanische Regierung leugnete jede Kenntniß von diesem Erlaß und stellte denselben übrigens als eine bloße Maßregel der Einschüchterung dar. Indessen widersprachen dem entschieden die Berichte des britischen Generalkonsuls Cowper in Havana, der auch auf die weitere Ungerechtigkeit aufmerksam machte, daß die Kulis zwar für Gold ihren Vertrag machten, aber in Papier ausbezahlt würden. Und dieses Papier hatte 1879 einen Diskont von 125 Prozent!

Im Jahre 1879 war der chinesische Gesandte in Paris auch am Madrider Hof beglaubigt worden und unterhandelte dort im Laufe des Sommers mit den Spaniern über einige Aenderungen an dem in Peking entworfenen Vertrage, welcher endlich am 5. Juli 1879 in der Gazetta Official veröffentlicht wurde. Außer den vorhin

schon angeführten Bestimmungen war in demselben vorgesehen, daß die chinesische Regierung jeden Auswanderer mit einem Passe versehen werde, der ihm in den spanischen Kolonien dieselben Rechte sichern sollte, wie sie Angehörigen anderer Staaten zustehen, daß diejenigen Chinesen, welche vor Abschluß des Vertrages in irgend welcher Weise ungerecht behandelt würden, das Recht haben sollten, sich neuerdings mit ihren Beschwerden an die ordentlichen Gerichte zu wenden, endlich daß Spanien von den der Zeit in Cuba weilenden Chinesen alle diejenigen zurücksenden solle, welche sich in China gelehrten Studien gewidmet hatten, oder welche irgend einer „officiellen Kategorie“ angehören, oder welche durch ihr Alter unfähig zur Arbeit sind, sowie die unverheiratheten Waisinnen, welche wieder zurückzukehren wünschen.

Zugleich suchte sich übrigens Spanien, nachdem vergebliche Versuche gemacht worden waren, sich Kulis aus Britisch-Westindien zu verschaffen, noch eine andere Quelle von Arbeitskräften zu erschließen, indem es im Herbst desselben Jahres einen Gesandten nach Saigon sandte, welcher den französischen Behörden den Entwurf eines Vertrages mit dem König von Annam vorlegte, und nach einigen kleinen Aenderungen, welche auf Wunsch jener vorgenommen wurden, sich mit demselben nach Huë begab, wo die Franzosen ihn in seinen Verhandlungen mit den annamitischen Mandarinen unterstützen sollten. Hauptgegenstände dieser Verhandlungen sollten die freie Ausfuhr von Kulis nach Cuba und von Reis nach Manila bilden. Dieser Gesandte (General Ordoñez) kehrte am 26. Februar 1880 nach Saigon zurück, nachdem er den Vertrag wenigstens in Betreff der Kuli-Ausfuhr nach Cuba glücklich fertig gebracht hatte.

* * *

Peru, welches seit 1847 Kulis aus China bezog und 1876 in seiner Bevölkerung 60 000 Chinesen zählte, schloß 1874 einen Vertrag mit China, welcher die Ausfuhr von Kulis nach ersterm Lande gestattete und regelte. Er wurde Ende 1876 ratificirt. Sowohl die Ausdehnung, welche damals die Auswanderung beziehungsweise Ausfuhr in dieser Richtung angenommen hatte, als auch die Behandlung, welche die Kulis in Peru erfuhren, ließ die vertragsweise Regelung endlich als eine Nothwendigkeit erscheinen. In den fünf Jahren, welche mit 1874 abschließen, schifften sich 46 190 Chinesen nach Callao ein, von denen aber nicht weniger als 3047 schon unterwegs starben. Im Jahr 1874 hatte diese Ausfuhr in Folge der Wachsamkeit, welche die chinesischen Behörden anwandten, und der vorhin erwähnten eisernen Strenge, mit welcher gegen die Menschenfänger (Kidnappers) vorgegangen ward, sich auf nicht ganz 4000 Köpfe vermindert und hatte diese Zahl auch 1875 und 1876 nicht oder nur wenig überschritten. Begreiflich daher, daß man in Peru, wo der Arbeitermangel als ein schweres Hinderniß der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes empfunden ward, alles aufwandte, um den Zufluß von Kulis neuerdings zu steigern. Stärker ward dieses Bedürfniß im Jahre 1877, wo bei erheblicher Preissteigerung des Zuckers und Natronsalpeters nur der Arbeitermangel einer energischen Ausbeutung dieser günstigen Gelegenheit entgegenstand. Ein englischer Konsularbericht von diesem Jahre sagte: „Der (finanzielle) Zustand des Landes hat sich gebessert, aber die Besserung wird nicht groß sein, so lange man nicht mehr Arbeitskräfte hat.“ So wurde denn 1876 und 1877 auf die Errichtung einer eigenen Dampferlinie zwischen Callao und Hongkong oder Macao hingearbeitet und von einigen Seiten auch die Kuli-einfuhr über San Francisco empfohlen. Die peruanische Regierung schritt Anfang 1877 in der That zu einem Vertrage mit dem englischen Hause Oliphant in Callao, durch welchen dieses sich verpflichtete, eine eigene Dampferlinie, für Kuli-Transport eingerichtet, zwischen Callao und Hongkong ins Leben zu rufen und zu unterhalten, wofür ihm Rückfracht, bestehend in Guano, sowie eine Zahlung in Silber oder Salpeter von 160 000 Soles Seitens der peruanischen Regierung gewährleistet werden sollte. Es wurden für fünf Jahre 28 Reisen in Aussicht genommen und jede sollte nicht unter 500 und nicht über 1000 Kulis ins Land bringen. Unter diesen Bedingungen trat die neue Dampferlinie ins Leben und ließ am 13. Januar ihr erstes Schiff „Perusia“ von Hongkong über Honolulu nach Callao abgehen, jedoch ohne die gewünschte Fracht an Menschen, da der Governor von Kwangtung die Einschiffung der Kulis streng verboten hatte.

Es waren nämlich nach Abschluß des 1874er Vertrages Nachrichten über die Behandlung der Chinesen in Peru nach China gelangt, welche den bis dahin unzweifelhaft vorhandenen guten Willen der chinesischen Regierung auf ein Minimum herabstimmen mußten. 1876 hatte dieselbe einen Kommissär zur Untersuchung der Lage ihrer Unterthanen nach Peru gesandt. In einem Briefe, der damals in die Oeffentlichkeit kam (s. London and China Telegraph 1877, Nro. 697) entwarf derselbe eine Schilderung seiner Erfahrungen, aus der hier einige Bruchstücke wiederholt zu werden verdienen: „Die peruanische Regierung hat Anstrengungen gemacht, um diese Leute zu schützen, aber die Lage derselben ist noch immer weit davon entfernt, zufriedenstellend zu sein. Zunächst ist die Entlegenheit von manchen dieser Haciendas so, daß der Kuli vollständig der Gnade seines Herrn anheimgegeben ist. Der letztere oder sein Aufseher kann gewissenhaft und menschlich sein, er kann aber auch das Gegentheil sein. Im letztern Falle, wenn der Kuli entläuft, wird er entweder in den umgebenden Wüsten zu Grunde gehen oder er wird eingefangen und mit einer Strenge bestraft, von der er Niemanden Bericht geben kann, weil er sie vielleicht nicht einmal überlebt . . . Das Loos der Chinesen, welche in den Guanolagern arbeiten, ist ein höchst unglückliches. Abgesehen davon, daß sie sich halb zu Tode arbeiten müssen, haben sie weder genügende Nahrung noch gesundes Wasser. Ihre Rationen sind 2 Pfund Reis und ½ Pfund Fleisch, und diese erhalten sie gewöhnlich zwischen 11 und 12 Uhr den Morgens, wenn sie schon sechs Stunden an der Arbeit gewesen sind. Jeder Mann muß täglich 4 bis 5 Tonnen Guano fördern. Im letzten Vierteljahr von 1875 waren in Pabellon de Pica allein 355 Chinesen beschäftigt, von denen nicht weniger als 98 im Spital lagen. Die allgemeine Krankheit sind geschwollene Beine, und kommt dieselbe wahrscheinlich vom Trinken des warmen destillirten Wassers und vom Mangel pflanzlicher (frischer) Nahrung. Der Charakter dieser Krankheit erinnert an Skorbut. Man sagt oft, daß die Entwickelung Perus von der Einfuhr der Chinesen abhänge, weil diese allein im Stande seien, das Klima zu ertragen und dabei Feldarbeit zu verrichten. Ich glaube, daß dies ein Irrthum ist, welcher bald zerstreut würde, wenn die Einwohner gezwungen wären, für ihren eigenen Unterhalt zu arbeiten, statt mittelbar oder unmittelbar sich auf ihre reichen Guano- und Salpeterlager und auf die billige asiatische Arbeit zu verlassen . . . Würde nicht die Einfuhr von Chinesen eine so entschiedene Unterstützung Seitens der Regierung gefunden haben, so würde die Frage der Kolonisation in Peru längst gelöst sein.“

Die Versuche, welche 1878 in Japan gemacht wurden, japanische Kulis für deutsche Pflanzer in Peru zu miethen, wurden von der japanischen Regierung noch rechtzeitig vereitelt, ohne daß darüber der Konflikt zwischen Deutschland

und Japan ausbrach, welchen amerikanische Blätter schon sicher verkündeten. 1880 bequemte sich die japanische Regierung sogar zur Zahlung von 7390 Yen Schadenersatz für Auflösung von Kontrakten einer Anzahl japanischer Zimmerleute, welche sich nach Peru vermiethet hätten.

Die Arbeiternoth trieb 1879 die peruanische Regierung zu neuen Anstrengungen. Man sprach davon, Chinesen durch Vermittelung des peruanischen Generalkonsuls auf Regierungskosten aus San Francisco kommen zu lassen, aber die Regierung der Vereinigten Staaten scheint diesen Plan schon frühzeitig abgewinkt zu haben. Der Ausbruch des Krieges zwischen Peru und Chile hat seitdem die Chinesenfrage, soweit sie Peru betrifft, insoweit ruhen lassen, als die in Hongkong mit den Chinesen geführten Verhandlungen nur langsam fortschritten. Die Verhinderung der Abfahrt des mit Kulis nach Peru beladenen deutschen Dampfers „Hesperia" im Sommer 1880 schien sogar ihr ganzes Ergebniß in Frage zu stellen.

Dagegen sucht sich nun auch **Brasilien** für die Verluste an zuverlässigen Arbeitskräften, welche die Aufhebung der Sklaverei mit sich bringt, durch Einfuhr chinesischer Kulis schadlos zu halten. In der brasilianischen Volksvertretung forderte der Minister des Auswärtigen im August 1879 120 000 Milreis zur Bestreitung der Ausgaben einer brasilianischen Sondergesandtschaft nach China. Der zum zweiten Unterhändler bestimmte Senhor Ed. Callado hatte sich schon im Juni desselben Jahres nach London begeben, um mit dem dortigen chinesischen Gesandten die Grundlagen eines Vertrages zu vereinbaren. Er traf dann im September zu Lissabon mit den zwei für diesen Zweck bestimmten Kriegsschiffen „Vital de Oliveira" und „Guanabara" zusammen, worauf die kleine Flottille unter Befehl des Geschwaderchefs und ersten Bevollmächtigten Commodore Silveira do Motta ihren Weg durch den Suezkanal nach China einschlug. Indessen verzögerte sich die Ankunft der Gesandtschaft, welche erst im Juni in China erwartet wurde und von der es hieß, daß die chinesische Regierung sie in irgend einem Hafen zurückhalten werde, um die Verhandlungen hinauszuziehen.

Unterdessen haben die gräßlichen Ausschreitungen des peruanischen Pöbels, der bekanntlich in der Nacht vor dem Einmarsch der Chilenen in Lima die Gewölbe der chinesischen Kaufleute plünderte und zerstörte und — nach einer amtlichen Mittheilung im englischen Unterhaus — 70 bis 80 Chinesen todtschlug, die chinesische Regierung neuerdings bedenklich gegenüber der Auswanderung ihrer Unterthanen nach Südamerika überhaupt gestimmt, und nicht bloß die peruanischen, sondern auch die brasilianischen Unterhandlungen sind in den letzten Monaten nicht weiter fortgeschritten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die militärischen Behörden **Italiens** haben sich wie wenig andere um die Kenntniß ihres Landes verdient gemacht, indem sie dessen Karte, soweit dieselbe noch nicht aufgenommen war, herstellten, die bereits früher von anderen Mächten (Oesterreich, Frankreich, Sardinien) aufgenommenen Landestheile im Norden jetzt von Neuem und sorgfältiger mappiren und indem sie schließlich das so gewonnene topographische Material ohne weitern Aufschub durch Photolithographie vervielfältigen und dem Publikum zugänglich machen. In der kurzen Zeit von 16 Jahren (1862 bis 1878) ist das ganze ehemalige Königreich Neapel vermessen worden, und diese Karte im Maßstabe 1:50 000 (d. h. doppelt so groß, als unsere deutschen Generalstabskarten) ist bereits in 230 Halbblättern als „Carta delle provincie meridionali" provisorisch erschienen. Nach und nach wird derselben eine eleganter ausgeführte Karte in dem halben Maßstabe (1:100 000) an die Seite gesetzt werden, von welcher ebenfalls schon 32 Blätter, die ganze Insel Sicilien umfassend, veröffentlicht wurden. Die Umgebung Roms, das historisch interessanteste Gebiet Mittelitaliens, ist sodann im Maßstabe unserer Meßtischblätter (1:25 000) einmal in neun gestochenen Blättern als „Carta dei diutorni di Roma" erschienen und ein zweites Mal in weiterer Begrenzung in 18 photolithographirten Sektionen. Dieses gesammte weitschichtige und für die meisten schwer zugängliche Material und außerdem noch manches andere hat jetzt Prof. **Heinrich Kiepert** zu einer Gesammtkarte verarbeitet, welche das alte Sabiner- und Samnitergebiet, Latium und Campanium, im Zusammenhang darstellt (**Neue Specialkarte von Mittelitalien mit Berücksichtigung des Alterthums.** 4 Blätter, 1:250 000. Mit Karton: Umgebung von Rom. Maßst. 1:50 000. Berlin D. Reimer, 1881), braun eingedrucktes Terrain in Tuschmanier, von zahlreich eingeschriebenen Höhenzahlen unterstützt, gewährt ein anschauliches Bild von der Konfiguration des Landes, welches von dem der bisherigen Karten nicht unwesentlich abweicht; durch rothen Druck sind die erhaltenen Reste des Alterthums, das in der Blüthezeit römischer Herrschaft entstandene Straßennetz, die antiken Namen unterschieden: nach der physikalischen sowohl wie nach der historischen Seite der Geographie bezeichnet mithin diese Karte einen wesentlichen Fortschritt, und sie wird am Studirtische ebenso gute Dienste leisten, wie bei einer Reise in Italien.

— Die Lissaboner Geographische Gesellschaft hat in einer am 11. Juli dieses Jahres abgehaltenen Sitzung beschlossen, eine Kommission zur nähern Erforschung der **Serra da Estrella** (östlich von Coimbra), eines Gebirges, über welches man bisher noch sehr wenig weiß, demnächst zu entsenden.

— **Meteorologische Verhältnisse von Kronstadt** im Jahre 1880 nach den Beobachtungen der dortigen meteorologischen Station. Die mittlere **Lufttemperatur** war + 3,9° C., die höchste Temperatur und zwar am 30. Juli (11. August) Mittags 1 Uhr betrug + 27,8° C., die niedrigste am 10. (22.) Januar Mittags 1 Uhr — 23,0° C. Der mittlere **Barometerstand** war 755,9 mm (29,79"), der höchste Stand war 780,4 mm (30,77"), der niedrigste 719,5 mm (28,33"). Ganz **helle Tage** gab es nur 24, trübe 131, mit Regen und Schnee 159. Die größte **Regenmenge** (1,36") fiel am 7. (19.) Juli, im Ganzen fielen an Schnee und Regen während des Jahres 12,86 Zoll. Der höchste **Wasserstand** + 5'4" über Null des Pegels trat ein am 7. (19.) November 1 Uhr Nachmittags, der niedrigste, — 3'5", unter Null am 9. (21.) Oktober 7 Uhr Abends. Das **Eis** erreichte die größte Dicke von 2 Fuß im Monat März. Der stärkste **Wind** war am 3. (15.) November 7 Uhr Abends ein W.-S.-W. von — 9 nach Beaufort oder 25 Meter in der Sekunde.

— Nach der „Jekaterinoslawer Gouv. Ztg." sind im Jahre 1880 im Kreise **Bachmut** auf 33 Steinkohlengruben

28,5 Mill. Pud Steinkohlen gewonnen, um 6,4 Mill. Pud mehr als 1879. Im Kreise Slawjanoserbsk waren 45 Gruben im Betrieb, 7 wurden geschlossen, 1 neu eröffnet. Die Ausbeute war etwa 2 Mill. Pud.

— Dem „Orenb. Listok" nach sind am 16. (28.) Mai in Orenburg Versuche mit der vom Oberst Schlitter in der Kirghizensteppe entdeckten Braunkohle gemacht worden; sie zeigte eine doppelt so große Heizkraft wie das beste trockene Fichtenholz. Der Gewinn dieses Heizmaterials wird für die Stadt und das ganze Gebiet von Orenburg von größter Bedeutung sein.

— Nach der kürzlich erschienenen Statistik der russ. Telegraphenverwaltung für 1879 zählte das Reich am 1. Januar 1879 an Linien 70 356 Werst mit 134 405 Werst Leitungen und 979 Stationen, am 1. Januar 1880 aber 75 064 Werst Linien mit 141 656 Werst Leitung und 1043 Stationen, so daß der Zuwachs 4707 Werst Linien mit 7217 Werst Leitung und 64 Stationen betrug. Von der Gesammtzahl umfaßte am 1. Januar 1880 der Polizei- und Militärtelegraph in Petersburg 221 Werst Leitung mit 56 Stationen und 135 Feuermeldepunkten; der Polizeitelegraph in Moskau 69 Werst Leitung und 26 Stationen und die Militärtelegraphenlinie in der Umgebung des Lagers von Krasnojeselo 69 Werst Leitung mit 16 Stationen.

Afrika.

— Die französische Expedition, welche unter dem Oberstlieutenant Borgnis-Desbordes gegen Ende vorigen Jahres nach dem Osten des Senegal-Beckens abging (vergl. „Gobus" XXXVIII, S. 352), um Studien für eine Eisenbahn zu machen und an günstigen Plätzen Befestigungen anzulegen, hat ihre Aufgabe erfüllt. Von Bafulabe an, wo sich seit August 1880 bereits ein französischer Posten befand, folgte sie dem Laufe des Bachoi durch eine fruchtbare, durch die Kriege Hadsch-Omar's indessen verwüstete Gegend und erreichte am 18. Februar 1881 Kita (oder Makan-Diambugu), welches nur noch 180 km vom Dhioli-Ba (Niger) entfernt ist. Dort ließ die Regierung des Senegal ein Fort errichten, dessen Bau Ende Februar bereits weit vorgeschritten war, und das den französischen Einfluß dort kräftig unterstützen wird. Die Einwohner von Gubanko, welche mit denen von Dio zusammen die Gallieni'sche Expedition (s. oben S. 47) angegriffen hatten und sich fortgesetzt feindlich zeigten, wurden dafür empfindlich gezüchtigt. Die topographische Abtheilung der Expedition hat bis zum Schlusse fleißig Aufnahmen gemacht, Erkundigungen eingezogen und die Thatsache festgestellt, daß einem Eisenbahnbau von Medina bis Kita keinerlei Terrainschwierigkeiten im Wege stehen. Man hat eine zweite Expedition unter derselben Leitung wahrscheinlich für das Ende dieses Jahres in Aussicht genommen, welche bis an den Niger selbst vorgehen soll.

Nordamerika.

— Die „Mail" vom 8. Juni d. J. bringt unter der Ueberschrift: „Comparative mythology of the two Indies" die Wiedergabe eines interessanten Vortrages, den Colonel Garrick Mallery jüngst vor der amerikanischen anthropologischen Gesellschaft gehalten hat. Der Redner, der wohl nicht mit Unrecht für den gründlichsten jetzt lebenden Kenner der Sitten, Sprache und Mythologie der Indianer Nordamerikas gilt, stellte die Behauptung auf, daß Professor Max Müller, Sir George Cox und mehrere andere der hervorragendsten Forscher, die sich mit dem Studium der vergleichenden Mythologie beschäftigt haben, ihre leitenden Theorien wesentlich modificirt haben würden, wenn sie eine genauere Kenntniß der wirklich vorhandenen religiösen Vorstellungen der nordamerikanischen Indianer besessen hätten. Denn diese letzteren haben, wie er uns mittheilt, in ihren verschiedenen Stadien der Wildheit und Barbarei nicht nur die abstoßenden Einzelheiten des wirklichen Fetischismus, sondern auch das Uebergehen desselben in höhere Formen aufzuweisen; sie verehren nicht nur Thiere, sowie alle möglichen anderen Kräfte, in denen sie die Erklärung für Naturerscheinungen suchen, sondern scheinen sich in den weiter vorgeschrittenen Stadien ihrer Mythen zu jenen erhabeneren Regionen des Naturdienstes erhoben zu haben, von denen die Forscher arischer Litteraturen sowohl die klassischen Sagen der Griechen und Römer, als auch die finsteren Mythen Skandinaviens herleiten. Wenn es wahr ist, daß die Indianer aus den beiden aufeinanderfolgenden Entwickelungsstufen des Fetischismus und des Thierdienstes zu dem gelangt sind, was wir orientalische Naturmythen nennen, so mögen die obengenannten Autoren mit ihrer Annahme, daß die Anbetung der Sonne und des Mondes in ihrem täglichen und jahreszeitlichen Wechsel die ursprüngliche Religion gewesen sei, und daß Fetischismus, Zoolatrie und Anthropomorphismus erst mit der allmäligen Entartung des Denkens und der Sprache aufgetreten seien, sich gar wohl im Irrthum befinden. Nach Colonel Mallery läßt eine gründliche Prüfung der amerikanischen Mythen deutlich erkennen, daß sie alle die ursprünglichen Formen des Aberglaubens, d. h. Ahnenkultus, Seelenwanderung der Menschen und Thiere, Erscheinungen und Zauberei, Orakel und Krankheits-Besessenheit, enthalten haben; ferner aber, daß mehrere unter den Sprachenfamilien Amerikas jenen religiösen Entwickelungsstufen unserer eigenen weitentlegenen Vorväter nahe gekommen waren, deren Denkmäler uns durch die Uebersetzungen der Veden, des Zendavesta und des Tripitaka erschlossen worden sind. Man hat eine große Anzahl der heute genau übersetzten Mythen und Traditionen der Algonkin, Irokesen, Cherokesen, Muskoken, Dakotahs, Isinuken und anderer Familien einer eingehenden Prüfung unterworfen und dabei das Resultat erhalten, daß sie oft selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die wesentlichen Charakteristika jener Mythen und Traditionen aufweisen, die man auf die ausgestorbenen Bewohner der Vorberge des Hindukusch zurückgeführt hat. Diese Uebereinstimmungen in Philosophie und Psychologie sind bei weitem zu zahlreich und zu augenfällig, als daß man sie dem Zufall allein zuschreiben könnte, auch ist ja in neuerer Zeit keine Theorie einer großen Wanderung oder Verpflanzung befürwortet worden, die etwa eine genügende Erklärung für diese Uebereinstimmungen abgeben könnte. Sie bieten demnach einen Beweis dar, daß die Philosophie, welche die Religion der Wilden und Barbaren in sich begreift, überall und zu allen Zeiten die gleiche ist, und daß man sie weder als die Trümmer einer uranfänglichen allgemeinen Offenbarung, noch als die Apotheose der Geschichte, sondern einfach als einen Versuch zur Erklärung der wahrgenommenen Naturerscheinungen zu betrachten hat. Natürlich ist dieser Versuch von Völkern, die sich unter den gleichen Bedingungen der Umgebung und der Entwickelung befanden, auch in der gleichen Weise gemacht worden. Die Sprachen- und die Naturdienst-Theorie der mythologischen Forschung sind wahrscheinlich auf falschem Wege, indem sie den Fetischismus und die Zoolatrie der Periode des Niederganges des Denkens und der Sprache zuschreiben, da dieselben doch vielmehr Anfangsstadien zu sein scheinen, von denen aus die alten Arier in demselben Maße weiter vorgeschritten waren als die amerikanischen Indianer, indem sie diesen auch an Civilisation überlegen gewesen sind. So zeigt denn, nach Mallery, ein umfassendes und eingehendes Studium der vergleichenden Mythologie nur wenig Beispiele von einem eigentlichen Niedergange, wohl aber eine weitverbreitete und systematische Entwickelung.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

VI.

Der Weg von Sidon südwärts nach Tyrus führt zunächst unter einer Allee von Acacia albida hin, eines Baumes mit herrlichen Blüthen, der in ganz Syrien nur hier sich findet, aber auch hier nicht einheimisch ist. Er stammt aus Oberägypten, wo er seine Nordgrenze beim 27. Breitengrade unweit der Stadt Keneh hat. Wahrscheinlich wurde er im Alterthume von dort eingeführt; auf Verbindungen zwischen Sidon und den Ufern des Nil weist ja auch der ägyptische Sarkophag Königs Eschmunazar. Der Weg folgt stets dem Meeresstrande, dessen feuchter Sand den Hufen der Pferde die trefflichste Unterlage gewährt: kein schöneres Reiten auf Erden, als auf der Küste Phöniciens unter dem klaren, wolkenlosen Himmel und in jener weichen Luft, die den Lungen so wohl thut; auf der einen Seite das blaue Meer, das seine langen, schaumgekrönten Wogen oft bis zu den Füßen der Rosse heraufrollt, auf der andern die anmuthigen, schön geformten Hügel und Berge des Libanon! Gruppen von Landleuten, in rothen und blauen Jacken, kommen den Reisenden entgegen; sie bringen Milch zur Stadt. Zwischen dem Strande und den Bergen zieht sich eine nicht breite, aber wohlbestellte Ebene hin, aus röthlich schwarzem Alluvium bestehend, theils mit Getreide bestellt, theils beweidet von zahlreichen Herden weißer und schwarzer Schafe mit dickem Schwanze, Ziegen mit Hängeohren und kleiner, schwarzer oder rother Ochsen mit ganz rudimentären Hörnern (Bos brachyceros). Vielfach stößt man auf Reste der alten römischen Straße; aber die Aufschüttung, womit sie in alter Zeit sorgfältig bedeckt war, ist verschwunden, und die großen sechseckigen Steine der Unterpflasterung, welche allein übrig geblieben sind, bringen die Thiere häufig zum Ausgleiten.

Die Bäche Nahr el-Barghut, Nahr Sanik und Nahr ez-Zaharâni kreuzen den Weg; dann kommt man zum Chan und Ruinenhügel Tell el-Burâk mit großen Wasserbehältern, die einst eine schöne, nach Sarepta geleitete Quelle speiste. Die formlosen Trümmer letzterer Stadt liegen zwischen den heutigen Dörfern Sarafend und Sekkekije; nach den zahlreichen bunten Glasscherben zu schließen, welche sich in den Ruinenhügeln finden, müssen die Phönikier hier zahlreiche Glasfabriken betrieben haben. In der Kreuzfahrerzeit war der Ort Bischofssitz, jetzt eine Einöde.

Um 11 Uhr erreichte Lortet eine kleine Ebene, welche gegen Osten von einer nicht hohen, senkrecht abfallenden und nach allen Seiten von zahlreichen Grabkammern durchsetzten Felswand begrenzt war. Meist haben dieselben eine viereckige, mehrere Meter breite und mehr oder weniger verzierte Oeffnung; in der Hinterwand, zur Rechten und zur Linken, führen ganz enge viereckige Löcher zu den längst geleerten Grabstätten selbst. Gewöhnlich hängen mehrere solcher Säle durch niedrige Thüren, die man nur kriechend passiren kann, mit einander zusammen. Diese Nekropole, jetzt Adlûn genannt, im Alterthume wahrscheinlich Ad nonum, d. h. beim neunten Meilensteine, galt früher für sehr alt, bis Renan's Ausgrabungen darthaten, daß sie erst nachchristlicher Zeit angehören. Mehrere Stunden lang durchwanderte der Reisende die eigenthümliche Todtenstadt, zwischen deren

Felsen Lorbeergebüsche, Myrten und stachelige Eichen (Quercus infectoria), welche die Galläpfel liefern, wuchsen. Ueberall jagte er zahlreiche Wachteln auf, und aus den Grabkammern kamen Scharen einer kleinen zierlichen Eule (Athene persica) hervor, die wenig scheu ist und an allen felsigen Stellen Syriens den Menschen nahe an sich herankommen läßt. Mehr nach Süden hin liegt eine schöne, in der Mitte 12 bis 15 m hohe Grotte, welche durch eine runde Oeffnung von oben ihr Licht empfängt. Sie dient jetzt als Ziegenstall, einst aber als Heiligthum der mächtigen Astarte, wie Nischen zur Aufnahme von Weihegeschenken und kleiner Statuetten, Graffiti, die Renan entzifferte, und erotische Embleme mit ziemlicher Gewißheit dargethan haben.

Südlich von Adlun dehnt sich bis zum Litani zu beiden Seiten der Römerstraße eine sumpfige Ebene aus, Abu el-Asuad (Vater des Schwarzen) geheißen, nach dem von einer Römerbrücke überspannten Bache, der sie durchströmt. Der Boden ist in der That stark von Eisenoxyd gefärbt; weiße Schafe und schwarze Ziegen mit Hängeohren (Capra Membrica), eine von der europäischen ganz verschiedene Art, weiden auf demselben, und in der Ferne sind die gestreiften Zelte ihrer Besitzer, nomadischer Beduinen von räuberhaftem Aussehen, sichtbar. Weiterhin bedecken wieder Getreidefelder in unabsehbarer Ausdehnung und Einförmigkeit die Ebene, deren dunkler Boden eine unerträgliche Hitze zurückstrahlt. Auf den Drähten des Telegraphen, welcher neben dem Wege her läuft, sitzen zahlreiche Schwalben mit gelbem Halsbande (Hirundo rufula) und lebhaft gefärbte Bienenwölfe (Merops apiaster). Bunte Finken flattern aus dem Gestrüppe auf, Krähen mit grauen Flügeln strolchen auf den Brachfeldern umher und große Sperber tummeln sich in der Luft; und am Rande des Weges und auf den sandigen Dünen blühet Flachs mit rothen Blumen, gelbe Scabiosen, Acanthus und schöne weiße Winden. Schließlich erreichte man die doppelbogige Brücke über den Litani (gewöhnlich, aber falsch, Leontes genannt), der in seinem untern Laufe den Namen Nahr el-Kasimije führt, und wenige Minuten jenseit derselben den verfallenen Chan el-Kasimije. Der durch die Schneeschmelze geschwellte Fluß wälzt hier in großen Krümmungen sein gelbes, schlammiges Wasser dem Meere zu; er ist jederzeit der ansehnlichste Strom des ganzen Syrien, auch den Jordan nicht ausgenommen. Unweit nördlich von Baalbek entspringt er am östlichen Abhange des Libanon, durchfließt die weite Ebene der Beka'a von Nordnordost nach Südsüdwest, tritt dann, dieselbe Richtung beibehaltend, in eine enge lange Felsschlucht, bis er bei der Burg Kalat esch-Schekif, dem „Belfort" der Kreuzfahrer, eine plötzliche Wendung nach Westen macht und in dieser Richtung bis zum Mittelmeere strömt, indem er die Erhebungslinie des Libanon quer durchschneidet. Kasimije bedeutet „Theilung, Grenze", und der Fluß ist in der That eine Grenze zwischen zwei Völkerschaften, die sich moralisch, religiös und anthropologisch scharf von einander unterscheiden. Bis jetzt war Lortet unter der friedlichen, liebenswürdigen Bevölkerung des Libanon gereist — denn auch mit den Drusen läßt sich, trotz ihrem schlechten Rufe, ebenso angenehm verkehren, wie mit den Maroniten —, aber von nun an hatte er es fast ausschließlich mit Metuali zu thun.

Nekropole von Adlun bei Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Der Stamm der Metuali (Sing. Metawile oder Mutawali), welcher in Syrien die schiitischen Lehren am reinsten erhalten hat, verachtet alle Fremden, und besonders die Christen, auf das Tiefste. Sie sind wenig civilisirt und brutal, essen nie mit Leuten anderer Religion zusammen und zerbrechen sorgfältig jedes Gefäß, aus welchem ein Andersgläubiger getrunken hat. Haben sie einen solchen auch nur mit

einem Fetzen ihres Gewandes berührt, so müssen sie sich mehrtägigen Reinigungen unterziehen. Eine Verwandtschaft mit dem alten Judenthume ist da nicht zu verkennen. Vorzugsweise bewohnt dieser Stamm den Bezirk Beschâra (öst-

Hafen von Sûr (Tyrus). (Nach einer Photographie.)

Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus, der Grabstätte Friedrich des Rothbarts. (Nach einer Photographie.)

lich von Sûr oder Tyrus), das Thal des Litani und die Ebene Beka'a; dort lebt er fast unabhängig, erkennt die türkischen Paschas kaum an und läßt sich von Scheichs regieren, die aus den vornehmsten Familien gewählt werden. Ihre

Zahl beträgt heutigen Tages etwa 50 000 bis 60 000, und sie können, wie wenigstens ihre Häuptlinge behaupten, nahezu 20 000 Bewaffnete ins Feld stellen. Bei diesen Orientalen ist der Religionshaß so mächtig, daß die Leute von verschiedenem Glauben unter einander nicht verkehren, ja sich nicht einmal kennen, auch wenn die beiderseitigen Dörfer nur wenige Kilometer von einander entfernt sind. Anthropologisch unterscheiden sich die Metualis scharf von Drusen und Maroniten: ihr Knochenbau ist stärker und gröber, ihr Wuchs höher, die Schultern breiter. Die vorstehenden Backenknochen und die breiten unteren Kinnladen machen sie den Mongolen ähnlich, die Form der Augen jedoch und die kurze, wohlgestaltete Nase den Persern. Ihre Hautfarbe ist ein ziemlich dunkeles Rußbraun, dunkeler als bei den übrigen Bewohnern Phönikiens, welche oft eben so hellfarbig sind wie die Südfranzosen. In der Tracht gleichen sie den übrigen Bewohnern des Libanon; nur ihren stets sorgfältig rasirten Kopf bedeckt ein ziemlich umfangreicher Turban: sie sind der einzige Stamm Syriens, welcher diese alte turkmenische Kopfbedeckung sich bewahrt hat. Renan hält die Metualis für iranischen Stammes, vielleicht Kurden, welche zu Saladin's Zeit an ihre jetzige Stelle versetzt worden sind.

Noch 8 km vom Litani ist das Thor entfernt, welches jetzt einzig und allein zu der alten und berühmten Stadt Tyrus Zutritt gewährt. Dasselbe befindet sich in der Basis eines großen viereckigen Thurmes, dessen Untermauerungen aus der Kreuzfahrerzeit herzurühren scheinen, und liegt wahrscheinlich an derselben Stelle, wie das der alten Stadt. Etwas davor haben die Türken eine gemauerte Redoute errichtet. Einige Minuten ritt Lortet durch die engen, winkeligen Gassen, folgte dann dem Kai des alten Hafens und erreichte das Westende der Stadt gegenüber dem offenen Meere. Zwischen den Felsen am Ufer und den Häusern liegt eine mit Disteln bewachsene und mit allerhand Unrath, namentlich Hühnerfedern, bedeckte Wiese, wo der

Säulen von rosenrothem ägyptischen Syenit in den Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Reisende erst nach vielem Umhersuchen einen Platz zum Aufschlagen der Zelte ausfindig machte.

Tyrus, von den Arabern Sûr genannt, liegt auf einer länglichen, dem Ufer parallel laufenden Halbinsel, welche im Alterthume bekanntermaßen eine Insel war, die vielleicht selbst erst durch künstliche Vereinigung mehrerer Klippen und Inselchen entstanden ist. Alexander's des Großen Soldaten führten bei der Belagerung der Stadt den Damm auf, welcher sie mit dem Festlande verband und durch beiderseitige Anschwemmungen sich sehr verbreitert hat. An der schmalsten Stelle ist er jetzt noch 600 m breit und trägt dort zahlreiche Reste von Bauten aus der Kreuzfahrerzeit. Den tyrischen Flotten standen einst zwei Häfen zur Verfügung. Der eine im Norden, der sidonische genannt, wird zum Theil durch einen antiken Molo geschlossen und von einem viereckigen Thurme, der auf phönikischen Fundamenten ruht, beherrscht. Dieser Hafen ist jetzt nicht mehr tief und nur für kleine Fahrzeuge benutzbar. Südlich von der Stadt lag der zweite, viel bedeutendere, ägyptische Hafen; die Mole, welche ihn gegen Westen schützte, ist jetzt verfallen, so daß die Kalkriffe, welche sie verband, nun einzeln aus dem Meere hervorragen. Es hat wirklich dort ein künstlicher Damm existirt, wie sich Lortet genau überzeugen konnte. Mehrere Archäologen haben dessen Vorhandensein bestritten; aber er hat große Massen, aus Mörtel und Bausteinen mittlerer Größe, an anderen Stellen Hausteine und unglaubliche Haufen von Scherben unter dem Wasser konstatirt. Zu solchen Beobachtungen ist die günstigste Zeit zwischen 5 und 6 Uhr Morgens; denn alsdann ist das Meer vollkommen ruhig, während sich schon gegen 7 eine Brise erhebt und die Oberfläche kräuselt, so daß es überaus schwer, wenn nicht unmöglich wird, tiefer liegende Gegenstände genau zu unterscheiden.

Die Westküste der tyrischen Halbinsel bildet ein Klippenrand von 15 bis 20 Fuß Höhe, an dessen Fuße etwa 40 bis 50 Säulen aus Marmor, Granit und Porphyr regellos zwischen unzähligen Scherben im Wasser ruhen. Dieselben waren wahrscheinlich in eine Umfassungsmauer eingefügt und stürzten bei deren Zerstörung in das Meer, wo sie bisher dem Anprall der Wogen siegreich widerstanden haben. Im Süden der Stadt steht, zum Theil von Bauten versteckt und in die Stadtmauer eingefügt, die interessante Ruine der Kathedrale oder Kreuzfahrerkirche, welche von den Venetianern 1125 gegründet und dem heiligen Marcus geweiht

Am Hiram-Brunnen zu Tyrus. (Nach Photographien.)

wurde. Vielleicht nimmt sie die Stelle jener ältern Kirche ein, welche der Bischof Paulinus 323 mit venetianischem Gelde errichtet, und Bischof Eusebius von Cäsarea geweiht hatte. Sie ist 70 m lang und 22 m breit; aber die Wölbung ist zusammengebrochen, die Säulen umgestürzt und der Boden mehrere Meter hoch mit Schutt bedeckt. Im Innern liegen mehrere prachtvolle gekuppelte Säulen von rosenrothem, ägyptischem Syenit; dieselben sind von gewaltigen Dimensionen und gehören nach Renan zu den größten Steinblöcken, welche im Alterthume bewegt worden sind. Dschezzar Pascha wollte mit ihnen die Moschee in Akka schmücken; aber glücklicherweise vermochten sie seine türkischen Ingenieure nicht von der Stelle zu bewegen. Was der Ruine besonderes Interesse verleiht, ist, daß sie Grabstätte mehrerer berühmter Männer war. So fand Konrad von Montferrat, welcher die Stadt ruhmreich gegen Saladin's größes Heer vertheidigte und 1192 von zwei Assassinen ermordet wurde, dort sein Grab; vor allem aber 1190 der Leib Friedrich's des Rothbarts, dessen Gehirn und Eingeweide in Antiochien beigesetzt waren. Die Nachgrabungen, welche 1874 die Professoren Prutz und Sepp im Auftrage des Deutschen Reiches ausführten, haben über die Lage des Grabes nichts Bestimmtes ergeben, sind wohl auch nicht umfassend genug gewesen, um in der durch Menschenhand wie durch Erdbeben hart mitgenommenen Ruine gründlich Ordnung zu schaffen.

Wie in Sidon, so soll sich auch in Tyrus die Bevölkerung, welche jetzt 5000 Seelen zählt, in den letzten Jahren

Wasserträger in Tyrus. (Nach einer Photographie.)

bedeutend vermehrt haben, und sie wüchse noch mehr an, wenn an dem Hafen einige Verbesserungen ausgeführt und Verbindungswege angelegt würden. Die eine Hälfte der Einwohner besteht aus Metualis, die andere aus griechischen Christen. Der Großvater des jetzigen Häuptlings der Metualis, Tamer Bei, war es, der vor noch nicht einem Jahrhundert Tyrus wiederherstellte und in diese seine Hauptstadt eine Anzahl Christen vom Hauran und von Rascheja verpflanzte. Seit etwa fünf Jahren führt die Stadt eine ziemliche Menge von Baumwolle, Seide, Tabak und Mühlsteinen aus, welche letzteren auf Kameelen vom Hauran durch das Thal des Litani herbeigeschafft werden. Die Franziskaner und St.-Josephs-Schwestern haben Klöster in der Stadt und die englische Mission hat dort Schulen errichtet. Trotz allem, was moderne Reisenden darüber sagen, hat Tyrus ein weniger ärmliches Aussehen, als man glauben möchte. Es sind eine Anzahl neuer Häuser gebaut und alte ausgebessert worden, die Umgegend ist durchweg angebaut, und während Lortet's Aufenthalt lag etwa ein Dutzend großer für die Küstenschifffahrt bestimmter Barken im Hafen vor Anker. Der Ort hat seit jenen Tagen, wo Volney ihn nur von einigen Familien bewohnt fand, entschiedene Fortschritte gemacht; die gegebenen Bedingungen sind der Art, daß er unter einer verständigen und namentlich unbestechlichen Regierung wieder wohlhabend, ja reich werden könnte. Jetzt sind die Straßen freilich eng und schlecht gehalten; die Häuser, von würfelförmiger Gestalt, haben Terrassen von gestampfter Erde. Schöne Palmengruppen erheben stellenweise ihre grünen Wedel über die weißen Häuser.

Nahe bei dem Thore fließt die sogenannte Hiramsquelle, ein Reservoir von zwei bis drei Fuß Tiefe, in einem alten Thurme. Unterirdische Kanäle führen das Wasser, dessen Ursprung man nicht kennt, herzu; vielleicht

kommt es von Ras el-Ain, das circa 6 km südlich der Stadt unweit des Meeres liegt. Stets findet man bei diesem Brunnen reizende Gruppen von Frauen und jungen Mädchen, die Wasser für ihre Haushaltungen holen.

Südlich der Kathedrale liegt nahe am Südhafen der sogenannte algerische Thurm, ein Theil der von den Kreuzfahrern errichteten Mauern. Am Ufer dort findet man zahlreiche bunte Glasstücke, welche das Meer zu Kieseln abgeschliffen hat, sowie große Anhäufungen von zerbrochenen Purpurmuscheln, die an der ganzen Küste so überaus häufig sind, daß man nur nicht begreift, wie manche ausgezeichnete Naturforscher sie nicht haben auffinden können. Die Buben von Sûr verstehen es noch heutigen Tages ganz vortrefflich, Wolllappen mit Purpurstreifen zu versehen und die Farbe mit etwas kohlensaurem Natron und Citronensaft zu fixiren; sie machen sich daraus Fahnen, wenn sie Soldaten spielen wollen.

2½ km östlich von der Stadt ragt der Felshügel Tell el-Maschuk aus der mit Gärten bedeckten Ebene heraus; die zu einer Platform umgestaltete Oberfläche trägt jetzt ein kleines Heiligengrab mit zwei Kuppeln, einst einen Tempel, vielleicht der Astarte. Man bringt die Bedeutung von Maschuk (d. i. Geliebte) mit der phönikischen Göttin, der Geliebten des tyrischen Herkules (Melkarth), zusammen, welcher er, von der Insel über das Meer her kommend, das erste purpurgefärbte Gewand überbringt. Noch heute ziehen die Kinder der Stadt zu gewissen Jahreszeiten in Procession nach dem Hügel, wobei sie kleine, mit dem Safte der Murex gefärbte Fähnchen tragen.

Auf diesem Hügel trafen die Wasserleitungen zusammen, welche der Stadt das nöthige Naß von Ras el-Ain und von anderen Stellen zuführten. Rings um ihn finden sich Sarkophage, Oelkeltern, Säulentrümmer; er war einst der Mittelpunkt der auf dem Festlande liegenden Vorstädte von Tyrus. Etwa eine Stunde südlich davon entspringen unweit der Meeresküste die reichen klaren Quellen von Ras el-Ain, welche von den Alten mit dicken, 15 bis 20 Fuß hohen Mauern umgeben worden sind, um das Wasser auf die Höhe des Aquadukts zu heben, welcher es der Stadt zuzuführen hatte. Es giebt dort vier solcher Reservoire, deren größtes nach Lortet's Messung 28 m Tiefe besitzt. Von außen ist Erde gegen die Umfassungsmauern geschüttet, so daß man noch heute bis an den Rand des Beckens heranreiten kann. Die Leitung aber ist verfallen, das Wasser hat den gemauerten Rand unterspült und strömt jetzt unbenutzt dem nahen Meere zu, nur daß es die Räder einiger Mühlen treibt. Wie die Schichtung des Gesteins in den nahen Bergen lehrt, sind diese Quellen natürliche artesische Brunnen, die ihr Wasser von den Höhen des Libanon erhalten, natürliche Oeffnungen, durch welche das Wasser einer tiefern Schicht in Folge starken Druckes mit großer Kraft zu Tage tritt. Die Quellen umgiebt, wie leicht erklärlich, ein wahrer Wald von Bäumen und Sträuchern, prächtige Feigenbäume, Sykomoren und Ricinus Palma Christi, welch letzterer fast die Dimensionen von Bäumen erreicht. Wo das Naß aus den verfallenen Leitungen herausströmt, haben sich schöne Stalaktiten gebildet, auf denen üppiges Frauenhaar (Adianthum capillus Veneris) wuchert. Die Temperatur des Wassers beträgt über 20 Grad; es leben darin viele kleine Schildkröten (Emys caspica) und Fische (Capoeta Damascena). Auf den Feldern um Ras el-Ain und Tyrus wird viel Tabak gebaut, der hier eine außerordentliche Größe erreicht und zum größten Theile nach Damiette exportirt wird.

Zustände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dscheddah.

II.

Von Uelan brachen wir um 4 Uhr früh auf und erreichten nach drei Stunden einen sehr hohen Berg, wo sich ein Halteplatz befindet. Der Platz heißt Ras El Nagl (= der Anfang der Senkung, da man von dort bis Aden immer tiefer steigt). Vom Gipfel des Berges übersieht man ein prachtvolles viele Meilen weites Thal. Unterhalb des Berges liegt das Städtchen Hedschran oder auch Hedschre genannt, wie fast alle Städte von Mauern umgeben. Zur Zeit, wo wir vorbeipassirten, wurde zwei Stunden von Hedschran gerade gefochten, und sagte man mir, daß der in Doran ansässige Stamm der Dschohran gegen die Türken aufgestanden sei. Drei Stunden Ritt brachten uns von Hedschran bis Mâber; Mâber ist eine ziemlich große Stadt und lagerte gerade zur Zeit unserer Anwesenheit ein Bataillon türkischer Soldaten in Zelten vor der Stadt. In Mâber führen viele Mädchen den poetischen Namen Lausi. Wir brachen noch selben Tages von Mâber auf und erreichten nach sechs Stunden die Stadt Dammár[1]). Dammár ist die zweitgrößte Stadt Jemens und schätze ich dieselbe auf 10000 bis 12000 Einwohner, worunter sehr viele Juden. Die Stadt machte mir einen sehr unangenehmen Eindruck, was aber möglicherweise von dem Regen herkam, der das Ganze in ein Kothmeer verwandelt hatte. Bei Dammár gab es einige sehr schöne Gemüsegärten und sehr gut bebaute Felder. Zwischen Mâber und Dammár passirten wir mehrmals gepflasterte Stellen, welche wohl aus uralter Zeit stammen. Auch beim Passiren vieler Berge, wie z. B. des Berges von Menáha, findet man viele Beweise von früheren sorgfältig angelegten Straßen, die aber unter der liederlichen arabischen und noch liederlichern türkischen Herrschaft immer mehr zu Grunde gehen. Von den wirklich gräßlichen Straßenzuständen in Jemen will ich nicht reden. Man muß das selbst gesehen haben, aber es zu beschreiben ist unmöglich.

Um 9 Uhr Morgens brachen wir von Dammár nach Jerim (Jarîm) auf, überstiegen hinter Dammár einen hohen Berg und erreichten um 4 Uhr Nachmittags Jerim. Von der Gegend sah ich nicht viel, da es unaufhörlich regnete. Jerim ist eine Stadt von 4000 Einwohnern, und wie Dammár Sitz eines Kaïmakams. Es existirt dort ein kleiner schmaler Bazar, und in der Mitte der Stadt liegt auf einem großen Felsblock die Citadelle. In Jerim leben

[1]) Dhamar auf dem Kärtchen „Globus“ XXXVIII, S. 184.

ziemlich viele Juden, werden aber sehr schlecht behandelt. Die Juden kaufen ihre Frauen wie die Moslems und verstoßen sie, ebenso wie diese. Preis eines Mädchens war in Jerim 12 bis 15 Maria-Theresia-Thaler.

Morgens 6 Uhr ging es weiter. Man passirt den großen Berg Nedschetrab und kommt durch ein herrliches gut bebautes Thal nach zwei Stunden zu dem wunderschön gelegenen Dorfe Arasch. $1/2$ Stunde südwärts von Arasch, am Fuße des Berges Mangkat, liegt das große Dorf Sedde (Sêtha der oben erwähnten Karte) und fast unmittelbar dabei, ebenfalls südlich, das große Dorf Gert oder Gerb. Man passirt später noch das Dorf Darsaïd und gelangt nach dem Bergstädtchen Suk El Talút. Dort betrachtete man das türkische Geld schon mit Mißtrauen und verlangte lieber Paulós (= $1/4$ Rupien), das erste Anzeichen, daß wir uns einer englischen Kolonie näherten. Am ganzen Wege waren die Leute, mit denen ich sprach, fürchterlich gegen die Türken erbittert und sagten, sie wünschten nichts, als daß die Engländer Besitz vom Lande nähmen. Unmittelbar bei Suk El Talút war ein Berg, der voller Affen war, die uns mit großem Geheul empfingen. Auch sahen wir eine Art Kolibris und eine sehr eigenthümliche Eidechse mit dunkelgrünem Körper und blutrothem Schweif.

Von Suk El Talút folgten wir dem Laufe eines Baches, den wir im Laufe des Tages neun Mal übersetzen mußten, und erreichten endlich Nádre (Nadra), den Sitz eines türkischen Múdirs, der uns ein Quartier verschaffte, indem er den Besitzer einfach expropriirte. Uebrigens war das Quartier so voll von Flöhen und Ungeziefer, daß Niemand schlafen konnte, und unser Maulthiertreiber die ganze Nacht mit Gaat-Essen verbrachte und folgenden Tages marschunfähig war. Nádre besteht aus zwei Theilen, die durch eine klaffende Erdspalte getrennt sind. Es giebt dort zahlreiche Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben und ungemein arm sind. Die Mädchen in Nádre beschmieren sich die Wangen mit einer ockerrothen Farbe, was sich, da sie ohnehin blaubraun sind, nicht sehr schön ausnimmt. Die blaue Farbe im Gesichte der meisten Jemenbewohner rührt daher, daß sie als Kopfbedeckung ein im Lande selbst mit Indigo gefärbtes Tuch benutzen, und dieses abfärbt. In Nádre wollte man absolut kein türkisches Kupfergeld mehr annehmen.

Morgens 5 Uhr brachen wir auf, ritten zwei Stunden Ost, dann Süd-Süd-Ost, kreuzten drei Mal den Bach, den wir bereits Tags vorher gesehen hatten, verließen hierauf das Flußthal und erreichten, nachdem wir einen Berg überschritten hatten, um 12 Uhr Mittags Azáb (Asâb), ein elendes Bergdorf, wo man aber vorzüglichen Honig bekommt. Von dort an hört die Berggegend allmälig auf und man kommt in Hügelland. Die Gegend sieht genau so aus wie zwischen Bádschel und Hadschéla auf der andern Seite der Teháma. Bäume mit ganz platter sonnenschirmförmiger Krone, deren ganze Stämme von Lianen dicht umrankt sind, wechseln mit niederen Hügeln, die von zahllosen bis 10 Fuß hohen Cactus bedeckt sind. Wir waren um 1 Uhr Nachmittags von Azáb aufgebrochen und erreichten um 6 Uhr Abends Kattabé, eine Stadt von circa 6000 Einwohnern, aber sehr ungesund gelegen. Es giebt dort viele Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben. Das Garn dazu erhalten sie von Aden. Der Ort ist gegenwärtig durch die Türken ganz ruinirt, und giebt es fast gar keinen Handel oder Ackerbau. Die Dinge, die man dort von der türkischen Verwaltung erzählte, waren so unerhört, daß ich deren Glaubwürdigkeit bezweifelt hätte, wenn nicht Hassan Fenni Bey, der Kaïmakam von Kattabé, mir sie selbst bestätigt hätte. In Mahlaf esch-Schár unweit Kattabé hauste ein gewisser Mehemed Aly Bey, ein türkischer Bimbáscha (Major), mit seinem Bataillon. Die unglückliche Stadt hatte an die Regierung 15000 Maria-Theresia-Thaler zu bezahlen, statt dessen hatte man bereits 80000 Thaler herausgepreßt, und noch immer fuhr der wackere Bey fort, Leuten Nägel durch die Schädel zu treiben oder die armen Teufel vor die Kanonen zu binden, mit der Drohung sie zu tödten, wenn sie etwaiges verborgenes Geld nicht angäben. Die armen Leute, die absolut nichts mehr hatten, denen man Kuh und Kameel abgenommen hatte, kamen schaarenweise nach Kattabé.

Der dortige Bazar ist ziemlich groß, die meisten Buden waren aber zur Zeit meiner Anwesenheit gesperrt. Als Eigenthümlichkeit muß ich noch die Speicher erwähnen, deren man sich in Süd-Jemen bedient. Die Araber legen nämlich das Getreide, noch in Halmen, zwischen die Zweige eines eigenthümlich geformten Baumes, der dort wächst, und dort bleibt das Getreide den ganzen Sommer hindurch.

Da hinter Kattabé die türkische Herrschaft aufhört, nahmen wir dort einen Beduinen vom Stamme der Sohéb als Dachaîl um uns bis Aden zu bringen. Muhsin, unser Dachaîl, war ein sehr lustiger und gemüthlicher Bursche, der nur den Fehler hatte, daß er auf jeder Station Vorwände suchte möglichst lange zu verweilen, und daß er Niemanden eine Medāa (Wasserpfeife) rauchen sehen konnte, ohne ihn um einige Züge anzubetteln.

Von Kattabé ritten wir in Süd-Süd-Ost-Richtung aus und passirten die Dörfer Chouber und Menadi, auf welche sowohl die Türken als der Emir von Dála Ansprüche erheben. Drei Stunden südlich von Kattabé ist die türkische Grenzstation und Zollamt Dellile, wo der sehr einflußreiche Schech Bessissi wohnt. Die Gegend hinter Kattabé ist wenig kultivirt und fängt bereits das Sandterrain an. Der Emir von Dála, durch dessen Land wir jetzt ritten, ist von den Türken ganz unabhängig und steht unter dem Schutz der Engländer, die ihm auch einen Monatsgehalt von 40 Maria-Theresia-Thaler bezahlen. Er wohnt in der Stadt Dála, die wir aber nicht berührten, und beherrscht noch ungefähr 30 Dörfer.

In einem kleinen Dorfe, dessen Namen ich nicht notirte, entfloh der Schech bei unserer Ankunft, in der Meinung, wir seien Türken und wollten ihn gefangen nehmen. Sieben Stunden nach unserm Ausritt von Kattabé machten wir in freiem Felde Halt und kampirten unter einem großen Baume. Wir wurden von einer Anzahl Beduinen vom Stamme unseres Dachaîl eingeholt, die dann neben uns lagerten. Die Leute kochten die ganze Nacht Gischr (Kaffeehülsenabsud) und rauchten die Medāa. Sie waren durchweg sehr freundlich und gemüthlich und auch nicht eine Spur von fanatisch. Sie sagten alle, daß sie tabbáat Inghiriz, englische Unterthanen, seien, und haßten die Türken gründlich.

Morgens 3 Uhr ritten wir abermals aus und erreichten in $6^1/_2$ Stunden Sohéb oder Soheib. Es ist ein Dorf von vielleicht 800 Einwohnern, und hat nebst zwei anderen kleinen Dörfern, welche demselben Stamme gehören, einen Schech, der sich Dôle nennt. Ueberhaupt läßt sich jeder noch so kleine Schech in Süd-Jemen Dôle nennen, ein Titel, der sich bei den kleinen Gebieten ziemlich lächerlich ausnimmt. Der Dôle von Sohéb war sammt seinem Sohne von den Türken, die sein Land bereits in Besitz genommen hatten, gefangen genommen und nach Täiz abgeführt worden. Es gelang ihm aber zu entfliehen und flüchtete er nach Aden, von wo aus ihm die Engländer sein Land wieder verschafften. Er bezieht einen Monatsgehalt von 30 Dollar. Die Beduinen sagten mir, daß

drei Stunden von Sohéb sich ein großer Berg voll Inschriften befinde, die Niemand lesen könne. Meine Zeit ließ es nicht zu, die Sache zu untersuchen, und so ging ich fort mit dem Entschlusse, bei meiner nächsten Reise die Steine in Augenschein zu nehmen.

In Sohéb wohnte ich einer Fantasia bei. Es war die Vorbereitung zu einer Hochzeitsfeier; 14 Tage vor der Hochzeit wird allabendlich im Hause der Braut eine Art Mehl aus Durrah gemahlen, welches dann am Hochzeitstage von den Gästen verzehrt wird. Die Gespielinnen der Braut mahlen das Mehl zwischen zwei runden Steinen und singen dazu; die jungen Leute rauchen die Medāa und verkehren in ganz unbefangener Weise mit den Mädchen. Von Zeit zu Zeit ruft irgend ein Bursche ein Mädchen, man bildet einen kleinen freien Raum, in welchen das Paar tritt, und bei den Klängen einer von einem Schehád (Paria, eigentlich Bettler) bearbeiteten Pauke wird getanzt, d. h. nach einem gewissen Rhythmus auf und ab gegangen, wobei sich aber die beiden Tänzer nicht berühren. Mein Dachaîl, der neben mir saß, rieth mir aufzustehen, ein Geldstück drei Mal um den Kopf der Tänzerin zu schwingen und dem Schehád zuzuwerfen, was ich auch that. Den Sinn der Ceremonie begriff ich nicht und konnte auch nichts darüber erfahren; wahrscheinlich soll es ein Kompliment für die Dame sein.

Trotz den Protesten unseres Beduinen, der uns mit einem Schaf traktirt hatte und noch einen Tag bei seinen zwei Frauen verbringen wollte, brachen wir folgenden Morgens um 7 Uhr auf und ritten bis 9 Uhr, wo wir bei einem Brunnen lagerten. Das Wasser war brackisch und wurde gegen Aden zu immer schlechter.

Um $1^1/_2$ Uhr Nachmittags brachen wir abermals auf und erreichten nach einer Stunde eine niedrige Hügelkette, welche das Grenzgebiet des Sultans Aly Manāa bildete. Aly Manāa erhält von den Türken 40 Dollar und den Engländern 54 Dollar pro Monat. Das Land, durch welches wir ritten, war sandig und nur wenige kümmerliche Vegetation war zu sehen. Um 8 Uhr Abends lagerten wir im Sande in der Nähe eines Brunnens, dessen Wasser aber fürchterlich nach Schwefelwasserstoff roch und untrinkbar war. Man findet auf manchen Karten einen Platz „Namle“ notirt, was aber ganz falsch ist. Fast der ganze Weg von Sohéb bis Lahég wird Namle genannt, d. h. Sand, aber es finden sich keine menschliche Wohnungen, da kein Wasser vorhanden ist.

Um 6 Uhr Morgens ritten wir abermals fort und erreichten nach zwei Stunden wieder die Anfänge bebauten Landes. Nach zweimaligem Kreuzen eines durch den starken Regen ziemlich angeschwollenen Baches erreichten wir um 9 Uhr die Hauta El Saïd, ein kleines Dorf mit einem sehr schönen Gebäude, welches einem Saïd zur Sommerwohnung dient und von Gärten umgeben ist. Die ganze Gegend dort hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem untern Nilthal. 10 Minuten entfernt von der Hauta El Saïd liegt Hauta Lahég oder Lahég, wie es gewöhnlich kurz genannt wird, eine große Stadt von vielleicht 12000 Einwohnern mit einem ziemlich bedeutenden Bazar. Das Schloß des „Sultans“ sieht von der Ferne sehr imposant aus, verliert aber in der Nähe viel.

Gegen 3 Uhr Nachmittags ritten wir von Lahég aus und mit wahrer Wonne die schöne Straße, die von Lahég nach Aden führt, hinab. Der Weg ist für Kutschen vollkommen passirbar und begegneten wir mehreren.

Gegen $10^1/_2$ Uhr Abends erreichten wir das Dorf Schech Othmán, welches vom Sultan von Lahég vor Kurzem an die Engländer verkauft wurde, wofür man ihn vergiftet hat. In Schech Othmán übernachteten wir und langten am andern Morgen nach zweistündigem Ritt in Aden an.

Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien.

II.

7. Die Tschuktschen. Die Benennung „Tschuktscha“ stammt offenbar vom Worte „tschausch“, womit eine Wurfschlinge (Lasso), wie dieselbe zum Fangen der Renthiere dient, bezeichnet wird. Die Tschuktschen leben zerstreut, die weiten Tundren (Ebenen) des nordöstlichen Theils des Gebietes von Jakutsk mit ihren kolossalen oft 10000 Stück fassenden Renthierherden durchstreifend. Als Hauptsitz der Tschuktschen ist aber die Halbinsel „Tschukotski Noß“ anzusehen. Von hier aus zog im Anfange dieses Jahrhunderts ein großer Theil der Tschuktschen zum Tschaun-Busen, wo die unübersehbaren weiten an Renthiermoos überaus reichen Tundren ihren Herden reiche Weideplätze darboten. Wegen des starken Zuströmens fing in den sechsziger Jahren die Nahrung abzunehmen an und deshalb wurden die Tschuktschen genöthigt, andere mehr geeignete Plätze aufzusuchen. In Folge dessen theilten sie sich in drei Theile. Ein Theil wandte sich zur Indijerka, und nomadisirt gegenwärtig an den Ufern des Großen und Kleinen Anjui sowie an der Kolyma in der sogenannten Großen und Kleinen Tundra (die Große Tundra liegt auf dem linken Ufer der Kolyma, die Kleine Tundra auf dem rechten). Diese Tschuktschen werden gewöhnlich Renthier-Tschuktschen genannt; sie bezahlen der russischen Regierung einen Jassak (Jahresabgabe). Ueberdies bringen sie den Bewohnern des Bezirks von Kolymsk großen Nutzen, insofern als sie in schlechten Zeiten entweder umsonst oder gegen sehr geringen Preis (2 Rubel das Stück) Renthiere liefern.

Die am Tschukotski Noß ansässigen Tschuktschen werden Noß-Tschuktschen genannt oder auch häufig „Kawraliner“. (Das Wort Kawralin bedeutet in der Tschuktschen-Sprache einen Handelsmann.) Sowohl die (nomadisirenden) Renthier-Tschuktschen als auch die (seßhaften) Noß-Tschuktschen haben ihren eigenen Aeltesten (erema), dem sie unbedingt gehorchen. Der Aelteste der Noß-Tschuktschen ist jetzt Jelissei Noad Kav; bei den Renthier-Tschuktschen Andre Nikolgewitsch Alewraurmin. Der erste ist noch Heide und Götzendiener; der zweite ist getauft und der russischen Regierung treu ergeben. Der dritte Theil sind die Tschuktschen, welche als die Schalagischen bezeichnet werden; sie leben dort, wo früher der nun ausgestorbene Stamm „Schalagi“ existirte; nämlich rechts vom großen „Baranow“-Stamm am Ufer des Eismeers bis zur östlichen Mündung des Kolymaflusses. Diese Tschuktschen haben keine Renthiere, sondern benutzen zum Fahren Hunde; sie kommen alljähr-

lich im Februar oder März um des Tauschhandels willen in das auf dem linken Ufer der Kolyma zwischen Sredne- und Nishnekolymsk gelegene Dorf **Keratown**.

Ein vierter Stamm der **Tschuktschen** wird repräsentirt durch die **Kargaulen**, welche auf den Inseln des Eismeeres leben. Die anderen am Eismeer lebenden Tschuktschen treiben mit den Kargaulen einen schwunghaften Handel, indem sie russischen Tabak gegen Biber-, Marder- und Robbenfelle eintauschen. Beide Stämme begegnen einander mit dem größten Mißtrauen. Die Kargaulen kommen nie an das Festland, sondern die anderen Tschuktschen fahren auf „Baidarsu", kleinen aus Leder genäheten Booten, zu jenen auf die Inseln. Beim Handeln hält jeder in der einen Hand das Tauschobjekt, in der andern ein Messer, bereit, beim geringsten Anlaß den Handelsfreund niederzustoßen.

Im Allgemeinen gelten die Kargaulen für den wildesten Stamm aller Tschuktschen.

Die Roß-Tschuktschen kommen einmal im Jahre Ende März oder Anfang April in die Festung **Anjui**, welche 240 Werst (etwa 240 Kilometer) von Nishnekolymsk am Anjui liegt, sowohl des Handels wegen, als um den üblichen **Jassak** zu bezahlen. Aus Jakutsk kommen russische Kaufleute mit Tabak, Ziegelthee, um damit Pelzwerk einzutauschen. Das ist die berühmte **Tschuktschen-Messe**, auf welcher auch der Chef des Bezirks von Kolymsk sich einfindet, um von allen hier nomadisirenden Eingeborenen (Lamuten, Tungusen, Tschuwanzen und Omoken) den Jassak einzutreiben. Der Jahrmarkt darf nicht eher beginnen, bevor nicht aller Jassak bezahlt ist. Der Jassak, welchen die Stammesältesten darbringen, besteht größtentheils in den Fellen von Polar- oder gewöhnlichen Füchsen, außerdem in Fellen kleiner Seehunde (russisch hijsr). Jedem, welcher den Jassak erlegt, schenkt der Isprawnik einen kleinen 2 bis 3 Pfund wiegenden eisernen Kessel oder einen breiten zugespitzten Speer; dann werden schließlich alle bewirthet mit Thee, Zwieback und tscherkessischem Tabak, der dazu von der Verwaltung des Gebietes Jakutsk geliefert wird [1]).

Die Tschuktschen sind von mehr als mittlerm Wuchs und kräftig gebaut. Der Gesichtsausdruck ist etwas roh, das Gesicht breit mit etwas vortretenden Backenknochen; die Nase von mittlerer Größe und regelmäßiger Form; die Stirn breit, vorgewölbt; die Augen nicht groß, bei einzelnen die Lidspalte eng; das Haar schwarz, rauh. Die Männer tragen ihr Haar sehr verschieden: die einen flechten es in einen Zopf; die anderen schneiden es kurz und scheeren dabei auf dem Scheitel einen runden Fleck aus; wieder andere tragen ihr Haar nach russischer Weise. Die Weiber sind ebenfalls von mehr als mittlerer Körpergröße, meist sehr stämmig und nicht hübsch. Statt der Ohrgehänge tragen sie längliche auf eine Darmsaite gereihte Perlen. Die Kargaulen tragen kupferne Ringe in der Nasenscheidewand. Zu ihrer Kleidung verwenden sie größtentheils Renthierfelle. Die Männer tragen ein bis an die Knie reichendes Gewand (**Kukaschka**) ohne Kragen und mit einem Einschnitt vorn; den Gebrauch eines Hemdes kennen sie nicht. Ihr Unterkleid, ebenfalls aus Renthierfellen, reicht von den Hüften bis zu den Knöcheln mit eng den Beinen anschließenden Hosen; an den Knöcheln werden die Hosen mit Riemchen befestigt. An den Füßen tragen sie kurze etwas über die Knöchel reichende aus Renthierfellen angefertigte Stiefel, zu deren Sohlen die allerhärtesten Hautstücke der Renthierfelle mit langen Haaren genommen und welche **Schetkary** genannt werden. Nach oben werden die kurzen Schafte dieser Stiefel dicht oberhalb der Knöchel an die Hosenbeine des Unterkleides angeheftet. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze mit Ohrlappen aus Renthierfell. Ihr Oberkleid ist eine **Kukljänka** aus gelbroth gegerbtem Schafleder mit einer eng das Gesicht einhüllenden Kapuze. Dieselbe wird durch rund an ihrem Rand befestigte Riemen zusammengezogen. Bei starkem Frost, wenn die Tschuktschen unter freiem Himmel im Schnee übernachten müssen, ziehen sie auf die Beine sogenannte „**Butuli**", eine Art langer Strümpfe aus Renthierfell, welche bis zu den Armen hinaufreichen.

Die Kleidung der **Frauen** heißt „Chamby"; sie besteht aus einer Jacke und einem eng anschließenden Unterkleid, beide werden aus einem einzigen Renthierfell angefertigt, dessen behaarte Seite nach außen gekehrt ist. Das Gewand (Chamby) wird durch einen im Vordertheil der Jacke befindlichen Einschnitt angezogen, unmittelbar auf den nackten Körper; zuerst werden die Beine in das Hosentheil des Unterkleides, dann die Arme in die Aermel gesteckt. Dann wird der Schlitz vorn am Halse mittelst kleiner Riemen zugebunden. Da die Jacke keinen Kragen hat, so bleibt der Hals und der obere Theil des Brustkorbes stets, auch beim strengsten Frost, unbedeckt. Selten trägt eine (wohlhabende) Tschuktschin einen aus Eichhörnchenschwänzen gefertigten Halswärmer (sogenannte Boa), dies geschieht aber dann auch aus Eitelkeit. Der Chamby ist das gewöhnliche Hauskleid. Sobald aber die Frau unter fremde Leute sich begiebt, so zieht sie über den Chamby noch eine kurze bis zum Knie reichende „Kukljänka". Einige Tschuktschinnen, welche mit den Russen in Beziehung stehen, werfen statt der Kukljänka ein großes lebhaft gefärbtes wollenes Tuch um die Schultern, wenn sie, was mit einer gewissen Wichtigkeit geschieht, die ganzen Feiertage über ihre Bekannten besuchen.

Die Tschuktschen führen ein Nomadenleben. Sie ziehen von einem Ort zum andern, wobei sie den **frei** weidenden Renthieren folgen; bisweilen dirigiren sie ihre kolossalen Herden in solche Gegenden, welche sehr geeignete Weideplätze abgeben, und errichten daselbst zeitweilige Wohnungen, welche dann „**Urussy**" genannt werden. Ein Tschuktschen-Zelt („Urussa") wird aus einer Anzahl langer Stangen gebildet, welche oben zusammengebunden werden; die unten auseinanderweichenden Stangen begrenzen dann einen großen flachen Kegel. Aeußerlich wird der Kegel mit zwei Schichten Renthierfellen überkleidet und nur eine Eingangsöffnung als Thür gemacht. Im Innern des großen Zeltes wird nahe beim Eingang ein kleines aus Renthierfellen zusammengenähtes Zelt aufgestellt, in welchem die Tschuktschen mit der ganzen Familie wohnen. Dieser kleine Zeltraum wird Tag und Nacht durch eine Lampe der einfachsten Konstruktion erleuchtet. Man nimmt eine Pfanne, gießt ausgelassenes Renthierfett hinein, thut etwas Moos oder eine Kohle dazu und steckt diese an; eine solche Lampe heißt „**Leika**". Der Fußboden wird mit zwei bis drei Schichten Renthierfellen bedeckt, welche zum Sitzen sowie als Schlafstätte dienen. Die Luft in diesem kleinen Zelt ist natürlich überaus beklemmend, ein unangenehmer Geruch von der Ausdünstung der Lampe und der Menschen; dabei ist die Temperatur so hoch, daß am Tage alle entkleidet dasitzen und Nachts sogar ohne jegliche Bedeckung schlafen. Weder innerhalb des großen noch innerhalb des kleinen Zeltes ist irgend etwas von Hausgeräth sichtbar, alles ist ordentlich auf Narten (Schlitten) zum augenblicklichen Aufbruch verpackt. Die Nahrung der Tschuktschen besteht ausschließlich in Renthierfleisch; daneben ist neuerdings der Genuß des Ziegelthees unter ihnen üblich geworden. Die Vorgebirgs-Tschuktschen genießen niemals Thee. Sie kochen das Fleisch in eisernen

[1]) Die Schilderung des Jahrmarkts übergehen wir. Ref.

Kesseln auf einem Herd außerhalb des Zeltes unter freiem Himmel; sie essen nur ein Mal in 24 Stunden und zwar Abends. Den Rest der Mahlzeit heben sie zur Nacht auf; wer dann in der Nacht aufwacht, ißt und schläft dann weiter. Die Männer beschäftigen sich innerhalb der Jurte durchaus mit keiner Arbeit; alles überlassen sie den Weibern; sie rüsten nur den Schlitten aus, hüten die Renthiere und schlachten die zur Nahrung dienenden. Wenn es derartige Arbeiten nicht giebt, so sitzen sie da, legen die Hände in den Schooß und rühren nichts an. Die reichen Tschuktschen haben drei, vier oder fünf Frauen, der ärmste hat mindestens zwei.

Die Tschuktschen waschen sich fast nie und sind deshalb äußerst unsauber. Sie haben einen aufbrausenden und zugleich rauhen Charakter; eine Beleidigung verzeihen sie niemals; sie warten ruhig eine Gelegenheit ab, um sich zu rächen; am liebsten erschlagen sie ihren Feind. Wenn das dem Tschuktschen bei Lebzeiten gelingt, so ist der Sohn verpflichtet, den Vater zu rächen. Oft geht die Rache von einem Geschlecht auf das andere über, bis endlich sich die Gelegenheit darbietet, die Feindschaft durch einen Todtschlag zu beenden. Ein erbitterter Tschuktsche, wenn er im Begriff steht, seinen Feind zu erschlagen, zieht ein neues Gewand an, welches mit Lappen aus Wolfsfell behängt ist, setzt eine Mütze aus Wolfsfell aufs Haupt und versieht sich mit drei Messern: ein großes (Maïgin-waljäpin) steckt er hinten am Nacken unter das Oberkleid; zwei kleine (Kithak-waljäpin) steckt er in den Aermel seines Gewandes, wobei der Stiel der Hand zugekehrt sein muß; den Wurfspieß oder die Lanze nimmt er in die Hand. Die Tschuktschen verfahren in ihrer Häuslichkeit oft sehr grausam; im Zorn schneiden sie ihren Frauen die Ohren ab oder hauen ihnen mit einem großen Messer die Arme an den Schultergelenken ab. Im Allgemeinen sind die Tschuktschen so sehr erregbar, daß selbst die Gastfreundschaft verletzt und der Gastfreund schwer beleidigt wird, wenn derselbe nicht die ihm erwiesene Bewirthung zu schätzen verstanden hat. Die Tschuktschen bieten einander aber alles dar, was sie ihr eigen nennen; und auch die Frauen nennen sie ihr Eigenthum. Geheime Liebschaften werden mit dem Tode bestraft. Vor ihrem Anführer (Erema) haben die Tschuktschen große Achtung, rächen sich niemals an ihm und unterwerfen sich unbedingt allen seinen Anordnungen und Strafen. Wenn der Erema Besuche macht, so bietet man ihm zum Sitzen ein weißes oder buntes Renthierfell, bewirthet ihn mit Thee und Renthierfleisch und schenkt ihm beim Abschied als Ausdruck des Wohlwollens das beste eingefahrene Renthier.

Der Erema hält Gericht nach mündlich ihm vorgetragener Klage und bestraft ohne Widerrede zu erfahren den Schuldigen in Gegenwart seiner Angehörigen. Der zu Bestrafende muß niederknien, die Hände werden ihm auf den Rücken gebunden und nun läßt der Erema ihn prügeln: man schlägt ihn mit einem Stock, an dessen Ende ein kleines Stück aus Renthiergeweih befestigt ist, auf den Kopf. Mitunter erträgt das arme Opfer diese qualvolle Strafe ohne Murren, bisweilen aber kann er die Qual nicht aushalten und bittet um Gnade und Verzeihung. Dann gestattet ihm der Erema sich mit einer Anzahl Renthiere loszukaufen, um den Kläger zu befriedigen. Bei sehr schweren Vergehen verlangt der Erema die Todesstrafe, wobei die allergrausamsten Methoden angewandt werden; jene Schläge auf den Kopf werden als leichte Bestrafung angesehen.

Besondere Hochzeitsgebräuche giebt es unter den Tschuktschen nicht. Der junge, oft erst 15 Jahr alte Tschuktsche, der sich verheirathen will, begiebt sich zu einer ihm bekannten Familie und erklärt direkt seinen Wunsch, sich eine Frau aus der Familie zu wählen. Man setzt fest, daß er drei oder fünf Jahr lang eine Herde Renthiere hüten muß; während dieser Frist lebt er mit seiner Braut wie mit seiner Frau. Hat der Bräutigam sich während der ausbedungenen Frist gut gehalten, so führen die Eltern der Braut die Tochter zu den Eltern des Bräutigams und bestimmen eine Anzahl Renthiere als Mitgift. Dann findet in der Familie des Bräutigams das Hochzeitsmahl statt, dabei wird Renthierfleisch und eine Art Gebäck (Salamat oder Pentakitschkin) gegessen. Letztere bestehen aus gekochtem und zerhacktem Renthierfleisch, welches man hat frieren lassen und dann stark in Renthierfett geschmort hat. Diese Fleischplatzen dienen anstatt Brotes. Mit diesem Mahl ist die Hochzeitsfeier beendet. Wenn während jener Frist der Bräutigam dem Vater der Braut nicht gefällt oder sich irgendwie vergeht, so wird er einfach fortgejagt und die Braut bleibt bei den Eltern, bis ein neuer Bräutigam sich zeigt. Bemerkenswerth sind die sonderbaren Geschenke, welche der Bräutigam seiner Braut macht. Er schenkt ihr fette weiße „Würmer“, welche im Frühjahr an den Renthieren zu finden sind, wie man bei uns Konfekt überreicht.

Die Tschuktschen verehren die Sonne; sie beten niemals und erfüllen keinerlei Religionsgebräuche. Die Körper ihrer Todten verbrennen sie oder sie bringen sie an irgend einen entfernten hügeligen Platz, damit sie hier eine Beute der wilden Thiere, besonders der Wölfe werden, vor welchen die Tschuktschen eine besondere Achtung haben. Mitunter wird die Leiche verbrannt, wenn dies der Wunsch des Sterbenden gewesen war. Die Tschuktschen wünschen nicht natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise, welche des Lebens überdrüssig sind und welche ihrer Familie keine Last sein wollen; junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind, aber auch völlig gesunde, welche ihre vor ihnen gestorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich tödten und man tödtet sie ohne Zögern! Das Tödten muß einer der nächsten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermangelung eines Anverwandten ein naher Freund oder Bekannter. Wenn sich keiner dazu bereit findet, so sucht sich der Tschuktsche irgend einen Fremden, welchem er eine bestimmte Belohnung verspricht. Jeder Tschuktsche hat eine besondere Kleidung, welche zeitig für den Fall eines freiwilligen Todes hergerichtet wird; die Kleidung unterscheidet sich von der Alltagskleidung nur dadurch, daß sie aus den besten Renthierfellen genäht ist, und daß das Obergewand, welches „Niryn“ heißt, mit Wolfsfell eingefaßt ist und auf dasselbe Fetzen von Wolfsfell daraufgenäht sind.

Vor dem Sterben ist der Tschuktsche in der besten Gemüthsverfassung; er ist fröhlich und drückt seine Freude jedem aus, der sich bei ihm verabschiedet. Die ihn Besuchenden bitten, ihre Verwandten und Freunde, welche er in der bessern Grabeswelt treffen soll, zu grüßen. Der zum Tode bestimmte Tag ist ein Festtag für die ganze Familie, für alle Verwandten, Freunde und Bekannten, alle verweilen vom frühen Morgen in der Nähe des Zeltes, woselbst der Todeskandidat sich aufhält. Er erwartet mit Ungeduld im Zelte denjenigen, welcher ihn tödten soll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters abwarten. Sobald der entscheidende Moment eintritt, wird alles still in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelt befindliche Tschuktsche entledigt sich seines Obergewandes und setzt sich aufs Lager und drückt sich mit seiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollstrecker durchbohrt mittelst einer Lanze die Wand und richtet die Spitze der Lanze auf das Opfer, welches dieselbe so sich anfügt, daß sie die Rippen-

bogen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: akalpekalschelmagdle! (d. h. tödte schnell!) Der draußen stehende Mann schlägt mit voller Kraft der Hand auf das Ende des hölzernen Lanzenstieles und die Lanze durchdringt quer die Brusthöhle, um auf der andern Seite blutig hervorzukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei; der außen Stehende zieht mit einem Ruck die Waffe heraus. Der Tschuktsche ist in Folge des heftigen Stoßes mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und die eintretenden Verwandten finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder sehen ruhig und leidenschaftslos auf den entseelten Leichnam ihres vor Kurzem noch lebenden Gatten und Vaters, in welchem sie auf immer ihren einstigen Beschützer verloren haben.

Man trägt die Leiche aus dem Zelt, bringt sie mit den Abzeichen der Jagd auf eine Narte und führt sie einige Werst weit auf einen hohen felsigen Berg. Zwei Renthiere werden an die Narte (Schlitten) gespannt, zwei andere werden hinterher geführt; alle vier werden dann am Orte des Begräbnisses getödtet. Die Leiche wird von allen begleitet, die bei dem Tod zugegen waren; hatte der Verstorbene eine Renthierherde, so wird auch diese nachgetrieben. An Ort und Stelle wird aus nicht zu großen Steinen eine länglich viereckige, $1/2$ Arschin tiefe Grube gemacht; man legt die Leiche in die Grube, deckt zuerst ein Fell darauf, dann alle Jagdgeräthschaften und zuletzt eine Narte. Darauf werden vier Renthiere getödtet und so niedergelegt, daß an allen vier Seiten des Grabes je ein Thier sich befindet. Damit ist die ganze Ceremonie beendigt, und sowohl die Leiche des Menschen als die der vier erschlagenen Renthiere bleiben den wilden Thieren zur Speise. Alle bei der Bestattung Anwesenden bleiben bis zum Abend am Grabe; hatte der Verstorbene eine Renthierherde hinterlassen, so nehmen die Bekannten davon einige Thiere und richten sofort ein Mahl an, welches mitunter bis Mitternacht dauert; an dem Mahl betheiligen sich auch die nächsten Anverwandten des Verstorbenen. Dann verlassen alle das Grab, nur die Renthierherde bleibt dort und wird während der drei folgenden Tage um das Grab geführt. Erst nach Ablauf der drei Tage wird die Herde weitergetrieben. Verwandte und Bekannte besuchen das Grab nicht weiter, zufällig vorüberziehende Tschuktschen werfen jedoch einige Blätter Tabak auf dasselbe.

Nicht immer wird die Leiche so bestattet; sie wird auch bisweilen verbrannt. Dies geschieht auf besondern Wunsch des Verstorbenen. Die Verbrennung der Leiche wird fern vom jeweiligen Standplatz auf irgend einem Berg oder Felsen vorgenommen. Man spannt zwei Renthiere vor eine Narte, legt den Todten darauf und überläßt die Renthiere sich selbst, dort wo sie endlich stehen bleiben, findet die Verbrennung statt. Man breitet ein Renthierfell auf den Erdboden, bettet den Todten darauf, stellt eine Anzahl Holzklötze herum und legt trockenes Holz oben darauf. Dann wird an den Füßen und an den Seiten das Feuer angemacht, welches schnell das Holz und die Leiche verzehrt. Die Asche wird zusammengekehrt und mit dem Reste des nicht verbrannten Renthierfelles zugedeckt. Den Schlitten und die Jagdgeräthe läßt man neben dem Aschenhügel stehen. Vorher werden die Zugthiere getödtet, aber nicht verbrannt, sondern den wilden Thieren zum Fraß überlassen. Auch nach Beendigung der Verbrennung vereinigt ein Mahl die Bekannten und Verwandten, wozu einige Thiere der Herde geschlachtet werden. Im Laufe der folgenden drei Jahre wird alljährlich einmal ein Gedenkmahl hergerichtet, zu welchem Freunde und Bekannte zusammenkommen; sie bringen das Geweih eines Renthierweibchens mit und legen dasselbe auf das Grab nieder.

Die Tschuktschen sind außerordentlich abergläubisch. Sobald sie von einem Standort zum andern ziehen wollen, so nehmen sie zu Zaubereien und Prophezeiungen ihre Zuflucht. Das Prophezeien übernimmt entweder ein Glied der Familie oder bei Reichen ein Glied der Dienerschaft: man beobachtet das Geräusch des brennenden Holzes und die Richtung, in welcher die Funken fliegen. Auch beim Verbrennen der Leiche achtet man auf den Rauch, welcher vom Scheiterhaufen aufsteigt; steigt er senkrecht in die Höhe, so heißt es, die Seele des Todten zieht zur Sonne; senkt sich der Rauch zur Erde nieder, wie es eben häufig der Fall ist, so bleibt die Seele auf der Erde und wandelt in irgend ein Hausthier, Pferd, Renthier oder Hund. Es wird das als Strafe angesehen dafür, daß der Verstorbene bei Lebzeiten die Thiere quälte und beleidigte.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

XI.

Nordamerika. Polynesien. Afrika. Rückblick.

Nordamerika. Auf das in Bd. XXXVII, S. 231 dieser Zeitschrift bereits in mehr betrachtender Art von anderer Seite behandelte politisch-wirthschaftliche Problem der chinesischen Einwanderung in Nordamerika und speciell Kalifornien erlaube ich mir noch einmal zurückzukommen. Unsere Darstellung, welche einen vollständigen Ueberblick dieser Frage anstrebt, würde unvollständig bleiben ohne die auch nur flüchtige und rein thatsächliche Uebersicht der Erscheinungen, die auf diesem hochwichtigen Kulturgebiete in der Richtung der Chinesenfrage zu Tage getreten sind. Man kann die ernsthafte Aufwerfung der Chinesenfrage in Kalifornien auf den Rückschlag zurückführen, welchen die Krisis der Jahre nach 1873 in Handel und Wandel des jungen etwas zu stürmisch vorwärtsstrebenden Staates hervorrief. Da unter ihr die Lohnarbeiter mit am meisten litten, war es natürlich, daß man die um die Hälfte des dort üblichen Lohnes arbeitenden Chinesen, welche unglücklicherweise gerade in diesen schlimmen Jahren massenhafter als je zuvor zuströmten, für die Erniedrigung der Löhne verantwortlich machte, unter welcher die verwöhnte weiße Arbeiterbevölkerung so empfindlich litt. Rasch entwickelte sich eine starke Abneigung gegen die „Mongolen“, welche wie überall an den nicht durchaus erfreulichen, für europäische Begriffe und Sinne sogar oft unerträglichen

Eigenthümlichkeiten derselben Nahrung genug fand. Nachdem die weiße Bevölkerung und die Lokalbehörden in Kalifornien bereits mehrmals Gelegenheit genommen hatten, ihrem Widerwillen gegen den gelben Mann thätlichen Ausdruck zu geben und der Ruf nach Schutz gegen die „mongolische Ueberschwemmung“ zu einem beständig und energisch wiederkehrenden Artikel in allen politischen Kundgebungen der Kalifornier geworden war, sah sich die Bundesregierung 1876 genöthigt, eine Kommission niederzusetzen, die in San Francisco selbst die Frage studirte und im Jahre 1877 einen dicken Band über dieselbe veröffentlichte. Die praktische Folgerung aus den unzähligen Thatsachen und Meinungsäußerungen, welche hier zusammengestellt sind, geht darauf hinaus, daß der Handelsvertrag der Vereinigten Staaten mit China in einer Richtung geändert werden sollte, welche den ersteren freie Hand gebe, um die Einwanderung der Chinesen erschweren oder verbieten zu können. Die Möglichkeit einer raschern Entwickelung der Hilfsquellen der pacifischen Staaten durch die Mitarbeit der Chinesen wird zugegeben, aber diese Beschleunigung führe zu einer täuschenden Blüthe, da das gesunde Gedeihen der Gesellschaft auf hinreichenden Löhnen beruhe, welche Familienleben und Kindererziehung ermögliche. Die Chinesen in Kalifornien seien familienlos, daher sei der Reichthum, den ihre Arbeit erzeuge, ungesund und unsolid. Endlich wird die „China Town“ von San Francisco als eine öffentliche Schädlichkeit bezeichnet. Man durfte sich nach diesem Berichte eines regierungsseitigen Eingreifens in die Entwickelung dieser Frage versehen, und in der That wurden schon seit 1876 Besprechungen darüber zwischen den beiderseitigen Regierungen gepflogen. China verhielt sich ablehnend, als am 28. Juni 1876 der Gesandte der Vereinigten Staaten die Frage aufwarf, ob sich nicht die Einrichtung eines chinesischen Konsulates in San Francisco zur Ebenung der Schwierigkeiten empfehle, welche der starke Zufluß der Chinesen nach Kalifornien hervorrufe. Aber wenige Monate später waren jene in der Lage, sich über Mißhandlung zu beklagen, denen ihre Unterthanen bei der Landung in San Francisco ausgesetzt waren. Schon 1875 waren in Chico Mordthaten gegen Chinesen vorgefallen und 1877 entstanden in San Francisco, Chico, Rocklin und anderen Orten Unruhen gegen dieselben. Als im Sommer 1877 der bekannte Sklavenfreund Senator Morton nach Kalifornien kam, stellte ihm eine chinesische Deputation die Lage der Chinesen in diesem Staate als vollständig recht- und schutzlos vor, und in einer Beschwerdeschrift der „Sechs Gesellschaften“ vom 30. November 1877 wurde gesagt, daß unter 50 Fällen von Gewaltthätigkeit gegen die Chinesen nicht einer zur Ahndung komme. Im December 1877 entschied der Attorney-General der Vereinigten Staaten, daß die Bundesregierung die Chinesen in Kalifornien nicht eher schützen könne, als bis dieser Staat sie darum angehe. Als aber am 18. Januar 1878 ein bewaffneter organisirter Pöbelhaufe einen Angriff auf neuankommende Chinesen machte, erhielten diese den wirksamen Schutz der Bundes- wie der Staatsbehörden. Ein Jahr später kam die Sache an den Kongreß. Am 9. Januar 1879 wurde ein Gesetzentwurf in Kongreß und Senat eingebracht, welcher bei strenger Strafe verbot, mehr als 10 Chinesen auf einmal nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Am 28. desselben Monats ging der Entwurf durch den Kongreß, wurde am 22. Februar sammt den Zusätzen des Senats von beiden Häusern angenommen, aber bereits am 10. März vom Präsidenten in einer Vetobotschaft abgelehnt, welche hervorhob, daß einseitige Gesetzesänderungen nicht die klaren Bestimmungen der zwischen den Vereinigten Staaten und China bestehenden Verträge abändern könnten, daß aber wohl mit der Zeit solche Abänderungen getroffen werden könnten, welche geeignet wären, die Vereinigten Staaten vor einer allzu starken Zufuhr chinesischer Arbeiter zu schützen. Jedenfalls verdiene die Lage an der pacifischen Küste die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als des Kongresses in vollem Maße. Mit dieser klugen und vorsichtigen Haltung war aber den Demagogen von San Francisco nicht gedient, welche kurz nach dieser Vetobotschaft ihre revidirte Verfassung durchsetzten, welche unter Mißachtung der Staatsverträge allen Gesellschaften verbot, Chinesen zu beschäftigen, welche den Chinesen die Arbeit an öffentlichen Unternehmungen untersagte, die Gemeinden ermächtigte, Chinesen von ihren Gemarkungen fern zu halten oder über dieselben hinauszuschaffen, welche die chinesische Einwanderung einfach untersagte, alle Kuliverträge aufhob und den Chinesen für immer politisch unfähig erklärte. Als diese Verfassung mit dem Jahre 1880 ins Leben getreten war, votirte schon am 19. Februar die Gesetzgebung von Kalifornien mit 73 gegen 2 Stimmen ein Gesetz, welches den Körperschaften jeder Art die Anstellung chinesischer Arbeiter untersagte, und der Governor bestätigte dasselbe unverzüglich. Da „freiwillige Arbeiter-Kommittees“ die Arbeitgeber zu Entlassung ihrer Chinesen zu drängen suchten und Unruhen befürchtet wurden, bildeten die Bürger von San Francisco ein „Protective Committee“, und der Hauptagitator Kearney wurde (März 1880) wegen des Gebrauches von „incendiary language“ vor Gericht gestellt. Kurz darauf verwarf der Oberste Gerichtshof in einem Klagefall jenes Gesetz als verfassungswidrig. Auch der geplanten „Ausräucherung“ der Chinatown von San Francisco konnte vorgebeugt werden. Die Bundesregierung ihrerseits trug das Beste zur Beschwichtigung der Aufregung bei, als sie am 31. März 1880 zugleich mit der Ernennung eines neuen Gesandten für China diejenige zweier Kommissäre veröffentlichte, die mit China über einen neuen Handelsvertrag verhandeln sollten. Am 9. April wurde dem Kongreß ein Bericht des Staatssekretärs Evart vorgelegt, welcher mittheilte, daß der Gesandte der Vereinigten Staaten in China angewiesen sei, sich mit der dortigen Regierung über Maßregeln zur Beschränkung der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu benehmen, und daß seine diesbezüglichen Eröffnungen in Peking entgegenkommend aufgenommen worden seien. Im August kamen die Kommissäre in Tahife an und am 17. November unterzeichneten sie mit den chinesischen Behörden in Peking einen neuen Handels- und Auswanderungsvertrag, welcher den Vereinigten Staaten Vollmacht gegen das Ueberhandnehmen der Einwanderung chinesischer Arbeiter einräumt. Der Kommissär Trescott kehrte Anfangs 1881 mit den neuen Verträgen nach Amerika zurück, welche am 10. Januar dem Senat vorgelegt wurden. Folgendes ist der wesentliche Inhalt derselben: Ein Auswanderungsvertrag giebt den Vereinigten Staaten das Recht, die chinesische Zuwanderung, wenn nöthig, zu beschränken, aber nicht sie zu verbieten. Auch soll dieses nur auf Arbeiter, nicht auf anderen Ständen angehörige Chinesen sich beziehen. Im Uebrigen sollen Chinesen in den Vereinigten Staaten gleich den Angehörigen meistbegünstigter Nationen behandelt und auf sie bezügliche Gesetze und dergleichen der chinesischen Regierung mitgetheilt werden. Der Handelsvertrag verbietet die Opiumeinfuhr und den Opiumhandel in China und den Vereinigten Staaten, setzt fest, daß Schiffe und Waaren der letzteren in chinesischen Häfen nicht mit höheren Gebühren, Zöllen u. s. f. zu belasten seien als die einhei-

mischen. Streitigkeiten zwischen Angehörigen der beiden Mächte in China sollen jeweils von einem der Nationalität des Beklagten angehörigen Richter abgeurtheilt werden. Trotz eines Protestes des Staatssenators von Kalifornien wurde schon bald nach ihrer Vorlage ein günstiger Bericht über die neuen Verträge vom Foreign Committee des Senates der Vereinigten Staaten erstattet, und es ist nicht mehr zweifelhaft, daß sie noch vor Ablauf der für ihre Ratifikation festgesetzten Jahresfrist Gesetzeskraft erlangt haben werden. Einstweilen hat nach einem starken Rückgang, den die chinesische Einwanderung 1879 gezeigt hatte (in den 14 Monaten, welche mit December 1879 enden, waren nur 5699 Chinesen in San Francisco angelangt, während 10 947 diesen Hafen verlassen hatten), wieder ein stärkerer Zustrom eingesetzt und wurden allein im letztverflossenen Mai circa 1500 chinesische Einwanderer gezählt. Indessen ist ihre Zahl, Kalifornien und Oregon ausgenommen, doch noch immer gering. Der Census von 1880 giebt den Chinesen in den Vereinigten Staaten eine viel kleinere Zahl, als man nach den übertreibenden Schätzungen dieser letzten Jahre erwarten konnte. Er giebt als Gesammtzahl 105 717 (0,27 Proc.) der Gesammtbevölkerung, wovon die weitaus größte Zahl mit 75 122 auf Kalifornien, 9515 auf Oregon, 5423 auf Nevada, 3378 auf Idaho, 3237 auf Washington Territorium entfallen. In den Oststaaten sind die Zahlen so gering, daß sie im Vergleich zu den übrigen fremden Elementen der Bevölkerung geradezu verschwinden. New York weist 942, Massachusetts 256, Illinois 214 auf. Das stärkste Wachsthum in den letzten 10 Jahren zeigt Oregon mit 186 und Nevada mit 72 Proc. Aber außer Kalifornien zeigen alle die chinesenreichsten Staaten beziehungsweise Territorien noch immer so geringe Zahlen, daß die Anti-Chinesen-Bewegung in ihnen ganz außer Verhältniß zu dem angeblich unerträglichen Mißverhältniß der „gelben Ueberfluthung“ steht.

Hier noch einige Daten zur Illustration der Anti-Chinesen-Bewegung in Nordamerika. Bis zu welcher Höhe der Chinesenhaß bis zum Abschluß des Einwanderungsvertrages endlich gediehen war, zeigt nichts besser als jene skandalöse Verleumdung, welche sich ein dunkeler Winkelschreiber in höherm Parteiauftrag gegen den Präsidentsschaftskandidaten Garfield erlauben konnte, indem er einen angeblich von diesem ausgehenden Brief veröffentlichte, welcher sich für die Einführung der Chinesenarbeit auch in die östlichen Fabrikdistrikte mindestens für so lange aussprach, als die Arbeitgeber in Gefahr ständen, von den Arbeiter-Vereinigungen beherrscht zu werden. Bald genug wurde dieses Machwerk als gefälscht nachgewiesen, und sein Verfertiger, natürlich nicht seine geistigen Urheber, gerichtlich bestraft. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß seiner Wirkung auf die Wähler hauptsächlich der Verlust Kaliforniens, Nevadas und vielleicht selbst New Jerseys für den republikanischen Kandidaten zuzuschreiben war. Ein anderes Zeugniß dieses Hasses legen die Unruhen des Sommers 1880 in Denver (Colorado) ab, bei welchen alle chinesischen Kaufläden und Wohnungen ausgeraubt, zum Theil zerstört und mehrere Chinesen schwer verwundet wurden, und bei welchen sich der racenstolze weiße Pöbel in seiner ganzen mehr als mongolischen Rohheit prostituirte.

Während im Westen die Anti-Chinesen-Aufregung unter den allerheftigsten Symptomen um sich griff, fuhr die chinesische Arbeit fort, im Osten und im Innern ihren Weg zu machen, ohne darum zu einer beträchtlichen Einwanderung zu führen. Vorzüglich in Massachusetts und den übrigen neuengländischen Industriestaaten gewann sich die chinesische Arbeit immer mehr Anerkennung. In New York zählte man 1879 300 chinesische Waschanstalten, 50 Spezerei- und 20 Tabaksläden, in Brooklyn 50 Waschanstalten und 6 Tabaksläden, in Jersey City 3 Fabriken mit chinesischer Arbeit. In Hartford, Conn., werden 100 bis 150 chinesische Knaben von chinesischen und amerikanischen Lehrern auf Kosten der chinesischen Regierung unterrichtet. In New York ist eine eigene Missionsanstalt für Chinesen gegründet worden, an deren Spitze ein christlicher Chinese steht. Im Innern ist Chicago ein Mittelpunkt der Chinesen. Bei dem Strike der Schuhmacher 1879 hatte man hier die Einwanderung von 1500 chinesischen Schuharbeitern in Aussicht genommen, doch kam dieser Plan nur stückweise zur Ausführung. Selbst im Süden, wo der Ueberfluß an Negern selbst nach dem Exodus von 1879/80 noch immer beträchtlich ist, wurde oft die Frage erörtert, ob nicht für die Arbeit in den Reis- und Baumwollenfeldern die Gelben den Schwarzen vorzuziehen seien. Man hielt eigene Versammlungen in Georgia und Alabama, wo diese Frage besprochen wurde, aber dieselbe ist bei der Ueberzahl der auf Lohnarbeit hingewiesenen, wenn auch nicht gern arbeitenden Neger, und der leider noch immer nicht geringen Zahl armer Weißer hier ebensowenig von praktischer Bedeutung wie in dem volkreichen Indien, wo dieselbe in den letzten Jahren wegen der Ungenügendheit der einheimischen Arbeitskräfte hinsichtlich der Körperkraft und Geschicklichkeit mehrfach in der anglo-indischen Presse aufgeworfen ward.

Von den Vereinigten Staaten aus griff die Anti-Chinesen-Bewegung auch auf Britisch-Nordamerika über. Die Gesetzgebung von Columbia machte 1878 ein Gesetz, welches eine Kopfsteuer von 40 Dollars auf die chinesischen Einwanderer legt. Der Oberste Gerichtshof der Kolonie stieß schon nach einigen Monaten dieses Gesetz als verfassungswidrig um, aber es blieb ein starkes antichinesisches Gefühl, welches 1880 zu einem neuen Versuche der Chinesenbesteuerung führte; diesem widersetzten sich aber diesesmal die Chinesen selbst, welche im Mai d. J. sich um 500 neueingeführte Eisenbahnarbeiter verstärkt hatten, und erregten einen kleinen Auflauf, in welchem die Steuerbeamten übel wegkamen. Auch in diesem Falle scheinen die Gerichte zu Gunsten der Chinesen entschieden zu haben. Die Zuwanderung nach dieser ohnehin so menschenarmen Kolonie soll stark ab-, die Auswanderung zugenommen haben. Selbst aus Ottawa, wo kaum 100 Chinesen zu finden, wurde 1879 von einem „Antichinese Feeling“ berichtet.

* * *

Polynesien. In Polynesien sind bis jetzt nur die Hawaiischen Inseln in größerm Maßstabe Zielpunkt der chinesischen Auswanderung geworden. Durch ihre Lage an den größten pacifischen Verkehrswegen und durch die Schwäche und den Rückgang ihrer Eingeborenen schienen sie einer günstigen Entwickelung derselben die beste Aussicht zu bieten und haben denn in der That solche Mengen derselben angezogen, daß seit einigen Jahren schärfer als irgendwo die Frage hier sich stellte, ob sie nicht als öffentliche Schädlichkeit zu betrachten und gänzlich auszuschließen seien. Die ersten Chinesen hatten sich hier um 1840 niedergelassen und waren 1879 auf über 7000 angewachsen. In dieser Zeit hatten sie eine weit über das Wirthschaftliche hinausreichende Bedeutung gewonnen und vorahnend sagte ein englischer Reisender damals: „Die Chinesen scheinen eine besondere Mission bei den zum Aussterben bestimmten Racen zu haben.“ Es ist hierunter die Mission des Todtengräbers und des Erben zu verstehen. In der That hatten sie durch Vermischung mit den Insulanerinnen bereits eine starke Mischrace erzeugt und schienen sich durch die innige Verbindung mit der Inselbevölkerung gewissermaßen zum Ersatz

dieser im Archipel auszubreiten. Uebrigens haben sie hier verhältnißmäßig mehr Frauen bei sich als in irgend einem andern von ihren Kolonialgebieten. Man zählte 1879 etwa 300 verheirathete Chinesinnen. Um so gefährlicher erschienen sie einem Theile der Eingeborenen und vor allem den hier ansässigen Europäern, und die Chinesenfrage zögerte auch hier nicht brennend zu werden. Aus Hawaii gelangten schon 1878 Berichte über Mißhandlung chinesischer Einwanderer an die Kolonialregierung von Hongkong, scheinen sich indessen nicht als genügend begründet erwiesen zu haben, um eine weitere Verfolgung der Sache zu rechtfertigen. Aber im Laufe des Jahres 1880 spitzte sich die Frage der chinesischen Einwanderung auch hier zu einer Schärfe zu, welche bedenkliche Konflikte hervorrief. Es handelte sich um die Unterstützung einer besondern Dampferlinie zwischen Honolulu und einigen chinesischen Häfen, deren Hauptaufgabe es natürlich gewesen sein würde, chinesische Auswanderer von diesen nach jenen zu bringen. Dieser Plan traf zusammen mit der Ankunft des ersten chinesischen Dampfers, des Ho Tschung in Honolulu, welcher 450 Auswanderer landete und dann noch nach San Francisco ging. Eine aufgeregte Stimmung unter den Gliedern der „Anti-Chinesen-Partei“ wurde dadurch hervorgerufen. Ein Spanier Moreno, der nach Honolulu gekommen war, um für nicht näher bekannte Interessen diesen Plan zu fördern, wußte sich das Vertrauen des Königs Kalakaua zu erwerben, trat an die Spitze einer Prochinesenpartei und bewog den König zwei Ministerien aufzulösen, welche die antichinesische Stimmung der allerdings großentheils europäischen beziehungsweise amerikanischen Gesetzgebung vertraten. Moreno bildete darauf ein Ministerium seiner Farbe, das aber nach nur fünftägigem Bestande vor den entschiedenen Feindseligkeit der Weißen und eines Theiles der Eingeborenen die Segel streichen mußte. Dieser Exminister kam im December 1880 nach Washington, um über die Parteinahme des nordamerikanischen Konsuls gegen ihn und den König (!) Beschwerde zu führen, wurde aber nicht gehört und ist seitdem von der Bildfläche verschwunden. In Honolulu aber hat die Einwanderung fortgedauert und hatte die Zahl der Chinesen auf diesen Inseln Anfangs dieses Jahres auf mehr als 10 000 gebracht. Nur wenige zerstreuten sich von hier nach anderen Theilen Polynesiens. Auf den Gesellschaftsinseln, wohin man sie früher gezogen hatte, waren sie 1879 auf 409 Köpfe herabgesunken. Vereinzelt kommen sie auf den Tonga- und Samoa-Inseln, den Marshall-Inseln und Karolinen, ja mehr oder weniger wohl auf allen vor, die irgend welchen Handel und Verkehr haben. Der Versuch des Gouverneurs von Neukaledonien, sie in größerer Zahl einzuführen, stieß auf heftigen Widerstand Seitens der Weißen und scheint aufgegeben.

* * *

In Afrika erhoben sich wiederholt Stimmen, um die Einfuhr von Chinesen zunächst nach dem Kapland und Natal zu empfehlen, welche beide an chronischem Arbeitermangel leiden, aber praktisch ist man der Sache nicht näher getreten. Die „Times of Natal“ schrieb z. B. im Juli 1879. „Ihre Ankunft in Natal könnte nur wohlthätig wirken, und wenn sie unter die richtige Leitung kämen, ist es kaum zweifelhaft, daß sie in den Pflanzungen des Küstenlandes mindestens ebenso werthvoll sein würden, wie die unter so großen Kosten hier eingeführten indischen Kulis. Es giebt alles zusammengenommen keinen schwerwiegenden Grund, warum sie nicht bei uns beschäftigt werden sollten.“ Aehnliche Stimmen hat man schon früher gehört. Aber einstweilen ist der Bezug indischer Kulis für diesen Erdtheil das Leichtere und Billigere. Vereinzelte Chinesen hat es im Kapland übrigens jederzeit gegeben. Wir fanden z. B. neulich sogar in Thunberg's Reise (?) eine dahinzielende Angabe. Mit ihrer oft getadelten, aber immer weiter um sich greifenden Verwendung als Dienstboten auf den großen Oceandampfern werden sie auch öfters hier, wie schon früher in Calcutta, Bombay, Aden u. s. w. hängen bleiben. Unter den indischen Kulis auf Réunion und Mauritius finden sich auch Chinesen.

* * *

Blicken wir nun zurück auf die Entwickelung, welche diese merkwürdige Wanderung eines massenhaften, zähen, kulturkräftigen Volks in diesen letzten fünf oder sechs Jahren genommen hat, so treten zwei Thatsachengruppen bedeutsam hervor: Die Chinesen, theils nur als Auswanderer, theils als Eroberer und Kolonisten — beide Eigenschaften sind durch Natur und Geschichte innigst in ihnen vereinigt —, haben sich überall noch fester gesetzt oder weiter ausgebreitet, wo sie auf ihrem festländischen Verbreitungsgebiete oder in nächster Nähe desselben Vorstöße gemacht haben. Sie haben sich in der Mandschurei und Mongolei weiter geschoben, haben ihren alten centralasiatischen Besitz fast ganz wiedergewonnen, in Ostturkestan mit den Waffen, in Kuldscha durch Zähigkeit im diplomatischen Krieg. In Tibet sitzen sie so fest wie je, in Jünnan haben sie die letzten Spuren des Panthay-Reiches ausgetilgt, in Formosa haben sie nach Abwerfung der japanischen Ansprüche ihre Herrschaft ausgedehnt und die Liukiu-Frage, welche zu Japans Gunsten entschieden zu sein schien, ist in den letzten Monaten wieder aufgenommen worden; es ist noch sehr zweifelhaft, wer am letzten Ende hier den Erfolg haben wird. Jedenfalls war es ein Triumph der chinesischen Kolonialpolitik, daß diese Inseln fast gänzlich chinesisirt waren, als die Japanesen sie ihrem Reiche so kurzer Hand vor zwei Jahren anfügten. Auch in Polynesien haben sich die Chinesen eine feste Stellung auf den hawaiischen Inseln gewonnen, wo heute über 10 000 ihres Volkes, ungezählt die Mischlinge, 44 000 Eingeborenen und 3000 Weißen gegenüberstehen. Endlich hat ihre vereinzelte oder gruppenweise Zerstreuung über Südasien, den ganzen Stillen Ocean von Neuseeland bis Wladiwostok und Britisch-Columbia, ganz Nordamerika und einen wichtigen Theil Süd- und Mittelamerikas nur zugenommen und ihre Vorposten sind bereits in Afrika und Europa erschienen. Auf der anderen Seite aber sind sie überall zurückgedrängt worden, wo sie sich in Massen in die Kolonialgebiete der Weißen eingeschoben hatten, so vor allem in Kalifornien, Britisch-Amerika, Australien und Neuseeland. Hier haben sie zwar meistens an Zahl zugenommen, aber an Festigkeit der Fußfassung verloren. Das bedeutsamste Ereigniß auf diesem Gebiete ist das vertragsmäßig durch die Vereinigten Staaten von China erworbene Recht, die Zuwanderung der Chinesen nach ihrem Gebiete willkürlich zu beschränken. Fast sicher ist es, daß England im Interesse Australiens, Neuseelands und Britisch-Nordamerikas in nicht ferner Zeit sich gezwungen sehen wird, diesem Beispiele zu folgen, und wir werden dann die Ausschließung einer Race vom Wohngebiet einer andern als völkerrechtlich anerkannte Befugniß der sich für besser haltenden von beiden Seitens der in solchen Fragen maßgebendsten Kulturmächten der Erde anerkannt sehen. Diese Aussicht trägt nicht wenig dazu bei, der Entwickelung der chinesischen Auswanderung in den nächsten Jahren ein erhöhtes Interesse zu verleihen. Aber wir vermögen ihr trotz ihrer vertragsmäßigen Verklausulirung noch nicht die Bedeutung eines ethnographisch bedeutsamen Präcedenzfalles contra Völkergemeinschaft und Racenmischung zuzuerkennen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Manche Landstriche auf Java sind wegen fehlender Straßen, manche wegen allzu großer Höhe oder Wassermangels noch nicht erschlossen; daneben aber giebt es auch solche, die ihr Brachliegen dem Einflusse der Thierwelt verdanken. Der Eingeborene fängt Jahr aus Jahr ein alles Gethier bis zum winzigsten Fisch herab mit so ausdauernder Geduld, daß diese Fangmethode bei dem Mangel aller Jagdgesetze thatsächlich der Ausrottung gleichkommt. Bloß diejenigen Thiere, wie z. B. Ratten und wilde Schweine, vor denen der Javane trotz seines ziemlich oberflächlichen Mohammedanismus den vorgeschriebenen Abscheu hegt, vermehren sich in unangenehmer Weise. Ein Plantagenbesitzer sah sich genöthigt, 4000 Gulden für die Vertilgung der Ratten auszulegen; schließlich aber mußte ein sonst ganz gutes Stück Land völlig aufgegeben werden, trotzdem die mit dem Fange jener Thiere betrauten Chinesen alltäglich viele Hunderte von Rattenschwänzen einlieferten. Noch lästiger fallen die wilden Schweine, und gegen sie giebt es nach alter Erfahrung bloß ein Mittel — die Missionäre. Gelingt es den letzteren einige hundert Eingeborene zum Christenthum zu bekehren, so verschwinden mit dem religiösen Verbot des Schweine-Essens auch die unbequemen Gäste, da die Malaien sich jetzt ebenso eifrig auf den Schweinefang verlegen, wie sie den Thieren früher aus dem Wege gingen.

(H. Zöller, Rund um die Erde, II.)

— De Ujfalvy schreibt an die Pariser Anthropologische Gesellschaft: In Omsk giebt es eine für Kirgisen errichtete medicinische Schule. Die dort ausgebildeten jungen Leute werden als Aerzte unter die einzelnen Stämme ihres Volkes vertheilt. Das kirgisische Element gewinnt überhaupt seit Kurzem in Sibirien eine große Bedeutung. Viele bisher ganz von Kosaken bewohnte Dörfer sind jetzt ausschließlich von Kirgisen eingenommen, und es giebt genug Poststationen, deren Vorsteher Kirgisen sind. Die Russen, die in solchen Kirgisenorten leben, geben ihre Muttersprache auf und sprechen unter sich Kirgisisch.

— Nach zweijähriger Dauer ist im laufenden Sommer die Reise zum Abschlusse gekommen, welche der Dr. Montano im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums auf der ostasiatischen Inselwelt unternommen hatte, und auf welcher er anfänglich von Dr. Rey begleitet war. Am 19. Juni 1879 langten die beiden Reisenden in Singapur an und besuchten zunächst die Halbinsel Malakka, wo sie die dem Aussterben nahen Stämme der Mantliras, Jakuns, Udaïs und Kenabuis kennen lernten. Am 16. Juli trafen sie in Manila ein und studirten die wilden Negritos in den Bergen von Mariveles, Orion und Samar, dann die Aëtas und Vicols der Provinz Albay, fleißig messend, photographirend, Schädel sammelnd und mit dem Schleppnetze arbeitend. Am 16. November landeten sie auf Sulu und besuchten trotz den von den fanatischen Eingeborenen drohenden Gefahren den dortigen Sultan in seiner neuen Residenz Maïbun, begaben sich dann nach der Bai von Sandakan im nördlichen Borneo, wo sie in Elopura, der Station der British North Borneo Company, freundliche Aufnahme fanden, und den bisher unbekannten Stamm der Buli-Dupis, welcher sich in Körper und Sprache von Malaien wie Sulus wesentlich unterscheidet, untersuchten. Der französische Kreuzer „Le Kerguelen“ führte sie von dort wieder nach Sulu zu einem einmonatlichen Aufenthalte zurück, und am 11. April 1880 langten sie in Davao im Südosten der Insel Mindanao an, wo sich ihrem Forschungseifer nicht weniger als elf nach Charakter, Sitten und Sprache verschiedene Stämme zum Studium darboten, und ihnen von den spanischen Behörden, wie schon früher, jede mögliche Unterstützung zu Theil wurde. Nach zweimonatlichem Verweilen dort mußte Dr. Rey in persönlichen Angelegenheiten nach Frankreich zurückkehren, wo er zu Anfang September eintraf. Dr. Montano setzte nun seine Reisen allein fort, bestieg den Vulkan Apo unweit Davao, dessen Höhe er zu 3030 m bestimmte, durchwanderte die Osthälfte Mindanaos in ihrer ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden, von Davao bis Butuan, und besuchte den See Maïnit am Nordende der Insel, wobei er wichtige Daten für eine Karte derselben zusammenbrachte und astronomische Ortsbestimmungen ausführte. Ein Versuch, zur See längs der Ostküste nach Davao zurückzukehren, scheiterte; zu Fuß unternahm er schließlich noch von Surigao an der Nordspitze der Insel eine längere Wanderung in das Innere.

— Das „Athenäum“, welchem wir vor zwei Jahren („Globus“ XXXVI, S. 77) die Nachricht von der gänzlichen Einstellung der Vermessungsarbeiten auf Cypern entnahmen, bringt in Nro. 2805 vom 30. Juli d. J. folgende erfreuliche Mittheilung: „Lieutenant Kitchener von den Ingenieuren, Direktor der Aufnahme von Cypern, hat ein vollendetes Blatt der neuen Ein-Zoll-Karte der Insel mit heim gebracht. Die Arbeit wurde zu Katasterzwecken im Maßstabe von 4 Zoll auf die Mile ausgeführt und in Cypern selbst behufs der Veröffentlichung auf ein Viertel reducirt. Man hofft, daß zu Beginn des nächsten Jahres ein Theil der Karte zur Ausgabe fertig, und daß in der Mitte des Jahres das Ganze vollendet sein wird. Die Kosten der Aufnahme haben sich noch geringer herausgestellt, als bei der von Galiläa, welche von demselben Offizier im Jahre 1877 für den Palestine Exploration Fund ausgeführt wurde und die geringe Summe von 1 Pf. St. für die (englische) Quadratmeile in Anspruch nahm.“

Afrika.

— Aus Rom, 31. Juli, wird telegraphisch gemeldet, daß der Afrikareisende Matteucci und der Schiffslieutenant Massari in Madeira eingetroffen sind, nachdem sie ganz Afrika von Aegypten bis zum Meerbusen von Guinea durchzogen haben. Matteucci's letzter Brief war datirt „in Sicht von Abeschr, der Hauptstadt von Wadai, 25. Oktober 1880“; damals hoffte er über Tripoli oder Benghazi nach Europa zurückzukehren. (Vergl. über diese erfolgreiche Expedition „Globus“ XXXVII, S. 223; XXXVIII, S. 94, 192, 319; XXXIX, S. 16, 287.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

VII.

Lortet hatte beschlossen, ehe er Tyrus verließ, die in archäologischer und anthropologischer Hinsicht so interessante Umgegend gründlich kennen zu lernen, und verlegte deshalb seine Zelte in die Berge unweit des Dorfes Hanawe, welches etwa 10 km südöstlich der Stadt unweit des nach Tibnin führenden Weges 245 m hoch liegt und 400 Einwohner zählt. Auf der andern Seite des Weges (östlich davon) liegt ein Hügel mit Mauerresten, welche Renan für die einer phönikischen Festung hält; dort wurden zwischen Feigen- und Oelbäumen die Zelte aufgeschlagen. Man genoß von dort eine umfassende Aussicht und athmete mit vollen Lungen die kühlere reinere Luft der Höhen. Die Einwohner des Dorfes, lauter Metualis, die für wild galten, zeigten sich ganz zahm und der Sohn des Scheich bot sogar für die zu unternehmenden Ausgrabungen seine Dienste an. Nach wenigen Tagen waren sie die besten Freunde, zumal Lortet's ärztlicher Beruf sie zu häufigen Konsultationen veranlaßte. Doch waren sie nur nach langem Widerstreben dahin zu bringen, sich den Puls fühlen zu lassen, scheuten sich davor, die dargebotenen Arzneien als etwas Unreines direkt zu berühren, und ließen sie sich lieber in einen Zipfel des Gewandes schütten. Vorherrschende Krankheiten sind intermittirendes Fieber und Augenleiden, eine Folge der elenden und dumpfigen Hütten, in denen die Leute leben. Da der Sohn des Scheichs, ein schöner stattlicher Mensch mit sehr sanften blauen Augen, den Reisenden zu seiner an tuberkuloser Meningitis erkrankten Tochter holte, hatte dieser Gelegenheit, das Innere einer Wohnung zu sehen; alle Räume sind gewölbt, mit Kalk geweißt und sehr reinlich, erhalten aber Licht und Luft nur durch die Thür. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde; in einer Ecke des Hauptzimmers steht ein sehr einfacher Herd aus Thon, auf welchem die Speisen mit Holzkohlen gekocht werden. An der einen Wand befindet sich ein nur wenige Zoll hoher, mit Matten bedeckter Diwan, der Ehrensitz für den Hausherrn und ausgezeichnete Gäste; auf demselben lag die kleine Kranke, bei welcher Menschenhilfe leider vergeblich war. Am folgenden Morgen war das Kind todt. Als Lortet hinzukam, fand er die Mutter, ein junges und sehr schönes Weib, ohne Schleier. Ihre ganze Kleidung war blau; Stirn, Lippen, Handrücken und Vorderarm waren mit Indigo zierlich tatuirt, Nägel und flache Hand mit Henna gelb gefärbt. Unbeweglich und ohne Thränen saß die Arme neben der Wiege.

Einige Tage später besuchte Lortet den Scheich, einen prächtigen Greis mit langem, weißem Barte, der ganz in Weiß gekleidet war und auf dem Kopfe eine reiche goldgelb seidene Keffije trug. Er empfing den Fremden in einem weiten Saale, längs dessen Wänden an dreißig junge Leute von 15 bis 16 Jahren saßen, welche er in den Lehren seiner Religion unterrichtete. Sie hatten auf den Knien große Korane liegen, darunter einige Manuskripte von großer Schönheit. Der Greis ließ den Fremden neben sich auf dem Teppich Platz nehmen, entschuldigte sich aber, daß er ihm keinen Kaffee anbot, weil ihm sein Glauben verbiete, mit Fremden zusammen Nahrung zu sich zu nehmen. Lortet benutzte diese Gelegenheit, über die Metualis Nachrichten

Der Dragoman Melhem (Maronit) und Metualis von Hanawe. (Nach Photographien.)

einzuziehen; als aber der Alte merkte, daß der Dragoman manche seiner Aeußerungen entstellt wiedergab, griff er zu Dintenfaß und Feder und schrieb ihm mit schönen, festen Buchstaben einiges über die Geschichte und den Ursprung seines Volkes auf. Von Interesse ist darin die Ansicht, daß der schiitische Ritus der Metualis durch Abi Zarr, einen Freund Ali's, zur Zeit des dritten Chalifen Osman ibn-Affan in Syrien, und zwar in dem bereits erwähnten Sarafend (Sarepta), unter den dortigen Eingeborenen begründet worden sei, während doch Renan z. B. glaubt, daß sie aus einem Gebiete zugewandert seien, welches unter persischem Einflusse stand. Vielleicht gelingt es der Anthropologie, diese Frage über die Herkunft der merkwürdigen Sekte zu entscheiden. Von den Türken werden die Metualis lebhaft verfolgt, und dagegen nutzt ihnen der Schutz der persischen Konsuls, unter welchem sie stehen, nur sehr wenig. In ihren Häusern findet man viel Bilder — was der sunnitischen Sitte direkt widerspricht —, z. B. das Porträt des Schah, Scenen aus dem persischen Romane Jussuf und Zuleika, aus dem Schahnameh u. s. w. Manche unter den Metualis sehen sich auch als Nachkommen deportirter Perser an. Unterricht ist bei ihnen sehr verbreitet; in dem kleinen Hanawe giebt es eine Volksschule für die Knaben und außerdem noch einen höhern Unterricht, den der Scheich ertheilt, wie wir gesehen haben. Der Typus der Einwohner von Hanawe ist auffallend schön und intelligent; mit Erstaunen bemerkte der Reisende eine ziemlich große Zahl blonder Kinder, deren mit Henna-Absud röthlich-gelb gefärbte Haare genau denselben Ton haben, wie die bei den meisten Terracotten von Tanagra und Kleinasien.

Behauene Felsen in Hanawe unweit Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Hier wie überall im türkischen Reiche haben die unglücklichen Bauern unter den drückendsten Steuern zu leiden, die zuweilen mit empörender Grausamkeit eingetrieben werden. Wäre die verrückte Habgier der Beamten nicht, welche die besten Kräfte des Landes zu Grunde richtet, so brächten es die fleißigen und intelligenten Metualis gewiß bald zu Wohlstand. So aber lebten die Leute von Hanawe in höchst dürftigen Verhältnissen und waren deshalb sehr erfreut, als Lortet in der Umgebung der Ruinen, in welchen er seine Zelte aufgeschlagen hatte, Ausgrabungen veranstaltete. Etwa dreißig Männer zogen einen breiten, tiefen Graben am Fuße der Mauern, unweit von Felsen, in welchen mehrere Hypogäen angelegt waren. Allein nach mehrtägigem Arbeiten hatte man nur Scherben von Geschirren und Gläsern, Fragmente von bleiernen Sarkophagen und Schädel gefunden. Darauf nahm man die zahlreichen Grabkammern in den Hügeln südlich und südwestlich von Hanawe in Angriff und hatte das Glück, drei Sarkophage von Stein, mehrere bleierne von sehr schöner Arbeit und interessante Grablampen zu finden. Leider waren aber fast alle Gräber schon in alter Zeit geöffnet worden, so daß Lortet unter den zurückgelassenen Resten nur eine Nachlese zu halten vergönnt war.

Eine höchst interessante Entdeckung machte er jedoch unweit Hanawe in den Thalrändern des tiefen und wilden Wadi Akkab, welcher ein merkwürdiges Felsplateau durchzieht. Der dasselbe bildende Kalkstein liegt fast überall nackt zu Tage und ist durch die Atmosphärilien stark zersetzt. Nirgends ist ein Baum zu sehen und nur einige holzige Pflanzen wie Poterium spinosum und mehrere Salvia-Arten werden gelegentlich von kleinen Herden schwarzer Ziegen abgeweidet. Ueberall aber ist der Fels zu Hypogäen und Grabkammern ausgehöhlt und finden sich jene viereckigen oder runden Löcher mit Seitenrinnen, welche Renan als Oelpressen oder -Mühlen bezeichnet. Oelbäume mögen ja einst hier gewachsen und erst unter der gräulichen Türkenherrschaft verschwunden sein — aber wie soll man die ausgedehnte Todtenstadt so weit ab von Tyrus erklären oder jene Ruinen, welche auf die Existenz eines näher gelegenen Ortes deuten? Je mehr man sich Kana und Chorebe (östlich von Hanawe) nähert, um so wilder wird das Wadi Akkab. An vielen Stellen sind die Felsen vertikal behauen, und an den so hergestellten Wänden haben sich höchst merkwürdige Reste phönikischer Kunst erhalten, nämlich Reihen kleiner Bildsäulen und Grabstelen, die in hervortretender Rundung aus dem gewachsenen Kalkstein herausgearbeitet

sind. Dieselben sind 0,8 bis 1 m hoch und haben ausgesprochen archaistischen Charakter; nach unten laufen sie oft in einen viereckigen Pilaster aus oder in ein weites, links geschlossenes, assyrisches Gewand. Die Augen sind en face, die Gesichter meist im Profil dargestellt; an vorspringenden Felsecken sieht man mehrere Köpfe, die einen gewissen Charakter zeigen. Unterhalb dieser sonderbaren Skulpturen ließ Lortet nachgraben, ohne indeß irgend etwas zu finden, was ihre Bestimmung oder die Zeit ihrer Herstellung hätte aufklären können. Dagegen machte er nur wenige Meter davon entfernt eine andere Entdeckung. Am Fuße einer senkrecht abgeschnittenen, etwa 4 m hohen Kalkwand lagen riesige Blöcke, mehr als 3 m den Erdboden überragend, 6 m breit, 5 m lang, welche eine röthliche äußerst harte Masse bildeten, welche den Hämmern fast unüberwindlichen Widerstand darboten. Es war ein Konglomerat oder richtiger eine Breccie, welche Tausende von gespaltenen Feuersteinen und zahlreiche Reste von Knochen und Zähnen umschloß, und ebenso war der Boden rings umher mit zahlreichen bearbeiteten Feuersteinsplittern bedeckt. Die Breccie scheint tief in den Boden hinein zu reichen und tritt einige Meter weiter abwärts wieder an die Oberfläche. Die Feuersteine sind von schwarzer und gelber Farbe und sehr schönem Korn; mitunter sind sie durch Atmosphärilien ganz freigelegt, aber es ist ganz unmöglich, sie aus dem sie einhüllenden Kitte herauszulösen, da sie eher zerbrechen. Mit Mühe konnte Lortet einige Zahnsplitter herausholen, welche möglicherweise den Arten Cervus, Capra oder Ibex, Equus und Bos angehören. Die Knochenreste dagegen waren völlig unbestimmbar. Diese menschliche Niederlassung scheint aus uralten Zeiten herzurühren; die Feuersteine zeigen eine sehr alterthümliche Form, die sich von den am Nahr-el-Kelb gefundenen bedeutend unterscheidet, und nur eine sehr lange Folge von Jahrhunderten hat diesen Küchenabfällen die Härte des kompaktesten Porphyrs verleihen können. Lortet glaubt, daß sich jene Breccie in einer Höhle gebildet hatte, deren Dach und Wände erst von den Phönikiern, den Verfertigern jener rohen Steinfiguren, weggeräumt sind, während die Breccie selbst ihnen zu fest war und verschont wurde. Nur so läßt es sich erklären, daß sie sich in diesen mächtigen Blöcken an den steilen Flanken eines 50 m tiefen Thales findet.

Ausgrabungen am Fuße der Skulpturen ergaben nichts über ihre Entstehung; doch werden sie schwerlich von Menschen des Steinzeitalters herrühren. Immerhin lassen sich hier Spuren von drei verschiedenen Geschlechtern nachweisen: erstlich die, von welchen jene Küchenabfälle herrühren, dann die ältesten Phönikier (Proto-Phönikier nennt sie Lortet. Vergl. dagegen Prof. Sayce im Athenäum 12. März 1881, S. 365), die Verfertiger der Skulpturen, und schließlich die Phönikier der historischen Zeit, welche in allen umliegenden Felsen die Grabkammern und Oelpressen aushöhlten.

CH. GOUTZWILLER.

Theil eines bleiernen Sarkophages aus der Nekropole von Hanawe unweit Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Bemerkenswerth sind auch die gefundenen Sarkophage aus Blei; alle haben Ornamente in Relief, die mit vielem Geschmack entworfen sind. Manche zeigen den reinsten griechischen Styl, während die Verzierungen anderer beinahe aus der Zeit der Renaissance und selbst Ludwig's XV. herzurühren scheinen. Diese Funde bieten deshalb in archäologischer und künstlerischer Beziehung ein wahres Problem dar. Die meisten tragen auf den Seiten- und Endflächen sehr zierliche Bänder in Windungen und Rauten, durchflochten von Guirlanden aus Weinblättern und -Trauben; ein anderes Mal sind es lange Flechten aus Lorbeerzweigen mit Blättern und Früchten. In der Mitte der Raute stehen meist Gruppen von Amoretten und in den Ecken schön gezeichnete Löwen, Stierköpfe oder weibliche Sphinxe vom reinsten ägyptischen Typus, welche Amphoren in den Tatzen halten, während die Mitte der ganzen Fläche oft Medusenköpfe mit schmerzlich bewegtem Ausdrucke einnehmen. Diese Funde zeigen, wie bedeutend sich die griechische Kunst in Syrien entwickelte, da selbst einfache Bleiarbeiter in solch undankbarem Material so treffliche Stücke zu entwerfen und auszuführen verstanden.

Meist umschließt ein Steinsarkophag diese Bleisärge; mitunter aber stehen sie unmittelbar in dem Felsengrabe; daneben finden sich gewöhnlich prachtvolle Glassachen von zierlichster Form und mit jener irisirenden Färbung, welche man heute vergeblich nachzuahmen versucht: Amphoren mit Reliefverzierungen, charakteristische Thränenfläschchen mit sehr langem Halse, große leichte Teller, Urnen mit geflochtenen Henkeln, mit Glasfädchen und Perlen ausgeschmückt, wie die altvenetianischen Glassachen. In einem ältern Grabe fanden sich irdene Lampen von sehr alterthümlicher Form; der Bauch derselben besteht aus einem plattgedrückten Kopfe mit großem Barte, der weit geöffnete Mund dient zum Eingießen des Oeles und der Docht geht durch ein unter dem Kinn angebrachtes Loch. Daneben lag eine kleine Astarte mit einem umgekehrten Korbe auf dem Kopfe und ein roh gearbeiteter Herkules, der die Schlange

Der Palast des Ali el-Sughir im Schlosse von Tibnin. (Nach einer Photographie.)

erwürgt. In anderen Gräbern finden sich Lampen mit sehr langer Schnauze und solche in Muschelgestalt, wie sie noch heute in Tyrus in Gebrauch sind und in großen Mengen auf den dortigen Bazars verkauft werden. Man stellt sie in den Wohnungen auf einen 60 cm hohen Fuß von gedrechseltem Holze, der ganz deutlich antike Formen zeigt und sehr orginell bemalt ist.

Von Hanawe aus bemerkte Lortet bei klarem Wetter auf einem Gipfel über Ras-el-Abiad im Südwesten ein ansehnliches Schloß aus der Kreuzfahrerzeit, das er zu besuchen beschloß. Von einem Metuali geführt, ritt er über die ziemlich gut angebauten Berge dorthin, wobei er auf zahlreiche Trümmer von antiken Landhäusern, Mühlen, Oelpressen, Cisternen und Gräbern stieß. Dann senkte sich der schlechter werdende Pfad in das Wadi Afsje hinab, führte durch ein Dickicht von Kermeseichen und stieg wieder auf das Plateau, das hier etwa 300 m hoch war, hinauf. Dort liegt zwischen Feldern und schönen Oelbäumen Kala'at Medschdel, ein Dorf von 40 bis 50 Häusern, dessen Bewohner neugierig herbeigelaufen kamen, die Fremden zu betrachten. Nochmals war eine tiefe Schlucht mühselig zu passiren, dann befand man sich wieder auf einer Hochebene und erreichte das Ziel, Kela'at esch-Schema. Man betritt das Schloß durch eine geschickt angelegte und leicht zu vertheidigende Wallpforte. In den Mauerthürmen, deren sieben vorhanden sind, wohnen jetzt Bauern, die aber alle auf den Feldern beschäftigt waren, so daß nur Frauen und Kinder neugierig aus den Breschen und Fenstern auf die ungewohnten Besucher herabstarrten. Im Innern sind manche Theile noch sehr gut erhalten; eine zweite Mauer umschließt dort die zum eigentlichen Wohnen bestimmten Gebäulichkeiten des einstigen unbekannten Schloßherrn. Im Schloßhofe, welcher heute Kühen und Ziegen zum Stalle dient, zeichnen sich einige Thüren aus schwarzem und weißem Marmor und zierliche Arkaden mit Spitzbogen aus. Die Außenmauern sind bis zu einer gewissen Höhe abgetragen worden und dabei alle Zinnen und Schießscharten verschwunden. Prächtig ist die Aussicht, die man oben

H. TAYLOR. E. MEUNIER

Hof des Kala'at esch-Schema. (Nach einer Photographie.)

(402 m) genießt: sie umfaßt die ganze Küste von Akka (St. Jean d'Acre) und dem Karmel bis über Sidon hinaus. Steigt man von da zum Meere hinab, so findet man im Eichendickicht vor dem Schlosse noch zwei sorgfältig erbaute Wachtthürme, welche den Weg von der Küste her zu decken hatten, den man vom Schlosse aus wegen der starken Böschung des Ras el-Abiad nicht übersehen kann. Ueber die Geschichte dieser Burg ist nichts bekannt; die sorgfältige Bauweise deutet auf das 12. Jahrhundert, doch wird diese Annahme durch keine lateinische oder arabische Inschrift bestätigt [1]). Manche Theile scheinen indessen viel jüngern Ursprungs, so daß Renan den ganzen Bau erst in das 16. Jahrhundert setzt.

Am 8. Mai brach Lortet frühzeitig auf und erreichte zunächst auf schlechtem, steinigem Wege den großen, von Christen und Metualis bewohnten Flecken Kana, wo sich Reste von antiken und Sarazenen-Bauten finden. Der Ort liegt sehr malerisch in einer Höhe von 254 m auf einem mit Feigen- und Oelbäumen bepflanzten Hügel. Dann senkt sich der Pfad in ein tiefes, gewundenes, wasserloses Thal, dessen Flanken mit Kermes- und Galläpfel-Eichen (Quercus coccifera) bedeckt sind, aus denen vielfach der Ruf der Schukkar-Rebhühner sich hören läßt. Stellenweise wird die Schlucht so enge, daß ihr Boden ganz von dem Wege eingenommen wird, so daß es großer Vorsicht bedarf, den zahlreichen Kameelen auszuweichen, welche Holzkohlen von den Bergen herabschleppen, die beim Ras el-Abiad in große Barken geladen werden. Um diese Jahreszeit haben die Kameele in Syrien alle ein höchst sonderbares Aussehen; die Araber scheeren sie, um die lange feste Wolle zu Teppichen, Zelttüchern und Filz zu verarbeiten, und damit die nackten Thiere gegen den Stich der Mücken und Fliegen geschützt sind, beschmieren sie sie über und über mit einer Mischung aus Theer und Olivenöl, daß sie ganz schwarz aussehen und weithin einen abscheulichen Gestank verbreiten.

Um 10 Uhr erreichte Lortet eine Paßhöhe (583 m), von wo ein weiter und sehr schöner Blick den Hermon und den vulkanischen Hauran umfaßte, und ganz in der Nähe

[1]) Nach Socin-Bädeker S. 323 sind die dort befindlichen arabischen Inschriften noch nicht bekannt.

inmitten eines weiten Kreises kahler Gipfel sich die imposante Festung von Tibnin (640 m), das „Toron“ der Kreuzfahrer, zeigte. Vor derselben liegt auf einem Hügel ein viereckiges kleines Fort mit vier runden Eckthürmen, und zwischen diesem und dem Hauptwerke zieht sich ein Thal hin, welches den Ort Tibnin und einen großen Pfuhl, der als Viehtränke dient, enthält. Das ziemlich elende Dorf wird von Christen bewohnt, die sich bitter über die Unterdrückungen der Mohammedaner beklagen. Auf großen Steinplatten, welche eine gewaltige, für Reiter passirbare Treppe bilden, gelangt man an ein schönes Thor, über welchem zwei Löwen, anscheinend von arabischer Arbeit, thronen. Thorflügel und Fallgatter sind längst verschwunden; aber drinnen finden sich, wie in allen gleichzeitigen Burgen, dunkle Reduits, Wendeltreppen, Kasematten u. s. w. Der westliche Theil des Donjon war mit arabischen Bauten gekrönt und mit einem Garten voll großer Cypressen umgeben worden; es war die Wohnung des Ali el-Sughir, des Hauptes einer reichen adligen Metualifamilie, gewesen. Noch jetzt finden sich einige schöne Zimmer darin, das schönste mit einem großen, hoch oben an der Mauer angebrachten, überhängenden Balkon, der eine entzückende Aussicht gewährt. Der wilde Dschezzar Pascha hat aus Furcht vor dem Einflusse der mächtigen Familie der Sughir ihr Herrenschloß verwüstet. Gebaut wurde es ursprünglich von Hugo von St. Omer, dem Herrn von Tiberias, der von dort aus Einfälle in das Gebiet von Tyrus unternahm. Nach der Schlacht von Hattin eroberten es die Sarazenen, worauf sich die Sache umkehrte: nun beunruhigten sie von dort aus die Christen in Tyrus. In den Jahren 1197 bis 1198 belagerten es die Franken, vermochten es aber, unter einander uneinig, nicht einzunehmen und mußten schimpflich abziehen. Später wurde Tibnin vom Sultan el-Muazzam geschleift, und zu Anfang dieses Jahrhunderts von Dschezzar Pascha, wie erwähnt, gänzlich zerstört.

Mädchen aus dem Wadi Dschisch. (Nach einer Photographie.)

Weiter ging die Reise über Bint Dschebêl, dessen Bewohner viel Wein bauen, nach Jarun, einem kleinen Dorfe von 400 mohammedanischen und ebenso viel christlichen Einwohnern, welches auf einem vulkanischen Hügel von 689 m Höhe liegt, der hier den Kalk durchbrochen hat. Der Ort wird als Jereon schon im Buche Josua erwähnt. An der Thür der dortigen alten Moschee befindet sich eine schöne griechische Inschrift, die mit einem zwei Fruchttrauben tragenden Palmzweige geschmückt, aber leider zerbrochen und nur zur Hälfte lesbar ist. Beim Dorfe liegt ein Teich und um denselben herum Säulentrümmer und Kapitelle, und nahe dabei auf einem Hügel finden sich die Trümmer eines Klosters, das urspünglich eine Synagoge gewesen ist. Viel Reste von Mosaiken sind dort zerstreut, und am Fuße des Hügels liegen Werkstücke und Sarkophage umher.

Weiterhin senkt sich der Pfad in das Wadi Dschisch hinab, welches ein frischer Bach durchströmt; mehrere Meter breit murmelt er zwischen blühenden Kressen und Münze dahin, ein ungewohnter, herzerfreuender Anblick in dem sonst so trocknen Lande. An Bäumen fehlt es in dem Thale sonst fast ganz; nur einige babylonische Weiden stehen am Ufer des Baches. Die Hänge des Thales aber sind mit Getreidefeldern und, wo deren Anlage nicht möglich ist, mit Weiden für Kameele, Ziegen und kleinen Rindern (Bos brachyceros des Schweizer Paläontologen Rütimeyer) bedeckt. Während Lortet hier angenehme Rast hielt, kam aus dem nahen Dorfe etwa ein Dutzend junger Mädchen, ihn und seine Frau zu besuchen. Manche darunter waren hübsch; ihre Augen waren schön, Gesicht und Hände aber blau tatuirt. Sie waren lustig und zum Lachen aufgelegt und sangen eine schleppende Melodie, deren Worte zu Ehren des Dragoman Melhem sie improvisirten. Dann faßten sie sich an den Händen und fingen an, langsam um denselben herum zu tanzen. Aber plötzlich ließ sich von der Spitze eines Hügels eine scheltende Stimme vernehmen, worauf sie insgesammt schäkernd nach dem Dorfe Kefr Birim davonliefen, das den Reisenden durch einen Bergrücken bisher verborgen geblieben war. Die Mädchen waren Christinnen und ließen sich willig photographiren.

Um 3 Uhr brach Lortet wieder auf, überkletterte mehrere Höhenzüge, passirte das Dorf el-Dschisch und erreichte eine ganz vulkanische Hochebene, in deren Mitte eine tiefe Depression sich befindet, der Krater eines ehemaligen Vulkans, der heute von einem kleinen See milchigen Wassers, dem Birket el-Dschisch, eingenommen wird. Ringsum ist der Boden mit großen Lava- und Basaltblöcken bedeckt, deren Ecken vollständig abgerundet sind, wie wenn sie gerollt worden wären. Von den Höhen dahinter erblickt man zum ersten Male durch einen tiefen Thaleinschnitt den blauen Spiegel des Sees Genezareth. Dann führt ein letzter sehr rauher Anstieg hinauf auf den Bergkegel von Safed, über welches wir später sprechen werden. Da die Anwesenheit Lortet's bei Tyrus erforderlich war, um die Fortschritte der dort veranstalteten Ausgrabungen zu prüfen, kehrten sie auf demselben Wege, den sie gekommen, nach ihrem Lager bei Hanawe zurück.

Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Russischen von **Shukow**.

I.

Herr Shukow war der Expedition als Dolmetscher beigegeben, hatte daneben das Tagebuch derselben zu führen und Erkundigungen über die Völkerschaften der besuchten Gebiete, und über die unter diesen heimischen Sagen einzuziehen. Die Mittheilungen beginnen mit dem Orte Ljakman, einer jetzt in Trümmer liegenden alten Befestigung am Ufer des Wachsch, dem von Norden her aus der Transalai-Kette kommenden Quellflusse des Amudarja. Bei Ljakman (Lak-man) begann die Expedition ihre Bootfahrt auf dem Flusse abwärts. Eines der beiden dazu benutzten Boote wurde auf Befehl des Beg von Kobadian aus dem Material der dortigen Fährstelle gestellt.

Der Wachsch ist ursprünglich ein unbedeutendes Gebirgswasser unter dem Namen Kyzyl-su. Innerhalb der Grenzen des Gebietes von Karategin nimmt er den Tadshik-Namen Surch-ab an, welcher ebenso wie Kyzyl-su „das rothe Wasser" bedeutet. In den Grenzen des Chanet Buchara trägt der Fluß den Namen Wachsch und ist hier schon ein tiefer reißender Strom ohne Furten. Da wo der Fluß in die Ebene von Kurgan-tübe tritt, bespült er die Hänge der Berge, welche diese Ebene im Westen umsäumen. Die Ueberfahrt über den Wachsch erfolgt in Kähnen und auf ledernen Schläuchen an verschiedenen Stellen. Die beste Ueberfahrt ist bei Ljakman und 16 Werst oberhalb Kurgan-tübe. Weiter oberhalb im Gebirge giebt es keine Ueberfahrt, denn der Wachsch fließt hier in einer engen Gebirgsspalte und in einem mit Steingeröll angefüllten Bette. Die Hauptüberfahrtstelle ist bei der alten Festung Ljakman; sie verbindet Kobadian mit Kurgan-tübe. An dieser Stelle hat, wie man sagt, früher eine von den Chinesen erbaute Brücke gestanden, und die noch vorhandenen künstlichen Steinaufwürfe auf beiden Ufern des Flusses machen diese Angabe ziemlich wahrscheinlich. Einer andern Sage nach ist der Bau der Brücke nur begonnen, aber nicht vollendet worden.

Der musulmanischen Legende nach ist die alte Festung Ljakman von einem Sohne des Kaisers von China erbaut worden. Dieser chinesische Kaisersohn litt an einer schwer heilbaren Krankheit. Die Aerzte riethen dem Kaiser, seinen Sohn an einen großen Fluß zu schicken und dort so lange leben zu lassen, bis die Gesundheit des Kranken wieder hergestellt sei. Diesem Rathe folgend versammelte der Kaiser eine Million (Lak) Krieger, und sandte mit diesen seinen Sohn ab. Als der Kaisersohn ins Feld auszog, erschien vor ihm ein alter Mann und sagte: „Ich kenne einen großen Fluß, der Dir gefallen wird, erlaube mir Dein Führer zu sein." Nach langen Märschen führte der Alte das chinesische Heer an die Ufer des Wachsch. Der breite, schnell fließende Strom gefiel dem Kaisersohn dermaßen, daß er unter Thränen seinem Führer um den Hals fiel und sagte: „Du hast mir das Leben wiedergegeben, ich fühle mich jetzt schon völlig gesund." An der Stelle aber, wo das Heer anhielt, ließ der Prinz eine Festung erbauen und nannte sie Lak-man, d. h. „wir sind eine Million."

Diese Legende ist freilich wohl nur ein Produkt der Phantasie des Volkes und erscheint mehr als ein Versuch, den nicht verstandenen Namen des Ortes zu erklären, denn solcher Ljakman (Legman oder Lachman) giebt es in Centralasien viele, namentlich am Amudarja. Das Vorhandensein der Legende aber, welche die Benennung des alten Ortes zu erklären sucht, beweist nur, daß diese Benennung nicht von den jetzigen Bewohnern des Gebietes gegeben ist, sondern von einem fremden, schon untergegangenen Volke. Die Mauern aus gebranntem Ziegelstein, welche die Festung umgeben, haben sich, wenn auch in Trümmern, bis jetzt erhalten. Die Expedition hat diese Trümmer ziemlich eingehend untersucht. Zwischen den Feldsteinen und Ziegelstücken fand man auch viel glasirte Scherben, Bruchstücke von Thon- und Glasgefäßen, ja man fand auch ein Stück von einem Spiegel in beinernem Rahmen, der aber auch schon so morsch geworden war, daß er bei der Berührung in Stücke zerfiel. An der Ueberfahrtstelle zeigte man uns zwei künstlich aufgeschüttete Hügel, auf denen die Brücke geruht hatte, und außerdem eine Wasserleitung, die einstmals die Felder von Ljakman bewässerte. Jetzt ist die nächste Ansiedelung vier Werst von der Fährstelle entfernt; dieselbe führt aber auch noch den Namen Ljakman.

Die ganze Gegend rings um die alte Festung trägt noch die deutlichen Spuren der früher hier herrschenden Kultur. Alle die Hügel und Erdhaufen, welche die Umgegend bedecken, bergen unzweifelhaft Spuren des Alterthums in sich, und bei Nachgrabungen dürfte sich eine reiche archäologische Ausbeute ergeben. Nahe bei der Festung sieht man die Trümmer eines Thurmes, von dem aus sich der Sage nach der chinesische Kaisersohn an der Aussicht ergötzte. Wahrscheinlicher aber ist, daß man es hier einfach mit einem Außenwerk der Festung oder einem Wachtthurm zu thun hat. Der Thurm hat am Boden einen Umfang von nicht weniger als 15 Sashen (32 Meter), was darauf schließen läßt, daß er beträchtlich hoch war.

Nach Besichtigung der Festung setzte die Expedition auf das rechte Ufer des Wachsch über, und machte sich zunächst am Flusse entlang zu Pferde auf den Weg, während die Boote langsam flußabwärts fuhren. Das Besteigen der Boote unterblieb noch auf den Rath des die Expedition begleitenden bucharischen Beamten. Binnen zwei Stunden war die Expedition schon 12 Werst von den Ruinen von Ljakman entfernt. Der ganze Weg bis zu dem Winterlager Agaili führt am Fuße der Berge entlang, durch dichten Wald von Pappeln, Pistazien und Pattabäumen. Nachdem man die gefährlichen Stellen im Wachsch bei Agaili passirt hatte, bestieg man die Kähne und fuhr auf dem Flusse abwärts, aber es war schwer die plumpen einheimischen Fahrzeuge auf dem schnell fließenden launenhaften Flusse zu regieren. Diese Kähne haben weder Ruder noch Steuer, man sollte sie mit Stangen statt der Ruder regieren. Sie wandten sich unaufhörlich mit ihrem Hintertheil nach vorn und man trieb ans Ufer. Man mußte jede Minute gegen Gefahr in Bereitschaft sein; die Bootsleute mit ihren Stangen in den Händen verfolgten den Gang des Bootes und standen bereit von dem Ufer

abzustoßen, gegen welches die Strömung die Kähne hinführte. Alles dieses ermüdete und regte in hohem Grade auf. Wenige Stunden Fahrt genügten, um durch den Augenschein zu beweisen, wie wenig der Wachsch schiffbar ist, schon auf seinem untern Laufe; über den obern gebirgigen Theil desselben ist gar nichts zu sagen. Nach einigen Stunden ermüdender Fahrt erreichte die Expedition das Winterlager Dschili-kul (Warmer See); dort wurde noch ein etwas kleinerer Kahn hinzugenommen und dann die Reise auf dem Wachsch abwärts bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Pandsh fortgesetzt. Die ganze Strecke ist auf dem Ufer gemessen etwa 115 Werst lang, auf dem Wasser mindestens das Doppelte.

Am dritten Tage unserer Fahrt zeigte man uns zuerst die Berge Saman-tau, dann den Kyz-imtschak-tau, der den Lauf des Wachsch auf dem rechten Ufer begleitet, wie der Saman-tau auf dem linken. Später sahen wir den Tyschik-tasch-tau und endlich auf dem Ufer des Pandsh die Berge Buri-tau. Während der ganzen Fahrt auf dem Wachsch traf man viele Goldsucher auf den kleinen Sandbänken und Inselchen. Hier arbeiten gewöhnlich drei Mann zusammen, die sich gemeinschaftlich eine Hütte bauen. Der Bau der letztern ist sehr einfach; es werden Stangen in die Erde gesteckt und ihre oberen Enden zusammengebunden, oder man gräbt vier Pfähle in die Erde, verbindet sie durch Querhölzer und bedeckt sie mit Stroh oder mit Gras, wenn, was häufig vorkommt, Stroh schwer zu haben ist. Ist der Ertrag an Gold schlecht, so versuchen die Goldsucher ihr Glück an einer andern Stelle; als Fortbewegungsmittel auf dem Flusse dienen ihnen Hupseren (lederne Säcke). In dieselben thun die Leute all' ihre Habseligkeiten, blasen dann den Hupser auf und binden ihn fest zu. Sie setzen sich auf diesen Sack und lassen sich flußabwärts treiben. Selbstverständlich ist zu dieser Art Reise eine besondere Kunstfertigkeit erforderlich, sonst kann es leicht vorkommen, daß man sich unter dem Sacke befindet, und, wenn nicht gleich ertrinkt, doch alle seine Habe verliert. Die Goldsucher, welche auf dem Wachsch arbeiten, bezahlen dem Emir von Buchara jährlich 20 Tenega für jede Partie (drei Mann), in russischem Gelde etwa 4 Rubel 80 Kopeken. Solcher Goldsucher sind am Flusse Wachsch sehr viele, und sie versichern, daß wenn das Wasser fällt, sie leicht eine Tillja, d. i. einen Dukaten, täglich gewinnen können. Das ausgewaschene Gold wird meist an Inder verkauft, die aus Badachschan und anderen Orten jenseits des Amudarja dahin kommen; fast nie verkaufen die Goldsucher ihr Gold an Bucharen, weil die Inder theurer und immer baar bezahlen.

Das Verfahren bei dem Auswaschen des Goldes ist sehr einfach: dicht am Ufer des Flusses wird eine Anschüttung aus kleinen Kieseln gemacht, die ihre Abdachung dem Flusse zuwendet. Auf dieser Anschüttung breitet man ein Kalbfell aus, das nicht mehr ganz, sondern in mehrere Stücke zerschnitten ist, und dessen Haare abgeschoren sind. Damit das Fell fester auf der Anschüttung liegt, wälzt man zwei schwere Steine von $1\frac{1}{2}$ Pud Gewicht darauf. Ueber diese Steine wird ein Geflecht von Weidenruthen ausgebreitet und oben auf der Anschüttung einige Wasserbehälter angebracht, in denen an der Seite Oeffnungen gemacht sind, so daß das Wasser aus ihnen in einem dünnen gleichmäßigen nicht zu starken Strahle herauskommt. Die Erde und den Sand von den Sandbänken tragen die Leute in einer kleinen hölzernen Rinne nach Art der Wasserleitungsrinnen; jedes einzelne Mal nehmen sie etwa 30 Pfund Sand und Erde, nicht mehr, und breiten sie auf dem Weidengeflecht aus, auf welches aus den Wasserbehältern das Wasser rieselt. Das Auswaschen dauert etwas über eine Stunde; dann nehmen sie das Geflecht fort und gießen das Wasser nun direkt über das Fell. Bei diesem Vorgange werden die erdigen Theile vom Wasser fortgeschwemmt und die Goldkörnchen bleiben in Folge ihres größern Gewichtes in der haarigen Haut zurück. Das weitere Auswaschen geschieht in besonderen Gruben, wohin man die Felle nun bringt. Dort wird ein jedes einige Male sorgfältig durchgeschwemmt über einer großen fast ganz flachen hölzernen Schüssel, dabei wird diese Schüssel beständig gedreht, damit durch die Kreisbewegung das Wasser allmälig herausfließt und die Goldtheilchen sich an einer Stelle in der Mitte des Bodens sammeln. Ist das Wasser einige Male erneuert, so werden schon die Goldflitterchen sichtbar. Nach den Angaben der Goldwäscher erhalten sie manchmal, freilich sehr selten, einen halben Zolotnik ($^1/_{96}$ russ. Pfd.) auf einmal. Der Chef der Expedition kaufte von einem der Leute etwas Gold, welches eben ausgewaschen war, und bezahlte dasselbe für den Zolotnik mit 4 Rubel in bucharischem Gelde.

Der Tag neigte seinem Ende zu und die Expedition hatte noch 4 Werst bis zu ihrem Nachtlager zurückzulegen. Man näherte sich der Mündung des Wachsch. Eine halbe Werst von dem Vereinigungspunkte desselben mit dem Pandsh entfernt bekam man diesen letztern zu Gesicht. Beide vereinigt tragen von hier an den Namen Amudarja. Am Punkte des Zusammenflusses selbst liegen die Ruinen von Tachta-Kuwat. Die Eingeborenen, welche wir dort trafen, erzählten uns, daß man früher in den Ruinen verschiedene antike Sachen gefunden habe, unter anderm auf dem Boden eines Schutthaufens einen aus Gold gebildeten Tiger und andere Goldsachen. Alle diese Dinge waren um theuren Preis an Inder nach Badachschan verkauft worden. Mit den Ausgrabungen in Tachta-Kuwat beschäftigen sich vorzugsweise die am Wachsch lebenden Turkmenen.

Während die Expedition die Kähne erwartete, welche sie auf dem Amudarja weiter abwärts tragen sollten, ließ der Chef durch angenommene Arbeiter an einigen Stellen aufs Gerathewohl einige Ausgrabungen vornehmen, aber der archäologische Erfolg war nur schlecht. Nach einem ganzen Tage Arbeit hatte man nur eine Kupfermünze griechischen Gepräges und außerdem ein irdenes Gefäß gefunden, in dem sich etwas wie Asche befand. Am Abend dieses Tages kamen die Kähne an, und am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt.

Die musulmanischen Sagen über Tachta-Kuwat sind sehr fabelhaft. Nach den Aussagen der Eingeborenen herrschte dort seiner Zeit ein gewisser Kaiki-Kuwat. Sein Reich war ziemlich unbedeutend, ihm gehörten nur zwei Städte, Tachta-Kuwat und Tyschik-Tasch, so daß der arme Herrscher keine großen Schätze sammeln konnte. Um diese Zeit erschien am Amu der berühmte Held Rustam-Zjul. Rustam war ein Ungläubiger und kam aus Turkestan. Kaiki-Kuwat ging ihm entgegen, was dem Helden sehr schmeichelte. Als beide in den Palast gekommen waren, fragte Rustam den Herrscher, ob er nicht ein anderes und reicheres Land zu besitzen wünsche. Kaiki-Kuwat bejahte natürlich; da nahm Rustam ihn auf seine Schultern, brachte ihn auf das andere Ufer des Amudarja und ging direkt nach Herat. Dort herrschte damals der berühmte Afrosiab. Als er die Ankunft des Riesen Rustam erfahren, behandelte Afrosiab ihn verächtlich und wollte ihm auch nicht als seinem Gast entgegengehen. Der erboste Riese ging direkt in den Palast des Afrosiab, nahm ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Krone und setzte sie Kaiki-Kuwat auf. Die Sage berichtet ferner, daß der erschreckte Afrosiab mit Zustimmung

des Rustam-Zjul einige tausend Soldaten mit sich nahm und Herat verließ, um sein Glück in dem Gebiet am Amu zu versuchen. Er zog über Chiwa nach Buchara und sandte von dort seinen Liebling, Namens Samari, um eine Stadt am Zerawschan, seinem Lieblingsflusse, zu erbauen. Nach dem Namen des Erbauers wurde auch die Stadt Samari genannt. Später, als die Araber sie beherrschten, änderten sie den Namen in Samar-kend, zur Zeit des Tamerlan bekam sie ihren heutigen Namen Samarkand.

So lautet die Legende, die offenbar erst in späterer Zeit von einem müssigen Gelehrten erfunden worden ist, aber sie zeigt recht deutlich den Gedankengang der musulmanischen Phantasie. Aehnlichen Werth haben auch die Sagen von anderen Orten des Amu, z. B. von Termez. In Tachta-Kuwat befindet sich eine Ueberfahrtsstelle desselben Namens, die aber ziemlich unbedeutend ist. Es sind dort nur zwei kleine Kähne, auf denen man 10 bis 15 Schafe oder ebenso viel Batman Getreide übersetzen kann; mehr tragen die Kähne nicht, Pferde überzusetzen ist unmöglich.

Das Ufer des Amu von Tachta-Kuwat abwärts erschreckt durch seine Leblosigkeit und durch seinen traurigen, öden Anblick. Nirgend ein Zeichen von Ansiedelung; an den Ufern wechseln sumpfige Wiesen, die mit Schilf und niedrigem Wermuthgebüsch bedeckt sind, mit Sandhügeln, die bis nahe an den Fluß heranreichen. Nur hier und da sieht man ein grünes Buschwerk von Patta. Erst 24 Werst von Tachta-Kuwat trifft man auf dem rechten Ufer die Ruinen der alten Festung Mullah-Chuschtor und auf dem linken Ufer Guysch-tübe; hier befindet sich ein afghanischer Wachtposten von 10 bis 15 Mann. Diese beiden Hügel Guysch-tübe und Mullah-Chuschtor bildeten dereinst offenbar eine Gebirgskette, die durch den Lauf des Amudarja ausgespült worden ist; die Trümmer derselben sind noch in einer ganzen Reihe unter dem Wasser liegender Felsen vorhanden, die hier gefährliche Stromschnellen bilden. Der Fluß stürzt sich mit Brausen und Getöse über die ihn aufhaltende Steinschwelle, so daß die Schifffahrt für die landesüblichen Kähne sehr gefährlich ist. Unsere Boote gelangten glücklich hinüber, Dank dem Umstande, daß der Chef der Expedition schon in Kobadian ordentliche Ruder und Steuer hatte anbringen lassen. Auch waren die Boote zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit Zelten überspannt, so daß die Flußfahrt verhältnißmäßig bequem war.

In dem Orte Aiwadsh, am Einflusse des Kafirnihan in den Amudarja, eine halbe Werst vom Amu entfernt, fand eine Begegnung mit dem Beg von Kobadian statt. Der Ort ist von Arabern bewohnt, welche seine seßhafte Bevölkerung bilden; außerdem halten sich im Orte selbst und in der Umgegend nomadisirende Turkmenen und Uzbeken vom Stamme Kungrad auf; Aiwadsh zählt nur 60 Häuser, deren Bewohner Ackerbau treiben. Beim Orte selbst ist eine Ueberfahrt und hier führt die Hauptstraße von Kobadian nach Chazret-Imam und Mazari-Scherif. An dieser Ueberfahrtsstelle ist ein großer und ein kleiner Kahn, und ebenso viele auf dem afghanischen Ufer. Weiter abwärts bis zu dem Winterlager Chat-rawat sind die Ufer des Amudarja wieder wüst und einsam. Der Fluß fließt zwischen abschüssigen meist sandigen Uferrändern, die fast jedes Pflanzenwuchses entbehren, bis auf die gewöhnlichen Wermuthsträucher und hier und da etwas Schilf. Halbwegs auf der Insel Schach-Zaryp trafen wir wieder Goldsucher; es arbeiteten dort etwa 60 Mann. Die Goldsucher zahlen dem Emir von Buchara auf das Jahr 10 Tenegen (2 Rubel) Steuer auf jede Partie von gewöhnlich drei Mann. Die Steuer für das Goldsuchen am Amudarja ist geringer als am Wachsch, weil das Wasser im Amu später fällt, hier also weniger erarbeitet werden kann. Beim Fallen des Wassers sammeln sich auf Schach-Zaryp, nach Aussage der Leute, an 300 bis 400 Goldsucher. Der Angabe der Eingeborenen zufolge können je drei Mann auf den Tag 4 Rubel und darüber gewinnen; vermuthlich ist die Ausbeute noch weit beträchtlicher, wenn die an Lüge und Verheimlichung gewöhnten Asiaten schon eine Tilla (4 Rubel) zugeben, denn die Wahrheit von den Asiaten zu erfahren, ist fast unmöglich. Nahe bei Chat-rawat theilt sich der Amudarja in zwei Arme, zwischen denen eine kleine Insel liegt, die bei Hochwasser ganz unter Wasser steht.

Zwölf Werst von Chat-rawat, wo der breiter gewordene Fluß in einer fast unübersehbaren Wasserfläche sich ausdehnt, liegt auf dem abschüssigen sandigen Ufer ein einzelner sehr bemerkenswerther Felsen. Der stille, ruhige Lauf des Flusses, dessen Breite hier etwa zwei Werst beträgt, der Steppencharakter der Ufer, auf denen als einsamer Wächter der hohe Felsen sich erhebt, alles dieses giebt der Gegend einen melancholischen, friedlichen Reiz. Die Eingeborenen nennen diesen Felsen Chodsha-Gul-Suar. Auf der Höhe desselben liegen einige Grabstätten, darunter das Grabmal des heiligen Chodsha-Gul-Suar, der hier beerdigt ist. Hier wird der Amudarja ganz seicht, die Ufer sind flacher, mit Schilf und verschiedenen Bäumen bewachsen. So bleiben sie bis zu den beiden alten Forts Air-Tasch, deren eins auf dem buchaarischen, das andere auf dem afghanischen Ufer liegt. Nach Angabe der Einwohner war dort in alten Zeiten die Hauptüberfahrtsstelle aus dem Chanat Buchara nach dem afghanischen Ufer. Die Expedition gelangte nun zu dem Dorfe Patta-kisar unweit der Ruinen der alten berühmten Stadt Termez oder Gul-gul.

Geographisches aus der Achal-Teke-Oase.

Von Dr. O. Heyfelder.

Der Kopet-Dag erstreckt sich von Nord-West nach Süd-Ost von Bami bis gegen Askabad (südöstlich von Gök-tepe), ein schwach mit Gras bestandenes Steingebirge (Kalkstein), auf dessen Höhen der kaukasische Wachholderbaum (Juniperus Caucasicus) keine Wälder, aber schwach bestandene Haine bildet. Um den Ursprung der Quellen und Bäche, wie auf dem Erdreich, welches von den Felsen gewaschen einen sanft abfallenden Uebergang zur Ebene bildet, gedeiht üppigeres Gras und eine Gebirgsflora, die besonders reich an Tulipaceen und Liliaceen ist. Zahlreiche Karawanenwege führen durch das Gebirge entweder durch natürliche Gebirgseinschnitte oder über mäßige Bergpässe, manchmal durch Thäler den Flüßchen entlang, doch alle nur für Saumthiere passirbar, und zwar sind es Mäuler, Esel und Pferde, welche die Lasten über die Berge tragen. Nur bei Tschuli (südsüdöstlich von Gök-tepe) und Askabad gehen

auch Kameelskarawanen nach Persien und von da nach der Oase.

Den Flüssen und den aus ihnen geführten Wasserleitungen und Berieselungen entlang ziehen sich die bebauten Felder, die Festungen und die Wohnungen. Jenseits dieser fruchtbaren Zone beginnen erst einzelne Sandstrecken und Sandhügel, endlich die Sandwüste. In ihr hören auch die kleinen Wasseradern gänzlich auf. Doch muß ich gestehen, daß ich kein einziges solches Ende selbst gesehen habe, sondern glaube, daß auch die letzte Wasserrinne noch auf die Felder gelassen wird und so ihr Dasein endet. Die Flüsse haben eigentlich keinen stabilen Verlauf, indem die Tekes sie bald an ihrem Ende, bald in der Mitte, bald, wo sie aus dem Gebirge austreten, nach Bedürfniß rechts und links ableiten.

Hätten die Tekes einen europäischen Berather gehabt, so hätten sie überhaupt im Krieg an etwas anderes, denn an ihre persönliche Tapferkeit und ihre Festungswälle gedacht; sie hätten das russische Lager, die russischen Trancheen unter Wasser setzen, sie hätten die Ebene um ihre Festung Dengli-Tepe herum in einen See verwandeln können, durch den weder Reiterei noch Fußvolk, am wenigsten Artillerie, hindurch gekonnt. Denn der lehmreiche Boden wird unter dem Wasser sogleich in eine glatte Schmiere verwandelt, auf welcher die Pferde ausgleiten. Wir erfuhren das zu unserm Schaden mehr als einmal bei Spazierritten im Februar nach hergestelltem Frieden. Wir trafen plötzlich auf ihre terrassenförmig übereinander liegenden, stark bewässerten Felder oder auf ganz unter Wasser gesetzte Wegstrecken. Nicht selten glitten unsere Pferde aus und Roß und Reiter sah man rein nicht wieder aufstehen.

Die Dünen sind ab und zu recht bedeutend, eigentliche Berge und mögen als die Fortsetzung oder Parallele jener Sandberge anzusprechen sein, welche bei der Michael-Bucht beginnend bis Molla-Kari und Aidin sich hinziehen, anfangs das ganze Meerufer bilden, dann aber mehr und mehr zurücktreten und kleiner werden, indem sie rückwärts in die Wüste übergehen.

Auf der Nordostseite des Gebirges habe ich keinen eigentlichen Wald gesehen, mit Ausnahme auf dem Bendesener Paß nach Bami zu. Dagegen giebt es Seitenthäler namentlich weiter nach Süden, wo im Bereich der Flüsse mannigfaltige Laubhölzer in kleinen dichten Wäldern beisammen stehen, namentlich Ulmen, Platanen, Nußbäume, untermischt mit Gesträuchen, namentlich Dornsträuchern verschiedener Art.

Die Bauten der Teke-Turkmenen sind entweder Festungen, Moscheen oder Erdhöhlen; etwas anderes habe ich nicht beobachtet. Die Festungen bilden meist ein Mauerviereck, häufig flankirt von vier Eckthürmen und umgeben von detachirten Forts. Die ältere Konstruktion war ein Unterbau von Steinen, welche unregelmäßig in Lehmmassen eingefügt sind und worauf getrocknete, doch nicht gebrannte, viereckige Lehmsteine weiter geschichtet sind. Die neueren Mauern sind Erdwälle, von außen mit genetztem Lehme glattgestrichen und gehärtet, reich an Schießscharten, Ausfallthoren, kleinen Fuchslöchern, meist von Gräben oder Flußarmen umgeben. Ihre Ansiedelungen bestehen aus einer oder mehreren solcher Festungen, einer Moschee, einer Anzahl mit Mauern umzäunter Gärten und einem System von Gräben, die sowohl zur Bewässerung als zum Schutz dienen. Diesem Bild entspricht Kelata, Askabad, Angli-Kala. Letzteres ist die weniger befestigte, gartenreiche Hälfte von Gök-Tepe, welche wir am 20. December alten Styls besetzten. Alt-Bami, etwa zwei Werst von unserm Lager zu Bami, tiefer und nördlicher gelegen, besteht aus einem großen Viereck mit vielen Thürmen und vielen inneren Festungen nebst einer Moschee im Innern. Die Moscheen und hier und da ein Mausoleum sind runde, bienenkorbartige oder türkenbundähnliche Gebäude ebenfalls aus Lehm und durch nichts ausgezeichnet.

Das Flüßchen, welches zu Gök-Tepe aus dem Gebirge fließt, habe ich am genauesten explorirt, 1) um es von den darin befindlichen Thier- und Menschenleichen reinigen zu lassen, 2) um einen neuen Lagerplatz für unsere Truppen etwas entfernt von dem Leichenfelde um Dengli-Tepe aufzusuchen, und 3) von der Eigenartigkeit des Terrains angezogen. Doch erstrecken sich diese Explorationen nicht weiter als 10 bis 12 Werst von Dengli-Tepe aufwärts ins Gebirge. Die vier Wasseradern, welche Angli-Kala und Dengli-Tepe bewässern, schützen, einige Mühlen treiben und später die Felder bis Alt-Gök-Tepe bewässern, vereinigen sich oberhalb des Ortes zu zwei Hauptbächen, die frisch, rein, reichlich zwischen tief eingeschnittenen Ufern dahin fließen. Einige Werst (5 bis 6) höher vereinigen sich diese beiden zu einem einzigen Flüßchen, welches von Nordwesten mit einer Biegung aus dem Felsen selbst hervordringt, gleich nach dem Durchbruch ein schilfreiches Wiesenland bildend. Der Durchtritt durch die Felsen ist so eng und so tief, daß er vollkommen einem Tyroler Klamm entspricht. Wir konnten für unsere Pferde keinen Saumpfad zur Seite des Wassers finden. Die Felsen sind in der vierten und fünften Etage überhängend, reich an kleinen und größeren Aushöhlungen und Löchern, in welchen Vögel ihre Nester bauen. Die Karawanenstraße führt etwas südlicher über die Berge, hält sich aber sonst zur Seite des Flüßchens. Diese Bäche mögen bei starkem Regen einigermaßen reißend werden und zuweilen Terrain zerstören, doch weit geringer als die Gebirgswasser des Kaukasus. Freilich sind diese Berge weit weniger hoch (ich schätze sie 4000 bis 5000 Fuß hoch) und der Schnee liegt höchstens tagelang wie leicht gestreuter Zucker. Die höheren Berge aber, wo der Schnee während der Wintermonate aushält, liegen weiter ab. Ich habe keinen solchen bestiegen, noch auch beobachtet. Wir hörten nur von denselben durch die Eingeborenen und die Perser.

Tschuli ist ein liebliches Stück Erde. Etwa auf der Mitte der Straße von Askabad nach Gök-Tepe zweigt sich ein Weg längs einem Flüßchen in die Berge ab. Anfangs steigt er nur wenig, geht durch Wiesengrund und haushohes Schilf und Röhricht, an Fels und Hügel vorüber. Am 27. Februar blühten daselbst gelbe Tulpen und ein rosa Dornbusch, wie Schlehdorn, nur hellrosa. Die Steinhühner gackerten auf allen Felsvorsprüngen oder liefen unbekümmert über den Weg. Wir ritten mehrmals durch den Fluß, bis wir an einem von den Kosaken besetzten Plateau ankamen, welches drei Thäler beherrscht und von dem Flüßchen malerisch umkreist wird. Gegenüber am Berg zogen sich steil die Kibitken des Sanurschen Bataillons hinauf. Unten war Schmiede und Bäckerei schon im Gange, Kühe, Esel und Kameele weideten auf den Matten, im Gehölz tönte die Axt und um die Filzhütten krähte der Hahn und gackerten die Hühner. Nannten die Griechen den Hahn Meder, wir haben hier allen Grund ihn Perser zu nennen; denn aus Persien brachte man uns eine kurzbeinige Art guter Berghähne und kräftiger Krähhähne. Dieses holzreiche Gebiet war stets ein Zankapfel zwischen Persien und den Teke; bald besetzten es die Einen, bald die Anderen, doch wohnte Niemand darauf. Wir hatten es Anfangs Februar ebenfalls besetzt, doch ist es mir nicht bekannt, zu welchem Dominium es bei der endgültigen Grenzregulirung geschlagen werden wird. Von einem etwaigen Mineralreichthum der Berge ist uns nichts bekannt gewor-

den. Daß an einzelnen Stellen ausgezeichnete Lehmgruben bestehen, schließe ich aus einigen uralten Moscheenresten bei Angli-Kala und bei Tugli-Olum, die aus vortrefflichen gelben, rothen, grünen, sehr harten Ziegeln bestehen. Einige blaugrüne Ornamente, glatt und glänzend wie Porcellan, auch Vasen von derselben Masse schmücken noch einen Rundbogen der Moscheeruine bei Angli-Kala inmitten eines Kirchhofs, dessen mit Steinplatten gedeckte viereckige Gräber gut erhalten sind.

Was das Klima in der Oase betrifft, so ist es trocken, windig und heiß, daher für das Nervensystem der Europäer beschwerlich. Eines so regnerischen Frühjahrs, wie des von 1881, wo März und der halbe April beständig durch Regenschauer, Gewitter oder Landregen feucht waren, erinnern sich die ältesten Leute nicht. Gewöhnlich ist in der Hälfte April das Grün dürr gebrannt, die Hitze stark und beständig bis August. Was ich selbst erlebte, ist Folgendes: 23. August Sturm und Regen, nachher Trockenheit, nachher wieder Hitze und Trockenheit, namentlich im Oktober. Mitte November drei Regentage, Nächte kalt, häufige Winde. December am Tage schön, in der Mittagszeit warm bis zu 12°, Nachts 1° bis 2° Kälte. So bis 11. Januar, Staub und Wind unerträglich. In der Nacht auf den 12. Januar Regen, trübe, kühle Tage. Am 1. Februar Gewitter, Schwüle, etwa 20° Wärme bei bedecktem Himmel. In den höchsten Bergen jetzt, wie um Neujahr, leichter Schneefall. Februar frühlingsmäßig, bedeckter Himmel, selten Regen, kein Nachtfrost. Vom März an wirkt die Sonne kräftig. Am 7. März 45° Hitze, Nachts Gewitter. Von da an häufige Regengüsse, heitere Morgen, bewölkte Tage, kühle Nächte, so konstant bis Anfangs Mai. Doch war Askabad wärmer, sonniger und um 14 Tage gegen Gök-Tepe voran. Bami ist furchtbar von Winden heimgesucht, dreimal ward das ganze Zeltlazareth umgerissen. Namentlich dauerte der Sturmwind vom 4. bis 7. April fast ununterbrochen fort und wechselte mit etwas Regen ab, um sogleich wieder einzusetzen.

Außerdem daß diese Stürme das Nervensystem angreifen, bringt die große Hitze bei den daran nicht Gewöhnten Darmaffektionen, der Spätsommer an manchen Stellen Wechselfieber. Die Teke essen und trinken sehr wenig, daher sie die Hitze vortrefflich ertragen; nur sind sie alle mager und trocken. Männer und Weiber altern früh.

So viel mir von anderen asiatischen Ländern bekannt ist, unterscheidet sich die Achal-Teke-Oase nicht wesentlich von anderen. Die Menschen aber gehören offenbar einer kaukasischen Race (Arier) an und zeichnen sich vor anderen Mohammedanern durch eine gewisse Ritterlichkeit aus; sie haben nichts Schlaffes, Weichliches oder Ueppiges, wie Perser oder Türken. Alles, was ich von Vambery über sie gelesen habe, scheint mir außerordentlich gut beobachtet und richtig erklärt.

Steinbock und Gemse im klassischen Alterthum.

Von Prof. O. Keller.

Bei den Höhlenbewohnern und Pfahlbauern finden sich die Reste des Steinbocks wie der Gemse auffallend selten. Nur in der Höhle von Veyrier aus der Renthierzeit ist der Steinbock namhaft vertreten: es wurden da 31 Stück Steinhühner, 18 Renthiere, 6 Steinböcke, 5 Pferde, 4 Hirsche, 4 Alpenhasen, 4 Murmelthiere, 1 Gemse, 1 Wolf, 1 Bär, 1 Rind, 1 Fuchs und ein Storch angetroffen (Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit II, 36). Jedenfalls läßt sich daraus schließen, daß der Steinbock auch in der Urzeit europäischer Kultur nicht viel weiter verbreitet war als gegenwärtig.

Daß das Thier jemals in Italien oder Griechenland gewohnt habe, läßt sich nicht erweisen. Der Römer nennt es ibex mit einem aus dem Indogermanischen nicht zu erklärenden, also wohl von einem Alpenvolke entlehnten Worte; und das von Plinius erzählte Märchen, er stürze sich auf seine Hörner und schleudere sich dann durch Elasticität weiter, zeigt nur, daß die Römer seine Natur nicht gekannt haben, obgleich die Kaiser wiederholt das Thier zu ihren „Venationen" im Amphitheater verwendeten.

Der Grieche aber konfundirt den Steinbock beharrlich mit der Gemse und verwilderten Ziege und nennt unter Umständen alle drei *αἴγαγρος* oder *αἴξ ἄγριος*, d. h. Wildziege, wilde Ziege. Daraus geht hervor, daß in einzelnen Gegenden mit hellenischer Bevölkerung und Sprache der Steinbock, beziehungsweise der Paseng, in anderen die Gemse oder auch die verwilderte Ziege so ziemlich die gleiche Rolle als vornehmstes Bergwild spielten. Gegen ein Vorkommen des Steinbocks im eigentlichen Hellas und im Peloponnes in der geschichtlichen Zeit spricht das Schweigen der Schriftsteller nicht minder als der Umstand, daß die auch der Conception nach in diesen Ländern entstandenen Kunst- und Kunstindustrieprodukte den Steinbock nicht zu berücksichtigen pflegen.

Dagegen treffen wir, wenn auch nicht auf dem Festlande, doch auf einigen griechischen Inseln den Paseng oder die Bezoarziege, eine Mittelgattung zwischen Ziege und Steinbock, von letzterm besonders durch das unregelmäßig gezackte, in eine schneidige Form zusammengedrückte Gehörn verschieden, während der richtige Steinbock ein ziemlich breites, mit regelmäßigen Wülsten wie mit kleinen schmalen Treppenstufen besetztes Gehörn hat, dessen Oberseite durchaus nicht als scharf schneidige Kante erscheint; das Horn des wahren Steinbocks ist schöner und regelmäßiger, meist auch viel länger und schwerer als das des Paseng, welchen man gemeiniglich für den Stammvater unserer Hausziege hält. Man trifft den Paseng [1]) auf dem Elburs, dem südlichen Kaukasus, dem Ararat, dem kilikischen Taurus und anderen Gebirgen Persiens und Kleinasiens, außerdem hat man ihn auf einer ziemlichen Zahl griechischer Inseln gefunden, zu Antimelos, dem alten *Πολύαιγος* („ziegenreich"), auf dem

[1]) Ich habe den lebenden Paseng neulich im zoologischen Garten zu London, den Steinbock in Schönbrunn gesehen, ausgestopfte Exemplare im britischen Museum, in der zoologischen Sammlung zu Athen und sonst: es waren Pasenge aus Kreta, dem kilikischen Taurus, dem Ararat. Außerdem liegt uns die Abbildung eines zwischen Erzerum und Trebisond erlegten Pasengpärchen vor und die Photographie eines kürzlich im Elburs geschossenen Pasengs, letzteres ein Geschenk meines verehrten Freundes, des Chargé d'Affaires der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft zu Teheran, Herrn Baron Emil von Goedel-Lannoy.

Inselchen Giura im Norden von Euboea, auf Samothrake[1] und auf den Schneebergen Kretas. Auf den Münzen der kretischen Städte, z. B. Elyris, Tylissus, Praessus, ist der Paseng der gewöhnlichste Typus, und Aristoteles gedenkt der „kretischen Ziege" als einer Besonderheit. Derselbe Gelehrte berichtet einen Aberglauben der kretischen Jäger, der sich merkwürdiger Weise bis heute auf der Insel erhalten hat: daß nämlich die verwundeten Thiere sich durch das Fressen der Pflanze Dictamnus zu heilen pflegen; diese bewirke das sofortige Ausfallen der ins Fleisch gedrungenen Pfeile. Noch heutzutage herrscht, wie gesagt, der gleiche Aberglaube in Kreta, nur mit dem Unterschiede, daß die angeblich heilende Pflanze nicht Origanum dictamnus L., sondern Potentilla speciosa W. ist: letztere führt den Namen Wildziegenkraut, ἀγριμόχορτον[2].

Wie die Verwerthung als Münztypus ahnen läßt, wurde das Thier auch in Beziehung zur Religion gesetzt. Neben dem Adler des Gebirges gehört es dem Höhengotte Zeus als treffendstes Symbol. Ein Weibchen des kretischen Steinbocks war es, dessen Milch das Zeuskindlein in der Felsenhöhle des kretischen Ida trank: sie ist reicher und süßer als die Milch der Hausziegen (Brehm, Thierleben 2, III, 317); der erwachsene Zeus aber wird gedacht als Ideal des Kreters, als siegreicher Steinbockjäger, angethan mit dem Fell des erlegten Thieres, der Aegis, der stolzesten Trophäe der weltberühmten kretischen Schützenkunst. Wie die Griechen Ziegenfell und Steinbocksfell konfundiren, sieht man am Worte ἰξαλῆ, Steinbocksfell, was Hesychios als αἰγὸς δορά, Ziegenhaut, erklärt. Auch der Beinamen αἰγοβόλος des Dionysos gehört hierher. Dieser Ziegenschütze, als Kind gleichfalls von einer Ziege gesäugt (nach Porphyrius), erklärt sich vielleicht am einfachsten, wenn wir an die Etymologie des Dionysos als des Zeus der kretischen Stadt Nysa und an die kretischen Ziegen denken. In Kleinasien ist der Paseng bezeugt für Troas oder überhaupt doch für die lydisch-phrygisch-mysischen Gebirge durch die Ilias, wo es vom Trojaner Pandaros heißt (IV, 105 ff.):

„Sofort holte er aus dem Behälter den schöngeglätteten Bogen vom Gehörne des wilden Steinbocks, den er einst selber, als er aus dem Felsen hervorkam, vom Anstande aus unter das Herz in die Brust getroffen hatte, daß er rücklings auf den Felsen fiel; sechszehn Hand breit wölbten sich die Hörner über dem Kopfe: diese bearbeitete ein hornglättender Handwerker und fügte sie zusammen, und nachdem er alles schön polirt hatte, setzte er eine goldene Spitze daran" (zum Befestigen der Sehne)[3].

Daß diese Schilderung wie so sehr viele bei Homer auf richtiger Beobachtung und wirklicher Erfahrung beruht, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß der Dichter von einem Herzschusse spricht. Denn „in das Herz will der Bergsteinbock getroffen sein, sonst ist er, in den meisten Fällen wenigstens, für den Jäger verloren" (Brehm, Thierleben 2, III, 313). Der Erklärer, den ich bei der Homerstelle zufällig vor mir habe, meint, Pandaros habe jenen Steinbock mit dem Speere erschossen, aber die gewöhnliche Jagd geschah, wie wir oben sahen, mittelst Pfeil und Bogen, und Pandaros, der berühmteste Bogenschütze der Trojaner, wird auch vor jenem Abenteuer schon im Bogenschießen bewandert gewesen sein. Die Wildziegen auf den Gebirgen von Troas und ihre mit Hunden betriebene Jagd erwähnt auch der jonische Dichter Nikander aus der Zeit des Attalus; heute findet sich der Paseng dort nicht mehr. Dagegen spricht eine rohe Darstellung des Thieres auf einem Thonwirtel aus Hissarlik für seine Existenz in Troas: wir erkennen da einen Hirsch, eine Hirschkuh, einen Steinbock und einen Menschen; alle vier sind mit unglaublicher Rohheit gezeichnet. Auch die großentheils dem mittlern westlichen Kleinasien entstammenden äsopischen Fabeln kennen das Thier vortrefflich. In einer Fabel des Babrius treibt der Hirt, vom Schneesturm überfallen, seine Ziegen in eine Höhle in wüster, unbewohnter Gegend. Hier findet er großhörnige Wildziegen bei einander, viel mehr als seine eigene Herde ist, und größere und stärkere. Da füttert er nur diese und läßt seine eigene Herde verhungern. Als es sich aber aufhellt, bleiben die wilden Ziegen nicht bei ihm, sondern machen sich fort in ein unersteigliches Gehölz im Gebirge, wo weit und breit kein Vieh der Menschen mehr weidete. Ein andermal hausen Wildziegen oder Steinböcke in einer Felsenhöhle; ein Stier, vor einem Löwen fliehend, sucht dort Schutz: sie stoßen ihn aber mit den Hörnern zurück. In einer dritten Fabel sehen wir den αἴγαγρος zusammengestellt mit seinem Todfeinde, dem Panther, ein Streit, den auch die archaischen Vasenmaler oft genug uns vor Augen führen oder durch Nebeneinanderstellen beider Thiere andeuten. Aus einer vierten Fabel, wo Löwe und Esel mit einander Wildziegen jagen, scheint hervorzugehen, daß man die Thiere häufig in ihren Lagerplätzen in den Höhlen mit Hunden aufscheuchte und sie am Eingang erlegte, wenn sie heraus wollten.

Was Südkleinasien betrifft, wo der Paseng noch sehr häufig vorkommt (s. besonders Th. Kotschy, Reise in den kilikischen Taurus), so scheint er mir für die urälteste Zeit Lykiens bereits durch den Mythus von der Chimaera bezeugt. Denn dieses Wort bedeutet eine Wildziegenart, hier also ohne Zweifel die den Taurus bewohnende Bezoarziege. Der Schrecken der lykisch-kilikischen Tauerngebirge ward unter dem Bilde einer Art Steinbock vorgestellt, gerade wie in den verschiedensten Ländern ganz gewöhnlich der Steinbock als dämonisches Thier, als eine Inkorporation des Teufels betrachtet wird: ist doch der Bocksfuß fast unentbehrlich, um den Teufel oder Halbteufel durch Schluchten, Klippen und Abgründe klettern und den Jäger ins Verderben locken zu lassen. Selbst den Titanen hatte einst der Steinbock, wie die Mythologen fabelten (Hygin.), panischen Schrecken eingejagt. Um aber das verderbliche Wesen des Gebirgsdämons deutlicher auszudrücken, hat dann die morgenländische Phantasterei die ursprüngliche Wildziege zu einem unerhörten Monstrum ausgestaltet, das aus Löwe, Drache und Paseng zusammengesetzt war, wie Lucretius sagt:

Prima leo, postrema draco, media ipsa chimaera (V. 675).

Die bildende Kunst hat die Chimaera sehr verschieden dargestellt, meist mit mehreren Köpfen, doch auch mit einfachem Kopfe als eine nur etwas veränderte Ziege: so z. B. auf einem gestreiften Agat des Gemmenkabinets im britischen Museum. Für Halikarnaß am Westende des Taurus ist aus der Römerzeit eine Pasengjagd mit Hunden durch ein Mosaik bezeugt: das Thier hat große Hörner und ein graues Fell; so wird auch der Elburspaseng beschrieben[1]. Auch

[1] Wildziegen sind sicher auf Samothrake, wie schon zu Varro's Zeit; aber ob es Steinböcke oder Gemsen sind, habe ich nicht ermitteln können.

[2] Die fragliche Pflanze ist ohne Zweifel gemeint mit dem Strauche, auf welchen der Paseng auf der Münze von Elyris den einen Fuß gestellt hat (Gräffe, Ant. numism. Tafel XLIII).

[3] Pasenghörner zur Bogenfabrikation zu verwenden, war so gewöhnlich, daß ein Sprichwort daraus entstand; Arsenius S. 431.

[1] Der kretische weibliche Paseng, den ich im Londoner zoologischen Garten sah, war graubraun mit weißem Bauche und weißem innern Theil der Füße, schwarzem Kreuz, schwarzem Schwanz, unten schwarzem und oben braunem Gesicht. Alle diese schwarzen und weißen Partien glaubt man auch auf der persischen Photographie zu sehen. Statt der langen Stein-

in Rhodus und Cypern treffen wir Darstellungen des Steinbocks oder Pasengs, und es ist ja an sich wahrscheinlich, daß auch auf diesen Inseln das Thier einst heimisch war. Weiter östlich begegnet uns der Steinbock oder Paseng auf Münzen Commagene's und der syrischen Dekapolis; syrische Königsmünzen des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zeigen als symbolische Helmzierde — als Sinnbild der Stärke — ein dickes, gleichsam aus der Stirn herauswachsendes Steinbockshorn, und die Israeliten verarbeiteten die großen, schweren Hörner des Steinbocks zu Jobalhörnern, um mit ihnen das Jubeljahr anzublasen (nach dem Talmud). Hiermit kommen wir aber ohne Zweifel bereits in das Gebiet des echten asiatischen Steinbocks und zwar zunächst des Bedenbocks, Capra sinaitica, welcher ohne alle Frage auf den ägyptischen Denkmälern erscheint (R. Hartmann): der Paseng geht nicht so weit südlich herunter. Sehr häufig ist der Paseng dagegen noch heute in den persischen Hochgebirgen; auf dem Elburs ist die Jagd dem Schah reservirt, wie ich einem Briefe Baron Goedel's entnehme; wir haben also eine Analogie zu der für den König von Italien reservirten Steinbockjagd in den Alpen von Cogne.

Auf den antiken Kunstdenkmälern bringt es die gewohnte Stilisirung aller Naturgegenstände mit sich, daß man den echten Steinbock mit seinem regelmäßiger gebauten Gehörn weit öfter als den Paseng zu erkennen meint. Aber wer will bei Gemmen, Vasenbildern, kleinen Münztypchen, auf welche wir fast ausschließlich beschränkt sind, eine sichere Entscheidung treffen? Man giebt gegenwärtig folgende Arten des eigentlichen Steinbocks an: 1. Alpensteinbock in den Graïschen Alpen, Capra ibex, 2. Pyrenäensteinbock, Capra pyrenaica, 3. Kaukasusbock, Capra caucasica, 4. sibirischer Steinbock, Capra sibirica, 5. Bedenbock, im steinigen Arabien, Capra beden oder sinaitica, 6. abessynischer Steinbock, Capra walie, 7. indischer Steinbock, auf dem Himalaya, Capra Skyn. Die Pyrenäen- und Kaukasusböcke haben keine einfach bogen- oder halbmondförmig gekrümmten Hörner, jene haben ein leierförmiges, diese ein schafartiges Gehörn: solche Thiere sind auf den antiken Bildwerken nicht dargestellt, um so öfter dagegen ohne Frage die vorderasiatischen Steinböcke einschließlich die Bezoarziege und einen vermuthungsweise aufzustellenden, heute verschwundenen, Libanonsteinbock, der an Gestalt und Gehörn zwischen dem sibirischen und dem sinaitischen Steinbock gestanden haben dürfte. Diese vorderasiatischen Steinböcke sehen wir nun auf den besagten Kunstobjekten in allen möglichen Situationen, wie sie von Menschen oder geflügelten und ungeflügelten Göttern gehegt und auf den Armen getragen oder auch, nach einem bekannten vorderasiatischen Motiv, von den ausgestreckten Armen des gottmenschlichen Wesens paarweise bald an den Beinen, bald an den Hörnern festgehalten werden, wie ferner die Thiere bald mit, bald ohne Hunde, mit Pfeil und Speer zu Fuß und zu Pferd gejagt und getödtet werden, wie sie verwundet auf den Hinterfüßen sitzen oder ins Knie gesunken sind, wie man sie als Beute forträgt, dann wieder in der Aufregung der Brunst, wie Männchen gegen Männchen kämpft, wie es sich nachher mit dem schwer erkämpften Weibchen einläßt; am allieröftesten aber ist die einfachste Situation des grasenden Steinbocks zu sehen, wohl aus einem höchst einfachen äußerlichen Motiv, damit bei tiefgesenktem Kopfe der lange Bogen des Hornes besser in den engen Rahmen des Bildes hineinpasse. Auch den Kampf des Steinbocks mit seinen Erzfeinden, dem Panther und dem Löwen, sehen wir theils angedeutet, theils ausgeführt. Hübsch sind namentlich die Jagdbilder, die wir z. B. auf assyrischen Cylindern und auf jenem ungefähr lebensgroßen römischen Mosaik aus Halikarnaß vor uns haben. Am häufigsten, hundert- und tausendmal, finden wir den vorderasiatischen Steinbock auf den Vasengemälden des ältesten Stils, mit braunen Figuren auf gelblichem Grunde, wie sie ohne Zweifel hauptsächlich aus phönikischen Fabriken einst weit in den Occident getragen wurden: so z. B. auf den Vasen des alten etrurischen Grabgewölbes Campana zu Veji sehen wir mehrfach den Steinbock mit großem Horn und langem Bart. Aus Bernstein geschnitzt begegnet er uns auf einem Stücke aus Armento. Bei den Schriftstellern wird er fast nie erwähnt.

Der sibirische Steinbock hat ohne Zweifel als natürliches Modell gedient bei einem sehr deutlichen Steinbock auf einem skythischen goldenen Diadem, das zu Novo-Tscherkask am Don gefunden wurde: statt der Zacken sind allerlei Figuren, mehrere Elenthiere, ein Steinbock, Bäume u. s. w. angebracht (F. de Lasteyrie, Histoire de l'orfévrerie p. 68). Gehen wir nun noch zur G e m s e über.

Der heutige Verbreitungskreis der G e m s e befaßt die Alpen, Abruzzen, Pyrenäen, die Gebirge der kantabrischen Küste, Dalmatiens, Griechenlands, die Karpathen, siebenbürgischen Alpen, den Kaukasus, Taurien und Georgien. Auch im Alterthum gab es in Griechenland und in Italien Gemsen und auch verwilderte Ziegen auf den höchsten Gebirgen. Sie hießen *αἲξ ἄγριος*, *αἴγαγρος*, *αἰγαγρίων*, *χίμαιρα*, *ἄζα*, *ἴυρξ*, rupicapra, damma, capra und caprea. Auf dem ganzen lacedämonischen Gebirge Taygetus waren sie zahlreich, besonders bei Euoras (Pausan. III, 20, 5). Vor Beginn jedes Treffens pflegte der spartanische König auf dem Schlachtfelde im Angesicht des Feindes eine Wildziege (*χίμαιρα*) zu opfern (Plutarch, Lycurg. 22; Xenoph., De rep. Laced. 13, 8; Hellen. IV, 2, 20). In Böotien zeigt die Münze des Fleckens Ismene den Kopf eines Wildziegenbockes (Eckhel, Doctr. numm. I, 2, 199). Auf dem Parnassus und anderen nordgriechischen Bergen sind sie heute noch zu finden. Auch die euböischen Felsenberge waren einer Tradition aus trojanischer Zeit zufolge damals von diesen Thieren besetzt (Pausan. II, 23, 1). Die Achillesinsel Leuke im Schwarzen Meere wurde bloß von Ziegen, also gewiß verwilderten Exemplaren, bewohnt. Basilius der Große erwähnt die Gemsen (oder den Paseng?) am Iris im nördlichen Kleinasien. Auf dem Olymp in Thessalien ist die Gemse noch ziemlich gemein; halbwilde Ziegen birgt die Insel Giura, das alte Gyaros. Dem entspricht der Münztypus von Agyrium auf Sicilien: der Wolf, der eine Gemse frißt (Eckhel, Doctr. numm. I, 1, 195). Ueberhaupt scheint zur Homerischen Zeit, wie manche andere Insel, so auch Sicilien viele Gemsen oder Wildziegen (oder Pasenge?) [1] beherbergt zu haben; denn für Ithaka nimmt es der Dichter an und ebenso für die Insel der Kyklopen, unter welcher doch am ehesten Sicilien zu verstehen ist.

In Italien war der aus Horaz bekannte schneereiche Soracte einer ihrer Lieblingsberge, ebenso der Fiscellus, ein Gebirgsstock der Appenninen an der umbrisch-picenischen Grenze; dazu kamen noch die verschiedenen Ziegeninseln: Capraria, jetzt Capraja, bei Elba, und Capraria, griechisch *Αἴγουσα*, jetzt vielleicht Favignana bei Sicilien; vielleicht ist auch die Isola Caprara unfern Teanum und dem Frento zu erwähnen und der Monte Caprara im Frentanischen, ein Ausläufer der Appenninen. Die Schweizer Gemse

bockshörner hatte das Londoner Thier nur so zu sagen gewöhnliche große Ziegenhörner.

[1] Die Jagd geschieht mit Hunden und Wurfspießen; das große, dichthaarige Fell der z o t t i g e n Wildziege wird von Eumaios als Sitzstatt ausgebreitet.

kommt bei Plinius vor unter dem Namen rupicapra, Felsenziege. Die spanische ist wohl unter dem Namen caprea gemeint in einer metrischen Inschrift aus der Kaiserzeit, wo von den Jagden eines römischen Generals auf flüchtige capreae, Hirsche, Eber und wilde Pferde bei Legio, jetzt Leon, in Galläcien die Rede ist (C. I. L. II, 2660 b). Auf dem Denkmal bei Gerhard, Etrusk. Spiegel I, Taf. II, scheint eine Gemsjagd dargestellt. Dagegen sind die auf den assyrischen Reliefs von Kuyundschik mit Pfeilen gejagten Thiere mit leyerförmigen Hörnern, großen Ohren und nicht sehr kurzem Schwanz und ohne Bart sicher Antilopen. Da die Weibchen ohne Hörner sind, können weder eigentliche Gazellen noch Wildziegen gemeint sein. Beide Thiere, Antilope und Gemse, scheint der gewöhnliche Römer unter dem Namen damma zusammengeworfen zu haben. Dammae, Oryxgazellen und ähnliche Thiere wurden zu Columella's Zeit (also zu Beginn der Kaiserzeit) in den römischen Parken gehalten. Graz, Februar 1881.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am See von Wan in Türkisch-Armenien hat am 30. Mai d. J. ein Erdbeben stattgefunden, über welches Mr. Emilius Clayton an die „Nature" (Nro. 609 und 611) berichtet. In Wan selbst war der Stoß nur leicht, in Bitlis im Südosten des Sees heftiger, während seine größte Stärke anscheinend in dem armenischen Dorfe Teghurt sich zeigte, welches am Fuße des vulkanischen Nimrud-Dagh (am Westufer des Sees) dem Augenmaße nach nicht mehr als 4 engl. Meilen vom Rande des Kraters liegt und fast gänzlich zerstört wurde, wobei 93 Menschen das Leben verloren. In Achlat, welches 5 bis 6 Miles weiter ab vom Nimrud-Dagh liegt, wurden gleichzeitig an 200 Häuser zerstört oder mehr oder weniger beschädigt. Am 9. Juni Abends fand ein zweiter Stoß statt, welcher das zwischen Teghurt und Achlat gelegene Dorf Sipratzor beschädigte. Nur in diesen drei Dörfern wurden wirklich Häuser umgeworfen, während in anderen höchstens Risse in Mauern und dergleichen entstanden, und da jene drei Orte auf der direkten Verbindungslinie der beiden großen erloschenen Vulkane Nimrud Dagh und Sipan Dagh (letzterer am Norduser des Sees) liegen, so existirt wahrscheinlich eine Linie geringsten Widerstandes zwischen denselben. Alle drei Dörfer liegen indessen dem Nimrud näher, und da der heftigste Stoß in Teghurt, welches diesem am nächsten liegt, gefühlt wurde, so mag in Nimrud das Erdbebencentrum gesucht werden; doch mag sich die Thatsache auch so erklären, daß das Dorf unmittelbar auf dem harten Fels eines alten Lavastroms erbaut ward. In einem Dorfe genau östlich vom Nimrud wurde Clayton die Mittheilung, daß die Erdbebenwelle von Süden gekommen sei, so daß man das Centrum in den Bergen Kurdistans anstatt im Nimrud zu suchen hätte; indessen genügt eine solche einzelne zweifelhafte Beobachtung noch nicht, um diese Frage zu entscheiden. Clayton hat dann den Nimrud Dagh besucht. Derselbe steigt so allmälig an, daß man bis oben hinauf und in den Krater hinein reiten kann. Der Rand desselben war dort, wo ihn Clayton überschritt, dem Aneroid zufolge 2810 Fuß = 856 m über dem See von Wan und etwa 6 engl. Meilen von demselben entfernt; doch steigen einzelne Theile des Kraterwalles noch circa 500 Fuß höher an, und seine höchsten Stellen liegen im Norden und Süden. Der Krater ist eine weite, fast vollkommen kreisrunde Höhlung, von einem Durchmesser von 4 bis 5 Miles und sein Boden ist eine unregelmäßige flache domförmige Wölbung, die zum Theil mit Gras, zum Theil mit Zwergbirken und -Buchen und einer kriechenden Eibe bedeckt ist. Zwischen den Hebungen dieses Domes und besonders in der ringförmigen Einsenkung zwischen dem Dom und den Kraterwänden liegen sechs oder sieben Teiche. Einer derselben, an dessen Rande Clayton lagerte, wurde von heißen Quellen gespeist, welche in großer Anzahl rings an seinem Rande hervorsprudeln. Ihre Temperatur konnte er in Ermangelung eines Thermometers nicht feststellen; eine derselben war so heiß, daß er noch gerade seine Hand hineinhalten konnte. Dieser Teich liegt 880 Fuß = 268 m unter der Stelle, wo er den Kraterrand überschritt, und ist der niedrigste Punkt in dem ganzen Umkreise. Von Dampfausströmungen war nichts zu bemerken, obwohl der Berg der Tradition nach noch vor 400 Jahren thätig gewesen ist; indessen konnte Clayton aus Mangel an Zeit nicht den ganzen großen Innenraum des Kraters durchforschen.

Afrika.

— J. M. Schuver, ein holländischer Reisender, welcher in London einen Kursus im wissenschaftlichen Beobachten durchgemacht hat, verließ zu Anfang dieses Jahres Kairo mit der Absicht, ganz Afrika von Norden nach Süden zu durchwandern. Er hat jetzt Famaka an der Südgrenze von Fazogl erreicht und schickt sich an, von da in die Länder der Galla einzudringen.

— Nachrichten vom Weißen Flusse ergeben, daß es dem Oesterreicher E. Marno-Bey gelungen ist, die Grasbarre (Sett) des Bachr el Ghazal, welche dem Dampfer „Sofia" mit Gessi-Pascha so verhängnißvoll war, zu beseitigen und dadurch die Schiffbarkeit des Flusses wiederherzustellen. Marno-Bey war dort, mit zwei Dampf- und drei Schleppschiffen, mit 150 Matrosen und 100 ägyptischen Soldaten vom 1. April bis 15. Juni beschäftigt.

— Ueber den schon früher kurz erwähnten Aufenthalt Prof. G. Schweinfurth's auf der ostafrikanischen Insel Socotra entnehmen wir einem Briefe des Reisenden, der in der „Rigaschen Zeitung" veröffentlicht wurde und von Kairo, 1. Juli 1881, datirt ist, das Folgende:

„So segelten wir und kreuzten endlos auf endlosem Meere, auf bewegter See und unter fabelhafter Schaukelbewegung einer Segelbarke, 28 Tage lang, um von Aden aus das geheimnißvolle Feen-Eiland zu erreichen. Nun waren wir da, und ein neuer Kampf begann: der Kampf mit der Zeit. Es blieben nur noch wenige Wochen bis zum Beginn des Südwest-Monsun, der nicht nur allen Verkehr mit Socotra, sondern auch alle Segelschifffahrt in diesem Meerestheile für viele Monate unmöglich macht. Ich hatte mit den Resultaten meines Vorgängers, des Professor Balfour aus Glasgow, der im Vorjahre sechs Wochen gleichfalls zur botanischen Ausbeute auf Socotra gewesen war, zu wetteifern, wollte nicht hinter ihm zurückbleiben. Da mußte ich alles aufbieten, um die Zeit auszunutzen, und in der That gelang es mir, eine schöne und reiche Sammlung zu Stande zu bringen. Es war aber doch nur ein blindes Hineingreifen in dieses unergründliche Füllhorn der Natur. Denke Dir eine Insel mit reichem Pflanzenwuchs, wo ein Drittel oder ein Viertel sämmtlicher Gewächse daraus eigenartig und neu waren, und Du wirst den Eifer begreifen, der mich beseelen mußte. Mein Vorgänger hatte mir die Priorität weggeschnappt von allen

diesen schönen neuen und neu zu benennenden Dingen, mir blieb nur die Nachlese. Aber selbst diese ist reich ausgefallen, und ebenso bleibt noch viel, unendlich viel übrig für diejenigen, die später hinkommen werden. Meine Erlebnisse werde ich demnächst in einem längern Berichte Dir zum Besten geben. Was ich hier mittheile, betrifft nur das Allgemeine und das zufällig Herausgegriffene.

Unser Aufenthalt in Socotra hätte bei größerer Muße und einsamer Ungestörtheit eine Idylle sein können, im Sinne von Robinson oder Paul und Virginie — so verschieden die beiden auch sein mögen, ich hätte von jedem mein Theil gehabt. Aber in diesem Tageskampfe, Schritt um Schritt in dichtem Buschwalde erkämpfend, Blüthe um Blüthe, Frucht um Frucht, da schwanden sie hin in rauher Wirklichkeit die Träume von Stillglück in der Beschränkung.

Wir hatten längere Zeit ein reizendes Lager inne in einsamem Gebirgsthale, auf unzugänglichen Wegen waren wir hingelangt und befanden uns dort inmitten einer jungfräulich unberührten Natur. Zwischen riesigen Felsblöcken waren die Zelte gespannt, umgeben vom herrlichsten Grün des dichten Gebüsches, dabei waren große natürliche Höhlen in Granitfels ausgewaschen von ehemaligen Bächen, und ein rauschender Wildbach strömte vorbei mit herrlichen, zum Bade einladenden Felsbecken voll des klarsten, frischesten Gebirgswassers. Die Temperatur war köstlich, selten erreichte sie um die Mittagszeit jene Höhe, die an den 12. Grad nördlicher Breite erinnerte, man war da wie auf den Höhen des Aetna oder des Vesuvs.

Meine Exkursionen, die ich bis auf die höchsten Spitzen, über 4500 Fuß, ausdehnte, bildeten mich in kurzer Zeit zum richtigen Buschmann aus. Das war ein beständiges Klettern zwischen haushohen Blöcken und durch unentwirrbares Astwerk, Schlingkraut und dichte Laubfülle. Die Pomeranze wächst wild und in riesigen uralten Stämmen auf der Insel, die Goldorange, von den Eingeborenen verschmäht, schimmert durch das dunkele Laub dieser urwüchsigen Hesperidengärten. Wilde Granatäpfel eigener Socotriner Art, Buxusgebüsche von Mannshöhe desgleichen, alles erinnert, so recht im Gegensatze zu den benachbarten dürren Küsten Arabiens und des Somallandes, an das glückliche Italien, wie es gewesen sein mag in Homerischer Urzeit. Diese Laubfülle aber übersteigt alles am Mittelmeer gewohnte Maß. Ferner sind die tonangebenden Gewächse auf Socotra von so fremdartigem, so bizarrem Habitus, daß sich der allgemeine Landschaftscharakter mit keiner andern Gegend vergleichen läßt. Wie überlebende Zeugen vergangener Weltepochen starren hier diese vegetabilischen Monstra zum Himmel, die Bäume mit angeschwollenen Tonnenleibern, wie Deine Stückfässer im Rathskeller, so groß, glattrindig und ohne ausgehauene Stufen gar nicht erklimmbar, um Zweige und Blüthen abschneiden zu können. Dann die prachtvollen Aloe mit der farbigen Blüthe, die Drachenbäume, die den historischen Ruhm der Insel ausmachen und deren Produkte bereits den ältesten Völkern bekannt waren, das alles stempelt Socotras Natur zu einer unvergleichlich fremdartigen.

Die Menschen auf Socotra waren ebenso eigenartig, als seine Thiere und Gewächse, ein Völklein von räthselhafter Herkunft, himmelweit verschieden von allem Menschlichen, was in asiatischer oder afrikanischer Nachbarschaft wächst, weder Araber noch Somali, weder Neger noch Indier. Die arabischen Geographen wollen wissen, daß sie die Nachkommen einer griechischen Kolonie seien, allein die alten Schriftsteller des klassischen Zeitalters wissen nichts davon. Meinetwegen mögen sie immerhin alte Griechen sein, die die Sonne braun gefärbt, die aber ihr bekanntes Profil in vielen Fällen erhalten haben und schlichtes Haar und schmale Lippen haben, wie wir. Waffen sind unbekannt bei ihnen, es seien denn bloße Messer, denn wilde Thiere, Raubzeug giebt es nicht auf der Insel, die nur von wilden Eseln, Civetten und einigen Steinböcken abgeweidet wird. Der Mensch ist hier das harmloseste Geschöpf der Schöpfung, da nichts durch Widerstand in ihm den Dämon des Besitzes wachruft, zum Raube und zur Gewalt auffordert; wehrlos, wie die Pflanzen, die ihren Herden das Dasein schenken, ist der Socotriner ein schüchterner Hirt, dessen Behausung die natürlichen Höhlen bilden, von welchen die Insel wimmelt. Wir hatten die größte Schwierigkeit, uns mit ihnen zu verständigen. Unsere Sachen lagen unbewacht im Lager herum, und oft ließen wir dasselbe Tage lang im Stiche. Nicht das Geringste kam uns abhanden."

Australien.

— Nachdem die internationale Industrieausstellung in Melbourne am 30. April dieses Jahres geschlossen worden, ist ein beträchtlicher Theil der eingelieferten Gegenstände von Neuem in **Adelaide** ausgestellt worden. Diese Ausstellung wurde am 1. Juli eröffnet und soll bis zum 21. August dauern. Zahlreich und gut vertreten sind England, die Kolonie Viktoria und Japan, leidlich Italien, Oesterreich und Amerika, dagegen Deutschland und Frankreich nur sehr spärlich.

— Eine anziehende, herzerfreuende Gabe sind „**Dr. Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen**", welche soeben im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft von Dr. G. **Neumayer** und Otto **Leichhardt**, einem Neffen des berühmten Australien-Reisenden, herausgegeben wurden (Hamburg, L. Friederichsen u. Comp., 1881. Mit Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien). Es gewährt einen hohen Genuß, in diesen sicherlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen, deren ersten der Göttinger Student, deren letzten der berühmte Reisende am Beginn seiner letzten todbringenden Wanderung geschrieben hat, zu verfolgen, wie er in festem, unentwegtem Vorwärtsstreben alle Hindernisse besiegte und seinem Ziele nachging, das zu erreichen nur der Tod ihn hinderte. Die Briefe aus Paris und London, aus Südfrankreich und Italien, die bis zum September 1841 reichen, gewähren tiefe Einblicke in den unvergleichlichen Ernst, mit welchem Leichhardt sich zum Naturforscher und Entdeckungsreisenden vorbereitete; bis in sein 28. Lebensjahr hinein hat er unermüdlich in Museen, Vorlesungen und auf Wanderungen sich geistig und leiblich dazu geschult und erzogen. Dr. G. Neumayer, der sich um die Aufhellung von Leichhardt's Schicksal so vielfach und leider so vergeblich bemüht hat, fügte den Briefen einen Anhang: „Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender", hinzu, in welchem er demselben mit vollstem Rechte nachrühmt „Frische der Auffassung, strenge Wahrheitsliebe und das Bedürfniß, sich seinen eigenen Eindrücken hinzugeben und denselben volle Rechnung zu tragen", und der Umstand, meint er, daß Leichhardt ein bedeutender, selbständig denkender Geist und Forscher war, giebt diesen seinen Auslassungen eine erhöhte Bedeutung, und zwar darum, weil hier einmal eine Gelegenheit geboten wird, wie wohl selten, die schrittweise Entwickelung des Keims zu edlem Streben von Anfang an zu belauschen und in seiner Entwickelung zur Blüthe und zur vollen Thatkraft zu verfolgen. Wir empfehlen das Buch nachdrücklichst der Aufmerksamkeit unserer freundlichen Leser als ein hochinteressantes Stück Autobiographie und einen Beitrag zur Geschichte der Geographie.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

VIII.

Am 9. April verließ Lortet Tyrus, und ritt an der Küste entlang nach Akka. Diese Strecke des Meeresufers ist flach, nur in der Mitte, zwischen dem schon erwähnten Ras el-Abiad und dem südwärts davon gelegenen Ras en-Nakura, tritt das Gebirge bis unmittelbar an das Meer heran und bildet einen strategisch wichtigen Paß, welcher im Alterthume wie im Mittelalter stark befestigt gewesen ist. Da liegt auf den Höhen das früher geschilderte Kala'at esch-Schema, dann Tell ed-Daba und Tell Irmid, näher dem Meeresgestade Iskanderuna, wo eine von Alexander dem Großen an der Stelle seines Zeltes gegründete Stadt, Alexandroskene, gestanden haben soll, die Balduin I. 1116 als Festung unter dem Namen Scandarium wieder aufbaute. Heute steht dort ein zumeist aus antikem Material erbauter Chan neben einer klaren, tiefen, leider aber fast lauwarmen Quelle. Etwa ¾ Stunden weiterhin stößt man an einem Bachbette auf die Ruinen Um el-Awamid (Mutter der Säulen), die Renan 1861 untersucht hat. Er fand dort Sphinxe und rohe Figuren von Löwen, auch phönikische Inschriften und eine sehr interessante Sonnenuhr. Die ionischen Kapitelle der dortigen Säulen stammen aus guter griechischer Zeit; die Stadt soll damals den Namen Laodicea geführt haben. Ihre Trümmer heißen heute Medinet el-Taharan oder Medinet el-Turan, auch Tuhran esch-Scham. Nach Socin-Bädeker (2. Ausgabe, S. 323) lautete der ältere Name des Ortes Turân. Die Umgegend des Ortes ist heutigen Tages wüst und öde; man sieht dort weder Haus noch Dorf. Nur zahlreiche Schakale treiben sich in den Ruinen herum, und zur Nachtzeit läßt sich das scheußliche Gekläff der Hyänen vernehmen. Nun steigt man zum Ras en-Nakura hinauf, der alten „Tyrischen Treppe“ (Scala Tyriorum), in deren festem Gestein viele versteinerte Seeigel sich finden. Oben, 75 m über dem Spiegel des Meeres, dehnt sich ein felsiges Plateau aus, das mit Gestrüpp von stacheligem Ginster, Karuben und Poterium spinosum bedeckt ist. Alsbald aber öffnet sich die prachtvolle Aussicht nach Süden, über die weite Ebene und den Meerbusen von Akka, den im Hintergrunde der Karmel abschließt, und im Osten die Berge von Galiläa. Ein steiler, steiniger, aber dabei — eine Seltenheit in türkischen Landen — kürzlich ausgebesserter Weg führt in die Ebene hinunter und über den Ain Mescherfe, einen kleinen Bach, der einst die Grenze zwischen Phönicien und Kanaan bildete.

Zwischen dem Gestrüppe bemerkte der Reisende einige Zelte von Tscherkessen. Diese Unglücklichen wandern seit der Unterwerfung des Kaukasus durch die Russen im weiten türkischen Reiche als Vagabunden umher und haben keine Heimstätte, trotzdem die Regierung ihnen fruchtbare Ländereien angewiesen hat; früher ansässig, sind sie zu Nomaden geworden, treiben keine Arbeit, ja ziehen nicht einmal Vieh auf und leben nur von Diebstahl und Raub. Für die friedlichen Bewohner Syriens sind sie eine wahre Geißel, und diese werden mitunter zu entsetzlichen Repressalien veranlaßt. So haben vor einiger Zeit Araber aus der Ebene von Akka, um einen von Tscherkessen verübten

Mord zu rächen, eine Anzahl derselben in frisch abgezogene Thierfelle genäht und sie in diesem Zustande neben dem Wege den Strahlen der glühendsten Sonne ausgesetzt, so daß sie in Folge des Zusammentrocknens der Felle und der Hitze unter fürchterlichen Qualen ihr Leben aushauchten.

Die Ebene von Akka ist fruchtbar und gut angebaut; überall sieht man große Felder von Getreide, Tabak und Baumwolle, seit Kurzem auch wohlgepflegte Weinberge. Der Boden ist theils thonig, theils schwarzer Humus wie im Nildelta. Am Wege ist der Rasen mit schönen purpurn blühenden Orchideen (Serapias cordigera) und zierlichen rothen Tulpen (Tulipa undulatifolia) geschmückt. Dann läßt man zur Rechten, nach dem Meere hin, einen Hügel, der das Dorf Zib, das alte Achzib oder Ecdippa,

Ein Haus in Akka. (Nach einer Photographie.)

trägt; dort giebt es Quellen in Fülle und prächtige Haine von Oel-, Nuß-, Feigenbäumen und Palmen, in denen sich Schaaren grauer Krähen mit dunkelschwarzen Flügeln tummeln. Dann wird die Ebene sandig und öde, nur von Dornsträuchern und dem für die Haiden am östlichen Mittelmeere charakteristischen Poterium spinosum bedeckt. Schließlich erreichte man die große Leitung, welche von Nordosten her der Stadt Akka Trinkwasser zuführt, und lagerte in Bachdsche neben einem Landhause Abdallah Pascha's, des Nachfolgers des mehrfach erwähnten Dschezzar Pascha. Der nie ausgebesserte Aquadukt läßt an zahllosen Stellen das kostbare Naß entweichen; überall stürzen kleine Kaskaden herab und lassen Frauenhaar und Schilf üppig gedeihen. Das Geplätscher derselben und das Quaken unzähliger Frösche wiegte die Reisenden in Schlaf.

Bei Sonnenaufgang am nächsten Tage kamen Fellachenfrauen, alle gleichmäßig in Blau gekleidet, in langen Reihen vorbeigezogen, um Milch und Früchte in der nahen Stadt zu Markte zu bringen. Fast alle rasteten am Aquadukt einen Augenblick, um ihren Wasservorrath zu erneuern,

und man sah da ländliche Scenen, die einen großen Maler hätten begeistern können. Aber alle waren tief traurig; kein Lachen und Scherzen unter den jungen Leuten, wie in anderen Ländern: die rauhe Hand des Türken, der sich von der ganzen Civilisation Europas nur die Laster angeeignet hat, lastet zu hart auf ihnen, als daß die Lebenslust sich äußern könnte.

Von Bachdsche aus gelangte Lortet bald an die verfallenden Befestigungen, die in Vauban'scher Art erbaut Akka oder Saint-Jean-d'Acre auf der Landseite umgeben. Man muß an ihnen hin reiten, bis man das einzige Thor im Südwesten erreicht. Dabei passirt man einen Hügel, den „Toron" der mittelalterlichen Geschichtsschreiber; dort lagerte Guy de Lusignan im Jahre 1189 und von dort legte Bonaparte mit seinen kleinen Kanonen Bresche in die Mauern der Stadt.

Im Alterthume war Akka, das die Griechen zu Phönicien rechnen, eine ansehnliche Handelsstadt, spielt in der Geschichte aber keine hervorragende Rolle, um so mehr aber in den Kreuzzügen. Für die Franken war es ein überaus wichtiger Platz, wo die meisten landeten. Von 1104, wo es Balduin I. mit Hilfe einer genuesischen Flotte eroberte, bis 1187, wo es sich nach der Schlacht von Hattin an Saladin ergeben mußte, war es in ihren Händen und schon 1191 eroberten es Guy von Lusignan und Richard Löwenherz wieder und die Kreuzfahrer behielten es nun noch ein

Arabische Mädchen beim Wasserschöpfen in Akka. (Nach einer Photographie.)

volles Jahrhundert. Von den Johannitern, welche 1187 von Jerusalem vertrieben worden waren und sich dann hier niederließen, erhielt es seinen französischen Namen, und auch die Deutschritter waren in der Umgegend reich begütert. Schließlich eroberte 1291 Sultan Melik el-Aschraf trotz tapferer Vertheidigung, die aber durch Uneinigkeit wirkungslos gemacht wurde, die Stadt und verwüstete sie vollständig. 50 Jahre später hausten nur 60 Beduinen in elenden Hütten zwischen den Schutthaufen.

Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich Akka unter dem grausamen Bosniaken Achmed, besser bekannt als Dschezzar Pascha, aus seinen Ruinen. 1785 hatte sich derselbe fast unabhängig gemacht und beherrschte alles Land vom Nahr el-Kelb bei Beirut bis Kaisarije; Akka wurde durch ihn mit Bauten geschmückt, zu denen er von weit und breit her Material der antiken Ruinenstätten herbeischleppen ließ. Unter seiner Herrschaft fand die Belagerung durch Bonaparte statt, der nach acht blutigen Stürmen dieselbe aufgeben und mit den Resten seines Heeres nach Aegypten abziehen mußte. Er hat es dem Engländer Sidney Smith nie vergeben, daß er durch seine Unterstützung der Türken ihm seine hochfliegenden Pläne im Oriente zu nichte gemacht hat. Dschezzar starb 1804. Unter seinem zweiten Nachfolger, Abdallah Pascha, kam neues Leid über Akka: Ibrahim Pascha von Aegypten legte sich Ende 1831 davor und warf 35 000 Bomben in die Stadt; aber erst, als der neapolitanische Ingenieur Roset die Leitung der Artillerie übernahm, gelang es Bresche in die Mauern zu legen und am 27. Mai 1832, nach einer Belagerung von sechs Monaten, die Stadt zu stürmen und zu zerstö-

Mesopotamischer Tänzer und Musikantinnen in Akka. (Nach einer Photographie.)

ren. Kaum hatte sich dieselbe wieder etwas erholt, als sie 1840 ein neues Bombardement Seitens der vereinigten Flotten der Engländer, Oesterreicher und Türken durchzumachen hatte, wobei am 3. November ein Pulvermagazin in die Luft sprang und über 2000 Aegypter tödtete. Seitdem genoß Akka Frieden und Ruhe. Der Ort liegt auf einer Landzunge, welche sich von Norden nach Süden in das Mittelländische Meer hineinschiebt. Zwischen derselben und dem Festlande in Südosten liegt der Hafen, den einst ein halbkreisförmiger Molo, von dem man noch Reste sieht, einschloß. Gräben, Mauern und Redouten sind in sehr schlechtem Zustande, und an ausgedienten Lafetten, alten verrosteten Kanonen und umherliegenden Kugeln ist kein Mangel. Es befinden sich unter den Geschützen viele alte Stücke aus Bronze, auch französische aus Bonaparte's Zeit. Die Mauer längs des Meeres ist mit unterirdischen Magazinen versehen, von denen aber viele eingestürzt sind. Doch soll die Pforte 1880 beschlossen haben — von Beschlüssen der türkischen Regierung bis zu deren Ausführung ist bekanntlich ein weiter Weg —, Akka durch Forts moderner Bauart und Kanonen vom schwersten Kaliber zu schützen. Lortet meint, sie hätte die strategische Wichtigkeit des Platzes, der das südliche Syrien beherrscht, eingesehen; auch hätten England wie Deutschland (!?) nach Vorwänden gesucht, sich der Stadt zu bemächtigen, und wer dort und in den Bergen Juda's Herr sei, beherrsche damit den Suez-Kanal (?).

Bazar und Markt von Akka sind ziemlich belebt und reich mit Früchten und Gemüsen aus der umliegenden Ebene versehen. Die in jüngster Zeit zunehmende Ausfuhr besteht aus Wolle, Seide, Tabak, Sesam und Baumwolle. Der Hafen ist leider sehr versandet und bietet nur kleinen Schiffen Unterkunft; doch wäre es leicht, ihn auszubaggern und ihm die nöthige Tiefe für Dampfschiffe zu geben. Ob das wirklich so nöthig ist, weil demnächst, wie Lortet meint, Akka der Endpunkt einer Eisenbahn wird, welche die Erzeugnisse des Jordanthales und der ostjordanischen Landschaften Dschedur und Dscholan nach der Küste zu schaffen hat, scheint uns mehr als zweifelhaft.

Der Berg Karmel von Haifa aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Die Bevölkerung von Akka wird auf 12000 Seelen geschätzt, davon etwa 3000 Christen; sie könnte rasch anwachsen, wenn der Hafen den europäischen Dampfern eine Zufluchtsstätte böte.

Bei den wiederholten Zerstörungen, welche die Stadt zu erdulden hatte, ist es nicht zu erwarten, daß sie an Alterthümern und Baulichkeiten Besonderes aufzuweisen hätte. Auf einem kleinen freien Platze erhebt sich die Moschee des Dschezzar Pascha, die von einer schlanken zierlichen Kuppel gekrönt wird; sie besteht fast ganz aus antikem Material, das der „Schlächter-Pascha" von Cäsarea und Tyrus herbeiholen ließ. Von ersterm Orte stammen die Säulen aus Verde antico. Im Hofe springt eine Fontaine zwischen Cypressen, Oelbäumen und Palmen; ringsum laufen Gallerien, die mit kleinen Kuppeln bedeckt sind. Dort liegt auch das Grabmal Dschezzar Pascha's, das aus weißem Marmor besteht und in eleganten arabischen Schriftzügen folgende Inschrift trägt: „Er lebt, er ist unsterblich! Dies ist das Grab dessen, der um Gnade fleht. Man muß dem Hadschi Achmed Pascha, dem Schlächter (Dschezzar), vergeben. Möge ihm die Gnade des Allbarmherzigen zu Theil werden!"

Das Gebäude, welches jetzt als Militärhospital und Kaserne dient, gilt für den einstigen Palast der Johanniter-Ritter; doch gehören nur die Fundamente und die jetzt mit Schutt und Unrath angefüllten Keller der Kreuzfahrerzeit an.

Bietet die Stadt an geschichtlichen Monumenten nichts, so ist ihr Straßenleben um so interessanter. Da sitzen zwei griechische Popen auf einem Hofe vor einer kleinen Kapelle,

schmutzig, mit fettigen Kleidern, langen Haaren, ungepflegtem Barte, aber vieler Würde; russische Pilger, in zerlumpte Schaffelle gehüllt, werfen sich vor den Heiligenbildern nieder; mohammedanische Frauen, die untere Hälfte des Gesichtes sorgfältig verhüllt, schleichen vorüber. Hier sieht man in einen Barbierladen, wo sich ein Araber den kahlen Schädel rasiren läßt; dort sitzen Schuster bei der Arbeit und Wasserverkäufer lassen ihre Waare von Eseln durch die Straßen schleppen. Bei einem von unbehauenen Steinen malerisch überdeckten Brunnen ziehen niedliche arabische Mädchen von acht bis zehn Jahren, nur mit Hemd und Hose von weißem Baumwollenstoffe bekleidet, und auf dem Kopfe ein Fez mit goldener Quaste, das Schöpfgefäß auf und gießen seinen Inhalt in einen mächtigen Krug, den ein fauler junger Türke festhält. Die von der hellen Sonne beleuchtete Gruppe giebt ein anziehendes Bild ab.

Die Garnison von Akka ist beträchtlich und in Folge dessen auch, wie in allen Soldatenstädten, die Zahl der Kaffeehäuser. In einem derselben, welches in einem höhlenartigen Loche eingerichtet war, bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar: ein Tänzer, aus Mesopotamien stammend und fast wie ein schottischer Hochländer gekleidet, gab zum Klang von Kastagnetten einen höchst gewandten Tanz zum Besten. Zwei junge Frauen, eher Levantinerinnen als von arabischem Blute, begleiteten ihn mit Tamburin und Guitarre. Die Anwesenden, unter denen sich einige Perser befanden, waren von dem Schauspiele wie hingerissen und schienen ein unvergleichliches Vergnügen zu genießen. Der Tänzer war schön und von prachtvollen Formen, sein weibliches Gesicht von vollkommener Regelmäßigkeit, die großen schwarzen Augen voll Feuer und sein Kopf mit langem, schwarzem, zierlich gewelltem Haarwuchse bedeckt. Auf diese Produktion folgten Schlangenbeschwörer, italienische Sänger u. s. w.

Nachdem Lortet alle Sehenswürdigkeiten Akkas erschöpft, brach er nach dem nahen Haifa am Fuße des Karmel auf. Unweit von Akka durchfuhrtete er den kleinen Nahr el-Naaman, den antiken Belus, mit dessen feinem Sande die Phönikier, Plinius zufolge, die Glasbereitung erfanden. Ist die Tradition wahr, so wäre die Mündung des Baches eine der denkwürdigsten Stellen auf Erden, als Ursprung einer Entdeckung, ohne welche die heutige Industrie und ein großer Theil der physikalisch-chemischen Wissenschaften einfach undenkbar wäre. Die Bai von Akka mit ihrem fast kreisrunden Strande ist für Segelschiffe höchst gefährlich, weil sie sich bei Westwind nur schwer daraus entfernen können; als Beweis dessen zählte Lortet zwischen Akka und Haifa nicht weniger als 23 große Barken oder Dreimaster, die der Sturm einige Tage zuvor an den Strand geworfen hatte. Die meisten derselben hatten sich tief in den Sand gebohrt und manche waren von der Gewalt des Sturmes und der Wogen 30 bis 40 m weit landeinwärts getrieben worden. Zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt, die Schiffsrumpfe zu zerlegen.

Der Karmel und die Ebene Esdrelon. (Nach einer Photographie.)

Das bis in die Tiefen aufgewühlte Meer hatte eine Menge seiner Bewohner an den Strand geworfen, so daß Lortet eine reiche Sammlung von schönen Schwämmen und niederen Thieren, welche sonst schwer zu erlangen sind, zusammenbringen konnte. Darunter befanden sich allerlei Muscheln, Krabben, riesige Medusen, Meerschildkröten und eine ganze Menge des eigenthümlichen und seltenen Seeigels Brissus unicolor, der nur in großen Tiefen lebt. Zahlreiche Fischer standen, völlig nackt, bis zur Hälfte unbeweglich im Wasser, das Netz auf der Schulter, und musterten scharfen Auges die heranrollenden und sich überstürzenden hellgrünen Wogen; erblickten sie irgendwo einen Fisch, so flog das Netz im Nu von der Schulter herab und kam selten aus dem Wasser wieder hervor, ohne daß ein Schuppenträger in seinen Maschen zappelte. Auch kahlköpfige Geier und Adler (Aquila fulva) thaten sich an der reichen Beute, die ihnen der Sturm zugeführt, gütlich.

Zwei Stunden, nachdem man Akka verlassen hatte, durchfuhrtete man die 30 bis 40 Fuß breite und 3 bis 4 Fuß tiefe, wegen des beweglichen Sandes nicht gefährliche Mündung des Nahr el-Mukatta, des antiken Kischon, und erreichte gleich darauf die Orangen- und Palmengärten (Haifa ist der nördlichste Punkt in Syrien, wo die Dattel reift) der aufblühenden Stadt Haifa, welche zwischen einem nordöstlichen Ausläufer des Karmel und dem Meere auf schmalem Küstensaume schön gelegen ist. Jenseit der meist von Arabern und Türken bewohnten Altstadt (circa 5000

Einwohner), welche von einer verfallenen Mauer aus sarazenischer Zeit umgeben ist, aber keinerlei Alterthümer oder Sehenswürdigkeiten enthält, dehnt sich wiederum eine kleine Ebene aus, welche im Alterthume die Stadt Sycaminum trug, und an deren Südostende die deutsche Ackerbau-Kolonie der württembergischen „Templer" liegt, welche sich hier 1869 niedergelassen haben und jetzt etwa 300 Seelen zählen. Es ist erfreulich, daß Lortet, ebenso wie noch vor Kurzem der viel berufene Midhat-Pascha, dem Fleiße, der Reinlichkeit und Ordnungsliebe dieser Kolonisten, ihren Weinbergen, Straßenbauten, Blumengärten und Feldern vollste Anerkennung zu Theil werden läßt, und nur wünscht, daß Frankreich, um sich seinen schwindenden Einfluß in Syrien zu bewahren, gleichfalls fleißige, ackerbauende Familienväter hinaussenden möge, anstatt, wie jetzt, Franciskaner und sonstige vaterlandslose Mönche, zumeist von spanischer und italienischer Abkunft, die sich von Frankreich füttern lassen und dabei demselben eher schaden als nützen.

Von Haifa aus führt der Weg nach dem Karmel-Kloster (149 m über dem Meere) nordwestlich, läßt die Templer-Kolonie zur Rechten, beginnt nach etwa 25 Minuten steil und treppenartig anzusteigen und erreicht nach weiteren 12 Minuten die Höhe und das Kloster mit seinen dicken festungsartigen Mauern und Terrassen, die eine prächtige Aussicht auf die Ebene von Akka und das weite Meer gewähren. Letzteres umgiebt das Vorgebirge von drei Seiten; man bedarf keiner großen Einbildungskraft, um sich auf das Vordertheil eines mächtigen Schiffes versetzt zu glauben. Dieser nordwestliche Ausläufer des Karmel-Gebirges besteht ausschließlich aus einem jurassischen, kreideartigen Kalkstein, welcher zahlreiche kieselige Konkretionen, „Katzenköpfe" der Geologen, einschließt; diese nahmen die mittelalterlichen Pilger als kostbare Andenken mit heim und nannten sie „Elias-Melonen" oder „Lapides Judaici". An anderen Stellen des Berges finden sich merkwürdige fossile Seeigel. Der Karmel ist fast überall mit reicher baumartiger Vegetation bedeckt, namentlich zahlreichen Eichen; auf den Waldblößen blühen im Frühjahre die schönsten Blumen, eine Folge seines Reichthums an Wasser und Quellen, welcher den Berg selbst im Sommer, ein Unicum in Syrien, grün erhält. Er war deshalb seit den ältesten Zeiten ein heiliger Berg und galt den Umwohnern als „Berg Gottes". Der Prophet Elias richtete den Altar von Neuem auf, welchen Jehovah dort schon früher gehabt hatte. Seine Schönheit wird z. B. von Jesaias und im Hohen Liede gerühmt; dabei scheint er aber im Alterthume nicht stark bewohnt gewesen zu sein, so daß Flüchtlinge dort ein Asyl fanden. Auf seiner Westseite finden sich viele Höhlen, die schon früh von Einsiedlern bewohnt waren; schon Pythagoras soll, von Aegypten kommend, sich einige Zeit lang dort aufgehalten haben. Zu Tacitus' Zeit stand oben auf dem Karmel ein Altar des gleichnamigen Gottes ohne Tempel oder Bildsäule, dessen Orakel Vespasian befragte. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten sammelten sich Einsiedler in jenen Höhlen, wo ihre Anwesenheit durch griechische Inschriften bezeugt ist. Im 12. Jahrhundert thaten sich dieselben allmälig zu einem Mönchsorden zusammen, welcher im Jahre 1207 durch Papst Honorius III. bestätigt wurde; diese „Karmeliter" siedelten 1238 auch nach Europa über. 1552 besuchte Ludwig der Heilige das Kloster. Später ging es den Mönchen wiederholt schlecht: 1291 und 1635 wurden viele derselben getödtet und bei letzterer Gelegenheit das Kloster in eine Moschee verwandelt; doch gelang es den Mönchen, dasselbe wieder in ihren Besitz zu bringen. Als Napoleon 1799 Akka belagerte, diente es den Franzosen als Lazareth; aber bei ihrem Rückzuge wurden sämmtliche Verwundete von den Türken niedergemetzelt; ihre Ruhestätte bezeichnet eine kleine Pyramide vor der Pforte des Klosters. Im Jahre 1821 ließ Abdallah Pascha von Akka bei Gelegenheit des griechischen Aufstandes unter dem Vorgeben, das Kloster könnte die Feinde des türkischen Reiches begünstigen, dasselbe gänzlich zerstören. Allein schon sieben Jahre später erstand es wieder aus seinen Trümmern und zwar durch den Eifer des Bruders Giovanni Battista von Frascati, welcher mehrere Jahre lang Europa durchzog und die nöthigen Mittel sammelte. Heute steht das Gebäude stolz und prächtig wieder da, und an 20 italienische und spanische Karmeliter üben, wie mehrfach in Syrien, liberale Gastfreundschaft aus. Die Kirche mit ihrer weithin sichtbaren Kuppel ist im modernen italienischen Stile erbaut; unter dem Hauptaltar liegt eine Grotte, zu welcher fünf Stufen hinabführen: an diesem auch den Mohammedanern heiligen Platze soll Elias gewohnt haben.

Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Russischen von **Shukow**.

II.

Termez (Termiz, Tarmizy) war schon im grauen Alterthum bekannt als eine der bedeutendsten Städte am Ufer des Amu. Die jetzigen Einwohner wissen nicht, wer die Stadt gegründet hat; ihnen ist nur bekannt, daß sie erst in verhältnißmäßig später Zeit den Namen Termez erhielt, und daß ihr alter Name (in der Tadshik-Sprache) Gul-gul, d. h. „die geräuschvolle Stadt", war. Die Sage berichtet, der Lärm ihrer Bazare sei bis nach Balch gehört worden, d. h. auf mehr als 80 Werst Entfernung. Dieses ist natürlich übertrieben, aber es beweist, daß Gul-gul in der That eine große, volkreiche Stadt war. Daß hier der Mittelpunkt einer bedeutenden Kulturoase lag, das zeigen auch die gewaltigen Bewässerungsanlagen, welche die Bewohner zur Berieselung ihrer Felder gemacht hatten. Das ganze Feld und Ackerland um Gul-gul konnte nicht vom Amudarja aus bewässert werden, weil die Ländereien von Termez sich auf viele Werst vom Ufer des Amu in das Innere des Landes erstrecken; es mußte deshalb ein großer Zuleitungskanal von unterhalb Denau aus dem Bergflüßchen Kizyl-su hergeleitet werden. Nach anderen Angaben lag der Anfang dieses Kanals noch weit nördlicher, und er kam aus dem Saug-gardak-darja und nahm als Zuflüsse alle die zahlreichen Bergwasser auf, die jetzt in den Surchan sich ergießen. Die Spuren dieses Kanales, der die Gefilde von Gul-gul bewässerte, sind noch heute sichtbar in Gestalt eines tiefen Grabens, der hier und da

schon mit Erde angefüllt ist, der aber die ganze Thalebene des Surchan auf dem rechten Ufer dieses Flusses durchzieht. Ein solcher Kanal konnte in der That eine ungeheure Fläche Landes bewässern. Als das Leben auf den einst so reich bewohnten Ufern des Amudarja erstarb, verfiel freilich auch er als nutzlos. Die jetzigen Bewohner der Ufer des Amu, hauptsächlich Turkmenen aus verschiedenen Stämmen, begnügen sich für ihre Felder mit kleinen Zuleitungsgräben, die auf kurze Strecken direkt aus dem Amu hergeleitet sind; so ist es auch bei Kelif, Danadsha und anderen turkmenischen Ortschaften am Amu.

Die Sage berichtet, daß in der Stadt Gul-gul einst einer der Nachkommen von Mohammed, Chodsha Ali-ul-hakim, lebte. Er war der Sohn sehr armer Eltern; sein Vater starb, als er erst drei Jahre alt war, und als der Knabe heranwuchs, fing er an seiner Mutter in der Wirthschaft zu helfen, und ging häufig für sie nach Holz und Wasser. Eines Tages begegnete er einigen seiner Altersgenossen, die in die Schule gingen und ihn aufforderten, mit ihnen zu kommen. Chodsha Ali-ul-hakim erwiderte, daß er gern mit ihnen gehen möchte, daß er aber erst von seiner Mutter Erlaubniß haben müßte. Auf die Bitte des Knaben, ihn in die Schule gehen zu lassen, erwiderte die Mutter: „Wer soll mir denn aber Holz und Wasser holen? Du weißt, daß ich Keinen außer Dir zur Hülfe habe.“ Der betrübte Knabe wagte nicht der Mutter ungehorsam zu sein, und ging Holz einsammeln. Kaum war er aus der Stadt herausgekommen, als sich ein alter Mann zu ihm gesellte, und ihn fragte, warum er so betrübt wäre. Der Knabe klagte ihm aufrichtig sein Leid, da umarmte ihn der Alte, und drückte ihn an seine Brust, und als er ihn losließ, da wußte der vierzehnjährige Ali-ul-hakim den ganzen Koran und kannte alle Wissenschaften. Der erstaunte Knabe wollte dem Greise danken, aber dieser verschwand plötzlich. Da begriff Ali-ul-hakim, daß der Alte, der ihm erschienen, sein Urahn Mohammed selber sei. Zugleich fühlte er in sich den Beruf zum Predigeramt, nahm sein Holz auf und kehrte eilig nach Hause zurück. Als die Mutter von der Erscheinung erfuhr, sandte sie ohne Widerspruch ihren Sohn in die große Moschee, die dicht am Ufer des Amudarja stand. Als er in die Moschee eintrat, befand sich viel Volks in derselben und darunter der berühmte Gelehrte Imam Scharija. Zu allgemeinem Erstaunen stellte sich der vierzehnjährige Knabe vor den Altar der Moschee und begann zu predigen, und belehrte das Volk, wie es leben sollte, nach dem Willen Gottes. Die Kunde von dem ungewohnten Prediger verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt Gul-gul, und das Volk kam täglich in Schaaren zu der Moschee, wo Ali-ul-hakim predigte. Der Imam Scharija selbst erkannte dessen Vorrecht über ihn an, und sagte: „Gott selbst sandte uns seinen Schüler, damit wir ihn hören sollen.“

Chodsha Ali-ul-hakim lebte und predigte die ganze Zeit in seiner Geburtsstadt Gul-gul; die Zahl seiner Schüler wuchs schnell an. Aber je mehr sein Ruhm sich vermehrte, um so mehr Neider bekam er auch. Eines Tages begab er sich allein, ohne Schüler, in die Moschee, um zu beten; es waren keine Menschen in derselben, da schlich sich der Arbeiter, dem er sein Pferd zu halten gegeben, heimlich in die Moschee und schlug dem Betenden mit einem Schlage den Kopf ab. Nachdem er die Missethat begangen, verbarg er sich sogleich. Bald versammelten sich die Schüler des Erschlagenen in der Moschee, und sahen ihren Lehrer enthauptet daliegen. Die Trauer war allgemein. Man bestattete den berühmten Prediger mit allen Ehren, und viel Volks versammelte sich täglich an seinem Grabe. Eines Tages als Leute aus dem Volke und Schüler des Heiligen an seinem Grabe weinten, da hörte man eine Stimme: „Tryk-biz“, d. h. ich lebe. Von der Zeit an nannten alle den Verstorbenen Tryk-biz und danach wurde die Stadt selbst umbenannt in: Schaari-Ali-ul-hakim-Tryk-biz. Im Laufe der Zeit wurde dieses letzte Wort unrichtig Termez ausgesprochen, und die Stadt selbst bekam danach den Namen Termez. Dieses ist die Legende von dem Heiligen, dessen Grabmal noch heute als Gegenstand der Verehrung dient. Der Legende nach starb er noch jung, im 30. Jahre und lehrte im Ganzen 16 Jahre (vom vierzehnten bis dreißigsten). Ueber dem Grabe des Termez, d. h. des Ali-ul-hakim, ist jetzt eine hübsche Moschee aus gebranntem Ziegel erbaut, die von den Herrschern von Buchara erhalten wird. Die Ortseinwohner sagen, daß bis zur Zeit von Timurleng die Moschee sich in Verfall befand. Timur erneuerte sie und baute sie aus. Seine Nachfolger errichteten über dem Grabe des Heiligen ein prächtiges Denkmal aus weißem Marmor mit arabischen Inschriften (Sprüchen aus dem Koran). Hier sammeln sich zum Gebet Pilger aus allen Theilen Mittelasiens, nicht nur aus Buchara und Samarkand, sondern auch aus Taschkent, Kokand und Chiwa. Das Grab verwalten, wie überall in der musulmanischen Welt, die Nachkommen des hier begrabenen Heiligen, welche auch die Opfer der Pilger in Empfang nehmen. Diese Opfer erreichen mitunter recht stattliche Ziffern. Viele opfern Geld, Pferde, Kameele, Hammel. Die Turkmenen opfern dem Grabe des Heiligen, oder vielmehr seinen glücklichen Nachkommen, häufig bis 10 und 15 Hammel. Die einfachen von der Kultur Mittelasiens noch nicht berührten Nomaden sind eben aufrichtig in Allem, was sie thun, und verstehen es noch nicht, wie die Chinesen mit papierenen Bildnissen, statt der Opfer, sich abzufinden. Im Gegensatz dazu geben die Nachkommen des Heiligen, bei der Unmöglichkeit, selbst alle Opfer einzusammeln, gar oft die Grabstätte des Termez in Pacht. Alle Ueberlieferungen der Musulmanen bestätigen, daß Termez eine sehr große Stadt war und der Mittelpunkt der Kulturoase am nördlichen Ufer des Amudarja. Es soll sich bis auf 12 Werst in das Innere des Landes und am Ufer entlang 24 Werst weit ausgedehnt haben, bis zu der Stadt Mija, von der sich auch noch deutliche Spuren erhalten haben; dieselbe war eine Art Vorstadt von Termez.

Zur Zeit sind die einzigen Bewohner am nördlichen Ufer des Amu Turkmenen verschiedener Stämme, welche die bittere Noth und der Hunger auf das bucharische Ufer getrieben haben. Sie werden deshalb auch „nan-talag“, d. h. Brodsucher, genannt. In Lumpen gehüllt, schlechter und schmutziger, als man sich vorstellen kann, treiben diese Turkmenen alle Beschäftigungen, die ihnen geboten werden; sie dienen als Ruderer bei den Fähren, treiben Hammelherden aus der Gegend von Balch nach Karschi und Buchara oder dienen als Lastträger bei den Karawanen. Die Mehrzahl derselben lebt in „kibe“, d. h. Zelten, am Ufer des Amudarja zerstreut, nur wenige in armseligen Ortschaften zusammen.

Doch kehren wir noch einmal nach Termez und seiner unmittelbaren Verlängerung, der Stadt Mija, zurück. Eine Deutung des letztern Namens, über welchen in der Gegend einige Legenden existiren, ist schwer zu geben. Unter den Trümmern von Mija hat sich besonders ein Thurm gut erhalten von 42 Arschin Höhe und fast ebenso viel Umfang an der Grundfläche. Auf der Höhe des Thurmes ist eine kufische Inschrift angebracht, die leider keiner der schriftkundigen Musulmanen entziffern konnte; auch eine Abschrift, wie der Chef der Expedition sie wünschte, brachte keiner

zu Stande. Außer dem Thurm sind in Mija noch Trümmer einer Moschee und Reste von Backsteinmauern zu sehen. Von der Citadelle von Termez haben sich bis heute noch die Ueberbleibsel des Walles und des Grabens erhalten, welche die äußere Umfassung desselben bildeten. An den Ecken dieser Umfassung standen Thürme, wie bei allen asiatischen Festungen; auch von diesen blieb einer erhalten, der dicht am Ufer des Amudarja steht und mehr und mehr in den Haufen von Schutt und Ziegeln versinkt; die anstoßende Mauer aber längs des Amu hat sich noch ziemlich gut erhalten. Das Hauptthor der Stadt lag ebenfalls auf der Seite des Amu, und noch jetzt kann man in der Mitte der Mauer den Bogen erkennen, welcher das Thor überwölbte. Das Innere der Citadelle ist angefüllt mit Haufen von Schutt, Backsteinresten und bunten Kacheln. Unter diesem Bauschutt finden sich auch Glasscherben und Münzen, die aber so mit Rost bedeckt sind, daß es unmöglich ist Inschriften darauf zu entziffern. Man erzählte, daß noch unlängst vier fremde Leute dort Ausgrabungen vorgenommen, und unter anderen auch sechs silberne Barren, jeden etwa faustgroß, aufgefunden hätten. Auf das Gerücht dieses Fundes hin habe der Beg von Schir-abad dem Emir berichtet, und letzterer alle Ausgrabungen in Termez und allen anderen alten Städten bei Todesstrafe verboten.

Am Ufer des Amu vor dem ehemaligen Hauptthore der Stadt lag eine Plateforme, aus gebranntem Ziegelstein errichtet, die sich ebenfalls noch erhalten hat. Ferner steht 1½ Werst von Termez noch eine alte Windmühle; freilich ist jetzt schwer zu sagen, ob es wirklich, wie die Einwohner behaupten, eine Mühle oder etwas Anderes war, denn von dem ganzen Bau steht nur noch ein Pfeiler von 8 Saschen (18 m) Höhe, erbaut aus Ziegelsteinen von je 1 Arschin Länge und ½ Arschin Breite. Die Einheimischen, welche alle Uebertreibungen lieben, führen den Ursprung der Plateforme auf die Zeit Alexander's des Großen von Makedonien zurück, als in Termez ein gewisser Kaschta-sab herrschte. Die Legende sagt, daß Iskander Zjul-karnan (der zweihörnige Alexander) vom afghanischen Ufer her sich Termez näherte; die Belagerung dauerte lange und, als endlich der Ort sich ergab, befahl Iskander den Herrscher Kaschta-sab zu tödten, die Einwohner aber mußten sofort zum Bau einer Brücke über den Amu schreiten. Als die Brücke fertig war, führte Iskander sein ganzes großes Heer über dieselbe. Als vorübergehendes Bauwerk nur für Kriegszwecke verfiel die Brücke schnell wieder, und nur die eben erwähnte Plateforme hat sich erhalten. Iskander ließ in Termez nur eine kleine Garnison, er selbst zog nach Samarkand. Nach seinem Tode erklärte der Chef der Garnison sich unabhängig und beherrschte eine Zeit lang Termez und das umliegende Gebiet.

Vier Werst von Termez liegt eine Insel, Aral-paigambar, die auch durch eine muselmanische Legende bezeichnet ist: Vor tausend Jahren, so erzählen die Einwohner, lebte im Charezm (Chiwa) ein Fremder, der sich schnell als berühmten Prediger und Heiligen in der ganzen Stadt bekannt machte. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit verbreitete sich in der ganzen muselmanischen Welt und aus Kokand, Taschkend und Buchara kamen viele Menschen, um Zjul-Kafil (so hieß der Prophet) predigen zu hören. Vor seinem Tode gebot dieser seinen Schülern ihn nicht auf muselmanische Art zu begraben, sondern einen hölzernen Sarg machen zu lassen, und mit demselben seinen Körper dem Amudarja zu übergeben. Dieser Befehl des Paigambar, d. h. des Predigers, wurde pünktlich erfüllt. Zum allgemeinen Erstaunen seiner Schüler und aller Einwohner von Chiwa, die dem Begräbniß beiwohnten, versank aber der Sarg nicht, sondern schwamm flußaufwärts fort. Die Schüler folgten ihm am Ufer und gelangten so bis hundert Taschen (800 Werst) von Chiwa. Als der Sarg sich Termez näherte, blieb er plötzlich stehen, und die Schüler hörten die Stimme des Zjul-Kafil: „Hier ist der nächste Nachkomme unseres Propheten Mohammed begraben, ich halte mich für unwürdig, mich weiter seinem Grabe zu nähern.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so theilte sich der Amu in zwei Arme, und an der Stelle, wo der Sarg sich befand, erstand eine Insel. Die Schüler begruben ihren Lehrer auf dieser Insel, welche seitdem Aral-Paigambar-Zjul-Kafil heißt. Der nächste Nachkomme Mohammed's, von dem die Rede ist, war der oben erwähnte Chodsha-Ali-ul-hakim. Ueber dem Grabe auf der Insel ward später von dem berühmten Abdullah Chan ein Mausoleum in Gestalt einer Moschee mit verschiedenen Kuppeln gebaut. Hierher kommen noch häufig Pilger aus allen Theilen Mittelasiens. Gewöhnlich sind die Nachkommen eines verstorbenen Heiligen die Wächter seines Grabes und Empfänger der dort gebrachten Opfer. Zjul-Kafil war aber aus der Fremde eingewandert und hatte keine Nachkommen, deshalb ernennt der Beg von Schir-abad eine Person zur Beaufsichtigung des Grabes. Von den gesammelten Opfergaben bestimmt der Emir von Buchara einen Theil zur Instandhaltung des Grabes, das Uebrige wird an die Grabstätte von Boguetdin (8 Werst von Buchara) abgegeben; dort befindet sich nämlich das einzige Armenhaus in dem ganzen Chanat, in dem viele Arme und Bettler verpflegt werden.

Von Termez abwärts nehmen die Ufer des Amudarja wieder ihren flachen leblosen Charakter an. Das Gelände zunächst des Flusses steht häufig unter Wasser; es ist ein Strich von angeschwemmtem Thonboden, bewachsen mit niedrigen Wermuthbüschen und Pattasträuchern. Letztere bilden an etwas höher gelegenen Stellen manchmal schwer durchdringliche Haine. An den tiefer gelegenen Stellen, wo das Wasser fast den ganzen Sommer stehen bleibt, und wo der Boden sumpfig und morastig ist, breiten sich Schilfpflanzungen aus, welche vielfach die einförmigen Uferlandschaften der mittelasiatischen Flüsse bedecken. Aber diese Schilfgebiete sind auch die Brutstätten der gefährlichsten Fieber und deshalb von Eingeborenen wie von Durchreisenden gefürchtet.

Von Termez bis Kelif trifft man vier Ueberfahrtsstellen über den Amu: bei Patta-kisar, Schur-ob, Tschuschka-huzar und Kara-kamar. Von allen diesen Stellen aus führen große vielbesuchte Wege nach Schir-abad und von da weiter nach Karschi, Schachrisäbz und Buchara; diese Straße ist von den Russen seit 1875 viel benutzt worden.

Nach dem Verfalle des reichen und dicht bevölkerten Termez blieb Schir-abad neben Kobadian der einzige größere bewohnte Ort im Thale des Amu. Auch dieses ist eine alte Stadt; aber eine Sage über das Emporblühen des jetzigen neuen Schir-abad ist nicht vorhanden, wenigstens reichen die Ueberlieferungen nicht über die Thaten des Ali, des eifrigen Apostel des Islam, hinaus. Zu der Zeit als die Araber mit Feuer und Schwert die Religion Mohammed's in Mittelasien ausbreiteten, war Schir-abad eine große starke befestigte Stadt und hieß nach dem Namen ihres Gründers Schaari-Chaiber. Die Araber konnten lange die Stadt nicht nehmen. Als der Vertheidiger derselben sah, daß Ali die Belagerung nicht aufheben würde, wollte er ihn tödten lassen und sandte dazu einen seiner Helden (Riesen) bei Nacht in das Lager der Araber. Aus Versehen tödtete dieser aber nicht Ali, sondern schlug einem seiner Gefährten, Mir-Achtam, den Kopf ab. Der erzürnte Führer der Araber gelobte

Schaari-Chaiber zu nehmen und dort keinen Stein auf dem andern zu lassen. Nach gelungenem Sturme hielt er Wort, und alle Einwohner wurden getödtet. Das Haupt von Mir-Achtam wurde in der Nähe der Stadt feierlich beigesetzt, und an der Stelle, wo Ali bei dem letzten Angriffe gestanden, wurde ein ungeheurer Tug (Roßschweiffahne) aufgestellt. Als sich an der Stelle des zerstörten Ortes eine neue musulmanische Ansiedelung entwickelte, nannten die Einwohner sie Schir-abad, d. h. die Ansiedelung des Löwen, denn Ali hieß „der Löwe Gottes". Ueber Schir-abad und die schon genannten Ueberfahrtsstellen Tschuschka-huzar, Schur-ob und Patta-kisar führt die große Straße aus dem Chanat Buchara nach Afghanistan und zwar nach den Städten Balch und Mazari-scherif. In letzterer Stadt befindet sich das Grab des Ali, welches alljährlich viele Pilger besuchen. Der Statthalter des nördlichen Afghanistan oder des sogenannten afghanischen Turkestan wohnt ebenfalls in Mazari-scherif und nicht mehr in dem ungesunden fast schon verödeten Balch. Von Tschuschka-huzar aus sieht man schon die Berge Kulan-aschkan, einen Zweig der Gebirge von Schir-abad, die bis zum Amu heranreichen und die Ebene von Schir-abad im Westen begrenzen. Jenseit dieser Berge liegt Kelif mit seiner kleinen Kultur-Oase und einer wichtigen Ueberfahrtsstelle über den Fluß.

Von Kelif, wo der Amu aus den südlichen Ausläufern der Gebirgskette von Hissar heraustritt, beginnen die alten jetzt trockenen Flußläufe des Amu. Bemerkenswerth ist, daß alle diese trockenen Flußbetten auf der südlichen Seite des Flusses liegen; es ist, als ob eine stetig fortwirkende Kraft denselben nach Norden hin ablenke. Dieselbe Erscheinung findet sich auch bei dem zweiten großen Flusse Mittelasiens, dem Syr-darja. Auch dort liegt in der Steppe Kizyl-kum das alte Bett des Syr, der Jany-darja, welcher seine Richtung nach dem südlichen Ende des Aral-Sees nahm, und nicht wie jetzt der Syr nach dem nördlichen Ende. Auch bei den Nebenflüssen ist diese allmälige Ablenkung der Gewässer nach Norden hin zu bemerken, und der größere Wasserreichthum in den nördlichen Zuflüssen. Der Karauzjak z. B. ist wasserreicher wie der Dshaman-darja und nur deswegen nicht schiffbar, weil er dicht mit Schilf bewachsen ist. Ueber die Umlenkung des Amu in sein neues Bett berichtet folgende Sage von religiösem Charakter. Ganz Mittelasien ist voll von Legenden über die Züge des musulmanischen Apostels Ali; kein Wunder also, daß man auch eine so bedeutende Thatsache wie die Ablenkung eines großen Flußlaufes mit seinem Namen verbindet. Die Legende sagt: Eines Tages als Chazret-Ali in einer der Moscheen von Mekka war um zu beten, trat plötzlich ein ärmlich gekleideter Greis mit Namen Babarawschan dort ein. Nachdem er sein Gebet beendet, wandte der Alte sich an die Anwesenden und klagte, er schulde einem Hebräer tausend Dukaten und habe nichts ihm diese Schuld zu bezahlen. „Der Hebräer drängt mich, und verlangt, daß ich ihm sofort die Schuld bezahle oder ihm meine Tochter zur Gattin gebe. Helft mir, Ihr Rechtgläubigen, wenn nicht mit der That, so doch mit gutem Rathe." Keiner der Anwesenden konnte dem Greise einen guten Rath geben, und Niemand auch wollte die große Schuld für ihn bezahlen. Da trat Chazret-Ali zu dem Babarawschan und sagte: „Komm mit mir, ich werde Dir helfen die Schuld zu bezahlen." Alle, die dieses hörten, staunten, denn sie wußten sehr gut, daß Ali gar nichts, geschweige denn tausend Dukaten besaß. Inzwischen gingen die Beiden vor die Thore der Stadt und dort auf einen hohen Berg; hier sagte Ali zu dem Greise: „Setze Dich auf mich und fürchte Dich nicht, was auch geschehen mag." Der Alte schloß die Augen und Ali sprach ein Gebet. Nach den letzten Worten desselben sah Babarawschan um sich und gewahrte mit Erstaunen, daß sie weit von Mekka entfernt waren. Ali erklärte ihm, daß sie sich im Lande der Kafiren, in Badachschan, befänden, und daß die Stadt, welche sie in der Ferne liegen sahen, Schaari-bardar heiße. Ali befahl ihm nun, er solle ihm die Hände binden, ihn dort auf den Sklavenmarkt bringen, und ihn so theuer wie möglich verkaufen. Babarawschan that, wie ihm Ali befohlen, und als die Käufer nach dem Preise fragten, forderte er so viel, wie tausend Sklaven werth waren, weil, so sagte er, dieser eine mit seiner unglaublichen Kraft tausend Arbeiter ersetzen könne. Auf dem Bazar freilich fand sich kein Käufer, der einen so theuern Sklaven erwerben wollte; aber der Herrscher der Stadt, mit Namen Tamaz Schah, kaufte ihn. Der Greis übergab den Ali dem Herrscher, und auf die Frage, wie er hieße, sagte er, er werde Kaschamschan genannt.

Der Herrscher wollte vor allem die Kraft seines neuen Sklaven erproben und befahl daher einen Wettkampf zwischen ihm und dem stärksten Riesen der Stadt zu veranstalten. Die Sage über diesen Kampf des Ali mit dem Riesen erinnert sehr an die biblische Legende vom Kampfe zwischen David und Goliath. Wie in der Bibel begann der Riese zu lachen, als er seinen Gegner sah, und war von seinem Siege völlig überzeugt; er rühmte sich, daß er mit einem Griffe der Hand ihn über das Dach des Palastes schleudern werde. Der Kampf begann, Ali riß zuerst dem Riesen die Hand ab, dann auch den Kopf und warf ihn über das Dach des Palastes. Der erstaunte Herrscher überzeugte sich so von der ungewöhnlichen Kraft seines Sklaven und gab ihm drei Aufträge mit dem Versprechen, ihm die Freiheit zu schenken, wenn er sie gut und pünktlich ausführe. Ali sollte erstens den Amudarja ablenken und seinen Lauf so führen, daß er nicht mehr Chiwa bewässere; zweitens sollte er die große Schlange Aishdarch tödten, welche die Gebiete des Herrschers verwüstete, und drittens sollte er den Riesen Ali aus Mekka gefangen nehmen und nach Schaari-bardar bringen, weil von ihm verkündet war, er werde viele Kafiren vernichten, und einen neuen Glauben (den Islam) ausbreiten. Kaschamschan versprach alles pünktlich auszuführen. An der Ablenkung des Amu arbeiteten zu jener Zeit bereits tausend Menschen, denn Tamaz Schah hegte einen unüberwindlichen Groll gegen den Herrscher von Chiwa, weil dieser ihm als einem Ungläubigen die Hand seiner Tochter abgeschlagen hatte. Chazret-Ali kam an die Arbeitsstelle und befahl allen Arbeitern sich zu entfernen. Die Arbeiter thaten dieses; einer derselben aber verbarg sich hinter einem großen Steine und sah so alles, was Ali that. Dieser betete und rief seinen Kampfgenossen, das Streitroß Dul-dul, herbei. Am Sattel war das berühmte Schwert des Ali, Zjul-fakar, befestigt. Ali sprach „Allah-akbar" und schlug mit seinem Schwerte den Felsen in Stücke. Der Fels zersprang und Ali schleuderte die Trümmer weit hin in die Wüste. Das Wasser drang in die Spalte hinein und grub sich ein neues Bett; der alte Flußlauf aber vertrocknete.

Nun machte sich Ali an die zweite Aufgabe, die Bekämpfung der großen Schlange, welche die ahnungslosen Wanderer überfiel, die sich verirrt hatten oder im Gebirge arbeiteten. Wieder rief er sein Pferd und gürtete sich mit seinem Schwerte. Schnell erreichte er die Lagerstätte der Schlange. Das Ungethüm stürzte sich auf Ali, dieser aber spaltete es mitten entzwei und brachte die obere Hälfte mit dem Kopfe als Siegesbeute dem Tamaz Schah. Nun machte er sich an die dritte Aufgabe, nach Mekka zu gehen, um Ali zu bekämpfen, den der Herrscher so sehr fürchtete. Kaschamschan nahm sich zu diesem Zuge 40 starke Helden mit

und belud 40 Kameele mit Fesseln, um den Ali damit zu binden. Als er mit seinen 40 Mann außerhalb der Stadt war, fragte er, was sie wohl thun würden, wenn sie jetzt dem Ali begegneten. Diese antworteten, daß sie mit ihm in den Kampf gehen und jenen besiegen und fesseln würden. Kaschamschan lachte und erklärte ihnen, er selber sei der Ali, gegen den sie ausgezogen. Die erschreckten Kämpfer begannen zu fliehen, Ali aber hielt sie fest und befahl, sie sollten ihn fesseln. In dieser Verfassung wurde er wieder in die Stadt geführt. Der Herrscher erkannte in dem Gefangenen seinen Sklaven und befahl ihn in das Gefängniß zu setzen. Der Tag der Hinrichtung wurde festgesetzt und eine Menge Volk versammelte sich an der Richtstätte, um Ali, den Vernichter der Kafiren, zu sehen. Als man den Gefangenen auf den Richtplatz führte, zerriß er seine Fesseln wie dünne Fäden, rief sein Roß Dul-dul herbei und umgürtete sich mit seinem furchtbaren Schwerte. Dann forderte er von dem Herrscher, er solle sich sofort mit seinem ganzen Volke zum Islam bekehren. Tamaz Schah weigerte sich und Ali streckte ihn mit seinem Schwerte zu Boden. Auch das Volk beantwortete die Aufforderung sich zum Islam zu bekehren mit Schmähungen. Erzürnt warf Ali sich in die Menge und begann niederzuschlagen, wer ihm in den Weg kam. Die Legende sagt, daß an jenem Tage 40 000 Menschen von Ali's Hand fielen und das Blutbad dauerte noch sieben Tage; dann nahmen die Ueberlebenden den Islam an.

Wenn wir die Vorgänge bei Bekehrung der Kafiren, welche die Sage dem Ali zuschreibt, auf die ganze Horde übertragen, welche aus Arabien nach Mittelasien und an die Ufer des Amu gezogen kam, so erhalten wir ein ziemlich wahrheitsgetreues Bild der Schrecknisse, mit denen der Sieg des Islam in Mittelasien verknüpft war. Ali war einer seiner kriegerischsten und schrecklichsten Apostel; noch jetzt liegt Schagriston (nahe bei Uratjube) in Trümmern, dessen Einwohner fielen, aber den Islam nicht annehmen wollten. Die Legende sagt, daß Chazret-Ali bis zu seinem Tode in Mittelasien lebte, wo Dank seiner Energie der Islam tiefe Wurzel schlug. Eines Abends spät kehrte Ali von irgend wo her in die Stadt zurück, die Sonne ging unter, und es war Zeit das Abendgebet zu verrichten. Ali näherte sich einem Greise, der nahe am Wege saß und Gerste durchsiebte. Ali bat ihn davon seinem Pferde zu geben. Der Alte stimmte äußerlich zu, als aber Ali wegging und zu beten anfing, schüttete er dem Pferde statt der Gerste Steine in den Futtersack. Nach beendigtem Gebete trat Ali zu seinem Pferde und sah in dessen Augen Blut statt Thränen, er sah in den Futterbeutel und sah die Steine statt des Kornes; der Alte spottete über den betrogenen Ali, dieser aber sagte mit Strenge zu ihm: „Werde selber zu Stein, Du und all' das Deine, Korn und Stroh, Allah akbar!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, so wurde der Greis zu Stein, und die Halme des Getreides verwandelten sich in Felsen. Diese Felspartie erhebt sich noch heute dicht am Ufer des Amu und trägt die Bezeichnung „Tschatsch-baba“; dieses ist der äußerste, westliche Punkt von Afghanistan, weiterhin tritt das Gebiet von Buchara auch auf das südliche Ufer des Amu über.

Die Ablenkung des Amu hatte den Starrsinn des Chan von Chiwa gebrochen, er sandte eine Botschaft nach Schaaribardar und erklärte sich bereit, dem Herrscher Tamaz Schah seine Tochter zu geben. Ali erklärte der Gesandtschaft, es herrschten jetzt keine Kafiren mehr in Badachschan, die Einwohner hätten den Islam angenommen, und auf die Bitten der Einwohner von Chiwa leitete Ali den Amu wieder in sein altes Bett.

Nach den Ueberlieferungen der musulmanischen Bevölkerung starb Ali in Balch und ist nahe bei dieser Stadt begraben in dem Orte Mazari-Scherif (das heilige Grab). Diese Grabstätte dient als Wallfahrtsort für alle Musulmanen Mittelasiens.

Unterhalb Kelif tritt der Amu bald in das Steppengebiet, wird beträchtlich breiter und theilt sich häufig in zwei Arme, welche mit Schilf bewachsene Inseln umfassen. Die Ufer sind abwechselnd steil oder von sumpfigen Wiesen begleitet, oder auch mit Flugsandhügeln besetzt, aber sie tragen nicht mehr den frühern leblosen Charakter, wenigstens nicht in dem Gebiete von Buchara, wo die reichen Oasen von Kerki, Burdalyk, Naruzym und Tschardshui auf einander folgen.

Auf der Strecke vom Zusammenflusse des Wachsch mit dem Pandsh bis zur Grenze des Gebietes von Chiwa bei dem Orte Utsch-Utschak, auf 950 Werst, zählt man auf dem rechten Ufer 87 bewohnte Orte mit 31 Ueberfahrtsstellen, auf dem linken Ufer 73 Orte mit 28 Ueberfahrtsstellen. Die Fähren werden auf gemeinschaftliche Kosten von den Bucharen und Afghanen unterhalten, und sind auf afghanischer Seite mit einer Wache von 10 bis 15 Mann besetzt.

Die fünf europäischen Menschenracen.

Professor J. Kollmann hat es unternommen, zum ersten Male die Resultate der neuen kraniologischen Untersuchungen zusammenzufassen und aus denselben praktische Schlüsse zu ziehen. Bisher lagen die Ergebnisse zerstreut umher, eine sichtende Hand wagte sich nicht an dieselben, bis jetzt der genannte bayerische Forscher im „Archiv für Anthropologie“ und in den „Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ sie zu einer Arbeit verwerthet, die als die bedeutendste angesehen werden muß, welche seit lange auf anthropologischem Gebiete geliefert wurde.

Kollmann stellt sich rein auf den anthropologischen Standpunkt. Er läßt völlig unbeachtet, was Geschichte, Ethnologie, Linguistik über die Menschen Europas sagen, und sucht bloß nach den Schädelmerkmalen die verschiedenen Abarten des Homo sapiens in Europa zu unterscheiden. Seit langer Zeit schon führen unsere Kraniologen drei verschiedene Stufen des Hirnschädels nach dem Längendurchmesser an: Langköpfe, Kurzköpfe und die dazwischen stehenden Mittelköpfe. Man hat aber nicht bloß den Hirnschädel untersucht, sondern auch seine Aufmerksamkeit dem Gesichtsschädel zugewendet, der noch bessere Unterscheidungsmerkmale darbietet. „Bei dem Antlitz bedarf es keiner besonders geschärften Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß lange oder besser schmale Gesichter mit schmaler Nase, hohem Nasenrücken, hohem Ober- und Unterkiefer und enganliegendem Jochbogen vorkommen und andere, welche den direktesten Gegensatz aufweisen, bei denen die Ausdehnung in der Breite vorherrscht.“

Eine Raceneintheilung, welche den Anforderungen wissenschaftlicher Genauigkeit genügt, muß sämmtliche Merkmale des Gesichts- und Hirnschädels zusammenfassen und, indem Kollmann dieses thut, findet er, daß auf europäischem Boden zwei verschiedene Formen von Dolichocephalie und zwei verschiedene Formen von Brachycephalie existiren. Denn sowohl mit dem langen als mit dem kurzen Hirnschädel verbinden sich je zwei völlig verschiedene Gesichtsschädel, die Kollmann als leptoprosop (schmalgesichtig) und chamaeprosop (niedergesichtig) bezeichnet. Danach gliedert er die europäische Bevölkerung in

1. Leptoprosope Dolichocephalen (Langschädel mit schmalem Gesichte).
2. Chamaeprosope Dolichocephalen (Langschädel mit breitem Gesichte).
3. Leptoprosope Brachycephalen (Kurzschädel mit schmalem Gesichte).
4. Chamaeprosope Brachycephalen (Kurzschädel mit breitem Gesichte).
5. Chamaeprosope Mesocephalen (Mittelschädel mit breitem Gesichte).

Die erste Race, die leptoprosopen Dolichocephalen, ist seit Langem gut bekannt. Synonym für dieselben sind „Reihengräberschädel“, „Hohbergtypus“, „kymrische Race“, „germanischer Typus“, „Angelsachsen“. Diese verschiedenen Bezeichnungen geben gleichzeitig ein beredtes Zeugniß für die anthropologische Deutung. Germanen, Kymrier, Angelsachsen, jedes dieser Länder sieht in ihnen einen Theil seiner alten Besiedler, welcher an der Zusammensetzung der Bevölkerung sich betheiligt. Während dann Engländer, Deutsche und Skandinavier auf diese Dolichocephalen mit besonderer Vorliebe als ihre Ahnen hingewiesen haben, glaubte man in der Schweiz Römer darin erblicken zu dürfen. Kurz, während über das kraniologische Wesen dieser Race nahezu Uebereinstimmung herrscht, ist die ethnologische Deutung noch nicht entschieden. Dieser letztern Schwierigkeit will nun Kollmann durch die obigen Bezeichnungen nach den Hauptcharakteren des Gesichts und des Hirnschädels ausweichen. Als Kraniologe berücksichtigt er in erster Linie nur die anatomischen Merkmale der Racen; die ethnische Bedeutung derselben zu bestimmen überläßt er anderen.

Was die zweite Race, die chamaeprosopen Dolichocephalen, betrifft, so stimmt sie überein mit der „Hügelgräberform“ in Deutschland, mit dem „Sion-Typus“ in der Schweiz, mit dem mesorhinen Dolichocephalen Broca's in Frankreich, endlich mit einem Theil jener Formen, welche Davis und Turnham der altbritischen Periode zuweisen. Also auch wieder die verschiedenste ethnische Deutung.

Am verbreitetsten erscheint in Europa die dritte Race, die leptoprosopen Brachycephalen. Sie zeichnet sich durch Ubiquität aus und ist in der Schweiz (durch His und Rütimeyer) als Disentistypus bezeichnet worden. Sie wird auch durch zahlreiche Büsten aus römischer Zeit uns vorgeführt, und die klassischen Formen der Antike geben die Merkmale dieses Gesichtes wieder.

Im ausgesprochenen Gegensatz zu dem vorigen Typus stehen die chamaeprosopen Brachycephalen, welche übereinstimmen mit dem Type mongoloide Pruner-Bey's und der „slavischen Brachycephalie“ Virchow's.

Die fünfte, die chamaeprosope mesocephale Race erscheint auch unter den verschiedensten Benennungen wie „Batavertypus“, „Schädel vom Neanderthaltypus“, „turanisch-germanische Mischform“, „Cro-Magnon-Typus“ in Frankreich. Solchen geographischen oder ethnographischen Bezeichnungen gegenüber sind die anatomischen, von der Form der Kranien hergenommenen Benennungen Kollmann's jedenfalls vorzuziehen; sie greifen nirgends vor.

„Was — führt Kollmann weiter aus — so lange die volle Anerkennung mehrerer Racen innerhalb Europas verhindert hat, ist zum großen Theil die falsche Voraussetzung, daß ethnische Einheiten: Völker, Nationen, Stämme oder, wie man die politischen und sprachlichen Gliederungen nennen will, aus Abkömmlingen einer einzigen Race hervorgegangen seien. Weder vor tausend Jahren noch vor zweitausend Jahren war dies jemals auf europäischem Boden der Fall. So weit wir die Besiedelung irgend eines europäischen Gebietes an der Hand von kraniologischem Material zurückverfolgen können, und in Frankreich ist dies bis ins Diluvium möglich, war dies niemals der Fall. Stets zeigt sich die Bevölkerung zusammengesetzt aus Repräsentanten verschiedener Racen.“

An der bayerischen und Schweizer Bevölkerung zeigt sich dieses (wie die Arbeiten von Ranke, His und Anderen ergeben) ganz entschieden. Bis in die fernsten Dörfer ist die Bevölkerung nach den kraniologischen Merkmalen eine gemischte, in derselben Familie, unter Eltern und Kindern, treten Repräsentanten der verschiedenen Racen auf. Und es wäre merkwürdig, wenn dies nicht der Fall wäre.

„Die Thatsache von der starken Kreuzung der vorhandenen Racen unter einander bis in die letzten Thäler der Gebirge droht auf den ersten Augenblick jede Möglichkeit auszuschließen, kraniologische Studien mit irgend einer Aussicht auf Erfolg noch fürder zu betreiben. Aber bei genauer Ueberlegung wird dieselbe Erscheinung gerade zum stärksten Beweis für die Unzerstörbarkeit der Racen, für die Dauerbarkeit ihrer charakteristischen Merkmale. Denn wäre diese auffallende Widerstandsfähigkeit nicht vorhanden, so müßte längst eine betrübende Gleichförmigkeit der ganzen europäischen Menschheit eingetreten sein. Eine solche existirt aber bekanntlich keineswegs. Im Gegentheil, sowohl die großen Völker als die kleineren Stämme heben sich gegen einander durch besondere körperliche Eigenschaften scharf und bestimmt ab. Der Grund liegt darin, daß die Individuenzahl einer und derselben Race nicht stets die gleiche ist in den verschiedenen ethnischen Gebieten, sondern bedeutenden Schwankungen unterliegt. Der Modus der Zusammensetzung in jeder nationalen Gruppe ist ein anderer. Diejenige Race, welche am zahlreichsten vertreten ist, giebt dem ethnischen Gebiet sein bestimmtes anthropologisches Gepräge und drückt ihm einen durch die Berechnung definirbaren Racencharakter auf.“

Um dieses Resultat zu erhalten hat die zahlenmäßige Feststellung der die Physiognomie eines Volkes bestimmenden Race und der übrigen in der Minderzahl vorhandenen Racenelemente nunmehr zu geschehen. Für Bayern hat Johannes Ranke damit den Anfang gemacht. Durch Messungen von mehr als 2000 Kranien aus sogenannten ungemischten ländlichen Bezirken der bayerisch-österreichischen Lande hat er gezeigt, daß dolicho-, meso-, brachy- und hypsibrachycephale Racenelemente an dem Aufbau dieser ethnischen Gruppe, dieses deutschen Volksstammes sich betheiligt haben.

Die Schlußbetrachtung der bedeutsamen Arbeit Kollmann's lautet: „Stämme, Völker, Nationen, mögen die ethnischen Gruppen groß oder klein sein, sie bestehen alle aus den Nachkommen mehrerer Racen. Die ethnischen Gruppen sind vergänglich. Ungezählte Völker versanken im gähnenden Schoße der Zeit. Die Racen, aus denen sie aufgebaut waren, blieben erhalten, sie dauern aus mit allen ihren charakteristischen Eigenschaften. Weder Klima noch andere Einflüsse haben seit dem Diluvium, seit der Ankunft

der ersten Racen auf dem europäischen Boden, ihre somatischen Eigenschaften, soweit sie als Ausdruck der Race zu betrachten sind, irgendwie geändert. Der Mensch macht von dem sonst anerkannten Gesetz einer beständigen Umformung eine entschiedene Ausnahme. Er nimmt auch in dieser Hinsicht, wie bezüglich seiner geistigen Eigenschaften, eine Ausnahmestellung in der Natur ein. Der Grund seiner Unabhängigkeit von der Natur liegt darin, daß er sich überall ein künstliches Klima schafft, durch seine Wohnung und Kleidung und daß er durch die große Auswahl und Mannigfaltigkeit in der Nahrung von den Einflüssen des Bodens sich befreit. Wenn wir gleichwohl beobachten, daß sich die charakteristischen Gegensätze der Racen in den verschiedenen ethnischen Gebieten allmälig abschwächen, so rührt dies von den Wirkungen der unausgesetzten Kreuzungen her, welche seit Jahrtausenden stattfinden. Immerhin sind sie noch nicht so weit gediehen, daß die typischen Formen der Race verschwunden wären."

Otto Schütt's Reisen im südwestlichen Congobecken[1]).

R. A. Die Resultate des Reisenden O. Schütt, welcher im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft 1878 und 1879 weit im südwestlichen Congobecken vordrang, sind im Allgemeinen bekannt. Von der vielgenannten portugiesischen Station Malange in Angola ausgehend durchwanderte er die Länder der Bangala, Songo, Minungo und Quioco bis in Gebiete, die dem Muatajamwo tributpflichtig sind. Eine ganze Reihe der großen von Süd nach Nord strömenden Zuflüsse des Congo: der Quango, Cuilu, Loangue, Luchico, Lovua, Quicapa und Luaximo wurden ein- oder mehreremal von ihm überschritten und schließlich die Residenz des Mai am letztgenannten Flusse (circa 7° nördl. und 22° östl. v. Gr.) als äußerster nördlicher Punkt, der bisher von Weißen nicht betreten war, erreicht.

Schütt reiste vorzugsweise als Topograph und das wichtigste Resultat seiner Reise ist die Karte. Vergleicht man das ungemein reiche und sorgfältig eingetragene Detail derselben mit Karten anderer Reisenden, so bekommt man vor der Mühe und dem Fleiße, die Schütt unter den ungünstigsten und jammervollsten Verhältnissen auf die Aufnahmen verwandte, den größten Respekt. Für die Länder zwischen 7° und 10° südl. Br. und 16° bis 22° östl. L. ist sie der wichtigste Beitrag. Durch die sorgfältige Redaktion hat sich Dr. Richard Kiepert, dem die Kartographie Afrikas neuerdings soviel verdankt, ein neues Verdienst erworben. Das Terrain ist in brauner Kreide eingedruckt, Schrift und Situation sind in sauberer Autographie ausgeführt, die politischen Grenzen sind Handkolorit, Sümpfe und Wälder erscheinen grün eingedruckt. Trotz des großen Maßstabes von 1 : 1 000 000 erscheint die Schrift oft gehäuft und konnte nur im kleinsten, fast die Loupe erfordernden Grade Aufnahme finden. Wir erwähnen dieses nicht als Tadel, sondern zur Kennzeichnung der reichhaltigen Arbeit Schütt's. Dieser große Maßstab von 1 : 1 Million gestattet uns aber noch zu einer andern Erwägung zu kommen. Karten von Afrika in kleinerm Maßstabe, welche alle neuesten Forschungsresultate enthalten, z. B. die Dreiblattkarte in 1 : 12 500 000 im Stieler'schen Atlas, erwecken fast die Vorstellung, als sei nur noch sehr wenig in Afrika zu thun. Ueberblickt man aber die Schütt'sche Karte, so sieht man, wie weit die Routen der Reisenden auseinander liegen und wie durch die terra incognita sich nur ein dünner bekannter Faden durchzieht. Ueberall ringsum weite, weiße gähnende Flächen, die des Ausbaues harren.

Die Reisebeschreibung ist in Tagebuchform gehalten. Nur ein allgemeines Kapitel macht uns zusammenfassend mit dem ganzen durchreisten Gebiete, seiner Vegetation, seinem Klima, mit Fauna, Flora und Bevölkerung bekannt. Oestlich von Angola liegt das von Schütt durchreiste Gebiet. Es ist ein Hochplateau, welches langsam gegen Nord abfällt, durchzogen von breiten und tiefen Thälern. Westafrika besitzt nur dies eine Plateau, und was als Talla-Mungongo-Gebirge auf unseren Karten erschien, ist nur der östliche Abfall jenes Plateaus ins Quangothal. Durch zahlreiche große, oben zum Theil aufgeführte Flüsse, die dem Congo zueilen, ist das Plateau in der Richtung von Süd nach Nord in viele gleich breite und beinahe parallele Rücken zerschnitten.

Trotz der vielen Flüsse ist die Vegetation der ganzen Hochebene eine spärliche, nirgends eine tropisch-üppige. Die flachen Rücken zwischen den Flüssen haben oft gar keine Vegetation, selbst das Steppengras wird nur wenige Zoll hoch. Solche unbewohnte Strecken heißen bei den Eingeborenen Quiana. Dagegen sind die Thalgründe von undurchdringlichem, mannshohem Grase, dem Capim der Portugiesen, bedeckt, zwischen dem spärliches Buschwerk vorkommt. Dichte Gehölze, Muchitos, finden sich im Norden an den Flußläufen. Durch Rohr, Stechpalmen und Lianen sind sie verfilzt, der Boden besteht aus vermodertem Laube. Diese Gehölze dehnen sich aber selten mehr als 50 Fuß zu jeder Seite des Flusses aus.

Wie im Tieflande zeigt auch die Hochebene zwei Jahreszeiten: die trockene, kalte, und heiße, regnerische. Die Regen fallen im Innern mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß dadurch dem Reisenden kein Hinderniß erwächst. „Fängt es z. B. Abends gegen 6 Uhr an zu regnen, so weiß man, daß es Morgens um 4 oder 5 Uhr aufhören wird und daß man am nächsten Tage bestimmt marschiren kann. Wenn aber früh um 6 Uhr, selbst bei fast klarem Himmel, der Donner grollt, dann ist kein Träger aus der Laubhütte zu bringen, denn dann ist es sicher, daß vor 7 Uhr der Regen beginnt und erst nach Mittag endet." Für den Zoologen geben die durchreisten Gebiete geringe Ausbeute; besonders charakteristische Formen werden nicht erwähnt. Keine Andeutung von Anthropoiden kommt im Buche vor. Die Bevölkerungszahl ist überall eine sehr geringe, Cassangeland und Songoland ausgenommen. Während das, was Schütt über das Regierungssystem, die verschiedenen Kategorien von Zauberern und Wahrsagern, über den Fetischdienst, die Ordalien, Processe sagt, anderweitig Bekanntes bestätigt oder leicht variirt, erscheint uns der Mulongo-Brauch neu.

„Mulongo, auch Quituch und Cabale genannt, ist bei

---

[1]) Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas. Viertes Heft. Reisen im südwestlichen Becken des Congo von Otto H. Schütt. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Mit drei Karten von Dr. Richard Kiepert. Berlin 1881. Verlag von Dietrich Reimer.

den Negern ein eigenthümlicher Brauch, der ihren angeborenen Diebessinn und ihre Gier zum Uebervortheilen mit dem Anschein des Rechtes in helles Licht stellt. Stößt z. B. Einer den Andern aus Versehen oder speit aus und ein Stäubchen trifft hierbei einen Andern, oder es gießt Jemand ein Gefäß mit Wasser aus und dasselbe netzt die Füße eines Vorübergehenden, so macht der Betreffende Quituch und verlangt von dem Andern den zehnfachen, ja hundertfachen Werth der geschädigten Sachen unter den sonderbarsten Vorwänden, so z. B. beim Wasser: „Das Wasser hattest Du dazu bestimmt, daß es in die Erde gegossen würde; Du hast aber, indem Du mich betropft, mich mit ihm in die Erde gewünscht." Von derselben sonderbaren Logik zeugt ein ähnlicher Fall; wenn ein Neger zu einem Zweiten sagt: Du siehst einer Person ähnlich, die ich früher gekannt, so antwortet der Angeredete: Wo ist der Mann, der wie ich aussieht? Er ist nicht hier, sagst Du? Bringe ihn! Unmöglich, sagst Du? Also ist er todt und Du wünschest, daß ich sterbe! Dafür mußt Du mir so und so viel zahlen."

Dieses Mulongo zieht sich wie ein rother Faden durch das Buch und bereitete Schütt viel Ungemach. Sein Urtheil über die Neger ist ein ungemein hartes, und fast vergebens sieht man sich nach der Schilderung irgend einer Lichtseite um. Nur häßliche Züge begegnen uns — daß diese allein aber das richtige Bild geben sollten, vermögen wir nicht zu glauben. Gewiß würden bei längerm, stationärem Aufenthalte sich gegenüber dem vielen Schatten auch hellere Töne dem Reisenden aufgedrängt haben. Fehlen diese doch nirgends in der Menschheit.

Es ist wahr, Schütt hat entsetzlich kämpfen müssen. Ueberall Hindernisse — nicht von der Natur, nicht von den Krankheiten, sondern von den Menschen. Sie beginnen mit dem Betreten des Gebietes der berüchtigten Bangala, welchen alle Reisenden im weiten Bogen sonst ausweichen. „Nicht durchlassen" ist die Losung jedes elenden kleinen Häuptlings, und das Plündern wird systematisch betrieben. Dabei ist das Schlimmste, daß Schütt sich auf seine feige Trägerbande nicht verlassen kann; jeden Augenblick ist sie bereit ihn zu verlassen und zu bestehlen. Bereits am Quango auf der nördlichen Route durch das Bangalaland angelangt wird er mit dem Tode bedroht, ausgeplündert und muß umdrehen. „Was ist der Tod in der Schlacht gegen eine solche hinterlistige Ermordung, in einem fremden Lande, nicht unter Menschen, sondern unter Bestien!" ruft er erbittert aus. Auch auf der südlichen Route, durch das Land der Songo und Minungo, wo es ihm schließlich gelingt den Quango zu überschreiten und nach Norden vorzudringen, geht es ihm kaum besser. Dazu gesellt sich schließlich Hunger am Luaximo. „In Folge der Entbehrungen, die uns wiederholt nöthigten, eine größere Käferart und Heuschrecken zu essen, waren schon ein älterer Träger sowie eine Sklavin und ihr Kind gestorben. Der Marsch war entsetzlich, immer durch Dick und Dünn, ohne jeglichen Pfad, ohne tüchtigen Führer." So kommt Schütt zum Mai, seinem nördlichsten Punkt, wo er das Rauschen des großen Wasserfalls, des Kassai, hört, der noch eine Tagereise weit entfernt ist und wohl ein Nebenstück des Niagara sein mag. Aber es ist ihm nicht beschieden ihn zu erreichen oder gar bis zum Congo vorzudringen. Der Mai war ein Räuber wie die anderen alle und ein dort anwesender Sohn des Muatajammo verbietet das Weiterreisen. Am 25. Januar 1879 muß Schütt umkehren.

Von längerm Aufenthalte ist wenig die Rede im Buche. Das Topographiren und die Sorge um das Leben und Fortkommen, die ewigen kleinen Quälereien nehmen den Reisenden ganz in Anspruch, und so ist es denn zu verwundern, daß das Buch überhaupt noch so manche werthvolle ethnographische Nachrichten bringt. Anthropologisches findet man kaum darin. Als Kuriosum erwähnen wir, daß Schütt einen Quioco mit 4 (!) Meter langen Zöpfen aus eigenem Haare und fußlangem Barte traf.

Interessant sind die Streiflichter, welche auf die Portugiesen fallen. Ihre Unfähigkeit in der Verwaltung des weit ausgedehnten Gebietes, auch anderweitig bestätigt, tritt klar zu Tage. Sie haben die östlichen Striche (Feira-Cassange ꝛc.) wieder verloren. Der Portugiese sinkt theilweise auf den Standpunkt der Neger herab statt diese zu heben, wie denn Kinder und Enkel der Weißen dem Mbambu-Glauben (Ordalien) huldigen. Ueberall verlorene portugiesische Posten im Innern. Von einer Festung mit Kanonen bei Seculo Cungue im Songolande „sieht man nichts mehr, alles ist vernichtet, alles fort". In Quimbindo wohnte noch ein Portugiese, der Handel verfällt dort ganz. Buchner's Briefe bestätigen dieses und Pogge schreibt im April 1881: „Wenn Malange im Rückschritt so fortfährt, dürfte es in wenigen Jahren nicht mehr als Ansiedlung von Weißen existiren." Es scheint, als ob die Portugiesen mit der Zeit bloß auf die Küste beschränkt sein werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Alpines. Seiner vor neun Jahren erschienenen „Orographie der Allgäuer Alpen" (Augsburg, Lampart u. Comp.) hat der als Alpenforscher rühmlichst bekannte Obergeometer A. Waltenberger in zweiter Auflage (ebenda 1881) in einzelnen Kapiteln eine vollständige Umarbeitung und vielfache Ergänzungen zu Theil werden lassen. Auch die Karten, eine hypsometrische Karte der Allgäuer Alpen und eine vergleichende Darstellung ihrer Höhenverhältnisse nebst Profilansichten, wurden an vielen Stellen ergänzt und verbessert. Das Kapitel über die hydrographischen Verhältnisse wurde durch Angaben über Wasserfälle und die interessanten Thalengen Allgäus, seine Hochseen und die vorhandenen permanenten Schneebedeckungen erweitert. Die sorgfältige Arbeit wird den schönen Allgäuer Alpen gewiß neue Freunde und Besucher gewinnen!

Von der „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen", welche der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein herausgiebt, ist jetzt die dritte Abtheilung erschienen: Anleitung an der Hand klassischer Beispiele zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiet der deutschen und österreichischen Alpen. Von Dr. Johannes Ranke (München 1881, J. Lindauer, 2 M.). Mit einer Karte (die Ostalpen zur Römerzeit) und 56 Abbildungen im Text. Die früheren Abtheilungen enthielten Orographie und Topographie, Hydrographie und Gletscherwesen von C. von Sonklar; Anleitung zu geologischen Beobachtungen von C. W. Gümbel (2 M.) und

Meteorologie von J. Hann (1 M.). Weitere Abtheilungen des nützlichen Werkes befinden sich in Vorbereitung.

Von dem „Jahrbuch" des Oesterreichischen Touristen-Clubs in Wien, welcher seit 1. Juli 1881 eine monatlich zweimal erscheinende „Oesterreichische Touristen-Zeitung" herausgiebt, ist der zwölfte Jahrgang erschienen (Wien, A. Hölder 1881). Derselbe enthält mehrere Aufsätze von wissenschaftlichem Werthe, unter denen wir anführen: Franz Toula, Die „Wiener Bucht", mit besonderer Berücksichtigung von Baden und seinen Thermen; Josef Rabl, Orographische Eintheilung des österreichischen Alpengebietes; Prof. Frischauf, Die Triglav-Seen (mit zwei hübschen Abbildungen); Prof. Hoernes, Veränderungen der Gebirge und ihre Beobachtung. Außerdem bietet der Band ein kleineres Panorama vom Monte Maggiore in Istrien und ein großes in vier Blättern vom leichter zu erreichenden Gaisberge bei Salzburg.

— Das Bankhaus Erlanger in Paris hat die Koncession zur Legung eines neuen unterseeischen Kabels zwischen Triest und der Insel Corfu, sowie das ausschließliche Eigenthumsrecht der Linie für 20 Jahre erhalten. Das neue Kabel, dessen Kosten auf etwa 1 Million Gulden veranschlagt sind, ist besonders zur Erleichterung der direkten Uebermittelung telegraphischer Depeschen zwischen Oesterreich und Aegypten bestimmt.

— In der „Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde in Berlin" (Bd. 16, Heft 3) behandelt Prof. H. Breßlau auf Grund von neuerdings veröffentlichten historischen Materialien und eigener Anschauung „die deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa und im Ossolathale". Dieselben liegen auf italienischem Gebiete im Thale der Lys, des Toce, der Anza (Anzasca-Thal) und den Quellthälern der Sesia. Breßlau kommt zu dem Schlusse, „daß die Ansiedelungen im Lysthal bereits vor dem Anfange des 13. Jahrhunderts, die übrigen zumeist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begründet sind; sie erklären sich durch dynastische Verbindungen, welche zwischen dem Oberwallis und den von dort aus bevölkerten Gebieten bestanden. Die Orte, wohin die Kolonisten verpflanzt wurden, behielten den romanischen Namen, den sie geführt hatten, unverändert oder mit leichter Umgestaltung bei; nur den einzelnen Weilern, hier und da auch Bergen und Flüssen legten die Ansiedler Benennungen bei, die ihnen in der Heimath vertraut gewesen waren." Es sind im Ganzen neun Gemeinden, deren Bevölkerung Ende 1878 sich auf 7444 Seelen belief: im Lysthal Gressoney la Trinité, Gressoney St. Jean und Issime mit zusammen 2479 Einwohnern; im Sesiathale Allagna, Rima S. Giuseppe und Rimella mit 1973 Einwohnern; im Anzathal Macugnaga mit 720 Einwohnern und im Ossolathale Formazza und Ornavasso mit 2272 Einwohnern. Wie überall in den Alpen, so ist auch hier die deutsche Sprache unzweifelhaft im Rückgange begriffen; die Kirche, durch die Bischöfe von Novara und Aosta vertreten, arbeitet seit lange aufs Kräftigste an ihrer Unterdrückung. In Ornavasso und noch viel mehr im nahen Miggiandone, wofür im Jahre 1550 deutsche Bewohner bezeugt sind, ist das Deutsche jetzt völlig verschwunden, ebenso in Pestarena, dem untersten Weiler von Macugnaga. In Macugnaga selbst, wo es noch 1839 den Eltern frei stand, zwischen deutscher und italienischer Schule zu wählen, ist jetzt die erstere aufgehoben und die Kinder genießen nur noch wälschen Unterricht. In Rimella (an einem Zuflusse der Sesia) wird noch Deutsch gepredigt, aber die Schule ist seit 1829 in Folge der Bemühungen des Bischofs italienisch geworden. Allagna (an der Sesia) ist jetzt ein Hauptquartier von Sommerfrische suchenden Italienern geworden, und der Einfluß dieser Touristen, von denen der Ort zum großen Theile lebt, wird die Unterdrückung des Deutschthums zu beschleunigen nicht verfehlen. Nur in Gressoney (im Lysthal) und in Formazza oder Pommat (im obersten Ossolathale, dem Thale des Toce) hat sich das deutsche Element widerstandsfähiger gezeigt; an ersterm Orte wegen seines lebhaften Handelsverkehrs mit Deutschland — es finden sich Gressoneyer Handelshäuser von St. Gallen bis Augsburg und Konstanz —, an letzterem in Folge seiner abgelegenen Lage, die fast eine leichtere Verbindung über den Griesgletscher ins Oberwallis, als durch das Tocethal in die italienische Ebene bietet. In Formazza wird freilich die neue Landstraße im Tocethale, die im Bau begriffen ist, wenn sie bis dorthin fortgeführt wird, die Verkehrsbeziehungen ändern; immerhin ist zu erwarten, daß hier und in Gressoney die deutsche Sprache sich noch behaupten wird, wenn sie aus den übrigen Orten längst verschwunden ist. Ein freudiges Bewußtsein ihrer deutschen Nationalität haben nach allen Schilderungen nur noch die Leute von Gressoney; an den meisten übrigen Orten sucht man dieselbe eher zu verbergen und redet lieber Italienisch als Deutsch mit dem fremden Besucher.

— Unter dem Titel „Karten von Attika" ist die erste Lieferung des durch Offiziere des preußischen Generalstabs aufgenommenen resp. noch aufzunehmenden Kartenwerkes erschienen (Berlin, D. Reimer 1881). Dieselbe enthält vier Tafeln, sämmtlich im Maßstabe 1:12500: 1. Athen und Umgebung von Kaupert. 2. Alt-Athen mit seinen nachweislichen Denkmälern, Plätzen und Verkehrsstraßen, Rekonstruktion von E. Curtius und J. A. Kaupert. 3. Die Halbinsel Peiraieus. Aufgenommen von G. v. Alten. 4. Die Halbinsel Peiraieus, nach der Erbauung der hippodamischen Stadtanlage und der Befestigungsmauern. Rekonstruktion von A. Milchhöfer und J. A. Kaupert. Tafel 1 und 3 zeigen das heutige Terrain- und Situationsbild in wirklich mustergiltiger Ausführung, Tafel 2 und 4 enthalten dasselbe in blassem Unterdrucke und darüber in rothen und gelben Farben die antike Topographie. Die Aufnahmen in Attika schreiten dabei rüstig weiter; Hymettos und Aigaleos (östlich und westlich von Athen) sind bereits aufgenommen, und im Winter 1880/1881 hat Premierlieut. Gäde das trigonometrische Netz über die attische Ostküste ausgedehnt. Die Karten sind von einem Texte begleitet, der hauptsächlich die Befestigungen des Peiraieus (von G. v. Alten) und dessen Topographie, Geschichte und Monumentenkunde (von A. Milchhöfer) behandelt. Von Interesse ist, was letzterer über das Aufblühen der Hafenstadt von Athen sagt (S. 34 f.): „Der moderne Peiraieus hatte 36 Jahre nach seiner Begründung (1871) bereits über elf Tausend Einwohner und zählt heute bei stetig wachsender Progression wohl das Doppelte. Gymnasien, Marineschule und zahlreiche andere Erziehungsinstitute, Börse und Arsenaldepots, Hospitäler und durchgehender Neubau der Kirchen, sowie die zahlreichen Fabriken sichern der Stadt in öffentlicher Beziehung den zweiten Rang nach Athen. Insbesondere hat die rapide, immer noch wachsende Bauthätigkeit den vorgezeichneten Raum beinahe ausgefüllt. Seit Anlegung eines Fahrwegs um den Kreis des Munichia- und Zeahafens (der nun allmälig, zum Theil auf den restaurirten Ufermauern gegründet, um die ganze Akte-Halbinsel geführt wird) beginnt sich auch jene östliche Gegend rasch zu bevölkern, die Stadt mit dem „Neu-Phaleron" zu verwachsen. Gegenwärtig versorgt eine vor Kurzem angelegte aus großartigen Reservoirs geführte Leitung (vom sogenannten Windmühlenberge her) die Stadt mit Wasser. Die nördliche sumpfige Ausbuchtung des Peiraieushafens erhält einen durch Molen verengerten Eingang. Bereits sind von einer französischen Gesellschaft Bohrungen zum Zweck der Nutzbarmachung dieses Theiles vorgenommen worden."

Asien.

— Unlängst stellte die Pforte an diejenigen Mächte, welche eigene Postämter im türkischen Reiche unterhalten, das Ansuchen, dieselben einzuziehen, da ihre eigenen Posteinrichtungen jetzt im Stande seien, allen Anforderungen zu entsprechen. Wie es aber mit Post und Telegraphen dort bestellt ist, zei-

gen nachfolgende Thatsachen, welche wir dem eben erschienenen Reisewerke des Rev. Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, London 1881) entnehmen. Der Pascha in Amasia hatte dem Reisenden versichert, daß wöchentlich zweimal eine Postverbindung zwischen Amasia und Samsun bestehe. Von Hrn. Krug, dem dortigen deutschen Konsul, erfuhr er indessen, daß trotz der Wichtigkeit dieser Kommunikationslinie gar keine regelmäßige Post existirt, sondern daß die Beamten häufig ihre Briefe einem gewöhnlichen Boten, der zufällig nach der gewünschten Richtung abreist, mit dem Auftrage übergeben, sie bis zur nächsten Station, z. B. Ladik, mitzunehmen; von da werden sie dann mittels einer ähnlichen „Gelegenheit“ weiter befördert. Sie erreichen indessen schließlich fast immer ihren Bestimmungsort. Wie Tozer später fand, herrscht dieses sonderbare System in einem großen Theile des Reiches (a. a. O. S. 43). — Was ferner die Telegraphen betrifft, so langen die Depeschen entweder in einer arg verstümmelten, oft ganz unverständlichen Form oder viel zu spät an, wovon Tozer auf S. 345 f. einige treffende Beispiele anführt, welche Depeschen von englischen und russischen Konsulatsbeamten zugestoßen sind. Beim Durchreisen des Landes war Tozer oft erstaunt über die Vollständigkeit des türkischen Telegraphensystems, da sich die Drähte oft durch abgelegene und fast unbewohnte Gegenden hinziehen, und fühlte sich veranlaßt, die Regierung in seinem Herzen deswegen zu beloben — aber der Betrieb nimmt sich wie eine Satire auf diese erste Anlage aus. Wie die meisten Unternehmungen in der Türkei war das Telegraphensystem in der Idee vorzüglich, in der Ausführung kostspielig, in Bezug auf praktische Resultate aber fast nutzlos.

— Kaisarieh in Kleinasien hat gegenwärtig nach Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, p. 107) 60000 Einwohner, wovon 16000 Armenier, 4000 Griechen, der Rest Türken sind. Die Armenier in der Stadt sprechen selbst in der Familie Türkisch, auf den umliegenden Dörfern aber Armenisch. Der dortige armenische protestantische Pastor, Kerope Jakobian, predigt deshalb in der Stadt Türkisch, auf dem Lande Armenisch. Auch die Griechen sprachen noch vor Kurzem Türkisch; jetzt aber kehren manche in Folge der Ausbreitung ihres Volksbewußtseins zum Gebrauch der griechischen Sprache zurück. Der Lehrer, bei welchem Rev. Tozer in London Türkisch lernte, und welcher aus dieser Gegend stammte, gab als Grund für den Verlust ihrer Muttersprache an, daß die Türken einst allen Griechenkindern, um ihre Sprache auszurotten, die Zungen abgeschnitten hätten. In Ewerek, einem Dorfe am Südabhange des Argäus, versicherte ein Grieche dem Reisenden, daß in manchen Orten dieses Gebietes stets und ohne Unterbrechung Griechisch gesprochen worden sei, was Tozer indessen ohne weitere Beweise nicht glauben möchte, wenn er bedenkt, wie vollständig diese Sprache sonst überall in Kleinasien mit Ausnahme der Küstenlandschaften verschwunden ist. Was man im Innern Griechen nennt, sagt er (S. 117 f.), sind in Wahrheit Nachkommen der früheren Landesbewohner, denen sich vielleicht ein wenig griechisches Blut zugemischt hat durch griechische Händler, welche sich in den Städten niederließen, oder griechische Kolonien, die unter Alexander dem Großen und seinen Nachkommen angesiedelt wurden. Ihre Vorfahren wurden zu Griechen, weil sie Unterthanen des byzantinischen Reiches und Mitglieder der orientalischen Kirche waren, und letzteres Verhältniß ist noch der wahre Grund ihrer Nationalität. Wir dürfen deshalb bei ihnen jene hellenischen Charakterzüge nicht erwarten, welche bei den Bewohnern des Königreiches Hellas noch so scharf hervortreten. Tozer wurde besonders von diesem Kontrast betroffen, als er sich Trapezunt näherte, wo das Volk alle Charaktereigenschaften echter Hellenen aufweist. Ueberhaupt sind das, was wir heute in Kleinasien „Türken“ nennen, nicht durchweg osmanische Türken, sondern, worauf genaue Kenner des Landes, wie Karl Humann oder Strecker-Pascha, schon öfters aufmerksam gemacht haben, turkisirte Nachkommen der alten ursprünglichen Landeseinwohner. Ob aber die Anthropologie dereinst noch im Stande sein wird, bestimmte Typen hier nachzuweisen, erscheint uns keineswegs ganz sicher. Jetzt sind noch selbst für den flüchtigen Beobachter äußerliche Unterschiede wahrnehmbar. Von Interesse ist, was Tozer (a. a. O. S. 48) von den Bewohnern des Dorfes Kojundschak (südwestlich von Amasia) sagt: „Der Gesichtstypus war bestimmt verschieden von demjenigen der Konstantinopolitaner Türken, und doch waren ihre Züge prominenter, als man von gewöhnlichen türkischen Bauern erwarten konnte. Nur unter den Kindern bemerkte ich runde Gesichter und platte Nasen, und die Augen derselben, obwohl meist dunkel, waren zuweilen blau.“

Afrika.

— Allseitiges Bedauern hat die Trauerbotschaft vom Tode Dr. Matteucci's erregt, welcher am 8. August dieses Jahres zu London erfolgt ist. Ein Fieber, welches ihn sowohl in Afrika als auf der Heimreise wiederholt befallen hatte, aber stets bald vorüber gegangen war, raffte ihn nach nur eintägigem Krankenlager dahin; die Kunst der wegen des medicinischen Kongresses zahlreich in London versammelten besten italienischen Aerzte vermochte nichts gegen diese heimtückische Geißel der Afrikareisenden. Wie wenig sich Matteucci, der im Anfange der dreißiger Jahre stand, durch die Anstrengungen der weiten Reise durch Afrika entmuthigt oder entkräftet fühlte oder gar sein Lebensende nahe glaubte, geht daraus hervor, daß er noch von Madeira aus dem Generalsekretär der Geographischen Gesellschaft in Rom über den Plan zu einer neuen Reise schrieb, welche die Befreiung eines in Bornu festgehaltenen Italieners, Valpreda, zum Zwecke haben sollte. Ein Trost bei diesem schweren Verluste ist, daß Matteucci's Begleiter, Schiffslieutenant Massari, noch am Leben ist, um die Resultate der Expedition zu verarbeiten, welche, wie wir jetzt erfahren, von Wadai aus über Bornu, Kano und Nupe an den Niger und diesen stromabwärts zur Küste des Atlantischen Oceans führte.

— In einem seiner Briefe aus Abessinien (abgedruckt in den Mitth. der Afrik. Ges. in Deutschland II, S. 240) spricht sich Rohlfs dahin aus, daß südlich von Adua die Bevölkerung nur spärlich ist, und daß sich die Angabe von 5 Millionen Einwohnern für Abessinien (Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, II, S. 55, nehmen übrigens nur 3 Millionen an) kaum aufrecht erhalten läßt. Er selbst glaubt, daß das Land nicht mehr als die Hälfte davon besitzt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

IX.

Westlich vom Karmel, etwa eine Tagereise von Haifa, mündet unweit nördlich von den Ruinen des antiken Cäsarea der kleine Nahr Zerka in das Mittelländische Meer. Zwischen der See und dem Gebirge bildet er weite Sümpfe, die mit Schilf und hoch aufgeschossenen Cyperaceen bedeckt sind und von Krokodilen bewohnt werden (vgl. „Globus" XXXII, S. 191). Es ist das außer dem Kischon ihr einziges Vorkommen in Palästina, von dem schon Plinius spricht. Auch der kleinasiatische Geograph Strabon erwähnt in dieser Gegend eine Stadt Krokodilon. Lortet hat die Thiere nicht selbst beobachtet, sondern nur in Haifa ein getrocknetes Exemplar zu Gesicht bekommen und an demselben festgestellt, daß das syrische Krokodil eine andere Species ist, als das ägyptische. Die Ansicht also, daß durch Aegypter das Krokodil hierher an den Fuß des Karmel verpflanzt worden ist, läßt sich nicht halten. Die Sümpfe, welche das merkwürdige Thier bewohnt, sind indessen nicht größer als 5 bis 6 Hektaren, und deshalb kann ihre Anzahl schwerlich eine sehr beträchtliche sein.

Der Weg von Haifa nach Nazareth führt zwischen den nordöstlichen Abfällen des Karmel und dem vielgewundenen, im sumpfigen Thale dahinströmenden Kischon entlang. Stellenweise sind seine Ufer hoch und mehrere Meter tief in den schwarzen Erdboden eingeschnitten; dann wieder theilt sich sein Bett und bildet große Sümpfe, in denen zahlreiche prächtig gefärbte Wasservögel und Schildkröten (Emys caspica und Emys sigris) hausen, nicht minder auch Krokodile. Dies Faktum hat der Engländer J. Mac Gregor festgestellt, der 1868 und 1869 die Hauptwasserläufe Syriens in einem kleinen Boote befahren und dabei auf dem Kischon (heute Nahr el-Mukatta) ziemlich große Exemplare dieser Saurier gesehen hat; sie kamen so nahe an seinen Seelenverkäufer heran, daß er sie mit seinen Rudern zurückstoßen mußte.

Der Weg nach Nazareth berührt zunächst das zwischen Oelbäumen und Dattelpalmen versteckte Dorf Beled-e'-Schech, wo man einen ganzen Flug der in Syrien häufigen kleinen Eule (Athene Persica) aufjagte, deren interessantes Gesicht und zierliches goldiges Gefieder sie zu einem reizenden Stubenvogel machen könnte. Weiter trifft man auf einem Schutthügel die elenden Hütten von Dschadschur, umgeben von einer riesigen und undurchdringlichen Opuntienhecke und bewohnt von armen, hungrigen Fellachen. Dann gelangten die Reisenden in das niedrige Hügelland, welches die Strandebene von Akka und die Ebene Esdrelon von einander scheidet. Durch Sumpflöcher und Schluchten war der Weg hier fast unpassirbar gemacht, und es kostete einmal die größten Anstrengungen, den in ein solches Loch gerathenen Dragoman nebst seinem Pferde herauszuziehen. Ebenso war es höchst schwierig, über den 4 bis 5 Fuß tiefen, steiluferigen Kischon zu passiren. Prächtig aber war der Blumenflor auf den weithin überschwemmten Feldern; namentlich zeichneten sich die goldgelben Blüthen des in unseren Gärten schon lange heimischen Asphodelus lutea aus. Ferner erschien hier zum ersten Male in den Lichtungen des Eichenwaldes der schöne rothblühende Lein

Nazareth. (Nach einer Photographie.)

(Linum pubescens), dessen prächtige Blumen im südlichen Palästina des Wanderers ständige Begleiter sind. Ringsum waren Fellachenweiber damit beschäftigt, die nützliche Pflanze zu sammeln, um sie zu rösten und dann ihre langen blauen Hemden daraus zu spinnen. In den großen Eichenwaldungen herrscht tiefe, feierliche Einsamkeit, nur von dem Zwitschern bunter Vögel unterbrochen, und so prächtig ist das Spiel der Sonnenstrahlen zwischen dem Laube, daß sich die Reisenden beim Nahen des Abends nur schwer entschließen konnten, die reizende Gegend zu verlassen und der weiten Einsenkung zuzureiten, in deren Grunde die kleine Stadt **Nazareth** liegt. Der Abstieg zu derselben war sehr steil; sie durchritten aber nur den Ort und lagerten jenseits desselben unter großen Oelbäumen bei einem antiken Brunnen, wo prächtige Frauengestalten ihre zierlichen Wasserkrüge füllten. Nazareth, von den Arabern en-Nâsira genannt, liegt, wie erwähnt, in einem weiten, von S.-S.-W. nach N.-N.-O. gerichteten Thalkessel zwischen Kreidebergen von 400 bis 500 m Höhe über dem Meeresspiegel. Die fast durchweg aus Hausteinen aufgeführten Häuser ziehen sich an dem südlichen Abhang des Dschebel es-Sîch empor, dessen Gipfel die Stadt überragt. Manche der umliegenden Berge sind kahl, andere mit Gestrüpp, aromatischen Kräutern und bunten Blumen bedeckt. Im Frühjahre ist dieser Theil Galiläas ein ununterbrochenes Blumenbeet, in welchem Tausende und aber Tausende von Anemonen, Ranunkeln, Tulpen, Iris und Skabiosen blühen. Auf künstlichen Terrassen gedeihen Feigen- und Oelbäume in mächtigen Exemplaren und selbst einige Dattelpalmen erheben hier und da ihre Federkronen über die niedrigeren Bäume. Der höchste der Berge, jener Dschebel es-Sîch (545 m), liegt nördlich der Stadt und trägt das kleine Heiligthum Nebi Saîn oder Nebi Simân; von ihm aus genießt man eine herrliche Aussicht: östlich die rundliche Kuppe des Tabor, dann im Süden der kleine Hermon (Dschebel Dahi), das Gilboa-Gebirge und die Berge von Samaria mit dem Orte Dschennin und im Westen und Südwesten der schroff zur Bai von Akka abfallende Karmel. Akka selbst wird von Bodenwellen bedeckt, aber weithin erstrahlt dafür das Meer im Glanze der sinkenden Sonne. Nach Norden erblickt man die Ebene el-Battôf, deren Wasser in den Kischon fließen, und das Dorf Sefûrie, das alte Diocaesarea und alles Bergland bis gegen Safed hin. Ganz im Osten überblickt man ein Meer von Hügeln, das in der Ferne mit den dunstigen Höhen des Hauran jenseits des Genezareth-Sees verschwimmt. Im Süden zeigen sich die Dörfer Endûr, Nain, Zerain und ein großer Theil der Ebene Esdrelon, während im Nordosten der majestätische Große Hermon aufragt, dessen Schneefelder bis in den Juli hinein ihren fleckenlosen Glanz bewahren. Man entschließt sich nur schwer, die Augen von diesem herrlichen Schauspiele wegzuwenden, und jeder muß hier tief ergriffen werden, wenn er daran denkt, daß des Erlösers Blicke fast dreißig Jahre lang immer wieder und wieder auf dieser lachenden, zugleich anmuthigen und großartigen Natur geruht haben.

Junge Mohammedanerin aus Nazareth. (Nach einer Photographie.)

Die Geschichte des Städtchens ruht im Dunkelen; das Alte Testament erwähnt dasselbe nicht und im Mittelalter knüpft sich kein bedeutendes Faktum an seinen Namen, nach welchem sich doch noch heutigen Tages die Christen des Orients nennen. Durch die mohammedanische Eroberung sank es zu einem Dorfe herab. Erst die Kreuzfahrer — seit 1109 war Galiläa ein Lehen Tankreds — bauten dort Kirchen und verlegten den Bischofssitz von Skythopolis (im Jordanthale) dorthin; als sie aber das Heilige Land gänzlich räumen mußten, sank auch Nazareth wieder, und 1517, nachdem die Türken Palästina erobert hatten, mußten die Christen den Ort verlassen und durften erst 1620 unter dem Drusenfürsten Fachreddîn wieder sich dort ansiedeln. Jetzt hebt er sich und blüht Dank dem Schutze der europäischen Mächte und einem ziemlich lebhaften Handel mit Haifa und Akka, zu welchem die Erbauung einer fahrbaren Straße durch die deutschen Templer vornehmlich beigetragen hat. Im Frühjahr besonders ist der Anblick Nazareths entzückend, wenn seine weißen Häuschen aus dem zarten Grün der Oelbäume und den mächtigen dunklen Opuntienhecken herauslugen und die Wiesen ringsum mit blauen Iris und scharlachenen Ranunkeln (Ranunculus asiaticus) bedeckt sind.

Die christliche Bevölkerung hat sich in letzter Zeit stark vermehrt; man zählt nur circa 2000 Mohammedaner auf 10 000 bis 11 000 Christen verschiedener Bekenntnisse (Socin-Bädeker giebt nur 2500 orthodoxe, 180 unirte Griechen, 800 Lateiner, 80 Maroniten und 100 Protestanten an). Die wenigen Juden unterscheiden sich äußerlich von denen in Jerusalem und ähneln durch ihre dunkelen Augen und Haare und ihren bronzefarbenen Teint sehr den Beduinen der Ebene am Tabor. Die Einwohner treiben meist Ackerbau, bauen Getreide, Wein, Baumwolle, ziehen Oel- und Feigenbäume und produciren einen in Palästina sehr geschätzten Tabak. Unter Männern wie Frauen finden

sich herrliche Gestalten und namentlich unter den letzteren schöne Gesichter. Ihre Tracht ist ihnen eigenthümlich und von großer Zierlichkeit: unten mit bunter Seide gestickte Pumphosen, ein gefälteltes feines Baumwollhemde, das den Busen zum Theil freiläßt, und eine Tunika, welche um den Leib durch einen gestreiften Gürtel zusammengehalten wird. Den Kopf, der stets klein ist und auf einem zierlichen Halse sitzt, bedeckt eine seidene, mit Gold durchwirkte Keffije; ein langer, hinten herabfallender Schleier ist nach Art eines Turbans darum gewunden. Stirn und Brust sind mit zahlreichen Münzen geziert, deren Menge den Schmuck oft ziemlich kostbar macht.

Nazareth zerfällt in drei Quartiere, welche von den Lateinern, Griechen und Mohammedanern bewohnt werden; dieselben leben für gewöhnlich friedlich neben einander und stimmen alle darin überein, daß sie die türkische Herrschaft verwünschen und sich nach der der Aegypter zurücksehnen, da sie unter Ibrahim Pascha sich eines Anscheines von Sicherheit erfreuten.

Zahlreich sind die religiösen Anstalten, welche, wie begreiflich, heutigen Tages Nazareth schmücken. Die Griechen haben dort einen Metropoliten und eine dem Engel Gabriel geweihte Kirche; die Lateiner ein Franziskanerkloster und eines der Zionsschwestern; die protestantische Mission eine Schule und eine Kirche und neuerdings hat die „Female Education Society“ in London ein Mädchenwaisenhaus auf dem südöstlichen Bergabhange gebaut, das von drei protestantischen Lehrerinnen geleitet wird. Das Franziskanerkloster umschließt die im Jahre 1730 vollendete Kirche der Verkündigung, einen dreischiffigen Bau, hinter deren Hochaltar eine Krypta mit allerlei durch die Tradition geheiligten Stätten liegt, namentlich die jetzt durch eine Mauer in zwei Theile geschiedene Verkündigungskapelle, wo einst das Haus der Jungfrau gestanden haben soll, das der Ueberlieferung zufolge am 10. Mai 1291 auf Gottes Weisung erst nach Terzato bei Fiume, später nach Loreto in Italien gebracht wurde, um es den Händen der Mohammedaner zu entziehen. Noch heute aber zeigt man in Nazareth die Stellen, wo Maria betete, wo ihr Bett, wo sie selbst bei der Verkündigung gestanden hat u. s. w. Letzterer Punkt wird durch ein Säulenstück bezeichnet, welches von schweren, jedermann sichtbaren Eisenklammern an der Decke festgehalten wird, was freilich die frommen Pilger nicht gehindert hat, zu behaupten, daß es frei in der Luft schwebt und übernatürliche Kräfte besitzt.

Dschenuîn und das Gilboa-Gebirge. (Nach einer Photographie.)

Einige Minuten nordöstlich der Stadt befindet sich eine halb verfallene Bogenwölbung über einem antiken Behälter, in welches die einzige Quelle Nazareth's ihr Wasser ergießt. Abends und Morgens sieht man dort lange Reihen von Frauen und Mädchen ihre großen, antik geformten Wasserkrüge füllen; sie heben ihre Röcke in die Höhe, streifen ihre Schuhe ab und treten barfuß hinzu, um aus der Mitte des Beckens ja recht klares und frisches Wasser zu schöpfen; eine ihrer Genossinnen hilft ihnen dann, den schweren Krug auf den Kopf zu heben, wo er, leicht nach der einen Seite geneigt, in sicherm Gleichgewichte thront. Oft halten sie den einen Henkel mit der Rechten fest und stützen die Linke in die Seite. Selbst kleine Mädchen von 5 bis 6 Jahren kommen oft von weit her, um ihre kleinen Gefäße mit dem kostbaren Naß zu füllen. Stundenlang kann man sich in der Nähe aufhalten, die herrlichen Gestalten bewundern und sich daran erinnern, daß auch Maria einst in gleicher Weise und wahrscheinlich in einem eben solchen schwarzirdenen Gefäße hier das Wasser für ihren dürftigen Haushalt geholt hat.

An dieser Quelle bringen die jungen Männer der Stadt ihren Verlobten ihre Huldigungen dar: es ist der einzige Ort in ganz Syrien, wo der Verkehr beider Geschlechter in der Oeffentlichkeit geduldet wird. So sehr aber auch strenge Mohammedaner diese gegenseitige Annäherung tadeln mögen, so steht doch gerade hier die Sittlichkeit weit höher, als in den Dörfern ringsum, wo die Frauen in strenger Abgeschlossenheit gehalten werden. Die Mohammedaner von Nazareth haben, wie fast überall in Syrien, in gewisser Hinsicht den äußerlichen Anschein von Tugend und Ehrbarkeit sich bewahrt. Aber der äußere Anschein darf Niemanden täuschen. Forscht man näher nach, was innerhalb der streng abgeschlossenen Familien vorgeht, so findet man dort häufig genug die gröbste Unsittlichkeit herrschen und zwar bei beiden Geschlechtern. Trotz des Verbotes des Koran betrinken sich viele Männer allabendlich in Raki, und Delirium tremens und Gehirnerweichung kommen keineswegs selten vor. Doch gilt dies, wohlverstanden, nur von den Städtebewohnern; die Fellachen dagegen sind äußerst nüchtern und werden schon durch die Gluth der Sonne, welcher sie sich auf den Feldern aussetzen müssen, von solchen Ausschweifungen zurückgehalten.

Was sonst in Nazareth an Sehenswürdigkeiten und heiligen Stätten gezeigt wird, übergehen wir hier; meist verdankt es seinen Ruf erst ziemlich später Tradition, wie die „Zimmerwerkstätte Joseph's“ und der „Tisch Christi“ dem

Anfange des 17. Jahrhunderts. Aeltern Datums ist allein die jetzt im Besitze der Maroniten befindliche „Synagoge“, in welcher Jesus Unterricht ertheilt haben soll; sie wurde bereits im Jahre 570 den Fremden gezeigt.

Der Weg von Nazareth nach Süden führt zuerst über einen hohen Berg mit ausgedehnter Aussicht, dann durch ein trockenes Thal hinab in die Ebene Esdrelon. Zahlreiche Wanderer zogen desselben Weges, um Ostern in Jerusalem zu feiern, die einen zu Fuß, die anderen auf ganz kleinen Eseln reitend, manche Frauen mit einer Wiege aus Korbgeflecht auf dem Kopfe. So mögen einst auch Jesus und Maria nach der heiligen Stadt gezogen sein; denn in diesem unbeweglichen Orient hat sich seit achtzehn Jahrhunderten wenig oder nichts geändert.

Die fruchtbare Ebene trägt weit ausgedehnte Getreidefelder, auf denen die Halme eine ganz ungewöhnliche Höhe erreichen. Wo das Land brach liegt, ist es mit hohem Gras und riesigen Disteln (Notobasis syriaca) mit schönen blauen Blüthen bedeckt, aus denen große Wachtelschwärme auffliegen und den grauen Hasen, Schakalen und Gazellen zur Deckung dienen. Adler, Geier und andere Raubvögel in Menge spähen aus der Luft herab auf Beute. Lortet hatte hier gute Jagd und konnte seine Karawane auf mehrere Tage mit frischem Wildpret versehen.

Etwa 12 km südlich von Nazareth kam er an den Dörfern el-Afûle und el-Fûle vorbei, deren elende Lehmhütten auf weithin sichtbaren Schutthügeln erbaut sind, deren Aufgrabung vielleicht interessante Resultate ergäbe.

Sebastîje (Samaria). (Nach einer Photographie.)

Fûle heißt „Bohne“, und dieselbe Bedeutung hat der Name Faba, welchen das dortige Kreuzfahrerkastell trug, das im gemeinsamen Besitze der Templer und Johanniter war und nach der Schlacht von Hattin durch Saladin erobert wurde. Größern Ruhm noch gewann der Ort durch den Sieg, welchen am 16. April 1799 Kleber und Bonaparte mit wenig über 2000 Franzosen unter den ungünstigsten Verhältnissen über mehr als 25 000 Türken unter Abdallah Pascha erfochten. Von Sonnenaufgang bis Mittag hielten die im Quarré aufgestellten 1500 Mann unter Kleber Stand, bis Bonaparte mit nur 600 Mann auf dem Schlachtfelde erschien und die Türken, welche letztere für den Vortrab eines großen Heeres hielten, in wilder Flucht sich retteten.

Auf dieser Ebene machte Lortet die Wahrnehmung, um wie viel unerträglicher die Hitze ist, welche ein rother oder schwarzer Thonboden ausstrahlt, als die eines weißen Kreidebodens oder die unmittelbaren Sonnenstrahlen. Es muß auf der Erdoberfläche eine Zersetzung des Sonnenlichtes stattfinden, so daß die chemischen und kalorischen Strahlen mit größerer Kraft wirken können. Dadurch erklärt sich das öftere Vorkommen des Sonnenstichs von unten her, während der Kopf vollständig gegen die direkte Wirkung der Hitze geschützt ist. Deshalb bedecken auch die Syrier (und ebenso die Tuareg der Sahara) mit Sorgfalt die untere Gesichtshälfte und die Backen und lassen nur die Augen frei.

Nach einer äußerst anstrengenden Tagereise waren end-

lich die Hügel am Südende der Ebene und das an dieselben sich anlehnende Städtchen Dschennîn erreicht, und es wurden die Zelte unweit der Stadt auf einer schönen Wiese aufgeschlagen. Der Ort liegt am Ausgange eines Thales, das nach der Ebene hin mündet, zwischen Oel- und Feigenbäumen und fruchtbaren Gärten. Die Häuser umgiebt eine Opuntienhecke, deren Aeste so groß und deren Blätter so verschlungen sind, daß ein Durchkommen unmöglich wäre, wenn man nicht wahre Thore in diese lebende Mauer geschnitten hätte. Schon von weitem zeigen sich einige zierliche hohe Palmen, welche um die kleine Moschee herum stehen und zur Belebung der Landschaft viel beitragen. Die Einwohner, 4000 an der Zahl, sind bis auf wenige Christen lauter Mohammedaner. Das Bemerkenswertheste ist eine sehr starke Quelle, die oberhalb des Ortes entspringt und, in tausend kleine Bäche zertheilt, überall Frische und Fruchtbarkeit verbreitet. Ueber Lortet's Lager erhob sich auf dem Gipfel des Hügels ein kleines, weiß angestrichenes Weli, das Grabmal eines mohammedanischen Heiligen, und ringsum Gräber von Gläubigen, die etwas darauf hielten, möglichst nahe bei jenem begraben zu werden. Unkraut und die den Todten geweihte Iris bedeckte auch hier den Leichenacker, und Lumpen und Kleiderfetzen von jeglicher Art und Farbe hingen als Opfergaben an den das Weli umgebenden Dornsträuchern.

Am nächsten Morgen brach man nach Nabulus auf, schlug aber nicht den direkten Weg über Sanur ein, weil die dortige Ebene im Frühjahr oft überschwemmt ist, sondern einen westlichern und ungleich malerischern über Arrâbe, in dessen Nähe Tell Dôthân liegt, das alte Dothain, in dessen Nähe die Geschichte vom Verkaufe Joseph's durch seine Brüder spielt. In der weiten Hochebene ringsum

Säulenreihe in Sebastîje. (Nach einer Photographie.)

wird viel Getreide gebaut und die Wachteln sind dort so zahlreich, daß sie zu 10 und 15 Stück zugleich vor den Füßen der Pferde auffliegen, und so wenig scheu, daß Lortet sie mit der Reitpeitsche treffen konnte.

Ueber Dscheba'a und Burka, durch Thäler und über Hügel führte der stellenweise von hundertjährigen Oelbäumen beschattete Weg, welcher von den Höhen vor dem letztgenannten Orte einen prächtigen Ausblick auf das Meer gestattete. Hinter Burka, wo man in ein kleines Thal hinabsteigt, erblickt man zuerst jenseits desselben die Ruinen des antiken Samaria, welche auf einem vereinzelt im Thal stehenden, über 100 m hohen, runden und terrassirten Hügel zwischen den Häusern und Gärten des heutigen Sebastîje zerstreut sind. Ueberall finden sich Reste von Säulen, Kapitelle und Sarkophage zerstreut und auch die modernen Gebäude selbst sind zu einem großen Theile aus antikem Material errichtet. Die Einwohner gelten für fanatisch und haben keinen guten Ruf, störten aber unsern Reisenden beim Besuchen und Photographiren der Ruinen in keiner Weise.

Das interessanteste Baudenkmal ist die aus der Kreuzfahrerzeit (der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts) stammende, jetzt in eine Moschee verwandelte, aber halb zerstörte Johanneskirche, angeblich über dem Grabe Johannes des Täufers errichtet. Ihre Länge beträgt 50 m, die Breite 23 m; sie zeigt drei Schiffe, deren mittelstes das höchste war, und erinnert in ihrem Style sehr an die gleichzeitigen Kirchen von Abu Ghosch und St. Anna in Jerusalem. Die hier und da mit Johanniterkreuzen versehenen Mauern sind sonst ohne Schmuck, aber aus sehr sorgfältig behauenen Steinen aufgeführt und umschließen einen offenen Hofraum, in welchem sich die Krypta mit dem Grabe des Heiligen befindet. Eine moderne Kuppel wölbt sich über demselben und 21 Stufen führen hinab zu einer kleinen Felskammer mit dem Heiligthume, das unter der Obhut eines mohammedanischen Wächters steht. Oberhalb des

Nâbulus (Sichem). (Nach einer Photographie.)

Dorfes liegt eine große künstlich geglättete Terrasse, die heute als Dreschtenne dient, und dabei stehen über ein Dutzend Säulen ohne Kapitelle, welche wahrscheinlich zu dem Tempel gehörten, den Herodes der Große zu Ehren des Augustus in Samaria — das er nach seinem kaiserlichen Gönner Sebaste (noch heute Sebastîje) benannte — aufführen ließ. Von dort ist es nicht weit auf die Spitze des Berges, die 488 m über dem Meeresspiegel liegt und eine weite Aussicht auch über das Meer gewährt. Um denselben ziehen sich an mehreren Punkten Terrassen herum; auf derjenigen im Süden erhebt sich in der Höhe des Dorfes eine Kolonnade, welche gleichfalls Herodes errichtete. Ihre Länge betrug an 1700 m, die Breite 15 und die Säulen, die insgesammt ihre Kapitelle eingebüßt haben, und nur mit Unterbrechungen aufrecht stehen geblieben sind, sind 5 m hoch und bestehen zum Theile aus einem einzigen Stücke. Im Nordosten, am Fuße des Hügels, finden sich Reste einer zweiten, 442 m langen Säulenstraße, welche schräg auf die erste zulief. Aus der ältesten Zeit der Stadt, die um 925 v. Chr. durch Omri, den König von Israel, unter dem Namen Schomron (d. i. Wachthügel), gegründet wurde, hat sich nichts erhalten. Sie war lange Zeit Hauptstadt des nördlichen Reiches und Hauptsitz des Götzendienstes, gegen welchen die Propheten so viel und heftig eiferten, bis Sargon sie im Jahre 720 nach dreißigjähriger Belagerung eroberte und dem Reiche Israel ein Ende machte. Zur Zeit der Makkabäer war aber Samaria wieder eine ansehnliche, feste Stadt und erlebte dann unter Herodes eine zweite Blüthe; später mußte sie zwar gegen das nahe Neapolis (Sichem) zurücktreten, ward aber im 3. oder 4. Jahrhundert zum Bischofssitz erhoben, den die Kreuzfahrer erneuerten.

Noch am selben Tage ritten die Reisenden nach dem nur 10 km entfernten Nâbulus hinüber und ließen auf einer mit alten Oelbäumen bestandenen Terrasse über dem westlichen Eingange der Stadt, fern von den bösen Dünsten der Pfützen im Thale unten, ihre Zelte aufschlagen. Es war gerade ein Festtag, und zahlreiches Volk belustigte sich ringsum; Frauen, Mädchen und Kinder hatten Stricke in den Bäumen befestigt und gaben sich in ausgelassener Freude dem in ganz Syrien beliebten Vergnügen des Schaukelns hin, und groß war das Entzücken, als Lortet einem herumziehenden Krämer seinen Vorrath an „geweihtem Zucker" für ein Geringes abkaufte und an die Kleinen vertheilte. Die als fanatisch verrufenen Einwohner bereiteten übrigens auch hier dem französischen Reisenden keinerlei Unannehmlichkeiten, und es war eine bloße Förmlichkeit, daß der Kommandant der Stadt ihm zwei arme Teufel von Soldaten als Wache zuschickte. Räuber und Diebe ließen sein Lager durchaus in Frieden; Schakale und Hunde dagegen streiften heulend um dasselbe herum. Um Ruhe zu finden, that Lortet das, was er seit seiner Abreise von Beirut fast allabendlich gethan hatte: er schoß ein paar von den Störenfrieden todt, worauf dieselben sofort von ihren Genossen verschlungen wurden, und Stille eintrat.

Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador.

I.

In der Sitzung der Royal Geographical Society vom 9. Mai dieses Jahres berichtete Edward Whymper über den Verlauf und die Ergebnisse seiner Reise nach Ecuador. Dem interessanten geistvollen Vortrage des berühmten Gebirgsreisenden (Proceed. R. Geogr. Soc. of London, August) entnehmen wir die nachstehenden Einzelheiten.

Es war nicht allein der Wunsch, die bisher noch verhältnißmäßig wenig bekannten Gebirge von Ecuador zu erforschen, den Chimborazo und einige andere der dortigen Bergriesen zu ersteigen, was Mr. Whymper gegen Ende des Jahres 1878 veranlaßte, seine Reise nach Südamerika zu unternehmen: er verfolgte bei derselben in erster Linie den Zweck, gewisse, für Bergreisen insbesondere, aber auch für die geographische Forschung im Allgemeinen wichtige theoretische Fragen auf empirischem Wege zum Austrag zu bringen. Was die erste derselben anbetrifft, die oft ventilirte Frage, bis zu welcher Höhe über dem Meeresspiegel der Mensch noch zu leben vermöge, so hat Whymper durch wiederholte längere Aufenthalte in 16 000 und 18 000 Fuß Höhe über dem Meere sowie durch ein 26stündiges Verweilen auf dem Gipfel des Cotopaxi (19 500 Fuß), ohne daß dabei er selber oder einer seiner Begleiter besondere Beschwerden infolge des geringen Luftdruckes empfunden hätte, die Ueberzeugung gewonnen, daß sie alle „erforderlichenfalls auch wohl im Stande gewesen sein würden, noch einige tausend Fuß höher, etwa bis zu 24 000 oder 25 000 Fuß, über dem Meere emporzusteigen". Diese ihrerzeit schon bekanntgewordene Annahme Whymper's hat nicht verfehlt, unter den englischen Enthusiasten des „Bergsports" große Hoffnungen zu erregen auf eine nun doch ausführbare Ersteigung der höchsten uns bekannten Berge, eine mißverstandene Auffassung seiner Meinung, gegen die Whymper sich auf das Nachdrücklichste verwahrt: „Unsere Erfahrungen beweisen nicht, daß man sich längere Zeit in einer Höhe von etwa 24 000 Fuß aufhalten kann; und wenn dieses nicht geschehen kann, so ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, in der That gar keine Möglichkeit, vorhanden, daß man jemals zu Fuß die Gipfel der höchsten bekannten Berge erreichen wird. Es handelt sich hierbei nicht nur um ein Ueberwinden physischer Schwierigkeiten, es ist eine Frage des Luftdruckes; und es muß noch bewiesen werden, ob der menschliche Körper sich einem Drucke anbequemen kann, welcher nur ein Drittel von dem beträgt, der am Meeresspiegel auf ihm ruht."

Die zweite Frage, die Whymper zu lösen bemüht war und die er in der That auch in der glücklichsten Weise gelöst hat, betraf die verschiedenen Arten der Höhenmessung, und zwar kam es ihm dabei vor allen Dingen auf eine längere Zeit fortzusetzende Vergleichung des Aneroïd mit dem Quecksilberbarometer, in Bezug auf ihre Tauglichkeit als Höhenmesser, an. Ueber dieses letztere im höchsten Grade dankenswerthe Unternehmen und die interessanten Erfahrungen, die er dabei gemacht, spricht sich Whymper folgendermaßen aus.

„Obgleich es eine wohlbekannte Thatsache ist, daß ein einziges Aneroïd zur Erlangung absoluter Höhenbestimmun-

gen vollkommen nutzlos ist, wenden viele Leute dieses Instrument doch noch immer unter der entgegengesetzten Voraussetzung an. Es kann nicht zu nachdrücklich ausgesprochen, nicht zu allgemein verbreitet werden, daß die Aneroïdbarometer neben der Eigenschaft, fast immer nach und nach beträchtliche Fehler anzunehmen, auch die besitzen, daß diese Fehler infolge der verschiedensten Ursachen ganz plötzlichen Zunahmen unterworfen sind. Besitzt ein Reisender mehrere Aneroïde, so kann er dadurch, daß er die verschiedenen Instrumente mit einander vergleicht, solche plötzlichen Zunahmen der Fehler wohl entdecken; besitzt er nur eines, so ist dies nicht möglich, und infolgedessen kann er leicht, nein, wird er sogar höchst wahrscheinlich, vollkommen irrige Resultate erzielen.

„Es schien mir nun, daß, wenn man eine Anzahl von Aneroïden bei sich führte, es wohl möglich sein müßte, der Wahrheit ziemlich nahekommende Angaben dadurch zu erhalten, daß man das Mittel von denjenigen Instrumenten nähme, die in annähernder Uebereinstimmung blieben, während man die gar zu weit abweichenden ganz aussonderte. Um mir Gewißheit über diesen Punkt zu verschaffen, nahm ich nun acht Aneroïde der besten Konstruktion mit auf die Reise. Dieselben waren fast zwölf Monate lang unter genauer Beobachtung gewesen und als die besten aus einer größern Anzahl von besonders für die Reise angefertigten ausgewählt worden. Ich werde jetzt über das Verhalten dieser acht Aneroïde berichten. Als ich England verließ, stimmten sie gut überein, und betrug der größte Unterschied zwischen ihnen ungefähr $^1/_8$, oder, genauer, 0,13 (engl.) Zoll. Dieser Unterschied entspricht am Meeresspiegel einer Höhe von etwa 100 Fuß, und wenn man das Mittel von allen genommen hätte, so würde zwischen demselben und der Angabe eines Normal-Quecksilber-Barometers nur eine unendlich kleine Differenz gewesen sein. Als ich aber in Guayaquil ankam, hatte der Unterschied sich schon bis auf 0,35 vergrößert; bei der Ankunft in Guaranda (8900 Fuß) war er bis auf 0,74 gestiegen; an unserm ersten Lagerplatze auf dem Chimborazo (14 300 Fuß) betrug er 0,88, an unserm dritten Lagerplatze (17 200 Fuß) aber schon 1,2 Zoll. Dies waren die Unterschiede zwischen denen, die noch am nächsten zusammengeblieben waren; die, welche völlig toll geworden waren, wurden gar nicht mehr berücksichtigt. Bei der Abreise waren ihre Angaben im Ganzen um eine Höhe von etwa 100 Fuß unterschieden gewesen, und als wir uns 17 000 Fuß über dem Meere befanden, hatte dieser Unterschied sich bis auf das Aequivalent von zweitausend Fuß vergrößert. Bedenkt man nun, daß dies nicht etwa beliebig gewählte Aneroïde waren, sondern die Auslese aus einer größern Anzahl von speciell für die Reise angefertigten, so wird man, glaube ich, wohl einsehen, daß dieses Experiment in entscheidender Weise dargethan hat, wie durchaus nutzlos das Bestreben ist, mit irgend einer Anzahl von Aneroïden absolute Höhenbestimmungen gewinnen zu wollen. So kostspielig dieser Versuch auch gewesen ist, betrachte ich ihn doch nicht als zu theuer bezahlt, da er die Sache, soweit ich sie zu verfolgen wünsche, ein- für allemal entschieden hat."

Was nun die Höhenmessungen anbetrifft, die man durch Bestimmung des mit dem Luftdruck fallenden Siedepunktes des Wassers vornimmt, so hat Whymper auch in Bezug auf die Zuverlässigkeit dieser Methode vielfache Versuche angestellt. Von einer Vergleichung ihrer Resultate mit denen genauer trigonometrischer Messungen, der unstreitig rationellsten Art der Kontrole, konnte begreiflicherweise hier keine Rede sein; man mußte sich begnügen, auch hierbei Vergleiche mit den Angaben des Quecksilberbarometers vorzunehmen. Dabei ergab sich denn, daß die Siedepunkt-Experimente immer geringere Höhen ergaben, als die Barometerbeobachtungen; so war z. B. der Gipfel des Cotopaxi nach der Angabe des Barometers 19 650 Fuß, nach der Siedepunktmessung nur 19 090 Fuß hoch; der Antisana nach dem Barometer 19 335, nach der Siedepunktmessung 18 714 Fuß, und der Cayambe nach dem Barometer 19 200, nach der Siedepunktmessung 18 600 Fuß hoch.

Da es um dieser Experimente willen sehr wünschenswerth war, gleichzeitige Barometerbeobachtungen von einem auf Meereshöhe belegenen, möglichst nahen Platze zu besitzen, so wurden auf Whymper's Veranlassung vom December 1879 bis Juli 1880 in Guayaquil täglich zweimalige Ablesungen eines dort zurückgelassenen Normal-Quecksilber-Barometers vorgenommen, eine Arbeit, der sich der englische Konsul, Mr. Chambers, bereitwilligst unterzog, und der wir nun, neben der Förderung des erwähnten Zweckes, auch ein an und für sich interessantes Verzeichniß der Barometerstände von Guayaquil verdanken.

Wenden wir uns jetzt von Whymper's hypsometrischen Untersuchungen, durch die er der Erdkunde mittelbar die wichtigsten Dienste geleistet hat, zu seinen eigentlichen geographischen Forschungen, so sehen wir, daß seine Andenreise auch auf diesem Gebiete reich gewesen ist an interessanten Ergebnissen. Seine Route war in Kurzem folgende: In den ersten Tagen des November von London abgereist, begab er sich über Colon und Panama nach Guayaquil, und ging dann, nach kurzem Aufenthalte hier, mit seinen beiden Begleitern, den Italienern Carrell, nach Guaranda, wo er vier Wochen lang in der Umgebung des Chimborazo arbeitete. Durch Erkrankung des einen Gehülfen wurde die Thätigkeit hier unterbrochen, und nun begab sich Whymper nach Machachi, wo er mit einem Begleiter allein arbeiten konnte. Mit ihm erstieg er den Berg Corazon (15 871 Fuß), der sich westlich von der Stadt erhebt, und machte dann noch einen vergeblichen Versuch, den Illiniza von Süden her zu ersteigen. Nach der Genesung seines zweiten Gefährten wurde die Ersteigung des Cotopaxi, auf dessen Gipfel sie 26 Stunden verweilten, dann noch die des etwa 10 engl. Meilen nördlicher gelegenen Sincholagua (16 365 Fuß) ausgeführt. Nun ging es nach Quito und von hier aus bald in südöstlicher Richtung nach dem Antisana (19 260 Fuß), dessen Ersteigung nach einem fehlgeschlagenen Versuche schließlich glückte. Von Quito aus, wohin die Gesellschaft zu mehrtägigem Aufenthalte zurückkehrte, wurde zunächst eine kleinere Excursion nach dem nordwestlich gelegenen Pichincha (15 918 Fuß) und eine Ersteigung zweier seiner Piks unternommen, dann aber eine Tour nach Norden angetreten. An eine Ersteigung des 19 200 Fuß hohen Cayambe sowie des bisher fast unbekannten Sara-urcu (15 500 Fuß) schloß sich eine gründliche Erforschung dieses ganzen Gebietes, und schließlich die Besteigung des Cotocachi (16 289 Fuß). Nach einem Besuche der Städte Ibarra und Charanqui in der nördlichen Provinz Imbabura kehrte Whymper nach Quito zurück, wo er durch Krankheit zu unfreiwilligem Aufenthalt gezwungen wurde; seine Begleiter benutzten diese Zwischenzeit zu einer Wiederholung des einmal mißglückten Versuches, den Illiniza zu ersteigen: dieses Mal mit vollständigem Erfolge. Als Whymper nach mehrwöchentlicher Krankheit sich wieder so weit erholt hatte, um das anstrengende Leben des Bergsteigers von Neuem aufnehmen zu können, begab er sich über Riobamba nach dem Altar. Leider war während des mehrtägigen Aufenthaltes hier der Gipfel des Berges stets von dichten Wolken umhüllt und mußte man, nachdem man einmal schon bis zu 14 000 Fuß Höhe hinaufgelangt war, sich zur Umkehr entschließen. Am 29. Juni wurde dann noch der Carihuairazo

(16 480 Fuß), am 3. Juli der Chimborazo (20 517 Fuß) zum zweiten Male, und zwar dieses Mal von der nordwestlichen Seite aus, erstiegen. Dieses letzte erfolgreiche Unternehmen bildete zugleich den Abschluß der Andenreise: von Riobamba kehrte Whymper durch Guamote und über den Chimbopaß nach Guayaquil zurück.

Sehr abweichend von den Angaben unserer Karten und den Vorstellungen unserer Geographen ist das Bild, das Whymper uns nach eigener Anschauung von dem Andengebiete von Ecuador entwirft:

„Im Westen vom Ocean begrenzt, soll das Land im Norden von Columbia, im Süden von Peru, im Osten von Brasilien begrenzt werden. In den nördlichen und südlichen Provinzen haben die Einwohner auch eine dunkele Vorstellung von den Grenzen ihres Staates; fragt man aber die großen Grundbesitzer in den östlichen Provinzen, bis wie weit sich ihre Ländereien erstrecken, so antworten sie gewöhnlich: „Wir werden Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr uns unsere Grenze angeben wollt," oder: „So weit man nach Osten gehen kann," oder auch: „Wir haben keine Grenzen."

„Die einzige einigermaßen große Karte von Ecuador, die existirt, ist die von Villavicencio. Die Phantasie ist bei ihrer Herstellung sehr thätig gewesen, und so weist sie Flüsse auf, die in den reizendsten symmetrischen Kurven fließen, und wunderbare Bergketten, wie sie ein menschliches Auge nie erblickt hat. Im Lande selber wird sie ziemlich allgemein verspottet, und ist es wohlbekannt, daß sie kaum etwas anderes ist, als eine schlechte Kopie der alten Karte von Maldonado mit verschiedenen Aenderungen, die in den meisten Fällen keine Verbesserungen sind. In meinen Bemerkungen über Ecuador werde ich weder den Angaben dieser Karte noch denen eines frühern Reisenden folgen, sondern allein nach eigener Beobachtung sprechen.

„Vom geographischen Gesichtspunkte aus betrachtet erscheint das Land in drei gesonderte Gebiete getheilt: 1. das Land westlich von den Anden bis zum Meere, 2. das hohe, gebirgige Land im Innern, und 3. das weniger hohe Land östlich von der zweiten Abtheilung, in dem sich die Quellen mehrerer Nebenflüsse des Amazonenstromes befinden.

„Das Land auf der westlichen Seite der Anden ist in der Nähe von Guayaquil und auch noch auf eine bedeutende Strecke nach Süden und Norden hin ungemein flach; zahlreiche Flüsse und natürliche Kanäle, die ein so dichtes Netz bilden, daß es schwer hält, den Lauf eines bestimmten unter ihnen zu verfolgen, geben ihm den Charakter eines Deltalandes. Dabei ist es so niedrig, daß es während der Regenzeit zum großen Theil unter Wasser steht; dann fährt man zu Boot bis nach Savaneta und wohl auch noch weiter über dasselbe Terrain, auf dem während der trockenen Jahreszeit die Straße nach Quito entlang führt.

„Steil und ohne Uebergang steigen die Hänge der Anden aus diesem flachen Küstenlande empor; in der That ist dieses plötzliche unvermittelte Ansteigen aus dem Tieflande der westlichen Region nicht weniger merkwürdig und beachtenswerth, als die außerordentliche Steilheit der dem Ocean zugekehrten Hänge des Gebirges. Es giebt wohl unter den regelmäßig begangenen Straßen in den Alpen keine einzige, auf der man in einer so kurzen seitlichen Distanz zu einer so bedeutenden Höhe emporsteigt, wie man es hier auf dem Wege von dem Dorfe Muñapamba (1300 Fuß) zu dem Gipfel des Passes in der äußern Bergkette thut. Eine dichte und undurchdringliche oder wenigstens noch undurchdrungene Vegetation bedeckt die dem Meere zugekehrten Abhänge bis zum höchsten Grat des Kammes. Riesenbäume von mehreren hundert Fuß Höhe, die, wie gewaltige Masten gerade emporstrebend, durch ein dichtes Netzwerk von Schmarotzer- und Schlingpflanzen mit einander verbunden und am Boden von einer wildverworrenen Masse von Unterholz umgeben sind, verwehren dem Lichte den Zugang, hüllen den Pfad in tiefe Dämmerung und beschränken die Aussicht nach den Seiten hin auf wenige Fuß breit. In der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sich ihm hier bei jedem Schritte darbieten, findet der Naturforscher wohl eine Entschädigung für den Mangel an Luft und Licht; aber der andauernd engbegrenzte Umblick, die stagnirende Luft, das Fehlen der Sonne bringen doch zuletzt eine wahre Sehnsucht hervor nach einem weniger beschränkten Horizont; so konnte ich das Gefühl wohl verstehen, das meine Leute, als sie endlich das Plätschern der Gebirgsbäche auf den Steinen hörten, zu dem Ausrufe veranlaßte: O, jetzt fangen wir wieder an, zu athmen!"

Die äußere Bergkette, deren Whymper oben Erwähnung thut, ist ein etwas über 40 Miles langer Gebirgsrücken, der sich zwischen dem ersten und dem zweiten Breitengrade in der Richtung von Norden nach Süden hinzieht. Dem Hauptgebirge, das hier im Chimborazo gipfelt, wallartig vorgelagert und durch das Thal des Chimboflusses von demselben geschieden, erhebt sich diese äußere Kette in ihren höchsten Punkten bis zu 15 000 Fuß über dem Meere. Und trotz dieser bedeutenden Höhe findet sie sich bis heute noch auf keiner unserer Karten angegeben: eine Ungenauigkeit, die an und für sich schon überraschen könnte, die aber eben nur ein Zug ist in dem aus lauter irrigen Voraussetzungen konstruirten Bilde der Gebirge von Ecuador, das sich in unseren geographischen Lehrbüchern und unseren Karten eingebürgert hat. Die französischen Gelehrten, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Vornahme von Gradmessungen nach Südamerika gesandt wurden, haben zuerst die Behauptung aufgestellt, daß die Anden von Ecuador sich in zwei ungefähr in der Richtung von Norden nach Süden laufende, mächtige Parallelketten theilen. Diese Angabe, die begreiflicherweise damals weder Widerspruch fand noch finden konnte, wurde im Anfang unseres Jahrhunderts durch Alexander von Humboldt als durchaus richtig bestätigt, und seitdem gilt die Existenz der östlichen und der westlichen Cordillere von Ecuador mit ihren in fast gerader Linie von Norden nach Süden liegenden hohen Gipfelpunkten für eine unbestreitbare Thatsache, die in allen Schulen gelehrt, auf allen Karten dargestellt wird und die, wie Whymper sagt, allmälig zu einem „geographischen Glaubensartikel" geworden ist.

Diese beiden Parallelketten nun, die sich bekanntlich von dem Knoten von Los Pastos bis zu dem von Loja erstrecken sollen, sind, wie Whymper jetzt an der Hand von unumstößlichen Beweisen darlegt, nicht vorhanden. Es würde nicht möglich sein, nur eine in annähernd nordsüdlicher Richtung laufende, zusammenhängende Kette nachzuweisen, geschweige denn ihrer zwei. Freilich liegen ja auch auf einer Strecke von 35 Miles die vier Gipfel Illiniza, Corazon, Atacatzo und Pichincha in einer ziemlich genau von Süden nach Norden gehenden Linie nacheinander, und diese Strecke könnte demnach wohl für einen Theil der westlichen Cordillere gelten. Und etwa 20 Miles weiter nach Osten finden wir zwei Gipfel von mäßiger Höhe, den Ruminahui und den Pasocha, die auf einer mit der ebenerwähnten ziemlich parallelen Linie liegen — aber das ist auch alles, was sich mit gutem Gewissen von den beiden Parallelketten nachweisen läßt. Denn die zahlreichen bei weitem bedeutenderen Gipfel dieser Breiten, der Chimborazo, Carihuairazo, Cotopaxi, Sincholagua, Altar, Antisana, Sara-urcu, Cayambe, Mojanda, Imbabura, Cotocachi und viele andere von minderer Bedeutung, weichen in ihrer Lage zu einander so weit von

der Richtung der imaginären Ketten ab, daß man sie selbst bei dem besten Willen in keine derselben einordnen könnte. Immer wieder steht man vor der Schwierigkeit, nicht zu wissen, ob man diese durch mehr oder minder tiefe seitliche Depressionen von einander geschiedenen Haupterhebungen des Gebirges zu der östlichen, der westlichen oder überhaupt auch nur zu einer der beiden Ketten rechnen müßte?

Es würde hier zu weit führen, wollten wir uns auf eine Wiedergabe von Whymper's eingehender Darstellung der Lage und Anordnung der bedeutendsten Andenhöhen von Ecuador einlassen, die er mit folgenden Worten schließt: „Demnach behaupte ich nun mit aller Bestimmtheit, daß in keinem Theile des ganzen Landes zwei Cordillerenreihen vorhanden sind, die auch nur annähernd mit einander parallel laufen, oder wirklich so bedeutend sind, wie man dies in unserm Jahrhundert angenommen hat.“ Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr gar fern, wo wir diese Angabe auf einer Karte veranschaulicht sehen, und wo die altgewohnte Vorstellung von den beiden Parallelcordilleren von Quito allgemein zu den überwundenen Standpunkten gezählt wird.

Was nun die dritte Abtheilung des Landes betrifft, das Gebiet im Osten der Großen Anden, so war es Whymper leider nicht mehr möglich, seine Reise bis in dasselbe auszudehnen. Er empfiehlt das ausgedehnte Gebirgsterrain, das die Quellen mehrerer Nebenflüsse des Amazonas enthält, als ein „lohnendes Feld für die Thätigkeit unternehmungslustiger junger Reisender“; denn bis auf die nächste Umgebung der drei nach Osten führenden Straßen, von denen nur die eine, die nördlich vom Antisana über Papallacta geht, viel benutzt wird, ist das ganze weite Gebiet heute noch den Geographen vollständig unbekannt. Whymper's Hoffnung, von den östlichen Gipfeln der Großen Anden einen Einblick in diese terra incognita zu gewinnen, wurde auf dem Altar, dem Cotopaxi und dem Antisana durch dichte, jede Aussicht hindernde Bewölkung vereitelt; nur von dem weit nach Osten gelegenen, wenig bekannten Sara-urcu erblickte man bei vollkommen klarer Luft im Süden und Südosten Bergketten von über 14000 Fuß Höhe, die in östlicher Richtung liefen und sich wohl nördlich von dem Thale des Napo hinzogen.

Sehr interessant sind die Schilderungen, die Whymper von den Bergen giebt, die er erstiegen und erforscht hat: mit der einzigen Ausnahme des Sara-urcu sind es alles mächtige vulkanische Kegel, die sich auf einer Basis von Sandstein erheben. Die große Mehrzahl dieser Vulkane sind als vollkommen erloschen zu betrachten; zwei von ihnen, der Tunguragua und der Pichincha, gelten im Lande für noch nicht ganz erloschen; jedoch sah Whymper während längern Aufenthalts in ihrer Nähe nie auch nur eine Spur von Rauch oder Dampf über ihren Gipfeln. Zwei andere dagegen, der Sangai und der Cotopaxi, sind noch heute thätig und selten vollständig in Ruhe. Den Sangai, der nicht nur von europäischen Reisenden, sondern auch von den Einwohnern des Landes selber höchst selten gesehen worden ist, erblickte Whymper auch nur am frühen Morgen von seinem über 17000 Fuß hoch gelegenen Lagerplatze an der Seite des Chimborazo. Gehört freilich hatte er ihn schon oft vorher, während er sich in dem 40 Miles entfernten Guaranda aufgehalten hatte; die scharfen und deutlichen Detonationen, die selbst in dieser Entfernung oft noch laut genug waren, um ein plötzliches Erschrecken zu verursachen, waren fast ausschließlich in den Morgenstunden zu vernehmen. Ohne Zweifel fanden sie während des ganzen Tages statt, aber die dichten Wolken, welche sich regelmäßig schon am Vormittag über dem ganzen zwischenliegenden Lande lagerten und den Berg vollständig verhüllten, hinderten die Fortpflanzung des Schalles. Vom Chimborazo aus gesehen zeigt sich der Sangai als ein stattlicher Kegel, wenn auch nicht von so imposantem Umfange und so regelmäßiger Form wie der Cotopaxi. Große Schneefelder ziehen sich rings um seinen Gipfel, die oberste Spitze desselben ist jedoch schwarz und besteht augenscheinlich aus feiner vulkanischer Asche. Von beständig aufsteigendem Rauche war auch hier nichts zu sehen, aber in Zwischenräumen von je 20 und 30 Minuten schossen gewaltige Dampfstrahlen bis zur Höhe von 5000 Fuß aus dem Krater empor; oben in der Luft breitete sich der Dampf zu einer großen schirmförmigen Wolke aus, die allmälig vom Winde fortgetrieben wurde.

Der Cotopaxi entsendet aus seinem Gipfel eine beständige mit Dampf gemischte Rauchsäule. Ruhig und gleichmäßig steigt sie empor und läßt den Vulkan viel weniger gefährlich erscheinen als den Sangai, und doch gehören seine Eruptionen zu den größten Schrecknissen in Ecuador. Whymper selber war Zeuge einer derselben, die zu den unbedeutenderen gerechnet wurde. Die Asche, die bei dieser Gelegenheit 20000 Fuß hoch emporgeschleudert wurde, fiel noch in 65 Miles Entfernung als ein so dichter Regen zu Boden, daß die ganze Luft verfinstert wurde und tiefe Dämmerung herrschte. Was die Umwohner des Berges aber am meisten fürchten, das sind die Wasserfluthen, die während seiner größten Eruptionen von ihm herabströmen. Entgegen der allgemein verbreiteten Ansicht, daß dieses Wasser aus dem Innern des Berges komme, glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß es das Schmelzwasser der großen Gletscher sei, die von dem durch die Eruption erhitzten Gipfel des Kegels abthauen. Die Gletscher sind vollständig mit Asche bedeckt und geschwärzt und deshalb aus der Entfernung nicht wahrzunehmen; diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß ihr Vorhandensein so häufig bestritten wird. Die Lavamassen, die Whymper an der Nord- und Westseite des Cotopaxi fand, konnten nach dem dichten Wachsthum von Moosen und Flechten, das sie bedeckte, von keiner neuern Eruption herrühren; in der That ließen auch die verschiedenartigen und sehr zahlreich bis hoch hinauf vorkommenden Käfer auf ein hohes Alter der Lava schließen.

Von den Gletschern Ecuadors ist bis jetzt in den Schilderungen der Reisenden, die diese Gegenden besucht haben, selten, eigentlich nie die Rede gewesen. In einem kürzlich in England erschienenen Artikel über Ecuador findet Whymper die Behauptung aufgestellt, daß der Krater des Altar „als das Bett des einzigen in Ecuador vorhandenen Gletschers bemerkenswerth“ sei. Nun enthält dieser Krater, der auf drei Vierteln seines Umkreises von einem Kranze imposanter Gipfel eingefaßt ist, wohl wirklich einen Gletscher; derselbe ist indessen viel kleiner und unbedeutender als die, welche sich außen am Berge befinden. Als vergletscherte Berge aber, die er aus eigner Anschauung kennt, nennt Whymper noch den Carihuairazo, Illiniza, Cotocachi, Sincholagua, Quilindana, Cotopaxi, Cayambe, Sara-urcu, Antisana und Chimborazo. Die vier letztgenannten weisen die ausgedehntesten Gletscher auf.

Im Allgemeinen unterscheidet sich der Charakter der Gletscher von Ecuador nur wenig von dem unserer europäischen. Das vergletscherte Areal auf mehreren der oben genannten Berge hat mindestens die Größe unserer Mont-Blanc-Gletscher; doch erstrecken sich diese äquatorialen Gletscher nicht so tief hinab, wie man es nach den großen Reservoirs, denen sie entfließen, wohl erwarten dürfte. Nirgends hat Whymper hier einen Gletscher gefunden, der bis zu 12000 Fuß hinabgereicht hätte; gewöhnlich endi-

gen sie zwischen 14 000 und 15 000 Fuß Höhe. Da sich nur wenige Felsen über ihnen erheben, sind Moränen sehr selten und mit diesen fehlen auch die Beweise für eine früher vielleicht größer gewesene Ausdehnung der Gletscher. Auch von roches moutonnées ist hier nichts zu finden, wahrscheinlich wohl, weil das Gestein sich zu leicht zersetzt und verwittert. Nur einmal, und zwar an der Südseite des Chimborazo, in einem Thale, wo sich jetzt gar kein Gletscher befindet, traf Whymper auf deutlich erkennbare roches moutonnées; aber dieses einzige Beispiel genügte, um zu beweisen, daß die Gletscher früher an diesem Berge viel weiter hinabgereicht hatten, als sie es heute thun.

Aus dem Umstande, daß die Spalten in den tieferen Theilen der Gletscher von Ecuador kleiner und weniger zahlreich sind, als in den entsprechenden Lagen der Alpen, schließt Whymper, daß die Bewegung in den tiefer gelegenen Partien der ersteren weniger schnell ist, als in den Alpengletschern. In den höheren Regionen sind die Spalten aber ungemein häufig und von ungeheurer Größe; auf dem Antisana kam Whymper an mehrere Spalten, die $1/4$ bis $1/3$ Mile lang, 300 Fuß tief und 50 bis 60 Fuß breit waren.

Was die Lage der Gletscher anbetrifft, so glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß dieselben an den westlichen Seiten der genannten Berge am kleinsten und unbedeutendsten sein müssen. Eine bestimmtere Angabe über diesen Punkt zu machen ist ihm nicht möglich, da er eben nur einen Berg von allen Seiten gesehen hat. Es wäre aber diese Erscheinung nur naturgemäß in einem Lande, wo feuchte östliche Winde so vorherrschen wie hier. Fast unaufhörlich bestreichen ja die mit den feuchten Dünsten des Amazonasbeckens beladenen Winde die nach Osten gerichteten Hänge der Anden, an denen sie ihren Wassergehalt in Form von feinem Schnee oder Hagel absetzen; und fast regelmäßig mußte Whymper seine Besteigungen der Andengipfel von Westen aus unternehmen, weil die anderen Seiten des Berges von dichtem, undurchdringlichem Nebel und Wolken eingehüllt waren.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

III [1]).

Am 24. August hatte Pinto Lialui erreicht, die am obern Zambesi gelegene Hauptstadt des Königreiches Barôze, Lui oder Ungenge. Seit der Zeit, wo Livingstone dieses große Reich in seiner vollen Blüthe und Macht unter der Herrschaft der siegreichen Makololo's kennen lernte, hat es viel von seiner Bedeutung verloren. Von den eigentlichen Makololo's, den kriegerischen Schaaren, mit denen der Basutohäuptling Chibitano, der bedeutendste Heerführer Centralafrikas, die Länder des obern Zambesigebietes eroberte und zu einem mächtigen Reiche vereinte, sind heute nur noch schwache Ueberreste erhalten. Fieber, ansteckende Krankheiten, Trunksucht und der unmäßige Gebrauch von „Bangue“ (Cannabis indica) haben das kräftige Geschlecht der Eroberer decimirt, Revolutionen und unaufhörliche Kämpfe um die Herrschaft den Verfall der von Chibitano begründeten Ordnung der Dinge herbeigeführt. Die Bevölkerung besteht heute aus einem mehr oder minder in einander übergegangenen Gemisch von Calabaren, Luinas, Ganguellas und Macalacas, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Luinas sich verhältnißmäßig am wenigsten mit den anderen vermischt haben und heute entschieden das stärkste und intelligenteste Element im Volke bilden.

Das Königreich Lui oder Barôze, wie es eigentlich genannt werden muß, d. h. das nördlich von der ersten Region der Katarakte liegende Land, wird von einer ungeheuren Ebene gebildet, welche sich, vom Zambesi durchströmt, bei einer Breite von 30 bis 35 engl. Meilen, 180 bis 200 Meilen von Norden nach Süden erstreckt, sich etwa 3300 Fuß über den Meeresspiegel erhebt und im Osten noch mehr ansteigt, wo auf dem offenen Terrain zahlreiche Dörfer mit blühenden Anpflanzungen liegen. Der von dem Ninda durchströmte Nhengo-Distrikt gehört zu Barôze; er wird von dem Bett des Zambesi durch einen etwa 60 Fuß sich erhebenden Höhenzug getrennt, der mit dem Flusse parallel läuft und mit einer Menge von Dörfern besetzt ist, die hier außer dem Bereiche selbst der höchsten Ueberschwemmungen liegen. Während der Regenzeit wird die Zambesi-Ebene nämlich überfluthet, und erreicht das Wasser dabei, wie Pinto an den an Bäumen angebrachten Wasserstandsmarken wahrnehmen konnte, manchmal eine Höhe von neun bis zehn Fuß.

Die Luinas flüchten sich während der Ueberschwemmungen auf die Höhen, um mit dem Eintritt der trockenen Jahreszeit wieder in ihre Dörfer im Thale zurückzukehren, wo sie zum Theil als Ackerbauer, der großen Mehrzahl nach aber als Viehzüchter leben. Ihre Herden bilden ihren Hauptreichthum und bestehen aus Rindern prächtigster Race; auch Geflügel und Hunde sind von weit besserer Art, als Pinto sie bisher auf seiner Reise von Benguella gesehen hatte. Da in den höher gelegenen Regionen östlich und südlich von dem Thale die Tsetsefliege überall häufig ist, können die Herden eben nur in der Ebene selber gehalten werden; sie finden hier freilich zu keiner Jahreszeit ein besonders üppiges Futter; denn die Wiesen bestehen größtentheils aus Binsen und Rohr, unter denen Calamagrostis arenaria am meisten vertreten ist. Das Land wird mehr am rechten als am linken Ufer des Zambesi bebaut, immer aber nur in der Nähe des höhern Terrains. Als Rückstände der Ueberschwemmungen finden sich zahlreiche kleine, mit Wasserpflanzen bedeckte Seen in der Ebene vor, denen die Entstehung von Miasmen und Sumpffiebern zugeschrieben werden muß, von denen selbst die Eingeborenen zu gewissen Zeiten des Jahres heimgesucht werden. Die Hauptnahrung der Luina besteht in Kuhmilch in frischem und geronnenem Zustande, sowie in süßen Kartoffeln. Mais und Moorhirse, die ziemlich viel angebaut werden, benutzt der Luina ausschließlich zur Bereitung von Capata, einer Art Bier, zu dem das Wasser der kleinen Seen genommen wird. Auch Tabak wird vielfach gebaut, jedoch nur zum Schnupfen gebraucht, da das Bangurauchen allgemein verbreitet ist.

Die Luinas sind meist geschickte Arbeiter, die sich ihre

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIX, Seite 323 und 343.

Waffen sowie die meisten ihrer Holz- und Thongeräthe selbst anfertigen. Bewundernswerth sind ihre Holzschnitzereien, zu denen sie sich nur zweier, wenig handlicher Instrumente bedienen: des Beiles zu gröberen, des Assegai oder Wurfspeeres zu feineren Arbeiten. Besondern Werth legen sie auf zierlich geschnitzte Holzlöffel, die ja auch bei der großen Rolle, welche die Milch in der Ernährung des Volkes spielt, vorzugsweise zur Geltung kommen. Die einheimischen Waffen sind Keulen, Beile und Assegais, von welchen letzteren jeder Luina fünf oder sechs bei sich führt. Die eisernen Spitzen dieser furchtbaren Wurfgeschosse sind zwar nicht vergiftet, aber mit so verschiedenartigen, grausamen Widerhaken versehen, daß das Ausziehen des Speeres aus der Wunde fast immer den Tod herbeiführt. Große Schilde von Ochsenhaut auf hölzernem Rahmenwerk vervollständigten neben den ebengenannten Waffen die Kriegsausrüstung der alten Luinas; heute gehört in den meisten Fällen schon das Feuergewehr dazu, und zwar sind bei ihnen, wie Pinto glaubt, Perkussionsgewehre besonders beliebt. Als abweichend von den Gewohnheiten der Stämme, die er bis jetzt gesehen, erschien dem Reisenden auch die bei den Luinas durchweg wahrnehmbare Neigung, sich zu bekleiden: selten nur sieht man unter ihnen eine erwachsene männliche oder weibliche Person, die den Oberkörper nicht mit einem kurzen Mantel vollständig bekleidet hätte. Meist werden Felle dazu verwendet, wie denn auch die Männer an einem Gürtel befestigte Felle tragen, die vorn und hinten bis zu den Knien herabreichen; auch die Unterröcke der Frauen sind vorzugsweise aus Fellen, nur im Falle der Noth aus europäischen Stoffen angefertigt. Wahrscheinlich stammt diese Art sich zu kleiden noch von den Makololos; denn die Nachbarvölker der Luinas gehen heute sämmtlich noch fast ganz unbekleidet. Pinto hält, und vielleicht nicht mit Unrecht, diese Neigung der Luinas für wohl beachtenswerth, da sie sowohl in kaufmännischer als auch in civilisatorischer Beziehung ersprießlich ausgenutzt werden könnte.

Die Frauen der oberen Klassen und insbesondere die der Reichen reiben sich den Leib mit Ochsenfett ein, das mit pulverisirtem Lack vermischt wird; die Haut erhält dadurch einen hochrothen Glanz, zugleich aber auch einen äußerst widerwärtigen Geruch. Als Schmuck sind Arm- und Beinspangen, Perlenketten und besonders reich mit Muscheln verzierte Gürtel allgemein.

Obgleich das System der Polygamie unter den Luinas so entwickelt ist wie vielleicht in keinem andern Lande Afrikas (der Besitz von 60 bis 70 Frauen ist keine zu große Seltenheit), so stehen die Frauen doch in verhältnißmäßig hoher Achtung; die vornehmen liegen den ganzen Tag auf der Matte, trinken Capata und schnupfen. Sie haben viele Sklaven, größtentheils Macalacas, zu ihrer Verfügung, die sie bedienen und für ihre Bedürfnisse sorgen müssen.

Dies sind in Kurzem die Notizen, die Pinto über das Land giebt, in dem er wider Willen und unter den widrigsten Verhältnissen einen Monat (24. August bis 24. September) zubringen mußte, der heute noch den schwärzesten Punkt in seinen Reiseerinnerungen bildet. Der Empfang, der ihm bei seiner Ankunft in Lialui wurde, berechtigte freilich zu anderen Erwartungen. Als Gesandter des Mueneputo, d. i. des Königs von Portugal, wurde er von dem jungen, kaum zwanzigjährigen König Lobossi mit allen möglichen Ehrenbezeigungen und mit der Entfaltung des landesüblichen militärischen Pomps begrüßt. Große Mengen süßer und saurer Milch, Mais und Hirse und ganze Herden von Ochsen wurden in das Lager gebracht, das Pinto mit Genehmigung des Königs dicht bei der Stadt aufschlagen ließ. In feierlicher Audienz, von seinen vornehmsten Rathgebern, den drei Ministern des Reiches und etwa tausend Personen aus dem Volke umgeben, die je nach ihrem Range in größerer oder geringerer Entfernung vom König sitzend, einen großen Halbkreis bildeten, nahm Lobossi die geringen Geschenke (einen goldbordirten Livreerock und einen Hut), die der Reisende ihm nur noch zu bieten vermochte, scheinbar befriedigt entgegen, ließ sich genauen Bericht erstatten über das Woher und Wohin der Reise, als deren Hauptzweck Pinto die Herstellung besserer Handelsverbindungen zwischen dem Barôzelande und dem Reiche des Mueneputo angab, und versprach schließlich, das Unternehmen in gewünschter Weise fördern, d. h. eine genügende Anzahl seiner Leute als Träger mitgeben zu wollen. Pinto's Absicht, mit der der König sich vollkommen einverstanden erklärte, war, von Lialui aus nach Osten durch das Chuculumbeland bis nach der Stadt Caiuco am Loengue (Cafucué) zu gehen, dann den Loengue bis zu seiner Mündung in den Zambesi zu verfolgen, und dann wieder den Zambesi bis zur Küste hinabzugehen. Leider sollte dieses Vorhaben, dessen einen Theil, die Erforschung des Loengue oder Cafucué, Pinto mit Recht für eine der wichtigsten Aufgaben im südlichen Centralafrika hält, noch in der zwölften Stunde an der Hinterlist und den Intriguen einiger Neger scheitern. Pinto hatte noch nicht viele Zusammenkünfte mit dem Könige gehabt, als es ihm schon klar war, daß derselbe vollständig unter dem Einflusse seiner jeweiligen Umgebung stand, und daß eine sehr wichtige Persönlichkeit dieser Umgebung, der alte „Minister des Auswärtigen“, Gambella, aus irgend einem Grunde den in das Land gekommenen Weißen entschieden feindlich gesinnt war. Lobossi war erst wenige Wochen vor Pinto's Ankunft in Barôze zur Herrschaft gelangt und dies zwar in Folge einer Revolution, durch welche der bisherige König, der einer andern Dynastie angehört hatte, vertrieben worden war. Jetzt kamen beunruhigende Nachrichten aus der Chuculumbeprovinz, wo der vertriebene König, der einen Anhang um sich gesammelt und sich mit einer Gesellschaft weißer Elephantenjäger verbündet hatte, erfolgreich gegen Lobossi's Krieger kämpfte; dazu verbreiteten sich drohende Gerüchte von einem bevorstehenden Einfall der Matebeles unter ihrem gefürchteten Häuptling Lo Bengula. Diese beängstigenden Ereignisse brachten einen vollkommenen Umschlag in der Stimmung des Königs hervor und machten ihn den Rathschlägen der den Europäern feindlichen Partei seiner Rathgeber zugänglich. Zunächst zeigte sich die Sinnesänderung nur in unerwünschter Verminderung der bisher reichlich zugesandten Nahrungsmittel: in der wildarmen Gegend und bei dem fast vollständigen Mangel an Tauschartikeln, in dem Pinto sich befand, Veranlassung zu unaufhörlicher Sorge. Bald gelang es Pinto's Feinden, die, wie er nur zu wohl merkte, auch unter seinen eigenen Leuten Verrath anzettelten, die Habgier des Königs zu reizen, und nun sah er sich täglich von den unverschämtesten Forderungen des Königs bestürmt; Dinge, die er wohl besaß, aber unmöglich entbehren konnte, und von deren Existenz der König eben nur durch Leute aus Pinto's Gefolge erfahren haben konnte, wurden in ebenso ungestümer Weise verlangt, wie andere, die er weder besaß noch auch hier sich verschaffen konnte. So sandte der König beispielsweise mehrere Tage hinter einander Boten in das Lager, um von Pinto, der, wie er sehr wohl wußte, zu Fuß gekommen war, sechs Pferde fordern zu lassen. Was der Reisende an Waffen und Munition irgend entbehren konnte, gab er hin, und doch kam schließlich noch die Forderung, er solle alles, was er davon bei sich führe, ohne Ausnahme abliefern, da er ja

weder jetzt im Lande des Königs noch später auf der Reise unter dem Schutze seiner Leute Waffen nöthig haben werde. Pinto's Lage wurde von Tag zu Tag kritischer. Durch die Nachrichten von den Kämpfen in der östlichen Provinz beunruhigt und durch Gambella aufgehetzt, erklärten die Bihénoträger plötzlich, daß sie unter keiner Bedingung ihn noch weiter begleiten, sondern unverzüglich in ihre Heimath zurückkehren würden. Zureden und Drohungen blieben gleich fruchtlos, und so sah Pinto die Zahl seiner Begleiter auf nur 58 reducirt, ohne ernstliche Aussicht, auch nur einigen Ersatz vom Könige zu erhalten. Es würde zu weit führen, hier alle die Plagen und Chikanen, denen sich der vom ärgsten Fieber heimgesuchte Reisende täglich ausgesetzt sah, schildern zu wollen. Kaum im Stande, sich auf den Füßen zu halten und in Folge dieses elenden Zustandes von einer krankhaften Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit ergriffen, die ihn zeitweise an allem verzweifeln ließ, schleppte sich Pinto wieder und immer wieder zu den Versammlungen des „Großen Rathes", in denen der König den Vorsitz führte, um diesen an sein Versprechen in Betreff der Träger zu erinnern. Von Lobossi mit leeren Worten und Betheuerungen abgespeist, von Gambella und seinem Anhange mit unverhohlener Feindseligkeit behandelt, fand er zum Glück in einem der anderen Rathgeber des Königs einen treuen und ergebenen Freund, der, ein alter Rival Gambella's, stets bemüht war, dessen Absichten zu durchkreuzen und ihn aus dem Vertrauen des Königs zu verdrängen. Aber nicht dieses allein war es, was ihn dem Europäer zugethan machte: in seiner Jugend hatte er Livingstone auf der Reise vom Zambesi nach Loanda begleitet, und die Erinnerung an die gute Behandlung, die ihm der „Munari" hatte zu Theil werden lassen, lebte noch in ihm. Seinem immer wiederholten thätigen Eingreifen sollte Pinto noch die Errettung aus Lebensgefahr zu danken haben. Als alle die kleinen täglichen Quälereien, als selbst das Aushungerungssystem den Reisenden nicht zu dem wohl gewünschten Rückzuge zu bewegen vermochte, griff man zu anderen Mitteln. Unter dem Vorwande, daß die Unruhen im Chuculumbelande dasselbe unpassirbar machten, erklärte der König eines Tages, daß er die Reise nach Osten nicht gestatten könne; Tags darauf dehnte er, ohne einen Grund anzugeben, dieses Verbot auch auf die Richtung nach Norden und nach Süden aus, schließlich sandte er Gambella mit dem Befehl, Pinto möge sobald als möglich auf demselben Wege, den er gekommen sei, also über Bihé, das Land verlassen. Der Reisende erklärte sehr entschieden, daß er dies nicht thun, sondern allein auf der Straße, die ihm gut scheinen würde, das Land verlassen werde; zugleich drohte er mit der Rache des Königs von Portugal. Die Antwort war ein scheinbares Nachgeben und neue Versprechungen des Königs und — ein nächtlicher Mordanfall, der zum Glück fehlschlug, und von dem der König wieder jede Kenntniß ableugnete. In der nächstfolgenden Nacht wurde Pinto's Lager von mehreren hundert Negern überfallen und in Brand gesteckt. Einem günstigen Zufall nur, einer durch ein Versehen in den Haufen der Angreifer abgefeuerten mit Nitroglycerin gefüllten Kugel, war es zu verdanken, daß die so bedeutend in der Minderzahl befindlichen Angegriffenen nicht sämmtlich den mörderischen Assegais erlagen. Die verheerende Wirkung des kleinen Explosivgeschosses erschien den Negern wie Zauberei; von einem panischen Schrecken ergriffen entflohen sie alle unter Zurücklassung ihrer Todten und Verwundeten. Nach einer stürmischen Unterredung mit dem Könige, in welcher dieser wieder seine Unschuld an dem Vorgefallenen zu betheuern versuchte, sich aber, eingeschüchtert durch die Erzählung von dem mörderischen Zaubergeschoß, zu neuen Verhandlungen wegen der Träger bereit erklärte, verlegte Pinto sein Lager aus der gefahrvollen Nähe der Stadt an die Abhänge der Catongoberge, etwa 15 engl. Meilen von Lialui entfernt. Hier, wo die umliegenden fischreichen Seen sowie die Nähe des großen Dorfes Catongo die Verproviantirung leichter machten und ihn so wenigstens einer bedrückenden Sorge enthoben, sollte ihn der härteste Schlag treffen. Noch ehe seine Verhandlungen mit dem Könige zum Abschlusse gelangt waren, desertirten ihm in der Nacht vom 10. zum 11. September seine sämmtlichen Leute, bis auf acht, indem sie zugleich alle noch vorhandenen Vorräthe, Waffen und Munition mitnahmen. Man muß sich die Lage des Reisenden vorstellen, der todtkrank mitten im Herzen von Afrika, unter einem feindlichgesinnten Volke sich plötzlich verlassen und des Nothwendigsten beraubt findet, um den unbeugsamen Muth Pinto's zu bewundern, der, sobald der erste lähmende Schreck glücklich überwunden ist, den Entschluß faßt, seine Reisen auch unter diesen so ganz veränderten Verhältnissen fortzusetzen. Der kleine Rest der Getreuen, die bei ihm geblieben waren, bestand aus drei Männern, zwei Weibern und drei Knaben; für ihren Unterhalt mußte er von jetzt an mit seiner Büchse sorgen. Einen ganzen Tag lang beschäftigte er sich mit dem Gießen von Kugeln, zu denen ihm die Bleigewichte seines großen Fischnetzes das Material liefern mußten, sowie mit dem Anfertigen von Patronen für die Büchse, welche ihm der König von Portugal bei seiner Abreise geschenkt hatte. Diese, sein letzter Schatz, war den Händen der Räuber glücklich entgangen, da sie ebenso wie seine Koffer mit den Instrumenten und Papieren stets dicht neben seinem Lager stand; sie sollte jetzt ihm und den Seinigen den Weg durch die Wildniß bahnen.

Inzwischen waren in Lialui einige Gesandte des Häuptlings von Quisseque, Carimuque, eingetroffen, um von dem Könige die Erlaubniß nachzusuchen, daß ein englischer Missionar, der sich in Patamatenga befand und das Königreich Lui zu besuchen wünschte, das Land betreten dürfte. Eine heiße und langewährende Diskussion im „Großen Rathe" hatte endlich zu der Entscheidung geführt, daß diese Erlaubniß dem Missionar verweigert werden müsse. Da Pinto's Aussichten, von dem Könige Träger zu erhalten, jetzt auch gleich null waren — im „Großen Rathe" war bei einer der letzten Verhandlungen über den Gegenstand schon an die Begleiter Livingstone's erinnert worden, von denen kein einziger von der gefahrvollen Reise nach Osten zurückgekehrt sei —, änderte er jetzt seinen Plan um und beschloß, anstatt nach Osten, lieber nach Süden, den Zambesi hinab zu gehen und den Missionar in Patamatenga aufzusuchen. Nach seiner freilich sehr unvollkommenen Karte betrug die Entfernung bis dorthin 375 engl. Meilen, die er in 60 Tagen zurücklegen konnte. Alles in allem besaß er jetzt 300 Patronen, so daß ihm für jeden Tag fünf Schüsse zur Verfügung standen. Jetzt kam es nur noch darauf an, Lobossi zur Hergabe einiger Kanoes und zum Stellen von Ruderern zu bewegen, aber jetzt machten sich auch die Folgen der Aufregungen der letzten Tage geltend: ein heftiger Fieberanfall, der mehrere Tage anhielt, suchte Pinto heim.

Endlich, nach einem schier endlosen Hin und Her von Berathungen, nach Einblicken in ein verworrenes Gewebe von Lüge und Hinterlist, nach unzähligen lügenhaften Betheuerungen der Unschuld an allem Vorgefallenen, die zu viel für einen Gesunden, fast unerträglich aber für einen Kranken waren, erhielt Pinto, was er wünschte: drei Kanoes und die entsprechende Mannschaft. Die Fahrt sollte nur bis zu gewissen Dörfern am Zambesi gehen, deren Häuptling neue Boote und Sklaven zu besorgen haben würde, wozu er schon

Befehl von Lobossi erhalten hatte. Dieser selbst brachte Pinto zum Abschiede noch ein Stück Elfenbein und einen Ochsen, erklärte nochmals, daß er keine Verantwortung für sein Wohlergehen auf sich nehmen könne und schied in voller Freundschaft von dem Gaste, dem er wochenlang nach dem Leben getrachtet hatte.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im vergangenen Frühjahre hat eine österreichische Expedition unter Leitung des Prof. Benndorf zu archäologischen Zwecken Karien und Lycien im südöstlichen Kleinasien bereist. Zu ihren Resultaten gehört eine sorgfältige, wenn auch nicht sehr ausgedehnte Routenaufnahme und an 150 prachtvolle Photographien, auf deren Bekanntwerden man um so mehr gespannt sein darf, als jene Gebiete zu den landschaftlich schönsten aller Mittelmeerländer gehören.

— Am Freitag 19. August ist in St. Petersburg der neue politische und Handelsvertrag zwischen Rußland und China unterzeichnet, durch welchen ersteres zwar fast ganz Kuldscha wieder an China abtritt, dafür aber 9 Mill. Rubel ausgezahlt bekommt und, was weit wichtiger ist, namhafte kommerzielle Vortheile für seinen chinesischen Handel erhält. Rußland erwirbt durch Art. 10 des Vertrages das Recht, außer wie bisher in Ili, Tarbagatai, Kaschgar und Urga nun auch in Kia-jü-kwan, am westlichsten Thore der großen Mauer, und in Turfan Konsuln zu ernennen. Ein Gleiches soll in Kobdo, Chami u. s. w. stattfinden, wenn sich die Nothwendigkeit dafür herausstellen sollte. Art. 12 bestimmt, daß die Russen zollfrei in der Mongolei Handel treiben dürfen, ebenso bis auf Weiteres in Kuldscha, Tarbagatai, Kaschgar und anderen Städten nördlich und südlich vom Tiënschan. Nach Artikel 13 können in allen Orten, wo russische Konsuln existiren, russische Kaufleute Häuser bauen und Land zu Handelszwecken erwerben. Russische Waaren können laut Art. 14 von jetzt an außer in Kalgan auch in Kia-jü-kwan die Grenze des eigentlichen China passiren, nicht aber auch russische Karawanen. Vielmehr sollen die Waaren an diesen beiden Orten wie in Seehäfen abgeladen werden. Dagegen sollen sich russische Kaufleute unter denselben Bedingungen wie im Vertragshafen Tien-tsin auch in Kia-jü-kwan niederlassen und Handel treiben dürfen. Die übrigen Artikel betreffen unwichtigere Dinge. Unverkennbar hat mit diesem Vertrage Rußland in seinen Handelsbeziehungen zu China einen guten Schritt nach vorwärts gethan, und Reisen eines Lomonosow, Unterberger, Sosnowski, Potanin, Pewtsow und Anderer haben entschieden neben ihren geographischen Ergebnissen auch schon materielle Erfolge gehabt.

— Die spanische Kolonialregierung schickte im Anfange dieses Jahres Truppenkorps in die Berglandschaften, welche von der Grenze der Provinzen Luzons, Isabela und Cagayan, durchschnitten werden, um die dort ansässigen wilden Stämme zur Unterwerfung zu bringen. Die Expedition gelang, gegen 20000 Heiden unterwarfen sich, von denen die Hälfte bereits gezwungen wurde, größere Gemeinden zu bilden; denn die Bergmalaien Luzons lieben es, nur in kleinen Dörfern oder Einzelgehöften zu wohnen, während die spanische Regierung überall große Dörfer anlegen läßt, um ihre farbigen Unterthanen besser überwachen und im Zaume halten zu können.

(Boletines der Soc. Geogr. de Madrid.)

Afrika.

— Die Todesfälle unter den Afrikareisenden folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: noch sind wir über J. M. Hildebrandt's Ableben auf Madagaskar nicht näher unterrichtet, noch ist des unglücklichen Matteucci Leiche kaum in seiner Heimath angelangt, und schon wieder kommt aus Zanzibar eine Trauernachricht: Hauptmann Popelin, der Führer einer der belgischen Expeditionen in Inner-Afrika, ist in einem Alter von 34 Jahren am Fieber gestorben. Er war seit zwei Jahren auf seinem gefahrvollen Posten und gedachte im nächsten Frühjahr heimzukehren.

— Lissaboner Zeitungen melden die Ankunft des Herrn Paiva d'Andrade (vergl. „Globus" XXXVI, S. 78, 143) in Quilimane an der ostafrikanischen Küste. Derselbe ist Vorsitzender eines Ausschusses, welchen die „Société des fondateurs de la Compagnie générale de la Zambézie" mit Studien in jenen Gebieten beauftragt hat, und er wird von einer Anzahl von französischen Bergleuten, Ingenieuren, Chemikern 2c. begleitet, welchen die Untersuchung der etwa dort vorhandenen Erz- und Kohlenlager obliegt. Von ihren Berichten hängen die weiteren Schritte und Unternehmungen jener Gesellschaft ab.

— Vom untern Congo erhielten wir einige direkte Nachrichten, welche weitere Kreise interessiren dürften, da sie einen deutschen Reisenden betreffen, welcher früher schon der deutschen Loango-Expedition vortreffliche Dienste leistete. Otto Lindner wurde nach seiner Rückkehr von der Loangoküste von der Rotterdamer Handelsgesellschaft in Dienst genommen und ging alsbald auf weitere drei Jahre nach dem Congo, wo ihn Stanley kennen lernte und seine Brauchbarkeit erkannte. Als er im Sommer 1880 nach Europa zurückkehrte, besuchte er Brüssel und wurde dort von der internationalen (belgischen) Afrikanischen Gesellschaft unter günstigen Bedingungen engagirt, sich an der Erforschung Inner-Afrikas zu betheiligen. Man dachte zuerst daran, Kulis aus der Südsee bei der geplanten Expedition zu verwenden, entschied sich aber zuletzt dafür, Leute von Zanzibar zu verwenden. Ende 1880 reiste Lindner in Gesellschaft von Alexander Hertwig, der mit ihm zusammen in Loango gelebt hatte und gleichfalls von Brüssel aus gewonnen war, über Suez nach Zanzibar, warb dort Leute an, fuhr mit diesen Anfang Februar 1881 nach der Kapstadt, wo er Anfang März eintraf, und weiter in einem gecharterten Schiffe nach dem Congo. Dort langte er schon gegen Ende März an, fuhr im April mit seinen Leuten stromauf, gesellte sich zu Stanley und brach Anfang Mai zu einem Vorstoße nach dem Innern auf. Unsere besten Wünsche geleiten den wackern Mann, dem hoffentlich beschieden ist, dort noch Tüchtiges zu leisten.

— Wie man in Schoa die Diebe aufsucht. Zu den königlichen Beamten in Schoa gehören auch Lieba Schai, d. h. Diebssucher: es sind dies heute zwei leibliche Brüder, geehrte und gefürchtete Leute, welche ein bedeutendes Einkommen besitzen. Wird jemandem etwas gestohlen, so zeigt er es dem betreffenden Ortsbeamten an und verlangt von ihm, daß er den Lieba Schai kommen lasse; es kann das auch erst nach längerer Zeit geschehen, weil derselbe stets mit dem Könige zu gehen hat und deshalb meistens abwesend ist. Kommt er nun endlich, so läßt er einen kleinen Knaben eine Medicin trinken und eine mit Tabak vermischte an dem Ort, wo der Diebstahl geschah, rauchen. Der Knabe wird um die Lenden gebunden und gehalten; sobald er einige Züge ge-

raucht hat, wird er betäubt, schäumt aus dem Mund und sieht entstellt aus; er steht nun auf und macht alle Bewegungen, welche der Dieb machte, nach, wie er es nahm, wie er horchte, wie er sich bückte und bei etwaigem Geräusch versteckte; er geht nun seinen Weg, wie der Dieb, krumm und gerad, zum Schein die betreffende Last tragend, bis er in ein Haus geht, dort die Last ablegt und sich niederlegt, wo der Dieb sich gelegt hatte. Trifft er den Dieb, so packt er ihn und giebt ihm mit dem Ellenbogen Stöße. Wo der Knabe sich legt, ist es gerichtlich gültig, und der betreffende Hauseigenthümer muß bezahlen, ob er gestohlen hat oder nicht. Der Lieba Schai erhält 5 Thaler, der Bestohlene den Werth, welchen er angiebt, muß jedoch schwören, daß ihm so viel gestohlen worden sei. Kam der Dieb an ein Wasser und trank, so macht es der Knabe nach, trinkt und die Wirkung der Medicin ist aus; trank er nicht, so wird der Knabe hinübergetragen und verfolgt seinen Weg. Trinkt er, so wird die Untersuchung den andern Tag durch einen ebenso behandelten Knaben fortgesetzt, welcher am andern Ufer dieselbe Medicin bekommt. Wo ein solcher Diebssucher geht, geräth alles in Schrecken, denn man kann nie wissen, ob nicht irgend ein Dieb je als Fremder im Haus gewesen sei, wo dann eben der Eigenthümer bezahlen muß und zu seinem Unglück noch die Schande hat. Aus diesem Grunde ist es für fremde Leute sehr schwer, ein Nachtquartier zu finden. Die Knaben, welche diese Medicin nehmen müssen, sind gekaufte Sklaven, versimpeln, kränkeln und sterben bald ab. Die Medicin ist und bleibt ein Geheimniß, welches, nur in dieser Familie bekannt, sich forterbt. Es soll meistens der Thäter aufgefunden werden; allein es trifft auch manchmal Unschuldige, ist mithin kein reelles Gerichtsverfahren, sondern eher ein Abschreckungsmittel; es wird auch wirklich sehr gefürchtet. (Die Warte des Tempels 1881, Nro. 19.)

— Am 29. Mai dieses Jahres ist der treffliche J. M. Hildebrandt in Antananarivo, der Hauptstadt des Howa-Reiches auf Madagaskar, seinen Leiden erlegen, ein herber Verlust, namentlich für die beschreibenden Naturwissenschaften, denen er auf seinen vielen ostafrikanischen Wanderungen reiche Schätze zugeführt hat. Wohl seine letzte Arbeit bringt das eben erschienene dritte Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (S. 194 ff.), eine „Skizze zu einem Bilde central-madagassischen Naturlebens im Frühling". Wir theilen hier den farbenreichen Anfang derselben mit, gleichsam als Abschied von dem verdienten Forscher, der auch dem „Globus" ein gelegentlicher Mitarbeiter war.

„Großartige Gewitter künden gegen Mitte November an, daß der Monsun wechselt. Der kalte Südost, welcher während des (südlichen) Winters, vom April bis jetzt, wehte, schlug an den dichtbewaldeten Ost-Gehängen Madagaskars seine Feuchtigkeit nieder. Dürr und frostig fegte er über das an 1300 m erhobene Central-Plateau, kaum daß er auf den graugelben Hügelrücken schließlich noch einen verdorrten Halm zu zerzausen vorfand. Auf der Savanne, welche die Hirten in Brand gesetzt, jagte er die Flammen vor sich hin und spielte hernach mit dem schwarzen Aschengewölk. Sein Reich ist nun zu Ende, der Nordwest-Monsun kommt zur Regierung. Er bringt den Regen und somit die Fruchtbarkeit. Schweres Gewölk schüttet jede Nacht seinen Segen auf das durstige Land. — Der Ackerbauer (Reis ist die vornehmste Nährpflanze Madagaskars) begiebt sich mit Weib und Kind in die Felder. Sie waren in der kalten Zeit sorgsam präparirt. Generation nach Generation hat mit unsäglichen Mühen und erstaunlichem Geschick ein Kanalsystem den Berggehängen entlang gezogen, wo sich das Regenwasser auffängt und zu den aufs Genaueste terrassirten Niederungen und Thalsohlen geleitet wird. Hier sind kleine, von Erdwällen umgebene Felder planirt, die je nach Bedarf bewässert werden können. An den niedrigsten Stellen, wo das Wasser auch während der trockenen Zeit verbleibt, wurde vor Eintritt der Regen im dichtesten Wurf Reis zum spätern Auspflanzen gesäet. Solche Felderchen leuchten in ihrem grellen Gelbgrün weithin aus der sonst so eintönig grauen verdorrten Landschaft. In den zu bepflanzenden Feldern wurde im Winter die harte Erde mit schweren, schmalen Spaten schollenweise aufgebrochen — „gestürzt". An manchen Stellen gehört die vereinte Kraft zweier Männer dazu, solche Schollen zu wenden. Sie verbleiben der Luft allseitig ausgesetzt bis kurz vor Eintritt der Regenzeit. Dann werden sie an trocken gelegenen Orten mit großen hölzernen Hammern zerklopft, und so wird der Boden geebnet. Da aber, wo Wasser auch dann schon zur Hand ist, wie an Bachrändern, leitet man es in das Feld, damit die Schollen aufweichen. Nachdem dann die Fläche mit dem Spaten planirt ist, treibt man das Vieh in dem Schlammbrei hin und her, rechts und links. Fast nackt, nur mit leichter Gerte in der Hand, springt die Dorfjugend schreiend und pfeifend um und zwischen die geängstigte Herde, hoch auf spritzt der Schlamm und übertüncht die ganze Schar. Stundenlang dauert diese wilde Jagd. Nach nochmaligem Ebnen ist der Boden zur Aufnahme der Reispflanze vorbereitet. Von den erwähnten dicht besäeten Feldchen werden die nun bereits spannenhoch gewachsenen Halme büschelweise ausgerupft, in Bündeln zur Stelle gebracht, und, zu je drei bis sechs beisammen, mit der Hand in den zähen Boden gepflanzt, eine Arbeit, zu der sich die ganze Familie versammelt. In den Landstrecken, die entfernt von permanenten Wasseransammlungen liegen, muß auf Eintreten der Regen gewartet werden. Dann entfaltet sich auch hier das gleiche lebhafte Treiben. Wenige Tage später erblickt man, z. B. von der Höhe der Hauptstadt aus, ein viele Meilen weites und breites hellgrünes Halmenmeer. Ein höchst anmuthiges und erfrischendes Bild."

Polargebiete.

— Der wohlbekannte englische Nordpolfahrer Leigh Smith hat in der dritten Woche des Juni von Peterhead aus seine fünfte arktische Reise angetreten. Er beabsichtigt, im Eira Harbour auf Franz-Josefs-Land ein Zufluchtshaus, für welches er die Materialien mit sich führt, zu erbauen und will dann versuchen, so weit wie möglich nach Norden vorzudringen. Er hat 25 Matrosen und Gehilfen bei sich und Proviant für 15 Monate an Bord.

— Am 22. Juni hat der Dampfer „Louise" des Baron v. Knoop von Bremerhaven aus eine Fahrt nach dem Jenisei angetreten. Obwohl der Hauptzweck ein kommercieller ist, so wird die Fahrt doch voraussichtlich auch der Wissenschaft einigen Nutzen bringen, da auf die Einladung des Baron von Knoop der Graf Waldburg-Zeil an ihr Theil nimmt, der zu naturwissenschaftlichen Zwecken 1870 mit v. Heuglin in Spitzbergen, 1876 mit Brehm und Finsch in Westsibirien war.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

X.

Der Name Nâbulus ist die arabische Verdrehung des antiken Neapolis; so, oder vollständiger Flavia Neapolis, war das alt-semitische Sichem (d. i. Nacken, Bergrücken) zum Andenken daran, daß Titus Flavius Vespasianus es hatte herstellen lassen, von den Römern genannt worden. Selten genug ist dieser Fall in Syrien, daß die alte einheimische Bezeichnung der jüngern lateinischen hat weichen müssen. In westöstlicher Richtung zieht sich die Stadt langgedehnt zwischen den Bergen Ebal im Norden und Garizim im Süden hin und besitzt nur eine Breite von 400 m. Die Häuser sind aus Hausteinen mit großer Sorgfalt erbaut; manche tragen Terrassen, andere sind mit dicken Gewölben überdeckt. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und wohl bewässert, und an prächtigen Fruchtbäumen ist kein Mangel. Ueberall sprudeln Quellen hervor und in allen Hauptstraßen finden sich Brunnen und fließendes Wasser. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 15 000, darunter nur noch gegen 200 (nach Socin nur 130) Samaritaner, die sich zusehends zu vermindern und auszusterben schienen, seit einigen Jahren indessen, Dank dem Schutze des englischen und französischen Konsuls, wieder etwas zugenommen haben. Außerdem giebt es einige Juden und etwa 700 Christen, theils Griechen, theils Katholiken und Protestanten. In den Straßen herrscht viel Lärmen und Leben und der Handel ist nicht unbeträchtlich. Karawanen bringen aus dem Jordanthale und vom Hauran Getreide, Baumwolle und Wolle, die nach Haifa oder Jaffa weiter gehen. Ferner finden sich in Nâbulus 22 Fabriken, welche aus Olivenöl Seife bereiten; ihr Produkt, runde Stücke mit Verzierungen in Relief, erfreut sich im Lande großer Beliebtheit. Der Bazar wird von Fellachen und zu gewissen Jahreszeiten von den Beduinen, die, wie zu den Zeiten Jakob's, in der nahen Ebene Machna ihre Heerden weiden, viel besucht. Man sieht dort schöne Sattlerarbeiten aus rothem Maroquin, zierliches Schuhwerk und geschmackvolle Schmucksachen aus Silber. Die sehr zahlreichen Eßwaarenhändler verkaufen fast alle sauere Milch (leben), die sie in großen, mit Inschriften und künstlerischen Verzierungen bedeckten Bronzegefäßen zu Markte bringen.

Zwei große Straßen durchziehen die Stadt ihrer Länge nach, und nach rechts und links zweigt sich von denselben eine große Menge enger Gäßchen und höchst malerischer überwölbter Gänge ab. Hier und da stößt man in denselben auf antike Kapitelle, Säulentrommeln und andere Reste, dann auch auf mehrstöckige schöne Häuser von durchaus mittelalterlichem Aussehen mit gothischen Bogen, Wappenschildern und dergleichen, die noch aus der Kreuzfahrerzeit herrühren. Im Osten liegt die große Moschee (Dschâmi el-Kebîr), einst Eigenthum der Templer und dem heiligen Johannes geweiht, mit interessantem Portale, welches demjenigen der Grabeskirche in Jerusalem gleicht. Es besteht aus drei hintereinander zurücktretenden Spitzbogen, welche von zierlichen kleinen Säulen aus weißlichgelbem Marmor getragen werden. Der äußerste Bogen ist mit romanischen Skulpturen verziert, und im Hofe befindet sich ein Wasserbassin, das von antiken Säulen umgeben ist.

Ebenso liegt im Südwesten der Stadt eine alte Kreuz-

fahrerkirche, die jetzige Moschee el-Chadra, angeblich an der Stelle erbaut, wo Jakob die Nachricht vom Tode Joseph's empfing. Sie ist dermaßen verfallen, daß ihr Einsturz droht. Dabei erhebt sich ein viereckiger Glockenthurm mit romanischen Fenstern, an welchem eine Steinplatte mit samaritanischer Inschrift befestigt ist; angeblich besaßen die Samaritaner dort früher eine Synagoge. Ihre jetzige, Kenîset es-Sâmire genannt, liegt gleichfalls in dieser Gegend der Stadt. Es ist ein einfacher, gewölbter, mit Kalk geweißter Raum, zu welchem eine kleine, verfallene Treppe führt. Der Oberpriester Amran, Enkel des Schalmah ben-Tabiah, mit welchem im Anfange dieses Jahrhunderts Sylvestre de Sacy, der berühmte französische Orientalist, im Briefwechsel stand, empfing den Reisenden mit großer Zuvorkommenheit. Er trug einen großen weißen Turban und ein Gewand aus grünem, mit scharlachrother Seide gefüttertem Tuche; die anderen Samaritaner, deren Physiognomie übrigens einen ehrwürdigen jüdischen Typus sich bewahrt hat, zeichnen sich durch rothe Turbane aus. Eine ziemlich hohe Stufe trennt den Hintergrund des Raumes von dem Vorplatze; jener darf von keinem Ungläubigen betreten werden und ist durch einen aus lauter kleinen bunten Lappen zusammengesetzten Vorhang, ein Werk etwa des 16. Jahrhunderts, abgeschlossen. Hinter demselben ruht in einer Nische die Silberkapsel, welche sich in drei Theile öffnet und die Rollen enthält, auf denen das berühmte und von den Samaritanern hochgeehrte Pentateuch-Manuskript aufgewickelt ist. Es ist ein Pergament von circa 40 cm Höhe und großer Länge, mit sehr schönen, sorgfältig ausgeführten althebräischen (sogenannten samaritanischen) Charakteren beschrieben. Leider sind die Risse, welche Zeit und Menschenhand ihm beigebracht haben, in roher Weise mit Papier zugeklebt worden. „Der Kodex ist sehr alt, aber daß er von dem Enkel oder Urenkel Aaron's geschrieben, ist eine Fabel, da er sicher nicht aus vorchristlicher Zeit stammt.“

Die altsamaritanische Handschrift des Pentateuch. (Nach einer Photographie.)

Da die Samaritaner sich nicht mit Fremden vermischen, so begegnen sie bei ihrer jetzt so beschränkten Zahl den größten Schwierigkeiten bei ihren Ehen, welche nur allein mit Zustimmung des Oberpriesters abgeschlossen werden dürfen. Sie führen ein nüchternes, regelmäßiges Leben; Einfachheit und Reinlichkeit gehören zu ihren hervorstechenden Charaktereigenschaften, und man findet deshalb unter ihnen eine Anzahl hochbetagter Personen. Jährlich dreimal begiebt sich die ganze Gemeinde nach dem heiligen Felsen auf dem Gipfel des Berges Garizim, den die Araber heute Dschebel et-Tôr nennen; es ist das der Festtag der ungesäuerten Brote, das Wochen- und Laubhüttenfest. Vor einigen Jahren haben sie ihren männlichen Repräsentanten der Familie Aaron's, ihren Hohen Priester, der allein die feierlichen Opfer verrichten kann, verloren und sind nun auf solche Ceremonien beschränkt, welche Amran, ein einfacher Nachkomme Levi's, gesetzmäßiger Weise verrichten darf. Die Samaritaner feiern übrigens sämmtliche mosaischen Feste, bringen aber nur am Passah Opfer dar. Doppelehen sind ihnen im Falle der Kinderlosigkeit erlaubt; die Leviratsehe kommt bei ihnen in der Form vor, daß nicht der Bruder, sondern der nächste Freund eines Verstorbenen verpflichtet ist, die Wittwe zu heirathen. Was ihren Glauben anlangt, so läßt sich derselbe in folgende Hauptpunkte zusammenfassen: Es giebt nur einen Gott; Moses ist sein Prophet; der Pentateuch ist das Gesetzbuch; Garizim ist die Kiblah und auf ihm wird die Auferstehung stattfinden. Sie sind strenge Monotheisten, hassen alle Bilder und alle Ausdrücke für Gott, welche demselben menschliche Eigenschaften beilegen; sie glauben an gute und böse Geister, an Auferstehung und ein jüngstes Gericht. Den Messias erwarten sie 6000 Jahre nach Erschaffung der Welt, halten ihn aber nicht für größer als Moses.

Gegen Abend, vor Sonnenuntergang, machte sich Lortet an die Besteigung des heiligen Berges, welcher ganz aus mächtigen Schichten von Nummulitenkalk besteht. Der Weg geht von dem westlichen Ende der Stadt Nâbulus südwärts in einem Thale hinauf, bei der starken Quelle Ras el-Ain vorbei, zwischen terrassenförmigen Gärten hin, wendet sich dann nach Südosten und führt in etwa einer Stunde zum Gipfel des Garizim (885 m über dem Meere), der einen schönen Blick über die Stadt, das Thal, die Ebene Machna und die Gebirge Samariens gewährt. Gegen Norden wird die Fernsicht durch den um 39 m höhern Ebal (924 m) verdeckt. (Lortet giebt für beide Berge abweichende Messungen: Garizim 949 m, Ebal 1025 m, Differenz 76 m.) Den Gipfel des Garizim bildet ein von Norden nach Süden sich hinziehendes Plateau, dessen nördliches Ende noch die Reste einer wahrscheinlich von Justinian (533) erbauten Befestigung trägt. Dieselbe war viereckig und an den Ecken mit dicken Thürmen versehen; an ihrer Nordseite liegt ein großes Wasserreservoir. Von der 474 erbauten achteckigen Kirche sind nur die Grundmauern erhalten. Unweit davon zeigt man mehrere große Steine, die Josua aufgerichtet haben soll; vielleicht hat man es aber hier mit einem prähistorischen Menhir zu thun, an deren Fuße Ausgrabungen zu interessanten Entdeckungen führen könnten. Auf der Mitte des Plateaus zeigen die Samaritaner einen flachen Felsen, wo angeblich einst der Altar ihres großen im Jahre 129 v. Chr. zerstörten Tempels gestanden hatte. Auch sonst finden sich dort oben viele aber unbedeutende Reste alter Baulichkeiten, welche beweisen, daß der Gipfel des Berges einst dicht bewohnt gewesen ist.

Schwieriger, als die Besteigung des Garizim, ist diejenige des Ebal, welche Lortet am folgenden Morgen unternahm. Der Berg ist kahl, wasserlos, unfruchtbar und von der

Sonne verbrannt; an seinem Abhange trägt er zahlreiche Höhlen und Grabkammern, künstliche sowohl wie natürliche, die wahrscheinlich zum Theil einst auch von Lebenden bewohnt worden und näherer Durchforschung vielleicht werth sind. Nahe seinem Gipfel, welcher sich circa 350 m über die Stadt erhebt, liegt ein mohammedanisches Weli, welches den Schädel Johannes des Täufers umschließen soll, und dabei die Ruine einer angeblichen christlichen Kirche. Die Aussicht, lohnender als die vom Garizim, umfaßt die ganzen Gebirge Galiläas, vom Karmel bis zum Gilboa, den Kegel des Tabor, Safed und Hermon, gegen Westen die Küstenebene und weit im Osten die vulkanischen Gipfel des Hauran.

Nâbulus liegt genau auf der Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meere und der tiefen Depression des Jordanthales. Es ist das uralte Sichem, dessen Name schon in der Geschichte Abraham's erwähnt wird, und wo Jakob bei

Der samaritanische Oberpriester Amran. (Nach einer Photographie.)

seiner Rückkehr aus Mesopotamien sein Zelt aufschlug und wo er das Feld kaufte, welches die jetzt nach ihm benannte Quelle und das Grab Joseph's umschloß. Bei der Theilung des Landes unter die zwölf Stämme fiel Sichem Ephraim zu. Zwischen Ebal und Garizim sah Josua das Volk zum letzten Male versammelt. In der Richterzeit bemächtigte sich Abimelech der Stadt, und auf dem Garizim erzählte der Prophet Jotham seine berühmte Fabel, eine der ältesten, die man kennt, „von den Bäumen, die einen König haben wollten". Unter Rehabeam fand hier die Versammlung des Volkes statt, bei welcher sich die nördlichen Stämme von den südlichen trennten. Sichem wurde dann Residenz des Jerobeam. Später führte Salmanassar einen großen Theil der Bevölkerung nach Osten in die Gefangenschaft und ersetzte denselben durch fremde heidnische Kolonisten, wodurch in dieser Landschaft Palästinas ein Mischvolk entstand, das die während des Exils in ihrem nationalen Bewußtsein gefestigten Juden nicht für ebenbürtig und voll aner-

kennen wollten. Mit Verachtung wiesen sie das Anerbieten der Samaritaner, beim Tempelbau hilfreiche Hand zu leisten, zurück und schlossen sie von ihrem Kultus aus, was den Haß derselben nur verstärkte. Zu Nehemias Zeit bauten sich die Samaritaner ihren eigenen Tempel auf dem Garizim, welcher abtrünnigen Juden als Asyl diente; das am Fuße desselben gelegene Sichem wuchs nun auf Kosten Samarias und wurde Hauptstadt der Samaritaner, die häufig mit den Juden in Streit lagen. Im Jahre 129 zerstörte Johannes Hyrcanus den Tempel. Mehrfach empörten sie sich später

Samaritaner von Nâbulus. (Nach einer Photographie.)

gegen die römischen Kaiser, so unter Vespasian, wo Cerealis ihrer 11 600 auf dem Garizim abschlachten ließ, so 529 unter Justinian, wobei sie sich große Grausamkeiten gegen die Christen zu Schulden kommen ließen. Schließlich aber wurden sie besiegt, in Menge erschlagen und ihrer Synagogen beraubt; ein Theil von ihnen floh zu den Persern, ein

Der heilige Fels auf dem Berge Garizim. (Nach einer Photographie.)

anderer trat zum Christenthum über, und damit war ihre Rolle in der Geschichte ausgespielt. Die Autoren der Kreuzfahrerzeit erwähnen sie nicht mehr; im 12. Jahrhundert giebt Benjamin von Tudela ihre Zahl in Sichem auf 1000 an und kennt Kolonien derselben in Askalon, Caesarea und Damaskus. Heute sind sie auf 40 bis 50 Familien reducirt.

Noch bis in neuere Zeiten war das weitere Gebiet von Nâbulus als unsicher berüchtigt und namentlich die Bewohner der Stadt galten als unruhig und zum Aufstande ge-

neigt. Dazu kam, daß in den nahen Bergen öfters Räuberbanden ihr Wesen trieben. Jetzt hat der Reisende nichts dergleichen zu fürchten, obwohl sich die Bevölkerung noch immer jenen Ruf zusammen mit dem der Unduldsamkeit erhalten hat. Uebrigens unterhalten die Türken daselbst stets eine starke Garnison und haben noch neuerdings östlich von der Stadt am Fuße des Garizim eine neue große Kaserne gebaut.

Der Jakobsbrunnen bei Nâbulus. (Nach einer Photographie.)

Von Nâbulus schlug Lortet den vielbetretenen Weg nach Jerusalem ein, welcher anfangs im Thale dem ostwärts fließenden Bache folgt und bei jener Kaserne und dem Dorfe Belata vorbei nach dem Kabr Jusuf oder Grabe des Joseph führt. Die mohammedanische wie christliche Tradition erblickt in diesem, durchaus modernen, 1868 durch den englischen Konsul Rogers renovirten Gebäude die Begräbnißstätte des Sohnes Jakob's. An den Enden des Grabes stehen zwei kleine

Bêtîn, das alte Bethel. (Nach einer Photographie.)

Säulen, in deren Höhlungen die Juden Opferspenden verbrennen. Nur 600 Meter südwestlich von da befindet sich der Jakobsbrunnen, wo Christus (Joh. 4, 5) sein Gespräch mit der Samaritanerin hatte. Der offenbar aus dem hohen Alterthume stammende Brunnen liegt während eines Theiles des Jahres, wo er von den Abhängen des Garizim kein Wasser empfängt, trocken. Als Lortet ihn besuchte, fand er eine Wasserhöhe von circa 3 m, während der Brunnen selbst 26 m (nach Socin 23 m) tief ist. Wahrscheinlich war er früher tiefer und ist allmälig durch große Mengen hineingefallenen Schuttes und Steine, welche die Reisenden unaufhörlich hineinwerfen, bedeutend aufgehöht worden. Die innere Ausmauerung hat einen entschieden antiken Anstrich. Die Brunnenöffnung befindet sich unter einem kleinen, halb eingestürzten Gewölbe, das, unter Trümmern verborgen, vielleicht zu einer im vierten Jahrhundert erbauten Kirche gehörte. Ringsum liegen Mauertrümmer und Säulenreste, die Ueberbleibsel eines großen Gebäudes, dessen ursprüngliche Gestalt sich freilich nicht mehr erkennen läßt. Im Orient sind Brunnen und Wege sehr sichere Ausgangspunkte für historische und geographische Untersuchungen; Quellen ändern ihre Stelle nicht, und nach ihnen bestimmt sich in heißen, trockenen Ländern, wo Wasser stets selten ist, die Richtung der Wege. Deshalb ist es an sich durchaus wahrscheinlich, daß wir hier genau den Brunnen vor uns haben, welchen Christi Worte auf ewig zu einem geweihten Platze machten.

Von nun an wendet sich der Weg nach Süden, zieht unter dem Garizim am Westrande der Ebene Machna hin, tritt dann in die Berge und erreicht den großen verfallenen Chan el-Lubban, bei welchem eine schöne Quelle sprudelt. Darum rasten hier gewöhlich die Karawanen, welche von Nâbulus nach Jerusalem reisen, einige Stunden lang. Ein wohl angebauter Thalkessel breitet sich an dieser Stelle aus, welcher durch den Wadi Lubban westwärts zum Nahr el-Audscheh, der bei Jaffa mündet, entwässert wird. Zahlreiche Fellachen waren auf den Getreidefeldern beschäftigt, mit einer langgestielten Hacke das Unkraut auszujäten. Vom Chane aus ritt man etwa eine Stunde lang einen trockenen

Frau aus Bêtin. (Nach einer Photographie.)

Wadi nach Osten aufwärts zur Ruinenstätte Seilûn, welche dem biblischen Silo entspricht. Dort stellte einst Josua die Bundeslade auf und versammelte das Volk, um den sieben Stämmen, die noch kein Land erhalten hatten, ihr Loos zuzutheilen. Während der Richterzeit blieb die Lade dort; alljährlich feierte man dem Jehovah ein Fest, wobei die Mädchen des Ortes tanzten. Eli, der Hohepriester, lebte hier, und der junge Samuel. Als dann aber die Philister die Lade erobert hatten, wurde sie nicht wieder nach Silo zurückgebracht und der Ort verlor seine Bedeutung. Zu Hieronymus' Zeit lag er schon ganz in Trümmern.

Nach diesem Abstecher lenkte Lortet wieder in die große Straße nach Jerusalem ein, welche von zahlreichen Osterpilgern belebt war. Die Gegend aber wird nun sehr einförmig, eine Hochebene, aus Kreide bestehend, von wasserlosen Thälern durchschnitten und von kleinen felsigen Hügeln überragt, die ganz ausgedörrt, aber dennoch mit großer Sorgfalt angebaut sind. Weiter zog sich der Pfad — denn nur ein solcher ist diese Hauptstraße — im Wadi e'-Dschib aufwärts, das sehr steinig und so eng ist, daß es oft sehr schwer ist, einem begegnenden Lastthiere auszuweichen. Zur Rechten und Linken aber ziehen sich bebaute Felder die Thalwände hinauf, und der Boden muß hier Elemente enthalten, welche dem Wachsthum sehr förderlich sind, da Oel-, Feigen- und Granatenbäume trotz der allgemeinen Trockenheit prächtig gedeihen. In der Mitte des einsamen Thales trifft man auf die „Räuberquelle“ (Ain el-Haramîje), die am Fuße einer grottenartig ausgehöhlten Felswand hervorsickert, aber trotz ihres unheimlichen Namens jetzt von Karawanen öfters zum Rastplatze ausersehen wird. Einige dort in den Felsen ausgehöhlte Grabkammern sind von Farnkräutern und Frauenhaar fast zur Hälfte verdeckt. Dann gelangt man auf ein höchst einförmiges Hochland, auf welchem zwischen dem überall zu Tage tretenden Kalkstein ein röthlicher eisenhaltiger Erdboden mit Getreide, Baumwolle und Wein bebaut ist. Sorgfältig aufgeschichtete Steinterrassen halten die Erde fest, daß sie nicht von den sintfluthartigen Winterregen fortgespült wird. Bäume fehlen fast ganz; nur hier und da haben die Hirten eine alte Eiche (Quercus ilex oder Quercus aegylops) oder mächtige Karube mit ihrem Feuer verschont. In solcher traurigen Umgebung liegt heutigen Tages Bêtin, das Bethel (d. i. Haus Gottes) der

Bibel, in dessen Hütten etwa 400 Einwohner leben. Abraham hatte dort seine Zelte aufgeschlagen — was jetzt am besten noch am Boden einer alten Cisterne, die zu Füßen des Dorfes liegt, geschieht — und errichtete auf dem höchsten der Hügel, die er von seinen Herden abweiden ließ, dem Jehovah einen Altar. Hier sah Jakob im Traume die Himmelsleiter, hier richtete Samuel im Jahre einmal und betete Jerobeam das goldene Kalb an. Später wird der Ort nur gelegentlich erwähnt. Die Umgebung des heiligen Platzes, der eine Zeit lang die Stiftshütte beherbergte, ist überaus steinig und traurig, wenn ihr auch eine gewisse Großartigkeit nicht fehlt; von den nahen Hügeln aus sieht man die Berge jenseit des Jordan und bei klarem Wetter sowohl das Todte Meer und die Jordanspalte im Osten, als auch das Mittelländische Meer im Westen.

In el-Bîre (d. i. Cisterne), dem alten Beeroth, einem Dorfe drei Stunden vor Jerusalem, hielt Lortet seine letzte Nachtruhe; zeitig am nächsten Morgen erblickte er von der Höhe des Mons Scopus, wo einst des Titus Legionen lagerten, die Zinnenmauern und zahllosen großen und kleinen Kuppeldächer der heiligen Stadt.

Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador.

II.

Nur zweimal bei seinen Besteigungen der Andengipfel hatte Whymper Gelegenheit, die Gewalt der berüchtigten Bergstürme jener Region zu erproben: das eine Mal auf dem Gipfel des Cotopaxi, das andere an seinem zweiten Lagerplatze auf dem Chimborazo in 16 500 Fuß Höhe. An beiden Orten brachte der heftige Wind das aufgeschlagene Zelt in Gefahr, zerrissen oder fortgeweht zu werden, und Whymper und seine Begleiter hatten nicht geringe Mühe, es davor zu bewahren; von dem plötzlichen Umspringen des Windes aber und den tollen Wirbeln, die nach den Schilderungen früherer phantasievoller Reisender den auf den Gebirgspfaden vom Sturm überraschten Reiter im Fluge aus dem Sattel heben sollen, war nichts zu merken. Nicht furchtbar und großartig genug aber kann man sich, wie auch Whymper zugiebt, die Heftigkeit der Gewitter in den Anden vorstellen. Kein einziges Mal hat er sich in irgend einer beträchtlichen Höhe befunden, ohne von einem mehr oder minder starken Gewitter überfallen zu werden, „bei dem die ganze Luft mit Elektricität gesättigt zu sein schien, und die Entladungen entweder fast ohne Unterbrechung auf einander folgten, so daß der ganze Himmel wie mit feurigen Strahlen besäet war und der Donner unaufhörlich rollte und krachte; oder, was meist noch erschreckender wirkte und noch mehr zu ernsthaften Gedanken stimmte, in seltenen vereinzelten Blitzen dicht vor den Augen der Bergsteiger an einer Felskante entlangzuckten, von einem kurzen, dröhnenden Donner begleitet." Das stärkste von allen Gewittern überraschte Whymper und seine Gefährten, als sie dicht unterhalb der Spitze des Sincholagua auf einem steilen, mit hartgefrorenem Schnee bedeckten Grat emporstiegen. Die Kante, in die sie sich mit dem Beile Stufen einhauen mußten, war so schmal, daß die kleinste Unaufmerksamkeit, das leiseste Ausgleiten des Fußes ein Hinabstürzen in die zu beiden Seiten gähnende Tiefe zur Folge haben mußte. Ohne jeden Vorboten von Wind oder Sturm brach hier das Gewitter plötzlich mit rasender Gewalt los, wüthete in wenigen Sekunden zu Füßen, zu Häupten, auf allen Seiten der Emporsteigenden. Ein greller Strahl nach dem andern zuckte über den Grat hin, auf dem sie standen, fuhr an den schroffen Felszinken hinab, die aus der Tiefe unter ihnen emporragten; dazu rollte der Donner ohne Unterbrechung. Einige Augenblicke standen die Kletternden betäubt und zitternd; die Beile, aus deren Eisen zischende Funken fuhren, rathlos in den Händen haltend; nicht wissend, ob sie vor- oder rückwärts gehen sollten: bis sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, ihren Weg weiter aufwärts nahmen, einige Felsstückchen von der obern Gipfelspitze losbrachen, um dann mit diesen glücklich eroberten Siegeszeichen halb besinnungslos und ohne sich nach rechs oder links umzusehen den Rückweg nach ihrem Lager unten am Berge anzutreten, das sie endlich wohlbehalten, wenn auch, wie Whymper hinzufügt, „ganz erstaunt, sich noch am Leben zu finden", erreichten.

Sehr interessant sind die Ergebnisse von Whymper's Temperaturbeobachtungen. Den niedrigsten Thermometerstand während der Dauer der ganzen Reise beobachtete er in der Nacht vom 18. zum 19. Februar auf dem Gipfel des Cotopaxi, wo er 19° F. unter dem Gefrierpunkt konstatirte; den höchsten, 75,5° F., aber am 27. März um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags am Grunde der großen Quebrada von Guallabamba, jener ungeheuern, durch vulkanische Gewalt entstandenen Schlucht oder Erdspalte, die sich 3000 Fuß tief und mehrere Miles lang mitten durch die weite Ebene im Osten von Quito hinzieht. Der Unterschied zwischen dem während der Reise im Innern des Landes beobachteten Maximum und Minimum betrug somit nur 62° F., eine in Anbetracht der verschiedenen Beobachtungspunkte verhältnißmäßig geringe Differenz. Sehr merkwürdig aber, weil allen unseren bisherigen Vorstellungen von den Temperaturverhältnissen auf dem Gipel eines über 19 000 Fuß hohen Schneeberges durchaus widersprechend, sind die innerhalb kurzer Zeit stattfindenden beträchtlichen Veränderungen des Thermometerstandes, die Whymper zu verschiedenen Malen während seines Verweilens auf den höchsten Punkten der Anden konstatirt hat. Auf dem Gipfel des Chimborazo z. B. stieg das Thermometer innerhalb dreier Stunden von 15 auf 20° F.; die bemerkenswertheste Veränderung aber konnte Whymper am 10. März auf dem Gipfel des Antisana (19260 Fuß über dem Meere) beobachten, wo das Thermometer im Schatten und bei vollkommen ruhiger Luft im Laufe von zwei Stunden von 44 auf 60° F. stieg, und hiermit eine Temperatur anzeigte, die um 11° wärmer war, als man sie während des dreitägigen Aufenthaltes in der um 6000 Fuß tiefer gelegenen Hacienda von Antisana gehabt hatte.

Diese außerordentlichen Temperaturwechsel durften natürlich bei der Berechnung der gleichzeitig gemachten Barometerbeobachtungen nicht unberücksichtigt bleiben; so übergab Whymper bei seiner Rückkehr nach England sein ganzes während der Reise gesammeltes Material von Barometer-

und Thermometerbeobachtungen einem Fachgelehrten, Mr. Ellis von der Sternwarte zu Greenwich, zu nochmaliger Berechnung. Die Höhenbestimmungen, die derselbe daraus gewonnen hat, differiren verhältnißmäßig nur wenig von den Ergebnissen der entsprechenden Messungen der Herren Dr. Reiß und Stübel, die nach einer andern Methode vorgenommen worden sind[1]). Die Höhe des Chimborazo z. B., die nach Whymper und Ellis 20517 Fuß beträgt, wird von Dr. Reiß und Stübel auf 20703 Fuß angegeben. Zwanzig Jahre vor ihnen (im Jahre 1858) gab Villavicencio 21067 Fuß dafür an, und wieder vierzig Jahre vor ihm sollte sie nach Alexander von Humboldt 21424 Fuß betragen. Die Spanier endlich, die gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts hier im Verein mit der französischen Gradmessungsexpedition gearbeitet hatten, erklärten in ihrem im Jahre 1748 zu Madrid veröffentlichten Berichte, daß der Chimborazo eine Höhe von 21611 Fuß habe. Unbefangene Gemüther könnten nach dieser Reihenfolge von Angaben leicht zu dem Schlusse kommen, daß der Berg in kontinuirlichem Sinken begriffen sein müsse; denn je weiter wir zurückgehen, desto höher soll er gewesen sein. Wir besitzen aber auch noch eine frühe Angabe, derzufolge seine Höhe nur 20581 Fuß betragen soll (also 64 Fuß weniger, als Whymper angiebt): es ist dies das Resultat der Messungen der französischen Akademiker selber, an deren Arbeiten sich die oben erwähnten Spanier betheiligt hatten. Die beträchtliche Differenz (1030 Fuß) zwischen den Ergebnissen ihrer gleichzeitigen Messungen muß uns natürlich gegen beide gleich mißtrauisch machen, doch ist die nahe Uebereinstimmung der Angabe der Franzosen mit dem jetzt von Whymper gewonnenen Resultate immerhin bemerkenswerth.

In Bezug auf die in der Umgegend von Quito ausgeführten Vermessungsarbeiten jener französischen Gelehrten theilt Whymper verschiedene Einzelheiten von allgemeinem Interesse mit. Bekanntlich veranlaßten die im Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach vorkommenden Erörterungen über die Gestalt der Erde die französische Akademie der Wissenschaften, zwei Expeditionen zur Vornahme von Gradmessungen nach weit von einander entlegenen Punkten der Erde auszusenden. Die eine dieser Expeditionen ging nach dem Bottnischen Meerbusen, die andere aber, die aus den Akademikern Bouguer, Gadin und dem berühmten La Condamine zusammengesetzt war, nach dem heutigen Ecuador. Sie begannen ihr Werk auf einer Ebene im Nordosten von Quito, wo sie zunächst eine Basis von ungefähr 40000 Fuß Länge maßen. Von den beiden Endpunkten derselben wurden dann verschiedene Winkelmessungen vorgenommen und schließlich eine Dreieckskette über eine Strecke von mehr als drei Breitengraden gelegt, so daß sich die Triangulation nach Norden bis Ibarra, nach Süden bis Cuenca erstreckte. Als man vor dem Abschluß des großen Werkes die Probe auf seine Richtigkeit machte und zu diesem Zwecke in der Nähe von Cuenca eine Verifikationsbasis von ebenfalls 40000 Fuß maß, ergab die direkte Messung, daß die Länge derselben um noch nicht voll zwei Fuß von der berechneten abwich.

Die Toise, deren die französischen Gelehrten sich als Maßeinheit bedienten, war ein Eisenstab, der seitdem unter dem Namen der „toise du Pérou“ bekannt geblieben ist. In einer Abhandlung über die verschiedenen am meisten angewendeten Längenmaße erwähnt Guyot dieses Eisenstabes als des fast einzigen allgemeinen Normalmaßes, nach dem alle anderen verglichen und bestimmt würden, und sagt unter anderm, daß das gesetzliche Meter nur ein legalisirter Theil der Toise von Peru sei und daß diese selber das ursprüngliche Normalmaß bleibe.

Da die Messung der ersten Basis, von der ja das ganze übrige Werk abhing, mit größter Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt werden mußte und auch ausgeführt wurde, so war es nur natürlich, daß die Akademiker den Wunsch hegten, diese Grundlage des Ganzen erhalten, d. h. die beiden Endpunkte der Linie durch dauernde Monumente fixirt zu sehen. Schon vor dem Abgange der Expedition war diese Angelegenheit auf das Eingehendste in der Akademie erörtert worden und hatte La Condamine es übernommen, für die Errichtung von zwei Pyramiden an den beiden Endpunkten der zu messenden Basis Sorge zu tragen.

In einer heute sehr selten gewordenen Broschüre, die, wenn sie auch nicht seinen Namen trägt, doch augenscheinlich von ihm verfaßt ist, schildert La Condamine die unzähligen Schwierigkeiten, auf die er bei der Ausführung dieses Auftrages stieß, welche Mühe es kostete, die Centren der Pyramiden genau über den äußersten Punkten der Grundlinie anzubringen; wie er sich gezwungen sah, seine eigenen Backsteine für das Mauerwerk anfertigen zu lassen, damit die Leute aus der Umgegend sie nicht etwa als ein passendes Material zu ihren Bauten betrachten und nicht um ihretwillen die Pyramiden zerstören möchten; wie er einen Kanal von drei französischen Meilen Länge graben lassen mußte, um nur das nothwendige Wasser zur Bereitung des Mörtels zur Stelle zu schaffen, und wie die großen Steine zur Bekleidung der Pyramiden erst mühsam gesucht und dann auf dem Rücken von Maulthieren meilenweit herangebracht werden mußten, was, da ein einziger Stein oft eine ganze Maulthierlast ausmachte, eine Zeit von mehreren Monaten in Anspruch nahm. An der Stelle, wo die nördliche Pyramide errichtet werden mußte, fand man keinen festen Baugrund vor, und es blieb nichts übrig, als hier Pfähle einzurammen, zu denen man erst wieder lange nach dem geeigneten Holze zu suchen hatte. Dann fehlte es an Leuten, die mit dem Zurichten und Einrammen der Stämme Bescheid wußten, und als es La Condamine nach vieler Mühe endlich gelungen war, sich eine Anzahl brauchbarer Arbeiter aus Quito zu verschaffen, entliefen ihm dieselben schon nach wenigen Tagen wieder, ehe das Werk auch nur halb vollendet war.

Die größten Schwierigkeiten aber bereitete den französischen Gelehrten das Auffinden, die Bearbeitung und endlich der Transport der großen Steinplatten, auf denen sie der staunenden Nachwelt durch entsprechende Inschriften ihr glücklich vollbrachtes Vermessungswerk verkünden und erklären wollten. Die Steine mußten in einer mehrere hundert Fuß tiefen Schlucht losgebrochen und an Stricken emporgezogen werden, die La Condamine eigens zu diesem Zwecke anfertigen lassen mußte. Im letzten Augenblick rissen dieselben, die eine der Platten fiel in die Tiefe, zerbrach in tausend Stücke, und die ganze Arbeit mußte von Neuem begonnen werden. Und hiermit nicht genug: als die Platten endlich fertig und glücklich zur Stelle geschafft waren, erhoben die spanischen Marineoffiziere, die sich im Auftrage ihrer Regierung an dem auf spanischem Grund und Boden ausgeführten Werke betheiligt hatten, Einspruch gegen die von La Condamine entworfene Fassung der Inschriften. Sie behaupteten, daß die Gnade ihres Herrschers und ihre eigene Mitwirkung darin nicht genugsam

[1]) In Bezug auf Quito, wo sowohl Whymper als auch die Herren Dr. Reiß und Stübel fortlaufende Beobachtungen vorgenommen haben, stimmen ihre Resultate sogar fast vollständig überein: nach dem erstern liegt die Stadt 9353, nach den letzteren 9350 Fuß über dem Meere.

anerkannt und verherrlicht sei, und es entspann sich nun ein für beide Theile charakteristischer, ernsthafter und lange dauernder Streit über diese „wichtige" Aeußerlichkeit. Endlich war aber auch er zu beiderseitiger Befriedigung beigelegt, die Inschriftstafeln wurden aufgestellt, und La Condamine kehrte nach zehnjähriger Abwesenheit in seine Heimath zurück, ohne Zweifel von dem Bewußtsein gehoben, sein großes Werk durch dauernde Monumente verewigt zu haben.

Schon nach zwei Jahren jedoch (im Jahre 1747) ging ihm durch Zufall die Kunde zu, daß die spanische Regierung Befehl gegeben habe, seine kostbaren Pyramiden zu zerstören; noch ehe er dagegen Protest einlegen konnte, war die Sache schon geschehen. In der erwähnten Broschüre beklagt er nun das Schicksal der Monumente und rekapitulirt alle Einzelheiten ihrer Erbauung mit einer ernsthaften Ausführlichkeit, die uns ein Lächeln ablockt. So wenig aber haben sich die Dinge und die Menschen seitdem geändert, daß seine Schilderung sich noch jetzt wie ein französischer Rechenschaftsbericht über heute vorgenommene wissenschaftliche Operationen liest, bei denen ja selbst mit den anerkennenswerthesten Leistungen meist das charakteristische kindliche Streben nach irgend einer Art von Schaustellung Hand in Hand geht. Sein lebhaftestes Bedauern gilt den beiden Steinen mit den „inscriptions" — am Schlusse seiner Klagen aber rafft er sich doch zu der resignirten Erklärung auf, daß alle diese Verluste im Grunde genommen nur nebensächlich seien im Vergleiche zu dem einen großen Verluste des Maßes der Basis: „die Länge, für deren Erhaltung ich mich so sehr bemüht habe, ist nun auf ewig verloren."

Später erfuhr La Condamine noch, daß die widerspruchsvolle spanische Regierung die Wiederaufrichtung der Pyramiden angeordnet habe; nähere Details darüber scheinen ihm jedoch nicht mehr zu Ohren gekommen zu sein. Whymper, der, als ihm der Zufall die erwähnte kleine Schrift La Condamine's in die Hände geführt, den Bericht des bedeutenden Gelehrten über seine „verlorene Liebesmüh" mit Interesse gelesen hatte, benutzte nun seinen Aufenthalt in Quito dazu, Näheres über die Wegräumung jener ersten und die Aufstellung der zweiten Pyramiden in Erfahrung zu bringen. Längere Zeit blieben seine Nachforschungen und Erkundigungen fruchtlos, endlich aber erfuhr er durch einen der größeren Grundbesitzer jener Gegend, daß sich auf einer bei der Stadt Piso im N. O. von Quito belegenen Farm ein Stein befinde, der, wie er glaube, wohl von der französischen Pyramide von Oyamburu herrühren könne. Gleich folgenden Tages begab sich Whymper dorthin und fand wirklich auf der einen Seite des weiten Hofes der Farm eine etwa 6 Zoll starke und 4 Fuß lange Steinplatte, die augenscheinlich seit vielen Jahren schon hier als Trittstein für die ihre Pferde oder Maulthiere besteigenden Reiter lag. An den Seiten waren deutliche Spuren einer eingehauenen Inschrift erhalten, in der Mitte hatte der Gebrauch, dem der Stein diente, dieselbe ganz verwischt. Eine gründliche Reinigung des Steines und ein Vergleich der noch vorhandenen Buchstaben mit der in La Condamine's Schrift Zeile für Zeile wiedergegebenen „inscription" ließen schließlich die Platte zweifellos als die mit so unendlicher Mühe hergestellte Gedenktafel erkennen, deren Verlust ihr Autor so pathetisch beklagt hat.

Etwa 1000 Fuß von dieser Farm entfernt erhebt sich inmitten eines großen Maisfeldes die Pyramide, die heute den südlichen Endpunkt der Basis bezeichnen soll. Sie ist weder die ursprüngliche, noch auch die später von den Spaniern ersetzte, sondern soll erst vor einigen dreißig Jahren von einem Präsidenten von Ecuador, Don Vicente Rocafuerte, errichtet worden sein. Die Stelle, wo der Tradition zufolge die erste Pyramide gestanden haben soll, wo aber auch keine Spur von derselben zu finden ist, wurde Whymper ebenfalls gezeigt, und ihm dabei erzählt, daß der Präsident so wenig gewußt habe, um was es sich handelte, daß er das neue Bauwerk absichtlich einige hundert Fuß von dem alten Platze habe errichten lassen, damit es von der Stadt aus „besser zu sehen sein möge". Dieser Erzählung widerspricht nun freilich die von anderer Seite angeführte Thatsache, daß Don Vicente Rocafuerte ein wissenschaftlich gebildeter Mann gewesen sei, der sich sogar mit Geodäsie beschäftigt habe und der, was auch die Ausführung seiner Befehle gewesen sein möge, jedenfalls in Betreff der Aufstellung des Monumentes nur das Richtige angeordnet haben könne. Die nördliche Pyramide, die von hier aus als ein heller Flecken in der Landschaft deutlich sichtbar ist, steht, wie La Condamine es auch von der seinigen angiebt, dicht am Rande der Quebrada von Guallabamba — ob aber an der ursprünglichen Stelle, darüber vermochte Whymper keine Auskunft zu erhalten.

In keinem Falle aber hätten die französischen Gelehrten ein günstigeres Terrain für ihre Arbeiten finden können, als es diese ausgedehnte Ebene im Osten von Quito ist, in der sich meilenweit kaum eine Bodenerhebung zeigt. Die große Quebrada von Guallabamba durchschneidet sie in der Mitte, weiter nach Norden hin aber, wo Whymper sie bei seiner Reise nach dem Sara-urcu zu passiren hatte, ist der ganze Boden von einem wahren Netz unzähliger kleinerer Spalten und Schluchten vulkanischen Ursprunges zerrissen, die das Vorwärtskommen nicht wenig erschweren.

Der Sara-urcu, dessen Ersteigung Whymper in der ersten Hälfte des April unternahm, ist, außer von Villavicencio, wohl kaum von einem andern Reisenden erwähnt, geschweige denn gesehen worden. Auch Villavicencio's Angaben über seine Lage und Höhe scheinen lediglich auf Hörensagen zu beruhen — und wie unzuverlässig dieses gerade in Bezug auf den Sara-urcu gewesen sein muß, das erfuhr Whymper bei seinen Nachfragen. Weder in einer der nördlicheren Städte, noch auch in Quito konnte er eine andere Auskunft erhalten, als daß der Berg irgendwo im östlichen Theile des Landes, dicht am Aequator liegen müsse. Erst bei seiner Ersteigung des Cayambe theilte ihm der Besitzer desselben, Señor Espinosa, mit, daß der Sara-urcu nicht gar weit vom Cayambe entfernt sei und „ebenso wie hier das ganze Land nach Osten hin" ihm gehöre. Er erbot sich auch, dem Reisenden die Lage des Berges anzugeben, und begleitete ihn zu diesem Zwecke bei seiner Ersteigung des Cayambe bis in etwa 14 000 Fuß Höhe, von wo aus er ihm in der Richtung nach S. O. hin ein neblig-undeutliches Etwas in den Wolken zeigte, das der Sara-urcu sein sollte. Eine richtige Ansicht des Berges aber gewann Whymper erst einige Tage später, freilich auch nur für wenige Sekunden; doch aber genügte dieser kurze Blick schon, um ihn die Lage erkennen zu lassen und ihm zu zeigen, daß eine Ersteigung wohl ausführbar sein müsse, wenn man erst glücklich bis an den Fuß gelangt sein werde. So sandte nun Whymper von seinem Lager am Cayambe zwei seiner Leute in der Richtung nach Südosten voran, um das Terrain zu rekognosciren. Sie kamen mit der überraschenden Kunde zurück, daß sie den vorzüglichsten Lagerplatz gefunden hätten, „einen richtigen Palast, der rings mit Gebüsch umpflanzt sei". Unverzüglich ließ nun Whymper sein Lager abbrechen und machte sich mit seiner ganzen Gesellschaft, sowie mit sämmtlichen Pferden

und Maulthieren auf den Weg nach dem gerühmten Orte, der leider, aus der Nähe und ohne die Phantasie der beiden Pfadsucher betrachtet, nichts war, als eine mitten im Urwalde belegene alte Indianerhütte. Ein heftiger Fieberanfall zwang Whymper, drei Tage in dieser elenden Behausung auf dem Krankenlager zuzubringen; während dieser Zeit sandte er täglich mehrere seiner Leute zum Recognosciren aus. Mit sehr wenig ermuthigenden Nachrichten kamen sie alle zurück; von einem Vormarsch mit den Thieren könne keine Rede sein, da nirgends ein Pfad oder Weg durch das dichte Gestrüpp führe; irgend etwas Eßbares sei auch nicht aufzufinden und man werde deshalb neben den anderen zu tragenden Lasten auch sämmtliche Lebensmittel mit sich nehmen müssen; einen zum Lager geeigneten Platz hätten sie nicht gefunden, denn das ganze Land sei ein großer Sumpf; der unaufhörlich herabströmende Regen verhindere jede Aussicht, und so könnten sie auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie schon am Fuße des Sara-urcu gewesen seien. Trotz dieser wenig tröstlichen Aussichten brach Whymper doch am vierten Tage aus der Waldhütte auf, bei der er die Thiere unter der Aufsicht von zwei Leuten zurückließ. Die Schilderungen der Gegend waren nicht übertrieben gewesen; je weiter man nach Südosten vorschritt, desto sumpfiger wurde der Boden des Waldes. Die Nacht brach ein, und man mußte sich wohl oder übel entschließen, sie an einer Stelle zuzubringen, wo man bei längerm Stehen bis zu den Knien in den mit Rohr und Binsen bewachsenen Boden einsank. Aus mehreren übereinandergelegten Schichten von gekreuzten Rohrbündeln machten Whymper's Leute ihm ein Lager zurecht, auf dem er sich ausstrecken konnte; für sich selber stellten sie kleinere derartige schwimmende Sitze her, auf denen sie die Nacht in kauernder Stellung verbrachten, in dem vergeblichen Bemühen, ein Feuer zu unterhalten. Man befand sich hier schon 13 000 Fuß über dem Meere; während der ganzen, elf Stunden dauernden Nacht regnete und hagelte es fast ohne Unterbrechung. Am folgenden Tage ging es vorwärts durch ein etwas hügeliges, allmälig ansteigendes, aber unverändert sumpfiges Terrain; selbst an den Abhängen sank man tief in den weichen Boden ein. Von dem Bahnen eines Weges mit den Machetas konnte hier die Rede nicht sein; man mußte sich damit begnügen, das über mannshohe, dichte Rohr mit den Händen aus einander zu biegen, um durch das Dickicht zu schreiten; wie eine feste Wand schlug es hinter dem Vorschreitenden wieder zusammen und schied ihn von dem dicht hinter ihm folgenden Gefährten. Dabei waren die Blätter scharf wie Messer, und so währte es denn auch nicht lange, bis die Hände der mühsam Vorwärtsdringenden aus unzähligen Schnitten bluteten; denn immer wieder mußten sie, um sich vor dem Einsinken in den tiefen Schlamm zu bewahren, sich an den Rohrpflanzen festhalten. In dieser Gegend überschritten sie die Wasserscheide zwischen den westlichen und östlichen Flüssen; alle kleineren und größeren Bäche, an die sie hier noch kamen, gehörten schon zu dem Gebiete des Atlantischen Meeres. Mit dem Einbruch der Nacht wurde an einem Bergabhange unter einem überhangenden Felsstück das Lager aufgeschlagen; wie Whymper später erfuhr, ist diese Stelle als der einzig sichere Lagerort in dem ganzen weiten, von Pumas, Bären und anderen wilden Thieren belebten Sumpfgebiete bekannt und führt bei dem Volke den Namen Corredor Machai, d. i. des Jägers Zuflucht. Augenscheinlich ist die Gegend auch bei den Eingeborenen verrufen und deshalb so wenig bekannt. Whymper's Indianer erzählten ihm Schreckensgeschichten von weißen Leuten, welche sich hierher gewagt hätten, um nach Chinarinde zu suchen, und von denen nur wenige zurückgekehrt seien: so unlängst nur vier von einer Gesellschaft, die zwanzig Mann stark ausgezogen sei. Wohl um das warnende Beispiel noch eindringlicher zu machen, brachte einer der Indianer auch einen Schädel an, den er neben dem Lager gefunden hatte, und den er Whymper mit dem Bemerken zeigte, daß er ihn deutlich als den eines jener zuletzt hier umgekommenen Weißen erkenne.

Die Wanderung des folgenden Tages führte durch ein tiefes Thal, das man an der einen Seite hinab-, an der andern wieder hinaufsteigen mußte; hier begegnete man zum ersten Male einem großen schwarzen Bären, der unbekümmert um das Rufen und Schreien von Whymper's Leuten in geringer Entfernung von ihnen seinen Weg durch das Gebüsch ruhig fortsetzte. Die zahlreichen niedergetretenen Bahnen wilder Thiere, die hier das Dickicht durchkreuzten, erleichterten das Vorwärtskommen bedeutend; leider aber stellte sich jetzt der Regen wieder ein, um mehrere Tage lang anzuhalten. In einer Höhe von 13 700 Fuß ließ Whymper an einem Felsen das Lager aufschlagen, ohne recht zu wissen, wo er sich eigentlich befand; denn wenn er auch glauben durfte, am Sara-urcu angelangt zu sein, so hinderte doch der dichte feine Regen jeden Umblick. Mehrere kleine Rekognoscirungstouren, die man in den folgenden Tagen von diesem Lagerplatze aus unternahm, blieben erfolglos: nur so viel konnte man feststellen, daß sich nördlich vom Lagerplatze ein großer Gletscher befand, der aller Wahrscheinlichkeit nach vom Sara-urcu hinabkam. Mit dem andauernden Regen und scharfen Ostwind wurde die Stimmung von Whymper's Leuten immer schlechter und schlechter; bis auf die beiden Carrels verlangten sie alle mehr oder weniger stürmisch, daß der Rückweg angetreten würde. Es war auch in der That ein trostloser Aufenthalt; und außer einer Begegnung, die der ältere Carrell am Rande des Gletschers mit zwei Büffeln gehabt haben wollte, die „wie Gemsen an den Felsen umhergeklettert und gesprungen seien", trug sich nichts zu, um das Einerlei des unaufhörlichen Regens in der unwirthlichen Wildniß zu unterbrechen. Endlich brachte der zehnte Tag eine kleine Aufheiterung des Wetters; der Gipfel des Sara-urcu wurde sichtbar, Whymper konnte seine Lage mit dem Theodolit bestimmen und eine Skizze entwerfen, und nun stand der Ersteigung nichts mehr im Wege. Am folgenden Morgen um 5 Uhr brach er mit den beiden Carrels und zwei Indianern auf; nach angestrengtem Marsche, bei dem sie sich nur nach dem Compaß richteten, weil Nebel und Regen ihnen die Spitze des Berges verhüllte, bis sie dicht an ihr waren, erreichten sie den Gipfel um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags. Hier zeigte es sich denn, daß der Berg nicht, wie man im Lande allgemein annimmt, ein Vulkan ist; seine höchsten Partien bestehen aus Gneiß, tiefer unten am Berge hatte man Glimmerschiefer vorgefunden, und so befindet man sich hier augenscheinlich schon außerhalb der rein vulkanischen Region. Die Höhe des Sara-urcu, die Villavicencio auf 17 400 Fuß angegeben hat, beträgt nach Whymper's Messung nur 15 500; trotz dieser verhältnißmäßig geringen Höhe aber trägt der Berg einige der größten Gletscher, die auch, wie Whymper glaubt, ungeachtet ihrer Lage dicht am Aequator, bis zu einer bedeutend tiefern Region hinabreichen, als die Gletscher irgend eines andern Andengipfels von Ecuador.

Glücklich nach dem Lagerplatze von Corredor Machai zurückgekehrt, wo seine Leute ihn erwarteten, verbrachte Whymper noch eine Nacht hier, die folgende dann in der Waldhütte. Am 14. Tage nach ihrem Aufbruch traf die ganze Karawane wieder in dem Dorfe Cayambe ein, wo

sie von den Einwohnern um so freundlicher empfangen wurde, als ihr langes Verweilen in dem unbekannten und verrufenen Gebiete schon Anlaß zu ernsthaften Befürchtungen gegeben hatte.

Mounds und Moundbuilders in Nordamerika.

Seit im Jahre 1820 der erste Band der Archaeologia Americana, herausgegeben von der Amerikanischen Antiquarischen Gesellschaft zu Worcester in Massachusetts, erschien, ist in ungemein rühriger Weise auf dem Gebiete der amerikanischen Urgeschichte weiter gearbeitet worden. Freilich hat diese Disciplin auch nirgends so böse Blasen, wie drüben getrieben; gefälscht, gelogen und betrogen wurde in einer oft geradezu schamlosen Weise, so daß ein allgemeines Mißtrauen wach wurde und die Kritik einen harten Standpunkt hatte. Das Material schwoll dabei in einer ganz wunderbaren Weise an und war zerstreut in einer großen Anzahl von Einzelwerken und Gesellschaftspublikationen.

Nachdem die Methode unter dem Einflusse der prähistorischen Forschung in Europa gereift war, konnten jedoch auch amerikanische Forscher daran denken, zusammenfassende und abgeklärte Arbeiten zu publiciren, und eine solche, aus der wir nach und nach unseren Lesern einige Auszüge geben wollen, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Sie führt den Titel The North Americans of Antiquity by John T. Short. (New York, Harper and Brothers, 1880.) Es ist ein reichhaltiges, vortreffliches, durchaus kritisches Werk, das von dem Ursprunge, den Wanderungen und der Kultur der alten Nordamerikaner handelt.

Für heute sprechen wir, dasselbe als Leitfaden wählend, über die Gegenstücke unserer europäischen Tumuli, die Mounds. Die Traditionen, welche die Indianer über ihre Vorfahren auf amerikanischem Boden haben, sind in Bezug auf die Mounds werthlos, und so sind wir denn, um eine Erklärung zu erhalten, auf diese selbst angewiesen. Squier, Davis, Lapham und Andere waren es, die zuerst auf diese großartigen Erdwerke hinwiesen. An der Küste des Atlantischen Oceans fehlen sie. Im Mississippi- und Ohiothale finden wir dagegen den Mittelpunkt ihrer Verbreitung; nördlich reichen sie bis Wisconsin und an die westlichen Gestade des Michigan-Sees, und hier ist es, wo sie in den phantastischen Formen von Thieren, Vögeln, Menschen errichtet sind, gegenüber dem gewöhnlichen Typus, der die Pyramiden-, Hügel- oder Kreisform zeigt. Die Grabbeigaben, welche viele Mounds enthalten, sind von sehr verschiedener Art und oft kunstvoll gestaltet. Steinpfeifen von ausgezeichneter Arbeit, Töpferwaaren, kupferne Perlen, bearbeitete Seemuscheln, Glimmerplatten mit Gravirungen, Feuersteingeräthe, Pfeilspitzen u. s. w. sind darin gefunden worden. Wie außergewöhnlich groß die Zahl dieser Tumuli ist und welche Bedeutung sie für die Uramerikaner gehabt haben müssen, erkennt man daraus, daß in Ohio allein 10 000 gezählt wurden, abgesehen von 1000 oder mehr Wällen. Einzelne dieser Werke sind mathematisch genau konstruirt, so eine Umwallung von Liberty in Ohio, die einen absolut genauen Kreis mit einem völlig richtigen Viereck darin vorstellt.

Neben den Erdwerken treten auch solche von Stein auf, den Steinkreisen Europas analog. Ein besonders gutes Beispiel hierfür ist das „Steinfort“ von Manchester in Tennessee mit 4 bis 10 Fuß hohem Steinwall ohne Mörtel und einem Graben davor. Dieses „Steinfort“ deutet den einfachen Erdwerken gegenüber offenbar einen Fortschritt an, worauf auch die Art und Weise der Begräbnisse innerhalb derselben hinweist. Die alten Tennesseer begruben nämlich ihre Todten in rohen Steinkisten, die aus flachen Sandstein- oder Kalksteinplatten konstruirt waren. Ein Mound bei Brentwood in der Nähe von Nashville, nur 12 Fuß hoch und von 45 Fuß Durchmesser, enthielt gegen 100 Gerippe in solchen Steinkisten. In einem andern benachbarten, am östlichen Ufer des Cumberland River lagen die Sarkophage um einen „Altar“ radiusartig arrangirt; die Skelete waren mit Ornamenten aus Meermuscheln versehen.

Bereits ist eine Klassificirung der verschiedenen Mounds versucht worden, und die nachstehende, ursprünglich von Squier und Davis herrührende, ist die jetzt allgemein übliche. 1. Einfriedigungen zu Vertheidigungs-, heiligen- und verschiedenartigen Zwecken. 2. Tumuli (Mounds) für Opferzwecke, zu Tempelanlagen, zu Begräbnissen, zu Beobachtungsstationen.

Nach den verschiedenen in den Mounds aufgefundenen Gegenständen waren die alten Erbauer derselben in den Künsten des täglichen Lebens bereits leidlich vorgeschritten. Töpfergeschirr in guter Ausführung und mit schönen Mustern versehen ist sehr häufig. Rohe Zeugstoffe aus vegetabilischen Fasern, auch solche aus Haaren sind an verschiedenen Orten gefunden worden. Perlen aus Kupfer und Muscheln kommen überall vor. Kupferne Aexte von sehr guter Arbeit lassen auf Entwickelung des Schmiedehandwerks schließen; auch kupferne (und knöcherne) Nadeln mit eingebohrtem Oehr kommen vor. Die aus Stein geschnitzten oder aus Thon geformten Pfeifen zeigen oft phantastische Formen, aber auch sehr gut modellirte Thiergestalten und Menschengesichter, letztere mit echt amerikanischem Typus. Die Pfeifen in Frosch-, Biber-, Reiherform können jetzt nicht besser von unseren Meerschaumschnitzern dargestellt werden.

Ihr Kupfer bezogen die Moundbuilder von den alten Kupferbergwerken am Obern See, die 1848 von einem deutschen Bergingenieur, O. Knapp, entdeckt wurden. Er fand zunächst einen 30 Fuß tiefen Schacht, der fast ganz mit verrotteter vegetabilischer Materie angefüllt war; 18 Fuß unter der Oberfläche traf er auf ein 18 Fuß langes, 3 Fuß breites und 2 Fuß dickes Stück gediegenes Kupfer, welches nicht weniger als 120 Centner wog. Es lag auf einem Pfahlgerüst, das zum Heben der Masse gedient hatte; Steinkeulen und Aexte, die Instrumente der alten Bergleute, fanden sich massenhaft. Seitdem sind die alten Kupferbergwerke fachmännisch untersucht worden und es hat sich gezeigt, daß sie in großer Ausdehnung und mit Verständniß bearbeitet worden waren.

Die alten Moundbuilder hatten sich einst über einen großen Theil des Innern von Nordamerika ausgebreitet und sie müssen auch, wie die zahlreichen Ueberreste beweisen, ein großes Volk gewesen sein. Daß sie Sinn für Architektur besaßen, geht aus der Großartigkeit mancher Mounds hervor, die an Umfang den ägyptischen Pyramiden sich nähern. Ohne eine gesellschaftliche Organisation, ohne gemeinsame Arbeit konnten solche Werke nicht gebaut werden. Daß die Moundbuilder auch Ackerbauer waren, geht aus

den noch vorhandenen „Gartenbeeten“ hervor, die wohl eingetheilt (unseren Hochäckern ähnlich) in Wiskonsin und Missouri gefunden wurden. Auf ihren Kunstsinn wurde bereits hingewiesen. Für die Entwickelung der häuslichen Industrie zeugen die erhaltenen Webstoffe, die Töpferwaaren, die Mörser und Stößel. In einem Mound am Little Miami River hat man Glimmerplatten von mehreren Fuß Durchmesser gefunden, die vielleicht als Spiegel dienten. Auch die Salzwerke wurden von ihnen bearbeitet und der Feuerstein zu Geräthen geformt. Die genaue Orientirung mancher Mounds nach den Himmelsgegenden deutet auf astronomische Kenntnisse. Karl Rau hat in einer besondern Abhandlung gezeigt, daß der Handel der Moundbuilder sich vom Obern See bis Mexiko erstreckte. Ihre Vertheidigungswerke waren nach strategischen Gesichtspunkten angelegt.

Wer waren nun diese Moundbuilder? Die Vorfahren der heutigen Rothhäute innerhalb der Union oder ein etwa nach Süden ausgewandertes Volk? Letzteres nimmt Short an, wiewohl er schreibt: their history is a sealed book. Indessen einige Andeutungen über sie können wir doch finden, wenn wir uns mit der Frage nach dem Alter des amerikanischen Menschen beschäftigen. Traditionen von irgend welchem Werthe, welche auf die Moundbuilder sich beziehen, sind unter den gegenwärtig lebenden Indianern nicht vorhanden; in dieser Beziehung haben die Rothhäute überhaupt ein kurzes Gedächtniß gezeigt, wie denn z. B. die Besuche der ersten Jesuitenväter in der Seenregion schon bei der zweiten und dritten Generation vergessen waren. Fernando de Soto, welcher zuerst in das Mississippithal mit Pferden und Schießgewehr kam und der gewiß von den dortigen Indianern damals wie ein Gott angestaunt wurde, war auch schon nach ein paar Generationen völlig vergessen.

Das Alter der Mounds hat man auch nach den Bäumen, die auf ihnen wachsen, annähernd bestimmen wollen. Das trügt jedoch in vieler Beziehung, wie die Berechnung des Alters eines vergrabenen Gegenstandes nach den darüber lagernden Alluvialschichten, etwa im Delta eines Flusses. Auf einzelnen nördlichen Mounds stehen Bäume, denen man ein Alter von 500 bis 600 Jahren giebt. Die Schädel und Skelete, die man in den Mounds fand, deuten wohl auf ein sehr hohes Alter, aber es läßt sich danach nicht einmal eine relative Zahl anführen. Wenn bei Short angeführt ist, daß die Moundbuilders 2000 Jahre im Lande nördlich vom Golfe von Mexiko saßen und daß ihr „Abzug“ vor 1000 Jahren schon aus den Ohiothale erfolgte, so sind dies ganz willkürliche Zahlen. Und wie will man ihre Wanderung nach Süden überhaupt beweisen? Uns will es scheinen, daß die Moundbuilder noch ruhig in ihren alten Sitzen waren, als die mexikanische Kultur bereits auf ihrer Höhe stand. Denn die „Cincinnati Tafel“, ein ornamentirter Stein in einem Mound Cincinnatis gefunden, zeigt echt mexikanischen Styl und gelangte wohl auf dem Handelswege nach ihrem Fundorte, auf dem heute Moundstreet jener Stadt sich erhebt.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

IV.

Während der ersten fünf Tagereisen ging die Fahrt den Zambesi abwärts in vorzugsweise südsüdöstlicher, wenn auch häufig durch große Biegungen unterbrochener Richtung. Der stellenweise sehr tiefe und bis 220 Yards breite Strom bot der Schifffahrt auf dieser ganzen Strecke aber keine anderen Hindernisse, als etwa die ungemein zahlreich vertretenen Nilpferde, die, zum Luftschnappen aus dem Wasser emportauchend, die kleinen, ranken Canoes mehr als einmal in die Gefahr des Kenterns brachten und die Ruderer zu unausgesetzter Vorsicht zwangen. Hinter den flachen, mit weißem Sande bedeckten Ufern des Flusses breitete sich zu beiden Seiten eine einförmige, öde Ebene aus. Mehrere große Dörfer, die man passirte, und in denen es Pinto nach vieler Mühe gelang, gegen die Felle und auch wohl gegen das Fleisch der von ihm erlegten Antilopen etwas Mais und Massalamba (Mohrhirse) einzutauschen, boten nichts Bemerkenswerthes dar; daß aber die Fahrt nicht zu eintönig wurde, dafür sorgten leider wieder die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Die Bootsleute, die Lobossi ihm mitgegeben hatte, waren eine faule, widerspänstige Bande und nur mit Hülfe des Stockes zu regieren; die Canoes befanden sich im elendesten Zustande: immer wieder mußte man Halt machen, um sie auszuschöpfen oder die lecken Nähte mit Thon und Gras zu kalfatern. Das Fieber, das den Reisenden noch kaum verlassen hatte, packte ihn jetzt mit erneuter Gewalt, und auch sein brauchbarster Diener wurde davon ergriffen. Die Nachtlager unter freiem Himmel am Flußufer, wo die Schläfer trotz der Bedeckung mit Fellen stets vom Nachtthau völlig durchnäßt wurden, verstärkten die Krankheit noch; und doch konnte Pinto nach mehrmaligen Versuchen sich nicht dazu entschließen, in den Häusern der Eingeborenen zu übernachten. Ekelhaftes Ungeziefer aller Art, besonders aber große schwarze Spinnen, Wanzen und Zecken, der vielen Skorpione noch gar nicht einmal zu gedenken, machten den Aufenthalt in diesen Hütten zu einer Tortur für den Europäer. Am 29. in Itufa angelangt, einem großen Dorfe am linken Ufer des hier eine englische Meile breiten Stromes, mußte Pinto zwei Tage an diesem Orte verweilen. Die von Lialui mitgenommenen Ruderer sollten von hier aus mit ihren Canoes die Heimfahrt antreten, und trotz der hierher gesandten Befehle des Königs schien es ganz unmöglich, einen ausreichenden Ersatz für sie zu erlangen. Der Häuptling stellte wohl ein Boot zur Verfügung, leugnete aber jede Kenntniß von dem Vorhandensein eines zweiten in seinem Dorfe oder in der Umgegend; nach vielen vergeblichen Verhandlungen glückte es indessen Pinto's Leuten, eines der nach Landessitte geschickt versteckten Fahrzeuge zu entdecken, und nun fanden sich auch ohne weitere Schwierigkeiten Ruderer für dasselbe. Dieses neue Canoe, das aus dem Stamme eines ungeheuren Mucussebaumes ausgehöhlt war, hatte eine Länge von 33 Fuß, mittschiffs eine Breite von 17 Zoll und eine Tiefe von 16 Zoll, und wie alle Boote auf dem obern Zambesi die Gestalt eines großen Schlittschuhs, auf dem die aufrechtstehenden, paddelnden und nicht rudernden Bootsleute die Balancirkunst des Schlittschuhläufers auf dem Eise anwenden müssen, um eine feste Stellung zu behalten.

Am Morgen des 1. Oktober setzte Pinto seine Reise fort; eine steife Ostbrise erregte die Wellen des Stromes, die jeden Augenblick die gebrechlichen Fahrzeuge zu füllen drohten. So wurde schon nach kurzer Fahrt am linken Ufer des Stromes neben der Mündung eines kleines Baches ein neuer Halt gemacht, wo Pinto in dem Uferdickicht zwar kein Wild, wohl aber auf einem nahen See eine große Schar wilder Enten vorfand, die eine erwünschte Vermehrung des knappen Proviants abgaben. Dieser Halteplatz lag am äußersten Südende der ungeheueren Ebene von Lui, wo die beiden Bergketten, die auf dem 15. Breitengrade etwa 30 engl. Meilen von einander entfernt sind, zusammentreffen und nur eben genügenden Raum für das fünf Viertelmeilen breite Bett des Zambesi lassen. Auf die einförmige, öde Ebene folgt hier hügeliges, mit der reichsten Vegetation bedecktes Land. Ein noch größerer Kontrast zeigt sich in Bezug auf den Boden; denn auf den sehr feinen weißen Sand der Ufer folgt in ganz plötzlichem Uebergange vulkanischer Boden, dessen gewaltige Basaltblöcke die Ufer des Stromes bilden. Es waren die ersten Felsen, die sich seit Bihé dem Auge des Reisenden zeigten, und mit Freuden begrüßte er deshalb die größere Mannigfaltigkeit der Landschaft. Am nächsten Tage ging es in fortdauernd südsüdöstlicher Richtung weiter, bis man nach vierstündiger Fahrt an eine gewaltige Basaltschicht kam, die von Ost nach West quer über den Strom hinüber verläuft. Der Felsdamm, der mehr wie ein künstliches Mauerwerk als wie abgekühlte Lava aussah, reichte an einigen Stellen so dicht bis an die Oberfläche des Wassers, daß die Führung der Canoes bedeutend erschwert wurde und die größte Vorsicht vonnöthen war, um eine Kollision zu vermeiden. Man befand sich jetzt in der ersten Region der Katarakte und Stromschnellen, die bis abwärts an den großen Katarakt von Gonha ein ernstliches Hinderniß für die Schifffahrt auf dem Zambesi bilden. Zahlreiche, mit üppiger Vegetation bedeckte kleine Inseln zeigen sich hier allenthalben im Strome; die hügelige Landschaft zu beiden Seiten des Flusses weist dichtes Gebüsch und stellenweise prachtvollen Wald auf, das ergiebigste Jagdgebiet, auf dem Pinto nicht nur durch Erlegung von Antilopen (Hippotragus equinus und Strepsiceros kudu) und Zebras für die Verproviantirung seiner Leute sorgen konnte, sondern auch erfolgreiche Jagd auf Löwen, Büffel und Elephanten machte; überraschend groß und zahlreicher, als er sie bisher in Afrika angetroffen hatte, waren auch die Scharen von Birkhühnern, Wachteln und Rebhühnern, die er hier bei dem Durchwandern der Uferwaldungen aufscheuchte. Leider wird diese ganze gebirgige Gegend von der Tsetsefliege heimgesucht, deren für den Menschen ungefährlicher, wenn auch äußerst schmerzhafter Stich dem Rindvieh unbedingt verderblich ist; so ist an eine Ausnutzung der hier vorhandenen ausgedehnten Weidegründe nicht zu denken.

Allmälig wurden jetzt die Basaltschichten immer häufiger, die, natürliche Wälle bildend, sich in west-östlicher Richtung hinzogen; war die Strömung weiter oberhalb nur unbedeutend gewesen, so wurde sie hier plötzlich reißend, und die Canoefahrt deshalb äußerst gefährlich. Am Abend des 4. Oktober schlug Pinto sein Lager in der Nähe der Weiler von Sioma unter einer riesenhaften Sycomore auf; der Donner des noch mehrere Meilen entfernten Wasserfalles von Gonha, den man schon während der Fahrt des ganzen Tages gehört hatte, war hier so laut vernehmbar, daß er den Reisenden im Schlafe störte. Der Fluß, der hier einen großen Bogen nach Westen macht, theilt sich in mehrere Arme, die drei große, üppig bewachsene Inseln umschließen. An der Stelle, wo der Fluß sich nach Westen dreht, hat das Bett ein Gefälle von 3 zu 120, wodurch die Situmba-Stromschnellen gebildet werden. Die Wasserfälle von Gonha selber sind nach Pinto's Beschreibung ein wahres Wunder von großartigster Schönheit. Ueber eine Querschicht von Basalt, die den Strom in nordnordwest-südsüdöstlicher Richtung durchzieht, stürzt sich die ungeheure Wassermasse in drei breiten Fällen 43 Fuß tief hinab; zwischen den hochemporragenden Felsblöcken, welche diese drei Fälle von einander trennen, sprudeln unzählige Kaskaden und glitzernde Wasserstrahlen. In fünf prächtigen Katarakten ergießt sich ein Arm des Flusses, der sich etwas oberhalb der großen Fälle von dem Hauptstrome abgezweigt hat, unterhalb derselben wieder in diesen zurück. Die Vegetation des umgebenden Waldes, die Felsen und die Gewässer wirken so passend, so harmonisch zusammen, daß das Ganze ein Landschaftsbild von unvergleichlicher Schönheit, und trotz aller Großartigkeit von bezaubernder Anmuth bildet. Es wurde Pinto fast schwer, sich nach eintägigem Aufenthalte von dem herrlichen Orte loszureißen, und die mühevolle und gefährliche Fahrt fortzusetzen. Der Strom, der unterhalb der Fälle zwischen hohen felsigen Ufern zu einer Breite von nur 40 bis 50 Yards eingeengt dahinfließt, hatte hier eine Strömung von 165 Yards in der Minute mit rollenden Wellen, in denen kein Canoe flott geblieben wäre. Diese lange enge Strecke heißt Nanguari; sie endigt mit einem gleichnamigen Wasserfall. Der Punkt, wo der Strom wieder schiffbar wird, führt den Namen Mamungo; das Flußbett verbreitert sich hier bis auf 220 Yards, bleibt aber immer noch von felsigen Wänden eingeschlossen, an denen die verschiedenen Hochwassermarken durch schmutzfarbene Linien bezeichnet werden, die der vom Strome mitgeführte Schlamm hinterlassen hat. Die höchste erkennbare Linie befand sich etwa 33 Fuß über dem augenblicklichen Niveau. Der unvermeidliche Landtransport der Canoes bis Mamungo war ebenso mühevoll wie beschwerlich. Drei Meilen weit mußten die langen Canoes, deren jedes von 16 bis 24 Mann an Stangen getragen wurde, durch einen mit Unterholz dicht verwachsenen Wald geschleppt werden. Die Einwohner der Weiler von Sioma, die vom Könige deshalb Befehl erhalten hatten, leisteten diesesmal thätigen Beistand; so oft aber in den nächsten Tagen Stromschnellen oder Fälle zu umgehen waren, und dies geschah sehr oft, mußte der Transport von den wenigen Ruderern und Pinto's paar Dienern allein bewerkstelligt werden, und kostete deshalb die kleinste Strecke jedesmal mehrere Stunden der schwersten Arbeit.

Nach kurzer Fahrt langte man an der Mündung des dem Zambesi von Norden her zufließenden Lumbe an, der kurz oberhalb seiner Einmündung eine Breite von 63, eine Tiefe von 4 bis 5 Fuß hat, und sein Wasser über mehrere nicht unbedeutende Fälle in den Hauptstrom entleert. Am folgenden Tage, dem 7. Oktober, mußte der große Katarakt von Cálle, bei dem der Strom eine Breite von fast 1000 Yards hat, umgangen werden; mehrere nicht unbedeutende Stromschnellen aber, über die eigentlich nur Boote von geringstem Tiefgange gleiten konnten, wurden durch die Geschicklichkeit der Ruderer glücklich passirt. Auch wo keine eigentlichen Stromschnellen waren, bot die Fahrt fast unaufhörlich Gefahren; denn der Fluß ist in dieser ganzen Region mit zerrissenen Felsklippen, an denen sich die heftige Strömung in unzähligen Wirbeln bricht, wie besäet. Bei einem heftigen Gewitter, das in der Nacht vom 8. zum 9. losbrach, fiel der erste Regen der neuen Saison; Pinto's Zustand, der sich infolge der beständigen Aufregung, der feuchten Nachtlager und des fortdauernden Mangels an pflanzlicher Kost bedenklich verschlimmert hatte, wurde durch das nächtliche Regenbad noch schlechter. Die Körperschwäche und die heftigen Schmerzen nahmen von Stunde zu Stunde

zu; trotzdem verlor er den Muth nicht, versorgte seine Leute mit Wild für mehrere Tage und setzte die Fahrt fort. An den großen Bambue-Fällen vorbei, dann wider Willen, aber glücklicherweise ohne zu kentern, über eine Stromschnelle geführt, gelangte man gegen Abend an die Mündung des Flusses Joco, nachdem die Reise den ganzen Tag über zwischen Inseln von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit hindurchgegangen war. Hier wurde ein Rasttag gemacht; denn eine heftige Entzündung der Leber, die sich bei Pinto einstellte, und gegen die er Zugpflaster von pulverisirtem Chinin in Anwendung brachte, erheischte gebieterisch ein wenn auch nur kurzes Ausruhen. In dem den Fällen benachbarten Walde finden sich der Euchibe, Mapole, Opumbule und Lorcha, sämmtlich Fruchtbäume, die in größerer oder geringerer Anzahl auch auf dem Tafellande vorkommen; außerdem aber noch zwei andere, dieser Gegend augenscheinlich eigenthümliche: der Mocha-mocha und der Muchenche; letzterer trägt eine stark zuckerhaltige Frucht, aus der sich Pinto einen äußerst erfrischenden Trank zur Linderung seiner Fieberhitze bereitete.

Am Morgen des 11. Oktober fühlte sich der Reisende nothdürftig soweit hergestellt, wenn auch noch ungemein schwach und von Schmerzen geplagt, daß er Befehl zum Aufbruch geben konnte. Unter den fast zahllosen größeren und kleineren Stromschnellen und Katarakten, die im Laufe der nächsten vier Tage oft mit äußerster Lebensgefahr passirt werden mußten, waren die bedeutendsten die großen Stromschnellen von Lusso, von Manicungu und von Lucanda und die Fälle von Manbue und von Catima-Moriro; dieser der letzte Katarakt in der obern Region des Zambesi. Das Bild des auf dieser ganzen Strecke sehr breiten Stromes mit den vielen, reichbewachsenen malerischen Inseln unterschied sich in keiner Weise von dem in den vorhergehenden Tagen wahrgenommenen. Erst unterhalb von Catima-Moriro nahm der Fluß und die umgebende Landschaft wieder ein ähnliches Aussehen wie in Barôze an. Ungeheure Ebenen mit sandigem, fels- und steinfreiem Boden breiteten sich zu beiden Seiten aus. Die Ufer wurden von Erdschichten gebildet, auf denen eine starke Schicht grünlichen Thones lag. Etwas unterhalb des großen Dorfes Catango, wo der Zambesi seine östliche Richtung annimmt, zeigen sich wieder zahllose kleine Inseln; dieselben unterscheiden sich jedoch durch ihr einförmiges Aussehen von denen der obern Region: sie sind ausnahmslos mit niedrigem Rohrdickicht bewachsen. Hier sah Pinto zum ersten Male die großen Fischadler des Zambesi, die von den Eingeborenen Uanhi genannt werden. Diese Vögel, die in Gestalt und Färbung die größte Aehnlichkeit mit der amerikanischen weißköpfigen Weihe haben, und nur etwas kleiner sind als diese, werden, sobald sie mit einem gefangenen Fisch sich in die Luft erheben, von den Eingeborenen mit lautem Geschrei verfolgt, wobei sie dann häufig die mit Mühe erlangte Beute zu Boden fallen lassen. Auch Pinto's Leute verschafften sich auf diese Weise eine reichliche Mahlzeit von Fischen.

In dem großen Dorfe Quisseque oder Chicheque, bei dessen Häuptling der Reisende gute Aufnahme und einige Unterstützung durch Lebensmittel fand, versuchten die Bootsleute, die sich seit einigen Tagen schon besonders unzufrieden gezeigt hatten, einen förmlichen Strike in Scene zu setzen. Nur mit unendlicher Mühe und durch die Vermittelung des Häuptlings gelang es Pinto, sie zu überzeugen, daß von der geforderten augenblicklichen Bezahlung aus dem einfachen Grunde nicht die Rede sein könne, weil er außer dem ihm von dem Könige von Barôze geschenkten Stück Elfenbein keine Hülfsmittel besitze; daß es deshalb in ihrem eigenen Interesse liege, ihn in möglichst kurzer Zeit nach Luchuma zu begleiten, wo er von dem dort anwesenden Europäer die nothwendigen Waaren erhalten werde. Scheinbar beruhigt entschlossen sie sich zur Weiterfahrt. An der Mündung des von Norden kommenden Machila vorbei, der durch eine weite, von Tausenden von Büffeln, Zebras und Antilopen bevölkerte Ebene dem Zambesi zufließt, ging es bis zu einer großen Stromschnelle, der ersten in der Reihe der mittleren Fälle, die mit dem gewaltigen Katarakt von Mosi-oa-tunia (den „Victoriafällen“ Eduard Mohr's) abschließt. Mit den Basaltfelsen zugleich erschienen hier auch die prächtigen Waldungen wieder, in denen Pinto zum ersten Male seit dem Verlassen von Quillengues wieder riesige Affenbrotbäume antraf. Von hier aus mußte der Landmarsch nach Luchuma angetreten werden. Nach beschwerlicher Wanderung erreichte man um Mitternacht das Dorf Embarira am linken Ufer des Cuando oder Linianti, dessen Quellen Pinto schon vor drei Monaten entdeckt und geographisch festgestellt hatte. Vom heftigsten Fieber gepeinigt und vollständig erschöpft, fand er eine Unterkunft aber keine Nachtruhe in einem dem Häuptling des Dorfes gehörigen Hause. Die zahllosen Wanzen und Muskitos, denen er sich bald durch die Flucht ins Freie zu entziehen suchte, hinderten ihn ebenso am Schlafen wie die Befürchtungen, die das erneute drohende Auftreten seiner Bootsmannschaften in ihm hervorrief. Sie hatten sich mit ihren Beschwerden an den Häuptling gewandt, und dieser, der wohl Nutzen daraus zu ziehen hoffte, erklärte dem Reisenden in der Frühe des nächsten Morgens, daß er ihn so lange als seinen Gefangenen betrachten werde, bis die Forderungen der Leute befriedigt sein würden. Das erfreulichste Zusammentreffen mit zwei englischen Zoologen, Dr. B. F. Bradshaw und Dr. A. Walsh, die, auf einer Jagdtour begriffen, ihr Lager auf dem andern Ufer des Cuando aufgeschlagen hatten, vermochte im Augenblicke nicht, Pinto aus der kritischen Lage zu befreien. Im Gegentheil; selber aller Hülfsmittel entblößt und nicht mehr im Besitze von Waaren, wurden die beiden Engländer eben so sehr zum Gegenstande der feindseligen Absichten des Häuptlings, wie Pinto selber. Als die nach Luchuma vorausgesandten Leute mit der lügenhaften Angabe zurückkehrten, sie hätten auch dort keine Möglichkeit vorgefunden, ihre Forderung befriedigt zu erhalten, ließ der Häuptling zwei von den Hütten der Engländer, in denen Pinto seine Instrumentenkoffer untergebracht hatte, plündern; die dritte, in der sich die drei Weißen und ein Diener Pinto's befanden, aber belagern. Ein Angriff wurde vorbereitet; da brachte das eben rechtzeitige Eintreffen des Missionärs von Luchuma Erlösung aus der einigermaßen verzweifelten Lage. Durch 20jährigen Aufenthalt in Südafrika mit der richtigen Art und Weise des Verkehrs mit den Eingeborenen vertraut, gelang es ihm, durch wenige Worte den Häuptling zu beschwichtigen und ihn zur Herausgabe des fremden Eigenthums zu veranlassen. Etwas weniger leicht, aber schließlich doch erfolgreich, war sein Bemühen den unverschämten Forderungen von Pinto's Leuten gegenüber, die er alle befriedigt entließ. Nicht mit Unrecht nennt Pinto diesen edelmüthigen Franzosen, den protestantischen Missionär François Coillard, seinen Lebensretter. Glücklich in Coillard's Lager bei Luchuma angelangt, und von dessen Gattin in der wohlwollendsten Weise aufgenommen, wurde der Reisende von der solange nur durch Aufbietung der größten Energie unterdrückten Krankheit auf das Heftigste ergriffen — zehn Tage lang lag er in vollkommen bewußtlosem Zustande da, von seinen Wirthen mit höchster Aufopferung gepflegt.

Als endlich mit der wiederkehrenden Gesundheit auch die Pläne zur Fortsetzung seiner Zambesi-Reise wieder in ihm erwachten, da zeigte es sich leider, daß Coillard's Vorräthe

nicht genügen würden, um Pinto die Mittel zur Weiterreise nach Zumbo zu schaffen. Die einzige Möglichkeit bestand darin, zusammen nach Bamangwato zu reisen, wo Pinto ohne Frage die Mittel zum Weitermarsche erhalten konnte. Der Bescheid des Königs von Barôze, der dem Missionär das Betreten seines Landes nördlich von Quisseque untersagt hatte, sowie das ungesunde Klima der Gegend um Luchuma, wo er schon zwei seiner treuesten Diener durch das Fieber verloren hatte, ließen Coillard ein baldiges Aufbrechen erwünscht sein.

So wurde denn am 12. November die Reise gemeinsam angetreten. Ein südafrikanischer Reisewagen, wie ihn die Familie des Missionärs besaß, ist ein schwerfälliges Beförderungsmittel, das, 19 bis 22 Fuß lang und $3^1/_2$ bis 6 Fuß breit, auf vier starken Rädern ruht und von 24 bis 30 Ochsen gezogen wird, die in starken Jochen gehen und mittelst eines langen, starken Taues an die Wagendeichsel geschirrt sind. Die Fahrt ging in südlicher Richtung zuerst durch den Wald, dann über eine sandige, feuchte Ebene, in welcher die Räder des Wagens tief einsanken. Am Abend des zweiten Tages erreichte man Guejuma's Kraal, einen von englischen Händlern als Rastpunkt und Lagerplatz für die Herden angelegten Ort. Von hier aus unternahm Pinto in Begleitung seiner Diener einen Abstecher nach Norden, zum Zambesi zurück, um das imposanteste Wunder Südafrikas, den Katarakt Mosi-oa-tunia, kennen zu lernen. Die Familie Coillard ging unterdessen nach Daca voraus, wo Pinto wieder mit ihr zusammentreffen sollte. Das vulkanische Gebiet der großen Wasserfälle sowie diese selber und die umgebende großartigste Fels- und Waldlandschaft sind von früheren Reisenden (unter anderen von Ed. Mohr in seinem: „Nach den Victoriafällen des Zambesi") schon eingehend beschrieben worden. Wir übergehen hier deshalb Pinto's Schilderung dieses gewaltigen Wunders. Auf dem Hinmarsche durch die wildeste Gebirgsgegend von heftigen Gewitterstürmen überfallen, auf dem Rückwege über das nach Süden hin sich ausdehnende steinige, unebene Terrain vom Wassermangel heimgesucht, dabei wieder ausschließlich auf seine Jagdbeute als Nahrung angewiesen, erreichte er in den letzten Tagen des November Daca, wo er von seinen Reisegefährten schon erwartet wurde. Trotzdem es hier während der ganzen vierzehn Tage nicht geregnet hatte und eine Reise durch die dann meist ganz wasserlose Wüste sehr riskant ist, beschloß man doch, möglichst bald aufzubrechen. Die Karawane bestand aus funfzehn Personen, die Proviantvorräthe waren sehr knapp, in Daca selbst aber von Lebensmitteln nichts mehr zu erhalten. Man mußte also so schnell wie möglich Schoschong, die Stadt des Königs Khama, zu erreichen suchen. Der 30. November und der 1. December brachten etwas Regen: am 2. wurde demnach die dreißigtägige Fahrt durch die große südafrikanische Wüste angetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Die Bevölkerung der Kolonie Süd-Australien belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 279 615 (148 701 männlich und 130 914 weiblich), gegen 185 626 (95 408 männlich und 90 218 weiblich) im Jahre 1871. Es ergiebt dies einen Zuwachs von 93 989 oder reichlich 50 Procent in den letzten zehn Jahren. Die Bevölkerung der City of Adelaide ist von 27 208 im Jahre 1871 auf 37 892 gestiegen. Die nächst größten Städte der Kolonie sind Norwood und Kensington mit 10 105, Hindmarsh mit 6692, Unley mit 5490, Port Adelaide mit 3013, Glenelg mit 2742, Mount Gambier mit 2403. Das zur Kolonie Süd-Australien gehörige, sogenannte Northern Territory zählte 4554 Seelen (4453 männlich und 101 weiblich.) Davon waren 670 Europäer, 31 Malaien und 3853 Chinesen.

Nach vorläufiger Zusammenstellung ergiebt der Census vom 3. April dieses Jahres für Neu-Süd-Wales 750 800 Seelen, gegen 503 981 im Jahre 1871, also einen Zuwachs von 48,81 Procent. Die City of Sydney mit Vorstädten zählt jetzt 222 133. Die Bevölkerung der Kolonie Tasmanien ist von 99 300 im Jahre 1871 auf 115 600 (um 16 Procent) gestiegen, die City of Hobart zählt 21 118. Der größte Zuwachs fällt auf Neu-Seeland, dessen Seelenzahl sich von 266 986 im Jahre 1871 auf 489 561 (um 90 Procent) gesteigert hat. Die Zahlen für Victoria, welche wir oben auf S. 95 mittheilten, haben durch Mr. Hayter, den Regierungsstatistiker, nachträglich eine Berichtigung erfahren: Victoria zählt 858 582 Einwohner (450 286 männliche und 408 296 weibliche) und Melbourne hat deren 280 836.

— Unter den australischen Kolonien war Süd-Australien von jeher vorzugsweise eine ackerbautreibende, wenngleich der dortige Boden an Fruchtbarkeit dem der angrenzenden Kolonie Victoria bei weitem nachsteht. In letzterer waren es die einst so reichen Goldfelder, welche den Ackerbau nicht aufkommen ließen. Nachdem diese aber in ihrer frühern Ergiebigkeit erheblich nachgelassen und namentlich die sogenannten poor man's diggings, auf denen der arme Mann durch flaches Graben eine gute Ausbente machen konnte, aufgehört haben, ist der Ackerbau auch in Victoria ein umfänglicher Erwerbszweig geworden. Der Ackerbau beschränkt sich in den australischen Kolonien meistens auf Weizen. Hafer und Gerste werden nur in beschränkter Weise angebaut, aber in dem nördlichen Queensland, wo das Klima die Weizenkultur nicht mehr recht zuläßt, wird außer Zuckerrohr viel Weizen producirt. Es befanden sich am 31. März 1881 in der Kolonie Victoria 928 089 Acres (375 504 Hektar), gegen 707 188 (286 128 Hektar) im Vorjahre und 284 167 (114 974 Hektar) im Jahre 1871, unter Weizen, und es wurde darauf eine Ernte von 9 133 930 Bushels (ein Bushel = 60 Pfund) oder 9,84 vom Acre erzielt, gegen resp. 9 398 838 (13,29) und 2 870 409 (10,1 vom Acre). Süd-Australien, Victoria, Tasmanien und Neu-Seeland produciren über ihren Bedarf hinaus. Von ihrem Ueberschuß wird, nachdem die übrigen australischen Kolonien versorgt sind, ein nicht unbeträchtlicher Theil nach Mauritius, Neu-Kaledonien und England verschifft. Die Arbeitslöhne, an sich niedrig genug (6 Sh. pro Tag, ohne Kost und Logis), sind doch im Verhältniß zu dem niedrigen Preise, welcher für Weizen gewonnen wird (zur Zeit kaum 4 Sh. pro Bushel), noch immer zu hoch, so daß sich die Farmer Australiens im Allgemeinen in keineswegs glücklicher Lage befinden. Und das um so mehr, als Dürren, der rothe Rost und Heuschrecken oft genug ihre Ernten schmälern oder vernichten.

— Wir haben schon berichtet, daß eine Sendung von Fleisch und Butter in gefrorenem Zustande von Melbourne nach London mit dem Dampfer Protos vollständig geglückt ist. Die Frozen Meat Company erzielte an jedem Schafe

einen Reingewinn von ziemlich 5 Mark oder an jedem Pfund Fleisch 8⅓ Pfennig, während an jedem Pfund Butter 6¼ Pfennig profitirt wurden. Die ganze Sendung ergab einen Nettoüberschuß von 19 300 Mark. Die Kompagnie ist mit diesem Resultate sehr zufrieden und beabsichtigt, diesen Fleischtransport nach England hinfort in großem Umfange zu betreiben. Sie hat Maschinen in England bestellt, welche es ermöglichen werden, alljährlich das Fleisch von 500 000 Schafen und 50 000 Ochsen nach England zu versenden.

Südamerika.

— In der Argentinischen Republik geht man damit um, das reiche Territorium der Misiones (im äußersten Nordosten der Republik zwischen den Flüssen Parana und Uruguay gelegen) zu einer neuen Provinz zu machen. Dasselbe umfaßt an 2500 Q.-Leguas, ist sehr fruchtbar und besonders für Pflanzungen von Zuckerrohr geeignet, wie deren mehrere dort von englischen Firmen bereits angelegt worden sind.

— Aus Buenos Aires kommt die Nachricht, daß durch Vermittelung der Repräsentanten der Vereinigten Staaten in Chile und der Argentinischen Republik die zwischen diesen seit langer Zeit schwebenden Grenzstreitigkeiten in befriedigender Weise erledigt worden sind. Die Anden sollen in Zukunft die Grenze bilden, welche, die Magelhaens-Straße schneidend, in den Bergen Sarmiento und Darwin ihre Fortsetzung findet. Die argentinische Grenze am Atlantischen Ocean soll Virgin Cape am Eingange jener Straße sein, und die Südgrenze der Republik bildet eine Linie, welche von dort nach einem Punkte in den Anden unter 52° südl. Br. und 72° westl. Länge v. Gr. geht, so daß die Gebiete des Rio Gallegos, Santa Cruz u. s. w. endgiltig bei Argentinien bleiben. Die Küste der Magelhaens-Straße fällt an Chile, während Feuerland und die benachbarten Inseln durch den Andenkamm zwischen beiden Republiken getheilt werden. Die Straße selbst soll frei für die Schiffe aller Nationen erklärt werden, und beide Kontrahenten verpflichten sich, weder an ihren Eingängen noch an ihren Gestaden irgend welche Befestigungen zu errichten.

— Ein Händler mit Yerba (südamerikan. Thee) in Paraguay verschiffte im letzten Sommer, wie „The South American Journal" (1. Sept. 1881) meldet, zwei Partien Yerba nach Italien, wo dieselbe so gefiel, daß er weitere und größere Sendungen hat folgen lassen.

Polargebiete.

— Der V.-St.-Dampfer „Alliance", dessen bereits auf S. 108 dieses Bandes Erwähnung geschah, kam auf seiner (uns etwas verfehlt erscheinenden) Suche nach dem Nordpolfahrer „Jeannette" am 9. Juni d. J. nach Reykjavik auf Island. Das dort tagende isländische Parlament, welches den amerikanischen Offizieren einen öffentlichen Empfang bereitete, hat eine Beschreibung der „Jeannette" nach allen Theilen der Insel gesandt, und Kommandeur Wadleigh hat für glaubwürdige Nachrichten über das Schiff eine Belohnung ausgesetzt. Von Reykjavik ging die „Alliance" nach Hammerfest, wo sie am 25. Juli eintraf. Uebrigens ist sie nicht das einzige amerikanische Schiff, welches im Nördlichen Atlantischen Ocean nach der „Jeannette" sucht: der Walfischfahrer „Lizzie P. Simmonds" wird zu gleichem Zwecke an der grönländischen Ostküste und bis Spitzbergen und die Schiffe „Roswell King" und „Era" von New Bedford in der Hudson-Straße und deren Umgebung kreuzen. Daß sie Erfolg haben werden, d. h. daß die „Jeannette" wirklich eine nordöstliche Durchfahrt zu Stande gebracht haben sollte, scheint uns, wenn auch nicht unmöglich, so doch höchst unwahrscheinlich.

Vermischtes.

— Unseres verdienten Mitarbeiters Richard Andree „Zur Volkskunde der Juden" (Bielefeld und Leipzig 1881) ist ein Buch, das alle Vorzüge desselben, die erstaunliche Belesenheit, die klare lichtvolle Darstellung, die Zuspitzung auf die Hauptsachen hin recht hervortreten und überall den geschulten Ethnologen erkennen läßt. Dabei liegt ihm nichts ferner, als Tendenz, weder für noch gegen; Licht und Schatten ist mit Gerechtigkeit vertheilt, und in ruhiger wissenschaftlicher Weise wird erörtert, welchen vortrefflichen nachahmungswürdigen Eigenschaften es dieser semitische Stamm zu danken hat, daß er nicht Jahrhunderte, nein Jahrtausende schlimmster Verfolgung siegreich überdauert hat, aber auch welche schlimmen Eigenthümlichkeiten ihm Haß und Verfolgung anderer Völker bis auf den heutigen Tag zugezogen haben. Wenn etwas besonderen Rühmens werth ist, so ist es das Geschick des Verfassers, aus der fast unübersehbaren und doch wiederum für manche Partien überaus dürftigen Literatur das Wesentliche herauszufinden und zu einer Gesammtübersicht zusammenzuarbeiten. Für manche Länder und Zeiten standen die ausführlichsten Werke zu Gebote, für andere waren verstreute Notizen, gelegentliche Erwähnungen aus umfangreichen Reisebeschreibungen herauszulesen. Es mag sich deshalb ein oder der andere Kritiker bewogen fühlen, kraft seiner bessern Kenntniß dieses oder jenes Punktes einen Tadel auszusprechen; faßt man aber das Buch als Ganzes ins Auge, so wird man ihm Lob und Zustimmung nicht versagen können. Eine kurze Inhaltsangabe wird seine Vielseitigkeit am besten darthun: Die Semiten; Physischer Habitus; Mischung der Juden mit anderen Völkern; Biotische Verhältnisse der Juden (ein besonders interessanter Abschnitt!); Pseudo-Juden (Falascha, die schwarzen Juden der Malabarküste, Karaiten); Die Juden und die Sprache; Jüdische Namen; Sitten und Gebräuche; Verbreitung der Juden; Statistische Uebersicht. Was die beigegebene Karte anbelangt, welche die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa darstellt, so möchten wir dahingestellt lassen, ob nicht hier und da zu große Länderkomplexe als Einheit behandelt wurden, ob nicht stellenweise ein anderes Bild entstände, wenn z. B. Wien und Amsterdam aus Unter-Oesterreich und den Niederlanden ebenso ausgeschieden würden, wie Berlin und Hamburg aus den betreffenden Gebieten, ob es nicht möglich wäre, in Ungarn-Siebenbürgen kleinere Gebiete nach ihrem Procentsatze abzugrenzen und so ein genaueres Bild zu erzielen. Auch erscheint uns die Farbenwahl als keine glückliche; Weiß, Braun, Blau, Roth und Violett bilden keine von hell zu dunkel fortschreitende Skala, welche die größten Juden-Anhäufungen sofort erkennen ließe, und Triest (dunkelblau, d. h. 3 bis 4 Proc. Juden) tritt schärfer hervor, als Berlin und Hamburg (hellroth, d. h. 4 bis 9 Proc. Juden). Doch sind das nur geringe Ausstellungen, welche mit dem Werke selbst wenig zu thun haben. Seinen Lesern versprechen wir mannigfache Belehrung, und ihrem Verständnisse wird Vieles, was heute unser Vaterland bewegt, dadurch näher gerückt werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Wenige Gegenden Europas, selbst die Schweiz eingeschlossen, besitzen Landschaften von so wilder Größe, wie die Tatra auf der Grenze von Galizien und Ungarn. Einer der ersten Reisenden, welche dieselbe besuchten, der schwedische Botaniker Wahlenberg, schrieb 1813, daß nirgends in Europa, Lappland vielleicht ausgenommen, die Natur einen so schrecklichen und so großartigen Anblick darbietet. Die malerischsten Partien der Schweiz weisen in der That kein solches Chaos aufgehäufter Felsen, Giesbäche und Wasserfälle auf, wie man es hier bei jedem Schritte antrifft, solche Seen mit stets verlassenen Ufern hoch oben in der Region der Wolken, solche dunkeln Thäler mit dichten Wäldern, deren Ruhe selten ein Mensch stört. Noch vor wenigen Jahren gehörte dieses Gebirge zu den wenigst bekannten Theilen Europas; Kořistka, welcher es im 12. Ergänzungshefte von Petermann's Mittheilungen behandelt, vermochte kaum für ein volles Jahrhundert ein halbes Dutzend Schriftsteller, welche zu seiner Kenntniß in wissenschaftlicher Hinsicht beigetragen hatten, aufzuführen, und erst ganz neuerdings ist Seitens des österreichischen Generalstabes die genaue Karte des Gebirges veröffentlicht worden. Seitdem ist Mancherlei über die Tatra in Specialschriften und Journalen, wie dem Jahrbuche des Ungarischen Karpathen-Vereins, publicirt worden (vergl. das Quellenverzeichniß in dem Karpathenführer von A. F. Hekſch), was sich indessen meist auf Specialitäten, wie Höhen- und Tiefenmessungen, die Heilquellen und andere physikalische Dinge, bezog. Für Anthropologie bietet nach Le Bon die vorhandene Literatur nur sehr wenig, und was wir im Folgenden mittheilen, hat er zumeist selbst an Ort und Stelle gesammelt.

Der Hauptort am Nordfuße der Tatra, Zakopane, ist seit einigen Jahren die Sommerfrische einiger Polen von Distinction, die sich dort nicht von Russen oder Deutschen beengt fühlen, sich eines oder das andere Landhäuschen erbaut haben und alle höheren Lebensbedürfnisse in die noch wenig civilisirte Gegend mit sich führen. Le Bon, der 1879 dort war, klagt sehr über den vollständigen Mangel an Unterkunft: für 1881 aber führt Hekſch doch schon einen Gasthof und zwei Restaurationen in Zakopane an, ein Fortschritt, den die zahlreicher herzukommenden Fremden veranlaßt haben, den aber Le Bon schon im Voraus bedauerte. Es ist in der That, meint er, kein gewöhnliches Schauspiel, welches diese Bevölkerung darbietet: nie ißt sie Fleisch oder Brod, sondern stets nur Milch und Hafer, kennt die Errungenschaften unserer Civilisation nicht oder verachtet sie und besitzt dabei doch eine sehr entwickelte Intelligenz, ist ganz gut unterrichtet und hat ästhetisches Gefühl.

Le Bon's Zweck beim Besuche der Tatra war, wie gesagt, ein anthropologischer; er wollte gewissen anthropologischen Gesetzen nachspüren, die er früher schon formulirt hatte, und unter günstigen Bedingungen die Wirkung gewisser „milieux“ kennen lernen. Prof. Kopernicki in Krakau versah ihn mit Empfehlungsschreiben und guten Rathschlägen, tröstete ihn mit der Versicherung, daß der angeblich

halbwilde Zustand des Landes und seiner Wege übertrieben würde, aber bereitete ihn auf unüberwindliche Hindernisse vor, sobald er versuchen würde, sich den Landleuten mit irgend welchem anthropologischen Instrumente zu nähern.

Von Krakau nach Zakopane sind es etwa 18 Stunden Fahrens; 90 km von ersterm liegt Neumarkt (Nowy Targ), wo damals jede regelmäßige Fahrgelegenheit aufhörte und von wo an der Reisende die letzten 4 bis 5 Wegstunden zu Fuß oder in einem Privatwagen zurücklegen mußte (jetzt verbindet eine Karriolpost beide Orte). Beim Herannahen des Abends erreichte Le Bon einen Pfahl, welcher in großen Buchstaben die Aufschrift „Zakopane“ trug; allein von Häusern war ringsum nichts zu entdecken, und erst eine halbe Stunde später erblickte er solche, die hier und da gruppenweise zerstreut erbaut waren. In der That besteht der Ort aus lauter einzelnen Gehöften und kleineren Ansammlungen von Häusern und Hütten, die über einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum zerstreut sind, obwohl Le Bon übertreibt, wenn er sagt, das Dorf nehme nahezu denselben Raum ein, wie Paris ohne Weichbild. Von Straßen natürlich keine Spur, abgesehen von dem Fahrwege, dem der Wagen von Neumarkt her gefolgt war. Etwas dichter stehen die Häuser, darunter Kaufläden und Wirthshäuser, bei der Kirche, einem scheunenartigen Gebäude mit einem Kreuz auf dem Dache. Dort hielt der Wagen vor einem etwas besser aussehenden Gebäude, setzte den Reisenden und sein Gepäck ab und verschwand.

Hütten des Dorfes Zakopane.

Ein etwas finster dreinschauender, aber ziemlich gut gekleideter Mensch nahm ihn in Empfang, wies ihm ohne viel Worte eines der beiden vorhandenen Zimmer an und verschwand gleichfalls. Beim Scheine des Mondes sah sich Le Bon in dem Gemache um, das ziemlich einfach ausgestattet war; das ganze Mobiliar bestand in einem Strohsacke nebst Decke, Stuhl, Tisch und Wasserkrug. Um so herrlicher aber war der Blick aus den Fenstern: eine weite grüne, mit Bäumen bedeckte Ebene, hinter welcher hell vom Monde beleuchtet die mächtigen Gipfel der Tatra aufragten.

Noch am selben Abend suchte ihn einer der in Zakopane verweilenden Polen, an die er empfohlen war, auf: es war der Dr. Wrzeswniowski, Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Warschau. Sein Aeußeres zwar war etwas sonderbar, wenn nicht für den Geschmack des Franzosen abstoßend: Filzkappe, eine mit Pelz besetzte, elegante Weste von rothem Leder und in der Hand eine kleine Axt; aber sonst lernte Le Bon in seinem polnischen Kollegen einen höchst liebenswürdigen und zuvorkommenden, unterrichteten und in wissenschaftlichen Kreisen wegen seiner mikrographischen Arbeiten angesehenen Mann kennen. Ihm hatte es Le Bon vornehmlich zu danken, daß er die Materialien zu seiner Arbeit hat sammeln können.

Am nächsten Morgen erhielt er eine Einladung zu dem Besitzer des Ortes, dem Baron Eichborn, wo er eine gewählte Gesellschaft polnischer Herren und viel herzliches Entgegenkommen fand. Ein Ausflug in die nahen Berge, den man nach Tische unternahm, führte zu einer Begegnung mit Schäfern, über welche und deren sonderbare Sitten wir

Das Dorf Zakopane und ein Theil der Tatra-Kette, von Kubalowka aus gesehen.

später noch zu sprechen haben werden; Le Bon benutzte die Gelegenheit, die Leute zu photographiren.

Bei der Rückkehr nach Zakopane besuchte er die zwei Jahre zuvor errichtete Zeichnen- und Schnitzschule, wo die Knaben, wie in der Schweiz und Tirol, in Zeichnen und Holzschnitzerei unterrichtet werden. Sie sollen sehr schnell auffassen und rasche Fortschritte machen, raschere vielleicht, als die Zöglinge so mancher Kunstschulen in großen Städten.

Zakopane, das noch vor etwa dreißig Jahren von halbwilden Gebirgsleuten bewohnt war, hat sich namentlich durch die Bemühungen zweier Männer, des Kuraten Stolarczyk und des Dr. Chalubinski, entwickelt. Letzterer besonders übt einen großen Einfluß aus, dem es Le Bon auch zu danken hat, daß er anthropologische Messungen, vor welchen ihn Kopernicki so sehr gewarnt hatte, hat ausführen können. Chalubinski verlebt nur die Ferien in Zakopane; da er aber erst in einigen Tagen ankommen sollte, unternahm Le Bon zunächst mit Dr. Wrzesniowski einige Ausflüge, zuerst nach dem berühmten Thale von Koscielisko, wobei er eine der gefährlichen, mächtig großen Vipern, die dort vorkommen, fing. Eine eingehende Beschreibung der einzelnen Touren liefert Le Bon nicht, weil er der, gewiß sehr richtigen, Ansicht ist, daß man nur durch Photographien oder danach ausgeführte Zeichnungen einem andern eine richtige Idee von dem Aussehen einer Landschaft vermitteln kann, nicht aber durch lange Beschreibungen. Was Landschaften, Bauwerke,

Bergschäfer.

Anthropologie oder Naturgeschichte anlangt, so ersetzt eine Photographie ganze Seiten voll beschreibender Worte, und es ist gewiß lebhaft zu bedauern, daß die Kunst des Photographirens unter den Reisenden so wenig Anhänger zählt. Bei einiger allerdings nicht billig zu erwerbenden Uebung kann man manches Unnütze daheim lassen und einen ziemlich vollständigen Apparat in kleinem Raum mit sich führen. Le Bon's photographische Ausrüstung hatte in einem kleinen Handkoffer von 20.32.55 cm Platz, begleitete ihn auf einer Reise von 2000 Stunden durch Böhmen, Rußland und die Tatra, und zum Schlusse waren von hundert Glasplatten nur zwei zerbrochen. Bei dem Mangel specieller Werke über Photographie auf Reisen muß sich der Reisende selbst durch vorbereitende Ausflüge von seinem Wohnorte aus die nöthige Erfahrung erwerben. Unterricht in einem Atelier für Portraits ist dagegen mehr schädlich als nützlich. Nichts von den dort gebräuchlichen Apparaten und Methoden läßt sich unterwegs mit Nutzen verwenden, und was die im Handel käuflichen „portativen" Apparate angeht, so rühren dieselben meist von Industriellen her, welche sie nie anderswo als höchstens in ihren Fabrikräumen praktisch erprobt haben.

Da Le Bon während seines Aufenthaltes in der Tatra nicht immer vom Wetter begünstigt war, konnte er nicht alle interessanten Punkte, die er besuchte, auch photographiren. Doch vermochte er diese Lücken durch Photographien zu ergänzen, welche der „Galizische Tatra-Verein" [1]) durch

[1]) Derselbe unterhält auch während des Sommers eine Filialkanzlei und ein Auskunftsbureau in Zakopane, ebenso wie

den Photographen Schubert aus Krakau hat aufnehmen lassen. Letztere umfassen meist nur einen sehr kleinen Gesichtskreis und geben deshalb keine ganz genügende Vorstellung von dem landschaftlichen Charakter, während Dr. Le Bon gerade auf Gesammtansichten Werth legte, so daß sich beide vortrefflich ergänzen.

Einige kurze Erläuterungen zu den landschaftlichen Bildern mögen hier genügen; Ausführlicheres dagegen soll über den Typus der Bewohner, die Behausungen u. s. w. beigebracht werden.

Die Berge des Hochmassivs der Tatra zeigen in verschiedenen Gegenden auch sehr verschiedenen Charakter.

Das Eiserne Thor und der Wasserfall aus dem Grünen See.

Manche Gruppen bestehen aus abgerundeten Massen mit sehr sanften Abhängen und sind bis zu einer ansehnlichen Höhe mit Wiesen und dichten Wäldern bedeckt, z. B. manche Berge, die das Thal der Bialka (östlich von Zakopane) einschließen. Andere dagegen sind Massive, die fast senkrecht aufsteigen und vom Fuße bis zum Gipfel nackt und kahl dastehen, wie die Mieguszowska am Großen Fischsee, deren Abbildung eine der folgenden Nummern bringen wird. Manche Landschaften erinnern wieder an die schönsten Thäler der Schweiz und Savoyens, wie der Abschluß des Bialka-Thales im Mittelpunkte des ganzen Gebirgszuges, das recht wohl einen Vergleich mit dem zugleich großartigen und lieblichen Thale von Chamounix aushält. Eine der malerischesten Gegenden der Tatra ist das Weißwasser- oder Poduplaski-Thal, ein rechtes Seitenthal der obern Bialka, aus welchem die beiden letzten Abbildungen dieser Nummer herrühren. Die dargestellten Felsen gehören dem Mlynarz oder Müller (gemeint

der „Ungarische Karpathen-Verein" in Schmecks, dem kleinen Badeorte am südwestlichen Fuße der Tatra.

ist der Skorušnik der österreichischen Generalstabskarte) an, der seinen Namen von dem weißen Kaolin=Staube hat, mit welchem er bedeckt ist. Das eine Bild stellt den Abschluß dieses Thales dar mit dem Wasserfalle, welcher aus dem Grünen See (Zeleny staw oder Zielony staw) herabkommt und dann das Weißwasser oder Bila voda bildet. Im Hintergrunde ragen die Felszacken des Eisernen Thores (ungar. Vaskapu, poln. Żelazne Wrota) empor, deren Rauheit zu dem lieblichen Anblicke, welchen der nördliche Eingang desselben Thales gewährt, im schärfsten Gegensatze steht.

Le Bon hat sodann von den beiden Endpunkten einer etwa 10 km langen Basislinie nördlich des Gebirges drei an einander stoßende Panoramen aufgenommen, welche die sämmtlichen wichtigsten Höhen der Kette enthalten, deren Aufzählung wir hier übergehen. Das westliche Drittel dieser Gesammtansicht giebt das Bild auf Seite 211 wieder. Abbildungen einzelner besonders interessanter Bergspitzen, wie des Mlynarz, der schon erwähnten Mieguszowska mit dem Großen Fischsee und anderen, folgen in den nächsten Nummern. Der Fischsee, welcher 33 Hektaren groß ist, ist nächst dem Wielki Staw (34,84 ha) der größte unter den Seen der Tatra, von hellgrüner Farbe, soweit man die Felsen an seinem Grunde wahrnehmen kann, und bei größerer Tiefe schwärzlich. Er liegt 1384 m über dem Meeresspiegel und besitzt eine Tiefe von 50 m. Bei der Klarheit seines Wassers kann man an den seichteren Stellen desselben die Forellen, deren manche bis 3 Fuß Länge erreichen sollen, hin und her schwimmen sehen. Nur der Wielki Staw übertrifft ihn, wie an Größe, so auch an Tiefe; derselbe erreicht eine solche von 78 m. Der Fischsee, auf dessen schöner Wasserfläche sich bei völliger Windstille die umgebenden Berge prachtvoll abspiegeln, wird an der Nordseite durch einen niedrigen, mit Gras und etwas Krummholz überwachsenen Trümmerdamm von circa 8 bis 10 Klafter Höhe begrenzt, an dessen östlicher Seite sich der See einen starken Abfluß gebahnt hat. Von Osten, Süden und Westen ist derselbe von gewaltigen Gebirgsmassen dicht umgeben, auf welchen sich von dem Ufer überall steile Trümmerhalden, zum Theil bis auf ein Drittel der Höhe derselben hinaufziehen. An der Ost= und Westseite sind oder waren sie bewaldet und stellenweise mit Krummholz überzogen; an der Südseite sind sie größtentheils kahl. Hier erheben sich die Granitmassen, besonders der „Mönch“ genannte Felsen, steil und in verschiedenartigen grotesken Formen über den See.

Eingang des Weißwasserthales.

Die Anzahl der Tatra=Seen beläuft sich wohl auf hundert; manche davon sind aber so klein, daß die Bezeichnung Pfuhl besser auf sie paßte, wenn sie nicht eine so bedeutende Tiefe besäßen, so daß selbst die kleinsten unter ihnen noch eine ansehnliche Wassermasse besitzen. Unter den Fischen, die sie bevölkern, sind namentlich Saibling und Forelle zu nennen. Die Tiefe der Tatra=Seen ist meist erst in neuerer Zeit ermittelt worden, namentlich durch die Bemühungen des Professor Dziewalski. Früher behaupteten die Bergbewohner, daß sie alle bis zum Meere hinabreichten, und erzählten eine Sage von einem Kaufmanne, welcher im Adriatischen Meere Schiffbruch gelitten hatte und später im Großen Fischsee einen dabei verlorenen Koffer wiederfand. Vom Fischsee, dem Czarny Staw oder Schwarzen See (1626 m) am Fuße des Berges Koscielec und dem Česky Staw oder dem böhmischen See (1620 m), welche sämmtlich auf der Nordseite des Gebirges liegen, werden in den beiden nächsten Nummern Abbildungen erscheinen.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

V.

Während der ersten acht Tage nach dem Aufbruch von Daca ging die Reise über die ausgedehnte, zum größten Theil bewaldete Ebene, die sich vom Zambesi südwärts bis zur eigentlichen Kalahari hinzieht. Pinto legt dieser Ebene auf seiner Karte den Namen „Baines-Wüste" bei, zum Andenken an den unglücklichen Reisenden, der zuerst bis in diese ungastlichen Regionen gedrungen ist. Die 4 bis 20 Zoll starke Sandschicht, die den Boden der ungeheuern Fläche bildet, ruht auf einem Untergrunde eines merkwürdig plastischen Thones von dunkelbrauner Farbe. Der Baumwuchs des im nördlichen Theil mehr buschartigen, weiter nach Süden aber imposanten Waldes besteht vorwiegend aus Hülsenpflanzen, unter denen nach Pinto die Akazien in außerordentlicher Menge vertreten sind; sehr viel kommt im nördlichern Theile auch der Weißdorn vor. „Blüthen in den verschiedensten prächtigen und den reizendsten zarten Farben erfreuten hier das Auge und erfüllten die Luft mit ihren köstlichen Düften. Der Anblick war meist bezaubernd, der Marsch dagegen so beschwerlich wie möglich." Zu Zeiten mußte Fuß für Fuß mit dem Beile ein Pfad durch das Dickicht gebahnt werden; dann bestand der Boden wieder auf einer Strecke von zehn und mehr englischen Meilen aus tiefstem, todtem Sande, in den die Wagenräder buchstäblich bis zu den Achsen einsanken. In den ersten Tagen kam man, die Richtung nach S.-O. ziemlich genau einhaltend, an mehreren kleinen Seen vorbei, von denen die meisten jetzt nur durch den kürzlich gefallenen Regen etwas gefüllt waren, von denen zwei aber beständig Wasser enthalten. Diese beiden werden von den Eingeborenen Tamazetze und Tamasupa genannt. Das etwas hügelige Terrain, das den letztern See umgiebt, ist mit üppigem weichen Graswuchse bedeckt und würde den schönsten Rastort abgeben, wenn sich zwischen dem köstlichen Grase nicht leider eine krautartige Pflanze vorfände, die von den Ochsen außerordentlich gern gefressen wird, dabei aber ein tödtliches Gift für sie sein soll. Weiter nach Süden hin fand man auf viele Meilen weit auch keine Spur von Wasser; bis auf eine Reihe kleiner, jetzt auch vollkommen ausgetrockneter Seen, die im Massaruadialekte „Moltamagjauhane", d. i. „viele Dinge, die auf einander folgen," genannt werden, läuft hier selbst in der Regenzeit nur wenig Wasser in den Vertiefungen des Bodens zusammen. Und oft genug findet man anstatt der seltenen eifrig gesuchten Quelle eine lauwarme, dicke Schlammmasse vor. Solch ein großer, warmer Schlammteich befand sich auch an der Stelle, wo Pinto und seine Begleiter am Rande der Baines-Wüste aus dem Dickicht des herrlichsten Waldes traten. Vor ihnen breitete sich unabsehbar die öde, trockene und traurige Kalahari aus, die zum ersten Male, aber zwei Grad westlich von Pinto's Route, von Livingstone, noch einen Grad westlicher von Baines, einen Grad östlicher von Baldwin, Chapman, Eduard Mohr und Anderen durchzogen worden ist.

Mehrere Tage ging es nun weiter in südsüdöstlicher Richtung durch gleichmäßig tiefen Sand, aus dem nur hin und wieder ganz verkrüppeltes Dornengebüsch emporragte. Oede und Todtenstille herrscht hier während des Tages; mit dem Eintritt der Nacht aber begann das höllische Konzert der Hyänen und Schakale, die sich bis ganz dicht an die Lagerfeuer heranwagten. Trotzdem ein leichter Gewitterregen erst am Morgen des 10. gefallen war, machte sich am folgenden Tage schon ein bedenklicher Wassermangel fühlbar; denn wenn man auch mehrfach kleine, vom Regen gefüllte Tümpel antraf, so war das Wasser derselben doch so brackig, daß es nicht als Trinkwasser zu nehmen war. Die durstigen Ochsen waren jedoch weniger eigen und tranken die kleinen Lachen sämmtlich leer. Am 13. gelangte man nach beschwerlichem Marsche durch die sandige Einöde an das ausgetrocknete Bett eines Flusses, an dem man mehrere Stunden entlang ging, um ihn dann an einer Stelle, wo er sich nach Südwesten wendete, trotz seiner zehn Fuß hohen, steilen sandigen Ufer mit dem Wagen zu überschreiten. Zahlreiche Vertiefungen in dem sandigen Bette enthielten ein krystallhelles, leider aber vollkommen salziges Wasser; doch fand man zum Glück in einiger Entfernung von diesen trügerischen Lachen mehrere große Löcher von bedeutender Tiefe, die, augenscheinlich von den Massaruas gegraben, ein ziemlich trinkbares Wasser enthielten. Eine 48stündige Rast am Ufer dieses Flusses, des Chua oder Nata, gab Pinto Gelegenheit, die nomadisirenden Bewohner der Wüste, die von den Engländern im Allgemeinen als Buschmänner bezeichneten Massaruas, kennen zu lernen. Einige derselben wagten sich in die Nähe der Karawane, bettelten um Tabak und Pulver und brachten Fische, die sie in den benachbarten Seen gefangen hatten. Pinto faßt die Bemerkungen, die er bei dem Besuche eines Massarua-Lagers in der Nähe des Chua machte, kurz zusammen, wie folgt: „Die Massaruas sind Wilde, jedoch nicht in so hohem Grade wie die Mucassequeres, welche ich an der Mündung des Cuando auf 15° südl. und 19° östl. (v. Gr.) angetroffen hatte; sie sind tief schwarz, haben stark vorstehende Backenknochen, kleine glänzende Augen und nur wenig Haar. Bei dem Besuche ihres Lagers bemerkte ich, daß sie Näpfe zum Kochen ihrer Nahrung und einige andere Gegenstände besaßen, welche auf einen Beginn der Civilisirung schließen ließen. Ganz überrascht war ich von der großen Menge Landschildkröten, die sie sehr gern zu essen scheinen. Die Frauen bekleiden sich mit dürftigen Fellen und schmücken sich und die Kinder mit Glasperlen. Ihre Waffen bestehen aus Assegais und kleinen ovalen Schilden; auf der Brust tragen sie zahlreiche Amulette, an den Arm- und Beingelenken lederne Zierrathen. Der Kopf wird von den Ohren an rasirt, so daß ein mit Haar bedeckter runder Fleck nachbleibt, der wie eine Mütze aussieht. Sie sprechen eine abscheulich klingende Sprache, indem sie die einzelnen Worte mit einer gewissen Bewegung der Zunge von einander trennen. Von dem Augenblicke an, wo wir das Ufer des Nata erreicht hatten, wurden wir jedesmal, wenn wir Rast hielten, von den Massaruas angebettelt, doch entflohen dieselben schnell, wenn wir ärgerlich wurden. Es fehlt diesen Eingeborenen keineswegs an Muth; denn sie jagen Elephanten und Löwen; nur dem Menschen und besonders dem Europäer gegenüber sind sie äußerst furchtsam."

Was den Nata oder Chua anbetrifft — denn beide Namen bezeichnen nach Pinto nur verschiedene Stellen eines

und desselben Flusses —, so fließt derselbe nach Südwest, Südost, Südsüdost und Süd und mündet in den Großen Macaricari. An den Ufern des Nata wurde der Boden viel fester: der lose, wirbelnde Sand hörte auf und der Grund bestand nun aus einer starken, äußerst weichen Thonschicht, die bei anhaltendem Regen einen unpassirbaren Morast bilden mußte. Jetzt war sie zum großen Theil mit kurzem, borstigem Grase bedeckt; nur in weiten Zwischenräumen zeigte sich hin und wieder ein vereinzelter Baum, die Ufer des Flusses wiesen jedoch eine spärliche Vegetation von Strauchwerk auf. Mehrmals freilich kam man auch hier an große Strecken, wo gar nichts wuchs und der Boden mit einer starken, durch Verdunstung des Wassers entstandenen Salzschicht bedeckt war.

Am 17. führte der Marsch etwa neun Meilen weit durch einen ansehnlichen Wald, den Ausläufer, wie es schien, eines sehr dichten Holzes, das einen wenige Meilen östlich von Pinto's Route von Norden nach Süden laufenden Höhenzug bedeckte. Dann langte man wieder am Ufer eines Flusses an, d. h. einer Reihe kleiner, kaum 3 Yards breiter Lachen. Es war der Simoane, der zur Regenzeit nach Westen fließt und sich in den Großen Macaricari entleert. In dieser ganzen Gegend und namentlich in dem vom Simoane durchströmten Walde waren Anzeichen vorhanden, daß es in letzter Zeit stark geregnet haben mußte; dadurch erklärte es sich auch, daß die unzähligen Tümpel in dem Flußbette ein ziemlich trinkbares Wasser enthielten. Die wenigen tieferen Löcher, die in der Sommerzeit nicht ganz austrocknen, enthielten aber ein für Menschen und Thiere ungenießbares, weil stark mit Salz gesättigtes Wasser.

Am 19. December langte die Karawane, nachdem sie mehrere Stunden am Fuße eines in südsüdöstlicher Richtung laufenden Höhenzuges entlanggegangen war, wieder an dem trockenen Bette eines zur Regenzeit nach Westen strömenden Flusses an, dessen Ufer eine üppige Vegetation aufwiesen. Die Massarnas, die sich hier wie gewöhnlich am Rastorte der Reisenden einfanden, nannten den Fluß Lilutela und erklärten, es sei derselbe, der bei anderen Stämmen den Namen „Chuani", d. i. „kleiner Chua", führe. Im Allgemeinen waren die Massarnas immer schwer zu bewegen, den Weißen den nächstgelegenen Trinkwasserort anzugeben, hier aber fand sich einer unter ihnen, der die Reisenden nach einem etwa drei Viertelmeilen entfernten Teiche führte, wo sie ihre Thiere genügend tränken und ihre Vorräthe für den folgenden Tag ergänzen konnten. Der Lilutela oder Chuani hat sich selbst sein Bett durch den Wald gewählt, der hier wohl aus gewaltigen Stämmen besteht, aber kein Unterholz besitzt. Die Ufer des Flusses waren hoch mit Guano bedeckt: ein Zeichen, daß der kleine Wasserlauf zur Regenzeit von ungeheuern Vogelscharen aufgesucht werden muß. Durch prächtige Waldpartien ging es am nächsten Morgen weiter bis zu dem ausgetrockneten Bette des Cualila, der ebenfalls zur Regenzeit nach Westen in den Großen Macaricari fließt. Ueberall im Walde traf man hier auf tiefe steinige Löcher, die augenscheinlich von der Gewalt des Wassers gerissen waren und jetzt zahllosen großen Schnecken der verschiedensten Arten zum Aufenthalte dienten.

Noch an dem nämlichen Tage langte die Karawane an dem Großen Macaricari an, dem größten jener merkwürdigen, in diesem Theil der Kalahari häufigen Wüstenseen, denen die Massarnas den bezeichnenden Namen der „Salzpfannen" oder Macaricaris gegeben haben. Es sind flache Becken von fast elliptischer Form, bei denen allen die Längsachse gerade Ost und West liegt. Der Boden der Macaricaris, die auch nur in der Regenzeit Wasser enthalten, besteht aus grobem Sande und ist von einer Schicht krystallisirten Salzes von einem halben bis zu einem ganzen Zoll Dicke bedeckt. Dieser nach der Verdampfung des Regenwassers übrigbleibende Rückstand der auflösbaren Bodenbestandtheile wird, nach Pinto's Ansicht, durchaus nicht allein aus reinem Chlornatrium gebildet, sondern enthält eine starke Kalkbeimischung. Leider ist Pinto's Sammlung von Stücken der innern Ausfütterung der Macaricaris auf der Heimreise nebst noch verschiedenen anderen werthvollen Sammelstücken durch einen Unfall verloren gegangen. Die Macaricaris sind von sehr verschiedener Größe; während bei einigen die Längsachse des Beckens kaum 2 bis 3 englische Meilen beträgt, hat der Große Macaricari, die Salzpfanne par excellence, bei einer Tiefe von zwischen 9 und 16 Fuß eine Längenausdehnung von 120 bis 150 Meilen, eine Breite von 60 bis 80 Meilen. Dieses große Bassin nimmt in der Regenzeit ein ungeheures Volumen Wasser aus seinen Zuflüssen Nata, Simoane, Cualiba und anderen auf, d. h. die ganze Regenmasse, die hier westlich von 28° 30′ östl. L. (Greenw.) fällt; das Land im Osten des Sees steigt nämlich bis zu dieser Linie, der ungefähren Wasserscheide, allmälig an. Alle diese Gewässer fließen dann mit reißender Schnelligkeit und füllen den See in unglaublich kurzer Zeit. Der Große Macaricari steht durch den auf seiner Westseite einmündenden Botletle oder Zonga mit dem Ngamisee in Zusammenhang, mit dem er auch die gleiche absolute Höhe hat. Gewöhnlich entleert der Ngami, der ja von einem beständig wasserführenden großen Strome gespeist wird, seine Gewässer durch den Botletle in den Macaricari; nicht selten aber auch lassen die im Osten fallenden heftigen Regengüsse den Macaricari schon überfließen, wenn die dem Ngami zuströmenden Flüsse noch nicht gewachsen sind, und die Folge hiervon ist dann, daß der Botletle von Osten nach Westen, vom Macaricari zum Ngami fließt. Die große der Lösung wartende Frage ist nun: „Was wird aus allem Wasser, welches sich in das große Salzbecken ergießt? Verschwindet es nur in Folge von Verdunstung oder entweicht es wirklich durch geheimnißvolle, unterirdische Oeffnungen, aus denen vielleicht jene auf der untern Ebene entspringenden und in entgegengesetzten Richtungen dem Meere zuströmenden Flüßchen entstehen? Und was wird aus den Gewässern des Cubango, eines großen und beständig fließenden Stromes, der sich in der undurchdringlichen Wüste verliert?" Nach Pinto's Ansicht erreicht auch das Wasser dieses letztern den Großen Macaricari, um in ihm zu verschwinden; denn er glaubt bestimmt annehmen zu dürfen, daß der Botletle derselbe Fluß sei wie der Cubango, der sich in seinem Laufe zu dem unter dem Namen Ngami bekannten See erweitert. Die schon einmal aufgestellte Hypothese, daß der Große Macaricari durch den Schua und den Nata Abfluß nach der Ostküste habe, vermag Pinto durchaus nicht als richtig oder auch nur als möglich anzuerkennen: „Schon nach wenigen Meilen weisen die Flüsse Schua und Nata einen Unterschied von 99 Fuß im Gefälle auf; würde das Wasser im Macaricari nur bis zur Hälfte dieser Höhe steigen, so würde das genügen, um die ganze Wüste zu überschwemmen. Ferner stellte ich fest, daß das Land sich östlich vom Macaricari beträchtlich hebt, und daß alle in den See einmündenden Flüsse ein großes Gefälle haben."

Am 21. December verließen Pinto und seine Begleiter den Großen Macaricari; am Abende vorher war starker Regen gefallen, so fanden sie auf der ersten Strecke des Weges ausreichendes Trinkwasser. Das Land war hier noch mit Wald bedeckt, dessen dorniges Unterholz das Vorwärtskommen schon sehr erschwerte; bald aber wurde es durch einen furchtbaren Sturm, der einen heftigen Gewitterregen

mit sich brachte, zur Unmöglichkeit. Der ganze Erdboden wurde in einen Sumpf verwandelt, in dem die Räder des Wagens nicht von der Stelle kamen. Man mußte wohl oder übel das Lager aufschlagen, und hatte in dieser Nacht mehr noch als sonst schon, seit dem man den Nata überschritten, von der unangenehmen Bettgenossenschaft großer Kröten, Skorpione, Tausendfüße u. s. w. zu leiden. Auch eine äußerst giftige Schlange fand ihren Weg in das Lager, wurde aber, ehe sie Schaden gethan hatte, getödtet. Langsam, unter andauerndem, aber schwächerm Regen zogen die Reisenden am folgenden Tage weiter, fanden den von den Massaruas gegrabenen, sehnsüchtig erwarteten Brunnen Tlalamabeli in ein schmutziges Schlammloch verwandelt, und schlugen schließlich nach weiterm anstrengendsten Marsche ihr Lager an dem Ufer eines kleinen Sees auf, in der wenig erfreulichen Voraussicht, daß dies für die drei nächsten Tage das letzte trinkbare Wasser sein werde. Der angestrengte Marsch des 26. December führte dann über eine nach Süden leicht ansteigende Ebene, die mit Gras bedeckt war und hin und wieder eine Baumgruppe aufwies. Man befand sich seit einigen Tagen schon auf dem Gebiete der Bamangwatos, und bald sollten die Reisenden auch die Vortheile der Reise in einem wenn auch noch so jungcivilisirten Lande erfahren: König Khama sandte dem ihm befreundeten Missionär einen neuen Zug Ochsen entgegen, und mit den frischen Thieren konnte man, trotz des auch hier herrschenden Wassermangels, Schoschong, die Hauptstadt des Bamangwatolandes, in rascheren Tagemärschen erreichen. Nach einem Nachtlager am Eingange eines malerischen, engen Thales, das sich zwischen zerklüfteten Hügeln hinzog und von den Eingeborenen Sedequane genannt wurde, mußte noch das theilweise ausgetrocknete Bett des Luale passirt werden, ehe man in das schmale, gewundene Thal des gleichfalls trockenen Letloţe kam, des Flusses, an dem Schoschong liegt. Das steinige, von hohen Ufern eingefaßte Bett desselben wurde nicht weniger als sieben Mal mit den Wagen gekreuzt. Endlich, gegen Mittag des 31. December, hielten Pinto und seine Begleiter ihren Einzug in Schoschong, wo sie vom König sowohl als auch von den in ziemlich bedeutender Zahl hier ansässigen Europäern auf das Freundlichste empfangen wurden. Zwölf Monate waren gerade verflossen, seitdem Pinto in Quillengues von den letzten Vorposten der Civilisation Abschied genommen hatte — hier traten ihm die ersten wieder entgegen.

Mangwato, das Reich König Khama's, gehört heute unstreitig zu denjenigen Gegenden Afrikas, wo Europäer am sichersten wohnen können. Die Zeit wird lehren, ob man sich in Bezug auf dies Land allzu sanguinischen Hoffnungen hingiebt, wenn man, wie in England fast allgemein, an die Dauer und immer weitere Entwickelung der heute herrschenden civilisirten Zustände glaubt, oder ob Pinto und neben ihm noch mancher Andere Recht behalten wird mit seiner Meinung, daß die heutige Civilisation der Bamangwatos der Hauptsache nach nur mit der Person des jetzt regierenden Königs verknüpft sei, daß dieses ganze Kulturgebäude unfehlbar zusammenstürzen müsse, sobald der Zufall einen vielleicht wieder der Polygamie zugethanen Herrscher auf den Thron bringen werde. So viel ist sicher, daß der von den Engländern erzogene und freiwillig zum Christenthum übergetretene König Khama nicht nur die Manieren des vollendeten Gentleman, sondern auch verschiedene Interessen des gebildeten Menschen sich angeeignet und, was mehr sagen will, sich dabei ein lebhaftes Interesse für das Wohl und Wehe seiner schwarzen Unterthanen bewahrt hat, zu deren Nutzen er den größten Theil seiner nicht unbedeutenden Reichthümer verwendet. Die Bamangwatos beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht; das Ackergeräth, dessen sie sich bedienen, ist europäisch und wird aus England importirt. Daneben sind sie alle leidenschaftliche und kühne Jäger. Ein großer Theil des Volkes bekennt sich zum Christenthum; europäische Kleidung ist in Schoschong und seiner nähern Umgebung allgemein angenommen. Die Hauptstadt Schoschong, die Pinto, wie oben erwähnt, um 60 engl. Meilen weiter gegen Osten verlegt, als bisher angenommen wurde, hat heute nur noch 15 000 Einwohner; unter dem Vater des jetzigen Königs aber hatte sie 30 000. In dem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale des Letloţe gelegen, sich gleichsam an das Gebirge im Norden anlehnend, besteht die Stadt der Eingeborenen aus Rohrhäusern von cylindrischer Form mit konischen, strohgedeckten Dächern. Ein Labyrinth schmaler, krummer Gassen bildet die einzelnen Straßenviertel. Das Missionsviertel mit der Kirche liegt in dem engsten, schluchtartigen Theile des Thals an feuchter, ungesunder Stelle. Die Nähe einiger im Sommer ausdauernder Brunnen hat wahrscheinlich diese seltsame Wahl der Niederlassung bestimmt. Jenseits der Stadt in der Ebene liegt das massivgebaute europäische, d. h. fast ausschließlich englische Viertel, das seinen eigenen Brunnen besitzt.

Am 14. Januar brach Pinto, der gleich nach seiner Ankunft von einem neuen schweren Fieberanfall heimgesucht worden war, von Schoschong auf, um sich nach Pretoria zu begeben. Von einem hier ansässigen englischen Kaufmann in zuvorkommendster Weise mit dem Nöthigsten zur Weiterreise versehen, hatte er sich, da die Familie Coillard hier zurückblieb, ein eigenes Ochsenfuhrwerk gemiethet, das dessen Besitzer selbst führen sollte. Er selber verdankte der Güte des erwähnten Engländers ein vortreffliches Reitpferd; seine acht „Getreuen" begleiteten ihn auch jetzt wieder. Nach mancherlei Fährlichkeiten, die theils durch die schwierigen Terrainverhältnisse, theils durch die Ungunst der Witterung — es regnete fast ununterbrochen und der schwere thonige Boden wurde stellenweise zu einem ausgedehnten Sumpfe —, zum großen Theil aber auch durch die Ungeschicklichkeit und Trägheit des gemietheten Wagenführers veranlaßt wurden, langte Pinto am 18. Januar am Ufer des Limpopo an, der hier Krokodilfluß heißt. Einige wolkenbruchartige Regengüsse hatten gleich in den ersten Tagen die Mehrzahl der aus Schoschong mitgenommenen Lebensmittel aufgeweicht und verdorben; so sah sich Pinto hier wie bei seiner Zambesireise wieder genöthigt, seine Karawane mit den Erträgnissen der Jagd zu erhalten: in dieser ungemein wildreichen Gegend, und da er nicht mehr zu ängstlichstem Sparen der Munition gezwungen war, eine ebenso leichte wie dankbare Aufgabe für den leidenschaftlichen Jäger. So machte er hier nicht nur erfolgreiche Jagd auf Antilopen der verschiedensten Arten, auch Löwen und Leoparden erlegte er zu mehreren Malen. Dank der Schnelligkeit seines Pferdes gelang es ihm auch, seiner Jagdbeute zwei Strauße hinzuzufügen; die Verfolgung der häufig und in großen Herden angetroffenen Giraffen blieb jedoch stets erfolglos. Am Ufer des Marico angelangt, der ebenso wie der früher schon passirte Ntuani infolge der Regengüsse stark angeschwollen war, traf Pinto hier mit einer Gesellschaft nomadisirender Boern zusammen. Sie gehörten zu den Ueberresten einer Schar von 600 Familien, die unmittelbar nach der Annektirung des Transvaallandes ihre Heimath verlassen und in vollständiger Unkenntniß der Gefahren, die in der Kalahari ihrer warteten, vor dem fremden Joche nach Norden geflohen waren. Die Vorhut hatte den Ngami glücklich erreicht, allein ihre Rinder hatten sämmtliche am Wege liegende Wassertümpel ausgetrunken; so waren nicht nur die Herden

der Nachfolgenden, sondern auch diese zum großen Theil selber dem Wassermangel erlegen. Die Familien, welche Pinto hier antraf, hatten zu denen gehört, die noch eben rechtzeitig umgekehrt waren; der Wildreichthum an den Ufern des Limpopo hatte sie dann zum Hierbleiben bestimmt, und sie führten nun ein halbes Nomadenleben, dessen Hauptbeschäftigung die Jagd bildete. Ihre Niederlassung bestand aus einer größern Anzahl Wagen, die parallel zu einander aufgestellt oder „gelagert“ waren, sowie aus eigenen Rohrhütten mit Strohdächern; zwischen den Wagen lagen Haufen von auf der Jagd erbeuteten Thieren und stand eine Art Thorweg, unter welchem eine Drechselbank aufgestellt war. Ein eingehegtes Stück Grasland, auf welchem Ochsen und Pferde weideten, vervollständigte das Lager dieser civilisirten Nomaden. Pinto's Erscheinen rief unter den Insassen, einer Anzahl Frauen in der charakteristischen und unschönen Tracht der großgeblümten weiten Baumwollröcke und großen weißen Mützen und einer Schar schmutziger und zerlumpter Kinder, große Aufregung hervor. Eine Verständigung mit ihnen war nicht möglich; als aber die auf der Jagd abwesenden Männer zurückkehrten und begriffen hatten, daß der Fremde kein Engländer war, hießen sie ihn herzlich bei sich willkommen und erboten sich, ihm aus der kritischen Lage zu helfen, in die ihn die plötzliche Aufkündigung der Dienste seines widerwilligen Wagenführers versetzt hatte. Ein von zwei jungen Boern geführter Ochsenwagen stand bald zu seiner Verfügung; zwar wußte keiner der beiden etwas über einen Weg nach Pretoria und hatten sie überhaupt nur eine dunkele Vorstellung von der Existenz dieser Stadt. Dennoch erreichte Pinto trotz des Fiebers, das unterwegs nicht nur ihn, sondern auch alle seine Leute wieder ergriff und sogar noch ein letztes Opfer unter ihnen forderte, trotz mancher durch das schwierige Terrain veranlaßten Aufenthalte und Umwege, am 12. Februar schon Pretoria, die Hauptstadt von Transvaal.

Wir stehen jetzt vor dem letzten Abschnitte des Pinto'schen Werkes: auf einen kurzen Abriß der Geschichte des Transvaallandes folgt die Schilderung von Pinto's Aufenthalt in Pretoria und Pietermaritzburg, seinem Besuche des englischen Kriegsschauplatzes, endlich seiner Heimreise. In schriftstellerischer Beziehung darf dieser letzte Abschnitt unstreitig für den weitaus am besten gelungenen Theil des ganzen Buches gelten. Denn, während Pinto's eigentlichem Reiseberichte bei aller Treue und Naturwahrheit eine gewisse Schwere der Darstellung anhaftet, etwas wie ein Nachklang der unsäglichen Mühen und Beschwerden, gegen welche der einsame Europäer monatelang mit Aufbietung seiner letzten Kräfte ankämpfen mußte: klingt es uns aus der humoristischen Beschreibung seines wie träumenden Wiedereintrittes in alle Verfeinerungen des civilisirten Lebens und Menschenverkehrs in Pretoria, aus seinen frischen, anschaulichen Schilderungen des englisch-afrikanischen Lager- und Garnisonlebens wie ein Wiederhall jener gehobenen Stimmung entgegen, mit der er damals auf das glücklich vollbrachte Werk zurückblickte. Es ist hier nicht der Ort für eine Wiedergabe der liebenswürdigen Skizzen, doch würden wir auch, selbst wenn sie hier am Platze wären, wahrscheinlich darauf verzichten, sie unserm kurzen Auszuge noch hinzuzufügen: wohl wissend, daß sie, bruchstückweise und außer dem Zusammenhange wiedergegeben, ihren Hauptreiz verlieren würden. Wir können unseren Lesern eben nur rathen, das vortreffliche Buch, dessen wichtigsten Theil wir ihnen hier im Umrisse mitgetheilt haben, selber zur Hand zu nehmen.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

I.

Ehe ich zu unserm eigentlichen Gegenstande herantrete, mögen einige einleitende Bemerkungen Platz finden. Die Wotjäken bilden einen Zweig der großen finnisch-ugrischen Völkerfamilie. Sie wohnen gegenwärtig im Nordosten des europäischen Rußland in der Anzahl von nahezu 300 000 Köpfen, zum größten Theil im Osten des Gouvernements Wjätka, wo sie in einigen Kreisen bis 25 Proc. der Bevölkerung ausmachen. Hier nun, in der Gewehrfabrik Ischewsk im Kreise Sarapul an der Kama, wohnte ich drei Jahre als Arzt und habe Gelegenheit genommen, die Wotjäken zu studiren. Ein Kapitel aus diesen Studien nun möchte ich im Folgenden mittheilen[1]).

In Bezug auf die Schreibweise der wotjäkischen Wörter ist zu bemerken, daß ich im Wesentlichen der Schreibweise Wiedemann's gefolgt bin:

s wird immer hart gesprochen,
ź entspricht dem französischen z,
š entspricht dem deutschen sch,
ž „ dem französischen j,
y ist ein dumpfes gutturales ü,
l wird, wie im Russischen, guttural gesprochen.

Das Zeichen ′ nach einem Konsonanten bedeutet die Moullirung desselben.

Die wotjäkischen Wörter haben den Hauptton immer auf der letzten Silbe; nur in den wenigen Worten, wo das nicht der Fall ist, habe ich einen Gravis (\`) auf die betonte Silbe gesetzt.

1. Opferplätze.

Die wichtigste Stelle in dieser Beziehung nimmt die Kochhütte (Kuala) ein, die auf jedem Wotjäkenhofe sich findet. Sie entspricht dem finnischen Kota oder ehstnischen Koda. Das Kuala ist eine ziemlich hohe, solid von Balken aufgebaute Hütte mit durchlöchertem Bretterdach. Sie wird direkt auf die Erde gesetzt ohne Ecksteine und Diele und enthält etwa 15 bis 20 qm Bodenfläche. In der Mitte derselben befindet sich auf der bloßen Erde die Feuerstelle, welche einen fürchterlichen Rauch verbreitet, der sich durch die Thür und die Löcher und Spalten des Daches den Ausweg sucht. In der linken hintern Ecke, gegen-

[1]) Eine eingehende Schilderung der Wotjäken nach allen Richtungen hin wird zu Anfang nächsten Jahres erscheinen, wahrscheinlich in den „Acta societatis litterarum fennicae“. Sie wird zu sämmtlichen Gebeten die wotjäkischen Texte enthalten sowie auch viele Lieder, Räthsel, Märchen etc. mit wotjäkischem Text.

über der Thür, ist ein kurzes Brett etwa 2 m über dem Boden in Art eines Regales angebracht. Es führt den Namen džadžy. Früher war dies nach Rytschkow's Bericht ein heiliger Ort, den Niemand berühren durfte. Darauf steht jetzt häufig ein altes kaum erkennbares Heiligenbild, das ich mehrmals ohne Scheu herabgenommen und besehen habe. Auf dem džadžy steht statt des Heiligenbildes in manchen Gegenden ein Holzschränkchen (mudor oder voršud) mit nach vorn sich öffnender Doppelthür, das zur Aufnahme des Opfers (vyle muds'on oder vyle myts'kon) dient. In anderen Gegenden ist das mudor ein kubisches Kästchen aus Birkenrinde, worin gewöhnlich eine kleine Kupfermünze, ein Stückchen Kuchen, ein Stückchen Eichhornfell und ein Bündel Birken- oder Fichtenzweige liegen soll (Gawrilow). Wieder in anderen Gegenden steht auf dem džadžy bloß ein Glas (vyle muts'on s'umok), zur Aufnahme des flüssigen Theiles vom Opfer, und ein Teller oder eine Schale (vyle muts'on tus'ty) für die festen Bestandtheile desselben. Außerdem aber giebt es noch in jedem Dorfe ein gurt kuala (gurt = Dorf), das sich übrigens in nichts von einem gewöhnlichen kuala unterscheidet. Diese Dorfhütte dient nur gottesdienstlichen Zwecken und vertritt also einen Tempel. Mehreren Dörfern gemeinsam ist das badzym kuala (badzym, badzim oder budzin = groß), in welchem aber nicht jedes Jahr oder höchstens nur einmal jährlich von den Angehörigen der betreffenden Dörfer Opfer verrichtet werden. Aminoff meint, daß das badzym kuala immer im Mutterdorfe steht, und die Tochterdörfer es erhalten helfen.

Weiter ist von großer Bedeutung der heilige Hain (lud). Derselbe wird von russischen Schriftstellern keremet genannt, und die Wotjäken selbst nennen ihn im Gespräch mit Russen so; auf meine bezüglichen Fragen aber erklärten sie mir, keremet sei kein wotjäkisches Wort, sondern ein russisches. Nach Bechterew würde es vielleicht aus dem tatarischen güremet stammen, was „eine heilige oder unantastbare Stelle" bedeuten soll.

Wenn ein lud gegründet werden soll, erzählte mir ein wotjäkischer Greis, dann besteigt der usto tuno, der Zauberer, ein noch nie gerittenes junges Pferd ohne Zügel und Zaum und läßt sich in den Wald tragen. Wo das Thier stehen bleibt, da wird das lud angelegt; größtentheils ist das aber in ziemlicher Nähe des Dorfes. Meist jedoch wissen die Bauern nicht, weshalb der tuno gerade den einen oder andern Platz auswählt. Früher mag das lud wohl immer in dichtem Walde gelegen haben; jetzt aber, wo in der Nähe der Dörfer die Wälder in Aecker und Wiesen verwandelt sind, findet sich bei jedem Dorfe meist nur ein kleiner Hain.

Ein solches lud im Dorfe Gondyr gurt, nahe der oben erwähnten Fabrik, habe ich besucht. Die Bewohner dieses Dorfes hatten die Hainopfer überhaupt schon verlassen, und die Russen der nahen Fabrik hatten viele Stämme abgehauen, so daß der Hain voller Aeste lag und man kaum durchkam. Wehmüthig besah der Greis, welcher mich begleitete, die wüste Unordnung. „In meiner Jugend," sagte er, „war der Hain wie ein Garten, kein Zweiglein lag auf der Erde!" Der Hain bestand aus lauter Weiß- oder Rothtannen verschiedener Größe. In der Mitte desselben aber fanden wir den eigentlichen heiligen Baum, eine riesige, kerzengerade aufsteigende Rothtanne. Ihre unteren vertrockneten Aeste waren an den Enden etwas gekappt, so daß man ziemlich bequem an sie herankommen konnte. Ringsherum war ein freier Platz. Auf der südlichen Seite, dem Dorfe zu, sah ich eine alte Feuerstelle; doch meinte der Alte, diese könnte eben so gut auch auf einer andern Seite angelegt worden sein. Beim Beten aber müßte das Gesicht immer nach Osten gewandt sein.

„Einmal", erzählte der Alte, „hieb ein Russe solch einen heiligen Baum nieder und machte sechs Pfosten daraus. Noch am selbigen Tage erkrankte er, am nächsten Tage starb er, und bald nach ihm sein ganzes Haus." Genau solch eine Geschichte erzählte mir ein Russe aus dem malmyshschen Kreise. Es sei überhaupt, sagte er, für einen Russen sehr gefährlich, ein lud zu betreten, nicht etwa, weil man von den Wotjäken etwas zu erleiden hätte, sondern weil man leicht tödtlich erkranken könne und sich anderes Unglück zuziehe.

Der Hain ist stets mit dichtem Flechtwerk eingezäunt und mit drei Pforten versehen. Auch ich fand rings um das lud, das ich besuchte, Reste des Zaunes. Diesen Platz darf nie ein Weib betreten. Bechterew erzählt, daß nicht nur der große Hauptbaum heilig sei, sondern jeder Bauer wähle sich außerdem seinen Privatbaum aus, an welchem er vor dem allgemeinen Opfer für sich betet. Dieses scheint auf Mißverständniß zu beruhen. Außer diesen Dorfhainen kommen noch solche vor, welche mehreren Dörfern gemeinsam sind, badzym lud. Solch ein weithin berühmtes Heiligthum findet sich beim Dorfe Ny̆rja im mamadyschschen Kreise des kazanschen Gouvernements. Hierher strömen alle drei Jahre Hunderte von Wotjäken aus allen Gegenden zum Gottesdienst zusammen. In der Mitte dieses Heiligthums, berichtet Aminoff, steht eine uralte Eiche, umgeben von einem kreisförmigen Platz, welcher wieder von Eichen umgeben ist. Der ganze Hain ist von einem wohlerhaltenen Zaun eingefaßt mit einer Pforte, welche nur zum großen Feste geöffnet wird. Ostrowski erzählt, daß er in dem einen umzäunten Haine nichts fand, was seine Neugierde erregt hätte; in geringer Entfernung von diesem aber traf er einen zweiten mit mächtigen Jahrhunderte alten Eichen und Linden. Bei zweien derselben fand er denn auch Feuerstellen mit verbrannten Knochen, und man berichtete ihm, daß im erstern die Opferthiere geschlachtet würden, im zweiten aber geopfert; dieser sei daher besonders heilig, so daß sogar etwas angetrunkene Leute nicht hereingelassen würden.

Im gurt lud wird in der Regel nur einmal jährlich, am Eliastage (vil'nunal) am 20. Juli, nach Aminoff und Pallas im Herbst, eine allgemeine Opferung abgehalten. Bei allgemeinem Unglück, wie Mißwachs, Seuchen 2c., sollen wohl auch außerordentliche Opferungen vorgenommen werden. Hier wird das Opfer in einigen Gegenden, wie es scheint, nur ins Feuer geworfen, in anderen dagegen fand sich auch hier die doppelte Form des Opfers. Auf einem großen Holztisch, der beständig im lud, im gurt lud sowohl wie im badzym lud, verbleibt, werden vor dem Beginn der Opferung Birkenzweige (kyts'-pu-kuar) hingelegt, und auf diese Zweige wird ein Theil des Opfers gethan, welches gleichfalls den Namen vyle muts'on oder vyle myts'kon führt. Im lud sollen nach Bechterew übrigens auch bisweilen nach vorheriger Berathung mit dem tuno private Opferungen von einzelnen Personen dargebracht werden, namentlich bei häuslichem Unglück, Krankheit 2c.

Außer an diesen beiden hauptsächlichsten Opferplätzen werden gelegentlich aber auch auf offenem Felde allgemeine oder private Opferungen vorgenommen. In einigen Gegenden ist inmitten der Ackerfelder eine Stelle reservirt, auf welcher alljährlich die großen Feldopfer dargebracht werden. Bei gewissen Gelegenheiten dient der Hof des Hauses als privater und die Hauptstraße des Dorfes als gemeinsamer Opferplatz.

An einem Bächlein im Walde opfert der Jäger dem

Waldgotte ꝛc. Die Todtenopfer werden sowohl auf der Hauptstraße des Dorfes vom ganzen Dorfe dargebracht, wie von jeder Familie in der Wohnstube oder auf dem Grabe. Jede durch irgend etwas sich auszeichnende Stelle, ein uralter Baum, ein Hügel, ein Bach, kann gelegentlich Opferstätte werden, meist nach Bestimmung des tuno (Aminoff). Besonderer Erwähnung verdient die heilige Familienbirke. Sobald jemand geheirathet hat und sich also einen eigenen Hausstand gründet, so geht er auf sein Feld und wählt sich eine dort stehende Birke aus, was kytsˊpu-kutko, Birkenwählen, heißt. Er pflückt sich einige Blätter des Baumes ab, hält sie in der Hand und betet zu Gott Inmar: „Die Birke wähle ich, Inmar, gewähre glückliches Leben und Dasein und leichtes Fortkommen."

Wie es der Opferstätten viele geben kann, so ist auch die

2. Geistliche Hierarchie

eine ziemlich komplicirte. Den ersten Rang nimmt der tuno ein, der Zauberer, auch usto tuno, der weise oder wissende Zauberer genannt. Er ist zwar in der Regel ein verschlagener Trunkenbold und stets ein heruntergekommener Bauer und wird deshalb verachtet; wenn man ihn aber braucht, so macht man ihn durch Geschenke gewogen; man bedarf seiner leider aber recht häufig. Er führt zwar selbst keine Opferungen aus, leitet keine Gebete; da er aber in direktem Verkehr mit den Göttern steht, so übt er einen großen Einfluß auf alle gottesdienstlichen Handlungen. Er ernennt den Bewahrer des gurt kuala, den gurt-kuala-utˊis, auf unbestimmte, in anderen Gegenden auf Lebenszeit, ebenso auch den Hainpriester, den lud-utˊis wie den badzim-lud-utˊis; er bestimmt nach Bechterew bei den Hainopferungen die Farbe und Qualität des Thieres, das dem Gotte dargebracht werden soll, namentlich, wenn das Opfer wegen Seuchen oder andern allgemeinen Unglücks dargebracht wird, und meistens soll es sich dann treffen, daß der Gott gerade die Farbe und Zeichnung wünscht, von welcher der tuno ein Thier im Stalle hat, wo ihm das Dorf dann einen beliebigen hohen Preis zahlt. Er bestimmt auch bei häuslichem Unglück die Qualität des Opfers, wie den Gott, der es erhält, und den Platz, an welchem es dargebracht wird.

Wenn ein Pferd oder eine Kuh verloren gegangen ist, so legt er das Silberstück, das man ihm schenkt, in einen Löffel mit Wasser oder Kumyschka, sieht darauf und nennt dann den Aufenthaltsort des Thieres. Krankheiten heilt er durch Besprechen, oder er läßt gewisse Opfer verrichten.

Der tuno erbt gelegentlich seine Würde von seinem Vater, doch kommt es auch vor, daß ein heruntergekommener Bauer sich selbst als tuno aufthut, behauptet Verkehr mit den Göttern zu haben ꝛc. Wenn der alte tuno abgängig ist, kann er dann auch die Würde desselben sich aneignen.

Von geringerer Bedeutung ist der pelˊl'äsˊkis. Dies kann sowohl ein Mann als auch gelegentlich eine Frau, junge oder alte, sein. Der pelˊl'äsˊkis heilt ebenfalls durch Besprechen, entdeckt verlorene Thiere ꝛc., doch steht er nicht mit den Göttern in Verkehr. Alles das, was der pelˊl'äsˊkis macht, vermag auch der tuno, nicht aber umgekehrt. Aminoff hat einige der Zauberformeln (kyl = Wort oder pelˊl'äsˊkon = das Blasen) des tuno und pelˊl'äsˊkis erhalten können. Der Beschwörende rechnet eine Menge unmöglicher Dinge auf und fügt dann hinzu: erst wenn alle diese Dinge eintreffen, könne der böse Geist dem Kranken irgend einen Schaden zufügen. Das Aussprechen der Zauberformel begleitet der pelˊl'äsˊkis mit Blasen, daher sein Name.

Der schlimmste Geselle ist der vedin must oder ubir oder vednˊäsˊ, ein mächtiger und ausschließlich böswilliger Zauberer. Er hat die Macht allerlei Krankheiten dem Menschen zuzuschicken, ja er kann auch Menschen in Thiere verwandeln. Er kann aber auch sich selbst verwandeln, fliegt in der Luft umher und greift gelegentlich sogar die Sonne an, es gelingt ihm dann sie theilweise zu verdunkeln (Sonnenfinsterniß), doch geht sie bekanntlich immer als Siegerin hervor. Diese Sage war schon Georgi in ähnlicher Form bekannt; sie hat aber besondere Bedeutung insofern, als nach Rytschkow die Mutter Sonne Göttin der Gesundheit und Feindin der Krankengeister war.

Es ist aber in der Gegenwart nicht all zu schwer, sich vor den Verfolgungen des vedin murt zu schützen; man braucht nur einen Tropfen Blut von dessen Körper sich auf die Zunge zu legen und ist dann sicher vor ihm. Man kann sich also vorstellen, daß des vedin murt Leben nicht gar zu angenehm sein mag. Er trachtet daher auch immer darnach, seine bösen Eigenschaften zu verheimlichen. Wenn er aber einmal erkannt wird, dann ist er gemieden und geächtet; er findet für seine Tochter keinen Mann, für seinen Sohn kein Weib aus einer ehrlichen Familie, und die Familien dieser Unglücklichen können sich nur unter einander verbinden. Das Unglück des vedin murt ist somit auch erblich, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn er die Verachtung der Leute mit Haß und Tücke vergilt.

Die Opferungen im lud werden vom lud-utˊis, Hainhüter, geleitet. Dieser wird vom tuno ernannt, ebenso wie die 4 bis 6 badzim-lud-utˊis, der gurt-kuala-utˊis und die 3 bis 4 badzim-kuala-utˊis. Jeder dieser Würdenträger hat die Obliegenheit das ihm anvertraute Heiligthum in Stand zu halten und die Opferungen in demselben zu leiten. Außerdem giebt es aber die erbliche Würde des vorsud utˊis, Hüter des voršud, auch kurisˊkisˊ oder vösˊäsˊkis, Beter oder Opferer genannt, welcher in großem Ansehen steht. Nach Aminoff soll er im Kazanschen mudortsˊi oder mudor utˊis, mudor-Hüter, heißen. Seine Obliegenheit ist in der Gegenwart einerseits die allgemeinen Opferungen zu leiten, die nicht im kuala oder lud abgehalten werden, außerdem aber bricht er vor dem kvar-sur-Feste (29. Juni) für jedes kuala des Dorfes von dem heiligen Baume jeder Familie Zweige ab und legt sie auf das džadžy. Früher aber scheint er noch manche andere Funktionen ausgeübt zu haben, so z. B. das Namengeben.

Ueber das Alter des Menschen in Amerika.

α. Die Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen auf der westlichen Erdhälfte hat seit den Tagen des Columbus die gelehrte und ungelehrte Welt vielfach beschäftigt. Erstaunt über das Vorhandensein von Wesen in dem neu entdeckten Erdtheil, der außerhalb des geographischen Bereichs der biblischen Anschauung lag, hat man anfangs sogar daran zweifeln wollen, daß die Entdecker wirkliche Menschen gesehen hätten. Gewohnt im engen Rahmen der bis

zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gültigen Weltanschauung zu denken, mußte das Vorhandensein von Menschen in dem geographisch völlig von der alten Welt getrennten Amerika zu den sonderbarsten Muthmaßungen führen und der Hypothesen war kein Ende. Ragt doch der Streit über den Ursprung des amerikanischen Menschen herein bis in unsere Tage, wo er in der mehr wissenschaftlichen Form der Polygenisten und Monogenisten noch heftig genug geführt wurde.

Das erste Wort in der Entscheidung über die Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika haben die Geologen zu sprechen. Sind dort echte fossile Ueberreste des Homo sapiens gefunden worden? Wer die Anstrengungen und Enttäuschungen kennen lernen will, welche auf diesem Gebiete gemacht wurden, dem empfehlen wir sich darüber in Short's „The Americans of Antiquity" (New York 1880), p. 112 — 130 Rath zu erholen. Da sind pompöse Funde von menschlichen Gerippen bis in die Tertiärzeit zurück angekündigt, aber nicht einmal die Funde aus der Glacialzeit halten Stich vor der wissenschaftlichen Prüfung und das Resultat lautet: We have seen, that as yet no truly scientific proof of man's great antiquity in America exists. Sir John Lubbock giebt dem Dasein des Menschen in Amerika nicht mehr als 3000 Jahre. Er wäre danach also erst dort aufgetreten, als in Aegypten die berühmte 18. Dynastie blühte und im Nilthale sich schon eine hoch entwickelte Kultur ausgebreitet hatte.

Mustern wir die verschiedenen Theorien und Hypothesen, welche über den Ursprung der alten Amerikaner aufgestellt wurden, so treffen wir gleichfalls auf viel wild und üppig wucherndes Unkraut, zumal da, wo strenge Bibelgläubigkeit Unfug anrichtet. Da sind es zunächst die bekannten verlorenen zehn Stämme der Israeliten, die nicht zur Ruhe kommen können und in der neuen Welt ihre Wiederauferstehung feiern, freilich zu Rothhäuten transformirt. Mr. George Jones schrieb ein dickleibiges Buch über die Identity of the Aborigines of America with the people of Tyrus and Israel, und der berühmte, durch sein neunbändiges Werk über die mexikanischen Alterthümer hochverdiente Lord Kingsborough fehlte auch in seinen Endschlüssen, indem er die jüdische Kolonisation Amerikas beweisen wollte. Nichts ist gefährlicher auf dem Gebiete der Ethnologie als mißverstandene Analogien und daraus abgeleitete Schlüsse. Mit deren Hilfe will ich die Abkunft jedes Volkes von jedem beliebigen andern nachweisen. Franz von Löher's Vandalen auf den Canarischen Inseln gehören in diese Kategorie. Garcia (Origin de los Indios. Valencia 1607, p. 323) weist nach, daß Peru Ophir war, und in Yucatan findet er den biblischen Joktan (1 Mos. 10, 25). Auch der berüchtigte — wiewohl nicht unverdiente — Abbé Domenech findet Ophir in Peru wieder. Hanno ist nicht an der Küste Afrikas hingeschifft, sondern hinüber nach Amerika. Phönizische Besiedlung ist so ziemlich alle dreißig bis vierzig Jahre von einem neuen Autor aufs Tapet gebracht worden und gefälschte phönizische Inschriften wurden wiederholt in Amerika entdeckt. Wer die ganze derartige Literatur zusammengestellt haben will, der findet sie reichlich excerpirt in Bancroft's Native Races of the Pacific States V, 9 seq. Genug damit!

Mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat eine Erreichung Amerikas durch chinesische Menschen, wiewohl damit noch nicht eine Abstammung der Amerikaner von den Chinesen, wie mancher Enthusiast will, bewiesen wäre. Wir zielen hier auf die bekannte und ad nauseam wiederholte Fusang-Geschichte, die zuletzt mit viel Gelehrsamkeit von Charles Leland: Fusang, or the Chinese Discovery of America (New York 1875), behandelt wurde. Wer aber die ganze Grundlosigkeit einsehen will, daß unter Fusang der Chinesen Amerika zu verstehen sei, der möge Bretschneider's Aufsatz darüber in den Mittheilungen der Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft nachlesen. Nahe verwandt mit dieser chinesischen Theorie ist die von Ranking (Historical researches p. 171 seq.) vertretene Ansicht, daß der Mongolenkaiser Kublai Chan eine große Flotte im 13. Jahrhundert gegen Japan aussandte, die verschlagen wurde und an die Gestade Perus gelangte. Von deren Besatzung stammen die Incas, was sehr plausibel auf dem Wege der Analogie bewiesen wird. Schade um die viele gelehrte Arbeit. Der historische Beweis der Besiedlung Alt-Amerikas von der alten Welt aus soll noch erbracht werden. Ueber die Fahrten der Nordmänner nach dem Nordosten reicht er bisher nicht zurück.

Wenn auch die konkreten Fälle, die sich auf „Fusang" und Kublai Chan beziehen, von der Kritik zurückgewiesen werden müssen, so ist doch damit nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß Ostasiaten auf dem Wege der Schifffahrt in vorcolumbischer Zeit nach den westlichen Gestaden Amerikas gelangten. Im Gegentheil, es ist dieses sehr wahrscheinlich und der Beweis hierfür liegt im Verschlagen japanischer Dschonken nach Californien. Im Overland Monthly (San Francisco 1873) finden wir die Angabe, daß allein in den letzten neunzig Jahren fünfzehn beglaubigte Fälle dieser Art vorliegen. Der Kuro Siwo, der Schwarze Strom, ist es, welcher jene Fahrzeuge nach Osten treibt. Bei der Aleuten-Insel Attu scheiterte im September 1862 eine japanische Dschonke mit zwölf Mann Besatzung, welche drei Monate vorher Japan verlassen hatte. Im Juli 1871 wurden auf derselben Insel von einem amerikanischen Zolldampfer vier schiffbrüchige Japanesen aufgenommen. Am 16. December 1871 brachte der Schuner „Hutchinson" drei Japaner nach San Francisco, die er auf der Insel Atka aufgenommen hatte; sie waren die einzigen Ueberlebenden von der Bemannung der Dschonke „Jinko Maru" aus Matsakka. Kapitän Cop aus Neu-London rettete 1815 etwa 15 bis 20 japanische Seeleute von einer entmasteten Dschonke in 40° nördl. und 170° westl. und setzte sie auf Lahaina (Sandwich-Inseln) ans Land. Im Jahre 1855 fand Kapitän Brooks vom Schiffe „Leverett" eine verlassene Dschonke in 42° nördl. und 170° westl. Im Jahre 1805 scheiterte eine Dschonke in der Nähe von Sitka. Kapitän Jennings von der englischen Brigg „Forrester" traf im Jahre 1813 bei den Königin-Charlotte-Inseln eine große japanische Dschonke, welche lange umhergetrieben war und auf welcher nur noch drei Mann von der Besatzung lebten. Am Kap Flattery (Washington) strandeten 1833 Japaner, die von den Indianern theils ermordet, theils zu Sklaven gemacht wurden. Bald darauf strandete eine mit Wachs beladene Dschonke an der Mündung des Columbia. Aber auch weiter südlich sind gestrandete asiatische Schiffe nachweisbar. Im Jahre 1853 wurde das Wrack einer Dschonke bei den San-Benito-Inseln an der Küste von Untercalifornien gefunden. Alle diese Fälle beweisen, wie der Mensch auch wider seinen Willen von Ostasien nach Amerika gelangt.

Selbst von jenen, die auf der Originalität des amerikanischen Menschen bestehen, kann nicht geleugnet werden, daß an der engen Passage der Beringstraße ein Verkehr zu allen Zeiten zwischen den hüben und drüben wohnenden Völkern stattgefunden hat. Bei klarem Wetter vermag man von der Mitte derselben gleichzeitig beide Kontinente zu erblicken. Die Beringstraße ist keine Völkerscheide, sie ist eher eine Brücke.

Die Volksstämme hüben und drüben gehören zu einer

Race, was der alte Steller (Kamtschatka 251) bereits bemerkte: „Die Amerikaner, welche wir bei Schumachin's Insel auf Amerika gesehen, sind den hiesigen Völkern (Kamtschadalen) so gleich als ein Ei dem andern." v. Kittlitz, Erman (Zeitschrift f. Ethnologie Bd. II), Bastian (in Zeitschrift f. Erdkunde), alle stimmen in dieser Beziehung überein. Nicht zufällige Analogien finden sich hüben und drüben, wie z. B. die wichtige Bildung der Verwandtennamen bei Kamtschadalen und Korjäken einer- und manchen Amerikanern andererseits übereinstimmt (Radloff, Ueber die Sprache der Tschuktschen, St. Petersburg 1861, 8.). Steinkocher sind die Völker hüben und drüben, sie haben dieselben Schwitzbäder, die gleiche Bauweise, die Bärenverehrung, dieselbe Art der Zweikämpfe, ihr Knochenschnitzwerk zeigt den gleichen Stil u. s. w. Daß das rauhe Klima ein Hinderniß gewesen sein solle, daß auf tiefer Stufe stehende Völker via Beringstraße nach Amerika gekommen seien, vermögen wir nicht anzuerkennen. Wer bei Holmberg (Völker des Russ. Amerika, Helsingfors 1855, I, 19, 38) liest, wie die Thlinkithen im Winter barfuß gehen und ihre Kinder selbst im Winter täglich im Meere baden, der wird auf solchen Einwand nicht achten.

Anzunehmen und nicht auszuschließen ist also eine Besiedlung Amerikas via Beringstraße in uralter Zeit. Die heute auf der amerikanischen Seite derselben sitzenden Völker sind allerdings die letzten späten Ankömmlinge, was unter anderm daraus hervorzugehen scheint, daß *die Konjagen den Tabak erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Russen kennen lernten* (Holmberg a. a. O. 132). Alle übrigen Amerikaner rauchten schon lange.

Bleiben noch die Ansichten zu erörtern, welche den amerikanischen Menschen als autochthon hinstellen. Sie kamen auf, als das viele ungereimte Zeug über Abkunft von den Phöniziern, Juden u. s. w. sich breit machte, und wurden vertreten von einer vorzüglich geschulten Anzahl amerikanischer Gelehrter. Mit ihnen vereinigten sich solche, welche den Schöpfer ein rothhäutiges Paar Adam und Eva speciell für Amerika in ein amerikanisches Paradies setzen ließen. Wissenschaftlich vertrat der berühmte Anthropologe Dr. Samuel *Morton* die Unabhängigkeit des amerikanischen Menschen von der alten Welt. In seinem großen Werke Crania Americana schildert er und zeichnet er die Schädel der Moundbuilder, Mexikaner, Peruaner und vieler Jägervölker. Er fand für alle einen einheitlichen Typus vom Polarkreis bis Patagonien und vertrat die Ansicht, daß die Amerikaner eine ganz selbständige, autochthone Race bildeten. Nur den Unterschied zwischen barbarischen und toltekischen (civilisirten) Völkern machte er. „Es ist merkwürdig zu beobachten," sagt Morton, „daß die barbarischen Völker ein um $5^1/_2$ Kubikzoll größeres Gehirn als die Tolteken haben; letztere besitzen dafür eine größere Entwickelung des Vorderschädels wie jene im Verhältniß von 42,3 zu 41,8. Der Gesichtswinkel beider ist gleich und beträgt 75 Grad." Selbst mit den Mongolen will Morton den Amerikanern keine Aehnlichkeit zugestehen. Was in Künsten, Institutionen, Religion, Sitten und Gebräuchen übereinstimme, sei „auf gelegentliche oder koloniale Mittheilung mit asiatischen Völkern" zurückzuführen oder selbständig unter gleichem Bedürfniß und ähnlichen klimatischen und Lebensbedürfnissen entstanden.

Agassiz schloß sich Morton an. „Wir glauben," sagt der berühmte Naturforscher, „daß, wie alle organischen Wesen, die Menschheit nicht in einzelnen Individuen entstanden sein kann, sondern in jener numerischen Harmonie geschaffen worden sein muß, welche das Charakteristikum jeder Art ist. Der Mensch muß in Nationen entstanden sein, wie die Bienen in Schwärmen entstanden, und wie die verschiedenen gesellschaftlichen Pflanzen die weiten Strecken bedeckten, über die sie sich naturgemäß verbreiteten." Nott und Gliddon führten solche Ansichten weiter aus in ihrem großen Werke Types of Mankind, in dem alles gesagt ist, was sich für ein Autochthonenthum der Amerikaner vorbringen läßt.

Die neuere ethnologische und anthropologische Forschung steht nicht mehr auf diesem Standpunkt. Sie nimmt den Zusammenhang der Amerikaner mit den Menschen der alten Welt, speciell mit den Mongolen an und läßt vor undenklichen Zeiten einen Zweig derselben nach Amerika einwandern, dort aber sich *selbständig* und unabhängig von der östlichen Kultur entwickeln.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In den „Mitheilungen der k. k. Geogr. Gesellschaft in Wien" 1881 (Heft 6 bis 9, S. 378 ff. nebst Karte) handelt Dr. V. *Goehlert* über Anthropometrie und speciell über die *Körperlänge* nach der ethnographischen Verschiedenheit *der Völker Oesterreich-Ungarns*. Das Interessanteste ist die Karte, welche die ungefähren ethnographischen Grenzen und daneben die durchschnittliche Körperlänge der in den 80 Militär-Ergänzungsbezirken des Reiches in den Jahren 1870 bis 1873 gemessenen 1 520 000 Rekruten zeigt. Die Körpergröße fällt zwar keineswegs immer mit der Nationalität zusammen; doch läßt sich im Großen und Ganzen folgende Reihenfolge aufstellen: zu oberst in der Körperlänge stehen die Dalmatiner, ihnen zunächst die Serben (Serbokroaten) und Slovenen; etwas kleiner als diese sind die Deutschen. Mit diesen gleich groß zeigen sich die Czechen, denen sich die Ruthenen und Rumänen anreihen. Zu dem kleinsten Menschenschlage gehören die Magyaren und die Polen, insbesondere die Mazuren. Nach Goehlert's Ansicht läßt sich ein Rückgang in der Körperlänge gegen frühere Zeiten nicht leugnen, wenigstens nicht für jene Gegenden, in welchen während einer längern Reihe von Jahren durch unausgesetzte Entziehung aller größeren, kräftigen und zur Fortpflanzung geeigneten Personen, d. i. durch Rekrutirungen, gewaltsam in die Bevölkerungsverhältnisse eingegriffen wurde. So läßt sich für Böhmen, welches in diesem Jahrhundert über 600 000 Mann zum österreichischen Heere geliefert hat, auf Grund amtlicher Daten eine Abnahme der Körpergröße um 39,5 mm seit 100 Jahren nachweisen. Frankreich fand sich seit einem Jahrhundert bereits dreimal gezwungen, in dem für Rekruten bestimmten Minimalmaße herabzugehen; auch Oesterreich hat seit Anfang dieses Jahrhunderts das Minimalmaß für Rekruten von 63 auf 59 Wiener Zoll heruntergesetzt, und trotzdem beträgt die Zahl der Untermäßigen gegenwärtig noch immer 13 bis 14 Procent oder den siebenten Theil der untersuchten Wehrpflichtigen. Zum Schlusse macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß bei der nachgewiesenen Verschiedenheit der

Körperlänge der verschiedenen Völker Oesterreich-Ungarns das für alle Länder der Monarchie gleichmäßig festgesetzte Minimalmaß für Rekruten eine Ungerechtigkeit in sich schließt, indem dasselbe Gegenden mit kleinerm Menschenschlage ungleich mehr belastet, als solche mit größerm, und daß es von der Gesetzgebung gerechter wäre, das Minimal-Körpermaß nicht gleichmäßig für alle Länder der Monarchie festzustellen.

— Die Hundred-of-Hoo-Eisenbahn, welche von Higham, unweit Gravesend, nach der Insel Grain (an der Themse-Mündung) in Verbindung mit der Südostbahn gebaut wird, nähert sich rasch ihrer Vollendung. Ihre Eröffnung wird weit mehr als lokale Bedeutung besitzen, da dieselbe dazu bestimmt ist, die Insel Grain zum Mittelpunkte eines großen festländischen Verkehrs mit Belgien, Holland und Deutschland zu machen. Grain ist am linken Ufer des Medway gegenüber der Arsenalstadt Sheerneß gelegen, deren Rhede ausnahmsweise große Bequemlichkeiten als Ankerplatz für Schiffe bietet. Ein 400 Fuß langer Pier wird in Grain in Verbindung mit der Eisenbahn hergestellt, und da selbst bei Ebbe eine Wassertiefe von 20 Fuß vorhanden ist, werden die größten Schiffe im Stande sein, zu irgend einer Zeit beizulegen und ihre Ladungen zu löschen. (Allg. Zeit.)

— Daß Frankreich, dessen Weinberge bereits zu einem Viertheile von der Reblaus vernichtet worden sind, bedeutende Mengen italienischen, besonders sicilianischen Rothweins bezieht, erwähnten wir früher (s. „Globus" XXXVI, S. 120). Aber auch Spanien muß vor den Riß treten: einer amtlichen Angabe des spanischen Regierungsanzeigers zufolge wurden in den ersten sechs Monaten 1881 allein nach Frankreich 3 140 547 Hektoliter spanischen Weines im Werthe von 131 902 947 Francs importirt. Die größten Quantitäten bezogen hiervon Paris, Bordeaux, Cette und Port Vendres.

— Leuchtthürme Spaniens. 175 Leuchtthürme stehen auf den Küsten Spaniens; von diesen entfallen 71 auf die Mittelmeerküste, 25 auf die Balearen, 3 auf Gibraltar, 1 auf die Insel Alboran, 1 auf Ceuta und 75 auf die atlantischen Küstenstrecken Spaniens.

(Boletines der Soc. geogr. de Madrid.)

— Das durch seine landschaftlichen Schönheiten ausgezeichnete Gebiet der kleinen Pyrenäenrepublik Andorra umfaßt drei Gebirgsthäler; der einzige Fluß des Landes heißt Rio Valira. Die Bevölkerung zählt etwas über 15 000 Seelen, welche in zwanzig Gemeinden vertheilt sind. Die Hauptstadt Andorra la Vieja zählt 2000 Einwohner, größer und bedeutender ist San Julian mit über 3000 Einwohnern; beachtenswerth sind noch die Pfarrdörfer Encamp, Canillo, La Masana und Ordino. Außer der katholischen wird keine andere Konfession geduldet. An der Spitze der Exekutivgewalt stehen ein Spanier und ein Franzose, um die Interessen des Bischofs von Urgel und Frankreichs, welche zusammen ein Protektorat über das Land ausüben, zu vertreten. Ihr Amtstitel ist der der Vigueres. Als legislative, berathende und überwachende Behörde fungirt das Consejo, eine aus 24 vom Lande gewählten Deputirten bestehende Körperschaft. In der Gegenwart hat man die Vigueres abgesetzt und das Consejo hat die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen. Die Kriegsmacht besteht aus zwanzig Gendarmen, welche Truppe im Nothfall bis auf hundert Mann ergänzt werden kann. Die Ausrüstung, Uniformirung und Bewaffnung ist dieselbe, wie jene der carlistischen Infanterie, indem die Republik den Banden des Dorregaray bei ihrem Rückzuge nach Frankreich die gesammte Ausrüstung abkaufte. Der gegenwärtige Kommandant dieses Gendarmencorps ist ein ehemaliger Maulthierhändler, Namens Canillo, welcher in dem letzten spanischen Bürgerkriege in den Reihen der Carlisten mitgefochten hatte.

(Nach Manuel Diaz y Rodriguez in der Correspondencia Militar von Madrid.)

— Dr. M. Busch's Reisehandbuch „Die Türkei" ist kürzlich in 3. Ausgabe (Wien, M. Perles) erschienen. Für Konstantinopel und Umgebung ist es ziemlich ausführlich und zuverlässig; die Touren in den Provinzen sind dagegen etwas kurz behandelt. Ein Index, ein Stadtplan von Stambul und eine bessere Uebersichtskarte würden den Werth des Buches nicht unbedeutend erhöhen.

— Die Vorarbeiten zur Durchstechung des Isthmus von Korinth — wird der „Allg. Zeit." aus Athen, 14. August, geschrieben — haben begonnen und schreiten, an zwei Stellen zu gleicher Zeit in Angriff genommen, rüstig vorwärts, da die Sprengung der Felsmassen keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet. Zugleich sind zwei Kartographen beschäftigt, eine genaue Karte des Isthmus aufzunehmen, welche dem geographischen Kongresse in Venedig vorgelegt werden soll. Weiter meldet dieselbe Zeitung vom 16. September, daß die Versuchsstollen schon bis 50 m tief eingetrieben wurden. Als beste Linie ist die antike aus Nero's Zeit erkannt worden, und soll deshalb beibehalten werden. Die eigentlichen Arbeiten sollen im December beginnen. Bei den Grabungen wurde eine gewaltige künstliche Höhle entdeckt, ein wahres Wunderwerk und unversehrt erhalten, welche offenbar zur Zeit Nero's vollendet wurde und den Arbeitern als Aufenthalt diente.

— Aus Vostitza im Peloponnes, dem alten Aegion, kommt die Nachricht, daß beim Dorfe Mamussia im Demos Aegion auf hohem Bergrücken, von welchem die ganze Strandebene am korinthischen Golfe und die Gebirge bis nach Korinth hin zu überschauen sind, ein altes Theater entdeckt wurde, welches mit verhältnißmäßig geringen Kosten bloßgelegt und wiederhergestellt werden kann. Dasselbe gehört unzweifelhaft der alten Stadt Keryneia an, welche, ursprünglich nur eine Bergveste der Helikeer, schon früh solche Bedeutung gewann, daß sie an Stelle des von seinen Bewohnern verlassenen Aegae als selbständiges Mitglied in den achäischen Bund aufgenommen wurde.

(Nach der Allg. Zeit.)

Asien.

— Aus Beiram, dem antiken Assos an der Südküste der troischen Landschaft, kommt uns die Nachricht, daß Mr. Joseph J. Clarke, welcher dort im Auftrage der Amerikanischen Archäologischen Gesellschaft Untersuchungen vornimmt, zugleich mit einer Aufnahme der Troas im Maßstabe von 1 : 100 000 beschäftigt ist. Dieselbe soll alles Land ostwärts bis zu einer Linie, welche Tschanak Kalessi mit Edremid (Adramyttion) verbindet, sowie die Nordspitze der Insel Mytilene umfassen und namentlich die geologischen Verhältnisse berücksichtigen. Der südliche Theil dieser Karte, die Küste zwischen Edremid und Baba Kalessi und den Lauf des Flusses Satnioeis umfassend, wird noch im Spätherbst dieses Jahres vollendet werden.

— Trotz aller Finanznoth wagt es die türkische Regierung in Palästina an Straßenbau und sogar an Reparaturen zu denken. Wie der „Warte des Tempels" aus Jerusalem (9. August 1881) geschrieben wird, ist kürzlich von Konstantinopel dorthin der Befehl gekommen, daß eine Fahrstraße nach Hebron hergestellt werde. In Folge dessen wurde ein griechischer Ingenieur damit beauftragt, der seine Arbeit leider damit begann, eine möglichst ungeeignete Linie abzustecken, nämlich anstatt sie oben auf der Höhe längs des gewöhnlichen Weges nach Bethlehem hinzuführen, steigt er gleich beim Jaffathore hinunter ins Gihonthal bis an den untern Gihonteich, am untern Ende desselben vorbei und sodann hinauf über einen felsigen Bergrücken, um jenseits der Anhöhe den Weg nach Bethlehem zu erreichen. Da der geradeste und ebenste Weg bei der Kolonie der Templer vorbeiführen mußte, haben letztere beim Pascha gegen jenes Projekt Einsprache erhoben — mit welchem Erfolge, wird sich zeigen, wenn überhaupt aus der ganzen Sache etwas wird. — Kein besseres Prognostikon kann man dem zweiten Projekte stellen, welches vom Scheich-ül-Islam ausgeht. In seinem Auftrage

erschien ein türkischer Architekt in Jerusalem, um die Gebäulichkeiten und archäologischen Ueberreste des Tempelplatzes (Haram esch-Scherif) zu renoviren; derselbe fand, daß dazu eine Summe von 18 000 türkischen Pfunden erforderlich sei, und steht nun mit den Bauverständigen der heiligen Stadt wegen Uebernahme der Arbeiten in Verbindung. Fraglich ist dabei nur, woher die Pforte jene Summe nehmen wird. Eine wirkliche Verbesserung hat dagegen die Straße zwischen Jerusalem und Jaffa erfahren, welche Eigenthum der Jerusalemer Stadtbehörde ist. Dieselbe hat seit drei Vierteljahren durch den Weingärtner Gohl von Haifa mit Hilfe von 20 bis 50 Arabern den Weg erst im Gebirge, dann in der Ebene ausbessern lassen, so daß man jetzt mit Wagen ordentlich darauf fortkommen kann. In Folge dessen hat sich die Frequenz so gehoben, daß jetzt 30 bis 40 Wagen darauf hin und her gehen und die Pacht des Straßenzolles von 550 türkischen Liren auf 1200 gestiegen ist. Dieser Wagenverkehr ist durch die Templer ins Leben gerufen worden, hat aber bald auch Juden und Araber zur Nacheiferung veranlaßt, so daß man jetzt in Folge der Konkurrenz nur 5 bis 6 Francs Fuhrlohn von Jerusalem bis Jaffa zahlt, während noch vor etwa zehn Jahren ein Wagen ebenso viele Napoleonsd'or kostete. Dies zeigt, wie die deutschen Kolonisten ohne Worte und bloß durch ihr Beispiel einen wenn auch kleinen Beitrag zur Hebung des Landes liefern.

Polar-Gebiete.

— Am 3. September ist Marinelieutenant Bove von Genua nach Buenos Ayres abgefahren, um dort den Befehl über die von der argentinischen Regierung beabsichtigte antarktische Expedition zu übernehmen (vergl. oben S. 48 und 112). Eine wissenschaftliche Kommission soll daran theilnehmen und sich am 5. Oktober gleichfalls in Genua einschiffen: die zoologischen Arbeiten werden von Dr. Vicinguerra, die botanischen wahrscheinlich von Dr. Lorenz in Buenos Ayres, die mineralogischen und geologischen von dem Professor der Universität zu Sassari, Lovisati, und die photographischen Aufnahmen von Lieutenant Roncagli ausgeführt werden.

— Wie wir auf S. 16 (vergl. auch S. 109) dieses Bandes berichteten, verließ der reichlich verproviantirte Zolldampfkutter „Corwin" unter Kapitän Hooper am 3. Mai d. J. San Francisco, theils um im Beringsmeere den Schnapshandel, welchen einige Schiffe aus San Francisco und Honolulu dort widerrechtlich mit den Eingeborenen betreiben, zu unterdrücken, theils um nach der „Jeannette" und zwei verschollenen Schiffen von Walfischfängern zu suchen. Durch den Walfänger „Thomas Pope", welcher schon Ende Juli mit reichlichem Fange nach San Francisco zurückkehrte, kam die erste Nachricht (vom 14. Juni) von jenem Zollkutter, mit welchem der „Thomas Pope" in der Plover-Bai (am Südufer der Tschuktschen-Halbinsel) zusammengetroffen war. Danach hatte der „Corwin" die Bering-Straße passirt und war an der sibirischen Nordküste westlich bis zum Kap Wankarem (176° 52' westl. L. Gr. und 67° 54' nördl. Br.) vorgedrungen, wo sein Steuerruder stark beschädigt wurde. An der Kolintschin-Bai landete er zu Anfang Juni eine Erforschungspartie, bestehend aus den Lieutenants Herring und Reynolds, einem Matrosen und zwei Eingeborenen nebst 25 Hunden, vier Schlitten, einem Boote &c., damit dieselbe bei den Küsten-Tschuktschen wegen der beiden vermißten Walfischfänger und der „Jeannette" Erkundigungen einzöge; denn Kapitän Hooper glaubte, daß, wenn letzterm Schiffe ein Unglück zugestoßen wäre, ihre Mannschaft versucht hätte, das asiatische Festland zu gewinnen. Der „Corwin" lief nun die Plover-Bai und später St. Michaels an, von welch' letzterm Punkte sein zweiter Bericht (vom 9. Juli) datirt ist, und nahm dazwischen am 29. Juni jene Land-Expedition wieder auf. Die Forschungen derselben hatten ergeben, daß zwei verlassen im Eise treibende Schiffe, welche im November 1880 von Küsten-Tschuktschen besucht wurden, und von denen man verschiedentlich schon gehört hatte, in der That die vermißten Walfänger „Mount Wollaston" und „Vigilant" waren. An Bord des letztern wurden vier Leichen gefunden, die dem Anscheine nach schon lange gelegen hatten, so daß man annehmen muß, daß beide Schiffe schon im Spätherbste oder Winter 1879 verlassen wurden. Die Tschuktschen haben bei ihrem Besuch am Bord beider später fortgetriebenen Schiffe verschiedene Gegenstände mitgenommen, die nach San Francisco geschickt und als theils zu dem einen, theils zu dem andern Schiffe gehörig erkannt worden sind. Man hofft nun, daß ihre Bemannung sich nach Wrangels-Land geflüchtet und dort vielleicht von der „Jeannette" aufgenommen worden sein möge; von letzterm Schiffe hatte Niemand an jenen Küsten etwas gesehen. Kapitän Hooper wollte von St. Michaels aus noch den Kotzebue-Sund besuchen, dann an der arktischen Küste Amerikas bis Point Barrow fahren und von da um den 10. August direkt nach der Herald-Insel und Wrangels-Land gehen; er hofft beides zu erreichen, da, wie er wiederholt betont, die Eisverhältnisse sich als sehr günstig erweisen, und der diesjährige Sommer dort eine „offene Saison" ist.

— Während in diesem Jahre die Eisverhältniße im Bering-Meere sowohl als auch nördlich vom Smith-Sunde sich als sehr günstig für die Schifffahrt herausgestellt haben, ist die vierte niederländische Nordpolar-Expedition (vergl. oben S. 64) auf dem „Willem Barents" im Spitzbergischen Meere nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Wegen einer ununterbrochenen Eisbarriere, die sich fast bis nach Norwegen erstreckte, konnte sie weder Spitzbergen, noch selbst die Bäreninsel erreichen; nach einem nochmaligen Versuche, ihren Weg nach Norden zu erzwingen, wird sie, wie aus Kopenhagen an die „Times" berichtet wird, heimkehren, da der Kapitän überzeugt ist, daß Nowaja Zemlja in diesem Jahre vollständig von einem Eiswalle umschlossen wird.

Vermischtes.

— Riesig ist der Papierverbrauch auf der Erde. Die Vereinigten Staaten produciren von diesem Artikel jährlich 207 000 Tonnen, England 180 000, Deutschland 203 000, Frankreich 132 000, Oesterreich 97 200, Italien 50 600, Rußland 32 400 und Spanien 30 600. In den Vereinigten Staaten werden jährlich pro Kopf der Gesammtbevölkerung etwa 11 Pfund Papier verbraucht und in England etwa eben so viel, in Deutschland etwa 10 Pfund und in Frankreich $7\frac{1}{3}$ Pfund. Dabei nimmt, wie fast allgemein anerkannt wird, die Produktion von Büchern überall ab, und der zunehmende Papierverbrauch rührt lediglich von der Entwickelung der Zeitungen und Zeitschriften her.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Nach Korzistka dehnt sich die Tatra von Kralovan am Zusammenflusse der Arva und Waag im Westen bis Muszyna am Poprad, von Nowy-Targ (Neumarkt) im Norden bis zum Hochwaldplateau zwischen Vazsec und Czorba im Süden aus. Doch das ist eine hydrographische Begrenzung, welche die Ebene am Fuße des Gebirges in sich begreift, während die geologische Grenze des Gebirgsstockes, der eigentlichen Tatra, viel enger gezogen ist: sie beginnt im Westen mit dem Berge Osobita und reicht östlich bis zur Käsmarker Spitze, geht von etwas über Zakopane im Norden bis zum Bade Schmecks im Süden. Nur der Nordabhang der Tatra gehört zu Galizien. Das Gebiet, welches sich an ihrem Fuße bis nach Nowy-Targ hin ausdehnt, Podhale genannt, wird ausschließlich von den Gebirgsleuten bewohnt; in geographischer wie ethnographischer Hinsicht unterscheidet es sich scharf von den benachbarten Landschaften. In geographischer Beziehung sind die Grenzen der Podhale im Süden die Tatra, im Norden der Donajec, im Westen der Czarny-Donajec und im Osten die Bialka. Da diese Flüsse fast ringsum von steilen, unbewohnten Bergen umgeben sind, so darf man sagen, daß die Bewohner des Podhale-Gebietes von ihren Nachbaren ebenso getrennt leben, als säßen sie auf einer Insel. Auf jeder Karte fällt das längliche Viereck, welches, rings von Bergen umschlossen, von Galizien aus auf ungerisches Gebiet weit übergreift, sofort in die Augen; dasselbe entspricht genau der Podhale.

Die ethnographischen Grenzen fallen so ziemlich mit den geographischen zusammen: rings um die Podhaler wohnen mancherlei von ihnen ganz verschiedene Völker. Im Norden, von Nowy-Targ an und selbst noch in einigen Dörfern auf dem rechten Ufer des Donajec, sitzen Galizier vom Beskidengebirge. Obwohl sie ebenso wie die Podhaler polnischen Ursprungs sind, erkennt man doch letztere auf den ersten Blick heraus. Auch sind ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Beschäftigungen andere, ihr Benehmen ein viel plumperes. Westlich und südlich wohnen Slovaken, welche die Bevölkerung der ungerischen Komitate Arva und Liptau ausmachen; die eigentlichen Magyaren sind dort nur durch Großgrundbesitzer und Beamte vertreten. Im Osten finden sich Slovaken und um Käsmark, Poprad und Leutschau im Zipser Komitate, welches östlich an das Liptauer grenzt, Deutsche in kompakter Masse. Im Nordosten, von Szlachtowa bei Szczawnica (an der Ruska, einem kleinen rechtsseitigen Zuflusse des Donajec) an beginnen die Ruthenen, welche nach Osten längs der Karpathen bis über das linke Dnjepr-Ufer hinaus sich ausbreiten. Dazu kommen dann noch die in Galizien so zahlreichen Juden, so daß man hier auf engbegrenztem Raume sechs verschiedene Völker mit mindestens fünf Sprachen findet, eine in Europa vielleicht einzig dastehende Thatsache.

Nach Obigem sind es vorzüglich die Slovaken, von denen die Podhaler umgeben sind; obwohl erstere an Zahl die letzteren unendlich überwiegen, da ihre Anzahl im nördlichen

Ungern auf mehr als 2 Millionen Seelen geschätzt wird, so zeigen sie doch kein Bestreben, über ihre Grenzen hinauszugehen; vielmehr sind es die Podhaler, welche Uebergriffe gemacht haben, indem sie mehrere Dörfer auf dem ungerischen Abfalle der Tatra besitzen (entgegen der Czoernig'schen ethnographischen Karte von 1856), während kein Dorf der galizischen Seite von Slovaken bewohnt wird, überhaupt kein Slovake in der Podhale sich niedergelassen hat.

Slovaken und Podhaler unterscheiden sich, wie gesagt, bedeutend von einander. Die Slovaken haben hohen Wuchs, sind kräftig, dabei aber schwerfällig und indolent. Die Podhaler dagegen sind gewöhnlich von mittlerer Größe, etwas mager, aber sehr lebhaft und beweglich. Ebenso unterscheiden sie sich in der Ernährung: der Slovake nährt sich meist von Fleisch, trinkt viel Alkohol, aber keine Milch; der Podhaler aber lebt fast nur von Hafer, Milch und Wasser. Zwischen beiden Stämmen finden Zwischenheirathen nur äußerst selten statt; Prof. Kopernicki hat mit Rücksicht darauf die Civilstandsregister mehrerer Grenzpfarren durchgesehen, hat aber keine Ehe zwischen einem polnischen Gebirgsbewohner und einer Slovakin gefunden. Zudem leben beide Völker keineswegs in Eintracht, und zwar schon seit langer Zeit, wie eine merkwürdige Sage darthut.

Die Slovaken in der Umgebung der Tatra und im nordwestlichen Ungern sind, wie es Le Bon scheint, die Repräsentanten der Urrace, welche vor den großen aus Osten kommenden Invasionen das Land bewohnte. Meist haben sie zehn bis zwölf Kinder, während der Familienvater im übrigen Ungern sich sonst mit zweien bis dreien begnügt; in Folge dessen vermehren sich erstere viel rascher als letztere. Die Sprache der Slovaken unterscheidet sich vom Polnischen nicht sehr; Bewohner der beiden Tatra-Abhänge verstehen sich einander sehr bald. Das Slovakische ist vom Mährischen und Tschechischen wenig verschieden und den

Der Czarny Staw am Fuße des Koscielec.

meisten Dialekten Rußlands verwandt; wenn, wie man behauptet und nach Le Bon's Ansicht sehr mit Unrecht behauptet, eine Race alle Menschen mit derselben Sprache umfaßt, so hätte die slavische Race in Europa eine erschreckend große Verbreitung.

Das einzige fremde Volk, welches einigermaßen zahlreich in der Podhale sich findet, sind die Juden; allein sie üben in anthropologischer Hinsicht keinen Einfluß aus, denn jeder Galizier hielte sich für entehrt durch eine Heirath mit einem Nachkommen Israels. Die Landleute sehen die Juden für Wesen einer untergeordneten, bösen Race an, die auszurotten ein verdienstliches Werk wäre, wenn nicht die Gesetze eine bedauerliche Toleranz vorschrieben und verlangten.

Alle erwähnten Völker, Polen, Slovaken, Ruthenen ꝛc., mit Ausnahme der Magyaren und der Juden[1]), gehören zu den Slaven; dabei ist aber nicht zu vergessen, daß unter dem Gesammtnamen Slaven ganz verschiedene Racen begriffen werden. Ein Ruthene oder Slovake unterscheidet sich von einem Russen jenseits des Dnjepr ebenso, wie von einem Böhmen, Serben, Polen u. s. w. Ebenso wenig, wie mit Juden und Slovaken, vermischen sich übrigens die Bewohner der Podhale mit den übrigen Völkern, von denen sie umgeben sind. Die schon etwas entfernter wohnenden Ruthenen unterscheiden sich von ihnen schon durch Sprache und Religion und haben auch wenig Beziehungen zu ihnen. Das Gleiche gilt von den Deutschen des Zipser Komitates, und von den wenigen Magyaren trennt sie die gesellschaftliche Stellung. Einzig und allein mit den Polen an der Nordgrenze der Podhale finden Vermischungen statt,

[1]) Le Bon sagt „mit Ausnahme der Magyaren und vielleicht der Juden", weil die Arbeiten der modernen Anthropologie dargethan zu haben scheinen, daß die Juden, welche so lange für eine reine Race gegolten haben, in Europa aus zwei sehr getrennten Racen bestehen: 1) Juden slavischen Ursprungs, denen sich die meisten der „deutschen" Juden anschließen, und 2) spanischen und portugiesischen Juden, Abkömmlingen der echten paläftinensischen Israeliten. Die sogenannten deutschen Juden wären Abkömmlinge von Slaven und Tataren, namentlich Tataren vom Schwarzen Meere, die im 8. und 9. Jahrhunderte den Mosaismus angenommen hätten. Alle galizischen Juden stammten anscheinend aus Deutschland; ihr erstes Auftreten fiele in das 12. Jahrhundert. Einen Beweis dafür giebt übrigens Le Bon nicht; derselbe scheint uns auch schwer zu erbringen.

Typen der verschiedenen Stämme in der Umgebung der Podhale (Galizier aus den Beskiden, Slovaken, Bewohner des Pieniny-Gebirges, Juden).

so daß in den Dörfern am Donajec die Bevölkerung einen gemischten Charakter zeigt. Aber die echten Podhaler, die Bewohner der Dörfer am Fuße der Tatra, welche sich für höher stehend erachten, als die übrigen polnischen Gebirgsbewohner, schließen keine Heirathen mit den nördlicher sitzenden Polen. Diese Isolirung im Verein mit gewissen Existenzbedingungen und Einflüssen des „milieu“ haben die Bildung einer neuen Race zur Folge gehabt, deren gemeinsamer Charakter sie von den benachbarten Völkern scharf unterscheidet.

Die Sprache der Podhaler ist ausschließlich die polnische, vielleicht mit etwas veralteten Formen; deutsch kennen nur wenige. Weil um die Tatra herum mehrere Sprachen gesprochen werden, ist das geographische Studium des Gebirges für den Fremden außerordentlich erschwert. Viele Dörfer haben zwei Namen, und die meisten Berge sogar drei bis vier, einen deutschen, einen slovakischen, einen polnischen und mitunter noch einen magyarischen. Den an Ort und Stelle selbst gebrauchten zu ermitteln ist oft sehr schwer.

Die Bevölkerung der Podhale zählt heute etwa 40400 Seelen in 42 Dörfern, darunter etwa 800 Juden, ein gegen das übrige Galizien sehr geringer Procentsatz. Diese Juden wohnen fast alle in Nowy-Targ und Czarny-Donajec. Das Areal der Landschaft beträgt 530 qkm, so daß auf den Quadratkilometer 66 Einwohner entfallen, was eine dichte Bevölkerung genannt werden darf, da die entsprechende Ziffer in Frankreich nur 69 ist.

Der Mlynarz und der Bach des Weißwasser-Thales.

Das Tatra-Massiv besteht hauptsächlich aus Granit und Gneis, der an mehreren Stellen mit Sandstein und halbkrystallinischem Kalke bedeckt ist. Mineralien (Eisen, Kupfer, Granaten, Quarz u. s. w.) sind wenig vertreten und werden nicht ausgebeutet. Fauna und Flora unterscheiden sich nicht auffallend von denen anderer mitteleuropäischer Gebirge. Ein Drittel der Podhale und ein Theil des Gebirges bis zu einer bedeutenden Höhe hinauf ist mit dichten Wäldern bedeckt, die aus Ulmen, Ahorn, Eichen, Eschen, Weiden und besonders aus Fichten und Tannen bestehen. Farnkräuter, Flechten und Moose sind in Masse vorhanden, und die Wälder sind oft so dicht und dunkel, daß man sie den Urwäldern der Neuen Welt vergleichen kann. Unter den Thieren nennen wir hier nur den Bären, das Murmelthier, das Reh, die Gemse, den Adler und die Viper. Die Bären sind die gefürchteten Feinde der Herden; auch die Adler stellen denselben nach, richten aber nicht so große Verwüstungen an, wie jene. Vipern, oft von riesiger Größe, sind sehr zahlreich. Rehe sind schon nahezu verschwunden, und ein gleiches Schicksal wird, trotz des Verbotes sie zu jagen, wohl bald auch Gemsen und Murmelthiere erreichen. Letzteren stellt man nur wegen ihres Fettes nach, welches bei den Galiziern für ein treffliches Mittel gegen den Rheumatismus gilt. Trotz den Jagdgesetzen sind die Gebirgsbewohner große Jäger vor dem Herrn und stellen namentlich den Gemsen nach; da diese nun besonders auf dem Südabhange der Tatra auf slovakischem Gebiete vorkommen, und die Slovaken ihr Wild für sich behalten wollen, so vertragen sich beide Stämme nur schlecht. Der Spitzname Zli ptacy (böse Vögel), welchen die Liptauer Slovaken bei den Podhalern führen, datirt der Sage nach schon aus Attila's Zeiten.

Die Podhale besitzt ihrer Höhe über dem Meere wegen, welche zwischen 600 m und 1100 m liegt, ein ziemlich rauhes Klima und ist meist von Ende September an mit Schnee bedeckt. Deshalb ist der Boden wenig fruchtbar und seine Produkte genügen zum Unterhalte der Bewohner nicht. Kein anderer Theil Galiziens ist in dieser Hinsicht so schlecht bestellt. In Folge der Rauheit des Klimas ist die Kindersterblichkeit eine sehr hohe. Die Podhaler haben zwar meist acht bis zehn Kinder, bringen davon aber nur wenige durch. Da natürlich nur die kräftigsten am Leben bleiben, so dient diese natürliche Zuchtwahl dazu, die Kraft des Stammes zu bewahren.

Die Spärlichkeit der Bodenerzeugnisse hat den Podhaler frühzeitig an große Mäßigkeit gewöhnt. Er lebt fast ausschließlich von Milch und Hafer, oft auch nur von Milch *oder* Hafer; aus letzterm macht er gewöhnlich Brei, zuweilen auch Fladen. Dazu kommt zuweilen noch Käse, Sauerkraut und Kartoffeln. Fleisch ist fast unbekannt. Diese dürftige Ernährung übt keinen ungünstigen Einfluß aus, denn die Podhaler sind lebhaft, thätig, gesund und an Intelligenz und Begabung den anderen Galiziern bedeutend

Bewohner der Podhale.

überlegen. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser. Bier und starke Spirituosen, welche leider von den Juden in immer zunehmender Menge eingeführt werden, werden von den Podhalern nicht verschmäht, können aber nur als Luxusgegenstände angesehen werden. Es ist für die Zukunft des Landes bedauerlich, daß man ihren Verbrauch nicht schlechthin verbieten kann. Es wäre dies vielleicht nur durch Austreibung oder Vernichtung aller Juden zu erreichen, eine Maßregel, welche die Eingeborenen freilich mit Enthusiasmus begrüßen würden, die aber doch etwas zu radikal wäre.

Die Thäler der Podhale sind durchschnittlich sehr breit und gewähren Luft und Licht reichlichen Zutritt. Das Wasser, welches nur über Granit läuft, ist von ausgezeichneter Güte. Beide Umstände wirken nach Dr. Chalubinski zusammen, um keine Kröpfe aufkommen zu lassen, welche in den benachbarten Gebirgen, namentlich den Beskiden, ganz intensiv auftreten.

Das Eigenthum hat in der Podhale, wie in ganz Galizien, längst die Formen der primitiven Kommune, wie sie noch vielfach in Rußland besteht, hinter sich und ist jetzt ganz individuell. Das Land gehörte im Mittelalter dem Könige von Polen und dem Cistercienserkloster, welches der Woiwode von Krakau Theodor Gryf 1234 in Ludzimierz bei Nowy-Targ gegründet hatte, und das 11 Jahre später nach Szczyrzyc verlegt wurde. Auf den königlichen Domänen, welche den größten Theil der Podhale und besonders des Gebiets von Zakopane umfassen, war das Land den Bauern gegen geringen Zins überlassen. Als Oesterreich Galizien erwarb, wurden diese Domänen verkauft. Nach dem Kataster von 1850 war ein Drittel der Podhale mit Wald bedeckt und ein Drittel gehörte damals Großgrundbesitzern. Seitdem hat der kleine Landbesitz bedeutend zugenommen, wie auch in Frankreich während des letzten Jahrhunderts.

Die Wohnungen der Podhaler sind sehr einfache, aber

Schäferhütte im Tatra-Gebirge.

solid und regelmäßig gebaute Hütten aus Weißtannenstämmen. Fußboden und Dach bestehen aus Brettern; der Herd liegt in der Vorrathskammer und der Rauch entweicht durch die Ritzen. Meist enthält ein Haus zwei Räume, je einen rechts und links vom Eingange. Eine an der Wand hinlaufende Bank und ein Tisch bilden die Ausstattung. Alles aber ist sehr sauber gehalten, und Diele, Decke und Wände werden ein Mal wöchentlich gescheuert. Neben dem Hause liegen gewöhnlich die Ställe, die Scheune und die Mistgrube, und einige Eschen überschatten das Ganze.

Trotz der Mäßigkeit der Bewohner genügen die Bodenprodukte, welche obendrein zumeist zum Unterhalte des Viehs dienen, nicht für ihre Ernährung, so daß sie auf andere Auskunft sinnen müssen. Und solche haben sie bei ihrer Intelligenz, Ausdauer, Thätigkeit und Geschicklichkeit mehrfach gefunden. Der Podhaler ist zu gleicher Zeit Tischler, Schmied, Schlosser, Zimmermann, Stellmacher, Weber, Schneider, Landbauer, Musiker und Dichter. Sein wichtigster Exportartikel ist Leinewand, die er sehr gut herstellt und auf den Märkten von Nowy-Targ und Czarny-Donajec verkauft. Die Gebirgsbewohner bringen wöchentlich oft bis zu 600 Stück, jedes 34 m lang, zu Markte.

Die Feldarbeiten werden mit Pferden verrichtet, die oft wegen Futtermangels zum Herbste verkauft und erst im Frühjahre wieder angeschafft werden. Dieselben sehen nicht sonderlich gut aus, sind aber sicher auf den Füßen und werden von ihren Herren mit einer gewissen Zärtlichkeit behandelt. Auch das Rindvieh, dessen Zahl etwa 30 000 Stück beträgt, wird zum Theil nur über den Sommer gehalten, weil seine Durchwinterung zu theuer wäre; es gehört zur Race Bos brachyceros Rütimeyer's (Bos longifrons Owen) und wird aus verschiedenen Gegenden Ungerns und der Beskiden nach Nowy-Targ auf den Markt getrieben. Der Hauptverdienst der Podhaler während des Sommers erwächst aus dem Fettmachen von Rindvieh auf den Bergweiden und der Bereitung von Schafkäse. Die Hirten, welche dieses Geschäft betreiben, haben eine besondere Organisation. Jede Herde steht unter der Leitung eines Oberschäfers (baca), welchen die bäuerlichen Eigenthümer der Schafe (gazdas) wählen; dieser sucht sich seine Unterschäfer (juhas) aus und ist für sie verantwortlich, überwacht sie und die Käsebereitung, führt aber nie selbst die Thiere zur Weide. Zu Anfang Mai werden dieselben in die Berge getrieben; wer keine eigene Weide besitzt, pachtet dieselbe,

wobei er circa 40 Pf. für ein Schaf während des Sommers bezahlt. Auf dem erwählten Platze beginnen die Schäfer damit, eine Hütte aus Weißtannenholz zu errichten, die im höchsten Grade primitiv ist und weder Fußboden noch Schornstein besitzt. Der Rauch entweicht durch die Ritzen.

Die Schafe, von riesigen bissigen weißen Hunden bewacht, bringen Tag und Nacht im Freien zu. Ihrer 200 bis 600 bilden eine Herde und über je 50 ist ein Hirte gesetzt, dessen Lohn in einem Antheil an dem gewonnenen Käse besteht. Durchschnittlich erhält er täglich ein halbes Kilogramm im Werthe von 50 bis 60 Pfennigen. Andererseits muß er aber dem Eigenthümer für jedes von den Bären zerrissene Schaf etwa 10 Mark zahlen, eine Summe, die auf die Hälfte ermäßigt wird, wenn er den Kopf des Thieres zur Stelle bringen kann. Die Schafe werden täglich mehrere Mal gemolken, die Milch in einen großen Bottich gegossen und daraus durch Zusatz von Lab Käse bereitet. Die zurückbleibende Molke (zentica), welche noch viel Kaseïn und Fettstoffe enthält — Schafmilch enthält doppelt so viel Butter und 25 Proc. mehr Kaseïn, als Kuhmilch —, bildet die ausschließliche Nahrung der Hirten und ihrer Hunde während ihres Aufenthaltes in den Bergen. Der Mann trinkt davon täglich etwa 4 Liter, wird dabei fett und stark und erfreut sich einer ausgezeichneten Gesundheit. Es ist das eine Beobachtung, aus welcher die Medicin vielleicht Nutzen ziehen könnte. Dies Beispiel einer ausschließlichen Ernährung durch Molke, Schafmolke wohlverstanden, steht in Europa vielleicht einzig da; denn die von Tschudi in seinem „Thierleben der Alpenwelt" so gut geschilderten Alpenschäfer trinken zwar auch viel Milch, verzehren daneben aber auch mehlhaltige Speisen, wie Hirse, was die ganze Diät völlig verändert.

Die Kuhhirten der Tatra führen ein ganz anderes Leben; jeder von ihnen wirthschaftet auf seine eigene Faust; statt von Molken leben sie von Hafer, Kartoffeln und Milch. Den größten Theil der erzielten Milch verarbeiten sie zu Butter und Käse.

Im Winter leben die Hirten, wie die übrigen Bergbewohner, meist von Hafer, wozu etwas Käse und Sauerkraut kommt. Die tägliche Ernährung eines Menschen kommt dort auf etwa 50 Pf. zu stehen, während er als Arbeiter höchstens das Doppelte davon verdienen kann. Ein Dienstmädchen erhält jährlich 24 Mark Lohn, 2 Mark an Geschenken, 18 m Leinewand und Leder zu zwei Paar Schuhen, ein Knecht 40 Mark und einige Kleidungsstücke. Ein Bauer giebt das ganze Jahr hindurch selten mehr als 400 Mark aus, die Löhne für die Dienstboten inbegriffen.

In der Kleidung macht der Podhaler keine größeren Ansprüche, als bei der Nahrung. Die vollständigste Tracht besteht aus einer enganliegenden Hose von weißer Leinewand, einem sehr kurzen, vorn mit einer Messingspange geschmückten Hemde, aus einer ledernen, ärmellosen, innen mit Schaffell gefütterten Weste (serdak), einem kurzen Mantel von weißer Leinewand (cuha), Sandalen und einem mit Muscheln verzierten Filzhute. Beim Gehen haben sie stets einen oben mit einer Axt versehenen Stock (ciupaga) in der Hand. Die Frauen tragen häufig die ärmellose Männerweste; aber die schlechten von den Juden importirten Baumwollstoffe, die sie gern wählen, nehmen ihrer Tracht alles Malerische. Abweichend von anderen Gegenden Polens sind sie selten hübsch und haben oft runde platte Gesichter mit vorspringenden Backenknochen, wie man sie bei den Slaven häufig findet. Die Männer rasiren sich stets, und nur gediente Soldaten tragen einen Schnurrbart. Einem Vollbart begegnet man nie; derselbe gilt für das Abzeichen eines Bettlers.

Trotz des sehr bescheidenen Einkommens, welches die Podhaler aus ihren Feldern, Herden, Wäldern und verschiedenen Industrien beziehen, besitzen sie meist ein kleines Vermögen, haben eine Hütte, ein Feld, Pferd und Wagen. Ihr Loos scheint ihnen keineswegs beklagenswerth; sie wissen sehr wohl, daß sie ihre Erfolge nur ihrer Thätigkeit zu verdanken haben, und halten sich deshalb für etwas Besseres, als die anderen Galizier, deren Existenz trotz ihrer fruchtbareren Felder eine viel elendere ist.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

II.

3. Die Götterlehre.

Der wichtigste Theil der wotjäkischen Mythologie, die eigentliche Götterlehre, ist leider bislang noch am wenigsten erforscht. Was wir darüber wissen, ist recht dürftig, und namentlich über das Verhältniß der einzelnen Götter zu einander ist wenig bekannt. Der vornehmste Gott der Wotjäken ist inmar (ilmer, Rytschkow), der Gott des Himmels. Das dürfte überhaupt immer die Regel sein, daß der Gott des Himmels als der vornehmste verehrt wird, denn der Himmel umfaßt die ganze Welt, er scheint unendlich. Er mit seinen unendlich verschiedenen schönen und schrecklichen Erscheinungen hat gewiß stets den Menschengeist am mächtigsten zur Ehrfurcht gezwungen. Unter dem Einflusse der monotheistischen Religionsbekenntnisse der umgebenden christlichen und mohammedanischen Völker hat inmar noch an Macht gewonnen, er ist in manchen Gegenden schon der Gott par excellence, und er ist prädestinirt alle seine Kollegen zu überleben und den christlichen Gott zu repräsentiren. Es ist daher bei Jahrhunderte langem Einfluß des Christenthums sehr schwer, ja vielleicht unmöglich, den ursprünglichen Kern aus dem christlichen Beiwerk heraus zu schälen.

Castrèn kommt in seinen Vorlesungen über finnische Mythologie immer darauf zurück, daß die finnisch-ugrischen Völker anfangs immer unmittelbar die sinnliche Natur angebetet haben und dann erst zur Vorstellung eines lebenden geistigen Wesens gelangt sind, welches sich in der Natur verbirgt, und so zu unterscheiden lernten zwischen dem Himmel und dem Gott des Himmels, dem Wasser und dem Gott des Wassers. Auf solchen Ursprung weisen vielleicht auch unsere deutschen Redensarten: der Himmel weiß, der Himmel behüte, 2c. hin. Diese Ansicht Castrèns nun wird

nach Aminoff durchaus bestätigt durch die Betrachtung der wotjäkischen Gebete. Die gegenwärtige Bezeichnung für Gott (den Gott des Himmels) ist inmar, aber er werde nur in den Opfern angerufen, welche mit dem Ackerbau in Zusammenhang stehen und also neuern Ursprungs sind. In den häuslichen Familien- und kuala-Gebeten, welche ohne Zweifel die ältesten seien, trete die alte ursprüngliche Naturverehrung offen zu Tage. Da würde nicht inmar angerufen, sondern invu oder vu. Das Wort in entspricht dem finnischen ilm und heißt Himmel, vu heißt Wasser.

Die Wotjäken hätten also ursprünglich den Himmel, in, als Gott verehrt und dann erst unter der Bezeichnung invu das befruchtende, himmlische Regenwasser vergöttert. Die gegenwärtige neuere Bezeichnung inmar scheint zusammengesetzt aus in, Himmel, und mar, welcher, und würde des Wortes eigentliche Bedeutung sein: der im Himmel, der Himmlische. Diese Bezeichnung sei gewiß zu einer Zeit entstanden, wo man sich die Götter schon als persönliche Wesen vorstellte. Ich selbst darf mich nun in philologischen Dingen in eine Polemik nicht einlassen, doch scheint mir diese Deutung etwas künstlich. Da in mit dem finnischen ilm identisch ist, so scheint es mir naheliegend, daß der wotjäkische inmar und der finnische ilmarinen gleichfalls identisch sind.

Nach Bechterew wird dem inmar bisweilen das Beiwort vylys' (hoch, in der Höhe, der höchste) beigelegt und „kolysin, der wahrhafte" (?). In einigen meiner Gebete wird ihm das Attribut kylts'in beigelegt, von kyldis', Schöpfer, und in, Himmel, was also „schaffender Himmel" heißen würde oder überhaupt Schöpfer, da in in dieser und ähnlichen Zusammensetzungen als die schon erwähnte älteste Gottesbezeichnung anzusehen ist. Dies würde mit der von Bechterew berichteten Sage stimmen, daß inmar die Menschen, Thiere und Pflanzen geschaffen habe und auch noch beständig weiter schaffe. Ich habe aber starken Grund anzunehmen, daß inmar und kylts'in zwei verschiedene Personen sind. In einem meiner Hochzeitsgebete lautet die Anrede: Gott inmar, Gott kylts'in, was kaum anders aufgefaßt werden kann, als daß inmar und kylts'in zwei verschiedene Götter sind, und ich hörte denn auch von malmyshschen Wotjäken die Erklärung, inmar sei Gott Vater, inmar kylts'in dagegen Jesus Christus, woraus geschlossen werden muß, daß im Bewußtsein des Volkes beide Bezeichnungen als zwei verschiedenen Personen angehörig gelten. Nach Gawrilow folgt kylts'in oder kyltšin dem Menschen überall hin zu seinem Schutze, zur Rechten gehend, während šaitan, der Satan, Böses sinnend ihn zur Linken überall begleite. Die Legende ist zwar, wenigstens den šaitan betreffend, christlich-hebräischen Ursprungs, beweist aber gleichfalls die Selbständigkeit kylts'ins. Das Zeitwort kyldyny nun, wovon kyldis' abgeleitet ist, heißt nicht nur schaffen, gründen, sondern auch, und dies ist die verbreitetere Bedeutung, schwanger werden. Es liegt also nahe, kylts'in mit der Fruchtbarkeit des Weibes in Zusammenhang zu bringen. In der That wurde nun die Hochzeit, der ich beiwohnte, mit einem Liede eingeleitet, in welchem inmar und kylts'in um Glück angefleht werden, und Gawrilow führt an, daß das Opfergebet bei der Verlobung mit den Worten schließt: „Auch du, kyldis'in, verlasse sie nicht." Ich dürfte demnach kaum fehlgreifen, wenn ich annehme, daß ebenso wie Gott mukylts'in (mu = Erde), den wir noch kennen lernen werden, die Fruchtbarkeit der Felder bestimmt, ebenso kylts'in wegen der Fruchtbarkeit der Weiber angerufen wird. Die von Rytschkow genannte kaldyni mumas (mumi = Mutter) dürfte mit kylts'in zusammenfallen, und von dieser berichtet er direkt, sie sei ilmer's (inmar's) Mutter und werde von den wotjäkischen Weibern ihrer Fruchtbarkeit und glücklichen Entbindung wegen angerufen und von den Mädchen um glückliche Heirath. Ihr werden bei einem öffentlichen Feste von den Weibern weiße Schafe geopfert, doch auch von einzelnen Weibern.

In der Gegenwart scheint allerdings das Wort kylts'in meist bloß als Attribut für inmar gebraucht zu werden.

Als weitere Gottheit des Himmels nennt Aminoff die guduri mumy, die finnische jurinä mummo, die Göttin des Gewitters. Ihr opfern die Wotjäken bei den Feldopferfesten (busy vos') ein Schaf und bitten sie dabei, daß sie die Saat vor Sturzregen, Gewitter und Orkanen bewahre. Rytschkow nennt als Göttin des Himmels noch šundu mumy, Mutter der Sonne (Mutter Sonne?), und berichtet, daß sie bei Krankheiten angerufen werde. Ihr werden am Ostertage Brod und Grütze geopfert. Alle, sowohl Männer wie Weiber, erzählt er, gehen bei Anbruch des Tages auf einen freien Platz im Walde oder aufs Feld und schreien alle zugleich, auf den Knieen liegend, gegen die aufgehende Sonne gewandt: „Mutter der Sonne, errette unsere Kinder von der Krankheit." Darauf fallen sie mit dem Angesicht zur Erde, stehen auf und essen alle zusammen die Opferspeise.

In den Gebeten zu den Gottheiten der Erde kommen die Bezeichnungen mukylts'in und mumai vor. Das erstere heißt wörtlich: Erd-Schöpfer-Himmel, das würde bedeuten: der die Erde befruchtende Himmel, welchen man sich als männliche Gottheit im Gegensatz zur Mutter Erde vorgestellt zu haben scheint (Aminoff). Die ursprüngliche Bedeutung habe sich aber im Bewußtsein des Volkes vollkommen verloren, und man verstehe gegenwärtig darunter eine männliche, in der Erde wohnende Gottheit.

Castrèn vertritt die Ansicht, daß auch die alten Finnen die Erde als eine weibliche Gottheit aufgefaßt haben. In den Gebeten der ufaschen Wotjäken nun und in einem der wjätkaschen werde mukylts'in mumi genannt, d. h. Mutter, aber in den übrigen finde man statt dessen mumai, welches die wotjäkischen Priester, welche Aminoff über seine Bedeutung befragte, gleichfalls als Mutter Erde deuteten.

Georgi erwähnt noch den saltan djes, den „guten saltan", als Schutzgeist des lud. Saltan ist insofern interessant, als er auch in der mordwinischen Götterlehre als Gott der Erde vorkommt (Melnikow); gleichwohl erscheint mir der wotjäkische saltan problematisch. Einmal ist der Gott, welcher im lud verehrt wird, in der Regel ein schlimmer Geist, wie man aus den Gebeten urtheilen kann. Es wird dort zum invu oder kozma oder lud peri, dem bösen Geist des Hains, gebetet. Das Gebet beginnt aber in der Regel mit den Worten: salton dz'ets' kyts'pue, d. h. tritt wohlwollend auf die Birkenzweige; es wird eben, wie schon erwähnt, das Opfer auf Birkenzweige gelegt. Ob nicht diese Worte salton dz'ets' Anlaß zu einem Irrthum gegeben haben? Djes ist jedenfalls identisch mit dz'ets', wie die Bedeutung beweist. Die Wotjäken, welche ich befragte, wissen weder vom saltan djes etwas, noch vom sompan dis, den Bechterew als „Geist Erhalter, Bewahrer" nennt.

Ein Attribut, das den Göttern sehr häufig beigelegt wird, ist osto oder oste, dessen eigentliche Bedeutung den Wotjäken selbst verloren zu sein scheint; sie übersetzen es stets mit dem russischen pomilui, d. h. erbarme dich, ja selbst einen Niesenden hörte ich nach jedem Prusten oste oder oste inmar ausrufen. Nach Aminoff wird dieses Attribut nur den männlichen Gottheiten wie in, invu, inmar, mukylts'in beigelegt, und er ist der Meinung, daß

das Wort möglicher Weise mit dem ungarischen iste, Gott, dem finnischen isä, Vater, zusammenhänge.

Auch die Bezeichnung ebyr wird manchmal den Götternamen beigelegt, deren eigentliche Bedeutung ebenfalls unklar ist. Das Wort mit Engel zu übersetzen, wie Wiedemann es that, hat nur Werth für einen Bibelübersetzer.

Als eigene Schutzgottheit des Hauses wird der voršud angebetet, und andererseits wird diese Bezeichnung jetzt häufig dem inmar als Attribut beigelegt. Die Ableitung des Wortes dürfte wohl sein: vordyny, erzeugen, erhalten, und šud, Glück; die Bedeutung des Wortes wäre also etwa Glückerhalter.

Der voršud spielt eine ziemlich bedeutende Rolle. Er wurde früher, wie ich weiter noch ausführlich nachweisen werde, in Form eines kleinen Götzenbildes verehrt, das im kuala auf dem džadžy seinen Platz hatte, gewöhnlich auf einem Bündel von Birken- oder Tannenzweigen, die mudor hießen. Bisweilen wurde er auch in dem schon beschriebenen auf dem džadžy stehenden Kästchen verwahrt. Vielleicht wäre es richtiger sich so auszudrücken, daß das Götzenbild, das im kuala verehrt wurde, als Glückserzeuger oder Glückserhalter angesehen wurde und daher den Namen voršud erhielt. Die aus Kupfer gegossenen Figuren aus der Eisenzeit, die man im wjätkaschen und permschen Gouvernement vielfach gefunden hat, weist Prof. Aspelin mit großer Wahrscheinlichkeit als dort entstanden nach. Mit Vorliebe sind Thierfiguren mit Menschengesichtern abgebildet, besonders häufig Vögel mit einem Menschengesicht auf der Brust, ferner häufig Bärenfiguren. Prof. Aspelin, welcher in seinem Werke mehrere derselben abbildet, deutet sie mit dem allergrößten Recht als Idole, und sehr wahrscheinlich ist, daß sie die alte Form des voršud darstellen, um so mehr, als aus den von neueren Schriftstellern (Bechterew, Ostrowsky) gemachten Andeutungen hervorgeht, daß der voršud noch jetzt ein roh aus Holz geschnitztes Thier, meist einen Vogel, darstelle.

Nach Gawrilow sind Synonyma des voršud: sud vordyś, Glückserhalter, und vož šud, junges Glück; er führt an, daß derselbe einerseits Glück (hauptsächlich materielles) geben, andererseits aber auch desselben berauben könne, und zwar soll es in einzelnen Gegenden verschiedene Namen für die voršud'e geben. Als solche führt er an: bigra, dź'um'ja, kak'sä, džikja, kušja, menja, purga, selta, tuklä, ulä, pebja, tšola, tšäb'jä, tšuija, ebga, tšipja. Er ist der Meinung, daß diese voršud'e nach den Namen glücklicher Weiber so genannt wurden, und meint, diese Weiber könnten vielleicht auch früher angebetet worden sein. Eine Begründung dieser Ansicht giebt er nicht; an einer andern Stelle macht er die Mittheilung, einem neugeborenen Mädchen gebe die Großmutter gleich nach der Geburt den Namen des voršud, zu welchem des Kindes Vater gehörte; doch werde sie als Mädchen nie bei diesem Namen genannt, nach der Verheirathung aber führe sie fast nur denselben bis zum Tode. Gerade diese Mittheilung aber möchte ich mit Vorsicht aufnehmen, denn einerseits ist gar nicht gesagt, welchen Namen das Mädchen bis zur Verheirathung führt, und andererseits war es in der Nähe der erwähnten Fabrik üblich, daß die Frau nach der Verheirathung den Namen des Dorfes annahm, aus welchem sie stammte. Einige der von Gawrilow angeführten voršud-Namen, wie purga und tukl'ä, sind mir bekannte Dorfnamen. Mir scheint die Sache sich so zu verhalten, daß jede Familie ihren voršud hat, den sie im häuslichen kuala verehrt, jedes Dorf den seinen, dem im gurt kuala geopfert wird, und von dem das Dorf vielleicht seinen Namen hat, und daß eine Gemeinschaft von mehreren Dörfern hinwiederum ihrem gemeinsamen Glückserhalter im badzym kuala dient. Bei der Verlobung bittet der Aelteste der Familie des Mädchens oder ihr Vater den inmar und die voršud'e um Glück für die sich Verlobenden und nennt den Namen des voršud, welchen sie sich zueignen wollen. Auffallend ist noch, daß die von Gawrilow angeführten voršud-Namen alle auf a oder ä endigen.

Ehe ich zu den weiteren niederen Gottheiten übergehe, möchte ich zunächst noch die anderen Völkern entlehnten Gottheiten betrachten. Da ist zunächst das mächtige böse Princip zu erwähnen: peri, böser Geist, šaitan, Satan, keremet. Alle drei Bezeichnungen sind entlehnt und werden alle demselben bösen Wesen beigelegt. Die Bezeichnung keremet scheint im Norden vollständig unbekannt und im Süden von den Tscheremissen entlehnt zu sein, die sie ihrerseits wahrscheinlich von den Tataren haben. Bechterew und Ostrowsky erzählen einige Sagen über ihn, die zum Theil der jüdischen Satanassage nachgebildet sind. Von der Erschaffung der Welt wissen die Wotjäken nichts, aber die Menschen, Thiere und Pflanzen haben ihre Existenz inmar zu verdanken. Den ersten Menschen machte dieser aus rothem Thon und setzte ihn ins Paradies, von dessen Früchten jener sich nährte. Mit dem Schöpfungswerke fertig geworden, schickte er seinen jüngern Bruder keremet auf die Erde. Dieser fand alles gut, nur der Mensch war bekümmert. Er meldete dies inmar, und dieser lehrte den Menschen kumyška[1] brauen. Bei einer zweiten Besichtigung nun fand keremet den Menschen gleichwohl bekümmert, obgleich er im Uebermaß von dem Geschenke des inmar Gebrauch machte. Er berichtete dies inmar, dieser aber erzürnte heftig und nannte seinen Bruder einen Lügner. Der ärgerte sich seinerseits, spie ihm ins Gesicht und verbarg sich. Seitdem stammt die Feindschaft beider, und alle wohlwollenden Pläne des inmar versucht keremet zu durchkreuzen. Der erstere überzeugte sich nun durch eigenen Augenschein, daß der Mensch in der That niedergeschlagen war und befragte ihn um die Ursache. Ich brauche ein Weib! beeilte sich dieser zu antworten. Sein Wunsch wurde erfüllt, jedoch mit der Bedingung, ein ganzes Jahr lang kein kumyška zu trinken, da dasselbe von keremet verunreinigt war. Da aber dieser fast ebenso mächtig war wie inmar, so that er das Seine bei Erschaffung des Weibes und gab ihr die Eigenschaften der Neugier und des Ahnens der Zukunft, woher es denn auch stammen mag, daß der Rath der Frau bei den Wotjäken einen großen Einfluß hat und sie überhaupt eine sehr angesehene Stellung einnimmt. Für diese That verfluchte inmar den keremet, wodurch die Möglichkeit der Versöhnung ausgeschlossen wurde. Einmal nun sah das Weib eine verdeckte Schale mit kumyška stehen, und da sie ja neugierig war, trank sie etwas davon und gab auch ihrem Manne zu trinken. In dieses kumyška hatte aber keremet den Tod und die Sünde gesetzt. Die Menschen wurden sterblich und sündig. Nachdem übrigens die erste Menschschöpfung mißlungen war, schuf inmar noch einige Paare an anderen Stellen und gab ihnen zum Schutze vor keremet einen großen schwarzen Hund.

Die Sünden der Menschen soll aber inmar nicht diesen selbst, sondern nur dem keremet zur Last legen, so daß der Mensch selbst also eigentlich nicht sündigt. Wir sehen, die ganze Sage ist offenbar der jüdisch-christlich-mohammedanischen entlehnt, erscheint jedoch etwas logischer als diese.

Der Hund soll aber seitdem eine sehr geehrte Stellung bei den Wotjäken einnehmen. Er soll vor allen Thieren dem inmar am nächsten stehen und die Gabe haben, die bösen Geister zu sehen. Wenn ein Hund daher ohne sichtbare Ursache

[1] Dies ist ein leichter hausgebrannter Kornbranntwein.

bellt, so versucht er einen von ihm gesehenen šaitan zu verscheuchen. Auf jedem Wotjäkenhofe finden sich mehrere Hunde.

Den rothen Lehm aber, aus welchem inmar den Menschen schuf, versteckte er tief unter die Erde, damit keremet damit keinen Mißbrauch treiben sollte. Hiermit soll es zusammenhängen, daß die Wotjäken ihre Leichen stets nur in rothem Lehm begraben.

Obgleich übrigens der keremet ein mächtiger Geist ist, so scheint er doch auch bei den Wotjäken der dumme Teufel zu sein; wenigstens berichten Ostrowsky und Bechterew, daß die Tscheremissen wie auch die Wotjäken ihn leicht betrügen zu können meinen. Charakteristisch ist noch folgender von Ostrowsky erzählter Vorfall aus den vierziger Jahren: Die Wotjäken im Malmyshschen Kreise waren wiederholt von Mißernten heimgesucht worden. Die Bauern wußten nicht, wie der Noth abzuhelfen, und kamen endlich auf den Gedanken, der keremet ärgere sich, weil er unverheirathet sei. Es fuhren daher mehrere Greise nach Tšura und verständigten sich mit den dortigen Wotjäken. Darauf kehrten sie nach Hause zurück, versorgten sich reichlich mit Branntwein und fuhren nun mit geschmückten Wagen und Pferden unter Glockengeklingel im Aufzuge, wie er beim Abholen der Braut üblich ist, nach Tšura direkt auf den Opferhain, tranken und aßen dort fröhlich die ganze Nacht, und am Morgen schnitten sie etwa eine Quadratarschin Rasen aus dem Boden des Haines und kehrten damit nach Hause zurück. Diese sonderbare Hochzeit hatte aber für die Tšuraschen Bauern, welche an derselben Theil genommen, üble Folgen. Zum Unglück gerieth das Brot im Malmyshschen Kreise zwar gut, in Tšura aber schlecht, und jene Bauern wurden daher von den Mitgliedern ihres Dorfes übel behandelt. Was sie sich bei dieser Hochzeit dachten, ist nicht leicht sich vorzustellen. Vielleicht wollten sie, wie Bechterew meint, keremet mit der wohlwollenden und fruchtbaren mukylts'in, der Frau Erde, vermählen, damit sie ihn günstig beeinflusse.

Mit der Bezeichnung šaitan wird übrigens bei den Wotjäken nicht nur der jüdische Satanas belegt, von dem sie sehr wenig wissen, sondern sie benennen so hauptsächlich ihre eigenen bösen Geister, namentlich im Gespräch mit Russen, gleichsam als Uebersetzung. Wenn ich z. B. fragte: wer ist kozma? (ein Waldgeist), so war die Antwort: das ist ein šaitan; ebenso wurde mir ein böser Feldgeist (urbetš), ein Krankheitsgeist (kyl'dei) und der Wassermann (vu murt) mit dem Worte šaitan übersetzt. Offenbar wollen sie damit dem Frager mit einem ihm verständlichen Ausdrucke solche unübersetzbaren Begriffe in seine Sprache übertragen, zugleich hoffend, damit weiteren Erörterungen zu entgehen. Ein eigenes wesenhaftes Gebilde, ein Gott mit Namen šaitan, existirt bei ihnen nicht. In manchen mehr russificirten Gegenden aber wird jetzt in der That in den Gebeten oder Beschwörungsformeln, in welchen sonst kyl'dei oder urbetš genannt wird, šaitan erwähnt. Dasselbe dürfte in Bezug auf keremet und peri gelten. Außer den bösen Geistern haben die Wotjäken den Christen aber auch gute Götter entlehnt, vor allen den russischen Heiligen Nikolaus den Wunderthäter, der übrigens auch bei den Russen des größten Ansehens genießt. Namentlich sehen nach Bechterew die Wotjäken im jelabugaschen Kreise seine drei jüngeren Brüder, welche sie bul'd nennen sollen, als ihre eigenen Schutzgötter an und bringen ihnen alle drei Jahre große gemeinsame Opfer dar, wobei viel Volk zusammenströmt. Dem heiligen Nikolaus wird nach dem Zeugniß der Schriftsteller auch von heidnischen Wotjäken geopfert. Namentlich gern soll er sich wie seine Brüder auf einigen Hügeln aufhalten, wo ihm auch geopfert wird. Uebrigens sollen ihm auch in der Kirche nicht selten Wachslichte dargebracht werden. Der ungetaufte Wotjäke kniet dann andachtsvoll vor dem Bilde und verbeugt sich beständig bis zur Erde, ohne aber sich zu bekreuzigen, wie die getauften es thun, bis das Licht ausgebrannt ist.

Ob der Gott kozma, der in einigen meiner Gebete und Beschwörungsformeln vorkommt, dem griechischen Heiligen gleichen Namens entspricht oder aber eine einheimische Gottheit ist, weiß ich nicht zu entscheiden, doch scheint mir das letztere wahrscheinlicher. Er scheint als Feld- oder Waldgott üblen Schlages zu gelten, doch von nicht unbedeutender Macht, denn er kehrt nicht selten in den Gebeten und Beschwörungsformeln wieder und ihm wird auch das Attribut osto gegeben wie den großen Gottheiten inmar, invu 2c. Er wird in einem Gebet mit dem Attribut ebyr, Gott oder Heer, angeredet, das sonst auch inmar zukommen soll (Wiedemann), und gebeten, das Vieh nicht in Schluchten zu stürzen, das Korn nicht von Ungeziefer vernichten zu lassen. In einem andern Gebet wird er tel' kuz'o, Herr des Waldes, genannt und um gute Jagdbeute angefleht[1]).

Als schlimmer Waldgeist niedern Schlages, der den Menschen gern schadet, wird auch urbets oder urves' angesehen. Aminoff nennt den Waldgeist einfach n'ules kuzo', was identisch ist mit tel' kuzo'. Bechterew nennt ihn n'ules n'un'ä oder tšatšes n'un'ä, was beides die gleiche Bedeutung, Waldoheim, hat. Mit diesem Namen wird aber gewöhnlich der Bär angeredet, weshalb ich glaube, daß seine Angabe auf Mißverständniß beruht. Der Bär genießt ja allerdings bei verschiedenen finnischen Völkern eine halb göttliche Verehrung, wie bei den Lappen und alten Finnen. Die letzteren überredeten (Kalewala) den getödteten Bären, daß er nicht erschlagen worden sei, sondern selbst vom Baume gefallen 2c. Die Lappen wie Finnen reden ihn nicht mit seinem eigenen Namen an, sondern mit allerhand Schmeichelnamen; in derselben Weise wird er auch von den Wotjäken in halb scherzhafter, halb ehrfürchtiger Weise tel' n'unä', Waldoheim, genannt (tel' wie n'ules wie tšatša haben die Bedeutung Wald). Auch mit dem Worte moko redet man ihn scherzhafter Weise an. Man traut einem verwundeten Bären zu, daß er einen Feind fortan kenne und verfolge; eine Anschauung, die schon vor 100 Jahren bekannt war (Georgi) und noch jetzt fortbesteht.

Als Waldgeister werden von Gawrilow noch der lud murt, Hainmensch, und von Bechterew alida genannt. Dieser habe ein einziges großes Auge, und eines seiner Beine sei nach hinten verkehrt. Er erwürge verirrte Wanderer im Walde.

Im Wasser herrscht der vu kuz'o, Wasserherr, oder vu murt, Wassermensch. Die kazanschen Wotjäken opfern, erzählt Aminoff, im Herbst dem Wasser eine Ente und beten dabei, daß der Besitz an Enten und Gänsen immer reich sein möge. Im Wjätkaschen opfere man bei der Geburt eines Kindes dem Wasserherrn eine Ente. Dieses ist aber nicht Regel. Nach Georgi wurde das „vu v'äs'ä“, „das erzürnte Wasser“, auch als Ursache von Krankheiten angesehen und ihm geopfert. Ehe man ein Boot besteigt,

---

[1]) Herr Aminoff theilt mir brieflich mit, daß kozma kein Gott sei, sondern der Imperativ des Verbums kozmale, segnen. Hierauf kann ich nur sagen, daß die Wotjäken, welche ich befragte, mir antworteten: „das ist ein gewisser šaitan (russisch: kakoi-to šaitan). Im malm. Kreise wird in der Regel osto kozma gesagt; osto oder oste kommt aber, soviel mir bekannt, nie allein vor, sondern nur als Attribut eines Gottes. Gawrilow, ein guter Kenner der Wotjäken und ihrer Sprache, sagt: „Die wirkliche Bedeutung dieses Wortes kennt kein Wotjäke.“ Mit der Uebersetzung „segne“ sind die Wotjäken immer rasch zur Hand. Mir wurde das Wort oste auch immer mit „segne“ übersetzt.

wirft man ein Bündel Gras ins Wasser mit den Worten: en kuty mone, halte mich nicht! Bisweilen zieht der vu kuz'o Badende hinab in die Tiefe und zerschlägt das Eis unter dem darauf Wandelnden, so daß er hinabsinken muß in die Fluthen, ein Opfer dem Herrn des Wassers. Dieser hat die Gestalt eines gewöhnlichen Fisches. Die Fischer sehen ihn bisweilen des Nachts beim Fischestechen mit Fackeln und erkennen ihn daran, daß er mit dem Kopf stromabwärts gerichtet schläft, während die wirklichen Fische in der Nacht den Kopf stets stromaufwärts gerichtet haben.

Während diese Geister bösartiger Natur sind, vor denen man beständig auf der Hut sein muß, die man beständig durch Opfer besänftigen oder durch die Macht der großen Götter, namentlich inmar's, sich fern zu halten suchen muß, so giebt es aber auch einen freundlichen Geist, der im Verein mit seiner Familie dem Menschen nützlich ist, dies ist der korka kuz'o, Zimmerherr oder Zimmerwirth, nach Aminoff auch vyž-ul-kuz'o genannt, d. h. der Herr unter der Diele. Wie schon diese letztere Bezeichnung andeutet, stellt man sich vor, daß er unter der Diele des Zimmers wohnt. Er ist ein freundlicher Beschützer des Hauses und entspricht etwa dem deutschen Heinzelmännchen. Wenn ein Haus fertig gebaut ist, wird ihm ein schwarzer Widder auf dem Hofe des Hauses geopfert mit den Worten: „Zimmerherr, wohl erhalte und bewahre uns, laß es warm und weich sein in der Hütte."

Wenn ein Sohn sich einen eigenen Haushalt anlegt, erzählt Aminoff, so geht er unter die Diele des Vaterhauses, nimmt dort Erde und darauf Feuer vom Herde der Vaterhütte und bittet des Hausgeistes jüngsten Sohn ihm in sein neues Heim zu folgen.

Wenn der korka kuz'o mit irgend etwas nicht zufrieden ist, so pfeift er und saust und schüttelt das Haus, daß es bebt, oder aber er piepst in kläglichem Ton unter der Diele, worauf man sich dann beeilt ihm ein Opfer darzubringen, ja nach Aminoff soll ihm jeden Herbst ein Huhn geopfert werden; doch ist das nicht überall die Regel.

Wie der korka kuz'o im Hause waltet, so der kuz'irsy in Hof und Stall. Er führt den Beinamen gid ut'is, des Hofes Bewahrer, und wohnt in der Badstube oder sonst in unbewohnten Räumen. In der Badstube hat man ihn bisweilen gesehen. Er sieht aus wie ein gewöhnlicher Mensch, nur hat er ein einziges großes Auge in der Mitte der Stirn. Er ist zwar im Allgemeinen auch ein freundlicher Geselle, doch hat er auch seine Tücken. Unter dem Vieh und den Pferden hat er seine Lieblinge, die er des Nachts reichlich füttert. Solche Thiere sind immer fett und wohlgenährt, ob man ihnen Futter giebt oder nicht; leider thut er das aber auf Kosten der anderen, welche deshalb ohne ersichtlichen Grund immer mager bleiben, man mag sie füttern so viel man wolle. Solchen armen Kühen melkt er des Nachts auch die Milch ab. Die Pferde benutzt er in nächtlicher Weile zum Reiten; man findet sie dann am Morgen abgemattet mit Schaum bedeckt. Solch ein Pferd muß dann verkauft werden. Seine Lieblingspferde dagegen mißbraucht er nie in dieser Weise.

Nach Bechterew schlägt bisweilen ein schlimmer, übrigens aber untergeordneter Geist, Namens albast, seinen Wohnsitz in unbewohnten Räumen auf. Man könne ihn nicht anders los werden, als indem man das betreffende Gebäude verbrennt. Allerdings ein radikales Mittel.

In unmittelbar sinnlicher Weise wird nach Aminoff zum Feuer (tyl) und zum Winde (töl) gebetet. Letzterem opfert man während der Feldopfer eine Ente, gießt ihr Blut auf die Erde und betet, daß der Wind nicht zu heftig über die Ackerfelder fahre, sondern warme Winde und warme Regen kommen.

Die erwähnten Geister sind nur ein kleiner Theil von denen, welche die ganze Natur bevölkern. Jeder Baum, jeder Hügel hat seinen Schutzgeist und den hervorragendsten unter diesen werden gelegentlich auch Opfer dargebracht. Namentlich sehr alte Bäume betrachtet man mit Ehrfurcht. Auch die Krankheiten werden als persönliche böse Geister angesehen, welche in den menschlichen Körper fahren oder einen Theil desselben schlagen oder berühren (Aminoff). Die in einem meiner Gebete genannten kyl' deĭ scheinen solche Krankheitsgeister zu sein. So sind wohl die Angaben Bechterew's zu erklären, daß man bei Krankheiten Speisen außerhalb der Hütte ans Fenster stellt, offenbar damit die Geister sich daran satt essen und den Menschen in Frieden lassen sollen. Man lege auch unter das Kopfende des Bettes oder an die Thürschwelle ein Messer, oder Beil, oder Sichel. Bei Epidemieen werden rings um das Dorf Stangen gestellt, deren obere Enden in drei Theile gespalten sind. Darauf befestige man Lappen mit allerhand Eßwaaren. Ob aber die Krankheiten immer als contagium animatum angesehen werden, oder nur gelegentlich, oder nur gewisse Krankheiten, ist mir nicht klar geworden; jedenfalls können verschiedene andere Götter Krankheiten veranlassen, z. B. invu, vor allen Dingen aber die Manen der Verstorbenen. Diese werden in einigen meiner Gebete angefleht, keine Krankheiten oder Epidemieen auf die Menschen zu werfen. Hieraus läßt sich schließen, daß die Krankheiten zwar als Geißel in der Hand der feindlichen Wesen dienen, nicht aber in diesen Fällen etwas Selbständiges repräsentiren, denn sonst würden die Manen gebeten werden, nicht die Krankheits*geister* zu senden.

Bei den kazanschen Wotjäken scheint bei Krankheiten keremet eine große Rolle zu spielen. Wenn ein Familienglied erkrankt, erzählt Bechterew, so macht man zunächst dem Gotte Gelübde. Man legt in ein Läppchen einige Kupferstücke und sagt: „Für dieses Geld, keremet, kaufe ich dir ein Pferd, du aber schenke meinem Kranken das Leben." Darauf legt man Silbermünzen mit den Worten: „Mit dem Silber schmücke ich deines Pferdes Mähne." Dann schüttet man Mehl darauf und sagt: „Brot wollen wir dir backen; nur gieb meinem Kranken Gesundheit." Das Läppchen wird zusammengewickelt und an der Decke oder unter dem Dache aufgehängt. Bisweilen sollen sich eine große Zahl solcher Pfänder (posul) in einem Hause ansammeln. Wenn sich die Leiden des Kranken nicht vermindern, so wird der usto tuno gerufen und gefragt, welches Opfer man dem keremet darbringen muß. Jetzt nimmt man die Pfänder des keremet fort. Die Frau backt ungesäuertes Brot, verschiedene Sprüche murmelnd, der Mann nimmt dasselbe nebst Salz und Eiern und bringt zusammen mit dem tuno das bestimmte Opferthier mit den anderen Vorräthen im lud dem keremet zum Opfer. Es soll bemerkt worden sein, daß die armen Leute viel häufiger vom Gotte heimgesucht werden, als die reicheren, denn sie opfern weniger und betrügen ihn häufig, was er, obgleich er dumm ist, doch bisweilen merkt.

In der Nähe der Fabrik stellt der tuno für eine Krankheit auf folgende Weise seine Prognose. Er legt eine Kohle, einen Stein und ein Stück Brot derart auf den Tisch, daß sie ein Dreieck bilden, spießt ein Stück Brotrinde auf eine Nadel, fädelt diese ein, und sie am Faden haltend läßt er sie über der Mitte des Dreiecks hängen. Den Kopf stützt er dabei in dieselbe Hand, welche den Faden hält. Bald nun geräth die Nadel in Schwingungen. Wenn sie zum Brot hinpendelt, dann wird der Kranke auf jeden Fall

genesen, wenn zur Kohle, so muß er sterben, wenn zum Stein, so hängt das Schicksal des Kranken davon ab, welchen Erfolg das anzustellende Opfer haben wird. Der tuno bestimmt, von welcher Qualität und welchem Geiste und an welchem Orte ein Opfer dargebracht werden soll. Dies wird dann immer mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Zunächst versucht übrigens stets der tuno durch Besprechen zu heilen, in leichteren Fällen kann dies auch der, beziehungsweise die pel'l'äs'kis besorgen.

Ethnologische Betrachtungen.

Von Dr. Ths. Achelis.

I.

Unfraglich hat von allen Disciplinen der Naturwissenschaft die Ethnologie den größten Einfluß auf die Umgestaltung unserer Weltanschauung ausgeübt; nicht nur in dem Sinne, daß das zur Kritik herangezogene Material durch sie bis ins Unabsehbare fast gewachsen ist, sondern vor Allem in der Verwendung des Stoffes nach der rein theoretischen, völkerpsychologischen und philosophischen Seite hin. Es wäre unnütz hier der Verdienste zu gedenken, die Männer wie Tylor, Peschel, Bastian, Fr. Müller u. A. sich um die Fundamentirung und Ausbildung dieser Wissenschaft erworben haben; allein es will uns scheinen, als ob einmal auch unsere sogenannten „Gebildeten" diesem Zweige menschlichen Wissens so wie so nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken, und andererseits manche Perspektive, die sich bei derartigen Studien eröffnet, nicht beachtet oder genügend gewürdigt ist.

Freilich ist eine solche vorsichtig abwartende Haltung wohl begreiflich, wenn man den fundamentalen Unterschied in der Methode bedenkt, der die Ethnologie beispielsweise von den historischen Disciplinen trennt. Während in diesen auf den chronologischen Zusammenhang, auf die Sicherheit monumentaler oder schriftlicher Ueberlieferung Alles ankommt, bedeutet diese Beziehung für jene Wissenschaft wenig oder nichts; gewohnt also in der Aufeinanderfolge der Ereignisse selbst den leitenden Faden, ja den eigentlichen kausalen Motor zu erblicken, muß es uns überraschen, hier die Thatsachen nicht in ihrer zeitlichen Anordnung, sondern nach ihrer fachlichen Bedeutsamkeit gruppirt zu sehen, einerlei welchem Zeitalter, ja welcher Race sie entlehnt sind. Ist eine bestimmte Institution oder eine Sitte das nothwendige Produkt einer gewissen Entwickelungsstufe, und findet sie sich thatsächlich auf allen diesen Abschnitten des Völkerlebens bei allen Racen in derselben Weise wieder, so ist damit ersichtlich das Princip der historischen Forschung, das sich an einzelne, scharf geschiedene Gruppen hält, durchbrochen und durch ein höheres, allgemeineres, ersetzt. Wir werden dadurch genöthigt, den bisherigen Leitfaden unserer Untersuchung, d. h. den ethnographischen und chronologischen, mit einem andern zu vertauschen, dem diese Momente fremd sind; das ist der Fall bei allen denjenigen Erscheinungen, welche vom rein historischen Standpunkte aus nicht gelöst werden können, sondern als unverständliche Rudimente früherer Kulturperioden belächelt werden, wie z. B. bei der Couvade. Die Sicherheit einer Nachricht, d. h. ihre wissenschaftliche Glaubwürdigkeit, hängt in erster Linie von ihr selbst ab, nicht von der Person des Erzählenden; durch die riesige Menge des Stoffes lassen sich bestimmte Umrisse des Völkerlebens in seinen ersten Anfängen feststellen, die ein für alle Mal jedem Zweifel entrückt sind. Mit diesem objektiven Maßstabe werden also alle Mittheilungen gemessen, passen sie in diesen Rahmen, so werden sie acceptirt, wo nicht verworfen (natürlich wird bei dieser kritischen Sichtung die Thätigkeit des Subjekts in gewisser Weise immer sich bemerkbar machen). Daß für Einzelheiten, die einen kleinern Umfang des Völkerlebens betreffen, immerhin Schwankungen vorkommen können, versteht sich von selbst, und ist noch in dem jüngsten Werk von Hellwald (Naturgeschichte des Menschen, Stuttgart 1881) in Betreff der verschiedenen Beurtheilung zu ersehen, welche die Intelligenz der Australier erfahren hat. Aber die großen Grundzüge für die Entwickelung der menschlischen Race stehen fest und mit der fortschreitenden Ausarbeitung dieses Gemäldes werden alle Fehler der Beobachtung thunlichst ausgeschieden.

Ist diese Methode der Ethnologie, auf möglichst breiter Basis durch Vergleichung die verschiedenen Thatsachen nach ihrer innern Bedeutsamkeit in den richtigen Zusammenhang zu bringen, nothgedrungen anerkannt, so beginnt der Zweifel bei einem andern Punkt sich festzusetzen, nämlich bei der fraglichen Wichtigkeit des ganzen Beginnens. Kaum kann es stärkere Gegensätze geben zwischen der Betrachtung der Natur am Ende vorigen Jahrhunderts, und der üblichen Geringschätzung, mit welcher unsere Bildung auf das Leben der Naturvölker herab zu sehen pflegt. Treffend schildert Hellwald die Stimmungen, welche der idealistischen Entstellung des 18. Säculum zu Grunde lagen: „Eine Art von Civilisationsekel, ein inneres Mißbehagen, ein Trübsinn, von dem man sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte sich der besten Köpfe in Deutschland, England und Frankreich bemächtigt und trieb sie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungesunder Ideale. Diese eigenthümliche Gemüthskrankheit spiegelt sich ab in den Schriften J. J. Rousseau's, sie kam theilweise zum Vorschein in manchen politischen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Nordamerikas, sie wirkte fort in den blutigen Schwärmereien der französischen Revolution, sie hat Friedrich Schiller's Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch seine Leiden des jungen Werther's diesen Sentimentalitätsschwindel abzustreifen und den Krankheitsstoff auszuscheiden versucht. Niemand aber war mehr von dieser Gemüthsstörung angesteckt als unser edler Georg Forster, wie überhaupt mehr oder weniger der große Cook selbst und alle seine Begleiter. Sie alle schworen darauf, daß die Wilden besser seien als die Europäer. Die Verfeinerungen der alten Welt erschienen ihnen nur als Entartungen, überall gewahrten sie Versündigungen gegen die Natur, ein Gemisch von Lügen und Laster, daher denn auch die Kinder dieser alten Welt in ihren Augen als abgelebt und körperlich zerrüttet galten. Dies waren nicht etwa die Ansichten einiger Querköpfe, sondern der Männer, welche die Ansichten ihrer Zeit beherrschten und dieser nämlichen Zeit zugleich als die höch-

sten Zierden dienten. Sie glaubten in den noch nicht von der Civilisation angesteckten Bewohnern der Südsee die Typen eines idealen, goldenen Menschenalters zu erkennen. Sie hielten sie für offen, genügsam, unverderbt, für Kinder ohne Unterscheidung des Guten und Bösen, für unendlich glücklich, wenn nicht gar für beneidenswerth.“ (Hellwald S. 72.) Diese Sucht — pathologisch vielleicht interessant, aber wissenschaftlich unbrauchbar — der eigenen Zerfahrenheit durch ein neues Stimulans aufzuhelfen, dieser Wahn, der Kultur durch ein leeres und täuschendes Spiegelbild einer angeblich jungfräulichen Natur wieder Inhalt und Werth zu verleihen, ist verflogen und hat einer ernsthaften Forschung Platz gemacht; aber gerade jetzt werden häufig die ungläubigen Fragen laut, wozu all' jener Aufwand an Fleiß und Energie, wenn es nur der Kenntniß roher und längst überwundener Perioden in der Völkergeschichte gilt? Freilich mag es ein wohlthuendes Gefühl sein, sich in dem Bewußtsein einer hohen Civilisation glücklich zu schätzen, zu empfinden, „wie herrlich weit wir es gebracht haben,“ aber nicht geringer darf doch eigentlich das Interesse sein an den früheren Entwickelungsstufen, die erst in allmäliger Succession schließlich jenen Endzustand begründeten. Die Geschichte der Menschheit nach allen Richtungen, sei es in Religion, Recht, Kunst, Sprache u. s. f., ist nicht verständlich, wenn wir uns auf die mehr oder weniger kurze Blüthezeit beschränken, welche den Kulminationspunkt in dieser Entwickelung ausmacht. Diese Wunderschöpfung, die wie früher die griechische Kultur als autochthones Erzeugniß ausgegeben und entsprechend gepriesen wurde, ist ihres mythischen, transcendentalen Ursprungs entkleidet und in ihren einzelnen Bedingungen bloßgelegt. Die Sitten und Institutionen der sogenannten Naturvölker liefern uns den Kommentar, ohne welchen wir unser eigenes sociales Leben nicht verstehen würden; die Existenz jener zu verachten, wäre gerade so weise, als wenn die Kindheit, da sie an intellektueller Reife den späteren Perioden nicht gleichkommt, gänzlich aus dem Dasein gestrichen werden sollte. Es sei nämlich nebenbei bemerkt, daß es ein Naturvolk im scharfen Sinne überhaupt nicht giebt; überall, selbst in den rohesten und dürftigsten Zuständen, haben wir Ansätze zu einer socialen Organisation gefunden, und damit Versuche, die über die rein thierische Existenz hinausführen. Von einem Naturmenschen in eigentlicher Bedeutung zu sprechen, wäre uns erlaubt, wenn man ihn in völlig isolirtem Zustande, dem jegliche Association fehlte, beobachtet hätte; da aber in diesem Falle überhaupt gar keine Entwickelung stattgefunden hätte, nicht einmal eine sprachliche oder gar eine weitere sociale, so brauchen wir diesen Verlust des ethnologischen Materials nicht all zu sehr zu bedauern. (Von den künstlichen Isolirungen, wie die von Kaspar Hauser, ist hier natürlich nicht die Rede.) Hingegen verdient die Thatsache volle Beachtung, auf die Bastian in seiner neuesten Schrift „Die heilige Sage der Polynesier“ aufmerksam macht: „Ich fürchte, es wird sich einst eine schwere und bittere Anklage gegen uns erheben, weil wir in der heutigen Epoche des Kontaktes mit den Naturvölkern noch vieles hätten sammeln und retten können, was durch Unbedacht und Sorglosigkeit vor unseren Augen zu Grunde gegangen ist, was noch jetzt in jedem Jahre, an jedem Tage, möchte ich sagen, und jeder Stunde, während wir unthätig zuschauen, dahinschwindet. Jede solcher Lücken aber wird auf das Schmerzlichste empfunden werden, wenn es gilt, in kommenden Tagen für die Induktionsformeln einen statistischen Ueberblick zu gewinnen von der ganzen Mannigfaltigkeit der Variationen, unter denen das Menschengeschlecht auf der Erde in die Erscheinung getreten ist.“ (Vorrede S. VII.) Zum Beweise für diese Thatsache führt der berühmte Forscher seine Erlebnisse in Oregon an, wo er an einen alten Pionier als besten Kenner der Indianer verwiesen wurde. „Derselbe hatte in seiner Jugend ein halbes Menschenalter mit den Indianern verlebt, indem er als Händler mit ihnen umhergezogen war oder in ihren Ansiedlungen bei ihnen gewohnt hatte. Auch konnte er mir in der That (so weit das Gedächtniß treu blieb) mancherlei interessante Einzelheiten über das tägliche Leben und Treiben geben, sobald ich aber mit meinen Fragen das religiöse Gebiet berührte, war sein Wissen zu Ende.“ (S. 9.) Hier kann nur verdoppelte Energie trotz des rastlos sich vollziehenden Dahinschwindens der Wilden die werthvollen Kenntnisse retten, die uns zu dem ins Detail gehenden Verständniß irgend eines Volksstammes fehlen. Daß aber diese Wirkung bei einem jeden Zusammentreffen der Europäer oder überhaupt höher kultivirter Racen mit niederen unausbleiblich ist, zeigt eine Vergleichung von Nordasien, Südafrika, Nordamerika und den Südseeinseln. Traditionell wird dieser Umstand lediglich der Härte und Vertilgungswuth des erobernden Stammes zugeschrieben, und ebenso stereotyp werden die Spanier als wahre Teufel verschrien. „Die Grausamkeiten der Spanier in der neuen Welt sind von jeher ein beliebter Stoff für moralhistorische Stilübungen gewesen. Bonwich (The last of the Tasmanians, London 1870) ist ehrlich genug zu bemerken, daß die Briten dringende Veranlassung hätten, den Mund zu halten. In der That darf man Grauen empfinden vor allen europäischen Kulturvölkern, so wie sie mit anders gefärbten Menschen in Berührung kommen. Die Holländer in den Kaplanden und ihre Abkömmlinge, die Boeren, liefern ebenfalls den Beweis, daß auch die germanischen Völkerschaften zu den blutgierigen Geschöpfen ihres Geschlechts zählen. Nur von den Franzosen, obgleich auch sie nicht gänzlich rein sind, kann man rühmen, daß sie durchschnittlich menschlicher und christlicher mit den farbigen Naturkindern umgegangen seien.“ (Peschel, Ausland 1870, S. 148.) Diese Worte Pechel's sind ohne Zweifel völlig zutreffend, obwohl sie noch nicht den Grund für die Vernichtung der Naturvölker erschöpfen; auch nicht der Branntwein, die Lustseuche und Pocken allein scheinen uns für eine Erklärung hinzureichen. Einmal ist es klar, daß in diesem erbarmungslosen Kampf ums Dasein, in dem außerdem zwei gänzlich unverträgliche Entwickelungsstufen sich begegnen, nur die intelligentere Race den Sieg davontragen kann (von den kümmerlichen Versuchen der christlichen Missionäre, eine Assimilation beider heterogenen Elemente herbeizuführen, darf hier füglich Abstand genommen werden); sodann aber scheint auch der Körper des höher veranlagten Gegners widerstandsfähiger zu sein gegen die Angriffe der Krankheiten, denen der Organismus der Wilden schneller unterliegt. Die Laster der Kultur mit ihren physischen Begleitern haben jenen schon so weit inficirt, daß er leidlich gefestigt ist, während der Ansteckungsstoff für ein gänzlich unberührtes Gewebe die verhängnißvollsten Folgen hat. Daher siechen überall die Naturvölker dahin und ebenso konsequent akkommodirt sich das modulationsfähige Naturell des Europäers unter allen Himmelsstrichen, natürlich unter mehr oder weniger schweren Opfern. Generalisiren wir nun diese Thatsache, so ergiebt sich ein höchst merkwürdiges Bild für die Zukunft; der ganze Erdball wird rastlos von einem Ende zum andern der Civilisation unterthan gemacht, die inferioren Racen mögen sich in die entlegensten Striche zurückziehen und Wüsten und undurchdringliche Urwälder zum Schutz ihrer Existenz wählen: schließlich — mit mathematischer Sicherheit läßt sich aus dem bisherigen Laufe der Geschichte dieser Schluß ziehen — werden sie absorbirt resp. vernichtet werden. Und dasselbe,

was sich innerhalb dieser Extreme ereignet, zwischen den Höhen der Kultur und der Barbarei der Natur, wird sich für unendlich viele Mittelstufen dieser Entwickelung wiederholen; daher ist es äußerst interessant, dem Zusammenstoß zweier gänzlich heterogener und bislang ohne jeden Kontakt gebliebener Kulturen zu folgen, wie z. B. der chinesischen und europäischen in St. Franzisko. Ohne uns gerade als Anwalt der Mongolen aufzuwerfen, können wir nicht sagen, daß unsere Mitbrüder sich eben sehr glänzend bei dieser Konkurrenz benommen hätten. Die indische Civilisationssphäre, obwohl in einzelnen Zweigen üppig treibend, scheint doch im Ganzen zu lethargisch zu sein, zu sehr einer kräftigen Aktivität zu entbehren, um bislang wenigstens der europäischen gewachsen zu sein.

General Türr über den Isthmus von Korinth.

Wir haben unlängst (S. 223 dieses Bandes) Nachrichten über den Beginn der Vorarbeiten zu dem Kanale, welcher die Landenge von Korinth durchschneiden soll, gegeben. Da dieses großartige Unternehmen schneller, als man gedacht hat, sich zu verwirklichen scheint — die eigentlichen Arbeiten sollen schon im kommenden December ihren Anfang nehmen —, so ist dasjenige von besonderm Interesse, was General Türr, der Konzessionsinhaber des Durchstiches, am 17. September dieses Jahres auf dem dritten internationalen geographischen Kongresse zu Venedig über den Isthmus und den zu erbauenden Kanal mittheilte (reproducirt in „The Mail“ vom 21. September).

Der Isthmus ist eine tiefe Depression von nur geringem Relief zwischen den Geranischen Bergen (bis 1057 m ansteigend) im Norden und dem Oneiongebirge (582 m) im Süden. Die Wasserscheide läuft quer über dieselbe hinweg von Nordosten, vom Golfe von Aegina an, nach Nordwesten auf Akrokorinth zu. Der Isthmus bildet ein Plateau von geringer Breite, das an seiner höchsten Stelle bis 78 m ansteigt; die feste Gesteinsmasse, welche der zukünftige Kanal zu durchschneiden hat, ist nur $3^1/_2$ km lang; im Uebrigen geht er durch Alluvium, Sand und Kies. Südwestlich von dem heutigen Hafen Kalamaki zieht sich ein circa 30 m breites Thal in schräger Richtung von Nordosten nach Südwesten durch die centrale Gesteinsmasse; an der andern Seite derselben liegt ein zweites Thal, welches zuerst eine kurze Strecke der Wasserscheide folgt, dann eine Biegung am Fuße der alten den Isthmus sperrenden Mauer macht und in den korinthischen Meerbusen mündet. In dem erstern Thale befindet sich eine perennirende Quelle, welche schon im Alterthum benutzt wurde; in dem zweiten liefern verschiedene Quellen reichliches Wasser. Das Plateau in der Mitte ist mit Dickichten von Pinus maritima bedeckt, und wird stets von den bald von dieser, bald von jener Seite her wehenden Brisen gekühlt.

Auf dieser engsten Stelle des Isthmus finden sich auf einer vollkommen geraden Linie an beiden Abhängen des Plateau Spuren der Arbeiten, welche Nero in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts aufführen ließ. Nach dem Aeginetischen Meerbusen hin sieht man eine am Grunde etwa 40 m breite Vertiefung, welche sich etwa 1500 m weit von der Küste landeinwärts zieht. Die ausgehobene Erde ist an beiden Seiten aufgehäuft worden und bildet deutlich sichtbare Wälle; der Graben oder die Vertiefung weist mehrere Stellen auf, wo der bis 59 m hoch ansteigende Fels in Angriff genommen wurde, aber überall ist man nur wenige Meter tief eingedrungen. Auf dem gegenüberliegenden Abhange sind Spuren des Grabens bis 2 km vom Meeresstrande hin sichtbar; aber auch hier waren die Arbeiten nur von geringer Bedeutung. Zwischen den letzten Spuren auf beiden Abhängen zieht sich eine geradlinige Reihe viereckiger Schachte hin, die zwischen 3 und 16 m tief sind, und deren senkrechte Wände sich volle 18 Jahrhunderte hindurch fast intakt erhalten haben. In der Nähe der Schachte liegen oben auf dem Plateau zwei große vollständig erhaltene Cisternen, welche bei den bevorstehenden Arbeiten wieder benutzt werden können.

Nachdem General Türr die Konzession für den Durchstich erhalten hatte, schickte er den Oberingenieur des Canal Français, Gerster, der schon auf dem Isthmus von Darien die Aufnahmen für den Panama-Kanal geleitet hatte, an Ort und Stelle, um das Terrain im Einzelnen aufzunehmen und die beste Linie für den Durchstich zu ermitteln. Derselbe hat mit Hilfe seiner Assistenten und Untergebenen den ganzen Isthmus zwischen den anfangs erwähnten beiden Bergketten aufgenommen und Bohrungen ausgeführt. Es wurden im Speciellen drei Tracen studirt und nivellirt. Die erste fällt mit der „Neronischen Linie“ zusammen, ist 6342 m lang und steigt bis 78 m über den Meeresspiegel an; die zweite folgt den oben beschriebenen zwei Thälern, ist 6740 m lang und bis 73 m hoch; die dritte, weiter südlich gelegene, beginnt bei Kechriäs am Aeginetischen Golfe, benutzt ein Thal, das demjenigen der zweiten Trace fast parallel läuft, schneidet mehrfach Schluchten, steigt jenseits im Thale des Leoka-Flusses ein Stück hinab und erreicht die See südlich von Neu-Korinth. Dieselbe ist etwa 11 km lang. Die Aufnahmen haben ergeben, daß bei Nro. 1 9430000 cbm Boden, bei Nro. 2 9186000, bei Nro. 3 12424000 zu bewegen sind. Die beiden letzten haben zahlreiche Kurven von mindestens 2000 Meter Radius, während die sogenannte „Neronische Trace“ den unschätzbaren Vortheil einer geraden Linie darbietet. Sodann hat letztere noch zwei weitere Vorzüge: erstens die Beschaffenheit der zu durchschneidenden Felsmasse, welche hier aus zerreiblichem Sandstein und Kalkfelsen besteht, die verhältnißmäßig leicht zu bearbeiten sind und dabei starke dauerhafte Seitenwände bilden, während die Tracen Nro. 2 und 3 viel härtern Sandstein durchschneiden, der im Alterthume, wie zahlreiche Steinbrüche beweisen, zu Bauzwecken diente. Zweitens ist die „Neronische“ Linie gegen die Wasserfluthen der Schluchten geschützt, während Nro. 2 und 3 dieselben aufnehmen müßten; sie bildet ferner eine gerade, schnelle Verbindung und trifft an beiden Endpunkten in kurzer Entfernung vom Strande auf tiefes, ruhiges Wasser. Aus allen diesen Gründen ist diese Trace zur Ausführung bestimmt worden. In seinen Dimensionen soll der neue Durchstich dem Suez-Kanal ähnlich werden, nämlich circa 8 m tief und 22 m breit.

Die Schifffahrt ist gegenwärtig sowohl im Korinthischen wie im Aeginetischen Meerbusen sehr lebhaft, trotz der Unzuträglichkeiten, welche gerade der Isthmus verursacht, indem er Waaren und Passagiere zum Ueberland-

wege zwingt. Nach den statistischen Daten der letzten Jahre laufen jährlich im Durchschnitte 446 Dampfer und zahllose Segelschiffe in den beiden Häfen des Isthmus ein. Da nun nach Aussage der kompetentesten Personen die Küstenverhältnisse und die herrschenden Winde im Meerbusen von Korinth besonders günstige sind, so glaubt Türr annehmen zu dürfen, daß die meisten Schiffe, welche jetzt gezwungen sind, Kap Matapan zu umsegeln, gern den neuen Weg durch den Kanal von Korinth nehmen werden. Denn sie müssen diese Route als die kürzeste und schnellste benutzen, da sie die Entfernung vom Adriatischen Meere nach dem Piräus um volle 185 Seemeilen und diejenige vom Mittelländischen Meere nach dem Piräus um 95 Seemeilen verkürzt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Messina und der Piräus unter demselben Breitengrade, dem 38., liegen, während Kap Matapan und die Insel Cerigo sich unter dem 36. befinden. Dampfer, welche die Straße von Messina passiren, sind deshalb jetzt genöthigt, vom 38. zum 36. Breitengrade hinunter- und dann nach Dublirung des Kap Matapan wieder zum 38. Grade nordwärts hinaufzufahren; können sie aber erst den neuen Korinth-Kanal benutzen, so bleiben sie stets in derselben Breite und vermeiden den Umweg um das Kap, welches sich schon so vielen Schiffern verhängnißvoll erwiesen hat.

Jetzt passiren jährlich 4 645 700 Tonnen Waaren den Isthmus von Korinth. Die erstaunliche Entwickelung, welche Industrie und Handel in jüngster Zeit in Griechenland erfahren haben, zeigt sich besonders in dem Anwachsen der Schifffahrt. Das Land, welches 1830 nur 1050 Fahrzeuge zusammen von circa 30 000 Tonnen besaß, hatte 1871 schon 6135 mit einer Tragfähigkeit von 415 355 Tonnen, und seitdem hat seine Flotte noch in gleichen Verhältnissen zugenommen. Die Verkürzung des Seeweges sichert nun den Schifffahrtsgesellschaften einen namhaften Vortheil, an welchem Waaren wie Passagiere in gleicher Weise theilnehmen. Die Abgabe per Tonne und per Person für Schiffe aus dem Adriatischen Meere wird 1 Franc betragen und für solche aus dem Mittelländischen ½ Franc. Die großen Schifffahrtsgesellschaften des Adriatischen Meeres haben sich auf Befragen bereit erklärt, diesen Tarif, den sie für sehr entsprechend halten, anzunehmen; andererseits haben die kompetentesten Finanzmänner nach Prüfung der statistischen Tabellen und nach Berechnung des wahrscheinlichen Nutzens gefunden, daß selbst bei einer geringen Abgabe der Ertrag eine gute Verzinsung des hineingesteckten Kapitals gestatten wird. Griechenland, welches die Wichtigkeit des neuen Kanals sowohl für den Handel der anderen Völker, als für seinen eigenen Wohlstand begriffen hat, hat dem General Türr versprochen, mit der äußersten Anstrengung den Erfolg des bald endgiltig in Angriff zu nehmenden großen Werkes zu fördern.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Telegramm vom 13. September aus Krasnowodsk an den „Russischen Invaliden“ meldet, daß die Legung der Schienen auf der Transkaspischen Militär-Eisenbahn (s. „Globus“ XXXIX, S. 286) jetzt bis zu dem Endpunkte derselben, Kyzyl-Arvat, durchgeführt ist.

— Der Generalgouverneur des Libanon, Rustem Pascha, hat jetzt strenge Vorschriften erlassen, um den ehrwürdigen Rest der Libanoncedern, deren Zahl auf 350 bis 400 Stämme zusammengeschmolzen ist, gegen weitere Beschädigungen durch Thiere und Menschen, Einheimische wie Reisende, zu schützen. Es wird eine Einfriedigung hergestellt und ein Wächter eingesetzt werden; kein weidendes Thier soll ferner die jungen Schößlinge abfressen, kein Reisender unter den Bäumen lagern, Feuer anmachen, Zweige abbrechen u. s. f. Der lange ersehnten Maßregel ist der beste Erfolg zu wünschen.

— Die „Mail“ vom 5. September d. J. enthält ein Telegramm aus Calcutta vom vorhergehenden Tage, nach welchem die Resultate der im Februar ausgeführten Volkszählung von Indien folgende sind: Bengalen 68 829 920; Assam 4 815 157; Madras 30 839 181; Bombay 20 920 119; Scinde 2 404 934: Nordwest-Provinzen 33 445 111; Oude 11 407 625; Pendschab 22 647 542; Centr.-Provinzen 11 505 149; Berar 2 670 982; Birma 3 707 646; Mysore 4 186 399; Coorg 178 283; Adschmir 453 075; Baroda 2 154 469; Travancor 2 401 158 und Kotschin 600 278. Insgesammt hat Indien 252 541 210 Bewohner, wovon ungefähr 123 211 317 männliche und 118 166 371 weibliche; letztere beiden Zahlen sind indessen nicht absolut zuverlässig, da für Radschputana, einen Theil von Haiderabad und das unabhängige Sikkim die Ziffern der Geschlechter fehlen. Der Zuwachs seit dem letzten Census von 1871 beträgt 12 788 565; den größten zeigen Birma (35 Proc.), die Central-Provinzen (25 Proc.), Berar (20 Proc.) und Assam (19 Proc.). Eine Abnahme zeigen nur Maisur (Mysore; um 17 Proc.) und Madras (um 2 Proc.). Mr. Plowden, der Census Kommissioner, beansprucht für diese Zählung den Ruhm des größten derartigen, je auf Erden unternommenen Werkes. Zu diesem Telegramme bemerkt „The Mail“, daß Bombay, trotzdem daß es durch die Hungersnoth stark gelitten hat, unter den Provinzen mit der größten Zunahme fehlt, da es von 16 349 206 Einwohnern in dem letzten Decennium auf 20 920 119 gewachsen ist. Jene Gesammtzunahme bezieht sich auf die britischen wie einheimischen Länder, von denen erstere mehr als ⅘ der ganzen Bevölkerung umschließen. Dieses Verhältniß verschiebt sich aber zu Gunsten der direkt britischen Besitzungen, weil in diesen der Zuwachs am bedeutendsten war, was entschieden für die englische Verwaltung ein gutes Zeugniß ablegt. Dazu kommt, daß die Vermehrung der Bevölkerung von einer solchen des Wohlstandes und des Handels begleitet ist. Neue Industrien sind eingeführt, wichtige öffentliche Werke in Angriff genommen, die Hilfsquellen des Landes entwickelt worden, was alles ohne Zuthun der Engländer schwerlich geschehen wäre, vom moralischen Fortschritte ganz zu schweigen.

Afrika.

— In der Sitzung der Marseiller Geographischen Gesellschaft vom 12. August d. J. gab der eben aus dem Somal-Lande zurückgekehrte Georges Révoil einen vorläufigen Bericht über seinen dritten zehnmonatlichen Aufenthalt daselbst. Es ist ihm dieses Mal gelungen bis zu den Karkar-Bergen vorzudringen, an deren Nordfuße der Darror sich entlang windet, gleichwie am Südfuße der Fluß Nogal. Dort aber fand er solchen Widerstand, daß er umkehrte und nach dem Besuche einiger Küstenpunkte nach Aden ging. Bei Hais durch schlechtes Wetter aufgehalten, landete er, fand am Ufer zahlreiche Tumuli, wie sie überall im Lande vor-

kommen, und öffnete einen derselben, wobei er ein Grab und Reste einer sehr entwickelten Kultur fand, darunter einige prächtige Emaillen, Scherben von Gefäßen aus Samos und eine Maske, was auf eine griechische Kolonie deutete. Révoil schließt aus diesem und den Nachrichten, welche er über die Existenz eines weißen Galla-Stammes an den Ufern des Webi erhielt, daß sich unter den heutigen Somali Spuren der ehemaligen Existenz einer weißen Kolonie, wahrscheinlich von Makedoniern, erhalten haben, für deren Nachkommen er jenen Galla-Stamm hält. Er sucht seine (uns wenig anmuthende) Ansicht durch weitere Argumente hinsichtlich der Sprache, Bewaffnung und Kleidung und durch eine wichtige Reihe von Profil-Photographien zu unterstützen. Seine Reiseergebnisse scheinen danach sehr interessante zu sein; seine ethnographischen Schlüsse dürften einstweilen aber vielfachen Zweifeln begegnen.

— Zu Ende des Jahres 1877 setzte die portugiesische Regierung die Zölle auf Waaren, welche nach Mozambique eingeführt wurden, um 30 Proc., in manchen Fällen sogar um 60 Proc. herunter, eine Maßregel, welche einen entschieden günstigen Einfluß auf den Handel ausgeübt hat, wie der Bericht des englischen Konsuls O'Neil hervorhebt. Jetzt hat sich dieselbe Regierung leider entschlossen, die Zölle für Importe um 3 Proc. ad valorem und für Exporte um 1 Proc. zu erhöhen, angeblich um dadurch Gelder für die öffentlichen Bauten der Kolonie aufzubringen.

— Der erste zehnjährige Census des Orange-Freistaates in Südafrika hat eine Bevölkerung von 133 518 Personen, davon 61 022 Weiße, ergeben. Das in Besitz genommene Land umfaßt 11 799 205 Morgen, wovon aber nur 57 458 angebaut sind. An Pferden sind 131 594 vorhanden, an Schafen und Angoraziegen 5 482 836, welche 48 665 Ballen Wolle produciren. Es giebt ferner 2253 Strauße, welche 1057 Pf. St. an Federn abwerfen. An Kohlen werden nur 81 Sack producirt, woraus hervorgeht, daß dieser Industriezweig, welcher in Zukunft von großer Wichtigkeit zu werden verspricht, jetzt noch in den allerersten Anfängen sich befindet.

— R. E. Flegel, welcher mit Unterstützung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland das Gebiet des Niger bereist, sein Augenmerk aber hauptsächlich auf Adamaua gerichtet hat (s. „Globus" XXXIX, S. 64), hat den Erfolg gehabt, Sokoto, die Hauptstadt des gleichnamigen Fellata-Reiches, erreicht und von dem dortigen Herrscher die Erlaubniß zur Bereisung von Adamaua erhalten zu haben. Er fuhr im Winter 1880/81 den Niger von Rabba (9° 15' nördl. Br.) aufwärts bis Gomba (circa 11½° nördl. Br.), konnte aber dort seine Bootsmannschaft um keinen Preis bewegen ihn noch weiter bis Say (13° nördl. Br.), wo Heinrich Barth 1853 den Niger überschritten hatte, zu schaffen, weil die ganze Gegend von den räuberischen Keffris unsicher gemacht wird. Statt dessen brachten sie ihn auf dem Gulbi-n-Gindi, einem bedeutenden linksseitigen Nebenflusse des Niger, bis Kalgo (12° 21' nördl. Br.), von wo er zu Lande nach Sokoto (5° 5' östl. L. Gr., 13° 7' nördl. Br.) ging. Auch den Rückweg nach Rabba machte er zu Lande, wobei er namentlich zuletzt ziemlich weit östlich des Niger entlang zog und die Landschaften Jauri und Nupe kennen lernte. Während dieser ganzen Reise, welche die Zeit vom 18. Oktober 1880 bis 16. April 1881 in Anspruch nahm, hat Flegel ein sehr genaues Itinerar aufgenommen, dessen vier Blätter (1 : 300 000) dem Herausgeber dieser Zeitschrift zur baldigen Veröffentlichung übergeben wurden, und das wegen der augenscheinlich darauf verwendeten Sorgfalt ein sehr werthvoller Beitrag zur Karte Afrikas genannt werden darf. Ueber seine ferneren Aussichten schrieb der wackere Reisende von Rabba am 14. April an Dr. Behm: „Sokoto habe ich erreicht und ebenso den Hauptzweck dieser Reise: gute Empfehlungsschreiben des Sultans und des Gandu-Königs für deren ausgedehnte Territorien. Somit darf ich hoffen, daß auch meine Reise nach Adamaua, die ich nach Eintreffen der nöthigen Mittel sofort in Angriff nehmen werde, von Erfolg begleitet sein wird. Ohne Empfehlungsschreiben des Sultans wäre es für mich nicht rathsam gewesen, nach Adamaua zu gehen, da wir (die Missions-Expedition auf dem „Henry Venn" s. Globus" XXXVII, S. 111) 1879 in kein freundschaftliches Verhältniß zum Gouverneur jenes Gebietes getreten sind und man mich sicherlich dort sofort als Begleiter der Dampfschiff-Expedition wiedererkannt hätte. Auch werden die Elfenbeinhändler gewiß meinen Forschungen hindernd in den Weg zu treten suchen, da sie irrthümlicherweise befürchten, ich könnte ihre Kreise stören. Ausgerüstet mit des Sultans Brief, dessen Bedeutung jedes Kind an dem Stempel kennt, werden die eventuellen Intriguen hoffentlich wirkungslos abprallen."

— Herr Karl Berghoff, Inspektor der ägyptischen Regierung in Faschoda, schrieb uns am 11. August dieses Jahres: „Nach einer Nachricht aus Ladó sind bei dem die Militärstation an der Grenze zwischen Monbuttu und Makraka befehligenden Jüsbaschi Hanaschi Effendi mehrere Neger erschienen, welche angaben, sie seien von Dr. Junker gesandt, um den Mudir der Aequatorialprovinzen, Dr. Emin-Bey, zu benachrichtigen, daß ihn, Junker, Sultan Durma seines ganzen Gepäckes beraubt habe und gegen seinen Willen im Lande zurückhalte. Er habe darüber — doch nach der Abreise Gessi Paschas — an die Mudirie Bacher-el-Ghasal, welcher das Gebiet des Sultans Durma tributpflichtig ist, berichtet, aber von dort keine Antwort erhalten, und bitte nun Dr. Emin-Bey um Hilfe. Kapitän Casati ist nach Monbuttu abgegangen." Doch schon am 15. August konnte Herr Berghoff seine Meldung berichtigen, indem er schreibt: „Gestern kam hier der Dampfer Bordên vom Bacher-el-Ghasal an, der uns folgende erfreulichere Kunde bringt. Der Afrikareisende Dr. Junker und sein Begleiter Bohndorf sollen sich, laut einer Nachricht von Meschra-el-Rek vom 1. Juli, in bester Gesundheit und auf dem Rückwege befinden. Allerdings soll er von dem Sultan Durma oder N'durma eines Theils seines Gepäckes beraubt sein, doch sind von Seiten der Mudirie Bacher-el-Ghasal die nöthigen Schritte bereits gethan, genannten Häuptling zur Rückerstattung dieser Gepäckstücke (Sammlungen etc.) zu zwingen. Man erwartete die Ankunft des Dr. Junker in Meschra-el-Rek nach ein bis zwei Monaten."

Polargebiet.

— Der Dampfer „Proteus" ist am 11. September 1881 in St. Johns auf Neufundland angelangt, nachdem er die eine amerikanische arktische Expedition (oder Beobachtungkorps, vergl. oben S. 112) am 11. August glücklich in Lady Franklin Bay gelandet hat. Er bringt die englische arktische Post mit, welche im Jahre 1876 auf der Littleton-Insel niedergelegt worden war. Der letzte Winter war, wie auch von der Berings-Straße gemeldet wurde, sehr mild, und das Schiff hätte viel weiter nach Norden vordringen können, da, so weit das Auge reichte, offenes Wasser vorhanden war.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Das, was oben über die schwierigen Existenzbedingungen und die verschiedenen Industrien, welche die Podhaler betreiben müssen, gesagt wurde, beweist die Vielseitigkeit ihrer Hilfsmittel und damit zugleich ihre Intelligenz, welche noch durch die weit verbreitete Lust zum Lernen entwickelt worden ist. Die meisten der Bergbewohner können lesen und schreiben, was sonst in Galizien selten der Fall ist, und lieben die Lektüre. Ihre geistige Ueberlegenheit wird übrigens auch im Lande anerkannt.

Ihr Charakter bietet einige Eigenthümlichkeiten dar, deren hervorstechendste eine fast weibliche Reizbarkeit ist, welche allein schon genügt, sie von den meist sehr schwerfälligen galizischen Bauern zu unterscheiden. Ihre sehr große Empfindlichkeit und ihr ziemlich rachsüchtiges Naturell nöthigen jeden, der mit ihnen zu thun hat, zu großer Vorsicht. Mit Geld setzt man bei ihnen nichts durch, umsomehr aber mit freundlich dargebotenen Cigarren — ein Verfahren, nebenbei bemerkt, das auch den Italienern niedrigen Standes gegenüber mit Erfolg anzuwenden ist, wenn Anerbietungen von Geld nicht mehr verfangen. Für solche kleine Geschenke ergreifen und küssen sie die Hand des Gebers, und davon schließen sich auch Frauen nicht aus. Ihr Unabhängigkeitsgefühl geht sehr weit; vor dem Militärdienst haben sie Abscheu, und als derselbe noch von sehr langer Dauer war, wurden sie lieber Räuber, als daß sie sich zu demselben bequemten. Von Jugend auf an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, besitzen sie Entschlossenheit und Tapferkeit. Sie sind thätig und arbeitsam, gegen Freunde und Fremde wohlwollend, aber bei der geringsten Beleidigung sehr empfindlich. Das Familienleben ist sehr entwickelt, die Achtung für die Eltern sehr groß; die Frauen nehmen an allen Arbeiten der Männer Theil und sind sehr gute und, wie erwähnt, auch fruchtbare Mütter. Wie häufig unter den Slaven wird das Verhältniß zwischen den Geschlechtern durch keine sehr strenge Moral geregelt. Mädchen, die schon Kinder haben, finden leicht einen Mann, und werden keineswegs verachtet. Hoch entwickelt ist ihr religiöses Gefühl, wie das auch bei den Slaven Rußlands der Fall ist, von denen sie sich sonst in vielfacher Hinsicht unterscheiden. Nie geht ein Bewohner der Tatra bei einem der zahlreichen steinernen Krucifixe vorbei, ohne es zu grüßen, und jeder des Weges kommende wird mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ angesprochen und muß antworten „In Ewigkeit. Amen!“ Jeden Sonntag gehen sämmtliche Einwohner zum Gottesdienst, bei welchem die Männer die linke Seite der Kirche einnehmen, die Frauen die rechte; wer nicht mehr Platz findet, kniet draußen nieder. Die Weiber liegen, mit einem weißen Schleier bedeckt, während der ganzen Messe mit dem Gesichte auf der Erde. Natürlich stehen auch die Priester bei ihnen in großem Ansehen, und es ist noch nicht lange her, daß der Pfaffe und der Räuber in der Podhale die gewichtigsten Persönlichkeiten waren.

Trotz vielen Anstrengungen vermochte Le Bon keine genauen Nachrichten über den Aberglauben dieser Leute, nament-

lich was Feen und Nixen betrifft, einzuziehen. Derselbe muß demjenigen im übrigen Galizien analog sein, wo wie in der Ukraine der volksthümliche Katholicismus stark mit Resten des Heidenthums und selbst noch tiefer stehenden Elementen gemischt ist. Der Glauben an Werwölfe, Feen, Zauberer ist allgemein verbreitet, wie Dr. Kopernicki's Forschungen beweisen. Krankheiten werden durch Zauber veranlaßt und Heilmittel dienen lediglich dazu, solchen Zauber zu zerstören oder die bösen Wesen, Pest-, Fieber- u. s. w. Geister, welche in den Körper eingedrungen sind, zu vertreiben. Gewisse Pflanzen gelten für mit magischer Kraft begabt; z. B. glaubt man in der Umgebung Krakaus, daß Glockenblumen die Eigenschaft haben, Wöchnerinnen und Neugeborene gegen die Nachstellungen der Nixen zu beschützen. Die Blüthe des Farnkrauts, welche am Johannistage um Mitternacht sich entfaltet, verleiht ihrem Besitzer die Kraft, in der Erde verborgene Schätze zu sehen und die Geheimnisse der Zukunft zu ergründen. Reißt man die Alraunwurzel, die auf den Gräbern Hingerichteter wächst, aus der Erde, so läßt sie einen so schrecklichen Klagelaut hören, daß der Thäter vor Grauen verrückt wird. In manchen Dörfern gilt es für sehr gefährlich, Weidenzweige abzuschneiden, weil der Teufel oft in den Wurzeln des Baumes sitzt. Le Bon hat, wie gesagt, nicht feststellen können, ob solcher in Galizien und der Ukraine weit verbreiteter Aberglauben sich auch in der Tatra findet, weil die Einwohner sich nicht gern darüber aussprechen. Da dieselben viel unterrichteter sind, als die übrigen Galizier, so möchte man annehmen, daß sie auch weniger abergläubisch sind; doch ist ihre Liebe zum Wunderbaren zu groß, als daß sie auf jeglichen Aberglauben verzichtet haben sollten.

Sehr entwickelt ist das ästhetische Gefühl der Tatrabewohner: die meisten dichten und musiciren und besitzen ein bemerkenswerthes Talent zum Improvisiren. Nach

Der Czeski Staw oder Böhmische See.

einem langen Tagemarsche durch die Berge sah Le Bon, daß sie sich lieber dem Vergnügen des Tanzens und Singens hingaben, als daß sie schliefen. Dazu spielt einer von ihnen die Violine, ohne daß er zuvor Unterricht darin genossen hätte. Ihre Musik ist ganz eigenthümlich, wird aber von hervorragenden Kennern sehr geschätzt. Ihr Tanz besteht aus einer Art raschen Trippelns mit den Füßen, während die Arme unbeweglich bleiben. Jeder tanzt der Reihe nach, indem er sich in dem engen Kreise, welchen seine Kameraden bilden, unaufhörlich dreht; ist er müde, so tritt er in den Kreis zurück, und ein anderer nimmt seine Stelle ein. Derjenige, welcher gerade vortanzt, begleitet sich mit Gesang, den er meist improvisirt. Gewöhnlich beschränkt er sich auf ein oder zwei Verse, kleine einfache Gedichtchen, zum Theil nicht ohne Anmuth und zuweilen etwas ironisch. Le Bon giebt einige Proben in französischer Prosa, welche natürlich durch die zweimalige Uebertragung verlieren; eine Uebersetzung in Versen wäre jedoch noch ungenauer. Ein unglücklicher Liebhaber z. B. klagt folgendermaßen:

> Mädchen, hast du mit dem Teufel einen Pakt geschlossen?
> Um den Janik dermaßen zu bezaubern?
> Wäre es Satan, der dein Antlitz gemalt
> Mit Karmin und Rosa, das er der Blume genommen?
> Liebe, o meine Liebe! Hundert Mal verfluchte Liebe!
> In deinen eisernen Ketten seufzt mein armes Herz.

Ein anderer fragt, was es Elenderes giebt auf Gottes weiter Welt, als einen Podhalen, der zu arm ist, seinem Pferde Futter geben zu können. Hier die Antwort:

> Der arme Janik ist wohl zu beklagen:
> Nichts zu fressen für sein Pferd.
> Aber mehr noch zu beklagen ist das alte Mädchen,
> Die sich nicht verheirathen kann.

Häufig hört man folgende Strophe, die sich an die Herren des Landes richtet:

> Herren, mächtige Herren, ihr werdet uns beherrschen;
> Aber wißt es, über uns werdet ihr keine Macht haben.

Wie alle primitiven Völker lieben die Podhaler kriegerische Thaten, gewaltige Abenteuer und tönende Beiwörter. Ihr bilderreicher Styl zeigt sich auch in den Namen, welche sie ihren Bergen, Thälern und Seen gegeben haben; dieselben bezeichnen meist Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes oder Analogien.

Das Räuberthum der Tatra gehört einer vergangenen Zeit an. Unabhängigkeitssinn, Abscheu vor dem Militär-

Die Mieguszowska und der Große Fischsee.

dienst, Furcht vor Strafe für Wilddieberei, Sucht, von sich reden zu machen, trieben die Leute früher in die Wälder. In der Einbildung des Volkes wenigstens galten diese Räuber für brave, wohlthätige, tugendhafte, gottesfürchtige Männer, ohne Scheu vor Menschen, gewaltthätig gegen Reiche, freigebig den Armen gegenüber. Der Titel „zboshnik" war deshalb ein sehr gesuchter und charakterisirte seinen Träger als unabhängigen, tapfern, gewandten Mann, Eigenschaften, welche bei den Gebirgsbewohnern in so hoher Achtung stehen. Deshalb machten auch die Hauptleute es neuen Kandidaten schwer genug, und unterzogen sie vor der Aufnahme harten Prüfungen. Mit dem Himmel und seinen Heiligen standen die Räuber stets auf gutem Fuße; eine in verschiedenen Varianten vorkommende Sage berichtet denn auch, daß die alte Annenkirche in Nowy-Targ von Räubern zum Danke für den Schutz, welchen ihnen die Heilige gewährt hatte, erbaut worden sei.

Die letzten berühmten Räuber der Tatra waren ein gewisser Mateya von Zakopane, welcher vor fünf Jahren im Gefängnisse zu Wisnicz starb, und ein gewisser Tatar aus demselben Orte, welcher eine Höhle am Berge Osobita bewohnte, ein höchst merkwürdiges Leben führte, aber zuletzt ruhig in seinem Heimathsdorfe starb, wo ihn noch mehrere heute lebende Einwohner gekannt haben. Jetzt ist das Räuberwesen in der Tatra wohl ganz verschwunden, und der Reisende hat dort nicht mehr zu besorgen, als in anderen Theilen Europas. Doch ist bei der Achtung, welche die Eingeborenen für die Räuber hegen, anzunehmen, daß sie unter günstigen Verhältnissen wieder dazu zurückkehren würden. So führt Goszczynski die Thatsache an, daß Gebirgsbewohner, nur um den Titel „Räuber" zu erwerben, sich, bis an die Zähne bewaffnet, an einsame Stellen, die Niemand betritt, begaben, dort einige Tage verweilten und dann ruhig in ihre Dörfer zurückkehrten.

Der höchste Theil der Tatra am Ursprunge des Weißwasser-Thales.

Die verschiedenen Eigenschaften der Podhaler, ihre Thätigkeit, Energie, Reizbarkeit, Intelligenz und lebhafte Einbildungskraft, unterscheiden sie scharf von den sie umgebenden Völkerschaften. Die Polen in den Beskiden und die Ruthenen besitzen jene Merkmale nur in sehr geringem Grade und zeichnen sich meist nur durch Schwerfälligkeit und Unwissenheit aus. Die Slovaken sind zwar größer und kräftiger als die Podhaler, dafür aber nicht so lebhaft, arbeitsam und industriell. Von der Intelligenz der Podhaler aber sind alle Reisende, welche ihr Land besucht haben, überrascht gewesen. Wie Le Bon's anthropologische Messungen ergeben haben, unterscheiden sich indessen die Podhaler auch körperlich von den zunächst wohnenden Völkern; ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, nennt er unter ihren physischen Besonderheiten besonders einen eigenthümlichen physiognomischen Typus und eine größere Entwickelung des Schädels, als bei den Nachbarstämmen. Es existiren in der Podhale zwei sehr bestimmte Gesichtstypen: der eine, welcher der Landschaft nicht speciell eigenthümlich ist, zeigt ein flaches rundes Gesicht mit oft vorspringenden Backenknochen, blaue oder graue, sehr selten dunkele Augen, blonde oder kastanienbraune, fast niemals schwarze Haare

und eine oft stumpfe Nase. Der zweite Typus, von dem Le Bon glaubt, daß er der Podhale eigenthümlich sei, weil er sich unter den benachbarten Völkern nur sehr selten findet, wird charakterisirt durch ein meist längliches Gesicht, eine gerade oder oftmals eine Adlernase, welche letztere bei Polen und Ruthenen sehr selten ist, meist helle Augen, Haare, die von hellblond bis tiefschwarz wechseln. Letztere Farbe ist bei Repräsentanten des ersten Typus unendlich selten, während sie sich etwa bei einem Drittel der Vertreter des zweiten findet.

Zwischen beiden Typen finden unmerkliche Uebergänge statt, welche indessen noch nicht in der Mehrheit sind. Erst wenn die beiden beschriebenen Typen verschwunden sein und einem Zwischentypus, der sich wahrscheinlich viel mehr dem zweiten als dem ersten nähern wird, Platz gemacht haben werden, wird die Race eine Homogeneität erreichen, welche sie heute noch nicht besitzt. So verschieden aber auch jene Typen sind, so haben doch ihre Vertreter mehrere gemeinsame Eigenschaften, welche erlauben, daß man sie als eine einheitliche Race betrachtet und sie zugleich scharf von den Nachbarstämmen scheidet. Darunter sei hier nur eine allgemeine sehr starke Brachykephalie und eine ansehnliche Entwickelung des Schädels erwähnt. In seiner vom Institut und der Société d'anthropologie preisgekrönten Schrift „Recherches anatomiques et mathématiques sur les lois des variations du volume du crâne" hat Le Bon die engen Beziehungen nachgewiesen, welche zwischen dem Schädelvolumen und der Intelligenz bestehen, wenn man,

Haupttypen der Podhaler Gebirgsbewohner.

individuelle Ausnahmen bei Seite lassend, nur mit großen Serien operirt. So hat er zum Beispiel nur mit Ziffern bewiesen, daß man hinsichtlich der Schädelgröße in Frankreich folgende Klassifikation durchführen könnte: Gelehrte und Studirte, Pariser Bürger, Adlige aus alten Familien, Bediente, Bauern. Seine Schädelmessungen an den Podhalern im Vergleiche mit denen Kopernicki's an den Nachbarstämmen stellen erstere in Hinsicht auf Schädelvolumen nicht nur über Ruthenen und Juden, sondern noch über die polnischen Gebirgsbewohner an den Grenzen der Podhale.

Außer den erwähnten fundamentalen Verschiedenheiten zwischen den Podhalern und allen Nachbarstämmen giebt es noch andere in der Physiognomie, welche beim Messen nicht wahrnehmbar sind, deren Ganzes aber einem geübten Beobachter, wie Kopernicki behauptet, nie entgeht und ihn sofort den Ruthenen, den Beskiden-Polen, den Slovaken, Juden oder Podhaler erkennen läßt. Dies zugegeben, entsteht die Frage, welchen Einflüssen von Zuwanderung oder Kreuzung diese Differenzen zuzuschreiben sind. In mittelbarer oder unmittelbarer Weise hat das „milieu" sicher einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Worin sich dasjenige, in welchem die Podhaler leben, von dem ihrer Nachbaren unterscheidet, haben wir oben gesehen. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zwingt sie, alle ihre Hilfsmittel an Arbeitsamkeit und Intelligenz aufzuwenden, um ihren Unterhalt zu erwerben, während doch das rauhe Klima und die schwierigen Lebensbedingungen die meisten Kinder dem Tode weihen und nur die kräftigsten darunter aufwachsen. Eine solche Auswahl, die mehrere Menschenalter hindurch unter Kindern und Erwachsenen getroffen wird, mußte schließlich durch lang-

Das Thal des Dunajec bei Szczawnica am östlichen Ende der Tatra.

same erbliche Anhäufung der von jeder Generation erworbenen Eigenschaften eine dergestalt kräftige und intelligente Race hervorbringen. Durch derartige Folgerungen hauptsächlich, meint Le Bon, kann man sich die Entstehung des heutigen Angloamerikaners erklären. In dem Kampfe gegen die Natur, welchen die ersten amerikanischen Pioniere unternahmen, mußte man siegen oder untergehen, und nur die fähigsten konnten triumphiren und ihren Nachkommen ihre tüchtigen Eigenschaften vererben.

Aber die erwähnten Einflüsse des „milieu“ können nur unter gewissen speciellen, aber nur allzu häufig verkannten Bedingungen wirken. Ist das „milieu“ ein wichtiger Faktor, so ist es in noch viel höherm Grade die Vererbung, d. h. die während eines unermeßlich langen Zeitraumes aufgesammelten Fähigkeiten. Zahlreiche historische Beispiele zeigen, daß, wenn die Vererbung seit langer Zeit gewisse Eigenschaften in einer Race herausgebildet hat — und das geschieht rasch, wenn eine Race isolirt ist —, das „milieu“ nicht mehr umformend wirken kann. So bewahren die Juden unter allen Breiten ihren unveränderlichen Typus; so ist der heiße ägyptische Himmel ohne Einfluß gewesen auf die gealterten Völker, welche in das Land kamen, aber alle zu Grunde gingen, anstatt sich umzuformen. Die Vererbung ist ein so mächtiger Faktor, daß nur wieder Vererbung gegen sie ankämpfen kann. Nur wenn verschiedene Racen, welche entgegengesetzte erbliche Fähigkeiten, die deshalb einander aufzuheben im Stande sind, sich vereinigen, vermag das „milieu“, welches nun nicht mehr gegen eine Vergangenheit von erdrückender Wucht zu kämpfen hat, seine mächtige Wirkung auszuüben. Will man deshalb annehmen, daß das „milieu“ auf die Podhaler den vermutheten Einfluß gehabt hat, so muß man auch ebenso annehmen, daß dieser Einfluß auf eine Volksmenge gewirkt hat, welche durch Vermischung sehr verschiedener Individuen entstanden ist und welche folglich erbliche Fähigkeiten besaß, die einander aufzuheben im Stande waren. Nun ist die Tatra von sehr verschiedenen Völkern, Magyaren, Ruthenen, Slovaken, Deutschen u. s. w. umgeben. Versetzen wir uns nun in die Zeiten, wo so wenig zugängliche Dörfer, wie Zakopane, bevölkert wurden, und wo während des größten Theiles des Jahres so schwierige Existenzbedingungen herrschen, so können wir einerseits annehmen, daß diese Orte von Leuten sehr verschiedener Abstammung, die aus irgend welcher Ursache ihre Heimath verlassen mußten, gegründet wurden, und andererseits, daß diese Individuen, anfangs gering an Zahl, sich lange Zeit unter einander gekreuzt haben. Aus der Mischung dieser verschiedenen Elemente, durch den Einfluß des „milieu“, der Zuchtwahl und der Existenzbedingungen sind die heutigen Bewohner der Tatra entstanden. Ihr Aussehen und die anthropologischen Messungen zeigen, daß sie auf dem Wege sind, eine homogene Race zu bilden, heute aber noch keine solche darstellen. Der eine der beiden Typen, derjenige mit dem langen Gesichte und der Adlernase, kann nicht durch Kreuzung mit einer der heutigen Bevölkerungen in der Umgebung der Tatra entstanden sein; denn keine derselben besitzt jene unterscheidenden Eigenschaften. Seinen Ursprung aufzudecken wäre heute unmöglich, da dieser Theil Europas seit der Ankunft der ersten Arier und seit Attila's Zügen von zu verschiedenen Racen überschwemmt worden ist. Was den andern Typus mit rundem Gesicht, oft vorstehenden Backenknochen, häufiger Stumpfnase und fast immer hellen Haaren anlangt, so wäre Le Bon geneigt, ihn einer in sehr früher Zeit geschehenen Kreuzung mit Slovaken zuzuschreiben. Findet eine solche auch heutigen Tages nicht mehr statt, so kann sie doch in einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit sehr wohl stattgehabt haben. Den Beweis dafür findet er in dem Vorkommen von einzelnen hochgewachsenen Individuen der Podhale, welche einen scharfen Gegensatz zu ihren kleinen Landsleuten bilden; dasselbe läßt sich nur durch den atavistischen Einfluß einstiger Vorfahren erklären (Prof. Kopernicki bestätigt diese Annahme durch linguistische Gründe). Um noch einmal die Ergebnisse unserer Ausführungen zusammenzufassen, so war die Einwohnerschaft der Podhale in einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeit eine einfache Anhäufung sehr verschiedener Individuen. Indem sich dieselbe nach und nach isolirte, nur in sich selbst vermischte und stets der Wirkung derselben „milieux“ und derselben Zuchtwahl ausgesetzt war, wurde sie mehr und mehr homogen und entwickelte sich zu einer Race mit gemeinsamen Eigenschaften, welche sie scharf von allen Nachbarvölkern unterscheiden. Diese selten beobachteten Thatsachen haben in Hinsicht auf die Lehren, welche in den letzten Jahren die Naturwissenschaften so sehr umgestaltet haben, eine hohe Bedeutung, und Le Bon wird an anderer Stelle ausführlich auf sie zurückkommen.

Nachdem er seine Körpermessungen und photographischen Aufnahmen bei Zakopane beendet und von seinen dortigen polnischen Freunden bewegten Abschied genommen hatte, fuhr er in einem primitiven Karren nach Szczawnica, welches 14 Stunden von Zakopane entfernt, schon jenseit des Ostendes der Tatra gelegen ist. Oestlich von Neumark durchbricht der Dunajec in einer engen und tiefen Schlucht das bis 982 m ansteigende Kalkgebirge der Pieniny; zwischen dem Rothen Kloster (1319 von Karthäusern gegründet, 1433 schon durch die Hussiten zerstört) und dem Badeorte Szczawnica, wo der Dunajec die Grenze zwischen Galizien und Ungern bildet, bestehen seine Ufer aus hohen, meist senkrecht abfallenden, malerischen Felsen. Eine Fahrt auf den Kähnen, welche die eingeborenen „Goralen“ mit großer Geschicklichkeit zu lenken verstehen, bietet hohen Genuß, wenn auch die Berge nicht mehr die wilde Größe der Tatra bieten. Die Bevölkerung von Szczawnica machte auf den Reisenden lange nicht den günstigen Eindruck, wie die Podhaler: sie gilt für schwerfällig, unwissend und dumm; der weit verbreitete Kropf zeigt, daß sie auch körperlich tiefer steht.

In Stary-Sacz erreichte Le Bon die Eisenbahn, welche über die Karpathen hinweg Ungern mit Galizien verbindet.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

III.

4. Die Schatten der Verstorbenen.

Wir haben eine ganze Reihe schlimmer Wesen kennen gelernt, vor denen sich der Wotjäke beständig hüten und in Acht nehmen muß; doch gelingt es immerhin zur Noth, sie in Schach zu halten, selbst die Krankheitsgeister sind nur Werkzeuge in der Hand Mächtigerer, denen man nur selten zu opfern braucht um sie zu besänftigen; nicht so mit einer andern Art von Geistern, deren Masse überwältigend groß ist, so daß ihnen fast täglich Opfer dargebracht werden, deren man beständig gedenken muß; das sind die Schatten oder Manen (ts'yke) der Verstorbenen. Hierin zeigt sich so recht das Schauderhafte des Schamanismus. Während nach dem Glauben der Christen eine hingeschiedene Mutter als segnender Engel ihres Kindes Schicksal glücklich zu gestalten bestrebt ist und ihm auf allen seinen Wegen mit liebevollem Blicke folgt, so ist sie nach der Wotjäken düsterm Glauben von der Todesstunde an die Feindin ihres Kindes. Jeder Verstorbene ist der Feind seiner Anverwandten und deren Nachkommen und sucht sie mit Elend, Krankheit und Seuchen von Mensch und Vieh heim, wenn man ihn nicht beständig immer und immer wieder durch Opfer milde stimmt. Nach Castrèn hatten die alten Finnen eine zweifache Anschauung vom Schattenleben; nach der einen sollten die Schatten nur in den Gräbern ihre Wohnung haben, nach der andern sollten sie sich in einem gemeinsamen Todtenheim versammeln. Die erstere ist offenbar die ältere. Nach meinen Erfahrungen nun findet sich bei den Wotjäken nur diese ältere, rohere Anschauung vertreten, von der zweiten höhern nur kaum leise Andeutungen. Die von Georgi erwähnten Todtenwohnungen: dunja jugit, helle Welt, und kuratsin inty, Ort der Drangsal, in welchem letztern die Sünder in Theerkesseln schmoren, sind natürlich christlichen Ursprungs.

In den Evangelien, sagt Aminoff, wird der Begriff Hölle mit šaipydes übersetzt, was aber nur Boden des Grabes heißt, das Wort entspricht also gleichfalls der Anschauung, nach welcher die Todten im Grabe ihr Schattendasein fortleben. Dies geht auch aus verschiedenen Gebräuchen hervor. Man giebt einem Verstorbenen alle seine Instrumente, die er im Leben brauchte, in den Sarg mit; seinen Hakenpfriemen zum Flechten der Bastschuhe, Messer, Löffel, ferner Speise, Tabak und ein Beutelchen mit Geld, den Kindern ihre Spielsachen. Gewiß aus demselben Grunde wurden auch bei den Deutschen noch im Mittelalter den Kindern Spielsachen mit ins Grab gegeben, was jetzt von den Zeitungspoeten als „sinniger Brauch" bezeichnet wird. Ueber dem Grabe, erzählt Aminoff, wird eine Nachbildung des wotjäkischen Wohnhauses aufgeschlagen, bestehend aus vier niederen Pfählen, die mit Querstangen verbunden und mit Lindenborke bedeckt werden, damit der Regen nicht aufs Grab fällt. Die Leichen wurden früher ohne Sarg oder mit offenem Sarge beerdigt, denn sie verbleiben nicht im Grabe, sondern streifen umher und haben auch Beziehungen zu einander. Wenn ein Kind stirbt, werden verstorbene Verwandte desselben gebeten, für sein Fortkommen zu sorgen. Wenn ein Erwachsener unvermählt stirbt, wird er aufgefordert sich zu verheirathen und nicht allein zu leben, offenbar, weil die Einsamkeit den Menschen übel stimmt.

Bisweilen kommen die Schatten auch in ihre alte Behausung und erscheinen ihren Angehörigen im Traume. Dann giebt es großes Entsetzen im Hause, und es wird sogleich ein Opfer für sie angestellt, sonst tritt als Strafe Krankheit und Elend ein. Diese Opfer werden kis'ton genannt (von kis'tyny, gießen, streuen, schütten). Ehe ich zur Beschreibung dieser übergehe, möchte ich die interessante und eingehende Beschreibung, welche Gawrilow über die Behandlung der Leiche bis zur Beerdigung giebt, hier wiederholen. Sofort nach Erlöschen des Lebens wendet man die Leiche mit dem Kopfe zum Heiligenbilde und bedeckt sie vollständig von Kopf bis zu den Füßen. Dabei werden auch die Augen zugedrückt und die Glieder ausgestreckt. Sobald warmes Wasser bereit ist, wäscht man den Todten unter dem Tragbalken (s'ury kor, momy kor) der Stube mit Seife und Wasser sorgfältig ab und bekleidet ihn dann mit seinen besten Gewändern. Darauf ladet man die nächsten Verwandten und Nachbarn ein, beim Verfertigen des Sarges (koros) behilflich zu sein, einer aber von ihnen wird zu Pferde zum Küster geschickt um sofort ein Grab zu bestellen. Sobald der Sarg fertig ist, hebt man die Thür des Zimmers aus und stellt sie bei der andern Thürschlänge an die Wand und Alle verlassen den Raum und lassen den Todten allein. Hinter dem Sarge gehen dann alle wieder hinein. Auf dem Boden des Sarges werden in zwei Theile zerhackte noch unbenutzte Badequäste [1]) ausgebreitet und mit Flachs bedeckt. Als Kopfkissen dient ein mit Flachs gefülltes Säckchen von weißem Lein. Nachdem die Leiche hineingelegt ist, wird der Sarg in der Mitte des Zimmers auf Stühle gestellt, mit dem Kopfende zu den Heiligenbildern gewandt und an diesem Ende klebt man an den Rand des Sarges hausbereitete brennende Wachslichter, ebenso am andern Ende des Zimmers auf eine zum Aufhängen von Kleidern dienende Stange in der Nähe des Ofens und bittet die früher verstorbenen Verwandten, auch diesen Todten als Gefährten aufzunehmen. Dabei wird von einem aus gedörrtem Hafermehl und Wasser gekochten dicken Brei ein Löffel voll mit etwas Butter in eine am Kopfende des Sarges stehende unbrauchbare Schale gethan. Dies heißt tyrem. Diese Schale wird dann mit ihrem Inhalte den Hunden vorgeworfen. Jetzt werden dem Todten noch die in jenem Leben nothwendigsten Gegenstände, wie Geld, Messer 2c. mitgegeben und der Sarg geschlossen und hinausgetragen, worauf die Thür wieder eingehängt wird. Auf dem Hofe stellt man den Sarg auf einen Balkenklotz und wendet ihn mit dem Kopfe drei Mal gegen die Sonne, damit er unaufgefordert den Weg ins Haus

[1]) Besenartig zusammengebundene und getrocknete Bündel von Birkenzweigen mit Blättern.

nicht finden möge. Aus demselben Grunde werden alle Ueberbleibsel des Sarges, Spähne, Bretterenden und dergleichen, sorgfältig gesammelt und entweder sofort verbrannt oder in einen Korb gelegt, welcher mit dem Todten zugleich fortgeführt und in den Wald oder in eine Schlucht geworfen wird. Sobald das Pferd angespannt ist, beeilt man sich den Todten hinauszuführen, denn wenn das Pferd vor der Leiche auf dem Hofe mistet, so geht noch im selben Jahre ein weiterer Leichnam aus diesem Hause. Beim Einsegnen der Leiche in der Kirche reicht eine Mutter ihrem verstorbenen Kinde zum letzten Male die Brust, d. h., sie drückt ihm aus der Brust drei Mal Milch in den Mund. Nach der Beerdigung waschen sich Alle sorgfältig in der Badstube und ziehen sich neue Wäsche an. So weit Gawrilow.

Regelmäßige Todtenopfer werden bei folgenden Gelegenheiten gebracht: zunächst am dritten Tage nach dem Tode eines Menschen, kuin ui, von kuin, drei, und ui, Nacht, denn diese Libationen werden in der Regel gegen Mitternacht vorgenommen — wie es scheint, streichen auch die wotjäkischen Gespenster am liebsten um Mitternacht umher —, ferner am siebenten Tage, siźym ui, am vierzigsten Tage, nyl'don ui, und am Jahrestage des Todes, ares' kis'ton. Jährlich werden allen Manen, den ts'yke põresjos, d. h. den längst verstorbenen ts'yke, Opfer vollbracht. Im Frühling in der Woche vor Palmsonntag opfert jede Familie zu Hause gegen Mitternacht auf folgende Weise: Der Tisch wird mit Eßvorräthen, Fleisch, Brot oder Kuchen, kumyška und Bier besetzt. Neben dem Tisch auf der Diele steht ein Trog (ts'umon) aus Birken- oder Lindenrinde, auf dessen Rand eine brennende Wachskerze geklebt ist. Der Hausherr bedeckt sich das Haupt mit dem Hute, nimmt ein Stück Fleisch in die Hand und spricht: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, wohl hütet und erhaltet; macht keine Krüppel (aus uns), werft keine Seuchen (auf uns); das Korn, den Wein, die Speise laßt wohl gelingen!“

Aminoff führt statt dessen folgendes ähnliche Gebet an: Ihr Längstverschiedenen, möge das Opfer vor euch niederfallen, ob ihr nun anwesend seid oder nicht. Zürnet nicht und saget nicht, wir hätten euch keine Opfer gebracht. Erhaltet eure überlebenden (Verwandten) bei Gesundheit, sucht sie nicht mit Kriebelkrankheit heim, erzeugt keine Krähen und Elstern, macht das Vieh und die Pferde fett, gebt den Kindern Gesundheit!

Nachdem er solche Worte gesprochen, wirft der Betende, unter ehrfürchtigem Lüften des Hutes sich verbeugend, einen Theil des Fleisches in den Trog und ißt schweigend den Rest selbst. Dasselbe wiederholt er dann der Reihe nach mit den übrigen Vorräthen. Ihm machen es die übrigen Familienglieder nach. Nach Beendigung des Opfers wird in einigen Gegenden der Inhalt des Troges den Hunden vorgeworfen. Beißen sie sich darum, so gilt das als gutes Zeichen. Dies mag vielleicht mit dem Glauben der Tscheremissen zusammenhängen, daß die Wohnungen der Geister von Hunden bewacht werden.

Wenn man zu den Geistern derjenigen Verstorbenen betet, welche der Opfernde gekannt hat, werden in dem Gebete statt der Anrede ts'yke põresjos die Namen der Verstorbenen, welche dieselben während des Lebens führten, genannt.

Bei den heidnischen Wotjäken soll es nach der entschieden unrichtigen Schilderung Bechterew's bei den Opfern folgendermaßen zugehen: Alle Anwesenden schenken sich ein Glas kumyška ein und wenden sich gegen Norden. Darauf betet der Aelteste der Familie zum inmar, er möge die Qualen des Verstorbenen erleichtern und ihm eine lichte Wohnung geben. Nach Beendigung des Gebetes nimmt er den obersten Kuchen, taucht ihn in kumyška und wirft ihn dem Hunde hin. Frißt dieser ihn auf, so ist das ein Zeichen, daß es dem Verstorbenen gut geht, und alle fangen fröhlich an zu schmausen; läßt er ihn aber liegen, so gehen alle bekümmert auseinander, denn dann geht es dem Hingeschiedenen übel. Wenn schon die christlichen Wotjäken sich wenig darum kümmern, wie es den Geistern geht, so werden es, wie ich meine, die heidnischen noch weniger thun, oder höchstens nur darum, weil die Geister, wenn es ihnen gut geht, wahrscheinlich die Ueberlebenden in Frieden lassen. Wie an dieser Stelle so läßt Bechterew auch an anderen seiner Phantasie gern die Zügel schießen. Der äußerliche Hergang mag übrigens richtig sein.

Im September, nach Beendigung aller Feldarbeiten, wird an einem durch die Volksversammlung bestimmten Tage das gemeinsame Todtenopfer des ganzen Dorfes gefeiert (gurto kalyken kis'ton). In allen Hütten wird an diesem Tage der Tisch festlich gedeckt und mit Eßvorräthen reichlich versehen. Am Nachmittage versammeln sich alle Bewohner des Dorfes mit Ausschluß der verheiratheten Weiber und gehen aus einem Hause ins andere, kein einziges auslassend, und in jedem Hause wirft jeder Besucher etwas von den Eßvorräthen in den beschriebenen Trog, dabei die Worte sprechend: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, möge die Libation, die wir spenden, vor euch niederfallen.“

Nach Aminoff wird die Frühlingslibation tylys kis'ton, das Herbstopfer siźyl kis'ton genannt (von tylys, Frühling, und syz'il, Herbst). Das Opfer besteht aus Brot, Pfannkuchen, Fleisch, Suppe, kumyška, was in ein kleines Loch auf dem Grabe gegossen, beziehungsweise gelegt werde. Diese Sitte scheint in einigen Gegenden bereits verlassen. In der Fabrik wallfahrteten allerdings Männer und Weiber, namentlich aber die letzteren, im festlichen Schmucke zu vielen Tausenden auf den Kichhof. Leider bin ich ihnen dorthin nicht gefolgt, doch hörte ich später, daß sie dort allerhand Eßvorräthe, namentlich Eier, auf die Gräber legen, und dabei sagen: Iß, Peter (oder Ivan, oder wie derjenige gerade heißt, auf dessen Grab man die Spende niederlegt). Mit diesem Gebrauch hängt vielleicht die Sitte der Esthen zusammen, zu Pfingsten zu Tausenden auf die Kirchhöfe zu wallfahrten. Doch wird auch dieser Brauch nicht in allen wotjäkischen Gegenden geübt.

Außer den genannten feierlichen Libationen wird bei jedem Thier, das man schlachtet, der Verstorbenen gedacht mit den Worten: „Ihr Geister, verunstaltet uns nicht, (dafür) gebe ich euch das Blut. Die Speise, den Wein laßt beim Kochen nicht versiegen.“ Die Knochen werden nach den Mahlzeiten sorgfältig gesammelt und auf eine Wiese oder in eine Schlucht hinausgeworfen mit den Worten: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, mögen die Knochen, die wir euch hinwerfen, vor euch niederfallen.“

Dieser Ort, an welchem die Speisereste des ganzen Dorfes hingeworfen werden, heißt ly kujan, Knochenwurf, oder ly kujan inty, Knochenwurfstelle. Hierher werden auch alle Kleider, alle Dinge, mit welchen ein Mensch während des Sterbens in Berührung war, hinausgetragen, die Wiege, auf welcher das Kind geruht, das Stroh, auf welchem der Kranke entschlafen. Wohl aus diesem Grunde sollen häufig einem Sterbenden alle Kleidungsstücke von Werth abgenommen werden, so daß er auf bloßem Stroh liegt (Bechterew).

Wo die Jagd ein wichtiges Erwerbsmittel ist, wie im

wjätkaschen Gouvernement, wird nach Aminoff vor dem Beginn der Herbstjagd den Hingeschiedenen zugleich mit den Waldgöttern geopfert. Derselbe Autor berichtet, daß im wjätkaschen wie im kazanschen Gouvernement einem hingeschiedenen Hausherrn oder Hausfrau ein eigenthümliches Opfer gebracht wird. Dieses Fest werde gewöhnlich einige Jahre nach dem Tode der Personen gefeiert und habe einen freudigen Charakter; es soll genau mit denselben Ceremonieen begangen werden, wie eine Hochzeit und heiße auch kulem murt s'uan, d. h. Todtenhochzeit, oder jyr pyd s'oton = Haupt-Fuß-Opfer. Im Kazanschen werde sowohl der Hausfrau wie dem Hausherrn eine schwarze Kuh geopfert, im Wjätkaschen dem Manne ein schwarzes Pferd, der Frau eine schwarze Kuh; „damit Vater und Mutter in der andern Welt nicht Pferd und Kuh vermissen sollen," wie ein Wotjäke Aminoff sagte. Nach dem Schluß des Festes werden die Knochen des Opferthieres mit großer Festlichkeit auf das ly kujan inty, die Knochenwurfstelle, gebracht.

Aus dem großen Raum, den der Kultus der Manen im religiösen Leben der Wotjäken einnimmt, kann man schließen, wie sehr sie jene fürchten. Mit dieser Angst hängt sicherlich auch eine sonderbare Rache zusammen, deren Vorkommen mir vielfach, namentlich auch von den Kriminaluntersuchungsrichtern der Gegend, verbürgt wurde, und die ich dann auch bei Bechterew erwähnt finde. Wenn Jemand sich möglichst grausam an seinem Feinde rächen will, dann hängt er sich in dessen Hofe auf oder schneidet sich den Leib auf. Diese anspruchslose Art sich zu rächen heißt nach Bechterew: „das dürre Elend bringen." In der That, wenn die Geister der Verstorbenen schon ihren früheren liebsten Freunden und Anverwandten übel genug mitspielen, da kann man sich denken, daß sie mit ihrem bittersten Feinde nicht gerade schonend verfahren werden. Hiermit finden wir sicher auch eine Erklärung für die große Friedensliebe der Wotjäken, und es scheint sich also die Moral der Furcht bisweilen vollkommener zu erweisen, als die der Liebe.

Ethnologische Betrachtungen.

Von Dr. **Ths. Achelis.**

II.

Haben wir bisher nur den Begriff der Ethnologie uns klar zu machen gesucht, ihre Methode und ihren Umfang, so handelt es sich jetzt für uns, im Einzelnen die Wirksamkeit der Vorstellungen kennen zu lernen, welche sich aus ihrem Studium für unsere gesammte Weltanschauung ergeben. Es versteht sich von selbst, daß hier nur eine Skizze dieses weitreichenden Einflusses gegeben werden kann, in welcher der eine Faktor mehr, der andere weniger hervortritt. Um aber andererseits nicht ein völlig zusammenhangsloses Durcheinander zu schaffen, so werden wir am besten jene Impulse auf demjenigen Gebiete verfolgen können, welches die Principien der verschiedenen Wissenschaften selbst wiederum zum Gegenstand seiner Untersuchung macht und im letzten Grunde erst eine einheitliche Welterklärung ermöglicht, die Philosophie. Natürlich können auch hier nur die scharf hervorgehobenen Gegensätze uns den Fortschritt veranschaulichen, den wir vermittelst jener Disciplin in vielen Fächern gemacht haben; in das Detail einzugehen, verbietet die Menge des Stoffes von selbst: erst die abschließende Perspektive gestattet die fundamentale Umwälzung ganz zu würdigen, welche unsere heutige Denkart erfahren hat.

War es früher üblich (und man findet noch immer in einigen Handbüchern der Religionsphilosophie diese Tendenz) von einem angeborenen Gottesbewußtsein zu sprechen, das, verschleiert in der Brust eines jeden Menschen liegend, sich allmälig unter günstigen Bedingungen (meist war damit die christliche Konvertirung gemeint) zu voller Blüthe entfalte, so ist diese Vorstellung jetzt für jeden leidlich ethnologisch Gebildeten vernichtet. Die empirische Beobachtung hat erwiesen, daß es ein derartiges Minimum einer Gottesidee, als integrirenden Bestandtheil der menschlichen Natur, absolut nicht giebt, sondern daß höchstens eine gewisse Disposition angenommen werden kann, vermöge deren die lebhafte Phantasie des Wilden die ganze sinnliche Welt mit Göttern, d. h. potenzirten Wesenheiten seiner selbst erfüllt. Erst im Laufe der Jahrhunderte, mit gesteigerter Intelligenz wird dieser bunte Himmel evakuirt und an die Stelle unzähliger, mit beschränkter Macht ausgerüsteter, ja häufig der Laune der Menschen unterworfener Gottheiten ein absolutes Wesen gesetzt. Freilich ist es gerade so einseitig, wenn man in religiöser Hinsicht wie in jeder andern annehmen wollte, die menschliche Seele sei eine tabula rasa gewesen, in die hinein die Erfahrung ihre Eindrücke gemacht habe, um ihr so erst einen Inhalt zu verleihen. Falls hier nicht, wie bei allen derartigen Vorgängen, die Außenwelt nur als Reizmittel aufgefaßt wird, um den schon vorhandenen Keim zur Entwickelung zu bringen, bleibt es ganz unverständlich, wie es denn zugeht, daß bei völliger Passivität, d. h. Gleichgültigkeit, ein völlig neuer Inhalt in einem Element geschaffen wird. Diese philosophische Ueberlegung wird durch die Empirie bestätigt; mit Recht sagt Roskoff (Religionswesen der rohesten Naturvölker, Leipzig 1880), daß wir Wilde ohne jegliche Religion überhaupt nicht finden; freilich muß man keinen idealen Maßstab anlegen wollen, sondern die dürftigste und erbärmlichste Form des Fetischismus als Religion anzuerkennen sich entschließen. Finden wir doch schon hier einen Versuch Geistiges und Körperliches zu trennen; nicht der Klotz als solcher, den der Wilde verehrt, ist der Fetisch, sondern die in ihm wohnende göttliche Kraft, die allerdings der Naturmensch sich unterthan glaubt, sobald er die sinnliche Hülle in seinen Besitz gebracht hat. Wir können es nicht für ein Zeichen besonders tief stehender Religiosität halten, daß hier „die Abstraktion noch nicht so weit gediehen ist, daß sie den Geist auch nur frei von der sinnlichen Erscheinung sich denken kann" (Wundt, Vorlesungen über Menschen- und Thierseele 2, 276); denn bei einigermaßen vorurtheilsfreier Prüfung der landläufigen religiösen Vorstellungen werden wir bald finden, wie wenig diese Trennung thatsächlich bei uns vollzogen ist und wie sehr immerfort selbst inmitten rein metaphysischer Ueberlegungen durch die Hilfe der Phantasie dem Gedachten die Hülle eines plastischen Scheins umgeworfen wird, ja wie geradezu unausrott-

bar dieser Dualismus mit der menschlichen Natur verwoben ist. Alle jene religiösen Momente des primitiven Glaubens an die Geister und Gespenster, die Institution der Schamanen und Priester überhaupt, die ekstatischen Hallucinationen, die Mantik u. s. f. noch als reinen, baaren Betrug anzusehen, wie der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, oder als Krankheitssymptome widerlicher Art gestattet die ethnologische Forschung nicht mehr, vielmehr nöthigt sie dazu, in ihnen die nothwendigen Resultate einer Entwickelung zu erblicken, die lediglich den unmittelbaren Eindrücken der durch keinen Verstand kontrolirten Gemüthswelt gehorchte. Daß vielfach absichtlicher Betrug namentlich in späterer Zeit mit unterlief, ist ersichtlich, nur erklärt man mit einem derartigen Machtwort nicht ein großes Kapitel in der Weltgeschichte.

Ebensowenig wie von einem angeborenen Gottesbewußtsein gesprochen werden kann, ebensowenig kann sich eine apriorische Moral behaupten; gäbe es eine derartige wirklich, so wäre gänzlich unverständlich, daß der Inhalt dieser Moral, also die gebotene Pflicht, in dem einen Sittenkodex dies, in dem andern das gerade Entgegengesetzte fordert. Es ist daher eine ethnologisch längst feststehende Thatsache, daß ein kategorischer Imperativ, ein angeborenes Sittengesetz und so fort gar nicht existirt, d. h. in rerum natura, sondern nur in der spekulativen Philosophie, welche dieses Moment zur bequemern Erklärung des Weltverlaufs erfunden hat. Vielmehr ist jede Sitte und sociale Institution der adäquate Ausdruck der betreffenden Organisationsform, auf welcher sich irgend ein Volk befindet; hier findet ein genaues Wechselverhältniß statt, so daß allemal (d. h. bei normalen Erscheinungen) das gesetzlich fixirt wird, was dem gemeinsamen Wohle am zuträglichsten ist, mit anderen Worten deckt sich hier das Utilitätsprincip mit dem Moralprincip. Nicht also ein angeborener Rechts- und Sittlichkeitsfaktor entwickelt das sociale Leben des Menschen, das sich nach diesem Ideal zu richten hätte, sondern umgekehrt die jeweilige Associationsstufe liefert als konkreten Niederschlag für das individuelle Handeln eine bestimmte Norm, nach welcher Gut und Böse, Sittlich und Unsittlich erst gemessen wird. Die Blutrache in geschlechtsgenossenschaftlicher Zeit eine unentbehrliche Grundlage des ganzen geselligen Organismus, und damit ein sittliches Gebot für jeden Angehörigen, wird ein Vergehen in der staatlichen Periode, in welcher der Staat die Aufgabe übernimmt, die Existenz seiner Bürger vor Angriffen zu beschützen. Es wandelt sich also das moralische Bewußtsein nach der Aenderung der Organisation, und diese wieder vollzieht sich als Produkt einer Entwickelung, die einerseits bestimmt wird durch die Art der jenem socialen Verbande angehörigen Individuen und andererseits durch die natürlichen Existenzbedingungen, wie Klima, Boden, Nahrung u. s. f. Der Mensch in dem frühern Sinne eines völlig freien Wesens, der aus der unerschöpflichen Laune seines Innern bald diesen, bald jenen Entschluß fassen könnte, motivlos also sich so, oder gerade anders geriren dürfte, diese Vorstellung eines liberum arbitrium ist auch für den Menschen endgültig beseitigt und er ist mit aufgenommen in die Reihe der Erscheinungen, welche dem Kausalgesetz unterliegen. Mag er vielleicht in einem andern Dasein oder an und für sich betrachtet völlig frei sein, diese theologisch-mystischen Schwärmereien, wie sie selbst Schopenhauer bekanntlich pflegt, existiren für die nüchterne Wissenschaft nicht, die es versucht mit Hilfe des ausnahmslos gültigen Kausalgesetzes einen Kosmos zu konstruiren. Aber gerade so einseitig wie jene idealistische Ueberspannung nimmt sich eine andere, mehr auf naturwissenschaftlichem Boden erwachsene Vorstellung aus, daß das Individuum lediglich der Abdruck seiner Umgebung sein soll ohne jegliche Eigenart, die ihm vielmehr nachher im weitern Verlauf von selbst zufalle. Wiederum dieselbe unklare Ansicht, der wir schon früher begegneten; als ob Etwas irgend eine Zeit lang lediglich als Reservoir für allerlei geistige Qualitäten existiren könnte, ohne sie schon zugleich zu besitzen, und als ob überhaupt jemals eine Eigenschaft gedacht zu werden vermöchte, abgesehen von Jemanden, dessen Eigenschaft sie eben ist! Eine Eigenschaft aber, rein für sich genommen, für mehr als ein zulässiges Spiel des abstrahirenden Verstandes zu halten, diesem Salto mortale der Logik zu folgen hindert uns unsere Schwerfälligkeit. Mithin kommen wir am letzten Ende auf die irgendwie qualificirte, im Laufe der Jahrhunderte vielleicht aus den mannigfachsten Metamorphosen entstandene Eigenart des Individuums einerseits und die ihm gegenüber stehende Außenwelt andererseits zurück; dies sind die letzten Faktoren, in welche wir jegliches Geschehen in der Welt auflösen können, die aber nicht ihrerseits auf einander reducirbar sind. Wie verderblich die gewaltsamen Versuche ausfielen, beide gänzlich heterogenen Elemente zu verschmelzen oder vielmehr eines auf Kosten des andern zu heben, bedarf nur kurzer Erinnerung; war doch die idealistische Geschichtsschreibung nichts weiter als der ohnmächtige Anlauf, den gesammten Inhalt des Wirklichen lediglich auf der Basis psychologischer Momente zu konstruiren, ohne die Beihilfe der empirischen Bedingungen. Und in derselben Weise wie diese gegenüber späteren exakten Bestrebungen das Feld räumen mußte, sehen wir die sogenannte induktive Methode über ihr Ziel hinwegschießen, indem sie aus einer unvollständigen Summe von Prämissen voreilige Schlüsse sich zu ziehen gestattet. Das leuchtendste, weil auf großartige Forschungen angelegte, Beispiel dieser Art bleibt immer Buckle's bekanntes Werk „Geschichte der Civilisation in England“; obgleich sich dieser eminente Schriftsteller bemüht, den geschichtlichen Verlauf wesentlich auf die Faktoren äußerer Art, also Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit u. s. f., zurückzuführen, kann er doch nicht umhin, für den unverständlichen Rest ein ganz entgegengesetztes Motiv zu Hilfe zu nehmen, die psychische Veranlagung der Völker. So schreibt er den Bewohnern der Tropen mehr eine ungezügelte Macht der Phantasie, den Europäern das besonnene Walten einer prüfenden Verstandesthätigkeit zu; doch dies Zugeständniß kommt zu spät, um noch eine einheitliche Erklärung zu ermöglichen. Wie sehr aber diese psychische Perspektive von Nöthen ist, zeigt eine einfache Vergleichung zwischen dem sittlich feinfühlenden Grönländer und dem sexuell grob ausschweifenden Aleuten, zwei Völkern, von denen die Gunst der Existenzbedingungen doch den letztern hätte auszeichnen müssen. Oder wie helfen wir uns bei dem diametralen Gegensatz, in dem die Buschmänner und Papuas zu den Ureinwohnern von Mexiko und Peru stehen, während beide so ziemlich auf denselben Breitengraden wohnen? Metaphysisch und empirisch läßt sich mithin über diese unaustilgbare Eigenart nicht hinwegkommen, die jedem Individuum sowohl als jedem Stamm ganz unabhängig von seinen sonstigen physischen Verhältnissen einwohnt. Betrachteten wir vorher die Sitte als das Produkt der Entwickelungsstufe, welche irgend ein Organismus gerade durchläuft, so ließe sich offenbar diese Begründung rückwärts verlängern, und wir müßten für die specielle Form der socialen Organisation wiederum eine ausreichende Erklärung aufsuchen. Hier setzt nun das Princip ein, das wir nach beiden Seiten, d. h. nach einer rein mechanischen und rein psychischen, andeuteten. Was unter jener erstern zu verstehen ist, die physischen Verhältnisse, welche für alle Funktionen des animalischen Lebens die unentbehrlichste Grundlage liefern, das begreift sich von selbst; es fragt sich mithin für uns nur um

eine scharfe Erörterung des Begriffs Individuum. Zunächst ist dieses als Komplex einer bestimmten Menge von Eigenschaften zu fassen, in deren Besitz es anderen gleichartig organisirten mehr oder minder ähnlich ist. In dieser Weise behandelt die Statistik den Menschen als gegebene Größe und specifische Qualität, die unter dem Drucke gleicher Bedingungen voraussichtlich stets dieselben Erscheinungen aufweist. Diese rein mechanische Anschauung — der im Uebrigen für kleinere Sphären manche werthvolle Resultate entsprungen sind — erschöpft aber bei weitem den Begriff des Individuums nicht, da sie lediglich die äußere Bethätigung derselben in einzelnen Handlungen betrachtet, hingegen die psychische Kehrseite dieses Vorganges, d. h. die Empfindung, gänzlich unberücksichtigt läßt. Es ist bekannt, wie die letzte und schärfste Zerlegung des menschlichen Daseins uns an die beiden ewig aneinander gebundenen und doch nicht in einander aufzulösenden Endpunkte führt, Bewegung und Empfindung; jene, die auf Veranlassung dieser die ganze mechanische Welt in Sprache, Sitte, Organisation u. s. f. erzeugt, diese, welche zu allen diesen Produkten das psychische Korrelat liefert in Bedeutung, Moral 2c. Jene baut die Sinnenwelt in und vor uns auf, diese unser Seelenleben in allen seinen verschiedenen Abstufungen: Beides sind Strahlenbrechungen des umfassenden kosmischen Lebens, in das unser Ich hineintaucht und das wir im letzten Grunde in uns als eine unbewußte Schlußthätigkeit verspüren, welche dieses Doppelbild in uns zur Erscheinung bringt. Daß dies der Fall ist, empfindet Jeder, der konsequent diesen Proceß zu Ende denkt, weshalb aber diese Differenzirung erfolgt, gehört zu den Welträthseln und wahrhaften Wundern, die wir schwerlich begreifen werden. Diese ganze Beziehung ist sehr einleuchtend auseinandergesetzt von Post in seinem Werk: „Bausteine für eine allgemeine Rechtsgeschichte auf vergleichend-ethnologischer Basis.“ Oldenburg 1880 (vergl. besonders S. 22 ff.), weshalb wir nicht umhin können, einige einschlägige Sätze an dieser Stelle zu citiren. „Beide (das Psychische und Mechanische) sind zwei Strahlen, in welchen das Kosmische durch die in uns wirkende Intelligenz gebrochen wird. Erst in ihrer Ergänzung durcheinander machen sie die Wirklichkeit aus, und keines kann ohne das andere bestehen. Die mechanische Welt regelt unser Empfindungsleben zu einem Ich, unser Ich regelt das kosmische Bewegungsleben zu einer Welt. Ohne unsere Sinnenwelt würde unsere Seele ein psychisches Chaos, ohne unser Ich unsere Sinnenwelt ein mechanisches Chaos sein. Der einzelne Mensch, wenn er zum bewußten Wesen heranwächst, baut sich daher auch in stetiger Korrespondenz und in gleichmäßigem Fortschreiten ein Ich und eine sinnliche Welt. Aus der gegebenen Scheidung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeiten erwachsen hier Vorstellungen, dort Eigenschaften, hier Begriffe, dort Dinge. Nur für ein menschliches Bewußtsein existiren Farbe, Schall, Wärme, Druck, nur für ein menschliches Bewußtsein Gestirne, Pflanzen, Thiere, Menschen. Das kosmische Bewegungsleben ist ohne das menschliche Bewußtsein etwas durchaus Anderes. Andererseits werden nur durch das kosmische Bewegungsleben Vorstellungen und Begriffe in der menschlichen Seele erzeugt: ohne den Einfluß der Welt, der Bewegungen würde sie unreine schlummernde Potenz der Empfindung sein. So trägt alles Psychische den Gegensatz des Mechanischen, alles Mechanische den Gegensatz des Psychischen schon in sich; keins kann ohne das andere sein, und beide sind durch einander bedingt.“ (S. 24.) Wie nun das Individuum in dreifacher Gestalt auftritt, zunächst als kosmisches, das als solches die Natur aller vom Stoffatom bis zum Gestirn theilt, dann als kosmisch-organisches, welches in bestimmten Beziehungsverrichtungen gleich anderen Wesen derselben Art sich manifestirt, und endlich als menschliches mit relativ hoher Ausbildung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit, dies im Einzelnen auszuführen, würde hier unstatthaft sein; wir verzeichnen nur den Gewinn für unsere Argumentation, daß wir an dem menschlichen Individuum die letzte Quelle für die Erklärung des Weltverlaufes gewonnen haben. Je nach der Höhe der intellektuellen Bildung schuf sich dieses selbst eine entsprechende Welt, und im Lauf der Jahrhunderte, vermittelst der psychischen Vererbung, rang sich aus den trüben, chaotischen Massen eine Sinnenwelt los, der umgekehrt eine seelische Welt entsprach. Wie empirisch an der Entstehung des Farbensinnes die stufenweise Vervollkommnung dieser Funktion bei den verschiedenen Völkern erwiesen ist, so läßt sich diese beschränkte (übrigens auch sonst vielfach unterstützte) Erfahrung verallgemeinern zu einem Universalbilde; auch die Schallwellen mußten erst zu Tönen umgewandelt werden, wie die Oscillationen des Aethers zu Farben wurden, Druck und Stoß die gesammte Welt der Gefühle hervorzauberten. Dieser letzte inkommensurable Rest in der menschlichen Natur, bald persönlicher Faktor, bald Charakter, bald Wille genannt, ist der Widerschein des ursprünglichen Schöpferaktes, mit welchem das Unbewußte sich in jene früher erwähnte Strahlenbrechung seines Wesens in die beiden entgegengesetzten Pole ausließ. Daher wird man auch erst von diesem erhabenen Punkte aus nach beiden Seiten hin die Beschränktheit des enragirt mechanischen und psychischen Verfahrens begreifen; noch thörichter ist freilich die in letzter Zeit so gefeierte, vorzeitige Vermählung dieser divergenten Principien, die der sogenannte Monismus so beredt zu verherrlichen weiß. Anstatt diese Differenzirung als integrirenden Bestandtheil der menschlichen Natur aufzufassen, die eben weil sie aus Physis und Psyche besteht, unweigerlich alles Geschehen nach jenen beiden verschiedenen Gesichtspunkten betrachten muß, wird vielmehr durch irgend eine weder empirisch noch philosophisch erwiesene Manipulation die Bewegung und Empfindung in eins konfundirt und direkt aus einander abgeleitet, während die gemeinsame Wurzel beider, wie wir sahen, weit über das Gebiet des Individuellen hinaus, in der Sphäre des Kosmischen liegt. Ebenso hinfällig wäre der Einwand, daß hierüber, als der Erfahrung entzogen, wissenschaftlich nichts zu bestimmen sei; gewiß nicht, und nichts liegt uns ferner als dies. Aber es handelt sich hier auch nur um einen **Grenzbegriff**, bis zu dem das menschliche Erkennen vordringen kann, ohne im Uebrigen in dieser terra incognita große Entdeckungen machen zu wollen.

Welcherlei Art nun im Einzelnen diese Eigenart des Individuums sei, läßt sich natürlich nur im Allgemeinen andeuten; einmal wird sie aus den in ihm wirksamen Trieben bestehen, welche ihm das Doppelbild einer mechanischen und psychischen Welt erzeugen und ihn so erst zu einem Gliede einer gleichartigen Umgebung schaffen; andererseits richtet sie sich nach den Existenzbedingungen, die im Kampfe ums Dasein fördernd und hemmend auf seine Entwickelung einwirken. Dies ist der Endpunkt für die ethnologische Forschung, wenn sie dem Entstehen des organisch menschlichen Lebens auf unserm Planeten nachgeht; vorwärts aber ergiebt sich hier mit einem Blick die ganze Entwickelungsgeschichte der menschlichen Race. Denn jene Eigenart des Individuums, durch Vererbung einem andern übermittelt, und für dieses damit ein Kristallisationspunkt für neue Eigenschaften, differenzirt sich im Laufe der Zeit zu immer anderen Variationen und bringt somit die ganze Fülle des Geschehens hervor. Bleiben wir bei der gewöhnlichen Ansicht von dem Verlauf dieses Processes stehen, so würden wir die Stammmütter

der primitiven Geschlechtsgenossenschaften als die Centren fassen, in welchen sich jene Verschiedenheiten annulliren und die wiederum ihrer socialen Association das charakteristische Gepräge verleihen; aus diesem Urtypus dann würden alle Besonderheiten des Völkerlebens vermöge unendlicher Durchkreuzungen sich ergeben.

Am Schluß sei uns gestattet, noch einmal die Aufmerksamkeit auf das schon früher erwähnte Buch von Post zu lenken, in dem alle jene hier nur flüchtig angedeuteten Beziehungen erschöpfend dargestellt sind. Wer irgend sich über den fundamentalen Unterschied orientiren will, der die frühere Weltanschauung von der auf ethnologisch-vergleichender Basis erwachsenen trennt, dem kann jenes Werk nicht dringend genug empfohlen werden. Auch uns war es in diesen Zeilen darum zu thun, jenen weitreichenden Einfluß der Ethnologie im Allgemeinen zu skizziren und eine Anregung zu bieten, um den gewöhnlichen Schlendrian des historisch beschränkten Denkens zu verlassen.

Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns.

I.

F. H. Gerade so recht mitten in die Zeit des Nationalitätenkampfes in Oesterreich fällt das Erscheinen eines Werkes [1]), dessen Aufgabe es ist, die historische und geistige Entwickelung der verschiedenen Völker dieses polyglotten Staates in objektiver, wissenschaftlicher Weise zu beleuchten, und das von Jedem, der sich für die Entwickelung des österreichischen Volksthums interessirt, mit Freuden begrüßt werden wird. Seit dem Erscheinen des großen Czoernig'schen Werkes über die Ethnographie der österreichischen Monarchie zu Ende der funfziger Jahre, der freilich seinen Stoff in einer ganz andern, mehr statistischen Weise bearbeitete, bietet uns die Literatur über die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie zumeist nur kleinere Schriften und Aufsätze, welche bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden und mehr oder weniger von lokalem Interesse sind. Ein großes, alle Völker Oesterreich-Ungarns umfassendes ethnographisches Werk, welches besonders die Herkunft, Entwickelung und Ausbreitung der einzelnen Völker, deren Sitten und Gebräuche berücksichtigt, existirte bisher nicht. Bei dem Aufschwung, den die Ethnologie in den beiden letzten Jahrzehnten genommen hat, und welcher enge mit dem Aufschwunge des Studiums der Naturwissenschaften zusammenhängt, haben sich die Forscher mit Vorliebe den Naturvölkern zugewendet; die europäischen Völker wurden mehr oder weniger bei Seite gelassen. Und doch giebt es auch in Europa auf ethnologischem Gebiete (vom anthropologischen gar nicht zu reden) noch manches interessante Problem zu lösen: ebenso schnell wie die Naturvölker aussterben oder der Civilisation zugeführt werden, ebenso rasch verschwinden alte Sitten und Gebräuche unter jenen europäischen Völkern, welche dieselben noch bis zum heutigen Tage zu bewahren gewußt haben. Hier wäre es Aufgabe der einzelnen Staaten, durch Kreirung von Lehrstühlen an den Universitäten gleichsam geistige Centren für das Studium der Ethnographie der die betreffenden Länder bewohnenden Völker zu schaffen.

Das angeführte Werk soll im Ganzen 12 Bände umfassen, von denen bis jetzt der fünfte (die Magyaren) und der sechste Band (die Rumänen) erschienen sind [2]). Der Inhalt dieser 12 Bände gliedert sich folgendermaßen:

Band 1 bis 4. Die Deutschen und zwar:
- Bd. 1. Die Deutschen im Erzherzogthume Nieder- und Oberösterreich mit Salzburg, dann in den Alpenländern: Steiermark, Kärnthen und Krain.
- Bd. 2. Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien.
- Bd. 3. Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.
- Bd. 4. Die Tiroler.

Band 5. Die Magyaren.

Band 6. Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.

Band 7. Die Semiten.

Band 8 bis 11. Die Slaven und zwar:
- Bd. 8. Die Czecho-Slaven.
- Bd. 9. Die Polen und Ruthenen.
- Bd. 10. Die Slovenen. Die Croaten.
- Bd. 11. Die Südslaven in Dalmatien und dem südlichen Ungarn, in Bosnien und in der Herzegowina.

Band 12. Die Zigeuner in Ungarn.

Jeder Band hat seinen eigenen Verfasser und wir sehen hier Namen vertreten, die zu den besten Kennern der Völker gehören, über welche sie schreiben.

Die innere Eintheilung des Stoffes ist die folgende: 1. Geographisches Gepräge des Wohngebietes, insoweit das Land auf den Charakter seiner Bewohner, auf ihre leibliche und geistige Entwickelung Einfluß übt. — 2. Einwanderung und Ansiedelung, Kulturzustand zur Zeit derselben. Ausbildung des staatlichen Gemeinwesens. — 3. Religion und geistiges Leben. — 4. Sociale Entwickelung. — 5. Volkswirthschaftliche Entwickelung. — 6. Die neue Zeit und die Stellung des Volksstammes im Staate. Die neue Erhebung des nationalen Geistes. — 7. Gegenwärtiger Stand: Statistisches. Territoriale Vertheilung. Sitten und Gebräuche. Sage und Volkslied. Geistige Entwickelung. — 8. Stellung inmitten der anderen Völker und Verhältniß zu denselben.

Das ganze Werk ist bestimmt, zu Mitte des nächsten Jahres zum Abschlusse gebracht zu werden. Wir haben dann ein Werk vor uns, das nach Umfang wie Inhalt kaum seines Gleichen in der neuern ethnographischen Literatur der europäischen Staaten haben dürfte. Es wäre nur sehr zu wünschen, daß die „von dem Geiste der Versöhnung getragene“ Tendenz desselben ihren Zweck erfüllte und dazu beiträgt, wenigstens einen Theil der Gegensätze ausgleichen zu helfen, welche heute mehr denn je zwischen den Nationalitäten Oesterreich-Ungarns herrschen.

---

[1]) Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen. Wien und Teschen. Karl Prochaska. 1881.

[2]) Auch der erste ist soeben ausgegeben worden. Red.

Die Ungern oder Magyaren.

Von Paul Hunfalvy.

(Die Völker Oesterreich-Ungarns. V. Band.)

Paul Hunfalvy, einer der besten Kenner seines Volkes, hat die Aufgabe übernommen, die historische Entwickelung des ungarischen Volksthums in dem oben genannten Werke zu schildern; dieselbe hätte gewiß nicht in bessere Hände gelegt werden können. Vernehmen wir zuerst, was er selbst in der kurzen Einleitung zu demselben, über die Art und Weise, wie diese Aufgabe aufzufassen ist, sagt: „Die Stellung der Ungern oder Magyaren zu dem Königreiche, das seinen Namen von ihnen erhalten hat, ist eine ganz andere, als die Stellung aller anderen österreichischen Völker zu den betreffenden Ländern. Während die Deutschen, die Slaven, die Romanen u. s. w. in diesen Ländern nur als größere oder kleinere Ableger betrachtet werden können, deren nationaler Kern außerhalb des Kaiserstaates liegt: sind die Ungern als Nation so sehr mit ihrem Lande verwachsen, daß nicht einmal die Blicke politischer Träumer über die Grenzen desselben hinausschweifen. Die ethnographische Behandlung des ungerischen Volkes muß demnach auch eine andere sein, als die der anderen Völker innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Entstehung und Bildung des Deutschthumes, des Slaventhumes, des Romanenthumes ꝛc. ist nicht ausschließliche Aufgabe unserer Ethnographie; sie kann eben so gut in anderen speciellen Ethnographien behandelt werden, und dürfte wohl am besten einer allgemeinen Ethnographie Europas überlassen bleiben. Ganz anders steht es mit derselben Aufgabe des ungerischen Volkes. Die Entstehung und Bildung des Ungerthumes muß hier vorgetragen werden, und eine allgemeine Ethnographie Europas wird ihren Stoff hier entnehmen müssen, weil sie ihn gar nirgend anderswo finden könnte."

In einer Reihe von Kapiteln, deren wichtigste wir im Folgenden hervorheben wollen, behandelt Hunfalvy seinen Stoff hauptsächlich auf historisch-linguistischer Basis. Die Frage über die anthropologische Stellung der Magyaren finden wir im letzten Kapitel erörtert, auf das wir auch noch ausführlicher zurückkommen werden.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die vorungrische Zeit in Pannonien und Dacien. Während die Einwanderung der meisten die übrigen Theile von Europa gegenwärtig bewohnenden Völker in das Dunkel der vorhistorischen Zeit fällt, zogen die Magyaren in ihre jetzigen Wohnsitze erst ein, nachdem sich dort schon früher historisch beglaubigte Thatsachen abgespielt haben. Wir wollen dieselben hier kurz skizziren. Auf die Römerherrschaft in Dacien und Pannonien, welche in dem letztgenannten Lande mehr als vier Jahrhunderte währte, folgte in Ungarn und Siebenbürgen zuerst das germanisch-hunnische und hierauf das avarische Zeitalter. Die Avaren herrschten hier bis zum Ende des achten Jahrhunderts; nach ihrer Besiegung folgte dann in Pannonien und in den nördlich davon gelegenen Gegenden die fränkisch-deutsche Herrschaft. In ziemliches Dunkel ist das Erscheinen zahlreicher slavischer Scharen gehüllt, welche neben den Avaren auftreten und letztere nach und nach ganz in sich aufnehmen. Pannonien ist also im neunten Jahrhundert bewohnt von wenigen, immer mehr verschwindenden Avaren und zahlreichen Slaven; dazu sind noch die einwandernden Deutschen zu rechnen. Hierauf dringen die Magyaren ins Land, zerstören das große mährische Reich, vernichten das vereinigte bayerische Heer und okkupiren das alte Avarenland bis zum Ennsfluß.

Hier ist noch der Bulgaren Erwähnung zu thun, welche zur Zeit ihres Eintrittes in die Geschichte in zwei von einander ziemlich entfernten Gegenden wohnten. Ihre ursprünglichen Sitze waren im Donlande; außerdem waren sie noch in Pannonien zahlreich. Sie werden hier später durch die Avaren theils vertrieben, theils gehen sie in denselben auf. Ziemlich dunkel ist auch das Auftreten der Rumänen in Dacien und jenseits der Theis; wir werden auf diese Frage noch ausführlich bei der Besprechung des nächsten Bandes zurückkommen.

Um auf die ältesten Nachrichten über die ehemaligen Wohnsitze der Magyaren zu gelangen, müssen wir die ethnographischen Verhältnisse des heutigen Rußland im 9. und 10. Jahrhundert näher ins Auge fassen. Wir erfahren durch arabische Schriftsteller, daß damals längs der Wolga die Chazaren und Bulgaren wohnten. Letztere wurden aus ihrer Urheimath am Don durch erstere in die Gegend des heutigen Kasan gedrängt. Arabische und byzantinische Schriftsteller geben uns Kunde von einem großen wolgaischen Bulgarenreiche, dessen Bewohner meistens Mohammedaner waren und Ackerbau trieben. Die Slaven reichten in Rußland nur östlich bis zur Oka; der größte Theil des Landes war von finnisch-ugrischen und türkisch-tatarischen Völkern bewohnt. Zu Ende des 9. Jahrhunderts beginnen die Raubzüge der skandinavischen Rossen, welche um das Jahr 900 in der Gegend von Kiew einen Staat bilden.

Nach dem arabischen Schriftsteller Ibn Dastah (Anfang des 10. Jahrhunderts) wohnten die Magyaren am Dniepr und Dniestr bis an das Schwarze Meer; er zählt dieselben zum Türkenstamme und bezeichnet sie als Nomaden und Viehzüchter. Sie hatten dort zu ihren östlichen Nachbarn die Bulgaren und Chazaren, zu ihren nördlichen die Petschenegen. Konstantinos läßt sie, gedrängt von den Petschenegen (welche sich den Magyaren immer feindlich gezeigt haben), in das Gebiet des Seret und Prut ziehen; Leo der Weise (886 bis 911) soll sie dann gegen die Bulgaren in ihr heutiges Land gerufen haben.

Ueber die Herkunft der Ungern und ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern erhalten wir durch die vergleichende Sprachforschung ziemlich genauen Aufschluß. Die magyarische Sprache gehört zu dem großen turanischen oder ural-altaischen Sprachstamm, dessen besondere Eigenthümlichkeit die Agglutination oder Anleimung ist. Sie steht am nächsten der vogulischen und dann der finnischen Sprache; mit der türkischen stimmt sie nur im Bau überein. Speciell gehört sie also zu dem finnisch-ugrischen Völker- und Sprachstamm. Die Völker desselben hatten früher das Siebener-Zahlensystem; erst nach ihrer Trennung haben sie das Zehnersystem angenommen. Aus der Uebereinstimmung der Worte sehen wir, daß es Jagd- und Fischervölker gewesen sein müssen. Vom Rind findet sich bei ihnen keine Spur; sie lernten die Zähmung desselben erst von den skandinavischen Rossen; dagegen sind ihre Hausthiere das Pferd und der Hund. Hunfalvy schließt aus dunkeln Erinnerungen, welche sich in alten magyarischen Chroniken vorfinden, daß die Urheimath der Magyaren, zwischen Wolga und Ob, entfernt vom Meere gelegen war.

Nach der Trennung der finnischen von den ugrischen Völkern kamen erstere mit den Germanen (Gothen) und Letten, letztere mit den Türken in Berührung, wovon sich auch viele Merkmale in der Sprache erhalten haben. Die Ungern haben die türkischen Worte von den Kabaren (einem Chazaren-Geschlechte) angenommen, mit denen sie längere Zeit in näherm, freundschaftlichem Verkehre standen. Von

den Türken lernten sie auch den Ackerbau. Die heutigen Tschuwaschen sind wahrscheinlich die Ueberreste der einst mächtigen Chazaren.

Auf die Magyaren haben auch die Slaven einen ziemlichen Einfluß ausgeübt. Schon in ihren alten Wohnsitzen verkehrten erstere mit Slaven; in ihrem neuen Lande, wo die Slaven bei deren Einwanderung in der Mehrzahl waren, unterjochten sie die letzteren, lebten aber immer mit denselben in gutem Einverständniß.

Einen bedeutenden Aufschwung nahmen die Verhältnisse der Magyaren in ihrer neuen Heimath unter ihrem Herzoge Voik, der unter dem Namen: „Stephan der Heilige" als ihr erster König bekannt ist. Das Christenthum fand unter ihm und seinen Nachfolgern ziemlich ungestörten Eingang im Lande.

Von den Einwanderern, die im Magyarenthume aufgegangen sind, erwähnt Hunfalvy zuerst die Ismaeliten, welche Mohammedaner waren und später als selbständiger Volksstamm ganz verschwinden. Von größerer Bedeutung waren die Petschenegen (Bissenen), um 950 das mächtigste Volk Skythiens, welche zu beiden Seiten des Dniestr wohnten. Sie wurden 1065 von den Kumanen unterjocht, mit denen sie eine ähnliche Sprache hatten, die wieder der türkischen verwandt war, und verschmelzen dann mit denselben. Seit Stephan dem Heiligen begann eine starke Einwanderung der Petschenegen in Ungern, welche sich auch noch ziemlich lange, namentlich im Westen, erhalten haben. Weiter sind zu erwähnen die Kumanen (Uzen, Polovcen). Dieselben saßen ursprünglich an der Wolga und kamen in zwei Abtheilungen nach Ungern, die Bergkumanen vom Norden über Polen und jene der Ebene im Süden, welche direkt vom Osten einwanderten. Dies war die letzte, aber auch zahlreichste Einwanderung; sie gewöhnten sich erst nach und nach an feste Wohnsitze.

Von geringerer Bedeutung, aber doch erwähnenswerth, sind auch die Tataren, welche von dem großen Mongoleneinfalle (1241) zurückgeblieben sind, und die Türken, welche, freilich erst in viel späterer Zeit, anderthalb Jahrhundert hindurch Herren im Lande waren.

Von großem Einflusse waren schon in der ältesten Zeit die Deutschen. Das anfängliche Ritterthum bestand fast aus lauter Deutschen; dieselben hatten bedeutenden Einfluß am Hofe Stephan des Heiligen. Die Mehrzahl des heutigen ungerischen Adels ist fremden, zumeist deutschen Ursprungs.

Was die heute noch sich einer gewissen Selbständigkeit erfreuenden Szekler anbelangt, so werden dieselben in den älteren ungerischen Chroniken fälschlich als Nachkommen der Hunnen bezeichnet. Thatsächlich sind aber die Szekler den Ungern sehr nahe verwandt; ihre Sprache hat sich von der ungerischen erst abgetrennt, nachdem dieselbe schon vollständig ausgebildet war.

Die Kapitel über die politische, sociale und geistige Entwickelung der Magyaren können wir hier füglich übergehen; sie gehören mehr in das geschichtliche und kulturgeschichtliche Gebiet. Dagegen ist das schon erwähnte letzte Kapitel über die anthropologische Stellung der Magyaren für uns von besonderm Interesse.

Nachdem Hunfalvy im ersten Theile desselben die schon hinlänglich bekannte Finnenfrage erörtert hat, kommt er zu der Frage: „Welches ist nun die anthropologische Stellung der Magyaren?" Er läßt darauf unsern gelehrten Linguisten und Ethnologen Friedrich Müller antworten, welcher in seiner Ethnographie sagt: „Einer Vermischung des zur mongolischen Race gehörenden Stammes der Ungarn mit Slaven und Germanen verdankt das kräftige und ritterliche Volk der Magyaren seinen Ursprung," und bemerkt dazu weiter: „Wir müssen zu dieser Mischung auch noch ein starkes türkisches Element hinzufügen, wenngleich dies selbst zur mongolischen Race zu zählen wäre. Aber schon durch die Slaven und Germanen wird der anthropologische Begriff der Race für das Magyarenvolk sehr abgeschwächt. Ja wenn wir uns vor Augen halten, daß auch der Adel Ungarns zum größten Theil nicht echt ugrischer Abstammung ist: so wird es wohl kaum leicht zu entscheiden sein, ob die mittelländische Race oder die mongolische einen größern Antheil an dem Ursprung der Magyaren habe."

Nach der Besprechung einiger kraniologischer Fragen kommt Hunfalvy zu dem Ausspruche, daß die physische Beschaffenheit des Menschen mit der Nationalität desselben in keinem Zusammenhange stehe, der in diesem Falle wohl eine gewisse Berechtigung hat. Wir setzen hier die sich ihm daran knüpfende Betrachtung her, ohne dieselbe jedoch unterschreiben zu wollen: „Da die Anthropologie und speciell die Kraniologie es vorzüglich mit der physischen Beschaffenheit des Menschen zu thun haben, so kann auch zwischen ihnen als zoologischen Wissenschaften und der Ethnologie und Ethnographie kein solcher Zusammenhang stattfinden, daß jene diese und umgekehrt diese jene bedingen würde. Nach unserer Auffassung wäre die Aufgabe der Ethnologie die Entstehung der Völker zu erklären, was unvermeidlich auch die Erklärung, wie die einzelnen Sprachstämme entstanden seien, in sich fassen müßte. Die Ethnographie hingegen hat es nur mit der Beschreibung und der Geschichte der gegebenen Völker zu thun, die mit einer fertigen Sprache in der Geschichte auftreten, und sich weiter entwickeln, d. h. bilden oder auch verbilden. Jedes Volk entsteht mit seiner Sprache und seiner ursprünglichen Religion, und besteht, so lange seine Sprache fortlebt, wenn auch die ursprüngliche Religion durch andere Religionen vertauscht wird. Und jedes Volk als solches verschwindet, wenn seine ursprüngliche Sprache ausstirbt; es verschwindet aber nicht physisch, sondern ethnisch, d. h. es geht in ein anderes Volksthum über. Wir haben versucht eine Ethnographie der Magyaren, d. h. eine Beschreibung zu geben, wie das magyarische Volksthum in der Geschichte aufgetreten ist, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, und was es in der Gegenwart bedeutet. In dieser Beschreibung konnten wir keine Antwort auf die Frage finden: welche anthropologische Stelle die Magyaren einnehmen."

Bis heute besitzen wir noch keine auf direkten Beobachtungen beruhende, eingehende Arbeit über die anthropologischen Verhältnisse des magyarischen Volkes. Der Aufschwung, den die anthropologischen Studien in Europa in den letzten Jahrzehnten genommen haben, läßt jedoch hoffen, daß eine solche nicht all zu lange mehr auf sich warten lassen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Gegen Ende 1880 langte eine Boeren-Karawane nach einer sehr beschwerlichen Reise durch die Wüste Kalahari, auf welcher sie die Hälfte ihrer Mitglieder verlor, im Süden der westafrikanischen portugiesischen Kolonie an und bat die dortige Regierung um die Erlaubniß zur Niederlassung. Das ist ihnen von den Behörden in Mossamedes gestattet worden, und zwar erhält jede Familie 200 ha Landes bei Huilla, einem Fort 160 km östlich von Mossamedes; die Boeren unterwerfen sich den portugiesischen Gesetzen, erhalten freie Religionsübung und Steuerfreiheit auf zehn Jahre, dürfen die Eingeborenen nicht von ihren Aeckern verjagen, können sich im Falle des Angriffs gegen sie vertheidigen, müssen aber die Regierung möglichst rasch davon benachrichtigen. Die neue Kolonie hat nach dem damaligen Kolonialminister den Namen San Januario erhalten. Die Behörden haben versprochen, das Fort Huilla besser zu armiren und über das Chella-Gebirge, welches sich zwischen der Kolonie und der Meeresküste hinzieht, eine Straße zu bauen; sie wollen ferner einen Arzt und einen Apotheker senden und das portugiesische Gesetzbuch zum Besten der unter portugiesischer Oberaufsicht sich selbst verwaltenden Boeren ins Holländische übersetzen lassen. Die letzteren haben schon, um ihre Ländereien genügend bewässern zu können, in 25tägiger angestrengter Arbeit einen 5 bis 6 km langen, $1\frac{1}{2}$ m breiten und 1 m tiefen Kanal gegraben, der ihnen aus den Flüssen Neve und Canhanda hinreichendes Wasser zuführt. Es ist dieses Abkommen ein wahres Glück für das Land, dessen Hülfsquellen zu entwickeln die dort wohnenden Portugiesen, worunter viel Deportirte, und die einheimische Negerbevölkerung absolut nicht im Stande zu sein scheinen.

— Der Handelsartikel, welcher den Canarischen Inseln bisher Haupteinnahmequelle gewesen ist, die Cochenille, hat durch die steigende Konkurrenz der Mineralfarben in den letzten Jahren eine derartige Entwerthung erfahren, daß mit Rücksicht auf die Gefahr einer bevorstehenden Krisis die Haupt-Plantagenbesitzer der Inseln im September 1880 sich vereinigt haben, um Mittel zu finden, derselben vorzubeugen. Die „Sociedad Economica" hat sich dahin ausgesprochen, daß jene Konkurrenz nicht zu vermeiden sei, daß man daher die Kultur der Cochenille nur auf die Küsten beschränken, im Uebrigen aber durch rationelle Tabakskultur den materiellen Ausfall nicht nur decken, sondern auf die Höhe der Einnahmen zur Blüthezeit der Cochenille-Kultur gelangen könne.

(Registrande des Gr. Generalstabes XI.)

Nordamerika.

— Die Höhe des etwa 60 Miles östlich vom Puget-Sund in der Cascade Range liegenden Schneeberges und ehemaligen Vulkans Mount Rainier (auch Mount Tacoma genannt), welche früher auf 12 000 und einige hundert Fuß geschätzt wurde, beträgt nach den neuesten von Kapitän Lawton, Mitglied des „United States Coast Survey", ausgeführten Messungen 14 444 Fuß über dem Meeresspiegel; also vier Fuß mehr als die des Mount Shasta im nördlichen Kalifornien. Es wurden von Kapitän Lawton drei trigonometrische Messungen gemacht und darauf noch eine barometrische auf dem Gipfel, und obige Höhenangabe ist das Resultat. Lawton bestätigt die Angabe eines alten Kraters auf dem Gipfel des Berges.

Am Abend des 5. August dieses Jahres bemerkte ich während einer Dampferfahrt von Tacoma nach Seattle, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, bald hellere, bald dunklere Wolken, die vom Gipfel des Mount Rainier in den sonst ganz klaren Himmel emporstiegen und dort allmälig verschwanden. Eine ähnliche Erscheinung ist öfters bemerkt worden, die genau so aussieht, als ob Rauch einem Krater entstiege. Seltsamer Weise gewahrt man diese Erscheinung stets nur vor Sonnenuntergang, so daß dieselbe vielleicht eine andere Ursache als die einer vulkanischen Thätigkeit haben kann.

Th. Kirchhoff.

— E. von Hesse-Wartegg's neues Buch „Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879 bis 1880) (Leipzig, C. Reißner, 1881) ist angenehm zu lesen und hinterläßt hauptsächlich deswegen einen befriedigenden Eindruck, weil es der Verfasser versteht, seinen belletristischen Schilderungen des Lebens am und auf dem Strome die Behandlung wichtiger socialer, handelspolitischer und ähnlicher Fragen einzuflechten. Er hat innerhalb vier Jahren zwei Reisen durch die Mississippiländer unternommen, um solche Erscheinungen, wie die Einwanderung von Deutschen nach Arkansas, Louisiana und Alabama, den Neger-Exodus von dort nach den Prärieстaaten, die socialen Errungenschaften der früheren Sklaven, die Stellung der Baumwollenkönige und des Kreolenthums, die Gelbfieber-Epidemien 2c. näher zu studiren. Von hohem Interesse z. B. ist die Schilderung des Kampfes, den New-Orleans mit den Millionären von New-York und Boston führt, um den Handel und Verkehr, namentlich in Getreide, von den nördlichen Eisenbahnen abzulenken und dem billigern Wasserwege des Mississippi zuzuführen. Damit zusammen hängt dann die geographisch interessante Frage über die Regulirung jenes Stromes und die Offenhaltung seiner Mündungen, welche Kapitän James B. Eads durch die künstliche Verlängerung des Stromufers ins Meer hinaus vermittels „Jetties" (Dämme) glücklich gelöst zu haben scheint. Die „Mississippi-Fahrten" sind ein interessantes Buch, dessen Inhalt der Wahrheit entspricht, so weit wir wenigstens nach der Lektüre amerikanischer Zeitungen darüber zu urtheilen vermögen; als das „erste und einzige Werk, welches jene hochinteressanten Länder, gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten, ausschließlich behandelt", seien sie unseren Lesern empfohlen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VIII [1]).

Gegen die Mittagsstunde des 8. November langte man an einer Stelle an, wo der von zahlreichen Inseln und emporragenden Felsen durchsetzte Fluß mit seinen Schnellen und kleinen Katarakten an den obern Oyapok erinnerte. Ein leichter Rauchgeruch, den Crevaux' indianische Begleiter wahrnahmen, und bald auch Laute menschlicher Stimmen erschreckten einen Theil der Reisegesellschaft nicht wenig; man fürchtete, hier schon auf die berüchtigten Trios-Indianer zu stoßen — und wer weiß, ob es Crevaux gelungen wäre, die zaghaften Gefährten zur Weiterfahrt stromaufwärts zu bewegen, wenn nicht einer unter ihnen noch gerade rechtzeitig an mehreren der vernommenen Worte erkannt hätte, daß die Gruppe von etwa zwölf Männern und Weibern, die man jetzt auf einer der kleinen Inseln um ein Feuer geschart sah, zu den Uayanas und nicht zu den Trios gehörte. So ließ Crevaux ohne Bedenken die Pirogen an der Insel anlegen, wo er von den Leuten, die ihrer Angabe nach soeben von einem Zuge in das Gebiet der Trios zurückkehrten, manchen werthvollen Aufschluß über die Eingeborenen der oberen Paru-Gegenden erhielt. Danach sollten unter anderen die Trios-Indianer, die an Zahl von den Roucouyennes bedeutend übertroffen würden, nur an dem obern Drittel des Tapanahoni-Laufes und an den Quellen des Paru wohnen. Von den Trios-Dörfern, die sie vor wenigen Tagen besucht, erzählten sie, daß dieselben jetzt vollständig verödet seien; eine schreckliche Krankheit habe die Mehrzahl der Bewohner hinweggerafft, die wenigen Ueberlebenden seien in die Wälder gegangen. Auf das Eindringlichste riethen sie Crevaux davon ab, seine Reise bis in jene Gegenden fortzusetzen, wo Hungersnoth und vielleicht auch Krieg bevorstände. Nicht minder, wenn auch in anderer Weise, schrecklich waren die Schilderungen, die sie den Reisenden auf seine Fragen in Betreff des weiter nach Westen folgenden Nebenflusses des Amazonas entwarfen: wenn man vier Tagereisen in der Richtung nach Sonnenuntergang vorschritt, sollte man zu sehr grausamen und feindlichgesinnten Indianern kommen, die man nie überraschen könne, weil sie die Nächte stets in einem ebenfalls Paru genannten Flusse zubrächten. Diese phantastische Erzählung, die augenscheinlich nur von der Absicht eingegeben wurde, den Europäer von weiterem Vordringen in das Gebiet der Indianer abzuschrecken, war übrigens Crevaux nicht unbekannt; ein ziemlich ähnlicher Bericht von einem Indianerstamme, der Nachts in großen umzäunten Teichen schlafen sollte, war dem englischen Reisenden Brown am obern Essequibo von den Taruma-Indianern mitgetheilt worden.

Trotz aller Warnungen setzte Crevaux nach mehrstündigem Aufenthalt auf der kleinen Insel, wo er und seine Begleiter noch an dem Mahle der Indianer, einem großen, stark mit Piment gewürzten Stücke von dem Fleische eines Kaiman, theilnehmen mußten, die Fahrt stromaufwärts fort. Oberhalb des letzten Falles wurde die Strömung ungemein schwach, die Ufer so niedrig, daß man erst nach langem vergeblichen Suchen eine zum Lagerplatze für die Nacht einiger-

[1]) Vergl. oben S. 97.

maßen geeignete Stelle fand. Die Fahrt des folgenden Tages führte aber schon wieder zwischen hohen Ufern entlang; gewaltige graue Granitblöcke von rundlicher Form ragten an vielen Stellen aus dem Wasser empor und zwar oft in so geringer Entfernung von einander, daß die Pirogen nur mit größter Mühe durch das schmale Fahrwasser hindurchzubringen waren. Gegen Abend erreichte man ein Dorf, das an der Mündung der Arakupina, eines rechten Zuflusses des Paru, belegen war. Alle Häuser waren hier in der That leer; eine große, kürzlich erst zugeschüttete Grube inmitten des Dorfes war die Begräbnißstätte der der Krankheit erlegenen Einwohner. Von Crevaux ausgesandt, um in der Umgegend womöglich noch einige von den entflohenen Bewohnern aufzufinden, kehrte Apatu bald mit einem Indianerpaare zurück, das er noch ganz in der Nähe angetroffen hatte. Beide, der Mann sowohl als auch die Frau, verhielten sich vollkommen stumm und gleichgültig, als aber Crevaux der Frau einige Nahrungsmittel und andere Geschenke anbot, wies sie dieselben heftig zurück und erklärte in kurzen, zornig hervorgestoßenen Worten, daß sie die weißen Männer hier nicht brauchten; daß ihre Kinder gestorben seien, dort im Loche in der Erde lägen; daß sie keine Kassava essen, keine Geschenke annehmen wolle, daß sie nichts wünsche, als daß der weiße Mann sich bald von hier entfernen möge. Unter heftigen Verwünschungen, ohne die dargebotenen Gaben auch nur eines Blickes zu würdigen, ging sie, von dem Manne gefolgt, in den Wald zurück.

Die Nacht brachte Crevaux an diesem traurigen Orte zu; am folgenden Tage (dem 10. November) war man erst wenige Stunden flußaufwärts gefahren, als plötzlich ein Vorwärtskommen ganz unmöglich wurde: die Felsblöcke versperrten den Fluß fast gänzlich und man mußte sich wohl oder übel zur Umkehr entschließen. Der eigentliche Zweck von Crevaux' Fahrt den Paru aufwärts war ja auch erreicht; es blieb für die Rückfahrt nur noch übrig, den Lauf des Flusses mit dem Kompaß zu bestimmen und an den wichtigsten Punkten Sonnenhöhen zu nehmen.

Arakupina.

Aufmerksam sah man jetzt bei dem Hinabfahren sich noch nach etwa vorhandenen menschlichen Wohnungen um und entdeckte auch wirklich etwas unterhalb der Arakupina-Mündung zwei ebenfalls verlassene Dörfer; auch hier fanden sich inmitten der zum größten Theil niedergebrannten Hütten die großen Gräber vor, die von dem Wüthen der verheerenden Krankheit, der Pocken, wie Crevaux glaubt, erzählten. In einer dieser verödeten Niederlassungen traf man noch ein halbverhungertes krankes Weib an, das von seinen Angehörigen ohne alle Lebensmittel zurückgelassen worden war. Die erste Regung des armen, dem Tode nahen Geschöpfes war auch hier ein Zornesausbruch bei dem Anblick der Weißen, bald aber siegte der Hunger und der Trieb der Selbsterhaltung; sie nahm Crevaux' Anerbieten, sie in einer seiner Pirogen bis zu einem Roucouyenne-Dorfe am untern Flusse mitnehmen zu wollen, dankbar an. Während der Fahrt erzählte sie, daß der Häuptling ihres Dorfes, Pacani, und der Piay Tutey, die beide unter den Trios in höchstem Ansehen gestanden hätten, die ersten Opfer der Krankheit gewesen seien.

Die Häuser in diesen Trios-Dörfern waren viel roher

und primitiver, als die der Oyampys und der Uayanas; nicht nur, daß keines von ihnen zwei Stockwerke aufzuweisen hatte; einige besaßen sogar auch nur auf einer Seite eine Wand und waren somit kaum etwas anderes als einfache Ajupas, wie die Indianer sie sich auf Reisen im Walde zu errichten pflegen.

In der Nacht zum 11. November fiel ein heftiger Platzregen; auch am Morgen war der Himmel noch bewölkt und die Temperatur so gefallen (auf 22° C.), daß Crevaux ebenso wie alle seine Begleiter vor Frost zitterte, und sich mit Behagen an dem Feuer wärmte, auf dem seine Leute die Morgenmahlzeit, einen im Flusse gefangenen kleinen Kaiman, kochten. Das Fleisch des großen Kaiman, der im Amazonas und in den Mündungen der Flüsse von Guyana viel vorkommt, ist wegen seines starken Moschusgeruches nicht eßbar; die kleine Art dagegen gilt bei den Roucouyennes für den höchsten Leckerbissen und ist, wenn mit viel Piment gewürzt, sogar auch für einen europäischen Gaumen erträglich. Leider war Crevaux' Vorrath an dieser vorzüglichen Würze jetzt erschöpft; ein Mangel, der ihm und seinen Leuten viel empfindlicher war, als der Mangel des Salzes, das man schon seit länger als einen Monat entbehrte. Einem seltsamen Aberglauben, den er übrigens schon von den Guyana-Negern her kannte, begegnete Crevaux an diesem Tage unter seinen Indianern: er hörte, wie der eine derselben den Befehl gab, den Kochtopf ja nicht auszuwaschen, weil sonst der Regen unfehlbar wieder anfangen würde.

Ueberall, wo Crevaux am Flußufer mit Beobachtungen beschäftigt war, gingen seine Leute der Jagd nach, zu der sie sich die verschiedensten Arten von großen und kleinen, mit Federn, oft auch mit Widerhaken versehenen Pfeilen herstellten. Nur Apatu, der von seinem Herrn gewissermaßen zum Sammeln ausgebildet worden war, ging auf Entdeckungen aus und brachte mehr als einmal höchst interessante botanische Objekte zurück; so an diesem Tage eine Liane, deren Stengel einen Durchmesser von fast einem Fuß hatte, das sogenannte Salisali der Roucouyennes (Robinia nicou Aublet.). Der schwarze Stengel der Pflanze, die mit ihrer ungeheuren

Anfertigung der taïru-Halsketten.

Wucht die größten Bäume allmälig erdrückt, liefert beim ersten Anschnitt einen wasserhellen kühlen Saft, den die Indianer bei ihren Wanderungen durch den Wald erfrischender finden, als das kühlste Quellwasser. Die milchige Flüssigkeit aber, die hiernach dem Stengel entfließt, ist sehr giftig; deshalb werden die Stengel eifrig von den Indianern gesammelt und in großen Vorräthen für den Fischfang aufbewahrt; denn selbst noch im getrockneten Zustande auf das Wasser geworfen, haben die Salisalistengel, wie Crevaux in der Folge selber sah, die Eigenschaft, die Fische so zu betäuben, daß sie leicht mit den Händen gegriffen werden können.

Am 14. November kam man in Talimapo (Dorf des Taliman) an, dessen Häuptling in hohem Ansehen unter den Indianern der ganzen Gegend zu stehen schien; einer von Crevaux' Leuten gab dem kleinen Herrscher das höchste Lob nach dortigen Begriffen, indem er sagte: „Siehst Du denn nicht, Herr, wie wohlbeleibt alle seine Krieger sind?" Da in allen diesen Indianerdörfern die Anordnungen des Tamuschi für den Betrieb der Jagd, des Fischfanges und der Maniokkultur allein maßgebend sind, so ist die größere oder geringere Intelligenz des Häuptlings in der That eine wichtigere Lebensfrage für das Gedeihen einer Indianergemeinde, als seine kriegerischen Tugenden. Nicht selten kommt es deshalb auch vor, daß die Häuptlinge vor ihrem Tode irgend einen andern Nachfolger ernennen, wenn sie den eigenen Söhnen nicht die für die Tamuschiwürde nothwendigen geistigen Fähigkeiten zutrauen. So war auch Taliman nicht der Sohn eines Tamuschi, hatte von seinem Vorgänger aber, der ihm seine Tochter zum Weibe gegeben, schon das Zeichen der Häuptlingsschaft, das Diadem aus Kaimanschuppen, erhalten. Der älteste Sohn eines Tamuschi, gleichviel ob er zur Herrschaft gelangt oder nicht, genießt stets gewisse Vorrechte vor den anderen Kindern; bei den Mahlzeiten darf er, wie der Häuptling selber, auf einem Kololo sitzen, während alle übrigen auf den Hacken kauern müssen. In jedem fremden Dorfe, durch das er kommt, werden ihm besondere Ehren erwiesen. Unter Crevaux' Gefolge befand sich ein solcher Tamuschi-Erbe, der in jedem Dorfe von der Frau des Häuptlings vom Kopf bis zu den Füßen festlich mit Uruku, dem orangegelben Farbstoff aus den Früchten von Bixa orellana, bemalt wurde. Da man weiter unten am

Flusse fast täglich ein Dorf passirte, so wurde ihm diese Schmückung oft genug zu Theil.

Was die Tatuirung anbetrifft, so besteht dieselbe bei den Trios meistens in einigen schwarzen Zeichen, die an der innern Seite des Oberarmes angebracht werden; die Roucouyennes tatuiren sich im Allgemeinen gar nicht, unterlassen aber nie, bevor sie eine Ruderfahrt antreten, sich einige Einschnitte in die Haut des Oberarmes zu machen, vor einer Fußwanderung aber die Waden in einer bestimmten Weise aufzuritzen, um ihre Glieder dadurch ausdauernder und kräftiger zu machen. Allgemein herrscht auch die Sitte unter ihnen, bevor sie auf die Jagd gehen, eine Blutentziehung am Arme vorzunehmen, um die Hand gegen ein etwaiges Zittern beim Abschießen des Bogens zu sichern. In Bezug auf die Haartracht unterscheiden sich die Trios ebenfalls wesentlich von den anderen Stämmen; bei ihnen tragen die Weiber das Haar lang und frei herabhängend, die Männer dagegen drehen es zu einer großen Locke zusammen, die in eine aus Lianen geflochtene spitze Düte gesteckt wird und in dieser lang auf den Rücken hinabhängt.

Die Schilderungen der amerikanischen Reisenden über die gedrückte Stellung der Frauen unter den Indianern von Guyana sind nach allem, was Crevaux davon gesehen hat, im höchsten Maße übertrieben. Weit entfernt, sich nur mit der Jagd und dem Fischfange und den Vorbereitungen für dieselben zu beschäftigen, den Frauen aber die ganze

Schleifen des Halsschmuckes scheri-scheri.

Schnurdrehen.

Last aller andern Arbeit aufzubürden, sind die Männer gerade bei der Maniok- und Bananenkultur ungemein thätig; die Pflege der Bäume, das Ernten ihrer Früchte ist ausschließlich ihre Sache. Die Frauen tragen die eingesammelten Baum- und Bodenfrüchte nach dem Dorfe, müssen auch, wenn die Männer von der Jagd kommen, ihnen bis zum Saume des Waldes entgegengehen und das erlegte Wild von dort aus bis in das Dorf bringen. Die Bereitung des Kassave, des Kaschiri, die ganze Besorgung des inneren Haushalts, das Weben der Hängematten ist Sache der Frauen. Bei weiten Wanderungen tragen sie ebenso wie die Männer den Katuri oder Tragkorb auf dem Rücken; doch wird er für sie gewöhnlich nur leicht beladen und enthält nichts als den Kochtopf und die Hängematte. Höchst selten nur, und wenn gerade männliche Kräfte fehlen, sieht man die Weiber beim Rudern der Boote helfen, nie aber bei dem Bau der Hütten. Die Theilung der Arbeit ist eine sehr strenge und ganz genau festgesetzt; dem Reisenden, der in Unkenntniß davon eine Frauenarbeit von einem Manne oder die Arbeit eines Mannes von einer Frau verlangt, wird es nur zu oft widerfahren, daß seine Wünsche nicht erfüllt werden, ohne daß ihm der Grund dieser Verweigerung mitgetheilt würde.

Die Fahrt des 12. und 13. November bot nichts Bemerkenswerthes dar; der Fluß war gleichmäßig und glatt, der Wald zu beiden Seiten zeigte den stets gleichen Anblick reichster Ueppigkeit. Ueberall waren hier die Wipfel der Bäume von ganzen Schwärmen rother Aras belebt; Crevaux' Leute erlegten täglich fünf oder sechs dieser prächtigen Vögel, was gerade für die Ernährung der ganzen Ge-

sellschaft ausreichte; ängstlich aber schnitten sie ihnen die Schnäbel ab und warfen sie in den Fluß, weil dieselben, wie sie behaupteten, giftig seien und von den Hunden nicht gefressen werden dürften. Am Morgen des 14. passirte man die Mündung eines kleinen linken Nebenflusses des Paru, den die Uayanas nie hinaufzufahren wagen, weil an seiner Quelle ein unheimliches und furchtbares Volk wohnen soll: Indianer mit langen, hellgelben Haaren, die während des Tages immer schlafen und nur bei Nacht umhergehen.

Nach einem Nachtlager auf einer entzückenden kleinen Insel langte man am 16. November an dem Wohnsitze des Takale an, wo Crevaux die ganze Sammlung indianischer Kunsterzeugnisse vorfand, über deren Lieferung er schon früher mit dem Häuptling verhandelt hatte: eine kleine Hängematte, Thiere aus Wachs, ein aus Thon geformter Tapir, ein Halsband aus kleinen auf eine Schnur gereihten Kürbissen, in welche die Frauen allerhand Figuren von Menschen und Thieren gezeichnet hatten. Zum ersten Male sah Crevaux hier auch die Verfertigung der von den Roucouyennes taïru, von den Kreolen von Guyana aber uabe genannten Halsketten, die hier allgemein getragen werden. Dieselben werden aus der harten Schale des Steines einer Lianenfrucht (Omphalea diandra) hergestellt. Der Kern selber, der sehr schmackhaft ist, liefert ein aromatisches Oel, das die Bonis zur Bereitung ihrer Speisen und zum Salben ihrer Haare gern verwenden. Nachdem der Indianer den Stein mit den Zähnen aufgebrochen hat, nimmt er die eine Hälfte der Schale in die linke Hand und durchbohrt sie vermittels eines am obern Ende eines Stäbchens befestigten Fischzahnes, indem er das Stäbchen zu diesem Zwecke mit der Rechten auf dem Oberschenkel schnell hin- und herdreht. Die durchbohrten Schalenstücke werden dann sorgfältig mit einem aus pulverisirten Topfscherben und Wasser gemischten Brei polirt und auf Schnüre gereiht. Die bei den Roucouyennes ebenfalls sehr beliebte uayari- oder scherischeri-Halskette besteht aus kleinen konischen Gliedern, die mit ihrer Basis gegen einander aufgereiht sind. Es sind dies auch Stücke eines harten, eiförmigen Kernes, die auf einen zugespitzten Stab gesteckt und durch Reiben auf einer Steinplatte durchlocht werden; der untere Rand wird in derselben Weise abgeschliffen. Während die Baumwollfäden, aus denen die Frauen die Hängematten weben, von ihnen mit einer einfachen, aus einem harten Holzstabe und einem runden Knochenstück hergestellten Spindel gesponnen werden, liegt die Verfertigung der Schnüre für die Halsketten, sowie aller sonst nöthigen Fäden und Schnüre den Männern ob. Die Fäden werden in der einfachsten Weise aus langen, starkadrigen Blättern herausgerieben, die Herstellung der Schnur aus denselben erfordert aber eine bewundernswerthe Gewandtheit und Geschicklichkeit. Der Arbeiter nimmt hierzu drei Fäden von gleicher Länge, legt sie auf das linke Knie und rollt sie mit der fest aufgedrückten flachen Hand einmal den Schenkel hinauf, dann wieder zum Knie hinab; mit einer einzigen dieser Bewegungen bringt er ein 12 cm langes Stück fester Schnur zu Stande, durch Fortsetzung dieser Manipulation aber verschaffen sie sich Schnüre von über 30 m Länge, die, zu großen Knäueln aufgerollt, ein werthvoller Besitz in dem Indianerhaushalte sind.

Spinnende Frau.

Am 17. November in Caneapo, dem Dorfe des Tamuschi Canea, angelangt, stieß Crevaux, der hier sein Gefolge von Indianern neu rekrutiren wollte, auf viele Schwierigkeiten. Es fand sich Niemand, der ihn den Fluß hinab begleiten wollte; dafür bemühten sich alle, ihn durch Erzählungen von unpassirbaren Wasserfällen, von schrecklichen Ungeheuern, die er dort antreffen würde, von der Weiterreise abzuhalten.

Ungeachtet dessen aber setzte der Reisende mit seiner bedeutend verminderten Mannschaft am folgenden Tage die Fahrt fort; am 19. kam man an einen großen Wasserfall, wo die Kanoes und das Gepäck an das Ufer gezogen und zu Lande vorbeigebracht werden mußten. Bald danach passirte man einen vom Flusse in östlicher Richtung abgehenden breiten Fußpfad, der nach dem Yari führte. In $2^1/_2$ Tagen soll man auf ihm zu dem Dorfe Akiepi gelangen, von dem aus man zu Boot auf einem kleinen, in den Yary mündenden Wasserlauf, dem Araqua, das am Yary gelegene Dorf Makuipi erreichen kann. Ganz zu Fuß zurückgelegt, dauert der Weg von Fluß zu Fluß $4^1/_2$ Tag. Am 20. November kam man durch eine mehrere Kilometer lange Savanne, eine vereinzelte Lücke in dem ungeheuren Waldgebiete, das vier Fünftel des südamerikanischen Kontinents bedeckt. Die Strömung des hier etwa 200 m breiten und 1 bis $1^1/_2$ m tiefen Flusses war ungemein schwach, die zehnstündige Fahrt durch die mit hohem, ausgedörrtem Grase bedeckte Ebene im höchsten Grade monoton. Man vertrieb sich die Zeit, so gut es gehen wollte, mit der Jagd auf kleine Schildkröten, die hier in großer Menge vorhanden waren, während sie doch in dem Yary ganz gefehlt hatten. Auf den aus dem Wasser ragenden Sandbänken gruben Crevaux' Leute nach Iguanen-Eiern, deren Vorhandensein durch zahllose kleine Sandhaufen von der Größe unserer Maulwurfshaufen angezeigt wurde. Der eigenthümliche Geschmack der Indianer läßt sie die schon angebrüteten Eier, in denen sich ein noch nicht vollständig ausgebildetes Thier

befindet, als den größten Leckerbissen betrachten. Kaum mehr verführerisch als dieser Hochgenuß erschienen Crevaux die schwarzen, im Rauche getrockneten Thonkugeln, von denen er seine Roncouyennes mehrmals am Tage essen sah; mit einem Knochenstückchen oder einem Messer schabten sie den Thon als ein feines Pulver ab, das sie mit Wohlbehagen verschluckten.

Am 22. wurde ein Ruhetag in dem Dorfe Yaripo gehalten, wobei Crevaux Gelegenheit hatte, einem großen Feste beizuwohnen, das die Indianer tule nannten. Ein von dem Häuptling und zwanzig, meist nicht dem Dorfe angehörigen Männern ausgeführter, viele Stunden währender Tanz bildete den Mittelpunkt des Festes. Kleine Federkronen auf den Köpfen, an jeder Schulter mit lang herabwallenden rothen Schwanzfedern des Aras geschmückt, bewegten sich die Tänzer langsam zum Tone ihrer Flöten zuerst in langer Reihe vorwärts, dann in einem großen Kreise, dessen Mittelpunkt natürlich ein gewaltiges Gefäß voll Kaschiri bildete, an dem die Tänzer ihren Durst löschten und sich immer von Neuem anfeuerten. Das ewige Einerlei der weniger hohen, schrillen Töne, mit denen sie auf des Häuptlings tieferes Blasen antworteten, hatte für europäische Nerven etwas ungemein Aufregendes; Crevaux konnte während der ganzen Nacht, in die das Fest sich hineinzog, kein Auge zuthun. Den Schluß bildete eine Austheilung von Geschenken an einige der Frauen, die den Tänzern den Kaschiri kredenzt hatten. Unter allgemeinem Jubel wurden einige besonders verzierte Wirthschaftsgeräthe, ein Korb, ein Sieb und ein künstlich geschnitzter Löffel, in die Mitte gelegt und von einem der Tänzer, der einen Stab hinter dem Rücken verbarg, bewacht. Eine nach der andern kamen die Frauen herbei, um sich einen der Gegenstände zu holen, ohne doch dabei von dem Stabe des Wächters auf die Finger getroffen zu werden. Stundenlang währte das

Der Tule-Tanz.

Lachen über ihre vergeblichen Versuche, bis es endlich den Geschicktesten gelang, sich in den Besitz der gewünschten Herrlichkeiten zu setzen. Ein längeres Kaschirigelage bildete den Abschluß der ganzen geräuschvollen Festlichkeit.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Ansicht und Aufstieg.

Wenn man die Vogesen südlich vom Weilerthal, die Granitvogesen, übersichtlich auf einer Karte oder dem schönen Relief von Bürgi betrachtet, so erhält man den Eindruck, als ob sie aus vier Hauptzügen beständen, welche von einem westlich gelegenen Hauptmassiv ausstrahlen. Nach Norden zu sind es die beiden Parallelzüge, welche zunächst die obere Meurthe, dann die Bechine, endlich die Leber umschließen, nach Süden die Gebirgsketten, deren eine mit dem Ballon d'Alsace endet, deren andere den Sulzer Belchen trägt. Diese vier Hauptlinien des Gebirges scheinen verknüpft in einem der merkwürdigsten Berge der Vogesen, dem gewaltigen Massiv des Hohneck (1366 m), dessen orographische Wichtigkeit schon aus dieser seiner eigenthümlichen Stellung hervorgeht und den genauer kennen zu lernen in jeder Weise von Interesse ist.

Zunächst freilich ist schwer von dem Berge, obwohl er der zweithöchste Gipfel des Gebirges ist, eine Gesammtansicht zu gewinnen; er tritt nirgend recht sichtbar hervor, eben weil er, in der Hauptkette selber gelegen, den Kamm derselben nicht allzuhoch überragt und rings von den anderen Gebirgstheilen umlagert ist. Nur nach Westen zu hebt er sich deutlicher ab; man sieht ihn als eine gewaltige Kuppel den Hochrücken überragen und, nach einer kurzen Einsenkung, nordwärts scheinbar fortgesetzt werden in dem mächtigen ungetheilten Zuge der Hautes Chaumes. Von der rheinischen Ebene sieht man ihn nirgend in bedeutenden Formen, auch vom gegenüberliegenden Schwarzwald gesehen tritt er nicht markirt hervor; am besten sieht man ihn von einzelnen Punkten der Vogesenkette selber.

Hohneck von Südosten. (Nach einer Zeichnung von H. Hogard.)

Man kann zum Hohneck nur auf sehr interessanten Wegen gelangen, von Norden und Süden her über Gebirgspfade, von Westen und Osten auf bequemer Straße. Von Norden her über den kahlen, langen, breitgewölbten Rücken der Hautes Chaumes, der, orographisch und geognostisch die Fortsetzung des Hohneckmassives, dennoch von demselben mannigfach abweicht, wie er auch räumlich von demselben durch eine mehrfach gegliederte, bewaldete Einsenkung getrennt ist. Ganz ähnlich ist der Weg von Süden her, etwa von Wildenstein aus über den Rheinkopf und den Kamm des Gebirges, nur daß hier die Aussicht freier, Wald fast gar nicht vorhanden ist und man die Kuppel des Hohneck länger und gewaltiger vor sich sieht. Von Westen her führt die Straße von den lothringischen Seen zur Schlucht, jener Senke zwischen dem Hohneck und der Hautes Chaumes, herauf und über dieselbe hin bis nach Münster. Besser gesagt, an demselben vorbei, denn „die Schlucht“ ist eigentlich der jähe Einschnitt zwischen dem Massiv des Hohneck und dem der Hautes Chaumes, doch nennt man auch den Paß nach

Gerardmer hin, sowie das Gasthaus, welches dicht unter der Paßhöhe liegt, ebenso. Diese Straße bildet auch den Ostanstieg. Sie ist landschaftlich ebenso schön, als orographisch interessant, und die allzugroßen Umwege, welche sie macht, sind durch bequeme Fußwege leicht abzuschneiden. Steigen wir nun von Osten her auf ihr zum Hohneck empor, so durchwandern wir zunächst das wohlbebaute, hübsche Thal von Stoßweier, an dessen Eingang rechts Hohrod, an und auf einem ziemlich hohen (850 m) Berge gelegen, einen auffallenden Anblick gewährt. Dieser Berg gehört zu den Ausläufern der Hautes Chaumes, und auf ihnen, wie sie sich zum Hauptmassiv hin erheben, steigt auch die Straße in mächtigen Serpentinen zum Kamm des Hochgebirges auf. Sehr schön wird sie in ihrem obern Theil. Hier führt sie heran zu einer der merkwürdigsten und beachtenswerthesten Bildungen des Vogesenkammes, zu den jähen Abstürzen nämlich, welche derselbe nach Osten hin — nie aber nach Westen, nach welcher Richtung er vielmehr breit, wie gewölbt, erscheint — an verschiedenen Stellen zeigt, und die als schroffe Felswände sich z. B. am Weißen See, als sehr jähe, aber doch grasbewachsene Gehänge sich am Darensee zeigen. Unser Weg führt uns zu dem größten dieser Felsabstürze, zu dem sogenannten Kruppen- oder Krappen- (d. h. Raben-) Fels, welcher 1255 m Höhe hat, während die Straße 338 m tiefer gelegen ist. Hundert Meter hoch ragt etwa die Felsenmauer senkrecht aus den sie umgebenden Wäldern auf, die über einer sanft aufsteigenden Böschung (Trümmerabfall, Verwitterungsbildung) sich bis zu dem Felsen hinziehen. Von ihm aus wendet sich die Straße um den Ost- und Südabhang des Theiles der Hautes Chaumes, welcher den Krappenfels trägt, und der hier den Namen Altenberg führt, herum und steigt nun in gerader Linie rein westlich zum Schluchthôtel empor. Gewaltige Felsbildungen, mächtige Granitpfeiler, schroffe scharfe Granitgrate treten dicht an sie heran, ja über sie hin, denn durch einen dieser Felsgrate, der jenseits tief in den Abgrund der Schlucht hinabspringt, ist die Straße in einen Tunnel hindurch gelegt. Dieser letzte Theil des Aufstieges am Altenberg führt nun direkt an oder über der Schlucht selber hin und bietet eine der großartigsten Aussichten, welche ein subalpines Gebirge überhaupt zeigen kann. Wir sehen in einen jähen Abgrund unmittelbar vom Rand der Straße hinab, mit so steilen Böschungen, daß ein direktes Hinabsteigen zwar möglich, aber keineswegs bequem oder ungefährlich wäre, über graues verwittertes, meist kahles, doch hier und da durch emporklimmende Fichtengruppen unterbrochenes Felsengeröll hin, zwischen dem einzelne jener Granitgrate in grotesker Bildung hinabragen bis zu dem aus den Fichten des Grundes hervorschimmernden Fechtbette. Diese Fecht — sie ist nicht die Hauptquelle des gleichnamigen Flusses, vielmehr ent-

Münster

Rothenbacher Kopf. Hohneck.

Hohneck und Rothenbacher Kopf von der Flixburg (Ostende des Münsterthales) gesehen. (Nach einer Zeichnung v. Hogard.)

springt diese am Südfuße des Hohneckmassives, nur durch den Abfallrücken des Rothenbacher Kopfes von der Thur getrennt —, das Bett dieser Fecht hat eine Höhe von 647 m; die Höhe des Altenbergs dicht über der Straße beträgt 1086 m, der Absturz, in den wir hinabsehen, beträgt also 350 m, mehr als tausend Fuß! Die gegenüberliegende Seite derselben, welche minder steil aufsteigt, ist reich bewaldet, meist ebenfalls mit herrlichen, dunkeln Weißtannen; und im Hintergrunde vor uns bildet die schroff aufsteigende Kammhöhe mit ihren hellgrünen Laubholzbäumen den Abschluß, während dessen etwas links über diese Buchenwälder der gelblich kahle Hohneckgipfel mächtig aufragt. Der Anblick ist von unbeschreiblicher Großheit. Vom Balkon des Gasthauses, welches wir im fortwährenden Genuß dieser Aussicht bald erreichen, überblickt man die Schlucht in ihrer Längenausdehnung; die kahlen steinigen Stellen, die dunkelen Tannen der Tiefe, die vorspringenden und in einander eingreifenden Ausläufer der beiden Gebirgsmassen, zwischen denen die Fecht sich hindurchwindet, sind meist, wenigstens in ihren tieferen Partien, in einen leichten blauen Duft gehüllt, während über diesen ernsten Vordergrund sich die hellerbeleuchteten Waldrücken des Münsterthales, die sonnige Ebene, der blaue Zug des Schwarzwaldes auf das Herrlichste darstellen. Die Aussicht ist eine der schönsten, welche man in den Vogesen haben kann — wenn nicht die großartigste von allen.

Gleich vom Hofe des Hôtels aus kann man in den Wald emporsteigen, durch welchen der Pfad zum Gipfel des Hohneck führt. Einzelne köstliche Aussichtspunkte hat man auch hier, wenn man aus den Bäumen an den schroffen Rand vortritt, mit welchem auch hier die Kammhöhe oft ziemlich tief abstürzt. Ueber dem Wald zu unseren Füßen blühen mächtige Blüthenstauden gleichsam frei in der Luft, die in den Spalten der senkrechten Felsen unten nur wurzeln; die großen Bergschmetterlinge lieben diese sonnigen schönen Stellen ganz besonders. Der Wald selber ist durch breite Sumpfstrecken unterbrochen, nirgends sehr hochstämmig oder fest geschlossen und nimmt nach oben zu immer mehr und mehr an Höhe ab, bis die letzten schon ganz niedrig-strauchigen Buchen ziemlich weit unter dem Gipfel völlig aufhören. Das Hohneckmassiv zeigt in seiner ganzen Ausdehnung, bis zum Rheinkopf hin, die jähen Ostabfälle, die zwar nicht als breite Felswände sich absenken, aus deren steilen Rasengehängen aber wiederum eine Reihe hochaufragender Granitgrate, die mit ihren einzelnen Zinken treppenartig abgestuft sind, ins Thal abfallen. Ein solcher jäher Absturz ist z. B. gleich das Frankenthal, dessen fast kreisrunden Ausschnitt wir umwandern müssen, um den Hohneckgipfel selbst zu erreichen.

Dieser Gipfel gehört der Ballonbildung an, welche wir hier zuerst kennen lernen und die sich von allen den Bergen, die wir früher betrachteten, sehr auffallend unterscheidet. Wir haben eine gewaltige runde ganz gleichmäßig ansteigende Kuppe vor uns — nur nach Osten zu ist die Gleichmäßigkeit durch steilern Abfall unterbrochen —, die etwa 100 m

sich über die nächst liegenden Gipfel erhebt. Steigen wir bis zum höchsten Punkt, bis zur Triangulationspyramide hinan, so sehen wir, wie allseitig rund das mächtige Gewölbe abfällt, ohne eine Spur von tieferm Einschnitt oder gar von Felsen- und Blockbildung; alles ringsher ist gleichmäßig gewölbt und mit kurzem trockenen Gras, hier und da mit einigen kleinen Sumpfstellen überdeckt. Ganz ähnlich, nur nicht kuppel-, sondern rückenartig, ist die Bildung der Hautes Chaumes, und ebenso die des breiten Verbindungszuges, der vom Hohneck sich bis zu dem gleich gestalteten Rothenbach der französischen, dem Rheinkopf der deutschen Generalstabskarte erstreckt [1]). Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Ballons ist es ferner, daß ihre Gipfelhöhe im Verhältniß zur Kammhöhe des Gebirges eine nur geringe ist; der Hohneck z. B. ragt über den Rücken der Hautes Chaumes nur etwa 60 m hoch empor.

Die Aussicht, welcher dieser höchste Gipfel des Kammes bietet, ist nun sehr instruktiv. Nach Westen sieht man in die lebhaft bewegte, scheinbar unregelmäßige lothringische Gebirgswelt hinein, welche durch das dunkelblaue Longemer herrlich geschmückt ist; die Aussicht auf Gerardmer ist durch einen Höhenzug verdeckt, welcher vom Hohneck selbst ausstrahlt und eine Höhe von 1053 m erreicht. Nach Nordwesten ist der Blick freier; er kann bis nach Deutsch-Lothringen schweifen. Im Südwesten schließen die Berge jenseits Saulxures (über 900 m) und die Hochgipfel der Vogesen selbst die Aussicht; es ist lehrreich, wie sich die Hauptkette des Gebirges durch die einzelnen Gipfel, Rheinkopf, Ventron, Felleringerkopf, Drumont [2]) u. a., bis zum Ballon d'Alsace hin deutlich markirt. Durch diese Höhen ist zugleich die Aussicht nach Süden zu geschlossen; sie blicken theilweise über den mächtigen Bergzug herüber, den man von dem tief hineingelegten Thal der südlichen Fechtquelle nach Osten ziehen sieht, und welcher den höchsten Gipfel der Vogesen, den Sulzer Belchen, trägt. Dieser letztere ragt neben dem kahlen Wasen (dem kleinen Belchen) nach Südosten zu mächtig auf; an ihm vorbei schließen der Jurazug, oft auch die Alpen die Fernsicht ab.

Ganz besonders interessant ist der Blick nach Norden. Hier sehen wir zunächst über den Rücken der Hautes Chaumes hin (der in der Verkürzung selber wie ein mächtiger Ballon aussieht), also völlig in der Achse des Gebirges, die Dononhörner in blauer Ferne, wie sie Elie de Beaumont von hier aus zeichnete; hinter ihnen, in Blau verschwimmend, die Nordvogesen. Nach Nordosten zu ragt der Brezouard auf, liegen die übrigen Vogesenberge; den Gebirgstheil nordwärts vom Münsterthal sieht man natürlich besonders klar. Hier ist nun von größtem Interesse die Deutlichkeit, mit welcher sich die Sandsteinmassen einiger Berge schon durch ihre Form als etwas dem übrigen Gestein Fremdartiges, zugleich aber als etwas deckenartig Aufgelagertes abscheiden und kenntlich machen. So der lange Rücken des Kühberges; der kürzere, aber ebenfalls flache Hohnack; so in größerer Ferne der scheinbar abgeplattete Thännichel. Auch einzelne jener spitzigen Sandstein-Mamelons läßt die Aussicht entdecken, sie sind aber zu unbedeutend, um besonders charakteristisch hervorzutreten. Dagegen zeigen sich im Süden die Ballons in sehr origineller Gestalt mit ihren runden kahlen Köpfen, ihrer geringen Schartung, ihrer gewaltigen Höhe. So kann man wohl sagen, daß der Blick vom Hohneck die orographischen Eigenhümlichkeiten der Vogesen alle auf einmal zeigt.

Nach Osten zu schließt, über die röthliche Ebene hin, der Schwarzwald die Aussicht; die grünbewaldeten Vogesenberge, welche wir in dieser Richtung gerade vor uns erblicken, sind die einzigen Ausläufer, welche der Hohneck nach Osten zu, aber nicht sehr weit, erstreckt; sie tragen zunächst das kahle Haupt eines gewaltigen Berges von 1263 m auf, welcher aus dem Schäferthal unmittelbar vor dem Hohneck ansteigt und von den Sennen der Nachbarthäler der „nächste Bühl" genannt wird, dann den 995 m hohen Rücken, welcher den Hof Gaschnei trägt und ziemlich rasch zum Sattelberg (782 m) abfällt, dessen Abhänge schon vor Münster enden. Außerordentlich schön aber ist nach dieser Himmelsgegend der Blick auf den Hohneck selber. Hier sehen wir in die schroffen Thäler der Ostseite hinab, deren keines einen herrlichern Anblick als das Wormspel- oder Wormsathal gewährt. Denn dasselbe ist abgeschlossen durch einen jener kühnen Granitgrate, welcher hier eine Menge einzelner schroffer Felsengipfel bildet, die, anfangs kahl und dicht aufeinander folgend, in größerer Tiefe aus herrlichem Laubwald vereinzelt über einander aufragen, die sogenannten Spitzköpfe, die durch ihren Pflanzenreichthum besonders berühmt sind. Jenseits derselben folgen noch mehrere solcher engen Thäler, die sich ebenfalls zwischen schroffen Felsengraten hinabsenken und den unmittelbaren Ausblick nach Südosten ganz besonders schön und interessant machen.

[1]) In der Description géol. et minéralog. du départ. du Haut-Rhin par J. Delbos et J. Koechlin-Schlumberger, Mulh. 1866, heißt es 1, 170: La cîme qui, dans la pays, est connue sur le nom de Rheinkopf, est sur le faîte même de la grande chaîne et sur la limite du départment; elle porte sur la carte le nom de Rothenbach . . . Le Rothaback comprend deux cîmes, sur l'une desquelles a été établi un signal (1319 m); celle-ci porte à tort le nom de Rheinkopf; c'est le Vordere Rothaback. La 2me est plus rapprochée de Herrenberg (1260 m), c'est le Hintere Rothaback. Der Fehler scheint auf die französische Generalstabskarte (von ihr wieder auf verschiedene andere) übergegangen zu sein von der nie genug zu bewundernden Cassini'schen Karte, auf deren 144. Blatt der Name Rothabak für den Berg zuerst von allen mir bekannten Karten des Elsaß erscheint, aber fälschlich an der Stelle des Rheinkopfs. Die deutsche Generalstabskarte hat zwar diesen Fehler vermieden, ganz genügend ist sie aber für diese so wichtige Gegend auch nicht. G. de l'Isle's Karte 1745 hat nur den Hof Rothenbach, den Berg bezeichnet er gar nicht.

[2]) Auch hier sei beiläufig auf einen Fehler fast aller Karten, deutscher wie französischer, aufmerksam gemacht. Sie geben im Hauptkamm der Vogesen den Kratzen, le Gresson an. Allein derselbe gehört nicht dem Hauptrücken an, er ist vielmehr die Erhebung der kleinen östlich verlaufenden Seitenkette zwischen dem Thal des Neuweihersees und dem des Sonnensees. Die französische Generalstabskarte (Blatt 100, Lure) setzt den Namen le Gresson irrig nördlich vom Sternensee, an den Anfang des Seitenzuges, der den Reinbacher Kopf und weiter östlich den Roßberg trägt; doch hat sie ihn auch als Gresson le moyen an der richtigen Stelle. Delbos und Köchlin-Schlumberger (a. a. O. 1, 65) nennen den Seitenzug nördlich vom Neuweihersee Gresson, während der Name dem Zuge südlich von diesem See zukommt. H. Kiepert giebt den Namen Gresson, irregeführt durch die französische Generalstabskarte, als Synonym des Rothen Wasen, der im Hauptkamm etwas nördlich von der Abzweigungsstelle des Roßbergzuges liegt. Die deutsche Generalstabskarte hat allein das Richtige, diejenige Vertheilung der Namen, welche bei sämmtlichen Bewohnern der Ostseite des Gebirges, die alle Deutsche sind, die allein bekannte ist, wonach der Name Kratzen jenem erwähnten Seitenzuge zukommt. Der 1294 m hohe Gipfel südlich vom Rothen Wasen, über dem Sternensee, den manche deutsche Karten (Kiepert, Algermissen, auch die französische Generalstabskarte) als Gresson bezeichnen, heißt das obere Bars. Auch diese Verwirrung geht aus von einem genialen Irrthum der Cassini'schen Karte. Sie faßt die Erhebung vom Ballon d'Alsace bis zum Roßberg als selbständiges Gebirgsglied, den Zug bis zum Drumontstock, also bis zum Col de Bussang, als Auslaufskette dieses Gebirgsgliedes und giebt der ganzen Erhebung desselben von da an, wo sich der wirkliche Kratzen oder Gresson abzweigt, den Namen le Gresson.

Völkerverhältnisse in Kleinasien und Armenien.

Der Rev. Henry Fanshawe Tozer, ein in der klassischen und orientalischen Geographie wohl bewanderter und viel gereister Mann, unternahm im Sommer 1879 eine Reise durch das östliche Kleinasien und Türkisch-Armenien, deren Hauptstationen Samsun, Amasia, Juzgat, Kaisarieh, Siwas, Charput, Palu, Bitlis, Wan, Erzerum, Baiburt und Trapezunt waren. Die Besteigung des Argäus, welche er dabei ausführte, haben wir früher bereits (s. „Globus" 36, S. 222) erwähnt. Sein unlängst erschienenes Reisewerk „Turkish Armenia and Eastern Asia Minor" (London 1881) läßt erkennen, daß der Autor in Geschichte und Archäologie wohl bewandert ist und die einschlagende Literatur kennt, wenn er auch nicht gerade viel Neues vorzubringen hat. Von großem Interesse jedoch sind seine gelegentlichen Schilderungen der Zustände des Landes, das unter Krieg und Hungersnoth letzthin so schwer gelitten hat, und der Verhältnisse, wie sie zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften und Nationalitäten bestehen und sich mehr und mehr verschärfen. Da es nun jetzt selbst solchen, die der Sache ferner stehen, immer klarer wird, daß jene Länder bald wieder eine vielleicht nur passive, vielleicht aber auch theilweise eine aktive Rolle in der Geschichte spielen werden, so wird es nicht unersprießlich sein, das Hauptsächlichste von Tozer's betreffenden Mittheilungen auszugsweise hier wiederzugeben, zumal der Engländer ein verständiger, guter Beobachter ist, an Beobachtern überhaupt aber in der Asiatischen Türkei in letzter Zeit nicht gerade Ueberfluß war — wenigstens an solchen, die von ihren Beobachtungen auch etwas veröffentlichten.

In Amasia hatte Tozer Gelegenheit, vom dortigen deutschen Konsul Krug und dessen Bruder Erkundigungen über die zwischen Samsun und Amasia wohnende Bevölkerung einzuziehen, in welcher er Christen und Mohammedaner nicht hatte unterscheiden können. Er erfuhr nun, daß beide sich völlig gleich kleideten und den Turban trugen, nur daß gewisse bedeutungsvolle Farben wie Grün und Weiß den Christen verboten sind. Die Türken haben außerdem im Allgemeinen vollere, rundere Gesichter, die Christen magerere. Letztere sind Griechen, d. h. Mitglieder der griechischen Kirche, obwohl sie Türkisch sprechen. Armenier giebt es in diesem Gebiete nur wenig. Die Griechen tragen ebenso wie die Türken Waffen und sind wenn möglich die stolzeren. Auf Tozer's Bemerkung, daß er in den Dörfern keine Kirchen gesehen habe, antwortete Konsul Krug, daß solche wohl vorhanden, aber sehr unansehnliche Gebäude wären, da noch vor fünf Jahren der Bau einer stattlichen Kirche sofort Verfolgungen hervorgerufen hätte; jetzt freilich lägen die Dinge ganz anders. Daß der Boden fruchtbar und die Ernten gut sind, bestätigte der Konsul; zur Zeit der großen Hungersnoth (1874) hatte das Volk, namentlich in der Gegend von Jüzgat, schwer zu leiden, aber die Folgen derselben sind nun vorüber. Gerechtigkeitspflege ist hier natürlich auch käuflich, aber da der, welcher am meisten bietet, gewinnt und die Christen auch die reicheren sind, so stehen ihre Chancen in dieser Hinsicht besser; denn die Türken gehen überall zurück und dadurch wird hier die Gleichstellung der Racen mehr und mehr zur Wahrheit. Von der Regierung sprach Tozer's Gewährsmann in Ausdrücken strenger Verurtheilung. Die Steuern sind drückend, die Paschas gewöhnlich bestechlich; obendrein wechseln sie beständig, zuweilen dreimal in einem Jahre, da sie ihre Stellen vom Großvezier erkaufen. Einmal kam ein Mensch als Pascha nach Amasia, einem der wichtigsten Sandschaks im Reiche, der weder schreiben noch lesen konnte und seine Stelle nur höfischer Gunst verdankte. Die gesammte Bevölkerung war damals der Regierung so überdrüssig, daß alle, die Türken nicht ausgenommen, jede europäische Macht, welche einschreiten wollte, mit Freuden begrüßen würden. Besonders für Rußland hegte man Neigung, hauptsächlich wegen der guten Behandlung, welche die türkischen Gefangenen während des letzten Krieges dort erfahren haben. „Einen Theil dieser Mittheilungen — sagt Tozer — hatten wir später in gewissem Grade zu berichtigen, und die Lage des Volks war bestimmt in zu günstigen Farben gemalt; andererseits aber hatten wir selbst Gelegenheit, manche der überraschendsten Behauptungen bestätigt zu finden."

In einem Dorfe unweit Juzgat sah Tozer (S. 89 ff.) die ersten Spuren der großen Hungersnoth: von 110 bewohnten Häusern waren 30 ausgestorben und verfallen. Das Elend begann mit einer schlechten Ernte im Jahre 1873 in Folge von Trockenheit. Im November und December folgte sintfluthartiger Regen und im Januar und Februar ein ganz gewaltiger Schneefall, von welchem Tozer nachmals öfters zu hören bekam. Die Städte litten damals schwer, am schwersten aber die Dörfer, deren Einwohner durch den Schnee von einander und von den Städten abgeschnitten waren und nach Verbrauch des Saatkorns einfach verhungern mußten. Selbst als Thauwetter eintrat, änderte sich dieser Zustand nicht, da die angeschwollenen Ströme und der Mangel an Brücken jeden Verkehr im Innern des Landes und mit der Küste unterbrachen. Erst im Monat April fing man in Konstantinopel an, die Lage der Dinge in Kleinasien zu ahnen, und sann auf Hilfe, zuerst in privaten Kreisen, dann auch Seitens der Regierung. Man schätzt den Verlust an Menschenleben während des Winters auf 150 000; dazu kamen an 100 000 Stück Großvieh um und die Zahl der Schafe und Ziegen verringerte sich um 60 Procent. Die folgende Ernte war zwar gut; aber da es an Saatgetreide und Vieh mangelte und die Menschen entkräftet waren, so dauerten Noth und Krankheit auch noch den nächsten Winter hindurch: im Ganzen mag eine Viertel Million Menschen in dieser Zeit zu Grunde gegangen sein.

Unter den Gründen dieser Erscheinung, daß ein früher so leistungsfähiges Land durch eine einzige schlechte Ernte und einen bösen Winter in solche Noth versetzt wurde, steht obenan die Art der Verwaltung, durch welche seit den letzten sechszig Jahren das Land mehr und mehr verarmt ist. Die lokalen, halb unabhängigen Dere-beis der frühern Zeit waren zwar oft unbotmäßige Vasallen und räuberische Herren, hatten aber doch ein Interesse am Gedeihen ihrer Unterthanen, und mancher Industriezweig blühte unter ihrer Herrschaft. Als dann Sultan Mahmud seine Reformen durchführte, die Staatsgewalt centralisirte und jene Häuptlinge beseitigte, kehrte man sich nicht mehr an jene lokalen Interessen und schädigte sie schwer durch unregelmäßige Besteuerung. In Folge der Handelsverträge mit fremden Ländern wurden dann von dort schlechtere, aber billigere Waaren

eingeführt und die heimischen Industrien fast vernichtet. Ebenso wurde der Ackerbau geschädigt, indem die ohnehin hohen Steuern durch die Art ihrer Eintreibung doppelt schwer sich fühlbar machten, und die Lasten, welche früher die Industrie getragen hatte, nun gleichfalls auf die Landwirthschaft gelegt wurden. Die Bauern waren zuletzt gezwungen, von Wucherern zu borgen, und begnügen sich jetzt damit, nur das für ihren eigenen Bedarf Nothwendige zu erzeugen. Ein zweiter Grund war der, daß die türkische Regierung anfänglich für alle Nothschreie und Warnungen nur taube Ohren hatte, und daß sie es ihren Beamten gegenüber nicht hat durchsetzen können, daß die von der Noth betroffenen Gegenden von der Steuerleistung ganz oder auch nur theilweise befreit blieben. Ein Beispiel davon für viele: im mohammedanischen Dorfe Hamma (zwischen Kaisarieh und Siwas) klagten dem Reisenden (S. 171) zwei ältere Frauen mit Thränen in den Augen, daß 60 Männer aus dem Orte in den russischen Krieg gezogen, aber kein einziger zurückgekehrt sei, und trotzdem würden die Steuern von denselben verlangt! Im Dorfe Nurschin nördlich von Bitlis genoß Tozer (S. 290 f.) die Gastfreundschaft eines alten, braven Türken, Hamed Aga, der voller Loyalität gegen den Sultan war, aber die Bestechlichkeit und Nichtswürdigkeit der Lokalbeamten schwer empfand. Zwei seiner Söhne waren im Kriege gefallen und zwei andere noch nicht zurückgekehrt; aber weder darüber noch über die schweren Steuern beklagte er sich, wohl aber darüber, daß dieselben in den Taschen der Kaimakams und anderer Beamten hängen blieben. Ebenso empörte ihn die schlechte Handhabung der Justiz; unlängst hatte er die Gefangensetzung mehrerer Räuber erwirkt, allein gegen Zahlung von 1 Medschidie (= 3,50 M.) pro Kopf hatte der Mudir dieselben wieder laufen lassen, und Hamed Aga's Beschwerde darüber beim Pascha von Musch war gar nicht berücksichtigt worden. Eine andere Beschwerde richtete sich gegen die Handhabung des Tabakmonopols. In der Umgegend von Nurschin und Musch hat der Anbau des Krautes in der letzten Zeit bedeutend abgenommen, in Folge höherer Besteuerung und auch weil die altgewohnte Pfeife mehr und mehr durch die Cigarette verdrängt wird. Dadurch nahm der Verbrauch ab, und weil es verboten ist, den Tabak an Ort und Stelle zu verarbeiten und zu verkaufen, fand man es nicht mehr der Mühe für werth, ihn fern von den großen Centren zu bauen. In Wahrheit hat dabei der Konsument mehr zu leiden gehabt, als der Producent; denn da der fertige Tabak nur in bestimmten Städten verkauft werden darf und nur in kleinen Packeten in den Verkehr gelangt, so ist er gewöhnlich trocken und pulverig und weit verschieden von dem, was man früher zu rauchen gewohnt war. Die Unzufriedenheit darüber macht sich in allen asiatischen Provinzen durchweg fühlbar.

Nun zu einem andern Thema, den Armeniern, zunächst in ihrem Verhältnisse zu den Türken. Tozer glaubt (S. 97), daß ihm nie ein so neugieriges Volk begegnet ist, wie dieses, und er ist fast geneigt, Neugier für ihre hervorstechendste Charaktereigenschaft zu halten. Das hat seine zwei Seiten. Dem Reisenden ist das neugierige Fragen natürlich lästig, und die Sache wird dadurch nicht ganz erklärt, wenn sie selbst sagen, es zeuge von Mißachtung gegen einen von weit her gereisten Fremden, wenn man für ihn und seine Angelegenheiten kein Interesse zur Schau trüge. Indessen enthält, als eine Seite des Nationalcharakters betrachtet, die Neugier ein hoffnungsvolles Element; denn das Interesse an Dingen und der Wunsch nach Erkenntniß sind Eigenschaften, welche einem fortschreitenden Volke zukommen. Besonders tritt das hervor gegenüber der höflichen Gleichgiltigkeit der Türken, die ebenfalls ihre zwei Seiten hat. An sich ist dieselbe angenehm und bildet ein bedeutendes Element der orientalischen Höflichkeit, zugleich aber hängt sie enge mit dem Gefühle des Stolzes und der Ueberlegenheit zusammen, welches man allgemein unter mohammedanischen Völkern findet. Auch ist sie eine Folge der geistigen Apathie, die es ablehnt, irgend etwas Neues sich zu assimiliren. Diesen Gegensatz kann man vielleicht als symptomatisch für die gegenwärtige Lage beider Völker betrachten: das eine ist unentwickelt, schreitet aber fort, während das andere Spuren einer überlieferten Kultur besitzt, in Ideen aber auf demselben Flecke stehen bleibt und an Wohlstand abnimmt. Natürlich gilt das nur im Allgemeinen und erleidet im Besondern Ausnahmen.

In Siwas nahm Tozer Gelegenheit, im Gespräche mit den dort ansässigen amerikanischen Missionären Perry und Hubbard, die Land und Leute vortrefflich kennen, weitere Nachrichten über die Beziehungen zwischen Christen und Mohammedanern einzuziehen. Tozer glaubte nämlich dort, im obern Thale des Kyzyl Irmak, bemerkt zu haben, daß die Anhänger der beiden Religionen in den Dörfern ziemlich gleichgestellt waren und in freundlicher Weise mit einander verkehrten, was Mr. Perry jedoch verneinte. Im gegenseitigen Verkehr zeigen beide Theile viel äußerliche Höflichkeit; trotzdem aber besteht zwischen ihnen eine tief wurzelnde Entfremdung. Die Mohammedaner betrachten sich als herrschende Klasse und lassen das die Christen fühlen; und das gilt gleichermaßen für das Land wie für die Städte. Ueberall gilt es als ausgemacht, daß eine Bitte Seitens eines Mitgliedes der herrschenden Race einem Befehle gleichkommt. Auf Tozer's Frage, ob nicht die Christen in denjenigen Gebieten, wo sie Waffen tragen, genügend Sicherheit hätten, erfolgte eine verneinende Antwort; denn sie wagen von ihren Waffen gegen Mohammedaner keinen Gebrauch zu machen, weil, wenn ein solcher getödtet wird, die Gerichte sicherlich gegen den Christen entscheiden, und im entgegengesetzten Falle die Mohammedaner stets freigesprochen werden. Dies wurde dem Reisenden später in Erzerum bestätigt; man hatte dort in einem christlichen Dorfe einen Mohammedaner todt gefunden und deswegen auf bloßen Verdacht die vierzehn angesehensten Männer festgenommen, was nie geschehen wäre, wenn es sich um einen todten Christen gehandelt hätte. Die Zeit des Krieges war für die Christen eine Periode großer Drangsal, weil die ausgehobenen Soldaten Streifzüge gegen ihre Dörfer zu unternehmen pflegten, Geld erpreßten und die Mädchen für sich verlangten. Bei einer solchen Gelegenheit hatte ein armenischer Protestant, ein Mitglied von Mr. Perry's Kongregation, in der Verzweiflung über die Insulten, welche ein weibliches Mitglied seiner Familie auszustehen hatte, sein Messer gezogen und einen Soldaten erstochen. Dafür war er zu 15 Jahren Gefängniß verurtheilt worden und starb nun im Kerker dahin, indem die türkischen Beamten allen Versuchen der Missionäre, ihn zu erlösen, Ausflüchte und Verzögerungen, in denen sie ja Meister sind, entgegensetzten.

Kleinasien ist zweifellos ein Land, das einer großen Entwickelung fähig ist. Noch heutigen Tages producirt es viel Getreide, und dabei ließe sich das Ackerland an Ausdehnung leicht vervierfachen. Da nun die gegenwärtige Bevölkerung gering ist im Verhältniß zum Areal, so lassen sich ihre Bedürfnisse an Nahrung verhältnißmäßig leicht befriedigen. Ebenso sind die Schafherden und die Angoraziegen sehr werthvoll und könnten eine Quelle des Wohlstandes werden. Der Mineralreichthum des Landes ist gewiß nicht klein, wird aber jetzt fast nirgends gehörig ausgebeutet. Auch die Bevölkerung ist kein Hinderniß für den Fortschritt;

denn Christen sowohl wie Mohammedaner sind von kräftiger Race, und den Armeniern fehlt es an Geschicklichkeit gewiß nicht. Trotzdem ist die jetzige Lage des Landes eine bedauernswerthe. Zunächst ist daran die Hungersnoth schuld; doch hätte sich in den seither verstrichenen fünf Jahren das Land davon erholen können, wenn es nicht unter den ungünstigsten Bedingungen zu laboriren hätte. Vorräthe waren, wie gesagt, nicht vorhanden und die Steuern drückten doppelt schwer, besonders der in natura erhobene Zehnte vom Getreide und die Steuer auf Ziegen und Schafe ($2^1/_2$ Piaster pro Stück). Bei Christen kommt zwar noch die Kopfsteuer dazu; aber trotzdem befinden sich dieselben noch in besserer Lage, als die Mohammedaner, weil die männliche Bevölkerung der letzteren durch den Krieg decimirt wurde. In Folge dessen herrscht allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung in Stambul; denn das Volk fühlt, daß die Regierenden ihm nur Geld und Rekruten fortnehmen, ohne sich um lokale Verbesserungen zu kümmern. Marodeure ziehen plündernd im Lande herum und der Staatsbankerott lähmt den Handel.

Solche Maßregel wie die Abschaffung der Kupfermünze, welche, trotzdem die Stücke wunderbar gut waren, an einem Tage und ohne vorherige Ankündigung in den Provinzen aufhörte, gesetzliches Zahlungsmittel zu sein, war ein derartiger Betrug der gesammten Bevölkerung, daß man daraus sich jedwede Höhe des Mißtrauens und Unwillens erklären kann. Nichts aber wird schwerer empfunden, als die Käuflichkeit der Justiz. Diese Klage war auf Aller Lippen; das Gefühl, daß kein Fall, und wäre er auch noch so geringfügig, ohne Bestechung entschieden werden kann, und daß die Regierungsbeamten dabei sich mästen, brannte auf Aller Herzen. In der einen Ansicht, daß das gegenwärtige Regime unerträglich ist, waren sie alle, Mohammedaner und Christen, Eingeborene und fremde Residenten, einig. Jeder suchte nach einer Macht, welche die Pforte ersetzen könnte. Aber schon die bloße Frage, welche das sein soll, zeigt, wie nahezu hoffnungslos die Lage ist. Fremde Konsuln können bei aller Energie und Geschicklichkeit das Uebel nur wenig bessern, wenn sie nur das Recht haben zu protestiren und bei der Centralstelle Vorstellungen zu machen. Eine einheimische Regierung ist unmöglich, da der Gegensatz der Religionen zu stark ist, als daß das Volk von selbst einmüthig zusammen wirkt; die Eifersucht der anderen Nationen hält jeden europäischen Staat vom Eingreifen zurück, und selbst der Gedanke, durch Einverständniß aller Großmächte einen unabhängigen Staat unter einem kräftigen Herrscher ins Leben zu rufen, scheint außerhalb der Sphäre praktischer Politik zu liegen. Zudem macht es das große numerische Uebergewicht der Mohammedaner wahrscheinlich, daß, so lange ein osmanisches Reich besteht, Kleinasien demselben direkt unterthan sein wird. Doch ist es wahrscheinlich, wenn nicht die Verkleinerung des Staatsgebietes die Pforte zu einer vollständigen Umwälzung in ihrer Regierungsweise zwingt, daß die Lage des Landes sich immer mehr verschlechtert. Im Leben eines Volkes giebt es keine jämmerlichere Periode — wie die letzten Jahrhunderte der byzantinischen Geschichte zur Genüge beweisen — als die eines sich hinschleppenden Todeskampfes eines sinkenden Reiches. Das Beste, was noch zu hoffen ist, besteht in einer theilweisen Entwickelung lokaler Selbstverwaltung, welche dafür sorgt, daß ein Theil der Steuererträge für das Land selbst verwendet wird. Auf eine Reform in ausgedehnterm Maßstabe ist jedoch schwerlich noch irgend welche Aussicht vorhanden.

Wir kommen schließlich zu dem Verhältnisse zwischen Armeniern und Kurden, dem schlechtesten von allen. In Charput z. B., wie vielfach in jenen Grenzgebieten zwischen Armenien und Kurdistan, bebauen die Christen die Ebenen und tieferliegenden Strecken, während die Kurden in den Bergen hausen. Letztere haben lange Zeit eine Art Oberherrschaft über die benachbarten Armenier ausgeübt, indem die kurdischen Häuptlinge von ihnen Tribut erhoben, jeder von einer bestimmten Anzahl Dörfer; natürlich bezahlten die Armenier außerdem an die türkische Regierung den Charadsch und die sonstigen Steuern. Neuerdings aber hat sich dies Verhältniß noch verschlechtert; denn während früher nur die Häuptlinge solche Forderungen erhoben, thun ihre Söhne und Verwandten ein Gleiches, seitdem in Folge des Krieges solche Verwirrung im Lande eingerissen ist. Und dieses Fordern nimmt zuweilen die Form einer Plünderung an, wie z. B. die Kurden in dem einen Dorfe alle männlichen Bewohner fesselten und ihre Teppiche und sonstiges Eigenthum wegschleppten. Die Frauen jedoch werden meist nicht mißhandelt; in dieser Hinsicht benehmen sich die Kurden besser als die Türken. Wiederholt wurde übrigens Tozer von Armeniern gebeten, seinen Landsleuten mitzutheilen, daß ihre ganze Hoffnung jetzt auf England beruhe.

Ihren Höhepunkt erreicht in Armenien die Mißwirthschaft und Unterdrückung im Bezirke von Musch, wo zur Zeit von Tozer's Reise (1879) und kurz vorher die Kurden von den Bergen herabzukommen, die Ernten zu verbrennen und die Einwohner der Ebene auszurauben und zu morden pflegten. Alles, was die Regierung dagegen thut, ist, daß sie ab und zu einen Mann gefangen nehmen und auf ein Jahr in Erzerum einsperren läßt. Zudem fürchten die Armenier sich vor den türkischen Soldaten fast mehr als vor den Kurden, da erstere sich an den Weibern vergreifen. Was aber schlimmer ist, als das, ist, daß sich die nomadischen Kurden zur Winterszeit in den armenischen Dörfern der Ebene einquartieren und sich und ihr Vieh von den Christen füttern lassen, ohne dafür das Geringste zu bezahlen. Tozer wußte, daß diese Unsitte früher bestanden hatte, war aber überrascht, dieselbe noch in Uebung zu finden. Dadurch erklärte sich auch, was ihm bei seinem Ritt durch die Ebene als eine Anomalie aufgefallen war: daß die Dörfer reichlich mit Heu, Korn und Tezek (Mist zum Brennen) versehen waren und trotzdem ihre Insassen ärmlich und die Kinder halbnackt erschienen. Denn weder der Reichthum des Bodens noch der Fleiß des Volkes kann die Noth fernhalten, wenn ihm solche Parasiten während der einen ganzen Hälfte des Jahres zu Halse liegen.

Im Sommer 1879 wurde ein englisches Blaubuch (Turkey Nro. 10) veröffentlicht unter dem Titel „Korrespondenz betreffend die Lage der Bevölkerung in Kleinasien und Syrien“, welches hauptsächlich Konsularberichte über diese Länder enthielt. Dort schreibt Major Trotter an Lord Salisbury (S. 15): „Es ist nutzlos, in Einzelheiten der 1001 Arten einzugehen, auf welche die Beis die Christen ihrer Dörfer bedrücken können und es auch wirklich thun: Frohnarbeiten und schwere, ungesetzliche Erpressungen mancherlei Art, in Geld und Produkten, verächtliche und beleidigende Sprache, oft in Begleitung von Schlägen gegen die Männer und all zu oft unter Schändung der Frauenehre (letzteres ist wohl übertrieben; siehe oben). Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande, wo es keine Gesetze giebt, wo die Feudalherren fast absolute Gewalt über ein Volk haben, das sie gleichzeitig hassen und verachten, der Zustand der untergebenen Race ein wahrhaft elender ist.“ Ueber denselben Punkt richtete Sir A. H. Layard eine „Note Verbale“ an die Pforte, worin er sagt (S. 106 f.): „Der Botschafter I. Maj. wünscht der Hohen Pforte einen Bericht über die Unterdrückungen und Schandthaten zu unterbreiten, denen die Armenier des Dorfes Ognoa im

Distrikte Gönig in Kurdistan Seitens der kurdischen Häuptlinge ausgesetzt sind . . . Der Zustand der Dinge, wie er in diesem Dorfe herrscht, scheint leider in einem großen Theil des östlichen Anatolien, welcher unter dem Namen Kurdistan begriffen wird, verbreitet zu sein.“ Mit Bezug auf die Zaptiehs (Gendarmen) schreibt Major Trotter (S. 28 f.): „Ew. Excellenz ist wohl bekannt, daß der monatliche Sold eines Zaptieh neben seiner Brodration in 70 Piaster besteht, welche, wenn überhaupt, in Kaïme bezahlt werden, d. h. nach dem jetzigen Kourse circa 3 Mark monatlich. Gesetzt selbst, daß dieselben regelmäßig bezahlt werden, was nicht der Fall ist, wie kann ein Mann mit solcher elenden Kleinigkeit leben und seine Familie erhalten? . . . Allgemein wird geglaubt, daß sie, um nur leben zu können, fast von jedem Raube, der vorkommt, ihren Theil erhalten, wenn sie nicht vielfach selbst die eigentlichen Verbrecher sind.“

Ueber die Tscherkessen in Kleinasien schreibt Oberst Wilson (S. 126): „Als die Tscherkessen in das Land kamen, besaßen sie nichts als ihre Waffen; heute hat jeder von ihnen ein Pferd, manche auch zwei oder drei. Sie bekommen einen Unterhalt, welcher durch eine Steuer von der Gemeinde, in welcher sie leben, aufgebracht wird; aber damit nicht zufrieden, nehmen sie dem Volke weg, was ihnen gefällt. Sie betreiben kein Gewerbe als Straßenraub und Stehlen, und da sie gut mit Flinten, Revolvern und Schwertern bewaffnet sind, während die Zaptiehs oft nur ein Steinschloßgewehr haben, so bieten sie den Lokalbehörden Trotz; dem leidenden Volke wird nicht geholfen.“ Ueber die Gerichtshöfe schreibt derselbe (S. 127): „Der Zustand der Gerichte läßt viel zu wünschen übrig; die Gerichtshöfe werden nur in der Theorie vom Volke erwählt, in der Wirklichkeit aber von der Lokalregierung ernannt oder die Stellen werden verkauft. Bestechung und Käuflichkeit sind die Regel, nicht die Ausnahme. Ob Jemand im Gefängniß sitzen muß oder daraus entfliehen darf, hängt oft von der Bestechung ab. Allgemein wird geklagt, daß selten nur für einen Christen oder gegen einen Mohammedaner Gerechtigkeit geübt wird, und obwohl christliches Zeugniß angeblich entgegengenommen wird, so legen die Gerichte demselben doch wenig oder gar kein Gewicht bei. Die Gerichtskosten sind so hoch, daß die geplünderten Bauern oft davon abstehen, die Sache bei den Behörden anzuzeigen; die Ungewißheit, ein Urtheil zu erlangen, der Zeitverlust bei der gezwungenen Anwesenheit in der Hauptstadt des Kaimakamlik und die Kosten des Verfahrens sind genügende Gründe dafür.“

Es mag vielleicht nicht unpassend sein, kurz zu betrachten, welche Remedur in Bezug auf Armenien für diesen Zustand ausfindig gemacht werden kann. Kaum nöthig ist es zu überlegen, ob dies Land zu einem selbständigen Staate gemacht werden kann. Dagegen spricht zwar der Umstand, daß die Armenier nicht die absolute Majorität der Bevölkerung bilden; doch wäre dem kein großes Gewicht beizumessen, weil sie die ursprünglichen Bewohner sind und fast die gesammte Intelligenz und die Fähigkeit zum Fortschreiten im Lande darstellen; es ist eine schlechte Regierung, die sie zur Auswanderung veranlaßt und ihre Zahl so vermindert hat. Außerdem kann man bei Lösung dieser Frage das Element der nomadischen Kurden wohl schwerlich in Betracht ziehen. Die im Lande ansässigen Fremden sind zwar einer armenischen Regierung nicht gerade günstig; doch ließe sich in Ermangelung anderer Auswege die Sache immerhin versuchen, und manche Leute, die zu einem Urtheil berechtigt sind, glauben auch an ein Gelingen. Aber drei Reformen könnte man wenigstens verlangen, durch deren Bewilligung die Lage des Volkes sich bald bessern würde, nämlich die Ernennung eines christlichen Gouverneurs mit großen Vollmachten, die Erlaubniß zur Bildung einer einheimischen Miliz und das Recht, den größern Theil der Steuern zu lokalen Zwecken zu verwenden. Die erste Reform sicherte das Land gegen die Aussaugung und Mißwirthschaft der türkischen Beamten; die zweite würde bald Ordnung schaffen, denn daß die Kurden keine schrecklichen Gegner sind, wenn ihnen ernstlicher Widerstand geleistet wird, hat der letzte Krieg zur Genüge gezeigt; und die dritte könnte die Hilfsquellen des Landes und die Industrie des Volkes rasch entwickeln. Tozer meint, daß die Einführung dieser Reformen und die Unterstützung der armenischen Sache überhaupt sehr in Englands Interesse liege, dem es viel darauf ankommen müsse, ein Volk, welches ein so lebhaftes Gefühl für nationales Leben besitzt und nicht geneigt sei, sich durch ein anderes Reich verschlingen zu lassen, zwischen die russischen Besitzungen in Kleinasien einzuschieben. Aber eines sei gewiß: daß die Pforte nämlich jene Zugeständnisse nur auf hartes Drängen und vielleicht allein nach einem heftigen Kampfe machen werde.

Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns.

II.

Die Rumänen
in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.

Von Joan Slavici.

(Die Völker Oesterreich-Ungarns. Band VI.)

Während wir in den Magyaren ein Volk gesehen haben, das eine fast tausendjährige, ruhmvolle Geschichte aufzuweisen hat, welche sich ziemlich innig an die Geschichte der mitteleuropäischen Kulturvölker anschließt, haben die Rumänen, wenigstens im Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie, nie eine auch nur halbwegs hervorragende politische Stellung eingenommen. Langsam aber stetig haben sie sich aus ziemlich dunklen Anfängen entwickelt, und sind nach und nach zu einem Faktor angewachsen, mit dem früher oder später gerechnet werden muß. Heute bilden sie südöstlich von unserer Monarchie einen selbständigen Staat; ein großer Theil bewohnt die östlichen Länder Oesterreich-Ungarns, während eine dritte Partie in den östlich von den letzteren gelegenen Gebieten Rußlands ansässig ist. Sie bilden also nicht schon wie die Magyaren eine kompakte nationale und politische Einheit, und haben auch nie eine

solche gebildet; sie sind Bürger dreier verschiedener Staaten. Im Folgenden soll nur von den Rumänen die Rede sein, welche im südöstlichen Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnen.

Man hat bisher die Frage, wann sich die Rumänen in ihren jetzigen Wohnsitzen niedergelassen haben, noch nicht befriedigend beantworten können. So viel steht fest, daß die Thäler der siebenbürgischen Karpathen schon im Anfange des 13. Jahrhunderts eine ansässige rumänische Bevölkerung besessen haben. Seit etwa vier Jahrhunderten bildet die östliche Gruppe der Karpathen und das flache Land um diese herum die Heimath der Rumänen. Dort haben sie sich auch zu dem entwickelt, was sie heute sind, und darum ist es vor allem wichtig, die Bodenverhältnisse dieser Theile von Oesterreich-Ungarn in Betracht zu ziehen, da diese die dort lebenden Völker in mehr als einer Richtung beeinflußt haben.

Die Rumänen waren immer als Gebirgsvolk bekannt; sie erscheinen in der Geschichte zuerst als unruhige Hirten, die ihre Herden thalabwärts treiben, oder sich in die Thäler wagen, um Beute zu machen. Im 13. Jahrhundert treten jedoch zwei abgesonderte Gruppen auf, die schon feste Wohnsitze haben und wahrscheinlich auch Ackerbau treiben; die eine auf den südlichsten, die andere auf den nördlichsten Abhängen der siebenbürgischen Karpathen. Robert Rösler sagt in seinen „Rumänischen Studien“ über diesen Punkt, daß „wenn es sich auch nicht bestreiten läßt, daß es schon vor dem zwölften Jahrhundert walachische Hirten in den Hochthälern der transsylvanischen Alpen wie auf dem Terrassen- und Tiefland der Walachei gegeben haben mag, doch die Hauptmasse der Nation sich hier noch nicht kann befunden haben, daß die Rumänen also ihr politisches Dasein erst seit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts datiren dürfen, denn erst damals sind größere zusammenhängende Räume dichter von ihnen erfüllt worden“. Das Flachland westlich von diesen Bergen war vor sechs Jahrhunderten noch ziemlich unbewohnt; man berief auswärtige Kolonisten dahin, und die erste Kunde über die Rumänen stammt eben aus der Zeit, in welcher diese Kolonisten mit denselben in Berührung kamen. Die Rumänen waren damals wahrscheinlich noch nicht sehr zahlreich; sie bieten erst zwei Jahrhunderte später Grund zu Schwierigkeiten, indem sie, sich rasch vermehrend, fortwährend thalabwärts drängen.

Slavici sagt über die ursprüngliche Heimath der Rumänen (so weit sie Oesterreich-Ungarn bewohnen): „Wenn wir nun Alles, sowohl das geschichtlich Bekannte als auch das gegenwärtig Bestehende, zusammenhalten, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die ursprüngliche Heimath der heutigen rumänischen Bevölkerung des Reichs auf den nördlichen, den westlichen und den südlichen Höhen der siebenbürgischen Karpathen zu suchen ist, und daß sie nur von da aus koncentrisch gegen die östliche Linie und excentrisch gegen das Gebiet um die Karpathen sich ausbreiten konnte.“ Ihre Ausbreitung erfolgte also von Siebenbürgen aus gegen Süden, namentlich aber gegen Westen, was durch die Richtung der größeren Flußläufe leicht erklärlich ist, während die Begrenzung gegen Osten durch den unwegsamen östlichen Zweig der Karpathen gegeben war. Zu weit nach Westen, in das Flachland der Theiß und der Temes, durften sie sich jedoch nicht wagen, da sie sonst die Fühlung mit ihren in den Bergen zurückbleibenden Brüdern verloren hätten. Trotzdem finden wir eine kleine Gruppe von einigen tausend Rumänen ganz isolirt in Istrien, welche durch irgend einen Zufall dorthin verschlagen wurden.

Wie schon erwähnt, waren die Rumänen früher — und sind es auch heute noch — vorzüglich ein Hirtenvolk. Die Rücken der Karpathenketten bieten ihnen ausgezeichnete Weidegründe; dieselben sind so flach und steigen so langsam an, daß sie fast eben erscheinen und daher von den Rumänen auch „poianâ“ (heißt im Slavischen Flachland) genannt werden. Den Hauptreichthum des Rumänen bilden hier unermeßliche Schafherden. Nur die in den Thälern ansässigen Rumänen sowie diejenigen, welche seiner Zeit aus den Bergen in die Ebene herabstiegen, sind Ackerbauer; ihre Hauptnahrung bildet der Mais.

Heute leben gegen drei Millionen Rumänen in Oesterreich-Ungarn, davon die meisten in Siebenbürgen und den westlich daranstoßenden Gebieten von Ungarn. Was ihre Abstammung betrifft, so glaubte man früher allgemein, daß dieselben aus der Zeit der römischen Herrschaft in Dacien zurückgeblieben sind. Manche hielten sie sogar für Slaven und verlegten ihre Heimath aus den Karpathen in die Balkanländer. Heute ist man einig darüber, daß die Rumänen zur Gruppe der romanischen Völker zu zählen sind. Rösler nimmt an, daß nach dem Aufhören der Römerherrschaft in diesen Ländern das römische Element aus den Karpathen nach Mösien übersiedelte und erst später, gegen Ende des Mittelalters, wieder dorthin zurückkehrte. Nun ist es wohl wahr, daß die Rumänen zusammen mit den Bulgaren ein Reich im Balkan bildeten; von einer Rückwanderung erzählt uns aber die Geschichte nichts. Ebensowenig hat man historische Nachrichten darüber, ob nicht schon während dieser Zeit die Rumänen in den Karpathen wohnten. Daß dies wahrscheinlich ist, beweist uns die Meinung der Schriftsteller aus dem dreizehnten Jahrhundert, daß die Rumänen die Urbevölkerung der Karpathenländer seien, da man nicht wußte, wann sie sich dort niedergelassen haben. Rösler will die Rumänen als verkommene Römer hinstellen; dem widerspricht aber Slavici entschieden, indem er sagt: „Die Rumänen sind jedoch ein neues und von den Römern ganz verschieden angelegtes Volk, welches sich nur unter gewissen Bedingungen zu dem ausbilden konnte, was es heute ist.“

Die Rumänen sind das in der ökonomischen Entwickelung am meisten zurückgebliebene Volk des Reiches. Daran sind nicht nur die rechtlichen und persönlichen Verhältnisse, sondern auch der Umstand schuld, daß die natürlichen Bedingungen ihrer ökonomischen Entwickelung ungünstig waren. Nach den Ernährungsverhältnissen sondern sich die Rumänen in vier verschiedene Abtheilungen. Die erste sind die Munteni, das sind die Bewohner der Höhen, welche vorzüglich Viehzucht treiben und ihren Lebensverhältnissen nach am meisten ihren ehemaligen Vorfahren gleichen. Die zweiten heißen Pădureni (Waldmänner), die Bewohner der äußeren, dicht bewaldeten Abhänge der Karpathen; sie sind die ärmsten von allen, vermehren sich aber am stärksten, und besitzen einen großen Hang zum Müssiggang. Die dritten sind die Campieni in Ungern und dem fruchtbaren Theile des mittlern Marosgebietes; dieselben sind Ackerbauer. Endlich die Podgoreni, die Bewohner der Weingegenden, welche in ökonomischer Beziehung der vorgeschrittenste Theil der Rumänen sind. Im Allgemeinen vermehren sich die Rumänen stärker als ihre Nachbaren; aber es fehlt ihnen an Arbeitsamkeit und Rührigkeit, durch welche sie allein mit den benachbarten Völkern in erfolgreiche Konkurrenz treten könnten.

Werfen wir einen Blick auf die älteste Geschichte jener Länder. Das römische Element wurde schon vor der Eroberung durch die Römer nach Dacien verpflanzt. Nach der Eroberung (106 n. Chr.) zogen zahlreiche römische Kolonisten in das Land. Dieselben blieben auch noch nach dem Verfalle der römischen Herrschaft im Lande zurück, und bil-

deten wahrscheinlich den ursprünglichen Grundstock des rumänischen Volkes. Sie kamen dann in intensive Berührung mit den Slaven, denn solche waren es wahrscheinlich, welche hier nach der römischen Herrschaft die erste Grundlage zu dauernden Ansiedelungen gelegt haben. Denn sie fanden das Land bei ihrer Ankunft leer und verwüstet; die frühere Bevölkerung der Ebene hatte sich wahrscheinlich in die Berge zurückgezogen. Diese Slaven waren Ackerbauer. In der Zeit, in welcher zum ersten Male die Rumänen in der Geschichte genannt werden (dreizehntes Jahrhundert), finden wir keine Erwähnung mehr von diesen Slaven. Es ist nun wahrscheinlich, daß dieselben allmälig durch das rumänische Element ersetzt wurden. Die Rumänen sind also in anthropologischer Beziehung gewiß kein rein romanisches Volk, sondern durch Kreuzung romanischer mit slavischen Elementen entstanden.

Slavici äußert sich folgendermaßen über die Entstehung und Stellung der Rumänen: „Dasjenige Volk, dessen entwickelte Fortsetzung die heutigen Rumänen sind, bestand vor dieser Verschmelzung nicht: es hat darin seinen Ursprung. Die ethnographische Bedeutung der Rumänen liegt nicht darin, daß sie Nachkömmlinge der Römer seien, auch nicht darin, daß sie das längst verschwundene Volk der Dacier romanisirt haben, sondern einzig und allein darin, daß sie die Verbindung zwischen scharf getrennten Theilen der europäischen Völkerfamilie herstellen und so ein vermittelndes Glied in der Völkerkette ausmachen."

„Und wäre das flache Land auch in den Karpathen, so wie es in dem Balkan und in Istrien war, anhaltend von Slaven bewohnt gewesen, so hätte dieses Glied nicht entstehen können: diejenigen Slaven, die sich mit den romanischen Elementen verschmolzen hatten, mußten Jahrhunderte lang isolirt leben, in anhaltender Berührung mit den Resten der ehemaligen römischen Welt. Dieses geschah in den Karpathen, wo das Land ringsherum Jahrhunderte lang öde war und öde bleiben mußte, nicht aber auf der Balkanhalbinsel, wo während der Zeit slavische Reiche gegründet wurden. Nach dieser Verschmelzung romanischer Elemente mit slavischen fängt die Geschichte des rumänischen Volkes an."

Sehr eingehend behandelt Slavici die religiösen Verhältnisse der Rumänen, namentlich die Entwickelung der unirten und nichtunirten Kirche. Er wirft ferner einen Blick auf die Bukowiner und behandelt dann in dem Kapitel über nationale Eigenthümlichkeiten die so interessanten ethnischen Momente des rumänischen Volkes. Es ist leicht begreiflich, daß sich bei einem Volke, das, wie die Rumänen, in beständiger Abgeschlossenheit lebte, sehr viele Sitten und Gebräuche aus ältester Zeit erhalten haben. Wir schließen mit den Worten Slavici's, welche er über die gegenwärtigen Zustände zu Ende des letzten Kapitels setzt: „Hört man das Lied des Rumänen, sieht man seine kleidsame Tracht und die feine Verzierung aller Gegenstände, die durch seine Hand gleiten, beobachtet man seine Geschicklichkeit bei der Arbeit und die Standhaftigkeit, mit welcher er seine Zwecke verfolgt, so muß man sich unwillkürlich sagen: dies ist ein Volk von begabten Menschen, welches die Keime einer hohen industriellen und geistigen Entwickelung in sich trägt. Wo aber die Fähigkeiten noch schlummern, dort muß mit der Zeit auch das unwiderstehliche Streben nach Entfaltung kommen. Dieses Streben ist bei den Rumänen schon entstanden, und die Zukunft wird zeigen, ob es der Mühe werth war, über tausend Jahre lang auszuhalten."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mit großer Raschheit haben Orell Füßli u. Comp. in Zürich eine zusammenfassende Beschreibung und Abbildung der fürchterlichen Katastrophe vom 11. September dieses Jahres veröffentlicht: J. Hardmeyer-Jenny schrieb die Broschüre „Der Bergsturz von Elm" (1 Mark); J. Weber zeichnete dazu vier große, höchst interessante Bilder: Elm vor dem Bergsturz; Der Bergsturz nach der Schilderung von Augenzeugen; Elm nach dem Bergsturz; Detailbild aus dem Sturz. Eine Situationsskizze in 1:50000, auf welcher der ganze Umfang des in Mitleidenschaft gezogenen Gebietes angegeben ist, vervollständigt das Bild, welches sich der Leser nun von der Katastrophe mit großer Klarheit verschaffen kann. Ueber den Bergsturz selbst schreibt der Verfasser S. 19: „Die Kirche von Elm liegt 980 m über dem Meeresspiegel. Der obere Rand des Abbruchs der Bergwand zieht ungefähr 620 m über dem Thalgrunde resp. dem Kirchhofsplatz durch Wald und Weidegrund, vorzugsweise durch Wald. Etwas mehr als die Hälfte der Schuttmasse ist oben in einer Höhe von ungefähr 350 bis 400 m in der Breite von 350 m ausgebrochen und über eine 200 bis 250 m hohe, ebenfalls ausgewichene Schutthalde hinuntergestürzt; sie ist am gegenüberliegenden Düneberg abgeprallt und theils thalauswärts gefahren, theils am Berge hinaufgestiegen. Die Entfernung von Bergfuß zu Bergfuß beträgt circa 300 m, von der Mitte des Abbruchs bis zur jenseitigen Bergwand 750 m. Die Höhe, bis zu welcher das Material am Düneberg emporstieg, beläuft sich auf 112 m. Die Messung eines der größten Schieferblöcke des Schuttes ergab 12 . 15 . 7,7 m = 1386, rund 1400 Kubikmeter. Das Gewicht eines solchen Blockes beträgt an die 60000 Centner. Blöcke von ähnlicher Größe liegen viele im Thal und an der Berghalde." Im Thale sind circa 50 bis 60, am Bergabhang 40 ha Landes verwüstet; die Masse des Schuttes beläuft sich auf 10 Millionen Kubikmeter. Dazu droht noch eine große Felsmasse hoch oben, Risikopf, auch Großhorn genannt, den Einsturz und läßt die Ueberlebenden in peinlicher Ungewißheit schweben, so daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele derselben sich nach Nordamerika wendeten, wo ihrer schon in Neu-Elm im Staate Wisconsin eine freundliche Aufnahme wartet. Der Schieferbruch, welcher oben an der eingestürzten Wand betrieben wurde und im Jahre 1880 einen Baarverdienst von 70000 Fr. ergab, ist übrigens nicht die direkte Ursache des Bergsturzes gewesen; allein er mag dazu mitgeholfen haben.

— Die „Great Northern Telegraph Company" trifft Anstalten, um Island durch ein Kabel mit Europa in Verbindung zu setzen, und zwar soll dasselbe von Island über die Färöer nach Thurso in Schottland gehen. Seine Kosten werden auf 250000 Pf. St. geschätzt.

— Im Frühjahre 1881 waren im Auftrage der italienischen Regierung die Professoren Holm und Cavallari, Vater und Sohn, in Syrakus beschäftigt, um einen sehr genauen Plan der Ruinen dieser größten Stadt des hellenischen Alterthums aufzunehmen, welcher dem Curtius-Kaupert'schen Plane von Athen nacheifern soll.

Asien.

— In China hat die Regierung ein großes Unternehmen begonnen, welches das Wohlbefinden einer bedeutenden Bevölkerungsmasse nahe berührt: die Vertiefung und Reinigung der Wasserstraßen in der Provinz Tschili. Dieselbe ist bekanntlich zum großen Theil eine riesige Alluvialebene, welche sich 100 bis 200 engl. Meilen von der Küste landeinwärts erstreckt und von einem wahren Netze von Flüssen durchschnitten wird, welche zu gleicher Zeit drei Zwecke erfüllen: den Ueberfluß an Wasser zum Meere abzuführen, in trockenen Zeiten das nöthige Naß zu Bewässerungszwecken herzugeben und schließlich für Handel und Verkehr als Straßen zu dienen. Die Strömung in allen diesen Gewässern ist aber so schwach, daß dieselben stets zur Verschlammung neigen. Viele Jahre lang sind sie nun wegen der vielfachen Verlegenheiten der chinesischen Regierung vollständig vernachlässigt worden, in Folge wovon es an periodisch wiederkehrenden, weit ausgedehnten und verheerenden Ueberschwemmungen nicht gefehlt hat. Da faßte der bekannte General Tso-tsung-tang den Gedanken, seine alten Soldaten, welche schon ähnliche Arbeiten in Kansu ausgeführt hatten, zu diesem Meliorationswerke zu verwenden. Er mag zwar bei diesem Vorschlage vielleicht auch selbstsüchtige oder politische Motive gehabt und nach Popularität gestrebt haben; genug, die Sache war dringend und wurde von der Regierung genehmigt. Freilich erfordert das Unternehmen auch bedeutende Geldsummen; man sprach sogar von 10 Millionen Tael, wovon die stets in Verlegenheit befindliche Regierung natürlich nur einen Bruchtheil wird aufbringen können. Sehr bedauerlich wäre es auch, wenn man die Sache in Angriff nähme, ohne sich von europäischen Ingenieuren einen Gesammtplan ausarbeiten zu lassen, der auf genaue Aufnahmen basirt werden müßte. Was das Wasser aber nur im letzten Jahrzehnte an Eigenthum, von Menschenleben ganz zu schweigen, vernichtet hat, ist mehr als die ganzen Kosten betragen könnten.

— Der Times-Korrespondent in Schanghai berichtet (Mail, 23. September 1881) Folgendes über die Stellung der Aerzte in China. Als die westliche Kaiserin Tse-hi kürzlich schwer erkrankt war, erhielten einige der obersten Provinzial-Statthalter den Befehl, aus ihren Gebieten die geschicktesten Aerzte nach Peking zu senden, damit sie dort mit dem Medicinalkollegium über die beste Behandlungsweise berathschlagten. Etwa ein halbes Dutzend wurden hingeschickt, und da ihre Kurmethode, wie ein Dekret in der Pekinger Zeitung meldet, von Erfolg begleitet gewesen ist, so erhalten sie jetzt alle einträgliche Beamtenposten. Der eine soll bei der ersten Vakanz Taotai (Bezirks-Intendant) werden, ein zweiter Präfekt, ein dritter Distriktsbeamter u. s. w. Man stelle sich vor, daß nach der kürzlichen Genesung der deutschen Kaiserin die Bonner Professoren zu Amtsrichtern, Landräthen oder dergleichen ernannt worden wären, und man hat eine Analogie zu dem chinesischen Verfahren.

Afrika.

— Die zunächst militärischen Zwecken dienende Bahn, welche von Arzeu in Algerien südwärts über Saida in den Mittelpunkt des an Halfa-Gras reichsten Plateau-Gebietes führt, ist jetzt bis el-Kheider am Nordrande des großen Sumpfes Schatt esch-Schergi fahrbar. Es ist das bei weitem der südlichste Punkt Algeriens, welcher mit der Eisenbahn erreichbar ist.

— Jetzt, wo die Augen Europas auf den Nordwesten Afrikas und den Kampf zwischen Franzosen und Mohammedanern gerichtet sind, wird das Buch von Pfarrer Dr. B. Schwarz „Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft" (Leipzig, P. Frohberg 1881; mit Illustrationen und einer Karte) um so aufmerksamere Leser finden. Die erste größere Hälfte enthält die frisch und anziehend geschriebene Schilderung einer Reise, welche freilich unbetretene Gebiete nicht berührte; die zweite kleinere eine wissenschaftliche, gehaltreiche Geographie des Landes. Horizontale und vertikale Gliederung, Klima, Flora und Fauna, Bevölkerung, Verwaltung, Handel u. s. w. werden in eingehender Weise auf Grund umfassender Studien abgehandelt, so daß das Werk in der That eine Lücke in der deutschen geographischen Literatur ausfüllt. Wenn Dr. Schwarz auf S. 8 (Anmerk.) schreibt: „Die deutsche Literatur besitzt eine wirklich gediegene und umfassende kartographische Darstellung von Algerien gar nicht," so ist diesem Mangel inzwischen schon abgeholfen durch Prof. Heinrich Kiepert's Karte „Algerien und Tunesien" (Maßstab 1 : 2 000 000; Berlin D. Reimer), welche nach allem vorhandenen, namentlich auch officiellem Materiale gearbeitet wurde, besonders nach der vierblätterigen, einstweilen freilich noch des Terrains entbehrenden Carte de l'Algérie dresseé au dépôt de la guerre d'après les travaux de MM. Titre, Derrien, Parisot (1 : 800 000). Ihr reiches Detail gestattet das leichte Verfolgen der kriegerischen Ereignisse; durch Farben und Signaturen sind unterschieden: Tell oder angebautes Land unter Civil- und unter Militärverwaltung, Sahara oder Steppenland, Salzsümpfe und Depressionen unter dem Meeresspiegel.

Eine unterhaltende Gelegenheitsschrift ist E. von Hesse-Wartegg's „Tunis, Land und Leute" (Wien, A. Hartleben), welche hauptlächlich die Hauptstadt des Landes behandelt. Der Verfasser hat den Norden von Tunesien im Jahre 1880 kennen gelernt und soll dort auch größere kartographische Aufnahmen gemacht haben, von denen er indessen diesmal noch nichts veröffentlicht. Maltzan's bekanntes dreibändiges Werk wird natürlich durch Hesse-Wartegg's „Tunis" nicht überflüssig gemacht, aber in manchen Stücken ergänzt und berichtigt.

— In der Gegend von Kaneh, am untern Weißen Nil, hat ein gewisser Mohammed Achmed, ein im Rufe der Heiligkeit stehender Schech einer religiösen Genossenschaft, die Fahne des Aufruhrs entfaltet. Er predigt, ihm habe Gott und der Prophet Mohammed geoffenbaret, er sei der Mahdi, d. i. der Messias, der nach der mohammedanischen Tradition (el Hadith) vor dem jüngsten Tag erscheint und die Herrschaft der Welt antritt. Tausende von Menschen haben sich ihm angeschlossen, zumeist Fuqara (Plural von Faqi, d. i. Leute, die von Betteln, Amulettschreiben und religiösen Gaukeleien leben), Dongolaner und Baqqara-Araber. Briefe, die der angebliche Messias an alle religiöse Häupter des Sudans schrieb und in denen er zur bewaffneten Heeresfolge auffordert, geriethen in die Hände des Generalgouverneurs und veranlaßten denselben, einen Beamten zu dem Schech zu senden, um ihn auf gütlichem Wege nach Chartum zu bekommen. Der Schech Mohammed Achmed weigerte sich nicht nur, dem Gesandten zu folgen, sondern drohte demselben sogar mit einem Schwerte, das er direkt vom Propheten Mohammed empfangen habe, um sich die Welt zu unterwerfen.

Zweihundert Soldaten, die man darauf von Chartum zu seiner Einbringung ausschickte, wurden am 11. August mit einem Verluste von 130 Mann und sämmtlichen Offizieren zurückgeschlagen. Jetzt rücken von Chartum, Sennar, Kordofan und Faschoda zugleich circa 3300 Mann gegen die Fanatiker aus. (B.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

IX.

Nachdem Crevaux am Morgen des 23. November die Mündung des Citare passirt hatte, eines bedeutenden linken Nebenflusses des Paru, bot während mehrerer Tage die eigentliche Fahrt nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Ruhig und gleichmäßig floß der breite Strom zwischen den bewaldeten, meist flachen Ufern dahin, keinerlei Hinderniß stellte sich dem Vorwärtskommen der Canoes oder Crevaux' Aufnahme des Flußlaufes entgegen. Und doch war dieser Theil der Fahrt durchaus nicht eintönig; denn gewährte einerseits die Jagd eine stets willkommene Unterbrechung, so fand sich andererseits in den verhältnißmäßig zahlreichen Niederlassungen dieser Gegend mannigfache Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen über Leben und Sitten der Eingeborenen. Als man am Nachmittage des 23. an einem von den Einwohnern verlassenen Dorfe vorbeikam, in dem, wie der Führer des Canoes dem Reisenden zuflüsterte, ein mächtiger Piay oder Zauberer begraben lag, geriethen Crevaux' indianische Begleiter sämmtlich in die größte Angst. Keiner von ihnen wagte ein Wort zu sprechen, langsam und geräuschlos wurden die Ruder durch das Wasser bewegt, und erst als man den gefürchteten Ort seit Stunden im Rücken hatte, konnte Crevaux von den geängsteten Leuten eine laute und verständliche Auskunft über die schreckliche Gefahr erhalten, in der sie sich gewähnt hatten. Hätte man unvorsichtigerweise die Ruhe des todten Zauberers gestört oder gar bei dem Dorfe landen wollen, so würde man es mit dem furchtbaren Caïcui- oder Tiger-Piay (denn es giebt unter den Thieren ebenso wie unter den Menschen mächtige Zauberer) zu thun bekommen haben, der seinen verstorbenen Bruder hier bewachte. Nach dem Glauben dieser Indianer steigen die Seelen der gewöhnlichen Menschen auf dem Rauche des Feuers, das ihre Leichen verbrennt, zum Himmel, dem sogenannten katun, empor; die der Guten gelangen hoch hinauf, bis über die Wolken, wo sie schöne Weiber, reiche Jagdgründe und fortwährende Kaschiri-Gelage vorfinden, nicht zu arbeiten brauchen und die ganzen Nächte in fröhlichen Tänzen verbringen. Die Seelen der Bösen bleiben unter den Wolken, wo sie unaufhörlich suchend umherirren müssen, ohne doch jemals in die glückselige Höhe gelangen zu können. Bei den Piays aber, deren Körper nicht verbrannt, sondern stets begraben werden, bleibt die Seele mit dem Leichnam verbunden; Körper und Geist ruhen zusammen im Grabe und werden hier von den lebenden Zauberern, sowie von den Menschen und Thieren besucht, die Rath und Hülfe von ihnen wünschen.

Die Nacht zum 24. wurde in dem Dorfe des Häuptlings Puimro, der letzten Niederlassung der Roucouyennes, zugebracht; weiter abwärts am Flusse folgten jetzt die Dörfer des Stammes der Apalaï. Von einem augenblicklich in dem Dorfe anwesenden Piay, der in dem Rufe stand, sehr weit gereist zu sein, versuchte Crevaux nähere Auskunft über Richtung und Dauer der ihm noch bevorstehenden Fahrt zu erhalten. Die Antwort, die ihm auf seine Fragen wurde, war mehr charakteristisch als gerade genau. Indem er mit der erhobenen rechten Hand einen Halbkreis von Osten nach Westen beschrieb und dabei mit der linken

gegen die Brust schlug, fing der Indianer an: „Mu-mu; ituta tinickse“ (im Walde schlafen); dann folgte eine Pause, darauf dieselbe Geberde und die Worte: „Moëneu (morgen) mu-mu; Apalaï patipo tinickse“ (in der Wohnung des Apalaï schlafen); wieder eine Pause, die nämliche Geberde und die Angabe eines andern Nachtquartiers, und so ging es ernst und feierlich ohne Unterbrechung eine Stunde lang, und Crevaux konnte, wenn er wollte, aus dem während der langen Aufzählung erfolgten vierzigmaligen Schlagen gegen die Brust annehmen, daß seine Fahrt bis zur Mündung des Paru noch sehr lange dauern würde. Die Roucouyennes haben in ihrer Sprache nur drei Zahlenbezeichnungen: auini, eins; sakene, zwei, und hele uan, drei; jede größere Zahl bis zu zwanzig zeigen sie mit den Fingern und Zehen; für eine die zwanzig übersteigende Zahl aber sagen sie entweder: colepsi, d. i. eine Diminutivform von viel, oder: cole, cole, viel viel.

In seiner Eigenschaft als Medicinmann nahm der Piay hier noch bei Sonnenuntergang zwei feierliche Krankenzauber vor, denen beizuwohnen er seinem europäischen Kollegen gestattete. Der erste Kranke nahm, von einem Kreise theilnehmender Zuschauer umgeben, auf einem Cololo vor der Hütte Platz, der Zauberer kletterte in einen kleinen käfigartigen Verschlag aus Palmenblättern, der in einer Ecke für ihn angebracht war, und nun entstand für einige Augenblicke eine lautlose erwartungsvolle Stille, bis der

Krankenzauber.

Insasse des Käfigs seine Zauberrufe ertönen ließ. Auf ein schrilles Geräusch, das er durch heftiges Aneinanderreiben harter Blätter hervorbrachte, folgten Nachahmungen der verschiedensten Thierstimmen des Waldes; das Geheul des Tigers, das Pfeifen der Affen, Zischen der Schlangen, das Schreien der Eulen und anderer Vögel erschallte gellend und unermüdlich aus dem Käfig. Der Zauberer berief seine Genossen unter den Thieren, um mit ihnen über die Heilung des Kranken zu berathen; damit sie seinem Rufe ohne Furcht folgen könnten, hatte man vor dem Beginn der Ceremonie sämmtliche Feuer im Dorfe ausgelöscht. Wieder folgte eine minutenlange feierliche Pause des tiefsten Stillschweigens; keiner der Anwesenden wagte sich zu regen, denn der Piay berathschlagte jetzt mit den Thierzauberern; auf ein gegebenes Zeichen ertönte dann eine kurze Musik; der Piay sang die feierlichen Worte „Carvilanajo, Carvilanaje“ und begleitete den eintönigen Gesang, indem er mit den Füßen auf ein Brett stampfte. Hierauf wurde der vor Angst zitternde Kranke in die Hütte geführt, der Zauberer kam aus seinem Versteck hervor, nahm eine brennende Cigarre, die ihm überreicht wurde, zog den Rauch derselben mit einigen tiefen Zügen ein und blies ihn dann heftig auf den leidenden Theil des Kranken. Dann wieder brachte er den Mund an die schmerzende Stelle, zog die Luft ein paar Mal stark ein und blies und pustete nachher mit vieler Ostentation, um das Uebel, das er so eingesogen hatte, zu vertreiben. Dieses ganze Hokuspokus dauerte etwa zwei Stunden; darnach ertheilte der Piay noch verschiedene Verhaltungsmaßregeln, die sich alle in dem einen Worte Diät zusammenfassen lassen. Der Kranke darf

kein Pakiri-, kein Hoccofleisch, keine großen Fische essen, kein Kaschiri trinken u. s. w. Für alle diese Bemühungen erhält der Piay nur im Genesungsfalle des Patienten eine Bezahlung, die gewöhnlich in einer Hängematte besteht.

Der zweite Kranke, der dem Zauberer vorgeführt wurde, befand sich schon in vollkommen hoffnungslosem Zustande. Dieselben Beschwörungen und Anrufungen wie bei dem ersten wurden vorgenommen; der Schluß des Schauspiels war aber in diesem Falle ein anderer. Mit einem kleinen Bogen und Pfeil bewaffnet zog sich der Piay in seine Hütte zurück und zeigte, als er nach einigen Minuten wieder zum Vorschein kam, mit triumphirender Miene den nun mit Blut bedeckten Pfeil vor, indem er erklärte, daß er den feindlichen Zauberer, der den unabwendbaren Tod des Kranken veranlaßt, bestraft und zum Tode getroffen habe.

Am 26. November kam man bei dem ersten Dorfe der Apalaï an, die sich weder im Aeußern noch in der Sprache wesentlich von den Roucouyennes unterscheiden; dafür fand man bei ihnen manch seltsamen Brauch herrschend, den man bisher noch nirgends angetroffen hatte. Besonders merkwürdig war die Art, in welcher die Einwohner des ersten Dorfes die Ankunft des weißen Mannes in ihrer Mitte verherrlichten. Ein aus Palmenblättern geflochtenes, netzartiges Gitter, auf dem vermittels kleiner Schlingen eine Menge der großen, empfindlich stechenden schwarzen Ameisen befestigt war, wurde dem Reisenden überreicht, um den sich alsbald die ganze Einwohnerschaft jeden Alters und Geschlechts schaarte. Crevaux mochte wollen oder nicht, er mußte dem Drängen der Leute nachgeben und ihnen die Ameisen ansetzen; wollte er bei dem einen oder andern glimpflich verfahren, so kamen sie immer wieder, um die nackten Gliedmaßen zu neuen Stichen hinzuhalten. Die meisten ruhten nicht eher, als bis ihr ganzer Körper mit kleinen schmerzhaften Beulen wie besäet erschien. Ob dieser seltsamen Sitte irgend eine symbolische Bedeutung zu

Kniehaut eines 13jährigen Kindes.

Kniehaut eines 20jährigen Roucouyenne.

Löffel aus dem Schädelknochen eines Affen.

Grunde liegt, konnte Crevaux nicht erfahren. Der hieran erinnernde, auch bei den Roucouyennes herrschende Brauch des Marake, demzufolge die jungen Männer nicht heirathen dürfen, ehe sie nicht gewisse Proben ihrer Kraft im Ertragen von Ameisen- und Wespenstichen abgelegt haben, besteht auch bei den Apalaï, und zwar in verschärftem Maße. Wer das Marake glücklich bestanden hat, muß hier noch seine Geschicklichkeit im Werfen beweisen; gelingt es ihm nicht, eine hinter seinem Rücken aufgestellte Scheibe drei Mal hinter einander mit kleinen, über die Schulter geschleuderten Kassavekugeln zu treffen, so muß er sich der Qual des Marake von Neuem unterziehen. Wenig angenehm für den Reisenden war die Bewillkommnung, die ihm in allen anderen Apalaï-Dörfern zu Theil wurde, wo die größte Ehre, die man dem Gaste erweisen kann, darin besteht, daß man ihn einige Züge aus der angerauchten Cigarre, einem in ein Tauariblatt eingewickelten Tabaksblatte, thun läßt: in einer großen Versammlung nicht übermäßig reinlicher Indianer ein immerhin zweifelhaftes Vergnügen. In den Dörfern, die man jetzt fast täglich passirte, fand Crevaux auch Gelegenheit, seine ethnographische Sammlung durch Erwerbung von allerhand indianischen Gegenständen zu bereichern; neben Malereien auf Holz, wie er sie schon auf seiner ersten Reise bei einigen Stämmen vorgefunden hatte, waren es hier besonders die eigenthümlichen Löffel, deren sich die Eingeborenen bedienten, die er sich zu verschaffen suchte. Dieselben bestanden einfach aus einem an einen hölzernen Stiel gebundenen Hinterhauptsknochen eines kleinen Affen, waren im Gebrauch aber ebenso bequem wie zweckentsprechend.

Nach den Angaben der Eingeborenen befand man sich jetzt nur noch wenige Tagereisen von den großen Fällen des Paru entfernt; am 29. November zeigte die Uferlandschaft plötzlich einen andern Charakter: rundliche, mit reichster Vegetation bedeckte Hügel zogen sich auf beiden Seiten des Flusses hin, der an einer Stelle auch schon einen kleinen, über Schieferfelsen herabstürzenden Fall bildete. Nachdem man am 1. December die breite buchtartige Einmündung eines Baches passirt hatte, die, auf beiden Seiten von kleinen Bergen flankirt, bei den Eingeborenen Tapu-Kuru, d. i. Felsenfluß, heißt, sah sich Crevaux zu einem zweitägigen Aufenthalte in Malaripo gezwungen, einem etwas abseits vom Flusse im Walde gelegenen großen Dorfe, wo er seinen stark verminderten Vorrath an Kassava ergänzen mußte. Er benutzte diese Tage der Muße dazu, sich von den Leuten allerhand Zeichnungen und Malereien anfertigen zu lassen; während er den einfachen Künstlern dabei zuschaute, fiel ihm auf, oder kam es ihm wenigstens zum Bewußtsein, daß die Haut dieser Indianer sich nicht nur durch ihre Farbe, sondern auch durch ihre Struktur von der der Kaukasier und Neger unterscheidet. Die Falten und Fältchen, die sie bildet, sind bedeutend tiefer, als bei einer der genannten Racen. Die Haut der Erwachsenen sowohl als auch die der ganz jungen Kinder gleicht an

einigen Stellen des Körpers, besonders auf den Knien, der tiefnarbigen Schale einer Orange. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, dieses charakteristische Detail der Körperbildung naturgetreu darzustellen, kam Crevaux auf den praktischen Gedanken, mehrere von den Leuten vom Kopf bis zur Sohle dick mit Uruku zu bestreichen und dann mit einem dünnen weichen Papier einen Abklatsch ihrer Hautstruktur zu nehmen. Das einfache Druckverfahren gelang über alles Erwarten gut, und so konnte er eine ganze Sammlung von durchaus naturwahren Hautbildern von hier mitnehmen, welche wie die durch ein starkes Vergrößerungsglas betrachtete Haut eines Europäers aussehen.

Am 5. December kam man wieder zwischen hügeliges Terrain auf beiden Seiten des Flusses; die Roucouyennes, von denen sich noch ein verlassenes Dorf in dieser Gegend befindet, sollen früher einen ziemlich lebhaften Handel mit den offizinellen Wurzeln der auf diesen Hügeln massenhaft wachsenden Smilax oder Sassaparilla getrieben haben. Die Apalaï, welche damals die von den Weißen vielbegehrte Waare flußabwärts bis zu den Kalayuas brachten, führen heute besonders ein anderes Produkt dieses Waldes dem Handel zu, das sogenannte Arua nämlich, das wohlriechende Harz der Icica guianensis, das neben dem der Boswelliaarten heute vielfach als Weihrauch verwendet wird. Crevaux' Leute fanden unter einem unweit des Flusses stehenden Baume einen Klumpen dieser kostbaren Substanz von solcher Größe, daß zwei Männer ihn nur mit äußerster Anstrengung in das Boot zu tragen vermochten.

Popula, die Tochter und Gattin des Häuptlings Azauri.

Bei glühender Hitze gelangte man am Nachmittage desselben Tages in das Dorf des Häuptlings Azauri, eines alten Indianers von fast riesenhafter Größe und Korpulenz. Derselbe empfing Crevaux auf das Freundlichste und ließ es sich sogar nicht nehmen, ihn am folgenden Tage mit der jüngsten und hübschesten seiner vier Frauen eine gute Strecke weit flußabwärts zu begleiten. Die schöne Popula (d. i. Sonne) wurde von ihrem Gatten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit überwacht: ein Umstand, der sich durch die Thatsache erklärte, daß sie nicht nur seine Gattin, sondern auch seine Tochter war. Derartige Ehen zwischen Verwandten ersten Grades gehören unter den Indianern von Guayana nicht zu den Seltenheiten.

Zahlreiche kleine Inseln, zwischen denen man am 6. und 7. oft nur mit Mühe eine Durchfahrt für die Boote fand, sowie hoch emporragende Felsen in dem hier 3 km breiten Flusse kündigten jetzt die Nähe der großen Fälle an; so mußte Crevaux nun vor Allem darauf bedacht sein, sich einige der in dieser Gegend wohnhaften Indianer als Begleiter und Führer für die gefährliche Passage zu engagiren. Es war dies keine leichte Sache; denn einmal fürchteten sich die Apalaï selber vor dem gewagten Unternehmen, dann aber besaß der Reisende fast nichts mehr von den Artikeln, die hier von den Indianern am liebsten als Bezahlung genommen werden. Gehörte doch sogar der Ueberrock, den er jetzt noch trug, eigentlich nicht mehr ihm, sondern einem jungen indianischen Burschen, den er vor einigen Tagen angenommen, und der nur gegen das Versprechen dieser Bezahlung eingewilligt hatte, ihn bis zum Amazonas zu begleiten; die Knöpfe des gewünschten Kleidungsstückes hatte er als Handgeld und Anzahlung sich jetzt schon geben lassen.

Endlich, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, gelang es Crevaux, den Häuptling eines unweit der Fälle belegenen Dorfes zum Mitkommen zu bewegen; eine Flinte und mehrere kleine Goldstücke, an deren Stelle er freilich lieber eine Halskette von Glasperlen gesehen hätte, vermochten denselben, seine Begleitung mit mehreren Leuten und zwei Canoes zuzusagen. So wurde denn am Morgen des 8. der beschwerlichste Theil der ganzen Fahrt angetreten, die bis zum Ende des Monats fast ununterbrochen von Gefahr zu Gefahr führen sollte. Nachdem man während des ersten Tages sich mühsam einen Weg zwischen den Inseln gesucht, die Canoes stellenweise an Stricken über die schäumenden Schnellen und kleinen Kaskaden geführt und nur so vor dem Zerschellen an den Felsen bewahrt hatte, gelangte man am 9. schon an einen 10 m hohen, in mehreren Stufen absetzenden Fall, den die Eingeborenen Tule nannten. Die Boote mußten entladen und zu Lande vorbeigebracht werden, was mehrere Stunden in Anspruch nahm und nicht ohne verschiedene Unfälle, Zerbrechen eines Chronometers und vieler der gesammelten Thongeräthe, Verwundungen einiger Leute durch Hinstürzen auf den schroffen, zackigen Uferfelsen u. s. w. vor sich ging. Am Fuße des Falles wurden die Canoes wieder bestiegen und nun ging es stundenlang auf dem zwischen glänzend schwarzen Hämatitfelsen dahinbrausenden Wasser vorwärts. Am 10. gab es keinen Augenblick der Ruhe; wie die Pfeile schossen die Canoes in den engen Kanälen zwischen hochragenden Schiefer- und Granitfelsen dahin; immer wieder kamen kleine Fälle von $^1/_2$ und 1 m Höhe, die besonders das von Apatu geführte Boot, in dem Crevaux sich befand, mit einer Sicherheit und Leichtigkeit „nahm“, wie ein gutes Rennpferd seine Hindernisse.

Kompaß und Journal auf den Knien haltend, mit Beobachten und Notiren beschäftigt, vergaß der Reisende im Vertrauen auf die erprobte Geschicklichkeit seines tollkühnen Fährmannes die stete Gefahr, in der sie schwebten. Nur von Zeit zu Zeit wurde er daran erinnert, wenn Apatu an einer besonders schwierigen Stelle nach kurzem Zuruf an die beiden anderen Ruderer das leichte Fahrzeug durch einen kräftigen Ruderstoß gegen einen Felsen umwandte, so daß es mit dem Hintertheil nach vorn, mit rasender Schnelligkeit hart an den gefahrdrohenden Felszacken vorbeiflog. Die Fahrt des 11. begann mit einem Mißgeschick; das mit Kassava beladene Boot ging in einem Strudel verloren, und die Aussicht, für die nächsten Tage nur auf Fleisch oder Fische — ohne Salz wie seit so lange schon — angewiesen zu sein, wirkte verstimmend auf die Leute. Am 12. wurden die beiden großen Fälle Tapiokaua und Taoka passirt; den ganzen übrigen Tag folgte dann ein kleiner Fall dem andern; der Morgen des 13. aber brachte die unangenehme Ueberraschung, daß der Fluß sich plötzlich in mehreren, kaum zwei Meter breiten und von hohen Felswänden eingeschlossenen Kanälen hinabstürzte. Das zerklüftete felsige Terrain machte das Hinüberschleppen der Canoes zu einer ungemein beschwerlichen Sache, war aber mit einigen schon glücklich ausgeführt, als Apatu erklärte, er scheue den Sturz weniger, als den mühsamen Transport, und werde sich in die Strömung hinabwagen. So vertraute Crevaux sich selber und

Verlust eines Canoes.

den werthvollsten Theil des Gepäckes wieder dem Boote an, das nun mit einer Schnelligkeit von 4 km in je 15 Minuten mehrere Stunden lang dahinschoß. Endlich, gegen Mittag, verbreiterte sich der Fluß wieder, war aber nun so seicht, daß man aussteigen und die Canoes im Wasser vor sich her schieben mußte. Zahlreiche Stechrochen, die sich hier in den sandigen Boden des Flußbettes eingewühlt hatten, machten diesen Gang durch das Wasser zu einer gefährlichen Sache; es währte auch nicht lange, so stieß einer der Indianer, durch den Stachel eines dieser Fische am Fuße verwundet, einen lauten Schrei aus; das ganze Bein schwoll an und war bald so schmerzhaft, daß er nicht weiter gehen konnte, sondern in ein Canoe gelegt werden mußte, wo er viele Stunden unter stets wiederkehrenden heftigen, krampfartigen Schmerzen zubrachte. Die beste Art, sich gegen diese gefährlichen Feinde zu schützen, war, dicht hinter dem Canoe herzugehen, von wo das Einschneiden des Kiels und die Bewegung des Wassers die Fische vertrieb.

Mit Freuden wurde am Nachmittag des 13. ein kleines, dicht am Flusse gelegenes Dorf begrüßt, hinter dem sich ein ansehnlicher Berg, der Kuyapoko, erhob. Jetzt konnte ein neuer Vorrath von Kassava beschafft werden, und der durch die Bereitung derselben veranlaßte Aufenthalt von zwei Tagen war den von den Strapazen der Fahrt ermüdeten Leuten willkommen. Kurz ehe man am Morgen des 16. das Dorf wieder verließ, traf auch das große, von Stuart geführte Canoe ein, das schon seit mehreren Tagen hinter den anderen zurückgeblieben und von Crevaux ängstlich erwartet worden war; der Grund der Verzögerung war wenig erfreulich: das Boot war gegen einen Felsen geschleudert worden,

sein ganzer Inhalt, der Haupttheil von Crevaux' Gepäck, war untergegangen; die nothdürftige Ausbesserung des stark beschädigten Fahrzeuges hatte den Aufenthalt verursacht. Die Fahrt des 17. ging auf einer vollkommen ruhigen Strecke des Flusses dahin, der nächste Tag aber brachte schon wieder zahllose kleine Fälle und deshalb ein langsames Vorwärtskommen. Am Morgen des 20. passirte man einen mächtigen, steil aufsteigenden Berg, den Marakanaï; derselbe erinnerte in seiner eigenthümlichen Gestalt an die Berge, die Crevaux in ungefähr der gleichen Höhe am Yary gesehen hatte; wie diese bestand er auch aus weißem Sandstein. Von der wüthenden Strömung schnell an ihm vorbeigeführt, kamen die Boote schon nach kürzester Zeit zu einem vollständigen Stillstand; eine gewaltige Barre von seltsam gestalteten und zerklüfteten Schieferfelsen zog sich über den Fluß, dessen Wasser vollständig unter ihr verschwand. Eine sofort vorgenommene Rekognoscirung ergab, daß die Barre eine Breite von 1500 Metern hatte, daß also nichts übrig blieb, als durch den hier bis dicht an das Ufer reichenden Wald einen Weg für den Transport der Canoes zu bahnen. Am Mittag des 21. war diese Arbeit glücklich beendet, man brachte die Boote in das Wasser, schiffte sich ein, um — schon nach einer halben Stunde an einem hohen Fall anzulangen, wo ein neuer Transport über Land nothwendig war und unter einem sintfluthartigen Regen ausgeführt wurde. Zwischen hohen, auf der linken Seite zu bizarren Formen ausgewaschenen Sandsteinufern ging es dann weiter mit einer Strömung von 8 km in der Stunde. Am 23. passirte man wieder zwei hohe Berge, den Moraïka und den Takaïpu. Der Fluß, der hier Quarzitfelsen von derselben Art durchbricht, wie sie die Pancada des Yary bilden, schäumt und braust wüthend zwischen den steilen Wänden dahin. Es war keine Möglichkeit, die Boote auf das Ufer zu bringen, man mußte sich begnügen, sie an starken Lianentauen von oben über das Wasser zu leiten; leider riß dabei ein Tau und man büßte eines der Boote ein; und da ein Unglück selten allein kommt, so wurde noch während einer der nächsten Nächte ein zweites Fahrzeug, das nicht hinreichend befestigt war, losgerissen und auf Nimmerwiederfinden von den Wellen entführt. Da auch der alte Häuptling, der tollen Fahrt müde, die seinem Canoe manchen Schaden zugefügt, sich vor einigen Tagen auf den Heimweg begeben hatte, so verfügte Crevaux jetzt nur noch über zwei Fahrzeuge, von denen das eine, größte, stark havarirt war; ein Aufenthalt von einem Tage genügte indessen seinen Indianern, aus der Rinde eines Baumes, den sie Kurbaril nannten, zwei brauchbare Piroguen herzustellen, mit denen die Fahrt am 24. fortgesetzt wurde. Eine gute Strecke weit war der hier 700 bis 800 m breite Fluß mit größeren und kleineren Steinblöcken wie besäet, dabei so seicht, daß man die Boote vor sich her schieben und stellenweise die im Wege liegenden Blöcke bei Seite räumen mußte. Gegen Abend kam man an einem 20 m hohen in einer einzigen Stufe hinabstürzenden Fall an, der als der letzte des Paru freudig begrüßt wurde. Der Name Panama, mit dem ihn die Eingeborenen bezeichneten, bedeutet in der Sprache der Roucouyenne und Apalaï einen Schmetterling. Noch eine Nacht wurde im Walde und zwar unter heftigem Wind und Regenschauern zugebracht; am Morgen des Weihnachtstages erreichte man die erste Niederlassung am untern Flusse, die, freilich nur von einigen Negern und halbcivilisirten Indianern bewohnt, dem Reisenden nach den 140 Tagen der Waldfahrt wie ein Ruhehafen erschien. Die Leute sprachen etwas Portugiesisch, wußten ihm aber auf seine Fragen nach den Ereignissen der letzten Monate keinerlei Bescheid zu geben. Endlich kam einer von ihnen auf den klugen Gedanken, dem wißbegierigen Fremden ein altes Zeitungsblatt zu geben, in dem sie vor wenigen Tagen ihren kleinen Vorrath an Salz erhalten hatten. Mit einer Art von Rührung ergriff Crevaux das zerknitterte Papier und durchlas es wieder und immer wieder: war es doch der erste Gruß, den die civilisirte Welt ihm entgegensandte.

Einfahrt in den Yary.

Nach kurzem Aufenthalte bei den gastfreundlichen Leuten wurde die Fahrt fortgesetzt, die, ein Jagdunglück abgerechnet, das einen der Indianer betraf, auch glücklich zu Ende geführt ward. Die Ufer des untern Paru sind ungemein niedrig und sumpfige Inseln durch den ganzen Fluß zerstreut. Am 28. December, um 2 Uhr Nachmittags, langte man an der Mündung des Flusses an: in unabsehbarer Breite lag die glänzende Fläche des Amazonas zum zwei=

ten Male vor den Blicken des Reisenden. Einundvierzig Tage hatte die Fahrt auf dem Paru in Anspruch genommen, dafür war das Resultat dieser langen Arbeit auch ein vollkommenes Gelingen. Keine Lücke fand sich in Crevaux' Aufnahme dieses den Geographen bislang so gut wie unbekannten Flusses. Aber gerade das glückliche Resultat dieses letzten Unternehmens ließ Crevaux mit Bedauern an seine unvollendetgebliebene Aufnahme des Yary denken. An heftigem Fieber erkrankt, hatte er seine erste Reise im Jahre 1877 übereilt beenden müssen; die untere, von Dampfern befahrene Strecke des Yary fehlte auf seiner Karte. Ein schneller Entschluß, das damals Versäumte jetzt nachzuholen, fand schnelle Ausführung. Die Mündung des Yary zu Lande zu erreichen, war unmöglich, da die Ufer des untern Amazonas sumpfig und von unzähligen Wasserläufen durchschnitten sind, das einzige Boot freilich, das dem Reisenden zu der unvermeidlichen Fahrt auf dem großen Strome übrig blieb, nachdem er die Indianer ausgelohnt und entlassen hatte, war durch die Parufahrt stark beschädigt und leck. Apatu, der seltsamerweise vor der Reise auf dem breiten glatten Strome eine Furcht empfand, die ihm bei der Ueberschiffung der Wasserstürze und Schnellen fremd gewesen war, versuchte Einwendungen zu machen, indem er auf den schlechten Zustand des Schiffes hinwies. Er wurde energisch zum Schweigen verwiesen und ihm nur aufgegeben, das Schiff, so gut es anginge, bis zum Abend für die Abfahrt fertig zu stellen, da man zum 1. Januar, dem Abgangstage der kleinen Dampfer, an der Yary-Mündung sein müsse. Und was gehen sollte, ging auch: am Abend desselben Tages schiffte sich Crevaux von Neuem ein, am Mittag des 31. erreichte er die Mündung des Yary, in die er einfuhr, um in einer der am Ufer gelegenen Niederlassungen, in der er bei seiner ersten Reise schon freundlichste Aufnahme gefunden hatte, die Ankunft des Dampfers abzuwarten. Nachdem er am 2. Januar sich auf diesem eingeschifft und während der kurzen Fahrt stromaufwärts, bei der an unzähligen Niederlassungen Halt gemacht wurde, seine Arbeit glücklich zu Ende geführt hatte, begab sich Crevaux nach Para, wo er am 9. Januar eintraf.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Ausdehnung und geologische Beschaffenheit.

Daß der Hohneck nun für den ganzen Aufbau der Vogesen große Bedeutung hat, das sahen wir schon. Henri Hogard, dem wir die erste wissenschaftliche und für ihre Zeit vortreffliche Gesammtbeschreibung der Vogesen verdanken, sagt, indem er darauf aufmerksam macht, daß der Gipfel des Hohneck etwas nach Osten vorgeschoben sei: „cette montagne, la plus ample du toute la chaîne, devient le centre des Hautes-Vosges," und Elie de Beaumont stimmt diesen Worten, indem er sie wiederholt, völlig bei. Dennoch scheint diese Behauptung auf den ersten Blick recht befremdlich. Denn von den Erhebungen des Kammes können wir unmöglich mehr zum Hohneckmassiv hinzurechnen, als die Gipfel, welche zwischen der Paßhöhe der Schlucht und dem Rheinkopf gelegen sind, also zunächst den bewaldeten Kopf von 1257 m Höhe, an welchem das Schlucht-Hôtel gelegen ist, Lundenbühl genannt, der nach Osten steil abgebrochen, nach Westen durch den Collet mit den Höhen, welche Retournemer umgeben, verbunden ist und hier die Quellen der Meurthe und der Vologne trägt. An ihn schließt sich in breiter, aber weit nach Westen zurückweichender Verbindung — denn die steilen Ostabfälle treten hier weit in die Kammlinie selbst hinein, indem sie das mächtige Frankenthal bilden — der baumlose, aber pflanzenreiche Falimont (Haut de Falimont) an, welcher das Frankenthal überragt und nun direkt zum Hohneckgipfel selber hinleitet. Durch das tiefe Eindringen des Frankenthales, dessen äußerst steile Abhänge ebenfalls mit dem herrlichsten Pflanzen- und Blüthenschmuck überkleidet sind, gewinnt es den Anschein, als ob der Hohneck, wie dies ja Hogard aussprach, aus der eigentlichen Kammlinie etwas nach Osten vorgerückt sei. Allein dies ist nicht der Fall. Der Lundenbühl ist ebenso weit nach Osten vorgewölbt, und nicht anders die südlich dem Hohneck unmittelbar folgenden Gipfel, auch der Rheinkopf selber; nur daß gerade hier bis zum Rheinkopf und auch nördlich in den zunächst anliegenden Partien der Hautes-Chaumes die jähen Abstürze oder Einstürze tief in den Kamm vorgedrungen sind. Nur den Lundenbühl, den Hohneck und die ihm folgenden Höhen sowie den Rheinkopf haben sie nicht zurückdrängen können, wenn sie freilich sich auch an allen diesen Bergen bemerklich genug machen. Dieser Gegensatz der eindringenden steilen Hochthäler, die bis zum Kamm breit hinaufführen, und der mächtig vortretenden Gipfel ist eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Hohneckmassives. Zu letzterm gehört natürlich auch noch der Rheinkopf selber, er wird abgegrenzt durch beide Fechtarme. Auch seine östlichen Vorberge sind hier nochmals zu nennen, welche, wie wir schon sahen, sich nur bis Münster erstrecken, in der Form eines breiten Dreiecks, dessen Grundlinie der Kamm der Vogesen, dessen Höhe der Gebirgszug, der vom Hohneck über den „nächsten Bühl" und Sattelberg hinzieht, dessen äußerste Spitze Münster bildet. Dies Dreieck umfaßt etwa 50 qkm; es ist höchst unbedeutend, wenn man es mit den übrigen östlichen Auslaufketten der Vogesen vergleicht.

Aber das System der Vogesen erstreckt sich überhaupt viel weiter nach Westen als nach Osten: Elie de Beaumont zieht als Grenze desselben eine Linie zwischen Plombières und Remiremont, Epinal und Bruyères, Baccarat und Raon l'Etape u. s. w. und gerade die Westgegend ist es, nach welcher sich, wie Hogard zuerst aussprach, auch das Hohneckmassiv erst in seiner ganzen und wahren Mächtigkeit ausdehnt. So zeigt uns dasselbe gleich eine merkwürdige Erscheinung: von ihm und von seiner westlichen unmittelbaren Fortsetzung, welche bis nach Gerardmer sich erstreckt, fließen strahlenartig eine auffallend große Menge von verhältnißmäßig bedeutenden Flüssen aus. So nach

Die Südlichen Vogesen.

^ Berggipfel.

Eisenbahnen.

Masstab
1 : 333,333

Höhen in Metern.

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
Kilometer

25° östl. v. Ferro.

C Barich autogr

Osten die Fecht in mehreren Armen; die Thurquelle (vom Rothenbach) nach Süden, im Westen die Moselotte, die Vologne, die zur Moselotte geht, der Fluß des Val du Chajoux, dann der Bouchot nebst parallelem Nebenfluß, endlich der Cleury nach Nordwesten und Norden, die Vologne mit ihren verschiedenen Quellen, der Neuné und die Meurthe, letztere ebenfalls mit mehreren Quellarmen, alles Flüsse, die zur Mosel gehören. Jede gute Karte lenkt das Auge durch diese sternartig angeordneten Wasserläufe schon ganz unwillkürlich zum Hohneck hin. Etwas Aehnliches haben wir am Donon, den wir schon kennen, sowie an der merkwürdigen Bodenschwelle, welche den Climont trägt und welcher nach Norden die Breusch, die Fave nach Westen und nach Osten der Altbach (Gießen) entströmt. Aber um wie viel bedeutender ist diese Erscheinung am Hohneck!

Und wie die Flüsse, so zeigen auch die lothringischen Berge, welche uns vorhin bei raschem, landschaftlichem Ueberblick als ein fast regelloses Gewirr erschienen, eine sehr regelmäßige Anordnung: sie liegen alle ebenfalls strahlenförmig angeordnet um die beiden lothringischen Seen, um Longemer und Gerardmer, oder besser, sie strahlen alle hin zu jener westlichen Verlängerung des Hohneckmassives, welche wir schon bis zum Gerardmer verfolgten, und zwar bilden sie, im Ganzen betrachtet, eine schildförmige Fläche, welche sich von allen Seiten zum Hohneck emporhebt, zu dem sie unmittelbar gehört, der nur ihr höchster Gipfel ist. Zunächst zeigt sich dies Emporgehobensein an der Höhe der verschiedenen Thalsohlen. Da haben wir (französische Generalstabskarte) das Ostende des Longemers 746 m hoch, die Mündungen der Thäler nördlich von ihm haben 810, ja 826 m, das Ostufer des Gerardmers 666 m, das Westufer 698 m, das Städtchen Le Tholy, westlich von Gerardmer, hat 586 m, Le Valtin im Meurthethal 751 m Höhe. Dagegen Saulxures an der Moselotte nur 416 m, St. Amé (am Ausgange des Thales des Cleury) 405 m, Remiremont an der Mosel 390 m, Granges am Nordabfall der Erhebung 483 m, Gerbépal am Neuné 622 m, dagegen Fraize nur 490 m, obwohl es so nahe an den Vogesen selber liegt. Südlich von der Moselotte und Mosel hat das Flachland noch geringere Höhe (Lure 294 m, St. Loup 245 m), ebenso im Norden unseres Gebietes. Aber auch die Berge ragen hoch auf, und zwar haben sie ihre größten Höhen im Centrum ihrer Convergenz; sie sind zugleich desto höher, je näher sie dem Hohneck liegen. Um Gerardmer haben sie 982, 929, 984 m, östlich von demselben zum Gebirge hin 1090, 1059, 1013, 1093 m, noch näher zur Vogesenkette hin 1127, 1186, 1203 m, Höhen, wie wir sie sonst nicht in Lothringen haben; die Montes Faucilles erreichen nur etwa 770 m! Man kann dieses Terrain abschließen durch die Moselotte im Süden, die Mosel und Vologne im Westen, oder noch enger durch eine Linie von St. Amé nach Granges und von Granges über Anould nach Fraize. Im Osten lehnt es sich unmittelbar an den Hohneck, wölbt es sich, kann man sagen, zum Hohneck auf. Eine solche Bildung findet sich am Westabhang der Vogesen nicht wieder, weder die Gegend um den Donon, noch die um den Elsäßer Belchen läßt sich mit ihr vergleichen.

Auch die geologischen Verhältnisse [1]) sind merkwürdig genug; auch sie heben das eben geschilderte Gebiet einheitlich hervor, bei welchem die geologischen mit den eben gezogenen orographischen Grenzen nordwärts ganz, westwärts fast vollständig zusammenfallen. Das ganze Gebiet besteht nämlich aus demselben Granit, aus welchem der Kamm der granitischen Vogesen besteht, aus Biotitgranit oder Granitit. Das Gestein zeigt verschiedene Modifikationen, welche durch allmälige Uebergänge so mit einander verbunden sind, daß eine wirkliche Scheidung, bis jetzt wenigstens, nicht möglich ist: es ist überall dasselbe, nur variirt, bald hell-, bald dunkelfarbig, bald von porphyrartigem Ansehen, bald feinkörnig, oft ohne, doch oft auch mit Hornblende-Beimischungen u. s. w. Ohne Zweifel setzt sich dieser Granitit auch nach Nord und West ziemlich oberflächlich fort, wie dies z. B. nach West hin zahlreiche Entblößungen in den Flußthälern darthun: meist aber ist er (und im Norden fast ganz ausnahmslos) überdeckt von anderen Gesteinen, zunächst von dem Hauptbuntsandstein (Grès des Vosges) und dem obern Buntsandstein (Grès bigarré) der Vogesen, nach Norden zu auch in breiter Ausdehnung vom Rothliegenden, welches sonst nur noch in einer kleinen Scholle südlich von Remiremont auftritt. Dagegen ist das von uns ausgeschiedene Granitgebiet ganz frei von solchen Ueberlagerungen mit Ausnahme einiger kleinen Hauptbuntsandsteinreste, welche merkwürdig genug gelegen sind: nach dem Hohneck zu fehlen sie ganz, auf den westlicheren Strahlen unseres Gebietes finden wir sie an einigen nach dem Centrum zu gelegenen Punkten. So bildet der Hauptbuntsandstein nordwärts von Gerardmer auf dem Massiv zwischen Neuné und Vologne den Rayemont, 960 m; dann in dem Abschnitt zwischen Vologne und Cleury die Spitze la Moulure, 892 m, in dem zwischen Cleury und Bouchot die tête de la neuve roche, 970 m; noch einige andere, aber ganz unbedeutende Punkte nenne ich nicht. Beachtenswerth ist, daß alle diese Sandsteinhöhen um das Ende jenes Westausläufers des Hohneck, der sich bis Gerardmer erstreckt, in einem fast regelmäßigen Kreis herliegen, daß sie alle über ihre nächste Umgebung hoch aufragen, ja daß einige von ihnen die höchsten Spitzen ihrer jedesmaligen Abschnitte sind; daß endlich der Hohnack (980 m) und der Kühberg (966 m), die dem Hohneck östlich nächsten Sandsteinberge, eine fast gleiche Höhe haben. Und ferner ist zu beachten, daß, wie das Massiv des Hohnack, so auch diese westlichen Sandsteinreste unmittelbar auf dem Granit auflagern, ohne die sonst so gewöhnliche Unterlage des Rothliegenden, obwohl dies letztere nordwärts, bei Anould und Bruyères, sofort massenhaft eintritt. Nur die Neuve Roche macht hier eine merkwürdige Ausnahme: sie trägt, aber nur nach Südosten zu, eine kleine Unterlage von Rothliegendem (Billy); genau in südöstlicher Richtung folgt sogleich die Buntsandsteinscholle von Dommartin, welche nach Südosten zu ebenfalls auf einer Unterlage von Rothliegendem ruht; und hierauf das ausgedehnte Stück Rothliegendes zwischen Plombières und der Mosel, welches wir schon erwähnten. Auch ostwärts vom Hohneck finden wir das Rothliegende weder unter dem Hohnack noch unter dem Thännichel, während es wieder an einigen Punkten des ferneren Ostens auftritt. Dieser ganze Theil der heutigen Vogesen, von jenen Westgegenden, die sich bis zur Mosel erstrecken, bis zum Ostrande des Gebirges muß also zur Zeit des Meeres, aus welchem sich das Rothliegende bildete, eine gehobene Insel gewesen sein, welche auch südwärts von diesem Meere umgeben war (einen Rest seiner Niederschläge haben wir bei Plombières bis zur Neuve Roche); zur Zeit des Sandsteinmeeres war sie untergesunken und erhob sich erst später wieder und auch dann wieder höher als das umliegende Terrain. Ob aber auch ihre Centralgegend, das Hohneckmassiv, mit untergesunken, ist keineswegs sicher. Die höchste

[1]) E. de Billy, Esquisse de la Géologie du Départ. des Vosges. Annales de la Société d'émulation des Vosges, t. VII, cahier II, 1850. Carte géolog. du Dép. des Vosges par E. de Billy, 1848, 4 Bl.

Schicht des Buntsandsteins am Hohnack erreicht 980 m, bleibt also immer noch 386 m unter der heutigen Hohneckspitze. Es ist also möglich, daß die höchste Höhe des Granitmassives der Vogesen seit den ältesten Zeiten gehoben war und trotz verschiedener Schwankungen in den Höhenverhältnissen bis heute nicht wieder untergetaucht ist. Hierfür scheint unter anderen auch das kreisförmige Auftreten der Buntsandsteinreste auf dem Granitmassiv westlich vom Hohneck zu sprechen, sowie der Umstand, daß sie alle (einschließlich der östlichen Reste, z. B. des Hohnack) in fast ganz gleicher Höhe nach oben abschließen. Auch die Höhe der Granitunterlage, auf welcher sie ruhen, ist nahezu die gleiche. War aber der ganze Hohneck untergetaucht, so würden sich doch wohl auch in größerer Höhe solche Sandsteinreste auf seinem wieder emporgestiegenen Massiv gehalten haben, da sie durch die feste Konglomeratdecke, welche den Hauptbuntsandstein nach oben abschließt, geschützt waren und sich das gleiche Material z. B. auf dem Donon, einem ebenfalls hohen und sehr exponirten Punkt, sehr mächtig gehalten hat. Jedenfalls hat der Granit dieser Gegenden nur da, wo er mit dem ältesten Gestein, mit den Schiefern und Grauwacken, in Berührung stand, durch den Kontakt Umwandlungen hervorgerufen, nicht da, wo er mit dem Sandstein unmittelbar zusammentrifft. Jene Umwandlungen scheinen die Folgen der ersten Hebung jener Granitinsel zu sein; sie sind durch Granitmassen hervorgerufen, welche in stark erhitztem Zustande den Schiefer durchbrochen haben, gewaltsam in ihn eingedrungen sind. Das Rothliegende dagegen und der Sandstein der Trias haben sich ganz allmälig auf dem Granit abgelagert, als derselbe den Boden der Meere bildete, welches jene Gesteine niederschlug. Senkungen und spätere Hebungen erfolgten nach Art der säkularen Bodenschwankungen sehr langsam und ohne Einfluß auf die Gesteine, welche den Granit berührten.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

IV.

5. Feiertage und religiöse Feierlichkeiten. (Erste Hälfte.)

Während, wie wir schon gelegentlich sahen, die christlichen Sonntage größtentheils nur geringer Beachtung sich erfreuen, werden die eigenen heidnischen Feiertage um so mehr geheiligt. Kein Mensch rührt irgend eine Arbeit an, möge es auch die allerdringendste Arbeitszeit sein. Um gleich in medias res zu kommen, füge ich hier, ehe ich zur Schilderung der einzelnen Feste übergehe, zunächst die Beschreibung zweier Opferungen ein, denen ich beiwohnte, und zwar in der Form, wie ich sie in meinem Tagebuche notirte, um zugleich eine Vorstellung davon zu geben, wie die Leute sich geben und benehmen.

Der letzte September 1879 war ein prachtvoller Herbsttag, und wir benutzten ihn, um dem Schulmeister Filimonow in Jusski, einem wotjäkischen Kirchdorfe, 22 Werst von der Fabrik, einen Besuch zu machen. Er empfing uns äußerst liebenswürdig, und berichtete, daß am folgenden Tage Pokrow [1]) sei, ein großer Feiertag der Wotjäken, und daß daher, wie am Vorabende jedes größern wotjäkischen Feiertages, heute Nacht Opferungen vorgenommen würden. Ich entschloß mich daher sogleich, die Nacht dort zu verbringen.

Wir gingen darauf zusammen zu dem wohlhabendsten Bauern des Dorfes, einem prächtigen Greise von etwa 60 Jahren, dem Haupte einer großen Familie, und fragten ihn, ob wir wohl heute Abend der Opferung in seinem Hause beiwohnen könnten. „Gewiß," sagte er, „nur weiß ich nicht, wann sie stattfinden kann, wahrscheinlich erst spät in der Nacht, denn meine ganze Familie ist beim Waldbrande beschäftigt und wird wohl erst spät nach Hause kommen." (In der Entfernung einiger Werst vom Dorfe brannte ein großer Kronswald.) „Wenn wir anfangen zu beten, werden wir es Euch schon melden." Wir waren damit zufrieden, fragten aber zur Sicherheit noch an einigen Stellen an, ob wir den Gebeten beiwohnen könnten. Alle versprachen sehr bereitwillig uns rufen zu lassen. Wir gingen nach Hause und warteten. Als immer noch keine Einladung kam, ließen wir anfragen, ob es bald so weit sei; wir bekamen immer verneinende Antworten und um 9 Uhr gingen wir selbst zum Alten. Dort war alles bereits dunkel. Wir klopften ihn heraus und fragten, weshalb er uns betrogen. „Die Kinder kamen so spät nach Hause," entschuldigte er sich; „auch habe ich unsern Priester nicht bekommen können; wir unterließen es daher ganz." Da war natürlich nichts zu machen; zudem log der Alte sehr treuherzig, denn der Hausherr opfert gewöhnlich selbst, und keiner läßt das Opfer so leicht aus. „Wo wird heute noch geopfert werden?" fragte Filimonow. „Im allgemeinen kuala bei Wassili Fedorow werdet Ihr es noch gewiß sehen können," sagte er, und schloß sein Fensterlein. Wir tappten uns also in stockfinsterer Nacht weiter bis zum bezeichneten Hofe und ins Zimmer hinein. Dort sahen wir von einem rauchenden Holzspahn düster beleuchtet in einem gewöhnlichen Wohnzimmer etwa 6 bis 7 Männer um einen gedeckten mit Brei, Fleisch, Brot und kumyška besetzten Tisch sitzen; in der andern Ecke des Zimmers saßen und standen mehrere Weiber, einige darunter im höchsten Sonntagsstaate. Wir fragten, ob sie schon gebetet hätten, und ob wir dem Gebete anwohnen könnten. „Warum nicht?" meinte ein schwarzhaariger Wotjäke, der zunächst saß, der Herr des Hofes, „doch wird es noch sehr lange dauern, wohl noch vier bis fünf Stunden, vielleicht auch mehr." Filimonow wollte nach Hause gehen und zur Opferung wiederkommen; ich traute aber dem Frieden nicht, zog den Ueberzieher aus und setzte mich auf die Bank. Ein Weib brachte uns gleich ein Glas recht schlechten kumyškas. „Weshalb wollt Ihr überhaupt dem Gebete beiwohnen?" meinte ein anderer Wotjäke; „wir beten ja alle zu demselben Gott, nur die Form

[1]) Name eines russischen kirchlichen Feiertages.

des Gebetes ist etwas anders als bei den Russen, doch ist der Unterschied auch nicht groß, denn die Russen opfern dem Gotte Lichte, wir opfern Fleisch, Brot und kumyška." — „Weshalb opfert Ihr denn überhaupt?" fragte ich. „Nun, damit der Rauch zu Gott emporsteigt und er merkt, daß wir beten," war die Antwort. Ich erzählte ihnen nun, daß meine Heimath über 2000 Werst nach Westen gelegen ist, und daß dort ein den Wotjäken verwandter Volksstamm wohne, den ich sehr gut kenne, und ich wolle vergleichen, ob sie viel anders beteten als jene. Das schien ihnen einzuleuchten und sie waren jetzt viel geneigter, mich ihrem Gebete beiwohnen zu lassen. Wir redeten jetzt von verschiedenen Dingen und ich freute mich über das gute Urtheil der Leute, über ihr freies selbstbewußtes, dabei aber doch höfliches Benehmen. Ab und zu trat ein neuer Gast in die Hütte, gab dem Wirthe eine Flasche kumyška und setzte sich auf die Bank. Der Rauch vom Holzspahn stach mir unangenehm in die Augen, und wieder wurde mir verständlich, warum die Leute so viel an Lidkrankheiten leiden. „Warum brennt Ihr keine Lampen?" fragte ich. „Man zerbricht die Gläser so leicht," meinte der eine; „doch würde man es mit einiger Uebung wohl auch vermeiden können," fügte er hinzu. „Heller würde es gewiß sein," sagte ein anderer, „und dabei viel vortheilhafter, denn ehe man geeignetes Holz findet, es spaltet und die Spähne abspaltet, vergeht viel Zeit, die man anderweit viel vortheilhafter anwenden könnte."

Plötzlich wurde ich abgerufen, der Pope hatte einen Blutsturz bekommen. Als wir aufbrachen, es war bald 11 Uhr, sagte mir der Hauswirth: „Beeile Dich nur, denn viele werden wohl nicht mehr kommen, und wir werden bald anfangen." Ich mußte einige Zeit verweilen, und als wir nach etwa einer halben Stunde wiederkehrten, waren alle schon im kuala versammelt und die Ceremonie hatte bereits begonnen. „Etwas könnt Ihr immer noch sehen," sagte einer, „setzt Euch nur hin." Ich setzte mich also und besah mir das Lokal. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer auf der Erde an der der Thür gegenüber gelegenen Wand; in der linken Ecke war ein Brett ziemlich hoch in der Art eines Regales befestigt, drunter schwälte ein Holzspahn. An der Wand links von der Thür lief eine Bank, auf welcher wir saßen, davor in der Nähe der Ecke ein Tisch, besetzt mit kumyška und Bierflaschen, Fleisch, Brot und Grützbrei. Uns gegenüber am Tisch saß der Hausherr und kaute stillschweigend an einem Stück Fleisch. In der Ecke rechts von der Thür kauerte oder stand eine Anzahl Weiber. Die Männer saßen alle mit bedecktem Haupte und unterhielten sich ohne besondere Scheu oder Ehrfurcht. Ein einziger Bauer war etwas betrunken. Er besah anfangs begehrlich meine glimmende Cigarre und bat sich dann einen Zug aus derselben aus. Ich schenkte sie ihm, und nun kam einer nach dem andern und nahm einen kräftigen Zug aus derselben, worauf er sie mir wieder zurückerstatten wollte. Jetzt goß der Hausherr aus mehreren Flaschen kumyška in eine Schale, stellte sich mit derselben vor das Regal, hob irgend etwas, was ich nicht sah, wohl ein Glas mit kumyška, auf dasselbe und begann dann, immer zum Regal hinaufschauend, mit kläglicher Stimme zu murmeln. Am Ende des Satzes verstand ich immer die mit etwas lauterer Stimme gesprochenen Silben „oste", und auf das oste folgte immer ein Räuspern, ehem. Das wiederholte sich mehrere Male und jedesmal, wenn er „oste, ehem" gesagt, verneigte er sich, das Haupt entblößend und gleich wieder bedeckend, was auch alle Uebrigen, ich mit eingeschlossen, ehrfurchtsvoll mitthaten. Darauf trat er, immer murmelnd, ans Feuer, und nach dem „oste, ehem" goß er einige Tropfen ins Feuer. Jetzt machte er dasselbe noch einmal, wieder mit kumyška, genau in derselben Weise, mit demselben Räuspern nach dem Worte „oste" und ließ dann die Schale herumgehen; jeder, auch ich, nahm einen Schluck. Dasselbe wiederholte sich dann mit dem Bier, Brei, schwarzen und weißen Brot; mit jedem betete er in genau derselben Weise vor dem Regale und schüttete dann etwas ins Feuer. Als alles zu Ende war und einzelne Leute aufbrachen, gingen auch wir fort.

Filimonow hatte einmal bei einem andern Bauern einem Opfer von Anfang an beigewohnt und berichtete mir folgendermaßen. Zunächst schnitt der Opfernde unter Murmeln dem Opferthiere, einem Lamme, einige Haare ab und warf sie ins Feuer, schlachtete dann das Thier, fing das Blut auf, mischte etwas davon mit Salz und opferte dann dieses Gemisch; dann folgte das Uebrige in derselben Reihenfolge, wie ich es gesehen. Auch ihm war das Räuspern nach jedem „oste" aufgefallen.

Am Abend vor dem russischen Eliastage, dem 20. Juli, fuhr ich nach Gondyr gurt, einem Wotjäkendorf, 5 Werst von der Fabrik entfernt, um mir dort das Opfer anzusehen. Der mir von früher her bekannte Wotjäke, bei dem ich abzusteigen pflegte, sagte mir, wie ich schon früher wußte, daß er die heidnischen Gebräuche verlassen habe und nicht mehr opfere. Wir gingen daher zum Nachbarn und fragten ihn, ob er heute opfern werde. „Ja," sagte er etwas zögernd. „Wann wirst Du denn beten?" — „In der Nacht." — „Nun, wir wollen warten." — „Ich glaube," meinte er darauf nach einiger Zeit, „ich werde heute nicht beten." Ich redete ihm zu sich weiter nicht zu fürchten; sein Bruder legte, wie es schien, ein Wort für mich ein, und die Branntweinflasche in meiner Hand sprach auch kräftig zu meinen Gunsten, so daß er endlich sagte: „Wartet nur, bald könnt Ihr es sehen, wenn es Euch gefällt." Ich fragte ihn, ob er ein Schaf schlachten würde. „Nein," sagte er, „das ist schon geschlachtet;" und in der That bestätigten die Blutstropfen an seinen Stiefeln seine Behauptung.

Nachdem die beiden Brüder innerhalb etwa einer Stunde die Flasche geleert hatten, breitete die Frau ein weißes Tischtuch auf den Rasen des Hofes, setzte Teller mit Honig, Brot, Butter und kumyška darauf, einen zerbrochenen Topf mit glühenden Kohlen daneben, der Wirth aber, der bisher am lauen Sommerabend baarhäuptig gewesen, setzte seinen Hut auf und stellte sich mit dem Gesicht gen Osten vor das Tuch. Er schnitt ein Stückchen Brot ab, murmelte: „oste inmare!", verbeugte sich, das Haupt entblößend, bedeckte sich wieder und legte das Stück dann ins Kohlenbecken. Ebenso machte er es mit der Butter, dem Honig, dem kumyška. Dann wurde alles wieder abgeräumt. Ein Bursche von 16 bis 17 Jahren nahm das Kohlenbecken, drehte sich einmal um sich selbst und trug es fort. Die ganze Feierlichkeit dauerte kaum fünf Minuten. Während der Zeit schwatzte der Bruder des Hausherrn beständig. „Wir wissen selbst nicht, wozu wir in dieser Art beten und zu wem," meinte er unter anderm. „Wir haben es von unseren Eltern überkommen und vererben es unseren Kindern."

Wir heben, um Wiederholungen zu vermeiden, noch einige allgemeine Gesichtspunkte hervor. Bei allen Opferungen werden gewisse Regeln und Feierlichkeiten eingehalten, welche sich immer wiederholen. Der Opfernde bedeckt sich stets das Haupt vor der Ceremonie und verhält sich im Uebrigen, wie oben geschildert. Das Opfer ist bei den verschiedenen Gelegenheiten nicht immer das gleiche; so wird bei gewissen Gelegenheiten Geld oder Honig oder Eier geopfert, was bei den betreffenden Feiern besonders wird hervor-

gehoben werden. Immer wird Brot, Grützbrei und kumyska geopfert, Fleisch fast immer, doch giebt es Ausnahmen.

Aehnlich wie bei den Tschuwaschen dem Irich, so wird bei den Wotjäken dem voršud ein Theil des Opfers in natura dargebracht und unter dem Namen vyle muts'on oder vyle myts'kon, das hochgehobene Opfer, auf das džadžy gehoben. Wenn sich der schon beschriebene mudor genannte Kasten darauf findet, so wird das Opfer in denselben hineingethan. Ein anderer Theil des Opfers wird ins Feuer geworfen unter dem Namen tylas'kon, Feueropfer. Diese Reihenfolge wird immer eingehalten; nur an wenigen Tagen des Jahres wird, wie wir sehen werden, das tylas'kon fortgelassen, und das vyle muts'on allein dargebracht. Nach den Feiertagen wird dieses wieder herabgenommen und theils ins Feuer geworfen, theils verzehrt, theils bleibt es wohl auch auf dem džadžy liegen bis zum nächsten Feiertage. Der Opfertisch oder derjenige Tisch, auf welchem die zu opfernden Speisen stehen, ist stets mit einem weißen reinen Tischtuch bedeckt. Von jedem Opfergegenstande wird, nachdem zunächst die Götter das Ihrige bekommen, der Rest von den Betenden verzehrt, und zwar bildet das Opferessen einen unumgänglichen Theil der Ceremonie.

Die kuala-Opfer finden immer in der Nacht, am späten Abend statt, am Vorabende eines Feiertages, und zwar opfert zunächst etwa um 9 Uhr jeder Hausherr in seinem eigenen kuala und dann versammelt sich die Gemeinde, gewöhnlich aber nur eine kleine Anzahl, im gurt kuala, und jeder Theilnehmer händigt dem kuala ut'is eine Flasche kumyška, als seinen Antheil am Opfer, ein. Die Opferung findet dann gegen Mitternacht statt; nur in seltenen Fällen, die später hervorgehoben werden sollen, wird das kuala-Opfer am Tage, Vormittags oder Nachmittags, abgehalten. Am Vormittage des Feiertages, der meist mit einem christlichen russischen Feste zusammenfällt, wird die griechische Kirche besucht, und darauf giebt man sich den Freuden des Daseins hin.

Die Hainopferungen sind von den im kuala geübten kaum verschieden; nur werden sie stets am Vormittage ausgeführt, und statt des džadžy dient der Opfertisch (vyle mut'son džök).

Wir beginnen nun mit der Beschreibung des tol juon, des Winterfestes. Am Vorabende des Weihnachtstages bringt jeder Hausvater in seinem kuala mit seiner Familie dem inmar oder anderwärts dem inmar und kylts'in ein Opfer, bestehend aus Brot, Brei, Bier und kumyška und betet dabei:

„O, Gott inmar, kylts'in, wohl hütet und erhaltet, gewährt wohl zu leben und gedeihen, und glücklichen Fortgang. Dafür bringen wir euch Opfer dar und gedenken euer. Das gute Vieh erhaltet und vermehrt, gebt es nicht den wilden Thieren preis."

Gegen 11 Uhr Abends versammelt sich die Gemeinde beim kuala ut'is und gegen Mitternacht findet unter seiner Leitung die Opferung im gurt kuala statt. Am Weihnachtstage gehen alle, namentlich aber die Weiber, in die Kirche, und dann beginnt das Geschmause, das eine ganze Woche lang fortdauert. Dabei werden unglaubliche Quantitäten kumyška vertilgt. Am siebenten Tage wird die Austreibung des šaitan vorgenommen, eine Feierlichkeit, welche mit geringen Modifikationen sich überall in gleicher Weise wiederholt. In Gondyr gurt wurde das auf folgende Weise gemacht: Alle jungen Mädchen des Dorfes versammeln sich, bewaffnet mit Stöcken, die am vordern Ende neunfach gespalten sind, und schlagen in alle Ecken des Hauses und Hofes mit dem Rufe: „Den šaitan treiben wir aus dem Dorfe!" Nach der Austreibung werden die Knüttel unterhalb des Dorfes in den Fluß geworfen, da mag der šaitan zum nächsten Dorfe hinschwimmen und dort ebenso ausgetrieben werden [1]).

An anderen Stellen geschieht diese Austreibung auf folgende Art. Die unverheiratheten Männer erhalten von allen Häusern des Dorfes Grütze, Fleisch und kumyška, gehen damit aufs Feld, nicht aufs lud, und machen dort unter einer Tanne ein Feuer an, kochen die Grütze, und essen dann von den mitgebrachten Vorräthen nach Aussprechen der Worte: „Geh fort in die Wüste jagen, komme nicht ins Haus." Darauf begeben sie sich ins Dorf zurück, gehen in alle Häuser, wo sich junge Weiber (vil' kenak) finden und werfen diese in den Schnee mit den Worten: „Mögen die Krankheitsgeister dich verlassen." Der Rest der Grütze und übrigen Vorräthe wird dann in alle Häuser vertheilt, nach Maßgabe dessen, wie viel jedes beigesteuert hat, und alle Familien verzehren dann ihre Antheile. Ein Wotjäke des malmyžschen Kreises schilderte mir den Vorgang ganz ähnlich. Die Bursche sammeln von allen Häusern kumyška und Grütze und kochen letztere auf dem Felde. Während dieses noch geschieht, geht ein Theil der Burschen ins Dorf, dringt in die Häuser ein und wirft, wen sie finden, in den Schnee, was dann „šaitan austreiben" heißt. Wenn die Grütze fertig ist, wird von dem Brei und kumyška etwas ins Feuer geschüttet mit den Worten: „Gott Inmar, wirf keine Krankheiten und Seuchen (auf uns), gieb uns nicht den urbets' (Waldgeistern) preis."

Am wildesten scheint es nach Bechterew's Schilderung bei den kazanschen Wotjäken herzugehen: Zunächst wird dem Keremet (?) um Mittagszeit im lud geopfert; dann versammeln sich alle Männer beritten in der Mitte des Dorfes und berathen, mit welchem Hause man beginnen soll, wobei manchmal heftig gestritten wird. Darauf binden sie ihre Pferde an den Zaun, bewaffnen sich mit Peitschen, Lindenknütteln, Bündeln angezündeter Pergel, welche šaitan am meisten fürchten soll, und fangen nun an mit fürchterlichem Geschrei in alle Winkel des Hauses und Hofes zu schlagen, schließen darauf die Thür und speien aus auf den vertriebenen šaitan. So geht es aus einem Hause ins andere, bis der arme Teufel aus allen Hütten vertrieben ist. Darauf setzen sie sich auf die Pferde und reiten unter fürchterlichem Gebrüll, die Knüttel nach allen Seiten schwingend, zum Dorfe hinaus und werfen ihre Waffen außerhalb des Dorfes hin, dem šaitan noch einmal nachspeiend.

Das nächste Fest ist die russische Butterwoche, die achte Woche vor Ostern (vöi dyr, Butterzeit). Dieselbe wird eingeleitet durch die übliche Opferung im kuala. Der Hausherr opfert nur Grütze, Brot, kumyška und Bier, kein Fleisch, und betet dabei zum voršud: „Gott inmar, voršud. Für die Butterwoche beten wir, reichlich Fleisch und Brot, gutes Glück, zu leben und gedeihen gewähret; gutes Getreide, gutes Vieh gewähret."

Die ganze Woche hindurch wird gejubelt und gezecht, denn wohl in jedem Dorfe findet sich ein Brautpaar, das den ersten Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten (borys vetlys) begeht.

Bald folgt jetzt das Osterfest (badsim nunal juon, eigentlich: Fest des großen Tages).

In der Woche vor Palmsonntag werden in stiller Weise in jeder Familie die bei anderer Gelegenheit beschriebenen Todtenopfer dargebracht, werden Vorbereitungen zum großen

[1]) Was von der Bezeichnung šaitan zu halten ist, haben wir oben bereits erörtert.

Feste getroffen, und dies wird dann mit dem Waschen des kuala eingeleitet. Alle kuala, sowohl die privaten wie die allgemeinen, werden am Sonnabend vor Palmsonntag einer sorgfältigen Reinigung unterzogen (kuala mynts'o). In manchen Gegenden wird die ganze Nacht im gurt kuala wie im badzim kuala ein Feuer unterhalten und gewacht. Am Vormittage des Palmsonntag findet dann zunächst im privaten und dann im Dorf-kuala eine Opferung für den invu statt. Im letztern wird folgendes Gebet gesprochen: „O Gott invu, des großen Tages wegen beugen wir alle Dorfesbewohner uns. Reichlich Fleisch und Brot, glückliches Leben und Sein gewähre. Wohl hüte und erhalte des Dorfes Bewohner. Das Korn gieb nicht Würmern und Ungeziefer preis. Das Vieh hüte und vermehre wohl, gieb es nicht wilden Thieren preis!“

In einigen Gegenden wird am Montage der Osterwoche das gyž-dor gefeiert, das mir ein malmyžscher Wotjäke folgendermaßen schilderte.

Schon früh am Morgen versammeln sich die Bursche zu Pferde, sprengen im Dorfe herum, veranstalten Wettrennen und ziehen dann aufs Feld, machen dort ein Feuer an, kochen Fleisch und Eier und opfern dasselbe nebst Brot und kumyška dem mukylts'in.

Nach Aminoff findet das guždor šyd pös'ton, Gebet für reichlichen Graswuchs, überhaupt nach dem Schmelzen des Schnees statt; es werde dabei Brot, Grütze, Suppe ꝛc. dem Inmar dargebracht. Etwas später, wenn schon der Schnee fortgethaut ist und das Säen des Sommerkorns beginnt, wird mukylts'in, ebenfalls auf dem Felde, geopfert. Bechterew nennt das Fest okojaški oder gery̆ny kutškon und beschreibt es wie folgt: Der Tag, an welchem es stattfinden soll, wird zunächst von den Aeltesten des Dorfes eine Woche vorher bestimmt. Am Vorabend gehen alle in die Badstube und erscheinen dann am Morgen des Feiertages in ihren besten Kleidern. Die Männer reiten um Mittagszeit auf die Felder, ein jeder pflügt ein Stückchen auf und besäet es. Darauf werden Eier, Brei und mit Salz bestreute Brotstücke in die Erde gegraben, wobei man betet: „Nun, Mutter Erde, du hast uns bis jetzt ernährt, ernähre uns auch dieses Mal.“ Die Bursche sprengen darauf zu Pferde herum, die Kinder kollern Eier, die Alten machen sich ans Saufen. Die Weiber aber gehen mit Eimern aufs Feld, begießen die frische Saat, kehren darauf zurück und gießen den Rest des Wassers den Männern über den Kopf.

Aminoff beschreibt unter demselben Namen „gyrny poton“ eine ähnliche Feier, die gleichfalls beim Beginn des Pflügens veranstaltet wird, doch nur von jeder Familie einzeln auf ihrem Acker. Der Hausherr gräbt eine Grube und legt dort Eier, Pfannkuchen, Butter nieder als Opfer für mukylts'in; zugleich betet er, daß das Korn so groß werden möge wie Hühnereier; daß mukylts'in seine warmen Erdblutadern den Pflanzen zukommen lasse, die Felder vor Hagel und Frost bewahre, daß er warmen Regen und warme Winde für des Dorfes Marken sende und die Bauern in den Stand setze, auch den Göttern Opfer mitzutheilen.

Bei Rittich finde ich folgendes Gebet für diese Gelegenheit: „Gott segne und kräftige die Wurzel, so daß aus einem Korn 77 Aehren wachsen und diese sich in sieben Glieder theilen; daß das Stroh dick werde wie Schilfrohr. Gieb, Gott, daß die Körner groß würden wie Hühnereier.“

Im Malmyžschen findet dieses Opfergebet in der Regel am ersten Mai statt und alle opfern zu gleicher Zeit, doch jeder auf seinem Streifen. Die Feier führt dort den Namen geryšyd, während sie in der Umgegend der Fabrik kurek-puz ul'l'än, wörtlich Hühnerei-Treiben, genannt wurde, stets beim Beginn des Hafersäens begangen wird und nicht von Allen zu gleicher Zeit, sondern wie jeder Wirth gerade Zeit und Lust hat. Das geschieht so: Der Hausherr mischt im Säeschaff mehrere gekochte Eier mit dem Hafer und begiebt sich mit der ganzen Familie aufs Feld. Hier wird ein Loch von etwa einem Kubikfuß gegraben, davor ein weißes Tischtuch ausgebreitet und darauf Brot, Grütze, kumyška gestellt. Jetzt hängt sich der Hausherr das Schaff um den Hals und säet aus, was ihm gerade in die Hände fällt, bald reinen Hafer, bald solchen mit einem Ei. Das erste Ei, das auf die Erde fällt, wird aufgehoben und auf das Tischtuch gelegt, die übrigen werden gleichfalls von den Kindern gesammelt und bei Seite gelegt. Wenn das Schaff geleert ist, tritt der Vater zur Grube, legt das Ei vom Tischtuch in dieselbe hinein, legt Grütze dazu, schneidet ein Stück Brot ab und thut es dazu, gießt kumyška darauf, und betet: „O, Gott inmar, gutes Korn gieb, guten Regen gewähre und, um mit Segen und in reicher Fülle die Ernte einzubringen, gutes Wetter.“ Hierauf werden von den übrigen Eiern drei zerschnitten, unter die Anwesenden vertheilt und verzehrt, ebenso geschieht es mit dem Brot, worauf die Grube zugeschüttet wird. Die übrigen Eier werden dann gewöhnlich den Kindern geschenkt. Mein Kutscher, ein Russe, der in einem Wotjäkendorfe, übrigens eines andern Kreises, aufgewachsen war, bestätigte diese Schilderung und erzählte, daß er als Knabe zusammen mit anderen Kindern häufig in den dem Opfer folgenden Tagen nach dem Ei in der Grube gesucht, aber nie eins gefunden habe. Ob sie nun schlecht gesucht oder aber Jemand, vielleicht der tuno, es weggenommen habe, wage ich nicht zu entscheiden; doch ist das letztere wohl wahrscheinlicher. Mein Kutscher wie die Wotjäken aber waren der festen Ueberzeugung, daß inmar es sich geholt.

Uebrigens scheinen die Eier mit der Absicht gesäet zu werden, daß aus denselben wirklich Korn von der Größe eines Eies hervorwachsen möge, oder daß vielleicht das Korn am Ei ein Beispiel nehme. Aehnliche Folgerungen kann man machen, wenn man die Art und Weise, wie die Eier zugleich mit dem Hafer gesäet werden, und die von Aminoff wie von Rittich angeführten Gebete vergleicht. Ein malmyžscher Wotjäke erzählte mir, daß dieses Fest an einem von der Volksversammlung festgesetzten Tage um den 1. Mai herum begangen wird, derart, daß alle Familien zu gleicher Zeit opfern, jedoch jede auf ihrem Acker. Das Fest heißt dort geryšyd und wird auch dort Hafer zum Säen benutzt, und zwar soll dies das erste zur Saat gelangende Sommerkorn sein. Am Tage darauf findet ein gemeinsames Opfer auf dem Felde statt, wo ein Stier, ein Kalb und eine weiße Gans dargebracht wird. Die beiden ersteren Thiere können sich zwar in der Farbe von einander unterscheiden, dürfen aber nicht bunt sein, sondern einfarbig, weiß, roth oder schwarz. Nach Aminoff wird dieses letztere Opfer im Kasanschen du' kurbon, Saatopfer, im Wjätkaschen busy vös, Feldopfer, genannt, doch giebt er nicht genau die Zeit für dasselbe an. Dabei würden im Wjätkaschen verschiedenen Göttern Opfer gebracht. Mukylts'in das eine Jahr ein schwarzes Schaf, das andere ein schwarzer Ochse; inmar das eine Jahr ein Ochse (kein schwarzer), das andere Jahr ein weißes Schaf; der Göttin des Donners, guduri mumy, ein Schaf, dem Winde eine Ente und für die Geister der Abgeschiedenen gleichfalls eine Ente. Durch das Loos, pus kujan, werden dabei sechs Opferpriester (vös' jas'kis') ausgewählt, zwei für jeden der drei Götter, ebenso viele Schlachter (part's'as') und zwei Geldeinsammler.

Im Nylginschen[1]) heißt das Fest „Gebet für das Korn“. Dabei versammelt sich das ganze Dorf, Alt und Jung, Männer und Weiber auf einem eigens zu diesem Zwecke stets unbesäet gelassenen Platze auf dem Felde bereits am Nachmittage und verbleibt dort 24 Stunden. Die Opferungen geschehen unter Oberleitung des kuris'kis' oder voršud ut'is. Am ersten Nachmittage wird zuerst zu gleicher Zeit dem inmar und mukylts'in an zwei neben einander angemachten Feuern geopfert und darauf der guduri mumy. Dasselbe wiederholt sich am nächsten Mittage, wobei ein besonderes Gebet für Regen abgehalten wird, worauf alle Erwachsenen nach Hause gehen und dem voršud im kuala opfern, während die Kinder auf dem Felde bleiben und dem Winde (tyl oder töl) eine Ente opfern.

[1]) Ein Kirchspiel 30 Werst von der Fabrik.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein aus Jeniseisk in Bremen eingetroffenes Telegramm meldet: Die beiden Schiffe des Herrn Alexander Sibiriakow, der Dampfer „Oskar Dickson“ und der Schoner „Norrland“, welche bekanntlich (s. „Globus“ XXXIX, S. 176) in der Gyda-Bai vom Eise eingeschlossen wurden, sind als verloren zu betrachten; der Kapitän Nielsen mit vier Mann erreichte die Mündung des Jenisei, der Rest der Mannschaft reiste zu Lande nach Obdorsk. Der Verlust des „Dickson“ ist um so mehr zu beklagen, als an Bord desselben sich zwei kleine Dampfer befanden, welche im Anschluß an die Dampferverbindung mit dem Jenisei und auf diesem Strome selbst den Verkehr mit und auf dem wichtigen Nebenflusse des Jenisei, der Angara, vermitteln sollten.

— Nach einem Telegramm aus Wladiwostok traf das russische Kriegsschiff „Strelok“, welches aus der Bering-See zurückkehrte, wo es bis zum 67. Grade nördlicher Breite gekreuzt hatte, die Bremer Expedition der Gebrüder Dr. Krause (auf der Tschuktschen-Halbinsel, s. „Globus“ XXXX, S. 255) in bestem Wohlsein und war derselben behülflich.

— Die Aufnahme des Ostjordanlandes durch die englischen Lieutenants Conder und Mantell ist mit Glück begonnen worden. Nach Ankunft der Instrumente, welche sich etwas verzögerte, schloß Conder mit dem bekannten Scheich der Adnan-Beduinen, Goblan, einen Vertrag ab und überschritt den Jordan. Bei großer Hitze wurde eine Basis von 3,8 engl. Meilen Länge gemessen, und jetzt sind bereits einige Hundert englischer Quadratmeilen um Hesbon herum aufgenommen worden. Die merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, welche Conder bis jetzt gefunden hat, sind die Cromlechs, deren einige schon von früheren Reisenden erwähnt worden sind. Innerhalb dreier Tage konnte er deren 50 skizziren oder photographiren.

— Wo Oberlieutenant G. Kreitner, Graf Szechenyi's geographischer Begleiter auf dessen großen chinesischen Reise, von der Wüste Gobi (Kopi) oder Schamo spricht („Im fernen Osten“ S. 567 — wir kommen auf dieses eben vollendete und durch schöne, hoch interessante Abbildungen hervorragende Werk noch zurück), bemerkt er, daß dieses „oder“ im vorliegenden Falle ganz falsch angewendet wird, wenngleich selbst v. Richthofen „Gobi“ und „Schamo“ für gleichbedeutend hält. „Nach vielfachen Erkundigungen während unserer Reisen in der Wüste scheidet der Chinese die zwei Benennungen vollkommen von einander, so zwar, daß Kopi die Steinwüste und Schamo die Sandwüste bezeichnet. Während Ta-kopi ausgedehnte, mit kleinem Gerölle (größtentheils Porphyre und Quarze) bedeckte Theile der Wüste bedeutet, ist Kopi nur als eine lokale Bezeichnung für kleinere von Sandflächen und Dünen umschlossene Steininseln aufzufassen. Ich glaube diese Auslegung als richtig verbürgen zu können.“

— Die in Hongkong erscheinende „China Mail“ hat kürzlich einen Brief von einem ihrer Korrespondenten erhalten, welchem es gelungen ist, Chami am östlichen Ende des Tiënschan zu erreichen, wohin in letzter Zeit nur die beiden russischen Reisenden Sosnowski und Prschewalski vorgedrungen sind. Das Merkwürdigste an jenem Korrespondenten, der sich nur als „Pioneer“ unterzeichnet, ist, daß er seine Reise ohne besondere Geldmittel oder Ausrüstung unternommen und keine große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat. Wohin er seine Schritte weiter lenken will, giebt er nicht an; vielleicht ist Kuldscha sein Ziel.

Afrika.

— Ueber die mit Unterstützung der Frankfurter Rüppel-Stiftung unternommene Reise des Dr. W. Kobelt in Nordafrika und Spanien theilt die „A. Z.“ (8. Oktober 1881) einige interessante Daten mit. Der Zweck dieser vom 7. März bis zum 10. August d. J. dauernden Reise war die Untersuchung der Molluskenfauna zu beiden Seiten des westlichsten Mittelmeeres, um Gewißheit zu gewinnen über die Ausdehnung der ehemaligen Landverbindung zwischen Spanien und Afrika. Dr. Kobelt sammelte und beobachtete nach einander bei Oran, Maskara, Saida und Tlemsen im Westen Algeriens, dann bei Gibraltar und Algeciras, endlich bei Tanger und Tetuan. Das nördliche Marokko fand er so sicher, daß er überall ohne Bedeckung herumreiste. Die Berge um Tetuan mit ihrer interessanten Fauna fesselten ihn 18 Tage lang; er fand dort eine Anzahl von Mollusken-Arten, welche ausnahmsweise sicilischen Formen ungemein nahe stehen. Durch Spanien, wo er noch einige Zeit auf die Erforschung des Baskenlandes verwenden konnte, kehrte er nach Deutschland zurück. Als allgemein interessantes Resultat seiner Forschungen kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß der ehemalige Landzusammenhang zwischen Spanien und Marokko sich nicht auf die Säulen des Herkules beschränkt, sondern östlich mindestens bis zum Meridian von Oran und Cartagena gereicht hat.

— Der Vorstand der British Association hat bei seiner letzten Sitzung in York auf Antrieb mehrerer Sektionen sich für eine wissenschaftliche Erforschung der ostafrikanischen Schneeberge Kenia und Kilimandscharo ausgesprochen, 100 Pf. St. für diesen Zweck ausgesetzt und beschlossen, deswegen sich mit dem Vorstande der Kgl. Geographischen Gesellschaft in Verbindung zu setzen.

— Briefe von Rev. T. J. Comber und anderen Baptisten-Missionären am Congo melden, daß dieselben bereits Stationen in Isangila und Mbu unweit der Ngombi-Fälle errichtet haben und nur Verstärkung abwarten, um auch Ibin am Stanley Pool zu besetzen.

— Auf Betreiben der Lissaboner Geographischen Gesellschaft hat sich die portugiesische Regierung entschlossen, eine Anzahl „civilisatorischer Stationen“ in ihren afrikanischen Besitzungen zu errichten. Die Besatzung einer jeden soll aus einem Befehlshaber, einem Arzte, einem Priester und 12 Handwerkern bestehen. Kolonisten sollen durch Landschenkung

und Unterstützung während einer bestimmten Zeit zur Ansiedlung veranlaßt werden.

Australien.

— Nach dem Census vom 3. April 1881 zählten die Eingeborenen der australischen Kolonie Südaustralien im engern Sinne (d. i. von der südlichen Meeresküste bis 26° südl. Br.) 5628, von denen 3198 dem männlichen und 2430 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es standen 244 Männer bei Europäern in Diensten. Die Kinder beliefen sich auf 883, d. i. 478 männlich und 405 weiblich. Wenn der im Jahre 1876 stattgefundene Census die Eingeborenen von Südaustralien nur mit 3953 registrirt, so weist das keineswegs auf einen natürlichen Zuwachs hin, denn die Todesfälle in diesem Zeitraum stellten sich um 110 höher als die Geburten. Die Zunahme resultirt vielmehr allein aus einer beträchtlichen Einwanderung von Eingeborenen aus dem Innern des Kontinents nach dem Süden. Die Eingeborenen in dem zur Kolonie Süd-Australien gehörigen, sogenannten Northern Territory zählten auf dem Gebiete von Port Darwin an der Nordküste bis zum südlichen Breitengrade von Barrow's Creek, 166 deutsche Meilen südlich von Port Darwin, 718, und zwar 280 männlich und 438 weiblich, darunter 136 Kinder (59 männlichen und 77 weiblichen Geschlechts). Nur 29 Männer standen bei Europäern in Arbeit. Auffällig ist, daß, während bei den Eingeborenen in Süd-Australien das männliche Geschlecht das bei weitem zahlreichere ist, im Northern Territory dagegen das weibliche vorherrscht. Die Zahl der Eingeborenen in Central-Süd-Australien ist unbekannt. Einige Reisende wollen dort viel Eingeborene angetroffen, andere wieder gar keine gesehen haben.

— Auf den wasser- und baumlosen, aber ziemlich begrasten weiten Ebenen, welche sich von Port Eucla an der Großen Australischen Bucht nordwärts erstrecken, hat man endlich in der Tiefe von 291 Fuß gutes Wasser in reichlicher Menge angebohrt.

— Eine wohlausgerüstete Expedition unter Generalmajor Feilding, der von Mr. John Robinson begleitet wird, ist am 4. August dieses Jahres von Brisbane nach dem Golfe von Carpentaria aufgebrochen, um eine gute Route für die geplante transkontinentale Eisenbahn ausfindig zu machen.

— Die Regierung der Kolonie Queensland hat beschlossen, daß hinfort alljährlich nicht 2000 Personen, wie bisher, sondern 4000 aus Europa auf Kosten der Kolonie frei nach Queensland befördert werden sollen. In Australien ist zur Zeit durchaus kein Mangel an Arbeitern, und Queensland ist gerade die Kolonie, welche sich ihres tropischen Klimas wegen Auswanderern am wenigsten empfiehlt. Aber man braucht dort recht billige Arbeitskräfte für die Plantagen im Norden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Man erinnert sich der Jahre langen blutigen Kriege, welche auf der Nordinsel von Neu-Seeland die Kolonisten mit den Maoris zu führen hatten. Ein eigentlicher Friede war bisher nicht geschlossen. Die Maoris behaupteten sich als absolute Herren des sogenannten Waikato-Gebietes, im Innern der Nordinsel, nachdem ihnen die Kolonisten einen beträchtlichen Theil ihres Gebietes entrissen und annektirt hatten. Aber die Besiedelung desselben führte immer wieder zu neuen Streitigkeiten und Fehden, und die ausgeschickten Feldmesser wurden oft genug davon gejagt, ja getödtet. Im Waikato-Gebiete herrschte Tawhiao, der König der Maoris, der schmollend sich gegen alle Europäer streng abschloß und alle Versuche, einen freundlichen Verkehr mit ihm einzuleiten, abwies. Endlich nun scheint der König andern Sinnes geworden zu sein. Die letzte australische Post meldet, daß er am 11. Juli dieses Jahres mit den vornehmsten Häuptlingen in der nördlichen Grenzstadt Alexandra (am Waipa-Flusse und 22½ Meilen südlich von Auckland) eingetroffen sei, um dem Major Mair, dem Repräsentanten der Kolonialregierung von Neu-Seeland, siebenzig Schießgewehre zu Füßen zu legen, zum Zeichen, daß er hinfort Frieden und friedlichen Verkehr wolle. Für die Kolonisten ist dieser endliche Ausgang von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Es wird ihnen nunmehr sicher das schöne und fruchtbare Waikato-Gebiet für Verkehr und Handel erschlossen werden, und auch die Schwierigkeiten, welche der Vollendung des Baues der großen Centraleisenbahn, welche von Auckland im Norden mitten durch die Insel nach Wellington im Süden an der Cookstraße laufen soll, bisher im Wege standen, werden wegfallen.

— Auch auf Neu-Seeland sind, ähnlich wie auf dem Kontinent Australien, die Sperlinge zur Landplage geworden, und man bereut jetzt die Thorheit, sie vor einem Decennium aus Europa importirt zu haben. Um vor ihrer Gefräßigkeit die Saaten zu retten, sahen sich in diesem Jahre die Farmer der Provinz Canterbury gezwungen, auf den Feldern Weizen, der mit Strychnin vergiftet war, auszustreuen, und es wurde dadurch eine solche Menge Sperlinge getödtet, daß man sie scheffelweise zusammenlesen konnte.

— In diesen Tagen — so wird der „Allg. Ztg." von der Ostseeküste, 20. August, geschrieben — kehrt das Kanonenboot 1. Klasse „Nautilus" nach Kiel zurück, nachdem es seit dem Frühling 1874 unablässig die australischen Gewässer durchkreuzt hat. Die neue kürzlich vom Stapel gelaufene Glattdeckskorvette „Carola" segelt in den nächsten Tagen von Kiel nach Australien, und die Volldeckskorvette „Elisabeth" Anfangs Oktober nach Japan. In den australischen und ostasiatischen Gewässern kreuzen stets 4 bis 5 Korvetten und große Kanonenboote. „Diese große Zahl der deutschen Kriegsschiffe in den fernen Meeren hängt mit dem jetzt in Berlin verfolgten Plan zusammen, in der Südsee deutsche Strafkolonien (?) und vielleicht auch ausgedehnte Handelsniederlassungen zu errichten und zu diesem Zweck passende Küstenstriche oder Inselgruppen zu erwerben. Die Offiziere aller dort befindlichen Kriegsschiffe müssen die ausgedehntesten Beobachtungen in klimatischer, geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht über alle Länder, die sich hierfür eignen dürften, anstellen und darüber genaue Berichte nach Berlin einsenden."

— König Kalakaua von Hawaii hoffte bei seiner Anwesenheit in Lissabon eine Uebereinkunft mit der portugiesischen Regierung betreffs Auswanderung einer großen Anzahl — wenn möglich, mehrerer Tausender — von Eingeborenen von Madeira und den Azoren nach den Sandwich-Inseln abzuschließen. Mehrere hundert Einwohner von Madeira sind bereits dorthin ausgewandert und sollen sich als Arbeiter in den Zuckerrohrfeldern bewährt haben, da sie an ein ähnliches Klima gewöhnt und an Kraft und Ausdauer den Sandwich-Insulanern sowohl, wie den chinesischen Kulis weit überlegen sind.

Nordamerika.

— Am 2. Juli d. J. hat der Kaiser von Oesterreich in einer Streitsache zwischen England und der Republik Nicaragua dahin entschieden, daß die Souveränität Nicaraguas über das Mosquito-Gebiet (welche dieser Republik von England durch den am 28. Januar 1860 zu Managua geschlossenen Vertrag abgetreten wurde) nicht eine volle und unbeschränkte, sondern eine durch die den Mosquito-Indianern zugestandene Autonomie eingeschränkte sei. Auch soll die Republik nicht berechtigt sein, von Waaren, welche in das Gebiet des Freihafens Greytown eingeführt oder aus demselben ausgeführt werden, Ein- oder Ausfuhrzölle zu erheben.

Polar-Gebiete.

— Wie den „Times" aus S. Francisco, 27. September, telegraphirt wird, berichtete der Kapitän eines dort eingetroffe-

nen Walfischfängers, daß er den Zollkutter „Corwin" (s. o. S. 224) gesprochen habe, welcher im Namen der Vereinigten Staaten von Wrangelland förmlich Besitz ergriffen habe. Von dem Polarfahrer „Jeannette" sei keine Spur entdeckt worden.

— Einem in London aus Hammerfest eingetroffenen Telegramme zufolge langte der Dampfer „Louise" (s. oben S. 192) dort am 19. September an, nachdem er die Reise nach dem Jenisei glücklich vollendet hatte. Am 22. Juni war er von Bremerhafen abgegangen.

— Aus St. Johns auf Neufundland wird gemeldet, daß Mr. Clay, welcher im vergangenen Jahre an Kapitän Howgate's mißglückter Polarexpedition theilnahm und den Winter mit Dr. Pavy zusammen in Disko zugebracht hat, im „Proteus" (s. oben S. 240) heimgekehrt ist. Pavy dagegen hat sich dem Greeley'schen Beobachtungskorps angeschlossen. Durch Mr. Clay hat er einige Abhandlungen über Naturgeschichte und über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen in der Umgebung von Disko heimgeschickt.

— Dem New York Herald ist von Prof. Nordenskjöld aus Stockholm, 13. Oktober, folgendes Telegramm zugegangen: „Kapitän Johannesen, Kommandant der „Lena" bei Prof. Nordenskjöld's Expedition, ist eben von Jakutsk zurückgekehrt. Er meldet, daß ein Jakute von einem Bulund-Dorfe berichtet, er habe am 13. September (n. St.) 1879 an der Lena-Mündung einen Dampfer gesehen. Vermuthlich ist derselbe die „Jeannette" gewesen. Der Dampfer Louise, welcher am 19. September vom Jenisei nach Tromsö zurückkehrte, berichtet, daß einige Samojeden von der Mündung des Jenisei im letzten Winter zwei Leichname von Europäern und eine Flasche Whisky gefunden haben. Dies ist bemerkenswerth, da man von keiner europäischen Schiffsbemannung weiß, welche dort im letzten Jahre verloren gegangen wäre."

Vermischtes.

— Ueber das Vorkommen von Pfahlbauten schreibt Dr. Otto Kuntze (Um die Erde S. 23 f.): „Palmenbäume haben wir auf Portorico sieben Arten gefunden. Von Palmen sind zum größten Theil die Negerhütten gebaut; diese sind pfahlbauartig, also nicht direkt dem Boden aufsitzend, was auch für Holzbauten sehr unzweckmäßig wäre, weil es am Boden faulen würde, weil sich die Bewohner des Ungeziefers und laufender Thiere kaum erwehren könnten und weil es viel mehr fiebererzeugend wäre; bei Pfahlbauten werden die dem Boden entsteigenden Miasmen durch den Wind leichter verweht. Es ist daher ein Irrthum der meisten Anthropologen, daß sie bei Pfahlbauten immer Sümpfe und Gewässer vermuthen. Die Pfahlbauten findet man fast überall in den Tropen bei Naturvölkern und relativ wenige davon sind vom Wasserleben bedingt. Wenn wir alte Pfahlbauten meist nur aus Gewässern und Sümpfen ausgraben, so ist dies ja leicht dadurch erklärlich, daß sie nur dort von Schlamm eingebettet und dadurch uns fossil erhalten wurden, während die Pfahlbauten in den Wäldern unserer ältesten Vorfahren spurlos verschwinden mußten.

— Lexikon der Handelsgeographie von Emil Jung. (564 S. und eine Karte. Leipzig 1882. Bibliographisches Institut.) Eines von 38 Nachschlagebüchern, deren jedes ein besonderes Fach umfaßt und von einem Fachmanne mit richtigem Verständnisse der Vorkenntnisse, welche beim Laien vorauszusetzen sind, verfaßt ist. Vorliegendes Lexikon beschränkt sich nur auf das, was Handel und Verkehr, Produktion und Industrie, Bank- und Vereinswesen, Usancen, Zölle, Münzen, Maße und Gewichte zc., ferner auf Konsum und alle den Ex- und Import bestimmenden Verhältnisse Bezug hat, und unterstützt diese Angaben durch sorgfältig geordnetes, aus den neuesten und zuverlässigsten Quellen geschöpftes, statistisches Material, fast ausnahmslos den Resultaten eigner Berechnungen des Verfassers. Für die Aufnahme der einzelnen Orte ist lediglich die industrielle oder kommerzielle Bedeutung, namentlich soweit sie uns Deutsche angeht, maßgebend gewesen, so daß hier Plätze gefunden werden, welchen ihre Bevölkerungsziffer kaum eine Stelle unter den Städten anweist, während größere, für den Handel aber bedeutungslose Orte keine Erwähnung fanden. So sind alle wichtigen Seeplätze zugelassen, ohne Rücksicht auf ihre Größe, namentlich sind die Sitze aller deutschen Konsulatsbehörden aufgenommen.

— Dr. A. H. Post in Bremen hat seine verdienstvollen, von uns früher gewürdigten juristischen Forschungen auf völkerkundiger Grundlage fortgesetzt und bei Schulze in Oldenburg jetzt den zweiten Band seiner „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft" veröffentlicht. Die am ersten Bande hervorgehobenen Vorzüge lassen sich auch diesem zweiten nachrühmen; derselbe behandelt die Friedensgenossenschaft, die Bildung von Ständen und Kasten, die Entstehung von Standesunterschieden, des Häuptlings- und Königthums, Versammlungen und Räthe, den Feudalisationsproceß, das Vermögensrecht und die Steuern. Ein gutes Register fehlt nicht und am Schlusse findet sich eine systematische Zusammenstellung der in den verschiedenen juristisch-ethnologischen Schriften des Verfassers behandelten Materien. Völkerkundige haben den Werth der Post'schen Arbeiten lange eingesehen — mögen sie mehr, als bisher geschehen, Beachtung bei den Rechtskundigen finden!

— « Dr. G. E. Burkhardt's kleine Missions-Bibliothek in zweiter Auflage gänzlich umgearbeitet von Dr. R. Grundemann, deren Erscheinen im Jahre 1876 (bei Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig) begann, liegt nun in vier stattlichen Bänden, deren jeder drei Abtheilungen umfaßt, vollendet vor. Ein ausführliches Register ist beigegeben. Daß Dr. Grundemann die geeignete Person ist, ein derartiges Werk abzufassen, hat derselbe bereits durch seinen „Missionsatlas" bewiesen, und die jetzt vollendete „Bibliothek" zeigt gleichfalls wieder, in wie hohem Maße er den Stoff bemeistert. Auf geographischer und ethnographischer Grundlage entwickelt er an der Hand der Quellen die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Missionen in Amerika, Asien, Afrika und der Südsee. Bei der Wichtigkeit, welche das Missionswesen auch für den Geographen und Ethnographen hat, empfehlen wir das vorliegende Werk denselben als ein durchaus zuverlässiges; es braucht nicht hervorgehoben zu werden, welche Verdienste Missionäre sich um Geographie, Völkerkunde und Linguistik erworben haben. Nach allen diesen Richtungen werden unsere Fachgenossen manche neue Thatsache und Anregung in dem vorliegenden, zu einem großen Theil auf Missionsschriften basirten Werke finden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

X.

Seine Begleiter sandte Crevaux von Para aus bis auf Apatu nach Surinam zurück und entschloß sich, da er nicht im vollen Winter nach Europa zurückkehren wollte, zu einer Reise nach dem obern Amazonenstrome. Unterwegs erst (!) brachte er in Erfahrung, daß mehrere der größten Nebenflüsse desselben noch völlig unbekannt sind, und da man damals gerade viel vom Iça oder Putumayo sprach, welcher fast bis zu den Anden schiffbar ist und eben flüchtig von dem colombianischen Kaufmanne Rafael Reyes befahren worden war, entschloß er sich rasch diesen Strom kennen zu lernen. In Manaos kaufte er Lebensmittel und Tauschgegenstände und nahm Passage nach Tonantins unweit der Mündung des Iça. Als er aber gerade im Begriffe stand, die Fahrt anzutreten, wurde Apatu krank und die Eingeborenen weigerten sich, den Reisenden zu begleiten, weil der Iça sehr ungesund und reich an Insekten sei, welche die Menschen Tag und Nacht quälten; zudem sei die Jahreszeit nicht günstig, die Ufer überschwemmt, die Strömung reißend und man brauche fünf Monate, um die Quelle des Flusses zu erreichen. So fuhr denn Crevaux weiter stromaufwärts bis zur Grenze von Brasilien und Peru, nach Tabatinga, wo er der Abfahrt von Kautschuksammlern beiwohnte. Dann machte er Ausflüge nach dem Javary, wo er die Pflanze in Blüthe fand, welche am obern Amazonenstrome zur Bereitung des Curare dient. In Peru ist das Pfeilgift nicht dasselbe wie in Guayana; die Grundlage bildet dort Strychnos Castelneana, so benannt nach dem französischen Reisenden, welcher die Pflanze zuerst auffand.

Nach Para zurückgekehrt, traf Crevaux Verabredungen mit dem Eigenthümer eines Dampfers, der den Iça so weit als möglich hinauffahren sollte, um eine Ladung Chinin aufzunehmen. Am 29. März 1879 schiffte er sich auf dem „Canuman" ein.

Der Iça oder Putumayo, einer der Hauptzuflüsse des Amazonenstromes, hat nicht weniger als 1600 km Länge und entspringt unweit Pasto auf dem Ostabhange der Anden, ist aber keineswegs ganz unbekannt. Schon die spanischen Eroberer kannten seine Hauptquellen; an seinem Nebenflusse San Miguel findet man Stellen, wo einst nach Gold gesucht wurde, und von Pasto aus haben Jesuiten bei den spärlich vorhandenen Indianern Bekehrungsversuche angestellt. Wie die Einheimischen erzählen, ist ferner vor etwa 30 Jahren ein aufständischer General, Orando mit Namen, vor den Truppen der neugrenadischen Regierung zum Iça geflohen und ist denselben auf einem Floße bis zum Amazonenstrome hinabgefahren. Sodann suchten gegen Ende des Jahres 1871 drei Franzosen, welche an dem Kommuneaufstande sich betheiligt hatten, ihr Glück in den Anden zu machen, gingen aber in Folge eines Streites nach drei verschiedenen Richtungen aus einander. Der erste, Jacques, im Lande unter dem Namen Santiago bekannt, starb am Rio Yapura in Folge eines Schlangenbisses; der zweite, Christophe, wurde am Putumayo von den Orejones-Indianern gefressen, und der dritte ist am Rio Napo verschollen. Von ihnen erhielt man natürlich ebenso wenig, wie von den brasilianischen Sklaven, welche sich gelegentlich nach den Quellen des Putumayo flüchteten, irgend

Der Amazonenſtrom bei Tabatinga. Abfahrt von Kautſchukſammlern. (Nach einer Photographie.)

welche geographische Nachrichten über den wichtigen Strom. Erst im Jahre 1864 suchte ein junger Columbier, der oben erwähnte Rafael Reyes, einen Weg für die Chinarinde, welche er am östlichen Abhange der Anden entdeckt hatte, schiffte sich auf einem Boote auf dem Guineo, einem Quellflusse des Putumayo, ein und erreichte, Tag und Nacht fahrend, in weniger als einem Monate den Amazonenstrom. Dann begab er sich sofort nach Rio de Janeiro und erhielt für seine Chinarinde freie Durchfuhr durch das brasilische Reich. Einige Monate später fuhr er den Iça wieder hinauf, diesmal nicht mehr in einem Boote, sondern mit zwei kleinen Dampfern, von denen er den einen, die brasilianische Regierung den andern befrachtet hatte. Bei dieser Gelegenheit hat Reyes mit Hilfe des Portugiesen Bissau eine Kompaßaufnahme des Flusses von seiner Mündung bis Cantinelo, wo die Dampfschifffahrt ein Ende nimmt, gemacht, die freilich nur eine sehr rohe Skizze genannt werden kann. Endlich hat eine brasilianische Kommission unter Costa Azevedo den Fluß bis zur Einmündung des Mrari, d. h. anderthalb Stunden Fahrens weit von der Mündung aus, aufgenommen. Es gab also noch keine Karte des Iça-Laufes oberhalb Cantinelo, eine Lücke, welche Crevaux mit möglichster Sorgfalt auszufüllen bemüht war. Da der Dampfer bei dem niedrigen Wasserstande öfters auflief, so ließ der Kapitän zahlreiche Lothungen ausführen, um einen Kanal zu finden, und diese hat der Reisende gleichfalls in seine Karte eingetragen.

Ein Dampfer auf dem Iça. (Nach einer Photographie.)

Am 15. April, gegen 7 Uhr Abends, langte er an der Mündung des Iça an; es stehen dort auf hochgelegenem, mit Gras bewachsenem Terrain fünf Hütten, welche den Weiler San Antonio bilden, und wo einige brasilianische Beamte zur Erhebung der Eingangszölle von colombianischen Waaren stationirt sind. Die Schifffahrt ist zunächst so leicht, daß der 2 m tiefgehende „Canuman“ mit voller Dampfkraft, wie auf dem Amazonenstrome, laufen konnte; doch hinderte die starke Strömung (2 Seemeilen per Stunde) ein rasches Vorwärtskommen. Um 5 Uhr Morgens wurde Halt gemacht, um Holz einzunehmen, und einige mit der Grenzbewachung beauftragte brasilianische Soldaten zu landen. Der Posten, eine Bretterhütte, liegt auf einem Hügel von 4 bis 5 m Höhe. Während Crevaux die Breite und Tiefe (12 m) des hier eingeengten und schnell fließenden Flusses maß, stöberte Apatu in dem Garten des Wachthauses herum und kam mit den Samen einer Malvacee zurück, welche die Roucouyennes in ihren Lichtungen anbauen. Mit einem Aufgusse derselben waschen sie ihre Hunde, wenn sie auf die Jaguarjagd gehen, weil der sehr scharfe Moschusgeruch der Samen dem Tiger höchst zuwider ist. Diese Pflanze (ambrette, Bisamstrauch), Hibiscus abelmoschus genannt) wird auch bei der Parfümerie verwendet, wie Crevaux nachträglich erfuhr. Verhält es sich in der That so, wie die Roucouyennes angeben, so, meint er, könnten sich die Pariser galanten Damen ungestraft in die südamerikanischen und vielleicht auch die bengalischen Urwälder wagen. Und warum hat der Jaguar solchen Abscheu vor dem Moschusgeruche? Weil alle seine

Die Flüsse
IÇA UND YAPURA
aufgenommen von
Dr. J. Crevaux
1879.

Maassstab 1:7,500,000.
Kilometer.
Dr. Crevaux' Route. Höhen in Meter.

74° à l'Ouest du Méridien de Paris

Dressé par J. Hansen

Feinde danach riechen, das Pekarischwein, dessen Herden er nicht gewachsen ist, die Schlangen, der Kaiman.

Weiter um 5 Uhr 50 Minuten. Der Strom wird breiter und umschließt große Inseln. Am rechten Ufer mündet der kleine See Carananca mit schwarzem Wasser, an welchem einige Ticunas-Indianer vom Fange der Schildkröten und Pirarucu-Fische leben. Um Mittag fährt der Dampfer zwischen den beiden großen Piranas-Inseln hindurch und passirt bald darauf die Spitze Tauari, so genannt nach einer Leguminose, deren Bast von den Anwohnern des Iça wie von den Roucouyennes wie Cigarettenpapier verwendet wird. Um fünf Uhr bemerkte man am rechten Ufer, etwas unterhalb des Krik Kereju, mitten in der weit überschwemmten Niederung einen circa 1 m hohen Uferrand, einen der wenigen Punkte, welcher unglücklichen Bootreisenden zum Lagerplatze dienen kann. Bei Anbruch der Nacht fuhr man in den nur 30 m breiten Arm Ke'ue ein, der so tief war, daß der Lootse die Fahrt selbst in der Dunkelheit unbekümmert fortsetzte. Um 6 Uhr des folgenden Tages bemerkte man am rechten Ufer eine kleine Maniokpflanzung, die ein Brasilianer mit Hilfe einiger halb civilisirter Ticunas-Indianer bebaut, und $3^1/_2$ Stunden später den Krik Mrari, welcher die Grenze zwischen dem brasilianischen Kaiserreiche und den früheren spanischen Besitzungen bildet. Dort stand sonst der brasilianische Grenzposten, der wegen der Ungesundheit des Ortes verlassen werden mußte; es wird aber schwer halten, für denselben eine bessere Lage am Unterlaufe des Flusses ausfindig zu machen, denn abgesehen vom Fieber, welches in diesen kaum über den Wasserspiegel hervorragenden Gebieten überaus heftig auftritt, hat man Tag und Nacht von Tausenden von Insekten zu leiden, bei Tage von der kleinen schwarzen Pion-Fliege, welche besonders am Rücken der Hände und Füße Blut saugt, bei Nacht von Moskitos.

Um 2 Uhr 50 Minuten wurde gehalten, um für die jungen Stiere, welche sich als Proviant an Bord befanden, Gras zu schneiden. Dabei wurden einige Lothungen vorgenommen, um einen guten Ankerplatz ausfindig zu machen.

Hütte der Orejones-Indianer am Iça. (Nach einer Photographie.)

In der Mitte des Flusses maß man 7 m und am Ufer, welches aus frisch angespültem Lande besteht, 4 m. Gewöhnlich ist er am konvexen Ufer weniger tief und reißend, und dort fahren auch die Boote stromauf, während die Dampfer, um nicht aufzufahren, den großen Krümmungen, also dem konkaven Ufer folgen müssen. Letzteres fällt steil ab und wird unmerklich vom Flusse weggespült, welches die großen Bäume unterwäscht, so daß sie bei Hochwasser umstürzen. Der Erdboden aber wird an das gegenüberliegende Ufer geführt, wo er sich hinter einer vorspringenden Spitze festsetzt und sich bald mit zartem Grase (capin) bedeckt. Rasch wird dasselbe von großem Schilfrohre verdrängt, aus welchem sich die Indianer ihre Pfeile schneiden; einige Monate später schießen Bäume mit hohen Zweigen (Clibadium) auf, und in ihrem Schatten entwickeln sich wieder mächtigere Waldbäume, deren Samen in dem schlammigen Alluvium schon enthalten waren. Um 5 Uhr zeigte sich am linken Ufer die Insel Curuarta; so nennen die Roucouyennes die Bogensehne und auch eine Art Aloë, deren Fasern sie verweben. Eine Stunde später sah man eine kleine verlassene Hütte mit grasbewachsenem Strohdache, welche auf Bissau's Karte in großen Lettern als „San Christoval“ prangt; sie war indessen nur das Obdach des oben erwähnten Kommuneflüchtlings Christophe. Um 10 Uhr Abends ankerte der Dampfer vor dem Rio Yahuas, dem ersten großen Zuflusse des Iça; dort kam am nächsten Mittag ein Peruaner an Bord, welcher ausschließlich mit Sassaparilla und Curare handelt, und brachte zehn Schüsseln Fische und vergiftete Pfeile. Von ihm erfuhr Crevaux mancherlei über jenes Pfeilgift, dessen Hauptbestandtheil der Rinde von Strychnos Castelneana entnommen wird. Crevaux sammelte Theile dieser Pflanze am Amazonenstrome unterhalb Tabatinga und am Javary. Er brachte ferner in Erfahrung, daß die Quellen des Yahuas unweit von denen des Pebas liegen; in $2^1/_2$ Tagemärschen kann man von dem einen Flusse zum andern gelangen, wie es der Franzose Paul Marcoy gethan hat. Die Mündung des Yahuas ist 12 Stunden Dampfschifffahrt oder 60 Seemeilen von der brasilianischen Grenze am Rio Mrari entfernt, von der Mündung des Iça 240 Seemeilen.

26. April. Um 2 Uhr wird der Fluß, der eine kleine Hügelkette durchbricht, plötzlich schmal und fließt mit einer Ge-

schwindigkeit von mehr als 4 Seemeilen die Stunde. Diese merkwürdige Enge erinnert an den Obligado im Rio Parana in der Argentinischen Republik; daß Crevaux sie aber auf seiner Karte „Passage des Thermopyles“ getauft hat, halten wir für mindestens geschmacklos. Oberhalb der Enge wird der Fluß wieder so breit, daß der Kapitän aus Furcht vor dem Auflaufen Lothungen vornehmen ließ; die geringste Tiefe aber fand man zu 3 m, die Breite zu etwa 1000 m. Diese stille Wasserfläche nennen die Colombianer „Remanso“. Um 6 Uhr befand man sich an einer Stelle, wo das thonige Ufer 8 bis 10 m hoch ansteigt; die Colombianer hatten dort früher einen Grenzposten gehabt. Am Abend erreichte man den Remanso Andreas, 82 Seemeilen vom Yahuas entfernt.

Als der Dampfer am 2. Mai anhielt, benutzte Crevaux die Zeit, Orejones-Indianer, welche circa 8 km vom rechten Ufer entfernt wohnten, aufzusuchen. Dieselben haben noch steinerne Aexte in Gebrauch und als Kleidung ein aus Weiden geflochtenes Band; nicht nur ihre Ohren und Ohrläppchen, sondern auch die Nasenflügel und Lippen sind durchbohrt. 30 Personen leben in einer großen, mit Palmblättern bedeckten Hütte (maloca); den Reisenden empfingen sie mit dem Geschrei „osu, osu!“, von dem er annimmt, daß es „Freund“ bedeute. In der umgebenden Lichtung fand er auf Pfählen fünf menschliche Schädel, die sich jetzt im Pariser Museum befinden; es hat sich aus dem Studium derselben ergeben, daß sich die Indianer vom Iça nicht von denen Guayanas unterscheiden.

Irdenes Geschirr der Orejones-Indianer.

Zehn Tage hinter einander ging die Fahrt unablässig weiter, abgesehen von den kurzen Aufenthalten, welche beim Einnehmen von Holz entstanden. Von den Repiniuna-Inseln an, welche am Morgen des dritten Mai passirt wurden, fuhr der Dampfer nur noch bei Tage, und von da an zeigt Crevaux' Fluß-Aufnahme auch keine Lücke mehr. Am selben Morgen zeigte sich auch die erste Gefahr, eine Sandbank, welche Apihy getauft wurde, nach dem Namen eines Dampfers, welcher beim Hinabfahren mit einer Ladung von Chinarinde dort auffuhr.

Der Dampfer „Canuman“ in Cuemby.

5. Mai. Der Dampfer brach kurz vor Sonnenaufgang auf, gerieth aber bald in einen dichten Nebel, der bis 7 Uhr anhielt, so daß er nur ganz langsam fahren konnte und von 6 Uhr 20 Minuten an eine Stunde lang ankern mußte. 7. Mai (14. Tag). Während der Nacht war der Fluß um 1 Fuß gefallen, was um so beunruhigender war, als man sich schwierigen Stellen näherte. Besondere Vorsicht erfordert die Passage der Stelle Cosacunti (gerade unter dem Aequator gelegen), wo der Fluß sehr breit, aber nur 2 bis 3 m tief ist, so daß man das Fahrwasser mit dem Lothe in der Hand suchen muß. Beim Umfahren der Insel Patana gerieth der Dampfer mehrmals auf Grund und mußte schließlich umkehren; dicht am rechten Ufer fand er dann besseres Fahrwasser. Weiter oberhalb bietet eine große Sandbank Hindernisse dar und ebenso die Nähe der Cantaro-Inseln, so benannt, weil man dort einen alten indianischen Kochtopf gefunden hat. In den folgenden Tagen lief der Dampfer wiederholt auf, und zweimal so stark, das ihn nur ein leichtes Anwachsen des Stromes, welches sich glücklicherweise über Nacht einstellte, aus seiner mißlichen Lage befreite. Am 8. Mai fuhr er deshalb nicht, ohne daß beständig gelothet wurde, und so langsam, daß ein Fußgänger bequem mit ihm hätte Schritt halten können. Am 9. Mittags erreichte man den Weiler Concepcion (circa 78° westl. L.

Paris und etwas nördlich vom Aequator), welcher von etwa 20 halbcivilisirten Indianern bewohnt wird. Dieselben reisen mitunter nach dem Yapura, indem sie einen kleinen, 2 km weiter oberhalb einmündenden Nebenfluß des Iça hinauffahren, dann drei Tage über Land gehen und hierauf den Mecaya, einen Zufluß des Yapura, hinauffahren. Die Nacht überraschte unsern Dampfer unweit des großen, von rechts kommenden Zuflusses San Miguel, an welchem kräftige Indianer von sehr mildem Charakter wohnen; durch Waschen gewinnen sie aus dem Flußsande etwas Gold, das sie an colombianische Händler verkaufen. Um 2 Uhr passirte man das Indianerdorf Montepa, dessen Bewohner sich mit Rocou (Orlean) und Genipa ähnliche Muster, wie die Oyampys am Oyapok, auf den Leib malen. Ihre Weiber verfertigen sehr niedliches Geschirr und verzieren es mit Mustern; Crevaux hat Proben davon mit heimgebracht. Um 5 Uhr 10 Minuten bemerkte der Reisende, welcher sich gerade vorn auf dem Schiffe befand, zuerst im Nordnordwesten einen hohen Berg, und „Los Andes“ riefen seine Gefährten in Begeisterung. Gleich darauf gerieth das Schiff auf den Grund und mußte an dieser Stelle die Nacht zubringen. Ein leichtes Anwachsen des Flusses machte es am folgenden Tage (11. Mai) wieder flott. Am 12. Mai war die Schifffahrt, trotzdem die Wassermenge abnahm, leichter, als an den vorhergehenden Tagen, da der Fluß in diesem höher liegenden Gebiete nur halb so breit, dafür aber doppelt so tief ist, und Inseln nicht vorhanden sind. Um 8 Uhr fuhr man bei dem Bache Yuminia vorbei; in der Nähe desselben lagen zwei Hütten, von brasilianischen Negerinnen bewohnt, welche diese mindestens vier Monate dauernde Reise nicht gescheut hatten, um der Sklaverei zu entfliehen.

Um ³/₄9 Uhr befahl der Kapitän die Anker auszuwerfen. Der „Canuman“ hatte sein Ziel erreicht und befand sich vor Cuemby, einer Ansiedelung von drei Hütten, wo die Compagnie Reyes eine Ladung Chinarinde hatte niederlegen lassen. Das Barometer stand auf 733,5 mm, was einer Höhe von ungefähr 265 m über dem Meeresspiegel entspricht. Die Temperatur ist dort sehr gut zu ertragen: um 7 Uhr Morgens zeigte das Thermometer 21¹/₂⁰, um 10 Uhr 25⁰ und um Mittag 26⁰ C. an.

Zuñi und seine Bewohner.

Im Sommer des Jahres 1879 sandte das Ethnologische Büreau der Vereinigten Staaten eine Expedition von mehreren Gelehrten nach den Territorien Neumexiko und Arizona, um Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Pueblos-Indianer zu studiren und zugleich Sammlungen von Steinwerkzeugen und Thongeräthen alter und neuer Zeit für das Washingtoner Nationalmuseum vorzunehmen. Eine Frucht jener Expedition liegt heute in Gestalt einer kleinen, „Zuñi and the Zuñians“ betitelten Schrift vor uns, in welcher der Verfasser, T. E. Stevenson, seine während des längern Aufenthaltes in Zuñi gemachten Beobachtungen zusammengestellt hat.

Die Bewohner der zahlreichen am Rio Grande gelegenen Pueblos haben sich seit vielen Generationen schon alle mehr oder minder mit den Mexikanern vermischt und dadurch viel von ihrer ursprünglichen Eigenart eingebüßt. In den isolirteren Pueblos jedoch, in Moqui, Zuñi und einigen anderen, ist dies nicht der Fall gewesen, und wie sich hier die alten Sitten und Bräuche des Volkes, die Bauart der Häuser, die Anfertigung von Werkzeug und Geräth schon seit Jahrhunderten fast ganz unverändert erhalten haben, so lebt auch unter dem heutigen Geschlechte noch frisch und deutlich die von altersher überlieferte Sage und Geschichte seiner Vorfahren: freilich vielfach phantastisch ausgeschmückt, aber doch unverkennbar hinweisend auf das alte Kulturvolk dieser Gegend, das in prähistorischer Zeit, ehe es sich in den merkwürdigen Felsenwohnungen der Cañonwände von Neumexiko und Arizona niederließ und seine starken Thurmbauten auf den hohen Tafelländern errichtete, in den Thälern der Flußläufe gelebt haben muß, wo noch heute ungeheure, an Trümmern interessanter Alterthümer reiche Steinhaufen von den Laren und Penaten einer uralten Civilisation erzählen.

In mehr als einer Hinsicht darf das im westlichen Neumexiko (unter 35⁰ 1′ nördl. Br. und 91⁰ 2′ westl. L.) gelegene Zuñi für das interessanteste aller heute noch vorhandenen Pueblos gelten. Seine Bewohner haben sich ihre Sprache, die nach Professor Powell einen der vier Hauptstämme bildet, auf die alle Pueblo-Dialekte zurückzuführen sind, vollkommen rein erhalten; in Bezug auf die politische und sociale Organisation ihrer Gemeinde aber sowie auf den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht nehmen sie die höchste Stufe unter allen Stadtindianern des Südwestens ein.

Durch ihre eigenthümliche Bauart gleicht die Stadt Zuñi, die sich am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses auf einem 40 Fuß hohen Hügel ausbreitet, einem ungeheuern Bienenkorbe. In einer Folge von vier oder fünf Terrassen sind die steinernen, meist zweistöckigen Häuser mehr auf- als übereinander gebaut; das Dach des untern bildet immer den Vorflur oder den Hof des darauf folgenden. Wie starke Festungsbauten liegen diese seltsamen Stufenthürme rings um die beiden großen Plätze und zu beiden Seiten der geraden Straßen, aus denen das Pueblo besteht. Die oberen Häuser sind nur durch hohe Leitern zu erreichen, die von außen angelegt sind und die früher bei feindlichen Angriffen von den Bewohnern emporgezogen oder ihrer Sprossen beraubt wurden. Die Häuser der untersten Reihe jedoch, die in den anderen Pueblos, als die am meisten exponirten, ganz ohne Thüren gebaut wurden und nur durch eine ebenfalls mit einer Leiter zu erreichende Oeffnung im Dache betreten werden konnten, sind in Zuñi sämmtlich mit Thüren versehen und sollen dies nach der Angabe der Bewohner auch schon von altersher gewesen sein. Für den Fall der Noth, wo die Eingänge in einer besonderen Weise fest verschlossen und verrammelt wurden, besitzt jedoch auch hier noch jedes Haus einen Zugang durch eine Luke im Dache. Die kleinen Fenster in diesen merkwürdigen Gebäuden wurden vor nicht gar langer Zeit noch ausschließlich mit Glimmerplatten verschlossen, heute sind Glasscheiben bei den Bewohnern von Zuñi schon sehr beliebt und bezahlen sie gern jeden Preis für dieselben. Die inneren Räume in einem gewöhnlichen Hause, vier oder fünf an der Zahl, sind in den älteren Gebäuden ungemein niedrig, die Thüren nur gebückt zu passiren; in neuerer Zeit aber baut man auch in Zuñi schon in etwas größeren Dimensionen,

wenn auch unverändert nach dem alten Plane. Der Hauptraum ist manchmal mit Fliesen gepflastert, meistens aber werden die Fußböden ebenso wie die Wände mit röthlichem oder weißem Thon getüncht, eine Arbeit, die in ganz eigenthümlicher Weise und allein von den Frauen ausgeführt wird.

Jedes Haus wird nur von einer Familie bewohnt, und zwar leben heute gemeinhin die ärmeren Einwohner von Zuñi in den oberen Häuserreihen, die Reichen in den unteren. Es ist dies fast der einzige sociale Unterschied, der in dem Pueblo existirt, wo der primitive Zuschnitt des Lebens die ganze Bevölkerung gewissermaßen zu einer großen Familie macht. Nur der Alkalde, der indianische Stellvertreter des Gouverneurs, macht eine Ausnahme von jener Regel: er bewohnt das höchstgelegene Haus des Pueblo, von wo aus er allmorgendlich dem Volke die Anordnungen des Gouverneurs verkündet und andere etwa nothwendige Proklamationen erläßt. Von den inneren Räumen des Hauses wird nur einer, und zwar nicht einmal immer der größte, als eigentlicher Wohnraum benutzt. In diesem einen Gemach arbeitet, ißt und schläft die ganze Familie; an einem unter dem Dache angebrachten Balken hängt hier der größte Theil ihres Besitzes an Kleidungsstücken: nur die werthvollsten Gewänder, die bei den religiösen Tänzen getragen werden, sind in einem der anderen Räume sorgfältig aufbewahrt. Auf einem an der Längswand des Gemaches angebrachten Herde bereitet hier auch die Squaw die Speisen, backt das beliebte Waiawi, ein dünnes, oblatenartiges Weizenbrot, und braut das Lieblingsgetränk der Bewohner von Zuñi, ein süßes, nicht berauschendes Bier aus gekeimtem Weizen. Eine zweite Feuerstätte im Hause und der große, im Freien befindliche Backofen neben demselben, der während des größten Theils des Jahres den Hunden zum Aufenthalte dient, werden nur in einigen Herbst- und Wintermonaten zur Zeit der religiösen Feste und Tänze benutzt, wo die Weiber von Zuñi fast ausschließlich mit der Bereitung von allerhand seltsamem, eigenthümlich geformtem Festgebäck beschäftigt sind.

Sehr merkwürdig, weil von altersher in der gleichen Weise und mit dem gleichen Geräth betrieben, ist die Mehlbereitung der Zuñi-Indianer. In jedem Hause befindet sich ein im Fußboden befestigter offener Kasten, der aus Sandsteinplatten hergestellt und von rechteckiger Form, 5 bis 10 Fuß lang und etwa 20 Zoll breit und tief ist. Durch steinerne Zwischenwände in mehrere Abtheilungen getheilt, enthält er als Boden in jeder derselben einen im Winkel von 45 Grad geneigten flachen Mahlstein von verschiedener Glätte. Auf diese schrägen Steinböden der einzelnen Abtheilungen wird das Korn geschüttet und von den Weibern, die in gebückter Haltung vor dem Kasten knien, mit einem flachen Stück vulkanischer Lava, das sie möglichst fest aufdrücken, unermüdlich auf- und abgerieben. Die gleichmäßige, anstrengende Bewegung wird nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, um das Korn wieder zwischen die Steine zu schieben, oder um das Zermahlene von einem gröbern auf einen feinern, d. h. in eine andere Abtheilung des Kastens zu bringen, bis es sämmtliche passirt und dadurch den gewünschten Grad der Feinheit erlangt hat.

Sind die Indianer von Zuñi in dem eben beschriebenen primitiven Verfahren, wie in noch so manchem andern, auf dem Standpunkte ihrer Voreltern stehen geblieben, so haben sie auf anderm Gebiete sogar entschiedene Rückschritte gemacht. Die alten Thonwaaren, die in dem Cañon de Chelly und San Juan aufgefunden worden sind, übertreffen an Feinheit des Materials, an Schönheit und Gleichmäßigkeit der Glasur und an Symmetrie der Formen bei Weitem die Produkte der heutigen Keramik in Zuñi sowohl wie in den anderen Pueblos. Und doch sind auch diese heutigen Thonwaaren, die in Zuñi ausschließlich von den Weibern angefertigt werden, sehr beachtenswerthe Leistungen, auch wenn man nicht einmal die primitiven Hilfsmittel, deren sie sich zu der Herstellung bedienen (von der Anwendung eines Rades ist nicht die Rede), in Betracht zieht. Die vor dem Brennen der Gefäße mit einem Pinsel aufgetragene dekorative Malerei zeigt nicht nur in den Schnörkeln und Mustern, sondern gerade in den häufig angebrachten Thier- und „Teufel“-Gestalten eine überraschende Leichtigkeit und Freiheit der Zeichnung.

Bemerkenswerthe Produkte der häuslichen Industrie von Zuñi sind auch die kunstvollen Stickereien und Gewebe der Weiber. Die in einem hellern Tone von Blau gehaltenen gestickten Borten an ihren dunkelblauen Gewändern sind sehr effektvoll und erinnern in der Ausführung an chinesische Arbeit. Wahre Kunstwerke der Weberei aber sind die breiten Gürtel von feinstem Gewebe, die auf rothem Grunde ein eingewebtes geschmackvolles Muster in grüner und weißer Farbe zeigen. Der einzige Färbestoff, den die Indianer besitzen, ist Indigo; alle anderen Farben verschaffen sie sich erst durch den Handel mit den Weißen.

Was nun die äußere Erscheinung der Indianer von Zuñi anbetrifft, so sind die Männer der Mehrzahl nach unter der Durchschnittsgröße der Amerikaner, die Frauen durchweg klein und zierlich, sehr regelmäßig gebaut und mit auffallend kleinen Händen und Füßen. Bis auf sieben oder acht Individuen haben sämmtliche Bewohner des Pueblos dunkles Haar; diese sieben oder acht Ausnahmen aber (drei Männer, zwei oder drei Weiber, ein achtjähriges Mädchen und ein ganz junges Kind) sind Albinos, und es ist ein sehr interessantes physiologisches Faktum, daß nicht zwei von ihnen einer und derselben Familie angehören. Sie haben helles, goldblondes Haar und eine ungemein zarte Hautfarbe, aber sämmtlich so schwache Augen, daß sie dieselben auch gegen das gewöhnliche Tageslicht schützen müssen. Stevenson fand die Angaben früherer Besucher der Pueblos, denen zufolge die Albinos in diesen Indianerstädten von der Stammesgemeinschaft ausgeschlossen würden und von dem übrigen Volke getrennt leben müßten, in Zuñi wenigstens nicht bestätigt. Sie lebten hier in ganz verschiedenen Familien, die älteren unter ihnen waren sämmtlich verheirathet und hatten gesunde Kinder; von irgend einer Ausschließung von socialen, politischen oder religiösen Rechten war nicht die Rede.

Eines sonderbaren in Zuñi herrschenden Gebrauchs mag hier zugleich Erwähnung gethan werden: unmittelbar nach der Geburt wird den Kindern männlichen Geschlechts ein fester, aus Asche und Wasser gekneteter Teig auf das Gesicht gelegt, und wird dieses Verfahren, das das Wachsen eines Bartes verhindern soll, während der ersten Kinderjahre fleißig fortgesetzt.

Von den mannigfachen Beschäftigungen der Weiber von Zuñi ist oben schon die Rede gewesen; die Männer treiben verschiedene Handwerke, beschäftigen sich aber der Mehrzahl nach hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Ihre Herden bestehen nur zum kleinsten Theile aus Rindern; vorzugsweise ziehen sie Schafe, Ziegen, Pferde und „Buros“, eine eigenthümliche Art kleiner Esel, die ihnen als Lastthiere dienen, während sie die Pferde ausschließlich zum Reiten benutzen. Einige Schweine, Hühner und zahllose Hunde gehören außerdem noch fast zu jedem Hausstande in Zuñi.

Ziemlich mannigfaltig sind auch die Produkte ihrer Bodenkultur: Weizen, Roggen, Bohnen, Gurken, Melonen

und Kürbisse, Pfirsiche und verschiedene Arten von Gewürzen werden mit gutem Erfolge angebaut. Den Tabak, den die Männer von Zuñi in kleinen Strohcigarretten zu rauchen pflegen, kultiviren sie nicht selber, sondern erhalten ihn durch den Handel mit den Weißen. Sehr bemerkenswerth ist die alte unter ihnen herrschende Sitte, stets den ganzen Ertrag der Getreideernte eines Jahres im Vorrathshause der Stadt aufbewahrt zu halten, um für einen etwa eintretenden Mißwachs oder andern Nothfall ausgerüstet zu sein. Einige der zu dem Pueblo gehörenden Farmen und Obstgärten liegen 10 bis 20 englische Meilen von demselben entfernt; doch befindet sich auch dicht am Fuße des Hügels von Zuñi eine Anzahl seltsamer kleiner Gärten, in denen hauptsächlich Melonen und Gewürzpflanzen gezogen werden. Während in vielen anderen Pueblos das System der acequias allgemein gebräuchlich ist, wenden die Bewohner von Zuñi keinerlei künstliche Bewässerung für ihre Felder und Gärten an. In den natürlich bewässerten Thälern bauen sie ihr Getreide, die Obstgärten aber legen sie vorzugsweise auf der Höhe der „Mesas“ an, den kleinen getrennten Plateaus von Neumexiko, wo die größere atmosphärische Feuchtigkeit dem Gedeihen der Pflanzungen günstig ist. Der Hauptsache nach verlassen sie sich eben gänzlich auf den Regen, und der Häuptling, der denselben herbeizurufen hat, versteht seine Sache so gut, daß er nie einen Bitt-Tanz um Regen anordnet, wenn er nicht mit Sicherheit annehmen kann, daß innerhalb der nächsten zwei Tage ein Gewitter kommen wird.

Das Regierungssystem von Zuñi entspricht in seinem patriarchalischen Zuschnitt freilich nur einer verhältnißmäßig tiefen Stufe der Civilisation, ist jedoch in seiner Art vollkommen und genügt den Bedürfnissen des Volkes in jeder Hinsicht. Der Gouverneur ist ex officio der oberste Richter, vor dem alle Angeklagten verhört werden, und sein Urtheil ist entscheidend, doch steht ihm ein aus den Civilbeamten des Pueblo zusammengesetzter Rath in der Ausübung dieses Amtes zur Seite.

Alles was Stevenson über Sage und Geschichte des Volkes von Zuñi in Erfahrung gebracht hat, wurde ihm durch Pedro Pino mitgetheilt, einen der ältesten und intelligentesten Einwohner des Pueblo und zugleich den einzigen unter der ganzen Bevölkerung, der eine hinreichende Kenntniß der spanischen Sprache besitzt, um mit der Außenwelt verkehren zu können. Nach seinen Angaben sollen die Vorfahren der heutigen Bewohner von Zuñi vor grauen Jahren einmal im Cañon de Chelly in Arizona gelebt haben, wohin sie vor den Navajos und Apaches, ihren alten Feinden, geflohen waren. Nachdem sie diese Wohnsitze aufgegeben, hätten sie sich dann für eine Zeit lang im Lande zerstreut, aber bald infolge der fortgesetzten Beunruhigungen durch jene Feinde den Entschluß gefaßt, sich wieder zu gegenseitigem Schutze zu vereinigen. Damals sollen sie auf der Stelle des heutigen Zuñi ihre erste Stadt erbaut haben. Das Unglück verfolgte sie aber auch hier: sie mußten vor einer gewaltigen Ueberschwemmung abermals flüchten und siedelten sich nun auf der etwa zwei englische Meilen von der Stadt entfernten Mesa an. Der Sage nach soll das Wasser bis dicht an den Rand des 1000 Fuß über dem Thale sich erhebenden Plateaus gestiegen und schließlich nur durch Darbringung von zwei Menschenopfern zum Fallen gebracht worden sein. Ein hoch von der Mesa emporragender Felsen, an dessen zackigem Gipfel man etwas wie zwei kolossale menschliche Gesichter erkennen kann, gilt noch heute bei dem Volke von Zuñi für das auf wunderbare Weise in Stein verwandelte Bild der beiden damals in die Fluthen geworfenen Opfer.

Schon mehr auf historischem Boden fußt eine andere Sage, die von einem Konflikte zwischen jenen Bewohnern der Mesa und den Spaniern erzählt. Die letzteren unternahmen einen Angriff auf das Volk von Zuñi, um die vermeintliche Ermordung eines Priesters zu rächen, der vor vielen Jahren als Missionär hierhergegangen und nicht wieder zurückgekehrt war. Derselbe hatte aber nicht etwa seinen Tod hier gefunden, sondern sich, was in Wahrheit ja oft genug vorgekommen ist, unter dem Volke niedergelassen, dessen Lebensweise ihm zusagte, und da er sich von den Seinigen vergessen glaubte, sich schließlich ganz mit den Indianern identificirt. Erst nachdem die Spanier mehrere Tage lang gegen die Niederlassung auf der Mesa angestürmt und von oben mit gewaltigen herabgeschleuderten Steinen empfangen worden waren, wurde den Angegriffenen der Grund dieser Feindseligkeiten. bekannt, und beschlossen sie, den Irrthum wegen der Ermordung des Priesters aufzuklären. Dieser mußte eine Botschaft an die Spanier verfassen und dieselbe, da kein Papier vorhanden war, auf ein glattgeschabtes Schaffell schreiben, das dann um einen Stein gewickelt und zu den Angreifenden hinabgeworfen wurde. Hierauf über das Schicksal des Vermißten beruhigt, sollen die Spanier sogleich abgezogen sein.

Sehr auffallend ist bei dieser Sage ihre fast vollkommene Uebereinstimmung mit einer Episode, die sich nach den Angaben anderer Schriftsteller bei Coronado's Angriff auf Cibola zugetragen haben soll: die Annahme, daß Cibola, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem spanischen Mönche entdeckte seltsame „Land der sieben Gemeinden“, eins gewesen sein müsse mit dem heutigen Zuñi gewinnt dadurch immer mehr an Wahrscheinlichkeit.

Die heute noch vorhandene Ruinenstätte auf der Mesa ist sehr ausgedehnt und läßt auf eine bedeutende Größe der alten Ansiedlung schließen. Die Häuser waren gänzlich aus Steinen erbaut, die so sorgfältig ausgesucht und so gut aufeinandergepaßt sind, daß sie wie behauen erscheinen; viele von den Mauern stehen heute noch in einer Höhe von acht oder zehn Fuß. Nach dem tief ausgetretenen Fußpfade zu urtheilen, der vom Thale zur Mesa hinaufführt, muß die Ansiedlung von vielen Generationen bewohnt worden sein. Zwischen der Mesa aber und dem heutigen Zuñi befinden sich noch zwei Trümmerstätten, nach Pedro Pino's Erzählung die Ueberreste der Wohnsitze, die das Volk nach seinem endlichen Verlassen der auf der Höhe gelegenen Niederlassungen gründete. Aber auch hier wurde es von seinen Erbfeinden heimgesucht, und es zeigte sich bald, daß man entweder besondere Maßregeln zur Vertheidigung und zum Schutze treffen oder aber nach den unbequemen und von den Feldern im Thale so weit abgelegenen Bergfesten zurückkehren mußte. Damals soll nun eine große Versammlung aller Pueblos dieser ganzen Gegend abgehalten und in derselben nach langen Berathungen der Entschluß gefaßt worden sein, ruhig in den tiefer gelegenen Theilen des Landes zu bleiben, ihre Städte in Zukunft aber als Festungen, d. h. die Häuser so über einander zu bauen, daß die oberste Reihe eine gute Warte abgeben mußte, während die Konsolidirung der ganzen Gebäude für den Fall eines Angriffs eine starke und sichere Verschanzung gewähren mußte. So kehrte denn das Volk von Zuñi wieder nach dem kleinen Hügel am Flusse zurück, wo ihre Vorfahren einst schon gewohnt hatten, und erbauten auf ihm ihre heutige Stadt.

Ungenau und lückenhaft, wie diese Tradition ohne Zweifel in den Einzelheiten ist, zeigt sie doch deutlich, daß es lediglich das Bedürfniß einer ausreichenden Vertheidigung der ganzen Gemeinde gegen die Angriffe ihrer Feinde gewesen ist, was die Veranlassung zu der seltsamen und wohl einzig

dastehenden Bauart der Häuser in Zuñi und mehreren anderen Pueblos gegeben hat.

In Bezug auf die Mythen und abergläubischen Vorstellungen des interessanten Volkes ist bis jetzt nur wenig mitzutheilen; denn ohne eine richtige Kenntniß der Sprache kann man ja nur unbestimmte Schlüsse ziehen aus dem Anblick der sonderbaren Zaubertänze, die eine so hervorragende Rolle in ihrem Kultus und ihren religiösen Ceremonien spielen. Das religiöse Oberhaupt von Zuñi ist der Kazike; er ist in den Augen des Volkes unfehlbar und sein Wille Gesetz für Alle. Seine täglichen Wanderungen nach der Mesa, um den Aufgang der Sonne von dort zu beobachten, haben die Veranlassung zu der irrigen Annahme gegeben, daß in Zuñi etwas wie ein Sonnenkultus bestehe; doch hat dieser Brauch keinerlei religiöse Bedeutung, sondern nur den rein praktischen Zweck der Zeitbestimmung. Schon von altersher hat sich nämlich unter den Indianern von Zuñi eine gewisse Kenntniß des Sonnenjahres vererbt und wissen sie, daß ihr neues Jahr fünf Tage nach dem Zeitpunkte beginnt, wo der Schatten in einem bestimmten Winkel gegen die Mesa fällt. Für den Gottesdienst und die verschiedenen Gebräuche bei demselben scheint ein strenges und festes Ritual zu bestehen. In der Ausübung seines Amtes bei den religiösen Ceremonien wird der Kazike von sechs Gehülfen unterstützt, deren Aemter erblich sind; auch ein „weiblicher Kazike“ gehört zu dem geistlichen Personal, eine Frau nämlich, deren einzige Obliegenheit ist, den großen Mann zu bedienen. Alljährlich bestimmt dieser zehn Männer des Pueblos, die ein Jahr lang das komische Element in den heiligen Tänzen repräsentiren müssen und die daneben einen großen Einfluß in allen geistlichen Angelegenheiten ausüben. Viele von den Tänzen werden bei Tage auf den offenen Plazas ausgeführt, auf deren einer noch die alte spanische Kirche steht; die feierlichsten Ceremonien aber finden bei Nacht in den Häusern und immer vor einem Altar statt. Von dem Kaziken aufgefordert, dürfen Fremde diesen seltsamen Feiern beiwohnen, und anstatt der unsittlichen, mitternächtigen Orgien, von denen die alten spanischen Priester und auch noch manche heutige Berichterstatter erzählen, gewahren sie dann wohl mit Erstaunen, wie hier eine ganze Folge von feierlichen Handlungen, die augenscheinlich eine tiefere Bedeutung haben, mit größtem Ernst und vollkommener Würde ausgeführt werden. Einen seltsamen Schmuck der Theilnehmer an den heiligen Tänzen bildet eine am rechten Bein befestigte Klapper, die aus Schildkrötenschale und mehreren daran gehängten kleinen Fußknochen einer Ziege besteht. Es hielt sehr schwer, eine solche Klapper, die das Eigenthum der „Kirche von Zuñi“ ist, für die ethnographische Sammlung zu erhalten, fast ebenso schwer, wie einen von den geweihten, zierlichen Thonkörben, die zur Aufnahme des heiligen Mehles dienen, das vor den Tänzern, auf den Altären und über verschiedene andere zum Gottesdienste gehörige Gegenstände ausgestreut wird.

Die estufas oder Tanzhäuser, die in einigen Pueblos rund sind und von den übrigen Häusern ganz abgesondert stehen, sind in Zuñi von rechteckiger Form und stehen mit den Wohngebäuden in einer Reihe. Von den großen Feuern, die in diesen Häusern immer brennend erhalten werden sollen, gewahrte Stevenson in Zuñi nichts, doch ist es trotzdem nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß ein gewisser Kultus des Feuers sich auch unter den Einwohnern dieses Pueblo vorfindet. Sie haben einen heiligen Ruf nach Feuer, der bei den meisten ihrer religiösen Ceremonien erschallt; die Aufführung einiger ihrer Tänze wird stets dadurch verherrlicht, daß in den Straßen des Pueblo gewaltige Feuer angezündet werden, und nach altem Brauche nimmt in Zuñi keine Familie das tägliche gemeinsame Mahl ein, bevor nicht etwas von den Speisen ins Feuer geworfen und dasselbe mit einer bestimmten Formel aufgefordert worden ist, das Opfer zu verzehren.

Eine eigenthümliche Erscheinung in Zuñi sind die zahlreichen, von den Eingeborenen in großen Käfigen gehaltenen und sorgsam gepflegten Adler. Dieselben sind indessen nicht, wie dies von früheren Reisenden mit aller Bestimmtheit behauptet worden ist, heilige und als göttlich verehrte Vögel: nur um ihrer Federn willen, die bei allen religiösen Ceremonien zur Ausschmückung der Altäre und als Hauptschmuck für die Festtheilnehmer dienen, werden sie von den Indianern gefangen und in den Käfigen verpflegt.

Eines seltsamen und bei dem friedlichen Volke von Ackerbauern überraschenden Zuges erwähnt Stevenson noch: wie die nomadisirenden Wilden des Westens skalpiren diese Stadtindianer ihre gefallenen Feinde und während sie stolz darauf sind, daß sie noch nie einen weißen Mann getödtet haben, rühmen sie sich gern mit der größten Ostentation des Besitzes zahlreicher Skalpe von den Navajos, den Erbfeinden ihres Volkes. Charakteristisch ist auch ihr tiefeingewurzelter Haß gegen das mexikanische Volk. Nur in seltenen Ausnahmefällen darf ein Mexikaner die Stadt betreten; nie aber werden sie ihm erlauben, ihren feierlichen Tänzen beizuwohnen, da sie fest überzeugt sind, daß seine unheilvolle Gegenwart das erwünschte Gute, das sie durch ihren Tanz zu erreichen gedenken, in das Gegentheil verwandeln müsse.

Dies sind in Kürze die hauptsächlichsten Mittheilungen Stevenson's über das interessante Volk von Zuñi. Wie es ja kaum anders sein kann, lassen uns die vereinzelten Aufzeichnungen des der Sprache unkundigen Reisenden einstweilen noch manche Angaben vermissen, die zu einem klaren Bilde von dem Leben und Treiben in dem Pueblo unentbehrlich sind: sie genügen indessen, um uns erkennen zu lassen, welch ein reiches Feld für die wissenschaftliche Forschung sich in diesen wenig bekannten kleinen Indianergebieten noch vorfindet. Hoffentlich wird die amerikanische Regierung bald — so lange es noch Zeit ist! — die geeigneten Schritte thun, um die archäologischen und ethnographischen Schätze der Pueblosgebiete zu heben.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

III.

3. Die Thalbildung des Westplateaus.

Vom Hohneckmassiv strahlen vier Höhenrücken aus, zwei nach Norden und zwei nach Süden. Die südliche Zweitheilung ist leicht verständlich: denn da wir den östlichen Zug derselben, welcher nördlich das Thurthal begrenzt, weder in der Hauptaxe des Gebirges finden, noch derselbe als Wasserscheide irgend einen andern als nur lokalen, ganz in das Gebiet der Vogesen fallenden Einfluß hat, so kann er trotz seiner bedeutenden Höhe, Breite und Länge nur als Seitenarm betrachtet werden, der vom Hauptkamm des Gebirges ausgeht. Die Wasserscheide zwischen Oberrhein und Mosel bildet der zweite südliche Zug, der nach Südwesten gerichtet in etwas unregelmäßigem Verlauf die Hauptaxe des Gebirges fortsetzt und am Rheinkopf südlich zunächst die Ronde tête, dann den Grand Ventron (1209 m), den Wildkatzen- (oder Hasen-) Kopf, die Felzacher Höhe, die Ronde feigne, die Drumontgipfel (1226, 1208 m; der höhere ist der Felleringerkopf), den Steinkopf (1192 m), den deutschen Kopf (1004 m), die tête de neuf bois (1234 m), die Gipfel des rothen Vasen, obersten Bers, Steinbergs u. s. w. (1124 m, 1249 m, 1100 m) trägt und im Elsässer Belchen (1290 m) endet. Fast alle diese Gipfel sind von Ballongestalt. Sie selber sind meist nicht hoch über die Gesammtrücken erhaben, und daher erklärt sich das mauergleiche Ansehen, welches das Massiv z. B. der Ventrongipfel von Westen her zeigt. Aber der ganze Rücken zerfällt in eine Menge von einzelnen Gebirgsstöcken, wie das lange Massiv der Ventrons, das kürzere der Drumonts, dann wieder das des Gresson, des Ballon d'Alsace, eine Bildung, welche nach Norden nicht wiederkehrt; zuerst ist dieselbe, freilich in etwas übertriebener aber interessanter, streng, ja übernaturalistischer Weise auf der Cassinischen Karte wiedergegeben.

Der eine mächtigere der beiden Nordzüge, die Hautes Chaumes, zeigt nun gar keine Gipfelbildung mehr, bis auf seiner Linie nach der Senke von le Bonhomme der mächtige Brezouard aufsteigt. Fast ganz parallel mit diesem Zuge geht vom Hohneckmassiv, durch den Querrücken le Collet mit ihm zusammenhängend, ein schmaler zweiter Nordzug aus, welcher genau in der Verlängerung der Axe des Gebirges liegt, wie dieselbe vom Ballon d'Alsace bis zum Ventron sich zeigt; verlängert man die Axe weiter nach Norden, so trifft sie genau mit der Bodenschwelle, welche den Climont trägt, und mit der Axe des Hochfeldes zusammen, während der Zug der Hautes Chaumes sich immer weiter östlich wendet. Dabei aber bleibt jene westliche Kette immer durchaus schmal und unverändert in der Breitenausdehnung. Etwas nördlich von der Schlucht beträgt die Breite ihres Fußes, der hier etwa 800 m hoch gelegen ist, 1,5 km, der eben so hoch angesetzte Fuß der Hautes Chaumes an der gleichen Stelle mehr als 3 km; bei Xefosse, wo die Meurthe sich nach Westen wendet, hat der Fuß des Westzuges (bei 660 m Höhe) abermals nur 1,5 km Breite, die Hautes Chaumes dagegen bis Pairis (dieselbe Höhe, 660 m) 6 km! Bisher ist der westliche Zug schon einmal unterbrochen bei le Valtin; nach der zweiten Unterbrechung bei Xefosse aber wird er immer breiter und höher und verläuft ohne weitern Einschnitt bis zum Climont, wo er rechtwinklig umbiegt um mit dem Altenberg zu enden. Seine Höhen sind: der Roßberg westlich von le Bonhomme 1130 m, Brehaingoutte 995 m, Chateau de Faite 894 m, Haut des Heraux 998 m (der Name ist der französischen Karte entnommen, in der Gegend ist er unbekannt) und Altenberg 880 m; vor diesem letztern sinkt er bis zu 675 m herab. Ganz anders der Westzug: Hautes Chaumes bis 1309 m, Tête des Faux, mit dem sie enden, 1222 m; nach der Senke von le Bonhomme, die freilich nur 400 m hat, folgt der Brezouard mit 1231 m, der Thännichel (970, 800 m u. s. w.). An Höhe, Breite, Geschlossenheit ist er dem erstgenannten Zuge bei weitem überlegen, welcher dagegen andere wichtige Eigenschaften zeigt: zunächst, daß er die Axe des Gebirges fortsetzt, dann, daß er — mit Ausnahme der Meurthe bei Xefosse — durchaus die Wasserscheide zwischen Rhein und Mosel bildet, während der andere Zug, den bei le Bonhomme die Bechine durchbricht, ebenso wie jener östliche Südzug, der den Ballon von Sulz trägt, als Wasserscheide nur lokal, nur für die Vogesen von Bedeutung ist. Vom Climont an bildet die fortgesetzte Gebirgsaxe die Wasserscheide. Eine so starke und namentlich so tiefe Einsenkung, wie der Ostzug beim Bonhomme, erleidet der Westzug nicht, dessen Gesteinmaterial auch durchgängig (von Modificirungen des Granitits abgesehen) das gleiche ist, während der Brezouard ein wesentlich anderes Material zeigt: hier unterbricht den Granitit, der weiter östlich wieder auftritt, echter Granit in einem ausgedehnten Massiv.

Diese beiden Züge schließen das bedeutendste Längsthal des Gebirges ein, dessen Bildung merkwürdig genug ist. Wie läßt sie sich erklären? Wie erklärt sich ferner jene so auffallende Thalbildung, die wir von der Westverlängerung des Hohneck allseitig ausstrahlen sahen? Beide Fragen müssen wir zusammenfassen.

Die französischen Geologen erklären jene strahlige Thalbildung durch eine Zertrümmerung des Bodens, welche in Folge eines mächtigen von unten wirkenden Stoßes eintrat. Elie de Beaumont sagt (Explication de la carte géologique de la France 1, 430 seq.): „Der Wasserfall le Saut-des-Cuves, zwischen den Seen von Longemer und Gerardmer, hat eine im höchsten Grade bemerkenswerthe Lage wegen der fast ganz regelmäßigen Konvergenz mehrerer tief eingeschnittener und oft weithin geradliniger Thäler. Dies sind 1) das Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Evelines, etwas unterhalb Granges; 2) das Thal der Source-Neuve (Neuné) von Neymont bis Gerbépal; 3) das obere Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Longemer und vielleicht, jedoch in gebrochener Linie, bis zum See von Retournemer; 4) das Thal der Jamagne, vom Saut des Cuves bis Gerardmer und vielleicht, in gebrochener und verzweig-

ter Linie, bis Tholey und Bagney. Ein fünftes Thal, das von Plainfaing und Sachemont, würde verlängert ganz nahe dem Ausgangspunkt der übrigen verlaufen. Diese Anordnung . . . giebt ganz natürlich die Idee einer sternförmigen Zertrümmerung des Bodens durch eine von unten hebende Kraft. Welche Eruptivgesteine haben die Hebung veranlaßt? Vielleicht die Quarzporphyre, welche gangartig in den Graniten beim Saut des Cuves auftreten? Oder die Serpentine, welche sich in der Nähe finden, bei Reymont (Nayemont) und bei Xettes-de-Gérardmer? Ist der Basalt hier gleichzeitig emporgedrungen wie bei Essey in Lothringen und Reichenweiher im Elsaß? Es fehlt mir an Material um zu entscheiden." Aehnlich haben sich E. de Billy (1850) und Henri Hogard ausgesprochen.

Aber jene Basalte, Serpentine, Quarzporphyre sind viel zu unmächtig, sie treten ferner (man vergleiche Billy's Beschreibung) in einer Art auf, welche jeden Gedanken an einen so mächtig zertrümmernden Stoß unmöglich macht. Auch stimmt die ganze Gestalt der Gegend nicht zu jener Idee. Erstlich sehen wir eine ganze Reihe ähnlicher Thäler ebenfalls strahlenförmig, aber keineswegs von dem Mittelpunkt jenes Wasserfalles (Saut des Cuves), vielmehr alle von der Westverlängerung des Hohneck selber ausgehen, theils ostwärts vom Saut de Cuves, wie das Meurthethal, welches seiner Lage nach durchaus zu diesen Thälern gehört, wie die Thäler der Moselotte, theils weit im Westen, wie z. B. das Thal des Barba, der bei Docelles in die Vologne geht. Das Emportreten aber des ganzen Hohneckmassives als Veranlassung des zertrümmernden Stoßes zu denken, ist ein Ungedanke, auch würde dann die Gegend in viel wilderer, keineswegs so regelmäßiger Weise zerstört sein; und endlich ist ja das ganze Terrain nach dem Vogesenkamm und um jenen Westrücken des Hohneck gehoben, mit dem es einheitlich zusammenhängt, so daß also unmöglich irgend ein einzelner Stoß die Thallinien hervorgebracht haben kann, welche überhaupt doch nur eine sehr entfernte Analogie, keineswegs eine zwingende Gleichheit mit den mechanischen Wirkungen eines (von unten kommenden) Stoßes haben.

Wir haben es hier also nicht mit einer Wirkung von unten herauf, vielmehr mit einer solchen von oben herunter, nicht mit einer mehr weniger plötzlichen Stoßwirkung, vielmehr mit der sehr allmäligen Wirkung des Wassers, der Erosion, zu thun. Der Erosion verdankt das ganze Gebiet seine Gestalt, ihr gehören alle die vom Hohneckmassiv ausstrahlenden Thäler an; und diese Erosion, die sie bewirkende Wassermenge war wesentlich mit bedingt durch die bedeutende Hebung des Hohneckmassives.

Um diesen Satz zu beweisen, müssen wir weit ausholen und zunächst auf die meteorologischen Verhältnisse des letztern kurz eingehen. Eine ausführliche Behandlung verbietet leider die Art des vorhandenen Materials. Westwärts von den Vogesen sind Südwestwinde die bei weitem vorherrschenden, auch Nordweste sind zahlreich, seltener reine Weste; Ostwinde werden durch die Vogesen selber abgehalten, während in das Thur- und Münsterthal Südoste und Oste nicht selten eindringen und bis zum Kamm des Gebirges ansteigen. Wie sehr aber z. B. am Hohneck die westlichen den östlichen Winden an Stärke und Häufigkeit überlegen sind, das zeigen schon die Bäume, deren Zweige ja beim Hinansteigen zum Schluchthôtel alle östlich, nordöstlich, gerichtet sind. Und dieselbe äußerst wichtige Erscheinung zeigen die Bäume und Sträucher auf der Kammhöhe überall, nicht bloß am Hohneck, sondern über den ganzen Kamm, bis zum Ballon d'Alsace hin und weiter über den südlichsten Querzug der Vogesen bis zum Bärenkopf. Auch der Umstand, daß das Hohneckmassiv nach Westen zu weit tiefer hinab entwaldet ist, als nach Osten hin, spricht für das Vorherrschen und die Heftigkeit der Westwinde. Diese alle, namentlich aber die von Südwest kommenden, sind ganz besonders reich an Dampfgehalt; im Winter entladen sie, oft beinahe plötzlich, kolossale Schneemassen, und die dichten, oft gleichfalls plötzlich eintretenden Nebel, welche sie bringen, sind bekannt und gefürchtet genug. In der Nähe des Gebirges werden die Niederschläge immer reichlicher: so beträgt zu Mirecourt (280 m Höhe) aus den vier Jahren 1868 bis 1871 das Mittel des Niederschlages nach Ad. Bronsvick[1]) 736,6 mm, zu Epinal (Höhe des Regenmessers 333 m) in ebenfalls vier Jahren (1872 bis 1876) nach Demangeon[2]) 895,6 mm, und im Thal von Cleurie (Höhe des Beobachtungsplatzes 620 m) in den Jahren 1862 bis 1867 nach Xavier Thiriat[3]) 1358 mm; dehnt man aber die Zahl der Jahre aus, so wächst die Ziffer des Niederschlages; das Mittel von 1862 bis 1869[4]) beträgt für das Thal des Cleury 1374 mm und von 1852 bis 1868[5]) sogar 1470 mm, mit welcher letztern Angabe die wahre Mittelzahl erreicht sein mag. In Weßerling[6]) (437 m Höhe, Thurthal) beträgt das Mittel von 1849 bis 1868 1157,4 mm; dagegen war auf der Station[6]) Rothlach (Hochfeld, 1000 m) aus den Jahren 1850 bis 1869 das Mittel 1540 mm. Vom Hohneckmassiv ist leider kein Beobachtungsmaterial vorhanden; die Höhe der Niederschläge ist aber hier unzweifelhaft noch um ein Bedeutendes größer, als auf der Rothlach, weil der Hohneck den Südwestwinden viel früher und bei seiner größern Höhe mehr ausgesetzt ist, als die Station des Hochfeldes. In längst vergangenen Jahrhunderten mußte ferner, bei viel stärkerer Bewaldung der Gegend, die Niederschlagmenge noch größer sein; zur Zeit aber, als der Hohneck und die nächstliegenden Gebirgstheile mit Gletschern bedeckt waren, mußte sich der Dampfgehalt der warmen Südwestwinde, deren Bahn ja auch damals frei war, noch viel massenhafter auf den damals viel kälteren Bergen niederschlagen. Jedenfalls haben wir uns die Wirkung dieser Niederschläge durch außerordentlich lange Zeiträume in Thätigkeit zu denken, gewiß schon seit der Zeit, als die heutigen Vogesen sich erhoben; und war der Hohneck nicht in das Buntsandsteinmeer untergetaucht, so umwehten sie ihn schon in triassischer Zeit, wie jetzt, da sie auf der großen allgemeinen Luftcirkulation beruhen, welche eintrat, sobald die Tropenzone irgend wärmer war, als die Zonen höherer Breiten. Dies aber mußte durch die Insolation schon sehr früh eintreten.

Die Wirkung dieser so unermeßlich lange anhaltenden Niederschläge war nun zunächst die, daß der Hohneck selber, sowie natürlich auch seine Nachbargipfel, bedeutend erniedrigt wurden. Und ob ihnen nicht auch Ballongestalt des Hohneck zuzuschreiben ist, die er in so ganz besonderer Vollendung weit mehr als die übrigen Ballons, z. B. auch der von Gebweiler, zeigt? Die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit völliger Abrundung durch so lange andauernde gleichmäßige Niederschläge, welche der heftige Wind über den ganzen

[1]) Annales de la société d'émulation du départ. des Vosges, tome 14, premier cahier, 1871, 368.

[2]) Ebendaselbst tome 14, cah. 2 und 3, tome 15, cah. 1 und 2.

[3]) Xavier Thiriat, La vallée de Cleurie, statistique, topographie etc. Mirecourt et Remiremont 1869, p. 11, p. 29.

[4]) Ch. Grad, Bulletin de la soc. d'histoire natur. de Colmar 1870, p. 32.

[5]) Xavier Thiriat a. a. O. S. 31.

[6]) Ch. Grad a. a. O. S. 120; S. 174.

Gipfel gleichmäßig vertheilt, liegt auf der Hand; sie erscheint für unsere Gegenden befriedigender, als die Erklärung durch den Wind allein, welcher überhaupt hier wohl nie ohne gleichzeitige starke Niederschläge wehte. Die geringe Schartung des Gebirgskammes ist eine Folge der verhältnißmäßig späten erneuten Hebung der Gesammtvogesen, durch welche sie ihre heutigen Höhenverhältnisse erlangten.

Zweitens ist die nothwendige Folge der abfließenden Feuchtigkeitsmassen, daß sich zahlreiche Wasseradern entwickeln, und zwar zumeist nach der Seite hin, woher die Hauptniederschläge kamen, also nach Westen hin. So fanden wir es am Donon; so fließen von der Erhebung, welche den Climont trägt, Breusch und Fave nach Westen, die Bäche, welche den Gießen bilden helfen, nach Osten; so strömt vom Elsässer Belchen östlich die Doller, westlich eine Reihe Nebenflüsse der Moselle; so finden wir es am reichlichsten ausgeprägt am höchsten Massiv des Kammes, am Hohneck, wo wir nach Osten die verschiedenen Fecht- und Thurquellen, nach Norden die verschiedenen Meurthen nebst zahlreichen Quell- und Nebenflüßchen, nach Nordwesten die Vologne nebst ihren Seitenbächen, nach Westen und Süden das System der Moselotte haben, die wir schon oben einzeln kennen lernten. Da alle diese Flüsse, soweit sie am Hohneck nicht direkt entspringen, von jener Westverlängerung desselben ausstrahlen, diese aber heutzutage keineswegs über die anderen rings herliegenden Gebirgstheile besonders erhöht ist, ja einige ihr gleichkommen oder gar sie übertreffen, so folgt daraus, daß beim ersten Entstehen dieser hydrologischen Verhältnisse auch diese Westabtheilung des Hohneckmassives bedeutend höher aufgeragt haben muß als die übrigen Nachbarberge, als heute. Auch läßt z. B. das nach Norden gerichtete Thal von Gerbépal, in welchem heute der Neuné fließt, auf eine frühere reichere Bewässerung schließen.

Natürlich mußten nun diese reichlichen Niederschläge auch die Oberfläche des ganzen Terrains angreifen. Sie war aller Wahrscheinlichkeit nach bis dicht an das eigentliche Hohneckmassiv selbst mit einer Buntsandsteinschicht überdeckt, aus welcher schon sehr früh die alte Granitinsel aufragte. Das Material dieser Decke wird durch die Wirkungen des Wassers leicht fortgeführt, und so schwand diese immer mehr und mehr im nächsten Umkreis des Hohnecks selber; das abfließende Wasser legte gleich in ältester Zeit bestimmte Thallinien an, welche es später immer mehr erweiterte und vertiefte. Dann aber wurde die ganze Gegend gehoben, sehr langsam, aber nicht unbedeutend; bei dieser mächtigen Ausdehnung riß die Buntsandsteindecke, und zwar da, wo sie am dünnsten, also wenigsten widerstandsfähig war, nämlich in den schon eingefurchten Flußrinnen, wenn dieselben nicht schon längst bis auf den Granit durchgedrungen waren. Jedenfalls bot sie dem fortwährend weiter arbeitenden atmosphärischen Wasser immer mehr Angriffspunkte, und so wurde sie nach und nach ganz weggeschwemmt, mit Ausnahme jener kreisförmig um den Hohneck liegenden Reste, deren eigenthümliche Lage sie wieder in nächste Beziehung zum Hohneck setzt. Da, wo die Erhebung der Granitfläche, welche wir zum Hohneck mit hinzurechneten, aufhört — wir haben vorhin die Grenzlinien gezogen —, beginnt sofort die Decke der Sedimentärgesteine, zunächst des Hauptbuntsandsteines, dann des obern Buntsandsteines; weiterhin folgt Muschelkalk, Keuper und Lias. Nach Norden zu liegen die Grenzen dieser Bedeckungen dem Centrum des Gebietes viel näher, wie nach Süden und Westen, denn dort wirkten die Niederschläge, die ja hauptsächlich mit den Südwestwinden kommen, nicht so unmittelbar, so mächtig wie hier. Daher ist denn auch die Südwestgegend weithin entblößt und ebenso fehlen die Sandsteine östlich nach dem Hochrücken der Hautes-Chaumes hin — wenn sie hier überhaupt jemals vorhanden waren.

Und nun kommen wir auf die Frage nach den Thälern zurück, von welcher wir oben ausgingen. Sind die Thäler nun wirklich von den zusammenrinnenden atmosphärischen Gewässern entstanden, so müssen wir sie da, wo die meisten Niederschläge sind, am stärksten entwickelt sehen. Das ist der Fall: nach Westen fanden wir sie am zahlreichsten, und vom Hohneck und seiner Westverlängerung, also von den höchsten, am meisten den Niederschlägen ausgesetzten Punkten, strömen sie aus, vom Hohneck selber die Meurthe, Vologne, Moselotte, Fecht und Thur. Ferner muß die Gestaltung der Thäler, wie wir sie heute sehen, aus der Thätigkeit des Wassers sich erklären lassen; und auch das ist der Fall. Wirkliche Schwierigkeiten setzt der Erklärung nur das enge Thal der Vologne, der Schlund (la gorge) oder la gauche de Vologne[1]) genannt, jenes schnurgerade ganz enge Felsenthal, durch welches die Vologne abfließt und zugleich auch die Jamagne, der Abfluß des Gerardmers, in die Vologne einfließt. Früher war unzweifelhaft, wie dies Henri Hogard dargethan und wie es aus der Beschaffenheit der Gegend auf das Klarste erhellt, der Abfluß der Vologne durch den See von Gerardmer und durch das Thal des Cleury. Jetzt ist das Hauptthal westwärts von Gerardmer durch mehrere Hügel geschlossen und erhöht und ihnen verdankt die Jamagne die Richtung ihres Laufes. Wie aber bildete sich der Vologneschlund, der sie aufnahm? Er kann erst lange nach der Bildung des Hauptthales angelegt sein, wofür seine Schmalheit und seine Geradheit spricht. War er schon vorher da, so ist die Bildung des Thales und des Sees von Gerardmer völlig unbegreiflich, da ja die Vologne dann gewiß gleich damals ihren jetzigen Lauf nahm. Folgendermaßen erklärt sich die Entstehung des eigenthümlichen Thales:

Mächtige Gletscher stiegen zur Eiszeit in alle bedeutenderen Thäler vom Hohneck hinab. Daß die Thallinie, in welcher die drei Seen gelegen sind, und welche sich hernach bei le Tholy zur Moselotte wendet, die aber vielleicht in sehr früher Zeit an le Tholy westwärts vorbei durch das Thal des Barba bei Docelles in die Vologne ging, wofür vieles spricht, z. B. auch die Höhenverhältnisse beider Thäler — daß diese Thalbildung eine sehr alte ist, geht schon aus jenen Hügeln westwärts von Gerardmer deutlich hervor: es sind alte Moränen und wir finden eben solche bei le Tholy und sonst. Die Gletscher haben die Thäler natürlich nicht gebildet, was ja bei der völlig plastischen Natur des Eises unmöglich ist — sie haben sie vorgefunden, sie haben sie etwas erweitert, geglättet, etwas ausgeschürft, sonst aber vor tieferer Erosion bewahrt. Denn was will diese Gletscherarbeit heißen im Vergleich zu der erodirenden Kraft des fließenden Wassers! Die mächtigste Eismasse hing natürlich in das mächtigste Thal hinab, in das der Seen, und der Verschluß dieses Thales vollzog sich bei dem Zurückgehen des Gletschers durch die verschiedenen Stirnmoränen, welche er an jeder Station seines Schwyneus zurückließ. Zur Zeit der beginnenden Gletscher war der Vologneschlund noch geschlossen, die beiden Granitmassive, welche jetzt seine Ufer bilden, waren noch eins. Natürlich hat diese nicht später erst die Jamagne durchschnitten; auch eine spätere seeartige Stauung des Wassers von beträchtlicher Höhe ist undenkbar, denn eine solche würden die Moränen westlich von Gerardmer weggeschwemmt haben. Führte doch

---

[1]) So die französische Generalstabskarte. Ist la gauche nur mundartliche Umwandlung für la gorge, mit einer Art von Volksetymologie?

der eine allerdings furchtbare Wolkenbruch vom 27. Juli 1770, als le déluge de St. Anne, noch lange im Gedächtniß des Volkes lebend, einen großen Theil eines dieser Moränenberge fort. Die Gletscher der Ostseite der Vogesen hatten nun etwa eine Höhe von 300 m, nach Ed. Collomb; dieselbe Höhe darf man mindestens für die wasserreichen Westen ansetzen. Der Boden mag zur Gletscherzeit ohne die Gletscherdepositen etwa eine Höhe von 600 m gehabt haben: die höchsten Höhen zu Seiten des Vologneschlundes ragen 916, 932 m auf, der Gletscher füllte also das Thal völlig aus, und sandte Zweige in alle tiefer gelegenen Nebenthäler. Eine Thalanlage muß aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf dem Stück des Granitmassives, welches heute der Vologneschlund durchschneidet, schon sehr frühe gewesen sein, da auch hier die Sandsteindecke bis auf die Reste des Nayemont u. s. w. weggewaschen ist, da nach der ganzen Lage des Terrains sich auch hier eine Wasserader bilden mußte, da wir ferner die Stücke des Granitmassivs zu beiden Seiten der Gorge sich zu nicht unbeträchtlichen Gipfeln emporwölben sehen, deren einer, 932 m hoch, ziemlich nahe östlich an dem Schlunde liegt. In dieses Thal drang nun ein kurzer Arm des Hauptgletschers herüber und entsandte seinen Gletscherbach, der gewiß reichlich strömte und zugleich eine bedeutende Fallkraft hatte. Beim Zurückgehen des Hauptgletschers wurde dies Wasser immer stärker, schnitt also immer tiefer und tiefer ein und zerlegte so das Massiv in jene zwei Theile. Den Schlund der Vologne schildert Elie de Beaumont folgendermaßen (explicat. de la carte géol. de France I, 281): „Dieser Schlund, welcher beinahe in der Ebene mündet, zeigt ganz die Rauheit der Hochgebirgsthäler. Seine granitischen Flanken lassen nur Raum für den Fluß und schmale Wiesensäume, über welche die Straße führt. Sie bilden bald steile, nackte Granitwände, bald geradlinige Trümmerfelder mit Böschung von 20 bis 40 Grad, aus wild über einander gehäuften Blöcken bestehend, zwischen welchen die Tannen nicht wachsen konnten; bald endlich sind die Gesteinstrümmer minder groß und Tannen bedecken die Wände bis zum Flußufer selbst.“ Die Tiefe des Thals beträgt ungefähr in der Mitte, unter der höchsten Erhebung des Nordmassivs (932 m), etwa 332 m; es ist also minder tief, als z. B. das Thal des Cleury, dessen Tiefe bei la Forge 348 m, oder das der Moselotte, dessen Tiefe bei la Bresse 415 m beträgt. Dazu kommt aber noch der Unterschied der Breite, welche den Vologneschlund gegen alle übrigen, nördlichen wie südlichen, Thäler unseres Granitgebietes zeigt. Da sie alle in völlig gleichem Material angelegt sind, so haben wir hier wieder einen Beweis, daß sie nicht durch unterirdischen Stoß gleichzeitig entstanden sein können. Vielmehr hat der Gletscherbach, welcher bei dem Vorrücken des Gletschers ziemlich plötzlich sich entwickeln mußte und sehr lange in Thätigkeit war, bei reichlicher Wassermenge und starker Fallkraft, also bei beträchtlicher Arbeitskraft des Wassers (auch die geringe Temperatur desselben, welche seine Arbeitskraft etwas vermehrt, indem sie es kompakter zusammendrängt, mag erwähnt werden), — dieser Gletscherbach hat die Gorge der Vologne in den Granit hineingeschnitten. Wir haben hier dieselbe Erscheinung im Kleinen vor uns, welche wir z. B. in den Cañons des Colorado und seiner Nebenflüsse im Großen sehen. Alle Flüsse, bei denen die Arbeitskraft der Stromsohle bedeutend größer ist, als der summirte Einfluß der Atmosphärilien, zeichnen sich durch tief eingeschnittene, schmale, steilwandige Betten aus, gleichviel, ob die Atmosphärilien überhaupt nicht mitwirken, wie am Colorado, wo die atmosphärischen Wasser so gut wie ganz fehlen, oder ob, wie im Hochgebirge, die Fallkraft und Menge des fließenden Wassers größere Kraft besitzt, als ihre Wirkung, oder ob die ganze Bildung noch zu jung ist, um die langsame Thätigkeit der Atmosphärilien der rascher wirkenden des fließenden Wassers gleichzustellen. Dies letztere ist bei der Vologne der Fall. Auch viele Theile der Colorado-Cañons zeigen in dem obern Theil ihrer sonst senkrechten Wände eine sanftere Böschung, welche durch Verwitterung, Wind, atmosphärische Wasser u. s. w. gebildet ist. Der Vologneschlund ist in seiner ganzen Tiefe längst von den Atmosphärilien in Angriff genommen und daß ihre Thätigkeit mächtig weiter geht, das Thal immer weiter öffnet und verflacht, beweisen die zum Theil noch scharfkantigen abgewitterten Blöcke, welche die Wände und den Grund des Thales vielfach bedecken, die Schuttfelder seiner Gehänge. So wird dasselbe immer mehr den übrigen Thälern angeglichen, deren Breite durchaus für ihr höheres Alter beweist. Die Geradlinigkeit des Vologneschlundes finden wir z. B. beim Meurthethal, bei der Colline de Chajoux (Zufluß zur Moselotte), beim Thal des Flüßchens, welches bei Sapois in den Bouchot mündet, und im untern Bouchotthal wieder. Wird aber ein Thal von oben herab bis zum Grunde durch die Niederschläge, welche auf seine Seitenwände fallen, allmälig breiter, so ist die Folge, daß der Fluß in demselben nicht mehr so tief einschneidet wie früher. Denn auch sein Bett wird breiter; die an der Stromsohle concentrirte Arbeitskraft wird also zerstreut und dadurch geschwächt. Ferner setzen die abgeschrägten Uferwände seiner Arbeit geringern Widerstand entgegen, er höhlt sie aus, schwemmt sie fort und bekommt immer größern Spielraum. Jetzt kann er leichter jedem Hinderniß ausweichen; Felsstücke, welche vielleicht durch seine eigene Unterwaschung in ihn hineinfielen, auch bloß umgefallene Bäume und dergleichen wird er umgehen, und so ebnet und verbreitert er seinen Thalboden immer mehr. Jede starke Ueberschwemmung vermag seinem natürlichen Lauf eine andere Richtung zu geben. Daher, je breiter das Thal, desto stärker die Krümmungen seines — natürlich von Menschen noch unabhängigen — Flusses; es giebt keinen solchen, der in einem breiten Thale ohne bedeutende Krümmungen flösse, deren Radien natürlich im Verhältniß stehen zu seiner Wasser- und Fallkraft. So wird mit der Zeit die Tieferlegung der Thalsohle durch das Wasser allmälig geringer, die Verbreiterung des Thales immer größer und ein breites (Erosions-) Thal ist immer auch ein sehr altes Thal. Es ergiebt sich daher, daß der Vologneschlund eine verhältnißmäßig junge Bildung ist. Den Rest der ältesten voreiszeitlichen Wasserader, welche über demselben die Sandsteindecke fortführen half, haben wir vielleicht noch in dem kleinen zweiquelligen Bach, welcher in einem auffallend breiten Thal (demselben, in welchem nur wenig nordwärts der Neuné entspringt) von Norden her in die Vologne einfließt. Den Gebirgsstock la Behouille umfließt er westlich; und dieser Gebirgsstock ist auffallend hoch, 1007 m. Dieser uralte Fluß mag die erste Anlage des Schlundes gebildet haben, welchen dann jener Gletscherbach rückwärts, von Evelines aus, wie ja auch der Niagara rückwärts schreitet und wie sich die Colorado-Cañons bildeten, immer tiefer eingesägt hat. Der Wasserfall der Vologne, le Saut des Cuves, ist die heutige letzte Spur des Einsägens. Natürlich muß übrigens die Vologne ihren jetzigen Weg schon vor dem letzten Schwinden des Gletschers, welcher das Hauptthal der Seen ausfüllte, völlig fertig offen gehabt haben, denn sonst hätte die Jamagne ja, wie Hogard richtig bemerkt (coup d'oeil sur le terrain erratique des Vosges, 1848, p. 93), sich nach Westen den alten Ausweg wieder eröffnet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verlauf des ostpreußischen Bernstein-Geschäftes war im Jahre 1880 gegen 1879 befriedigender und ein Aufschwung in den Handelsbeziehungen nicht zu verkennen. Der Druck, welcher 1879 auf dem Geschäfte gelastet hatte, wurde besonders durch die Imitationen hervorgerufen, gegen welche nur dadurch anzukämpfen war, daß die Producenten durch sehr bedeutende Preisherabsetzung ihnen eine wirksame Konkurrenz boten. Die Wirkung dieser Preisreduktion zeigte sich im Jahre 1880 darin, daß ein großer Theil der Fabrikanten von Bernstein-Imitationen ihre Arbeiten einstellte, und es bleibt die Hoffnung, daß nach Jahr und Tag der Artikel langsam wieder auf einen bessern Preis zu bringen sein werde. Ausgeführt wurden im Jahre 1880 von Königsberg an Bernstein 43,3 T. à 20 Ctr. im Werthe von 338 606 Mark. Das Produkt geht nach allen Welttheilen. Mit der Türkei mußte Mitte des Jahres der Verkehr ganz abgebrochen und die in Konstantinopel lagernde Waare zurückgezogen werden, weil die dortigen Zustände derart unhaltbar geworden waren, daß eine weitere Verbindung nicht aufrecht zu erhalten war. Bei der Gewinnung des Bernsteins im Jahre 1880 waren beschäftigt: a) in der Dampfbaggerei Schwarzort circa 158 Aufsichtsbeamte und Handwerker und circa 800 Arbeiter; b) im Bergwerk in Palmnicken circa 500 Bergleute, Handwerker und Arbeiter. Die erforderliche mechanische Betriebskraft wurde von 28 Kesseln mit zusammen 1050 Pferdekräften erzeugt. Die Totalausbeute des Jahres 1880 ist auf circa 3130 Ctr. zu veranschlagen.

— Die Zahl der polnischen Einwohner der Stadt Posen hat während der letzten fünf Jahre zugenommen. Während früher die nichtkatholische Bevölkerung die katholische überwog, ergab die Volkszählung vom 1. December 1880, daß sich unter 64 547 Einwohnern 34 899 Katholiken, 22 580 Evangelische und 7043 Juden, zusammen 29 623 Nichtkatholiken befanden, so daß die Zahl der Katholiken die der Nichtkatholiken um 5276 überstieg. Unter den Katholiken befanden sich höchstens 3000 Deutsche, während die übrigen (also etwa 32 000) polnischer Nationalität sind. Diese Erscheinung beruht theils darauf, daß der Zuzug der polnischen Bevölkerung aus der Provinz nach der Stadt Posen andauernd sehr stark ist, theils darauf, daß in den niederen polnischen Volksschichten viele Ehen geradezu leichtsinnig geschlossen werden. (Pos. Ztg.)

— Von den „Europäischen Wanderbildern“ (s. oben S. 62) im Verlage von Orell Füßli u. Co. (Zürich) wurden neuerdings veröffentlicht Nro. 18 Schaffhausen und der Rheinfall und Nro. 20/21 Mailand. Der Text macht auf so manche versteckte Schönheit aufmerksam und die zahlreichen Abbildungen sind zum Theil Muster von landschaftlicher Darstellung; wir möchten es jedoch wiederholen, daß es uns im Interesse sowohl des Publikums wie der Verleger zu liegen scheint, daß den Karten und Plänen in Zukunft dieselbe Sorgfalt zugewendet wird, deren sich jetzt nur Text und Abbildungen erfreuen.

— Ein amüsantes Stück Schweizer Volksglaubens wird dem „Athenäum“ (10. Sept. 1881) mitgetheilt. Wenn Jemand bei einer Tenne, wo die Drescher bei der Arbeit sind, vorbeigeht, so kann er deren Anzahl ermitteln, wenn er scharf auf den Rhythmus der Dreschflegel achtet. Sind es ihrer zwei, so klingt es, als sagten die Flegel „Barthol, Barthol!“; bei dreien hört man „Bartholo, Bartholo!“ heraus, bei vieren „Bartholomä, Bartholomä!“ und bei fünfen „Bartholomäus, Bartholomäus!“ Es soll das der Grund sein, weshalb die Drescher diesen Apostel als ihren Schutzheiligen verehren.

— Zu Anfang 1880 befanden sich in der englischen Armee unter je 1000 Mann 691 Engländer, 81 Schotten, 216 Iren, 10 in Indien und den Kolonien Geborene und zwei Ausländer. Von je 1000 Mann gehörten 643 der englischen Kirche an, 237 dem Katholicismus, 79 waren Presbyterianer, 41 sonstige Protestanten. Außerdem waren in der ganzen Armee vorhanden 151 Mohammedaner, Hindus, Juden u. s. w. Zur selben Zeit gab es 7859 Mann (d. h. 42 pro Mille), welche weder lesen noch schreiben konnten.

— Durch einen Erlaß vom August 1881 hat der portugiesische Handelsminister die Cabotage zwischen den sieben überseeischen portugiesischen Provinzen (Macao und Timor, Goa, Mozambique, Angola, St. Thomas, Guinea und den Capverdischen Inseln) den Flaggen aller Nationen freigegeben, und in einem Zusatze zu diesem Erlasse erklärt, daß in nicht zu ferner Zeit auch das für die portugiesische Flagge bestehende Privileg des Schifffahrtsverkehrs zwischen Lissabon und allen portugiesischen Kolonien aufgehoben werden wird. (A. Z.)

— Für die überwiegende Mehrzahl der italienischen Auswanderer waren im Jahre 1879 europäische Länder das Reiseziel, und unter diesen insbesondere Frankreich, demnächst Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und Deutschland, wohin sich 39 713, beziehungsweise 18 617, 10 401 und 6700 Personen begaben. Unter den außereuropäischen Ländern dagegen übten die La-Plata-Staaten (Argentina, Uruguay und Paraguay), die im Jahre 1879 von 14 166 Italienern, und Brasilien, das von 7999 aufgesucht wurde, die größte Anziehungskraft. Insgesammt wanderten aus:

	Nach europäischen Ländern	Nach außereurop. Ländern	überhaupt	Davon dauernd	Davon zeitweise
1876 . . .	86 379	22 392	108 771	19 756	89 015
1877 . . .	76 515	22 698	99 213	21 087	78 126
1878 . . .	72 467	23 901	96 269	18 535	77 733
1879 . . .	80 004	39 827	119 831	40 824	79 007

(Registrande des Gr. Generalstabes XI.)

— Im Wilajet Jannina wurde, wie die „Polit. Corresp.“ berichtet, eine allgemeine Volkszählung angeordnet, und zu diesem Behufe eine aus drei Christen, drei Mohammedanern und zwei Israeliten bestehende Kommission eingesetzt. Die Volkszählung dürfte, wie man in Jannina vermuthet, für das ganze Reich angeordnet sein. Es verdient bemerkt zu werden, daß eine solche allgemeine Zählung der Unterthanen des Padischah bisher noch niemals stattgefunden hat.

— Die Kronländereien Griechenlands erstrecken sich nach englischen Konsulatsberichten über einen Flächeninhalt von 5 400 000 Acres, d. h. nahezu die Hälfte des Königreiches. Die officiellen Ausweise ergeben, daß 3/5 allen ackerbaren Landes unbestellt sind. In Kultur befinden sich nämlich 1 920 000 Acres; an fruchtbarem Boden, aber unbestellt sind vorhanden 3 032 000 Acres, und an Waldungen, Gebirgen 2c. 6 838 000 Acres, so daß die Gesammtbodenfläche Griechenlands sich auf 11 790 000 Acres beziffert. Dabei ist es nicht nur das Brigantenwesen, sondern auch das System der Kronländereien und der Mangel an Wegen, was die landwirthschaftliche Entwickelung Griechenlands so verzögert.

Obgleich bei Marathon z. B. ausgezeichneter Weizen gebaut wird, und obgleich dieser Ort nur circa 4 geogr. Meilen (30 km) von Athen entfernt liegt, so müssen die Bewohner dieser letztern Stadt sich doch von Odessa aus versorgen, da die Fracht von Marathon nach Athen sich auf 6 Pf. St. per Tonne stellt. (Registraude des Gr. Generalstabes.)

Asien.

— Gustav Kreitner's Beschreibung der ostasiatischen Reisen des Grafen Bela Széchenyi („Im fernen Osten", Wien, A. Hölder, 1880 bis 1881; in 32 Lieferungen mit 200 Illustrationen und 3 Karten) ist vor Kurzem vollständig erschienen. Es ist unstreitig eines der hervorragendsten Reisewerke der letzten Zeit, ungleich bedeutender als das von Holub, wenn nicht auch als das von Serpa Pinto. Und dabei ist zu bedenken, daß Oberlieut. Kreitner nur einen kleinen Theil seiner wissenschaftlichen Beobachtungen dieser mehr populären Schilderung seiner Erlebnisse einverleibt hat, und daß seine Höhenmessungen, astronomischen Bestimmungen und Detail-Aufnahmen noch der Veröffentlichung harren. Dennoch findet auch der Fachmann mehr als sonst in ähnlichen Werken Erörterungen über die Topographie und die Bevölkerung der durchreisten Gebiete. Unter den 200 meist vorzüglichen Illustrationen sind eine ganze Anzahl sehr dankenswerther Landschafts- und Städtebilder enthalten, welche uns Gebiete vor Augen führen, über deren Aussehen wir uns noch unlängst keine rechte Vorstellung machen konnten, namentlich was das nordwestliche Kansu und das westliche Sze-tschwan und Jünnan anlangt. Nur aus letzterm besaßen wir Francis Garnier's schönen Bilderatlas. Die Kreitner'schen Bilder sind zum Theil wohl nach Photographien, zum Theil nach seinen und den Skizzen der Herren von Loczy und Niederleithinger gemacht. Von den drei Karten verdienen die von Jezo und die von China besondere Hervorhebung, da sie Neues bieten. Namentlich die Aufnahmen im nordwestlichen Kansu sind in Anbetracht dessen, daß die bisherigen Angaben dort unter einander in unlöslichem Widerspruche standen, höchst dankenswerth. Das Buch liest sich angenehm und unterhaltend; das Urtheil Kreitner's ist unserm Ermessen nach stets gesund und verständig, obwohl es für uns Europäer ein so schweres Ding ist, die Chinesen richtig zu beurtheilen, daß Leute, welche schon Jahre lang unter und mit ihnen leben, mitunter wieder daran verzweifeln, ihren Charakter jemals ganz verstehen zu lernen.

— Wenn irgend ein Volk völlig indifferent in religiöser Beziehung ist, so sind es die Abchasen. Woran sie eigentlich glauben, das festzustellen, dürfte sehr schwer sein. Die großartigen kirchlichen Denkmäler, deren Reste noch heute in Abchasien sichtbar sind, beweisen, daß in alter Zeit hier das Christenthum herrschte. Später gelang es dem Islam wohl, das Christenthum aus Abchasien zu verdrängen; aber er gewann sich unter den Abchasen keineswegs so fanatische Anhänger als anderswo. Es gab in Abchasien keine einzige Moschee und die Mullahs genossen hier durchaus kein so blindes Vertrauen beim Volk wie bei den anderen Mohammedanern des Kaukasus. In jüngster Zeit dehnte die Gesellschaft zur „Wiederherstellung der Rechtgläubigkeit" ihre Thätigkeit auch auf Abchasien aus. Die Abchasen zeigten sich den Bestrebungen der Gesellschaft gegenüber ungewöhnlich entgegenkommend und schlau. Sobald sie bemerkten, daß ihre Bekehrung zum Christenthum von der Regierung gern gesehen werde, daß jeder Getaufte ein Kreuz und einen Silberrubel erhielt, ließen sie sich möglichst oft taufen. Ein Abchase, den sein Landsmann einen Nichtchristen nannte, antwortete stolz, daß er fünf Mal getauft sei. Als man aufhörte, den Getauften einen Rubel zu geben, so ließen sich die Abchasen aus anderen Gründen taufen, wenn z. B. die Polizei-Verwaltung ihnen irgend einen Nachlaß in Betreff der Abgaben gewährte u. s. w. Nach Mittheilung der grusinischen Zeitung „Droëba" ist neuerdings im abchasischen Dorfe Beslachuba ein Geistlicher angestellt — aber ein Russe, der weder Grusinisch nach Abchasisch kann. Der Gottesdienst findet in russischer Sprache statt, von der die Abchasen natürlich gar nichts verstehen; die Beichte nimmt der Priester mittels eines Dolmetschers entgegen! Es ist unbekannt, wer auf diesen originellen Ausweg verfallen ist; aber eins ist sicher, daß dies Alles nur dazu beiträgt, den religiösen Indifferentismus der Abchasen zu verstärken und zu vermehren. („Golos" 1881, Nro. 47.)

— Im Verlaufe seiner Reise vom Irawadi zum Jangtse-kiang hatte Mr. Henry Soltau (vgl. „Globus" XXXIX, S. 383) gute Gelegenheit, Beobachtungen über die gegenwärtige Lage der unlängst durch Kriege und Aufstände so hart mitgenommenen Provinz Jünnan anzustellen. Die Bevölkerung fand er ruhig, wohlgesittet, herzlich und gegen Fremde respektvoll, das Klima, von einzelnen Thälern abgesehen, gesund, namentlich in der trockenen Jahreszeit. Doch finden sich in den Gebirgsgegenden viel Kröpfe und Augenleiden sind außerordentlich häufig. Der Handel blüht überall rasch wieder auf, und es findet fortgesetzt eine starke Einwanderung aus der volkreichen Provinz Sze-tschwan statt. Viele Bezirke, welche nach Colborne Baber's Bericht noch unbebaut und unbewohnt waren, werden jetzt beackert; überall werden Häuser gebaut und Tempel wiederhergestellt, ein sicheres Anzeichen zurückkehrenden Wohlstandes. Freilich wird alles nun unter den Pflug genommene Land fast ausschließlich mit Mohn besäet. Schafe werden ihrer Wolle wegen in großer Menge gehalten und jährlich drei Mal geschoren, aber niemals gegessen. Der Handel innerhalb der Provinz und nach und von Birma ist sehr ansehnlich, dagegen derjenige mit Sze-tschwan sehr von der Natur erschwert. Die Waaren aus dieser Provinz werden zuerst auf Booten durch die gefährlichen Stromschnellen des Jang-tse-kiang bis Sui-fu geschafft und dabei wahrscheinlich zwei bis drei Mal umgeladen, dann entweder auf anderen Booten den Hêng-Fluß hinaufgefahren oder von Männern bis Tschao-tung getragen, wo sie Lastthieren aufgepackt werden. Diese Träger vermögen riesige Lasten, die hoch über ihre Köpfe emporragen, fortzuschaffen; sie gehen abwechselnd ein kurzes Stück und rasten dann, wobei sie ihre Lasten auf T-förmige Stöcke, die an ihrem Rücken befestigt sind, stützen. Die Reihen dieser schwer bepackten Männer, zum Theil nach dieser, zum Theil nach jener Richtung wandernd, zum Theil auch stillstehend, bilden einen ganz einzigen Zug in dem schönen Landschaftsbilde. Dann giebt es auch einige Karawanen von Ponies, starken kleinen Thieren, welche Pu-êrh-Thee, Kupfer und Opium nach Tze-tschuan und leichte Ladungen Salz und Stückgut von dort zurückbringen. Weit besser ist der Weg nach Birma, so daß sich der Handel zum großen Theile dorthin ziehen würde, wären nicht die Gebiete der Katschin-Stämme dort so schwer zu passiren.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 19. — 2. Programm einer organischen Stimmkultur von G. Gottfried Weiß.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche fünf Abbildungen nach Photographien.)

XI.

Die Bemannung des Dampfers „Canuman" hätte sich in Cuemby, wo sie nicht mehr von Fliegen und Moskitos zu leiden hatte, rasch von ihren Anstrengungen während der Bergfahrt erholt, wenn dort nur nicht die Produkte von Ackerbau und Jagd zu spärlich gewesen wären. Die Lebensmittel beschränkten sich aber auf altes Maniokmehl, bacallao (Stockfisch) und getrocknete Piraucu-Fische. Die wenigen Indianer, welche an den Ufern des Iça wohnen, bauen etwas Maniok, Bananen und Reis; von ersterem haben sie zwei Arten, eine mit giftigem Safte, aus welcher couac (Mehl in Klümpchen) gemacht wird, und eine zweite, yuca genannt, welche geschnitten und mit Fleisch zusammen wie Kartoffel gekocht wird. Letztere nennen die Kreolen Guayanas cramanioc. Die Vegetation ist hier eine andere, als am Unterlaufe des Flusses; auch Strychnos Castelneana, welche das Pfeilgift liefert, kommt hier nicht vor, so daß die Indianer, welche das Curare unbedingt für die Jagd brauchen, hundert Stunden weit stromabwärts fahren müssen, um es sich zu verschaffen. Am obern Iça ist dasselbe so gesucht, daß Crevaux Dinge, für welche man Geld zurückwies, sich damit eintauschen konnte; ein kleiner Topf voll Curare, wofür er am Yahuas einen Piaster bezahlt hatte, galt in Cuemby fünf.

An den Ufern des Iça wohnt nur eine sehr spärliche Bevölkerung; in den Hütten, welche der Reisende hier und da antraf, hatte er nicht über 200 Personen gezählt. Denn der Indianer vom obern Amazonenstrom wie in Guayana, flüchtet sich an die kleinen Zuflüsse, wo ihm die Weißen wenig anhaben können, und Jagd und Fischfang leichter sind. Nur ab und zu treten sie mit einem Sassaparilla- oder Kakao-Sucher in Verbindung, welche aber nie von langer Dauer ist. Denn sobald ein Indianer seine Steinaxt gegen ein Messer oder einen Säbel vertauscht hat, findet er die Gesellschaft des Weißen unerträglich und verschwindet wieder im Walde. Die große Schwierigkeit, welche sich der Civilisirung der südamerikanischen Eingeborenen entgegenstellt, ist der Mangel jeglichen Strebens bei denselben: ein Indianer, welcher einmal ein Messer besitzt, gäbe nichts in der Welt für ein zweites.

Da der „Canuman" am 29. März Para verlassen hatte, so hatte er bis nahe an den Fuß der Anden 45 Tage gebraucht. Nur hier in Südamerika kann ein Dampfer verhältnißmäßig so weit in den Kontinent eindringen, nämlich 2336 Seemeilen oder ungefähr 4326 km. Noch 400 km mehr, und man befindet sich an der Küste des Stillen Oceans. Merkwürdig ist, daß man auf der ganzen Strecke vom Atlantischen Ocean an bis zu den ersten Vorbergen der Anden keinen Stein findet; überall sind die Ufer lehmig und der Boden besteht aus Schlamm oder feinem Sande.

Sich in Cuemby etwas ausruhen zu können, behagte dem Reisenden sehr, da ihn die Aufnahme des Iça wie selten Etwas angestrengt hatte. Um $5\frac{1}{2}$ Uhr schon mußte er aus seiner Hängematte springen und dann täglich 12 Stunden lang auf der Brücke des Dampfers in der glühen-

den Sonne ausharren, um beständig Winkel zu messen und zu zeichnen. Dabei bestand seine Nahrung meist nur aus Reis und gesalzenem Pirarucu; denn da von den mitgenommenen Ochsen mehrere gestorben waren und der Kapitän einige für die Rückfahrt aufsparen wollte, so gab es nur selten frisches Fleisch. Glücklicherweise hatte er aber ein paar Kisten mit Bordeauxweinen aus Para mitgenommen, die ihn vorzüglich stärkten. Er hält dieselben für das beste Mittel gegen intertropikale Kachexie, empfiehlt deren Mitnahme allen Reisenden, welche in der Lage sind, überhaupt größeres Gepäck mitnehmen zu können, und will ihnen einen ewigen Kultus weihen, weil sie ihn zweimal auf die Beine gebracht haben.

Um auf einem andern Wege, als dem, welchen er gekommen war, zurückzukehren, griff Crevaux zu dem verzweifelten Mittel, einen übel berüchtigten Waldläufer, Santa Cruz mit Namen, welcher in Begleitung zweier kräftiger Indianer vom Rio San Miguel, Antonio und Gonzalo, in Cuemby eintraf, in seine Dienste zu nehmen. Trotz der Warnungen vor diesem „Andes-Piraten", welche man ihm ertheilte, blieb er bei seinem Entschlusse und trat am 16. Mai um 8 Uhr Morgens in einem Boote die Weiterreise stromaufwärts an. Der Fluß war zunächst schmal und in Folge dessen reißend, so daß man kräftig rudern mußte, um die Strömung zu überwinden. Gegen Mittag passirte man den Cuemby, einen kleinen rechtsseitigen Zufluß, und landete gleich darauf an einer Stelle, die den Namen Kuri führte. „Was bedeutet Kuri," fragte Crevaux den Gonzalo, und dieser nahm, ohne zu reden, eine Ruderschaufel voll Sand, goß mit der Hand Wasser darauf, bis die Kiesel und der Sand nach und nach weggespült waren und einige gelbe glitzernde Blättchen liegen blieben. „Kuri," sagte er, „ich sehe Gold!" Crevaux erfuhr ferner, daß der Rio San Miguel reich ist an Alluvialgold; Santa Cruz hat Spuren altspanischer Arbeiten gefunden, und noch heute sammeln die Indianer einiges Gold und vertauschen es gegen die nothwendigsten Bedürfnisse an diesen Glücksritter.

Die ersten Nachtlager (am 17. und 18. Mai) auf dieser Reise waren ziemlich ungemüthlich, da jedesmal der Regen in Strömen vom Himmel herabgoß; in der ersten Nacht stieg der Fluß um $1\frac{1}{2}$ Meter, fiel aber am nächsten Morgen ebenso rasch wieder. Am 19. fand man die Strömung weniger reißend, als die Tage zuvor, und stieß auf große, mit Kieseln (Quarz, Granit, Schiefer) bedeckte Uferstrecken, wo man stets an das Land stieg, sowohl um sich die Beine zu vertreten, als um vielleicht einige Enten oder Reiher zum Schusse zu bekommen. Wild aber war so selten, daß sie für die Küche nicht darauf zählen konnten. Der Fluß wurde allmälig immer schmaler, und es zeigte sich bereits ein aus Baumstämmen bestehendes Hinderniß, über welches das Wasser schneller dahinfloß. In dieser Nacht lagerte man an einem Platze, dessen Name Cantinelo mit großen Buchstaben auf den Karten eingetragen war. Indessen ist es nur der Name eines Indianers, welcher an einer gegenüberliegenden Barranca eine Strohhütte besessen hatte, in welcher das Haus Reyes ein Jahr lang seine Rindenvorräthe gelagert hatte. Einer seiner Dampfer, der „Tundama", war bis hierher vorgedrungen und an einem großen Baume vertaut worden. In einer Nacht aber, während die Bemannung am Lande schlief, war der Fluß gefallen, das Schiff war vorn auf Grund gerathen, hinten untergetaucht und so untergegangen. Cantinelo's Hütte lag früher ein Stück vom Ufer entfernt; damals (1879) lag sie an demselben, und ein Jahr darauf ist sie möglicher Weise vom Strome schon fortgerissen worden, der fast augenfällig das Ufer dort benagt. Ein Kreuz, welches das Grab des Maschinisten vom „Tundama" bezeichnet, war bereits beim letzten Hochwasser verschwunden und weggespült worden. Cantinelo lag einst auf einer großen Insel, welche damals durch Verstopfung des einen Flußarmes schon zu einer Halbinsel geworden war. Ebenso sind die zahlreichen Lagunen, welche man längs des Iça wie des Amazonenstromes findet, nichts als Reste früherer Stromarme, welche das eigensinnige Gewässer verlassen hat.

Wohnungen von civilisirten Eingeborenen in Cuemby am Rio Iça.

Jetzt fahren die Schiffe nicht mehr über Cuemby hinaus, weil sie von da an nur noch bei Hochwasser verkehren können.

Weiterhin wurde ein schöner Zufluß von links, der Guames (Guamoes), passirt, der in dem „See" (Cocha) unweit Pasto entspringt (vergl. „Globus" XXXVII, S. 226 ff.), und dessen Erforschung Edouard André für sehr wichtig hält,

weil er vielleicht einen Verbindungsweg zwischen Pasto und dem Atlantischen Ocean abgeben könnte. André selbst aber erzählt (a. a. O.), daß eine von Rodriguez ausgesandte Expedition, im November 1875, neun Tagereisen weit stromabwärts vordrang, dort jedoch den Fluß so voller Felsen und Schnellen fand, daß sie umkehrte und jede Verbindung für unmöglich erklärte. Andererseits hat Santa Cruz, der Andes-Pirat, wiederholt den Guames drei Tagereisen aufwärts befahren und erklärt die weitere Schifffahrt gleichfalls aus denselben Gründen für sehr schwierig.

Am 20. Mai erreichte Crevaux einen aus drei Häusern bestehenden Weiler, wo die Firma Reyes Chinarinde zu lagern hat. Der Verwalter des Dépôts war Don Fernando, ein Neffe der Brüder Reyes, der den Reisenden zwar freundlich empfing, bald aber seine wahre Natur herauskehrte. Crevaux war vor diesem kleinen Tyrannen, der den obern Putumayo unumschränkt beherrschte, bereits gewarnt worden. Als er am nächsten Morgen abfahren wollte, fehlten Indianer zu seiner Begleitung und sämmtliche leichte Pirogen waren angeblich für diesen Tag schon anderweitig benutzt. Am nächsten Tage neue Hindernisse, bis Crevaux kurz entschlossen nur mit Santa Cruz und Apatu seine eigene schwere Piroge bestieg und zum Erstaunen Don Fernando's davonfuhr. Schon zwei Stunden später erreichten sie ein kleines Dorf, wohin Fernando seine Pirogen, die er dem Reisenden verweigerte, hatte schaffen lassen. Dem Wächter desselben wurde von Santa Cruz gesagt: „Nimm zwei Pirogen und komm mit uns auf Befehl des Don Fernando“ — ein Verfahren, das zwar nicht ganz ehrenwerth war, aber doch entschuldbar mit dem Kriegszustande, in welchen sie wieder ihren Willen versetzt worden waren.

Am nächsten Morgen (22. Mai) ließen sie ihre große Piroge zurück und fuhren mit Sonnenaufgang ab, häufig sich umschauend, nicht so sehr aus Furcht vor einem möglichen Angriffe, sondern aus Angst, daß sie ein Boot überholen und andere Agenten des Hauses Reyes weiter stromauf benachrichtigen könnte. Sie fuhren also den ganzen Tag und machten Abends auf einer großen, mit Geröll bedeckten Uferfläche am Einflusse des Rio San Juan Halt; man genoß von dort aus einen prächtigen Blick auf die steilen Abhänge der Anden. Auch Apatu, welcher nie etwas anderes als die nur 400 m hohen Tumuc-Humac-Berge in Guayana gesehen hatte, war über diese Riesen erstaunt und that die intelligente Frage, wohin denn das Wasser gehe, welches auf der andern Seite dieses Gebirges falle, und ob dort noch ein zweites Meer sei. Er war begeistert, als er erfuhr, daß ihn höchstens nur noch 20 Tagemärsche vom Stillen Ocean trennten; zu sehen sollte er ihn freilich nicht bekommen.

Am 23. Mai theilte sich der Fluß in zwei Arme; man fuhr den Guineo aufwärts, dessen geringe Tiefe das Fortkommen sehr erschwerte; mit einem auf Kiel gebauten Boote wäre dasselbe völlig unmöglich gewesen. Denn jeden Augenblick stieß man auf eine Sandbank oder einen Felsen. Während der folgenden Nacht fror man schon; denn obwohl man sich nur etwa 300 m über dem Meeresspiegel und noch dazu unter dem Aequator befand, so war die Luft doch schon durch die Nähe der schneebedeckten Gebirge stark abgekühlt.

Civilisirte Indianer von Cucuby.

Am Vormittage des 25. langten sie in dem Weiler Guineo an, der wiederum nur eine Niederlage für die Chinarinde bildete, fanden dort eine gute Aufnahme, traten aber schon am nächsten Morgen den Landmarsch zum Rio Yapura an, welcher im Großen und Ganzen nordöstlich vom Iça demselben parallel fließt. Um $7^1/_2$ Uhr stiegen sie in die Barranca hinab und durchwateten den Rio Guineo, dessen kaltes Wasser ihnen nur bis an die Waden reichte; eine Fahrt in Booten ist weiter aufwärts unmöglich. Der kaum sichtbare Pfad war sumpfig, und man war gezwungen rasch zuzuschreiten um nicht einzusinken. Mehrere kleine Bäche wurden gekreuzt, darunter der Rio Picudo, ein linker Zufluß des Iça, der für ganz kleine Fahrzeuge schiffbar sein soll. Crevaux hatte auf diesem Wege Berge zu finden erwartet; aber das Land war stets flach und wurde zusehends sumpfiger und schlammiger, daß man nur mühsam die Sparto-Schuhe (mit Sohlen aus geflochtener Schnur), welche man in Guineo geschenkt erhalten hatte, aus dem Kothe herausziehen konnte. Niemals griff der Reisende so aus; er rannte, er flog förmlich durch den hochaufspritzenden Schlamm und überholte schließlich die Träger, welche zwei Stunden früher aufgebrochen waren. Nachdem man so etwa 20 000 Schritt zurückgelegt hatte, senkte sich das Terrain plötzlich und man erblickte unten im Grunde einen Bach, den ersten Zufluß des Yapura. Hier wurde Halt gemacht, um die Nachzügler zu erwarten und etwas Kaffee zu trinken; sonst aber befolgte Crevaux die Sitte der Indianer, unterwegs nichts zu essen, als höchstens ein Stück in Quellwasser getauchten Brotes. Um drei Uhr wurde Limon erreicht, das auf vielen Karten von Südamerika als große Stadt bezeichnet ist, in Wahrheit aber aus einer von Stroh erbauten Kirche und drei Schuppen zur Aufbewahrung von China-

Ansicht der Anden vom Ufer des Rio San Juan aus.

rinde besteht. Mocoa, welches etwa 20 km entfernt liegt, ist etwas bedeutender, weil es im Mittelpunkte großer Quinquina-Wälder sich befindet. In Limon fand man nicht das Geringste zu essen, weder Fisch noch Wild, noch frisches Fleisch. Die Arbeiter, welche täglich fünf Franken verdienen, müssen vier davon für etwas Tafia (Zuckerbranntwein) und getrocknetes Fleisch ausgeben, und in Mocoa kostet die Flasche gewöhnlichsten Weines 10 Frcs.

Als echter Brigant forderte auch hier Santa Cruz von dem Verwalter des Reyes'schen Dépôts im Namen desselben Don Fernando, welcher ihrer Abreise so hindernd entgegengetreten war, Boote, erhielt dieselben auch, und sofort schiffte man sich ein. Zwei Kilometer weit fuhr man den kleinen Rio Churugaco hinab und erreichte dann den Caqueta, der nicht tief, aber so reißend ist, daß man das Rollen

Der Weiler Guineo.

der Kiesel und Geschiebe auf seinem Grunde deutlich vernimmt. Natürlich war die Schifffahrt auf demselben nicht gerade die leichteste, und Apatu mußte seine ganze Geschicklichkeit aufwenden, um sein Fahrzeug durch das wüthend aufwallende und brausende Wasser zu lenken. Nach zweistündiger Fahrt erreichte man Paca-Yaco, wo zwei Familien freundlicher Indianer wohnten, welche Quichua sprachen und den Reisenden etwas Fische hergaben, welche mit Bananen gekocht verzehrt wurden. Schon zwei Monate hatten sie nur von gesalzenem Fleische und Fischen gelebt, so daß sich Apatu herzlich danach sehnte, in den Stromschnellen Kumarus zu schießen und Kuatas zu erlegen.

Da es in der letzten Nacht geregnet hatte, so war die Strömung eine sehr rasche, und wie die Pfeile schossen die beiden Boote dahin, zum größten Vergnügen für Crevaux;

denn zwei solche Tagereisen mußten ihn so weit von den Quellen des Caqueta entfernen, daß seine Begleiter nicht mehr daran denken konnten, ihn im Stiche zu lassen und umzukehren, und daß er seine Unternehmung bald für gesichert halten durfte. Vor dem Remolino (Stromschnelle) Uassi-panga wollte gegen 3 Uhr der Führer des zweiten Bootes für diesen Tag Halt machen, da der Fluß zu hoch und reißend sei; aber ohne darauf zu hören, setzte Apatu das Rudern fort und durchflog das gefürchtete Hinderniß, wobei freilich beide Fahrzeuge in Folge ungeschickter Bewegungen der Ruderer sich halb mit Wasser füllten. Als die Nacht herannahte, wurde an einer Stelle des Ufers, welche sich etwa 1 Fuß über das Wasser erhob, gelagert. Gegen Abend indessen begann es zu regnen und der Fluß stieg so rasch, daß sich die Reisenden gegen 10 Uhr nur noch 5 cm über dem Wasser befanden. Sie mußten also rasch die

Der Mestize Fortunato in Yura-Yaco mit seiner Familie.

Boote wieder beladen und sich zur Besteigung derselben fertig halten. Erst kurz vor Morgen fielen sie nach einer wegen Regen und der Muskitos schlaflos verbrachten Nacht in tiefen Schlaf. Beim Erwachen aber fanden sie das eine Boot voll Wasser; das rasche Fallen des Flusses hatte dieses schwere Unglück veranlaßt, wodurch die drei Chronometer des Reisenden unbrauchbar gemacht wurden.

Noch vor Mittag erreichte man die Niederlassung Yura-Yaco, so genannt nach einem dort mündenden schönen Zuflusse von links, dessen Quellen im colombianischen Staate Tolima liegen, und der acht Tagereisen weit stromaufwärts schiffbar sein soll. Der Herr dieses Hauses war ein unglücklicher Mestize, der wie zum Hohne Fortunato hieß und scheußlich anzusehen war: Gesicht, Hände und Füße waren mit schwarzen und weißen Flecken bedeckt, daß er wie ein Schecke aussah. Dort war überall das Pigment verschwunden und die empfindungslose Haut weißlich wie eine alte Narbe; dicht daneben hatte sie einen bläulich schwarzen Ton. Die

Frau Fortunato's, um drei Jahrzehnte jünger als ihr Mann, ist eine reinblütige Weiße, die reizend wäre, wenn sie nicht an demselben Hautübel, dem caraté, oder, wie Crevaux meint, der Schwindflechte (vitiligo) litte. Ihre sonst sehr niedlichen Kinder zeigen die verschiedensten Hautfarben: zwei kleine Mädchen sind vollständig weiß, ein Knabe hatte Wollhaare wie ein Mulatte. Crevaux hat das Caraté (vergl. die Artikel „Scheckige Menschen" „Globus" XXXIV, S. 27 und Dr. Pechuel-Lösche's „Abnorm gefärbte Menschen" ebenda S. 122) außer am Caqueta auch bei den Ticunas am Rio Javary, bei einigen Indianern am Iça und bei einem unglücklichen Weißen gesehen, der nach viermonatlicher Reise an diesem Flusse davon ergriffen wurde und sich aus Scham nicht mehr nach Columbien zurückzukehren traute. Crevaux meint, daß das Leiden mit durch die ewigen Stiche der Pion-Fliege verursacht wird. Seine eigenen Handrücken sahen in Folge derselben von Weitem so aus, als wenn er Handschuhe trüge; dies kommt daher, daß die mikroskopisch kleinen Blutströpfchen, welche bei jedem Stiche an der Oberfläche hervortreten, so dicht neben einander sitzen, daß sie einen großen Flecken zu bilden scheinen.

Fortunato's Frau erwies sich als vorzügliche Köchin und bereitete dem Reisenden ein Gericht mit Pekari-Fett gebratener Bananen, das demselben herrlich mundete; Fortunato selbst willigte ein, nach einem Ruhe- und Vorbereitungstage Crevaux bis zum Falle Araraquara zu begleiten. In zwei Booten wurde die Fahrt fortgesetzt; im kleineren nahmen Crevaux, Apatu, zwei Carijonas-Indianer und Fortunato Platz. Da letzterer wegen des elenden Zustandes seiner Hände nicht zu rudern vermochte, so mußte er sich auf die kleine Bank vor Crevaux setzen, Wasser ausschöpfen und die Namen der Inseln und Zuflüsse nennen; es kostete jedoch dem Reisenden nicht geringe Ueberwindung, ehe er sich an das gräßlich entstellte Gesicht seines Gegenüber einigermaßen gewöhnt hatte.

Bald wird der Fluß breiter und beschreibt große Bogen, deren Sehne gewöhnlich ein schmaler Kanal bildet; letztern nennen die Anwohner des Amazonenstromes parana, die Spanier brazuelo. Die flachen Ufer boten keine passenden Lagerstellen dar; da aber die Nacht hereinzubrechen drohte, mußten sie wohl oder übel auf der Spitze eines Inselchens landen, das wie aller Sumpfboden mit indischem Blumenrohre bedeckt war. Die großen Blätter desselben wurden abgehauen und darauf die Decken ausgebreitet. Es wäre gesunder gewesen, im Boote zu schlafen; allein dasselbe war zu klein, um sich darin ausstrecken zu können, und außerdem wollte Crevaux vor seinen Begleitern nichts voraushaben und dadurch etwa ihre Unzufriedenheit erregen.

Die Eigenthumszeichen der Naturvölker.

Von **Richard Andree.**

Die alten Hausmarken und Eigenthumszeichen, welche in Deutschland wie Skandinavien die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen haben, und in denen man ein bedeutsames germanisches Rechtsinstitut verborgen fand, lassen sich weit über den engen Kreis dieser Länder hinaus über die ganze Erde in verwandtem oder gleichem Sinne verfolgen und haben in vielen Gegenden ihre Analoga.

Diese Marken, die sich an Thüren, Balken, auf Geräthschaften, Kirchenstühlen und selbst Urkunden vorfinden, wo sie Namensunterschrift vertreten, wurden in früheren Zeiten konstant als festes Zeichen des Eigenthums gebraucht. Es sind einfache meist geradlinige Figuren, leicht eingeschnitten oder gravirt, die, wie Michelsen nachweist [1]), ursprünglich einem analphabetischen Geschlechte angehören, eine Anschauung, die ihre Stütze nicht nur, wie wir sehen werden, in dem analogen Gebrauche derselben heute bei den Naturvölkern findet, sondern sich auch historisch nachweisen läßt. Wie der genannte Forscher anführt, heißt es im dänischen Gesetzbuche Christian's V., daß Analphabeten ihre Verschreibungen durch ihr Siegel oder ihre Bomaerke (Baumarke, Hauszeichen) bekräftigen sollen. Auch das preußische Landrecht bestimmt in dieser Hinsicht Bekräftigung durch Handzeichen oder Kreuz. So vertritt die Marke als Personenzeichen den Namen in der Unterschrift. Aber sie hatte noch weitere Wirksamkeit; indem sie von der Gemeinde anerkannt und auf Geräthen, Waffen, Hausthieren etc. eingezeichnet wurde, stellte sie das Mein und Dein greifbar vor aller Augen fest, stellte das Eigenthum sicher und erschwerte das Entwenden.

Verwandt mit der Hausmarke sind manche andere Zeichen, die Handels- und Signirzeichen der Kaufleute, die Waarenzeichen und Schutzmarken, die Steinmetzzeichen, also das Handzeichen des Steinhauers, welches er auf das von ihm gefertigte Werkstück setzt.

In Deutschland sind diese Marken bereits uralt und Michelsen will sie bereits in den notis quibusdam finden, womit, nach Tacitus, die alten Germanen die Stäbchen bei der Losung zeichneten. In der Offenbarung Johannis (13, 17) ist das „Malzeichen des Thieres", wie Luther χάραγμα τοῦ θηρίου übersetzt, erwähnt, was auf die Eigenthumsmarke gedeutet wird. Desgleichen bei Griechen und Römern kommt das Zeichnen von Thieren vor, worüber bei Michelsen S. 17 die Beläge nachgesehen werden können.

Auch das berühmte indische Hakenkreuz, Svastika, 卐 ist ursprünglich nichts anderes als ein Zeichen, welches man dem Vieh ins Ohr machte, wie uns Max Müller belehrt [1]). „Sehr wenig von indischer Kunst ist vor dem dritten Jahrhundert vor Christus, der Zeit, da die buddhistischen Fürsten ihre Bauten begannen, bekannt. Den Namen Svastika kann man indessen etwas weiter zurück verfolgen. Er begegnet uns als der Ausdruck für ein besonderes Zeichen ungefähr ein Jahrhundert früher in der alten Grammatik des Panini. Dort sind gewisse Komposita erwähnt, in denen das letzte Wort „Karna", Ohr, ist. Wie es scheint, machte man dem Vieh Zeichen auf die Ohren, an denen man den Besitzer erkannte. Dieser Brauch herrschte sogar in den Vedazeiten, denn im Rigveda finden wir ashtakarni auf Kühe angewendet, die mit der Marke 8 gezeichnet waren, wie diese Marke damals auch ausgesehen haben mag, wahrscheinlich waren es nur acht Linien oder zwei Kreuze. Eine

[1]) A. L. J. Michelsen, Die Hausmarke. Jena 1853, S. 11.

[1]) In Schliemann's „Ilios" 390.

Am rechten Hinterschenkel

Am linken Hinterschenkel

Fig. 1. Tscherkessen.

Fig. 2. Fig. 3.

Fig. 4. Fig. 5.

Arabisches Wesm.

Fig. 6. Schwedisch Lappland.

Fig. 7. Samojeden.

Fig. 8. Eskimopfeilspitze.

Fig. 9. Russisch Lappland.

Fig. 10. Tscheremissen u. Tschuwaschen.

Fig. 11. Tamga der Wotjaken.

Eigenthumszeichen verschiedener Völker.

Anspielung auf diesen Brauch das Vieh zu zeichnen findet sich im Atharva-veda und in den Sankhayana-grihya-sutras rc. eingehender beschrieben. Hier wird ein Kupferinstrument (audum baro-asih) zum Zeichnen des Viehs empfohlen. Eins dieser Zeichen zum Markiren des Viehs war das Svastika." Bleiben wir einmal beim Zeichnen des Viehs.

Auf Madagaskar wird beim Vieh das Zeichen des Besitzers durch Einschnitte in die Ohren angebracht. Die Ohren des geschlachteten Viehs hängt man öffentlich auf, damit Jedermann sehen kann, es sei nicht gestohlen gewesen. Enten und Gänse zeichnet man an den Schwimmhäuten [1]). Das letztere Verfahren kenne ich aus böhmischen Dörfern zwischen Prag und Pilsen. Auch auf Island wurden Vögel an den Schwimmfüßen mit Eigenthumsmarken gezeichnet und nur an dieser Stelle war das Anbringen der gesetzmäßigen Marke zulässig [2]).

Jeder Somalstamm (Ostafrika) hat für die von ihm gezüchteten Kameele ein besonderes in einer Brandmarke bestehendes Markzeichen [3]). Alle Pferde der Tscherkessen tragen Zeichen wie Fig. 1; wer diese Zeichen fälscht, verfällt der Blutrache [4]). Das Familienoberhaupt der Guaycurus in Paraguay zeichnet den Weibern auf die Brust, den Pferden auf der Croupe, ja sogar den Hunden die Marke seines Besitzthums auf [5]).

Bei den Lappen der Halbinsel Kola fand Aubel, daß jeder ein bestimmtes Zeichen (Snak oder Kleimo) besaß, welches er auf alle seine Habseligkeiten, Kähne, Ruder und Schlitten, einschneidet und statt der drei Kreuzchen unter die Steuerzettel setzt. Damit sich der Sohn in dieser Unterschrift auch vom Vater unterscheiden könne, hängt er dieser noch einen kleinen Haken oder Schnörkel an, wodurch die komplicirtesten Signaturen entstehen [6]). Auch die Renthiere der Lappen sind mit dem Familienzeichen markirt und dieses ist von Wichtigkeit um die Thiere aus den gemeinsamen Herden auf der Weide, wo oft 10 000 Stück sich beisammen befinden, sondern zu können. Bei der Geburt eines Lappenkindes wird diesem ein Renthier geschenkt und dem letztern neben dem Familienzeichen auch noch das Zeichen des Kindes ins Ohr geritzt, welches Zeichen aber nur der Eingeweihte zu bemerken im Stande ist [7]).

Lappische Bomärken aus Schwedisch Lappmarken hat von Düben abgebildet [8]). Vergleiche Fig. 6. Damit stimmen überein die als Unterschrift benutzten Zeichen der Lappen in Russisch Lappland und an der Eismeerküste, Fig. 9 [9]).

Bei den nomadisirenden Arabern Syriens heißt das Eigenthumszeichen Wesm und hat Wetzstein darüber ausführlich berichtet [10]). Man findet diese Wesm sehr häufig an den Thoren und Mauern der alten verlassenen Städte, auf den Säulen und steinernen Wassertrögen der Ruinenorte, an glatten Felswänden, bei den Brunnen und Cisternen mit großer Sorgfalt tief in den Stein eingegraben, um anzuzeigen, daß das Recht bei diesen Oertlichkeiten zu weiden und die Herden zu tränken oder Ansiedlern daselbst den Feldbau zu gestatten, ausschließlich denjenigen Stämmen oder Stammzweigen zustehe, welche die dort eingegrabenen Eigenthumszeichen führen. Selbstverständlich trägt auch sämmtliches Vieh eines Stammes, Ziegen, Schafe und Kameele, Stück für Stück das Wesm. Es wird ihm an denjenigen Theilen des Körpers eingebrannt, an welchen es immer sichtbar ist, d. h. durch Haare und Wolle nicht verdeckt wird, also bei den Schafen am Gesicht, an den Ohren und Unterschenkeln. Ohne das Wesm würde eine verirrte oder geraubte Herde nicht als fremdes Gut erkannt und zurückgegeben resp. zurückgefordert werden können, oder würde sich das auf den Weideplätzen und an den Tränkstätten oder auf einer Flucht zusammengetriebene Vieh der verschiedenen Stämme nicht leicht und sicher wieder sondern lassen.

Häufig findet man an der Mauer einer Ruine mehrere solcher Stammessymbole zum Zeichen der Gleichberechtigung nebeneinander gestellt, in welchem Falle ein europäischer Reisender, der sie zum ersten Male sieht, gewöhnlich eine Inschrift vor sich zu haben glaubt. Als Wetzstein im Frühlinge 1862 einen 14 Stunden östlich von Damaskus gelegenen Vulkan, die Dekwa, bestieg, fand er auf der Spitze des Berges an einer geglätteten Felswand tief eingegraben die Zeichen Fig. 2, von denen die beiden äußeren das Wesm zweier Stammeszweige der Ghaijât und die beiden mittleren dasjenige zweier Stammeszweige der Mezâwida sind; beide zu den Trachoniten gehörige Völkerzweige existiren noch. In der Ortschaft Merw in Nordgilead stehen auf dem Bruchstücke einer Säule die Zeichen Fig 3, von denen das erste linker Hand den Churschân, das folgende den Tuwaka, das dritte den Beni Zuheir, das vierte den Atimma gehört. Diesen vier Stämmen, welche Zweige der Völkerschaft Sachr sind, ist jenes Dorf tributpflichtig. In der Stadt Bosrâ (dem alten Bostra) stehen an dem sogenannten Windthore die Zeichen Fig. 4, von denen die zwei letzten linker Hand gewaltsam zerstört, wenn auch noch kenntlich sind. Ihre Zerstörung zeigt an, daß ihre Inhaber kein Anrecht mehr auf die Stadt haben. Das erste rechter Hand heißt der Neumond (hilâl) der Benî Schaalân und ist das Wesm der Ruwala, eines großen Stammes der Aneza; das folgende sind die Stäbe (matârik) der Benî Râschid, eines Zweiges der Sirhân; das mittlere ist der Krückstock (mähegâna) der Benî Kâsim, gleichfalls eines Zweiges der Sirhân; das vierte sind die zwei Neumonde (hilâlein) der Serdîa, eines jetzt decimirten, aber noch vor 150 Jahren mächtigen Stammes im Süden Haurâns; das fünfte endlich ist die Keule (debbusa) der Fuheilîa, eines jetzt ebenfalls sehr geschwächten Stammes, dessen Fürst früher (noch Anfangs dieses Jahrhunderts) bei seiner Investitur vertragsmäßig eine stählerne, mit eingelegten goldenen Arabesken gezierte Schlachtkeule von der osmanischen Regierung erhielt. Er führte den Titel „Fürst der syrischen Nomaden" (Emîr Arab es-Schâm), und die Keule, das Symbol der Herrschaft, wurde zum Wesm der Völkerschaft.

Auf dem Berge Munsâr bei dem Dorfe El-higâna, sechs Stunden östlich von Damask, steht auf einem Grabhügel ein Stein mit dem Doppelzeichen Fig. 5. Dasjenige rechter Hand ist das Wesm der Gemâïla, das andere der No'eim. Beide Stämme gehören zu den Trachoniten. Zwei befreundete Jünglinge, welche, der eine dieser, der andere jener Völkerschaft angehörend, in einer Stammfehde dort gegen einander kämpfen mußten und auf den Tod verwundet wurden, verlangten in einem Grabe beerdigt zu werden. Das Jägervolk Suleib, welches sich unter den syrischen Nomaden am längsten zum Christenthume bekannte, hat noch heute als Stammesabzeichen das Kreuz. Die Adwân, welche im Osten von Jericho nomadisiren, haben als Wesm den Kaffeebrenner (mähemâsa), ein großer eiserner Löffel,

---

[1]) J. M. Hildebrandt in Zeitschr. der Ges. f. Erdkunde zu Berlin XV, 265, 280.
[2]) Michelsen S. 22.
[3]) Burton's Reise nach Medina und Mekka. Leipzig 1861, 279.
[4]) Kolenati, Bereisung Circassiens. Dresden 1859, 16.
[5]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas, 230.
[6]) Aubel, Ein Polarsommer. Leipzig 1874, 87.
[7]) J. A. Friis im „Globus" XXII, 6.
[8]) Om Lappland och Lapparne p. 317.
[9]) v. Middendorff in v. Baer's und Helmersen's Beiträgen zur Kenntniß des Russischen Reichs XI, 181.
[10]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1877 (14).

das Symbol der Gastfreundschaft; hier gestattet die Art des Wesm einen Schluß auf das Alter der Völkerschaft, denn da der Kaffee erst seit 200 Jahren in Syrien eingeführt ist, so müssen die Adwân ein junger Stamm sein. Auch die Turkmanen-Stämme in Gôlân und bei Haleb haben das Wesm, nur heißt es bei ihnen Tâgh, ein Name, den wir bereits aus den Reisewerken über Turkistan und die nördlicheren Länder turanischer Zunge kennen, denn auch die dortigen Nomadenvölker haben allgemein das Eigenthumszeichen, ohne Zweifel aus den ältesten Zeiten her. Soweit Wetzstein.

Auf der friesischen Insel Föhr sollen, wie Michelsen anführt[1]), die Hauszeichen noch immer als feste Marken des Viehs im Gebrauche geblieben sein. Besonders ausgebildet war die Eigenthumsmarke in Island. In Halderson's isländischem Lexikon ist die Bumark erklärt als Hauszeichen, womit man die Effekten zeichnet, zunächst als Eigenthumszeichen, welches man Hausthieren ins Ohr schneide. Incisio in auribus pecudum qua dignoscatur possessor; ferner aber auch benutzt als Namensunterschrift bei Analphabeten. Nur die Zeichen an den Ohren galten als gesetzmäßige Marke, wie denn überhaupt sehr genaue Vorschriften über das Kennzeichen des Viehs, Pferde ausgenommen, im altisländischen Rechte vorhanden waren. „Man soll ein und dieselbe Marke an allem seinem Vieh haben, widrigenfalls man bruchfällig wird, und hat man eine angeerbte Marke, so soll man sich dieser bedienen.“

Dieses Vererben der Marke läßt sich bei Naturvölkern nachweisen. Bei den Ostjaken vererben gewisse in Holz geschnittene Kerbzeichen in den einzelnen Familien als Namenschiffern. „Man hat oft dergleichen alte Schnitte in dem Holzwerke einer Jurte nachgewiesen und nur dadurch das ganze Gebäude für einen längst vergessenen Schuldner in Anspruch genommen und erhalten“ [2]).

Bei den Wotjaken, die keine Schrift besitzen, führt jeder Hausvater eine Chiffer oder Tamga als Familienzeichen, welche nach seinem Tode auf die Söhne übergeht und zwar ganz, wenn nur ein Sohn da ist, in Theile zerlegt, wenn deren mehrere sind. Erdmann giebt Abbildungen dieser Tamga [3]). Wir reproduciren Fig. 11 einige. Auch Tschuwaschen und Tscheremissen an der Wolga kennen diese Zeichen, welche sie zur Bekräftigung der durch Kerbhölzer geführten Rechnungen auf jene einschneiden, wo sie statt der Unterschrift gelten. Einige dieser Zeichen, welche völlig den Charakter der Hausmarken tragen, sind Fig. 10 abgebildet[4]).

Es gehören hierher auch die Thierzeichen der Thlinkithen Nordwestamerikas, welche wiederum mit dem Totemismus in Zusammenhang stehen. Dieses Volk zerfällt nämlich in einen Rabenstamm und einen Wolfsstamm. Die verschiedenen Geschlechter des erstern führen ihren Namen nach dem Raben, Frosche, Seelöwen, der Gans, der Eule, einem Lachse; die des Wolfsstammes wiederum vom Wolfe, Bären, Adler, Delphin, Haifisch, der Alke. Jedes Geschlecht trägt ein Schildwappen, d. h. schmückt sich mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, dessen Namen es führt. Boote, Geräthe, Decken, Schilde, Helme, ja sogar ihre Hütten und Jurten lassen diese Wappenzeichen wahrnehmen [5]).

Speere, Bumerangs und andere Waffen und Geräthe der Australier von Neu-Süd-Wales tragen die Marke ihres Herstellers. Sie bestehen aus gebogenen Linien, Zigzags und Rauten [1]).

Auf dem Tschugor, dem Lagerplatz der Samojeden, wo deren Zelte standen, lassen sie ein Kennzeichen zurück, indem sie einige Stöcke in den Schnee stecken und zwar in der Richtung geneigt, wohin sie ihren Weg genommen haben, und mit auf den Stöcken eingekerbten Zeichen, Piddine genannt, desjenigen Samojeden, dessen Tschugor dort gestanden hatte. Diese Markzeichen sind verschiedener Art, z. B. wie Fig. 7, aber doch kennt größtentheils jeder Samojedenwirth die Zeichen der anderen. Mit denselben Zeichen sind die Renthiere jedes einzelnen Besitzers am rechten Vorderschenkel, oft aber auch an beiden gebrandmalt, so daß, wenn ein Ren sich verlaufen hat und auf die Herde eines andern stößt, sie sogleich mit mehr oder weniger Sicherheit bestimmen können, wem es angehört [2]).

Die nordamerikanischen Indianer brachten auf ihren Streitkolben das Merkzeichen an, welches den Stamm kenntlich machte, zu dem der Träger dieser Waffe gehörte [3]), und Lubbock [4]) bildet Eigenthumszeichen auf einer Eskimopfeilspitze ab (Fig. 8). Mit solchen positiven Daten vor Augen wird es wohl auch hinfällig sein, wenn E. Bessels [5]) das Vorhandensein von Eigenthumsmarken an den Speerspitzen der Eskimos bezweifelt. „Ein primitives Volk bedarf nicht besonderer Abzeichen, um sein Eigenthum kenntlich zu machen, denn wo ein jeder seine eigene Waffe verfertigt, wird dieser ein gewisses individuelles Gepräge verliehen, welches ähnliche unverkennbare Charaktere besitzt, wie die Handschrift einer Person.“ Und dennoch ist gerade bei Jäger- und Fischervölkern die Eigenthumsmarke im Gebrauche. Die knöchernen Pfeile der Konjagen, also eines eskimoartig lebenden Stammes, sind mit der Marke des Besitzers gezeichnet. Da die Seeotter nie von einem Pfeile getödtet wird, sondern oft vier, fünf oder noch mehr erhält, die von verschiedenen Jägern herrühren, so gilt als Regel, daß derjenige die Beute erhält, dessen Pfeil dem Kopfe zunächst steckt [6]). Hier also, bei einem gleichfalls primitiven Volke, ist die Marke auf den Pfeilen für nöthig befunden. Und so bei den Woitos am Tanasee in Abessinien, welche das Nilpferd mit Harpunen erlegen, deren eiserne Spitze ein bestimmtes Familienzeichen trägt, welches den übrigen Stammesgenossen bekannt ist. Demjenigen wird das Eigenthumsrecht zuerkannt, welcher den ersten Wurf auf das Nilpferd gethan hat, selbst wenn das verendete Thier an einer fernen Stelle strandet [7]). So handelten auch die alten Isländer. Fand Jemand einen treibenden Wal und darin eine Harpune, so gehörte die Hälfte der Beute dem Harpunier. Die Harpunen pflegten deshalb mit einer Marke bezeichnet und diese Marken am Ding bekannt gegeben zu werden. Wer ein thingborit skot im Wale fand, hatte dessen rechtmäßigem Eigenthümer davon Nachricht zu geben [8]). Die Bewohner der Aleuten jagen den Wal mit Harpunen ohne Leine; erst wenn das riesige Thier mehrere Geschosse empfangen hat, stirbt es und wird an irgend einer der Inseln ausgeworfen. Die Gemeinde, die den Wal fin-

[1]) A. a. O. S. 5.
[2]) A. Erman, Reise um die Erde, I, 622.
[3]) Joh. Friedr. Erdmann, Reisen im Innern Rußlands, Leipzig 1826, II, 25, und Tafel 3.
[4]) Nach G. F. Müller, Sammlung Russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III, 364.
[5]) Holmberg, Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855, I, 13.

[1]) Journ. Anthropol. Institute VII, 253.
[2]) B. v. Struve im „Ausland“ 1880, 775.
[3]) Heckewelder, Nachricht von der Geschichte der indianischen Volksstämme. Göttingen 1821, 39.
[4]) Die vorgeschichtliche Zeit. Jena 1874, I, Figur 2, Seite 9.
[5]) Die Amerikanische Nordpolexpedition. Leipzig 1879, 361.
[6]) Holmberg, Völker des Russ. Amerika, 115.
[7]) v. Henglin, Abessinien, 290.
[8]) K. Maurer, Island. München 1874, 416.

det, untersucht zunächst die Wunde, „wo sich immer noch der mit dem Zeichen der Gemeinde des Jägers versehene Wurfspieß vorfinden muß. Diese Gemeinde wird nun sofort benachrichtigt und hat sich mit der, in welcher die Beute gefunden wurde, in selbige zu theilen“ [1]). Also wie in Island.

[1]) v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem Russischen Amerika, I, 268.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

IV.

Der Doppelkamm der Südvogesen und seine Entstehung.

Wir haben jetzt gesehen, daß jenes große westliche Granitplateau, welches den breiten Westfuß des Hohnecks bildet, seine Anlage, Form und heutige Beschaffenheit nur der allmäligen Hebung des granitischen Vogesenmassivs und den dadurch immer massenhafteren Niederschlägen verdankt, daß wir also an ihm die oroplastische Thätigkeit des Hohnecks selber sehen. Ein Thal aber, das merkwürdige Thal der Meurthe, haben wir noch nicht betrachtet; und so kehren wir jetzt zum Hohneck, von welchem es ausgeht, zurück.

Die Höhe desselben und die starken von Südwesten kommenden Niederschläge erklären noch einige andere wichtige orographische Erscheinungen des Gebirges. Zunächst die unruhige Gliederung des Hohneckmassives selber, welches von der Schlucht bis zum Rheinkopf in lauter einzelne Köpfe zerlegt ist und zwar mit tieferer Schartung, als man sie weiter nach Norden auf dem höchsten Rücken der Granitvogesen vorfindet. Und zweitens: dem Hohneckmassiv liegt westlich vorgelagert eine Reihe von Höhen an, oder vielmehr das Hohneckmassiv fällt westlich ab in eine Reihe aus ihm hervor wachsender Höhen, welche viel niedriger sind als die nächste Parallelkette jenseits der Colline de la Vologne, und sehr viel niedriger als der Hohneck selber, welche die Höhe von 900 m kaum überschreiten werden: so les feignes sous Vologne, la tête du Ortimont, ronde tête und andere, die natürlich alle durch kleine Flußläufe von einander geschieden sind. Ihre geringe Höhe so unmittelbar neben den Hochgipfeln ist auffallend; und doch ist sie nur die Folge der mächtigen Niederschläge der Südwestseite, welche natürlich hier das Massiv zumeist wegwaschen mußten. Aber auch die so auffallende Bildung der Hautes Chaumes ist wohl nur durch die Nachbarschaft des Hohneck hervorgerufen. Während wir den Südkamm des Gebirges vom Ballon d'Alsace bis zum Rheinkopf mit einer Reihe einzelner rund oder länglich gewölbter, verhältnißmäßig tief gescharteter Gipfel besetzt, und zugleich in einzelne Gebirgsstöcke abgetheilt finden, so zieht sich nordöstlich vom Hohneck der Rücken ohne die mindeste Unterbrechung und Gliederung bis zum Thale von le Bonhomme hin. Wir sahen nun aber, daß der Hohneck in früheren Epochen sehr viel höher war, als jetzt. Er hat also die Hauptmasse der Südwestniederschläge festgehalten und verschaffte dadurch dem Nordrücken größere Ruhe. Der Südrücken, den Niederschlägen stark exponirt, zeigt daher die eingeschnittenen ziemlich breiten Pässe, welche das Gebirge zerlegen, und auf den einzelnen Gebirgstheilen wieder die verschiedenen Gipfel. Die Hautes Chaumes empfingen gelindere, gleichmäßigere Niederschläge, daher ihre gleichmäßig gewölbte Gestalt, für die jedoch auch ihr hohes Alter mit zu berücksichtigen ist.

Dabei ist freilich noch ein Drittes zu beachten; die Bergkette nämlich, welche zwar schmal aber in nicht unbedeutender Höhe ihnen westwärts parallel läuft, das Thal der Meurthe abschließend. Wir kommen hier auf dieselbe zurück. Daß sie den Niederschlägen stärker ausgesetzt ist, als die Hautes Chaumes, folgt aus ihrer Lage; so zeigt sie auch viel stärkere Verwitterungsformen (z. B. das gewaltige Trümmermeer an den Granitwänden bei le Valtin) und sehr viel steilere Böschung als diese letzteren. Sie bildet den Nordwestrand des westlichen breiten, von allen Seiten, also auch von Norden, ansteigenden Granitmassivs, des Hohnecksockels; sie strahlt vom Hohneck selber aus. Die Meurthe, welche sie von den Hautes Chaumes trennt, gehört zu jenen radialen Flüssen; sie verdankt ihre Entstehung den Niederschlägen der Westseite des Hohneck und aus der auch nördlichen Abdachung des ganzen Terrains folgt, daß sich hier auch ein nordwärts fließender Strom bilden mußte. Die mächtige Höhe und Breite der Hautes Chaumes hielt denselben, der ziemlich weit westlich entsprang, auch westlich fest, und so grub sich der Fluß erst sein Bett und hernach sein schmales Thal mit steiler West- und sanftgeneigter Ostseite tief ein, in beinahe völlig gerader Linie. Ja die Hautes Chaumes drängten ihn immer weiter nach Westen: auch die Oeffnung bei Xefosse ist wohl eine Wirkung derselben, denn gerade ihr gegenüber liegt nicht nur die höchste Kammerhebung, sondern auch ein westlich vorspringender Seitenzweig des Hauptrückens von 1236 m Höhe, wobei zu beachten, daß die kleinen Rinnsale, welche den Hautes Chaumes entfließen, genau dieselbe nordwestliche Richtung haben, wie der Durchbruch bei Xefosse. Weiterhin fließt die Meurthe, der allgemeinen Abdachung des Gebietes folgend, nordwestlich fort. So ist also der scheinbar doppelte Vogesenkamm erklärt: er ist nur einer, nur daß durch den eigenthümlichen vom Hohneck ausgehenden Flußlauf ein Parallelstreifen, der früher mit dem Hauptrücken eins war, abgesägt worden ist; aus der Zeit der ersten Anlage des Thales stammt auch die erste Anlage des Thores bei Xefosse. Dieser schmale Parallelzug war natürlich durch Wasser leichter zerstörbar als der noch dazu hier minder niederschlagreiche Hauptrücken; und so erklärt sich seine reichere Gliederung, so ist auch seine erste unbedeutendere Durchbrechung bei le Valtin, das Thal le grand Valtin, nur durch Erosion entstanden. Dasselbe verdankt seine Anlage ebenfalls einem mächtig vorspringenden Glied der Hautes Chaumes; die stärkeren Niederschläge, welche sich diesem gerade gegenüber hier bildeten, schnitten immer weiter nach Westen ein. So entstand das Thal, dessen Sohle sehr hoch gelegen ist (le grand Valtin 854 bis 900 m). Aber auch die weitere Fortbildung des doppelten Kammes der Südvogesen beruht auf Erosion. Nördlich von dem Meurtheabfluß hebt sich die Thalsohle wieder; es fehlte hier das starke Wasser der Meurthe, um sie tiefer ein-

zusenken. Die Niederschläge sind überhaupt hier geringer, Südwestwinde aber auch hier immer vorherrschend. Daher bildete sich jene Bodenerhöhung von 976 m, über welche hin die heutige Reichs- und frühere Departementsgrenze verläuft. Nach Süden geht der unbedeutende Luschbach (Louchpach) in die Meurthe, nach Norden setzt die Bechine ein; beide sind unmittelbare Folgen der Bildung des Meurthethals und der hier schon etwas weniger feuchten Südweste. Daß die Bechine sich nach Osten zur Weiß wendet, hat wohl seinen Grund in den geologischen Verhältnissen der Gegend, da gerade hier das Granitmassiv des Brezouard in den Granitit, der den Kamm und die Hauptmasse des Gebirges bildet, eingelagert ist. Auch in der Senke von Le Bonhomme fließt die Bechine eine Zeit lang auf die Grenzscheide beider Gesteine, nachdem sie allerdings vorher den Brezouardgranit selber durchfurcht hat. Auf einer ähnlichen Grenzscheide fließt auch die obere Leber, deren Thal im Uebrigen ein Erosionsthal ist und seine Hauptrichtung den auch hier prädominirenden Südwestwinden verdankt, sowie dem Umstand, der auch für die übrigen zwischen dem Doppelkamm fließenden Flüsse entscheidend ist, daß nämlich die höchste Höhenlinie des Gebirgsmassivs erst nach sehr breitem Westanstieg im Osten sich erhebt, die Niederschläge also zum größten Theil schon auf jenen Westanstieg des östlichen breitern Rückens niederfallen und auf ihm natürlich ihre erodirende Arbeit beginnen. Diese Südwestwinde haben es auch bewirkt, daß die Kammlinie des Vogesenzuges nördlich von Markirch so schmal und so weit nach Norden vorgerückt ist, indem sie das Gebirgsdreieck zwischen Markirch und Deutsch Rumbach, welches ihrer Bahn gerade entgegen steht, reichlich bewässerten. Die so entstandenen stark fallenden Bäche sind natürlich von großer Arbeitskraft und haben daher mächtig erodirt. Die westliche Kette zeigt übrigens hier im Verhältniß zur mächtigern Ostkette (Tête des Faux, Brezouard u. s. w.) ganz die gleiche Erscheinung wie den Hautes Chaumes gegenüber; sie ist stark eingeschnitten, was jene durchaus nicht ist, natürlich wieder, weil sie stärker den Südwestwinden und ihrer Feuchtigkeit ausgesetzt ist.

Das Thurthal ist ganz ähnlich gebildet wie das Thal der Leber. In seinen obersten Theilen ist es nur Erosionsbildung, dann aber folgt der Lauf der Thur eine Zeit lang der Grenzlinie des Granites und der (aufgelagerten und mit gehobenen) Grauwacke. Später fließt sie durchaus im Gebiete der Grauwacke und hier ist das Thal wieder ganz Erosionsthal. Seine Richtung verdankt es zunächst der Lage des Rheinkopfes, dann der südöstlichen Senkung des ganzen Gebietes (Saulxures 416 m, Thann 342 m, Sennheim 276 m). Die Breite des Thales, zu welcher die alten Gletscher nur wenig beigetragen haben können, ist Folge und Wirkung der Höhe seines nördlichen Grenzgebirges, des Kammes, welcher den Sulzer Belchen (1426 m) trägt. In Folge dieser Höhe ist der Fluß des Thales, die Thur, ebenso nach dem südöstlichen niedern Kamm hingedrängt, wie wir die Meurthe nach Westen gedrängt sahen. Denn ein Fluß, der zwischen zwei verschieden hohen Gebirgszügen hinfließt, verlegt sein Bett stets an den minder hohen dieser Züge, dessen ihm zugekehrte Seite dann die steilere der beiden Thalwände zu sein pflegt. So die Meurthe, die obere Mosel, die Moselotte, der Vouchot und andere Vogesenflüsse. Dasselbe Gesetz drängt aber auch den Rhein von den Alpen zum Schwarzwald, den Po zu den Apenninen, den Ganges zum Bergland von Dekhan, ja auch den Missisippi zu den Alleghanis hin.

So können wir jetzt über die Bildung des Vogesenkammes urtheilen. Wir haben bis zum Hohneck nur einen Kamm; von da an ist er durch die Erosion in zwei Theile zerlegt, in einen schmalern, niedrigern, reichlicher gegliederten westlichen, in einen breiten, höhern, ungegliederten östlichen. Daß an dieser ganzen Gestaltung die Südwestwinde den eigentlich grundlegenden Antheil haben, erhellt aus einer Gesammtbetrachtung des Gebirges besonders deutlich. Je unmittelbarer der Hauptkamm desselben diesen Winden ausgesetzt ist, um so lebhafter ist er gegliedert; daher die reiche Gipfelbildung südlich vom Rheinkopf und der westlichen Pseudokette. Der Hohneck zeigt sich hier als Endpunkt der einen und Anfangspunkt der andern Bildung. Seine gewaltige Höhe gab ihm diese Ausnahmestellung. Die westlich mit ihm unmittelbar verwachsene Höhenkette, les Feignes sous Vologne, Ortimont u. s. w. sind die direkte Fortsetzung des westlich von le Valtin gelegenen Höhenzuges; die größere Breite, welche der Nordzug besitzt, kommt daher, daß seine Höhe mehr östlich, also mehr im Windschutz, gelegen ist, während überhaupt der ganze Süden des Gebirges viel stärker den Winden, der Wasserthätigkeit ausgesetzt ist. Man vergleiche die Flußmengen, welche von den südlichen Vogesen, einschließlich des Hohneck, ausgehen, mit den wenigen, welche dem ganzen Doppelzug nördlich vom Hohneck entspringen. Die Wassermasse, welche das Gebirge nach Westen abgiebt, ist weit größer, als die, welche östlich abfließt.

Es ist ferner gewiß beachtenswerth, daß der Hohneck das höchste Massiv, früher auch der höchste Gipfel der krystallinischen Vogesen, fast genau in der Mitte der Gesammtausdehnung derselben gelegen ist.

Die Breite der östlichen Thäler könnte auffallen, da das Gebirge von Osten wenig Feuchtigkeit erhält. Auch diese Breite ist Folge der Südwestwinde und der hohen Massive, welche allseits diese Thäler umgeben, also eine besonders große Menge von Niederschlägen für dieselben festhalten. Dann ist auch der jähe Ostabsturz der Vogesen wohl zu beachten, welcher dem Wasser besonders starken Fall, und also Arbeitskraft giebt. Durchaus nicht als Erosionsthäler sind aber eine ganze Reihe Thäler aufzufassen, welche im höchsten Kamme des Gebirges einsetzen und selbst die runde Kuppel des Hohneck nach Osten gleichsam angeschnitten haben, welche ferner daran Schuld sind, daß der Hohneck scheinbar nach Osten vorgerückt ist: es sind dies Einsturzthäler, welche wir an der ganzen Ostseite der Hautes Chaumes verfolgen können, zu denen auch die eigenthümlichen Circusthäler des Darensees, des Schwarzen und Weißen Sees gehören. Sie sind verhältnißmäßig jung, denn die Erosion hat ihre Form nur eben erst gemildert, keineswegs verwischt. Wenn sie keine Spuren alter Gletscherarbeit zeigen, so beweist das nichts für die Zeit ihrer Entstehung, da nach Osten hin die Vogesen, sehr charakteristisch wieder für ihre klimatische Lage, keine Gletscherbildungen zeigen, natürlich mit Ausnahme des Amariner Thales sowie ferner der äußersten Südwestpartien des Münsterthales, die nach dem Rheinkopf und dem Rücken hinziehen, der den Rothenbacher Kopf und weiter östlich den Sulzer Belchen trägt. (Dollfus-Ausset, Matériaux pour l'étude des glaciers 3, 212.) Jene Einsturzthäler scheinen mit dem Einsinken der rheinischen Tiefebene in Zusammenhang zu stehen. Sie liegen hauptsächlich in dem Gebirgstheil, der auch an seinem Ostrand die größten geologischen Störungen durch Verwerfungen, besser Umwerfungen des verschiedensten Gebirgsmaterials zeigt, gerade gegenüber der merkwürdigen Bucht von Freiburg und der ihr vorgelagerten vulkanischen Massen des Kaiserstuhles und Tuniberges.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

V.

5. Feiertage und religiöse Feierlichkeiten. (Zweite Hälfte.)

Wenn das Vieh im Frühlinge beginnt, auf die Weide zu gehen, berichtet Aminoff, werden Opfer für dasselbe in der Hauptstraße des Dorfes angestellt und wird dabei vom Opferpriester des Dorfes oder von zwei gewählten Opferern ein Ochse und ein weißes Schaf dem inmar geopfert. Dabei wird gebetet: „Inmar, damit das aufs Feld gelassene Vieh sich reichlich vermehre, opfern wir dir einen goldhaarigen Stier." (Rittich.)

Um Regen zu erhalten wird an einigen Orten jährlich, an anderen nur bei großer Dürre ein Gebet um Regen abgehalten (zor kuris´kon). Dabei werden dem inmar im Kazanschen ein Pferd und zwei weiße Schafe, im Wjätkaschen ein weißer oder rother Stier und zwei Schafe geopfert.

Nach der Frühlingssaat werden die schon erwähnten, mehreren Dörfern gemeinsamen Hainopfer (mirenvös´, oder el´en-vös, oder badzim-vös´) im badzim lud begangen. In einigen Gegenden findet dies erst zu Pfingsten statt, in anderen am Peterstage, dem kvar-sur-Feste, am 29. Juni.

Hier versammeln sich gewöhnlich die Angehörigen von 10 bis 15 Dörfern, um dem mukylts´in und inmar zu opfern, und zwar nicht nur Männer allein, sondern alle, Männer, Weiber und Kinder. Der Opfertisch (vyle muts´on džök) wird auch hier mit Birkenzweigen bedeckt, wie beim invu-Hainopfer, und auf die Zweige der eine Theil des Opfers gelegt, während der andere ins Feuer geschüttet wird. Das Opfer besteht hier aus Rindvieh, Schafen, Gänsen, bis an 15 Stück, und wird durch den vom tuno ernannten badzim lud ut´is dargebracht. Die Ceremonie unterscheidet sich sonst in nichts von dem später zu beschreibenden Dorfhainopfer.

In dem großen weitberühmten badzim lud im Dorfe Nyrja, das wir schon früher erwähnt, findet natürlich die ganze Feier in weit größerm Maßstabe statt. Nach Ostrowski werden zu diesem Feste schon lange vorher Vorbereitungen getroffen. Ungeheure Vorräthe an Bier und kumyška werden gebrannt. An großem Vieh allein werden bis 60 Stück geopfert. Unumgänglich nothwendig zu dieser Feier sei ein Schwan, den man bisweilen mit 25 bis 40 Rubel bezahle. Er wird gleichfalls rechtzeitig eingefangen und, wie Ostrowski selbst Gelegenheit hatte zu sehen, in großen Ehren gehalten, mit den besten Leckerbissen gefüttert. Nach dem Feste werde er auf einem festlich geschmückten Dreigespann im Triumph zum Wjätka-Flusse gebracht und dort mit Silbermünzen geschmückt freigelassen. Seine Rolle ist unbekannt. Zu diesem Feste, dem miren vös´, strömen die Gläubigen nicht nur aus dem ganzen kazanschen Gouvernement zusammen, sondern auch die wjätkaschen Dörfer schicken Abgesandte. In alten Zeiten, meint Aminoff, sind diese großen Opferfeste gewiß von großer politischer Bedeutung gewesen; in der Gegenwart aber bilden sie nur ein geistiges Band, welches die verschiedenen Individuen des Wotjäkenvolkes vereinigt und dessen Assimilirung an die umwohnenden durch Anzahl und Civilisation mächtigen Völker hintanhält.

Im Anfang Juni, wenn schon am jungen Hafer sich die ersten grünen Körnchen zeigen, giebt es ein kleines Kinderfest. Die Kinder gehen hinaus ins Feld, kochen einen Brei aus gewöhnlicher Gerstengrütze, dem sie aber die jungen noch saftigen Haferkörnchen beimischen. Von diesem Brei opfern sie dann etwas ins Feuer mit den Worten: „Grasbrei geben wir dir, Gott inmar."

Das größte Fest des ganzen Jahres beginnt am 29. Juni, dem russischen Peter-Pauls-Tage, und dauert eine ganze Woche lang. In diesen Tagen des Blätterfestes (kvar sur) wird fast im ganzen Wotjäkenlande der zweite wichtigere Theil der Hochzeit, s´uan genannt, gefeiert, und die ganze Woche hindurch giebt sich Alt und Jung den Freuden des Daseins hin ohne sich durch irgend welche Sorgen beirren zu lassen. In einigen Gegenden wird an diesem Tage das badzim vös´ im badzim lud von mehreren Dörfern gemeinsam abgehalten.

Am Vorabende des Festes, das außer kvar sur auch gužem juon, Sommerfest, genannt wird, hält jeder Hausvater zunächst in seinem kuala mit seiner Familie einen Gottesdienst dem mukylts´in und voršud ab. An diesem Tage, dem einzigen im Jahre, werden vom voršud ut´is auf das džadžy Birkenzweige gelegt, die der Familienbirke des Hauses entnommen sind. Daher hat das Fest auch den Namen kvar sur, Blätterfest, wörtlich Blätterbier. Bier wird eben nur zu den Festtagen gebraut.

Auf die Zweige legt der Betende das vyle muts´on, das hochgehobene Opfer, nachdem er folgende Worte gesprochen: „O Gott, mukylts´in, voršud, wohl bewahret und erhaltet uns. Des Blätterfestes wegen beten wir, reichlich Fleisch und Brod, glückliches Leben und Dasein, guten Zuwachs gewähret." Fleisch, Brot, Grützbrei, Kuchen, Bier und kumyška werden geopfert, und bei jeder Gabe, die dem voršud hinaufgehoben und dem Gott ins Feuer geschüttet wird, werden dieselben Worte wiederholt.

Nach den Feiertagen nimmt der voršud ut´is die Birkenzweige, welche den Namen mudor führen, wieder fort.

Nachdem die kvar-sur-Woche vergangen, macht sich Alles ans Heumachen, wozu vor diesem Feste und während desselben Niemand eine Hand rührt. Dafür arbeitet jetzt aber auch Alles mit, was nur Hand und Fuß regen kann.

Die Wotjäken sind das frömmste Volk, das ich kenne; bei jeder Gelegenheit beugen sie sich vor der Gottheit, und so beten sie auch vor der Heuernte: „Gieb, Gott, daß das Gras, wenn ich drei Mal mit der Sichel schlage, sich in Schichten legt; daß Schwaden an Schwaden und Schober an Schober sich sammeln" (Rittich).

Zwei Wochen wird eifrig Heu gemacht und jede Familie strebt, die Mahd zu beenden, denn der 20. Juli (vil´nunal, der neue Tag) leitet bereits den Roggenschnitt ein. Auch dieses Fest ist ein hochgeachtetes, doch dauert es

nur einen Tag. Am Vorabende desselben wurde früher namentlich der Bienen wegen gebetet, und noch jetzt bringt jeder Bienenvater dem inmar Honig dar; ich selbst sah, wie an diesem Abend Honig geopfert wurde. Bemerkenswerth ist, daß dies Opfer nicht im kuala vollbracht wurde, sondern auf dem Hofe unter freiem Himmel. In der Regel findet das Opfer aber auch an diesem Tage im kuala statt. Pallas berichtet, daß an diesem Abende immer Buntspechte, die zu diesem Zwecke eigens mit Schlingen gefangen wurden, dem Gott geopfert wurden.

Der 20. Juli ist auch ein russischer Feiertag, der Tag des Ilja (Propheten Elias). Bei den Wotjäken heißt der Tag vil' nunal, der neue Tag, woraus man vielleicht schließen könnte, daß sie von diesem früher ihr Jahr begannen.

Im Malmyžschen opfert man am Vormittage des Festes selbst, jeder zunächst in seinem kuala, dem voršud und zwar kein Fleisch, sondern nur Honig, Brot, Brei, Bier und kumyška, und zwar wird nur das vyle muts'on aufs džadžy gelegt, das Feueropfer findet nicht statt. Am frühen Nachmittage erfolgt dann das lud-Opfer für den lud peri. Anderwärts wird gleich am Vormittage des vil' nunal das einzige gurt-lud-Opfer des Jahres, das lude vos'äs'kis'kon, dem invu dargebracht. Nach Pallas und Aminoff findet es sonst den ersten Oktober statt.

Am Morgen bedeckt der lud ut'is, der auch die Opferung leitet, den Opfertisch mit Birkenzweigen von beliebigen Bäumen. Hierauf wurde früher, wie es scheint, ein Götze gestellt. Am Nachmittage, etwa um 1 bis 2 Uhr, versammeln sich dann die Männer im Haine, Weiber haben keinen Zutritt. Es wird ein Rind oder ein schwarzes Schaf geopfert, nachdem es mit Wasser gewaschen ist. Herz, Lungen, Leber werden in einem Kessel gekocht, das Fleisch in einem andern. Wenn es fertig ist, spricht der das Opfer leitende lud ut'is folgendes Gebet: „Tritt wohlwollend auf das Birkenreis, o invu, gewähre gutes Glück; das gute Vieh behüte und erhalte wohl, gieb es keinen wilden Thieren preis."

Darauf schneidet er zunächst vom Herz, Lungen und Leber Stücke ab und legt sie auf die Birkenzweige, andere Stücke wirft er, dasselbe Gebet murmelnd, ins Feuer, und den Rest verzehrt er gemeinschaftlich mit den übrigen Betern. Dasselbe wiederholt sich mit dem Fleische, dem Brote, kumyška, Bier ꝛc. Die Knochen werden später gleichfalls dem Feuer übergeben.

In gondyr gurt wurde nicht an invu, sondern an kozma folgendes Gebet gerichtet: „Kozma, tritt wohlwollend auf (sc. die Birkenzweige), stets wohl erhalte und bewahre; gieb unser Vieh keinen reißenden Thieren preis, wirf es nicht in Schluchten oder Flußbett. Das Getreide laß nicht von Würmern und Ungeziefer verzehren. Tritt wohlwollend auf, darum, o Geist, bitten wir; wohl erhalte und bewahre unser Opfer in deinen Händen."

Wie der kozma als ein böser Waldgeist aufgefaßt wird, so wird auch im Malmyžschen dem lud peri, dem bösen Haingeist, ein schwarzer Hammel geopfert, und auch aus dem Gebet an invu geht hervor, daß dies ein böser Geist ist. Im Kazanschen wird nach Bechterew dem keremet im lud geopfert.

Jetzt giebt es keinen Feiertag mehr bis zum Ende aller Feldarbeiten. Jede neue Arbeit wurde aber sonst mit neuem Gebet eingeleitet, so der Roggenschnitt: „Gieb, Gott, daß Garben an Garben sich häufen und Garbenständer an Garbenständer" (Rittich). Vor dem Häufen des Schobers (kaban) betet man: „Gieb, Gott, daß der Schober so hoch werde wie der Himmel" (Rittich).

In dem Maße übrigens, als das Christenthum eindringt, scheint die Betfreudigkeit abzunehmen, und das ist nicht wunderbar, denn beim russischen Bauern ist die Religion nur Formalismus, echte Frömmigkeit trifft man nur sehr selten, und fast nur bei einzelnen Gebildeten.

Wenn die schwere Zeit vorüber, die Feldarbeit vollendet ist, dann kann man wieder Feste feiern und die Sorgen fahren lassen. Zunächst wird das ju-n'än', pönna vos'äs'kis'kon, Getreideopfer, dargebracht, d. h. es wird von jedem Hauswirth, sobald er mit seinen Feldern fertig ist, auf seinem Acker in Gegenwart seiner Familie dem mukylts'in ein Opfer ins Feld gegraben, doch ohne Eier, und dabei gebetet: „Mukylts'in, schenke gutes Getreide, wirf keine Würmer und Ungeziefer darauf."

Bald nachdem alle diese übrigens wenig feierlichen Feldopfer beendet sind, findet an einem durch den tuno oder die Volksversammlung festgesetzten Tage das gurto kalyken ki'ston, das gemeinsame Todtenopfer, statt, wo, wie wir schon sahen, des ganzen Dorfes Bewohner von Haus zu Haus gehend den Seelen der Verstorbenen ihren Tribut bringen, denn jetzt kommt der Winter mit seinen Krankheiten, man muß sich also der ts'y'ke Gunst versichern.

Am 1. Oktober, dem russischen pokrow (Mariä Schutz), wird dann in vielen Gegenden das große Herbstfest (tulys juon) gefeiert, auch tulys sur, Herbstbier (Aminoff) genannt. Am Vorabende des Festes wird, wie gewöhnlich, in allen kuala dem invu geopfert. Dem Opfer dieses Abends wohnte ich bei und verweise daher auf die früher gegebene Schilderung. Am Vormittage des Festtages wird in vielen Gegenden das Hainopfer für invu abgehalten, in anderen aber gehen die Kinder am Vormittage mit Pfeil und Bogen auf die Eichhornjagd.

Jetzt beginnt bereits die Winterjagd, denn schon giebt es starke Fröste, und in der Mitte oder gegen Ende des Oktober fällt schon der Winterschnee, der bis Ende März liegen bleibt. Da geht dann ein jeder Jäger einzeln in den Wald, macht an einem Bächlein oder einer Quelle, deren es in jener wasserreichen Gegend viele giebt, ein Feuer an, und opfert ein Huhn, das er mitgebracht, dem Herrn des Waldes mit den Worten: „Wild schenke mir, kozma, Herr des Waldes, jedesmal, wenn ich gehe, für hundert Rubel!" oder „schenke, Herr des Waldes, Wild; laß das Haselhuhn nicht fortfliegen, nicht weit sich entfernen!" In einigen Gegenden scheinen auch allgemeine Jagdopfer stattzufinden, darauf weist folgendes Gebet bei Rittich: „Wann der Schnee fällt, gieb gutes Wetter, Gott. Hilf in den Wald gehen und wieder heim. Möge das Wild schön sein an Gestalt und Pelz; wenn wir aber auf den Fluß gehen, mögen Fische darin sich finden. Möchten wir Biber erbeuten und Fischottern fangen. Wenn wir am Lager des Bären vorübergehen, so hilf uns ihn sehen und daß beim ersten Flintenschuß sein Blut fließe, und daß sein Pelz schön sei. Wenn wir heimkehren, gieb, Gott, daß wir uns der Beute rühmen können. Auch Käufer laß uns finden und guten Handel. Hilf, Gott, dem großen Herrscher die Abgabe bezahlen."

Im Herbst wird nach Aminoff zugleich mit dem Herrn des Waldes auch der Verstorbenen gedacht.

Das letzte Fest des Jahres ist dann ved'en'o am 24. November, dem russischen Katharinentage. Am Vorabende dieses Tages wird in gewöhnlicher Weise dem voršud geopfert, doch wird außer dem üblichen Fleische, Brote ꝛc. auch Geld auf das džadžy gelegt, während man betet: „O Gott voršud, wohl erhalte und bewahre, gewähre gutes Getreide!" oder „o Gott inmar voršud, gewähre gutes Glück zu leben und sein, gewähre gutes Getreide." Am Vormittage des Festtages selbst wird im badzim kuala von vielen Dörfern gemeinsam dem invu geopfert.

Die Insel Barbadoes.

Die „Mail“ vom 22. August dieses Jahres bringt in einer Korrespondenz aus Barbadoes verschiedene interessante Mittheilungen über die Verhältnisse der kleinen, seit dem Jahre 1825 in englischem Besitze befindlichen Insel. Diesen Angaben zufolge nimmt Barbadoes durchaus nicht nur in räumlicher Beziehung — durch seine weit nach Osten vorgeschobene Lage — eine Sonderstellung unter den übrigen britischen Inseln der Kleinen Antillen ein: auch hinsichtlich seiner wirthschaftlichen und socialen Zustände steht es außerhalb der Reihe der anderen westindischen Kolonien, die es sämmtlich durch seine verhältnißmäßig großen Leistungen übertrifft. Von dem nur 430 qkm betragenden Areal der Insel stehen heute nicht weniger als $^{15}/_{16}$ unter sorgfältigster Kultur, und dies zwar fast ausschließlich als Zuckerplantagen. Schon seit vor nunmehr 250 Jahren die ersten englischen Ansiedler sich auf Barbadoes niederließen, ist hier vorzugsweise Zucker gebaut worden; von Jahr zu Jahr hat seitdem die Produktion zugenommen, und noch heute befindet sie sich in fortwährendem Steigen. Der Export der Insel, der zu der Zahl ihrer Einwohner in genau demselben Verhältniß steht, wie der Großbritanniens zu seiner Bevölkerungsziffer (es kommen etwa 8 Pf. St. auf jeden Kopf der Bevölkerung), betrug im verflossenen Jahre 1 330 000 Pf. St.; davon wurden allein 1 110 000 Pf. durch Produkte der Zuckerplantagen repräsentirt. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß, trotzdem Barbadoes bei seiner Zuckerfabrikation noch bis jetzt fast ganz ohne die Hilfsmittel unserer vorgeschrittenen industriellen Technik arbeitet, es doch durch ein Zusammentreffen günstiger Bedingungen, vornehmlich durch die überreichlich vorhandenen und wohlfeilen Arbeitskräfte, immer noch im Stande ist, billigern Zucker auf den Markt zu bringen, als dies von irgend einem andern Orte der Welt aus geschehen kann. Es liegt auf der Hand, daß die Einführung mancher jener Hilfsmittel, und besonders die allgemeinere Anwendung der Dampfkraft, die Fabrikation bedeutend vereinfachen, die Herstellungskosten dementsprechend noch mehr verringern muß; und daß die Plantagenbesitzer von Barbadoes keinerlei principielle Abneigung gegen Neuerungen und Verbesserungen hegen, das haben sie mehrfach bewiesen: seit längerer Zeit schon wird auf den größeren Besitzungen die Ertragsfähigkeit des Bodens durch den Betrieb einer rationellen Wechselwirthschaft vermehrt; auf gar vielen auch sind die alten Windmühlen zum Zerquetschen des Rohres durch Dampfmaschinen ersetzt; von einer jetzt im Bau befindlichen Eisenbahn verspricht man sich den größten Nutzen.

Das, worin Barbadoes sich aber am meisten von allen westindischen Kolonien auszeichnet, ist seine ungemein dichte, ja, man kann wohl sagen, seine viel zu dichte Bevölkerung. Die kleine Insel zählt nicht weniger als 162 000 Einwohner, und es kommen somit auf den Quadratkilometer etwa 370 Seelen! In dieser Bevölkerungsmasse, von der $^{7}/_{8}$ sich zur englischen Kirche zählen, ist der Procentsatz der Europäer gegen die Neger ein viel größerer als auf einer der anderen Inseln. Der Preis von Grund und Boden ist auf Barbadoes verhältnißmäßig hoch; ein Acre ($^{8}/_{9}$ preuß. Morgen) guten Landes wird heute mit 100 Pf. St. bezahlt, und in allen Theilen der Insel sind die Neger gern bereit eine Pacht von 5 Pf. St. für den Acre zu geben. Daß die farbige Bevölkerung sich hier weder in gedrückter noch auch in ärmlicher Lage befindet, das beweist die große Anzahl kleinen Grundeigenthumes, das eben fast ausschließlich in ihren Händen sich befindet. Die ländliche Bevölkerung der Insel beziffert sich auf 120 000 Seelen; die Eintheilung des Grundbesitzes ist aber ungefähr die folgende: an Grundstücken von noch nicht einem Acre Größe sind 20 000 vorhanden; über einen und unter 10 Acres 2100; über 10 und unter 50 Acres 300 und über 50 Acres ebenfalls 300. Von den 23 000 Acres aber, die durch diesen letzteren „großen Grundbesitz“ repräsentirt werden, sind nur etwa 5000 in erheblicher Weise mit Hypotheken belastet: ein immerhin günstiges Verhältniß im Vergleich zu den anderen Inseln, wo die unselige Verschuldung des Grundeigenthums jeden möglichen Aufschwung von vorn herein lahm legt. Wie sehr die Neger von Barbadoes übrigens die gedeihliche Lage zu schätzen wissen, in der sie sich hier befinden, geht aus ihrer tief eingewurzelten Abneigung hervor, die Insel zu verlassen; und hat sich eine Familie durch die Anerbietungen freier Ueberfahrt, reichlicher Arbeit zu hohem Lohne, durch Versprechungen von Geld- und Landprämien verleiten lassen, nach einer der anderen Inseln überzusiedeln, so ist es fast gewiß, daß sie bei der ersten Gelegenheit wieder zurückkehrt. Bei der heute schon bestehenden Uebervölkerung der Insel muß aber diese Anhänglichkeit der einzelnen Glieder mit der Zeit für das Gedeihen des Ganzen doch verhängnißvoll werden; denn, so sonderbar dieses Bedürfniß für eine westindische Kolonie auch erscheinen mag, so ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß das, was Barbadoes heute am meisten noth thut, eine geregelte und gut geleitete Auswanderungspolitik ist. Die Bevölkerung des Landes ist in fortdauernder Zunahme begriffen, seine Erträge werden sich aber nie in entsprechendem Maße vermehren können; es ist kein unbenutzter Boden mehr vorhanden und auch nur wenig Aussicht für irgend eine neue, in größerm Maßstabe zu betreibende Industrie. So liegt hier das einfache Rechenexempel eines sich vergrößernden Divisors für einen gleichbleibenden Dividendus vor — das Resultat kann eben nur ein immer geringer werdender Gewinn für das Individuum sein. Die Einwohner von Barbadoes würden demnach nur in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie selber die Auswanderung aus ihrer Mitte nach Kräften fördern wollten. Sie würden reichliche Unterstützung von den anderen Inseln finden, auf denen Mangel an Arbeitskräften und daneben noch Ueberfluß an unkultivirtem Boden zu finden ist, und die deshalb im Stande sind, eine weit größere Bevölkerung zu ernähren und zu bereichern, als sie jetzt besitzen. Am leichtesten freilich würde die Auswanderung sich organisiren lassen, und am meisten Anklang würde sie unter der Bevölkerung selber finden, wenn man eine bestimmte Insel dafür ins Auge fassen und auf ihr eine große Kolonie gründen wollte, in der die Einwanderer neben freiem Raum für ihre Thätigkeit auch die Einrichtungen des Mutterlandes vorfinden würden.

Brennender noch, als diese Frage der Auswanderung, bei der es sich ja erst um die Abwendung einer zukünftigen Gefahr handelt, ist eine andere, die zur Zeit alle Gemüther in Barbadoes beschäftigt: die Frage nämlich, auf welche

Weise man die immer mehr überhandnehmende Landplage der Insel, die Ratten, am gründlichsten vertilgen kann. Es scheint fast unerklärlich, wie dieses Ungeziefer auf der so dicht bewohnten und überall so sorgfältig kultivirten Insel zu einer so ungeheuern Verbreitung kommen konnte; auf jeden Fall hat es sich jetzt aber vollkommen hier eingebürgert, und sind die Ratten die gefährlichsten und gefürchtetsten Feinde der Zuckerplantagen, in denen sie durch Abnagen der Rohrpflanzen dicht über dem Boden den größten Schaden anrichten. Vor einigen Jahren schon wurde ihnen ernstlich der Krieg erklärt und eine Prämie von einem Penny auf jeden bei der Regierung eingelieferten Rattenschwanz gesetzt — leider fanden sich unter den Einwohnern der Insel aber nicht nur spekulative Genies, die sich nun auf die Rattenzucht legten und sich dadurch eine mühelose und angenehme Einnahme zu schaffen versuchten, es kursirten auch bald allerhand Gerüchte von natürlichen und künstlichen Rattenschwänzen, die, in großer Menge importirt und geschickt mit einer hinreichenden Anzahl echter und frischer untermischt, ohne Weiteres mit einem Penny pro Stück prämiirt worden seien und somit einen erklecklichen Gewinn abgeworfen hätten. Durch diese Erfahrungen einigermaßen enttäuscht, hat man jetzt einen andern Plan ins Auge gefaßt, der bessern Erfolg verspricht: man beabsichtigt nämlich, den ostindischen Mungos (Herpestes griseus) auf Barbadoes einzuführen und zu akklimatisiren. Freilich hat man nicht mit Unrecht gegen dieses Auskunftsmittel den Einwand erhoben, daß man sich in jener Schleichkatze einen gefährlichen Feind für alles Federvieh ins Land bringen werde, doch sind die Pflanzer allmälig zu der richtigen Einsicht gekommen, daß es immer noch billiger ist, ein Kapital von 10 Pf. St. oder auch etwas mehr auf die Anlage eines mit Draht vergitterten Hühnerhauses zu verwenden, als jährlich das Fünf- und Zehnfache davon durch die Verwüstungen der Ratten in den Zuckerplantagen zu verlieren.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Nach officiellen Angaben waren nach dem Census vom 3. April 1881 die bevölkertsten Städte in der Kolonie Süd-Australien, welche eine Bevölkerung von 279 865 zählt, folgende. Die City of Adelaide steht oben an mit 38 479 Seelen. Dann folgen Kensington and Norwood mit 10 087; Hindmarsh mit 6794; Unley mit 5493; Port Adelaide mit 3013; Glenelg mit 2724; Burra mit 2 647; Mount Gambier mit 2403; Kapunda mit 2290; Wallaroo mit 1869; Gawler mit 1811; Kadina mit 1521; Moonta mit 1418; Port Augusta mit 1318 und Clare mit 1131. Alle übrigen Orte der Kolonie Süd-Australien zählten weniger als tausend Einwohner.

— Wir hatten schon öfters Gelegenheit, uns über die zu Süd-Australien gehörige Filialkolonie bei Port Darwin an der Nordküste von Australien (Northern Territory) zu verbreiten. Der dortige Government Resident, Mr. E. W. Price, hat nun neuerdings wieder einen officiellen Bericht, der bis Ende Juni 1881 reicht, über diese Ansiedelung an die Regierung von Süd-Australien eingeschickt. Derselbe lautet dies Mal günstiger als sonst. Wir entnehmen daraus folgende Angaben.

Die Kolonisten ohne die Eingeborenen zählten am 30. Juni 1881 insgesammt 4380 und hatten sich damit in den letzten drei Monaten (nach dem Census vom 3. April) um 174 (meistentheils Chinesen) vermindert. Diese geringe Bevölkerung vertheilte sich auf 3690 Chinesen, 660 Europäer und 30 Malaien. Der allgemeine Gesundheitszustand ließ nichts zu wünschen übrig. Das Betragen der Chinesen wird als ein musterhaftes hingestellt. „Sie befolgen die Gesetze und sind in jeder Beziehung gute Unterthanen," sagt der Bericht [1]. Die Revenue des Finanzjahres 1880/81, von Juli zu Juli gerechnet, belief sich auf 22 000 Pf. St. und flossen davon 7409 aus Landeinnahmen. Die Revenue des neuen Finanzjahres wird auf 33 000 Pf. St. veranschlagt. Der Export an Gold — und das ist bis jetzt so ziemlich der einzige Export — belief sich im Jahre 1880/81 auf 28 471½ Unzen. Es würde dies, die Unze Gold mit 4 Pf. St. berechnet, einen Werth von 113 886 Pf. St. ergeben. Das neu entdeckte Goldfeld am Bridge Creek war besonders lohnend und beschäftigte 100 Europäer und 1500 Chinesen. Auch die Quarzriffe am Margaret-Flusse lieferten gute Resultate, denn man gewann aus einer Tonne Quarz Gold bis zum Betrage von 520 Unzen. Mit der Anlegung von Zuckerplantagen geht es rasch vorwärts und hofft man auf günstige Erträge. Für Pastoralzwecke (mehr für Rindvieh als für Schafe) waren bereits 224 244 englische (10 546 deutsche geographische) Quadratmeilen, gegen eine jährliche Rente von 6 Pence oder 50 Pfennig pro Quadratmeile, vom Northern Territory in Pacht genommen.

— Die Perlfischerei in der Torres-Straße zwischen der Nordküste von Australien und Neu-Guinea nimmt einen immer größern Umfang an und liefert lohnende Erträge. Im vergangenen Jahre wurden 449½ Tonnen Perlmuscheln im Werthe von 1 200 000 bis 1 400 000 Mark gefischt. Der Preis für die Tonne schwankt zwischen 2400 und 5600 Mark. Zu Tauchern wurden meistens Kanakas, Maoris und Malaien, auch einige australische Eingeborene verwendet, von Weißen nur ungefähr zwanzig. Die Taucher selbst machen gute Geschäfte dabei und stehen sich auf 4000 bis 6800 Mark pro Jahr. Obgleich es sehr viel Haifische in der Torres-Straße giebt, so geht doch bei der Fischerei selten ein Menschenleben verloren, im Durchschnitt nicht mehr als zwei im Jahre. Es ist eine auffällige Thatsache, daß die Haifische sich meistentheils davon machen, sobald die Perlfischerei beginnt. In Australien, namentlich in Sydney, besteht eine Anzahl von Gesellschaften, welche in jenen Gewässern derartige Fischereien auf ihre Kosten betreiben lassen.

— Der Census vom 3. April 1881 ergiebt für die Kolonie Queensland eine Bevölkerung von erst 218 159, wobei das weibliche Geschlecht um 37 000 an Zahl geringer ist als das männliche. Da die Kolonie einen Flächenraum von 31 488 deutschen geographischen Quadratmeilen umfaßt, so würden mithin nur 6,94 Personen auf die Quadratmeile entfallen. Nach dem Census vom 1. Mai 1876 zählte die Kolonie 173 283 Seelen, 105 009 männlich und 68 274 weiblich.

---

[1] Aehnlich wie in Queensland und Neu-Seeland (auch Victoria und Neu-Süd-Wales wollen folgen) hat das Parlament der Kolonie Süd-Australien Mitte August dieses Jahres eine Bill angenommen, nach welcher jeder ankommende Chinese eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. zu erlegen hat und jedes eintreffende Schiff auf je funfzig Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen als Passagier führen darf. Doch soll diese Bill auf das Northern Territory vorläufig keinen Bezug haben.

Nordamerika.

— Newark als Fabrikstadt. Newark in New Jersey liefert bekanntlich eine große Quantität der Produkte, welche auf dem Weltmarkte als New Yorker Fabrikate fungiren, und man fängt an, Schritte zu thun, um auch den Namen der Stadt, in welchem die Gewerkthätigkeit eine solch hohe Bedeutung errungen hat, zu Ehren zu bringen. Der Sekretär der Handelskammer, Herr P. T. Quinn, hat einen längern Bericht über das Wachsthum und die Ausdehnung der verschiedenen Fabrikzweige Newarks verfaßt, welcher des Interessanten viel enthält. Aus demselben geht hervor, daß die in Newark gefertigten Produkte nach fast allen Weltgegenden versandt werden und daß die Fabrikate der dortigen Lederindustrie z. B. erfolgreich mit den Erzeugnissen Englands, Frankreichs und Deutschlands konkurriren.

Newark ist allerdings gewissermaßen als eine Vorstadt New Yorks zu betrachten, welches für alle Fabrikate der neuen und alten Welt den besten Stapelplatz bietet. Die Verbindungen Newarks sind jedoch nach allen Seiten hin reichlich und nur wenige Städte erfreuen sich solcher Verkehrserleichterungen zu Wasser und zu Land, wie die freundliche Stadt am Passaic, welche sich außerdem durch eine tüchtige Municipalverwaltung schon lange einen beneidenswerthen Ruf erworben hat. Als Hauptindustriezweige, welche in Newark vertreten sind, nennt der Sekretär der Handelskammer Leder, Juwelier- und Hutfabriken; er giebt folgende interessante Zusammenstellung in Bezug auf einzelne Geschäfte:

	Arbeiterzahl	Lohnbetrag Dollars	Produktionsw. Dollars
Ledergeschäft	2661	1 413 713	10 440 992
Raffinerie für Edelmetalle	342	170 100	8 794 600
Fabriken v. Schmucksachen	2535	1 094 016	4 632 827
Hutgeschäft	2955	867 025	2 262 894
Webereien	1861	565 940	2 212 250
Kofferfabriken	1567	570 522	2 138 923
Kleiderfabriken	1438	1 472 947 (?)	2 055 108
Schuhmacher	1535	575 984	1 885 504
Maschinenfabriken	1167	567 391	1 630 077
Sattlerei	1216	410 636	1 496 008

— Eine Expedition ist jetzt damit beschäftigt, die Umgebung des Bären-Sees in Britisch-Columbia, welche bis dahin ganz unbekannt war, zu erforschen.

— Im Anschlusse an den kürzlich stattgehabten Census der Vereinigten Staaten ist ein Bericht über die Vertheilung des Regenfalls und über diejenige der Bevölkerung mit Rücksicht auf den Regenfall herausgegeben worden. Danach erreicht der höchste Regenfall während eines Jahres 150 Zoll, welcher einmal am Puget Sund beobachtet worden ist. Im Jahre 1880 betrug der durchschnittliche Regenfall der Vereinigten Staaten, mit Ausschluß von Alaska, 29 Zoll. Aus diesem Durchschnitte folgt die Existenz eines weiten Gebietes, welches für Pflanzenwuchs ungeeignet ist, da dieser, zumal bei der vorkommenden raschen Verdunstung, viel mehr Feuchtigkeit verlangt. Deshalb drängt sich die Bevölkerung besonders an solchen Stellen zusammen, welche zwischen 35 und 50 Zoll Regenfall haben. Aus einer von Mr. Gannet zusammengestellten Tabelle ergiebt sich, daß dieser Theil der Vereinigten Staaten 68,13 Procent der gesammten Bevölkerung umschließt, während die Gebiete zwischen 30 und 60 Zoll 92,3 Procent der Bevölkerung enthalten. Die dichteste Besiedelung haben die Strecken mit 45 bis 50 Zoll Regen, nämlich per Quadratmile 57,7 Einwohner, und dieselben enthalten auch die größte absolute Bevölkerung. Man hat berechnet, daß im Jahre 1880 in den Vereinigten Staaten — mit Ausnahme von Alaska — etwa doppelt so viel Wasser vom Himmel gefallen ist, als die beiden Seen Erie und Ontario zusammen enthalten; diese Masse betrug 1 796 532 642 000 000 Gallonen, die Verdunstungsoberfläche etwa 3 Millionen Quadratmiles.

Polargebiet.

— Der Geographischen Gesellschaft in Bremen gingen aus San Francisco, 28. September, Nachrichten zu, welche den auf S. 288 dieses Bandes bezüglich der Besitzergreifung von Wrangels-Land durch den amerikanischen Dampfer „Corwin", Kapitän Hooper, gegebenen Bericht vervollständigen. Nachdem dieses Schiff Ende Juli durch das Eis bis zur Heraldinsel vorgedrungen war, wurde gelandet und die höchste Spitze des in schroffen Granitfelsen aufsteigenden Eilandes bestiegen. Die Heraldinsel ist der Aufenthaltsort von Myriaden Seevögeln. Die Vegetation ist kümmerlich und besteht aus einigen Moosen, Flechten, Saxifragen. Beim Abstieg wurde ein 200 Fuß hoch herabstürzender und unter einer Schneebank verschwindender Wildbach angetroffen. Von der Heraldinsel arbeitete sich der „Corwin" zur sibirischen Küste hinüber, längs welcher er bis zum Nordkap vordrang. Auf dem Wege dahin wurde eine Segelstange aus der See aufgefischt, die kaum über ein Jahr im Wasser gelegen haben konnte. An der Küste traf man Eingeborene, die den in großen Flügen erscheinenden Enten wie den auf dem Eise außerordentlich zahlreichen Eisbären mit Bogen, Pfeil und Speeren nachstellten. Auch einem wandernden Stamm Renthiertschuktschen begegnete man. Nach vielen Anstrengungen gelang es von der Südseite her am 12. August Morgens auf Wrangels-Land zu landen, welches vom Kapitän Hooper feierlich für die Vereinigten Staaten in Besitz genommen (der Vertrag mit Rußland, durch welchen die Vereinigten Staaten Alaska erwarben, macht es ihnen jedoch unmöglich, irgend welches Land westlich der Beringstraße zu beanspruchen) und Neu-Columbia getauft wurde. Die Küste des neuen Landes liegt 25 Miles nördlicher, als die bisherigen Karten annehmen. Spuren von Bären und Füchsen waren zahlreich, einige Vögel und ein Lemming wurden erbeutet. An der Landungsstelle mündete ein 300 Fuß breiter, 2½ Faden tiefer reißender Strom in das Meer, was auf eine größere Ausdehnung des Landes schließen läßt. Die Klippen bestanden hauptsächlich aus Schiefer, aus Sandstein und etwas Quarz. Der Boden ist lehmig mit untermischten dunkelen Kieseln. Am Strande fanden sich allerlei Gegenstände, die beweisen, daß die Küste nicht immer von Eis eingeschlossen ist: Walfischgerippe, Treibholz, ein altes Ruder, eine Bootsplanke, hölzernes Geschirr und Faßdauben. Dampfer „Corwin" hielt sich, nachdem er festgestellt hatte, daß in diesem Theile des Landes keine Spuren der „Jeannette" in Cairns oder dergleichen zu finden, nur kurze Zeit auf und dampfte nach der amerikanischen Seite hinüber, um dem Walfänger „Daniel Webster" zu Hilfe zu kommen und sich mit Kohlen zu versehen. Es ist anzunehmen, daß das später eintreffende eigentliche Aufsuchungsschiff „Rodgers" ebenfalls das neue Land erreicht haben wird. Vermuthlich wird dieses Schiff dort überwintern und die Aufsuchung der „Jeannette" gründlicher betreiben, als es der „Corwin" vermochte. Ueber die Erstreckung des neuen Landes nach Norden hin wird nichts berichtet, die See östlich von Wrangels-Land sah man von der Heraldinsel aus offen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

XII.

1. Juni. Da die Feuchtigkeit des Bodens das Feueranmachen verhinderte, so hatten sich die Reisenden am Abend zuvor nur mit etwas Cassava und Branntwein begnügen müssen. Santa Cruz, der eine merkwürdige Energie zeigte, stand aber schon um $4^1/_2$ Uhr auf und suchte eine günstige Stelle, um einen am Abend geschossenen magern Stelzenläufer zu kochen. Gern hätte man den schlechten Platz noch vor Tagesanbruch verlassen; doch ging das wegen der Kompasaufnahme nicht, zu welcher Crevaux das Tageslicht brauchte, und die er ohne die geringste Lücke herstellen wollte. Als er dann gegen 6 Uhr nochmals die Lagerstelle musterte, um nicht irgend ein Gepäckstück zu vergessen, bemerkte er eine mächtige Boa, die zweifellos keine zehn Schritte von ihnen die Nacht zugebracht hatte. Apatu hatte auch gemeint, daß ein böses Thier in der Nähe sei, da er einen unangenehmen Moschusgeruch verspürt hatte.

Gegen 9 Uhr erreichte man die kleine Ansiedelung Kinoro, wo zu ihrem Erstaunen eine Kuh, zwei Hammel und zahlreiche Schweine sich tummelten. Der Besitzer derselben, Bernarbé Cabreiro, war vor einer Revolution sich flüchtend mit Weib, Kindern und Vieh den Yura-Yaco hinabgefahren und hatte sich dort niedergelassen. Er hatte auch einen Ochsen besessen, denselben aber wegen Mangels eines Weideplatzes schlachten müssen. Denn die Ufer des Yapura sowohl wie auch des Iça sind überall mit endlosem Walde bedeckt. Für 8 Francs erstand Crevaux ein kleines Schwein, für 3 Francs 6 Eier. In der Ansiedelung traf er zwei junge Indianerinnen vom Stamme der Tamas, die am Rio Caguan (etwa unter 1° nördl. Br. und 77° westl. L. Paris) wohnen. Dieselben sahen den Frauen in Guayana täuschend ähnlich, hatten auch Gewohnheiten, welche Crevaux bei den Galibis beobachtet hat. So tragen sie sowohl im Nasenflügel als auch in der Unterlippe einen großen schwarzen Dorn. Eine derselben zerquetschte Mais mit einem großen Steine, der vollständig die Form eines Halbmonds hatte. Dieses Geräth ist auch am Iça sehr gebräuchlich, und bei der Stadt Para, wo es von den früheren Eingeborenen angewendet wurde, fand Crevaux gleichfalls ein Exemplar desselben.

Ueber den Yapura machte Cabreiro folgende auch anderweitig bestätigte Angaben. Die Regen beginnen im März und dauern bis in den August; das Johannishochwasser (21. Juni) wird wegen seiner Heftigkeit gefürchtet. Im August und September wird die Kahnfahrt mitunter durch einen sehr starken Wind, der selbst Wellen aufwirft, gefährdet.

Gegen Mittag dieses Tages traf man auf drei Hütten von Carijonas-Indianern, welche unter einem Agenten (corregidor) der colombianischen Regierung leben. Derselbe hat officiell die Aufsicht über sämmtliche Eingeborenen am Yapura; da er in der That aber nur zwei kleine Indianerfamilien und einige zerstreute Mulatten zu besorgen hat, so beschäftigt er sich damit, Kautschuk, vegetabilisches Elfenbein und Kakao zu sammeln und dasselbe gegen kleine Messer und Kaliko auszutauschen. Nachdem ihm unser fran-

zösischer Arzt eine Beingeschwulst ausgeschnitten hatte, ertheilte er gern die Erlaubniß, daß zwei seiner Indianer denselben bis zum Araraquara-Falle begleiteten. Apatu machte bald die Entdeckung, daß die Carijonas das Feuer tata und das Wasser tuna nennen, Bezeichnungen, wie sie sich ebenso im Innern Guayanas finden. Die Carijonas aber, welche den Roucouyennes sehr ähnlich sehen, waren nicht minder entzückt, daß die Fremden ihre Sprache redeten, und waren gegen ein Geschenk von je einem Säbel, einer Axt, einem Messer und einigen Meter Kaliko gern bereit, dieselben zu begleiten. Die Zierrathe, welche einer derselben trug, waren genau dieselben, welche Crevaux bei den Macusis-Indianern in Britisch-Guayana und bei den Roucouyennes gesehen hatte. Es waren das silberne Ohrgehänge von dreieckiger Gestalt und ein eben solcher zungenförmiger Stift in der Unterlippe. Diese Schmucksachen waren aus Geldstücken hergestellt, während die Roucouyennes dazu Stücke von Weißblech verwenden. So wurden die Sardinenbüchsen, welche Crevaux an den obern Maroni gebracht hatte, zu solchen Ohrgehängen verwandelt und fanden bei den Eingeborenen von Guayana weite Verbreitung. Früher wurde erwähnt, daß die Roucouyennes ihr Ideal in einem hervorstehenden Bauche erblicken und den Unterleib, um ihn größer erscheinen zu lassen, mit zahlreichen Gürteln bedecken. Die Carijonas tragen statt derselben hölzerne Reifen, die mit Lianen zusammengebunden sind und bis an das untere Ende der Brust hinaufreichen, und außerdem vorn eine kleine Schürze aus Rindenzeug. Diese unbequeme Tracht wird

Carijona-Indianer.

Coreguaje-Indianer.

weder bei Tage noch bei Nacht abgelegt, bis sie vollständig aufgebraucht ist. Es hielt für den Reisenden sehr schwer, sich ein solches Kleidungsstück zu verschaffen, da es fast unmöglich ist, dasselbe abzulegen ohne es zu zerschneiden. Endlich stellte ein junger Mann, durch einen ihm angebotenen rothen Gürtel gereizt, alles Mögliche auf, um aus dieser wahren Schildkrötenschale herauszukommen, und nach langwierigen Verdrehungen, welche an die einer Languste, die aus ihrer Kalkschale herausschlüpfen will, erinnerten, gelang es ihm schließlich, seinen Panzer abzustreifen.

Am Abend rösteten die Frauen Kakaobohnen und zerquetschten sie mit jenem schon erwähnten halbmondförmigen Steine; durch Hinzufügung von etwas Zuckerrohrsaft gewann dann Crevaux eine Chokolade, die ihm angeblich besser schmeckte, als jedes ähnliche europäische Produkt.

2. Juni. Um 8 Uhr brach man auf, im Ganzen mit Santa Cruz und Fortunato 10 Mann stark und bewaffnet mit zwei Flinten, einem Revolver, Bogen zum Fischeschießen und Blasrohren, um mittels vergifteter Pfeile Affen zu erlegen. Die beiden Carijonas ließ Crevaux in seinem Boote Platz nehmen, um mit ihnen plaudern und ihre Sprache mit derjenigen der Roucouyennes vergleichen zu können.

Bald ward man zweier Boote ansichtig, in welchen Carijonas-Indianer saßen, die wie die Eingeborenen in Guayana mit Genipa bemalt waren. Das eine ergriff sofort die Flucht, während das andere Crevaux' Fahrzeug herankommen ließ. Unter den Insassen befand sich ein vollkommen nacktes Weib, welches in einer Hängematte ein Kind trug. Die indianischen Gefährten Crevaux' plauderten mit ihren Landsleuten und titulirten sich mit ihnen „calina"; dasselbe

Wort brauchen die Roucouyennes, um Individuen ihrer eigenen Race zu bezeichnen. Der Grund, um dessen willen das andere Boot sich geflüchtet hatte, war der, daß das Weib eben entbunden worden war, und das Neugeborene, welches in jenem Boote sich befand, keinen Weißen zu Gesichte bekommen darf, da es sonst stürbe. Apatu bestätigte das Vorhandensein dieses Aberglaubens bei allen Indianern Guayanas; jede Wöchnerin — wenn man diesen Ausdruck hier anwenden darf — wird sich hartnäckig weigern, ihr Kind einem Weißen oder Neger zu zeigen. Ein anderer Brauch der Carijonas wie der Roucouyennes verlangt, daß eine solche mehrere Tage lang völlig nackend umhergeht und sich selbst dem Regen aussetzt. Wer wird sich da wundern, wenn die südamerikanischen Eingeborenen rasch verschwinden? Wo giebt es sonst so grausame Leute, daß sie ein Weib eine Stunde nach der Entbindung nackt auf einem Boote fahren

Carijonas-Indianer.

lassen? Und sind nicht Säuglinge, welche man auf weite Reisen mitschleppt, einem sichern Untergange geweiht?

Um Mittag wurde der große Zufluß Ote'uassa passirt, an dessen Oberlaufe, acht Tagereisen von der Mündung, Weiße sitzen und Chinarinde ausbeuten. $1\frac{1}{2}$ Stunden später traf man auf die Insel Couay; so heißt bei den Carijonas wie bei den Roucouyennes die Miritis-Palme. Bald darauf hielt man an den Cosacuuti-Inseln, welche eine verlassene Hütte der Carijonas tragen. Dort fand Crevaux noch eine kleine geschnitzte Bank, wie sie ebenso bei den Roucouyennes vorkommen; die Schnitzerei sollte einen Raubvogel, eine Art Urubu, vorstellen, welcher hier wie dort atura heißt. Auch eine menschliche Figur aus schwammigem Holze lag dort, ähnlich den Felsritzungen am Yary, welche der Reisende anfangs für Frösche gehalten hatte. Diese rohen Bildwerke haben den Zweck, böse Geister fern zu halten.

Als die Boote sich am folgenden Tage der Mündung des Baches Santa Maria näherten, an welchem eine Niederlassung von Coreguajes-Indianern sich befindet, fuhr Santa

Cruz, der dieselben um so besser kannte, als seine eigene Mutter diesem Stamme angehörte, voran, um die Ankunft eines „großen Häuptlings“ zu melden. Etwa 20 Indianer, Männer und Weiber, fanden sich denn auch am Landungsplatze ein und wurden von Apatu mit vier Schüssen begrüßt. Am Abend wurden Tänze aufgeführt, wobei Apatu bald ein Lied wieder erkannte, das er schon am Yary und Paru gehört hatte. Je weiter man kam, desto häufiger wurden die Aehnlichkeiten zwischen den Eingeborenen am Yapura und von Guayana; Crevaux neigte schon jetzt zu der Ansicht, daß sie alle zu einer und derselben Familie gehören.

Sehr bald nahm Crevaux weitere Aehnlichkeiten wahr. Einer seiner Leute, der krank geworden war, nahm die Hilfe des Häuptlings der Coreguajes in Anspruch, welcher genau in derselben Weise wie die Piays in Guayana an der kranken Stelle saugte und es durch Blasen und Scho!-Scho!-

Coreguaje-Indianer.

Scho!-Rufen vertrieb. Besonders fiel dem Reisenden bei dieser Ceremonie ein monotoner Gesang, besser Recitativ auf, das dem Evangelium am Palmsonntag ähnlich ist, und das er oft von den Piays gehört hatte. Die Handzeichnungen ferner, mit welchen er von den Coreguajes und Carijonas ein Album füllen ließ, haben die größte Analogie mit denen aus Guayana. Wie die Roucouyennes, so treten auch die Carijonas nie eine Reise an, ohne sich von ihren Weibern mit Ruku oder Genipa bemalen zu lassen. Als Crevaux einen Indianer nach dem Grunde der Bemalung fragte, antwortete ihm dieser, es geschehe, um sich warm zu halten.

Bei der Weiterfahrt stellten sich bald Stromschnellen und Fälle ein, deren Ueberschreitung der an solche Hindernisse nicht gewöhnten Begleitmannschaft viele Schwierigkeiten bereitete. Am 11. Juni wäre in einem kleinen Falle das eine Boot beinahe gekentert, und zwei Tage darauf kamen sie an den Fall Cuemany, den die Eingeborenen für unpassirbar erklärten. Apatu, der sich mit drei Gefährten dennoch hineinwagte, wäre fast umgekommen; um sich zu retten,

mußten sie Gepäck und Kleider ans Ufer werfen, und Santa Cruz wurde in Folge des ausgestandenen Schreckens krank.

Am 14. Juni Mittags langte man bei dem großen Falle Araraquara („Arara-Nest“) an, wo man die Boote verlassen und sich einen Weg zu Lande suchen mußte. Der Yapura hat sich dort durch ein großes Sandstein-Plateau seinen Lauf gebahnt, den beiderseits weiße, horizontal und vertikal sich spaltende Felsen wie Riesenmauern einfassen. Vorher hatte er eine Breite von 700 bis 800 m; man kann sich vorstellen, mit welcher Geschwindigkeit seine Gewässer durch diesen Kanal, der nur 50 bis 60 m breit ist, dahinschießen. Etwa 1 km weiter abwärts wird der Fluß plötzlich wieder ruhig, aber nur weil er sich staut und unmittelbar darauf sich mit einem Satze in einen 30 m tiefen Abgrund stürzt. Der Marsch über das Plateau war wegen der zahlreichen Spalten im Gesteine mühselig und selbst gefährlich, und erst nach sechsstündigem Wandern fanden sie einen Pfad, der sie noch vor Einbruch der Nacht an den Fuß jenes Falles brachte. Dort wurden am nächsten Morgen fünf Bäume gefällt und ein Floß davon gebaut. Kurze Zeit aber, nachdem man die Weiterfahrt angetreten hatte, traf man auf ein Boot mit drei Uitoto-Indianern, die sich selbst Makuschi nennen (uitoto bedeutet in der Sprache der Carijonas und Roucouyennes „Feind“). Crevaux folgte ihrer Einladung, ihr Dorf zu besuchen, welches am Nebenflusse Arara lag und in zwei Stunden erreicht wurde. Er fand die Bewohner desselben in großer Aufregung: die Männer machten die lebhaftesten Bewegungen, als ob sie sich zankten, die Weiber eilten umher und die Kinder flüchteten sich in den Wald. Als er ein Haus betrat, sah er über der Thür eine untere Kinnlade hängen, sowie einige aus Menschenknochen gemachte Flöten, und in einer Ecke lag auf einer Trommel eine mit Wachs überzogene getrocknete Hand. Die Männer hatten sich Arme und Beine mit Genipa blauschwarz, Lippen und Zähne dunkelschwarz mit den Zweigen des Blumenrohr und den Rand der Augenlider mit Ruku lebhaft roth gefärbt, so daß manche wie wahre Teufel aussahen, während die Frauen

Wie die Uitotos schnupfen.

den ganzen Leib mit Ausnahme des Halses mit einer Art Kautschuk schwarz bemalt und darauf weiße und gelbe Zeichnungen angebracht hatten.

Eine sonderbare Art zu schnupfen haben die Männer. Ihre Dose besteht aus einer großen Vielfraßschnecke, deren Basis mit einem mittels balata (Gutta-percha) befestigten Fledermausflügel verschlossen ist; sie enthält ein wohlriechendes Pulver von unbekannter Zusammensetzung, das sich aus der in einen hohlen Knochen endigenden Spitze der Muschel herausschütteln läßt. Um dasselbe nun in die Nasenlöcher zu bringen, bedient sich der Indianer eines Instrumentes aus zwei hohlen Vogelknochen, die mittels balata verbunden sind; den einen steckt er in den Mund, den andern in ein Nasenloch und braucht dann nur zu blasen, um den Staub den entferntesten Theilen der Schleimhaut zuzuführen. Einer solchen Schnupfmaschine bedient sich aber nur der Egoist; verträgliche Leute haben ein Instrument, das aus zwei in Gestalt eines X gekreuzten Knochen besteht, und mittels dessen sich Freunde, wie unsere Abbildung zeigt, das Pulver wechselseitig einblasen. Die Cigarren dieser Indianer haben nicht weniger als 4 cm Durchmesser und enthalten etwas Tabak, um den viele Blätter vom bois-canon gewickelt sind; jeder nimmt drei Züge und überreicht dann die Cigarre seinem Nachbar.

Als Crevaux die Lichtung neben jenem Hause betrat, sah er in einem Topfe etwas kochen; es war ein Indianerkopf! Nun verlor er alle Lust zum längern Verweilen; er gab seinen Wunsch zu erkennen, ein Boot kaufen zu wollen, und erstand ein solches. Von der Strömung getragen, langte er rasch bei seinen Gefährten an. Erst auf der Weiterreise entdeckte er zusammengekauert zwischen dem Gepäcke einen Indianer und bat ihn, das Boot zu verlassen. Derselbe folgte der Weisung mit einem verzweifelnden Blicke, den Crevaux erst verstand, als es zu spät war; es war offenbar ein Kriegsgefangener gewesen, der seinen menschenfressenden Feinden zu entkommen gehofft hatte.

Am 19. erreichte man ein kleines Dorf der Carijonas; in derselben Nacht kam dort einer der Einwohner an, ganz verstört durch die ausgestandenen Gefahren. Er hatte mit zwei Genossen eine Reise auf dem Arara unternommen, wurde aber dort von den Uitotos gefangen genommen, welche sofort den einen mit Händen und Füßen an einen Baum banden, ihn trotz seiner Wehklagen mit einem vergifteten Pfeil tödteten, weil einer der ihrigen durch seine

Stammesgenossen gefressen worden war, die Leiche mit Händen und Füßen an einem Pfahle befestigten und wie ein erlegtes Pekari davontrugen. Der Häuptling hatte dann das Fleisch vertheilt und auch benachbarten Stämmen Stücke davon zugesandt. Der zweite war, wie gesagt, entkommen und der dritte war eben jener Indianer, den Crevaux zu seinem nachträglichen Bedauern ans Land hatte setzen lassen.

Die weitere Reise war höchst gefährlich und mühselig. Die Füße des Reisenden wurden bei Tage durch Fliegen zerstochen, welche Anschwellungen und Geschwüre verursachten, während die Nachtruhe bald durch Regen, bald durch Moskitos oder feindliche Indianer gestört wurde. Mehrmals wurden sie angegriffen, wobei Crevaux stets die größte Mühe hatte, seine Leute vom Schießen abzuhalten, ja seine eigenen Leidenschaften zu besiegen. So verlangte am 22. Juni ein Häuptling mit Gewalt das Gepäck des Reisenden und konnte nur wieder durch Gewalt von seinem Vorhaben abgebracht werden. Dieser Mensch, der an 200 Wegstunden vom Amazonenstrom entfernt wohnte, besaß 10 Flinten, ebensoviel Kürassierpalasche und vier Kisten voller Dinge des civilisirten Lebens, Resultate eines Sklavenhandels, den er mit brasilianischen Händlern trieb. Ein Säugling ist dort ein amerikanisches Messer werth, ein sechsjähriges Mädchen einen Säbel, oder zuweilen auch eine Axt, ein erwachsener Mensch eine Flinte. Gut mit solchen europäischen Waffen versehen, unternehmen diese Indianer Raubzüge auf den benachbarten Strömen, greifen die dortigen nur mit Bogen bewaffneten Stämme an, tödten die, welche Widerstand leisten, nehmen die anderen gefangen und führen sie jenen Seelenverkäufern zu. Dieser Handel ist nicht gefahrlos; denn oft genug wird der Händler schlecht empfangen, wenn er den lebenden Preis für seine Waare holen will, und wenn sich die Indianer für die Stärkeren halten, wird er ausgeplündert und erschlagen. Am 26. Juni überschritten sie einen vierten Fall, welcher eine Befahrung des Stromes mit Dampfschiffen unmöglich macht, sich durch Dynamit aber leicht beseitigen ließe. Am folgenden Tage wurde die Mündung des Apapuri (Apaporis) passirt, welche nach Ansicht der Brasilianer die Grenze zwischen ihrem Lande und Colombia bildet. Es waren nun bereits 43 Tage verflossen, daß sie die Nächte bei strömendem Regen auf der Erde schliefen, nur durch ein kleines Blätterdach geschützt. Was Wunder, daß nach und nach fast alle vom Fieber ergriffen wurden? Zwei oder drei waren stets krank, und ein Glück war es noch zu nennen, daß nicht alle auf einmal dienstunfähig wurden. Crevaux beeilte darum die Fahrt, so sehr er konnte; denn einige Wochen Aufenthalt mehr auf dem abscheulichen Flusse hätten allen den Tod gebracht. Stets war er der erste auf den Beinen, ließ um 6½ Uhr Morgens aufbrechen und die Fahrt oft bis 6 Uhr Abends ununterbrochen fortsetzen, und hatte dann auch am 9. Juli Abends 5 Uhr die Freude, in den Amazonenstrom einzulaufen. „Gott sei Dank — rief Apatu aus — Uitotos nicht gefressen uns!“

Am 15. langten sie in Manaos an, wo Crevaux seine Begleiter ablohnte und für ihre Heimkehr Sorge traf. Dann mußte auch er dem Klima seinen Tribut entrichten; auf der Fahrt den Amazonenstrom abwärts packte ihn das Fieber am 22. Juli und verließ ihn erst wieder am 30. Tags darauf schiffte er sich auf dem englischen Dampfer „Ambrose“ nach Saint-Nazaire ein.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

VI.

6. Allerhand Bräuche und Aberglauben.

Eide werden nach Rittich auf besondere Art geleistet. Der zu Vereidigende liegt auf den Knien. Man schneidet Brotstückchen ab, bestreut sie mit Salz, spießt sie an ein Messer und giebt sie ihm durch ein Körbchen aus Birkenrinde.

Die Ceremonie der Namengebung an neugeborene Kinder beschreibt Bechterew folgendermaßen: Bald nach der Geburt eines Kindes nimmt der heidnische Priester dasselbe in die Arme und schaukelt es ziemlich unsanft, indem er dabei verschiedene wotjäkische Namen nennt. Denjenigen nun erhält es, bei dessen Nennung es zu schreien beginnt, oder aber der Priester fängt an Feuer zu schlagen, dabei verschiedene Namen oder Gegenstände nennend. Wobei der Zunder Feuer fängt, den Namen erhält das Kind. Diese Sitte hängt vielleicht mit folgender mordvinischen Sage zusammen: Ange (pàt'äi), die Mutter der Götter, wünschte, nachdem sie acht Kinder geboren, rascher die Welt mit guten Geistern zu erfüllen, damit jeder Mensch, jedes Thier, jeder Baum die seinen hätte zum Schutze gegen šaitan. Sie wandte sich daher an den obersten Gott, ihren Vater Tšampas, der ihr ein Feuerzeug gab, während ihr Sohn Niškipas ihr Feuersteine brachte. Sie schlug nun mit dem Stahl gegen den Stein, und aus jedem Funken entstand ein Schutzgeist. Dies Geschäft nun setzt sie auch jetzt noch fort in dem Maße, als die Lebewesen der Erde sich vermehren (Mel'nikow).

Die Gebräuche während und nach der Geburt beschreibt Gawrilow in folgender Weise: Bei schweren Geburten gelobt das helfende alte Weib im Namen der Eltern den Göttern Opfer darzubringen. Diese Gelübde heißen kurbon für den voršud, pužym ul, „unter der Tanne“, für den Herrn des Waldes, šyd tyron, „Lohn mit Speise“, für die Geister der Todten. Wenn das nicht hilft, so nimmt sie den Mann der Gebärenden vor und fragt ihn aus, ob er nicht gelegentlich mit einer andern Frau oder einem Mädchen die eheliche Treue gebrochen, worauf er ehrlich beichten muß, wenn er sich sein Weib erhalten will. Nach der glücklich überstandenen Geburt wäscht die Helferin das Kind und gelobt dabei dem lud murt, dem Hainmenschen (soll wohl heißen vu murt, Wassermensch), im Namen der Eltern eine Ente, was viro sidz'em, Blutgelübde, heißt. Darauf deckt in der Hütte die älteste Frau des Hauses den Tisch mit einem weißen Tischtuche, stellt einen Topf mit Butter, ein Salzfaß und ein Brot darauf,

verkündet dann das Geschlecht des Neugeborenen und fordert die Anwesenden auf, die kyldis'in und ihre Mutter um langes und glückliches Leben für ihn anzuflehen, und daß er dereinst seine Eltern ernähren und tränken möge. Darauf tritt der älteste des Geschlechtes bedeckten Hauptes zum Tisch, nimmt das Brot, schneidet das Ende davon ab, bestreut es mit Salz, beschmiert es mit Butter und giebt es der Wöchnerin, welche es aufißt mit einem Gebet zu inmar. Ein anderes Stück Brot schneidet er sich selbst ab, thut Salz und Butter darauf und spricht das geforderte Gebet zu kylts'in und deren Mutter, worauf er das Stück Brot verzehrt. Seinem Beispiel folgen die Uebrigen und legen dabei kleine Münzen für den Neugeborenen auf den Tisch.

Allerhand Aberglauben. Die Zeit vom 25. December bis 6. Januar wie vom 20. Juni bis 1. Juli heißt vožo dyr, grüne Zeit, und ist besonders geeignet zum Erkennen der Zukunft (Gawrilow). Da gehen die erwachsenen Mädchen auf die Tenne und horchen, ob nicht von irgend woher Glockenklang zu hören ist, denn dann wird eine von ihnen im selben Jahre verheirathet. Die Bursche dagegen gehen zu leeren Hütten oder Vorrathskammern und horchen: Wenn sie ein Geräusch hören wie vom Fegen des Bodens, so schließen sie, daß im nächsten Sommer die Ernte schlecht sein wird; wenn sie hingegen ein Geräusch hören wie vom Ueberschütten des Getreides aus einem Gefäß ins andere, so giebt es ein gutes Jahr. Zum selben Zweck ziehen sie Halme aus dem Roggenschober. Wenn auf dem ersten herausgezogenen Halm eine Aehre sitzt, so giebt es ein gutes Kornjahr, während ein leerer Halm ein schlimmes Jahr bedeutet.

Georgi führt noch folgende abergläubische Anschauungen an: Mittwoch und Freitag sind für Geschäfte gefährlich. Ein schwarzer Specht, der über den Weg fliegt, ein Rabe oder Kukuk auf dem Hausdache bedeuten, ebenso wie ein gehender Igel, Tod oder schwere Krankheit. Durch Tödtung der Schwalben, Kibitze, Tauben und Bachstelzen bringt man sich um das Gedeihen des Viehes. Schwalben baut man sogar Nester. Trifft der Blitz einen Baum, so erschlägt er einen Teufel, der in demselben wohnte. Vom Blühen der Rosen bis zu Ende August ist die Mittagsstunde gefährlich. Die Wotjäken bringen keinen Wachs aus, weil die Bienen davon mißrathen. Mißwachs verursachen die christlichen Wotjäken, die den Göttern keine Opfer bringen, denn geben ist sicherer als alle Gebete.

Ich selbst kann noch anführen, daß es schwer fällt, gebrauchte Kleider zu kaufen, da mit Hilfe solcher leicht verderbliche Hexerei getrieben werden könnte.

7. Götzenbilder.

Zum Schluß möchte ich noch einmal die Frage berühren, ob die Wotjäken Götzenbilder besitzen oder besessen haben.

Da nachweislich alle finnischen Völker solche verehrten und zum Theil noch jetzt anbeten, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß sich auch bei den Wotjäken Spuren davon finden müßten, und das scheint in der That so. Rytschkow fand in der Kochhütte eines Wotjäkenhofes auf einem Brettchen an der Wand vertrocknete Zweige von der Pichta (sibirische Edeltanne, Pinus pichta s. sibirica) liegen. Da er sie in die Hand nehmen wollte, sprangen der Wirth und die Wirthin entsetzt hinzu und hinderten ihn daran. Auf seine Fragen nach der Bedeutung dieser Zweige erhielt er dann zur Antwort: „Es ist dieses eines von den vornehmsten Dingen, die bei uns göttlich verehrt werden, und zwar eben dasjenige, welches wir modor oder den Schutzgeist unseres Hauses nennen. Wenn es nun die Hand nicht nur eines fremden Religionsverwandten, sondern auch sogar derer, die ihm göttliche Ehre erweisen, berührt, so wird die Ruhe meiner Familie, ja meine ganze Wohlfahrt durch irgend einen unglücklichen Zufall unausbleiblich gestört." Diese Zweige dürfe nur ein hochbetagter Greis berühren, und wenn der stürbe, sein Sohn, oder in Ermangelung eines solchen sein nächster Leibesverwandter. Allemal nach Verlauf eines Jahres schlachten sie vor den Zweigen, welche ihren Hausgott vorstellen, ein junges Kalb, dessen Ohren sie auf dasselbe Brett legen, worauf die Fichtenreiser liegen. Wenn irgend ein wotjäkisches Haus ein neues Reis brauche, so könne es dasselbe nicht vor dem Tode des erwähnten Alten bekommen, wo dann sein Erbe das Reis schaffe. Bei den Tscheremissen sollen ähnliche Zweige verehrt werden, die bei ihnen kudovodoš heißen, was Hausgott bedeute. Es sei dies aber kein allgemeiner Gott, weder für die Tscheremissen noch die Wotjäken; in einigen Gegenden werde er nicht verehrt. Aminoff dagegen ist der Ansicht, daß diese Angaben anders gedeutet werden müßten. Das von uns schon beschriebene, regalartige Brett, džadžy, in der der Thür gegenüberliegenden Ecke des kuala heiße vyle muts'on pul, d. h. erhobenes Brett. Darauf werde das Heiligenbild placirt, welches mit einer ursprünglich heidnischen Bezeichnung mudor oder mydor genannt werde, was wörtlich bedeute: der Rand der Erde. Im kazanschen Gouvernement aber kämen weder Heiligenbilder noch andere Bilder vor, sondern werde dieselbe Stelle auf dem erhöhten Brette mudor genannt. Da er nun auch sonst keine Spuren von Götzenbildern gefunden, so ist er der Meinung, daß die Wotjäken überhaupt keine besitzen, und nimmt an, daß die darauf bezüglichen Angaben russischer Schriftsteller wie auch die Rytschkow's auf Mißverständniß beruhen, hervorgerufen durch Unkenntniß der Sprache. Ich muß nun, so kühn es auch erscheinen mag, behaupten, daß Rytschkow's Deutung im Wesentlichen richtig ist, Aminoff's Uebersetzung des vyle muts'on pul dagegen irrthümlich; vyle muts'on heißt allerdings „das hoch erhobene" und „pul" Brett, gleichwohl ist die Uebersetzung „das hoch erhobene Brett" irrthümlich, allerdings aber ist der Irrthum sehr verzeihlich.

In den kuala-Opferungen wird nämlich das Opfer, wie wir gesehen haben, immer auf das beschriebene Brett gehoben, und dieses Opfer heißt vyle muts'on und die Uebersetzung für vyle muts'on pul ist daher „Opferbrett", eigentlich „Brett für das hoch erhobene Opfer". In einigen Gegenden heißt dieses Brett džadžy und wird gewöhnlich nicht mit vyle muts'on zusammengesetzt, so daß man gar nicht in Verlegenheit kommt, es unrichtig zu übersetzen, dagegen heißt in den Hainopfern der keineswegs hohe Tisch, auf welchen der eine Theil des Opfers gelegt wird: vyle muts'on džök, Opfertisch. An beiden Stellen, dem kuala wie dem lud, wird eben das in natura dem Gotte gegebene Opfer vyle muts'on genannt, das aufgehobene im Gegensatz zu dem ins Feuer geworfenen, tylas'kon. Noch in der Gegenwart finden wir den von Rytschkow beschriebenen vollständig analoge Einrichtungen. Noch jetzt werden vom erblichen Opferpriester, dem voršud ut'is oder mudort'si, an gewissen Tagen, namentlich vor dem kvarsur-Feste, Birkenzweige auf das džadžy und auf diese Zweige das Opfer gelegt. In einigen Gegenden bleiben diese Zweige auch das ganze Jahr dort liegen. Ebenso werden in den Hainopfern auf den schon erwähnten Opfertisch Birkenzweige gelegt und auf diese das Opfer.

Wir finden aber auch bei den Tschuwaschen eine Einrichtung, welche stark an die von Rytschkow erzählte erinnert. Kleine, kaum zollgroße, in einer Form gegossene Zinnfiguren, die einen Menschen darstellen und unter dem Namen Irich göttliche Verehrung genießen, werden in einem Winkel der Wohnung aufgestellt und an ein Büschel von Johannisbeer- oder Rosenstrauchzweigen gehängt. Man opfert ihnen eine Art Brei nebst Backwerk und nach Verlauf von zehn Jahren ein Schaf (Castrén nach Fuchs). Es könnte sehr leicht sein, daß unter den Pichtenzweigen Rytschkow's ein ähnliches Bild versteckt war, oder aber, daß die Verehrung, welche man früher dem Bilde gezollt, in späterer Zeit auf die Pichtenzweige übertragen wurde, und beide wurden schließlich, wenigstens in manchen Gegenden, durch das Heiligenbild verdrängt. Für diese Anschauung würde unter anderen der Umstand sprechen, daß in manchen Dörfern das Heiligenbild jetzt auf dieselbe Stelle placirt wird, auf welcher Rytschkow das heilige Reis liegen sah, während es bei den Russen nur in der Stube sich findet, und daß außerdem beide dieselbe Bezeichnung führen — denn modor und mudor dürfte wohl identisch sein —, das spricht schon dafür, daß das Heiligenbild den Götzen von seinem Platze verdrängt, was um so leichter geschehen konnte, als auch das Heiligenbild von den Russen vielfach in derselben grob materiellen Art angebetet wird, wie ein Götzenbild. Noch jetzt, wie vor hundert Jahren, wird stets das Opfer auf das Opferbrett gelegt, was gleichfalls einen triftigen Grund für die Annahme abgiebt, daß dort früher der Götze gestanden habe. Für diese Anschauung spricht aber auch manches andere. Mudor heißt nach Aminoff Rand der Erde; das kann kaum anders verstanden werden als etwa „Grenze des menschlichen und göttlichen Aufenthaltes“; jedenfalls ist es keine Bezeichnung für einen Gott, sondern höchstens für den Platz, auf welchem der Götze ruht, und dieser Platz waren die Zweige; der Gott aber, der darauf wohnte, heißt voršud, der also dem tschuwaschischen Irich entspricht.

Beim Durchsehen meiner Gebete fällt auf, was übrigens auch schon früher bekannt war, daß in den kuala-Opfern dem inmar gewöhnlich die Bezeichnung voršud beigelegt wird. Wenn nun, wie Aminoff mit allem Recht annimmt, der Begriff inmar erst später entstanden ist, die Form der kuala-Opfer aber auf ein hohes Alter hinweist, wo den Göttern noch die Gabe in natura gegeben wurde, und wenn dem entsprechend in den kuala-Opfern, wie Aminoff behauptet, inmar in der Regel nicht genannt wird, so ist klar, daß man erst später den Namen inmar dem ältern voršud beigefügt hat, und dies wird durch ein Gebet bestätigt, in welchem einfach voršud angerufen wird und kein anderer Göttername sich findet. Fragt man einen Wotjäken, wem das vyle mutsˊon džadžy bestimmt ist, so sagt er: dem voršud.

So ist es auch erklärlich, weshalb der erbliche Opferpriester, welcher jährlich jeder Familie das heilige Reis auf das džadžy legt, voršud utˊis heißt, während diese Benennung völlig unerklärlich bliebe, wenn voršud nur ein Attribut für inmar oder invu oder einen andern hohen Gott wäre. Für meine Deduktionen habe ich später noch die thatsächliche Bestätigung in einer Angabe Bechterew's gefunden, welcher mit dürren Worten berichtet, daß auf dem Brett im kuala bei heidnischen Wotjäken ein grob geschnitztes Götzenbild sich befinde, das einen Ziegenkopf oder ein vertrocknetes Haselhuhn vorstelle, in einem bedeckten Korbe liege und voršud heiße. Auch Gawrilow's Angaben bestätigen vollkommen meine Vermuthungen. Was nun die Ableitung des Wortes anlangt, so haben wir ein Verbum vordyny, ernähren, erhalten, und ein Substantiv šud, Glück; man kann also voršud übersetzen mit Glückerhalter, was wieder vorzüglich mit Rytschkow's Bericht übereinstimmt.

Bei den Hainopfern auf dem lud scheinen ebenfalls Götzenbilder üblich gewesen zu sein. Ostrowski berichtet, daß er zwar in der Gegenwart nichts derartiges gefunden, ein Greis aber habe ihm erzählt, daß man in seiner Jugend ein Stück Baumrinde mit dem Fell desjenigen Thieres, das geopfert werden sollte, umhüllte und es dann auf die Erde stellte. Bechterew berichtet weiter, daß noch in der Gegenwart zur Zeit des Opfers im lud ein grob geschnitztes Götzenbild in Gestalt eines Pferdes oder andern Thieres aufgestellt werde, je nach dem was der Gott fordert. Daß in der That Götzenbilder bei den Haingebeten gebraucht wurden, geht mit großer Wahrscheinlichkeit aus meinen beiden lud-Gebeten hervor. Das eine beginnt nämlich: „Tritt wohlwollend auf die Birkenzweige, o invu!“ nämlich auf die Birkenzweige auf dem Opfertische, auf welche das vyle mutsˊon gelegt wird. Mein zweites lud-Gebet beginnt ebenso: „Kozma, tritt wohlwollend auf“ (sc. die Birkenzweige).

Daß nun ein Volk, das dem Gotte die Gabe grobsinnlich in natura darbringt, sich vorstellen könnte, daß er in unsichtbarer Gestalt unter sie treten könnte, um sie abzuholen, ist undenkbar; ja selbst wenn man es für die Gegenwart zulassen könnte, daß unter dem Einfluß des Christenthums solch eine Vorstellung möglich wäre, so ist das doch für die Vergangenheit unmöglich. Aus alle dem kann man mit Sicherheit annehmen, daß es früher Götzenbilder gegeben habe, die zum Empfang des Opfers mit Vorliebe auf Baumzweige aufgestellt wurden.

8. Charakter der wotjäkischen Religion.

Die von den russischen Schriftstellern aufgestellte Behauptung, die Religion der Wotjäken sei dualistisch, wird von Aminoff als grundfalsch bezeichnet und als lediglich hervorgegangen aus Unkenntniß der Sprache und unvollständiger Einsicht in die Götterlehre. Die Götter der Wotjäken besäßen menschliche Leidenschaften; sie zürnen dem, der sie vernachlässigt, und sind gnädig dem, der ihnen opfert. Ueberwiegend sei aber ihre wohlwollende menschenfreundliche Gesinnung. Es liege etwas naiv Patriarchalisches in der wotjäkischen Auffassung des Verhaltens der Götter zum Menschen. Sie reden ihre Götter in ihren Gebeten mit kindlicher Vertraulichkeit an und nennen sich Nachbarn der Götter. Einen Repräsentanten des Bösen finde man nicht unter den eigentlichen Göttern, im Gegentheil werde der Götter Beistand angerufen gegen die bösen Wesen von niederer Art, welche Krankheiten und andere Uebel verursachen. Wie die alten Finnen von den Nachbarvölkern die Bezeichnung des mächtigsten bösen Wesens entlehnt haben (piru, perkele), so hätten auch die Wotjäken ihren peri und šaitan den Nachbarn entlehnt.

Wenn nun auch diese letzte Bemerkung richtig ist, so kann ich doch im Allgemeinen Aminoff nicht beistimmen, sondern die Religion der Wotjäken trägt bis zum jetzigen Augenblick die deutlichsten Spuren des düstern Schamanismus, deutlichere als bei vielen anderen finnischen Völkern. Wohl ist unter dem Einfluß der benachbarten monotheistischen Religionsformen inmar dem christlichen Gott oder Allah recht ähnlich geworden; aus den Gebeten aber kann der freundliche und wohlwollende Charakter keines der Götter ersehen werden. Alle Götter werden gebeten, gewisse

unangenehme Dinge nicht zu thun; so wird mukylts'in gebeten, kein Ungeziefer auf die Kornfelder zu werfen, invu wird gebeten, das Vieh nicht den wilden Thieren zu geben, ja selbst inmar wird gebeten, keine Krankheiten und Seuchen auf die Menschen zu werfen, sie nicht den Waldgeistern zu überliefern. Dieser vorherrschend negative Charakter der Gebete zeigt, daß man sich von solchen Göttern nichts Gutes zu gewärtigen hat, und daß man opfert und betet lediglich, um das Uebel abzuwenden. So ist auch meist der positive Theil der Gebete zu deuten: wohl erhalte und bewahre, d. h. laß die Natur ihren Gang gehen, erhalte Alles beim Alten und bewahre uns vor dem Außerordentlichen. Wenn die Götter wirklich vorherrschend freundlich gesinnt sind, warum wird nie ein Wort des Dankes in den Gebeten laut? Man sagt inmar: „Gieb unser Vieh nicht den reißenden Thieren, dafür geben wir dir Opfer"; also nur des schnöden Gewinnes wegen verhindert er das Unglück, wenn aber der Wolf kommt, dann hat der Gott ihn geschickt. Wenn die Krankheit kommt, dann hat der Gott sie geschickt. Wohl sandte auch Jehovah auf die Gläubigen Krankheit und Elend, aber nur, wenn sie die zu ihrem eigenen Besten erlassenen Gesetze übertraten und nur, um sie durch weise Strafe auf dem rechten Wege zu erhalten. Wenn man aber auf diesem Wege blieb, so war er ein freundlicher Gott und Dankopfer rauchten ihm zu Ehren, Freudenpsalmen ertönten ihm zum Preise. Die wotjäkischen Götter aber senden Unglück und Krankheit nur aus elendem Eigennutz, wenn ihnen kein Opfer geworden; man thut also nur das Nothwendige, wenn man ihnen opfert, ein Dank gebührt ihnen nicht.

Wenn nun auch der bösartige Charakter der wotjäkischen Hauptgottheiten nicht mehr so intensiv ist, so tritt dagegen der düstere melancholische Charakter des Schamanismus recht zu Tage in der Lehre von den Geistern der Verstorbenen. Nie ist man sicher vor ihrer Tücke, und beständig, fast tagtäglich ist man bemüht durch Opfer und Spenden ihre Bosheit abzuwenden. Es kann wohl nichts Schrecklicheres geben, als diese ununterbrochene Furcht vor diesen Geistern. Krankheit und Hungersnoth halten sie in ihren Händen, bereit sie auf die Menschen zu werfen. Außer ihnen giebt es aber in Moor und Wald noch eine ganze Schaar schlimmer Gesellen, welche nur der Gelegenheit harren, um den einsamen Wanderer zu überfallen. Selbst auf die freundlichen Geister, den korka kuz'o wie den gid ut'is, kann man sich sehr wenig verlassen; ja wenn der letztere „Hofhüter" genannt wird, so ist diese Bezeichnung mehr Schmeichelname, als daß sie dem wirklichen Charakter ihres Trägers entspricht. Der einzige wirklich Glück bringende Geist scheint der voršud; in dem an ihn gerichteten Gebet findet sich nicht jener negative Charakter, von dem wir sprachen, sondern er wird in positiver Weise um Glück, gutes Vieh rc. gebeten.

In dem vedin wie im tuno erkennen wir den Schamanen, der mit den Göttern Zwischensprache hält, die Krankheiten vertreibt, die Natur bezwingt, die ewige Sonne selbst angreift; nur ist hier die Macht an zwei Personen vertheilt, von denen der eine vorherrschend das Böse thut, der andere dasselbe Böse verhindert oder wenigstens die Verhinderung zu vermitteln sucht. Den naturbeherrschenden Charakter des Schamanen aber kann man in diesen beiden Personen nicht verkennen; ja der tuno der Wotjäken wie tietäjä der Finnen dürften auch etymologisch nahe verwandt sein, wie die finnischen Verba tietää, wissen, erkennen, und tuntun, kennen, erkennen.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

V.

Die Pflanzendecke des Hohneck.

Auf der Carte de la topographie antique des départ. des Vosges, welche Maud'heux in den Annales de la Société d'émulation du dép. des Vosges XIV, 3, p. 352 (1874) veröffentlicht hat, tritt unser Hohneckgebiet genau nach den Grenzen, mit welchen wir es nach Lothringen hin abschlossen, ganz eigenthümlich hervor: keine antike Straße oder Ansiedelung befindet sich in seinem Umkreis. Folgt dies nun wohl ziemlich naturgemäß aus seiner ganzen Beschaffenheit, so zeigt das Hohneckgebiet auch sonst noch eine so ganz eigenthümliche Stellung zur lebenden Welt, zur Welt zwar nicht der Menschen, doch der Pflanzen und Thiere, daß wir uns mit den Organismen des merkwürdigen Berges noch etwas näher beschäftigen müssen.

Die Pflanzenwelt des Hohneck ist in ganz Elsaß und Lothringen berühmt durch ihren Reichthum, ihre Schönheit, ihre Ueppigkeit. An Artenreichthum und namentlich an alpinen Formen übertrifft sie nicht nur alle Berge der Vogesen, selbst den höhern Sulzer Belchen oder den Ballon d'Alsace, der doch den Alpen näher liegt, sondern auch den Feldberg, den ganzen südlichen Schwarzwald. Das ist jedenfalls eine sehr merkwürdige, nicht leicht zu erklärende Erscheinung. Der höhere Ballon von Gebweiler hat nur eine Alpenpflanze, die auf dem Hohneck nicht vorkommt, die reizende Primulacee Androsace carnea, deren rosenfarbige Blüthensträußchen im Frühling den Gipfel des Belchens schmücken. Der Hohneck aber hat eine ganze Reihe von Alpenpflanzen, die in den Nachbargebirgen nur ihm zukommen; eine ganze Reihe anderer, welche auf den umliegenden Höhen und Höhenzügen ebenfalls wachsen, sind am Hohneck besonders reich und üppig vertreten, und auch die Arten, welche sich nur beschränkt auf einzelnen dieser Höhen finden, wie der kleine seidenglänzende Frauenmantel (Alchemilla alpina) auf dem Roßberg bei Thann, der zierliche Farn Allosurus crispus auf dem Sulzer Belchen und den Hautes Chaumes, das herrliche Mulgedium alpinum mit seinen hochragenden himmelblauen Blüthenfackeln und das ihm ganz ähnliche nur glatt- und grünstengliche Mulgedium Plumieri auf dem Sulzer und Elsässer Belchen, auch alle diese und viele andere Formen von ähnlicher Verbreitung haben am Hohneck ebenfalls ihre Heimath, ja sie sind hier

über das ganze Massiv verbreitet und viel reicher verbreitet, viel häufiger als an jenen vereinzelten Standpunkten.

Auch der Wanderer, der kein specielles Interesse an Botanik hat, muß über die wunderbare Flora des Hohneckrückens erstaunen. Kommt er im Frühling, d. h. im Gebirgsfrühling, wenn in der Ebene schon die wilden Rosen blühen, so ist der Gipfel völlig weiß von den großen, außen oft bläulichen Blüthen der Alpenanemone, die hier und da auch in ihrer schwefelgelben Variation auftritt; dazwischen wächst die narcissenblüthige Anemone mit einem ganzen Büschel weißer Blumen auf einem Stiel, und die gelbe Narcisse mit ihrer doppelten Blumenkrone, das große Schneeglöckchen (Leucojum vernum) findet sich überall. In etwas geringerer Höhe sind alle Raine und Grasflecke von den leuchtenden Purpurähren der Orchis mascula förmlich bedeckt, die hier oft eine ganz erstaunliche Größe entwickeln, dazwischen andere Orchideen, in den Wäldern massenhaft die unscheinbare aber sonst seltene Listera cordata; auf den Wiesen und Felsen blüht die schöne dunkelblaue Bergkornblume, der goldgelbe, rosenähnliche Trollius europaeus, um nur einige Pflanzen zu nennen, die am meisten in die Augen fallen. Ganz anders aber sieht alles etwa 6 bis 8 Wochen später aus. Da hat der Hohneck sein weißes Frühlingsgewand mit dem buntesten Sommerkleid vertauscht, da prangt er erst in seinem Reichthum. Zwar der höchste Gipfel ist dann ziemlich blüthenlos, fast ganz mit Nardus stricta und anderen niedrigen Gräsern bedeckt; aber die nur wenig tieferen Matten ringsher sind übersäet mit den großen safrangelben Sternen des Bergwohlverlei (Arnica montana), röthlichen und weißlichen Orchideen (Gymnadenia conopsea und albida), der herrlichen bald gelben, bald tiefvioletten Viola elegans; dazwischen ragen die schönen Stengel des Türkenbundes auf und besonders merkwürdig und auffallend sind die mächtigen hohen Büsche des gelben Enzians (Gentiana lutea), dessen goldene Blüthensterne in dichten Wirteln um den hohen, straff aus blaugrünen, gefältelten Blättern aufstrebenden Stengel stehen. Dazu zahlreiche weiße Dolden und eine Masse von den Wiesenblumen der Ebene. Da aber, wo die Felsenthäler beginnen, auf den Felsen selbst haben wir erst recht herrliche Formen: der Türkenbund wächst hier besonders üppig, daneben die Bergkornblume, die beiden Mulgedien, verschiedene Sorten Eisenhut (Aconitum) mit blauen und gelben Blüthen, der gelbe und rothe Fingerhut, prachtvolle, riesenhaft aufgeschossene Dolden (Laserpitium Latifolium, Angelica montana), dazwischen große Farnkräuter, lilablüthige Geranien und an feuchten Stellen hohe, mit weißen Blüthen übersäete Ranunkeln (Ranunculus aconitifolius). Aus den Felsenspalten erhebt sich Rosa alpina mit dunkelrothen Blüthen, daneben kleine weiße straußblüthige Saxifragen oder die zierliche Silene rupestris — kurz, wohin man blickt und sieht, ist das Leben überreich von den herrlichsten Formen und Farben.

Wir haben schon eine Reihe Pflanzen genannt, welche den Alpen vorzugsweise angehören, wie Rosa alpina und andere. Allein diese und ähnliche, wie die auf dem Hohneck heimische hellroth blühende Rosa rubrifolia, die Johannesbeerarten Ribes petraeum und alpinum gehören der Wald- und Kulturregion der Alpen an; die Flora aber der höchsten Gipfel, die alpine Flora im engern Sinne, „welche über der Zone des Waldwuchses ihr Maximum hat“ [1]), umfaßt erst die eigentlich merkwürdigen Hochgebirgspflanzen. Auch von diesen finden wir eine ganze Reihe auf dem Hohneckmassiv und einige von ihnen müssen wir kennen lernen. Wir betrachten zugleich den weitern Verbreitungbezirk dieser Pflanzen nach Christ's Angaben. So haben wir von den schon genannten Mulgedium alpinum auf den Ost-, Central- und Westalpen, dem Schwarzwald, Jura, dem central-französischen Gebirge und den Pyrenäen; Mulg. Plumieri dagegen nur auf den Westalpen, den französischen Gebirgen, den Pyrenäen. Saxifraga Aizoon ist auf allen genannten Gebirgen verbreitet, ebenso Gymnadenia albida, Alchemilla alpina, Allosurus crispus (fehlt im Jura, ist im Schwarzwald sehr selten), Gentiana lutea, welche letztere ebenfalls im Schwarzwald auffallend selten ist. Ferner gehört hierher Potentilla alpestris, deren safranfarbige Blüthen dicht an der Erde liegen, und die in der ganzen Schweiz, dem Jura und den Pyrenäen zu Hause ist, die braunblüthige Umbellifere Bupleurum longifolium (fehlt nur in den Pyrenäen), das seltene Sedum repens (fehlt im Schwarzwald und Jura), während Rhodiola rosea außer in den Alpen und auf dem Hohneck sich nur noch in den Pyrenäen findet, und die niederliegende, gelbblühende Rosacee Sibbaldia procumbens in den Alpen, auf dem Hohneck, in Südfrankreich und den Pyrenäen zu Hause ist. Auf allen genannten Gebirgen, von den Ostalpen bis zu den Pyrenäen, wächst die purpurrothe Bartsia alpina, das herrliche Hieracium aurantiacum, dessen feuerrothe Blüthenköpfe aus dem hohen Grase ordentlich hervorleuchten, der seltene aber unscheinbare Streptopus amplexifolius, der Allermannsharnisch Allium Victorialis, welcher im deutschen Aberglauben dieselbe Rolle spielt, wie Homer's Moly im griechischen, die einem Allium ähnelnde ganz eigenartig gestaltete Orchis globosa, die schöne blaue Campanula Scheuchzeri, ebenso Campanula latifolia und viele andere. Dagegen findet sich das merkwürdige niedrig wachsende bleichgelb und großblühende Hieracium vogesiacum (decipiens, cerinthoides) außer auf dem Hohneck nur in den Ostalpen, im Jura, in Centralfrankreich und auf den Pyrenäen, das verwandte Hier. albidum zwar überall in den Alpen, aber sonst nur noch in den Pyrenäen, während Hier. alpinum gerade umgekehrt nur in Südfrankreich und den Pyrenäen fehlt. Die auffallende hellgelbe Pedicularis foliosa fehlt dem Schwarzwald, Rhinanthus alpinus den Westalpen, ebenso den Bergen Frankreichs und den Pyrenäen; Saxifraga caespitosa gehört den Ostalpen, dem Hohneck und den Pyrenäen an, die distelartige Carlina nebrodensis nur den Ostalpen, dem Hohneck und Centralfrankreich, Picris pyrenaica nur den Ost- und Westalpen, dem Hohneck, Frankreich, den Pyrenäen. Dagegen findet sich Angelica pyrenaica, eine kleine, grünlich-unscheinbare Doldenpflanze, welche in den Granitvogesen sehr verbreitet ist, nur in Frankreich und auf den Pyrenäen. Diese Beispiele der scheinbar regellosesten, eigensinnigsten Verbreitung mögen genügen; keine dieser alpinen oder glacialen Pflanzen fehlt den Alpen ganz und ebenso sind auch die zahlreichen übrigen glacialen Pflanzen des Hohneck (im Ganzen 75 Arten nach Kirschleger und Christ) alle in den Alpen zu Haus, während in den Pyrenäen 4, in Centralfrankreich 16, im Schwarzwald 21 und im Jura noch mehr Arten fehlen.

Woher kamen nun diese Pflanzen zum Hohneck hin? Von der Angelica pyrenaica ist es sicher, daß sie vom Süden kam, da sie im Osten und im ganzen Alpengebiet fehlt. Die übrigen Arten aber weisen so vorzugsweise nach den Alpen hin, wo ja keine von ihnen fehlt, daß man alle, auch die nur im Osten derselben vorkommenden Formen lieber von den Alpen als aus dem Süden ableiten möchte.

---

[1]) Dr. H. Christ, Ueber die Verbreitung der Pflanzen der alpinen Region der europäischen Alpenkette. Neue Denkschrift der Allg. Schweizer. Gesellsch. für die gesammten Naturwissenschaften. 1867.

Und jeder Blick auf die Karte wird uns wieder für die Alpen stimmen.

Allein die Winde, welche die Vogesen und namentlich die Südvogesen, das Hohneckmassiv beherrschten und beherrschen, waren und sind doch Südwestwinde. Wie ist bei ihnen die östliche Einwanderung zu erklären? Denn die Winde sind ohne Zweifel die Hauptverbreiter vieler Pflanzensamen, und namentlich dann müssen sie in erster Linie in Betracht gezogen werden, wenn es sich um Verbreitung von einem Hochgebirge zum andern handelt. Oestliche, südöstliche Winde fehlen ja auch heute auf der Ostseite der Vogesen, in der Ebene durchaus nicht; sie streichen im Thurthale, im Münsterthal bis zum Gebirgskamm empor; sie sind nur in Lothringen so selten, weil sie eben durch den Vogesenrücken abgehalten werden. In früheren Zeiträumen aber mußten dieselben viel häufiger und stärker sein und wenn wir die Zusammensetzung einer heutigen Gebirgsflora verstehen wollen, so müssen wir möglichst weit in der Entwickelungsgeschichte dieses Gebirges zurückgehen. Freilich kann sich von den Land- und Strandpflanzen, welche einst den Hohneck bedeckten, als er aus dem Buntsandsteinmeer aufragte, nichts in direkter Abstammung erhalten haben, welches durch unzählige aber ununterbrochene Generationen hindurch sich allmälig in die heutigen Arten umgewandelt hätte. Alles was auf den Höhen des Berges vorhanden war, muß während der Eiszeit zu Grunde gegangen sein, wo wir uns den Hohneck zwar wohl gewiß nicht untergetaucht und begraben unter einem glacier monstre, qui couvrait toutes les roches et tous les pics, unter einer Calotte von Eis, welche gleichmäßig alle Ballons überzog, wie Dollfus-Ausset [1]) will, wohl aber in der Art des heutigen Monte-Rosa-Gipfels zu denken haben, in einem Zustand, welcher eine eigentliche Vegetation nicht zuläßt. Die Glacialflora kann sich überhaupt erst am Ende der tertiären Zeit, erst zur Zeit der Erhebung der Alpen gebildet haben. Daß sie von Norden aus auf die Gipfel unserer Breiten und südlicher herabgewandert sei, dafür liegt durchaus kein Beweis vor, wohl aber spricht Mehreres dagegen. Es scheint vielmehr, als ob sie zunächst sich auf den Gebirgen, also vorzugsweise auf den Alpen bei dem allmäligen Uebergang des Klimas und dem allmäligen immer höhern Aufsteigen des Gebirges sich entwickelt habe. Allein vor der Eiszeit, als die Alpen sich hoben oder gehoben hatten und die oberrheinische Tiefebene noch nicht eingesunken war, dehnte sich Nord-Europa viel weiter nach Norden aus, als heutzutage, noch über die britischen Inseln hin; auch die Alpen waren damals noch etwas höher als jetzt, und sei es auch nur um den Betrag der Ablation durch die atmosphärischen Wasser. Selbstverständlich mußte sich die ganze Fläche der heutigen Alpenabdachung, das mitteldeutsche Bergland mit eingeschlossen, damals in anderen klimatischen Zuständen befinden, als heute: die Art und Beschaffenheit der heutigen bayerischen Hochebene war es, welche sich damals weithin ausbreitete, freilich in etwas stärkerer Ausprägung aller ihrer Eigenthümlichkeiten. Nicht eine eigentliche Steppengegend, wohl aber weite Moos- und Tundrenbildungen, denen es auch an Waldungen nicht gefehlt haben mag, dehnten sich nordwärts um die Alpen aus. Ueber den so beschaffenen Landstrichen bildeten sich im Winter sehr gewöhnlich Luftdruckmaxima und von ihnen floß die Luft in kalten trockenen Strömen peripherisch ab, namentlich nach Westen und Südwesten hin, wo der Luftdruck in Folge der Einwirkung des Meeres eine wesentlich geringere war. Die Verhältnisse waren also ähnlich, nur minder mächtig entwickelt, wie wir sie heute im nordöstlichen Centralasien finden. Durch diese Luftströme mußten aber die Glacialpflanzen der Gegend, welche sie mit dem Gebirge theilte, ebenfalls peripherisch nach allen Seiten ausgebreitet werden. Die alpinen Pflanzen der Vogesen sind solche, deren Samen sich für die Verbreitung durch trockene Winde besonders eignen. So die sämmtlichen Synantheren, die Annemonen, Valeriana tripteris, die so äußerst feinsamigen Orchideen, die Sporen des Allosuras, die dünnen und flachen Samen der Gentiana lutea. Andere Pflanzen mögen ähnlich wie die Steppenläufer ganz fortgetragen sein, wie Silene rupestris, von wieder anderen, wie von den Rosaceen (Potentilla, Sibbaldia), von den Campanulaceen, den Crassulaceen (Rhodiola, Sedum) nur die trockenen Fruchtköpfchen. Dabei ist zu beachten, daß die Ostwinde vorzugsweise im Herbst, Winter, Frühjahr wehten und wehen, also gerade zu der Zeit, wenn die Samen fertig gereift zum Transport bereit sind. Uebrigens gehen auch heute noch von den Alpen radiale Winde aus, welche, obwohl freilich meist lokal, doch für die weite Verbreitung vieler Alpenpflanzen, für die Erklärung der alpinen Bestandtheile in den Pflanzendecken der europäischen Hochgipfel zu genügen scheinen. Die Donau hinab wehen Westwinde, in Central- und Südfrankreich herrschen Norde und Nordoste, auch Südoste sind nicht selten, der Einfluß der Alpen auf die französischen Centralgebirge und die Pyrenäen ist daher leicht begreiflich. Man vergleiche Supan's lehrreiche Zusammenstellungen in seiner Statistik der unteren Luftströmungen S. 61 bis 66, 76 bis 89 &c. Die oberen Luftströmungen, welchen keine Hindernisse im Wege stehen, sind besonders heftig, deshalb besonders weitreichend und transportfähig; so konnten die höchsten Gipfel, auch wenn sie fern von den Alpen lagen, dennoch mit Pflanzen der Alpen bevölkert werden. In diesen geographischen Verhältnissen scheint der Grund für die Erscheinung zu liegen, daß wir die Alpen als die Heimath vieler Gebirgspflanzen des westlichen wie des östlichen und nördlichen Europas, ja bis zu den Pyrenäen und Apenninen hin die Alpen als Centralpunkt einer weit verbreiteten Flora ansehen müssen. Und so gelangte damals auch ein großer Theil der Arten durch den Wind an die Gletscherränder der Vogesen, um sich hier länger zu halten, als die Gletscher selbst. Denn das organische Leben, durch die rasche Aufeinanderfolge der Generationen veränderlicher und dadurch schmiegsamer, erhält sich über viele geologischen Veränderungen hin wie ein weites Gewand über einen lebhaft bewegten Körper.

Aber neben den Winden ist es das Wasser, welches zur Verbreitung der Pflanzen beiträgt. Der Rhein bringt jetzt noch eine Menge Alpensämereien mit ins Tiefland, noch mehr die Flüsse der bayerischen Hochebene. Diesen aber glich der Rhein nach Art und Umgebung ganz und gar, als er noch auf dem gehobenen Terrain der heutigen oberrheinischen Tiefebene oder doch unter jenen eben geschilderten klimatischen Verhältnissen floß, er wird also eine Menge alpiner Samen und Keime über seine Ufer ausgestreut haben. Am sichersten aber breitet sich eine Pflanze aus durch direkte Aussamung, bei welcher ja das einzelne Samenkorn immer um einen mehr weniger großen Raum von der Mutterpflanze fortschreitet. Auch auf diesem Wege konnten bei den eben geschilderten klimatischen und Terrainverhältnissen alpine Pflanzen ganz direkt in die heutigen Vogesen gelangen. Alles dies spricht für die östliche Heimath der meisten Glacialpflanzen der Vogesen. Auch die Westwinde, obwohl sie durch ihren großen Feuchtigkeitsgehalt minder geeignet waren zum Transport der Samen, namentlich von solchen mit Federkronen, die so leicht Feuchtigkeit anziehen und dann ihre Flugkraft verlieren — auch die Westwinde blieben nicht ohne Depo-

[1]) Matériaux pour servir l'étude des glaciers 3, 272.

siten, wofür die Angelica pyrenaica sicherster Beweis ist. Diese Pflanze zeigt aber noch einen beachtenswerthen Umstand: wie die Südwestwinde den ganzen Kamm der krystallinischen Vogesen beherrschen, so ist auch sie über den ganzen Kamm weithin verbreitet, und ganz natürlich sollte man diese Art der Verbreitung bei allen Pflanzen erwarten, die mit den Westwinden kamen. Carlina nebrodensis, Hieracium vogesiacum, Picris pyrenaica, Mulgedium Plumieri, bei welchen Christ (S. 37) die Herkunft über Südfrankreich für wahrscheinlich hält, sollte man nicht auch sie, wenn sie wirklich mit den Südwestwinden von dorther kamen, über den ganzen Kamm verbreitet finden, zumal sie trotz oder wegen der Federkrone ihrer Samen so leicht vom Winde überall hingeführt werden konnten? Dennoch finden wir sie nur im Süden der Vogesen und hier weit nach Osten ausgedehnt. Allerdings bricht die Federkrone bei Mulgedium wenigstens leicht ab und kann auch hier der Feuchtigkeitsgehalt der Winde die Verbreitung hemmen. Aber wenn sie, von Westen kommend, so weit nach Osten gelangen konnten, warum denn nicht auch mit dem herrschenden Winde nach Norden. Und ferner, die Berge von bedeutender Höhe, welche im östlichsten Lothringen sich unmittelbar an die Vogesen anschließen, sie zeigen von jenen alpinen Seltenheiten des Hohneck nichts oder nur ganz wenig, wie denn z. B. der gelbe Enzian auch auf ihnen noch vorkommt; dagegen haben wir keine der von Christ aus dem Süden abgeleiteten Pflanzen auf ihnen, mit Ausnahme auch wieder der Angelica pyrenaica, welche, nach Godron [1]), dessen Angaben ich folge für die Gegenden, die ich nicht aus eigenem Augenschein kenne, bis Granges und Bruyères verbreitet ist.

Ebensowenig findet sich Androsace carnea auf diesen Bergen, welche Christ auch vom Südwesten eingewandert sein läßt; gegen welche Ansicht ihr einziges östliches Vorkommen sehr deutlich spricht. Auch noch andere Alpenpflanzen, welche indeß nicht zu den eigentlichen alpinen oder glacialen zu rechnen sind, zeigt die Ostseite der Vogesen, wie z. B. die schöne gelbe Frühlingssynanthere Doronicum pardalianches oder die auch in den Thälern des Schwarzwaldes sehr verbreitete Valeriana tripteris, welche beide wieder in Lothringen fehlen. Alles also spricht für östliche Einwanderung. Die alpinen Pflanzen um Retournemer und bis Gerardmer sind direkt vom Hohneck herabgewandert.

Daß nun aber gerade auf dem Hohneckmassiv eine so vorwiegende Menge echt alpiner Pflanzen sich angesammelt, daß sich dieselben nicht massenhafter längs des Gebirges nach Norden verbreitet haben, das hat zunächst seinen Grund in der Höhe dieses gewaltigen Massivs, welche ja früher, wie wir aus den verschiedensten Gründen anzunehmen gezwungen waren, viel höher aufragte, als jetzt. Hier fand also der Lufttransport bei der nordsüdlich gerichteten Ausdehnung des Massivs den bedeutendsten Halt; hier schlugen auch solche obere Luftströmungen an, welche ungehindert über den Schwarzwald hinübergekommen waren. Ferner aber ist auch die Natur gerade dieses Berges am längsten glacial geblieben, da vom Hohneck aus die gewaltigen Gletscher sich in die Thäler herabsenkten und in ihren Resten noch vorhanden waren, als schon in den tieferen Gegenden längst die mildere Temperatur wieder herrschte. Auch heute noch ist der Hohneck der alpinste Theil des Gebirges und temporäre Gletscherbildungen kann man noch heute hier, aber auch nur hier in der ganzen Vogesenkette, bisweilen beobachten. Zuerst hat Ed. Collomb [1]) die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt, dann auch Ch. Grad die gleichen Bildungen an der Fechtquelle gesehen und geschildert [2]). An dem höhern Ballon von Sulz kommt Derartiges nicht vor, weil er minder feucht ist und in Folge der breit aufgeschlossenen Thäler um ihn her die Temperatur auch seines Gipfels etwas höher ist, als die des Hohneckmassivs. Vom Feldberg gilt das Gleiche. Daher finden auf dem Hohneck eine Menge Glacialpflanzen günstige Lebensbedingungen, welche auf den übrigen Vogesen nicht gedeihen können. Sie können herabwandern bis zum Retournemer, weil auch diese Gegend weit mehr ein alpines Klima besitzt als die breit geöffnete, rasch abfallende Ostseite der Vogesen. Daher finden wir die Glacialpflanzen so reichlich auf dem Hohneck und doch so eng auf sein Massiv beschränkt.

Aus dem gleichen Grunde finden wir auch Anemone alpina z. B. auf dem Schwarzwald nicht, weil ihr daselbst ein wesentlicher Zug des alpinen Klimas, den sie bedarf, fehlen würde, der reichlichere Dampfgehalt der Luft, den sie auf den Jurabergen wieder findet. Umgekehrt ist es anderen Pflanzen, z. B. der Potentilla aurea des Schwarzwaldes, wohl zu feucht auf dem Hohneck; während wieder andere nur nicht weit genug östlich gewandert sind, wie die sumpfliebende Gentianee Swertia perennis, die wohl bei minderer Beweglichkeit und festerm Verschluß ihrer Samen früher Halt gemacht hat, als sie die Vogesen erreichte. Heutzutage aber setzen ihrer Weiterwanderung die Kulturverhältnisse unübersteigliche Schranken. Der reichliche Anbau der Ebene hat für Moorpflanzen keine Station. Ferner ist die Korrektion der Flüsse, die fortdauernd strenge Beaufsichtigung und Einschränkung ihres Laufes pflanzengeographisch im höchsten Grade wichtig, da eine Menge der transportirten Samen und Keime an der Entwickelung gehindert werden. Wenn Vogesen und Jura so viele Verschiedenheiten zeigen, so hängt das erstlich von der Richtung der Südostwinde ab, welche den Jura weniger treffen konnten, der vielmehr fast ganz im Bereich der Südwestwinde lag; bei manchen Pflanzen ist aber ferner auch der Unterschied des bergbildenden Gesteines zu beachten, indem Kalkpflanzen nicht auf Granit, granitliebende nicht auf Kalk sich wohl befinden. Dieser Umstand ist auch für den Ballon von Sulz sowie manche andere Höhen der Vogesen zu beachten, welche gleich dem Gipfel dieses Ballons aus Grauwacke bestehen.

So haben wir eine Reihe von Gründen für die eigenthümliche Vegetation des Hohneckmassivs. Finden wir dieselbe hauptsächlich auf der Ostseite und hier namentlich an den Felsengraten und in den Steilthälern zusammengedrängt, so ist hierfür wohl nicht die östliche Einwanderung, nicht der Unterschied der Besonnung anzuführen. Vielmehr sind auch hier wieder die Westwinde die maßgebenden Beherrscher des Gebirges: die Pflanzen flüchten vor ihnen dahin, wo sie am meisten Schutz und ihre Samen den besten Halt finden. Daher der größere Reichthum der Ostseite, der Granitwände, unter denen die mächtigste und schönste, die Spitzköpfe, auch botanisch die reichste ist.

Schwieriger ist es, über die Fauna des Hohneck sich ein Urtheil zu bilden, da dieselbe weit weniger leicht sich dem Beobachter zeigt, die Thiere auch, bei größerer Selbständigkeit der Locomotion, nicht so absolut den mechanischen Verbreitungsmitteln unterworfen sind, als die Pflanzen. Auch fehlt es hier weit mehr an Vorarbeiten. So werthvoll Henri de Peyerimhoff's Schmetterlingsverzeichnisse [3]) sind, so be-

[1]) Godron, Flore de Lorraine (Meurthe, Moselle, Meuse, Vosges), 3 Bde. 1. Aufl. Nancy 1844. 2. Aufl. 2 Bde. 1864.

[1]) Ed. Collomb, Preuves de l'existence d'anciens glaciers dans les vallées des Vosges, 1847, p. 180 — 189.

[2]) Bull. Soc. d'hist. natur. de Colmar 1870, p. 142.

[3]) Bull. Sociéte d'hist. natur. Colmar 1861, 1862; 1880.

ziehen sie sich doch nur auf eine Thierklasse. Betrachten wir nun auch bloß die Großschmetterlinge, so finden wir sofort eine Reihe auf den hohen Vogesen und zum Theil ganz besonders auf dem Hohneck, welche nach Boisduval in den Alpen ihre Heimath haben. So z. B. mehrere Erebien, düstergefärbte, vielaugige Tagschmetterlinge, wie Erebia Cassiope, Pyrrha, welche letztere zugleich auch auf den Pyrenäen vorkommt. Der Nachtfalter Hadena adusta, den de Peyerimhoff auf dem Hohneck fand, gehört ebenfalls den Alpen an; das Gleiche gilt von einer Reihe von Spannern, die ich nicht einzeln anführen will. Auch hier weist fast alles auf die Alpen hin; doch scheinen Einwanderungen auch aus Frankreich gerade in die höchsten Vogesenregionen stattgefunden zu haben, wie denn auch Einwanderungen aus nordischen Gegenden bei Pflanzen und Schmetterlingen nicht fehlen. Den Apollo, den bekanntesten aller Alpenschmetterlinge, sehen wir nicht bis zum Hohneck verbreitet, wohl aber lebt er im Dollerthal. Er ist jedenfalls durch eigene Wanderung vorgedrungen, während jene anderen Arten, die recht eigentlich glacial zu sein scheinen, wohl durch Winde verschlagen sind. Doch über die Thierwelt muß selbständig und eingehender, als dies hier möglich ist, gehandelt werden.

Die Frauen in Sibirien[1]).

Es handelt sich hier nicht um die Frauen der Eingeborenen Sibiriens, sondern um die russischen Frauen, d. h. die Frauen der Bauern, der Kleinbürger und Kleinhändler und der Popen und um deren Stellung. Von den Frauen der zugereisten Beamten, der reichen Kaufleute, von den Klassendamen und Gouvernanten u. s. w. sprechen wir hier nicht — Visiten, Magazine, Kartenspiel und Tanz sind ihnen allen nothwendige Beschäftigungen, in dieser Sphäre fühlen sie sich wohl, wie der Fisch im Wasser. Das sind keine echten Frauen Sibiriens — wenngleich viele der heutigen Töchter Sibiriens dem Beispiel der „Angereisten“ zu sehr gefolgt sind.

Wir reden hier von der eigentlichen sibirischen Frau. Den Lesern werden einige Züge aus dem Leben der Frau unter den Eingeborenen Sibiriens [2]) noch in der Erinnerung sein. Alle häuslichen und wirthschaftlichen Arbeiten ruhen auf den Schultern der Frau; der Mann, Jäger oder Viehzüchter, treibt sich im Walde oder auf der Steppe umher; selten sitzt er zu Hause; was hier zu Hause zu thun ist, macht die Frau. Sie stellt die Jurte auf, näht und wäscht für die Familie (wenn überhaupt irgend etwas gewaschen wird) und bereitet die Speisen. Dabei ist die Frau der Eingeborenen eine vollkommene Sklavin, und unter Umständen sogar zeitweilig verkauft, und der Mann ist ihr unbeschränkter Herr und Gebieter.

Aber auch die sibirische Frau ist von einem harten und schweren Loos betroffen; nehmen wir zunächst die Frau der sibirischen Bauern: nicht heiter lacht ihr das Leben von der Geburt an. Der Vater ist nicht erfreut, daß die Frau ihm eine Tochter geboren hat — damit wird ihr Eintritt in das Leben begrüßt. Die Tage der Kindheit sind auch nicht freudvoll: die Mutter hat weder die Zeit, die Tochter zu liebkosen noch auf sie zu achten, wie es sich gehört; gut ist es, wenn eine Großmutter sich der Enkelin annimmt. Mit sieben Jahren muß das kleine Mädchen selbst arbeiten: es wartet die jüngeren Brüder oder Schwestern, es hütet das Vieh, es hilft bei der Gartenarbeit, es trägt Wasser und anderes. Viele kleine Mädchen werden schon in diesem zarten Alter als „Kinderwärterin“ zu fremden Leuten geschickt: den ganzen lieben Tag muß die kindliche Wärterin das fremde Kind hüten; um seine eigene Pflege kümmert sich Niemand. Es mag selbst zusehen, wo es Kleidung und Essen kriegt; schlafen muß es auf ebener Erde. Es ist zu verwundern, daß aus diesem bei Seite geschobenen, schlechtgenährten Geschöpf sich doch eine Jungfrau und schließlich eine Frau herausbildet, welche an Verstand einen in der Schule unterrichteten Mann übertrifft; eine Frau mit festen Grundsätzen, mit einem Charakter, um den sie nur zu beneiden ist. Vom 14. oder 15. Lebensjahre muß das Bauermädchen, abgesehen von der ihr obliegenden häuslichen Arbeit, selbst für ihre Kleider und Fußwerk sorgen. Wird sie verheirathet, so wird sie keineswegs eine „Herrin“: im Gegentheil ihre Arbeit nimmt zu. Auf wessen Schultern ruht die größte Arbeitslast? Auf denen des Mannes oder der Frau? Es scheint unzweifelhaft, daß die Frau mehr leisten muß. Nicht zu selten muß die Bauerfrau in Sibirien pflügen und mähen — die Pflege des Gemüsegartens und die übrige Hausarbeit fällt ihr selbstverständlich zu. Noch unmittelbar vor ihrer Niederkunft arbeitet sie, trägt Wasser und bereitet sich ein Bad. Mitunter von der Geburt bei der Feldarbeit überrascht, trägt sie den Neugeborenen in der Schürze nach Hause, und am andern Tage, vielleicht am dritten geht sie wieder an die Arbeit, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Und dabei einen Trunkenbold als Mann! Einen Haufen Kinder! Dessen ungeachtet ist die Frau stets bei der Hand, heiter, bereit zu einem Scherz oder zu einem Lied.

Mitunter hat ein oder das andere Mädchen ein Liebesverhältniß; darüber darf man sich nicht wundern; selten tritt die Jungfrau vor dem zwanzigsten Jahre in die Ehe.

Ganz abgesehen von der schweren Lage in der Familie, ungeachtet der schweren Arbeit und der rohen Behandlung von Seiten eines dem Trunke ergebenen Mannes, ist die sibirische Bäuerin keineswegs eine Sklavin. Im Gegentheil, wir sprechen nicht von solchen Frauen, welche das ganze Hauswesen und den trunkenen Mann mit starkem Scepter regieren, nicht von solchen Frauen, denen es gelingt, ihre fünf Kinder wirklich zu erziehen — das sind besondere Persönlichkeits-Einzelfälle. Nein, unter ganz gewöhnlichen Umständen ist die sibirische Bäuerin eine selbständige Hausfrau. Sie vertritt mit Festigkeit ihre Rechte nicht allein vor Fremden, sondern auch vor ihrem Mann. Sie schützt mit Selbstverleugnung und Aufopferung ihr und ihrer Kinder Eigenthum, ihre Kinder; wie eine Wölfin ist sie bereit jeden zu zerreißen, der sie oder ihre Kinder angreift. Wenn ihr Ehemann ein Dummkopf, oder ein Faulenzer, oder dem Trunke ergeben, so ist die Frau die Vertreterin der Familie vor der Gemeinde, vor der Obrigkeit. Man kann sagen, daß eigentlich die Frau das ganze Hauswesen und die Wirthschaft besorgt. Dem Manne liegt die schwere Arbeit ob: das Pflügen und Eggen, dann der Er-

---

[1]) Frei nach dem Russischen Sibir 1881, Nr. 19, von o—b.
[2]) „Globus“ Bd. XXXVI, S. 300 und 316.

werb außer dem Hause, und die Schenke (kabak) — das ist die Sphäre des Mannes.

Leider hat das Laster des Trunkes und eine gewisse Leichtlebigkeit bereits auch die weibliche Bevölkerung der sibirischen Dörfer berührt. Der zeitweilige Aufenthalt der Bauermädchen in den Städten, die Bekanntschaften daselbst, mitunter auch drückende Armuth erschüttern die alten guten Sitten; ein Gegengewicht giebt es nicht. Weder die Kirche noch die Schule verstehen es gegen das Uebel der Gegenwart anzukämpfen, so daß die Sittlichkeit der weiblichen Bevölkerung entschieden im Sinken begriffen ist.

Das von der Bäuerin Gesagte gilt im Allgemeinen auch von den Frauen des Kleinbürgers (Meschtschanin)[1]) oder Kleinhändlers. Sie sind gewandter, freier und zugänglicher als ihre Schwestern vom Dorf. Aber sie sind ebenso wirthschaftlich und häuslich, ebenso eng mit ihrem oft sehr geringen Haushalt verwachsen; sie hüten gleichfalls die Kinder und das geringe häusliche Vermögen vor allen inneren wie äußeren Feinden. Nicht selten ist es, daß auch hier die Frau allein das Haus erhält, der Mann verdient wohl einige Groschen, aber vertrinkt sie; die Frau sorgt für die Kinder, ernährt sie, ist bemüht sie in die Schule zu schicken. Im Sommer besorgt sie den Gemüsegarten und die einzige Kuh; im Winter betreibt sie auf dem Markte einen kleinen Handel — sie ist immerfort thätig. In dem Kreise dieser Leute hört man nicht darüber klagen, daß der Frau der Weg zu Arbeit und zum Verdienen abgeschnitten ist; im Gegentheil, die Frau hat viel und schwer zu arbeiten. Unter der Last der Arbeit altert sie früh und mit 35 bis 40 Jahren ist sie fast ein altes Weib. Sie ist ebenso gottesfürchtig, ebenso abergläubisch wie die Bäuerin, doch ebenso charakterfest, thätig und selbständig.

Ein anderes Ding ist es, wenn der Mann, der sogenannte Kleinbürger, anfängt, sich für einen „Herrn“ zu halten, wenn er Schreiber oder Comptoirdiener oder sogar „Commis“ wird, d. h. wenn er allmälig sich zu den „Gebildeten“ rechnet. Wie schnell ändert sich da die Frau! Mit Leichtigkeit wird aus der arbeitsamen Ameise ein leichtbeschwingter sorgloser Schmetterling. Sie hat einen Burnus umgehängt, einen Hut aufgesetzt, hat Pomade und Seife in Gebrauch genommen und ein anderes Wesen ist daraus geworden. Wo ist der Fleiß und die Arbeitslust geblieben, wo die Liebe zu den Kindern hingeschwunden? Und nun ist die Frau faul und anmaßend, zänkisch, unbeständig und stets ohne Beschäftigung. Sie hält sich mehrere Mägde, hat einen Platz im Theater, kauft allen Tand ein oder macht Besuche — so verdirbt das Wohlleben den Menschen.

Von den Frauen der höhern Klasse schweigen wir. Ein ganzes Buch könnten wir mit ihrer Beschreibung anfüllen, aber wir schweigen.

[1]) Mit dem Namen Meschtschanin, welchen wir hier mit „Kleinbürger“ wiedergeben, bezeichnet der Russe eine gewisse Klasse von Leuten, welche meist Handel treiben, ohne eigentlich Kaufleute zu sein. Der deutsche Ausdruck „Bürger“ im Sinne der Einwohner einer Stadt wird im Russischen durch Grashdanin wiedergegeben (Stadt = Gorod).

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das Budget der Stadt Athen für das Jahr 1882 beläuft sich in Einnahme auf 950804 und in Ausgaben auf 930285 Drachmen. Das Stadtverordneten-Kollegium hat letzthin beschlossen, französische Ingenieure zur Herstellung der Wasserleitungen und der unterirdischen Kanäle der Stadt zu engagiren.

— In Folge kaiserlicher Ordre vom 11. (23.) Juli dieses Jahres ist seit dem 1. (13.) September das Generalgouvernement Orenburg eingegangen. Die Bestandtheile desselben, die Gouvernements Orenburg und Ufa sowie die Oblasts Turgai und Uralsk, sind direkt den Ministerien unterstellt, in militärischer Beziehung aber dem Militärbezirk Kazan zugetheilt worden.

Asien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge hat im vergangenen Sommer unter der Leitung des Generals Komarow eine Rekognoscirung der Pässe stattgefunden, welche aus Abchasien nach dem Kubangebiet führen, und zwar auf der Strecke vom Maruchpasse bis zum Elbrus, behufs Anlage einer Straße über den Kaukasus nach Suchum. Bisher waren dort nur die Uebergänge von Klytsch, Kluchor und Nachor genau bekannt, und flüchtig war im Jahre 1879 die Richtung längs des Flusses Dombai-Ulgen besichtigt worden.

— Die russischerseits im vergangenen Sommer an der Lena errichtete internationale Polarstation steht unter Leitung des Herrn Jürgens, dem die Herren Eichner und Dr. Bunge als Gehülfen beigegeben sind.

— Am 6. Oktober 1881 hat der High Commissioner Sir R. Biddulph in Limasol auf Cypern das wichtigste Bauwerk, welches unter englischer Herrschaft auf der Insel bis jetzt errichtet worden ist, einen 600 Fuß langen eisernen Hafenmolo, dem Verkehre übergeben. Es ist das der einzige seiner Art, welcher sich zwischen Alexandrien und Konstantinopel findet, und er wird nicht wenig dazu beitragen, den Handel jener ohnehin sich entwickelnden Stadt zu beleben. Bei dem der Eröffnung folgenden Frühstücke theilte Sir R. Biddulph in seinem Toaste auf das Gedeihen Limasols folgende Ziffern über dessen Handelsverkehr mit. 1878 betrug die gesammte dortige Ein- und Ausfuhr 85904 Pf. St., 1879 schon 140439 Pf. und 1880 143577 Pf. Davon entfiel auf den Wein-Export 1878 22875 Pf., 1879 25428 Pf. und 1880 43282 Pf. Frankreich, dessen Bordeauxweine jetzt überall, in Spanien, Sicilien, Toskana, Cypern u. s. w., nur nicht um Bordeaux zu wachsen scheinen, bezog vor der Okkupation Cyperns durch die Engländer gar keinen Wein von dort, 1878 schon für 839 Pf., 1879 für 1680 und 1880 für 12337 Pf., d. h. eine Zunahme von 734 Procent. Die gesammte Tonnenzahl des Schiffsverkehres, welche sich im ersten Halbjahre 1880 auf 36435 belief, hat sich gleichfalls in derselben Periode von 1881 verdoppelt. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist ferner der gute Gesundheitszustand der Truppen; seitdem dieselben bei Limasol liegen, ist im Winterlager kein Todesfall, und im Sommerlager am Troodos-Gebirge nur ein einziger vorgekommen; Cypern nimmt für das Jahr 1880 in gesundheitlicher Hinsicht die erste Stelle unter allen englischen Garnisonen ein. Vielleicht lassen sich dadurch Touristen bewegen, Limasol im Winter und den Troodos im Sommer aufzusuchen, um der levantinischen Hitze zu entfliehen.

— Die Frage nach dem Vorhandensein eines thätigen

Vulkans in Innerasien, speciell an der Grenze von Kuldscha, ist von Geologen und russischen Forschungsreisenden viel ventilirt worden, und der Gouverneur von Semiretschensk, General Kolpakowski, hat wiederholt (1878 und 1879), aber vergeblich Expeditionen zu ihrer Lösung ausgesendet. In diesem Jahre hat er es wiederum gethan und telegraphirt nun, wie der „Mail" aus St. Petersburg gemeldet wird, daß er endlich das ewig brennende Feuer im Tiën-tschan gefunden hat. 12 Miles nordöstlich der Stadt Kuldscha ist der Berg Baischan entdeckt worden, in einem von den mächtigen Ailak-Bergen umgebenen Becken; aber das seit undenklichen Zeiten dort brennende Feuer ist nicht vulkanischer Natur, sondern rührt von einem brennenden Kohlenlager her. An den Seiten des Berges sind Höhlen, denen Rauch und schweflige Gase entströmen. Säwertzow's Behauptung, daß die von chinesischen Autoren in jener Gegend erwähnten Feuerberge keine Vulkane, sondern brennende Kohlenflötze seien, hat sich also bestätigt, ebenso wie die Lehre der Geologie, daß das Vorkommen thätiger Stratovulkane an die Nähe großer Wasserflächen geknüpft ist. Wenn H. Credner in seinen „Elementen der Geologie" (3. Auflage S. 137) als Ausnahmen die Binnenlandvulkane der nordwestlichen Mandschurei und auf dem Tiën-tschan anführt, so darf er mindestens letztere Lokalität jetzt getrost streichen.

— Es gehört zu den größten Seltenheiten — berichtet G. Kreitner in seiner Reisebeschreibung „Im fernen Osten" (S. 862 f.) — von den viehzuchttreibenden Tibetanern, denen die Butter zum täglichen Brote geworden ist, genießbare Butter erstehen zu können. Dieselbe kommt nämlich niemals in kleinen Quantitäten zum Verkaufe, sondern immer in größeren Ziegeln — wie bei uns der Schweizerkäse — im Gewichte von 10 bis 20 Kilogramm. Da die wenigsten Tibetaner so große Yakherden besitzen, um auf einmal so viel Butter erzeugen zu können, auch die Yakkühe nicht jeden Tag gemolken werden, so bewahrt jeder Hauswirth die Butter so lange, bis er das gewünschte Gewicht erzielt hat. So gelangt die Butter gewöhnlich erst einige Monate nach ihrer Gewinnung in den Handel. Daß ihr Geschmack dann vieles zu wünschen übrig läßt, bedarf keiner Erörterung, abgesehen davon, daß der Europäer eine Zugabe von unzähligen Yakhaaren und anderen undefinirbaren Erinnerungen an die gemolkene Kuh wenig appetitlich finden wird. Die Tibetaner theilen in solchen Punkten durchaus nicht unsere Ansichten; sie schneiden die Butter mit dem Zeigefinger und verschlingen mit gierigem Vergnügen alle nebensächlichen Theile der ranzigen Hauptsache. Unsere tibetanischen Maulthiertreiber trugen nicht selten ihren Butterproviant in den haarigen Taschen der Reisepelze mit sich. Wurde bei einem Wirthshause Halt gemacht, dann griffen sie einfach in die Tasche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee. Bei den Tibetanern wird auch die Butter, sowie der Ziegelthee, als Zahlung angenommen.

— Im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums unternimmt der Schiffslieutenant Louis Delaporte eine neue Forschungsreise in Hinterindien. Bekannt ist der hervorragende Antheil, welchen derselbe an der berühmten Mekhong-Expedition unter de Lagrée und F. Garnier genommen hat. Später führte er eine archäologische Mission nach den Ruinen von Kambodja, welcher jenes prächtige Chmer-Museum zu danken ist, das die Theilnehmer am Pariser Geographischen Kongresse 1875 im Schlosse von Compiègne kennen lernten. Delaporte's Begleiter, welche sich bereits in Toulon nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft haben, sind Farant, Laderich, Ghilardi, ferner Zeichner, Ingenieure, Photographen, Former und andere Hilfsarbeiter. Die Arbeiten werden hauptsächlich sich auf das Studium noch unbekannter Chmer-Denkmäler richten, um die Pläne derselben aufzunehmen, Ausgrabungen zu veranstalten, das verwendete Material, die Bauart der Mauern und Gewölbe, die Ornamentirung zu erforschen, die Basreliefs und hervorragendsten Architekturstücke zu reproduciren, Inschriften abzuschreiben u. s. w.

Die Bevölkerung der Suluinseln nach A. Garín.

Gruppe	Insel	Krieger
Balanguingui-Gruppe	Bucutua	70
	Tongkuil	140
	Farol	?
	Sipac	50
	Bangao	25
	Maningut	50
Sulu-Gruppe	Pata	600
	Capual	25
	Bitinan	30
	Bujangan	10
	Sulú, ohne die den Spaniern direct unterworfenen Landstriche	13450
	Patian	100
Tapul-Gruppe	Paquía	50
	Tapul	500
	Lugus	70
	Lamenuga	80
	Nauca	40
	Paranang	30
	Tara	30
	Sisassi	330
	Lapac	100
	Shedand	80
Tawi-Tawi-Gruppe	Labawan	60
	Ubian	120
	Pomelean	10
	Tandubas	75
	Secubun	70
	Latuan	30
	Mantabuan	20
	Banaran	230
	Bilatan	200
	Tawi-Tawi	120[1]
	Bongao	25
	Simonor	230
	Sibutu	230
	Tumindao	100
Pangutaráng-Gruppe	Maro-ugas	20
	Pangasina	20
	Bubuan	35
	Palliagan	30
	Tubigan	50
	Pangutaráng	50
	Panducang	50
	Ubiang	120
	Usada	20
	Bas-Bas	40

Daß diese Schätzung nicht in Allem zuverlässig ist, erweist insbesondere die Angabe von nur 120 Kriegern auf Tawi-tawi. Die Bevölkerung dieser Insel muß doch eine ziemlich starke sein, wie ich es mit folgenden Citaten aus Pazos „Joló" (Burgos 1879) belegen kann: Allein an der Südküste wurden 1865 von einer spanischen Expedition 300 Fahrzeuge zerstört, ein „otro gran número" konnte wegen Untiefen und der Bäume halber nicht genommen werden, welche von den Piraten gefällt wurden, um die Kanäle den spanischen Schiffen unzugänglich zu machen (S. 213). Pazos erwähnt auch noch die Pueblos (Dörfer) Pomigán und Bu-

[1]) 100 im Pueblo Balimbin, 20 im Pueblo Lucbunan. Offenbar sind Garín nicht die übrigen Vasallen- oder Dattostaaten Tawi-tawis dieser so großen Insel bekannt.

gampuli (S. 168), ferner den im Innern an einem Flusse gelegenen Pueblo Paraitan, den er „grande y de mejor construction" nennt (S. 215); weiter erwähnt derselbe Autor des Pueblos Tegem-Tegem, der mit einem Steinfort versehen „por número considerable de moros" vertheidigt wurde (S. 217). Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Bewohner von Tawi-tawi einst nach Sulu ausgewandert sein müssen, denn unser Gewährsmann sagt von den Pueblos Patan und Cancanga der Hauptinsel Sulu, daß sie „en su mayor parte de emigrados de Tawi tawi y Balanguingue" bewohnt wären (S. 169). Die Insel Lupa (boan) ist jetzt nach Garín unbewohnt, in den sechsziger Jahren gab es dort drei Dörfer (S. 182), 1865 fanden die Spanier dort einen zahlreichen Viehstand von Rindvieh und Ziegen, ferner Hühner, Tauben, auf den Feldern wurde camote, Zuckerrohr, gebaut, ebenso gab es Bananen- und Kokos-Pflanzungen (S. 211).

In der Balanguingui-Gruppe gab es auf Tongkuil (früher allgemein Tonquil geschrieben) eine zahlreiche Bevölkerung; am 4. Jan. 1851 verbrannten dort die Spanier 1000 Hütten im Kampfe gegen die Piraten (S. 115). Die Bevölkerung von Bangao muß eine größere sein als sie Garín angiebt, Garín kennt nur einen Pueblo, Pazos erwähnt (S. 195) zwei (einer hiervon „gran pueblo") und noch andere „grupos de casas". Die Insel Balanguingui, welche jetzt nach Garín unbewohnt ist, war dies auch 1851, indem die Spanier alle Piraten von derselben verjagten, 1864 besaß aber die Insel wieder vier Pueblos: Bocotingól, Paitan, Pandan-Pandan grande und Pandan-Pandan chico (S. 193).

Nach dem auf den Philippinen bei der Zählung nach Kopfsteuereinheiten erprobten System müßte man die Zahl der Krieger mit 5 multipliciren, um die Einwohnerzahl der Sulu-Inseln (ohne das geographisch dazu gehörige Basilan) zu erhalten. Hierzu wären dann noch die 1401 Bewohner des den Spaniern direkt unterworfenen Theiles der Hauptinsel Sulu beizuzählen. Erwähnung verdient, daß Garín der Guimbas gar nicht gedenkt, eines malaiischen Bergstammes, der auf den Gebirgen der Hauptinsel Sulu wohnt und seine Unabhängigkeit sowohl Spanien als den Sulusultanen und deren Baronen (Dattos) gegenüber zu behaupten gewußt hat. Prof. Ferd. Blumentritt.

Südamerika.

— Die früher oft erwähnte Bahn um die Fälle des Madeira-Stromes herum, auf deren Erbauung man so große Hoffnungen für die Entwickelung des Amazonen-Gebietes und Boliviens setzt, wird nun vielleicht bald in Angriff genommen werden, und zwar durch die brasilianische Regierung selbst. Die früher dem Obersten Church ertheilte Koncession ist bereits durch Dekret für erloschen erklärt worden.

— In der Argentinischen Republik macht man Anstalten, die Straußenzucht einzuführen. Eine 1880 an der von Buenos Ayres nach Westen führenden Bahn errichtete Straußenfarm eines Mr. Beaumont soll gedeihen und soeben sind wieder 200 Strauße vom Kap nach der Argentina gebracht worden, zu deren Erwerbung und Ausnutzung sich eine Gesellschaft bilden will.

— Wir haben früher die Walliser Kolonie am Rio Chuput in Patagonien gelegentlich erwähnt. Jetzt hat die argentinische Regierung ihren Landmessern Befehl ertheilt, 50 Leguas (260 km) weiter landeinwärts, wo der Boden noch fruchtbarer sein soll, eine neue Kolonie ebenfalls für Auswanderer aus Wales abzustecken.

Vermischtes.

— Das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes ist selbstverständlich die farbige Darstellung der Objekte, da bei genauester Wiedergabe der Form und plastischen Erscheinung durch den Holzschnitt in der Beschreibung der Farbennüancen, welche die Gattung oder Art charakterisiren, dem Texte eine Aufgabe zufällt, die er nur in höchst unvollkommener Weise ausführen kann. Von diesem Gedanken geleitet, hat das Bibliographische Institut eine „Kolorirte Ausgabe von Brehm's Thierleben" unternommen, welche die 170 ganzseitigen Bilder der bisherigen Ausgabe in prachtvoll farbiger Ausführung (durch den Maler O. Winkler und unter Aufsicht der Zoologen Girtanner, Klunzinger, Taschenberg und O. Schmidt) bringt. Die ersten Lieferungen der Abtheilung „Vögel" sind bereits erschienen und haben sich sofort den lebhaften Beifall der hervorragendsten deutschen Ornithologen erworben; derjenige des großen Publikums wird ihnen nicht vorenthalten bleiben.

— Von Hölzel's „Geographischen Charakterbildern für Schule und Haus", welche wir auf S. 224 des vorigen Bandes anzeigten, ist im September dieses Jahres die zweite Lieferung, enthaltend Blatt 4 „Die Wüste" (Stein- und Sandwüste in der Oase Dachel) und Blatt 5 u. 6 „Das Berner Oberland", erschienen. Wir haben zum Lobe dieses bisher einzigen Unternehmens unserer frühern Empfehlung nichts hinzuzufügen, als daß durch das gleichzeitig ausgegebene erste Textheft, welches die wissenschaftlichen Erläuterungen zu den sechs ersten Bildern bringt, die Namen derjenigen Fachmänner bekannt gemacht werden, unter deren pädagogischer und wissenschaftlicher Leitung das Ganze steht. Es sind das besonders Dr. J. Chavanne, V. von Haardt, Landes-Schulinspektor V. Prausek, Professor Dr. F. Simony, Prof. Dr. F. Toula und Prof. Dr. K. Zehden. Für die folgenden Lieferungen sind nachstehende Bilder in der Ausführung begriffen: Der Pasterzengletscher. Der Vesuv mit dem Golf von Neapel. Der Rotomahana-Geyser auf Neu-Seeland. Ein Barrancabild mit dem Pic von Orizaba. Nil-Katarakt bei Assuan. Die Sierra Nevada in Nordamerika. Eine Mangroveküste. Die Llanos. Wir wünschen dem Unternehmen, welches den Lernenden für billigen Preis naturwahre und zugleich mit künstlerischem Geschmacke ausgeführte Bilder und damit eine vorzügliche Anschauung verschafft, nochmals besten Erfolg.

— Als Einleitung zu dem „Neuen Buch der Reisen und Entdeckungen", welches, bei Spamer in Leipzig erscheinend, schon eine ganze Reihe guter Arbeiten im populären Gewande umfaßt (z. B. H. v. Barth's Ost-Afrika, Hellwald's Bücher über Asien, Oberländer's über Australien und Ozeanien), hat J. Löwenberg eine „Geschichte der Geographischen Entdeckungsreisen im Alterthum und Mittelalter bis zu Magellan's erster Erdumsegelung" geschrieben, von welcher der 1. Band mit über 100 Abbildungen und Karten erschienen ist. Als Leser dachte sich der Verfasser „die erwachsene Jugend, Gebildete jedes Standes" und vermeidet Citate, Quellennachweise u. s. w. Von besonderem Interesse für viele werden die Nachbildungen alter und mittelalterlicher Karten, Holzschnitte, Kupferstiche rc. sein.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Largeau hatte im Jahre 1874 den Plan gefaßt, die Sahara in kommerzieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen, und zu versuchen, ob sich nicht die Karawanen aus dem Sudan, welche seit der Eroberung Algeriens diese französische Kolonie sorgfältig vermieden und statt derselben nach Marokko und Tripolis gingen, wieder ihren früheren

Neu-Biskra.

Zielen in Algerien zuführen ließen. Er wollte greifbare Beweise für den Reichthum des Sudan liefern, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf denselben lenken und schließlich Mittel und Wege ausfindig machen, um Algerien mit dem Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden. Es war das ein kühnes Unternehmen, zumal man damals noch in den französischen Schulen lehrte, die Sahara sei eine Wüste von Flugsand, wasserlos und höchstens für wilde Thiere

bewohnbar. Aus Reisebeschreibungen und aus dem Munde nomadischer Eingeborenen hatte Largeau jedoch gelernt, daß sowohl vom Südabfalle des Atlas wie von den Bergmassiven der großen Wüste reichliche Wassermengen herabströmen und, wenn auch nicht offen zu Tage treten, so doch in geringer Tiefe unter der Oberfläche in den natürlichen Bodensenkungen dahinfließen; ihnen verdanken die stellenweise zahlreichen Oasen ihre Existenz, und es muß möglich sein, wenn man diesen Thälern nachgeht, einen Weg und selbst eine Eisenbahn zwischen Algerien und dem Sudan herzustellen und längs derselben eine Reihe wohl bewässerter Oasen zu schaffen. Der Gedanke einer Eisenbahn durch die Sahara, eines „Transsaharien“, stammt übrigens nicht von Largeau, sondern von einem ehemaligen höhern Offizier, M. Juillet-Saint-Lager in Algier, welcher denselben zuerst in der Vorrede zu der „Grammaire tamachek'“ des Kommandanten Hanoteau

Weiber vom Stamme der Uled-Naïl.

entwickelt und später wiederholt mit unserm Reisenden, mit Paul Soleillet und anderen Männern, denen die Sahara-Frage im Interesse Frankreichs am Herzen lag, besprochen hat.

Largeau, welcher seine Pläne den leitenden Kreisen von Paris vortrug, fand dort zwar freundliche Aufnahme, aber wenig materielle Unterstützung; mit vieler Mühe brachte er 7400 Francs zusammen, wovon jedoch der größte Theil von den vorbereitenden kleineren Reisen, von der Anschaffung von Instrumenten, Provisionen, sonstiger Ausrüstung u. s. w. verschlungen wurde. Trotzdem trat er hoffnungsvoll seine Reise über Alger, Philippeville, Constantine und Batna (bis wohin heute die Eisenbahn führt) an.

Einige Kilometer südlich von Batna senkt sich die Straße nach Biskra auf dem saharischen Abfalle des Aures-Gebirges über El-Ksur, die elsässische Kolonie Aïn-Tuta, les Tamarins, El-Kantara und El-Utaja hinab; dann passirt man den letzten Ausläufer des Aures in der Spalte, welche den kahlen Abhang des Dschebel Bu-Ghezal, des „von den

Biskra: Dorf und Zelte unter Palmen.

Gazellen bewohnten oder bevorzugten Berges", durchsetzt und von den Arabern Sfa, d. h. Riß, Spalte, Schlucht, genannt wird. Der niedrige, aber langgestreckte Dschebel Bu-Ghezal wird durch eine enge Schlucht, in welcher der magnesiahaltige Fluß von Biskra über mächtige Felsblöcke hinwegrauscht, von der östlich gelegenen Bergmasse getrennt, die bei den Eingeborenen den poetischen Namen Dschebel Ahmar-Chaddhu (Berg mit der Rosenwange) führt. Von der Höhe des Passes aus erblickt der erstaunte Reisende eine unermeßliche Ebene, welche sich südwärts bis zum Horizonte ausdehnt und dort mit dem Himmel in Eins zu verschwimmen scheint. Sie ist ein Abbild des Oceans und besitzt wie dieser wasserreiche, fruchtbare Inseln mit bevölkerten Städten, die sich bald einzeln, bald in Gruppen zusammenfinden, die Oasen (arabisch uahat oder ghieb, d. i. Wälder) Ruheplätze für die Karawanen oder Schlupfwinkel für Räuber. Wie der Ocean hat auch sie ihre erschlaffenden Windstillen und ihre entsetzlichen Stürme, welche die Sandwellen bis zu den Wolken emporjagen.

Zunächst zeigt sich unweit des Fußes des Gebirges eine lange dunkelgrüne Linie, dann weiterhin schwarze Flecken, den Tüpfeln eines riesigen Tigerfelles ähnlich. Die grüne Linie ist die schöne Oase Biskra mit ihren beiden Städten, der französischen oder Nouveau Biskra, einem reizenden Aufenthaltsorte in einem Meere von Grün mit herrlichen Gärten und prächtigen Plätzen, und dem Alten Biskra, dessen sieben aus Luftziegeln erbauten Quartiere wie ebenso viele einzelne Dörfer in dem Palmenwalde zerstreut sind. Die schwarzen Flecken aber, welche hier und da die Einförmigkeit der weiten Ebene unterbrechen, sind die verschiedenen Oasen des Archipels der Ziban; von ihnen hat unter den Mohammedanern den größten Ruf Sidi-Okba, weil sie das Grab des gleichnamigen arabischen Eroberers aus dem 7. Jahrhunderte umschließt.

Moschee Sidi Ben Ferdha.

Vom Passe Sfa aus gesehen stellt sich die Oase Biskra als lange schwarze Linie am Beginne der fahlen Ebene dar; je mehr man indessen von den Bergen hinabsteigt, desto mehr entwickelt sie sich und dehnt sich aus wie ein riesiger Teppich, und man sieht, wie sie nach allen Richtungen hin Ausläufer von mehr als 5 km Länge in die wüste Ebene entsendet. Bald aber lenken hellleuchtende Punkte, welche sich im Norden aus der wirren grünen Masse loslösen, die Blicke auf sich; es sind die ersten, noch halb von Bäumen versteckten Häuser der französischen Stadt. Dann beginnt man die Spitzen der Palmen zu unterscheiden, zwischen denen die dunkelen hundertjährigen Cypressen emporsteigen. Ringsum breiten sich Gerstenfelder der Nomaden aus, deren reife Aehren die Sonne mit strahlendem Goldglanze übergießt. Noch muß man die geneigte Ebene überschreiten, welche sich steinig, von Schluchten durchfurcht und glühend heiß zwischen dem Fuße des Gebirges und den ersten Palmgruppen der Oase hinzieht; dann erst betritt man die schnurgerade Hauptstraße von Neu-Biskra. Rechts fassen sie schöne, solide Häuser ein, deren oberes Stockwerk auf zierlichen Bogenstellungen ruht, unter denen die Spaziergänger Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen finden. Zur

Linken aber liegen immergrüne Schmuckplätze und schattige Baumpflanzungen, unter denen in offenen Gräben Wasser in reichlicher Menge dahinfließt. Wie schön läßt sich unter diesem duftenden grünen Gewölbe am Abend eines heißen Sommertages Luft schöpfen! Und doch war noch vor kaum neun Jahren derselbe Platz öde und sonnenverbrannt. Damals lag die Franzosenstadt nördlich außerhalb der Oase, welche die zerstreuten Quartiere der Eingeborenen umschloß, auf einer von breiten Spalten durchzogenen Lehmebene, auf welcher nur hier und da einige dürftige Palmen, vorgeschobene Posten des großen Waldes, mit traurig gesenktem Gipfel nach Feuchtigkeit zu verlangen schienen. Damals, nachdem der Süden des Landes pacificirt war, erkannte General de Lacroix-Vaubois, daß sich aus Biskra, welches bis dahin nur als vorgeschobener strategischer Posten betrachtet worden war, ein Handelscentrum ersten Ranges und ein besuchter Badeort machen lassen könne, und seine Gedanken wurden durch den Kommandanten Crouzet, der auf seine Fürsprache hin zum Oberbefehlshaber des Kreises ernannt wurde, in trefflicher Weise in Thaten umgesetzt.

Zunächst wurde ein fester gemauerter Damm in dem Wed Biskra, welcher sich aus Gießbächen des Aures bildet und westlich bei der Stadt vorbei dem Schott Melghir zufließt, erbaut. In zahlreichen Kanälen wurde das so gesammelte Wasser über den Lehmboden vertheilt, und wie durch Zauberei wuchsen alsbald die köstlichen, kräftigen Pflanzungen empor, welche heute die Einheimischen entzücken und die lebhafte Bewunderung der in jedem Winter zahlreicher hinzuströmenden Touristen erwecken. Biskra ist in der That ein Badeort und Ueberwinterungsplatz am Eingange der Sahara geworden. Seine Bevölkerung hat sich in wenigen Jahren verdoppelt, sein Handel mit dem Süden einen bedeutenden Aufschwung genommen und der Ackerbau steht dort in Blüthe. Neu-Biskra ist eine „commune de plein exercice" geworden, d. h. ist zu einem großen Theile von Franzosen oder anderen Europäern bewohnt und wird ebenso verwaltet, wie eine Kommune in Frankreich; es zählt etwa 7000 Einwohner, darunter 600 Europäer oder naturalisirte Israeliten und einige Beni-Mzab. Es ist nicht, wie die meisten neu angelegten Städte des Tell, mit Mauern umgeben, sondern wird von dem 1849 erbauten Fort Saint-Germain beschützt; dasselbe liegt auf einem 15 m über die Ebene ansteigenden Kreidehügel, besitzt riesige Cisternen und könnte in Fällen der Noth der gesammten europäischen Bevölkerung zum Zufluchtsorte dienen. Sonstige Gebäude sind das Offizierkasino, das bequeme Hôtel du Sahara, das Gefängniß, die Gendarmeriekaserne und ein überdeckter Marktplatz. Eine gewisse Berühmtheit genießt die Schule, deren Begründer und Leiter Colombo weit und breit im Lande, von den Ziban an bis zu den Nomaden von Wargla, bekannt und geehrt ist. Fast alle Söhne der eingeborenen Häuptlinge sind seine Schüler gewesen und selbst erwachsene Araber nehmen an seinem Unterrichte Theil. Colombo kam 1844 als Soldat in das Land, lernte Arabisch und benutzte dann diese Kenntniß, den Eingeborenen das Französische beizubringen, was ihm bis zu einem gewissen Grade auch

Palmen in der Oase von Biskra.

gelungen ist. Seine gemischte Schule wird jetzt von etwa 90 Kindern besucht, darunter 70 arabischen.

Die in Biskra ansässigen Europäer und Beni-Mzab beschäftigen sich besonders mit Handel; sie beziehen Getreide aus dem Tell und verkaufen es an Karawanen, die es auf die Märkte von Suf, Wed Righ und Wargla schaffen, versenden die Datteln aus dem Süden nach Algerien und Frankreich, handeln mit Stoffen, Materialwaaren, Konserven für das Militär, Wein und Liqueuren. Einige Franzosen besitzen auch ansehnliche Gärtnereien. Die einheimischen Händler sind meist nur Kleinkrämer, die von der Hand in den Mund leben; manche verkaufen den Fremden Decken, Teppiche, Messer, Fächer und sonstige an Ort und Stelle gefertigte Dinge, wo übrigens die Industrie der Eingeborenen noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht.

Die von den Arabern so gehaßten und verachteten Juden sind hier wie auch sonst in Afrika in Wahrheit hassens- und verachtenswerth. Manche dürften nicht offen sagen, was für Geschäfte sie betreiben; andere, und das sind noch die besten, handeln mit Spielwaaren und verleihen Geld zu Wucherzinsen, noch andere verkaufen den Soldaten und der Hefe der eingeborenen Bevölkerung zu niedrigen Preisen abscheulichen Schnaps, der namentlich in den heißesten Monaten seine verderbliche Wirkung nur allzuhäufig ausübt. Es findet sich nämlich in Biskra eine Anzahl von Ausgestoßenen, Faulenzern und Vagabunden aus allen benachbarten Ländern, mit welchen die Polizei oft genug ein Hühnchen zu pflücken hat. Dieselben huldigen trotz den Vorschriften des Korans dem Genusse starker Getränke und besonders des verderblichen Absinth; ihre Trunkenheit steigern sie noch durch unmäßiges Kif-Rauchen. Viele sind auch dem Spiele leidenschaftlich ergeben; es ist vorgekommen, daß Jemand selbst seine Kleider verspielt und dann mehrere Tage lang im Kaffeehause in Matten eingewickelt, um seine Nacktheit zu verbergen, hat verweilen müssen. Jedem Fremden ist auch Mumi bekannt, der einmal seine als eine der Perlen der Stadt berühmte Frau einsetzte und verlor. Lächelnd und ergeben in Allah's Willen folgte sie dem glücklichen Besieger ihres unwürdigen Mannes in sein Haus. Was hatte sie dabei auch zu verlieren?

Auch die Liederlichkeit hat ihre Vertreterinnen in Biskra, die sich aus wenigen Frauen der Stadt selbst, einigen Berberweibern aus dem Aures, und namentlich aus Mädchen vom Stamme der Ulad-Naïl rekrutiren. Derselbe wohnt in der Provinz Alger um Dschelfa auf keineswegs unfruchtbarem Boden, wo zahlreiche Herden weiden und Halfa wächst; wollte man die dortigen Berge wieder bewalden, Wassermauern durch die Wadis ziehen und ein Bewässerungssystem anlegen, so könnte der Stamm leicht zum seßhaften Leben des Ackerbauers übergehen. Seine Töchter aber opfern jetzt ihre Keuschheit, um sich eine Mitgift zu verdienen; es ist das keine arabische, wohl aber eine bei den Berbern sich öfter findende Sitte. In den größeren Ortschaften der Sahara, besonders aber in Biskra, finden sie sich ein, sobald sie halbwegs erwachsen sind, und beugen dort manche einflußreiche Persönlichkeit unter ihr Joch. Der Sohn eines großen Häuptlings hat einmal einer solchen Tänzerin und Dirne zu Liebe die Koffer seines Vaters geplündert und schließlich seinen Stammesgenossen eine außerordentliche Steuer von 6 Francs per Kopf auferlegt. In einer andern Stadt hat ein grober Chalifa arme Schlucker durchprügeln, ins Gefängniß werfen und mit Geld strafen lassen, bloß weil sie einer solchen Naïlija nicht gefielen oder von ihrer Schönheit sich nicht ganz geblendet stellten. Freilich nimmt mit der wachsenden Zahl der Franzosen auch die Macht solcher großen und kleinen Tyrannen zusehends ab.

Mühle unter Palmen in der Oase von Biskra.

Besonders pflegen diese Mädchen den Tanz, natürlich den orientalischen, welcher mit dem unserigen wenig gemein hat. Abend für Abend ist ihr Quartier das Stelldichein aller Müssiggänger in Stadt und Umgegend; Eingeborene und Ansiedler, Civilisten wie Militärs, Touristen, Weiße, Schwarze, Berber und Araber drängen sich brüderlich zu diesem Schauspiele hinzu. Sobald die Nacht anbricht, erfüllt eine dichte, laute Menge die engen, staubigen Straßen, die indessen ziemlich hell erleuchtet sind, da jeder Hauseigenthümer an seiner Thür eine brennende Laterne anbringen muß. Bald füllen sich die Kaffeehäuser, in denen die Ulad-Naïl ihre choreographischen Künste zum Besten geben, mit Burnusträgern, für deren Menge die Bänke nicht genügen, welche ringsum in dem weiten Saale aufgestellt sind. Im Hintergrunde erhebt sich wie ein antiker Altar der Ofen des qahuadschi (Kaffeewirth). In der einen Ecke steht ein Tisch, auf welchem das Orchester Platz nimmt, bestehend aus einer kreischenden Art von Klarinette (ghaïta), einer Schellentrommel (thar) oder einer derbuka, d. h. einem Topf ohne Boden mit darüber gespanntem Fell, und drittens einem Kasten (thebel), auf welchen der Spieler mit einem krummen Stücke Holz lospaukt. Diese Instrumente vollführen als Ouvertüre ein solches Geräusch, daß alle Hunde in der Nachbarschaft jämmerlich zu heulen beginnen. Plötzlich tiefes Stillschweigen und nun beginnt der Tanz. Die Mädchen erheben sich, schreiten in die Mitte des Saa-

les und grüßen mit dem graziösesten Lächeln die Schaar ihrer Bewunderer. Mit ihren Armen, die mit glitzerndem Geschmeide bedeckt sind, und ihren golddurchwirkten seidenen Gürteln bilden sie eine Art Heiligenschein um ihren Kopf; sich wiegend schreiten sie vor- und rückwärts, nach rechts und links, blinzeln dazu mit den Augen und nehmen plastische Stellungen ein, die oft im höchsten Grade unschicklich sind. Zuletzt springt ein begeisterter Zuschauer von seinem Sitze auf und legt ihnen als Zeichen seiner Bewunderung irgend ein Geschenk, meist eine mehr oder weniger gespickte Börse, zu Füßen; doch kann auch für einen Sou, den Preis einer Tasse Kaffee, ein Jeder dies lustige Schauspiel genießen.

Alt-Biskra besteht aus sieben Quartieren: El Msid (die Schule), Bab Edhrob (Klopf an die Thür), Bab Erheleg (Mach die Thür zu), Gaddescha (Schüler?), Bab el Cha'ucha (Pfirsichsthor), Ras el Geria (das hochgelegene Wasserbecken) und Zgag Sidi Barkat (Straße des Sidi Barkat). Diese Quartiere bilden heute einzelne von Gärten und Getreidefeldern umgebene Dörfer, welche in einer Oase von 140000 Palmenbäumen zerstreut sind; einst waren es Vorstädte eines großen jetzt verschwundenen Ortes. Jedes Quartier hat seine Moschee, unter welchen die des Sidi Ben Ferdha, eines berühmten Rechtsgelehrten, sich besonders auszeichnet. Die Häuser, welche meist ein oberes Stockwerk besitzen und aus thôb (an der Sonne getrocknete Ziegeln von Lehm mit Stroh gemischt) erbaut sind, haben bei ihrer unregelmäßigen Form und ihrem verfallenen Zustande meist ein sehr malerisches Aussehen. Solche in der ganzen Sahara viel gebrauchten Luftziegeln haben den Vortheil, der Hitze vortrefflich zu widerstehen und selbst während der Hundstage das Innere der Häuser verhältnißmäßig kühl zu erhalten. Wenn solche Häuser aber nicht dick mit Kalk beworfen sind, können sie längeren Regengüssen nicht widerstehen, und außerdem ist die Sorglosigkeit der Saharabewohner so groß, daß selbst bei dem fast stets heitern Himmel ihre Gebäude meist in sehr schlechtem Zustande sich befinden. Obendrein ist in diesem Klima ein Haus nicht unbedingt nöthig; Zelte genügen für den Herrn der Ebene, welcher für alle, die nach dem Luxus eines Hauses streben, für sybaritische Städter, Beni-Mzab, Juden, ackerbauende Neger und andere solche „Hunde", die tiefste Verachtung empfindet. Die Häuser der Biskris dienen nur als Harems für Frauen und Töchter, welche zudem Nachts oben auf den Terrassen schlafen, als Ställe für das Vieh und als Aufbewahrungsorte für Lebensmittel und werthvolle Gegenstände. Die Männer dagegen verbringen neun Zehntel ihrer Zeit im Freien; unter den Palmen Siesta halten, auf den Plätzen plaudern und in den Moscheen ein paar Gebete murmeln, das ist ihre Hauptbeschäftigung. Die Zeit, welche die Pflege der Palmen in Anspruch nimmt, ist so kurz, daß sie kaum in Anschlag zu bringen ist.

Die einheimische ansässige Bevölkerung von Alt-Biskra, welche auf 6000 bis 7000 Seelen geschätzt wird, besteht besonders aus arabisirten Berbern; sie haben denselben Ursprung wie die Kabylen des Dschurdschura- und Aures-Gebirges, haben aber ihre Sprache und Ueberlieferungen vollständig vergessen, fühlen sich beleidigt, wenn man sie an ihre wahre Abkunft erinnert und halten sich für Nachkommen der Gefährten des Propheten. Ferner finden sich einige halb nomadische, halb seßhafte arabische Familien, welche meist in Zelten unter Palmen oder in der unmittelbaren Umgebung der Oase wohnen; sie gehören fast alle zur déïra oder zmala, d. h. zum Hause des Kaïd Si Mohammed Serhir ben Gana oder zu dem seines Bruders Bu el-Achras. Die wenigen vorhandenen Kuruglis oder Kuluglis (Söhne von Türken) büßen in Folge vielfacher Kreuzungen allmälig ihre unterscheidenden ethnologischen Merkmale und selbst die Erinnerung an ihre Abstammung ein. Sodann wohnen in Biskra Ruaghas oder Neger vom Ued-Righ, deren Vorfahren durch die einwandernden Berber verdrängt worden; sie bestellen einige Gärten, welche den Nomaden gehören. Schließlich sind noch etwa 100 Familien echter Neger aus dem Sudan zu nennen, welche durch die französische Eroberung der Stadt ihre Freiheit erlangten. Sie wohnen heute in einem kleinen Dorfe einige hundert Meter südlich von Neu-Biskra; die Männer treiben Gartenbau und Korbflechterei, die Weiber dienen bei Europäern oder fertigen Gewebe und Kuskussu für die Nomaden im Süden.

Im Großen und Ganzen betreiben die Biskris die Kultur der Palmen und einiger Obstbäume, von deren Erträgnissen sie leben. Die Gersten- und Luzernefelder in den Lichtungen der Oase und außerhalb des Palmenwaldes gehören fast durchweg den halbansässigen Arabern vom Hause des Kaïd, welche außerdem Viehzucht treiben. Die einheimischen Frauen verfertigen geschätzte Teppiche, Burnusse, Haïks und grobe Gewebe aus Wolle oder Kameelshaar (felidsch) zu Zelten.

In der ganzen Sahara ist die Dattelpalme der Baum schlechthin; er ist für den Oasenbewohner dasselbe, was das Getreide für den Fellachen des Tell und die Herden für den Nomaden, d. h. die Grundbedingung seiner Existenz und Quelle seines Wohlstandes. In Biskra, wo Wasser in Fülle vorhanden ist und Dank der französischen Garnison Sicherheit herrscht, sind die Gärten nicht von Mauern umgeben, und mit wenigen Ausnahmen sind die Palmen nicht, wie in den südlichen Oasen, in gerader Linie gepflanzt. Sie bilden vielmehr bald hier bald da malerische Gruppen und dichte schattige Gebüsche, zwischen denen lichte mit bunten Blumen bestandene Plätze sich ausbreiten. Ueberall in der Oase finden sich Mühlen von sehr ursprünglichem Aussehen, die sich in dem schnellen Gewässer der Bäche spiegeln, Erdhäuschen und willkürlich aufgeschlagene Zelte zerstreut. Wegen des Reichthums an Wasser und des fruchtbaren Bodens gedeihen auch noch andere Fruchtbäume, wie zahlreiche und außerordentlich große Oelbäume, welche riesige Früchte, sogenannte „zeïtun teffah" (Olivenäpfel), tragen und angeblich schon von den Römern gepflanzt wurden. Der Aprikosenbaum wächst hier wild; seine Früchte sind kleiner als im Tell, aber schmackhafter und duftiger. Außerdem finden sich der Feigen- und Orangenbaum, der Weinstock, die Kartoffel, Tabak, Hennah, alle europäischen Gemüse, einige Bananen und Baumwollstauden. Der einzige Zierbaum in den Gärten der Eingeborenen ist die Cypresse, von welcher die Europäer prächtige Alleen angepflanzt haben. Gerste ist die einzige Getreideart, welche gebaut wird, weil durch Anbau von Weizen den Palmen zu viel Wasser entzogen würde. Wenn indessen der längst gehegte Plan zur Ausführung kommt, alle Quellwasser, welche jetzt im Norden am Fuße des Gebirges verloren gehen, zu sammeln und nach der Oase zu leiten; wenn die Gemeinde neue Dämme im Bett des Flusses, welcher jetzt die gute Hälfte seines Wassers an den schwammigen Erdboden abgiebt, errichtet, so wird der Anbau des Weizens sich bedeutend entwickeln, weil er dann nicht mehr, wie vielfach in Algerien, allen Wechselfällen von Regen und Dürre ausgesetzt sein wird.

Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

I.

In den acht Jahren, welche jetzt seit Gründung der Afrikanischen Gesellschaft verstrichen sind, haben gute und schlimme Zeiten gewechselt, und wenn zu Beginn des großartigen Unternehmens das Mißgeschick überwog, so scheint jetzt eine Periode größern Erfolges eingetreten zu sein. Ja, man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß unter allen von den einzelnen Afrikanischen Gesellschaften ausgesandten Reisenden die Deutschen bis jetzt weitaus die bedeutendsten kartographischen Ergebnisse aufzuweisen haben. Den ersten Expeditionen der Gesellschaft war es leider nicht vergönnt, wesentliche oder, besser gesagt, in die Augen fallende Veränderungen auf der Karte von Afrika herbeizuführen; schon mit der Pogge'schen Expedition trat aber darin ein Umschwung ein, indem sie zuerst uns über den Charakter des südlichen Congobeckens und die ungefähre Lage der Hauptstadt des Muato-Jammo aufklärte. Dann brachte uns im Jahre 1880 die Rohlfs'sche Expedition trotz ihres Mißgeschickes die Aufnahmen von Dschofra und Kufra; im laufenden Jahre wurden sodann von dem Redakteur dieses Blattes bereits der Oeffentlichkeit übergeben die umfangreichen Aufnahmen Schütt's im südlichen Congobecken und das große Itinerar des Dr. Oskar Lenz von Tanger nach Timbuktu und zum Senegal. Und eben erschien das erste Heft von Band III der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", welches außer Flegel's wichtiger Aufnahmekarte des mittlern Niger (s. oben S. 240) die prächtige Karte des Tana-Sees von Dr. Anton Stecker enthält, der man Unrecht thäte, wollte man sie mit Stanley's vielberufener Aufnahme des Ukerewe vergleichen, welche sie, soweit man zu beurtheilen vermag, an Genauigkeit weit hinter sich läßt. Durch die Güte des Redakteurs jener „Mittheilungen", Dr. W. Erman, sind wir in den Stand gesetzt, sowohl den Bericht des Reisenden in extenso, als auch eine genaue Reduktion der Karte, letztere mit Hinweglassung des Unwichtigern, unseren Lesern schon jetzt vorlegen zu können.

* * *

Somara bei Debra Tabor, den 28. Juni 1881.

Als ich mich nach der am 16. Februar stattgehabten Abreise des Herrn Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs von meiner Krankheit erholt hatte, begann ich an die projektirte Reise nach dem so interessante Resultate versprechenden, bisher fast unbekannten Tana-See (so, und nicht Tsana lautet der Name) zu denken. Der König Johannes hatte Herrn Dr. Rohlfs zu einer solchen, meinerseits zu unternehmenden Expedition Erlaubniß gegeben, war aber am selben Tage wie Dr. Rohlfs von Debra Tabor abgereist (um sich nach Dalanta zu begeben), ohne in Bezug auf meine Reise irgend eine positive Ordre hinterlassen zu haben. In Folge dessen sah ich mich genöthigt, am 9. März einen Kourier an den König abzuschicken, mit der Bitte, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und mir, meiner Sicherheit wegen, einen Mann als Geleit beigeben zu wollen. Die Antwort kam am 20. März, lautend, ich solle mich ein wenig gedulden, er habe in dieser Hinsicht dem für Begemeder ernannten Gouverneur, der in diesen Tagen in Debra Tabor eintreffen dürfte, ganz genaue Instruktionen gegeben. Am 24. März kam denn auch der Gouverneur Bitvadet Tedla an und theilte mir mit, er habe Befehl erhalten, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und für mich und meine Dienerschaft unterwegs Nahrungsmittel zu beschaffen. Da ich nun vollkommen reisefertig war, wollte ich sofort aufbrechen, mußte aber, da bei den Abyssiniern die Regel gilt „time is no money", bis zum 28. März warten.

Nachdem ich von der überaus gastfreundlichen Familie Naretti (die Frau Naretti ist die jüngere Tochter des zu Negus Theodor's Zeit als Kriegsminister angestellten Deutschen Zander; Herr Naretti fungirt augenblicklich als Minister des königlichen Hauses) Abschied genommen, verließ ich, von einem mir von Bitvadet Tedla beigegebenen Offizier begleitet, an diesem Tage Debra Tabor. Unsere Karawane bestand aus dreizehn eingeborenen Dienern, sieben beladenen Maulthieren, meinem Diener Carl Hubmer und meiner Wenigkeit.

Unser Weg führte über Wanzage, einen der bedeutendsten Badeorte Abyssiniens [1]), am Gumarafluß gelegen.

Die heiße Quelle entspringt auf dem linken Ufer des genannten Flusses in einer Höhe von 2 bis 3 Meter aus der Erde, und füllt ein vom Negus Theodor errichtetes Bassin mit seinem + 37° C. warmen Wasser. Ueber dem Bassin ist eine Hütte errichtet, und die hier ihre „Kur" abmachenden Abyssinier tummeln sich den ganzen Tag lang im Wasser herum. In der Einrichtung erinnern diese Bäder an Ostende und Trouville en miniature, indem hier Frauen und Männer, Jünglinge und Jungfrauen in buntem Durcheinander im Bade verweilen, und eine nicht immer decente Unterhaltung führen. Oft kommt es zwischen den Kurgästen zu Streitigkeiten, zumal wenn einer länger, als es ihm erlaubt war, Bäder genommen haben soll. So hört man von früh bis spät die brüllenden Töne der Streitenden und die Klagelieder der Weiber und Kinder, die häufig bei dieser Gelegenheit Prügel bekommen.

Es gehen nach Wanzage Kranke aller Art, und da es wenige Abyssinier giebt, die nicht syphilitisch wären, so sieht man meistens nur Patienten, die gegen Lustseuche und ihre Folgen hier Heilung zu finden glauben. Gewöhnlich bleiben die Kranken sieben Stunden lang im Wasser. Die Kurgäste wohnen in kleinen, konischen Hütten, welche, aus Stroh erbaut, sehr an Fischreusen erinnern. Auf einem Hügel ist die königliche Villa erbaut, aus zwei bis drei größeren Tokuls bestehend. Der Negus Johannes liebt es sehr, nach Art der europäischen Fürsten hier Bäder zu nehmen.

Außer der in einer Höhe von zwei bis drei Metern entspringenden heißen Quelle, Namens Tscherkos, ist hier noch eine andere, unmittelbar am Gumaraflusse, die dem heiligen Tekla Haimanot geweiht ist, und deren Temperatur nur + 32° C. beträgt. Hier baden nur die schwer Erkrankten.

Wanzage ist der einzige Ort Abyssiniens, wo ich öffentliche Gasthäuser, eigentlich Gasthütten, zu sehen Gelegenheit fand. Gewöhnlich bleibt der Abyssinier zu Hause und bereitet sich sein Getränk, sei es Merissa oder Tetsch, selbst. Wanzage dagegen erinnert auch in dieser Hinsicht an unsere Bäder. Nachts herrscht ein teuflischer Lärm, der mit Frauengesang, Händeklatschen &c. untermischt die eigentliche Bademusik ausmacht. Die im Gumara hausenden Riesen-

[1]) Auf besondern Wunsch des Reisenden ist diese Schreibung des Namens beibehalten worden.

frösche sorgen für eine harmonische Begleitung, welche mit dem Ia-Geschrei der Esel und Maulthiere erst spät nach Mitternacht endet.

Der Gumara fließt hier zwischen hohen Felsen, welche aus Porphyr und Trachyt mit eingeschlossenen Tuffsteinstücken bestehen. Seine Ufer sind mit tropischer Vegetation geschmückt, und es ist besonders die feinblättrige, zarte wilde Phönix und die kolossale Musa Ensete ornamentalis mit

Der Tana-See, aufgenommen von Dr. A. Stecker. (Maßstab 1 : 510 000.)

karmoisinrothen Blattrispen, von den Eingeborenen, zum Unterschiede von der eßbaren Musa ensete guna-guna genannt, welche der Gegend ein charakteristisches Gepräge giebt. An manchen Stellen ist der Gumara recht tief und fischreich; zahlreiche wilde Enten und Gänse, Scopus umbretta u. s. w., beleben die Wasserfläche, während prachtvoll gefärbte Papiliones, schillernde Equitiden und reizende Danaisfalter, untermischt mit winzigen metallglänzenden Nektarinien (affinis, metallica), die wohlriechende Dodonaea viscosa und den prachtvoll blühenden Tsanabaum umgaukeln.

Am 1. April erreichten wir Korata[1]), den wichtigsten, am reizendsten gelegenen und größten Ort am Tana-See. Korata ist schon öfters von Europäern besucht worden, zuletzt von Piaggia, welcher sich hier etwa $1^1/_2$ Jahre der Ornithologie wegen aufgehalten hat. Korata ist bekannt wegen der absolut feinsten Qualität seines Kaffees, welcher hier, wie ich mich selbst überzeugen konnte, ganz vorzüglich gedeiht. Der Ort ist auch der wichtigste Marktplatz am Tana, zählt aber augenblicklich nicht mehr als 800 bis 1000 Einwohner, gegen 3000 zu Theodor's Zeiten, da sehr viele zum Theil ausgewandert, zum Theil am Fieber gestorben sind. Früher gab es hier zahlreiche Mohammedaner, welche aber nach dem ihnen von Johannes ertheilten Befehle, daß sie sammt und sonders zum Christenthum übertreten sollten, meistens nach Galabat auswanderten. Nur einige Familien haben den Islam aufgegeben und das koptische Glaubensbekenntniß angenommen. Auch drei jüdische Familien leben hier. Korata zerfällt in zehn Distrikte, deren Namen sind: Dengelteffa, Tukmodeb, Margeža, Kulomalfia, Siet biet Negus, Guaguata, Guwi, Adisamba, Bof tschogevia, Gusudur und Slam biet (oder Slam modeb), augenblicklich aber ganz verlassen. Korata ist der Sitz einer ungemein zahlreichen Geistlichkeit.

Ich blieb in Korata etwa 14 Tage lang, beschäftigt mit wissenschaftlichen Sammlungen und Exkursionen in die höchst interessante Umgebung, welche theils zu Maulthier, theils aber zu Tankoa unternommen wurden. Was die Sammlungen anbetrifft, so nenne ich nur eine komplete Kollektion der Tana-Konchylien, eine Reihe von Fischskeleten (da ich mich nur mit der Wickersheim'schen Flüssigkeit versehen hatte, diese sich aber nicht bewährte, so daß ich sie gar nicht benutzen konnte, so war ich nicht im Stande, Fische zu konserviren, sondern mußte mich auf die Sammlung der Skelete und die Anfertigung getreuer Abbildungen beschränken), eine schöne Sammlung von Krabben, Arachniden, Insekten (darunter besonders vollständig Lepidopteren), ein 200 Species zählendes Herbarium, viele Gesteinsproben u. s. w. Ich besuchte in dieser Zeit die nahe, interessante Insel Bietmanso, machte eine Tankoafahrt bis zur Gelda-Mündung, eine andere, achtstündige Wasserpartie zur Mündung des Gumara-Flusses, um die Lage der Inseln Keudschamba, Igir Manso, Ait Debir, Mahdera Sevahat, Niema Medhanialem, Fasilidos Mitille, Wof Godscho, Geläudios, Tanatscherkos, Tschellamenso und deren Beschaffenheit kennen zu lernen; am 5. April bestieg ich den nach barometrischen Messungen 2190 m hohen Guguwie-Berg, der überall am Tana sichtbar, mir einen sehr wichtigen Punkt bei meinen kartographischen Arbeiten abgab, und entdeckte unterhalb desselben einen kleinen, reizend gelegenen an die Meeraugen der hohen Tatra erinnernden See Ajassat, von dessen Tiefe mir die Eingeborenen nicht genug zu erzählen wußten. Mein Augenmerk war aber ganz besonders auf die Tiefenverhältnisse des Tana gerichtet, und so habe ich in der Umgebung von Korata an 150 Tiefenmessungen vorgenommen, welche, wie später dargethan werden soll, sehr interessante Resultate geliefert haben. Aus korrespondirenden Sonnenhöhen (am 3., 7. und 11. April genommen) berechnete ich die geographische Breite unseres dicht an der Stadt gelegenen Lagerplatzes bei Korata auf 11° 44′ 22,5″, während die Länge 37° 28′ 7,5″ östlich von Greenwich betragen dürfte.

Ich verließ am 13. April Korata, denjenigen Ort, wo ich die treuesten Freunde gefunden, mit der anmaßenden Geistlichkeit aber keineswegs in der besten Harmonie gelebt hatte. Die Schilderung der äußerst interessanten Scenen, die ich hier handelnd und leidend durchlebt habe, muß ich wegen Zeitmangel unterlassen. Ich begab mich nach Süden, nach dem Punkte, wo der Abai schon als selbständiger Strom den Tana verläßt, d. h. gegenüber der großen Insel Debra Mariam, an die sich eine kleinere Namens Kentafami reiht. Der Abai (oder besser der Blaue Nil) ist an dieser Stelle etwa 100 m breit und in der Mitte 8 m tief; er wimmelt hier von ungeheuern Flußpferden; Geier, Seeadler u. s. w. sind ebenfalls häufig. Letztere finden an den beim Flußpferdschmause der Woitos überbleibenden Resten reichliche Portionen zur Vollpfropfung ihres stets hungrigen Magens. Ich besuchte die Insel Debra Mariam, welche immer dem jeweiligen Abuna gehört und eine Ortschaft gleichen Namens trägt. Westlich im Tana sind die Inseln Kibran, Entons und Mahdo Mariam zu verzeichnen. Von Selselima (so hieß unser Lagerort) begab ich mich nach dem am Abai gelegenen, von dessen Ausflusse aus dem Tana-See bei Bahrdar etwa 8 km entfernten Orte Woreb, wo der Blaue Nil imposante Katarakte bildet, und für naturhistorische Beobachtungen und Sammlungen der äußerst romantischen Gegend wegen ein überaus reiches Feld sich bietet. Ich blieb daselbst fünf Tage lang.

Meine Absicht war nun den Abai bei Bahrdar Georgis zu überschreiten und die kartographisch so wichtige Halbinsel Zegi und die Westufer des Tana-Sees von hier aus zu besuchen; ich wurde aber an der Ausführung dieses Planes verhindert, indem der mich begleitende Offizier des Bitvadet Tedla vorgab, keine Ordre für die Länder des Negus Tekla Haimanot erhalten zu haben. Der Abai bildet nämlich die Grenze zwischen Afferavanet und Mietscha, welche ebenso wie Abaidar und Wendige und die großen Inseln Dek und Dega im Tana-See vom Negus Tekla Haimanot (dem ehemaligen Ras Adal), dem König von Godscham, abhängig sind. Vergebens versuchte ich dem Offizier klar zu machen, daß ich vom Negus Negesti, also dem König der Könige, Erlaubniß zu einer Reise um den Tana-See erhalten habe, welche also nicht nur für die dem Gouverneur von Begemeder gehorchenden Länder, sondern auch für diejenigen des Negus Tekla Haimanot gelte; nichts halfen meine Drohungen — ich mußte umkehren, schickte aber sofort einen Kourier an Bitvadet Tedla, resp. an Negus Negesti ab, um die Erlaubniß zum Besuche der Länder des Negus von Godscham (der sich gerade auf einem Kriegszuge nach Kaffa befand) zu erbitten. König Johannes war um diese Zeit in Jedschu.

Mein Plan war nun, die Ost- und Nordufer des Tana-Sees zu durchforschen, und auf diese Weise, um die kostbare Zeit nicht zu vergeuden, auf anderm Wege mein Ziel zu erreichen. Ich verließ Woreb am 21. April und begab mich über Sara und den Gumara-Fluß zum Reb (dessen Mündung besucht wurde), und durch die allerreizendste, ihrer imposanten Bäume wegen berühmte Gegend Lamge zur Insel Mitráha. Lamge betrachte ich als das schönste Plätzchen am Tana-See; die uralten, stämmigen Dokma-Bäume sind ganz bedeckt von parasitischen, rosa und purpurroth blühenden Loranthiden, ganzen Nestern von olivengrünem Viscum und einer andern, nur diesem Baume eigenen parasitischen Pflanze, umschlungen von undurchdringlichen Cucurbitaceen und Convolvulaceen, welche hier die romantischsten Laubgänge, dort Glorietten und förmliche Gallerien bildend, den kühlsten Schatten verbreiten. So ist Lamge ein Ort, dem man eine glänzende Zukunft prophezeien möchte. Auf uralten Akazien hängen hier überall Nester von Webervögeln (Textor alecto), und ich habe der Kuriosität wegen

[1]) Nicht Kiratza, wie Rüppel schreibt.

auf einer derselben 872 körbchenartig aufgehängte Nester gezählt.

Eines zwischen meinen Dienern und der lumpigen Geistlichkeit der Insel Mitraha entstandenen Streites wegen (die Priester wollten nämlich von mir dadurch Geld erpressen, daß sie mir keine Nahrungsmittel verkaufen wollten, bevor ich ihre Kirche besucht respektive ihnen reichlichen Bakschisch gegeben hätte) habe ich diese Pfaffeninsel nicht betreten, sondern zog gleich am andern Tage nach der etwa 10 km nördlich belegenen Insel Kalamudsch. Hier sollte auch der nach Debra-Tabor geschickte Kourier mit einer Antwort des Bitvadet Tedla abgewartet werden. Von Kalamudsch aus unternahm ich eine Exkursion nach dem im Nordosten des Tana-Sees gelegenen Orte Ambo, welcher sehr wichtige Azimuthalpeilungen abgab, und dem im Norden des Tana-Sees in denselben sich ergießenden Gumara (nicht zu verwechseln mit dem obenerwähnten Gumara-Flusse, an dem die heißen Quellen von Wanzage entspringen).

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

VII.

9. Heidenthum und Christenthum.

Ringsum von Christen und Mohammedanern in erdrückender Ueberzahl umgeben, haben die Wotjäken doch ihren heidnischen Glauben noch in den Hauptzügen gerettet und zwar nach Aminoff besser im wjätkaschen Gouvernement, obgleich sie hier zum größten Theil schon seit dem 17. Jahrhundert getauft waren. Immerhin aber hat doch das wotjäkische Heidenthum eine bedeutende Neigung zum Monotheismus erhalten. Inmar ist der oberste Gott und die übrigen Gottheiten gehen nur nebenher, und je näher die Wotjäken den größeren russischen Centren, den großen Fabriken und Städten namentlich, wohnen, desto mehr verdrängt inmar im Bewußtsein der Leute die übrigen Gottheiten, ja er hat in diesen Bezirken schon die rein monotheistische Bedeutung: Gott, ganz ebenso wie auch bei den Finnen Jumala und bei den Esthen Jummal gebraucht wird zur Bezeichnung des christlichen Gottes.

In diesen Gegenden, z. B. im Dorfe Gondyr gurt, welches nur 5 Werst von der Iżew'schen Fabrik entfernt mit dieser in beständigem Wechselverkehr steht, wird auch in den Opfern, in welchen früher zu invu oder mulkylts'in gebetet wurde, jetzt, wie es scheint, nur noch inmar angerufen; oder aber es werden die ursprünglich selbständigen Götternamen, wie kylts'in oder mukylts'in, dem inmar als Beiwörter zugelegt; ja in einigen Gebeten von Gawrilow bekommt inmar in einem Athem die Epitheta: osto, kylts'in, mukylts'in, kozma und in einem andern noch das Beiwort kyldis' vordys'. Die Opfer haben an solchen Orten schon zum großen Theil ihren feierlichen Charakter verloren und werden nur noch nach alter Ueberlieferung und Gewohnheit vorgenommen, ohne daß die Betenden recht den Zweck kennen, während in Dörfern, welche nur sehr wenige Beziehungen zu den Russen haben, noch die althergebrachte Ehrfurcht vor den Göttern sich geltend macht. Man vergleiche nur meine beiden Schilderungen der Opfer in Juski und Gondyr gurt. Im letztern Dorfe sind auch schon die kostbareren und beschwerlicheren Hainopfer ganz aufgegeben, der heilige Platz selbst in Verfall gerathen, während ihm in entfernteren Orten die gebührende Sorgfalt gewidmet wird.

In diesen mehr russificirten Orten wird es dann auch nicht allzu lange dauern, dann werden die alten Götter und Göttinnen, vor denen die alten Wotjäken ehrfurchtsvoll die Knie beugen, nur noch als Popanze zum Erschrecken der Kinder genannt werden und den Erwachsenen, wenn sie furchtsam sind, bisweilen als Gespenster, Kobolde oder Heinzelmännchen erscheinen und ihnen in der Dämmerstunde abergläubische Schauer über den Rücken jagen. Die heidnischen gottesdienstlichen Gebräuche werden ihren Zweck und Sinn im Bewußtsein des Volkes verlieren und sich als sinnlose abergläubische Gebräuche erhalten. So sehen wir schon jetzt in den Hochzeitsceremonien den alten heidnischen Brauch sorgfältig beibehalten, man betet „inmar segne uns" und kniet vor dem Heiligenbilde. Der ganze Nachdruck, die Festlichkeit einer Hochzeit liegt gleichwohl in diesen heidnischen Ceremonien, die kirchliche Trauung dagegen wird ohne Sang und Klang gelegentlich abgemacht.

Die alt hergebrachte Ceremonie des Namengebens durch den heidnischen Priester oder eine alte Frau ist schon vielfach verlassen, und man beschränkt sich auf die Taufe, denn die getauften Wotjäken dürfen nur griechische Kalendernamen führen und führen sie auch. Nur die ungetauften geben ihren Kindern Namen nach alter Art. Der heidnische Glaube ist also in einigen Gegenden bereits im Verschwinden begriffen. In den christlichen Lehren aber unterrichtet kein Mensch die Wotjäken; sie erfüllen daher nur manche kirchliche Gebräuche, welche ihnen bequem sind, ohne aber deren Sinn zu kennen. Sie fasten nie. Die Weiber gehen ein- oder zweimal in die Kirche. Die meisten nehmen viele Jahre lang nicht das Abendmahl. Der Sonntag wird nicht gefeiert ꝛc.; von christlichen, kirchlichen Gebräuchen sind ihnen die am liebsten, welche ihrem eigenen Gottesdienste am ähnlichsten sind. In der Nähe der Fabrik wurde alljährlich im Juli eine Quelle in feierlicher Procession gesegnet, wobei von den Russen wie Wotjäken Silber- und Kupfermünzen in Menge in das Bassin geworfen wurden. Hier drängten sich auch massenhaft Wotjäken herzu, um ihren Kopeken ins Wasser zu werfen. Wüßten sie, daß nach dem Feste sich die Priester schmunzelnd in die frommen Gaben theilen, wäre der Andrang von Seiten der Wotjäken wahrscheinlich ein recht geringer. Ueber dem Bassin ist eine kleine Kapelle aufgebaut und mit Heiligenbildern reichlich versehen; vor diese stellen die Wotjäken sowohl wie die Russen ihre brennenden Wachskerzen hin. Ueberhaupt stellen die Wotjäken, wie wir schon sahen, gern Wachskerzen vor die Gottesbilder in die Kirche und zwar werden, so viel ich bemerkt, bevorzugt die Bilder Jesu, der Jungfrau Maria und Nikolaus

des Wunderthäters; ja dieser Heilige genießt, wie wir sahen, in einigen Gegenden göttliche Verehrung. Das ist übrigens weiter gar nicht seltsam, denn auch das russische Volk verehrt seine Heiligen ganz in derselben Weise, und das Heiligenbild wird vielfach in grobmaterieller Weise angebetet. Da bei den getauften Wotjäken an der heiligen Stelle im kuala jetzt meistens das Heiligenbild steht, so liegt, wie wir schon sahen, die Annahme nahe, daß das Heiligenbild die Götzenbilder verdrängt hat. Während aber der heidnische Wotjäke ehrfurchtsvoll das Opfer seinem Gottesbilde darbrachte, liegt in den am stärksten christianisirten Dörfern das Heiligenbild unbeachtet da.

Der Einfluß des Christenthums spricht sich auch darin aus, daß, im sarapulschen Kreise wenigstens, die heidnischen Opferfeste sich an die griechisch christlichen Feiertage anschließen, derart, daß das Opfer am Vorabend des Feiertages abgehalten wird. Solche Feiertage sind: Weihnachten, Butterwoche, Ostern, Pfingsten, Peter- und Pauls-Tag (29. Juni), Elias-Tag (20. Juli), Pokrow (1. Oktober), Katharinen-Tag (24. November). Der Katharinen-Tag ist eigentlich kein russischer kirchlicher Feiertag, und hier sehen wir die sonderbare Erscheinung, daß dieser Tag in den großen Fabriken jener Gegend mit großem Jubel auch von den russischen Arbeitern gefeiert wird, ja es ist eines der größten Feste des Jahres. In dem letzten Jahre wurde wegen großer Hastarbeit in der Ižew'schen Gewehrfabrik Tag und Nacht gearbeitet und die Krons- und kleineren Kirchenfeiertage nicht beachtet, am Katharinen-Tage aber nebst den beiden folgenden wurde gefeiert.

Ich erkläre mir das auf folgende Weise. Die Fabriken gehörten alle der Regierung, die umwohnenden Bauern ebenfalls und mußten in den Fabriken und für dieselben arbeiten. Im Beginn des Winters nun wird das allgemeine große kuala-Opferfest, wo die Wotjäken sich nicht zur Arbeit nöthigen lassen, gefeiert. Natürlich mußte dann auch den russischen Arbeitern der Feiertag gewährt werden, um so mehr, als gewiß häufig Vermischungen von Russen und Wotjäken vorgekommen sein mögen. Nachdem das so ein Jahrhundert lang Brauch gewesen, wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Wotjäken verließen fast sämmtlich die Fabrik, aber der gewohnte Feiertag wird beibehalten. Mit ihren übrigen Feiertagen aber schlossen sich die Wotjäken an die nächstgelegenen russischen an. Nach Ostrowsky sollen sie übrigens im kazanschen Gouvernement ihre Feiertage an die der Tataren anschließen.

Das Christenthum hat offenbar auch auf die Vorstellung vom Leben nach dem Tode, von der Erschaffung der Dinge 2c. seinen Einfluß gehabt, doch sind die christlichen Begriffe nur höchst verworren, ganz äußerlich aufgefaßt. Einen Alten, der bekannt war als frommer Christ, und der sich nicht wenig darauf zu gut that, daß er bisweilen die Fasten einhielt, was bei den Wotjäken eine sehr seltene Ausnahme ist, fragte ich am Iljatage (Tag des Propheten Elias), weshalb derselbe eigentlich gefeiert würde. „Nun," sagte er mit einem Tone, als ob sich das von selbst verstände, „Sie wissen ja, der rechtgläubige Himmel ist in sieben Abtheilungen getheilt und der heilige Ilja ist Vorsteher der dritten Abtheilung." Hieraus sieht man so recht deutlich, wie tief das Christenthum bei den Wotjäken eingedrungen ist.

Ein Mädchen von etwa 12 bis 13 Jahren war schwer krank. Ich besuchte es und gab wenig Hoffnung. Der Vater benachrichtigte den Priester, damit sie das Abendmahl bekäme, und erzählte mir dann, sein Töchterlein habe etwas Angst vor dem Priester, denn sie verstehe ja kein Wort von dem, was er spreche und wüßte nicht, was sie ihm in der Beichte antworten solle. Er habe sie aber belehrt, sie solle auf alle Fragen mit dem Worte vinovàt (d. h. ich habe gesündigt) antworten. Sie wurde in der That auf diese Weise der Segnungen des heiligen Abendmahls theilhaftig und starb einige Tage darauf.

Wir haben gesehen, daß die Wotjäken in manchen Gegenden noch nach wie vor fromme Heiden sind, in anderen aber ihre heidnische Religion zu verlieren im Begriffe stehen und theilweise schon verloren haben, die christliche de facto aber nicht besitzen. Sie haben also in diesen Gegenden eigentlich gar keine Religion oder höchstens nur solch ein Ding, das sie sich selbst jeder nach seinem Gefühl zurechtgemacht haben, und natürlich massenhaft sinnlosen Aberglauben. Die Gründe für diese Thatsachen liegen klar zu Tage.

Seit dem 16. oder 17. Jahrhundert, so lange die Wotjäken unter russischer Oberhoheit stehen, werden sie mit großer Konsequenz „bekehrt"; aber wie bethätigt sich dieser Eifer? „Fürst Sšerbatow sagt: Man führte die Leute zur Taufe, als ob es in die Badstube ginge. Man gab ihnen ein Kreuz, sie hielten es für einen Talisman; man giebt ihnen ein Heiligenbild, sie halten es für ein Götzenbild. Das Geheiß an Fastentagen kein Fleisch zu essen erfüllen sie nicht; die Priester aber lassen sich bestechen" (Ostrowski S. 20).

So geschah es früher; aber wie wird es jetzt gemacht? Ein Russe erzählte mir darüber Folgendes, wofür ich allerdings die Verantwortung nicht übernehmen kann. Vor etwa 20 bis 30 Jahren bekehrten die Popen viele heidnische Wotjäken zum Christenthum, indem sie ihnen versprachen, daß sie und ihre Kinder vom Militärdienste befreit würden. Durch dieses Versprechen wurden viele bewogen sich taufen zu lassen; natürlich aber wurde ihnen das Versprechen nicht gehalten. Für den Geistlichen aber ist es um so vortheilhafter, je mehr „christliche" Bewohner im Kirchspiele wohnen, denn dann ist sein Einkommen größer.

Auch folgende Geschichte, die mir berichtet wurde, ist charakteristisch: Ein stanovoi pristav (russische ländliche Polizeicharge) hatte mehrere Dörfer zum Christenthum bekehrt und erhielt für seinen Eifer das Kreuz des Annenordens. Er war aber, was übersehen worden war, Mohammedaner, und als er am nächsten Feiertage in das mohammedanische Medžet ging mit dem Kreuz auf der Brust, so wurde er vom Mullah hinausgeworfen. Er gab sich in Zukunft nicht mehr mit Ausbreitung des Christenthums ab.

In ganz ähnlicher Weise ist übrigens überall bei eroberten Völkern der Grund für das Christenthum gelegt worden; es kommt aber darauf an, wie es weiter ausgebaut wird, und das hängt wieder zum großen Theil von der Geistlichkeit ab. Die russische Priesterschaft hat sich aber der Aufgabe, das Christenthum zu befestigen, in keiner Weise gewachsen gezeigt. Ostrowski referirt folgenden von ihm in einem Kirchenarchiv gefundenen Bericht eines Popen an das Konsistorium vom Jahre 1768: Ueber Land fahrend bemerkte derselbe im Walde Rauch aufsteigen. Er fuhr darauf los und traf einen Haufen Leute, lauter „Neubekehrte", um ein großes Feuer versammelt, an welchem fünf Kessel mit Hühnern kochten. Auf die Frage, was sie da machen, erhielt er die Antwort, in den benachbarten Dörfern sterbe so viel Vieh und sie beteten zu Gott, daß das bei ihnen nicht geschehe. Er gerieth darob in großen Zorn und nahm alle Hühner mit. Unterwegs aber wurde er überfallen, durchgeprügelt und seiner Beute beraubt.

Ostrowski ist sehr entrüstet darüber, daß ein Priester nicht anders verfahre wie ein Polizeisoldat. Ich aber finde seine Handlungsweise sehr natürlich. Wann und wo ist ein Priester, ein katholischer sowohl wie protestantischer, wenn er die Macht in Händen hat, mit dem „blinden Heiden"

anders verfahren? Ueberall begann man damit, daß man die heidnischen Heiligthümer möglichst vollständig zerstörte, leider nur zu vollständig; kein Vandalismus ist schlimmer gewesen als der monotheistische christliche und mohammedanische. Jener Mann, wenngleich sein Verfahren dumm und läppisch war, wollte doch etwas thun, die jetzigen Popen wollen aber gar nichts, als einigermaßen leben, und thun in der That durchaus nichts zur Verbreitung der Kultur, zur Erweiterung der Bildung ihrer Eingepfarrten. Sie halten am Sonntage ihre Liturgie ab, von welcher der Wotjäke nichts versteht, weshalb er auch nicht in die Kirche geht; die übrigen Tage aber beschäftigt sich der Pope mit seinem Broterwerb, und das ist gerade der wunde Fleck. Der Priester bekommt so gut wie keinen Gehalt und muß von dem leben, was er von seinen Eingepfarrten erhält. Er fährt also einige Male jährlich zu jedem Bauern und läßt sich die ihm gebührenden Naturalien ausliefern, welche aber durchaus nicht immer gern gegeben werden; knurrend mißt der Bauer dem Popen von dem schlechtesten Mehl, das er hat. Die Wotjäken sind darin noch williger als die Russen, denn sie fürchten den Popen, fürchten, daß er ihnen wegen ihrer heidnischen Bräuche die Polizei, den stanovoi, auf den Hals schickt. Dies Einkommen ist aber zu klein, als daß der Priester und die Küster davon leben könnten; er verlangt daher für seine pastoralen Dienste hohe Bezahlung, und stellt für jeden Dienst eine besondere Taxe auf, jeder Priester nach eigenem Gutdünken. Anders aber kann er auch nicht gut handeln, denn wenn er die Höhe der Bezahlung zu bestimmen den Bauern überließe, würde er jedesmal vielleicht einen Kopeken bekommen. In unserer Gegend war die Taxe für eine Trauung meistens 10 Rubel. Nachdem der Wotjäke seine Hochzeit nach eigenem althergebrachten Brauch gefeiert, geht er zum Popen und fragt ihn, was wohl die Trauung kosten würde. Der Preis ist ihm immer zu hoch, und jetzt beginnt das Handeln und Feilschen. Häufig einigen sie sich nicht über den Preis, und der Wotjäke geht nach Hause, um nach einigen Wochen oder Monaten wieder anzufragen.

Auch für das Abendmahl für Kranke ist der Preis gewöhnlich ziemlich beträchtlich, denn wenn der Kranke stirbt, ohne das Abendmahl bekommen zu haben, dann macht der Pope Anzeige über den „plötzlichen Todesfall“, und die Polizei bemächtigt sich der Angelegenheit. Dem Wotjäken ist es um das Abendmahl selbst weiter gar nicht zu thun, wenn er nur die Bescheinigung des Priesters erhält. Viele Popen sollen sich denn auch für gewöhnlich auf die Ausstellung desselben beschränken. Daß diese Schilderungen nicht übertrieben sind, sehe ich aus den sehr interessanten „Notizen eines Dorfpriesters“ in der „russkaja starina“ (Jahrgang 1880). Er schildert alles das, was ich nur angedeutet, ausführlich in drastischer Weise. Seine Erfahrungen stammen aus rein russischen Gegenden; es scheint also, daß das Leben der Priester in ganz Rußland ungefähr das gleiche ist, denn die 100 bis 200 Rubel Gehalt, welche sie in den westlichen Gouvernements erhalten, verbessern natürlich ihre Lage nur sehr unwesentlich. „Wie sollen wir zur Bildung beitragen?“ klagt der Verfasser der „Notizen“, „Niemand hört uns an, wir sind verachtet.“ Das ist vollständig richtig. Der Pope wird von den Russen aller Stände verspottet und verachtet im vollsten Sinne des Wortes. Die Wotjäken aber fürchten ihn mehr, als sie ihn verachten. In den Wotjäken-Dörfern, wo sich mehrere Russen angesiedelt haben, sollen jetzt übrigens auch die Wotjäken von denselben angesteckt sein, wie mir von Popen geklagt wurde, und sie bezahlen nicht mehr so willig wie früher ihre großen Kirchenabgaben. Sollen diese Zustände andere werden, soll der russische Priester wirklich Kulturzwecken dienen, so müßte einerseits in den Seminarien das Bewußtsein der eigenen Würde bei den Schülern gehoben werden, während nach den mit offenbarer Naturtreue gemachten „Skizzen aus dem Leben der Geistlichkeit“ (Mysl', Jahrgang 1880) die erwachsenen Menschen wegen geringfügiger Vergehen mit Ruthen geprügelt werden. Um nicht relegirt zu werden liegen sie vor dem Lehrer, auf welchen sie ein unbedachtsames Pamphlet gedichtet, auf den Knien und küssen ihm die Stiefel. Eine zweite nothwendige Bedingung wäre, daß die Priester einen guten Gehalt bezögen. Die 305 Klöster Rußlands beziehen nach dem Budget für das Jahr 1881 von der Krone im Ganzen 400 000 Rubel Gehalt. Dies Geld ist aber höchst unproduktiv verwendet, denn die Mönche und Nonnen beschränken ihre Arbeit auf Beten und Nichtsthun. Die Klöster sind dabei unermeßlich reich; der „Golos“ bemerkt daher ganz richtig, daß es viel gerechter wäre ihnen so viel Steuern aufzulegen, als sie jetzt Staatszuschüsse erhalten. Für die römisch-katholische Geistlichkeit sind 1 553 000 Rubel ausgeworfen, außerdem 15 000 Rubel für Besoldung von Dienern für die römisch-katholischen Klöster. Also auch die römisch-katholischen Klöster erfreuen sich der Regierungsunterstützung. Die griechische weltliche Geistlichkeit dagegen geht fast leer aus.

Ostrowski sieht als Grund des mangelhaften Kulturfortschrittes bei den Wotjäken den Umstand an, daß es zu wenig Priester gebe; deren sind aber, wenigstens im Norden, viel zu viel. Es gab eine Zeit, da die Priesterschaft in Rußland förmlich eine Kaste bildete. Die Priestersöhne mußten wieder Priester werden. Dadurch entstand solch ein unheimlicher Ueberfluß an Priestern, daß nicht daran zu denken war, alle mit Stellen zu versorgen; um aber das Möglichste zu thun, wurde jedes Kirchspiel in 2, 3, 4 Kirchspiele getheilt, je eine kleine Holzkirche aufgebaut und das Kirchspiel ist fertig. Sein Wohnhaus muß der Pope sich selbst aufbauen, und so lange er es nicht kann, wohnt er bei irgend einem Bauern zur Miethe. Dadurch wurde jedes Kirchspiel so klein, daß der Pope nur mit Mühe davon leben kann.

Von einer Pflege der Volksschule kann in den wotjäkischen Bezirken kaum die Rede sein. Die Landschaft hat zwar in einigen Kirchspielen solche eingerichtet, aber die Wotjäken drängen sich nicht gerade dazu; ja ein Wotjäke führte mir als Argument für die Schädlichkeit der Bildung an, daß die Spitzbuben meist lese- und schreibkundig seien. Der Lehrer findet es aber weit bequemer keine Schüler zu haben, wenn er nur seinen Gehalt bekommt. Uebrigens ist die Kasse der Landschaft immer leer, und ihre Beamten sehen oft halbe Jahre lang kein Geld. Unter den Lehrern giebt es übrigens auch, wenngleich selten, rühmliche Ausnahmen. Ich kannte einen im Dorfe Júski, Namens Filimonow, der jährlich im Kirchspiel herumfuhr und Schüler sammelte. Er hatte denn auch deren etwa 20 und lobte ungemein ihre Intelligenz wie ihren Fleiß. Er unterrichtete in den Anfangsgründen in wotjäkischer Sprache und besaß das allgemeine Zutrauen der Wotjäken.

Nach den obigen Erörterungen dürfte es deutlich sein, weshalb die Kultur unter den Wotjäken keine Fortschritte macht; ja es scheint sogar ziemlich klar zu sein, daß sie beständig zurückgeht. Die Permjäken, Syrjänen und Wotjäken gehörten zusammen zum permischen Volksstamm. Dieser aber besaß, ehe er von den Novgorodern unterjocht wurde, offenbar eine verhältnißmäßig hohe Kultur. Das beweisen die zum Theil gut stylisirten Bronzefiguren, welche Prof. Aspelin mit großer Wahrscheinlichkeit als permische nachweist. Jedenfalls sind dieselben Produkte einer ziemlich hohen Kulturstufe. Ferner hatten die Permier einen bedeu-

tenden merkantilen Unternehmungsgeist; sie handelten weit hin nach Norden, Osten und Süden (Müller, Aspelin). Ein schwacher Rückgang ist auch jetzt zu beobachten. Die Weiber, welche früher ganz allgemein sehr kunstreich webten und stickten, verlassen diese Kunst, namentlich die des Webens von erhabenen Mustern, immer mehr und mehr; noch einige Jahrzehnte, und sie wird vergessen sein.

Pallas erzählt, der Wotjäken Stammhäupter haben an der Kazanka in der Gegend, wo jetzt Arskoi prigorod steht, feste Sitze und eine kleine Festung gehabt, woraus sie von den Tataren verdrängt und genöthigt wurden, sich nach Norden zurückzuziehen. Der Name arskoi sei von ari abzuleiten, womit die Wotjäken von den Tataren bezeichnet werden, und die noch vorhandenen Spuren alter Befestigungen nahe bei Arskoi prigorod bestätigen diese Sage. (Pallas, Bd. III, S. 455.)

Mir wurde als sagenhafte Residenz der Wotjäken das Dorf bol'šája nòrja bezeichnet, 40 Werst südlich von Ižewsk. Im selben Dorfe giebt es auch einen alten heidnischen Friedhof, der schon längst verlassen ist. Dort dürften Ausgrabungen lohnend sein.

Die Russifikation macht unter den Wotjäken, wie wir gesehen haben, nur sehr langsame Fortschritte; daß sie aber gleichwohl stetig fortschreitet, das verdankt sie dem russischen Weibe. Es kommt nämlich bisweilen vor, daß die Wotjäken sich aus den benachbarten russischen Dörfern Weiber nehmen, ja in einigen Dörfern geschieht das ziemlich häufig. Diese aber lehren dann ihre Kinder Russisch sprechen und impfen ihnen Geschmack am Russenthum ein; unwissend sind sie aber gleichwohl nicht weniger als die wotjäkischen Weiber.

Auffallend ist, daß Wotjäkenmädchen, wie mir vielfach von verschiedenen Seiten versichert wurde, fast nie russische Männer heirathen. Die Ursache konnte ich nicht erfahren.

Die wotjäkische Sprache ist voll von russischen Wörtern; in vielen Lebensgewohnheiten, in der Bauart der Häuser, in der Mythologie, überall haben wir den russischen Einfluß erkennen können; andererseits aber haben auch die Wotjäken auf die Russen keinen unbeträchtlichen Einfluß gehabt, das tritt namentlich in der Sprache hervor. Die Aussprache des ostwjätkaschen Russen gleicht vollständig der wotjäkischen. Den Laut tš z. B. sprechen die dortigen Russen häufig wie ts aus, das f häufig wie p, das ch wie k 2c. Häufig ist es mir weder an der Aussprache noch an dem Aussehen möglich gewesen, einen Russen von einem Wotjäken zu unterscheiden. Als sicher darf übrigens gelten, daß viele, wahrscheinlich die meisten Russen der nördlichen Gouvernements, von finnischen Völkern abstammen, denn manche finnische Völker, wie z. B. die Mordwinen, sind bereits zum größten Theil im Russenthum aufgegangen, und anderen steht dies Schicksal früher oder später bevor; von manchen finnischen Stämmen wie den Meren und Wessen berichtet nur noch die Sage. Wenn man außerdem in Betracht zieht, daß eine Masse von abergläubischen Gebräuchen der Großrussen eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung mit den gottesdienstlichen Ceremonien der finnischen Völker haben, was unter anderm beim Durchlesen der Arbeit von Mel'nikow besonders in die Augen fällt, dann dürfte ich wohl nicht fehlgreifen, wenn ich behaupte, daß in den Russen wenigstens der nördlichen Gouvernements nicht weniger finnisches als slavisches Blut fließt. Uebrigens bin ich wohl nicht der Erste, der diese Ansicht ausspricht. Was nun speciell die Wotjäken anlangt, so geht bei ihnen, vermöge der geschilderten Verhältnisse, der Russificirungsproceß nur sehr langsam vor sich, aber doch unaufhaltsam.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der bekannte amerikanische Gorillajäger und Afrikareisende Paul B. du Chaillu hat sich einem ganz neuen Felde zugewandt, der Schilderung der skandinavischen Halbinsel. Sein in zwei Bänden unlängst bei Murray in London erschienenes Werk „The Land of the Midnight Sun" erfreut sich des Beifalles der englischen Kritik, wie folgender Abschnitt aus dem „Athenaeum" (22. Oktober 1881) beweisen mag. „Jeder muß die Gründlichkeit seines Operationsplanes billigen. Indem er eine Reihe von Jahren seinem Zwecke widmete, darin Mr. Wallace's Beispiel in Rußland folgend, mit dem Erlernen der Sprache anfing, später die Tracht und die Sitten der verschiedenen Klassen annahm und abwechselnd mit jeder im engsten Verkehre lebte, machte er sich seinen Gegenstand ganz besonders zu eigen. Das Resultat ist ein Buch, nicht nur voll von Belehrung über eine Reihe von Dingen, welche auf das Leben des Volkes und das von ihm bewohnte Land Bezug haben, sondern auch durchweg von des Autors starker und etwas excentrischer Individualität belebt." Eine deutsche Bearbeitung dieses Buches, durch 48 Tonbilder und 200 Holzschnitte reich illustrirt, erscheint in 24 Lieferungen (à 1 Mark) bei F. Hirt und Sohn in Leipzig unter dem Titel: „Im Lande der Mitternachtsonne."

Afrika.

— Das eben ausgegebene 1. Heft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für 1880 bis 1881 (herausgegeben von L. Friedrichsen) enthält unter anderen einen interessanten Artikel „Ueber Tauschhandel in Afrika" von A. Woermann und „Ueber Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel" von John E. Hertz. Das Hamburger Haus, welchem der Autor angehört, hat seiner Zeit (seit 1844) nicht unwesentlich zur Verbreitung dieser Muscheln beigetragen. Die eigentliche Kauri (Cypraea moneta) kommt von den Malediven im Indischen Ocean, läßt sich aber stets nur in geringer Menge beschaffen, während die größere Cypraea annulus, eine bläuliche Muschel mit gelbem Ringe, welche an der Ostküste Afrikas zwischen dem Aequator und Mozambique, hauptsächlich aber in den seichten Meeresarmen der Insel Monfia gefischt wird, in beliebig großen Quantitäten zu beschaffen ist. Letztere wurde zuerst durch die Firma Hertz in Zanzibar, wo sie zum Kalkbrennen benutzt wurde, gleichsam entdeckt und nach Westafrika, besonders nach Lagos und Whydah, exportirt. Dieses Geschäft war zeitweise sehr lohnend, wurde aber seit 1857 durch Marseiller Firmen, welche zuweilen in einem Jahre bis 100 000 Centner dieser Scheidemünze nach dem Golfe von Benin schafften, ruinirt. Seitdem (1859) konnten nur noch geringe Mengen abgesetzt werden, bis im Jahre 1879 wieder

größere Nachfrage entstand. Als Tausch- und Zahlmittel werden die Muscheln „nur in demjenigen Theile West- und Mittel-Afrikas verwendet, welcher vom Niger und seinen Zuflüssen, einschließlich des untern Laufes des Benuë, durchströmt wird: in dem Fellata-Gebiet, den Haussa-Staaten und Bornu; und an der Küste zwischen den Flüssen Niger und Assinieh und ihren Hinterländern, jedoch mit Ausnahme von Aschanti, wo sie wenigstens bis zum englischen Kriege verboten waren, und wo Goldstaub als Zahlmittel gilt, welcher bis in die kleinsten Zahltheile mit einer kleinen Goldwage, welche jeder Käufer am Markt bei sich zu führen pflegt, abgewogen wird." Als Schmuck dagegen werden die Kauris von den Eingeborenen des größten Theiles von Nord-, Mittel- und Ost-Afrika verwendet. Aber sporadisch finden sie auch sonst noch Verwendung, wie sie auch außer im Indischen Ocean bei den Philippinen gefischt werden. Als Scheidemünzen gelten sie in Bangkok, in manchen Städten Bengalens und auf Erromanga (Neu-Hebriden), als Schmuck auf den Paumotu-, Gesellschafts-, Cooks-, Tonga-, Viti-, Kingsmill- und Marquesas-Inseln, bei den westasiatischen Völkern des russischen Reiches, in Hadramaut (Süd-Arabien), Tibet, Abessinien, Borneo, Persien, ja selbst in Deutschland zur Verzierung der Gürtel von Schlächtergesellen. Schon Edrisi (um 1100) kennt ihre Verwendung als Geld, Marco Polo fand sie im 13. Jahrhundert als Scheidemünze in Jünnan, Ibn Batuta im 14. Jahrhundert zu Gago am Niger. Daß sie seit uralten Zeiten als Handelsgegenstand und Schmuck dienten, beweist, daß sie in den Ruinen von Nimrud, in den Gesichtsurnen Pomerellens an der Ostsee, zwischen angelsächsischen Alterthümern Englands, wie in heidnischen Gräbern Littauens gefunden worden sind.

— Am 20. Oktober hat eine neue belgische Afrika-Expedition, bestehend aus 135 Eingeborenen unter Befehl von Herrn Rogers, Zanzibar zu Schiffe verlassen, um sich dem am untern Congo befindlichen Stanley anzuschließen.

— Augenblicklich sind die Engländer eifrig daran, den zwischen dem Njassa-See und der Küste gelegenen Theil Ostafrikas zu erforschen. Das Novemberheft der „Proceedings of the R. Geographical Society" bringt die Karte des untern Rufidschi-Flusses, welche William Beardall auf Befehl des Sultans von Zanzibar im letzten Winter aufgenommen hat. Der wohl bekannte junge Geologe Joseph Thomson hat im vergangenen Sommer im Auftrage desselben Herrschers den Rovuma bereist, von den angeblichen Kohlenlagern an dessen Nebenflusse Loende indessen nichts gefunden. Sein nächster Ausflug soll nach Mombasa sich richten. Endlich ist in das fast unbekannte Gebiet südlich vom Rovuma, zu den Quellen des Luli und Loende, der Rev. Chauncy Maples vorgedrungen. Seine Reise war circa 900 engl. Meilen lang und hat 2½ Monate gedauert. Seinen Bericht nebst Karte wird die Royal Geographical Society veröffentlichen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber „Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des Stillen Oceans" hat J. D. E. Schmeltz, Kustos am Museum Godeffroy in Hamburg, vor Jahresfrist einen sehr lehrreichen Vortrag in Altona gehalten, der jetzt gedruckt vorliegt. Er geht von O. Peschel's Ausspruch aus, daß „das Streben der Verhüllung des Körpers oder einzelner Theile desselben die Folge einer Regung des Schamgefühls", und „daß den hellfarbigen Völkern das Bestreben der Verhüllung nackter Körpertheile viel mehr eigen sei, als solchen mit schwarzer Hautfarbe". Dies findet Schmeltz bei einer Musterung der einzelnen Inselgruppen, zu welcher ihm die reichen Schätze seines Museums die besten Anhaltspunkte gaben, vollständig bestätigt. Es ergiebt sich, daß sich bei den Papuas nur die primitiveren Arten der Bekleidung, bei den Malaien (Polynesiern) oder aber der hellfarbigen Race alle die höher entwickelten Stufen finden. „Es ist aber eine bewiesene Thatsache, daß die Papuas oder die zur schwarzen Race gehörigen Menschen trotz eines entwickeltern künstlerischen Sinnes an Civilisation weit hinter den Malaien oder Polynesiern zurückstehen, folglich auch ihr Schamgefühl weniger entwickelt ist." In der den Schmuck behandelnden Abtheilung ist von besonderm Interesse, was Schmeltz gegen Dr. O. Finsch sagt, welcher in seinen Berichten „Aus dem Pacific" die Behauptung aufgestellt hat, daß die Tatuirung keine weitere Bedeutung habe, als unsere Kleidermuster. Vielmehr steht diese Sitte sowohl mit Alters- als mit Rangunterschieden, wie auch mit der Religion in Zusammenhang. „So haben uns die schönen Beobachtungen einiger der Reisenden des Museum Godeffroy, die sich über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren erstrecken, gelehrt, daß in Samoa und Tonga die Ausübung dieser Sitte bei den Männern, in Viti aber an den Weibern, den Zeitpunkt andeutet, wo sie heirathsfähig sind; und Th. Kleinschmidt schreibt, daß ein Weib, welches sich in Viti dieser Sitte nicht gefügt haben würde, dem allgemeinen Gespött ihrer Genossinnen ausgesetzt gewesen wäre. Auf den Markesas-Inseln steht die Tatuirung mit der Religion in Zusammenhang und, gleich wie auf Samoa, wo sich die Tatuirung bei den Häuptlingen in einer Spitze über das Knie bis auf das Schienbein erstreckt, tragen auch hier die Häuptlinge eigene Abzeichen darin. Parkinson sagt, daß auf den Gilbert-Inseln ein alter tatuirter Mann in den Rathsversammlungen, selbst wenn er kein Eigenthum besitze, stets als eine Person von Bedeutung angesehen werde, und daß seine Stimme mehr Gewicht habe, als die eines reichen, nicht tatuirten Mannes. Durch Kubary wird uns berichtet, daß auf denjenigen Inseln der Carolinen-Gruppe, wo die Frau dem Kinde den Rang giebt, die Frauen, wo aber die Herrschaft in der Familie des Mannes sich forterbt, die Männer tatuirt werden. Diese wenigen Beispiele werden genügen, die Bedeutung des Tatuirens zu veranschaulichen. Die Anwendung von Masken bei Tänzen, wie sie auf dem Neu-Britannia-Archipel stattfindet, möchte Schmelz mit dem im Stillen Ocean weit verbreiteten Ahnenkultus in Verbindung bringen, und zwar um so mehr, als eine derartige Maske im Hamburger kulturhistorischen Museum nicht als solche benutzt sein oder werden kann, und es vielmehr anzunehmen ist, daß hier die Nachbildung des Gesichts eines berühmten, verstorbenen Stammesgenossen auf Theilen seines Schädels versucht ist. Dies wird durch einen Bericht des verstorbenen Th. Kleinschmidt bestätigt, dem zufolge sogar ganze Schädel, die man nach völligem Abfaulen des Fleisches dem Grabe entnommen, derartig restaurirt und in der Familie aufbewahrt werden.

— Die Bevölkerung von Neu-Seeland belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 534 250, gegen 26 707 im Jahre 1851; 99 021 im Jahre 1861 und 266 986 im Jahre 1871. Die Eingeborenen (Maoris) zählten 44 099 [1]). Da das Areal der Kolonie 4954 deutsch-geographische Quadratmeilen umfaßt, so entfielen zur Zeit der letzten Volkszählung durchschnittlich 108 Seelen auf die Quadratmeile. Nur Victoria (208) hat unter den australischen Kolonien eine dichtere Bevölkerung. Die öffentliche Revenue im Jahre 1880 stellte sich auf 3 283 396 Pf. St. oder 6 Pf. St. 2 Sh. 11 P. pro Kopf und blieb hinter den Ausgaben um 736 454 Pf. St. zurück. Neu-Seeland hat in Folge der früheren Kriege mit den Maoris, der sehr vielen Eisenbahnbauten und der starken Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates eine große Schuldenlast auf sich geladen und steht in dieser Beziehung an erster Stelle unter den Kolonien. Am Schlusse des Jahres 1880 betrug die öffentliche Schuld 28 583 231 Pf. St.

[1]) Es sei bemerkt, daß in den Statistiken der Kolonie Neu-Seeland die Zahl der Maoris im Jahre 1867 zu 38 540, im Jahre 1871 zu 37 502, im Jahre 1874 zu 45 470 und im Jahre 1878 zu 42 819 angegeben wird. Die frühere feindliche Stellung der Maoris zu den Kolonisten machte eine genaue Censusaufnahme unter ihnen unmöglich.

oder 53 Pf. St. 10 Sh. pro Kopf der Bevölkerung, zu deren jährlicher Verzinsung 1 585 000 Pf. St. erforderlich waren. Der Export im Jahre 1880 bewerthete 6 352 696 Pf. St. oder 11 Pf. St. 47 Sh. 10 P. pro Kopf und der Import 6 162 011 Pf. St. oder 11 Pf. St. 10 Sh. 8 P. pro Kopf. Handel und Wandel blühten. Die Schiffsbewegung (Einlauf und Auslauf) wird mit 1516 Schiffen und 819 716 Tonnen registrirt. Mit seinen Eisenbahnen nimmt Neu-Seeland den ersten Rang unter den australischen Kolonien ein. Zu Ende des Jahres 1880 betrug die Länge der fertigen Bahnen 1258 englische Meilen, während 208 Miles noch in Bau begriffen waren. Die Telegraphenlinien maßen 3706, die Drähte 9401 Miles. Unter Kultur befanden sich 1 029 764 Acres Land (1 Acre = 40,467 Ar). Der Anbau von Weizen (8 147 705 Bushels) und Hafer (6 891 251 Bush.) herrschte vor. Die Fruchtbarkeit des Bodens war eine außerordentliche, denn es wurden durchschnittlich 25 Bush. Weizen und 32 Bush. Hafer vom Acre gewonnen. Keine andere der australischen Kolonien kann sich solcher Bodenerträge rühmen. Der Viehstapel von Neu-Seeland belief sich nach der Zählung vom 3. April 1881 auf 137 768 Pferde, 578 450 Stück Rindvieh, 13 069 338 Schafe und 207 337 Schweine. Nur Neu-Süd-Wales mit 32 399 547 besitzt einen größern Schafbestand. Auf den Goldfeldern von Neu-Seeland, welche, ähnlich wie in Viktoria, Neu-Süd-Wales und Queensland, zur Zeit lange nicht mehr so ergiebig sind wie früher, wurden von 1860 bis 1880 insgesammt 9 396 427 Unzen Gold im Werthe von 36 753 798 Pf. St. gefunden. Es würde dies 720 Kubikfuß und ein Gewicht von 287 Tonnen ausmachen.

Polargebiet.

— Die letzten aus Hammerfest datirenden Nachrichten von der vierten holländischen Nordpolexpedition lauteten sehr befriedigend, obwohl der „Willem Barents" nur selten landen konnte. Namentlich wurden zahlreiche zoologische Gegenstände gesammelt. Franz-Joseph-Land zu erreichen mißlang, dagegen wurde nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse auf der Oranje-Insel dem Entdecker jener Gebiete, Willem Barents, ein Denkstein errichtet. Am 26. Oktober ist das Schiff dann nach Amsterdam zurückgekehrt.

Vermischtes.

— Die vor einem Jahre erschienene Abhandlung des dänischen Archäologen Sophus Müller über Thierornamentik ist durch eine deutsche Uebersetzung [1]) nun weiteren Kreisen zugänglich geworden. Daß dieselbe in der deutschen Literatur bisher wenig Beachtung gefunden, dürfte sich dadurch erklären, daß schon das Lesen dieses Buches Muße fordert, eine kritische Beleuchtung aber ein tieferes Eindringen in die erdrückende Fülle des Materials und in die Verarbeitung desselben verlangt. Von einem eingehendern Referat müssen auch wir absehen und uns auf eine kurze Mittheilung über den Inhalt beschränken. Wer bisher Auskunft über das Wesen der Thierornamentik in der Literatur suchte, der suchte vergeblich. Knapp und oberflächlich war diese „zweite Stufe der Ornamentik in jeder ungestörten Kunstentwickelung" bisher von den Fachgelehrten behandelt worden, und was sie darüber brachten, ermangelte oft der Begründung. Um den Ursprung dieser Stilrichtung zu erforschen und deren Entwickelung bis zu ihrem Verfall zu verfolgen, bedürfte es nicht nur erschöpfender Kenntniß der gesammten einschlägigen Literatur, sondern eigener Studien in den Archiven und Museen aller Länder, die an der Ausbildung dieses eigenthümlichen Ornamentstils Antheil hatten. Der Inhalt der Kapitel des uns vorliegenden Buches: pelasgische, germanisch-römische Ornamentik, Ornamentik der Völkerwanderungszeit, irische, gallikanische, karolingische, byzantinische, persische und arabische, finnische und slavische Ornamentik, zeigt, daß der Verfasser weite Wege ging, um den Stoff für seine Darlegungen heran zu holen.

Mit einem so gewaltigen Material ausgerüstet und von zahlreichen bildlichen Darstellungen unterstützt, zeigt der Verfasser, daß schon in vorgeschichtlicher und vorklassischer Zeit die Kunst mehrmals Anlauf zu einer Thierornamentik nahm, die sich indessen stets durch das Eindringen einer höhern Kultur in ihrer Entwickelung gestört sah; daß erst in der germanisch-römischen Periode der Grund zu einer Thierornamentik gelegt wurde, die zur vollen Blüthe und Durchbildung gedieh und zur Zeit der Völkerwanderung vom Schwarzen Meer bis nach Island, von den Alpen bis nach Skandinavien Verbreitung fand. Eine unausbleibliche Folge solcher Verpflanzung war die örtliche Weiterbildung. Bei den Angelsachsen erfuhr sie Rückbildung und Verfall. Jenseits der Alpen brachen die eine Zeit lang überwucherten klassischen Elemente wieder durch, wie die ältere christliche Kunst lehrt, und bildeten später mit irischen Kunstmotiven die Grundlage der karolingischen Ornamentik. In Skandinavien behauptete sich der Kunststil der Völkerwanderungszeit bis zur Wikingerzeit. Von da ab macht sich dort der Einfluß des karolingischen und des irischen Ornamentstils geltend, letzterer in so durchgreifender Weise, daß man mit aller Berechtigung von einem nordisch-irischen Stil reden darf, in dem man sogar eine ältere und eine jüngere Periode unterscheidet.

Manchen bisher herrschenden Ansichten über den Ursprung und die Bedeutung der Thierornamentik tritt der Verfasser entgegen. Durch die Entstehung derselben auf ornamentalem Wege, durch den rein ornamentalen Charakter der Thierfiguren, erweist sich die Auffassung derselben als mythisch, symbolisch, als irrthümlich. Von einer andern Stilrichtungen beeinflussenden skandinavischen „Schlangenornamentik" kann vollends gar nicht die Rede sein, da niemals ein ursprünglich skandinavisches Ornamentmotiv nach Süden gedrungen, sondern im Gegentheil der Norden stets an dem wechselnden Kunststil auf dem Kontinent und im Westen Theil gehabt hat, der gleichwohl auf nordischen Boden verpflanzt, dort mehr oder weniger erhebliche Umwandelungen erfuhr.

Da der Verfasser zunächst für den Norden schrieb, sind die fremden Stilarten nur insoweit berücksichtigt, als nöthig war, um ihrem Einfluß auf die nordische Ornamentik nachzuforschen. Wer sich für die allgemeine Geschichte der Ornamentik interessirt und sich darüber zu belehren wünscht, findet einen Schatz in dem Müller'schen Buche, und dem Kunsthistoriker und Archäologen dürfte es unentbehrlich werden.

[1]) Die Thierornamentik im Norden. Ursprung, Entwickelung und Verhältniß derselben zu gleichzeitigen Stilarten. Archäologische Untersuchung von Dr. Sophus Müller. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, Otto Meißner. 1881.

(Schluß der Redaction 7. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Besondere Erwähnung verdienen die Heilquellen Biskras. Etwa 500 m nordwestlich von den ersten Häusern der Stadt liegt die kleine reizende Oase der Beni-Morra, früher eine Baumschule der Regierung, jetzt von dem Maire der Stadt, M. Béchu, bewohnt. Ihre breiten, von Gummibäumen, Cypressen und Maulbeerbäumen eingefaßten Wege, ihre Bambus, Bananen u. s. w. bilden für die Fremden das lockende Ziel eines Spazierganges. Etwa 4 km nordnordwestlich von dort, 600 m vom Fuße des Dschebel Sfa und 5 bis 6 m über der umgebenden Hochebene, sprudelt am Fuße eines Travertinhügels, aus dessen Spitze sie einst entsprang, die warme Mineralquelle, welche die Eingeborenen Hammam Salhin (Bad der Heiligen), die Europäer schlechtweg Fontaine Chaude nennen. Mit einem Ergusse von 50 Liter in der Sekunde und einer Temperatur von 44° (am Rande des Beckens) tritt sie unter ziemlich intensiver Gasentwickelung und starkem Schwefelwasserstoffgeruch am Grunde eines großen viereckigen Beckens zu Tage; in den umliegenden Baulichkeiten sind fünf Badebassins enthalten, deren Ausnutzung einem Eingeborenen zusteht. Von dort fließt das Wasser in einem breiten Bache, dessen Grund von einem dicken Satze schwefelhaltigen Natriums bedeckt ist, den Hügel hinab. Gegen rheumatische und gichtische Leiden, auch wenn sie veraltet sind, hilft die Quelle schon binnen wenigen Tagen; auch gegen Hautkrankheiten und Verstopfungen erweist sie sich wirksam. Man geht damit um, ihr Wasser nach der Oase der Beni-Morra zu leiten, daß die Leidenden sie fast vor den Thoren der Stadt im Schatten der Palmen gebrauchen können. Etwa 100 m von der Fontaine Chaude öffnet sich in einer runden Bodensenkung, die von Salz ganz weiß ist und von einem Plateau schwarzen Travertins umgeben wird, ein runder Schlund von 35 m Durchmesser; das darin enthaltene Wasser hat keinen sichtbaren Abfluß, am Rande eine Temperatur von 14° und schmeckt salziger als Meerwasser. Die Araber nennen ihn Hammam-el-Dscherab, d. h. Krätze-Bad. Unweit nordwestlich davon liegt ein zweiter kleiner kreisrunder See mit weniger salzigem Wasser, das in den von der Fontaine Chaude gebildeten Bach abfließt.

Südlich von der Oase, auf dem rechten Ufer des Flusses, der hier den Namen Ued Zerzur (Staar-Fluß) annimmt, liegt ein wahres Paradies, ein Gegenstand der Bewunderung selbst für den blasirtesten Touristen, M. Landon's köstliche Villa. Sein Garten umschließt die schönsten Vertreter der afrikanischen und exotischen Flora; unter dem undurchdringlichen Laubdache blühen die seltensten und duftreichsten Blumen; überall plätschert unter den schattigen Gebüschen Wasser in Fülle; der Besucher schreitet von einer botanischen Merkwürdigkeit zu der andern, und der glückliche Besitzer dieses Eden verspürt unter dem sengenden Himmel der Sahara nichts von dessen sommerlicher Gluth. Aber neidlos sieht der Arme auf Landon's großen Reichthum; denn derselbe hat aus seinem Garten eine Pflanzschule zur Akklimatisirung nützlicher Gewächse gemacht, die er in allen möglichen Ländern sammeln läßt und später an Ansiedler und Eingeborene ringsum vertheilt, indem er sie über ihre Kultur und ihren Nutzen belehrt.

Unweit dieser Villa steht die von Wallfahrern viel besuchte Moschee des Sidi Brahim ben Zerzur, welche einst in einem Palmengarten auf dem rechten Flußufer lag und jetzt isolirt mitten im Flußbette sich befindet. Etwas nördlich davon hat sich noch ein Pfeiler einer römischen Brücke erhalten, den die Araber Bit-el-Mal (Haus des Schatzes) nennen: sie glauben, daß unter ihm unermeßliche Reichthümer, von Genien bewacht, verborgen liegen.

Gegenüber der neuen Stadt, auf dem linken Ufer des Ued Biskra und nordöstlich von der kleinen Oase El Alia, bezeichnen lange Linien von Bruchsteinen und zahlreiche Lehmhügel die Lage der altrömischen Stadt Bescera, deren Reste noch nicht in wissenschaftlicher Weise untersucht worden sind. Wahrscheinlich wohnten die Römer, wie die von ihnen unterworfenen Berbern und die heutigen Ansiedler, der größern Kühle halber in Häusern aus thôb (Luftziegeln).

E. RONJAT. BERTRAND Sc.

Si Mohammed Serhir ben Gana, gegenwärtiger Kaïd des Zab von Biskra.

Die Höhe der Gegend (117 m über dem Meere), die Neigung des Bodens gegen Süden zu dem Wed Dscheddi hin, wodurch das Stagniren des Wassers verhindert wird, und die zahlreichen Pflanzungen der Umgebung machen Biskra zu einem der gesundesten Orte der Sahara; weil es aber in einem Halbkreise von Bergen umgeben ist, ist seine Temperatur fast so hoch, wie die von Tuggurt, trotzdem letzteres inmitten einer Sandebene, fast 50 Wegstunden südlicher und nur 51 m hoch liegt. Jene Berge, welche von N.-W. bis S.-O. wie hohe Klippen das Meer der Sahara überragen, halten einerseits die Nordwinde ab und werden andererseits im Sommer von den Strahlen der Sonne und den südlichen Winden übermäßig erhitzt. Im Juni und Juli steigt trotz der Pflanzungen ringsum das Thermometer im Zimmer nicht selten auf 45° C., während es in der Nacht kaum auf 25° herabgeht. Dann erfrischt nicht das geringste Lüftchen die keuchende Brust der unglücklichen Kolonisten, welche auf den Terrassen ihrer Häuser vergeblich mit der Schlaflosigkeit ringen.

Köstlich aber ist der Winter und höchst heilsam für

Brustkranke, deren Leiden sich wie durch Zauberei bessern. Die niedrigste beobachtete Temperatur in einer Decembernacht war + 3° C., während bei Tage von Anfang bis Ende der Saison zwischen 10° und 30° waren. Seit Menschengedenken hat es in Biskra nicht gefroren, während Largeau wiederholt in Gegenden, die 100 Stunden weiter südlich liegen, und deren Tageswärme weit größer ist, als am Südabhange des Aures, Eis beobachtet hat.

Trotz des gesunden Klimas haben indessen neu angesiedelte Europäer demselben einen unangenehmen Tribut zu entrichten: sie werden vom „clou de Biskra“ befallen, welches Dr. Sériziat, der diese Krankheit eingehend studirt hat, „Sahara-Geschwür“ nennt. In der Zeit vom August bis März, besonders im September und Oktober, bildet sich in Folge eines Schnittes, einer Schramme oder eines Moskitostiches zuerst ein Schorf; spätestens 1 bis 2 Monate

Bu Aziz, früherer Kaïd des Zab von Biskra.

darauf äußert sich die Krankheit durch Jucken an dieser Stelle; schließlich bricht der Schorf auf und es ergießt sich eine anfangs farblose, später gelbliche, eiterige, übelriechende Flüssigkeit. Nun wird das Uebel auch schmerzhaft. Wer Glück hat, bei dem bleibt das Geschwür in dieser Periode stehen; bei anderen bildet sich immer ein Schorf nach dem andern, bis eine große abstoßende Beule von ekelerregendem Geruche entsteht. Und das dauert im Durchschnitt 5 bis 6 Monate, ohne daß es ein Mittel dagegen gäbe; im Gegentheil — alle Arzneien, die man angewendet hat, haben das Leiden nur verschlimmert und tiefere Narben erzeugt. Seine Ursache scheint in der Entkräftung zu liegen, welche viele Personen in Folge der Sommerhitze, des übermäßigen Schwitzens in der unbequemen europäischen Tracht, des magnesiahaltigen Wassers und der dadurch erzeugten leichten Diarrhoe befällt; es verschont keinen Körpertheil und entwickelt sich ebenso leicht im Gesichte wie auf dem Rücken, der Brust, den Armen oder Beinen.

Merkwürdig ist, daß in Biskra das Fieber nur Soldaten der Garnison ergreift, wohl wegen der schlechten hygie-

nischen Bedingungen, unter welchen sie leben, und wegen ihres übermäßigen Genusses von Spirituosen. Vom Fieber und Sahara-Geschwür werden die Eingeborenen nun zwar verschont; dafür leiden sie aber unter den schwersten Augenkrankheiten: selten sieht man eine Person, welche nicht Spuren derselben an sich trägt, und auf Schritt und Tritt begegnet man Blinden oder Einäugigen. Die Augenentzündungen scheinen ihre erste Ursache in den zahllosen Sandkörnchen zu haben, mit welchen jeder Südwind die Luft erfüllt, ferner in der zu großen Dunkelheit der Wohnungen und dem plötzlichen Uebergange von dieser Dunkelheit zu dem blendenden Sonnenlichte draußen; verschlimmert werden sie noch durch die abstoßende Unreinlichkeit der Eingeborenen. Von dieser aber abgesehen, ist es für Europäer erfahrungsgemäß das Richtigste, in Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w. die Einheimischen nachzuahmen; und das

Ein Quartier der Eingeborenen in Biskra.

Der Bordsch und die Oase El-Mghajer.

geschieht von Seiten der Kolonisten unmerklich mehr und mehr, während die Soldaten noch durchweg so gehalten werden, als ständen sie in Frankreich. Erstere bauen die Wände ihrer Häuser aus thôb und machen sie sehr dick, pflanzen Bäume um dieselben, namentlich auf der Südseite, tragen weitere Kleider, essen weniger Fleisch und mehr Gemüse und halten sich vom Schenktische fern.

Während, wie gesagt, Neu-Biskra, die französische Stadt, eine vollberechtigte Kommune und zwar die südlichste im Departement Constantine ist, gehört die Stadt der Eingeborenen zum Zab von Biskra, dessen gegenwärtiger Kaïd Si Mohammed Serhir ben Gana ist, der auf seinen Onkel, den berühmten Bu Aziz, welchen die französischen Soldaten aus einem unbekannten Grunde „die Wüstenschlange" nannten, gefolgt ist.

Am 6. Januar 1875 verließ Largeau Biskra; in Tuggurt sollte er einen Führer finden, welchen der Agha dieser Stadt auf die Empfehlungen des Gouverneurs General Chanzy hin für ihn ausgewählt hatte, um ihn nach Ghadames zu geleiten. Largeau wurde von einem jungen Mulatten aus der großen Oase Suf begleitet; derselbe hieß Mohammed oder Ali ben Embarek und verstand etwas von der Küche. Außerdem begleiteten ihn ein nomadischer Araber mit zwei Kameelen und ein magerer, hungeriger Eingeborener mit einem ebenso dürren Maulthiere. Si Aïssa ben Ahmed es Smati el Dschellali, genannt Kadi von Uëd Suf, sollte auf dem zweiten Tagemarsche zu ihnen stoßen und sie nach Tuggurt begleiten. Das Wetter war herrlich, das Marschiren auf dem thonigen Boden leicht, und doch brauchte man fast sechs Stunden, um die einförmige, sich gegen Süden etwas senkende Ebene zu kreuzen und den Uëd Dschedi, den Nigris (?) der Römer, zu erreichen. Derselbe entspringt am Dschebel Amur, der unter demselben Meridian wie Paris liegt, zieht unter dem Namen Uëd Mzi bei el-Aghuat (Laghuat) vorbei und mündet in die große algerisch-tunesische Depression. An der Stelle, wo

Artesischer Brunnen in El-Mghajer. (Aeußere Ansicht.)

ihn Largeau überschritt, war er damals ausgetrocknet. Dann erstieg er das Kalkplateau, welches den Uëd Dschedi vom Uëd Righ trennt, und auf dessen Rande sich, stolz gegen Norden gewandt, der Bordsch Thaer-Raschu erhebt. Von fern macht er mit seinen Zinnenmauern, bastionirten Ecken und dem viereckigen Thurme, den ein optischer Telegraph krönt, den Eindruck einer Festung; beim Näherkommen gewahrt man aber mit Erstaunen ein armseliges Gebäude aus Lehm. Indessen fand Largeau mit seinen Gefährten dort beim Scheich Si Mahmud ben Charfalla von der Familie der Ben Gana von Biskra freundliche Aufnahme; nur hatte das brackige Wasser der Gegend dem Kaffee einen abscheulichen Geschmack verliehen. Um 7 Uhr ging es am nächsten Morgen weiter. Ein leichter Nordwind wehte und führte den Reisenden zum letzten Male die Düfte der Ziban-Oasen zu, welche in der Ferne wie schwarze Punkte in der am Fuße des Aures sich ausdehnenden Ebene Sâada (die Glückliche) erschienen. Um 10 Uhr frühstückte man bei dem Brunnen Dschefer, kreuzte dann eine Reihe feuchter Vertiefungen, in denen Sedra (Zizyphus lotus) üppig gedieh, und erreichte um 2 Uhr den kleinen Bordsch Schegga („Riß, Spalt"), wo früher Dank einigen artesischen Brunnen eine kleine Oase bestanden hatte. Aber im Jahre 1871 hatte der berüchtigte Ali Bey die Palmen abhauen und die Häuser zerstören lassen, und heute bildet das Wasser der Brunnen schädliche Sümpfe. Die wenigen Spahis, welche den Bordsch bewachten, räumten den Reisenden bereitwillig zwei Zimmer ein.

Am nächsten Morgen stieß Kadi Si Aïssa zu ihm; er hatte einen Theil der Nacht marschirt, um sein Versprechen halten zu können. Es war ein Mann von 30 bis 35 Jahren, mit offenem Gesicht, rasch bei der Hand mit Witzen und lustigen Geschichten.

Nachdem man die reizende kleine Oase Um et-thiur („die bei den Vögeln beliebte") zur Rechten gelassen, frühstückte man bei den Brunnen Stheïl, welche in der Form von Eimern, wie ihr Name besagt, im Bette des Uëd Ithel („der Wasserreiche") ausgegraben sind. Das Wasser aber, welches dem Schott Melghir tributär ist, fließt fast das ganze Jahr hindurch unterirdisch. Dann folgte Sandboden, auf welchem schöne Gebüsche eines Strauches mit nadelförmigen Blättern (Alennda, Ephedra alata) wuchsen, und gegen 2 Uhr ein schroffer Abstieg zu einer unermeßlichen, vollkommen gleichförmigen Depression, dem Schott

Melghir, dem westlichsten in jener langen Reihe von Salzsümpfen, welche sich bis in die Nähe von Gabes am Mittelmeere hinziehen und den Gegenstand eingehendster Studien und Aufnahmen Seitens des bekannten Kommandanten Roudaire gebildet haben. Noch ein Abstieg zwischen zwei Wänden von Thonboden, und das Ufer des Schott selber war erreicht. Hell brach jetzt die Sonne durch die Wolken; fern im Süden begrenzt eine lange dunkle Linie den Horizont, über welcher sich anscheinend bewaldete Hügel erheben: es sieht aus, wie eine schöne Oase mit hohen Palmen. Und eine Art Halbinsel, mit Gruppen schöner laubreicher Bäume bedeckt, scheint von der Oase aus in den Schott sich hineinzuziehen, dessen glitzernde Oberfläche sich weit hin nach Osten erstreckt. Aber beim Näherkommen tauchen die Bäume in der leuchtenden Fluth unter; erst verschwinden die Stämme, dann das Laub, und zuletzt selbst der See, sobald dicke Wolken die Sonnenscheibe verdeckten. Das Ganze war eine Luftspiegelung gewesen!

Um 3 Uhr wurde beim artesischen Brunnen Mahadalu (d. i. schräg gebohrt), der ein 25° warmes, magnesiahaltiges, purgirendes Wasser liefert, unweit des Abhanges Kudiat ed Dôr („Hügel der Rückkehr") gelagert. Da die Stelle von Herumstreichern besucht zu werden pflegt, hielten die Reisenden während der Nacht abwechselnd Wache; wirklich zeigten sich auch um 11 Uhr zwei Männer, die wenig vertrauenerweckend aussahen und rasch verschwanden.

Bald nach Mittag des folgenden Tages wurde die schöne Oase El Mghajer erreicht, deren Scheich, ein hochgewachsener Mann von etwa 45 Jahren mit intelligentem, pfefferkuchenbraunem Gesichte, die Ankömmlinge schon erwartete und sie vortrefflich in einem großen Saale auf reichen Teppichen mit Kaffee, Datteln, Kuskussu und einem halben Hammel bewirthete. El-Mghajer ist die erste Oase von Uëd Righ, einem breiten, wasserreichen und mit Oasen besäeten Thale, welches sich bis Tuggurt und Temasin, 50 Wegstunden von Biskra, hinzieht. In ihm flossen früher, ehe sie sich in den Schott Melghir ergossen, die Gewässer des Igharghar, die vom Ahaggar-Plateau kamen, und die des Uëd Mija. Heutigen Tages verschwindet das Regenwasser, das ohnehin, wie Largeau meint, in Folge der Entholzung spärlicher fällt, in dem schwammigen Boden, sickert bis auf die undurchlässige Schicht durch und fließt in unterirdischen Kanälen weiter. Fallen aber einmal auf den Hochländern der centralen Sahara mächtige Regengüsse, so sind letztere zu eng, das Wasser steigt an die Oberfläche und es können Ueberschwemmungen entstehen, welche in den Oasen und unter den Viehherden schwere Verheerungen anrichten. In solcher Weise fließen der Igharghar, der Uëd Mija, Uëd Righ und Uëd Suf unterirdisch, während der Uëd Dschedi oft zu Tage tritt. Seid undenklichen Zeiten verstanden es die Bewohner des Uëd Righ, das zur Bewässerung ihrer Oasen nöthige Wasser durch artesische Brunnen an die Oberfläche zu holen; allein da ihnen die Mittel fehlten, konnten sie nicht tiefer gehen, als bis zur ersten und am wenigsten ergiebigen Wasserschicht. Dafür trat die französische Regierung ein und erzielte unerwartete Resultate; sie hat an 100 artesische Brunnen hergestellt, deren einige in der Minute 3500, 4000, 4800 und 5000 Liter Wasser liefern und eine gewaltige Ausdehnung der Palmenpflanzungen gestatteten.

Artesischer Brunnen in El-Mghajer. (Innere Ansicht.)

Die Oasen im Uëd Righ liegen meist auf den sanften Abhängen der Plateaus, welche das Thal selbst begrenzen, was die Berieselung sehr bequem macht. Mannshohe Lehmmauern, auf welchen noch Palmzweige befestigt sind, umgeben die Gärten; enge, gewundene, holperige und oft überschwemmte Pfade ziehen sich zwischen den Mauern hin. Außer den Palmen gedeihen Feigen, Aprikosen, Granaten und Wein vortrefflich, ferner Gerste, Luzerne und allerlei Gemüse; wo aber reichliches Wasser zur Hand ist, werden letztere Gewächse nur in Gärten außerhalb des Palmenwaldes gebaut.

Die Dörfer liegen stets auf einer Anhöhe, meist an dem einen Ende der Oase, und sind von einer schlecht unterhaltenen, mit kleinen Schießscharten versehenen Mauer aus Lehm oder rohen Kalkbruchsteinen umgeben. Außen zieht sich noch ein breiter Graben faulenden Wassers herum, dessen Ausdünstungen im Sommer jedem Weißen den Aufenthalt in solchen Oasen unmöglich machen. Die aus Luftziegeln oder Kalksteinblöcken erbauten Häuser bilden stets ein Viereck um einen centralen Hof, den Harem, welchen kein Fremder betreten darf, und auf welchen alle Zimmer und Ställe münden. Die äußere Thür führt in das Gastzimmer, gewissermaßen den Salon des Hauses, und durch eben dieselbe gelangen Menschen und Vieh in den Hof. Die Häuser sind zumeist in schlechtem Zustande und die Decken der Zimmer zeigen oft große Löcher, welche wenigstens die eine Annehmlichkeit bieten, daß durch sie der Rauch einen Ausweg findet. Dicht bei jedem Dorfe erhebt sich auf einem freien Platze der Bordsch el-Beïlik oder Regierungsschloß, eine Art Lehmfort mit Bastionen, Schießscharten und einigen kleinen Zimmern, in welchen die Detachements, welche zwischen Biskra und Tuggurt verkehren, wohnen.

Die Bevölkerung der Oasen des Uëd Righ besteht fast

Neger und Negerinnen der Sahara.

ausschließlich aus Sahara-Negern, welche Largeau für die ältesten Bewohner des Landes hält. Ihre Haut hat die Farbe von Pfefferkuchen; die Nase ist dick, aber nicht platt, die Lippen dick, aber nicht aufgeworfen, der Wuchs mittel, Brust stark, Schultern breit, Beine kurz, Arme sehr lang wegen der Gewohnheit auf die Palmen zu klettern, die Haare wie bei den Sudanesen büschelweise stehend, kraus, aber nicht wollig, bei den Frauen lang. Dieses Volk der „Ruagha" ist in der Sahara das vornehmlich ackerbauende; es ist mäßig, arbeitsam, friedlich und braucht nur ein wenig Schutz, um wieder zu werden, was es einst gewesen ist: ein starkes zahlreiches Volk, das die Sahara, so weit es überhaupt möglich ist, umzuwandeln im Stande ist. Außer den circa 30 000 Ruagha finden sich im Uëd Righ einige Mehadscheria (d. i. Getrennte), mohammedanische Juden, die meist Industrie treiben. Naht der Winter, so findet sich dann noch die „fliegende" Bevölkerung ein und die nomadische, letztere aus Hilal-Arabern bestehend. Zu ersterer gehören arabische Krämer und Berberkaufleute vom Stamme der Beni-Mzab, welche Getreide bringen, Datteln einkaufen, besonders aber als Wucherer die armen Neger aussaugen. Bei der ersten Frühlingswärme nehmen sie vor dem Fieber Reißaus und erscheinen erst zu Wintersanfang wieder. Die Zahl der nomadischen Araber beläuft sich im Süden der Provinz Constantine, von Tunesien bis zum Meridian von Wargla, auf etwa 55 000; sie wandern dort seit dem 12. christlichen Jahrhundert umher, wo sie der Kalif El-Mostanser nach dem Westen führte. Die Neger und Berbern des Uëd Righ hatten zwar schon an sechs Jahrhunderte früher von den Gefährten Okba's den Islam angenommen; aber darum kümmerten sich die raublustigen Hilal-Araber nicht. Sie plünderten und sengten nach Herzenslust und zwangen dann die Neger, für ein Fünftel der Ernte das Land zu bebauen; daher ihr Name Chamès (von chamsa = fünf). Heute liegen die Dinge anders: seit der französischen Herrschaft haben in Folge der häufigen Aufstände der Araber, der deshalb ihnen auferlegten schweren Bußen und ihrer stolzen Trägheit die Neger den größten Theil des Grund und Bodens in den Oasen ihren früheren Herren abgekauft. Was die Araber noch an Palmengärten besitzen, lassen sie von seßhaften Negern gegen Entgeld bewirthschaften, während sie selbst mit ihren großen Herden auf den Weiden der Sahara herumziehen. Wenn die Sommerhitze vorbei ist und die Fieber in den Oasen aufhören, vertrauen sie den größten Theil ihrer Herden Dienern an und ziehen nur mit Kameelen und milchenden Schafen und Ziegen nach ihren Palmgärten, um dieselben abzuernten. Danach verkaufen sie den Ueberschuß an Datteln sowie die Wolle ihrer Herden und die von ihren Frauen gewebten Burnusse, Teppiche u. s. w. in Biskra oder Tuggurt, kaufen allerlei Bedürfnisse und Korn ein und kehren, wenn der Winter zu Ende ist, in ihre geliebte Wüste zurück.

Zahlreich waren die Quellen und Oasen, bei welchen Largeau in den folgenden Tagen vorbeizog: am 9. Januar passirte er Scheriâet er-Remel (die Sandtränke) mit köstlichem Wasser und Aïn el-Kerma (Quelle des Weinstocks) und übernachtete in der schönen Oase Sidi-Chelil. Am nächsten Tage folgte eine Oase auf die andere: Scheriâet bel Kassem ben Thaïeb, Zauïa, Bahar en Nachlat („Palmenmeer"), Zauïet er-Rehieb, Urhlana („Unsere Zuflucht") und Dschamâ („Moschee"), wo der Scheich, ein mächtiger Neger von fünfzig Jahren, vor Freude über den Besuch sprang und sein Möglichstes that, um seinem Gaste den Aufenthalt angenehm zu machen. Und wie der Scheich, so war auch das Dorf: die Straßen reinlich, die Häuser verhältnißmäßig elegant, die Bewohner, meist Neger, von gutem Aussehen und ordentlich gekleidet. Einen Gegensatz dazu bildete Sidi Amran, welches man am folgenden Morgen passirte. Diese Oase ist auf dem Niedergange begriffen, seitdem Ali Bey's Raubgesellen dort gehaust haben: viele Häuser sind verfallen, viele Einwohner zerlumpt und überall fließt aus den schlecht im Stande gehaltenen Bewässerungsgräben das magnesiahaltige Wasser heraus. Um ein Uhr Mittags erreichte Largeau das Schott Mgharrin („die Löcher"), wo 1854 der Kampf gegen die Ben-Dschellab stattfand, durch welchen das Uëd Righ in den Besitz der Franzosen überging, um 5 Uhr die Oase Osur („die befestigten Dörfer"), ließ die Oase Mgharrin („die Löcher") und den Palmenwald Tebesbest („Fließendes Wasser") zur Seite liegen und hielt um $7^{1}/_{4}$ Uhr seinen Einzug in die „edle und berühmte" Stadt Tuggurt.

Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

II.

Endlich am zweiten Mai erhielt ich ein Schreiben von Herrn Naretti, in welchem mir mitgetheilt wurde, daß er sofort in meiner Angelegenheit an den Negus Negesti geschrieben habe, und daß er in zehn Tagen eine Antwort erwarte, die mir dann, wie wir abgemacht hatten, nach dem Gorgora-Gebirge nachgeschickt werden solle. Er fügte zugleich bei, daß Bitvadet Tedla vom Negus Negesti nur Befehl für seine Provinzen erhalten habe, keineswegs aber für das Land des Negus Tekla Haimanot. Falls ich dies, ohne den Brief des Negus Negesti abzuwarten, besuchen wolle, stehe mir kein Hinderniß im Wege; Bitvadet Tedla könne mir aber keine Garantie geben und auch dem mich begleitenden Offizier nicht erlauben, dies Land zu betreten. Um Zeit zu gewinnen, begab ich mich von Kalanudsch nach Gondar, zumal da ich nicht wußte, ob ich später Gelegenheit finden würde, diese sehr interessante Stadt zu besuchen. Am 5. Mai kam ich in Gondar an, verließ aber die Stadt, nachdem ich einen Specialplan derselben entworfen hatte, schon am 9. des Monats, um mich über Sunkara, Guramba, am Magetsch entlang, nach dem bisher so wenig bekannten Gorgora-Gebirge zu begeben. Am 10. Mai überschritten wir den sumpfigen Dirma-Fluß und kampirten am Fuße des Gebirges. Schon am nächsten Morgen bestieg ich die höchste Spitze desselben, den Berg Goraf (nach barometrischer Messung 2134 m über dem Meere), welcher Ausflug sehr wichtige Resultate in Bezug auf den geologischen Bau der Gebirgskette ergeben hat. Ich fand oben deutliche Reste eines mächtigen Lavastromes, den ich bis zum Tana-See verfolgen konnte, halb verschüttete Krater und ganz deutliche

Eruptivkegel. Eine Specialkarte dieses Gebirges werde ich folgen lassen. Die oberen Schichten der Berge bestehen aus krystallinischem Schiefer, die Unterlage bilden aber dieselben Sandsteinschichten, in welchen bei Tschelga tertiäre Kohlenablagerungen entdeckt wurden. Von der Goraffspitze, von wo ich zum ersten Male eine schöne Aussicht auf die Westufer des Tana-Sees genoß und einige wichtige Peilungen vorgenommen hatte, kehrte ich nach unserm am Tana-See gegenüber den Inseln Birsida Mariam und Angara Aunt Tekla Haimanot gelegenen Lagerplatze zurück. Gorgora ist äußerst reich an Flußpferden, welche hier ein sehr gemüthliches Leben führen, da sie kein Woto, wie in Korata, Mitraha und am Abai, decimirt. Wie bekannt, ist es einem Abyssinier verboten Flußpferdfleisch zu genießen; nur eine religiöse Sekte (eigentlich Heidensekte) betrachtet diesen kolossalen Dickhäuter als ganz besondern Leckerbissen; das Fleisch soll ziemlich schlecht sein, dagegen das Fett dem besten Schweinefett nichts nachgeben. Schön gearbeitete Gegenstände (Kurbatsche, Kämme, Stock- und Säbelgriffe, Zügel rc.) werden aus der Flußpferdhaut gearbeitet. Ich muß bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam machen, daß im Tana-See kein anderes, großes Säugethier lebt; von einem „ja bahar tedsa", von dem Heuglin erzählt, weiß Niemand etwas, und ich habe überall nach diesem, vielleicht manatiartigen Thiere, nachgeforscht. Sogar der amharische Name ist nicht bekannt. Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß es im Tana keine Manatis giebt.

Eine andere höchst interessante Entdeckung aber habe ich am Gorgora-Gebirge gemacht: eine merkwürdige, in dem Habitus an Ostrea erinnernde Conchylie, deren Schalen und lebendige Thiere wir am Strande häufig vorfanden. Mit Citronensaft schmecken dieselben wie echte Austern. Merkwürdig ist aber, daß ich dieselbe Species schon vorher am Abai und später nochmals auf der Dek-Insel in einem ausgesprochenen Eruptivgesteine (Tuff) eingeschlossen vorfand. Ich kann mir dies nur so erklären, daß als der Tana schon existirte, eine große Eruption und zwar im Süden stattfand. Meiner Ansicht nach ist der See zur tertiären Zeit in Folge einer großartigen, vulkanischen Thätigkeit im Norden (am Gorgora-Gebirge) entstanden. Der Abai, der früher als ein nicht bedeutender Fluß den auf der Karte durch Pfeile angedeuteten großen Bogen (jetzt um Dek und Dega) umschrieb, ist dadurch bis zu den Südwest- und Südufern verdrängt worden, obwohl sein ursprünglicher Lauf noch heute ganz deutlich zu verfolgen ist. Die beiden Abai-Strömungen sind (z. B. von Zegi aus betrachtet) im Tana-See wie zwei silberne Fäden angedeutet, und man kann auch, wenn man den See zwischen Korata und Zegi kreuzt, diese Strömungen wahrnehmen. Leider kann ich mich aus Zeitmangel über den ganzen Vorgang nicht näher verbreiten. Die zweite eruptive Thätigkeit fand, meiner Ansicht nach, im Süden statt, und verdanken ihr die Dek- und Dega-Insel im Tana-See ihre Entstehung, ebenso eine ganze Reihe von Inseln am Ostufer des Tana, und die den Abai-Lauf hemmenden, im ganzen Abai-Thale zerstreut liegenden Felsblöcke vulkanischen Ursprungs.

Ich wendete mich von Gorgora aus nach den nordwestlichen Ufern des Tana, überschritt den Bach Sar Wuha, der als Grenze zwischen Dembea und Dagossa bezeichnet wird, und betrat bald darauf die von mir so sehr ersehnten Westufer des Tana-Sees. Da der königliche Brief immer noch nicht eingetroffen war, so entschloß ich mich, auch ohne schriftliche Erlaubniß, Wendige, und somit das Gebiet des Negus Tekla Haimanot, zu besuchen. Die Grenze zwischen Wendige und Alefa bildet hier ein hoher Gebirgszug Namens Dengelber.

Nachdem wir hier am 16. Mai ohne Mühe die Zollstation Tokur Wuha passirt hatten, erreichten wir noch am selben Tage den Ort Konsela, den ersten in Wendige, und lagerten am Tana-See, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre, außer einer schönen Sonnenerscheinung um 10 Uhr 45 Minuten Vormittags, welche aber nach Aussage der Leute für uns sehr fatal sein sollte. Die Sonne hatte nämlich einen wunderschön ausgeprägten, in Regenbogenfarben sich darstellenden Hof um sich, und die Leute erinnerten sich sofort eines solchen Sonnenhofes am Tage der Eroberung von Magdala, d. h. am Todestage des Negus Theodor. Als aber um 10 Uhr 45 Minuten sich um die Sonne ein ebenfalls in Regenbogenfarben spielendes Kreuz gebildet, in dessen Mittelpunkt die verklärte Sonnenscheibe stand, und diese Erscheinung fast zehn Minuten lang gedauert hatte, war das Staunen sowie das Entsetzen der Leute derart, daß sie für uns, resp. für meine nicht erlaubte Reise, einen schlimmen Ausgang prophezeiten. Und sie sollten sich auch nicht irren. Nichts Böses ahnend, traten wir am folgenden Tage unsern Weitermarsch an, und gelangten in anderthalb Stunden nach dem eigentlichen Wendige. Kaum betraten wir das Dorf, als schon der Dorfschum (Ortsvorsteher) und mit ihm eine ganze Legion von Soldaten, Gaffern und Frauenzimmern uns entgegenkam, und da wir keinen Empfehlungsbrief des Negus Tekla Haimanot vorweisen konnten, uns am Weitermarsch verhindern wollte. Vergebens suchte ich dem seine Amtsgewalt durch entsetzliches Schreien manifestirenden Schum klarzulegen, daß ich vom Negus Negesti Erlaubniß zum Besuch dieser Länder habe. Es half nichts, ja der Schum war so unverschämt, daß er behauptete, ich wäre keineswegs Freund Seiner Salomonischen Majestät, ich sei von Metema gekommen und wolle unter diesem Vorwande meine Kisten, die voll von zollpflichtigen Waaren seien, durchschmuggeln. Ich ließ daraufhin Halt machen und in der Nähe des Tana-Sees unsere Zelte aufschlagen, um mich bei dem in der Nähe wohnenden Gouverneur von Wendige, dem Litsch Abai, über diese sonderbare Handlungsweise des Schum zu beklagen. Unglücklicherweise war aber Litsch Abai nicht zugegen, sondern nach den im Westen von Wendige gelegenen Negerstaaten Schimeledschani verreist. Ein Kourier wurde ihm nachgeschickt und wirklich kehrte der Litsch Abai in drei Tagen zurück.

Diese Zeit habe ich dazu benutzt, um einige kleine Exkursionen in die Umgebung zu unternehmen. So besuchte ich die äußerst merkwürdige Abaimündung (der Abai ist hier etwa 10 m breit), und in einer längern Reise das vulkanische Atschefer-Gebirge, gelangte aber nicht auf die höchste, Abenna benannte, Spitze desselben, sondern mußte, da mich ein Bote des Litsch Abai einholte, umkehren, um vor dem Gouverneur von Wendige zu erscheinen.

Dieser empfing mich sehr freundlich, und nachdem ich mich über die äußerst strafbare Handlungsweise seines Untergebenen, des Schum von Wendige, beklagt hatte, sollte dieser in meiner Gegenwart durchgepeitscht werden. Der Gouverneur versprach mir, mich bis zum Abai zu begleiten, und so schien es mir, daß ich doch noch zum Ziele meiner langen Reise, nach Zegi, und von da nach Bahrdar Georgis, wo meine Tana-Expedition ihr Ende nehmen sollte, gelangen würde. Am nächsten Morgen sollte aufgebrochen werden.

Ich begab mich also am 20. Mai mit der ganzen Karawane zum Litsch Abai, da mir derselbe einen zuverlässigen Führer bis Bahrdar versprochen hatte, fand ihn aber

einer andern Meinung als gestern. Er gab vor nicht die Verantwortung auf sich nehmen zu können, mich ohne speciellen Befehl des Negus Tekla Haimanot, beziehungsweise des Negus Negesti, durch dies Land gehen zu lassen. Ich sah sofort ein, daß der mich bis hierher begleitende Offizier des Bitvadet Tedla ihn zur Opposition überredet hatte. Es kam nun in seiner Hütte zu einer fürchterlichen Scene. Ich ließ den Offizier herbringen, machte ihn in Gegenwart des Litsch Abai und eines andern Schums für die mir geschehenen Beleidigungen verantwortlich, und entließ ihn sofort aus meinen Diensten. Bei Negus Johannes schwur ich, daß, falls er sich unterwegs bei mir sehen ließe, ich ihn sofort erschießen würde.

Eine Stunde später trat ich mit schwerem Herzen den Rückzug an; aber es war nicht anders möglich gewesen. In Afrika muß man sich an solche Zwischenfälle gewöhnen. Litsch Abai, ein sonst sehr liebenswürdiger Mann, begleitete mich zwei Stunden lang, und wir lagerten an diesem Tage wieder in Alefa, am Bache Dengelber.

Am 22. Mai erreichten wir wieder das Gorgora-Gebirge, kreuzten am 24. Mai die im Norden des Tana-Sees viele Kilometer breit und lang sich erstreckende Savanne, bemerkenswerth wegen der üppigen Bambusvegetation, welche hier förmliche Wälder, ein Versteck der Tokuls der Selan (Viehzüchter), bildet, und kehrten über Ferkaber und Ifag auf der großen Gondar-Straße nach Debra-Tabor zurück, welches am 28. Mai erreicht wurde.

Hier fand ich die erfreuliche Nachricht vor, daß Negus Negesti zu einer Reise nach den Ländern des Negus Tekla Haimanot mir Erlaubniß gegeben habe, daß aber Bitvadet Tedla, an den dieser Befehl ergangen, verreist sei. Derselbe kam erst am 31. Mai von seiner Reise zurück, so daß ich erst am 2. Juni von Neuem aufbrechen konnte. Ich wählte diesmal den Weg über Mahdera Mariam, einen sehr bedeutenden Marktort, etwa 16 km von Debra-Tabor in südwestlicher Richtung entfernt, und erreichte am 4. Juni wieder Korata.

Von meinen alten Freunden aufs Herzlichste, von der Priesterschaft aus Furcht aufs Demüthigste empfangen, trat ich am 7. Juni eine Tankoa-Fahrt nach der Zegi-Halbinsel an, bestieg die höchste Spitze Tekla Haimanot (nach Barometermessung 2074 m über dem Meere), welche äußerst wichtige Peilungen ergab, machte einen kurzen Ausflug nach dem südwestlich von Zegi gelegenen Orte Livo-livo, und sodann eine längere Reise nach Adina (in der Nähe der Abai-Mündung, d. h. in der Nähe desjenigen Punktes, den ich am 18. Mai von Wendige aus erreichte) und unternahm von hier eine vierstündige Fahrt nach der großen Insel Dek. Die viel interessantere Dega-Insel konnte ich nicht besuchen, da es Niemandem erlaubt ist, diesen heiligen nur von Einsiedler-Mönchen bewohnten, dem heiligen Stephan geweihten Boden zu betreten. Nach einer zwölfstündigen Tankoa-Fahrt (einer höchst qualvollen Art des Reisens) kehrte ich am 9. Juni nach Zegi zurück, und am 10. nach Korata. Die Zegi-Halbinsel ist hauptsächlich ihrer Kaffeeanpflanzungen wegen berühmt; der ganze Berg ist nichts als ein einziger, großer Kaffeegarten. Einige Kaffeebäume haben bis zu einem Meter Umfang! Der Kaffee wird meist nach Metema, weniger nach Massaua exportirt, soll aber nicht so gut sein, wie derjenige von Korata. Außer Kaffee gedeiht hier vorzüglich die Ensetbanane, und zwar die eßbare (Musa Ensete edulis), in den letzten Jahren sind aber leider diese reizenden Anpflanzungen durch eine Schweineart Namens Assama (Potamochoerus penicillatus), die hier zu Hunderten vorkommt, fast ganz zerstört worden. Dies merkwürdige Schwein ernährt sich fast ausschließlich von den Wurzeln dieser schönen Banane. Was mir hier besonders auffiel, ist die Niedlichkeit der meist steinernen Tokuls, wie überhaupt alle Ortschaften am Tana-See ein viel reinlicheres und freundlicheres Gepräge tragen, als die des Binnenlandes. Auch an Geistlichkeit mangelt es auf der Zegi-Halbinsel nicht; es sind hier nicht weniger als sieben Kirchen mit 1200 Priestern und Defteren.

Es war nun meine Absicht, die sich hier darbietende Gelegenheit, in den Ländern des Negus Tekla Haimanot reisen zu dürfen, auszunützen, und das Atschefer-Gebirge, hauptsächlich aber die im Westen gelegenen unter dem Kollektivnamen Schimeledschani bekannten Negerstaaten zu bereisen. Nach Korata zurückgekehrt, fand ich aber einen hier unterdessen eingetroffenen Kourier Seiner Aethiopischen Majestät vor, der mich zum König Johannes nach Zabul begleiten sollte, wo ich die Regenzeit in der Nähe Seiner Majestät zubringen werde.

Ueber Sara und Wansage an der felsigen, sehr pittoresken Kensil Amba vorbei, kehrte ich am 13. Juni wieder nach Debra-Tabor zurück.

Auch Herr Naretti mußte in Folge eines königlichen Befehls Debra-Tabor verlassen und ist am 18. Juni nach Zabul abgereist. Da ich aber noch meine Korrespondenz zu besorgen und die Karte des Tana-Sees anzufertigen hatte, da außerdem meine Maulthiere, nach den beiden Tana-Reisen sehr schwach, einer längern Ruhe bedurften, konnte ich nicht zu gleicher Zeit mit Naretti aufbrechen, sondern verlasse Debra-Tabor erst am 2. Juli. Zabul ist eine im Osten Abyssiniens gelegene, erst vor Kurzem vom Negus Johannes unterworfene Provinz, bewohnt vom Stamme der Zebu-Galla, ein ganz neues Gebiet, sowohl für den Geographen wie für den Naturforscher. Es soll ein sehr gesundes und fruchtbares Land sein, mit imposanten, grandiosen Urwäldern und noch immer voll von Elephanten, Löwen, Leoparden und gegen Adal zu auch Straußen. Der König Johannes läßt augenblicklich in Zabul, am Golima-Flusse, ein Palais und eine Kirche bauen, und wie man sich erzählt, hat er die Absicht, diese üppige, reiche Gegend zu seiner Residenz zu wählen.

Was nun noch den Tana-See im Allgemeinen anbetrifft, so bemerke ich schließlich, daß derselbe nach meiner Berechnung 2980 qkm Flächeninhalt zählt, während alle Inseln zusammen an 50 qkm Flächeninhalt haben dürften (davon nehmen die zwei Inseln Dek [40 qkm] und Dega [4 qkm] allein 44 qkm ein). Auf meinen Tankoa-Exkursionen habe ich nicht weniger als 300 Tiefenmessungen vorgenommen. Die größte Tiefe fand ich zwischen den Inseln Dega und Zegi mit 72 m; zwischen Korata und Zegi beträgt die tiefste Stelle 67 m; eine Reihe von Tiefen von 32 bis 47 m zwischen Dek und Adina und zwischen Korata und Zegi habe ich auf der Karte verzeichnet; ich bin aber fest überzeugt, daß sich die tiefsten Stellen (meiner Ansicht nach weit über 100 m) nördlich von Dega (zwischen Dek resp. Dega und Gorgora) vorfinden. In dem zerbrechlichen abyssinischen Fahrzeug kann man es aber nicht gut wagen, eine Tankoa-Fahrt in dieser Richtung zu machen.

Aus zehn hypsometrischen Beobachtungen (Korata, Abai, Neb, Mitraha, Kalamudsch, Ambo, Gorgora, Delgi, Wendige und Abai [2]) ergiebt sich für den Tana-See eine absolute Höhe von 1942 m über dem Meeresspiegel.

Außer den gemachten Sammlungen (reichhaltiges Herbarium, Tausende von Insekten, Krabben, einige Schlangen, Lacertiden, Hyänen rc., Fischskelete, Arachniden, komplete Conchyliensammlung, Gesteinsproben und andere) habe ich Gelegenheit gehabt, 250 anthropologische Messungen vorzunehmen (meine Tabellen zählen 35 Fragen) und über

2000 barometrische, thermometrische und hygrometrische Ablesungen. Astronomisch habe ich für 12 Punkte am Tana-See Breiten bestimmt (Korata, Abai bei Selselima, Abai bei Woreb, Reb, Mitraha, Kalamudsch, Dirma-Fluß, Birsida-Insel, Dengelber, Konsela, Wendige, Delgi), und an 500 Azimuthalpeilungen sind vorgenommen worden. Die Absendung dieser Beilagen kann aber wegen absoluten Zeitmangels erst von Zabul aus stattfinden.

Was nun meine Pläne für die Zukunft anbelangt, so habe ich schon vom Negus Negesti Erlaubniß erhalten, nach der Regenzeit die südlichen Gallaländer zu besuchen. Ich werde mich also Ende September über die bisher nicht bestiegenen höchsten Spitzen Abyssiniens Kollo und Džimba nach Debra-Tabor, wo ich den größten Theil meines Gepäcks zurücklasse, zurückbegeben, und dann eine Reise nach dem Atschefer und nach den Schimeledschani-Staaten im Westen des Tana-Sees unternehmen, um wenn möglich bis in die Nähe von Fazogl zu gelangen. Von dort gehe ich über Godscham nach Ghera, Enarea und Kaffa, und werde versuchen, ob es nicht möglich ist, entweder die Juba-Mündung, oder sogar über den ganz unbekannten Samburu-See und die hohen Berge Kenia und Kilimandscharo Zanzibar zu erreichen.

Sollte dies nicht gelingen, so kehre ich zurück und komme auf einer neuen Straße über Belessa, etwa im Frühjahr des Jahres 1883, in Massaua an.

Reise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo.

Von Dr. Theodor Bischoff.

Dr. Theodor Bischoff, geboren 1831 in Augsburg, gestorben am 8. August dieses Jahres in Aleppo, lebte seit 1853 mit geringen Unterbrechungen im Orient, von 1854 an als türkischer Militärarzt, von 1860 an als praktischer Arzt in Aleppo. Er hatte als Militärarzt ausgedehnte Reisen gemacht, die er auch noch von Aleppo aus fortsetzte, und gehörte ohne Zweifel zu den vorzüglichsten Kennern der Europäischen Türkei, Kleinasiens und Syriens. Er besuchte von Aleppo aus dreimal Palmyra, und über eine dieser Reisen findet sich ein ausführlicher Bericht in seinem Nachlaß, den Fräulein Emilie Bischoff in Augsburg, die Schwester des Verstorbenen, mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat. Diesem Bericht ist die hier veröffentlichte Beschreibung seiner Rückreise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo, in der außer stilistischen Kleinigkeiten nichts geändert ist, entnommen. Von Anfang Mai bis Mitte Juni dieses Jahres hat der Verstorbene eine Reise durch Cilicien und Kappadocien gemacht, auf der er auch nach Schaar im obern Sarusthal kam, daselbst die Ruinen der alten kappadocischen Priesterstadt Comana untersuchte, Inschriften kopirte, Photographien aufnahm u. s. w. Was aus den während dieser Reise geführten Tagebüchern, überhaupt aus den sämmtlichen Ergebnissen dieser Reise, nach Bischoff's Tode geworden ist, ist mir zur Stunde nicht bekannt.

Berlin, 1. Nov. 1881. Ed. Sachau.

* * *

Nach viertägigem Aufenthalte in Palmyra trat Bischoff am 9. Mai 1873 die Rückreise an und nahm einen Sohn des Schech Fâris, den 15jährigen Mhösen, mit sich, um ihn in Aleppo ärztlich zu behandeln und von einer chronischen Augenkrankheit zu befreien.

„Es war ein heißer Tag und mittlerweile schon 7 Uhr Morgens geworden. Wir wollten frühzeitig in Erek eintreffen, um von dort nach kurzer Rast noch an demselben Tage nach Sychne zu kommen. Wir trieben also unsere Pferde und Kameele zu rascherm Marsche an und gelangten gegen 1 Uhr nach Erek. Der Weg von Palmyra nach Erek führt während der ersten drei Stunden [1]) durch eine Sandwüste; danach folgt etwas Gras- und Kalipflanzenwuchs bis $^1/_2$ Stunde vor Erek, das mit seinen ärmlichen Kornfeldern in einem kleinen Kessel liegt, der von einem Gießbach der starken Winterregen gebildet wird. Erek, 6 Stunden fast gerade östlich von Palmyra entfernt, besteht aus elenden Lehmhütten armer Beduinen und hat nur 60 bis 70 Einwohner mit 25 bis 30 Männern. So sehr ich mir Mühe gab etwas von Alterthümern zu entdecken, konnte ich doch weiter nichts auffinden als zwei große weiße Marmorblöcke, die einer ältern Zeit entstammen. Erek hat zwei Quellen von gutem Süßwasser und viele Soolbrunnen, sogenannte Dschbabs.

Nachdem wir uns bis Abends 7 Uhr gegen die furchtbare Gluth der Sonne geschützt und durch ein kräftiges Mahl gestärkt hatten, verließen wir Erek mit Sonnenuntergang und marschirten bei hellem Mondenscheine bis nach Sychne, wo wir um $1^1/_2$ Uhr nach Mitternacht eintrafen. Man rechnet die Entfernung von Erek nach Sychne gewöhnlich auf 9 Stunden, wir aber hatten sie in $6^1/_2$ Stunden zurückgelegt. Gleich hinter Erek, nachdem man die heißen Quellen außerhalb des Dorfes passirt hat, beginnt der Weg hügelig zu werden. Man reitet 3 bis 4 Stunden durch dies wellenförmige Terrain; danach aber wird die Gegend vollkommen flach und unfruchtbar und wird zur reinen, vegetationslosen Wüste, deren Boden aus Sand, kleinen schwärzlichen Kieselsteinen und grauer Erde besteht. So geht es fort bis zur Hälfte des Weges. Dann erhebt sich inmitten der ungeheuern Ebene eine spitzige Hügelkette bis zur Höhe von 200 Fuß, von den Arabern Dschebel Romanîn („Römerberg“) genannt. Hat man nun diese Hügelkette, sie rechts liegen lassend, passirt, so wird die Wüste wieder wellenförmig, bis sie endlich bei Sychne ziemlich bedeutende Hügel aufzuweisen hat. Auf einem derselben, eine Viertelstunde von Sychne entfernt, befindet sich ein Wallfahrtsort, genannt Ziyaret Schech Wasil (Wasyl).

Es-Sychne (d. h. die heiße Quelle) ist so benannt, weil daselbst eine heiße Schwefelquelle ist, die den Bewohnern Trink- und Badewasser gewährt. Der Ort hat heute nur noch 130 Häuser, die von 600 bis 700 Personen bewohnt sind (davon 200 bis 250 Männer). Vor ungefähr 10 bis 12 Jahren zählte er noch 1200 bis 2000 Einwohner und konnte 600 waffenfähige Männer ins Feld stellen. Uneinigkeit unter ihren Schechs gab das Signal zur Auswanderung in die nächstgelegenen Ortschaften, so daß man heute die meisten Leute von Sychne in Aleppo, viele auch in Hama und Homs antrifft. Hierzu trugen zum Theil auch die schlechten Geschäfte mit den Beduinen bei, die eben jetzt, weil überall von den türkischen Truppen verfolgt, nicht mehr wie früher viele Ghazus machen können und daher keine Mittel haben, mit den Einwohnern von Sychne Geschäfte zu machen. „Wahr ist,“ sagten mir die Sycha-

[1]) Die angegebenen Stunden sind Kameelstunden. Eine Kameelstunde = $^3/_4$ Stunden für ein Pferd.

ner, „die Araber (d. h. die Beduinen) haben uns viel Schaden gethan, indem sie unser Obst und Getreide theils wegnahmen, theils augenblicklich wie die wilden Thiere auffraßen; allein dann kamen sie zu uns und verlangten vor Allem, wie die kleinen Kinder, Zucker, dann je nach ihren Bedürfnissen Kleider, Waffen, Pulver, Blei, Hufeisen u. s. w., was sie alles bei uns zu den höchsten Preisen bezahlen mußten. Diese Geschäfte haben aufgehört und deshalb haben viele Sychaner ihre Heimath verlassen.“

Es-Sychne liegt auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuß die heiße Quelle hervorsprudelt und zwei kleine Becken bildet, die offen unter freiem Himmel, nicht, wie in Tadmor, von Felsen überdeckt sind. Das eine größere Becken ist geräumig und stellenweise sehr tief, so daß ich darin herumschwimmen konnte. Der Hitzegrad beträgt 28° Réaum., und obwohl der Schwefelgehalt viel stärker ist als derjenige der Quelle von Palmyra, so ist doch dies Wasser, nachdem es abgekühlt ist, ganz gut trinkbar und verliert schnell von seinem starken Schwefelgeschmack. Süßwasser hat Sychne nicht. Einst besaß Es-Sychne schöne Obst- und Olivengärten, die aber in der letztern Zeit von den Aneze gänzlich abgehauen und verbrannt worden sind; heutigen Tags sind die Sychaner lediglich auf ihren Getreidebau und auf den Handel mit Pottasche, welche aus den zahlreich um Sychne wachsenden Kalipflanzen gebrannt wird, angewiesen. In der Nähe giebt es auch ziemlich reiche Salzgruben, die aber das türkische Gouvernement in Beschlag genommen hat. In dem Dorfe selbst stehen noch einige zwanzig Palmenbäume, die im Gegensatz zu denen von Palmyra gute Früchte tragen, außerdem noch einige Birn-, Apfel- und Olivenbäume. Von Es-Sychne nach Ed-Dêr am Euphrat, das jetzt der Sitz eines Wali Bascha geworden ist, sind es 30 Stunden. Auf dem ganzen Wege dorthin giebt es nur in dem achtzehn Stunden von Es-Sychne entfernten Dschüb-Kawakib (Sternen-Brunnen) Wasser.

Vier Stunden von Es-Sychne nach Norden liegt Et-Taibe. Von einem türkischen Offizier in Es-Sychne erfuhr ich, daß in Taibe nur noch eine alte Burg steht, von der das große Thor und der zur Hälfte abgebrochene Thurm noch erhalten sein soll. Außerhalb Taibe befindet sich ein alter Süßwasserkanal, der aber ausgetrocknet ist, und eine noch heute fließende Süßwasserquelle. Bis in die jüngste Zeit war der Ort unbewohnt; erst vor zwei bis drei Jahren, nachdem die Beduinen etwas unterdrückt worden sind, siedelten sich dort zehn bis zwölf Familien an, die noch in gutem Wohlsein dort vorhanden sind.

Die Weiber von Es-Sychne stehen in der Wüste im Rufe großer Schönheit; ja auch von Aleppinern hörte ich oft ihre Schönheit rühmen, fand aber diesen Ruf nicht begründet.

Denkmäler älterer Zeit hat Es-Sychne nicht aufzuweisen und wir wären gern noch einige Stunden weiter gereist, aber die Reise am Tage war unmöglich wegen der alles versengenden Sonnengluth. Wir mußten bis zum Abend warten. Mit Sonnenuntergang verließen wir Es-Sychne am 10. Mai. Bei Mondschein und frischer Kühle zog meine kleine Karawane langsam, schweigsam und feierlich dahin, an der Spitze auf hohem Kameel Nims, der Diener des Schech Fâris von Tadmor, Liebeslieder singend. Der Mond schien herrlich, ich erfreute mich einer gehobenen Stimmung und hätte bald vergessen, daß ich in der Wüste sei, die so tückisch ist wie das Meer, als plötzlich ein heftiger Sturmwind mit einer Fluth von Staub, Sand und Steinen über uns hinfuhr. Zum Sturm gesellte sich Regen, finstere Wolkenmassen jagten am Himmel einher, und bald tobte ein Gewitter mit Donner und Blitzen in unbeschreiblicher Heftigkeit. Bei diesem Unwetter mochten wir in finsterer Nacht vielleicht eine Stunde fortgeritten sein, als wir in ein kleines sanft ansteigendes Thal einlenkten, das uns gegen den Wind einigen Schutz gewährte. Als wir dann wieder auf der von Buttam-Bäumen (Pistacia Terebinthus) bewachsenen Anhöhe anlangten, trat wieder der Mond aus den Wolken heraus und beleuchtete unsern steinigen Weg.

Der Weg ging Berg auf Berg ab und überall waren, wenn auch nicht ein Wald, so doch sehr nahe bei einander stehende, dunkelgrüne, dickblätterige Terebinthenbäume in großer Menge vorhanden. Endlich gelangten wir Nachts 2 Uhr in die Ebene, wo wir unter dem mächtigen Laubschirm umfangreicher Pistazien uns niederließen, ohne erst ein Zelt aufzuschlagen. Von Es-Sychne bis zu unserm Lagerplatze hatten wir $6\frac{1}{2}$ Stunden forcirten Marsches gemacht und beinahe vier Stunden begleiteten uns die zahlreichen Buttam-Bäume.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, Morgens $5\frac{1}{2}$ Uhr, saßen wir schon wieder im Sattel und nahmen die Richtung nach dem drei Stunden entfernten Kdem, wo wir wieder Wasser finden sollten, dessen wir um so mehr bedurften, als wir auf der Lagerstätte der letzten Nacht keins gehabt hatten. Auf eine stürmische Nacht folgte ein herrlicher Morgen; wir ritten durch eine blumenreiche Ebene. Neben gelbblühenden Salvia-Arten und Astragalacten standen in ganzen Kolonien beisammen weiß und roth blühende Silenen, die schwarze Hippaschien und Sphinx creticus umschwärmten, während beutelustige Caraben- und Colosoma-Arten um die Wette liefen und der dickleibige Pyramidenkäfer sich wohlbehäbig der Sonnenstrahlen erfreute. Auch das Geschlecht der Vögel war vertreten; neben einer großen Menge von Lerchen und Zeisigen umkreisten uns Schaaren von Raben und Geiern. Hier sah ich zum ersten Mal Rudel von 50 bis 100 Gazellen sich erheben und eine ziemliche Anzahl von Hasen kreuzte unsern Weg. Morgens 9 Uhr kamen wir nach Kdem oder Dschüb Kdem. Hart am Brunnen von Kdem, der nur schlechtes Schwefelwasser enthält, machten wir Halt, schlugen unser Zelt auf und erquickten uns an Kaffee. Von Es-Sychne aus in nordwestlicher Richtung begleiteten uns außer dem fünf Stunden langen Dschebel Ed-Dahak noch der Berg Dschebel El-Mukabera, an den sich die Berge Dschebel Elwaîr und Dschebel El-Kdemich anschlossen. Auf der Specialkarte von Kiepert beginnen diese 300 bis 400 Fuß hohen Berge erst einige Stunden von Es-Sychne gegen Norden; sie müssen aber schon bei Es-Sychne eingezeichnet werden, um so mehr als die ganze Gegend um Es-Sychne sehr hügelig und der Karstformation ähnlich ist. Nachdem wir uns bei Dschüb Kdem bis Nachmittags 3 Uhr aufgehalten hatten, zogen wir weiter gegen Norden und gelangten nach einer halben Stunde in das Wadi El-Faska, d. h. Verbrecherthal, so benannt, weil zwei Scheichs sich so lange dort beschossen, bis beide todt niederstürzten. Ihre beiden Grabhügel erreichten wir nach einer Stunde. Nachdem wir in diesem Thal $4\frac{1}{2}$ Stunden bis gegen Sonnenuntergang fortgezogen waren, machten wir Halt und rasteten bis Mitternacht; um 1 Uhr des 12. Mai saßen wir wieder auf und ritten in dem Wadi El-Faska weiter, das $6\frac{1}{2}$ bis 7 Stunden lang ist. Nachdem wir eine kleine Anhöhe hinaufgeritten waren, kamen wir zu den Ruinen der einstigen Stadt Aschika (‘Aŝhîka). Diese Ruinen sind wohl nicht mehr als 80 bis 90 Jahre alt; mein Führer Schech Mahmud erzählte mir, daß sein Großvater noch ganz genau über die Stadt und ihre Gärten Aufschluß zu

geben wußte. Vorhanden sind noch theils liegende theils stehende Säulen gemischten Styls und der Rest eines Thores, was alles auf eine byzantinische Stadt schließen ließe. Vergebens suchte ich nach griechischen und arabischen Inschriften. Ich fand mehrere ausgetrocknete Brunnen und Anlagen von Weinbergen und Gärten. Nach Besichtigung dieser Ruinen ritten wir abwärts nach einem kleinen Thale Wadi El Horbeka. Kaum waren wir eine halbe Stunde in demselben dahingeritten, so rief Naum (ein Begleiter Dr. Bischoff's aus Aleppo), der etwas zurückgeblieben war, uns zu: „Seht hin, Beduinen überfallen uns, kommen in Carrière auf uns losgesprengt. Werft die Kameele nieder, kauert nieder hinter ihnen und steht fest.“ Wir stürzten von den Pferden, ließen die Kameele in einer Reihe sich lagern und stellten uns hinter ihnen auf, das Pferd in der linken, das Gewehr in der rechten Hand haltend. Dies war das Werk eines Augenblicks, aber ebenso schnell waren die Beduinen auf ihren vortrefflichen Pferden bei uns angelangt. Unter wildem Geheul schrien sie uns zu: „Zieht aus, zieht aus,“ allein statt aller Worte sandten Naum und ich ihnen ein Paar Kugeln zu; die meinige streifte nur leicht den Arm eines Mannes, während Naum ein Pferd und seinen Reiter zu Fall brachte. Anfänglich glaubte ich, beide müßten tödtlich getroffen sein, da der Reiter unter dem sterbenden Thiere, das hart in unserer Nähe gestürzt war, sich nicht rührte; endlich aber kroch er unter dem Bauch seines Pferdes hervor und lief hinkend mit Hinterlassung seiner Lanze davon. Die übrigen 20 Beduinen hatten sich vor unserer kräftigen und so erfolgreichen Vertheidigung sofort seitwärts gewendet, versammelten sich außerhalb Schußweite und hielten augenscheinlich Rath. Es war gut, daß sie nicht wußten, welchen Schrecken sie in unserm Lager eingeflößt hatten. Hasan Agha und die Palmyraner hatten ihre Schießwaffen versteckt und Schech Mahmud schrie und tobte wegen einiger davon gelaufener Kameele, auf die während des Angriffs Niemand Acht gegeben hatte, die aber bald darauf in nächster Nähe wiedergefunden wurden. Die Beduinen, eingeschüchtert durch ihren unglücklichen Angriff, besannen sich noch immer. Endlich schickte ich Schech Mahmud als Parlamentär zu ihnen und ließ ihnen sagen, sie sollten sich nicht unterstehen uns nochmals anzugreifen; sie wüßten wohl nicht, mit wem sie zu thun hätten; daß ich als Deutscher und Ingenieur für die Eisenbahn nach Bagdad (ich gab mich deshalb für einen Ingenieur aus, weil es allen Beduinenstämmen von Aleppo bis Bagdad bekannt war, daß die türkische Regierung Ingenieure für den Eisenbahnbau in diese Gegend ausgeschickt habe) unter dem Schutz der türkischen Regierung stehe. Nun ritt der Führer der Bande vor und schrie: „Sag' dem Beg, er möchte uns verzeihen; wir hätten nicht gewußt, wer er wäre; wir glaubten es nur mit Leuten aus Sychne oder Erek zu thun zu haben. Mag das Pferd todt sein. Besser wäre es freilich gewesen, ihr hättet den Reiter getödtet. Ach, wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute! Aber genug, es ist an seines Herrn Stelle gefallen und ich erbitte mir nur von dem Beg, das Sattelzeug und die Lanze holen zu dürfen.“ Nachdem ich ihm meine Erlaubniß gegeben, kam er mit einem Andern und nahm dem Pferde das wenige Geschirr ab, wobei er fortwährend jammerte: „Ach wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute.“ Und in der That war es ein edles Thier, das seinem Besitzer wohl den Preis von 200 bis 300 türkischen Pfunden in Aleppo eingetragen haben würde. Wir aber zogen dann ruhig unseres Weges nach Norden nach Serie, während die Beduinen südwärts verschwanden. Mittags 11 Uhr waren wir bei den Drei Brunnen in der Ebene angelangt, welche Omer Pascha, der Gouverneur von Ed-Dêr, hatte verschütten lassen; aus dem einen hatten aber die Beduinen den Schutt wieder ausgeräumt und jetzt gewährt dieser Brunnen mit seinem hellen, süßen Gewässer dem lechzenden Wüstenreisenden ein unbeschreibliches Labsal. Serie selbst liegt auf mehreren kleinen Anhöhen, von den Aleppinern Esri genannt. Seiner Zeit muß es eine ziemlich große Stadt gewesen sein. Von den zahlreichen Ueberresten und Ruinen möchte ich nur den einen großen Bau im Südosten und den antiken Tempel mit vielen korinthischen Säulen auf der Anhöhe im Südwesten erwähnen. Obwohl noch überall auf dem ganzen Ruinenfeld eine Masse von Kapitälen und Säulenstücken umherliegt, so konnte ich doch keine einzige griechische Inschrift entdecken, nur einige kufische oder arabische, aber alle höchst mangelhaft erhalten. Nur aus einer Inschrift konnte ich ermitteln, daß der betreffende Bau im Namen des Malik Sêf Ed-dole aufgeführt worden sei; die Inschrift war aber nur Fragment, und es war nicht zu ersehen, auf welchen Bau sie sich bezog. Indeß geht doch so viel aus dieser Inschrift hervor, daß die Stadt Serie zur Zeit des Sêf Ed-dole noch blühte und ihm als Fürsten von Aleppo unterthan war.

Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg und gelangten in $5^1/_2$ Stunden zur Quelle Ain Ez-Zerka, auch schlechtweg Ez-Zerka (die Bläuliche) genannt, die in einem Kessel von Kreide und Kalkschichten einen ziemlich großen Froschteich bildet. Da das Wasser dieser Quelle ziemlich schlecht war, ritten wir auf den Rath von Schech Mahmud noch eine halbe Stunde weiter zu einer zweiten Quelle, genannt Ez-zreika („die kleine Bläuliche“), wo wir übernachteten.

Am Dienstag den 13. Mai Morgens 5 Uhr waren wir schon wieder im Sattel und gelangten nach einer halben Stunde zu einer dritten Quelle, 'Ain-el ghazal (Gazellenquelle). Nach weiteren $2^1/_2$ Stunden kamen wir bei einem alten, allein stehenden Gebäude vorbei, das einst eine Kirche oder ein Kloster gewesen sein mag, und erreichten nach $2^1/_2$ Stunden das aus Basalt erbaute Chunasara. Von der Geschichte dieses Ortes wissen wir nur so viel, daß der Omajjadische Chalife Omar Abdelaziz hier residirt hat, und daß Kaiser Basilius und später Tadsch Eddole ihn zerstört haben. Ibn Schichne erwähnt in seiner Geschichte von Aleppo, daß Chunasara eine große, feste Stadt sei mit Kastell und Mauern, erbaut aus schwarzem Gestein. Weder Thomson noch von Kremer haben sie besucht, abgehalten von der Furcht vor den Aneze; ich bin also wohl der erste Europäer, der diese Ruinen besucht und durchwandert hat.

Das ganze Ruinenfeld von Chunasara beträgt in der Länge über eine gute Stunde; in der Mitte stehen heute noch zwei große Gebäude, die zwar sehr gelitten haben, aber noch bis zur Hälfte vorhanden sind. Das eine ist die Ruine einer Kirche, über deren Portal zwei Kreuze nach Form der Malteser Ritterkreuze angebracht sind; das andere ist wahrscheinlich ein kastellartiges Gebäude gewesen, das mit eben solchen Steinfenstern versehen war, wie die Gebäude von Bara, Kefr Late und im Hauran. Beide sind aus unbehauenen Basaltblöcken erbaut, die jedoch mit Mörtel verbunden waren. Außerdem stehen noch einige Mauerreste von der hart am Berge auf einer kleinen Anhöhe liegenden Festung, wo ich einen Steinblock mit einer griechischen Inschrift fand.

Kommt man von der Festung herunter, so gelangt man in das Quartier der Tempel und Basiliken, deren Grundrisse noch zu erkennen sind. Ich zählte in Chunasara in der Festung selbst eine Kirche im Nordosten, vier Kirchen im

Süden und zwei im Westen, in deren Nähe die meisten Säulen und Kapitäle verschiedenen Styles sich vorfanden. Sämmtliche Ruinen bestehen aus Basalt. In jedem Hause fand ich noch Brunnen vor, die gutes süßes Wasser haben. Von weißem Marmor habe ich nur drei kannelirte Säulenstücke gefunden. Bemerkenswerth ist, daß sich vor jedem Hause ein großer Steintrog findet. Im Osten fand ich auch ein ziemlich großes, einstiges Wasserbecken und im Westen ein kolossales Steingrab, aber ohne Inschrift.

Nachdem ich acht Stunden auf diesem großen, eine Stunde langen und über eine halbe Stunde breiten Ruinenfelde umhergewandert war, gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Nach einem Ritt von sechs Stunden gelangten wir nach Hakla, das in der nächsten Nähe des Salzsees von Dschibul liegt. Am folgenden Tage, Mittwoch den 14. Mai, setzten wir in aller Frühe unsere Reise fort, über Sphiri, das drei Stunden von Hakla entfernt ist, und trafen Mittags 1 Uhr wieder in Aleppo ein."

Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

I.

Unsere Kenntniß der Sitten und Gebräuche der umfangreichen Inselwelt des westlichen Stillen Oceans gleicht in mancher Hinsicht einem Buch, dessen Bogen noch nicht aufgeschnitten sind; nur hier und da läßt sich ein Blick in dieselben werfen, gewisse räthselhafte Vorgänge sehen wir da erwähnt, die eigentliche Ursache verbirgt vielleicht die vorhergehende verschlossene Seite. Jeder Bogen, der aufgeschnitten wird, enthüllt neue ungeahnte Gebilde, giebt zu neuen Gedanken Anlaß. So enthalten denn auch die Mittheilungen, die der Rev. Codrington an die Royal Society von Victoria über Gebräuche auf der Insel Mota der Banks-Gruppe gelangen ließ und kürzlich in erweiterter Form im Organe der anthropologischen Gesellschaft zu London publicirt hat, manches Neue, von dem ich hier eine Auswahl, verbunden mit mir gemachten Nachrichten Anderer, geben will. Nur selten hat ein Fremder solche Gelegenheit in das innerste Volksleben zu dringen, als gerade der Missionair, und selbst ihm gelingt es nur in besonderen Fällen Auskunft über religiöse oder sonstige geheime Gebräuche zu erhalten, denn abgesehen von der genauen Kenntniß der Sprache ist die gegebene Mittheilung in den meisten Fällen sehr lückenhaft, nicht etwa aus bösem Willen, sondern einfach weil der Eingeborene selber den eigentlichen Sinn jener alten Gebräuche nicht kennt und dieselben lediglich, weil es schon seine Eltern so gethan, mitmacht. Die wenigen Wissenden bewahren das Geheimniß und vererben dasselbe auf den Sohn oder nehmen es mit in das Grab. Dazu kommt auch die wachsende Macht der Civilisation, und ist es daher nicht zu verwundern, daß viele Gebräuche und Einrichtungen ihres geheimnißvollen Charakters jetzt völlig entkleidet sind und lediglich zur Belustigung, könnte man fast sagen, dienen. Speciell ist das auch bei der Mehrzahl der im Nachfolgenden geschilderten Anschauungen und Einrichtungen der Fall, da die Bewohner Motas zum Theil Christen, zum Theil vom Christenthum beeinflußt sind.

Gerade im Westpacifischen Ocean unter den Bewohnern der Melanesischen Inseln, der Neu-Hebriden, Salomo-Inseln, von Neu-Britannien, Neu-Irland u. s. w. ist noch heute ein bestimmtes geregeltes Gemeindeleben nicht zu verkennen, dessen Erforschung und Klarlegung uns eine Fülle von werthvollem Material zur Kunde des Menschen geben würde. Jeder kleine Stein zum dereinstigen Bau möge daher willkommen geheißen werden.

Obschon die Bewohner der Banksgruppe verschiedene Dialekte reden, so verbindet doch alle ein gemeinsames Band, das ihrer Eintheilung in zwei große Familien, auf Mota „veve", d. h. Mutter, genannt. Jeden Angehörigen derselben Familie bezeichnet man mit dem Namen „sogoi" und sagt von ihm: „Die Mutter ist eine." Die Kinder gehören der Familie an, aus der ihre Mutter stammt, die Kinder der Schwester des Mannes dagegen sind dessen nächste Verwandte, sie setzen, so zu sagen, seine Familie fort. Diejenigen derselben veve nennt man: „auf einer Seite des Hauses," diejenigen der andern: „auf der andern Seite des Hauses." Ein Mann muß stets eine Angehörige der andern Seite des Hauses, d. h. der andern Familie, heirathen; zwar kommt das Weib dann nicht direkt auf seine Seite resp. in seine veve, nähert sich derselben jedoch und alsdann bezeichnet man ihre Stellung als „an der Thür". Auf Mota zergliedern sich die zwei Familien wieder in je vier Zweige und diese wieder in mehrere Unterabtheilungen, die genau von einander unterschieden werden. Die einzelnen Abtheilungen haben vielfach als gemeinsames Geschlechtswappen, könnte man fast sagen, irgend ein Kennzeichen, besonders sind Thiere bevorzugt. Mit diesen wähnen sie sich in einem gewissen Zusammenhang, in ihnen glauben sie ihr zweites Ich. Ein solches Objekt, sei es eine Eidechse, Schlange oder gar ein Haifisch, hat den Namen „tamaniu", d. h. Gleichheit. Seine Wahl bestimmt irgend eine Vorliebe, Grille resp. das Erscheinen irgend eines lebendigen Thieres nach dem Trinken des Aufgusses gewisser Kräuter auf oder in dem zusammengehäuften Bodensatze derselben. Uebrigens füttert man dasselbe weder noch verehrt es, nur sucht man es nach Kräften vor Schaden zu hüten, denn das Leben ist jetzt eng mit ihm verbunden. Erkrankt es oder verschwindet von seinem gewohnten Aufenthaltsorte, so wird auch ein Mensch erkranken, und stirbt das Thier oder findet sich nicht wieder an, so stirbt auch er. Bei allen plötzlichen Erkrankungen wird daher zuerst nach dem tamaniu gesehen. Das einmal erwählte Thier oder dergleichen bleibt auch den Nachkommen eigenthümlich. So kommt es, daß diese kurz sagen, wir stammen von der Eidechse u. s. w. Es gleicht diese ganze Auffassung dem aus der Fetischvorstellung erwachsenen Begriff des totem der Indianer Nordamerikas, dem kubong der Australier, dem kalid der Bewohner der Palau-Inseln u. s. w. Dem Namen der einzelnen Stammesangehörigen wird häufig der Ort ihrer ursprünglichen Herkunft beigesetzt, so heißt z. B. auf Mota eine Familie: „Talo Sepere", von Sepere, einem Dorfe auf Vanua Lava.

Grundbesitz und Erbrecht.

Grundbesitz wird niemals veräußert. Stets vererbt sich das Landstück auf die Verwandten „derselben Seite des Hauses“, d. h. auf die Kinder der Schwester, doch erwerben in der Regel die Söhne des Verstorbenen dasselbe durch Zahlung einer Abstandssumme, sei es an Muschelgeld, Schweinen oder dergleichen. Oft ist es der Fall, daß einzelne auf dem bepflanzten Land stehende Palmen einem Fremden gehören, strenge wird darauf gehalten, daß deren Ertrag dann ausschließlich diesem zufalle. Erstgeburtsrecht hat keinerlei Vorzug. Im Falle keine männliche Nachkommen leben, fällt den Töchtern die Hinterlassenschaft zu. Vor dem Tode bestimmt der Mann genau, was seinen Kindern zukommen soll, resp. was diese eventuell dem rechtmäßigen Erben, d. h. den Kindern seiner Schwester, geben müssen.

Gebräuche bei der Geburt.

Nach der Geburt eines Kindes werden von den Eltern weder Fleischspeisen noch Fische gegessen; sie könnten das Kind krank machen. Dasselbe würde eintreten, wenn der Vater nach der Geburt des ersten Kindes im Laufe eines Monats schwere Arbeit verrichtete. Vor der Erstgeburt darf die Frau niemals Fische essen, die mit der Schlinge, dem Netze oder in einer Falle gefangen sind. Aehnliche Gebräuche sind auch von den Viti bekannt. Ebenso wie dort ist Kindermord auch allgemein geübt, sowohl vor wie nach der Geburt. Oft veranlaßt ihn schon eine angethaene Beleidigung Seitens des Gatten, oft aber ist auch Eitelkeit die Ursache; die Frau liebt es nämlich, möglichst lange als Jungfrau angesehen zu werden. Ist das Kind ein Mädchen, so hat es mehr Aussicht am Leben zu bleiben, da es ja gewissermaßen die Stammhalterin der Familie ist.

Verhältniß der Geschlechter zu einander.

Bleibt der Knabe am Leben und wird mannbar, so verläßt er zur Nacht stets die elterliche Hütte, um im „gamal“, dem Gemeindehaus (dem Mbure der Vitianer), zu schlafen. Das Mädchen wird strenge gehütet, niemals darf es allein sich selber überlassen werden. Es ist daher durchaus nicht ungewöhnlich, daß es bis zur Heirath keusch bleibt. Ehebruch giebt dem beleidigten Gatten das Recht das Weib zu Tode zu schlagen, ebenso den betreffenden Mann, wo er ihn findet, zu tödten. Wie erwähnt, darf niemals eine Verbindung zwischen Mitgliedern derselben veve, so zu sagen Blutsverwandten, stattfinden, geschähe dieses dennoch, würde deren Besitzthum der Rache des Volkes anheimfallen, die Pflanzungen zerstört, die Schweine getödtet werden. Derselbe Gebrauch herrscht auch auf den Viti-Inseln.

Heirath und Verhältniß zu den Schwiegereltern.

Jede Heirath wird durch die Verwandten zu Stande gebracht. Dem Vater der Erkorenen leistet man eine gewisse Summe oder ein Geschenk als Abstandszahlung. Weitere Ceremonien finden nicht statt, doch wird der Hochzeitsschmaus nur selten vergessen. Bei demselben macht der Vater der Braut dem Schwiegersohn ein Geschenk, das jedoch nicht demjenigen gleichen darf, welches er von diesem erhalten hat. Erst nach dem Feste gehört die Braut dem Erwählten als Frau an. Im Allgemeinen nimmt der Mann zwei Frauen, nur auf Vanua Lava begnügt er sich nicht damit, doch richtet sich das lediglich nach dem Mehr oder Minder der vorhandenen Nahrungsmittel. Vielmännerei (Polyandrie) existirt nur selten, niemals zwischen jungen Leuten. Bei der Wittwenschaft ist es eine Art Uebereinkommen, daß zwei Wittwer mit einer Wittwe leben. Sie gehört beiden, ebenso die Kinder. Im Falle Mann und Frau sich zu trennen beabsichtigen, muß der Vater der Frau die ihm geleistete Abfindungssumme zurückzahlen, sobald er von einem neuen Schwiegersohn eine solche erhält. Jede Wittwe ist der Willkür der Verwandten ihres verstorbenen Mannes preisgegeben, wenn nicht ihr Brautpreis zurückgezahlt wird.

Das Verhältniß zu den Schwiegereltern ist ein eigenartiges. Niemals spricht der Mann den Namen seines Schwiegervaters aus, vermeidet es im Verkehr über dessen Haupt befindliche Gegenstände herabzunehmen, oder über die Beine des etwa Ruhenden zu steigen. Vielfach gehen beide gemeinsam ihren Beschäftigungen nach; nicht so ist es aber mit der Schwiegermutter. Sie wird möglichst gemieden, wie sie auch selber es meidet, den Schwiegersohn anzusehen, gegenseitige Unterhaltung aus einiger Entfernung bei abgewandten Gesichtern bleibt jedoch erlaubt. Begegnet man sich zufällig im Walde, so geht derjenige, dem es am bequemsten ist, aus dem Wege. In Vanua Lava meidet man sogar gegenseitig in die Fußtapfen der Schwiegermutter resp. Seitens dieser in die des Schwiegersohnes zu treten. Das Verhältniß zum Schwager ist ähnlich demjenigen zum Schwiegervater, nie wird sein Name oder auch nur ein Theil desselben genannt, ebenso wenig derjenige der Schwiegertöchter oder Söhne, doch ist die gegenseitige Unterhaltung durchaus nicht verboten. Auf Lepers Island wie auch in Viti dürfen dagegen selbst Bruder und Schwester nicht mit einander reden.

Annahme an Kindesstatt.

Sterben die Eltern, so werden die etwa hinterlassenen kleinen Kinder anderweitig adoptirt; geschieht dies in den ersten Lebensjahren, so werden dieselben in alle Rechte der neuen Familie eingesetzt; sind sie jedoch älter, so werden die natürlichen Bande wie auch das Erbrecht in alter Weise aufrecht erhalten.

Tödten der Alten und Kranken.

Allgemein ist der Brauch unheilbar Kranke oder im hohen Alter stehende Personen lebendig zu begraben. Einestheils geschieht dieses aus Mitleiden, um die Kranken von ihrer Pein, die Schwachen aus ihrer Hilflosigkeit zu erlösen, anderntheils aber auch, weil man müde ist dieselben zu pflegen. Auf den Viti wird neben dem Lebendigbegraben auch das Stranguliren geübt. Bei einigen Stämmen wird der Unglückliche in eine kunstvoll gearbeitete Höhlung gelegt, um ihn herum Nahrung angehäuft; so lange er diese erreichen kann, läßt man ihn leben, ist er zu schwach dazu, wird die Grube einfach zugeworfen.

Glaube an Geister.

Wie bei allen wilden Völkern ist der Glaube an eine umfangreiche Geisterwelt ein allgemeiner. Auf den Banks-Inseln unterscheidet man übrigens wohl die Geister der Verstorbenen, die nach dem Tode fortlebenden Seelen, die „tamate“, in den Neu-Hebriden natmas genannt, von den Gespenstern, unkörperlichen Wesen, die niemals mensch-

liche Gestalt gehabt haben, den „vui". Sobald die Seele, oder wie sie in Mota genannt wird, der „atai" (in Aurora „tamaniu", in Araga „nunuai" genannt), den Körper verlassen hat, beginnt sie ihre Wanderung. Anfangs entfernt sie sich nicht weit und kann noch mit vereinten Kräften zurückgerufen werden. Die Hinterbliebenen rufen daher, sobald das Leben entflohen oder im Erlöschen ist, mit lauter Stimme den Namen des Sterbenden oder Todten, in der Hoffnung, der atai solle es hören und zurückkehren. Ebenso ist man der Meinung, die Seele könne unmittelbar nach dem Entweichen wieder eingefangen und zurückgebracht werden. So wird erzählt, daß vor nicht langer Zeit ein Mann in demselben Augenblicke, als sein Nachbar starb, ein Rauschen hörte, schnell in die Luft griff, glaubend, er habe den atai in seiner Hand gefangen. Rasch trat er zu dem Todten, öffnete die Hand über dessen Mund, in dem festen Glauben das Leben kehre zurück, allein sein Warten war vergeblich.

Der Leichnam wird am Todestage oder dem darauf folgenden Tage begraben. Nach fünf Tagen beginnen die Hinterbliebenen laut zu schreien und die Muschelhörner zu bearbeiten, um den tamate, in den sich die Seele nunmehr verwandelt, zu verscheuchen. Der gemeinsame Aufenthaltsort der Todten ist „Panoi", zu dem mehrere Eingänge auf den verschiedenen Inseln führen. Ob sie dort für ewige Zeiten oder nur für kürzere Dauer bleiben, ist zweifelhaft; nach einigen kommt die Seele nach einem gewissen Zeitraum an einen andern Ort, an dem sie in verjüngter körperlicher Gestalt weiterlebt. Zum zweiten Male alt geworden, verwandelt sie sich in die schwarzen, runzeligen, mißgestalteten Massen, die sich an die Stämme der Bäume hängen und die Nester der weißen Ameisen bilden. Panoi gleicht im Aeußern der Erde, es sind Wälder und Hütten dort, Alles ist jedoch körperlos, besteht gewissermaßen nur aus Nebel. Die Blätter der Bäume sind roth, das Leben dort entbehrt zahlreicher Annehmlichkeiten, es ist völlig plan- und zwecklos. So verkehren z. B. die Geister mit einander, bleiben jedoch sämmtlich ledig. Kein Wunder ist es daher, wenn dieses Jenseits im Allgemeinen gefürchtet wird. Ob Jemand gut oder böse im Leben war, ist für seinen Aufenthalt in der Schattenwelt gleichgiltig, der Arme wird jedoch belohnt, der geizige Reiche dagegen durch mancherlei Dinge gestraft. Er muß Koth essen, wird über spitze Steine geschleppt rc. [1]). Eine besondere Bevorzugung wird jungen Leuten zu Theil, die unter schwierigen Verhältnissen ihre Keuschheit bewahrt haben; sie kommen in mondhellen Nächten hervor, um zu tanzen. In der ersten Woche sind alle Geister völlig unfähig sich zu bewegen, dann erwachen sie, so zu sagen, und beginnen ihre neue Thätigkeit. In dunkelen Nächten kehren sie auf die Heimathinsel zurück, um dort umherzustreifen und allem Lebenden Schaden zu thun. In hellen Nächten hört man sie auf Mota am „Sura", dem Eingange zu Panoi auf der höchsten Bergspitze, auf den Scheeren der Landkrabben pfeifen und laut schreien. Ebenso auf den Kratern der Vulkane zu Vanua Lava und Santa Maria. Einige wählen zur Stätte ihrer unheilvollen Wirksamkeit das Meer und bedienen sich der fliegenden und anderer Fische, besonders solcher mit Stacheln, als Wurfgeschosse. Wird zufällig Jemand von einem solchen Fische verletzt, so heißt es, er sei vom tamate geschossen. Keiner, selbst Kinder sind nicht sicher, daß ein „wandernder Geist" in sie fährt. Uebernatürliche Stärke und Behendigkeit verräth dieses. Laut schreiend und tobend stürzen sie davon: Um den Geist zu bannen, ergreift man sie sobald als möglich, hält sie in den Rauch gewisser stark riechender Pflanzen, die ins Feuer geworfen werden, und ruft die Namen derjenigen Verstorbenen, deren Geist man in ihnen vermuthet. Wird der richtige genannt, so läßt das Wüthen des Besessenen sofort nach; er ruft: „Das ist er!" und geht geheilt davon. Erkrankt ein Kind schwer, so wird vermuthet, daß es sich verlaufen, vielleicht auf einem Grabe gelegen und so von dem betreffenden Geist besessen sei. Schnell werden nun bestimmte alte Frauen geholt, nur sie können helfen. Unter dem Murmeln von Zaubersprüchen blasen sie auf die Augen des Kranken und rufen den Namen desjenigen, von dem sie vermuthen, daß er den Tod des Kindes beabsichtige. Treffen sie den richtigen, so ist das Kind gerettet.

[1]) Aehnlich ist die Anschauung der Bewohner der südlichen Neu-Hebriden von dem Jenseits. Näheres darüber siehe „Globus" Bd. XXXVIII, Nro. 1.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die englische Regierung hat in diesem Jahre auf Cypern nicht weniger als 800 000 Oken (à 1276 Gramm) Heuschreckeneier aufkaufen und vernichten lassen.

— Die Gebrüder Krause (s. oben S. 286) haben am 6. November folgendes Telegramm nach Bremen gesandt: „Wir sind wohlbehalten in San Francisco angekommen und haben gute naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlungen mitgebracht. Wir haben die Tschuktschen-Halbinsel an mehreren Punkten besucht und gedenken den Winter im nördlichen Alaska zuzubringen."

Afrika.

— Die Zambesi-Expedition, welche die Mineralreichthümer des portugiesischen Ost-Afrika untersuchen sollte (s. oben S. 191), berichtet, daß die dortigen Goldfelder der Bearbeitung nicht werth seien, preist aber die Kohle vom Msatise-Flusse, im Centrum eines Kohlenbeckens, welches sie mit demjenigen von St. Etienne vergleicht. Ebendort wurden ansehnliche Lager von Magneteisenstein aufgefunden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

III.

Von seinen Reitern umgeben empfing der Aga von Tuggurt den Reisenden bei den ersten Palmen der Oase; es war der berühmte Mohamed ben Dris, ein prächtiger Araber von schönem Wuchse, hochgetragenem Kopfe, stolzem Gange, bronzenem Teint, mit scharfen Zügen und einem kurzen schwarzen Barte. Früher einfacher Spahi, wurde er bei der Belagerung von Paris unter der Kommune verwundet, kehrte als Lieutenant und mit dem Orden der Ehrenlegion nach Algerien zurück, wurde zum Aga von Uargla und später zum Aga des Uëd Righ und Suf ernannt. Er ist nur mäßig unterrichtet; alles, was er weiß, verdankt er dem oben erwähnten Colombo in Biskra. Als der erste oder einer der ersten seines Volkes hat er sich nach dem Code Napoleon verheirathet. Das sind die glänzenden Seiten dieses Mannes, mit welchem Largeau persönlich nicht immer hat zufrieden sein können.

Die Oase Tuggurt liegt 205 km südlich von Biskra; ihre größte Länge von N. nach S. mißt 8 km. Am Westende liegt die eigentliche Stadt und unweit derselben die dazu gehörigen Dörfer Nezla, Sidi Mohamed ben Musa und Zauïa Sidi ben Aziz, welche alle zusammen 6000 Einwohner zählen. Im Osten der Stadt erhebt sich die Kasba, ein weites unregelmäßiges Gebäude, welches die Wohnung des Aga, die Kaserne der Spahis und die kürzlich neu erbaute der algerischen Schützen umschließt. Die Aga-Wohnung besteht aus dem durchaus nicht bemerkenswerthen Palaste der früheren Sultane und einigen neuen Baulichkeiten. Zwischen der Stadt und der Kasba dehnt sich weithin der Marktplatz aus; die theils aus rohen Kalkblöcken, theils aus Luftziegeln errichteten Häuser haben gewöhnlich ein oberes Stockwerk; aber die meisten der den Platz umgebenden bestehen nur aus einem Erdgeschosse und ihr Dach ruht auf unregelmäßigen Säulenstellungen. Die Gassen sind eng und gewunden; die Hauptstraße ist bedeckt und deshalb dunkel. Sehenswerth ist allein die Große Moschee (Dschamâ Kebir), welche von einer Kuppel überragt wird und ein Minaret zur Seite hat; ihre Façade ist mit bunten Faïence-Ziegeln geschmückt; im Innern sind zwei gewölbte Kuppeln, die auf viereckigen Säulen ruhen, und ein prächtiger Stuhl für den Imam mit durchbrochenen Schnitzereien, welche die Hauptverse des Koran darstellen. Die übrigen zehn Moscheen der Stadt bieten nichts Bemerkenswerthes, nur daß die des Sidi Abd-er-Rahman reizend zwischen Palmen an einer Straßenkreuzung gelegen ist.

Die Bevölkerung von Tuggurt besteht aus Weißen, Sudan-Negern und eingeborenen Sahara-Negern. Zur weißen Race, welche ein Viertel der Gesammtzahl ausmachen, gehören die Araber, Berbern und Mehadscheria oder mohammedanischen Juden. Die ersteren sind Scheichs, Kadis, Tholba (Gelehrte), Marabuts und Kleinkrämer; die Berbern sind Beni-Mzab, welche Großhandel mit Datteln, Getreide und Wolle treiben und auf das Elend Anderer speculiren. Die jetzt nicht mehr zahlreichen Mehadscheria betreiben verschiedene Industrien; ihre Frauen sind schön. Die Sudan-Neger und die von freigelassenen Sklaven abstammenden Mischlinge machen ein weiteres Viertel der Bevölkerung aus; es sind theils Diener, theils verfertigen sie Körbe, Strohhüte und dergleichen. Die Hälfte der Einwohnerschaft gehört also zur Race der Sahara-Neger, welche unter verschiedenen Namen sich in allen bekannten Partien der Sa-

hara finden, und die Largeau — Gründe führt er nicht an — für Abkömmlinge der Aegypter hält.

Die Hauptnahrung der Tuggurtiner, wie überhaupt aller Bewohner des Uëd Righ, ist die Dattel, wie die Dattelpalme in der Sahara der „Baum“ schlechtweg ist, dessen Wichtigkeit für die Eingeborenen gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Seine Frucht wird frisch oder getrocknet verzehrt; nach der Trocknung, welche am Baume selbst stattfindet, hält sich die Dattel ein ganzes Jahr lang. Man bereitet aus ihr eine Art Honig, die gar nicht zu verachten ist; die Abfälle werden mit Weizenmehl vermischt und zu einem haltbaren Brote verbacken. Wohlbekannt ist der lagmi oder Palmenwein, welcher in frischem Zustande genau wie Most schmeckt, nur klarer und etwas sirupartig ist; gegohren berauscht er mehr wie Wein. Die Spitze, von Zweigen und Rinde befreit, ist eßbar und hat einen

Frau und Kind eines großen arabischen Häuptlings in der algerischen Sahara. (Nach einer Photographie.)

Nußgeschmack; aus den Blättern macht man Körbe, Hüte und Fächer, aus den Zweigen treffliche Latten für die Hausterrassen. Der Bast wird zu Schnüren verarbeitet, der Stamm zu Balken oder Brettern, mit welchen letzteren man die Brunnen verschalt.

Bei der Herstellung der letzteren verfahren die Neger in Tuggurt folgendermaßen. Zuerst wird im Mittelpunkte des zu bewässernden Gebietes ein 4 bis 5 m tiefes Loch gegraben, welches sich sofort mit „ma fessed“, dickem, fauligem Wasser, füllt. Nun wird es mittels kleiner Säcke aus Leder oder Palmblättern leergeschöpft und mit Palmstämmen verschalt, worauf man rechts und links zwei geneigte Stämme aufrichtet, welche mit ihren oberen Enden zusammenstoßen und etwa $1\frac{1}{2}$ m vom Boden durch einen starken Querbalken aus hartem Holze verbunden sind, an welchem zwei Seile hängen; an dem einen ist eine quffa (Korb) befestigt, die zum Wegräumen des Schuttes dient. Das andere dient dem Brunnenarbeiter als Leiter. Derselbe steigt ohne Licht in die Grube hinab, ohne andere Instrumente als eine Hacke, fas genannt, wie sie zu Gartenarbeiten verwendet wird, und

damit allein unternimmt er es, die Schicht gipsigen Kalkes, welche unter dem Sande liegt, zu durchbrechen. Seine Arbeit ist nicht ohne Gefahren; manchmal erliegt er giftigen Gasen, oder zuweilen sprudelt nach Durchbrechung der Kalkschicht das Wasser mit solcher Macht hervor, daß der Unglückliche nicht Zeit mehr findet, sich nach oben zu retten.

Die mittlere Tiefe der Brunnen in Tuggurt beträgt 48 m; die Herstellungskosten belaufen sich, wenn keine besonderen Hindernisse dabei obwalten, auf 1500 bis 1800 Francs. Oft aber stößt der Brunnenmacher auf sehr hartes Gestein, das er mit seiner schwachen Hacke nicht zu durchbrechen vermag; dann muß er den Brunnen aufgeben. Oft sackt sich auch der von dem emporsprudelnden Wasser aufgewühlte Sand am Grunde des Brunnens und verstopft ihn vollständig; dann müssen die „Taucher" helfen. Diese fangen ihre Thätigkeit damit an, daß sie ein großes Feuer anzünden, sich neben demselben bis auf einen schmalen Gürtel entkleiden und die Ohren mit Ziegenfett verstopfen. Einer von ihnen setzt sich dann auf den Rand des Brunnens, schöpft mit der Hand Wasser, benetzt sich damit langsam Kopf und Brust und steigt nun allmälig hinein, bis ihm das Wasser an den Hals reicht. Dann spricht er in Gedanken ein kurzes Gebet, holt tief Athem und verschwindet, während einer seiner Gefährten den Leiterstrick ergreift und auf etwaige Nothsignale Acht hat. Nach etwa 3 Minuten spannt sich derselbe unter leichtem Hin- und Herschwanken straff; der

Ansicht der Kasba und der Oase von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Kamerad zieht sofort den mit Schutt gefüllten Korb in die Höhe und alsbald taucht auch der Kopf des Arbeiters auf, der von seinen Kameraden herausgezogen wird. Eine halbe Minute lang athmet er heftig, wäscht sich dann den Kopf, taucht noch einmal bis zum Halse ein und trocknet sich dann am Feuer, während ein anderer hinabtaucht. Schlaganfälle sind selten und kommen fast nur bei Lehrlingen vor; manche derselben müssen auch wegen heftigen Blutspuckens das Geschäft aufgeben.

Eine solche Reinigungsarbeit erhöht die Kosten des Brunnens um 1000 bis 1200 Francs auf 2500 bis 3000 Francs. Die französischen Brunnen im Uëd Righ, deren Zahl sich auf etwa 100 beläuft, kosten durchschnittlich 5285 Francs; die Hälfte davon tragen die Eingeborenen, und sie liefern im Mittel über 1100 Liter in der Minute.

Largeau hatte beschlossen, von Tuggurt aus das trockene Flußbett des Igharghar kennen zu lernen und auf einem noch nicht betretenen Wege Ghadames zu erreichen. Am 22. Januar traf der für ihn bestimmte Führer Rabah ben Amera ein, welchen der Aga von Uargla für ihn aus der Wüste hatte kommen lassen. Derselbe hatte etwas über Mittelgröße, war trocken wie das Land, in welchem er lebte, aber kräftig gebaut; sein Alter betrug anscheinend 50 bis 55 Jahre; sein schwarz gebranntes Gesicht hatte scharfe Züge, kleine graue hochliegende blitzende Augen, eine Nase wie ein Falkenschnabel und schmale, Kühnheit und Energie verrathende Lippen. Bekleidet war er, wie alle Nomaden, mit einer grobleinenen gandura (kurzes Hemde ohne Kragen und Aermel) und einem haïk (leichtes Gewebe), das mit dreifach umgewundener Schnur über einem schaschia (Mütz-

chen) festgehalten wird. Letzteres ist so schmierig, daß es ein Erbstück mindestens von seinem Großvater her sein muß. Etwas jüngern Datums ist der vielfach geflickte Burnus; Hosen gelten als überflüssiger Luxus, und die gelben Schuhe, deren Oberleder mehr angegriffen ist, als die Sohle, beweisen damit, daß sie für gewöhnlich in den tellis, jenen Säcken, mit welchen die Kameele beladen werden, stecken und nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt werden. Seine Bewaffnung bestand aus einer langen Steinschloßflinte, deren Kolben vielfach geflickt war, und seine Begleitung aus seinem 12jährigen Sohne Ahmed, einem intelligenten Jungen, der zum ersten Male in seinem Leben Tuggurt besuchte und alle die fremden Dinge mit großen Augen anstarrte. Sein älterer und die jüngeren Brüder waren bei der Mutter in der Wüste geblieben. Nabah gilt unter den Schâamba für einen guten Jäger; im Winter jagt er Gazellen und Antilopen in den Sanddünen, verkauft seine Beute in Uargla oder Ghadames und lebt die übrige Zeit mit Familie und Herde in der Wüste. In Uargla, wo er Palmen besitzt, hält er sich nur so lange auf, um sie abzuernten.

Mit zahlreichen Empfehlungsbriefen der Marabuts von Temasin und des Aga von Tuggurt an Einwohner von Ghadames und verschiedene Tuaregs versehen, verließ Largeau am Montag 25. Januar Nachmittags 2 Uhr Tuggurt, folgte zuerst dem von Palmen beschatteten Wege, der die Kasba vom Quartier Nezla trennt, und schlug dann die Richtung nach Süden ein. Bis an das Ende des Schott Bu Yru gab ihm der Aga das Geleite, und dort nahmen ihn wieder Sidi Mâammar und andere Marabuts in Empfang und führten ihn nach der etwas südlich von Temasin gelegenen Zauïa (Art Kloster) Tamellaht, wo in einem der Höfe ein Zelt für ihn aufgeschlagen war und eine treffliche Mahlzeit seiner harrte.

Mehadscheria (mohammedanischer Jude).

Junge mohammedanische Jüdin.

(Nach Photographien.)

Mehr als eine volle Stunde brauchte er am folgenden Morgen, um die Sebcha, welche sich von Temasin südwärts bis zur Oase Belet-Amer ausdehnt, zu überschreiten. Bei Aïn Atrus (Bock-Quelle), welche einen herrlichen Palmengarten bewässert, wurde gefrühstückt, dann eine wellige, sandige, mit Gypslamellen bestreute Ebene gekreuzt und kurz vor 4 Uhr auf einer höhern Stelle Halt gemacht. Jeder suchte sich sein Nachtlager hinter einem großen Busche Halfagras; als sie am Morgen des 27. um 4 Uhr sich erhoben, zeigte das Thermometer bei einer leichten Südostbrise nur 1° über Null. Um 4 Uhr 45 Minuten des 28. Januar war es bei Nordwind unter den Gefrierpunkt gefallen und ebenso um 3 Uhr 40 Minuten am 29. bei schwachem Ost. Diese Tagereisen im Einzelnen zu beschreiben, wäre wohl etwas ermüdend: der Weg führte in nahezu südlicher Richtung über abwechselnd sandige, thonige oder mit Kies bedeckte Ebenen, hier und da über niedrige Hügelrücken in großer Einförmigkeit hin. Nachdem sie aber am 29. Januar die bis höchstens 25 m ansteigenden Kudiat el-Charschat (Hügel der Rauhigkeit) überschritten hatten, standen sie am Rande einer weiten Depression, welche Largeau staunend betrachtete. Ihr Boden war gewellt, theils mit kleinen eckigen Brocken von Saharasandstein und Kieseln bedeckt, theils sandig und alsdann mit Sfar-Gras, Henna und Retem von 2 bis 3 m Höhe licht bestanden. Die steilen Ufer schienen im Südwesten an 100 m Höhe zu haben, während sich im Osten und Westen zwei breite Oeffnungen zeigten. Auf die Frage des Reisenden antwortete

der Führer: „Das ist ein todter Fluß!" Es war der Igharghar; nur er konnte solche Verhältnisse zeigen, denn kaum konnte man die Formen des jenseitigen Ufers unterscheiden. Dourneaux-Dupéré, Largeau's unglücklicher Vorgänger, hatte denselben bis zum Brunnen El-Aschija (31° 30′ nördl. Br.) erforscht, und dort gedachte Largeau sein unterbrochenes Werk aufzunehmen und weiter zu führen. Er brauchte volle 45 Minuten, um sein Bett zu kreuzen; jenseits betrat er ein sandiges, mit schöner Vegetation bedecktes Plateau, wo er zahlreiche Hasen von ihrem Lager

Nezla in der Oase Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

aufjagte. Der todte Fluß beschreibt an jener Stelle einen Bogen gegen Westen; seine stark koupirten Ufer sind von zahlreichen gur (Plur. von gara, steile, isolirte Felsmassen) eingefaßt. Drei Mal überschritt Largeau an jenem Tage sein breites, gewundenes Bett, welches mit so spitzen Sandsteinbrocken bedeckt war, daß er sein Schuhzeug zerriß und sich die Füße verletzte. Solche Steinwüsten nennt der Araber Hamed (Sing. Hamada, d. h. ein Ort, wo die

Die Dünen südlich von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Hitze unerträglich ist); im Sommer sind dieselben in der That abscheulich, wenn die Hitze dort 55° C. übersteigt. Im Winter aber beträgt die Temperatur bei Tage nur zwischen 20 und 30° und sinkt bei Nacht oft unter Null.

Um 4 Uhr wurde im Flußbett selbst gelagert. Der Himmel war mit Wolken bedeckt; der Ostwind blies heftig und heulte traurig um die Felsen des ausgetrockneten Flußbettes. Unruhig irrten die Kameele umher und suchten sich ihre spärliche Nahrung. Alles hoffte auf ein Unwetter, aber dasselbe blieb aus.

Nezla von Largeau's Führer. (Nach Skizzen des Reisenden.)

Am nächsten Morgen stillten sie beim Himmelsbrunnen (Bir el-Ghanem), der 8 m tief im Flußbette ausgegraben ist und nicht unangenehm schmeckendes, 21° warmes Wasser liefert, ihren Durst und stiegen dann wieder hinauf zu der unendlichen Steinwüste, welche gegen Abend einer sandigen, mit blühenden Sträuchern bedeckten Ebene Platz machte. Hier verhält sich die Sache anders, als man gewöhnlich glaubt: die Sandwüste ist fruchtbar. Nachmittags lagerten sie wieder im Flußbett, welches hier den Namen Uëd el-Aschija (Fluß der Dämmerung) führt und von Gur umsäumt wird, deren Formen das Mondlicht phantastisch beleuchtete. Am nächsten Tage, den 31. Januar, verließen sie definitiv die Hamed oder Steinwüsten und betraten die Erg oder Sandwüsten. Die Dünen, deren Fuß sie erreicht hatten, die Ughrud el-Magetla (Dünen der Schlacht) waren nicht weniger als 160 m hoch. Je nach ihrer Gestalt haben nämlich die Dünen verschiedene Namen: der ghurd (Plur. ughrud) bezeichnet eine beträchtliche Anhäufung von Sand; der sif (Plur. siuf) ist eine weniger große und lange Düne, deren Gipfel durch die Wirkung des Windes die Form einer Säbelschneide (sif) erhalten hat, während der areg oder erg (d. i. Ader) ein Sandhaufen von der Gestalt einer Ader oder Furche ist, welche die Sandebene durchzieht. Erg im Allgemeinen bedeutet außerdem die Sandwüste schlechtweg, welches auch das Aussehen ihrer Dünen sein mag.

Nachdem man jene Ughrud el-Magetla auf einem sich unendlich oft schlängelnden und in steter Bewegung begriffenen Pfade mühsam überschritten hatte, erreichte man eine große, mit reichem Pflanzenwuchse bedeckte Ebene, auf welcher zahlreiche Herden von Kameelen, Ziegen und Schafen weideten. In einer Senkung am Fuße der Dünen aber zeigten sich drei Zelte, das Lager von Largeau's Führer und der Leute seiner Nezla.

Eine alte Frau, welche Schildwache stand, bemerkte die Ankommenden und lief ihnen mit so gellendem Geschrei entgegen, daß der Reisende es zuerst für Angstgeheul nahm. Erst als sie den jungen Ahmed heftig umarmte, sah er seinen Irrthum ein: es war dessen Großmutter mütterlicher Seits. Wie aus der Erde hervorgewachsen erschien darauf eine Schaar Kinder beiderlei Geschlechts und umringten mit betäubendem Lärm die Mitglieder der kleinen Karawane. Dann stellten sich noch zwei Frauen ein, und zuletzt auch zwei Männer. Largeau setzte sich auf den Sand und wartete, bis sich die erste Aufregung gelegt hatte und man die Kameele ablud. Bald brachte man ihm dann in einem Behältnisse aus Palmenblättern, welches durch eine dicke Schmutzschicht undurchlässig geworden war, Kameelmilch, welche er trotz der darin umher schwimmenden fremden Bestandtheile mit Vergnügen trank. Darauf präsentirte man ihm einen großen klebrigen Klumpen, den er zuerst für Honig hielt; es waren aber Datteln aus Wargla, die man in einem Bocksfelle hatte gähren lassen. Mit Gewalt mußte er Muth fassen, um von der ekeln Speise zu genießen, welche außer Stückchen Stroh und Holz auch ziemlich ansehnliche Ameisen und eine Menge Sand umschloß. Während er so speiste, schlugen die Frauen ein Zelt auf.

Bilderschriften aus der Südsee.

Je mehr wir bei den Naturvölkern Umschau halten, desto mehr gewahren wir, daß selbst bei solchen, die wir für niedrig geartet erachten, irgend eine Form der Mittheilung vorhanden ist, welche für den Anfang der Schrift angesprochen werden kann. Wir begegnen da den Knotenschnüren, Kerbhölzern, Botschaftsstäben, sinnbildlichen Mittheilungen verschiedener Art, wie den Wampumgürteln, den Bilderschriften in verschiedenen Abstufungen. Die ausgestorbenen Tasmanier verstanden es durch Rauch Signale in die Ferne zu geben (Bonwick) und dasselbe berichtet uns Hoffmann von Indianern Arizonas, während Hildebrandt sogar von einer Art Telephon auf Madagaskar redet.

Daß in der Südsee von den Eilanden des malayischen Archipels an bis zur Osterinsel Bilderschriften verschiedener Art vorkommen, war bekannt. Die Notizen darüber aber waren sehr zerstreut, nur Weniges war abgebildet, die versuchten Deutungen nicht gerade glücklich, wie denn z. B. Julius v. Haast's Erklärungen über die neuseeländischen „Bilderschriften“ (Journ. Anthrop. Instit. VIII) geradezu wildausschweifende und wenig sachgemäße genannt werden müssen. Anlockend und reizend erschien uns stets, was Semper in seinem Buche über die Palau-Inseln von den dortigen Bilderschriften erzählte, die auf Balken in den Häusern mit verschiedenen Farben gemalt sind. Auch der Reisende des Museum Godeffroy, Kubary, berichtet von denselben, aber weder er noch Semper geben Abbildungen, so daß man von diesen Darstellungen nur eine sehr unklare Vorstellung haben konnte, zumal die Berichte in dieser Beziehung selbst wenig eingehend waren.

Wie groß war meine Freude und Ueberraschung, als ich unter der so sachkundigen und liebenswürdigen Führung Dr. A. B. Meyer's das Dresdner Anthropologisch-Ethnographische Museum durchwanderte und hier Originale jener Palau-Bilderschriften fand! Dieses Museum, wiewohl noch verhältnißmäßig jung und klein, ist unter der Direktion des genannten verdienten Neu-Guinea-Reisenden binnen kurzer Zeit zu einer vortrefflichen Entwickelung gelangt. In dem obern Stockwerk eines nicht eben großen Pavillons des weltbekannten Zwingers untergebracht, zeichnet es sich durch eine ganz besonders instruktive und elegante Anordnung aus. So dargestellt und überall mit den nöthigen Erläuterungen und Hinweisen versehen kann eine kleinere Sammlung mehr wirken als manche größere, der Luft, Licht und sachkundige Anordnung fehlen. Zu dem Verdienste dieser Schöpfung fügt A. B. Meyer noch ein weiteres hinzu, indem er die wichtigsten Objekte des Museums in Bild und Wort veröffentlicht. Zunächst liegt uns ein Prachtwerk in Großfolio vor, welches den Titel führt:

„Bilderschriften des Ostindischen Archipels und der Südsee herausgegeben mit Unterstützung der Generaldirektion der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden von Dr. A. B. Meyer. Mit 6 Tafeln Lichtdruck. Leipzig. Verlag von A. Naumann und Schroeder. 1881.“

Wie schon der Titel besagt, beschränkt sich die Publikation nicht bloß auf die erwähnten Palau-Bilderschriften, sondern umfaßt den weiten Raum von den Nikobaren bis zur Osterinsel. Loben müssen wir es dabei vor allem, daß der

Verfasser in weiser Mäßigung sich wesentlich auf die Beibringung des thatsächlichen Materials beschränkt hat und von vagen Deutungen absah, wenn nicht positive Anhaltspunkte für solche vorhanden waren. Durch allzu üppige Phantasie in dieser Beziehung wird eher geschadet, späterer exakter Forschung nur die Mühe bereitet das Unkraut erst aus dem Wege zu räumen, ehe Wahres gegeben werden kann. Uebrigens begnügt sich Herr Meyer nicht bloß damit die Originale des Dresdner Museums zu publiciren, sondern bringt mit großer Literaturkenntniß auch das anderweitig zerstreute Material aus dem in Rede stehenden weiten Gebiete bei.

Von den Nikobaren hat Ball vor Kurzem eine Bilderschrift mit 23 einzelnen Figuren (Sonne, Mond, Sternen, Vögeln, Eidechsen, Aexten, Speeren, Schweinen, Booten, Fischen rc.) veröffentlicht, deren Zwecke und Deutung noch ganz unklar sind, die dem allgemeinen Charakter nach aber wohl als eine Piktographie angesprochen werden darf.

Dankbar sind wir Herrn Meyer für die Reproduktion einer Bilderschrift aus der Minahassa (Nord-Celébes), welche in einer kaum bekannten niederländischen Missionszeitschrift abgebildet war. „Auch diese Zeichnungen sind nicht oder ungenügend gedeutet.“ Das eine Stück besteht aus Holz, auf welchem die Figuren eingeschnitten und die Vertiefungen mit Weiß ausgefüllt sind, ähnlich wie bei den Bilderschriften auf den Palau-Inseln. Das zweite ist mit Schwarz auf eine Art Papier aus Rindenstoff (Broussonetia) aufgetragen. Beide so verschieden gearbeitete Stücke stellen echt malayische Scenen und Figuren dar, deren Schilderung hier zu weit führen würde. Beide aber, und das ist das Wesentliche, stellen den gleichen Vorgang dar, „so daß es sich um die Darstellung eines allgemein bekannten Ereignisses oder einer Sage handelt und nicht etwa um ein persönliches Erlebniß von ganz lokalem Interesse“. Trotzdem nun Meyer mit den Sagen und Ueberlieferungen der Minahassa, welche er in einem anmuthigen Vortrage geschildert hat, bekannt ist, vermag er an der Hand derselben eine Deutung dieser Bilderschriften nicht zu geben.

Freycinet, der französische Weltreisende, reproducirt eine Bilderschrift von den Karolinen, welche vermuthen läßt, daß diese Art der Gedankenfixirung dort nicht selten gewesen ist, wiewohl sonst — meines Wissens — nichts darüber verlautet. Zu den Karolinen gehören auch die Palau-Inseln, und von diesen bringt unser Werk auf vier großen Tafeln eine Fülle unpublicirter Bilderschriften. Zum Theil sind dieselben in Lichtdruck nach den Aquarellen wiedergegeben, welche ein Tagale, der Dr. Semper begleitete, aufnahm, zum Theil direkt von zwei fast 3 Meter langen Hausbalken, die eine Zierde der Dresdner Sammlung sind. „Sie bestehen aus rothem Ebenholz, die Zeichnungen sind zum Theil eingeschnitzt und die Vertiefungen mit Weiß (Kalk?) ausgelegt, zum Theil nur mit Schwarz (Ruß?), Gelb (Gilbwurz) und Roth (Ocker) bemalt.“ Diese im Innern der Häuser angebrachten Balken versinnbildlichen, wie Semper und Kubary übereinstimmend bezeugen, die Sagen und Traditionen der Palau-Insulaner. Eine Deutung liegt allerdings auch für diese Bilderschriften, wenigstens die in Dresden befindlichen, nicht vor, aber die zahlreichen von den beiden genannten Reisenden mitgetheilten Sagen lassen einzelne Züge in den Bilderschriften wieder erkennen, wenn dieselben auch nicht direkt passen.

Diese Palau-Bilderschriften sind ungemein figurenreich, sehr lebhaft in den Darstellungen und reich an Abwechslung, friedliche Landscenen, Fischfang und Kämpfe zu Land und zu Meer wechseln mit einander ab. Wir sehen die Hütten, Pandanus und Palmen, die Steindämme, die Amlais (Boote), Schildkröten, Rochen, Haifische. Die Männer sind durchweg durch einen Phallus charakterisirt, der in etwas stilisirter Form, meist im Profil wiedergegeben ist. Daß es sich um einen solchen handelt, erkennt man aus den en-face-Darstellungen auf Tafel III, vierte Reihe von oben. Mancherlei Deutungen einzelner Scenen geben die nach Semper und Kubary mitgetheilten Sagen an die Hand.

Auch über Bilderschrift aus Neu-Guinea erhalten wir eine Originalmittheilung Meyer's. Er kopirte auf Mansinam bei Doreh die Tatuirung einer Papua-Wittwe, welche zum Andenken an eine Pockenepidemie, speciell zum Andenken an zwei während derselben verstorbene Brüder, ausgeführt worden war und die Grabbeigaben jener Brüder wiedergiebt. Es würde diese Art der Tatuirung mit der Ansicht übereinstimmen, welche Heinrich Wuttke in seinem Werke über die Entstehung der Schrift ausführlich behandelt, indem er in der Tatuirung deren theilweise Uranfänge erkennt. Schließlich giebt unser verdienter Autor noch die Abbildung eines bisher nicht publicirten Exemplars der bekannten Osterinsel-Inschriften und stellt dabei die Ansichten über diese merkwürdigen Piktographien zusammen, wobei er die gewiß richtige Meinung ausspricht, daß es sich bei der Uebereinstimmung aller bisher bekannt gewordenen Osterinsel-Inschriften nicht bloß, wie Meinicke annahm, um Geschlechtsregister handele, sondern daß eher an die Aufzeichnung von Ereignissen und Sagen zu denken sei.

Richard Andree.

Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

II.

Die vuis, die Gespenster, sind harmloser. Als Häuptling derselben wird Qat sowie sein Gehülfe Marawa bezeichnet; Qat's Brüder sind sämmtlich „Tangaros“ [1]), führen jedoch einen Beinamen. Qat war, wie die Sage berichtet, in Alo Sepere auf Vanua Lava geboren. Seine Mutter, Iro Qatgoro, war zur Zeit seiner Geburt ein Stein. Nach diesem Erstgeborenen kam Tangaro-Gilagilala, d. h. Tangaro der Weise, ihm folgten weitere neun Kinder, denen als Zusatz der Name eines Blattes gegeben ward, und als zwölftes erschien Tangaro Lologong, der Narr. In der Hütte der Mutter wuchsen sie bald heran. Qat beschäf-

[1]) Tangaro resp. Tangaroa ist der gewöhnliche Name jeder Gottheit im Süd-Pacific. Der Hauptgeist, Schöpfer und Erhalter, heißt auf Aurora und Lepers Island tagar oder tagaro, identisch mit dem tangaroa Samoas und Tongas, dem ta'aroa, kanaroa anderer Gruppen.

tigte sich damit, aus dem Chaos, das ihn umgab, die Welt zu schaffen, Bäume, Felsen, Schweine, Menschen 2c. entstanden. Die Nacht war jedoch noch nicht eingeführt, man kochte und aß, so lange bis man müde ward. Auf die Bitte der Brüder beschloß Qat eine Aenderung eintreten zu lassen. Wie man nun erzählt, hatte er gehört, es sei auf Vava, den Torres-Inseln, Nacht und segelte also dahin; andere glauben jedoch, er sei bis an den Fuß des Himmels, d. h. also bis dahin, wo das sichtbare Himmelsgewölbe das Meer erreichte, gerudert, um von I Qong, dem Schattenreich, die Nacht zu kaufen. Als Proviant hatte er Schweine mitgenommen. Auf den vorgetragenen Wunsch schwärzte Qong seine Augenbrauen und zeigte ihm schlafend, daß Nacht, und am nächsten Morgen, wie die Morgendämmerung zu machen sei. Qat ruderte nun wieder heim, Federvieh und Vögel mit sich nehmend, die den Morgen anzeigen sollten, und mit dem Versprechen Qong's, es würde sich nun regelmäßig die Nacht einstellen. In der Heimath angekommen, ermahnte Qat seine Brüder, Nahrung und Matten bereit zu halten, denn es werde Nacht. Voll Staunen sahen sie darauf die Sonne sich bewegen und im Westen niedersinken. Als sie ihre Wahrnehmung Qat mittheilten, sagte dieser: „Ja, sie wird bald fort sein." — „Was kommt dort aber aus der See und bedeckt den Himmel?" riefen sie von Neuem. „Es ist Nacht!" antwortete der mächtige Bruder, „setzt euch zu beiden Seiten des Hauses und sobald ihr etwas in euren Augen fühlt, legt euch nieder und bleibt ruhig." Bald wird es ganz finster. „Qat, Qat! Was ist dies? Sollen wir sterben?" — „Schließt die Augen und schlaft," war die Antwort. Das geschah denn auch. Mensch und Thier schlief. Als die Nacht lange genug gedauert, nahm Qat ein Stück rothen Obsidians, durchschnitt die Dunkelheit und die Dämmerung kam. Die Hähne begannen zu krähen, die Vögel zu singen, und die Brüder erwachten.

Eines Tages erkletterten die Brüder einen Baum, der das Eigenthum eines bösen vui, eines Menschenfressers, war, um sich an den Früchten zu delektiren. Als Tangaro, der Narr, eine Nuß auf das Dach der Behausung des vui fallen ließ, kam dieser heraus, tödtete sie und warf sie in seine Speisekiste. Qat wartete fünf Tage auf die Rückkehr der Brüder, nahm dann seinen Bogen und Pfeile, sowie das Muschelbeil und ging sie zu suchen. Bei der Hütte angekommen, warf er gleichfalls eine Nuß auf dieselbe, und als der vui erschien, auch ihn zu tödten, überwand ihn Qat bald. Als er die Leichen der Brüder gefunden, blies er einem nach dem andern mit einem Rohr Luft in den Mund, und erweckte sie wieder zum Leben.

Qat und sein Gehülfe Marawa fanden sich auf folgende Weise zusammen: Die Brüder beschlossen Kanoes zu verfertigen und arbeiteten täglich emsig daran. Qat, der sie überraschen wollte, zögerte anfangs zu beginnen, machte sich dann aber auch daran, einen Baum zu fällen, eilte jedoch stets vor Abend heim, damit die Brüder noch immer wähnen sollten, er habe noch gar nichts gethan. Mehrere Tage fand Qat nun an jedem Morgen, daß das, was er aus dem Stamme herausgehauen hatte, über Nacht wieder ergänzt sei und der Baum nach wie vor feststehe. Die Ursache zu entdecken, verbarg er sich hinter einem großen Scheit, den er gelöst hatte, und sah bald einen vui, marava, die Spinne, erscheinen und alle Spähne, die er abgeschlagen, sorgfältig wieder an Ort und Stelle bringen. Auf der Suche nach dem fehlenden großen Stück fand Marawa Qat und versprach ihm ein Kanoe für ihn zu fertigen, was in sehr kurzer Zeit geschah. Als die Brüder fertig waren und ihre Kanoes ins Meer ließen, erhob Qat seine Hand und eins nach dem andern versank. Dann erschien er mit Marawa im eigenen und nachdem er die Brüder ob ihres Verdrusses geneckt, brachte er die Kanoes während der Nacht zurück.

Qat's Frau „Iro Lei", die er sich selber geschaffen, war so schön, daß ihn seine Brüder darum beneideten. Sie zu gewinnen, dann aber auch sich für die mancherlei Neckereien des Bruders zu rächen, beschlossen sie ihn zu tödten. Zu diesem Behufe lockten sie ihn einst in eine unter einem Felsen befindliche Höhle, stießen die Decke ein, hoffend diese habe den Gehaßten zerschmettert und die Frau sei nun gewonnen, doch Qat rief Marawa um Hilfe und als die Brüder in die Wohnung traten, fanden sie den Todtgeglaubten in den Armen seines Weibes. Ein anderes Mal veranlaßten sie Qat einen Ast zu erklettern, der halb durchgesägt war, hinunter stürzend rettete ihn Marawa wiederum. Ein neuer Plan sollte abermals mißlingen. Der dem Untergange Geweihte ward unter irgend einem Vorwande dazu vermocht, einen Muskatnußbaum zu ersteigen; kaum erreichte er die Spitze, so wuchs, durch die Brüder veranlaßt, der Baum höher und höher und ward im Umfange so stark, daß Qat nicht wieder hinabkommen konnte; doch Marawa, die Noth des Freundes erkennend, webte einen Faden zur Erde, oder gab, nach Anderen, ihm ein Haar ihres Hauptes, an dem er hinunter stieg. Inzwischen waren die Brüder mit der Frau aufs Meer entflohen. Qat lief sofort ins Dorf, ließ sich von seiner Mutter seine Kokosnußschalenflasche, die Federn seines Hahnes, sein Halsband, die Muschelaxt und einige Bananen geben. Diese steckte er in die Flasche, kroch selbst hinein und veranlaßte die Mutter ihn ins Meer zu werfen. Das Kanoe der Brüder hatte gerade die äußerste der Banks-Inseln erreicht, als die Kokosnuß, die den Verfolger barg, antrieb und ahnungslos an Bord gezogen ward. Nur Tangaro der Weise wußte sofort, was die Nuß berge. An Land gekommen zierte sich Qat mit seinem Schmuck, setzte sich auf einen Pandanus, die Ankunft der Brüder erwartend, und als diese naheten, vernichtete er zuerst das Kanoe und ermahnte sie dann eindringlich, jetzt im fremden Lande in Frieden und Eintracht zu wohnen, um so mehr, da sie einen gefährlichen Nachbar hätten. Dieses war Qasavara, ein sehr starker und bösartiger vui. Freundschaft vorschützend, führte der bald Erscheinende Qat und die Brüder zu seinem gamal, dem großen Speisehaus, das sich in allen Dörfern der Banks-Inseln findet, ihnen hier für die Nacht Unterkunft anweisend. Qat, der Böses ahnte, berührte mit seinen Knöcheln den Dachfirstträger, der sich öffnete und die Brüder aufnahm. Als Qasavara während der Nacht erschien, fand er Niemand. Tangaro der Narr erzählte am nächsten Tage, wo sie sich verborgen, in Folge dessen der Blutgierige in der nächsten Nacht den erwähnten Pfeiler aufbrach; doch Qat hatte in einem Seitenpfeiler Quartier bereitet. Als er nun in der dritten Nacht wiederum vergeblich gesucht hatte, da die Brüder in einem Mittelpfosten steckten, beschloß er sie während eines Festes zu tödten. Qat machte nun Vorbereitungen zur Flucht, pflanzte einen „aru", Casuarinenbaum, in der Nähe des Ufers und wies die Brüder an, daß sie bei der ersten Gelegenheit den Baum erklettern sollten, er werde dann weiter sorgen. Die Gelegenheit fand sich bald; die Brüder verschütteten, wie unabsichtlich, sämmtliches Waschwasser, so daß am Mittag beim Kochen nichts vorhanden war. Sofort erklärten sie welches herbeizuholen, verließen je zwei und zwei den gamal und eilten zum Baum. Qasavara erkannte die Absicht und drang auf Qat ein, um ihn zu tödten, doch dieser wich stets den Streichen aus, bald auf diese, bald auf jene Seite des Kochofens springend. In einem günstigen Moment ergriff er einige Bananen und

eilte ebenfalls dem Baum zu, ihn rasch erkletternd. Doch Qasavara folgte ihm auch hier, immer näher und näher kam er den Entflohenen, bis Qat rief: „Dehne dich aus, mein aru!“ Rasch streckte sich der aru empor, bis er das Himmelsgewölbe erreichte, und beugte sich dann auf Qat's Befehl, bis die Spitze bei Tetgau auf Vanua Lava die Erde berührte. Die Brüder entflohen rasch, doch Qat hielt die Spitze fest, so daß Qasavara die Meinung hegte, auch er sei gerettet, und in Dankesworten ausbrach. Doch Qat rief plötzlich: „Springe zurück, mein aru!“ und der böse Feind ward emporgeschleudert um todt auf Gaua oder Vanua Lava zur Erde herabzustürzen und in einen Stein verwandelt zu werden.

Die Schöpfung der Menschen durch Qat geschah wie folgt. Der Mann ward aus Erde der morastigen Uferseite Vanua Lavas geschaffen. Da er aufrecht auf den Beinen gehen sollte, so baten die Brüder, daß die Schweine, die bis dahin ebenfalls auf zwei Beinen gingen, nunmehr auf allen Vieren laufen sollten, was denn auch geschah. Nachdem Qat sich an seinem Gebilde gefreut, nahm er Reiser und biegsame Gerten und flocht einen Körper mit Kopf und Gliedern. Kaum fertig sah er am Lächeln, daß es eine Frau sei, „Iro Vilgale“.

Während früher Niemand starb, der Greis einfach die alte Haut abstreifte und in neuer verjüngter Gestalt erschien, starben nach folgender Begebenheit, die in gleicher Weise auf den Salomos- und Banks-Inseln erzählt wird, alle lebenden Wesen. Eine alte Frau wollte sich in gewohnter Weise an einem Strom ihrer Haut entledigen. Sie warf dieselbe ins Wasser, das sie hinwegführte, doch an einen vorstehenden Busch antrieb. Die verjüngte Mutter kehrte nun nach Hause zurück, ihr Kind wollte sie jedoch nicht wieder erkennen und wohl oder übel, die alte Haut mußte gesucht und übergezogen werden. Seit dieser Zeit stirbt Jedermann. Auf den Banks-Inseln heißt diese Frau Iro Puet, das Weib Mates, des Todes. Eine andere Sage bezeichnet Tangaro den Narren, unter seinem andern Namen Tagelingelinge, als den Urheber, daß der Tod in die Welt kam. Ihm hatte Iro Puet aufgetragen den Weg zu Panoi zu bewachen und nach ihrem Tode ihrer herannahenden Seele den Weg zur Oberwelt zu weisen, doch Tangaro that das Gegentheil und Iro Puet war dem Leben für ewige Zeiten verloren.

Qat's Verschwinden von den Banks-Inseln wird folgendermaßen berichtet: Im Innern Santa Maria's, wo sich jetzt ein großer See befindet, war früher alles dicht mit Holz bedeckt. Aus einem der riesigen Bäume fertigte Qat eines Tages ein großes Boot, welche Beschäftigung von den Brüdern mit dem Bemerken belächelt ward, ein so großes Kanoe ließe sich ja gar nicht auf die See bringen. Die Antwort war einfach die, sie würden das schon sehen. Als das Fahrzeug fertig war, nahm Qat sein Weib und weitere sechs Personen hinein, ebenso von allen lebenden Kreaturen bis zur Ameise herab ein Paar, und bald begann ein gewaltiger Regen zu fallen. In kurzer Zeit war die große Höhle der Insel voller Wasser, das endlich da durchbrach, wo jetzt der große Wasserfall von Gaua ist. Das Kanoe bahnte sich selber einen Kanal in die See und verschwand. Stets hoffte man auf eine Rückkehr desselben, ja, als vor einigen Jahren ein kleines Handelsschiff aufs Riff lief und verloren ging und augenscheinlich in den Kanal des Wasserfalls trieb, riefen alte Leute, Qat käme wieder, sein Schiff bahne sich den Heimweg. Marawa, die Spinne, hatte sich noch nicht von Vanua Lava entfernt. Vor einigen Jahren ging ein Mann am frühen Morgen an den Fluß, sah dort einen vui, von kleiner Statur, mit langem straffen Haar, der in einem engen Loch hinter einem Stein verschwand. Der Stein bildete die Thür zu einer geräumigen Höhle, deren Eingang, wie erwähnt, sehr eng war. Auf des Mannes Rufen antwortete der vui, er sei Marawa, lebe hier und erwarte, daß der Mann ins Dorf gehe, um Geld für ihn zu holen, was denn auch geschah.

Qat und Genossen wird in erster Reihe die Macht zugeschrieben, daß sie die Elemente beherrschen. Ist Jemand in Gefahr, so wendet er sich sofort an die Gewaltigen. Einige dieser Bitten mögen hier folgen:

„Qate! Du und Marawa schließet das Windloch und lasset mich einen guten Landungsplatz finden, sendet mir eine sanfte Brise und leitet das Boot an einen ruhigen Ort!“ — „Qate, Marawa! Sehet auf uns herab, besänftigt das Meer, daß wir ruhig darüber gleiten. Brecht für uns die Wellenkämme, lasset sie von uns fortrollen und sich zum Spiegel ebnen, daß wir sicher einen Landungsplatz erreichen!“ — „Qate, Marawa! Verwandelt das Boot in einen Wal, einen Habicht, einen fliegenden Fisch; laßt es über die Wogenkämme springen, eilend zur Heimath hin!“ Auf solche Bitte hin glaubte man, daß die Gerufenen Mast und Takelwerk fassen und aus aller Gefahr leiten würden.

Eine besondere Art vuis, die nopitu vuis, ähneln unseren Feen, sie nehmen gelegentlich menschliche Formen an und suchen Redliche und Bedürftige auf, um sie mit Geld und Nahrungsmitteln zu beschenken. Männer, denen sie ihre Gunst zugewandt, verrichten mit ihrer Hilfe erstaunliche Thaten. Trinken sie z. B. aus einer Kokosnuß, so läuft statt des Saftes Muschelgeld heraus rc.; auch sie heißt man nopitu. Die Anwesenheit eines solchen gütigen Geistes bezeichnet gewöhnlich ein so zarter Gesang, als ob er von Kindern komme; die Melodie desselben ist stets eine der auf Mota einheimischen. Ihr Zusammenleben mit den Menschen ist nicht selten ein inniges, ja sie schenken denselben sogar Kinder. Solche Orte, die man als Lieblingsaufenthalt der Geister kennt, sind „rongo“. (i. e. dem Rongo geweiht. Wohl zu unterscheiden von dem polynesischen „tapu“, das auch hier gilt und den Begriff des „Verbotes“ in sich schließt.) Der Begriff des rongo umfaßt eine gewisse Ehrfurcht, heilige Scheu. Alle auf solchen Plätzen sich vorfindende Steine, Bäume und Thiere, namentlich Schlangen, sind ebenfalls rongo. Der Begriff erstreckt sich auch auf solche Thiere, die häufig in der Wohnung erscheinen, z. B. Eidechsen, Schlangen, Eulen. Auch bestimmte Flußtheile können aus irgend welchem Grunde rongo sein. Alles dieses bringt man in Verbindung mit den vuis; es sind gewissermaßen Organe derselben. Nach dem Aussehen der betreffenden Objekte wird das Wesen des Geistes beurtheilt. Diejenigen Menschen, die diese Eigenschaften zu erkennen vermögen, resp. vorgeben, gelten als Vermittler bei allen Angelegenheiten; sie nur dürfen die als rongo bezeichneten Plätze betreten, Opfergaben entgegen nehmen und dem Geiste das Anliegen vortragen. Dieser wünscht vielleicht reich zu werden oder eine gute Ernte zu haben, ein Anderer gesegneten Fischfang u. s. w. Ein Theil des Opfers wird während des Gebetes auf den Stein gelegt, den man mit dem Geiste verbunden glaubt. Wird ein vui gebeten einem Feinde Krankheit oder dergleichen zu bringen, so kann er wohl dem Bittenden die Mittel und Wege dazu verschaffen, führt aber selber das Unheil nicht herbei. Als Schutzmittel gegen alles Ueble werden kleine runde, überhaupt außergewöhnlich geformte Steine, die stets mehr oder weniger als mit den Tangaros verbunden erachtet werden, sorgsam in einem Geflecht in dem Wohnraum aufgehängt oder auch an der Halsschnur getragen. Der Inhaber ist dann stich- und schußfest, überhaupt gefeit. Auch in den Pflanzungen wird nie versäumt einen Stein niederzulegen, der durch seine Gestalt eine gute Ernte verspricht.

Kinderlosen Frauen dient ein größerer Stein, der auf kleineren ruht, sie versprechen die Fruchtbarkeit. Eigenartig geformte, längliche Steine werden mit Verstorbenen in Verbindung gebracht und in die Hütte genommen, dieselbe zu schützen. Tritt Jemand während der Abwesenheit des Eigenthümers in dieselbe und vergißt seinen Namen zu nennen, so wird der betreffende Geist denken, er habe schlechte Absichten und ihm auf irgend welche Art Unheil zufügen. Ein Stein, von dem man weiß, daß mit ihm ein mächtiger vui in Verbindung steht, bringt dem glücklichen Eigenthümer vielfach Gutes. Jeder der etwas erbitten will, das dieser Geist gewährt, wird dem Eigner Muschelgeld und andere Gaben bringen, damit er für ihn zum vui bitten möge. In jeder Gefahr wird nun neben der Hilfe der vuis auch diejenige der Vorfahren und kürzlich gestorbenen Verwandten angerufen, und zwar wendet man sich stets direkt an dieselben, d. h. nennt ihre Namen.

Beabsichtigt Jemand einem Widersacher zu schaden, wird er sich folgender Zaubermittel bedienen. a. „Talamatai". Ein Knochentheilchen eines Leichnams wird in gewisse Blätter gewickelt und unter dem Singen einer bestimmten Strophe auf den Weg gelegt, den der Betreffende zu passiren hat. Schreitet er hinüber, wird er unfehlbar von Geschwüren, Ausschlag 2c. heimgesucht werden. b. „Garata". Man verschafft sich ein Theilchen vom Haar, Fingernägel 2c. des zu Schädigenden, mischt dieses mit den Blättern gewisser Pflanzen und verbrennt Alles im langsam verglimmenden Feuer. Krankheit und Tod je nach dem langsamern oder schnellern Zerstören sind die Folgen. (Garata ist identisch mit dem nahak der südlichen Neu-Hebriden. Näheres darüber in meiner Monographie der Neu-Hebriden. Hamburg 1879.) c. „Tamatetiqua", d. h. Geistergeschosse. Knochensplitter und Blätter werden unter dem Murmeln von Beschwörungsformeln in Bambusrohr geschlossen. Erscheint der Betreffende, so richtet man das Rohr auf ihn und lüftet die bisher mit dem Daumen verschlossen gehaltene Oeffnung und läßt nun den so zurückgedrängten Zauber hervorströmen. Früher goß man auch unter Beschwörungen Wasser in den heißen Kochofen, daß der Feind verbrühe.

Erkrankt nun wirklich Jemand, so eilt er die Hilfe der „gismana", der Aerzte, zu erlangen. Diese wenden gegen gutes Entgelt Gegenbeschwörungen an, saugen an dem Theil des Körpers, wo der Schmerz ist, streichen auch wohl unter dem Singen einer Melodie daran herum, vorgebend, der Sitz der Krankheit sei entdeckt, dieselbe müsse fortgestrichen werden. Leidet Jemand an Zahnschmerzen, so werden Kräutermittel in Anwendung gebracht und dem Patienten nach der Heilung ein in der Hand verborgen gehaltener Wurm gezeigt, der nach der Aussage des Arztes im Zahn gesessen hat. Den in geeigneten Fällen äußerlich angewendeten Heilmitteln wird jedoch keineswegs die Heilung zugeschrieben, sondern den Zaubersprüchen und dem geheimnißvollen Gebahren, dem Blasen mit dem Munde 2c. Von einigen dieser gismana glaubt man, daß ihre Seele, ihr atai, des Nachts den Körper verlasse, um die Seele des zuletzt Verstorbenen zu verzehren. Daß der atai im Schlafe den Körper verlasse, um auf eigene Hand umher zu streifen, hört man vielfach.

Noch einige Anschauungen verdienen hier der Erwähnung. Die Bewohner Motas glauben, daß die bei einem Begräbniß getödteten Schweine, die auf das Grab gelegten Nahrungsmittel, ja die Gegenstände, mit denen der Leichnam geziert ist, ihren atai hätten, d. h. nur in diesem Falle.

Beim Niesen glaubt der Banks-Insulaner, daß irgend Jemand in demselben Augenblicke seinen Namen ausspreche. In Viti sagt der Nebenstehende: „Magst Du leben!" und der Niesende darauf: „Mögest Du tödten!" (Deine Feinde.)

Eigenthümlich ist im ganzen melanesischen Inselgebiete, von Aneiteum bis Isabel, Neu-Britannien und Neu-Guinea, der Glaube an eine wilde Race des Innern, die auf den Bergen ihr Wesen treibe und paarweise auf Bäumen hause. Häufig hat man die Gefürchteten und andere auf Ambrym am Rande des großen Krater sich sonnend und spielend gesehen. Naht sich ein anderer Sterblicher, fangen und zerreißen sie ihn mit ihren langen Nägeln und verzehren ihn. Wie fast überall haben auch die Bewohner der Banks-Inseln Werthmesser; das gewöhnliche Geld besteht aus den aufgereihten Spitzen von Muscheln. Man weiß deren Besitz sehr wohl zu schätzen und sucht denselben auf alle Art zu vermehren. So hat sich unter andern ein förmliches Borgsystem entwickelt. Der Zinsfuß ist 100 für 100, also gut bemessen! Doch kann die Rückzahlung nach beliebiger Zeit erfolgen. Außerdem hat sich eine Art aufgezwungenes Darlehn eingebürgert, das der Empfänger, will er nicht gegen die Sitte verstoßen und den großmüthigen Darleiher erzürnen, annehmen muß. Auf diese Weise sucht der Reiche den Armen nieder zu halten.

Die politischen Verhältnisse der Banks-Inseln sind ganz eigener Art. Einen Häuptling kennt man nicht, diejenigen, die dem Fremden als chiefs bezeichnet werden, sind nur Mitglieder gewisser Rangklassen, Supwe oder Suque genannt, eine wichtige Einrichtung, die, auf den Salomos unbekannt, sich in den Hebriden bis zu den Three Hills ausdehnt und in ihrer Art die Bande bildet, die die einzelnen Stammesglieder verbindet. Die Supwe umfaßt nur das männliche Geschlecht. Der Einfluß, den ein Jeder ausübt, richtet sich, wie erwähnt, nach der Rangklasse, der er angehört. Für jede dieser Klassen ist im gamal, dem öffentlichen Gemeindehaus, das jedes Dorf besitzt, eine eigene mit einem Kochofen ausgerüstete Abtheilung bestimmt. Hier finden die gemeinsamen Versammlungen statt, in denen über die Aufnahme neuer Mitglieder berathen wird, auch die Mahlzeiten der Mitglieder eingenommen werden, während Frauen und Kinder in ihren Hütten essen. Steigt Jemand in eine höhere Rangstufe, so muß er Jedem der derselben Angehörenden eine gewisse Summe zahlen, in den höheren Klassen besteht dieselbe in Schweinen. Der obersten gehören nur sehr Wenige an, denen bedeutende Gewalt zusteht. Sie bestimmen wer von einer in die andere Klasse steigen, wer gänzlich ausgeschlossen werden soll 2c. Früher war jedes Mitglied bei Geldstrafe verpflichtet, nur im gamal zu essen, jetzt wird das nicht mehr so streng genommen. Unter den Frauen besteht eine ähnliche Verbindung; einen gamal besitzen dieselben jedoch nicht.

Das Strafrecht übt Jeder auf eigene Faust aus. Glaubt sich Jemand beleidigt, so erzwingen die Waffen Genugthuung, d. h. des Gegners Körper durchbohrt der aus dem Hinterhalt gesendete vergiftete Pfeil. Legt sich die Verwandtschaft ins Mittel, so wird der Streit zuweilen, unter langen lebhaften Reden und wilden Gesten, durch eine Geldbuße beigelegt.

Die Mitglieder der höheren Rangklassen sind in den meisten Fällen Theilnehmer einer Verbindung, die der Meinung des Volkes nach mit Geistern in Verkehr steht. Alle Sitzungen derselben werden im „salogoro", einem Separatplatze beim Dorfe, den Niemand weiter betreten darf, abgehalten. Neue Kandidaten, die aufgenommen werden wollen, müssen hier eine bestimmte Anzahl von Tagen zubringen und dann jedem der Mitglieder eine Summe Geldes zahlen. Jedem Angehörigen des Verbandes steht es zu das tabu zu verhängen, d. h. dies oder jenes vor unberechtigten Ein-

griffen zu schützen; sollen z. B. Fruchtbäume aus irgend einem Grunde ihrer Früchte nicht beraubt, ein bestimmter Platz nicht betreten werden, so wird auf gemeinsamen Beschluß der „tamate" genannten Vereinigung von irgend einem Mitgliede das tabu-Zeichen, ein Blatt des Tiglibaumes, angebracht. Wehe, wenn das Verbot mißachtet wird, die geringste Uebertretung wird mit Geldbuße geahndet. Unwillkürlich denkt man bei dieser Einrichtung an unsere Warnungstafeln. Zu bestimmten Zeiten geht ein Angehöriger der „tamate" aus, um die Schädel der Gestorbenen zu sammeln, sie zu präpariren und für den Kultus zu weihen. Eigenthümliche Schreie künden Frauen und Kindern dann an, daß der tamate umhergehe, Material, Nahrungsmittel für die bevorstehenden Ceremonien einzusammeln, jeder derselben hat sich dann bei Todesstrafe fern zu halten. Die männlichen Dorfbewohner müssen stets das Gewünschte hergeben. Ist ein neuer Theilnehmer aufgenommen, führt er vor versammeltem Volke auf dem öffentlichen Platze zu Ehren der Geister Tänze auf. Früher glaubte man der Betreffende sei selbst ein Geist, jetzt dient das Ganze nur zur Belustigung. Derjenige, dem das Einsammeln der Schädel sowie der Nahrung und der Tanz obliegt, ist in ganz sonderbarer Weise bekleidet. Sein Gesicht verdeckt eine Maske, aus dem Vordertheil des Schädels und daran befestigtem Unterkiefer irgend eines berühmten Verstorbenen bestehend, die Fleischtheile sind durch Lehm und dergleichen aufgetragen, lebhafte Bemalung erhöht den Eindruck. An dem an der Innenseite befestigten Stab wird die Maske mit den Zähnen festgehalten. Natürliche oder künstliche Haare fehlen nicht. Den Kopf bedeckt ein runder, spitz zulaufender, bemalter Hut, dessen Anfertigung nur dem in die Verbindung Aufgenommenen gezeigt wird, und für jede tamate (jedes Dorf besitzt eine tamate; die Haupttamate, zu der die Eintrittsbedingungen noch höher sind, heißt tamate liwoa) eine andere ist. Den Körper bis zu den Knien bedeckt eine dichte, dicke Umhüllung von Pandanusblättern, diesem den Geistern gewidmeten Baum. Die seltsame Körperbedeckung besteht aus einzelnen Kränzen. Der untere an einer Bastschnur von den Schultern herabhängende trägt alle übrigen, die bis zum Hals emporreichen. In jeder Weise ähnelt die ganze jetzt alles Geheimnißvolle entbehrende Ceremonie dem auf Duke of York und in Neu-Britannien beobachteten Duk-Duk, über den Hübner, Fournier nach Mittheilungen des Rev. Brown, Kleinschmidt berichten. (Siehe: Die ethnogr. anthrop. Abthl. d. Mus. Godeffroy S. 17 und 433.)

So bietet das ganze Feld des südlichen Stillen Oceans noch in vieler Hinsicht eine Fülle von eigenartigen Anschauungen und Gebräuchen, die jedoch, jemehr jene Inseln von den Adern des Weltverkehrs umspannt und der Civilisation entgegen geführt werden, verschwinden. Noch ist es Zeit zu beobachten, zu sammeln. Jeder, der die Gelegenheit hat, säume nicht.

Der Bakschi der Donschen Kalmücken[1]).

L. Mit dem Namen „Bakschi" wird das Oberhaupt der lamaitischen Geistlichen unter den Donschen Kalmücken bezeichnet. Der jetzige Bakschi heißt Arkad Tschubanow und ist im Jahre 1841 in der Ortschaft Ilmäta geboren, woselbst noch augenblicklich seine Verwandten wohnen. Der junge Arkad lebte so, wie die anderen Kinder der Kalmücken zu leben pflegen; in seinem zehnten Jahre wurde er zum geistlichen Stande bestimmt. Vom elften bis zum achtzehnten Jahre studirte er die tibetische Sammlung aller Religionsgebräuche, vom achtzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre die kalmückische (mongolische) Uebersetzung der Sammlung unter Anleitung des alten Bakschi Gantschschinow. Vom einundzwanzigsten Lebensjahre an setzte er seine Studien in Groß-Derbety, dem Kalmückenlager im Gouvernement Stawropol, unter Aufsicht des dortigen Kalmücken-Bakschi, Santscha Jawanow, fort. Der Aufenthalt in Groß-Derbety war nicht angenehm: bekanntlich sind die Baulichkeiten der stawropolschen Kalmücken sehr mangelhaft und bieten Winters wenig Schutz gegen die Kälte. Der größte Theil der dortigen Kalmücken sowie auch ihre Priester („Geljunen" genannt) wohnen noch jetzt auch Winters in sogenannten Kibitken, Hütten aus Filz, während die Donschen Kosacken, insbesondere die Priester, hübsche Häuser besitzen. In der Residenz des stawropolschen Bakschi fehlten alle Bequemlichkeiten des Lebens. Der junge Arkad, um an Winterabenden lesen zu können, hüllte sich in zwei oder drei Pelze, und zur spärlichen Beleuchtung dienten Kerzen, welche zu Hause angefertigt wurden. Mit Mühe konnten dabei die schwer lesbaren Texte entziffert werden. Nach vierjährigem Verweilen in Derbety besuchte Arkad auf kurze Zeit seine alte Heimath; dann kehrte er wieder nach Derbety zurück, um daselbst ununterbrochen noch sechs Jahr zu bleiben. Hier wurde er zum „Geljun" (Opferpriester) ernannt, vorläufig zum überzähligen. Erst nach seiner Rückkehr in den Heimathsort zu seinem heimathlichen Tempel („Churul"), woselbst er seine Dienste begann, wurde er zum wirklichen Geljun befördert. Endlich im Jahre 1873 wurde er als Bakschi oder Oberhaupt der Geistlichkeit der Donschen Kalmücken vom Hetman bestätigt.

Dadurch war der Geljun auf eine Höhe gestellt, welche viele vergeblich anstreben, aber nicht erreichen. Der Tod des Bakschi ruft lebhafte Bewegungen im Kreise der Geljunen hervor, erregt die Leidenschaften, belebt die gehegten Hoffnungen, erzeugt Parteien, von denen jede einzelne ihren Kandidaten zum Bakschi machen will. Agenten, welche für einen oder den andern werben, sprengen in den Lagern umher und sammeln Stimmen, natürlich hat das Geld auch hier seine Bedeutung. Man erzählt sich, daß dem jetzigen Bakschi die Wahl beträchtliche Summen gekostet habe, aber durch die stattgehabte Wahl wird alles mit Zinsen zurückgewonnen. Der Bakschi wird z. B. in die eine oder andere Gemeinde (Sotnjä = Hundert) geladen, um das buddhistische Gesetz („Nom") zu verlesen; alle Bewohner versammeln sich, jeder hält es für seine Pflicht, dem Bakschi eine Geldgabe darzubringen, weniger als einen Rubel giebt niemand, aber die Reichen geben Hunderte; so zählen die Einkünfte eines Bakschi nach Tausenden. Auch die Einkünfte der Gel-

[1]) Nach dem Russischen in „Das alte und das neue Rußland" Jahrgang 1880, Novemberheft S. 577 bis 582. (Verfasser unbekannt.)

junen sind in einzelnen, z. B. bei Sterbefällen recht bedeutend; den Löwenantheil erhält aber stets der Bakschi. Und wie sollten die frommen Anhänger des Lamaismus nicht den Bakschi ehren? Ist der Bakschi gestorben, so sagen sie von ihm: „burchan boloxan“, d. h. er ist zu einem Burchan, zu einem Gott, geworden; sein Bild wird einem Götterbilde gleich geachtet. Und nach der so ehrenvollen, so einträglichen und den Inhaber zur Stufe eines Gottes erhebenden Würde sollte nicht jeder streben?

Der jetzige Bakschi lebt in einem vortrefflich, nach orientalischem Geschmack eingerichteten Hause. Das an den Tempel (Schome) stoßende Haus ist in zwei Hälften getheilt: in der einen Hälfte empfängt der Bakschi seine Gäste, in der andern schläft er und erfüllt die nöthigen Religionsvorschriften. Die erste Hälfte ist mit Teppichen, gut gepolsterten Möbeln versehen und mit Portraits geschmückt, dem des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des zeitweiligen Hetman und dessen Frau, einiger Generäle und anderer Würdenträger. Auch die Wände sind von einem dortigen Künstler mit Ansichten nicht existirender Städte bemalt. Unter den Portraits vermißten wir das Bild des Erzbischofs Platon, welches dem Bakschi verehrt worden war; es zeigte sich, daß der Bakschi als orientalischer Diplomat das Portrait in einem besondern Hause aufbewahrte, welches fremden Gästen zum Quartier diente.

Die andere Hälfte des Hauses ist zur Ausübung der Religionsgebräuche bestimmt. Und was ist die Beschäftigung des Bakschi? Lange anhaltendes Hocken auf den Fersen nach orientalischer Sitte, unaufhörliches Murmeln von tibetanischen Gebeten, Rauchen von schlechtem Tabak, Verbrennen von stinkenden Räuchermitteln — alles dies und dabei die vollständige Abwesenheit aller Mittel zur Unterhaltung und Zerstreuung müssen auf jeden Menschen ungünstig einwirken. Der Bakschi beklagt sich über stetiges Kopfweh, über Augenschmerzen u. s. w. Die Aerzte, welche er seiner Leiden wegen konsultirt hatte, beschuldigten seine gesundheitswidrige Lebensweise und riethen ihm an, sich zu verheirathen. Das gestattet aber das buddhistische Gesetz nicht.

Ueber religiöse oder wissenschaftliche Gegenstände mit dem Bakschi zu disputiren, war ganz unmöglich. Der Berichterstatter ließ die Bemerkung fallen, daß die Ansicht der Geljunen von der Welt, wonach diese auf einer großen Schildkröte ruhe, sehr sonderbar sei. Der Bakschi lief sogleich fort: er wollte nichts hören; doch kehrte er bald zurück, um sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen.

Im Allgemeinen ist die äußere Lage des Bakschi eine sehr gute: eine vortreffliche Behausung, hinreichende Nahrung, ausgezeichnete Equipage, glänzende Kleidung und eine Beschäftigung ganz nach Belieben. — Aber was ist das alles? Fern ist der Bakschi von der gebildeten Welt, fremd sind ihm die hohen Interessen der Wissenschaft: er ist nur damit beschäftigt, das buddhistische Gesetz (Nom), die Summe alles Wissens, zu erlernen, und mit Eifer giebt er sich dem Studium des Gesetzes hin; als ein zukünftiger Gott sitzt er da und läßt sich von seinen halbwilden Stammesgenossen verehren. Daß außer dem Jahrhunderte alten Gesetz (Nom) noch vieles andere Wissenswerthe existirt, kümmert ihn nicht: er ist glücklich in seiner Unwissenheit; er denkt gar nicht daran, seine Kenntnisse zu vermehren, denn er hat keine Ahnung davon, daß er nichts weiß. Jeder einfache Geistliche einer Landgemeinde weiß bedeutend mehr, als dieser in einer Kutsche fahrende und mit rother Mütze und rothem Gewande bekleidete Großwürdenträger. Trotzdem sieht der Bakschi von oben herab auf die russische Geistlichkeit. Zum Theil tragen aber die Russen selbst die Schuld, weil sie den Bakschi in eine unrichtige Stellung zu der rechtgläubigen Geistlichkeit bringen. Wenn der Bakschi vorüber fährt, so sagt das Volk: „da fährt der Kalmücken-Archierei“ (Bischof). Im Gasthof heißt es: „der Kalmücken-Bischof ist abgestiegen“. Man ladet den Bakschi häufig zu Mittagessen, sowohl von Seiten des Erzbischofs Platon als auch des Hetmans. An großen Buddhisten-Festen werden ihm von allen Seiten mündlich und schriftlich Glückwünsche dargebracht — man huldigt ihm und alle das bleibt nicht ohne Wirkung. Von seinen Untergebenen wird der Bakschi sklavisch verehrt: das Personal seines Götzentempels (Churul) liegt zu seinen Füßen. Ueberdies vollführt jeder Kalmücke und jede Kalmückin mit Vergnügen jegliche Arbeit für ihn, einerlei wie erniedrigend sie ist — sie gilt als eine religiöse That. Dabei hat der Bakschi eine zahlreiche Dienerschaft. Die Mantsch-shik, junge Leute, welche die unterste Stufe der lamaitischen Hierarchie einnehmen, bedienen ihn und arbeiten für ihn. Im Uebrigen sind die Bedürfnisse des Bakschi sehr gering: seine Nahrung ist Fleisch ohne Brot (Machan) und Thee. Im Allgemeinen hat das Leben eines Bakschi für einen Europäer nichts Anziehendes.

Der Bakschi ist des Russischen nicht mächtig und hält es nicht für nothwendig es zu lernen. „Wozu,“ spricht er, „soll ich das? Um einen russischen Brief zu lesen oder zu schreiben, dazu habe ich meine Schreiber.“ Diese Aeußerung ist charakteristisch für den Bakschi, aber auch für die Geljunen, welche meist ebenso denken. Es giebt 120 wirkliche und circa 400 überzählige Geljunen, einfache Priester; hiernach machen die Priester etwa den sechszigsten Theil der ganzen Bevölkerung aus. Allein außer diesen officiellen und halbofficiellen Priestern giebt es noch viele andere. Der Verfasser hält die große Zahl der Priester immerhin für ein Zeichen des Fortschritts, weil sie doch etwas vorgeschrittener in der Kultur sind als der gemeine Mann, und da die Priester dem Kalmücken-Volk als nachahmungswerthes Vorbild dienen, so strebt auch der gemeine Kalmücke danach, die Kultur der Priester zu erreichen.

Im Jahre 1880 ist in der Sotnja Romirowsk bei dem daselbst befindlichen Tempel (Churul) eine Schule eröffnet, welche von 46 Schülern besucht wird, 35 Schüler bilden die untere, 11 die obere Abtheilung der Schule. Einige der Schüler sind schon 20 Jahre alt und verstehen bereits Tangutisch oder Tibetisch, andere auch Kalmückisch zu lesen und zu schreiben. Es kommt vor, daß einige Geljunen Tibetisch erlernt haben, aber ihre Muttersprache, das Kalmückische, weder lesen noch schreiben können. Jetzt fangen sie an Russisch zu lernen, weil in Folge einer Verordnung der russischen Regierung nur diejenigen zu wirklichen Geljunen ernannt werden können, welche genügende Kenntniß der russischen Sprache besitzen. Aus diesem Grunde bemühte sich der jetzige Bakschi um Errichtung einer Schule: alle Mantsch-shik — eine Art niedrigster Tempeldiener — sind, so lange sie die Schule besuchen, von der Militärpflicht befreit. Selbstverständlich haben diese Schüler die gegründetsten Ansprüche darauf mit der Zeit zu wirklichen Geljunen ernannt zu werden. Die Schule selbst steht unter Aufsicht des Bakschi, dem man für seine Bemühungen um Gründung der Schule als Auszeichnung eine goldene Medaille versprochen hat. Dadurch wird er sich sehr geschmeichelt und geehrt fühlen — und glücklich für die ganze Zeit seines Lebens.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Kawkaz“ schreibt, ist am 1. (13.) September dieses Jahres in Kutais die erste Nummer einer wöchentlich einmal erscheinenden grusinischen Zeitung, „Schroma“ (die Arbeit), ausgegeben worden.

— Als wichtigstes Resultat der vom Ingenieur Iwanow ausgeführten geologischen Untersuchung im Zerawschan-Distrikt erscheint die Feststellung der Kohlenreichthümer von Kohistan. Herr Iwanow konstatirte 1. das Vorhandensein eines ausgedehnten und reichen Braunkohlenbeckens, das sich von Rabat am Jagnob bis zum Dorfe Zauran, 10 Werst westlich vom Fort Kschtut, erstreckt; das Becken ist 50 bis 60 Werst lang, seine Breite, die noch nicht überall genau festgestellt ist, erreicht an einigen Stellen 8 Werst. Er entdeckte 2. ein neues, bisher auch den Eingeborenen noch unbekanntes Kohlenlager auf dem linken Ufer des Zerawschan zwischen den Flüssen Woru (oder Kschtut-darja) und Zauran von 10 Werst Länge und 1 bis 3 Werst Breite. Nach der Zahl und Mächtigkeit der vorhandenen Schichten kann man eine beträchtliche Ausbeute an Kohlen erwarten. Das Lager von Kschtut ist mit dem 90 bis 100 Werst entfernten Samarkand durch einen schon jetzt ganz brauchbaren Weg verbunden.

— Anfangs November 1881 ist die Expedition nach der Mündung des Ob nach St. Petersburg zurückgekehrt. Sie bestand aus den Herren Moisejew, Astronom Fuß, dem Aufnehmer beim hydrographischen Departement Bogoljubow; dem Kapitän Dechtinski vom Steuermannskorps, Lieutenant Philipow und Student der Medizin Grinewetzki. Die Expedition war am 15. (27.) Mai von Petersburg abgereist, konnte aber nur durch Vermittelung des Gouverneurs von Tobolsk einen Dampfer auf dem Ob erhalten und am 15. (27.) Juli sich einschiffen, so daß sie erst am 1. (13.) August in Obdorsk ankam, wo ihre Thätigkeit begann. Sie bestimmte 11 Punkte astronomisch, nahm rund 200 Werst mit Instrumenten und außerdem eine Strecke von 200 Werst als Routenskizze vom Dampfer aus auf.

— Sredne-Kolymsk[1]). Von Werchojansk an erhebt sich die Gegend ganz allmälig, wird hügelig und ist von dichtem Wald bedeckt, welcher aus Lärchenbäumen, Espen und Weiden besteht. Denselben Charakter trägt die Gegend auch 300 Werst in der Richtung nach Kolymsk, dann ziehen sich Berge hin, welche schließlich einer großen Ebene mit vielen Seen und Sümpfen Platz machen. An der Grenze des Bezirks von Kolymsk wird die Ebene von einem nicht bedeutenden Bergrücken, dem Kolymskischen, durchschnitten und dann wird die Gegend wieder niedrig, eben, wie besäet mit Seen und Morästen, dazwischen Lärchen und Weiden; Birken und Kiefern sind kaum noch anzutreffen. Oed, menschenleer und traurig ist es hier, eine Woche vergeht, bis man von einer Station zur andern gelangt, weil die Entfernungen der Stationen 200, ja sogar 280 Werst (=Kilometer) betragen. Zum Nachtlager und zur Erholung dienen kleine Hütten, welche 40 bis 60 Werst von einander am Wege dastehen[2]). Jedenfalls ist das Uebernachten in diesen Hütten behaglicher, als in einer jakutischen Jurte, von deren Schmutz und unappetitlichen Bewohnern man sich kaum einen Begriff machen kann. Endlich sind wir in Kolymsk. Das Städtchen liegt an der Kolyma; um die Stadt finden sich zerstreut Seen und Sümpfe, dazwischen Weiden. Häuser giebt es in Kolymsk etwa 70; aber was für welche! Die meisten haben keine Dächer, haben Eisenplatten statt der Fenster und statt eines guten Ofens eine Art Kamin, „Komelek“ genannt. Die Häuser sind unregelmäßig ohne Ordnung aufgeführt: eine alte hölzerne Kirche, zwei Krankenhäuser, eine Schule, ein Verwaltungsgebäude, in welcher die Polizei, das Gericht und verschiedene Behörden untergebracht sind — das giebt der Stadt ihren Charakter. Die Bevölkerung besteht aus Kosaken, sogenannten Kleinbürgern und Ansiedlern; die Beschäftigung ist Fischerei und während des Sommers die Jagd; es giebt weder Zimmerleute noch Schlosser, noch Schmiede. Im Winter ein allgemeiner Winterschlaf, man kann nichts vornehmen als etwa fahren, um Holz und Wasser zu beschaffen. Statt der Pferde werden meist Hunde benutzt; man spannt 6 bis 12 vor einen Schlitten („Narte“). Alle Lebensbedürfnisse sind sehr theuer: ein Pud (circa 16 Kilo) Roggenmehl kostet 8 Rbl. 90 Kop. (circa 18 M.), ein Stück Ziegelthee 3 Rbl. (6 M.), ein Pfund (circa 400 Gramm) des schlechtesten Blättertabaks (Machorka) 1 bis $1\frac{1}{2}$ Rbl. (2 bis 3 M.). Alle Manufactur- und Fabrikerzeugnisse sind fast unerschwinglich, es werden fabelhafte Preise verlangt. Dieses Jahr (1880) ist auch für Kolymsk ein schlechtes — der Fischfang war nicht gelungen, und die Fische sind hier das, was an anderen Orten das Brot ist: man nährt sowohl sich als die Hunde vorherrschend mit Fischen. Zweitens herrschten unter den Thieren verschiedene Krankheiten, Pferde, Renthiere fielen. Schließlich gingen auch viele Menschen an einem heftigen mit starken Seitenstichen verbundenen Fieber zu Grunde. In kaum einem Monate starben 10 Menschen, was für eine so wenig bevölkerte Stadt[1]) einen großen Verlust bedeutet. Einen Arzt hat die Stadt nicht, nur einige Feldscheerer sind daselbst stationirt.

Das Leben in der Stadt entspricht der einförmigen Natur und der Rauhigkeit der hiesigen entlegenen Gegend. Es ist das Leben in einem „Kalten Grab“; es ist schwer, sich vorzustellen, was das für ein Leben ist, und wie die hier lebenden Menschen beschaffen sind. Jakutsk ist nach der Charakteristik eines Kenners — ein großes Gefängniß, Kolymsk nur eine einzelne Zelle. Das ganze hiesige Leben ist auf den kleinlichsten Erwerb gerichtet, jeder sucht den andern so viel als möglich in ganz unanständiger Weise auszubeuten. Die Interessen, das ganze Ziel des Lebens geht darauf aus, Geld zu sammeln: die ganze Thätigkeit in der Familie wie im äußern Verkehr ist nur darauf hin organisirt. Von geistigen, von moralischen Bestrebungen ist nichts zu spüren: das sind hier vollkommen fremde und unbekannte Dinge. Die hiesigen Einwohner sind ausgezeichnet durch eine vollkommene Apathie, durch eine große Kälte; dabei sind sie äußerst sparsam und lästern gern.

Mit vollem Rechte wird Sredne-Kolymsk als ein verlorener Posten bezeichnet!

— Wir brachten in Band XXXIX des „Globus“ (S. 122, 141, 155, 202, 215, 231 und 249) längere Auszüge aus Isabella L. Bird's „Unbeaten tracks in Japan“, welche sich gewiß eben solchen Beifalls Seitens unserer Leser zu erfreuen hatten, wie das Originalwerk ihn sich in England errungen hat, wo es schon drei Auflagen erlebte. Jetzt ist von diesem wirklich guten Reisewerke eine vollständige deutsche Uebersetzung bei H. Costenoble in Jena erschienen unter dem

[1]) Aus einem Briefe, „Sibir“ 1881, Nro. 16.

[2]) Solche Hütten führen in Sibirien den Namen „Powarnyä“, was eigentlich „Kochstube“ bedeutet. Ref.

[1]) Sredne-Kolymsk soll nur 500 Einwohner haben. Ref.

Titel „Unbetretene Reisepfade in Japan" (2 Bd. mit Illustrationen und einer Karte; Preis 10 Mark), welche wir unseren Lesern nochmals empfehlen möchten.

— Alle chinesischen Verkaufsläden — schreibt G. Kreitner (Im fernen Osten S. 541 ff.) — sind nach außen zu in der ganzen Breite offen und von der Straße nur durch ein etwas erhöhtes Trittbrett und einen langen, schmalen Auslagstisch abgesondert. Der Händler nimmt es durchaus nicht übel auf, wenn man sich eine Stunde lang damit beschäftigt, seine Waare zu betrachten, ohne etwas zu kaufen; bemerkt er aber, daß man für irgend ein Stück besonderes Interesse zeigt, so kann man erwarten, daß im Preise auch die Liebhaberei taxirt wird, und das Feilschen zu keinem den Käufer befriedigenden Resultate führt. Man thut dann gut, dem Kaufmann einen Gegenpreis anzubieten und ohne auf dessen verächtliches Lächeln weiter zu achten, fortzugehen. Ist dieser Preis im Verhältniß zur Waare ein nicht allzu geringer, so kann man sicher sein, sie — wenn auch nicht am nächsten, so doch am zweiten Tage zugestellt zu erhalten.

In allen Handelsgeschäften repräsentirt sich der Chinese, besonders dem Europäer gegenüber, als Gentleman; er zeigt ein unbedingtes Vertrauen, und wenn auch seine innersten Gedanken immer den größtmöglichen Gewinn anstreben mögen, so kontrastirt besonders die äußere Abwickelung der Geldgeschäfte mit der angeborenen Habsucht des Volkes in seltsamer Weise. Pünktlich in der Ablieferung der Waare, reell in allen Arbeiten, genau in den Rechnungen, versteht er die Kunden noch durch die Geduld zu befriedigen, mit welcher er auf die Bezahlung wartet. Der Chinese wird nur dann für ein Darlehen einen Schein verlangen, wenn er durch die Erfahrung zum Mißtrauen gezwungen wurde.

Wenn wir nun insgesammt die chinesischen Handarbeiten betrachten, als z. B. Holzschnitzereien, Ciselirarbeiten, Steinschleifereien rc., so steht (an Ort und Stelle) der niedere Preis nicht im geringsten Zusammenhange mit der verbrauchten Mühe und der künstlerischen, sich auf das kleinste Detail erstreckenden Genauigkeit der Arbeit.

Solche Resultate, die in Europa mit Gold aufgewogen werden müßten, wenn sie überhaupt zu erzielen wären, sind nur erreichbar, wenn eine genügende Anzahl anspruchsloser und genügsamer Kräfte vorhanden ist. Und in der That, an solchen Künstlern ist in China kein Mangel. So wie Millionen von Menschen in jenem Lande zufrieden, heiter und glücklich sind, die Tag für Tag ihren Nacken unter centnerschwere Lasten beugen, wenn sie dadurch nur den nöthigen Reis, einige Schalen Thee und den erforderlichen Tabak für die Wasserpfeife erwerben können, so schneiden, schnitzen und schleifen wieder andere Millionen tagtäglich an den erdenklichsten Kunstwerken, denen eine unermüdliche Phantasie immer neue Formen zu verleihen vermag. Eine enorme Konkurrenz drückt den Werth der Arbeit herab; der Einzelne fühlt, weil er von seinem Vater und Großvater nichts Besseres erzählen hörte, kein Bedürfniß nach einer höhern Entlohnung; und weil schließlich in dem großen Reiche weder Luxus noch Liebhaberei und Leidenschaft solche Wurzeln gefaßt haben wie in Europa, so kann China mit vollstem Rechte das Reich der Genügsamkeit genannt werden. Der geringe Lohn läßt dem Arbeiter nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie es anders sein könnte, sondern treibt ihn nur zu regerer Thätigkeit an; rastlos arbeitet er für seinen Herrn, ohne in Erwägung zu ziehen, daß dieser durch seinen Schweiß zum reichen Manne wird; er zieht keine Vergleiche zwischen der ungleichen Vertheilung des Eigenthums, sondern konstruirt vielleicht mehr instinktiv eine scharfe Grenzlinie zwischen der Macht des Goldes und der schwachen Kraft ohne Mittel. Der müßiggehende Arbeiter muß und wird in China verhungern. Wenn zwei Arme den Dienst verweigern, so ersetzen am nächsten Morgen zwanzig andere die verlorene Kraft. Daher stammt die Selbstlosigkeit und Bescheidenheit vom chinesischen Lastträger angefangen bis zum Künstler. Diese Tugenden sind eingewurzelt, sie sind angeboren. Und wenn z. B. in Kalifornien jüngst die amerikanischen Arbeiter vorderhand vergebliche Anstrengungen machten, die massenhaft eingewanderten, fleißigen, unermüdlichen und wohlfeilen Chinesen des Landes zu verweisen, weil sie neben denselben zu Grunde gehen müssen, so beweisen diese Faktoren der Volksbewegung in erster Linie doch nur die grellen Gegensätze zwischen der bescheidenen Genügsamkeit der Chinesen und den verfeinerten Ansprüchen der Amerikaner. Weiter greifende Resultate werden schwerlich erzielt werden können, wenn nicht der Amerikaner die zunächst liegende Abhilfe ins Auge faßt, und diese heißt: Anschmiegung an die Verhältnisse, richtige Würdigung der Konkurrenz.

Die meisten ausgewanderten Chinesen kehren nach mehreren Jahren wieder zurück. Sie verstanden es, so zu sparen, daß sie durchweg den Ruf genießen, vermögende, ja reiche Leute zu sein.

Afrika.

— Aus Abessinien zurückgekehrt, hat Gerhard Rohlfs über seine im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" ausgeführte Reise von Tripolis nach der Oase Kufra nunmehr in dem bei Brockhaus erschienenen Werke „Kufra" Bericht erstattet, die in ihren Umrissen bereits bekannte Geschichte der Expedition ausführlicher dargestellt, Land und Leute in zusammenfassenden Darstellungen behandelt. Besondern Werth erhält das Buch, dem drei Karten beigegeben sind, durch die „Wissenschaftlichen Ergebnisse", welche, von Fachgelehrten bearbeitet, den zweiten Theil einnehmen. Wir finden dort die von Rohlfs und Stecker erkundeten Itinerare, die Brunnentemperaturen und meteorologischen Bebachtungen, sodann von Hann die Resultate der letzteren und die Seehöhen bearbeitet. Prof. Peters berichtet über die gesammelten Amphibien, Karsch über die Gliederthiere und Prof. P. Ascherson giebt eine ungemein fleißige und umfangreiche Zusammenstellung der aus dem mittlern Nordafrika bekannt gewordenen Pflanzen. Aus dem ersten, beschreibenden Theile heben wir Einiges hervor; so die günstige Lage der Oase Sella als Ausgangspunkt für Forschungsreisende (S. 190); das Fortdauern des Sklavenhandels im türkischen Nordafrika (S. 223); die interessante Notiz (S. 222), daß Benghazi bei den Bewohnern von Audschila noch heutigen Tages seinen antiken Namen Berenike in der Form „Bernik" fortführt. Von Wichtigkeit für die Geschichte und die Beurtheilung des Islam ist die Darstellung von der Entstehung und Verbreitung des Snussi-Ordens (S. 280 ff.); fast belustigend die Unterhaltungen mit den scheinheiligen Schinch dieser Brüderschaft (Kap. 14). Dieselbe hat es z. B. verstanden, die nur von Berbern bewohnte Oase Audschila so religiös zu machen und zugleich so herabzubringen, daß Rohlfs den Ort kaum wieder erkannte (S. 220). An Wohlstand, an Reichthum, an Intelligenz haben die Bewohner allerdings nicht zugenommen, aber dafür besitzen sie jetzt auch fast so viel Moscheen wie einzelne große Familien, nämlich 13, und mehr als die Hälfte aller Palmen befindet sich in den Händen der Kirche. Die Einwohner dagegen sind bis auf drei verarmt, und ihre Zahl ist von 4000 auf 3000 gesunken. Die Zahl der Palmen hat sich durch das frühere Lakbi- (Palmwein-) Trinken sehr vermindert — jetzt geschieht dasselbe nur heimlich — und junge Stämme werden nicht in genügender Zahl gepflanzt. „Kurz, Audschila macht den Eindruck der Heruntergekommenheit, aber die Einwohner sind dafür sehr religiös geworden." Erfreulich ist die zum Schlusse mitgetheilte Nachricht, daß die türkische Regierung der Afrikanischen Gesellschaft 16 000 Mark Schadenersatz hat zahlen müssen. Für Reisende enthält Rohlfs' Buch viele werthvolle Winke; daß er aber die Aneroide so empfiehlt (S. 26), erscheint uns nach Whymper's Erfahrungen (s. „Globus" XL, S. 185) doch nicht ganz gerechtfertigt.

— Unlängst wurde der Tod eines jungen französischen

Forschungsreisenden, Henri Dufour, gemeldet, welcher das Gebiet des Cunene-Flusses im südwestlichen Afrika durchstreifte. „Im Oktober 1880 — hieß es — war Dufour mit einer Truppe von Kaufleuten von Omoruru abgegangen. Am Cunene-Flusse angekommen, hielt es die Expedition angesichts der politischen Verhältnisse, in denen sie die Gegend vorfand, für gerathen, umzukehren; allein Dufour beschloß, trotz aller Vorstellungen, die man ihm machte, die Reise allein fortzusetzen. Seitdem hat man ihn nicht wieder gesehen; Kaufleute von Omoruru zogen endlich Erkundigungen ein und erfuhren, daß Dufour von einem mit den Portugiesen im Krieg begriffenen Stamme der Ovambo ermordet worden war. Seine Papiere und Effekten gelangten in den Besitz des Hauses Erkson und Comp. von Omoruru; aber seine Leiche und seine Kleidungsstücke sind nicht wieder gefunden worden." Jetzt bringt das „Athenäum" (Nro. 2819, S. 600) die erfreuliche Nachricht, daß Dufour zwar überfallen und ausgeplündert wurde, aber mit dem Leben davongekommen ist.

— Stanley hatte auf seiner großen Karte von Aequatorial-Afrika den Stanley-Pool von 17° östl. L. von Greenwich schneiden lassen. Wie uns jetzt aus Brüssel mitgetheilt wird, hat er die Länge des Sees, dessen einheimischer Name Nga Mkuma ist, von Neuem bestimmt und zu 15° 47' östl. L. Gr. gefunden, also um circa 1¼ Längengrad weiter westlich. Dadurch wird Savorgnan de Brazza's Behauptung, daß der Congolauf an jener Stelle um circa 2 Grad westlicher liege, als auf Stanley's Karte (s. „Globus" XXXIX, S. 192), ziemlich bestätigt.

— Nach Cape Coast Castle an der Goldküste ist Mitte Oktobers die grausige Nachricht gelangt, daß der König von Aschanti 200 junge Mädchen hat abschlachten lassen zu dem einzigen Zwecke, um ihr Blut mit dem Lehme zusammenzukneten, welcher zur Ausbesserung eines der königlichen Paläste gebraucht wurde. Einem der Opfer gelang es zu entkommen und die keineswegs unglaubliche oder beispiellos dastehende Thatsache den Europäern an der Küste zu melden.

— Der bekannte Reisende Kapitän R. F. Burton hat vom englischen Auswärtigen Amte einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, um die westafrikanischen Goldminen und speciell eine Koncession in Appolonia zu besuchen, welche von einer Gesellschaft unter Burton's Direktorium ausgebeutet werden soll. Man darf von dieser Reise nach jener interessanten, aber lange vernachlässigten Küste, welche noch wenig bekannt ist, obwohl die Europäer dort schon seit länger als vier Jahrhunderten Fuß gefaßt haben, werthvolle Ergebnisse erwarten. Auch Commander V. L. Cameron will eine zweite Reise nach derselben Gegend unternehmen, und zwar wegen der Akonkoo-Goldmine unweit Axim.

Polargebiete.

— In Bezug auf Prof. Nordenskjöld's Telegramm (s. oben S. 288), die Auffindung zweier, vielleicht zur „Jeannette" gehörigen Europäer-Leichen und eines Whisky-Tönnchens an der Jenisei-Mündung betreffend, erklärt die Firma, welche die „Jeannette" verproviantirt hat, daß dieselbe gar keinen Whisky in Fässern an Bord gehabt hat. Vielleicht gehörten die beiden Todten zu einem Handelsschiffe, welches in jenen Gegenden von den Eingeborenen Felle gegen Waffen und Branntwein eintauschte.

— Die auf S. 320 dieses Bandes ausgesprochene Vermuthung, daß der „Rodgers" (vergl. S. 108 d. B.) ebenfalls Wrangel-Land erreichen werde, hat sich bestätigt: ein am 6. November aus dem Norden in San Francisco eingetroffenes Schiff meldet, daß die Boote des „Rodgers" jenes Land umfahren und seine Eigenschaft als Insel festgestellt haben. Verschiedene Theile derselben wurden aufgenommen; von der Spitze eines 2500 Fuß hohen Berges auf Wrangel-Land zeigte sich ringsum nur Meer. Die Eisverhältnisse waren für Erforschungszwecke sehr günstig. Der „Rodgers" wird sein Winterquartier wahrscheinlich in der St. Lawrence-Bai nehmen und von dort im kommenden Juni nach Norden aufbrechen.

Vermischtes.

Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin, Ferd. Dümmler 1881.

Unter der Vorrede nennt sich Adolf Bastian als der Verfasser dieses Werkes, welches ganz den Charakter seiner zahlreichen übrigen Schriften trägt und mit einem wahren Feuereifer für die Sache der Ethnologie plädirt. Die Vorrede umfaßt 18 Seiten und 9 Seiten Anmerkungen dazu; die eigentliche Schrift bringt uns auf 168 Seiten wieder eine große Masse des verschiedensten Materials, welches zum Aufbau der Wissenschaft vom Menschen dient; der Schluß, in Vortragsform gehalten, giebt auf 24 Seiten uns Bastian's Ideen über das mächtige Thema, welches der Titel präcisirt. Hier haben wir eine Art von teleskopischem Vorblick in die Wissenschaft vom Menschen, wie sie dereinst sich aufbauen soll. Bastian ist hier Prophet — und wir glauben seinen Prophezeiungen — und Vorschauer in der Art jener, die mit dem zweiten Gesicht begabt sind. Seine großen Reisen, seine ungeheuer umfassenden Studien, die Sammlungen, die er zusammengebracht und verwaltet, dieses alles kumulirt in ihm eine stoffliche Riesenfülle, die der Einzelne physisch nicht zu verarbeiten vermag. Aber er zieht daraus das richtige Gefühl, sieht im geistigen Auge das Wesentliche, worauf es ankommt. Drückend und lastend auf den Schultern eines Menschen vermag dieser aber das gährende Chaos nicht allein zu bewältigen und zu klären. Es schäumt über nach allen Seiten.

„Wenn es uns im Laufe der Forschungen gelingen sollte, die Fäden genetischer Entwickelung in der transparenten Durchsichtigkeit der Naturstämme zu erspähen, um mit so erlangtem Zauberspruche das gesellschaftliche Leben der Geschichtsvölker und demnach auch unser eigenes zu Selbstbekenntnissen zu zwingen, so werden wir dadurch in den Stand gesetzt sein, den socialen Organismus in naturgemäß normaler Weise zu überwachen und vor pathologischen Abweichungen zu bewahren, wir werden in der objektiven Betrachtung dessen, was der jedesmalige Volksgeist in seinen Schöpfungen am geographisch-politischen Horizonte projicirt hat, das zu Grunde liegende, das zeugende Gesetz verstehen, aus Entstandenem ein Entstehen und in diesem Falle uns selbst als Menschen in der bereits durch alte Orakel geforderten Selbsterkenntniß."

Nöthig dazu sind ethnographische Sammlungen nach jeder Richtung. Hier ist es die höchste Zeit. Bastian mahnt einzuheimsen, so lange es noch Zeit ist, damit unsere Nachkommen nicht die empfindlichsten Lücken finden. „Es brennt in allen Ecken und Enden der ethnologischen Welt, brennt hell, lichterloh, in vollster Brunst, es brennt ringsum. Groß Feuer! und Niemand (?) regt eine Hand." Und dann noch die Mahnung: „Wunderbar überraschende Entdeckungen ruhen im Schoße der Zukunft. Sie sind uns gewiß, wenn wir uns darum mühen wollen, sie sind verloren für immer, wenn jetzt im kritischen Moment des Wendepunktes die Gleichgültigkeit fortdauert."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.